

Globus.

LIII. Band.

Globus.

Illustrirte
Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.



Dreiundfünfzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1888.

Inhaltsverzeichniß.

1. Größere Aufsätze.

Europa.

Asien.

Afrika.

Nordamerika.

Südamerika.

Australien und Polynesien.

Allgemeines.

2. Kürzere Mittheilungen und Notizen.

Europa.

Asien.

Afrika.

Nordamerika.

Südamerika.

Australien und Polynesien.

Polarregionen.

Allgemeines.

nationales Archiv für Ethnographie 255. Canon J. Taylor über den Ursitz der Arier 61. Die geographische Ausstellung zu Brüssel 32. Die Stellung der Chetiter 221. Dampfschiffschnelligkeit zwischen Plymouth und Kapstadt 224. Alte Erd- und Himmelsgloben. Von Prof. Dr. H. Baumgartner 351. Das quantitative Verhältniß des Festen zu dem Flüssigen nach John Murray 144. Ertrag der Fischerei auf der ganzen Welt 224. Der deutsche Geographentag 144. Verschiebung desselben 208. F. von Richthofen über geographische Gesellschaften 96. Die Goldproduktion der Erde 176. Der höchste Berg der Erde 48. Prof. Sepp über den Namen „Kirche" 176. Koranglaube und Kultur 60. Eduard Süß über die Meere 93. Der französisch-algerische Meridianbogen 272. Die 61. Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte 272. Die geographische Verbreitung des Schnees 221. Der Suezkanal 176. M. G. de Lapouge über die Ungleichheit der Menschen 238. Prof. Ebermayer über den Einfluß des Waldes auf die Bodenfeuchtigkeit und Bodentemperatur 176

Deutsche Schutzgebiete.

Dr. Gürich's Reise nach dem Damara-Lande 239. Kaiser-Wilhelms-Land 303. Bischof Parker und J. Blackburn über Ostafrika 174. Die verunglückte Expedition nach Neu-Pommern 368. Rundschau über die deutschen Schutzgebiete 14. 111. 319. Dr. Zintgraff am Elephantensee 175.

3. Bücherschau.

Oskar Baumann, Fernando Póo und die Bube 240. J. von Benko, Reise S. M. Schiffes Zriny nach Westindien 208. Hugo Berger, Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen 64. H. J. Bidermann, Neuere slawische Siedelungen auf süddeutschem Boden 336. Ernst Böttcher, Orographie und Hydrographie des Kongobeckens 208. Karl Brämer, Nationalität und Sprache im Königreiche Belgien 160. Richard Buchta, Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft 368. Curt von François, Die Erforschung des Tschuapa und Lulongo 336. W. Geiger, Die Pamir-Gebiete 160. Georg Gerland, Beiträge zur Geophysik 112. Paul Güßfeldt, Reise in den Andes von Chile und Argentinien 32. F. Hassaureck, Vier Jahre unter den Spanisch-Amerikanern 64. Michael Haberlandt, Der altindische Geist 144. R. Hellgrewe, Aus Deutsch-Ostafrika 208. Ernst Henrici, Das deutsche Togogebiet 256. E. v. Hesse-Wartegg, Kanada und Neufundland 384. O. Heyfelder, Transkaspien und seine Eisenbahn 176. Hölzel's Geographische Charakterbilder 256. Moritz Hoernes, Dinarische Wanderungen 384. H. Kiepert, Uebersichtskarte der Verbreitung der Deutschen in Europa 48. Gustav Leipoldt, Die Leiden des Europäers im afrikanischen Tropenklima 64. A. E. Lux, Die Balkanhalbinsel 304. Ferdinand Lingg's Erdprofil 128. Heinrich Moser, Durch Central-Asien 64. H. Ploß, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde 80. A. H. Post, Afrikanische Jurisprudenz 96. Hermann Roskoschny, Die Wolga und ihre Zuflüsse 176. K. W. Schmidt, Zansibar 288. G. Schweinfurth und F. Ratzel, Emin-Pascha 192. Max Sering, Die landwirthschaftliche Konkurrenz Nordamerikas 128. Hermann Soyaux, Deutsche Arbeit in Afrika 240. Anton Stauber, Das Studium der Geographie 368. W. Valentiner, Der gestirnte Himmel 96. August Weinhold, Die Verbreitung und Herkunft der Deutschen in Schlesien 208. H. Wißmann, L. Wolf, C. v. François, H. Müller, Im Innern Afrikas 336.

4. Illustrationen.

Europa.

Frankreich.

Griechenland.

Skandinavien.

Asien.

China.

Britisch-Indien.

Afrika.

Nordamerika.

Südamerika.

Argentinien.

Chile.

Paraguay.

Peru.

Uruguay.

Australien und Polynesien.

Neu-Holland.

Neu-Seeland.

Fidschi-Inseln.

5. Karten und Pläne.

Mitarbeiter-Verzeichniß.

(Soweit sich dieselben genannt haben.)

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII.



№ 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

An unsere Leser!

Die Veränderung in dem Titel unserer Zeitschrift deutet an, dass mit dem Redaktionswechsel, der sich in der vorliegenden Nummer vollzogen hat, eine theilweise Veränderung ihres Programms Hand in Hand gehen soll.

Bei den ausgezeichneten Erfolgen, deren sich der „Globus" unter seiner verdienstvollen bisherigen Leitung zu rühmen gehabt hat, erschien es uns allerdings nicht im geringsten gerathen, mit den alten Traditionen völlig zu brechen. Nach wie vor gedenken wir also darauf bedacht zu sein, sowohl jedem wirklich Gebildeten eine Fülle von länder- und völkerkundlicher Belehrung und Anschauung zuzuführen, als auch dem Geographen und Ethnologen von Fach mancherlei darzubieten, was ihm neu und anregend ist.

Gemäss der Entwickelung, die unser nationales Leben im Verlaufe der letzten Jahre genommen hat, wollen wir aber daneben in Zukunft einen guten Theil unserer Aufmerksamkeit denjenigen in unser Gebiet einschlagenden Fragen zuwenden, die direct unsere praktischen Interessen berühren.

Braunschweig und Berlin, im December 1887.

Friedrich Vieweg und Sohn. Dr. Emil Deckert.

Der Charakter der Australischen Alpen.

Von R. v. Lendenfeld.

Der Kontinent Australien ist außerordentlich monoton, und derselbe enthält weder besonders hohe Gebirge, noch größere und reichgegliederte Flußsysteme.

Der centrale und südliche Theil liegt in einer Zone, wo überhaupt sehr wenig Regen fällt, und obwohl im Allgemeinen das Klima der südlichen Hemisphäre feuchter und kühler ist wie jenes entsprechender Breiten der nördlichen, so ist es doch im Inneren Australiens außerordentlich heiß und trocken.

An den Küsten regnet es häufiger, jedoch sind die Süd- und Westküste ebenfalls nichts weniger als feucht. Anders verhält es sich mit der Nord- und Ostküste. An der ersteren ist das Klima fast tropisch; hier haben wir zu bestimmten Jahreszeiten, vorzüglich im Spätherbst (Mai), bedeutenden Regenfall. An der Ostküste fällt aber wenigstens viel mehr Regen als an den Süd- und Westküsten. Der ganze centrale Theil mit Ausnahme der südlichen Ecke Australiens dagegen ist so trocken, daß man hier fast von einem Wüstenklima reden muß.

An einzelnen Punkten der Ostküste und im östlichsten Theile der Südküste ist der Regenfall ziemlich bedeutend und erreicht hier und da das jährliche Mittel von 2 m. Wenn wir von der Küste nach dem Innern vordringen, so nimmt die Regenmenge aber sehr rasch ab, und 100 km von der Ostküste entfernt beobachten wir nur noch eine durchschnittliche jährliche Regenhöhe von kaum 500 mm.

In der südöstlichen Ecke Australiens findet sich ein bedeutenderes Gebirge — die Australischen Alpen — welches auf das Klima einen sehr bedeutenden Einfluß ausübt. Der Hauptkamm läuft der Ostküste streng parallel und ist etwa 170 km von derselben entfernt. In dem Hügellande zwischen dem Gebirge und der Küste ist der Regenfall nun sehr unbedeutend, und an einzelnen Orten sinkt er unter 400 mm herab. Auf dem Gebirge selbst jedoch regnet es viel, und hier finden wir Punkte, an denen die jährliche Regenmenge über 1500 mm steigt. Die Alpenkette zieht übrigens nicht nur auf sich selbst eine bedeutende Regenmenge herab, sondern sie ist es auch, welche den bedeutenden Regenfall an der Ostküste zum großen Theile bedingt.

Von den Australischen Alpen zieht ein zwar nirgends sehr hoher aber vielfach verzweigter und weit ausgebreiteter Gebirgszug nach Norden bis Kap York. Die Gebirge von Neu-Guinea werden von Einigen als die Fortsetzung dieser Kette angesehen. Der ganzen Kette entlang fällt auch hier viel mehr Regen als in anderen Theilen Australiens von entsprechender Breite, und der bedeutende, von den Gebirgen herabgezogene Regenfall bedingt die relativ bedeutende Fruchtbarkeit der an dem Fuße derselben ausgebreiteten Landstriche von Neu-Süd-Wales, Victoria und Queensland, obwohl nach dem Inneren zu der Regenfall von dem Gebirge an auch hier so rasch abnimmt, daß einzelne Theile der Murrayebene, welche man von den höchsten Spitzen des Hauptkammes noch sehen kann, außerordentlich an Dürre leiden. Der regenbringenden Wirkung der Alpen verdanken die genannten Kolonien ihren großen Fortschritt den anderen australischen Kolonien gegenüber.

Wenn nun einerseits das Gebirge einen erheblichen Einfluß auf das Klima ausübt und deshalb der gebirgige südöstliche Theil Australiens viel regenreicher ist, wie jeder andere, so übt die bedeutendere Wassermasse im Gebirge andererseits auch einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung des Gebirges selber aus.

Im größten Theile Australiens finden sich überhaupt keine permanenten Flüsse von irgend welcher Ausdehnung, und es ist bekanntlich der ganze centrale Theil von Australien in gar keinem Zusammenhange mit dem Meere. Anders verhält es sich in den Alpen. Die bedeutendere Regenmenge, die durch die niedrigere Temperatur bedingte geringere Verdunstung und vorzüglich auch die von mir beobachtete außerordentliche Quantität des Thaues vereinigen sich zur Bildung größerer und wohlausgebildeter Flußsysteme. Die Hauptwasserscheide von Melbourne bis gegen den Wendekreis hin erstreckt sich auf eine Länge von ungefähr 1700 km fast streng parallel der Küste und bildet somit einen großen nach Ost-Süd-Ost convexen Bogen. Von allen östlichen Hängen der Wasserscheide kommen nun zahlreiche starke Küstenflüsse herab, welche sich an der Ostküste ins Meer ergießen. Die von den westlichen Hängen kommenden Ströme vereinigen sich zur Bildung eines einzigen Flusses — des größten Stromes Australiens, des Murray. Die Hauptwasserscheide fällt indeß keineswegs überall mit Gebirgskämmen zusammen.

Die Australischen Alpen bestehen aus einer Anzahl im Allgemeinen von Süd nach Nord streichender Ketten, welche bogenförmig verlaufen. Alle diese Bogen kehren ihre convexe Seite der Ostküste zu. Sie sind unter einander nicht streng parallel, sondern scheinen von einem Punkte auszustrahlen, welcher etwas östlich von Tasmanien liegt. Die Ketten nehmen nach Osten hin an Höhe zu, bis zur Hauptkette selber, welche die höchsten Spitzen Australiens trägt. Weiter östlich findet sich nur eine einzige, der Küste und dem Hauptkamme parallel vorgeschobene Kette.

Der westliche, westöstlich verlaufende Theil der Wasserscheide ist sehr unregelmäßig und erscheint nicht als eine eigentliche Gebirgskette, sondern besteht nur aus einer Reihe auf einander folgender zufälliger Verbindungen zwischen den an einander gereihten Ketten, welche streckenweise auch an der Bildung der Hauptwasserscheide Theil nehmen.

Nur der östliche Theil der Wasserscheide fällt mit einer Kette zusammen, und zwar mit jener, welche die höchsten Erhebungen enthält und als die Hauptkette angesehen werden muß.

Die Australischen Alpen bestehen vorzüglich aus körnigem Granit, Gneiß-Granit und Gneiß.

Diese Gesteinsarten sind überall durch Uebergänge mit einander verbunden und auf den geologischen Karten der Kolonien schlechtweg als „Granit“ bezeichnet. Es ist wahrscheinlich, daß Laurentische, Cambrische und andere alte Formationen an dem Aufbau dieses „Granits“ theilnehmen.

Außer diesen azoischen Gesteinen findet sich vorzüglich Silur in den australischen Alpen, und zwar erscheint es als brauner, bröckeliger Schiefer und steht überall, wo ich es beobachtet habe, sehr steil oder vertikal. Die Schichten streichen stets von Süd nach Nord und sind der Richtung des Hauptkammes ziemlich genau parallel. Auf der Oberfläche erscheint die Silurformation in Gestalt langer Bänder und Streifen inselförmig im „Granit“, und diese Bänder sind ebenfalls den Ketten parallel.

Außer dem Silur kommt devonischer Kalkstein in einem kleinen Theile des Gebirges vor, nämlich in den Cobberas.

Vulkanische Gesteine — besonders Basalt — bilden ein bedeutendes Hochplateau im südlichen Theile der Bogongkette, und es strahlen ungeheure vulkanische Gänge von den Centren der, jetzt freilich verschwundenen Vulkane aus, welche die großen Basaltablagerungen gebildet haben. Ich habe mehrere Systeme solcher radialer Gänge aufgefunden, so daß ich annehmen muß, daß einst eine ganze kleine Gruppe von Vulkanen und nicht bloß ein einziger in diesem Theile von Australien bestanden hat.

Ich bin geneigt, die thätige Periode dieser Vulkane in die Devonperiode zu verlegen.

Jüngere Formationen wie die devonischen Schichten nehmen an dem Aufbau der Australischen Alpen keinen Antheil.

Die höchste Erhebung des genannten Gebirges und zugleich der höchste Punkt Australiens ist der von mir entdeckte und zuerst erstiegene Mount Townsend in der Kosciusco-Gruppe, welcher 2241 m hoch ist. Mehrere andere Gipfel derselben Gruppe übersteigen wenigstens eine Höhe von 2100 m. In anderen Theilen Australiens findet sich dagegen nirgends ein Berg, der eine Höhe von 2000 m erreicht. In der von mir ebenfalls näher untersuchten Bogong-Gruppe giebt es mehrere Gipfel, welche höher sind als 1800 m, der höchste Punkt, auf welchem ich 24 Stunden zubrachte, 1904 m. Dieser Berg — der Mount Bogong — ist, abgesehen von den Gipfeln der Kosciusco-Gruppe, der höchste, und jedenfalls die höchste Spitze der Kolonie Victoria.

Die meisten Kämme sind abgerundet und normal. Größerer Plateaus giebt es nur zwei: dasjenige der Kosciusco-Gruppe und das Basaltplateau im südlichen Theile der Bogongkette.

Einigermaßen felsig sind einige der Gipfel des Kosciusco-Massivs, der Nordabhang des Mount Bogong und die oben erwähnten devonischen Cobberas sowie die Buffalo-Kette im Westen des Bogongkammes.

Wir müssen annehmen, daß die Australischen Alpen einer Faltung ihre Entstehung verdanken, welche durch einen von Westen kommenden Seitendruck bewirkt wurde. Dieser Seitendruck ist auf die Senkung einer Scholle der Erdkruste in der Gegend des jetzigen centralen Theiles von Australien zurückzuführen. Die Faltung fand während, oder kurz nach der jüngeren Devon-Periode statt. Der kolossale submarine Absturz an der Ostküste von Australien, welcher mit einem Winkel von fast 45° zu der Tiefe von 4000 m herabsinkt, dürfte wohl ein jüngerer Bruch sein.

Die Australischen Alpen sind, wie aus der obigen geologischen Skizze hervorgeht, ein sehr altes Gebirge, — viel älter nicht nur als die europäischen, sondern älter auch als die neuseeländischen Alpen. Die meisten großen Alpenketten auf der Erde sind jünger als der Jura, ja in vielen finden sich sogar Kreidefelsen 4000 bis 5000 m über der Meeresfläche, wie z. B. in der Cordillere am Westrande des amerikanischen Kontinents. Die gewöhnlichen Einflüsse der Atmosphärilien und des sich bewegenden Wassers haben demnach viel länger auf die Australischen Alpen gewirkt wie auf die europäischen und ihr Effekt ist daher ein viel weiter gehender.

Scharfe und schlanke Formen sind fast ganz verschwunden, und von den — einst vielleicht hohen — Gebirgen bleibt nichts als die Basis. Das Kosciusco-Massiv ist ein solcher alter Unterbau; und die jetzigen Erhebungen auf dem über 300 qkm großen und etwa 1700 m hohen, auf allen Seiten von steilen Hängen scharf begrenzten Plateau, welches das Massiv der Kosciusco-Gruppe bildet, sind der Ausdruck von lokalen Verschiedenheiten in der Resistenz des Gesteines. Ich habe dort einen eingekeilten Silurstreifen entdeckt, der dicht unter der Kammlinie und parallel derselben dahin zieht. Dieser ist weicher als der „Granit" und die Ursache einer Depression, die dem Hauptkamme folgt und die in einer Reihe von tiefen Sätteln in den östlichen Nebenkämmen ihren Ausdruck findet.

Das große Plateau, welches eine Ausdehnung von etwa 1200 qkm und eine durchschnittliche Höhe von 1500 m besitzt, und welches auf allen Seiten durch Steilhänge ebenso wie das Kosciusco-Plateau begrenzt ist, verdankt seine Entstehung der schützenden Basaltdecke, welche sich über demselben ausbreitet und welche weit widerstandsfähiger ist, als alles andere Gestein in der Gegend.

Ringsum ist Alles vom Wasser weggeführt worden, aber der vom Basalt bedeckte Theil ist stehen geblieben. Vielerorts ragen die resistenten vulkanischen Gänge über die Umgebung in Gestalt grotesker Felsmassen vor.

Im Detail beobachtet man, daß der „Granit" in der subalpinen Region, wo er vorzüglich der chemischen Wirkung des Wassers und der Kohlensäure ausgesetzt ist, zu abgerundeten Blöcken zusammenschrumpft, während er auf den Gipfeln, wo die Luft wahrscheinlich kohlensäureärmer ist, und wo es oft friert, vorzüglich der sprengenden, mechanischen Wirkung des gefrierenden Wassers ausgesetzt ist und daher zu scharfkantigen, grotesken Trümmern verwittert. Müllers Peak, eine der Spitzen der Kosciusco-Gruppe, welche von mir bestiegen worden ist, besteht aus eckigen, scharfkantigen Fragmenten eines dunklen, körnigen, wirklichen Granits. Auf dem Mount Townsend ist das Gestein lichter gefärbt, quarzreicher und zersplittert, — schieferig, zu plattigen Stücken, — und hier ist das Gestein offenbar kein wirklicher Granit sondern Gneiß.

In den höheren Regionen geht die Abschwemmung vorzüglich an den Hängen, in den tieferen subalpinen Gebieten, wo die Flüsse wasserreicher sind und die Sprengwirkung des gefrierenden Wassers wegfällt, vorzüglich in der Thalsohle vor sich. Deshalb erscheinen die Hochthäler auf den Plateaus flach und breit, jene in der Tiefe schmal und eng.

Auf der Höhe nimmt die Neigung der Hänge nach der Thalsohle hin ab, im tieferen Lande nimmt sie nach unten hin zu.

Ich hoffe auf die von mir in den Australischen Alpen entdeckten Spuren prähistorischer Gletscher und auf die Fauna und Flora der Alpen in einer späteren Mittheilung eingehen zu können [1]).

---

[1]) Nähere Details über meine Reisen in den Australischen Alpen finden sich im Ergänzungsheft Nr. 37 von Petermann's geographischen Mittheilungen.

Im Lande der Campas.

(Mit fünf Abbildungen.)

Es regnet so gut wie nie in dem Küstenlande von Peru, namentlich aber nicht in der Provinz Lima, wo so zu sagen ein ewiger Sommer herrscht — wenn man sich einen Sommer ohne Grün vorstellen kann.

Nur in gewissen Monaten wird der Boden ab und zu von einem niedergehenden, feuchten und kalten Nebel — den sogenannten „garuas" — benetzt. Der Regenschirm aber, den wir Europäer so vielfach in Bewegung zu setzen haben, ist in diesem Lande ein gänzlich unbekannter Luxus.

Wer sollte dessenungeachtet nicht froh sein, wenn er nach einem anderthalbjährigen Aufenthalte in Callao, dem Hauptthafen der peruanischen Küste, dieser staubigen Atmosphäre, diesen kahlen Gebirgen und diesen öden Schilfichten „Valet" sagen darf, um eine Reise nach der Montaña — nach der berühmten peruanischen Waldregion — anzutreten.

Die Eisenbahn, welche die moderne Hauptstadt von Peru mit dem Inneren des Landes in Verbindung setzt, muß als die merkwürdigste auf Erden gelten, sowohl was die Kühnheit ihrer Technik (Siehe Abbildung 1), als auch was ihre Höhe anbetrifft. Die letztere beträgt im „tunel en la Cima" volle 4729 m, bleibt also nur um 81 m hinter der Höhe des Mont Blanc zurück. Die nordamerikanische Gesellschaft, der die Bahn gehört, hat sich zwar verpflichtet, sie bis nach Cerro de Pasco, wo sich die reichsten Silberfundstätten von Peru befinden, auszudehnen, vorläufig aber reicht sie bloß bis zum Dorfe Chicla, das etwa 30 Meilen hinter Callao liegt.



Die Eisenbahnbrücke von Verugas in den peruanischen Anden.

In Chicla gilt es also, sich mit Pferd und Führer zu versehen, um nach seinem ersten Ziele — dem Thale von Chanchamayo — zu gelangen. Die Vorberge der Anden gegen den Stillen Ocean zu sind meist ganz steril, und erst 50 bis 60 km von der Küste und — in einer Höhe von ungefähr 1000 m — fangen sie an, sich mit Gräsern und Sträuchern zu bedecken. In der Höhe von 4000 bis 4500 m ferner bildet das Gebirge weite Plateaus oder „Punas", die mit kurzem Grase bewachsen und von schneebedeckten Bergspitzen überragt sind. Die häufigsten Thiere in diesen Einöden sind Lamas und Heerden von peruanischen Schafen.

Der Paß von Galera, der etwa 5000 m über dem Meeresspiegel liegt, bildet die Wasserscheide zwischen dem Pacifischen und dem Atlantischen Oceane.

Nach dem Dorfe von Palca führt der Weg im Thale von Chanchamayo in einer Höhe von 2700 m zwischen Hecken von Rosen und Mimosen, mit denen „huarangos" und „tantales" voll gelber Kapseln und blauer Glocken abwechseln, hindurch. Am Rande des Gebüsches ist unter vielen anderen Blumen namentlich eine Art Wintergrün und eine kleine grellrothe Orchidee auffällig. Die blaugrauen, dornigen Blätter der Agaven zeigen sich beinahe allenthalben. In dieser Gegend sind kurze, heftige Regengüsse, namentlich vom Oktober bis April, sehr häufig.

Wenige Kilometer ostwärts von Palca bekleiden sich die beiden Abhänge des Thales mit Wäldern, die zuerst sehr dürftig ausschauen, später aber stattlicheren und stattlicheren Wuchs aufweisen. Durch sie gelangt man nach Matichacra, das auf einer schmalen Ebene liegt und nur aus zwei oder drei hölzernen Hütten besteht. Dort findet der Reisende mit Hilfe seines Führers eine Mahlzeit, die aus einem Ragout von Kartoffeln mit „charqui" (an der Sonne getrocknetem Fleische) besteht, nebst einem Trunke „chicha" (einer Art Bier, das aus Mais gebraut wird, und das das Nationalgetränk der Peruaner bildet).

Vier Stunden hinter dem genannten Orte gelangt man am Fuße des Cerro an, und nachdem der Fluß vermittelst einer schmalen Brücke aus Weidengeflecht gekreuzt ist, öffnet sich eine Schlucht, die man als den eigentlichen Eingang in die Montaña von Chanchamayo betrachten kann.

Aus diesem kühlen Grunde, der von bläulichen Felswänden, an denen ein dichtes Flechtwerk von Lianen herabhängt, umrahmt wird, strecken hohe Bäume ihre Aeste empor, als suchten sie das Tageslicht, und der Strom, der sich

heftig an den schwarzen Felsblöcken bricht, füllt die Tiefe mit Schaum. Diese Stelle heißt „Uteu-Yacu“ — eine Bezeichnung, die in der Quichua-Sprache so viel als „weiße Schäume“ oder wörtlicher „baumwollenes Wasser“ bedeutet. Die Schwärme von Papageien, welche beständig über die Schlucht hinüber und herüber fliegen, erscheinen fast wie ein grüner Schleier, der von einer Felswand zur anderen flattert. Am anderen Ende dieser Schlucht kommt man in ein offenes Terrain, wo als ein Zeichen eindringender Civilisation ein kleines Gasthaus (eine sogenannte posada) steht. An den Abhängen der benachbarten Hügel sieht man aus dem Gehölz die Köpfe von zahlreichen hundertjährigen Baumriesen hervorragen. Nachdem der Rio de Chanchamayo diese enge Wiese durchflossen, verliert er sich in der üppigen Vegetation, um endlich hinter den Wäldern vollständig zu verschwinden.

Die „Arrieros“, die mit ihren beladenen Eseln von der Kolonie Chanchamayo kommen, pflegen auf dieser Stelle ihr Lager aufzuschlagen, da sie weiter hinauf, bis nach Matichacra umsonst eine Fläche suchen würden, die für sie und ihre Thiere geräumig genug zum Schlafen wäre, ohne daß sie Gefahr liefen, in den Abgrund hinunter zu rollen.

Die Quichua-Indianer erinnern einigermaßen an die Zigeuner, aber es bestehen zwischen den beiden Volkstypen doch eine Reihe von auffälligen Unterschieden. Das kohlschwarze Haar des Quichua z. B. ist niemals kraus oder lockig, sondern dasselbe fällt gerade herunter über das grobe Filztuch, das ihm als Hauptkleidungsstück dient. Seine Raubinstinkte sind ebenfalls weit weniger ausgeprägt als diejenigen des Zigeuners.

Weiter führt der Weg durch eine zweite Felsenschlucht auf kultivirten Boden. Das Thal erweitert und verengt sich abwechselnd und bildet auf diese Weise eine Reihenfolge von großen, korbähnlichen Becken, welche mit einer überreichen Vegetation erfüllt sind. Die bedeutendsten Haciendas in dieser Gegend gehören Franzosen, und bei ihren wohlhabenden Besitzern genießt der Reisende überall die freundlichste Behandlung und die hingebendste Gastfreundschaft. Das Zuckerrohr wird hauptsächlich in den niedrigen Theilen der Becken, der Kaffee dagegen auf den Hügelabhängen kultivirt. In den Haciendas wird das Rohr meist in Alkohol verwandelt, der von den Indianern der Sierras in gewaltigen Mengen konsumirt wird. Zucker wird daraus nur wenig gewonnen, weil der Transport desselben ein sehr schwerfälliger ist. Während das Zuckerrohr aber in dem Küstenlande von Lima nur dreimal in fünf Jahren geerntet wird, und verhältnißmäßig nicht mehr Ertrag giebt als die Zuckerrübe in Europa, so finden die Ernten bei Chanchamayo aller neun bis zehn Monate statt, und der Ertrag beläuft sich wegen der großen Fruchtbarkeit des Bodens auf mehr als das Doppelte. Daraus kann man ersehen, was diese Region für Aussichten haben würde, wenn sie durch die Handelsstraße, die Lima mit dem Amazonenstrome verbinden soll, einen hinreichenden Abzug bekäme. Hierzu kommt, daß ihr Klima ein sehr gesundes ist, und daß das Wechselfieber, welches an der Küste herrscht, daselbst völlig unbekannt ist.


Quichua-Indianer.

Die Haciendas und „Chacras“ (Bauernhöfe) sind meistens von Baumgruppen umgeben, die alle denkbaren Fruchtsorten tragen: Orangen, Citronen, Granaten &c. Außer Bananen- findet man auch Papaybäume, deren Frucht, einer grünen Melone ähnlich, ein sehr angenehmes Aroma hat. In den Wäldern herrschen Laubbäume von ungeheuren Dimensionen vor. Unter den Palmen ist die Chonta, die von den Wilden zur Herstellung von Bogen und Pfeilspitzen benutzt wird, und der „humiro“ oder Negerkopf namhaft zu machen. Die große, runde Frucht des letzteren liefert das vegetabilische Elfenbein, und die schönen Blätter werden von den Chunchos zu Dächern für ihre Häuser verwendet. Der Federschmuck der Vögel ist unvergleichlich in seiner Pracht und in seinem Farbenreichthum, und von Tschudi wurden nicht weniger als vierhundert verschiedene Vogelarten beschrieben. Als Federwild findet man in dem Chanchamayothal einen schwarzen Pfau, der „Paujil“ genannt wird, sowie die „Para“ und die „Gallina del Monte“ und mehrere Rebhuhnsorten, Enten, Fasanen &c. Auch anderes Wild giebt es in Hülle und Fülle, so: Rehböcke, Pecaris, Tapire und zwei verschiedene Bären (Ursus ornatus, der die kälteren Höhen besucht, und eine andere Art, die Fruchtliebhaber ist und in den Thälern weilt). Der Puma und ein kleiner Tiger, große Schlangen, die mitunter eine Länge von 4 m haben, und endlich drei Arten Affen sind gleichfalls in der Gegend anzutreffen.

Der Fußweg, der durch das Chanchamayothal führt und Bon pasteur genannt wird, liegt in den meisten Gegenden ungefähr 30 m über dem Flusse und ruht vielfach auf großen Balken, welche in die natürlichen Spalten der Felswände eingeklemmt sind. Die Brücken ohne Geländer sind öfters morsch, und der Reisende darf sich nicht eher auf sie verlassen, als wenn sein Pferd oder Maulthier glücklich hinüber ist. Auf vielen Strecken zwischen den Brücken wird der Weg durch die überhängenden Baumäste für den Reiter schwer passirbar gemacht, während sein Maulthier ohne ihn

ruhig darunter wegtraben kann. Die Landschaften, auf welche man von diesem Pfade hinabsieht, sind von einer großartigen Schönheit. Bald sind es Felsenschluchten, die man erblickt, und in deren Tiefe klare Bäche und glänzende Cascaden, von Blumenguirlanden bedeckt, dahin rauschen, und bald sind es lange, dem Schiff einer Kirche ähnliche Gänge, in denen große Sykomoren und Bastbäume die Säulen bilden, und wo das Tageslicht durch die dichte Wölbung von Schlingpflanzen kaum hindurch zu dringen vermag. In diesem Dämmerlicht sieht man dann und wann den Morpho Menelas, einen schönen blauen Schmetterling, flattern, den die Indianer, die an eine Metempsychose glauben, für die Seele eines Verstorbenen halten. Hier und da öffnen sich wieder weite Vistas, wo man tief unter sich den Fluß in seiner Einrahmung von bläulichen Wäldern erspäht.

Die Wilden, die man in diesen Gegenden trifft, gehören dem großen Stamme der Campas oder Antis an. Es sind große Menschen mit bloßem Kopfe und nackten Beinen



Junger Campa-Indianer.

die den Körper in eine Art Toga hüllen — von derselben fahlbraunen Farbe wie ihre Gesichter —, und die in der Hand einen Bogen mit ein paar Pfeilen tragen (S. Abbildung 3). Sie haben im Allgemeinen einen ernsten, unbeweglichen Gesichtsausdruck. Wenn sie gegrüßt werden, geben sie mit freundlicher Miene die Hand, sprechen aber dazu kein Wort.

Unsere nächste Station ist ein verlassenes Kloster nebst einer Gruppe von Palmenhütten, die die ehemalige Mission des „Guten Hirten" (Bon Pasteur) bilden. Der hier gemachte Kolonisationsversuch verunglückte aus einem sehr einfachen Grunde. Die Schäflein, die dem „Guten Hirten" aus Lima folgten, waren in der Hauptsache gerettete Mädchen und Waisen aus dem Kloster. Obgleich nun der Aufenthalt, den er für seine Mission auserkoren hatte, fünf Stunden von den letzten menschlichen Wohnungen weg lag, kamen doch Freier in solcher Menge herbei, daß der „Gute Hirt" es für klug und angebracht, ja für unumgänglich nöthig hielt, seine Schäflein sämmtlich zu verheirathen. Das Resultat war

für die benachbarte Kolonie von Chanchamayo vortheilhafter als für die Mission des „Guten Hirten“, dessen Kaffeeplantagen bald darauf brache dalagen.

Von hier wenden wir uns den Ufern des Rio Paucartambo zu, der sich unweit der Missionsstation mit dem Chanchamayo vereint, um den Perene zu bilden.

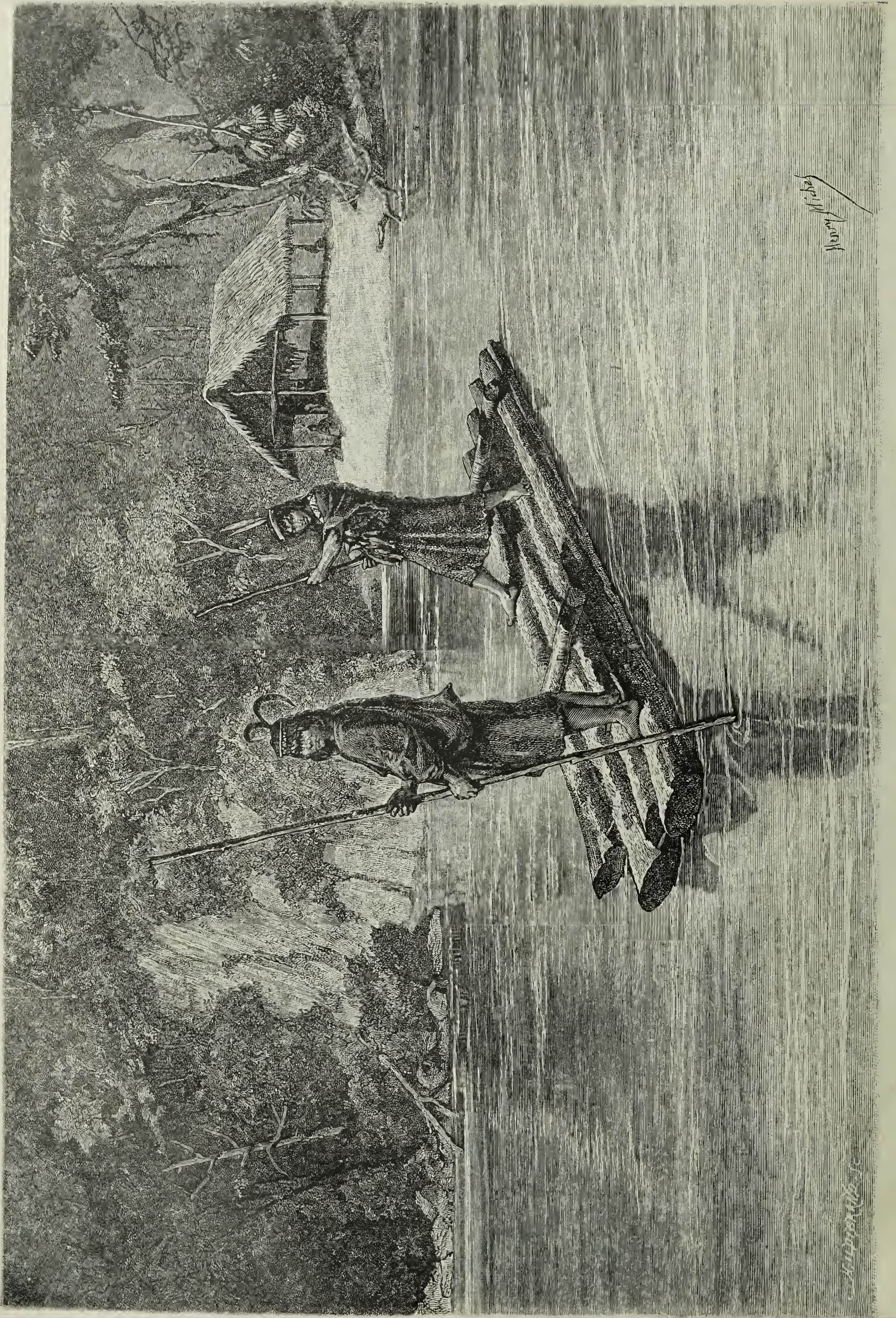
An den Ufern angelangt, treffen wir zwei Campas auf dem Flusse fahrend, die uns eine freundliche Aufnahme zu Theil werden lassen, und die uns einladen, mit nach ihrer Hütte zu gehen. Ihr Fahrzeug ist ein Floß aus rohen Baumstämmen, das durch die Dornen der Chontapalmen zusammengehalten wird, und das so schmal ist, daß vier Personen vermittelst seiner nur mit Mühe über den Fluß hinweggesetzt werden können. Die Hütte der Campas, die sich nahe bei dem Flusse befindet, besteht aus einem schiefen Palmendach, das sich auf Holzpfähle stützt (S. Abbildung 5), sie hat aber weder äußere Wände noch innere Verschläge. Dort warten die Frauen auf die Ankommenden.



Vegetationsbild und Holzfällerei im Campa-Lande.

Ihre Kleidung — das Hauptstück bildet ebenfalls eine lose Kutte — ist von derjenigen der Männer nur durch einen bogenförmigen Ausschnitt über die Brüste unterschieden. Die Jüngeren sind nicht unschön, und häßlich vermag selbst ihre Tättowirung sie nicht zu machen. Sie tragen einen Gürtel aus weißen und schwarzen Getreidekörnern, die im Wechsel an einander gereiht sind, und von demselben hängen Vogelbälge mit schönen bunten Federn herunter.

Die Campas sind durch kindliche Neugier ausgezeichnet, beweisen sich aber übrigens als ehrlich, und für die kleinen Geschenke, die ihnen gemacht werden, bieten sie den Reisenden eine völlig freie Auswahl unter ihren Habseligkeiten. Sie bereiten uns Gästen eine Mahlzeit von Fisch und Wild, die wieder von ihrem Nationalgetränk (der Chicha) begleitet wird. Für einen Europäer, der die Zubereitung dieses Getränkes kennt, gehört aber einige Selbstbeherrschung dazu, dasselbe zu kosten. Die Wurzeln der Yucca werden gekocht



Der Rio Paucartampo.

und zerstoßen und dann aus einem Gefäß in das andere geschüttet. Während dieser Operation aber kauen Frauen, die rings um die Gefäße sitzen, süße Kartoffeln zu einem weißen, halbflüssigen Teige und befördern denselben direct aus ihrem Munde in die gährende Masse. Der Geschmack ist etwas säuerlich und demjenigen des Apfelmost nicht unähnlich. Unter den Fleischsorten wird das Affenfleisch von den Campas am meisten geschätzt.

Am Abend, nachdem die Gäste ebenfalls ihre Plätze zugewiesen bekommen haben, lagert sich die Familie auf die Palmenmatte, die der Hütte zugleich als Teppich dient, zum Schlafen nieder, die Männer auf der einen, die Frauen auf der anderen Seite, während einer der ersteren wacht, um die Uebrigen vor etwaiger Gefahr warnen zu können, und um das Feuer, das in dem „Panguchi" niemals ausgehen darf, zu schüren. (Fortsetzung folgt.)

Kapitän Jakobsen's Reisen im Gebiete der Giljaken und auf der Insel Sachalin.

Von Gymnasiallehrer **Otto Genest.**

II.

Am 7. Oktober 1884 verließ Jakobsen Nikolajewsk auf dem deutschen Dampfer „Doris", um nach Sachalin hinüber zu fahren und dort unter den Ainos, Giljaken und Tungusen Sammlungen zu veranstalten. Sein Reiseplan war folgender: Er wollte den Dampfer bis Due an die Westküste, etwa 50° 40′ nördl. Br., benutzen, von dort aber mit seinen Begleitern in demselben Boote, welches ihn schon den Amur abwärts getragen hatte, an der Küste nach Süden fahren, das Kap Krillon umsegeln und dann über den Aniwa-Busen Korsakowa erreichen, um von hier aus mit Schlitten zunächst an der Ostküste nach Norden zu gehen, dann die Insel zu durchkreuzen und so über das Eis des Tatarensundes wieder auf das asiatische Festland zurückzukehren. Als er von diesem Plane mehreren mit den Verhältnissen bekannten Herren in Nikolajewsk Mittheilung machte, warnten sie ihn dringend vor der Ausführung desselben, indem sie ihn darauf aufmerksam machten, daß die Westküste von Sachalin in der bevorstehenden Jahreszeit ein Gebiet fast fortwährender heftiger Stürme sei, daß ferner sich an dieser Küste wegen ihrer Steilheit nur wenige gute Landungsplätze fänden, und daß endlich die Klippenreihen, welche dem Inselgestade vorgelagert wären, sowie die mächtige Brandung, von welcher die Küste gepeitscht werde, die Fahrt in einem Boote nicht nur höchst gefährlich, sondern geradezu unmöglich machten. Sie widerriethen ihm aus diesen Gründen die geplante Bootfahrt auf das Entschiedenste, und Jakobsen beschloß daher, nicht schon in Due, sondern erst in Mauka, welches etwa unter 47° nördl. Br. an der Westküste von Sachalin liegt, das Schiff zu verlassen und die Bootfahrt anzutreten. Allerdings erwuchs ihm aus dieser Aenderung seines Entschlusses möglicher Weise die Nothwendigkeit, den Besuch der Insel ganz aufzugeben, denn der Kapitän der „Doris" erklärte ihm, daß, wenn in Mauka in Folge hohen Seeganges keine Möglichkeit sei, mit dem Boote ans Land zu kommen, Jakobsen darein willigen müßte, mit ihm nach Wladiwostok oder Japan zu fahren, wohin das Schiff bestimmt war, da es ihm wegen des herannahenden Winters nicht möglich sei, um des Reisenden willen an der Küste von Sachalin festzuliegen und die Gelegenheit zum Landen abzuwarten.

Unter so unsicheren Aussichten also begann Jakobsen seine Reise nach Sachalin. Schon der Anfang derselben war nichts weniger als verheißungsvoll. Der Amur war, wie fast immer in dieser Jahreszeit, ziemlich wasserarm, und so kam es, daß der Dampfer nach mehrstündiger Fahrt gegen Mittag plötzlich fest saß. Er wurde zwar bald wieder flott, aber nur um ebenso schnell wieder auf den Grund zu gerathen, und so war denn die ganze Fahrt am Nachmittage nichts als ein fortwährender Wechsel zwischen Festfahren und Loskommen. Zum Glück fuhr der erfahrene Kapitän nur mit wenig Dampf, und ferner war die Sohle des Strombettes im Ganzen steinfrei, so daß das Schiff ohne Leck davon kam. Aber erst am nächsten Morgen gelangte die „Doris" in das Meer hinaus, da man wegen der Gefährlichkeit des Fahrwassers am Abend vorher Anker geworfen und während der Nacht still gelegen hatte. Die Küste des Festlandes war hoch und steil, während die von Sachalin flach und sandig da lag; an beiden zeigten sich keine Ansiedelungen, wenn auch früher solche von Giljaken am Inselgestade vorhanden gewesen sind. Nach kurzem Aufenthalte in der Castries-Bai — denn das Schiff hielt sich zunächst an der Festlandsküste — gelangte man nach einer ruhigen Nachtfahrt quer über den Sund am frühen Morgen des 9. Oktober nach Due, wo Kohlen eingenommen werden sollten.

Due ist ein Militär- und Gefangenenposten und liegt anmuthig zwischen zwei Hügeln in einem nach der See sich öffnenden Thale. In Folge der in seiner Nähe liegenden Kohlenbergwerke ist der Schiffsverkehr hier ein ziemlich bedeutender, leider aber ist es nur bei ruhigem Wetter möglich, die weit in das Meer hinaus gebaute hölzerne Landungsbrücke zu erreichen. Ueber die Einwohnerzahl giebt der Reisende nichts an; immerhin kann dieselbe für dortige Verhältnisse nicht gering sein, da sich zwei Kirchen in dem Orte befinden. Jakobsen benutzte den Aufenthalt, welchen die „Doris" nehmen mußte, zur Besichtigung des Kohlenbergwerks, welche ihm von dem Befehlshaber der Garnison in zuvorkommendster Weise gestattet wurde. Der Stolleneingang, durch den er in das Bergwerk eintrat, befand sich nur wenige Meter hoch über dem Meeresspiegel und führte in einen sehr engen Schacht, der sich ziemlich steil in das Innere des Berges, in welchem die Mine angelegt war, hineinerstreckte. In diesem Schachte läuft ein Schienenstrang, auf welchem in kleinen Karren, bei deren Fortbewegung sich die Arbeiter sehr tief bücken müssen, die Kohlen an den Ausgang des Bergwerkes geschafft werden. Das Kohlenlager ist nicht sehr mächtig und liegt schräg mit einer ungefähren Neigung von 45°, scheint sich jedoch ziemlich tief in das Innere der Insel hinein zu ziehen. Die Arbeiter, welche in dem Bergwerke be-

schäftigt sind, sind durchweg Sträflinge. Diese werden auch dazu verwandt, die anlaufenden Schiffe mit Kohlen zu versorgen. Es ist das eine Arbeit, die bei dem fast immer hohen Seegange nicht leicht zu bewerkstelligen ist, so daß viele Kohlen bei dem Transport aus den Leichterkähnen in das Schiff in's Meer fallen und verloren gehen. Uebrigens müssen die Mannschaften der Schiffe sehr vorsichtig sein, um zu verhindern, daß die an Bord beschäftigten Sträflinge sich dort verstecken und so ihrer Gefangenschaft entgehen, denn zu Fluchtversuchen haben alle russischen Gefangenen in Sibirien und Sachalin große Neigung, obgleich ihnen besonders beim Herannahen der schlechten Jahreszeit in der Freiheit meist ein viel schlimmeres Loos bevorsteht, als im Gefängniß.

Am Abend des 9. Oktober, nachdem die nöthigen Kohlen an Bord genommen waren, setzte die „Doris" ihre Fahrt nach Süden fort. Schon jetzt wehte ein scharfer Nordwind und herrschte hoher Seegang; am folgenden Tage aber steigerten sich beide Schwierigkeiten, und es schien unmöglich, die Landung bei Mauka unter diesen Verhältnissen auszuführen. Trotzdem wurde sie nördlich von dem genannten Orte bei einem russischen Dorfe Namens Kusunai versucht, und obgleich die Küste steil und die Brandung an ihr und an dem vorliegenden Riff ganz gewaltig wüthete, gelang sie über Erwarten gut. Auch am nächsten Tage war dem Reisenden das Glück hold; das Wetter klärte sich auf, und die Reise konnte mit mehreren Unterbrechungen, welche durch den Besuch von an der Küste liegenden Ainodörfern verursacht wurden, den ganzen Tag hindurch in südlicher Richtung fortgesetzt werden. Aber schon am folgenden Tage wendete sich das Blatt, indem stürmisches Wetter und hohe See eintrat, welche dem Reisenden und seinen Begleitern an den beiden folgenden Tagen nur mit Mühe vorwärts zu kommen gestattete und sie am dritten vollständig an der Fortsetzung der Fahrt hinderte. Glücklicher Weise fanden sie ein Obdach in einer einsamen und von ihren Bewohnern zur Zeit verlassenen Ainohütte und konnten ein in der Nähe gelegenes Dorf leicht erreichen und sich von dort her verproviantiren, so daß sie gegen die Unbilden der Witterung und gegen Entbehrungen während der sieben Tage, welche sie hier zubringen mußten, einigermaßen geschützt waren. Am achten Tage endlich hatte sich der Wind so weit gelegt, daß sie es wagen konnten, wieder in See zu stechen, und ihr Muth wurde dadurch belohnt, daß sich das Wetter immer mehr und mehr besserte, so daß sie am 21. Oktober Abends ohne besondere Gefahr Mauka erreichten.

Mauka ist ein Ainodorf von ungefähr 20 Hütten, in deren Mitte sich ein englischer Kaufmann angesiedelt hatte, der einen lebhaften Handel mit Dorschen, Häringen und Seekohl unterhält. An ihn war Jakobsen empfohlen, und daher suchte er ihn sogleich auf, um sich seiner Unterstützung bei seinen Sammlungen zu versichern. Er hatte auch gehört, daß dieser Herr eine große Autorität unter den Ainos von Mauka besitze. Leider aber traf der Reisende den Kaufmann — Denbigh war sein Name — nicht zu Hause, da derselbe in Geschäften nach Korsakowa gereist war. Da er jedoch nach der Aussage seiner Frau, welche eine Japanerin war, in Kurzem zurückkehren sollte, so folgte Jakobsen der an ihn gerichteten Einladung, in dem Hause des Engländers seine Ankunft zu erwarten. Das Wetter war in den nächsten Tagen ungünstig; es regnete fast unaufhörlich und der Wind steigerte sich zu orkanartiger Heftigkeit, wie das in dieser Jahreszeit an der Westküste von Sachalin häufig vorkommt. Leider wird durch diese Stürme auch häufig Unglück angerichtet; zwei Wracks, welche im Jahre 1883 an einem Tage vor Mauka gescheitert waren, lagen noch als ein Spielball der Wellen am Strande. Theils durch dieses schlechte Wetter, theils durch die Hoffnung auf die Rückkehr des Herrn Denbigh, welche, wie man immer von Neuem versicherte, jeden Tag erfolgen konnte, ließ sich der Reisende bewegen, bis zum 3. November in Mauka zu verweilen, ohne daß er im Stande gewesen wäre, während dieses Aufenthaltes irgend einen kalten Tag zu konstatiren, wenn auch mehrere Male dichter Schneefall eintrat. Endlich am genannten Tage fuhr Jakobsen ab, traf aber bald darauf mit Denbigh zusammen und kehrte mit ihm noch einmal nach Mauka zurück, um mit seiner Unterstützung bei den dortigen Ainos Einkäufe zu machen, weil er auf eigene Hand fast nichts hatte erhalten können. Nachdem er seinen Zweck vollständig erreicht hatte, brach er am 9. November zum zweiten Male von Mauka auf, obgleich das Wetter wieder sehr stürmisch war, und gelangte am Abend zu dem kleinen Ainodorfe Tokombo (46° 30′ nördl. Br.).

Die ganze bis jetzt befahrene Westküste von Sachalin wird von Felsenriffen begleitet, welche bald in einfacher, bald in doppelter Reihe in einer Entfernung von etwa 20 bis 30 Faden und weiter dem Strande ziemlich parallel verlaufen. Zwischen ihnen und der Insel ist das Meer fast stets ruhig, und es würde daher das beste Fahrwasser abgeben, wenn nicht der Wasserstand ein außerordentlich flacher wäre. An einzelnen Punkten kann man fast trockenen Fußes von der Insel zu den Klippen gelangen, an anderen Stellen wiederum schwankt die Tiefe des Wassers zwischen 30 und 60 cm, während Orte mit größerer Tiefe nur außerordentlich selten vorkommen. Daher ist die Fahrt mit kleinen und leichten Booten zwischen der Insel und den Riffen fast unmöglich, noch viel mehr aber mit einem so stark beladenen, wie das des Reisenden war. So ist man denn gezwungen, im Allgemeinen außerhalb der Riffe zu rudern, und das ist besonders deshalb im höchsten Grade gefährlich, weil man bei plötzlich auftretendem Sturm — und diese plötzlichen Sturmerscheinungen sind dort nicht selten — keinen Schutz finden kann. Buchten sind in den Riffen nur selten vorhanden, und Einschnitte, durch welche man an das schützende Ufer gelangen könnte, giebt es ebenfalls nur in geringer Anzahl. Daher pflegen selbst solche Leute, welche die Küste und ihre Verhältnisse genau kennen, die Bootreise an derselben nur in der guten Jahreszeit und bei ruhigem Wetter zu unternehmen, ein Umstand, der erst recht deutlich hervortreten läßt, wie groß das Wagestück war, das der Reisende bei dieser Fahrt unternahm.

Schon am Mittag des folgenden Tages — am 10. November — mußten sie südlich von Tokombo ihre Fahrt von Neuem unterbrechen, weil ein Sturm heraufzog, der, als sie kaum ihr Boot ans Ufer gezogen hatten, unter furchtbarem Schneegestöber losbrach und die Wellen so hoch hinauf an das Land schleuderte, daß sie ihr Boot nur dadurch vor der Gefahr, weggerissen zu werden, bewahren konnten, daß sie es eine ganze Strecke vom Ufer entfernten. Glücklicher Weise lag an ihrem Landungsplatze eine Strohhütte, wie sie die Seekohl sammelnden Koreaner und Japaner an der Küste von Sachalin häufig errichten. Diese bot Jakobsen und seinen Begleitern ein allerdings ziemlich luftiges Obdach, und der nahe Wald lieferte Brennholz in Fülle. Das letztere war um so erwünschter, als die Kälte, welche bisher nur wenig bemerkbar gewesen, empfindlich zu werden anfing. Dagegen war es schwer, die nöthigen Nahrungsmittel, besonders Fische, herbeizuschaffen, weil der Fang in der letzten Zeit schlecht gewesen war, und die Bewohner der nächsten

Ainodörfer entweder gar keine, oder doch nur ſo wenige beſaßen, als ſie für ſich ſelbſt nöthig brauchten. Der Sturm hielt — wenn auch nicht mit immer gleicher Heftigkeit — bis zur Nacht vom 19. zum 20. November an, und erſt am 21. November war die See ſo ruhig, daß Jakobſen den Aufbruch wagen konnte, nachdem er anderthalb Wochen unthätig hatte feſtliegen müſſen. Die Fahrt an dieſem und dem nächſten Tage war wenig ſtürmiſch und dabei intereſſant durch den Anblick des reichen Thierlebens, welches ſich an der Küſte entwickelte.

Das Meer wimmelte von Walfiſchen, welche zu Hunderten ſichtbar wurden, in Rudeln dicht an das Boot heranſchwammen und deſſen Inſaſſen durch die Gefahr, umgeworfen zu werden, ängſtigten. Die mächtigen Thiere hielten ſich deshalb ſo dicht an der Küſte der Inſel, weil ſie auf eine Art von Stinten, die in großen Schaaren in der Nähe des Landes dahinzogen, Jagd machten. Auch Seelöwen waren in großen Mengen vorhanden. Ein Uferfelſen, welcher von den Ainos wegen ſeiner Form für die Verſteinerung eines Rieſenpanzers gehalten wird, war von Seelöwen vollſtändig bedeckt, da die Thiere ſich dort hin vor den Walfiſchen geflüchtet hatten. Die Reiſenden konnten der Verſuchung nicht widerſtehen, auf die plumpen Thiere, welche ſie im Vorbeifahren wüthend angrunzten, zu ſchießen, ohne jedoch etwas auszurichten, da ſie nur Schrotflinten beſaßen. Offenbar aber nahmen die Seelöwen ſchon dieſen Verſuch eines Angriffs ſehr übel, denn, kaum waren die Schüſſe verhallt, ſo wälzten ſie ſich von dem Felſen in das Meer und verfolgten das Boot mit furchtbarem Gebrüll, ſo daß die Reiſenden ihnen nur mit Mühe entkamen.

Nicht lange darauf kam das Leuchthaus in Sicht, welches die ruſſiſche Regierung auf Kap Krillon hat errichten laſſen. Dieſes Kap iſt ein in der Form eines unregelmäßigen Vierecks in das Meer vorſpringendes Plateau, welches von zwei Hügeln überragt wird, von denen der eine das Leuchthaus und die hölzernen Wohngebäude für die dienſtthuenden Soldaten und Matroſen trägt. Rings herum fällt das Ufer ſteil zum Meere ab, und nur auf der Weſtſeite befindet ſich eine niedrige Landeſtelle, welche noch durch den Umſtand einen beſonderen Werth erhält, daß ſie von einem vorgelagerten Riffe gegen den Andrang der unruhigen See geſchützt iſt. Die Ainos fürchten ſich faſt alle vor der Umſegelung des Kaps, an deſſen Fuße die Brandung gewaltig toſt, und landen deshalb gern an dieſer Stelle, ziehen ihre Kähne quer über das Plateau und laſſen ſie auf der anderen Seite in das Waſſer der Ainobucht hinabgleiten. Auch die in der Begleitung Jakobſen's befindlichen ſprachen ſich für die Ausführung dieſes Experimentes aus, der Reiſende aber war wegen der Schwere ſeines Bootes anderer Meinung, und in der That gelang die Umſchiffung der gefährlichen Stelle ohne nennenswerthe Schwierigkeiten. Den Nachmittag und die folgende Nacht blieben die Reiſenden dann als Gäſte der Beſatzung des Poſtens liegen und wurden mit der größten Freundlichkeit behandelt, da alle froh waren, einmal etwas von der Außenwelt zu hören. Unter gewöhnlichen Verhältniſſen bleibt ja dieſes Leuchthaus volle ſechs Monate von allem Verkehr abgeſchnitten. Am folgenden Mittag, wo die Luft ſo klar war, daß man die gegenüberliegende Küſte von Jeſſo deutlich erkennen konnte, wurde dann die Fahrt nach Korſakowa fortgeſetzt und nach Ablauf von drei Tagen, um Mittag des 26. November, beendet.

Das Ufer der Aniwabucht, an welchem ſie dahinfuhren, fiel ſtellenweiſe hoch und ſteil zum Meere ab, während es an anderen Punkten wieder ſich langſam zum Waſſerſpiegel hinabſenkte. An dieſen Stellen würde man gewiß einen weiten Blick in das Innere des Landes gehabt haben, wenn nicht die hart am Ufer beginnenden Nadelholzbeſtände, welche hier die Dichtigkeit von Urwäldern erreichen, hindernd entgegengetreten wären. Mehrere größere Flüſſe und eine Menge von kleinen, ſchnell fließenden Bächen durchſchnitten die Küſte — unter jenen auch der Truotaga, welcher vom Aniwabuſen nach Mauka aufwärts führt. Auch dieſe Küſte von Sachalin iſt von Riffen begleitet, welche in einer Entfernung von ungefähr 1 km mit dem Strande parallel verlaufen. Dadurch wird ein breiter und auch für größere und ſchwerer beladene Boote gut fahrbarer Kanal gebildet, welcher namentlich bei Nordweſtwind ſo ruhiges Waſſer hat, daß man glaubt, auf einem Fluſſe, nicht aber auf dem Meere, zu fahren. Während der Fahrt allerdings, welche Jakobſen hier unternahm, lagen die Verhältniſſe ungünſtiger. Es wehte ein mäßiger Gegenwind, der aber völlig ausreichte, das Vorwärtskommen zu erſchweren und den Reiſenden mehrmals zu zwingen, die ihn begleitenden Ainos und ſeinen goldiſchen Dolmetſcher ans Land zu ſetzen und durch ſie das Fahrzeug weiter ziehen zu laſſen. Von ſtehenden Niederlaſſungen wurde während dieſer dreitägigen Fahrt faſt keine Spur bemerkt; nur am Truotaga ſtand ein kleines Giljakendorf von wenigen Hütten. Dagegen ſah man häufig einzelne kleine Häuschen am Strande, wie ſie von den zum Fiſchfange hier weilenden Koreanern, Japanern und Ainos angelegt zu werden pflegen. Das Thierleben im Meere war auch hier ſehr reich, ebenſo wie an der Weſtküſte, und Walfiſche und Seelöwen zeigten ſich wieder in großen Schaaren.

Nach ihrer Ankunft in Korſakowa wurden die Reiſenden von dem Gouverneur von Süd-Sachalin, dem Oberſt Bogorowitſch, auf das Liebenswürdigſte empfangen, obgleich ſie in Folge der letzten Wochen in ihrem Aeußeren ſehr heruntergekommen ausſahen. Dieſelbe freundliche Aufnahme fanden ſie auch ſonſt überall bei den Honoratioren des Ortes, wie denn der Reiſende überhaupt die Zuvorkommenheit der ſibiriſchen Ruſſen aus beſſeren Ständen und beſonders die der höheren Beamten nicht genug zu rühmen weiß. Korſakowa, welches zugleich Militärpoſten und Deportationsort iſt, liegt ebenſo wie Due höchſt anmuthig in einem kleinen Thale an den Abhängen zweier Hügel, an der Oſtküſte des Aniwabuſens. Es iſt der Mittelpunkt für die Verwaltung des ſüdlichen Sachalin und beherbergte zur Zeit von Jakobſen's Anweſenheit in etwa 60 Häuſern ungefähr 700 Bewohner, von welchen etwa 250 Soldaten waren, während der Reſt mit Ausnahme einiger Civilbeamten und Geſchäftsleute aus Verbannten beſtand. Die letzteren zerfallen in zwei Klaſſen; entweder nämlich ſind ſie wegen politiſcher Vergehen oder geringerer Kriminalverbrechen zur Anſiedelung verurtheilt, oder ſie werden wegen ſchwerer Verbrechen im Gefängniß internirt gehalten. Die Verbindung des Ortes mit der Außenwelt iſt ſchon im Frühling und Sommer, wo er in jedem Monat nur zweimal von den Poſtdampfern angelaufen wird, eine höchſt mangelhafte; im Herbſte und Winter aber exiſtirt außer einer zweimaligen Hundeſchlittenpoſt nach Due nicht der geringſte Verkehr, ſo daß der Oberſt Bogorowitſch nicht ganz Unrecht hatte, wenn er Korſakowa dem Reiſenden gegenüber als ein von Gott und Menſchen verlaſſenes Neſt bezeichnete. Um ſo mehr ſcheinen die Bewohner des Poſtens darauf bedacht zu ſein, ihr Leben zu genießen; wenigſtens herrſchte während

der Anwesenheit Jakobsen's eine solche Fülle von geselligen Vergnügungen, daß sie diesem fast zu groß wurde. Nicht nur traf man einander in den Häusern der einzelnen Honoratioren, sondern es wurden sogar Concerte und theatralische Vorstellungen arrangirt, bei welchen Soldaten und Verbannte mitwirkten, und so blieb fast kein Tag ohne Vergnügungen. So angenehm Jakobsen dieselben nach den Anstrengungen der Seereise zunächst auch empfand, so widerstrebte ihm doch der starke Genuß geistiger Getränke, besonders des Branntweines, dem die russischen Officiere und Beamten im Uebermaße huldigten.

In der Umgegend von Korsakowa sind auch einige russische Bauern angesiedelt, welche jedoch in Folge ihrer Trägheit und Trunksucht selten vorwärts kommen; die meisten Bewohner der umliegenden Dörfer aber bestehen aus Verbannten, die auch im Inneren der Insel ziemlich zahlreich vertreten sind. Jakobsen hat den Eindruck gewonnen, daß die Gefangenen auf Sachalin sich über ihr Loos nicht beklagen können. Ihre Wohnungen, welche aus Holzbaracken bestehen, sind allerdings bisweilen nicht geräumig genug für die Menge der Insassen, indeß ist man in dieser Richtung bemüht, Wandel zu schaffen. Andererseits ist die Verpflegung mit Speise und Trank nicht nur reichlich, sondern auch gut, und in manchen der Verbrecherdörfer befinden sich Badehäuser mit so vortrefflicher Einrichtung, daß sie einer europäischen Großstadt zur Ehre gereichen würden. Gewiß ist diese Fürsorge für die Verbannten sehr anerkennenswerth, doch scheint die Milde gegen dieselben bisweilen auch zu weit getrieben zu werden. So erzählt der Reisende, daß einflußreiche Persönlichkeiten in Korsakowa der Meinung waren, daß zwei Sträflinge, welche ein altes Ehepaar ermordet und beraubt hatten, nicht etwa hingerichtet, sondern mit 100 Knutenhieben bestraft werden müßten, weil das gleiche Verbrechen auch in einem anderen gleichen Falle nicht strenger geahndet worden wäre. Die Folge dieser falsch angebrachten Milde ist dieselbe wie auf dem sibirischen Festlande; die Sträflinge lassen ohne Furcht vor der Strafe ihren verbrecherischen Neigungen gern die Zügel schießen, sie suchen, wo sich ihnen irgend Gelegenheit bietet, zu entfliehen und brandschatzen dann in der abscheulichsten Weise die einzeln liegenden Niederlassungen der russischen Bauern, besonders aber die Dörfer der Eingeborenen, welche hier deshalb ebenso feindselig gegen sie gesinnt sind wie im Amurlande. Uebrigens möge in diesem Zusammenhange noch die Bemerkung Platz finden, daß in Korsakowa selbst über so schwere Verbrechen wie das oben genannte nicht abgeurtheilt werden darf, sondern daß derartige Fälle der Entscheidung der Gerichte in Due oder Alexandrowsk auf dem Festlande unterstehen.

Der Aufenthalt in Korsakowa war für Jakobsen trotz aller Freundlichkeit, welche er erfuhr, ein sehr peinlicher, da er vom 26. November bis zum 30. December währte, also einen Zeitraum, während dessen der Reisende die Ostküste von Sachalin hätte besuchen, die Insel durchkreuzen und wieder auf das Festland hätte zurückgelangen können, wenn die Verhältnisse günstiger gewesen wären. Aber Jakobsen war in seinen Dispositionen von zwei Faktoren abhängig, die er nicht beherrschte. Zunächst war es nöthig, daß reichlicher Schneefall und strenge Kälte eintrat, damit die nöthige Bahn für eine Schlittenreise durch das Innere entstände; beides aber ließ bis zur Mitte des December auf sich warten. Ferner aber hatte ihm der Oberst Bogorowitsch entschieden abgerathen, auf eigene Hand die Fahrt nach Due zu unternehmen, weil an der Ostküste keine oder nur sehr wenige russische Soldatenposten beständen, und weil daher die Ainos durchaus nicht geneigt sein würden, ihm zu Hilfe zu kommen, während er doch ohne deren Unterstützung sicherlich seinen Zweck nicht erreichen würde. Vielmehr gab ihm der Oberst den Rath, sich der nächsten nach Due abgehenden officiellen Schlittenpost anzuschließen, deren Abreise Ende December erfolgen würde, denn als Insasse dieser Post würde er erstens sehr schnell vorwärts kommen, weil die begleitenden Beamten für pünktliche Beförderung zu sorgen hätten, und außerdem würde er, gestützt auf die Autorität jener Beamten, seine Einkäufe mit Leichtigkeit besorgen können. Aus diesen Gründen mußte sich denn der Reisende wohl oder übel entschließen, bis zum 30. December in Korsakowa auszuhalten, weil erst an diesem Tage die Post ihre Reise antrat.

Der Weg führte in nördlicher Richtung zunächst eine kurze Strecke am Meere entlang und bog dann in das Thal eines kleinen Flusses — Sussuja — ein, der in vielen Windungen zu einem aus Nadelhölzern und Birken zusammengesetzten dichten Walde aufwärts führte, den man erst am nächsten Tage wieder verließ. Auffallend waren dem Reisenden in diesem eine große Anzahl von hohen und starken Bäumen, wie er sie in Sachalin nicht zu finden geglaubt hatte. An diesen beiden sowie an dem dritten Tage traf man nur auf wenige menschliche Niederlassungen, welche entweder Gefangenen oder Ainos als Wohnsitze dienten. Bis dahin war der Weg recht gut; am letzten Tage waren sogar 50 Werst (circa 50 km) zurückgelegt worden. Das wurde aber am nächsten Morgen anders; trotzdem erreichte die Expedition am Abend die Station Manue an der Ostküste der Insel (etwa 48° nördl. Br.). Von hier aus begann ein außerordentlich schwieriger und gefahrvoller Theil der Fahrt. Der Weg führte hart am Meere hin, dasselbe war aber erst mit einer dünnen Eisdecke überzogen, welche noch nicht im Stande war, beladene Schlitten zu tragen, so daß also an ein Ausweichen vor Hindernissen nach dieser Seite hin nicht zu denken war. Ebensowenig aber war das nach der anderen Seite hin möglich, denn hier erhoben sich in zusammenhängender Linie steile Felswände von 40 bis 60 m Höhe. Die Straße war an vielen Stellen so abschüssig, daß die Schlitten häufig umschlugen und außerdem war sie auch mit übereisten Steinblöcken sowie mit Schollen besäet, welche letzteren die Brandung ans Land geworfen und hier und da förmlich aufgethürmt hatte. Und doch war dieser Theil des Weges noch gut zu nennen gegenüber demjenigen, den man am Nachmittage desselben Tages in Angriff nahm. Von einer Straße war hier nichts mehr zu sehen, die beeisten Steinblöcke wuchsen zu Felsen, über welche die Hunde ohne menschliche Hilfe nicht hinüberkommen konnten, und wenn bisher die Thiere die Schlitten und ihre Insassen vorwärts gebracht hatten, so mußten die letzteren jetzt jenen denselben Dienst leisten. Die Schlitten, von welchen man die Hunde löste, mußten über die Felsen hinübergehoben werden und erlitten dabei natürlich vielen Schaden, und dasselbe Experiment mußten die Reisenden auch mit den Hunden machen. Einmal sperrte ein unübersteiglicher Fels vollständig den Weg; man mußte sich entschließen, den Weg über das dünne Eis des Meeres zu nehmen, und obgleich alle Schlitten einbrachen und auf wenige Augenblicke versanken, gelang es doch, wohlbehalten wieder an Land zu kommen. Man hatte das Gepäck dadurch geschützt, daß man wasserdichte Decken darüber gespannt hatte, und in der That blieb jenes auch von der Nässe unverletzt; bei der strengen Kälte aber, welche herrschte, gefroren die Schlitten sogleich zu großen Eisblöcken, deren

Transport über die Felsen nun erst recht große Schwierigkeiten machte. Wie furchtbar der Weg gewesen war, den die Expedition an diesem Tage hatte machen müssen, geht daraus hervor, daß, als man am Abend um 7 Uhr in einem Dorfe Rast machte, eine Strecke von 15 Werst in 12 Marschstunden zurückgelegt worden war.

Auch der folgende Tag brachte die Expedition nicht weit vorwärts, weil man, um die Gefahren der Küstenfahrt zu vermeiden, einen Fluß als Weg benutzte, dessen Eis so glatt war, daß die Hunde auf ihm kaum Fuß fassen konnten, und weil ferner ein dichter Wald, durch welchen sich die Straße weiter hinzog, noch größere Hindernisse bot. Der in demselben liegende Schnee war nämlich so lose, daß er erst mit den Schneeschuhen festgetreten werden mußte, ehe man ihn als Fahrbahn benutzen konnte. Als man daher am folgenden Tage erfuhr, daß die Schwierigkeiten an der Küste nicht mehr in dem Maße vorhanden seien wie früher, bog man wieder nach Osten um, und nachdem man den Strand erreicht hatte, folgte man ihm bis Taraika, und traf daselbst nach fünftägiger Fahrt am Abend des 10. Januar ein. Auch dieser letzte Theil des Weges war in mancher Hinsicht sehr beschwerlich gewesen, namentlich hatten die Reisenden aber durch die enorme Kälte, welche allmählich eingetreten war, und durch Mangel an Lebensmitteln für sich und die Hunde zu leiden, weil in den wenigen Aino-niederlassungen, die passirt wurden, fast gar keine Fische vorhanden waren. Um so wohler that ihnen der Aufenthalt in Taraika, wo Jakobsen zwei Tage in dem gastfreien Hause eines russischen Kaufmannes Aufnahme fand.

Taraika liegt im innersten Winkel des Terpjenija-busens, welcher bekanntlich durch die Ostküste der schmaleren Südhälfte und die Südküste der breiter vortretenden Nordhälfte von Sachalin gebildet wird. An dieses weite Meeresbecken schließt sich in nördlicher Richtung noch eine kleinere Bucht an, die mit jenem durch eine schmale Meerenge in Verbindung steht, und an eben dieser Meerenge liegt Taraika. Seine Lage ist insofern günstig, als sie den Zugang zu dem bedeutendsten Flusse der Insel, dem Boronai[1]), beherrscht, welcher in der Richtung von Norden nach Süden läuft und mit seinen oberen rechten Zuflüssen bis in die Nähe von Due führt. Da das Gebiet, welches der Boronai durchströmt, im Allgemeinen eben, der Wasserreichthum des Flusses ziemlich groß, und seine Tiefe bis auf 30 bis 40 km oberhalb seiner Mündung überall $2\frac{1}{2}$ bis 3 m ist, so ist er für japanische Dschunken sehr gut schiffbar und wird von ihnen auch viel befahren. Ende April beginnt mit dem Aufgehen des Eises die Flußschiffahrt und sie dauert bis in den November hinein. Die Japaner suchen den Fluß besonders deshalb gern auf, weil er reichen Ertrag für den Fischfang liefert. Im Sommer ist er von vielen Delphinen belebt, welche vom Meere aus in ihm emporsteigen, im Winter aber fängt man in ihm eine besonders große Art Schmelz. Auch an der Küste in der Umgebung von Taraika haben japanische Fischer zahlreiche Stationen angelegt, von denen aus sie während des Sommers ihr Gewerbe betreiben. Sie fangen hier namentlich verschiedene Lachsarten, welche sie auf der Stelle in ihren Schiffen einsalzen und nach Japan einschiffen. An die russische Regierung müssen sie für das Pud (16,4 kg) frisch gefangener Fische 5 Kopeken Abgaben zahlen, so daß dem Staate zwar eine ganz beträchtliche Einnahme aus diesem Aufenthalte der Japaner erwächst, daß aber die Ainos ihrer Beute dadurch verlustig gehen und leicht dem Hunger im Winter ausgesetzt sind.

Dem Flusse Boronai folgte der Weg, den Jakobsen am 13. Januar wieder antrat, auf einer langen Strecke. Er war im Allgemeinen gut; bald benutzte man das Eis des Stromes, bald aber verließ man den Fluß wieder, um nicht alle seine zahlreichen Windungen mitmachen zu müssen. Die Anwohner des Flusses sind nicht mehr Ainos, sondern Orokos, ein tungusischer Stamm, über den unten noch weiter die Rede sein wird. Die Gegend war zunächst flach und zeigte Steppencharakter, und nur hier und da wurden einige Bäume sichtbar. Später aber fuhren die Reisenden durch dichten Nadelholzwald, der sich besonders am linken Ufer des Stromes ausbreitete, wo auch eine niedrige Hügelkette emporstieg. Am vierten Reisetage wechselten die beiden Landschaftsformen mit einander und ebenso am fünften, nach dessen Verlaufe die Expedition den russischen Posten Tiennowa oder Nikowski erreichte, wo eine längere Rast gehalten wurde, um den durch Hunger und Anstrengungen ermüdeten Hunden eine Erholung zu gönnen, denn auch in den während der letzten Tage passirten Ortschaften waren nur wenig Fische zu haben gewesen. Uebrigens gab es zwischen Taraika und Nikowski (etwa 50° 20′ N.) nur wenige Niederlassungen, so daß die Expedition dreimal die Nacht im Freien hatte zubringen müssen, während das Thermometer stets über 20° R. unter dem Gefrierpunkte wies und am 17. Januar sogar auf — 28° fiel.

Tiennowa oder Nikowski ist eine Verbrecherstation, in welcher sich zur Zeit von Jakobsen's Besuch 300 Sträflinge und 130 russische Soldaten befanden, während in der Umgebung auch eine Anzahl von Freigelassenen wohnten, die jedoch mit dem bäuerlichen Gewerbe, das sie treiben, nicht recht vorwärts kamen. Das Gefängniß und alles, was mit ihm zusammenhing, war, wie sich Jakobsen durch eine Besichtigung überzeugte, im besten Zustande, und die Leiter der Anstalt bewiesen dem Reisenden durch ihre Liebenswürdigkeit, wie angenehm ihnen in ihrer Einsamkeit der Besuch civilisirter Menschen war. Nikowski bildete damals den Endpunkt der Telegraphenlinie, welche Sachalin mit dem Festlande verbindet, doch plante man schon, wie Jakobsen berichtet, die Weiterführung der Leitung nach Korsakowa. Bemerkt sei noch, daß, obgleich die Kälte in der Umgegend der Station eine bedeutende ist, doch der Bambu noch in der Stärke eines Fingers angetroffen wird. Dasselbe Leiden, welches der Reisende schon bisher von Korsakowa an hatte erdulden müssen — den Mangel an Fischen für die Hunde — sagte man ihm auch für den Rest seiner Inselreise vorher, ja man sprach sogar die Befürchtung aus, daß er keinen seiner Hunde lebendig nach Nikolajewsk bringen würde. Die Stimmung, in welcher er die Weiterreise antrat, war daher nicht die beste, besonders da er sich in den Tagen vorher den rechten Fuß verletzt hatte und die Kälte unverändert eine grimmige blieb. Auch trug der Umstand nicht zur Aufheiterung für ihn und seine Genossen bei, daß die nächste Wegstrecke als eine besonders unsichere galt, weil gerade in dieser Gegend viele schwere Verbrecher angesiedelt waren. Dennoch kamen sie ohne Unfall über dieselbe hinweg und erreichten am folgenden Tage die Wasserscheide zwischen dem Boronai und Tymi, welcher letztere nach Norden strömend etwa unter 52° 10′ N. an der Ostküste in den Nyjbusen fällt. Von dem Punkte aus, wo die Expedition den Kamm des wasserscheidenden Gebirges überschritt, hatte man eine weite Aussicht nach Norden und Süden, und es zeigte sich dem Reisenden hier besonders die muldenförmige Bildung

[1]) Der Name Ty, welcher sich hier und da auf den Karten findet, ist in Sachalin selbst ganz unbekannt.

der nördlichen Inselhälfte, indem die weiten Tiefebenen der beiden genannten Flüsse im Osten und Westen von mehr oder weniger hohen Gebirgsketten flankirt und so von den umgebenden Meeren getrennt werden. Am wenigsten hervorragend erschien die Küstenkette zwischen der Mündung des Tymi und dem Nordende der Insel, doch war sie auch dort vorhanden. Die muldenartige Vertiefung des Inneren erlitt nur durch die eben erstiegene Wasserscheide eine Unterbrechung. Dieser Höhenzug steigt von Süden her allmählich empor, während er nach Norden hin ziemlich jäh abfällt, so daß die Reisenden bei der Thalfahrt die Kufen ihrer Schlitten mit dicken Stricken umwinden mußten, um ein allzu schnelles Hinabgleiten zu verhindern.

Nach Ueberwindung dieses Hindernisses näherte sich die Expedition der Westküste von Sachalin, die auf guten Wegen in nördlicher Richtung verfolgt wurde. Hier gab es in den Dörfern auch Fische in Menge, so daß die Hunde neu gestärkt in vollem Maße ihre Schuldigkeit thaten. Nur einmal noch mußte die Reise in einem Giljakendorfe auf einen Tag unterbrochen werden, weil ein so furchtbarer Schneesturm ausbrach, daß man an die Fortsetzung der Fahrt nicht denken konnte. Die letzte Nacht auf der Insel brachte Jakobsen in dem früheren Soldatendorfe Pogobi zu, welches auf der Ostseite der schmalsten Stelle des Tatarensundes lag, und am Morgen des 28. Januar betrat er wieder den Boden des asiatischen Festlandes, nachdem er fast vier Monate auf Sachalin zugebracht hatte.

Von dieser Zeit entfallen auf die Reise von Due bis Korsakowa 47 Tage, auf den Aufenthalt im letzteren Orte rund ein Monat, und dieselbe Zeit wurde von der Reise bis auf das Festland in Anspruch genommen. Unter den ersten 47 Tagen, welche Jakobsen auf und in der Nähe der Insel zubrachte, befanden sich fast 30 Sturmtage, so daß das Urtheil über die Ungunst einer herbstlichen Reise an der Westküste von Sachalin durch die Erfahrung Jakobsen's Bestätigung fand. Dagegen war die Kälte während dieser Zeit im Allgemeinen erträglich und der Schneefall nicht sehr bedeutend. Während des Aufenthaltes in Korsakowa war das Wetter im Allgemeinen ruhig und angenehm; stärkere Kälte zeigte sich erst gegen die Mitte des December und ebenso wurde erst seit dieser Zeit der Schneefall sehr stark. Endlich waren auf der Schlittenfahrt durch die Insel nur zwei Tage zu verzeichnen, welche starken Schneefall brachten, während die Kälte außerordentlich heftig auftrat. Trotzdem wurde sie noch übertroffen durch die Temperatur, welche zu gleicher Zeit an der Mündung des Amur herrschte; zuverlässige Leute gaben dem Reisenden die tiefste, dort mehrere Tage hinter einander herrschend gewesene Temperatur auf — 41° R. an.

Wenn man alle die Gefahren und Strapazen, welche Jakobsen auf der Expedition nach Sachalin erduldet hat, in Anschlag bringt, so wird man ihm die Anerkennung nicht versagen, daß er mit geringen Mitteln Tüchtiges geleistet hat und im Dienste der Wissenschaft, speciell des Museums für Völkerkunde zu Berlin, eine aufopferungsvolle Thätigkeit entwickelt hat.

Kürzere Mittheilungen.

Rundschau über die deutschen Schutzgebiete.

Die Entwickelung unserer südwestafrikanischen Kolonie, die sich so lange als eine werthlose „Sandbüchse" hat verhöhnen lassen müssen, verspricht plötzlich eine Wendung zu nehmen, die manchen Gegner der jungen deutschen Kolonialpolitik zu bekehren geeignet sein dürfte. Es sind daselbst, wie unter Anfang November aus Kapstadt gemeldet wird, große Goldlager entdeckt worden, die Aussicht auf reiche Ausbeute gewähren, und zwar sowohl in mehreren mächtigen zu Tage stehenden Quarzriffen, als auch in dem Sande des Swakop-Flusses, in einem Abstande von 70 bis 160 km von der Walfischbai.

Man wird nun nicht so sanguinisch sein dürfen, zu erwarten, daß sich das deutsche Südwestafrika dadurch über Nacht in ein zweites Kalifornien verwandeln werde. Dazu sind in der Landesnatur zu mannigfaltige Hindernisse gegeben. Immerhin könnte die Geschichte Südwestafrikas von jetzt ab leicht einen Verlauf nehmen, der eine ganze Reihe von Anklängen an die Geschichte des berühmten amerikanischen Goldlandes bietet. Wo auf Erden hätte sich denn das Gold nicht als ein mächtiger Magnet bezüglich der menschlichen Wanderungen und Unternehmungen bewährt!

Was die Goldfundstätten auf dem Boden des deutschen Südwestafrika aller Wahrscheinlichkeit nach in erster Linie bewirken werden, ist: daß sie Arbeitskräfte in das Land ziehen. Ist dies aber einmal geschehen, so werden sich bald verschiedene andere Hilfsquellen herausstellen, die in dem Boden schlummern, und man wird ohne Weiteres daran gehen, dieselben praktisch nutzbar zu machen. Die Goldminen werden es beispielsweise viel besser als die Kupferminen ermöglichen, Wasser aus größeren Fernen herbeizuleiten, und dieses Wasser wird natürlich außer dem bergmännischen Betriebe auch dem landwirthschaftlichen seine Dienste leisten können. Sodann eröffnet sich aber auch durch die Goldfunde mit einem Male eine viel bessere Perspektive auf die Ausstattung des deutschen Südwestafrika mit modernen Verkehrslinien, und auf den Anschluß dieser Verkehrslinien an diejenigen des britischen und portugiesischen Südafrika und der holländischen Bauernrepubliken. Doch wir wollen das südwestafrikanische Zukunftsgemälde nicht weiter ausführen, als mit den realen Thatsachen verträglich ist.

Was die Geschichte der wichtigen Entdeckung betrifft, die der deutsche Reichskommissar Dr. Göring auf Grund eigener Anschauung in ihrem vollen Umfange bestätigt hat, so ist es interessant zu erfahren, daß dieselbe durch den Engländer Stevens eigentlich schon vor 30 Jahren gemacht worden ist. Erst als die deutsche Flagge über dem betreffenden Gebiete wehte, ist sie aber von den Söhnen dieses Mannes, denen derselbe sein Geheimniß anvertraut hatte, weiter verfolgt worden.

Um eine bessere öffentliche Sicherheit in dem Goldlande herzustellen, hat Dr. Göring übrigens bei der deutschen Reichsregierung die Organisirung einer berittenen Polizei vorgeschlagen, nach Art derjenigen, wie sie sich bei den holländischen Bauern und in den englischen Kolonien (besonders in Britisch-Südafrika und in Canada) so vorzüglich bewährt hat. Namentlich den räuberischen Gewohnheiten der Namaqua, die bisher auch die Viehzucht in dem Lande sehr beein-

trächtigten, soll dadurch in wirksamer Weise ein endliches Ziel gesetzt werden.

In Kamerun und Togoland ist man eifrig beim Exploriren, und wenn unser Volk für die Mühen und Opfer, die es am innersten Winkel des Guinea-Golfes, östlich und westlich von der Mündung der prächtigen Niger-Bennë-Schiffahrtsstraße, aufzubieten im Begriffe steht, auch niemals irgend welchen materiellen Gewinn ernten sollte — wie es manche Unglückspropheten so gern sehen würden —, so müßte uns doch in jedem Falle die Art und Weise, in der wir die deutsche Afrikaforschung an diesem wichtigen Punkte koncentrirt sehen, mit großer Genugthuung erfüllen. Die drei Stationen welche die deutsche Reichsregierung neuerdings in dem äquatorialen Afrika errichtet hat, versprechen in dieser Hinsicht viel. Unterstehen dieselben doch Männern, die sich durch ihre Entdeckerfahrten bereits große Lorbeeren erworben haben: die Station zu Batanga dem wackeren Lieutenant Kund (unter Beiordnung des Zoologen Weißenborn und des Botanikers J. M. Braun), diejenige am Elephantensee dem Dr. E. Zintgraff, und diejenige in dem Togo-Lande endlich dem Lieutenant François und dem Dr. Wolf. A. Kund ist bereits an seinem Ziele angekommen, und von ihm werden wir daher aller Wahrscheinlichkeit nach in Bälde wieder zu berichten haben.

Ein Bericht, den der Lehrer Christaller über seine Erfolge in der im Februar 1887 eröffneten Elementarschule zu Kamerun erstattet, läßt den Fleiß und Lerneifer der schwarzen Duala-Jugend in sehr günstigem Lichte erscheinen, während dagegen die Väter sich ziemlich störrisch und untraktabel zeigen, und während der Unterricht an 20 Tagen wegen Krankheit des Lehrers ausgesetzt werden mußte. Es wiederholt sich die Geschichte von Moses und den alten Israeliten, wie es scheint! Die Alten müssen erst aussterben!

Aehnlich wie in dem äquatorialen Westafrika liegen die Dinge auf Neu-Guinea und auf dem Bismarck-Archipel. Auch dort gilt es zunächst vor allen Dingen noch zu forschen und zu prüfen, welcher Art die natürlichen Reichthümer des Landes sind, und wie dieselben am zweckmäßigsten nutzbar gemacht werden können. In dem Kaiser-Wilhelmslande ist gleichfalls Gold entdeckt worden, ein Goldfieber, wie in Südafrika, ist dadurch aber nicht entstanden. Im Uebrigen wird unter dem Admiral Schleinitz eifrig an der Untersuchung und Aufnahme der Küste gearbeitet — wovon namentlich die schönen Karten des Hauptmanns Dreger Zeugniß geben —, es werden Versuche gemacht, in das Innere einzudringen, Dr. Hollrung, Dr. Schneider und Dr. Schrader legen botanische und zoologische Sammlungen an 2c.

Als Stützpunkte dieser Operationen dienen die vier bestehenden Stationen am Finschhafen, am Konstantinhafen und am Hatzfeldhafen (in Kaiser-Wilhelmsland), sowie bei Mioko auf Utuan (Bismarckarchipel). Bezüglich der wirthschaftlichen Ausbeutung der Kolonie bieten sich der Neuguinea-Kompagnie nach wie vor gute Aussichten, wenngleich die genannten feuchtwarmen Küstenplätze zuvörderst auch nichts weniger als gesund heißen mögen. Daß eine künstliche Sanitirung dieser Orte möglich sein wird, stellen die Erfahrungen, die die Holländer in Batavia und anderweit gemacht haben, ziemlich außer Zweifel. Die Kompagnie hat, um den Plantagenbau einzuleiten, ihre Ländereien zunächst auf dem australischen Markte feilgeboten.

In Ostafrika hat die Reise des Dr. Peters vor allen Dingen eine günstige Wirkung auf die Beziehungen zu dem Sultanat Zansibar ausgeübt, und außerdem ist es der ostafrikanischen Plantagengesellschaft auch gelungen, Grundbesitz auf der Insel zu erwerben, indem die große Plantage Kibueni durch Kauf in ihre Hände übergegangen ist.

Aus dem portugiesischen Afrika.

Man darf behaupten, daß das Eintreten Deutschlands in die Reihe der Kolonialmächte einen außerordentlich befruchtenden Einfluß auf die Entwickelung des gesammten Kolonialwesens ausgeübt hat. Auch diejenigen europäischen Nationen, die ihren überseeischen Besitz bislang mit einer offenbaren Gleichgültigkeit betrachteten und behandelten, und in deren Kolonien die Dinge in Folge dessen in eine sehr üble Lage gerathen waren, haben sich mit einem Male aufgerafft und angeschickt, die Kulturmission, zu der sie sich durch die Occupation weiter Landstriche in den fremden Welttheilen verpflichtet haben, in ehrenvollerer und erfolgreicherer Weise als bisher zu erfüllen.

In vorderster Reihe unter diesen Nationen steht die portugiesische.

Den Hebel ganz an der richtigen Stelle ansetzend, ist dieselbe vor allen Dingen dazu geschritten, ihre Besitzungen in das Netz der interkontinentalen Schnellverkehrslinien hineinzubringen, und es ist ihr dies auch bereits in einem sehr hohen Grade gelungen. Im Verlaufe von wenigen Jahren sind beinahe alle ihre Kolonien mit submarinen Kabelleitungen ausgestattet worden, und ebenso hat der Eisenbahnbau in der neuesten Zeit große Fortschritte in ihnen gemacht. Das neueste Ereigniß von bedeutender Tragweite, das in dieser Beziehung zu verzeichnen ist, ist die Fertigstellung der Eisenbahn von der Delagoa-Bai nach der Grenze der südafrikanischen Republik (Transvaal), die dem Beschlusse der Boeren gemäß alsbald eine Fortsetzung nach den Boeren-Hauptstädten Pretoria und Bloemfontein erhalten soll. Ebenso hat man auch die Herstellung einer Schienenstraße von Loanda, im Thale des Bengo aufwärts, nach Ambaca in Angriff genommen.

Daß die transoceanische portugiesische Macht, die in ein sehr bedenkliches Wanken gekommen war, dadurch in Afrika wieder auf einen viel festeren Fuß gestellt werden wird, ist selbstverständlich. Ebenso werden dadurch aber auch die betreffenden Gebiete einer besseren wirthschaftlichen Zukunft entgegengeführt werden. Während die Ansiedelungen der Weißen in dem portugiesischen Afrika früher in einem beständigen Rückweichen in der Richtung auf die Küste hin begriffen waren, so verspricht die materielle und geistige Kultur der Kaukasier nunmehr auch hier wieder tiefer und tiefer in den schwarzen Erdtheil einzudringen. E. D.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In dem Kaukasus hat der Engländer Douglas Freshfield eine Reihe von Hauptgipfeln bestiegen, darunter namentlich den 5100 m hohen Tetnuld. Gleichzeitig erhalten wir von M. Smirnoff in dem „Bulletin“ der naturforschenden Gesellschaft zu Moskau einen interessanten Beitrag zur kaukasischen Gletscherkunde. Nach den Smirnoff'schen Tabellen liegen die untersten Gletscherenden in der Elbrus-Kette 2504 m hoch, in der westlichen Adai-Choch-Kette 2176 m, in dem

Hochthal von Jugur 2266 m, an dem Osthange des Kasbek 2898 m, an dem Nordhange dieses Berges 2238 m, am Großen Ararat 2776 m und am Schach-Dagh 3162 bis 3194 m. Der Kaukasus bildet hiernach, wie nicht anders zu erwarten, bezüglich seiner Vergletscherung und bezüglich der Lage seiner Schneelinie den strengen Uebergang zwischen den europäischen Alpen und dem asiatischen Thianschan und Hindukusch. Daß der westliche Kaukasus eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Himalayagebirge zeigt, insofern als die Schneelinie am Südhange erheblich tiefer liegt als am Nordhange, ist bekannt.

Asien.

— Die französischen Reisenden Bonvalot, Capus und Pepin (Vergl. „Globus" Bd. 52, S. 271) sind nach ihren Wanderungen in Badakschan und Russisch- und Chinesisch-Turkestan glücklich auf dem Boden Britisch-Ostindiens angelangt, um von da die Heimreise nach Europa anzutreten. Ihre kostbaren wissenschaftlichen Sammlungen haben sie leider aus Mangel an Kameelen und sonstigen Transportmitteln zum Theil in Centralasien zurück lassen müssen, und nur die botanische Sammlung haben sie in der Hauptsache in Sicherheit gebracht. Daß die eingehenden Berichte, die die drei Herren demnächst zu veröffentlichen gedenken, mancherlei Neues über das angegebene Forschungsgebiet enthalten werden, kann keinerlei Zweifel unterworfen sein.

— Ueber das Klima des Chinesischen Reiches veröffentlicht G. Thirring in der Meteorologischen Zeitschrift (Jahrg. 1887, S. 279 ff.) eine Abhandlung, die die Untersuchungen H. Fritzsche's und A. Woeikoff's in sehr willkommener Weise ergänzt, und der wir deshalb auszugsweise Folgendes entnehmen: Die maximale Sommerwärme ist durch das ganze ungeheure Gebiet eine merkwürdig gleichförmige, während dagegen die maximale Winterkälte in den verschiedenen Distrikten eine durchaus verschiedene ist. Die größte Julihitze ist in den nördlich gelegenen Orten (in Taku 37,2° C.) kaum um einen Centigrad geringer als in den südlich gelegenen (in Wuhu 37,8°); die größte Januarkälte nimmt dagegen in der Richtung nach Norden, sowie in der Richtung von der Küste nach dem Binnenlande sehr rasch zu, und dieselbe beträgt in Wuhu (am Jangtsekiang) — 7,2°, in Kiukiang (ebenfalls am Jangtsekiang) — 10° und in Taku (am Peho) — 17,2°. Das Jangtsekiangthal, aus dem zum Theil vierjährige Beobachtungen vorliegen, hat ein ausgeprägtes Kontinentalklima, dasselbe ist aber nicht ganz so excessiv wie dasjenige der ungarischen Ebene. In Tschönkiang liegen die Extreme um 39,5°, in Wuhu um 45°, in Kiukiang um 46,7° und in Haukou um 46,1° aus einander. Im Allgemeinen ist dem chinesischen Klima ein kurzer, aber strenger Winter eigen. Die Fröste beginnen in der Regel erst im December und hören bereits gegen Ende Februar wieder auf. Was die Niederschläge betrifft, so sind dieselben im Süden und an der Küste viel reichlicher als im Norden und im Inneren. Bei Kanton belaufen sie sich auf 120 bis 150 cm, bei Peking aber nur auf 50 bis 60 cm, und im Inneren giebt es weite Gebiete, die als nahezu regenlos bezeichnet werden müssen. Der Winter ist durch den alsdann vorherrschenden Nord- und Nordwestwind (in Folge des hohen Luftdruckes über dem Kontinente) außerordentlich trocken, beständig und klar, der Sommer dagegen durch südliche Winde (in Südchina durch den Südwest, und in Nordchina durch den Süd und Südost) feucht und veränderlich. Das Klima der ostasiatischen Inseln — insbesondere Formosas — weicht natürlich von demjenigen des Festlandes erheblich ab. E. D.

Afrika.

— Mr. Montagu Kerr, bereits bekannt durch seine 1884 ausgeführte Reise vom Kap nach dem Zambesi und Njassa-See, ist, mit Empfehlungsbriefen des Marquis von Salisbury an das britische Konsulat in Zansibar, und mit Instrumenten von der Kgl. Geographischen Gesellschaft versehen, am 24. November 1887 nach Zansibar abgereist, um von dort auf eigene Kosten eine Reise quer durch Afrika anzutreten. Sein Plan geht dahin, durch das Land der Masai nach dem Nordende des Victoria-Njanza und von da nach Wadelai, Emin-Pascha's Station, vorzudringen. Weiterhin will er seine Route bis zu einem gewissen Grade nach Emin's Rathschlägen einrichten, gedenkt aber westwärts zum Tsad-See und von da zum Niger vorzudringen. Seit der Rückkehr von seiner letzten Expedition hat sich Kerr nach Kräften im Gebrauche von wissenschaftlichen Instrumenten geübt, auch soll er völlig vorbereitet und im Stande sein, selbst in den fanatischsten mohammedanischen Gebieten als Moslem aufzutreten. R. K.

— Aus dem Lager Yambuga an den Aruwimi-Fällen, das Henry M. Stanley vor seinem Aufbruche von dort zur Sicherung der Verbindungslinie mit dem unteren Kongo errichtete, und das er dem Major Barttelot unterstellte, sind neuere Nachrichten eingegangen, denen zufolge die Emin-Entsatz-Expedition am 8. Juli noch wohlbehalten ihrem Ziele zustrebte. Das Lager Barttelot's erhielt am 14. August Verstärkung durch die Herren Troupe, Ward und Bonny und zählte eine Besatzung von 246 wohldisciplinirten Leuten — vorwiegend Zansibaris. Sollte Tippoo Tib, der sich bekanntlich sehr zweifelhaft verhält, das Lager ernstlich bedrohen, so ist Major Barttelot entschlossen, in den Spuren Stanley's am Aruwimi aufwärts zu marschieren. Die Kommunikation per Dampfer (die Fahrt hin und zurück) erfordert zwischen Yambuga und Leopoldville etwa 8 Wochen. Der Kongostaat scheint durch Tippoo Tib in eine immer üblere Lage zu gerathen, und falls es Stanley — eventuell mit Emin-Pascha — nicht gelänge, von Wadelai südostwärts nach Zansibar vorzudringen, so könnte er auf seinem Rückwege über Yambuga und Leopoldville leicht in eine bedenkliche Lage gerathen.

Während Stanley übrigens bemüht ist, Emin-Pascha Hilfe zu bringen, communicirt dieser neuerdings ziemlich lebhaft mit der Außenwelt, und den Briefen zufolge, die er unterm 20. Januar und 10., 20., 23. und 27. Februar 1887 an Dr. W. Junker abgesandt hat, scheint er keineswegs gemeint, sein Kulturwerk im Ostsudan zu verlassen, auch wenn Stanley glücklich bis zu ihm vordringen sollte. Mit Kabrega, dem König von Unyoro, unterhält er leidliche freundnachbarliche Beziehungen, und im Uebrigen errichtet er beständig noch neue Stationen am Albert-See. Das schlimmste Unglück, das ihn neuerdings betroffen hat, ist der Brand von Wadelai, Lado und Muggi. Falls es ihm nothwendig erscheinen sollte, so würde er, wie er glaubt, auch aus eigener Kraft die englischen Missionsstationen am Tanganika-See erreichen (Vergl. „Globus", Bd. 52, S. 271).

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIII. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1888.

Der Fidschi-Archipel.

Von Dr. Emil Deckert.

I.

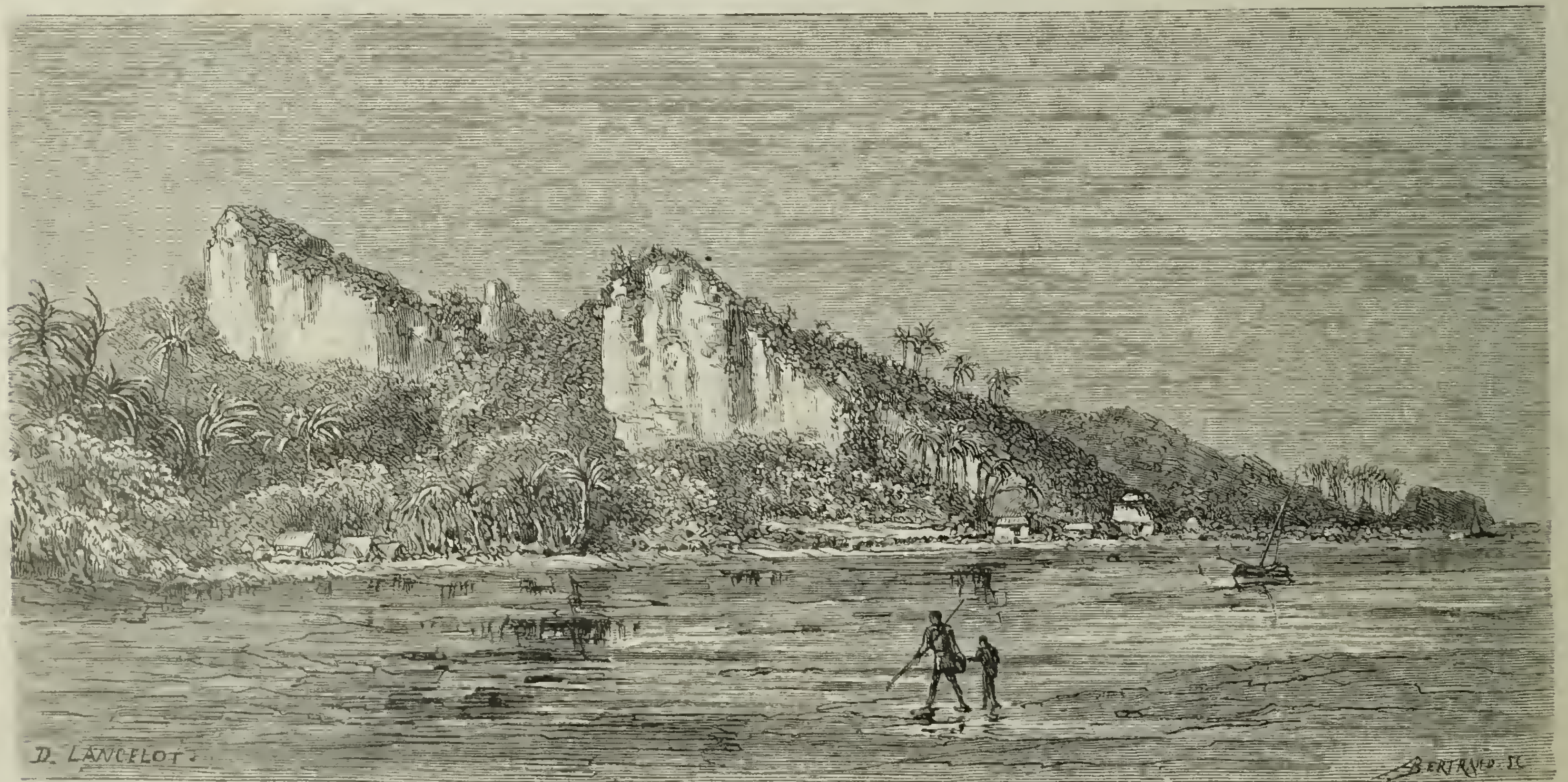
Gleich Neuseeland und Neukaledonien ist der Fidschi-Archipel in erster Linie die stehen gebliebene Ruine eines vom Ocean verschlungenen Festlandraumes, der sich in einem früheren geologischen Zeitalter im Osten von Australien ausdehnte, und der diesen Erdtheil damals auf mehr als sein Dreifaches vergrößerte. Nachdem die Welt rund umher in die Tiefe versunken war, erwachten aber auf dem Fidschi-Archipel ebenso wie auf Neuseeland, auf Hawaï und auf anderen Südsee-Inselgruppen starke vulkanische Kräfte, und diese thürmten durch ihre Eruptionen Laven und Aschen und sonstige Auswürflinge in so gewaltigen Massen über einander, daß das sedimentäre Grundgerüst der Inseln beinahe vollkommen davon verdeckt wurde. Gleichzeitig begannen in dem seichten Wasser am Rande der Inseln zahllose Korallenthierchen ihre wunderbare Architektenarbeit, und durch die von ihnen aufgeführten Riffe und Dämme wurde es der rings herum tosenden wilden Meeresbrandung in sehr wirksamer Weise verwehrt, die jungen vulkanischen Aufschüttungen wieder hinwegzuwaschen sowie mit ihnen zugleich auch die alten stehen gebliebenen Schichtgesteinsschollen vollends zu vernichten. Nur an den Südostküsten, gegen die die Südsee-Orkane die Wogen besonders häufig hinanpeitschen, gelang der Brandung ihr Zerstörungswerk bis zu einem gewissen Grade, und deshalb sind diese Seiten auch am stärksten durch Buchten und Baien zerrissen. Die kohlensäuregeschwängerte feuchtwarme Tropenluft, die über den Inseln lagert, und die heftigen Regengüsse, die auf sie niederstürzen, begünstigten sehr den Zerfall und die Verwitterung der vulkanischen Gesteine zu einem fruchtbaren, rothen Thonboden, während die abfließenden Gewässer tiefe Schluchten und Thäler in das Gebirge hinein nagten.

Das ist in kurzen Zügen die Entwickelungsgeschichte des Fidschi-Archipels, die sich — mehr oder minder variirt — bei sämmtlichen Südsee-Archipelen, so weit dieselben aus hohen Inseln bestehen, wiederholt. Ueberdenkt man diese Geschichte, so begreift man dadurch auch am besten die geographischen Haupteigenthümlichkeiten der Inseln: ihren gewaltigen Produktenreichthum, ihre schwere Zugänglichkeit, die Fremdartigkeit ihrer Pflanzen- und Thierwelt, und ihre herrlichen Naturschönheiten, von denen alle Reisenden, die sie geschaut haben, des Lobes voll sind. An solchen Stellen des Erdplaneten, wo die verschiedenen bodengestaltenden Faktoren — die der Tiefe und die des Luftkreises — gleichzeitig am Werke sind, und wo sie bald mit einander zusammenwirken, bald einander bekämpfen, da haben wir ja in der Regel eine besonders großartige Naturscenerie zu bewundern. Das dekorative Moment der Landschaft, das in einer unendlichen Fülle von Pflanzenformen liegt, wird selbstverständlich dadurch, daß eine heiße Tropensonne auf den Archipel herabglüht, noch sehr bedeutend erhöht. Unsere Bilder wollen davon eine Vorstellung geben.

Die Hauptglieder der aus mehr als 200 Inseln und Inselchen und aus unzähligen Felsklippen zusammengesetzten Gruppe, die nach den neueren englischen Berechnungen insgesammt 20 000 qkm mißt, sind Viti-Levu (Groß-Fidschi) und Vanua-Levu, das erstere 11 000, das letztere 6730 qkm groß — beide zusammen also nahezu neun Zehntel von der Landfläche des Archipels ausmachend. Auf diesen beiden

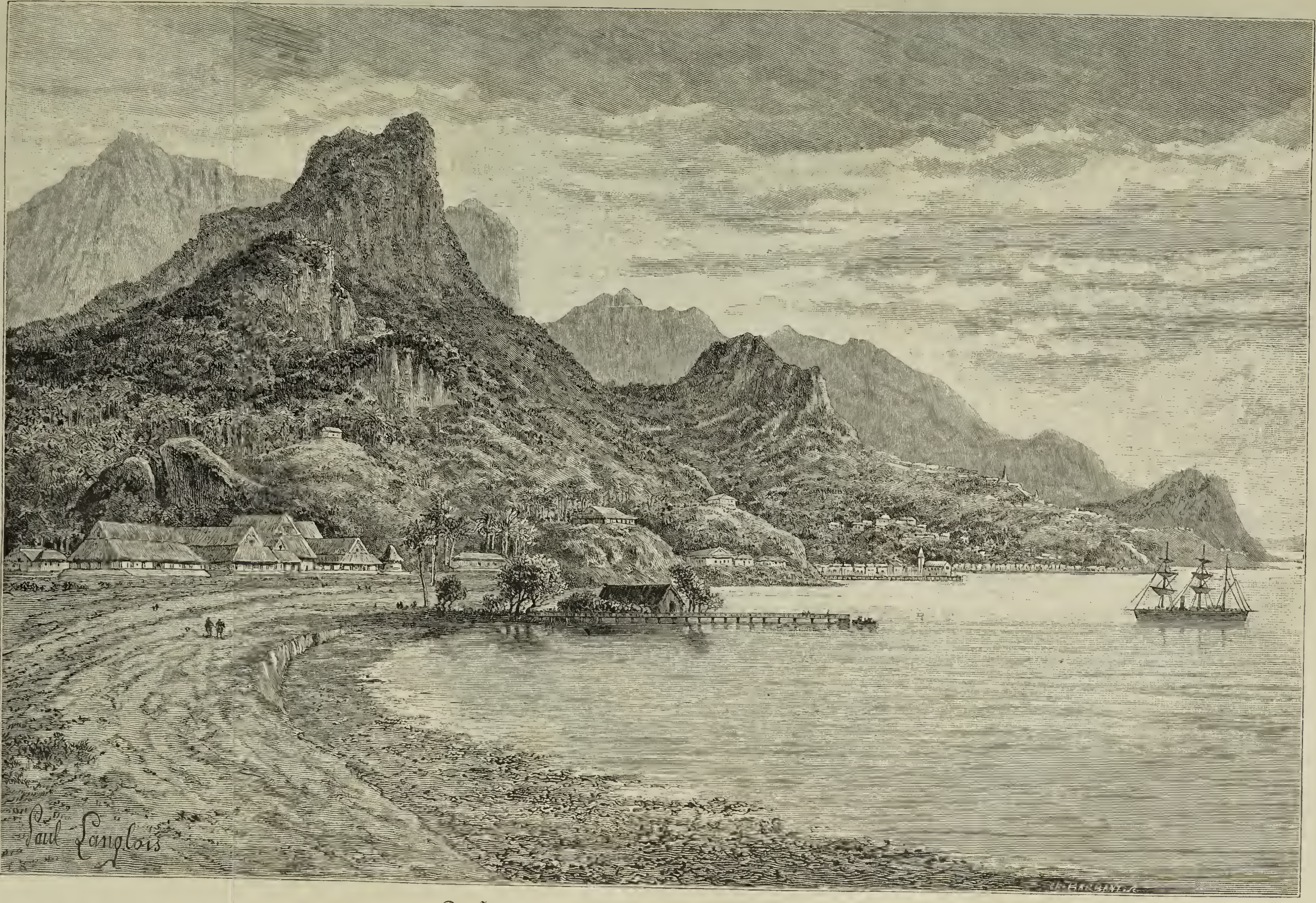
Inseln erheben sich auch zugleich die erloschenen Vulkanberge zu der bedeutendsten Höhe — der Vomo auf Viti-Levu 1525 m und die Berge auf Vanua-Levu wenigstens gegen 1200 m —, und ebenso entwickeln sich auf ihnen, ins-

Ovalau und Nachbarinseln, von Viti-Levu aus.



Die Küste der Insel Ovalau (Fidschi-Archipel)

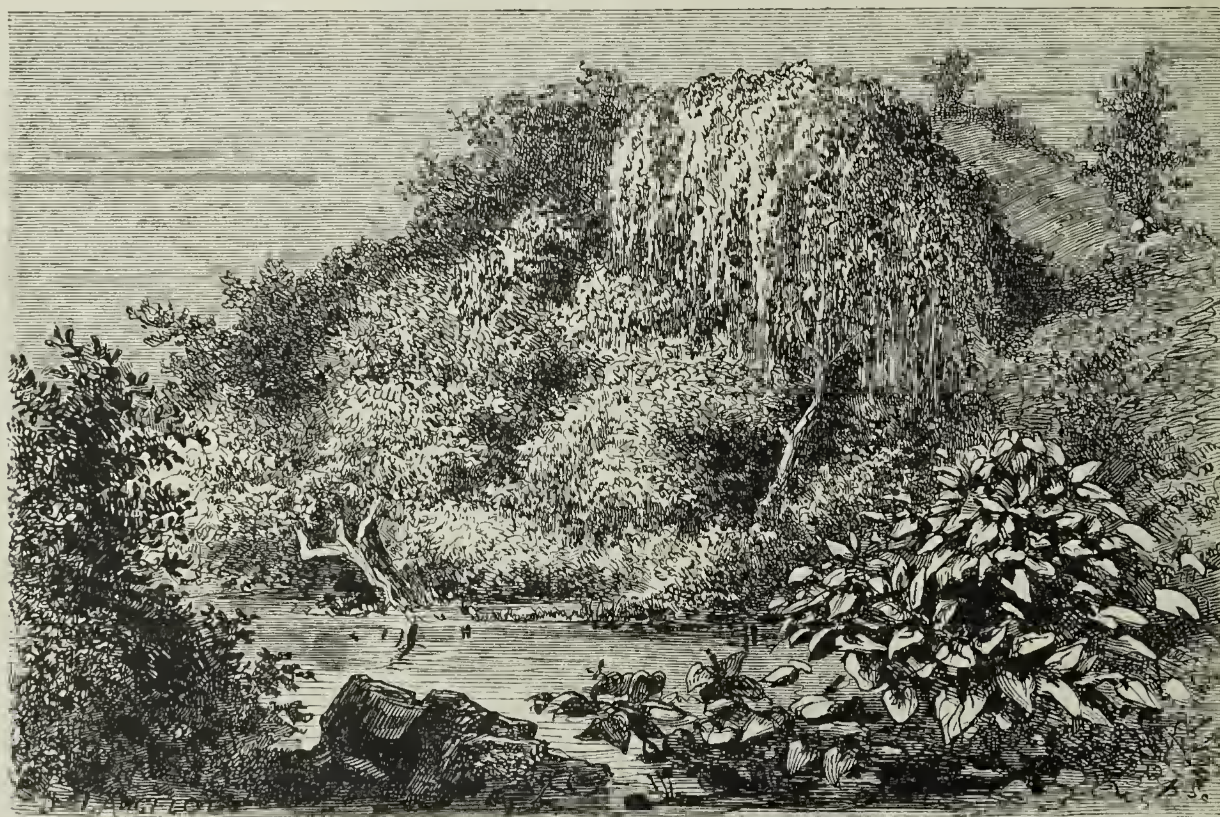
besondere auf dem compact gestalteten Viti-Levu, die stattlichsten Ströme — der Reva-Reva, der Napua, der Niga-Toka und andere. Da auch bei Viti-Levu und Vanua-Levu die Südostseiten die Wetterseiten sind — die regenreichsten



Der Hauptort des Fidschi-Archipels: Levuka auf Ovalau.

ebenso wie die sturmreichsten —, so darf man sich nicht darüber wundern, daß die Hauptströme ihren Lauf fast sammt und sonders nach dieser Richtung hin nehmen, und daß sich an ihren Südostküsten zugleich auch die zahlreichsten Baien und die besten Zugänge finden. Die Fluß-Erosion und Thalbildung ging daselbst rascher vor sich als anderwärts, und sie erscheint in Folge dessen gegenwärtig am weitesten vorgeschritten, und ebenso hat auch die Meeres-Erosion daselbst ihre größten Effekte erzielt. Besonders reich gegliedert ist Vanua-Levu, in dessen prächtige Berglandschaft von Osten her die Naiteva-Bai, und von Süden her die Savu-Savu-Bai sehr tief eingreifen. Unter den Küstenbuchten Viti-Levus ist diejenige von Suva, an der die Hauptniederlassung der Europäer und der Sitz des englischen Gouverneurs liegt, namhaft zu machen. Dank der häufigen Befeuchtung der Südostseiten durch die sommerlichen Gewittergüsse — die jährliche Niederschlagsmenge beträgt an manchen Orten mehr als 3 m — ist dieselbe auch zugleich bis hinauf auf die höchsten Berggipfel mit der üppigsten Vegetationsdecke bekleidet — mit Bambusen, Farnen, Orchideen, Scitamineen, Pisangen, Brotfruchtbäumen und tausend anderen Formen, über die Kokos- und Sagopalmen ihre stolzen Häupter erheben. Sollte sich dadurch der Reiz der Fidschi-Landschaft an den angegebenen Stellen nicht noch wesentlich erhöhen? Wer in dem Thale des Neva-Neva oder Suva aufwärts wandert, dem bietet sich eine vorzügliche Gelegenheit, den Zauber der Tropen zu genießen und sich davon zu berauschen. — Die Nordwestseiten der beiden großen Inseln liegen im Wind- und Regenschatten der hohen Vulkanberge, die das Innere füllen, und auf ihnen ist das Pflanzenkleid in Folge dessen ein weniger dichtes und mehr an das australische Festland erinnerndes, wie denn auch in die Korallenriffe und Küstenfelsen in viel geringerem Umfange Bresche gerissen worden ist. Kasuarinen, Akazien, Pandanusarten und Steppengräser sind im Nordwesten von Viti-Levu und Vanua-Levu die vorherrschenden Pflanzenformen.

Die übrigen dem Fidschi-Archipel zugehörigen Inseln, von denen die meisten nur ein paar Quadratkilometer Flächeninhalt haben, gruppiren sich um Viti- und Vanua-



Der Suvafluß auf Viti-Levu.

Levu in einem Oval, dessen Hauptachse nach Südosten gerichtet ist — bemerkenswerther Weise nach ganz derselben Himmelsgegend, nach der sich auch die Hauptachsen Neu-Kaledoniens, der Neu-Hebriden, der Salomon-Gruppe, Neu-Guineas und der nordost-australischen Gebirge richtet. Darf man dies nicht vielleicht auch als ein Indicium dessen betrachten, daß diese Archipele nichts sind als Theile von einem nach einem einheitlichen Plane konstruirten Ganzen?

Mit den beiden Hauptinseln zusammen schließen die Nebeninseln inmitten des Stillen Oceans eine Art Binnenmeer — das Goro-Meer — zwischen sich ein, das Dumont d'Urville in Uebereinstimmung mit anderen Seefahrern als eins der gefährlichsten Meere der Erde bezeichnet. Die Madreporen haben ihre Riffe und Barrièren nicht bloß gegen die Brandungswelle, sondern auch gegen menschliche Eindringlinge berechnet, könnte man glauben.

Am dichtesten schaaren sich die kleineren Fidschi-Inseln im Osten und Südwesten und in der Mitte des genannten Binnenmeeres, sowie im Nordwesten von Viti-Levu, so daß man also als Untergruppen des Gesammt-Archipels zu unterscheiden hat: die Ost- oder Lakemba-Gruppe (auch die Inseln über dem Winde, resp. die Lau-Inseln genannt), die Central- oder Viti-i-Loma-Gruppe, die Südwest- oder Kandavu-Gruppe und die Nordwest- oder Yasawa-Gruppe (die Inseln unter dem Winde, resp. die Lee-Inseln). Die wichtigsten und interessantesten unter den kleineren Inseln sind Ovalau und Bau (in der Centralgruppe, nahe bei Viti-Levu), Lakemba und Vuna (in der Ostgruppe) und Kandavu (in der Südwest-Gruppe und an den offensten Eingängen in die Goro-See. Auf Ovalau (s. Abbildungen), dessen vulkanische Berge gegen 600 m emporsteigen, befindet sich, an einer herrlichen Bai gelegen, der bedeutende Handelsplatz Levuka, der bis zum Jahre 1879 auch Regierungssitz war; auf Bau hausten seiner Zeit die mächtigsten eingeborenen Könige; von Lakemba aus gelang es den wesleyanischen Missionären, die anthropophagen Eingeborenen zum Christenthum zu bekehren und die englische Occupation vorzubereiten; und Vuna (Taviuni) sowie Kanduvu endlich sind die größten, höchsten und reichsten unter den kleineren Inseln, auf denen der Vulkanismus

übrigens aller Wahrscheinlichkeit nach am längsten lebendig blieb oder vielleicht noch gar nicht vollständig erloschen ist. Buna trägt daher auch einen Vulkankegel mit einem sehr schön erhaltenen Kratersee.

Das Klima sämmtlicher Inseln — der großen wie der kleinen — ist durch stärkere Temperaturwechsel ausgezeichnet, als man sie sonst in den Tropen gewöhnt ist, und dasselbe kann im Allgemeinen als der Gesundheit der Europäer zuträglich gelten. Diätfehler führen bei den letzteren nur leicht zu Dysenterie.

Was die produktiven Kräfte des Fidschi-Archipels betrifft, so haben sich dieselben unter dem britischen Regimente in einer so glänzenden Weise entfaltet, daß andere Kolonisationsversuche in der Südsee — wir denken an Samoa und Neu-Guinea — daraus ohne Zweifel große Ermuthigung schöpfen dürfen. Die angelsächsische Beharrlichkeit und Energie hat in den dreizehn Jahren, die seit der Aufpflanzung der englischen Fahne in Levuka verflossen sind, einfach Wunder auf den Inseln gethan. Ohne irgend welchen Aufwand militärischer Kräfte und mit Hilfe einer kleinen Konstablerschaar von 75 Mann haben die Gouverneure Sir Arthur Gordon und Sir C. B. H. Mitchell vollkommene Ordnung auf den Inseln hergestellt, es hat ein gutes Einvernehmen zwischen den Eingeborenen und Einwanderern herrschen gelernt, die ersteren haben sich unter der Führung der letzteren zu einem beträchtlichen Bruchtheile an rüstige Plantagenarbeit gewöhnt — und das Weitere ist rings um die Ortschaften ebenso deutlich sichtbar wie in den statistischen Zahlen. Um Levuka, Suvaa, Nausori dehnen sich heute weite Zuckerrohrfelder und Bananen- und Orangengärten aus, an dem Fuße der Berge in der Nachbarschaft stößt man auf Thee-, Kaffee-, Tabak- und Chinchonapflanzungen, und auch selbst mit der Wiederaufforstung der Wälder, deren Reichthum an Sandelholz durch den früher betriebenen Raubbau beinahe erschöpft war, hat man einen anerkennenswerthen Anfang gemacht. Der Gesammthandel der Inseln, der vor Etablirung der britischen Herrschaft nur in Kokosprodukten (Nüssen und Kopra) von einigem Belang war, hatte sich im Jahre 1883 auf reichlich 16 Millionen Mark gesteigert (9 Millionen Mark Einfuhr und 7 Millionen Ausfuhr). Im Jahre 1885 exportirte der Archipel für 4,25 Millionen Mark Zucker, für 1,3 Millionen Mark Kopra und für 480 000 Mark Südfrüchte (besonders Bananen). Und dabei ist erst ein sehr kleiner Theil der Landfläche in Kulturboden verwandelt.

Wenn wir also in wirthschaftlicher Beziehung im Allgemeinen einen geradezu phänomenalen Aufschwung der Inseln zu konstatiren haben, so dürfen wir doch andererseits auch nicht verschweigen, daß in den beiden zuletzt vergangenen Jahren die Zuckerkrisis schwer auf ihren Bewohnern gelastet hat. Wie es leider zumeist in der Kolonialwirthschaft zu gehen pflegt — vor allen Dingen in der im englischen System begründeten —, so hat man auch auf dem Fidschi-Archipel in dem großen Welthandelsspiele zu viel auf eine Karte gesetzt. Daß man neuerdings ein größeres Gewicht auf die Kultur von Nährstoffen — besonders des Mais — legt, ist wohl als ein großer Fortschritt anzusehen. — Die Zuckerkrisis ist übrigens dadurch noch sehr erheblich verschlimmert worden, daß im März des Jahres 1886 einer der rasendsten Orkane über die schönen Inseln hinwegbrauste und die Ortschaften und Kulturen — namentlich die Kokospalmenhaine — in der furchtbarsten Weise verheerte.

Im Lande der Campas.

(Mit vier Abbildungen.)

II.

Der Rio Paucartambo wird von dem Ucayali, dem bekannten schiffbaren Nebenflusse des Amazonenstromes, durch den Cerro de la Sal und den Gran Pajonal getrennt — Bergmassen, die nur mit „Pajas“ oder Gräsern, nicht aber mit Wald bewachsen sind. Der Cerro de la Sal ist, wie sein Name sagt, ein Salzberg, und zwar ein Salzberg von mehreren Stunden Länge. Sein Vorsprung, der sich zwischen den Flüssen Rumiansac und Paucartambo hineinschiebt, zeichnet sich vor den benachbarten Rücken sowohl durch seine Höhe als auch durch seine rothe Farbe und durch seinen schönen Palmenwuchs aus. Zwischen den schlanken Stämmen der herrlichen Bäume erblickt man zahlreiche Hütten der Campas — zum Theil in kleinen Gruppen, die „Samaïrinchis“ genannt werden.

Die ganze Gegend ist außerordentlich reich an Eisenerzen, die auch von den Wilden nach einer den spanischen Kolonisten abgelauschten Methode bearbeitet werden. Die Hochöfen der Campas (Siehe Abbildung) sind viereckig, ungefähr 2 m hoch und aus Lehmziegeln erbaut. Das Feuer wird durch vier Blasebälge, deren auf jeder Seite zwei angebracht sind, unterhalten. Die Campas haben es in der fraglichen Industrie zu keiner großen Vollkommenheit gebracht, die allereinfachsten Sachen aber, wie Aexte, Messer &c., verstehen sie zu schmieden.

Die Gramineen und Cyperaceen, welche die „Pajonales“ bedecken, wachsen mitunter so hoch und sind hie und da so buschig, daß die Rinderheerden, die sich von ihnen nähren, völlig unsichtbar darin sind. Die Spanier haben hier zahlreiche Gold-, Silber-, Eisen- und Bleifundstätten ausgebeutet.

Von der Gegend, die sich zwischen dem Cerro de la Sal und dem Ucayali ausbreitet, hat man keine nähere Kunde, man weiß aber, daß sie ebenfalls mit hohen Gräsern bedeckt ist, und daß die Rinder, die von den Eroberern eingeführt worden sind, unter den dortigen Antis im wilden sowie auch im zahmen Zustande wohl gedeihen. So weit uns der „Pajonal“ bekannt ist, scheint er aus weiten Plateaus zu bestehen, die durchgängig denen auf der höchsten Stufe der Anden ähnlich sind. Die Abwesenheit aller großen Tributärflüsse auf dem linken Ufer des Perene beweist, daß er auf dieser Seite nicht durch „Quebradas“ (Brüche) getheilt wird, denn sonst würden sich bei einem so regnerischen Klima mehr oder weniger lange und bedeutende Ströme unbedingt bilden. Die interoceanische Schienenstraße, durch die man Lima und den Chanchamayo mit dem Amazonenstrome ver-

binden will, sollte eigentlich über diese Plateaus führen, um dann nach dem Ucayali und dem daran zu errichtenden Hafen hinunterzusteigen. Alle anderen Entwürfe haben nämlich den Nachtheil, auf Flüsse zu stoßen, die nur periodisch



Kolonistenwohnungen im Campa-Lande.

Hochofen der Campas.

schiffbar sind, und dazu auch nur für Dampfer von geringem Tiefgange. Hieraus ergiebt sich von selbst die hohe Wichtigkeit und Nothwendigkeit einer gründlichen Erforschung des Pajonal.

Die Bewohner dieser Gegenden wurden vor etwa zwei Jahrhunderten von den spanischen Missionären zum Christenthume bekehrt, und nach der Statistik der Missionäre zählten sie ungefähr 20000 Seelen. Das ganze Chanchamayothal war aber damals in einem blühenderen Zustande als heutzutage. Im Jahre 1742 lehnten sich die Indianer auf, und nach einem zehnjährigen Kampfe zwangen sie die Spanier, sich bis auf die Höhen der Sierra zurückzuziehen. Der Führer in diesem Kriege war ein Indianer aus Cuzco, der einen Mord begangen und sich nach dem Pajonal geflüchtet hatte, um alsbald eine unbedingte Autorität über die Antis zu erlangen. In seiner Jugend war er von einem Jesuiten erzogen worden, und in Folge dessen besaß er eine für seine Zeit ungewöhnliche Bildung. Er nannte sich Juan Santos Atahualpa und gab sich für einen Abkömmling der Incas aus. In der Montaña war sein Sieg ein vollständiger, aber da es ihm unmöglich war, den Krieg bis in die Küstengegend fortzuführen, kehrte er mit seinen Antis nach dem Pajonal zurück, und was später aus ihm geworden ist, weiß man nicht. Seine Absicht war, die Spanier vollkommen zu vertreiben und ein nationales Reich, ähnlich dem der Incas, zu begründen. Er maßte sich sowohl die höchste geistliche als auch die höchste weltliche Gewalt an.

Von dem Einflusse der spanischen Missionare und des Christenthums findet man unter den Campas noch heute mancherlei Spuren. So steht z. B. nicht weit von der verlassenen Mission des „Guten Hirten" eine kleine Kapelle, die sammt ihrer ganzen Ausstattung von den Wilden bewahrt und heilig gehalten worden ist, die letzteren sorgten sogar dafür, daß von Zeit zu Zeit ihr Dach erneuert wurde. Auch in den Hütten der Campas gewahrt man häufig Kreuze, die mit Blumen bekränzt sind.

An den Ufern des Rio Apurimac wohnen die beiden wichtigen Antistämme der Catongos und der Quéringasates, von denen ein peruanischer Reisender erzählt, daß sie nur einen sehr vagen Begriff von der Gottheit, die sie „Genoquiri" nennen, besitzen. Auf die Frage: „Was ist Gott?" antworteten sie: „Wir wissen es nicht." „Wer hat den Himmel, die Erde und die Campas geschaffen?" „Vielleicht wußten es unsere Ahnen, wir aber wissen es nicht." Sie glauben trotzdem an die Unsterblichkeit der Seele, „die den Körper belebt so wie der unsichtbare Wind die Blätter der Bäume bewegt", und an die Metempsychose. Wenn ein Anti stirbt, wird er von seinen Verwandten in dem „Panguchi" begraben, den sie verlassen, nachdem sie rings umher feinen Sand gestreut haben. Dann und wann kommen sie wieder, um den Sand zu beobachten, und das erste Thier, dessen Fußstapfen sie darin erkennen, halten sie für dasjenige, welches der geschiedenen Seele als Wohnstätte dient. Sie verehren auch die Sonne und bringen ihr gelegentlich Trankopfer frisch bereiteter „Chicha". Wenn sie darüber gefragt werden, sagen sie: „Es gilt der Sonne, die uns erleuchtet, und die die Pflanzen wachsen und die Früchte reifen läßt." In dem Paucartambo- ebenso wie in dem Apurimac-Thale glauben die Campas allgemein an den Teufel; sie nennen ihn „Camagari" und betrachten ihn als eine Art Knecht Ruprecht. Oft werden sie von einem Hallucinationszustande heimgesucht, und dann glauben sie sich von dem Teufel in der Gestalt irgend eines phantastischen Thieres verfolgt. Sehr verbreitet ist auch der Irrsinn unter ihnen und zum Theil kann dies vielleicht ihrer Gewohnheit, mit dem Kopfe zu nahe am Feuer zu schlafen, zugeschrieben werden. Im Uebrigen ist Alles, was häßlich und ihnen fremd ist, für sie „Camagari". Merkwürdig ist es, daß sie in ihren Teufelsbeschwörungen einen von ihrer sonstigen Sprache gänzlich abweichenden Dialekt anwenden. Von dem gewöhnlichen Campa wird derselbe, trotzdem daß dieser die Worte nachzusprechen hat, nicht verstanden, und nur eine kleine Anzahl Mitglieder des Stammes, wie der Häuptling und die Aeltesten, sind Eingeweihte. Auch unter den Wilden an den Ufern des Ucayali haben die Missionäre eine besondere religiöse Sprache beobachtet. Pallares und Calvo sprechen sich darüber in der folgenden Weise aus: „Von Zeit zu Zeit versammeln sich die Eingeborenen in der Hütte eines ihrer Häuptlinge, der „Mucroya" (Zauberer) heißt. Dieser setzt sich, eine lange Tabakspfeife in der Hand, unter eine Art Zelt und redet, während ringsumher die tiefste Stille herrscht, in einer Sprache, die von seinen Zuhörern nicht verstanden wird. Eine Stimme antwortet darauf aber in demselben Idiom. Alsdann stimmen die um das Zelt herumstehenden Indianer Gesänge an, die ebenfalls kein Fremder versteht, und der Mucroya beschließt die Ceremonie mit einer langen Litanei und einer kurzen Anrede. Laut schreiend und unter lebhaften Freudenbezeugungen geht die Versammlung dann aus einander." Bei dem Studium der Herkunft der Ureinwohner von Südamerika könnte diese religiöse Sprache möglicher Weise wichtige Dienste leisten.

Wie bei den meisten wilden Völkern, so ist auch bei den Antis die Jagd die Hauptbeschäftigung, und die Geschicklichkeit, die sie dabei an den Tag legen, ist bewunderungswürdig genug. So zeichnete der Häuptling Intschoquiri (Siehe Abbildung) einen kleinen Kreis auf den Boden, spannte darauf seinen Bogen und schien nach irgend einem Punkte an dem Himmel zu zielen. Der Pfeil aber fiel wieder zur Erde und traf genau in die Mitte des bezeichneten Kreises. Beim Fischen bedienen sich die Antis einer Angel aus Knochen. Manchmal leiten sie aber auch einen Flußarm ab, oder sie vergiften das Wasser mit einer Wurzel Namens „Cubi". Rings um ihren Wohnungen kultiviren sie Mais, Bohnen, Yuccas und eine Leguminose Namens Mani, deren Frucht einer kleinen Nuß ähnelt; auch süße Kartoffeln, Bananen und Ananas, sowie in beschränkterer Weise Zuckerrohr und Coca bauen sie. Letztere Pflanze liefert alle zwei Monate eine neue Ernte, und ihre Blätter werden mit Kalk oder Asche vermischt — um ihr intensiveren Geschmack zu geben — beständig von den Antis gekaut. Die Rinde einer gewissen Schlingpflanze wird aber der Coca als Stimulans noch vorgezogen, namentlich wenn es große Strapazen zu überwinden gilt. Die betreffende Pflanze ist in Europa unbekannt und wird „Chumayro" genannt.

Bezüglich des socialen Systems der Campas hat man behauptet, daß dasselbe der Communismus sei. Den Begriff des Grundeigenthums haben die Campas thatsächlich nicht, und bei der Unmöglichkeit, auch nur den tausendsten Theil des Stammesbesitzes zu kultiviren, kann dies nicht Wunder nehmen. Nur um ihre Hütten herum hauen sie die Urwaldbäume so weit nieder, daß sie den nöthigen Raum für die paar Kulturpflanzen gewinnen, die sie zu ihrer Nahrung bedürfen. Wenn dann einer von ihnen stirbt, so verlassen sie das Palmendach, das der Tod mit seinen Flügeln berührt hat, um irgend wo anders ihr Lager aufzuschlagen. Den Handel betreiben sie nicht mit Hilfe des Geldes, sondern sie tauschen einfach einen Gegenstand für den anderen aus. Die Dinge, welche für sie den meisten Werth haben, sind Stoffe und metallene Werkzeuge. Jeder, der an dem „Panguchi" vorüberkommt, darf hineintreten und sich das nehmen, was er zu seiner Existenz nöthig hat, gleichviel ob die Eigenthümer daheim sind oder nicht. Wird ihnen aber ein Gegenstand genommen, der ihnen besonders lieb ist, so zeigen sie indeß doch, daß sie eine Idee von Eigenthumsrecht besitzen.

Thut ein Mitglied der Familie seinen Theil Arbeit nicht, so wird er verjagt und gezwungen, für sich allein in



Campa-Familie.

den Wäldern zu leben. Das Alter genießt eine hohe Achtung in dem Stamme, und beim Ausbruche von Zank und Streit bilden die Greise eine Art Schiedsgericht. Meist leben sie unter Häuptlingen. Die Vielweiberei üben sie nur theilweise und Eifersucht zeigen jüngere Männer, die in der Regel nur eine Frau haben, häufig genug; mit dem zunehmenden Alter wächst aber gleichzeitig mit der Zahl der Frauen auch die Gleichgültigkeit, mit der dieselben von ihren Ehegatten betrachtet werden. Das Lesen und Schreiben verstehen die Antis nicht, und deshalb haben sie auch keine Geschichte, sondern nur einige mündliche Traditionen. Sie erzählen die Eroberung von Peru durch die Spanier folgendermaßen: „In jener Zeit kamen weiße Männer auf großen Schiffen und fingen ohne Weiteres an todtzuschlagen."

Das Gebiet der Campas liegt ziemlich hoch und ist im Westen von der Sierra — einer für sie unüberschreitbaren Mauer —, im Osten aber durch das Thal des oberen Ucayali, wo Wilde anderen Stammes (Conibos, Piros 2c.) wohnen, begrenzt. Dann und wann fallen die letzteren über die Campas her, um ihnen ihre Frauen zu rauben und ihre Kinder als Sklaven zu verkaufen, und zwar, wie man sagt, des Oefteren im Dienste civilisirter Scheusale, die sich durch den schändlichen Handel mit Menschenfleisch zu bereichern suchen.



Der Campa-Häuptling Jutschoquiri.

An den Ufern des Ucayali wächst die Zahl der Europäer beständig, und Arbeitskräfte werden deshalb dort sehr gesucht; die Zahl der Campas hingegen hat in den letzten Jahren stark abgenommen. Der Grund, warum sie zu wiederholten Malen die Missionäre ausgetrieben haben, ist viel weniger im Haß gegen die Lehre derselben zu suchen, als in der Abneigung vor jeder Art Zusammenleben in Ortschaften, ohne die keine Predigt und kein Unterricht denkbar ist. Ihr Unglück ist, daß sie zu viel Platz zum Leben brauchen. Hineingerathen zwischen die Fluthen, die von der Cordillere herunter und von dem Amazonenstrome und Ucayali heraufkommen, tragen die Campas auf der Stirn den Stempel jener Rassen, welche verdammt sind, in einer verhältnißmäßig nahen Zukunft vollkommen von dem Erdboden zu verschwinden.

(Nach O. Ordinaire.)

Kapitän Jakobsen's Reisen im Gebiete der Giljaken und auf der Insel Sachalin.

Von Gymnasiallehrer **Otto Genest.**

III. (Schluß.)

Die Bewohnerschaft von Sachalin besteht vorwiegend aus drei verschiedenen Stämmen, den Ainos, den Giljaken und den Orokos, welche letztere der großen tungusischen Völkerfamilie angehören. Ueber die an zweiter Stelle genannten Giljaken ist schon im ersten Theil dieses Aufsatzes gesprochen; die nachfolgenden Zeilen sollen zu einer gedrängten Darstellung dessen dienen, was der Reisende über die beiden anderen Stämme berichtet.

Die Ainos, deren Zahl ebensowenig mit Bestimmtheit angegeben werden kann, wie diejenige der anderen unkultivirten Stämme in Ostsibirien, haben den südlichen schmaleren Theil von Sachalin inne. An der Ostküste scheinen ihre Wohnsitze bis Taraika nach Norden zu reichen, und im Westen finden sie sich wohl noch etwas nördlicher. Die Ainos erbauen ihre meistens nur aus wenigen — drei bis vier — Hütten bestehenden Dörfer am liebsten an der Meeresküste, doch findet sich auch eine ziemlich beträchtliche Anzahl derselben im Inneren der reich bewaldeten und wasserreichen Insel, und zwar pflegen sie dort hart am Ufer der Bäche oder Flüsse zu liegen. Die Hütten der Ainos, welche Jakobsen an der Westküste der Insel vorfand, sind nicht sehr geräumig. Sie haben eine länglich viereckige Form und besitzen ziemlich hohe und spitze Giebeldächer. Das Material, aus welchem die Hütten gebaut sind, besteht aus senkrecht in den Boden getriebenen Pfählen, zwischen denen das Fachwerk aus Baumrinde hergestellt wird, welches gegen Kälte, Regen, Schnee und Sturm einen nur mangelhaften Schutz gewährt. Dagegen ist der Fußboden von guter und solider Arbeit, denn er ist aus Brettern zusammengesetzt, welche von Japan aus eingeführt werden. In der Mitte des Fußbodens findet sich die Feuerstelle, deren Rauch durch ein Loch im Dache ohne Schornstein abgeleitet wird. Außer dem Rauchloche haben die Hütten nur noch eine Oeffnung

nämlich den durch eine Schiebethür gebildeten Eingang, während Fenſter nicht exiſtiren. Rings an der Innenſeite der Hütte ſind hölzerne Schlafpritſchen angebracht, welche mit bunten, von den Ainos ſelbſt gefertigten Strohmatten bedeckt werden und dadurch einen freundlichen Anblick gewähren. Hausgeräthe beſitzen die Ainos nur in ſehr beſchränktem Umfange; einige hölzerne Eßſchüſſeln, ein paar aus Fiſchblaſe hergeſtellte Thranflaſchen und ein Behälter zur Aufnahme der Holzlöffel und Eßſtäbe pflegen nach dieſer Seite hin den geſammten Reichthum einer Ainofamilie zu bilden. Um der auf dieſe Weiſe in den Hütten herrſchenden Leere einigermaßen abzuhelfen, befeſtigen die Ainos an den Wänden eine Menge japaneſiſcher Säbel, die ſie ankaufen, wo ſie ihrer habhaft werden können. Sie ſcheinen von ihnen für den werthvollſten Zimmerſchmuck gehalten zu werden und ſind ihnen ſo unentbehrlich, daß die an der Oſtküſte der Inſel wohnhaften Ainos, die durch ihre Armuth verhindert werden, die Originale zu erwerben, dieſelben durch Imitationen aus Holz erſetzen. Außerdem finden ſich in allen Ainohütten zahlreiche Idole, über die jedoch erſt weiter unten ausführlich gehandelt werden ſoll. Da das Baumaterial, welches zur Herſtellung der Hütten verwandt wird, ſehr leicht Feuer fängt, ſo darf in den Wohnungen ſtets nur eine kleine Flamme unterhalten werden, welche im Herbſt und Winter bei der ſtarken Kälte und bei der Durchläſſigkeit der Wände natürlich nicht ausreicht, den Raum genügend zu erwärmen, ſo daß in dieſer Beziehung ein ſcharfer Kontraſt zwiſchen den Ainohütten und den Winterwohnungen der Golden herrſcht. Um dieſem Uebelſtande wenigſtens einigermaßen abzuhelfen, baut man wohl die Häuſer bis zur Hälfte ihrer Höhe in die Erde hinein, wie das namentlich an der Oſtküſte von Jakobſen beobachtet wurde. Uebrigens ſind die Ainos gegen die Kälte ebenſo unempfindlich wie gegen das in ihren Hütten maſſenhaft vorhandene Ungeziefer; bei einer Kälte von etwa 35° C. ſchliefen ſie in ihren luftigen Wohnungen ohne andere Bedeckung als ihre gewöhnliche Kleidung ſehr gut, während Jakobſen trotz Ueberzieher, Pelz und Decken am ganzen Leibe vor Froſt zitterte.

Die Ainos leben vom Fiſchfange und von der Jagd[1]). Dem erſteren gehen ſie namentlich während der Sommermonate nach, während für die letztere Herbſt und Winter beſtimmt ſind. Da die Meeresküſte reich mit Fiſchen belebt iſt, ſo würden ſie wohl im Stande ſein, nicht nur während der Fangzeit, ſondern auch für den Herbſt und Winter ſich mit Nahrung zu verſorgen, wenn ſie nicht noch immer thöricht genug wären, in die Dienſte der Japaneſen zu treten, welche an der Inſelküſte Fiſchfang treiben und Seekohl ſammeln. Dieſe heimſen faſt den ganzen Ertrag des Fiſchfanges ein, während die Ainos von ihnen weder mit Geld noch mit Nahrungsmitteln derartig bezahlt werden, daß ſie einigermaßen für ihren Winterbedarf verſehen wären. Die Folge davon iſt häufige Hungersnoth im Winter, die aber trotz ihrer Verderblichkeit noch immer nicht ausreichend geweſen iſt, die Ainos zu einer Aenderung ihres Verfahrens zu veranlaſſen. Eine ſolche Hungersnoth wird durch den Umſtand noch weit bedenklicher, daß ja auch die Hunde von Fiſchnahrung leben und weder Brot noch Fleiſch gern freſſen und gut vertragen. Die Fiſche, welche als Winterbedarf für Menſchen und Hunde benutzt werden, ſind eine Art Häringe, welche die in Europa genoſſenen zwar an Größe nicht unbeträchtlich überragen, ihnen aber an Fettheit und Wohlgeſchmack weit nachſtehen. Das wichtigſte Jagdthier auf Sachalin iſt der Zobel, der in den dichten Nadelholzwäldern der Inſel noch immer häufig vorkommt. Zu ſeinem Fange zieht nach Eintritt des Herbſtes die geſammte, körperlich dazu noch fähige männliche Bevölkerung des Dorfes aus, und dies Geſchäft wird von allen Ainos als ein derartig wichtiges betrachtet, daß Jakobſen nur durch reichen Lohn den einen oder anderen von ihnen zum Dienſt als Ruderer oder Schlittenführer gewinnen konnte. Auch andere Pelzthiere, und die in Sachalin ſehr häufigen Bären werden viel gejagt; letztere erlegt man häufig durch Selbſtſchüſſe, welche in ſo großer Zahl und ſo gut verſteckt in den Wäldern liegen, daß man dieſelben nur mit der größten Vorſicht betreten darf. An den Meeresküſten ſpielt auch die Jagd auf Seehunde eine bedeutende Rolle. Bei ihr kommen Harpunen von ſo ungeheurer Länge zur Verwendung, wie ſie der Reiſende bis dahin noch nirgends geſehen hatte. Dieſelben meſſen etwa 35 bis 40 Faden[1]) und beſtehen aus mehreren, durch eine Vorrichtung mit einander verbundenen Stangen. An dem einen Ende derſelben befindet ſich eine ſchaufelartige Spitze, in welche das Harpuneneiſen eingelaſſen wird. Dieſes Eiſen iſt an ſeiner hinteren Seite durchlöchert, ſo daß ein ſtarker Lederriemen hindurch gezogen werden kann, den der Jäger in der Hand behält. Hat der Aino nun einen auf dem Eiſe des Meeres ſchlafenden Seehund erblickt, ſo kriecht er, die Harpune vor ſich her ſchiebend, langſam an das Thier heran und ſtößt ihm mit aller Kraft das Eiſen in die Seite, ſo daß ſich daſſelbe von der Stange löſt. Natürlich ſucht das überraſchte Thier Hilfe, indem es ſich ins Waſſer ſtürzt, der erwähnte Riemen aber, welcher an der Harpune befeſtigt iſt, verhindert ſeine Flucht, ſo daß es zuletzt durch die vergeblichen Anſtrengungen, los zu kommen, und durch den Blutverluſt erſchöpft, ans Land gezogen werden kann. An der Oſtküſte von Sachalin begegnete Jakobſen mehrmals Schlitten mit Ainos, welche zur Seehundsjagd fuhren und die Harpunenſtangen ihrer ganzen Länge nach hinter ſich her ſchleppen ließen.

Hausthiere ſcheinen die Ainos außer ihren Hunden nicht zu beſitzen. Dieſelben werden von ihnen ſowohl zur Bewachung der Wohnungen als auch zur Fortbewegung ihrer Schlitten benutzt. Die Hunde der Ainos ſind ebenſo biſſig und wild wie die der Amurvölker. Sie fallen Pferde, Rinder und Renthiere, welche ihnen auf ihrem Wege begegnen, an und zerreißen ſie, wenn es nicht zur rechten Zeit gelingt, ſie feſtzuhalten; und ebenſo ſcheuen ſie auch nicht vor einem Angriffe auf Menſchen zurück. Ihre Ausdauer iſt, wenn ſie gut, d. h. mit Fiſchen, deren ſie täglich etwa 10 Stück bedürfen, genährt werden, eine bedeutende; bei anderer Nahrung aber vermögen ſie keine große Anſtrengungen zu ertragen. Am wichtigſten ſind ſie den Ainos bei ihren Schlittenreiſen. Man pflegt neun bis elf, höchſtens aber dreizehn Hunde vor einen Schlitten zu ſpannen, und zwar ſo, daß alle einzeln hinter einander in Zwiſchenräumen von etwa $1/2$ Meter gehen, während die Ruſſen je zwei neben einander anſchirren. Die Art der Beſpannung, wie ſie bei den Ainos üblich iſt, hat den großen Vortheil, daß ſich die Hunde viel weniger leicht in ihrem Geſchirr verwirren, und wenn das wirklich einmal

[1]) Ein in Mauka erworbener, am unteren Ende zugeſpitzter Stock, welcher beim Pflanzen von Kartoffeln benutzt wird, deutet darauf hin, daß die Ainos — allerdings wohl nur unter europäiſchem Einfluß — auch Ackerbau treiben.

[1]) Ich hielt dieſe Angabe zunächſt für einen Schreibfehler in Jakobſen's Tagebuch; ſie entſpricht aber nach der ausdrücklichen Erklärung des Reiſenden durchaus den thatſächlichen Verhältniſſen.

geschieht, viel leichter wieder von einander getrennt werden können, als wenn zwei dicht neben einander gespannt sind. Besonders hatte Jakobsen Gelegenheit, sich von diesem Vorzuge bei der im vorigen Abschnitte beschriebenen, mit so vielen Schwierigkeiten verknüpften Fahrt an der Ostküste zu überzeugen, welche nach seiner Ansicht noch viel mehr Beschwerden verursacht haben würde, wenn man mit russischer Bespannung gefahren wäre. Die auf Sachalin gebräuchlichen Schlitten laufen gewöhnlich auf Schienen von Knochen größerer Seethiere. Sie sind ziemlich schmal und schlagen in Folge dessen leicht um, so daß der Lenker stets zwei starke, am unteren Ende mit Eisen beschlagene Stäbe bei sich führt, mit welchen er bald auf dieser, bald auf jener Seite den Schlitten stützt. Mit der Schmalheit der Schlitten hängt auch ihre geringe Tragfähigkeit zusammen, durch die namentlich längere Reisen sehr erschwert und vertheuert werden. Denn dasselbe Gewicht, welches Jakobsen in Alaska auf einem Schlitten fortschaffen konnte, mußte er in Sachalin auf zwei oder sogar drei vertheilen. Ein weiterer Fehler, der den auf Sachalin gebräuchlichen Schlitten anhaftet, ist der, daß sie der Gitter an den Seiten und am Rückende entbehren, so daß alles Gepäck sehr sorgfältig auf ihnen fest geschnürt werden muß, eine Arbeit, die natürlich viel Zeit erfordert. Aber fast noch schlimmer als dieser Zeitverlust ist die Gefahr, welche in Folge des Mangels der Gitter den Insassen der Schlitten droht. Dieselben müssen sich rittlings auf das Brett setzen, welches die Oberfläche des Schlittens bildet, und um Halt zu gewinnen, beide Füße auf die Schienen stemmen. Da nun aber in den dichten Wäldern von Sachalin die Schlitten hart an den Bäumen dahin streifen, oder der Weg auch durch Steine oder Eisschichten oft sehr beengt ist, so müssen die Insassen häufig auf lange Strecken die Beine ganz emporziehen und in hockender Stellung zubringen. Bei der großen Geschwindigkeit, mit welcher die Schlitten bei leidlich guter Bahn dahinsausen, geschieht es dann nicht selten, daß jemand aus der eben bezeichneten unsicheren Stellung herausgeschleudert wird und sich an Bäumen oder Steinen schwer verletzt. Und auch anderweitig droht ihm die Gefahr, bei der rasenden Fahrt durch tief herab hängende Zweige am Kopfe beschädigt zu werden. Aus alledem geht hervor, daß eine solche Schlittenreise in hohem Grade anstrengend ist, so daß öfters Pausen gemacht werden müssen, in denen sich die Passagiere erholen. Außer dem Lenker, welcher stets kurze Schneeschuhe trägt, um im Nothfalle vor dem Schlitten den losen Schnee fest zu stampfen, hat nur noch eine Person auf dem Fahrzeuge Platz, an Gepäck darf man etwa 5 bis 6 Pud (85 bis 95 kg) aufladen. Da bei der schnellen Fahrt die Schlitten und besonders die Knochenschienen nicht selten Schaden leiden, so sind die Schlittenführer stets mit allem Handwerkszeug zur Herstellung ihrer Fahrzeuge ausgestattet, und man muß ihnen das Zeugniß geben, daß sie sich in dieser Beziehung sehr geschickt zeigen.

Außer zur Fortbewegung der Schlitten benutzen die Ainos ihre Hunde auch zum Ziehen ihrer Boote über Land oder gegen die Strömung. Die Boote werden meistens aus einem großen Baume gehauen und sind ziemlich plump. Trotzdem wissen die Ainos sie gut zu regieren, namentlich erregte es mehrfach die Verwunderung des Reisenden, mit welcher Leichtigkeit jene die ziemlich hohe Brandung an der Westküste zu passiren wußten. Uebrigens aber scheinen die Ainos im Allgemeinen keine sehr unternehmende Seeleute zu sein, denn mehrere von ihnen schlugen dem Reisenden rundweg ihre Theilnahme an seiner Bootfahrt ab, weil sie dieselbe für unmöglich erklärten, und auch selbst die, welche sich zu seiner Begleitung bereit finden ließen, zeigten sich bei höherem Seegange stets sehr ängstlich, ängstlicher sogar als Jakobsen's Begleiter, der Golde Iwan, der noch nie vorher das Meer gesehen hatte.

Die Kleidung der Ainos besteht meist aus selbstgefertigten Stoffen, namentlich aus Bast, doch findet man daneben auch japanesische Zeuge verwendet. Die Männer tragen kittelartige Baströcke, die bis auf die Oberschenkel reichen und um die Hüften mit einem Gürtel befestigt werden. Daran schließen sich Beinkleider aus demselben Stoffe, welche in Strümpfen und Stiefeln aus Fischhaut stecken. Bei unfreundlichem Wetter trägt man Mäntel, die aus Bast hergestellt sind. Im Winter sind auch Pelzkleidungen im Gebrauch, namentlich werden Hunde- und Seehundsfelle dazu benutzt. Die Weiber tragen ein Hemd aus Fischhaut und darüber ein Ueberkleid, welches ebenfalls aus Baumbast besteht und den Blankets der nordwestamerikanischen Indianer ähnlich sieht. Die Kopfbedeckung der Männer besteht im Winter aus Pelzmützen, die der Frauen aus Pelzringen, welche bisweilen von einem einzigen Fuchsschwanze gebildet werden; in der guten Jahreszeit aber tragen beide Geschlechter, wie es scheint, keine Kopfbedeckung, oder hier und da Basthüte von japanesischer Form. Für eine zierliche Ausstattung ihrer Kleider scheinen selbst die Frauen der Ainos nicht viel Sinn zu haben, wenigstens fand Jakobsen nur vereinzelt Verzierungen durch Stickereien oder Perlenbesatz, die doch am Amur so häufig sind. Ein eigenthümlicher Zierrath findet sich an der Kleidung der Knaben vor. Dieselben tragen am Gürtel ganze Schnüre von knöchernen Ringen oder hölzernen Rollen, welche letzteren einige Aehnlichkeit haben mit unseren Garnwickeln. Der Gürtel dient auch bei den Ainos dazu, allerlei ihnen unentbehrliche Dinge zu tragen. Jeder Aino ohne Unterschied des Geschlechtes trägt ein Messer in einer ledernen oder knöchernen Scheide bei sich, doch ist bemerkenswerth, daß diese Instrumente bei Männern und Frauen verschiedene Form haben. Dasselbe ist der Fall mit den Tabakspfeifen, die ebenfalls zusammen mit dem Tabaksbeutel am Gürtel befestigt werden.

Die Ainos, welche Jakobsen gesehen hat, waren fast durchweg stattliche, zum Theil geradezu herkulische Gestalten. Die Männer besaßen starken Bartwuchs, trugen aber die vordere Hälfte des Kopfes geschoren. Dasselbe war auch schon bei kleinen Knaben der Fall, nur hatte man bei ihnen einige Haarbüschel stehen lassen, an welchen kleine Perlenstickereien befestigt waren, so daß sie über die Stirn herabhingen. Dieser eigenthümliche Schmuck wird von den Knaben etwa bis zum vollendeten fünften Lebensjahr getragen. Die Frauen der Ainos sind fast durchweg weit hübscher als die Giljakinnen, ihre nächsten Nachbarinnen, und namentlich zeichnen sie sich durch große, schwarze, mit langen Wimpern gezierte Augen aus, die durchaus keine Aehnlichkeit mit den dem mongolischen Typus eigenthümlichen haben, sondern vielmehr lebhaft an die der Hindufrauen erinnern. Die schwarzen Haare tragen sie meist in der Mitte gescheitelt und halblang vom Haupte auf die Schultern herabhängend, die Oberlippe aber pflegen sie mit kleinen dunklen Punkten zu tättowiren, so daß es den Anschein gewinnt, als trügen sie einen ganz kurz geschorenen Schnurrbart.

Der Charakter der Ainos scheint auf Sachalin etwas von dem der Bewohner von Jesso abzuweichen, wie ihn uns Siebold schildert. Jakobsen fand sie im Allgemeinen mißtrauisch und unfreundlich. Daß man ihm den Eintritt in die Hütten verwehrte, wie am Amur, störte ihn nicht, denn er scheute sich nicht mit Gewalt dahin zu gehen, wohin

man ihn mit Güte nicht kommen lassen wollte. Schlimmer aber war es für ihn, daß die Ainos alle seine Anträge, ihm Geräthe, Kleidungsstücke und Anderes zu verkaufen, im Großen und Ganzen hartnäckig zurückwiesen und auch wenig bereit waren, ihn bei seinen Reisen zu unterstützen. Vielmehr erschwerten sie ihm an der Westküste das Vorwärtskommen dadurch, daß sie für ihre Dienste als Ruderer ganz exorbitante Preise forderten und die Auszahlung derselben wohl gar schon vor Antritt der Fahrt verlangten. Die Frauen bewiesen eine große Furchtsamkeit, wo sich der Reisende ihnen nähern mochte, pflegten aber zutraulicher zu werden, wenn jener ihre Kinder mit einigen Kleinigkeiten beschenkte, so daß daraus ersichtlich wird, daß der Familiensinn bei ihnen ziemlich ausgebildet ist. Sie pflegten dann den Reisenden zum Sitzen einzuladen, indem sie Strohmatten auf den Fußboden der Hütte legten, und forderten ihn auch wohl auf, ihre Mahlzeit zu theilen. Gegen die Russen sind die Ainos fast durchweg feindselig gestimmt, weil sie dieselben als die unrechtmäßigen Besitzer ihres Landes ansehen. Daher ist der Einfluß der Behörden auch nur dort bemerkbar, wo Soldatenposten, wie an der West- und Südküste, in größerer Anzahl vorhanden sind, während an der Ostküste, wo dies nicht der Fall ist, nach dem Zeugniß des russischen Gouverneurs in Korsakowa selbst, die Ainos ohne allen Respect vor der Regierung sind. Auch im Inneren des Landes war der Verkehr mit ihnen ein höchst schwieriger; meistens suchten sie sich jeder Berührung mit der Postkarawane, als deren Theilnehmer Jakobsen reiste, dadurch zu entziehen, daß sie sich so still in ihren Häusern hielten, daß es den Anschein gewann, als seien dieselben unbewohnt. Wenn sie überhaupt darauf eingingen, als Schlittenführer mit zu gehen, so zeigten sie sich im höchsten Grade störrisch und eigensinnig, besonders wenn die Anstrengungen der Reise größer wurden. Uebrigens darf zu ihrer Entschuldigung wohl hinzugefügt werden, daß manche, mit denen der Reisende in Berührung kam, sich auch als höflich und mittheilsam erwiesen, nachdem sie erst Vertrauen zu ihm gewonnen hatten; daß aber die russischen Behörden sowohl, wie auch die überwiegende Mehrzahl der Ansiedler — die ja Verbrecher sind — sich gar keine Mühe geben, sich dieses Vertrauen zu erwerben. Wie wenig die Ainos den Verkehr mit den Russen wünschen, geht auch daraus hervor, daß es nur sehr wenige unter ihnen giebt, welche etwas von der Sprache ihrer Herren verstehen. Doch hindert dieser Umstand den Verkehr mit ihnen nur wenig, da sie Meister in der Geberdensprache sind. So wenig sie mit den Russen Gemeinschaft suchen, so anhänglich sind sie an die Japaner, welche ihnen aber ihre Anhänglichkeit, wie oben bemerkt, eben so schlecht lohnen, wie die Chinesen den Anwohnern des Amur die ihrige.

Dem Genusse des Branntweins sind die Ainos zwar nicht in dem Grade ergeben wie die Amurvölker, doch lieben sie ihn ebenfalls nicht wenig. Leider werden sie von den Russen in dieser Liebhaberei mehr als gut ist unterstützt, besonders wird denjenigen, welche russische Schlittenkarawanen führen, fast stets ein Theil ihres Lohnes in Gestalt von Branntwein ausgezahlt, so daß auch der Reisende ganz gegen seine Grundsätze zu einem gleichen Verfahren ihnen gegenüber genöthigt war. Noch mehr aber als den Branntwein lieben sie den Tabak, den beide Geschlechter in gleich umfangreichem Maße genießen. Für Tabak war von ihnen fast alles zu erreichen, und ein Geschenk, das man ihnen mit einigen Blättern dieses edlen Krautes machte, war im Stande, selbst eine hochgradige Erregung bei ihnen zu dämpfen.

An abergläubischer Gesinnung geben die Ainos den Amurvölkern nichts nach, wie dem Reisenden durch einige Vorfälle ersichtlich wurde. Als er in Mauka die von ihm eingekauften Gegenstände zur Versendung nach Europa verpackte, forderte ihn ein bei diesem Geschäfte behülflicher Aino auf, eine Strohmatte nicht mit den übrigen Dingen zusammen zu packen, weil sonst Sturm und hoher Seegang eintreten werde. Bei einer anderen Gelegenheit hätten die Bewohner eines Ainodorfes beinahe Gewalt gegen ihn und seine Begleiter gebraucht, weil sie hörten, daß er in einer benachbarten Niederlassung ein Webe-Instrument gekauft hatte, und weil sie in diesem Umstande die Ursache für einen heftigen Sturm suchten, der sie mehrere Tage am Fischfange hinderte. Von Amuleten zum Zweck der Krankenheilung hat Jakobsen nichts vorgefunden, doch berichtet er, daß in jeder Ainohütte, die er betreten habe, ein Kopfring aus Spänen vorhanden gewesen sei, welcher das Kopfweh vertreiben sollte.

Bei schweren Krankheiten trägt man die Patienten aus den Hütten in kleine von den Dörfern abseits liegende Häuschen und überläßt sie dort sich selbst; stirbt aber jemand plötzlich in seiner Hütte, ehe man ihn aus derselben fortschaffen kann, so wird sie von den übrigen Bewohnern verlassen und durch Feuer zerstört, nachdem man die Leiche beerdigt hat. Zu einem Begräbniß kommen aus den benachbarten Dörfern eine Menge von Frauen zusammen, welche um den Todten herumsitzen und ihn mit lautem Geheul beklagen. Dann wird die Leiche in ihren Kleidern auf Strohmatten in einen kistenförmigen Sarg gelegt und von den Männern des Dorfes außerhalb der Niederlassung eingescharrt. Bei dieser Arbeit werden die Thaten, welche der Verstorbene während seines Lebens vollführt hat, besungen, und nachdem man die Erde über den Sarg geschüttet hat, verneigt sich die ganze Versammlung und verläßt nach Errichtung eines Todtenpfahles die Grabstätte. Noch einmal versammeln sich dann am folgenden Neumonde die Weiber an dem Grabe und beklagen einen Tag und eine Nacht hindurch unter strengen Fasten den Verstorbenen; dann aber erwähnt niemand mehr den Todten, der nach der Ausdrucksweise der Ainos zu Ende gegangen ist, ja selbst sein Name fällt der Vergessenheit anheim.

In der Gegend von Korsakowa hat Jakobsen eine Anzahl von Ainogräbern geöffnet. Er berichtet darüber Folgendes. Die Stellen, an welchen sich die Gräber befanden, waren meistens an einer durch das Einsinken der Erde über der verwesten Leiche hervorgebrachten Bodenvertiefung erkennbar. Die neueren Gräber waren nicht tief; sie lagen nur etwa 10 cm unter der Erdoberfläche, während die Bodenschicht bei den älteren 50 bis 75 cm betrug. Eine bestimmte Längsrichtung scheint bei ihnen nicht vorhanden zu sein, denn, wenn auch an einer Stelle alle ausgegrabenen Leichen mit dem Kopfe nach Osten gerichtet waren, so gab es doch an anderen Punkten solche mit der Längsrichtung von Süden nach Norden. Theilweise waren die aufgedeckten Gräber schon recht alt, und ihr Inhalt war stark in Verwesung übergegangen, an neueren aber ließ sich feststellen, daß die Särge zum größten Theil aus kistenartig zusammengesetzten Brettern bestanden, bisweilen aber auch durch ein einfaches Brett, welches über der Leiche lag, ersetzt waren. Die Leichen lagen alle auf der Seite, aber nicht immer auf derselben. Bei den männlichen Kadavern war von einer Bekleidung keine Spur vorhanden, doch ist es möglich, daß dieser Umstand seinen Grund in dem zweifellos hohen Alter der Gräber hatte. Dagegen fanden sich bei den weiblichen Leichen Reste von einheimischen und japanesischen

Kleidungsstoffen, sowie Glasperlen und Zierrathe aus Messing, wie sie noch heute hier und da von den Ainofrauen an den Gürteln getragen werden. Ferner entdeckte Jakobsen in den Frauengräbern Reste von japanischen Thonpfeifen, Frauenmesser, silberne Ohrringe und mancherlei andere schwer zerstörbare Dinge; dagegen fehlten Steinwerkzeuge völlig. Doch ist aus diesem Umstande nicht der Schluß zu ziehen, daß die früheren Bewohner von Sachalin keine Steingeräthe besessen haben, denn am Kap Krillon sind in einer alten Aino-Niederlassung zwei Steinäxte gefunden worden, welche in Wladiwostok aufbewahrt werden.

Die Ainos huldigen ebenso wie ihre Nachbaren am Amur dem Schamanismus, doch sollen, wie Jakobsen glaubwürdig mitgetheilt wurde, nicht Mitglieder dieses Volkes selbst Schamanendienste thun, sondern vielmehr Orokos, d. h. also Tungusen, so daß die Vermuthung nahe liegt, daß die letzteren in religiöser Beziehung auf die Ainos eingewirkt haben. Eigenthümlich und dem religiösen Standpunkte der Golden und Giljaken ganz widersprechend ist es, daß Jakobsen während seines ganzen Aufenthaltes unter den Ainos nicht ein einziges Götzenbild in Menschengestalt fand, mit Ausnahme eines Falles an der Ostküste, wo nach dem ganzen Aussehen des Idols die Vermuthung sehr nahe lag, daß dasselbe ein japanisches Buddhabild war — eine Vermuthung, welche besonders durch die Erwägung noch bestärkt wird, daß die japanischen Fischer vornehmlich an der Ostküste von Sachalin ihren Aufenthalt zu nehmen pflegen. Nicht zu bezweifeln ist nach den Beobachtungen Jakobsen's, daß die Ainos dem Meere göttliche Verehrung zu Theil werden lassen. So war er während seiner Fahrt an der Westküste der Insel Zeuge davon, daß ein ihn begleitender Aino bei der Umsegelung eines Vorgebirges, an dessen Spitze die See sehr bewegt war, eine Prise Tabak ins Meer warf, um durch dieses Opfer den Meergott günstig zu stimmen, und in ähnlicher Weise suchte ein anderer seiner Begleiter, als sie durch den Sturm lange Zeit festgehalten wurden, die Wellen zu besänftigen, indem er ein ganzes Blatt Tabak hineinwarf. Auf der Weiterfahrt brachte derselbe Aino dem Meergotte auch dadurch ein Opfer dar, daß er einen eben erst am Lande abgeschnittenen Stab aufspänte und ihn, nachdem er ihn an der Leeseite des Bootes mit feierlicher Miene ins Wasser getaucht hatte, auf der Windseite in die Fluthen schleuderte. Diese Späne spielen überhaupt bei dem Gottesdienste der Ainos eine höchst wichtige Rolle. Sie ersetzen die Hausgötzen und finden sich deshalb, wie schon oben bemerkt, in allen Hütten in größerer Zahl vor; sie werden auch als Opfer dargebracht, nachdem es gelungen ist, einen Seehund zu tödten. Man taucht sie dann in das Blut dieser Thiere und stellt sie auf dem Gipfel eines der vielen als Opferstätten geltenden Berge auf. Ebenso trifft man sie an solchen Stellen des Ufers häufig an, wo auf abgetrennten Felsen im Meere die Seehunde gern ihren Aufenthalt nehmen und gute Jagdgelegenheit gewähren. Hier müssen auch die Häuptlinge die Köpfe der erlegten Seehunde, welche man ihnen gewissermaßen als Tribut überbringt, aufstellen, während man die vom Fleische entblößten Knochen und die Klauen, ebenso wie die Krallen der erlegten Bären, im Walde zu vergraben pflegt. Wie es scheint, haben alle die eben bezeichneten Vorgänge die Bedeutung von Dankopfern, welche man dem Meergotte für den Segen schuldig zu sein glaubt, den er durch einen glücklichen Fang gewährt hat. Uebrigens erhalten die aufgespänten Stäbe oft noch dadurch einen besonderen Schmuck, daß sie durch die Schädel von Seevögeln, Füchsen oder anderen Thieren hindurchgesteckt werden. Eine besondere Art dieser Spangötzen ist der Feuergott, welcher durch vier Stäbe dargestellt wird, die an den Ecken der Feuerstelle im Boden der Hütte befestigt werden.

Gemeinsam ist den Ainos mit den Amurvölkern und besonders mit den Giljaken die Verehrung des Bären und die Feier der Bärenfeste, welche letzteren bei ihnen eine ebenso wichtige Angelegenheit sind wie bei jenen und eine nicht geringere Anziehungskraft besitzen. Die Ainos selbst führen die bei ihnen herrschende Verehrung des Bären darauf zurück, daß sie von einem Bärenpaare abstammen — wie sich das auch in ihrer starken Behaarung zeige, welche in früheren Zeiten noch viel stärker gewesen sei. Ebenso wie in den Niederlassungen der Giljaken findet man auch in den Ainodörfern in starken Balkenkäfigen gefangene Bären, deren man sich meistens bemächtigt hat, während sie noch ganz jung waren, und die man etwa drei Jahre lang sorgfältig nährt. Ihr Futter besteht hier sowohl in Fischen als in ausdrücklich für sie zubereiteten Kuchen, welche ihnen in großen hölzernen Eßschalen, die auch nur diesem Zwecke dienen, gereicht werden. Im Beginne des Winters werden auf Sachalin die Bärenfeste gefeiert, zu denen von Seiten des Eigenthümers weithin Einladungen an Bekannte, Freunde und Verwandte ergehen. Drei Tage und drei Nächte vor dem eigentlichen Feste haben die Weiber der Nachbarschaft vor dem Käfig Gebete zu halten und den Tod des Bären unter lautem Weinen zu beklagen. Am Morgen des vierten Tages wird dann der Bär durch die Oeffnungen im Balkengitter seines Zwingers hindurch mit festen Lederriemen gefesselt, aus seinem Gefängnisse herausgezogen, mit einer langen Schärpe aus Stroh oder Schilf geschmückt, und dann zu der in der Nähe des Dorfes gelegenen Opferstätte geführt. Dort bindet ihn der Eigenthümer mit Hilfe seiner Gäste an einen eigens dazu errichteten und mit Tannenreisern geschmückten starken Pfahl, um ihn mit Pfeil und Bogen zu erschießen. Der Pfeil, welcher das Thier getödtet hat, wird dann von einem anderen Aino, den der Festgeber besonders ehren will, in die Weite geschossen, und man vermeidet sorgfältig, denselben wieder aufzufinden. Dann schleppen die Festtheilnehmer den noch warmen Leichnam in die Hütte des Eigenthümers, legen ihn dort an der Feuerstelle nieder und stimmen einen Gesang an, in welchem sie ihm die Versicherung geben, daß seine Seele hochgeehrt von ihnen fortlebe. Während dieses Gesanges streuen sie die mehrfach erwähnten aufgespänten Stäbe über die Leiche, indem sie der Meinung sind, daß jene dadurch einen heiligen Charakter erhalten. Daher erklärt es sich auch, daß sie dieselben nach Schluß des Gesanges wieder an sich nehmen, um sie in ihren Hütten aufzuhängen und als Idole zu betrachten. Der Zeitpunkt für die Zerlegung des Bären wird von dem Schamanen bestimmt. Hat derselbe das betreffende Zeichen gegeben, so macht sich die ganze Versammlung daran, das Fleisch zum Kochen bereit zu machen und damit den Anfang des Festmahles möglichst schnell herbeizuführen. Während das Fleisch gekocht wird, stellt man den Kopf des Bären auf einem altarförmigen Gerüste in der Ecke des Hauses, wo links dem Eingange gegenüber auch die übrigen Hausgötzen ihren Platz haben, auf. Neben ihn werden dann Tabaksbeutel und Pfeife gelegt, vor ihn stellt man zwei Schalen mit gekochtem Reis und aus Wurzeln zubereitetem Gemüse und über ihm befestigt man den Bogen, mit dessen Hilfe er getödtet ist, sowie einige hübsche Strohmatten, die so gewissermaßen den Hintergrund für dieses eigenthümliche Gemälde bilden.

Auch eine heilkräftige Wirkung schreiben die Ainos dem Bären zu. Jakobsen war Zeuge davon,

daß in Manka ein dort in Gewahrſam gehaltener Bär zu einem Kranken geführt wurde, um dieſem Geneſung zu bringen. Man verfuhr bei dieſem Vorgange ähnlich wie bei der Einleitung zum Bärenfeſte. Der Bär wurde, indem man ihm um Hals und Leib dicke Ledergurte legte, an welchen lange Riemen befeſtigt waren, gefeſſelt. Dann deckte man das Dach ſeines Zwingers ab und zwang ihn durch Stöße mit langen Stöcken an den Wänden aufwärts ins Freie zu klettern. Natürlich machte er, ſobald er ſein Gefängniß verlaſſen hatte, den Verſuch, zu entfliehen, wurde aber von etwa 6 bis 8 ſtarken Männern, welche die Riemen um ihre Hände gewickelt hatten, daran verhindert und mußte ihnen dorthin folgen, wohin ſie ihn zogen. Auf dem Wege wurde das arme Thier nicht nur von ſeinen Führern, ſondern von der ganzen Bewohnerſchaft des Dorfes, welche ihn ſchreiend und tanzend umgab, durch Fauſtſchläge und Stöße mit Stöcken auf das Aeußerſte gereizt, ſo daß er in einem unbewachten Augenblicke einem ſeiner Angreifer einen Tatzenhieb verſetzte, der dieſem ein ziemlich großes Stück Fleiſch aus dem Körper riß. Solche Verwundungen kommen bei dieſer Gelegenheit nicht ſelten vor, werden aber von den Ainos für eine hohe Ehre gehalten. Ob die Kur, welche der Bär vornehmen ſollte, dem Kranken genützt hat, iſt Jakobſen nicht bekannt geworden.

Die Ainos behaupten ſowohl von ſich ſelbſt wie von den ihnen auf der Inſel benachbarten Giljaken mit der größten Beſtimmtheit, daß ſie noch vor Kurzem Kannibalen geweſen ſeien und bezeichnen es als eine bei ihnen durchweg geltend geweſene Sitte, daß der Vater ſein krüppelhaftes Kind oder der Mann ſein unfruchtbares Weib tödtete und verzehrte. Namentlich aber ſollen die Ainos nach ihrer eigenen Angabe die Giljaken, welche ſich unter ihnen ſehen ließen, gefreſſen haben. Auch von den Ainos auf Jeſſo behaupteten ihre Landsleute und die Ruſſen in Sachalin, daß ſie dem Kannibalismus gehuldigt hätten; heute iſt jedenfalls, ſo weit meine Kenntniß reicht, jede Spur verwiſcht, welche auf einer von beiden Inſeln das frühere Vorhandenſein der Anthropophagie beweiſen könnte.

Eine Sage der Ainos möge hier noch Platz finden: An der Oſtküſte der Inſel lebte vor langen Zeiten ein Aino, welcher eine Tochter hatte. Dieſelbe wies alle Bewerbungen zurück, mochten es nun ihre Landsleute oder Japaner ſein, welche als Freier um ſie anhielten. Einige Zeit ſah ihr Vater dieſes Verfahren mit Nachſicht an, endlich aber riß ihm die Geduld, und er drang in ſie mit Bitten und Drohungen, endlich einen der Bewerber als Gatten zu erwählen. Sie aber erwiderte, daß ſie ſich ohne Rückſicht auf ſeine Wünſche einen Gatten erkoren habe, und zwar ſei derſelbe ein Gott. Dieſe Antwort erfüllte den Vater mit höchſter Verwunderung, die ſich bald in Angſt verwandelte, als ſeine Tochter eines Tages von einem Wege, den ſie angetreten hatte, nicht nach Hauſe zurückkehrte. Alle ſeine Nachforſchungen hatten keinen Erfolg; das Mädchen war und blieb ſpurlos verſchwunden. Als jedoch der Vater nach längerer Zeit eines Morgens an den Strand des Meeres ging, um zu fiſchen, ſah er einen mächtigen Nordkaper — ein walfiſchartiges Thier — durch die Wellen majeſtätiſch auf das Land zuſchwimmen, und auf dem Rücken des gewaltigen Thieres ſaß eine Frau mit einem Knaben im Arme und rief ihm freudig zu, daß ſie ſeine verſchwundene und lange vergeblich geſuchte Tochter ſei. Zuerſt war der Aino vor Schreck ſprachlos, dann aber rief er ſeine Nachbaren herbei und zeigte ihnen das Wunder, welches ſich hier ereignet hatte. Bald waren alle darin einig, daß der Nordkaper der Gott des Meeres, ſeine Tochter aber als die Gemahlin deſſelben eine große Heilige ſei, und man begann, beiden ſeine Verehrung darzubringen. Das Ungeheuer aber erwies ſich dem Vater und ſeinen Verwandten dadurch dankbar, daß es alljährlich einige Seehunde oder einen Walfiſch durch den Sturm auf den Strand ſchleuderte, gewiſſermaßen als Kaufpreis für das Mädchen, das es ſich ohne eine vorhergegangene Zahlung deſſelben angeeignet hatte.

Natürlich kommt es bisweilen auch vor, daß ein ſolcher Nordkaper durch das ſtürmiſche Meer an den Strand geſchleudert wird und verendet. Dann eilt Jung und Alt ans Ufer, umkränzt das Thier mit Tannenzweigen und umwebt es mit den beſten Stoffen, die vorhanden ſind. Darauf wird ein Feſt veranſtaltet, bei welchem Geſang und der Genuß eines aus Reis gebrauten Getränkes von ſüßſäuerlichem Geſchmacke die wichtigſte Rolle ſpielen. Endlich wird das Thier zertheilt und jeder Theilnehmer des Feſtes erhält ein Stück des Fleiſches, welches als ein Geſchenk des Meergottes an alle Anwohner des Strandes angeſehen wird. Zur Erinnerung an ein ſolches Ereigniß ſtecken dann die Ainos in die Nähe ihrer Hütten Tannenbäume in die Erde, deren Zweige bis auf wenige abgehauen werden und die auf ihrer oberſten Spitze die mehrerwähnten Idole und Späne tragen; rings um die Bäume aber legt man hölzerne Abbildungen eines Nordkaper nieder, deren Rückenfloſſen durchlöchert ſind, und zwar wahrſcheinlich zu dem Zwecke, daß dieſelben ſpäter in den Hütten aufgehängt werden können. Offenbar hat man es hier mit einem Verſuche mythologiſcher Erklärung der dem Meere von den Ainos dargebrachten göttlichen Verehrung zu thun.

Die Orokos oder Oltas, wie ſie ſich ſelbſt nennen, während ihnen der erſtere Name durch die Ainos beigelegt ſein ſoll, nehmen den Raum zunächſt nördlich von den Ainos ein, ſind aber nur wenig zahlreich. Sie ſtehen äußerlich in einem frappanten Gegenſatze zu ihren ſüdlichen Nachbarn, denn während dieſe im Allgemeinen hochgewachſene Geſtalten ſind und keine Spur des mongoliſchen Typus zeigen, iſt letzterer bei jenen in allen übrigen Körpermerkmalen ſowohl als auch in ihrer geringen Größe deutlich erkennbar. Auch in der Sprache beweiſen ſie ihre nahe Verwandtſchaft mit den Tunguſen am unteren und mittleren Amur; der goldiſche Dolmetſcher Iwan, welchen Jakobſen bei ſich hatte, verſtand mit wenigen Ausnahmen alles, was ſie ſagten. Endlich zeigten die Geräthe, welche ſich bei ihnen im Gebrauche fanden, ſo weit dieſelben nicht ruſſiſchen Urſprungs waren — und das war bei den weitaus meiſten der Fall — eine ſo auffallende Uebereinſtimmung mit den bei dem Uebergangsvolke zwiſchen Golden und Giljaken üblichen, daß kaum ein Zweifel daran ſein kann, daß dieſe Orokos oder Oltas verſprengte oder freiwillig ausgewanderte Mitglieder jenes Stammes ſind, die im Winter einſt eine ebenſo gangbare Straße nach Sachalin über das Eis des Tatarenſundes fanden, wie noch jetzt die Händler, die während der rauhen Jahreszeit den Verkehr zwiſchen dem Feſtlande und der Inſel vermitteln [1]).

Die Wohnungen der Orokos beſtehen aus zuckerhutförmigen Jurten, die aus Fiſchhaut oder Renthierfellen hergeſtellt ſind und in ihrer Geſtalt lebhaft an die Sommerwohnungen der Anwohner des Amur erinnern. Ihren Unterhalt gewinnen die Orokos durch Fiſchfang und Jagd auf die im mittleren Sachalin häufigen wilden Renthiere,

---

[1]) Die nahe Verwandtſchaft der Namen Olta und Oltſcha, mit welchen man bisher das Uebergangsvolk zwiſchen Golden und Giljaken bezeichnet hat, iſt wohl kaum als eine Zufälligkeit anzuſehen.

deren Fleisch, wie der Reisende aus eigener Erfahrung bezeugen kann, von ihnen höchst schmackhaft zubereitet wird. Daneben aber beschäftigen sie sich auch mit der Zucht zahmer Renthiere, welche ihnen nicht nur Milch und Kleidungsstoffe liefern, sondern auch als Reit- und Zugthiere dienen und in letzterer Eigenschaft die Hunde der Ainos und Giljaken ersetzen. Während der Nacht und der Fahrtenunterbrechungen läßt man die Thiere außerhalb der Dörfer weiden und fängt sie ein, sobald sie gebraucht werden. Um zu hören, wohin sie sich beim Weiden begeben haben, befestigt man an ihrem Halse eine Holzklapper, welche die Glocke unserer Heerdenthiere ersetzt und einen weithin schallenden Ton von sich giebt. Das Einfangen der Thiere geschieht mit Hilfe des Lassos und nimmt oft lange Zeit in Anspruch, denn die Orokos sind in dieser Thätigkeit wenig geschickt, ein Beweis dafür, daß sie die Zucht der Renthiere erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit treiben oder, was dasselbe sagen will, daß sie ihre Heimath am Amur noch nicht sehr lange verlassen haben.

Im Gegensatze zu ihren südlichen Nachbaren schließen sich die Orokos den Russen leicht an und bemühen sich auch mit Erfolg, die Sprache ihrer Herren zu lernen, so daß man sich mit den meisten von ihnen wenigstens nothdürftig unterhalten kann. Ueberhaupt sind sie gegen Fremde weit zugänglicher und freundlicher als die Ainos, wie denn Jakobsen bei ihnen stets gastliche Aufnahme und gute Verpflegung für sich, seine Begleiter und seine Hunde fand. Allerdings scheint diese Freundlichkeit gegen Fremde die Grenzen des Schicklichen auch nicht selten zu überschreiten, indem die Frauen sich leicht zu unsittlichem Umgange gewinnen lassen. So fand Jakobsen z. B. in Taraika ein Orokomädchen, welches mit seinem Bräutigam, einem jungen Giljaken, in heftigem Streite begriffen war, weil es diesem nicht in das Innere der Insel folgen, sondern vielmehr an der Küste bleiben und die freie Liebe mit den japanischen Fischern, die dorthin im Sommer in Menge kommen, weiter pflegen wollte. Sie besaß zwar noch Schamgefühl genug, diesen Grund zu verschweigen und ihren Bräutigam zu beschuldigen, daß er an Stelle der ausbedungenen sechs Seehunde nur drei als Kalym für sie bezahlt habe; aber unparteiische Zeugen versicherten dem Reisenden, daß diese Beschuldigung nur ein leerer Vorwand sei, und daß dieses Mädchen wie manche andere ihres Stammes ihren unsittlichen Verkehr mit den Fremden einer regelrechten Ehe vorziehe.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß auch in religiöser Beziehung die Orokos den Golden und ihren nördlichen Nachbaren sehr nahe stehen, denn auch bei ihnen findet man in Menge die bei jenen besprochenen Amulete gegen die verschiedensten Krankheiten, von denen Jakobsen eine ganze Anzahl auch hier erwerben konnte.

Kürzere Mittheilungen.

Die chinesischen Zukunftsbahnen.

Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß der Bau der russischen Pacificbahn, zu dem die Vorarbeiten bereits begonnen haben (Vergl. „Globus“ Bd. 52, S. 302) eine mächtige Anregung dazu geben wird, daß man auch in den anderen asiatischen Territorien mit der Anlage von Schienenstraßen vorgeht. Mag man insbesondere in China die Concessionen, die man dem Amerikaner Wharton ertheilt hatte, immerhin noch einmal zurückziehen, man wird sich in Peking dem allmächtigen Zuge der Zeit doch endlich beugen müssen, und man wird sich in einer nahen Zukunft durch strategische und handelspolitische Erwägungen einfach gezwungen sehen, dem Beispiele der Nachbarn zu folgen. Nach G. von Kreitner [1]), den wir in chinesischen Angelegenheiten als eine Autorität zu respektiren haben, dürfte nun das chinesische Eisenbahnnetz am naturgemäßesten folgende Entwickelung nehmen.

Es werden zuerst drei von Ost nach West verlaufende Hauptlinien entstehen, und zwar:

1) eine Nord-Linie von Tientsin nach Peking und dann über Tschongting, Schünte, Tschangte, Wejhwei hoango- und wejho-aufwärts nach Hwaiking, Tung quan und Singanfu, sowie eventuell weiter nach Lantschau und Sutschou und durch die mongolische Wüste;

2) eine Mittel-Linie am Jangtsekiang aufwärts und von Hankou nach Kingtschou, Itschang, Kwejtschou, Tschungking und Tschingtufu;

3) eine Süd-Linie am Sikiang hinauf, und von Kanton nach Wutschou, Lintschou, Kinjuen, Nati, Kuangsi, Yünnanfu und Talifu.

Diese drei Hauptbahnen werden aber Anschluß an einander suchen müssen, und es werden auf diese Weise vor allen Dingen noch zwei Verbindungslinien gebaut werden:

1) die Linie Hankou-Tschajang-Tantscheng-Lahokon-Singanfu (über das Singling-Gebirge); und

2) die Linie Wutschang-Jotschou-Tschangtsche-Hengtschou-Jungtschou-Sinen-Lintschou.

Das betreffende Netz würde nach Kreitner's Ansicht den Vorzug haben, gleichzeitig das billigste und in strategischer und wirthschaftlicher Hinsicht wirksamste zu sein. Die problematischen Linien schließen sich, wie ein Blick auf die Karte lehrt, auf das Engste an die natürlichen Schiffahrtsstraßen des Landes an —, was die Eisenbahnen anderwärts auf Erden bekanntermaßen auch mit großer Vorliebe thun. Die Nordbahn könnte man ebensogut Hoangho-Bahn, die Centralbahn Jangtsekiang-Bahn, die Südbahn Sikiang-Bahn nennen, die zuerst angegebene Verbindungsbahn endlich Hankiang-Bahn und die zuzweit angegebene Siangkiang-Bahn. Es ist dies ein Umstand, der uns die Kreitner'schen Ausführungen ganz besonders plausibel erscheinen läßt. Die Terrainschwierigkeiten, die der Eisenbahnbau in China zu überwinden haben wird, sind im Allgemeinen keine außergewöhnlichen, und auch selbst in Yünnan sind nur mäßige Bergketten zu erklimmen. Größere Anstrengungen würde die Ueberbrückung der Riesenströme erfordern, um so mehr, als dieselben bekanntlich sehr gewaltige Hochwasser haben.

Was den Anschluß der chinesischen Eisenbahnen an die russische Pacificbahn betrifft, so wird derselbe voraussichtlich zuerst bei Kiachta erfolgen. Der Anschluß an die britisch-indischen Bahnen andererseits ist nur durch Birmah denkbar. Doch davon später an anderer Stelle!

---

[1]) Vergl. „Revue coloniale internationale“ T. 5, No. 2, p. 88. ff.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Die Afrikanische Gesellschaft hat sich um die Erforschung des dunklen Welttheils zu große Verdienste erworben, als daß uns die Nachricht von ihrer in der letzten Ausschußsitzung beschlossenen Auflösung nicht mit lebhaftem Bedauern erfüllen sollte. Wenn Deutschlands Reisende während des letzten Jahrzehnts in vorderster Reihe gestanden haben, sobald es galt, irgend ein afrikanisches Problem zu lösen, und wenn unsere Güßfeldt, Lenz, Peschuel-Lösche, Pogge, Wißmann, Flegel, Buchner ꝛc. reiche Lorbeeren für sich und unsere Nation heimbrachten — so hatten wir dies ohne Zweifel in erster Linie dieser Organisation zu danken.

Die Ursache des angegebenen Beschlusses ist bekanntlich, daß der Zuschuß, den das Reich der Gesellschaft früher für ihre Zwecke gewährt hat, in Wegfall gekommen ist, weil die Reichsregierung die Ansicht hegt, die betreffende Summe werde künftig besser für die Erforschung der deutschen Schutzgebiete aufgewendet.

— Da der „Globus“ über die Besteigung des Kilimandscharo durch Dr. Hans Meyer bereits früher berichtet hat (Bd. 52, S. 288), so bleibt uns auf Grund des Vortrages, den der genannte Herr am 3. December in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde gehalten hat, nur Folgendes nachzutragen übrig: Das ganze Massiv des Kilimandscharo ist ungefähr 100 engl. Meilen lang und 60 Meilen breit, und dasselbe erscheint, wenn man von Mareales Dorf aufsteigt, als ein mächtiger Wall, der von zwei schneebedeckten vulkanischen Gipfeln — dem Kibo und Kimawenzi — überragt wird. Der erstere erhebt sich bis 5692 m, der letztere, viel stärker zerklüftete, bis 4952 m über den Meeresspiegel. Das zwischen beiden liegende Plateau enthält sechs kleinere Kegel, die ebenfalls aus vulkanischen Auswürflingen aufgebaut sind. Die ersten Schneeflecken in geschützten Lagen fanden sich am Kibo in 4000 m Höhe, die eigentliche Schneelinie liegt aber im Süden und Südwesten 4680 m hoch und im Nordosten sogar 5500 m. Die Nordseite ist gänzlich schneefrei, was sich sowohl durch die stärkere direkte Besonnung des Gipfels als auch durch die starke Wärmeausstrahlung der daselbst vorliegenden Hochebene erklärt. Uebrigens werfen die schneebringenden Nordwinde den Schnee wohl auch zum größeren Theile über den Gipfel hinaus. Rücksichtlich der Vegetation wandert man bis zu 1000 m Höhe in dichtem Buschwald; dann folgt das fruchtbare, wohl angebaute Kulturland von Dschagga bis 1800 m; hierauf wieder Buschwald bis 2000 m; ferner Urwald bis 3000 m; endlich Grasflur mit zerstreutem Akazien- und Erikengesträuch bis 4000 m; und reine Grasflur mit Strohblumen, Löwenzahn ꝛc. bis 4500 m. Die letztere Ziffer bezeichnet gleichzeitig die Vegetationsgrenze.

Bezüglich der Entstehung der Bergmasse vertritt Dr. Meyer die Ansicht, daß der Kimawenzi durch die älteste und stärkste Eruption gebildet wurde. Während derselbe von den Atmosphärilien zernagt und zerklüftet wurde, bildete sich dann durch schwächere vulkanische Kraft der Kibo. Noch später, und in noch vorgerückteren Stadien des Erlahmens jener Kraft, entstanden nach einander die sechs kleinen Kegel zwischen den beiden Hauptgipfeln, das gleichsfalls durchaus vulkanische Dschagga-Plateau, und die kleinen Kegel und Dome der Fußgegend.

Heiße Quellen konnte Dr. Meyer nirgends entdecken.

In derselben Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde schilderte O. Baumann die Insel Fernando Po und ihre merkwürdige Bube-Bevölkerung, dabei gleichzeitig eine von ihm aufgenommene topographische Karte der Insel vorlegend, wie es deren so genaue vom schwarzen Erdtheile nur wenige giebt.

Allgemeines.

— Die für das Jahr 1888 in Aussicht genommene Internationale Ausstellung zu Brüssel wird auch eine besondere geographische Abtheilung enthalten. Es werden für dieselbe als Beiträge willkommen geheißen: Karten und Kartensammlungen der verschiedenen Art, geographische Werke, Diagramme, Reiseführer, Reiseausrüstungen, wissenschaftliche Instrumente ꝛc. ꝛc. Als besonders erwünscht werden genannt: die beste Karte des Congogebietes, die beste topographische Karte irgend eines besonderen Landes, die beste Reliefkarte, ein Apparat zur Veranschaulichung der Eigenthümlichkeiten eines Flußlaufes an seinen verschiedenen Theilen, ein gutes Tellurium. Sekretär der Section ist Prof. Du Fief, Rue des Palais 22, Brüssel.

Bücherschau.

— Paul Güßfeldt, Reise in den Andes von Chile und Argentinien. Berlin 1888. — Die geographische Reiselitteratur Deutschlands hat in den letzten Jahrzehnten ohne Zweifel bedeutend an Gehalt und Werth gewonnen. Der naturwissenschaftliche Geist, der unser Zeitalter beseelt, und die Erhebung der Geographie zu dem Range einer akademischen Disciplin haben in dieser Beziehung ihre Wirkung nicht verfehlen können. — Um so schwerer ist es dem einzelnen Reisenden geworden, derart über seine Erlebnisse und Anschauungen zu berichten, daß sein Geisteskind alle anderen, die mit ihm gleichzeitig zur Welt kommen, um Haupteslänge überragt. Wenn das letztere bei Paul Güßfeldt's Andenreise doch der Fall ist, so beweist das, daß der Verfasser sich das Rüstzeug der wissenschaftlichen Geographie vor seiner Ausreise in einem besonders hohen Grade dienstbar gemacht hatte. Außer durch seinen bedeutenden exacten Inhalt und durch seine Gedankenfülle zeichnet sich sein Werk auch durch eine elegante und zugleich markige Sprache aus, und an gewissen Stellen — wie bei der Besteigung des Aconcagua — wirkt dasselbe vollkommen dramatisch auf uns. Wir behalten uns vor, bei anderer Gelegenheit auf das Werk zurückzukommen.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin, W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII.



№ 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Der Fidschi-Archipel.

Von Dr. Emil Deckert.

II.

Die Bevölkerung des Fidschi-Archipels belief sich im Jahre 1885 Alles in Allem auf 127 279 Seelen. Ihren Ursprung verdankt dieselbe drei großen Völkerwanderungen, die zu verschiedenen Zeiten über die Inseln hinwegflutheten, und durch die es sich erklärt, daß mehrere grundverschiedene ethnologische Elemente — oder, wenn man so will, mehrere Rassen — neben einander darauf vertreten sind.

Die erste Wanderung, die in eine Zeit fällt, welche wir nicht zu bestimmen vermögen, nahm ihren Ausgang wahrscheinlich auf Neuguinea und seiner Nachbarschaft, und dieselbe brachte vor dem Fidschi-Archipel auch unserem Bismarck-Archipel, sowie den Salomons-Inseln, den Neu-Hebriden und Neu-Kaledonien ihre dunkelfarbigen Bewohner. Da die Wanderung eine bedeutende Seetüchtigkeit der Menschen, die sie unternahmen, voraussetzt, so ist es als wahrscheinlich anzunehmen, daß die genannten Archipele vollkommen menschenleer waren, bevor sie stattfand. Rein und unvermischt haust das Bevölkerungselement, welches so nach den Fidschi-Inseln kam, und welches man als das papuanische oder melanesische zu bezeichnen hat, in dem gebirgigen Inneren der Inseln, namentlich aber in dem Inneren der Hauptinseln Viti-Levu und Vanua-Levu. Dort stellen nach Flower's interessanten Untersuchungen die sogenannten Kai Kolos in ihren Körpermerkmalen den strengsten und sozusagen übertriebensten Papua-Typus dar, — vor allen Dingen sind es die ausgeprägtesten Schmalschädel, die man überhaupt beobachtet hat [1]).

Die zweite Völkerwoge, die über die Fidschi-Inseln hinwegschlug, oder die wenigstens die Gestade derselben sehr stark berührte, ging von der Halbinsel Malakka aus und gelangte nur auf dem großen Umwege über Samoa und Tonga an ihr Ziel. Sie ist aller Wahrscheinlichkeit nach erst in unser Mittelalter — etwa in die Zeit unserer Kreuzzüge — zu datiren. Hawaï, Samoa, Tonga etc. erhielten dadurch ihre erste menschliche Besiedelung, auf Fidschi aber entstand dadurch nur auf der östlichen Lakemba-Gruppe (die Tonga zunächst benachbart ist) und in den Küstenstrichen der übrigen Inseln eine Mischrasse, während im Uebrigen nur die Kultur und Sprache der papuanischen Urbevölkerung erheblich dadurch modificirt wurde, — die erstere vielleicht erheblich gesteigert, denn hinsichtlich derselben sind die Fidschi-Insulaner ohne Zweifel unter allen papuanischen Völkern zu oberst zu stellen [2]). Es ist die polynesische Wanderung, von der wir reden. Dieselbe wurde selbstverständlich auch im Canoe bewerkstelligt. Eine Ausrottung der Urbevölkerung war durch sie nicht zu befürchten, einfach weil der Tonga-Archipel, der als die letzte Etappe der Wanderung diente, in Folge

[1]) Vergl. „Nature“, Vol. 22, S. 59 ff.

[2]) Vergl. O. Peschel, Völkerkunde (Leipzig 1874), S. 366 ff.



Fidschi-Insulaner.

seines viel geringeren Flächenraumes immer auch eine viel geringere Volkszahl beherbergte, als der Fidschi-Archipel. Zahlreiche Kämpfe und Fehden, durch die die Fidschi-Inseln von jeher verheert wurden, mögen aber wohl zum Theil in der Rassenmischung ihre Begründung haben. Was wir heute im physischen Typus der Insulaner auf Rechnung der eingeströmten Polynesier zu setzen haben, ist nach unserer Ansicht vor allen Dingen die häufig vorkommende helle Hautfarbe und der kaum weniger häufige hohe Wuchs. Das krause Papuanenhaar ist der eingeborenen Insel-Bevölkerung ganz im Allgemeinen eigen geblieben, und dasselbe bezeugt, daß das Papuanenblut in derselben in jedem Falle weit aus vorwiegt (Siehe Abbildung). Hinsichtlich ihrer Sprache könnte man eher geneigt sein, die Fidschier ein mehr polynesisch-malayisches Volk, als ein papuanisches zu nennen, aber die Sprache ist bekanntlich ein viel weniger persistentes und maßgebendes Rassenkennzeichen als die Behaarung.

Die dritte Völkerwanderung, die über den Fidschi-Archipel hinweggeschritten ist, und die noch gegenwärtig im Begriff, ist darüber hinweg zu schreiten, ist die seit Ende des vorigen Jahrhunderts von Europa aus eingeleitete, und dieselbe dürfte für die Urbevölkerung leicht die verhängnißvollste werden. Man denke nur an das traurige Beispiel, das uns Neuseeland vor die Augen gestellt hat, wo die eingeborene Maori-Bevölkerung vor der eingedrungenen Europäer-Bevölkerung in erschreckender Weise zusammengeschmolzen ist (von circa 400000 auf 40000). Die Europäer sind heute auf dem Fidschi-Archipel nur etwa 3500 Mann stark, während die Eingeborenen (incl. die Bewohner von Rotumah) noch immer 113000 zählen, aber auf Neuseeland und Hawaï war das Verhältniß einst auch kein anderes, und wie sehr hat es sich dort in wenigen Jahrzehnten umgekehrt! Die europäische Invasion bedroht nicht bloß die Sitte und Sprache der Eingeborenen, sondern auch ihre Existenz, daran kann kein Zweifel obwalten, auch wenn die englische Regierung — anders als auf Neuseeland — sich noch so sehr befleißigt, in humaner und fürsorglicher Weise gegen sie zu verfahren.

Wie auf den anderen Südsee-Archipelen, so hat auch auf Fidschi die christliche Mission ein außerordentlich dankbares Arbeitsfeld gefunden, und heute können bereits sämmtliche Eingeborene für bekehrt gelten. 100154 davon bekannten sich im Jahre 1885 zur wesleyanischen Kirche, und 9100 zur römisch-katholischen, 2490 waren in den verschiedenen Schulen als Lehrer thätig, und 42698 Zöglinge wurden von diesen unterrichtet. Daß damit aber eine Umgestaltung von gewaltiger Tragweite mit der Bevölkerung begonnen hat, ist ohne Weiteres klar.



Bergstrom auf Viti-Levu.

Daß die Fidschier vor Kurzem noch wilde Anthropophagen waren, und daß es unter den älteren Kirchenbesuchern eine große Anzahl giebt, die in ihren jüngeren Jahren gierig das Fleisch von Ihresgleichen verzehrten, klingt gegenwärtig kaum noch glaublich. Wie viel weniger wird es glaublich scheinen, wenn noch 50 weitere Jahre dahin gegangen sein werden! Der grausige Brauch der Wittwenstrangulirung, die ihrem verstorbenen Gatten ins Jenseits folgen sollte; der noch grausigere Brauch, Alte und Kranke lebendig zu begraben; der Brauch, unwillkommene Neugeborene in die heißen Quellen von Savu-Savu zu werfen — wir möchten sie heute für Fabeln halten. Und wer wird bedauern, daß ihre Zeit dahin ist?

Aber auch Mancherlei, was harmlos an der Sitte des Inselvölkchens ist, was ihre Intelligenz, ihren Erfindungsgeist und ihre Phantasie bekundet, und was uns die Entwickelung einer eigenartigen Kultur bezeugt, ist heute dahingeschwunden und droht noch weiter bis auf die letzten Spuren dahinzuschwinden. Die Meister der ethnologischen Wissenschaft haben da wohl viel Ursache, uns daran zu mahnen, daß wir ein Volk von dieser Art studiren, ehe es zu spät ist.

Sehr geschickt waren die Fidschier in der Fischerei sowie in der Herstellung von Fischereigeräthen, und in dieser Beziehung ist in Folge der Inselnatur ihrer Heimath wohl auch am allerehesten Hoffnung vorhanden, daß das Völkchen sich selbst gleich bleiben werde. Die Herstellung von Waffen aus hartem Eisenholz und undurchbohrtem Stein dagegen, in der sie unter allen Südsee-Insulanern am meisten hervorragten — entsprechend ihrem kriegerischen Charakter — wird bald nicht mehr von ihnen geübt werden. Ebenso werden sie verlernen, ihre Moskitonetze und ihre „Tapa“, mit der sie sich bekleideten, selbst zu bereiten, ihre Topfgefäße selbst zu fertigen, ihr Bier — die bekannte „Kawa“, die auf Fidschi Yanggona genannt wird — selbst zu brauen, ihre sinnreichen Auslegeboote selbst zu konstruiren 2c. 2c. Auf den Landbau und die künstliche Bewässerung des Bodens verstanden sich die Fidschier schon vor der Ankunft der Europäer ganz vortrefflich, und den Taro und Yams sowie auch den Brotfruchtbaum kultivirten sie eifrig. Den weißen Kolonisten arbeiten sie aber auch in dieser Beziehung vielfach nicht zur Zufriedenheit.

Was die Fidschi-Insulaner in ihrer Existenz noch ganz besonders gefährdet, ist, daß die europäische Einwanderung auch die Einwanderung von fremden Arbeitern — den



Dorf Tamavua auf Viti-Levu.

sogenannten Kulis — aus Indien und aus anderen Südsee-Archipelen nach sich gezogen hat. Diese — an Zahl gegenwärtig etwa 7500 — werden den Eingeborenen von den europäischen Kolonisten zur Bewirthschaftung ihrer Plantagen vorgezogen. Die weißen Kulturmenschen sind eben auch an dieser Stelle — dem leidigen Triebe nach raschem Erwerbe gemäß — ziemlich ungeduldige Lehrmeister der armen Wilden, und sie möchten die letzteren am liebsten über Nacht in Ihresgleichen verwandelt sehen. Nicht genug anzuerkennen ist in dieser Hinsicht der zügelnde Einfluß, den der Gouverneur Gordon auf die Europäer ausgeübt hat, wenn man ihm auch in den Kolonistenkreisen wenig Dank dafür weiß.

Widerstandsfähiger als andere Südsee-Insulaner dürften



Eingeborener von Viti-Levu.

sich die Fidschier in dem Kampfe um das Dasein übrigens vielleicht doch erweisen. Einmal stehen sie den Europäern doch in wesentlich größerer Zahl gegenüber als die Hawaïer, die Tahitier 2c., ferner verfügen sie im Allgemeinen über eine sehr robuste Körperkonstitution, die dem eigenartigen Klima besser adaptirt ist, wie diejenige der Europäer, und endlich herrscht unter ihnen eine viel strengere Sittlichkeit. Ihre Frauen sind nicht schön, aber treu, — anders als die Frauen der Tahitier und Hawaïer. Daß es seitens der Europäer zu ähnlichen Ausrottungs-Kämpfen mit den Fidschiern kommen werde wie mit den Neuseeländern, wird die englische Regierung aber hoffentlich in Zukunft ebenso wie bisher zu verhüten verstehen. Man lernt ja doch wohl etwas aus der Geschichte!

Lapplandfahrten.

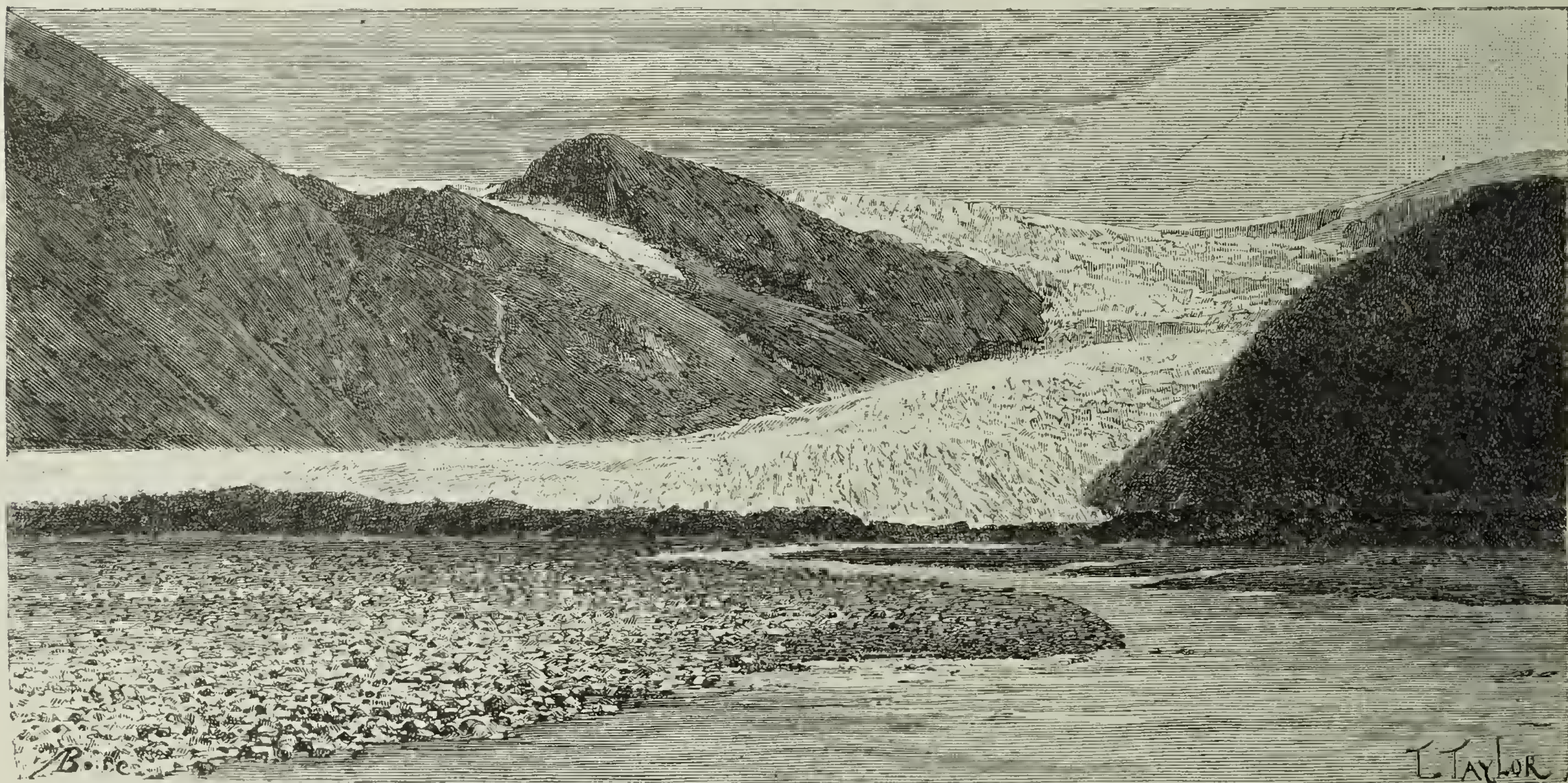
Von H. Z.

(Mit fünf Abbildungen.)

Lappland gehört zu den unbestimmten geographischen Begriffen. Es umfaßt den ganzen Norden Skandinaviens, etwa vom Polarkreis an, und den nordwestlichen Theil Rußlands, ohne deutlich nachweisbare Grenzen.

Unsere Kenntniß dieses Landes beruht zum großen Theil noch auf älteren Forschungen, oder auf Reisewerken, die nach der wissenschaftlichen, namentlich aber nach der geologischen, orographischen und topographischen Seite hin nur ungenügende oder gar keine Angaben enthalten; während die neueren Entdeckungen — z. B. die trigonometrischen Höhenbestimmungen des schwedischen Geologen Dr. Svenonius und des Topographen G. W. Bucht — noch keine sicheren Ergebnisse darbieten, oder sich auf zu beschränkte Gebiete beziehen [1]). — Ungenau, wie unser Wissen, sind naturgemäß auch unsere Karten. Nur wenige Menschen scheinen sich um diesen kulturfeindlichen Erdraum zu kümmern.

Der Strom der sogenannten Vergnügungsreisenden, die, der Modé gehorchend, seit Jahren das Land der Mitternachtssonne aufsuchen, läßt wie der Golfstrom seine Segnungen nur der norwegischen Küste angedeihen. Man begnügt sich, das Sommerlager der nomadischen Lappen bei Tromsö zu besuchen und von den seßhaften Seelappen sieht, riecht und hört man schon genug, wenn man das Glück hat, — etwa auf dem anmuthigen Solbergfjord — einige derselben als Mitreisende zu „genießen“. Wenigstens mochte das die Ansicht unserer vornehmen Norweger, insonderheit der Damen sein, die sich immer 10 Schritt entfernt von ihnen hielten. Für den bloßen Touristen ist ein Ausflug in das rauhe Bergland ohne Weg und Steg zu zeitraubend, wenn ihn nicht vielleicht schon die Unkenntniß der Sprache, sei es der norwegischen oder finnischen, zurückhält. Und gerade hier, wie auch im schwedischen Nordland läßt ihn, was gewiß sehr bezeichnend, sein landeskundiger Führer — der rothe Bädeker — im Stich. — Der reisende Geograph, von den kolonial-politischen Bestrebungen der Gegenwart mehr oder weniger erfaßt, hat augenblicklich andere Ziele! — Die skandinavischen Regierungen ferner, besonders die norwegische, richten ihr Augenmerk bei den alljährlich stattfindenden Messungen und Untersuchungen mehr auf die Küste und das Meer, da dort die Hauptnahrungsquellen der Nordländer liegen. Von den drei nördlichen Aemtern Norwegens erfreut sich nur Tromsö regelmäßiger Aufnahmen.



Der Svartisen.

Besondere Verdienste hat sich neuerdings Ch. Rabot um unsere Kunde von Lappland erworben. Derselbe besuchte im Auftrage des französischen Unterrichtsministers mit großer Beharrlichkeit sieben Sommer hindurch (von 1880 bis 1886) das norwegische, schwedische, finnländische und russische Lappland und machte während dieser Zeit 14mal die Fahrt nach dem Nordkap und umgekehrt.

An seine schätzenswerthen Mittheilungen im „Tour du Monde“ lehnen wir uns in dem Folgenden auch zum Theil an, während uns zum anderen Theile eigene, im letztverflossenen Sommer gemachte Studien und Beobachtungen leiten.

[1]) Du Chaillu, Passarge, Hartung und Dulk u. A. schildern uns Land und Leute mehr als Landschafts- und Sittenmaler. — Ueber die wissenschaftlichen Untersuchungen und Aufnahmen vergleiche namentlich „Petermann's geogr. Mittheil.“ (Bd. 32, 1886 u. a. Stellen), sowie „Sveriges Geologiska Undersökning“ etc. (Stockholm 1877); Berlins' pflanzengeogr. Untersuchungen. Stockholm 1876.

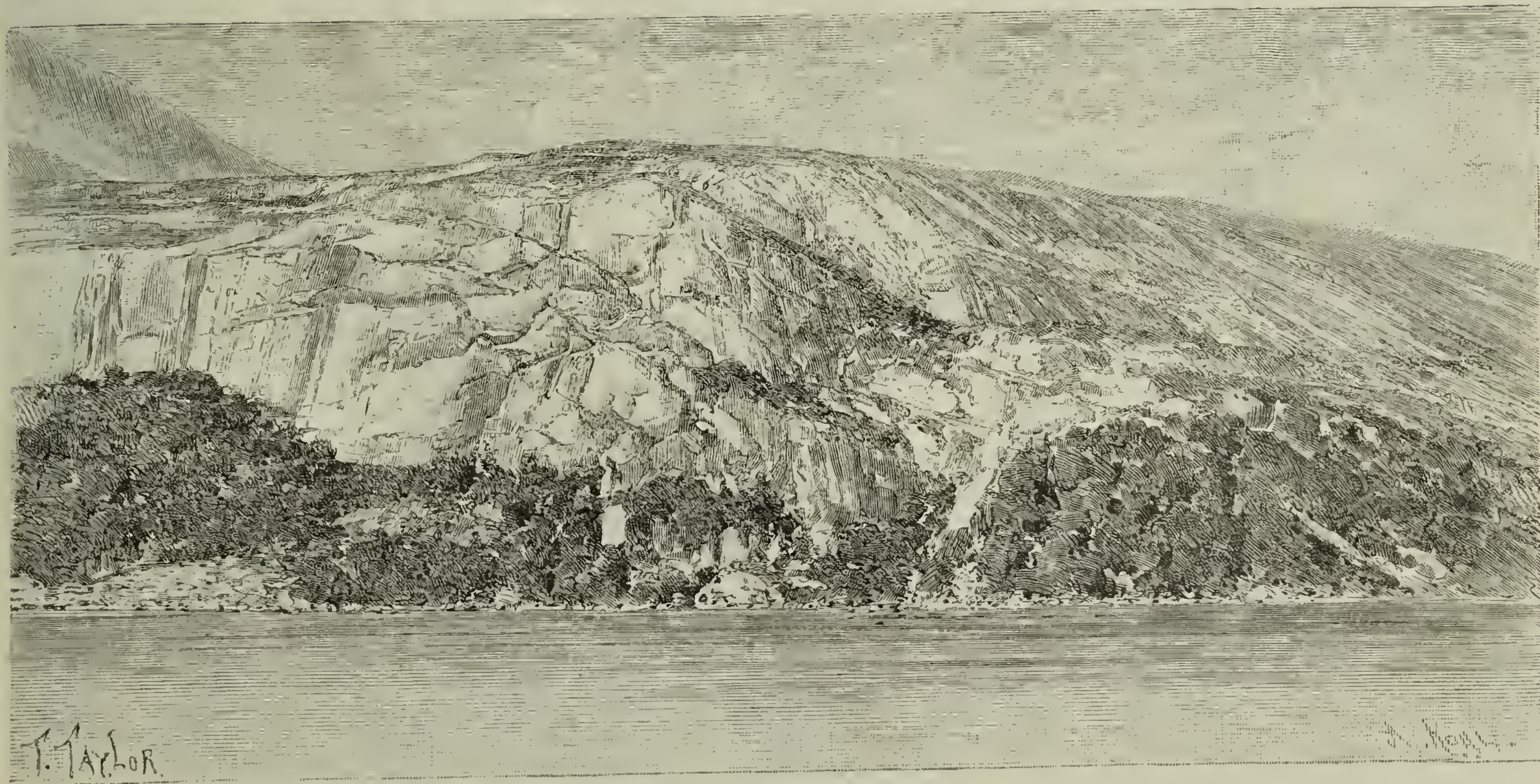
Charles Rabot schildert uns besonders zwei von ihm unternommene Excursionen, eine Besteigung des Kabnakaisa im Sommer 1883 und eine Pasvikfahrt 1884.

Der Kabnakaisa erhebt sich südlich vom Ofotenfjord, zu welchem man von Trondhjem — dem gewöhnlichen Ausgangspunkt aller Nordfahrten — mit dem Postdampfer in drei bis vier Tagen gelangt, je nachdem der Postdienst,



Fagernäs.

der mit der Ungeduld der Reisenden oft sein grausames Spiel treibt, oder plötzliche Nebel, die besonders in den Lofoten zu fürchten sind, dem Schiffe mehr oder minder häufig ein unerwartetes Halt gebieten.



Felsenküste bei Elvgaard, mit Gletscherschliffen.

Was uns bei dieser langen Küstenfahrt in steter Spannung erhält, ist die fortwährende Steigerung der Reize, welche die ganz eigenartige nordische Landschaft auf unsere Phantasie ausübt. Wir eilen dahin wie Träumende, von einem Wunderbild und einem Paradestück der Natur zum anderen, und wir sind wie ans Schiff gebannt, da wir fürchten, „diese Fülle der Gesichte“ zu verlieren, sobald wir den Fuß ans Land setzen. Dabei verleiht ein gewisser natürlicher Zusammenhang und eine innere Harmonie des Geschauten jedem Fahrtage sein eigenes Gepräge.



Bodö und Umgebung.

Am ersten Tage versetzt uns erst das Erscheinen von Helgoland (altnord. Halogaland) in die Wikingerzeit, dann der Anblick der Riesenjungfrau Lecköö, des Riesenhutes Torghatten (Marktthut) und der sieben Riesenschwestern (Syv Söstre) noch weiter zurück in die Zeit der nordischen Riesen- und Götterwelt. Den zweiten Tag erfüllt, nachdem wir noch den Riesenreiter (Hestmand) mit seinem weiten fliegenden Mantel vorbeisprengen sahen, der gewaltige, 70 km lange Svartisen (S. Abbildung 1), der im Holandsfjord, wo sein Fuß fast die Wasserfläche zu berühren und so ein Meer in das andere sich zu ergießen scheint, den großartigsten Eindruck auf uns macht [1]). — Am dritten Tage, nachdem wir uns zögernd zum zweiten Male einige Stunden Schlaf gestattet, erheben sich vor uns zunächst die noch von Morgennebeln und Wolken umwobenen Felsennasen von Bodö (S. Abbildung 4) und als kühnste, preiswürdigste Felsenromantik in magischem Graublau — Gespensterschlössern gleich — die zackigen Zinnen der Lofoten. Beim Verlassen derselben nähern wir uns unserem Ziele: vor unseren Blicken thut sich der weite Ofotenfjord, einer der größten Fjorde Norwegens, auf. In Lödingen, das herrlich auf einer südöstlichen Halbinsel der vielarmigen Insel Hindö liegt, müssen wir den großen, nordwärts auf Tromsö zusteuernden Postdampfer verlassen, denn nur ein wöchentlich zweimal von Bodö kommendes Lokalschiff, das den Fjord befährt, kann uns dem Kabnakaisa näher bringen.

Acht oder zehn Häuser und ein paar Waarenniederlagen, die zerstreut um eine flache Bucht liegen, bilden den ganzen Ort.



Fjeldlandschaft bei Elvgaard.

Dennoch ist es eine der wichtigsten Küstenstationen, die man, gleich volkreichen Städten, auf der Karte mit großen Buchstaben bezeichnet hat. In Norwegen hängt die Wichtigkeit eines Ortes eben nicht von der Zahl, sondern von der Bedeutung der Bewohner ab, und hier wohnen alle die hohen Persönlichkeiten des Umkreises: der Pfarrer, der Arzt und der Handelsmann.

Natürlich würde dies nicht der Fall sein, wenn der Ort durch seine Lage nicht besser als andere zu einem Verkehrsmittelpunkt geeignet wäre.

Unterkunft gewährt der Handelsmann, der sich zwar seine Gastfreundschaft gut bezahlen läßt, der aber dafür auch ein liebenswürdiger Wirth ist und der außerdem noch liebenswürdigere Töchter und vortrefflichen Toddy besitzt. Seine freundlichen Zimmer sind wie überall in Norwegen — besonders aber im Norden — mit den schönsten Blumen geschmückt.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalte in Lödingen geht die Fahrt weiter und zwar in Begleitung eines von Bodö mitgenommenen und bereits von früheren Reisen her wegen seiner Zuverlässigkeit und Gutwilligkeit geschätzten norwegischen Dieners. — Die sanften, gras- und birkenbewachsenen Anhöhen, die den Fjord im Vordergrunde umsäumen, sehen braun aus: die Sonne hat sie verbrannt, seit Wochen hat sie kein Regen erfrischt, das Thermometer ist — unter 69 Grad nördlicher Breite! — bis über 26 Grad im Schatten gestiegen [1]).

[1]) Der vorstehenden Abbildung (1) zufolge muß der Gletscher in den letzten Jahren links etwas zurückgegangen sein.

[1]) Glücklicherweise kommt so anhaltende Hitze nur ausnahmsweise vor, und in der Regel hat man sich eher über zu viel

In Fagernäs (S. Abbildung 2), wo die Reisenden Abends 7 Uhr ankommen, ist Alles in Aufregung. Eine englische Gesellschaft hat die Genehmigung erhalten, eine Bahn zu bauen, die bis nach Luleå an der Ostsee gehen und die mächtigen Eisenbergwerke von Gellivara zugänglich machen soll. Und wie wichtig diese Bahn in der That werden kann, läßt ein Hinweis des Statistikers E. Sidenbladh erkennen. Derselbe sagt in seinem Bericht über das Norrland, „daß ihm vielleicht eine große Zukunft beschieden ist, wenn der Unternehmungsgeist dahin kommt, seine unschätzbaren Reichthümer — seine ungeheuren Wälder, reichen Fischereien, fruchtbaren Flußthäler und großartigen Erzreichthümer vollständig auszubeuten“, d. h. Eisenbahnen zu bauen.

Ein Führer nach dem gänzlich unbekannten Kabnakaisa ist in Fagernäs nicht aufzutreiben; dagegen folgen wenigstens ein wegen Trunksucht abgesetzter Schulmeister und ein haftentlassener Eigenthumsfeind als Träger.

Der Karte nach liegt der fragliche Berg südlich vom Skjomen, einem südlichen Arm des Fjords, und am Ufer des Skjomen wohnt Jo Larsen, ein Lappe, der alle Berge kennen soll.

Am Eingange des Skjomen ragen etwa 30 m über die heutige Meeresfläche zwei Küstenstreifen hervor, die einen deutlichen Beweis liefern von der allgemeinen Bodenerhebung der skandinavischen Küste seit der Eiszeit. Dort an der Mündung eines Flusses entdeckte nämlich Rabot, während er die eigenthümliche Uferbildung betrachtete, ungefähr 200 m vom Meere, mit thonartigem Gestein verwachsen, das Geripp eines Walfisches, dessen gut erhaltene Theile vom Kopf sowie von den Wirbeln und Seiten sich gegenwärtig im naturhistorischen Museum zu Paris befinden.

Lehrreich ist die Einkehr bei Jo Larsen, dessen Geschichte typisch genannt werden kann im Hinblick auf die Verhältnisse des ganzen Volkes. Jo war erst ein reicher Heerdenbesitzer. In einer einzigen Nacht, in welcher die Wölfe seine Heerde anfielen und versprengten, wurde er aber zum armen Mann, der sich nun genöthigt sah, sein Leben an der Küste zu fristen, indem er die wenig noch übrigen Thiere einem Verwandten zur Ueberwachung überließ. — Er hat es dann aber durch Fleiß dahin gebracht, sich nach einigen Jahren ein Stück Wald zu kaufen, ihn auszuroden, um Kartoffeln und ein wenig Gerste zu bauen, hat sich nach und nach auch wieder ein paar Kühe und Ziegen erworben, ein hübsches Häuschen errichtet, in welchem er mit seiner „bräunlichen Gattin“ — die, wenn auch nicht schön, doch thätig und für eine Lappin ungemein sauber ist — nach gethaner Arbeit am warmen Ofen friedlich sein Pfeifchen schmaucht. Im Herbst geht er auf die Jagd (die mit uns reisenden Seelappen hatten gleichfalls Jagdgewehre bei sich, die sie in Futteralen von Seehundsfellen trugen) und im Winter fährt er nach den Lofoten, wo der Dorschfang ihm unter Umständen in einem Monat mehrere Hundert Kronen einbringen kann. Kurz gesagt: aus dem Berglappen wurde ein Seelappe.

Die Norweger unterscheiden gewöhnlich nur diese zwei Klassen. Du Chaillu spricht außerdem noch von Fluß-, Wald- und Fischerlappen, je nachdem sie diese oder jene mit dem erwählten Wohnsitz zusammenhängende Lebensweise angenommen haben. Ursprünglich waren sie aber wohl Alle Nomaden, Rabot rechnet aber gegenwärtig auf die 30 000 Lappen, die es etwa giebt, nur kaum noch 2000 bis 2500 Nomaden.

Jo wird nach längeren Verhandlungen für 4 Kronen täglich als Führer geworben, und um sich seiner ganz zu versichern, wird schon nach einer Stunde, sobald er bereit ist, aufgebrochen. Bald ist das Boot in Elvgaard, wo das nach dem Kabnakaisa führende Thal seinen Anfang nimmt. Die Landschaft hat hier bereits vollständig alpinen Charakter, im Wasser spiegeln sich Felsen mit Gletscherschliffen (S. Abbildung 3) und weiter hinauf erglänzt ein prächtiger Gletscher.

Die beiden Träger werden entlassen, die Gepäckstücke auf einen Karren geladen, und die Landreise beginnt. Das Thal, durch welches der Weg zum Fjeld emporführt, ist weder malerisch, noch mannigfaltig. Nach allen Seiten schroffe Felsen, stellenweise Spuren von Bergstürzen, in der Tiefe ein zwischen grünen Abhängen und Gebüsch bald ruhig dahinfließender, bald schäumend hinabstürzender klarer Bergstrom, alle 4 km ein Haus mit grünem Rasendach. — Jo kennt natürlich alle Bewohner, und Alle, denen er das Reiseziel nennt, schütteln bedenklich die Köpfe.

Im letzten Hause des Thales wird übernachtet. Das Abendbrot besteht aus Kartoffeln und Flatbröd, und der Wirth Peder hat nicht erst nöthig zu versichern, daß er ein armer Mann ist. Um so mehr ist man überrascht, bei ihm verschiedene Unterhaltungsbücher zu finden. Belehrende Bücher und Zeitschriften sind eben in Norwegen fast überall, auch in den ärmsten Hütten, anzutreffen, und ebenso oft auch ganze von Gesellschaften gegründete Volksbibliotheken.

Am nächsten Morgen in aller Frühe macht sich Peder auf, um sein Pferd von der Weide, die auf einem der umliegenden Berge liegt, zu holen. Die norwegischen Pferde sind, wie alle übrigen Hausthiere, sehr genügsam: im Sommer grasen sie im Freien, besonders auf den Höhen, und im Winter fressen sie Fische, wie die Kühe. Um 10 Uhr kommt Peder auf seinem milchkaffeefarbenen, ponnyartigen Pferdchen angetrabt — für norwegische und lappische Verhältnisse ziemlich bald und früh! Einige Stunden vergehen aber, bis das arme Thier beschlagen und mit sämmtlichem Gepäck, nebst Lebensmitteln auf 10 Tage und für vier Mann, beladen ist.

Halb drei Uhr erfolgt der Aufbruch! Zehn Minuten vom Hause entfernt beginnt der Wald und hört der Weg auf, und oft muß sogar das Beil Jo's dem Pferde erst Bahn durch die dicht verwachsenen Aeste der Kiefern und Birken verschaffen. Bald wird der Wald lichter, die Nadelbäume hören auf, nur hier und da begegnet man noch kleinen Gruppen von Birken, und endlich ist die Grenze des Baumwuchses erreicht! Jo hat aber vorher noch für einen reichlichen Vorrath von Birkenrinde gesorgt. Dieselbe ist ja für den Lappen fast von derselben Wichtigkeit, wie das Renthier: sie dient ihm als Unterlage auf feuchtem oder sumpfigem Boden, als Schutzdach gegen Regen und Schnee, und auch die Rasendächer der Häuser erhalten dadurch eine wasserdichte Unterlage. Becher, Eimer, Schuhwerk und dergleichen fertigt man ebenfalls daraus.

Immer steiler wird jetzt der Anstieg, und langsamer zugleich der Schritt, bis nach mehrstündigem Klimmen das Fjeld (S. Abbildung 5) erreicht ist. Hier aber beginnt erst die Anstrengung; denn hier nimmt das Gebirge erst seinen wahrhaft nordischen Charakter an: nirgends ein Baum oder Strauch, ringsum eine von grauem Gestein und erratischen Blöcken erfüllte traurige Einöde! Mühsam und gefährlich ist das Ueberschreiten dieser wüsten Trümmer. Und was heißt hier überschreiten! Es ist kein Gehen oder Marschiren, sondern bald ist es ein Springen von Felsplatte zu Platte, bald ein Versinken im Moorboden zwischen Felsstücken, bald ein Klettern über die mit Geröll bedeckten

---

Regen zu beklagen, wofür man aber selbst bei Tromsö und am Altenfjord noch entzückt wird durch das üppige Grün der Wiesen und die frische Farbe der Birkenwälder. E. Sidenbladh's „Statistischen Mittheilungen“ zufolge steigt übrigens das Thermometer im schwed. Nordland in heißen Sommertagen bis auf 30 oder 35° C., doch treten danach nicht selten verderbliche Nachtfröste ein.

Hügel und Kämme der welligen Fläche, bald ein Waten durch Rinnsale und Bäche, bald endlich ein Hängenbleiben und Fallen in dem niederen, dichten Gestrüpp am Rande von Pfützen und Morästen!

Abends zehn Uhr gelangt die Karawane an eine kleine Oase, wie sie die Fjelle an geschützten Stellen zuweilen bergen, und ein kleiner See, umgeben von Zwerggebüsch und etwas Rasen grüßt wie eine freundliche Frühlingserinnerung inmitten des rauhen Winters. Der Boden ist fest und trocken, das Pferd hat Nahrung, die Nacht bricht herein, die Wanderer sind müde: das Nachtlager wird aufgeschlagen.

Während nun das Zelt errichtet und das Abendessen zubereitet wird, werden zur Vervollständigung des Mahles einige Schneehühner (Lagopus alpinus) erlegt, die so zahlreich und so wenig menschenscheu sind, daß es leicht gelingt, sie zu tödten. Nachdem dann noch die schwierige Frage, alle in dem kleinen Zelte unterzubringen, erledigt ist, überläßt man sich der Ruhe, um für neue Beschwerden neue Kräfte zu gewinnen.

Der obere Tigris.

Von Dr. L. E. Browski in Mosul.

In Central-Armenien, am südlichen Abhange des Anti-Taurus, dessen Höhenzüge die Wasserscheide zwischen Tigris und Euphrat (resp. dessen Murad-Suju benannten Nebenarm) bilden, liegt zwei kleine Tagereisen nördlich von der Stadt Charput, in etwa 1500 m Höhe, der kleine salzige Bergsee Göldjik, der seinen Namen („Himmelblau") von der stets tief azurblauen Farbe seines klaren, ruhigen Spiegels erhalten hat. An der südlichen Ecke dieses Sees bahnen sich überschüssige Gewässer unter Steinen und Gerölle einen Abfluß und bilden so die westliche Hauptquell des Tigris [1]).

Vorerst noch ein seichtes, unscheinbares Bächlein, fließt er durch einen langen, tiefen Thaleinschnitt, der stellenweise sich zu einer dunklen Schlucht mit steilen himmelanstrebenden Felswänden verengt, theils ruhig dahin, theils hüpft er in sprühenden Kaskaden von Stein zu Stein.

Es sind zumeist großartig wildromantische Alpenlandlandschaften, die der junge Tigris auf diesem seinem ersten Wege durchströmt, die an düsterer Pracht und starrer Großartigkeit in Tirol und der Schweiz ihres Gleichen suchen, und die endlich bei den Kupferminen von Arghana (Bakyr-Mâden) sich zu einer Scenerie entfalten, so wild, so düster und so großartig, daß selbst ein blasirter Globe-Trotter überwältigt stille steht und schaudert. Türken, Griechen und Armenier, von dem Mineralreichthum dieser Gegend angelockt, haben sich seiner Zeit hier niedergelassen, und die Ausbeutung der Minen zu verschiedenen Zeiten mehr oder weniger rührig betrieben.

Eine kahle, dunkle Seitenschlucht, auf deren Grund niemals ein Strahl der Sonne fällt (von den zahlreichen, in die steilen Seitenwände gallerieartig eingehauenen, sowie auch natürlichen Grotten gegenwärtig Magharat genannt) scheint einst die weitaus ergiebigste Fundstätte des Kupfer-Erzes in dem Distrikte gewesen zu sein, derselbe ist jedoch heute, weil sich im Laufe der Zeiten die Schwierigkeiten der Gewinnung vergrößert haben, ganz verlassen. Trotzdem ist der Kupferreichthum dieser Schlucht noch immer zweifellos ein sehr bedeutender; alle Quellen und Bäche der Gegend strömen in der bekannten intensiv grünen Farbe concentrirter Kupfervitriollösung, und an deren Ufern schillern weithin die glänzenden, grünen Krystalle. Gegenwärtig wird zu Arghana-Maden der Bergbau nur noch sehr lässig betrieben, und das gewonnene Rohmaterial wird auf beschwerlichen Wegen nach dem entfernten Tokat gebracht, um dort erst geschmolzen zu werden. Da zu diesem Zwecke in gänzlicher Ermangelung von Steinkohle nur das ziemlich kostspielige Holz verwendet wird, so dürfte das ganze Unternehmen der türkischen Regierung, in deren eigener Regie es betrieben wird, wohl kaum einen namhaften Gewinn abwerfen.

Das alte, verlotterte Städtchen Arghana, mit seinem als Wallfahrtsort berühmten armenischen Kloster, liegt am rechten Ufer in einiger Entfernung vom Tigris, höchst romantisch in der Mitte einer breiten Schlucht, die sich gegen Süden hin allmählich nach einer großen, mit zahlreichen Basaltblöcken übersäeten Ebene öffnet. Diese, fast ohne alle Niveaunngleichheiten, ein schönes Tafelland, 2500 preußische Fuß über dem Spiegel des Persischen Golfes, war im Alterthum sehr fruchtbar und dicht bevölkert, ist jedoch gegenwärtig sehr wenig bebaut und spärlich bewohnt. Oft mehrere Tagereisen weit kein Baum, kein Dorf, eine trostlose Oede, wüstes Haideland!

Durch diese traurige Hochfläche zieht der Tigris von Arghana seine Bahn weiter und wird daselbst ab und zu durch von den Bergen herabkommende, meist namenlose Bäche verstärkt. An dem Dorfe Piran und dem Kurdenstädtchen Egil vorüber erreicht er Diarbekir (Djarbekr). Der Ort — die Stadt — des Bekir wurde sie von Arabern vorerst genannt, nach einem Stammeshäuptlinge dieses Namens, der einst daselbst seine Zelte aufgeschlagen haben soll. Die Türken nennen sie auch kurzweg Amid, oder auch Kara Amid, das schwarze Amid, von dem dunklen Basaltgestein, aus welchem Mauern und Häuser derselben durchgehends erbaut sind. Amida war der alte römische Name des Platzes, der in der Geschichte des Weltreiches eine nicht unbedeutende Rolle spielte.

Diarbekir liegt am rechten Tigrisufer etwas abseits vom Strome, der hier zwar schon ziemlich entwickelt, doch bei normalem Wasserstande noch überall zu Pferde durchfuhrtet werden kann, und zwar auf der Höhe eines Basaltfelsens, der auf der Wasserseite ziemlich steil abfällt und stellenweise mit Gärten und Gebüsch bepflanzt ist, das sich weiter unten zu umfangreichen, dichten, moraftigen Auen erweitert. Die äußere Peripherie der mit hohen, noch sehr wohl erhaltenen Mauern, Thürmen und Bastionen aus der Römerzeit umgebenen Stadt ist fast rund, hat $4^1/_2$ km Umfang und fünf Thore.

Die ersten festen Mauern und Thürme erhielt Amida nach Ammianus Marcellinus, unter der Regierung des Kaisers Constantin, der sie zu einem Hauptwaffenplatz und Kriegsdepôt an der fernsten Süd-Ost-Grenze des weiten Reiches ausrüstete.

[1]) Das ist nicht genau. Nach Prof. Josef Wunsch, welcher diese Gegend 1883 untersucht hat, ist die Verbindung des Sees mit dem westlichen Tigrisarme, dem Choschurik-tschai, eine künstliche und erst in neuerer Zeit hergestellte. Die natürliche Tigrisquelle selbst liegt südlich vom See beim Dorfe Kawach; durch Kunst hat man aber außerdem eine noch weiter südwestlich, beim Dorfe Sawdschan entspringende mächtige Quelle, welche eigentlich zum Euphratgebiete gehört, zum Tigris hin abgeleitet. Vergl. „J. Wunsch, die Quelle des westlichen Tigrisarmes und der See Gölldschik" in den Mitth. der k. k. Geogr. Ges. in Wien, Bd. 28, S. 1 ff.

Ammianus beschreibt sie als auf der Anhöhe eines Felsens gelegen, zu der man bloß auf einem einzigen engen, in den Stein gehauenen Pfad hinaufgelangen konnte. Das hat sich nun inzwischen wahrscheinlich in Folge der im Verlaufe der Jahrhunderte stattgefundenen Verwitterung des porösen Basaltgesteines geändert; das heutige Diarbekir ist selbst von der Stromseite her allenthalben leicht zugänglich. Darin wohnen an die 40 000 Türken und armenische Christen zu nahezu gleichen Theilen.

Das Klima von Diarbekir ist ein sehr ungesundes; glühende Sommerhitze wechselt mit harter Winterkälte, und man dürfte unter den Bewohnern kaum irgend einen einzigen finden können, der nicht, schwefelgelben Angesichtes, eine in Folge chronischer Wechselfieber degenerirte Milz oder eine übermäßig geschwollene Leber mit sich herumträgt.

Im Jahre 359 fiel der Perserkönig Sapor mit großer Heeresmacht in Mesopotamien ein, eroberte nach langer, hartnäckiger Gegenwehr Amida und richtete unter den Einwohnern ohne jedwede Schonung des Alters und Geschlechtes ein fürchterliches Blutbad an. Es scheint aber dieser Erfolg Sapor's doch nur ein Pyrrhus-Sieg gewesen zu sein; denn seine Kerntruppen wurden während der langwierigen Belagerung gleichfalls nahezu aufgerieben, so daß er für die Folge den Platz nicht behaupten konnte und sich alsbald wieder zurückzuziehen veranlaßt sah.

Amida scheint sich nach diesem Falle bald wieder aufgerichtet zu haben, so daß einige Jahre später die flüchtigen Bewohner von Nisibis nach Uebergabe der Stadt an die Perser daselbst eine sichere Zufluchtsstätte finden konnten.

Während der Regierungszeit des jüngeren Theodosius lebte zu Amida der Bischof Acacius, dessen schönes Beispiel manchen seiner heutigen Kollegen nicht warm genug zur Nacheiferung empfohlen werden kann. Er verkaufte nämlich sämmtliche kostbaren Geräthe und Gefäße der ihm unterstehenden Kirchen, um mit dem Erlöse 7000 unglückliche Opfer des Krieges aus harter, persischer Gefangenschaft loszukaufen, indem er den Gläubigen verkündigte, daß man dem Höchsten auch ohne allen gleißenden Prunk und goldenen Flittertand würdig dienen und die geziemende Verehrung darbringen könne.

Während Anastasius auf dem Throne des östlichen Kaiserreiches saß, brachen im Jahre 505 noch einmal die blutigen Schrecken der Belagerung, Eroberung und Plünderung über Amida herein.

Drei volle Jahre lang belagerte nämlich der Perserkönig Kobad die Stadt, und als er nach dem Verluste von 50 000 seiner besten Krieger schon an einen schmählichen Abzug dachte, gelang es unvermuthet in einer Nacht, einen von nur wenigen erschöpften Mönchen bewachten Thurm zu erstürmen, und am nächsten Morgen bedeckten über 80 000 Leichen der heldenmüthigen Vertheidiger die Straßen der zerstörten Stadt.

Später scheint Kobad durch eine hohe Abfindungssumme bewogen worden zu sein, von dem eroberten Platze abzuziehen, und Justinian befestigte ihn aufs Neue und erbaute die noch heute stehenden gewaltigen Mauern um die Stadt.

900 Jahre später wurde Amida von Tamerlan überfallen, hatte dann im Laufe der Zeiten noch mehrere andere feindliche Belagerungen abzuschlagen, bis es endlich im Jahre 1515 von Selim II., dem ersten Sultan des Osmanen-Reiches eingenommen wurde, in dessen ungestörtem Besitze es nunmehr bis auf die Gegenwart verblieb.

Heute ist das „schwarze Amid" — das moderne Diarbekir — im Vergleiche zu seiner bedeutenden Vergangenheit eine unbedeutende Stadt, ohne besondere bemerkenswerthe Denkmale aus jener bewegten Zeit, was uns, nach den vielen wuchtigen Schicksalsschlägen, die über diese Stadt hereingebrochen, eben nicht Wunder nehmen kann.

Der Tigris besitzt bei Diarbekir zur Zeit hohen Wasserstandes eine Breite von 800 Fuß und ist von der fünf Minuten südlich von der Stadt gelegenen kühn gewölbten Römerbrücke an für kleinere Kelleks (bis zu 600 Schläuchen) bereits schiffbar.

Allerdings kommt es im Sommer und Herbste bei niedrigem Wasserstande häufig vor, daß an besonders seichten Stellen Floßknechte ebensowie Passagiere nach Beseitigung der betreffenden, die freie Bewegung im nassen Elemente hindernden Garderobestücke vom Kellek herunter ins Wasser steigen müssen, um das im Sande festgefahrene Vehikel über die verhängnißvollen Untiefen hinwegzuschieben — eine Aufgabe, die zur glühendheißen Sommerszeit als abkühlendes Reise-Intermezzo eigentlich gar nicht unangenehm ist.

An die 80 km strömt nun der Tigris durch wellige, spärlich bebaute und dünnbevölkerte Gegenden fast genau in östlicher Richtung, dann wird allgemach sein Gefäll stärker, das Strombett zwischen hohen steilen Ufern — den mit gestrüppartiger Quercus tinctoria reichlich bestandenen Ausläufern des Bohtan-Gebirges — tief und enge. Hier nimmt der Tigris links seinen ersten östlichen großen Nebenfluß in sich auf, den Batman-tschai, der früher häufig unrichtiger Weise als der eigentliche Tigris betrachtet wurde.

Bald darauf erblicken wir am rechten Ufer das erste bedeutende Kurdendorf Hassan-Kéf, unheimlich hoch auf einem zerklüfteten Felskegel gelegen. Die Skorpione dieses Felsennestes sind ihres, in den meisten Fällen schnell tödtlich wirkenden Stiches halber weit und breit berüchtigt. Aus dem Strome ragen daselbst einige hohe, verfallene Brückenpfeiler römischen Ursprunges empor. Unterhalb Hassan-Kéf flachen sich die Bohtan-Ausläufer allmählich ab, und die Scenerie öffnet sich wieder bei dem Kurdendorfe Til zu einer mehr flachen, welligen Gegend.

In derselben wird ziemlich viel Wein gebaut. Die Reben werden aber hier weder auf Stöcken gezogen, noch wie sonst zumeist im Lande nach persischem Gebrauche zu Lauben aufgebunden, auch nicht beschnitten, sondern sie wuchern, ganz sich selbst überlassen, wie Unkraut unregelmäßig über das Feld. Die producirte Traubensorte ist allerdings auch von geringer Güte, sie wird zumeist gedörrt auf Kelleks nach Mossul, Bagdad und Bassra versendet.

Das Dorf Til spielt ebenfalls eine Rolle in der alten Geschichte des Landes. Der armenische König Tigranes II. hatte sich daselbst ein ländliches Buenretiro angelegt, das er unter anderem mit einer aus Griechenland hergebrachten Minerva-Statue schmückte. Auch sind in Til noch einige wohlerhaltene Gräber der ersten christlich-armenischen Patriarchen bemerkenswerth, die also gleichfalls eine Zeit lang hier residirt zu haben scheinen.

Unweit dieses Dorfes ergießen sich — beide von der linken Seite her — zwei wichtige Nebenflüsse in den Strom, der Bitlis-Suju und der Söert-Suju. Ersterer, der Bitlisfluß, entspringt nahe dem westlichen Ufer des großen Wan-Sees, strömt von dort durch wilde, unbewohnte, und zum großen Theile auch noch unerforschte Hochgebirgslandschaften zur Stadt Bitlis hinab, die, in einer Seehöhe von 5600 Fuß höchst romantisch und wahrhaft malerisch an die Wände eines engen Bergkessels hingelehnt, von 2500 Fuß hohen, schroffen, wandartig sich aufthürmenden Kalksteinfelsen rings umher überragt wird. Schluchten ziehen sich von diesem Thalkessel sternförmig nach allen Richtungen hinein in die Berge — jede derselben das Bett eines kleinen, rauschenden Flüßchens, die sich dann hier im Centrum mit dem Hauptarme, dem Bitlisflusse, vereinigen, um dem Tigris zuzuströmen.

Die Stadt selbst ist inmitten dieses sternförmigen Vereinigungspunktes der Schluchten mit dem Kessel erbaut, die Straßen ziehen sich an den kleinen, an zahlreichen Stellen

von steinernen Bogenbrücken überwölbten Flüßchen entlang, und riesige, abgestürzte Felstrümmer, sowie üppige Gärten mit Fruchtbäumen und Jasmingebüsch umgeben im bunten, malerischen Kranze die einzeln stehenden Wohnhäuser.

Unter den dunklen Schlagschatten des himmelanstrebenden, düsteren, am Gipfel mit ewigem Schnee bedeckten Gesteins strotzt freudig reiches Leben.

Das ist zur Frühlingszeit ein Rauschen, ein Blühen, ein Duften, ein frohes Singen zahlloser bunter Vögelein inmitten dieser stillen, großartig idyllischen Felsenwelt, eine magische Verwirklichung manch holder Lenznachtsträume aus jungen Jahren, ein Märchen aus tausend und einer Nacht!

In der Mitte des Kessels erhebt sich gleich einem Wächter dieses kleinen, weltentlegenen Paradieses steil ein hoher vulkanischer Felsenkegel, von den Ruinen einer alten Burg gekrönt. Dort oben hausten einst die früheren Beys (Fürsten) von Bitlis, welche bis vor nicht allzu langer Zeit ihre Unabhängigkeit von der türkischen Regierung zu bewahren gewußt hatten und damals ihre eigene Münze — ein kleines Kupferstück prägten, die bis heute noch im Städtchen gang und gäbe ist. Die Bevölkerung von Bitlis besteht aus ungefähr 2500 mohammedanischen und 1200 christlich- (gregorianisch-) armenischen Familien. Seit vier Jahren ist Bitlis ein sogenanntes Vilajet, und die Residenz eines türkischen General-Gouverneurs. Umgangssprachen sind türkisch, kurdisch und armenisch.

In verhältnißmäßig großen, wohlassortirten Bazaren bieten neben einheimischen Lebensmittel- und Viktualienhändlern zumeist fremde Kaufleute ihre verschiedenen Waaren feil: Erzeugnisse europäischer Textil-Industrie, weiße und bunte Manchester-Baumwollengespinnste, Indigo vom Ganges, Mokka aus Yemen, Datteln aus Arabien, Teppiche aus Kurdistan und Persien. Reisende finden in mehreren Chans bei landesüblich bescheidenen Ansprüchen immerhin gute Unterkunft.

Der Winter in diesen hochgelegenen Regionen des Ala-Dagh-Gebirges ist hart und kalt. Oft drei bis vier Monate lang bleibt Bitlis gänzlich eingeschneit und jedwede Verbindung mit der Außenwelt ist vollständig unterbrochen. Besonders die heftigen Schneestürme, die in den umherliegenden Bergen wüthen, sind sehr gefürchtet und haben schon so manche Karawane rettungslos begraben.

Es sind deshalb auch allenthalben an der hier durchführenden Karawanenstraße, in geringen Entfernungen von einander, zahlreiche, solid aus Stein erbaute Schutzhäuser errichtet, um den von einem oft mit plötzlicher Wucht hereinbrechenden Schneegestöber auf dem Wege überraschten Karawanen eine sichere Zufluchtsstätte zu gewähren.

Bei den umwohnenden Kurdenstämmen dieser Berge besteht von Alters her die wackere, durch keinerlei behördlichen oder sonstigen Zwang herbeigeführte Gepflogenheit, nach jedem derartigen Schneewehen sich unverzüglich mit bereitwilligem Opfermuth, großer Mühe und oft eigener Lebensgefahr zu diesen Stationen Bahn zu brechen, um die dort hilflos eingeschneiten Reisenden, die ihre Anwesenheit und bedrängte Lage durch Büchsenschüsse kundgeben, sowie deren Thiere mit Lebensmitteln zu versehen.

Der zweite Nebenfluß, der Söert-Suju oder Bohtan-Tschai genannt, entspringt in den südlich vom Wan-See gelegenen Bergen und wendet sich von da nach kurzem Laufe dem Kurdenstädtchen Söert zu, an welchem er in einiger Entfernung östlich vorüberfließt. Eine bastionengekrönte, an vielen Stellen bereits schadhafte oder gänzlich verfallene Mauer aus der Chalifenzeit, ungefähr drei und einen halben Kilometer im Umfange, umgiebt das Städtchen Söert sammt vielen Obstgärten und verlassenen, verödeten Quartieren.

Auf der wellenförmigen Ebene außerhalb der Stadtmauern wird im weiten Umkreise ein ergiebiger Kürbis-, Melonen- und Gurkenbau betrieben. Dazwischen machen sich auch viele Obstbäume, namentlich prächtige Edelkastanien, bemerkbar, deren große köstliche Früchte, ebenso wie die Haselnüsse in ganz Mesopotamien hochgeschätzt, und selbst bis Bagdad und Bassora verfrachtet werden. Ein jeder Grundbesitzer hat auf seinem Felde oder Garten ein kleines kastellartiges, rings herum mit Schießscharten versehenes, kugelfestes Steinhäuschen errichtet, worin er zur Zeit der Fruchtreife zum Schutze seines Eigenthums „Gewehr im Anschlag“ Wache steht. Ein deutliches Wahrzeichen der hier zu Lande herrschenden traurigen Sicherheitszustände!

Die aus Mohammedanern und wenigen christlichen Familien bestehende Einwohnerschaft spricht fast ausschließlich kurdisch, beziehungsweise ein plattes, verdorbenes Armenisch. Vor ungefähr zehn Jahren hat zu Söert ein kleines Christen-Massacre stattgefunden.

Einige Reisende haben die Vermuthung ausgesprochen, daß hier die aus den Kriegszügen des Lucullus und Pompejus bekannte und damals zerstörte altarmenische Königsstadt Triganes' II., Tigranocerta, gestanden habe, was indeß wenig wahrscheinlich ist.

Dagegen ist wohl der heutige Söert-Suju, welches die ideale Grenze zwischen diesen kurdischen Berggebieten und Armenien bildet, ohne Zweifel der Kentrites des Xenophon, den er als ein 200 Fuß breites, in einer Entfernung von ungefähr einer Meile längs den kurdischen Gebirgen hinströmendes Wasser beschreibt. Xenophon wollte mit seinen Kriegern diesen Fluß überschreiten, fand ihn aber anfangs überall zu tief, während ihm feindliche Horden im Rücken unabläßig hart zusetzten.

Er erzählt, daß er, schon halb verzagt, durch ein Traumgesicht wieder aufgerichtet und frohen Muthes wurde, so daß er endlich den lange vergeblich versuchten Uebergang glücklich bewerkstelligte und seine Schaaren aufs jenseitige Ufer in theilweise Sicherheit brachte.

An der Mündung des Söertflusses in den Tigris bei dem Dorfe Til ist letzterer bei mittlerem Wasserstande 600 bis 650 Fuß breit und zugleich ziemlich tief, und die Strömung ist eine sehr reißende.

Von hier ab wird die Richtung des Stromlaufes bleibend eine südöstliche. Nach längerer Fahrt sieht man sodann auf einer Anhöhe hart am Ufer das ziemlich große, von mohammedanischen Kurden und Jakobiten (orthodoxen Christen) gemeinsam bewohnte Dorf Kelek liegen, das von einem alten, doch noch sehr wohl erhaltenen, seiner Bauart nach aus der Perserzeit stammenden, starken Kastell gekrönt wird. Hier fallen wieder senkrechte Felsenrisse allenthalben in den Tigris ab, so daß nur bei niedrigstem Wasserstande zwischen denselben und dem Wasser ein schmaler Fußweg frei wird.

Diese Stelle hielt auch die Griechen auf ihrem, zumeist unmittelbar den Strom entlang bewerkstelligten Rückzuge auf, und zwang sie, einen beträchtlichen Umweg zu machen.

Xenophon versuchte an der Spitze einer auserlesenen Schaar den hohen Platz auf dem nächsten geraden Wege zu forciren, mußte jedoch bald von diesem Versuche abstehen, da die Kurden die denselben völlig beherrschenden Höhen besetzt hielten, und unabläßig ungeheure Steinblöcke auf die armen, viel geprüften Griechen herabrollen ließen.

Von Kelek an werden die den Strom begleitenden Gebirgszüge beiderseits von fast parallel laufenden, wilden Schluchten durchschnitten, deren letzte und großartigste sich ein wenig unterhalb des Dorfes Fenik befindet, wo die Gebirgszüge sich zu verflachen beginnen und der Strom allmählich in eine freie Ebene hinaustritt.

Fenik liegt auf dem weiten Ruinenfelde einer alten Stadt, die von Ammianus Marcellinus Phoenica genannt wird, ein Name, der auch dem heutigen Dorfe fast gleichlautend erhalten blieb.

Ueber die Stelle lesen wir in der Anabasis: „Als die Griechen an den Tigris kamen und denselben seiner Breite und Tiefe halber unüberschreitbar fanden, während die wilden Gebirge der Kurden über den Strom hingen, beschlossen die Führer über die Berge zu ziehen. Von da an konnte nun auch Xenophon etwas ruhiger seinen Weg nach der fernen Heimath verfolgen, da an dieser Stelle das persische Heer seine weitere Verfolgung einstellte und sich zurückzuziehen begann.“

Doch war Xenophon's Noth noch lange nicht zu Ende. Da nunmehr die wilden Bergstämme, durch die große Heeresmasse der Griechen höchlichst beunruhigt, fürchteten, dieselben würden ihre Gebiete in dauernden Besitz nehmen, zeigten sie sich ihnen allerwegen feindlich und bereiteten ihnen von ihren natürlich befestigten Stellungen aus noch unausgesetzt bedeutende Schwierigkeiten. Nachzügler wurden durch Pfeilschüsse und Steinwürfe unbarmherzig niedergemacht.

Der Geschichtsschreiber bemerkt, daß die allenthalben verlassenen Wohnhäuser dieser Bergbewohner mit allem Hausrath, und namentlich Kupfergefäßen reichlich versehen waren, was sehr wohl glaublich ist, denn der Reichthum aller dieser kurdischen Berge an Kupfer-, Blei- und Eisenerzen ist ein geradezu ungeheurer, und man findet noch heute an verschiedenen Orten einzelne deutliche Spuren, daß dieselben im grauen Alterthum auch theilweise ausgebeutet worden sind und daß sie wahrscheinlich die Hauptquelle gebildet haben, aus welcher die alten Assyrier und Babylonier ihren Bedarf an Metallen bezogen.

Der letzte Gebirgszug, der hier bei Fenik von Osten her bis an den Tigris hin sich erstreckt, ist ein Ausläufer des großen Kalksteingebirgsstockes Djebel-Djudi, der Montes Gordyaeorum der alten Geographie.

Der Koran läßt auf der höchsten, dem Kurdenstädtchen Zakho gegenüber gelegenen Spitze dieser Bergkette nach der Sintfluth die Arche Noah's landen.

Zahlreiche kleine, armselige und theilweise befestigte Kurdendörfer liegen, von üppigen Gärten umgeben, an den Einsenkungen dieses Ausläufers, vom Tigrisufer bis gegen Zakho hin, wo die Menschen die Berge verlassen und die fruchtbare Ebene des Chabur[1]) als Wohnsitz vorziehen.

Von hier abwärts bieten die Tigrisufer wenig Bemerkenswerthes bis zur Stadt Djezire-ibn-Omar, (Insel der Söhne Omar's). Der Ort steht thatsächlich auf einer, vom Strome selbst und von einem seichten, kurvenförmigen Ausläufer desselben, der jedoch bei niedrigem Wasserstande trocken ist, gebildeten, circa drei Kilometer im Umfange messenden Insel an Stelle einer alten römischen Stadt, die nach dem Tode des Kaisers Julian in den Besitz der Perser kam. Das Weichbild des heutigen Städtchens, kurzweg Dezire genannt, ist größtentheils mit verödeten Quartieren und Ruinen bedeckt. Nureddin, des Chalifen Omar Vezier, erbaute eine mächtige Brücke über beide Arme des Stromes, deren Ruinen noch theilweise aus dem Wasser emporragen.

Früher hatte Dezire und die umliegenden Gebirgsdistrikte, — lange noch nach der allgemeinen Eroberung des Landes — ihre von der ottomanischen Regierung unabhängigen Dere-Bey's, bis endlich Reschid-Pascha die Macht dieser trotzigen Kurdenfürsten für immer brach, und ihr festes, auf einem hohen Felsen über der Stadt thronendes Kastell schleifte.

Die aus mohammedanischen Kurden und wenigen Christen bestehende Bevölkerung der Stadt (Sitz eines türkischen Kaimakams) und des Bezirks betreibt Viehzucht, Holzhandel und Kohlenbrennerei und sammelt nebenbei große Quantitäten vorzüglicher Galläpfel.

Der Tigris ist hier an die 600 Fuß breit, die Strömung stark und das Bett mit großen Steinblöcken besäet, welch' letztere zuweilen der Kelleschiffahrt gefährlich werden. Einen halben Kilometer unterhalb Dezire findet man abermals spärliche Ueberreste von Brückenruinen, die jedoch römischen Ursprungs sind. Unweit derselben ergießt sich der bereits oben erwähnte, in den noch unerforschten Hochgebirgswildnissen von Hakkari entspringende Nebenfluß Chabur in den Tigris.

Von hier bis Mosul ist nur noch die große Beduinenniederlassung Peschabur, der einsame, vom nunmehr breit und ruhig durch wüstes Haideland dahinziehenden Tigris fast im Kreise umströmte, etwa 800 Fuß hohe Bergkegel Butma-Dagh und endlich das verfallene Kastell Eski-Mosul[1]) besonders erwähnenswerth. Letzteres, am rechten Stromufer gelegen, ist ein großer, von viereckigen Thürmen flankirter Steinbau, der einst von der türkischen Regierung in flüchtiger Anwandlung väterlicher Fürsorge für die Sicherheit ihrer Unterthanen erbaut und zum Schutze der Reisenden an dieser durch die räuberischen Sindjar-Jeziden sehr gefährdeten Stelle mit einem Bataillon besetzt wurde. Gegenwärtig steht er bereits wieder leer und öde, eine Herberge für Eulen und Schakale, die dafür dort allnächtlich um die Wette der Verwaltung des Landes ihr helles Loblied singen.

[1]) Nicht zu verwechseln mit dem Flusse gleichen Namens, dem Choboras der alten Geographie, dem Araxes des Xenophon, der von mehreren, im Tur-Abdin (Masius) bei Harran, Ras-el-ain, Mardin, N'sebin Sindjar und Ain-el-Gazal, entspringenden Armen gebildet, bei Abu-Serai in den Euphrat mündet.

[1]) An dieser Stelle hatte allem Anschein nach Alexander der Große den Tigris überschritten, als er zur Entscheidungsschlacht nach den Gefilden von Arbela eilte.

Kürzere Mittheilungen.

M'Carthy's Forschungsreisen in Siam.

Am Eröffnungsabende der Wintersaison der Royal Geographical Society in London hielt der durch seine Reisen in Hinterindien rühmlichst bekannte Irländer J. M'Carthy einen interessanten Vortrag über seine als Leiter der Vermessungsarbeiten in Siam unternommenen Expeditionen in dem Inneren des Landes. Die Völkerstämme, die dort wohnen, sind: eigentliche Siamesen, Lao-Kambodier, Burmanen, Annamiten, Malayen, Chinesen und viele Bergstämme (die Karens u. a.). Die Bevölkerung des Landes ist zum größten Theil an den Ufern der Flüsse ansässig und befaßt sich hauptsächlich mit der Reiskultur. Nur wenige Dörfer finden sich in größerer Entfernung von den Flüssen. In den gebirgigen Theilen des Landes dagegen sind die Städte und Dörfer in offenen Thalniederungen gebaut und gewähren, eingefaßt von Bergen und dichten Wäldern, einen reizenden Anblick. — Die verschiedenen Nationalitäten amalgamiren sich nicht mit einander, und selbst in der Umgebung von Bangkok leben Burmanen und Annamiten zwar in denselben Dörfern, aber in abgesonderten Gemeinden, von denen

jede ihre eigene Sprache und Sitten bewahrt. Das Klima ist heiß und feucht und wenig beneidenswerth, und jeder Reisende im Inneren des Landes hat früher oder später einen Angriff des daselbst grassirenden Dschungel-Fiebers zu bestehen. Seine erste größere Reise ins Innere machte Mr. M'Carthy auf dem Meinam Chan Phraya, den er stromaufwärts von Bangkok bis nach Rahang verfolgte. Beide Ufer dieses Flusses, der sich durch ein ausgedehntes Flachland hindurchschlängelt, zeigen eine bedeutende Reiskultur und sind dicht mit Dörfern und Tempeln besetzt. Die Dörfer hängen mit einander zusammen und bestehen hauptsächlich aus hölzernen Häusern, welche in Hainen versteckt liegen, die von Kokospalmen, Bambus und Pisang gebildet werden. Alle Dörfer sehen einander ähnlich, und es fällt schwer zu unterscheiden, wo das eine aufhört und das andere beginnt. Bei Paknam-Po, dem Vereinigungspunkte der zwei Hauptarme des Meinam, wendete M'Carthy sich dem Mei-Ping oder westlichen Arme zu. Auf langen Strecken desselben war keine Spur zu entdecken, daß die Gegend bewohnt sei, und die wenigen Dörfer, die sich hier und da vorfanden, sahen überaus armselig aus. Rahang selbst besteht aus einer Anzahl von hölzernen Wohnhäusern, die fast ohne Ausnahme aus dem bekannten Theakholze, das sich in den ausgedehnten Waldungen der Gegend reichlich vorfindet, gebaut sind. Das Land zwischen Rahang und der Grenze von Britisch-Indien ist zumeist gebirgig und gleicht einer vollkommenen Wildniß, in der selbst nur wenige Karens sich aufhalten. Diese sind ein einfacher, aber robuster und abgehärteter Gebirgsstamm, welche die Waldgeister anbeten und verehren. — Die projektirte Eisenbahnverbindung zwischen Indien und China, welche die zwei bevölkertsten Länder der Erde in Berührung bringen wird, muß diese Bergkette bei Moulmein überschreiten (?), so daß dieser schwach bevölkerte und unwirthliche Theil Indiens heute von größtem Interesse ist. M'Carthy zweifelt jedoch, daß diese von Holt Hallett und Colquhoun projektirte Eisenbahn je durch den zu erwartenden Gewinn die riesigen Ausgaben lohnen werde. — Eine zweite Expedition unternahm M'Carthy nach der Malayischen Halbinsel. Daselbst fand er zwei ebenso eigenthümliche als interessante Stämme, oder richtiger gesagt, Ueberreste von Stämmen vor, welche wahrscheinlich die Ureinwohner des Landes sind. Die Malayen nannten sie „Orang Utann" oder wilde Menschen, sie sind aber auch unter dem Namen Sakais und Samangs bekannt. Sie durchwandern die endlosen Wälder bei Tag und Nacht, um sich ihre Nahrung zu suchen, Sonne und Mond sind ihre Führer, sie gehen unbekleidet und sind in der Handhabung des Bogens und Pfeiles auf der Jagd äußerst bewandert. Sie halten sich mit Vorliebe auf den Gipfeln der höchsten Berge auf. Die Wälder sind dicht und bedecken ganze weite Landstriche, und dieselben bergen alle Arten von Thieren, namentlich aber Elephanten, Tiger, Wild- und Landschweine. Die Tiger sind zumeist „maneater" (Menschenfresser) und in Folge dessen für die Bewohner sehr gefährlich. Die Berge sind sehr metallreich, und besonders Gold, Zink und Blei finden sich in großen Mengen und werden von Chinesen bearbeitet. In den Bleibergwerken bemerkte M'Carthy, daß der Körper nahezu sämmtlicher beschäftigter Arbeiter — der Chinesen wie der Malayen — mit großen, eiternden Geschwüren bedeckt war, was den Wirkungen des daselbst sich vorfindenden Trinkwassers zugeschrieben wird. Fast in jedem Industriezweige auf der ganzen Halbinsel werden die Malayen immer mehr von den Chinesen verdrängt. Ueberdies setzt auch Opium, welches von den Malayen leidenschaftlich geraucht wird, sein Zerstörungswerk unter ihnen erfolgreich fort. — Die dritte Expedition M'Carthy's wurde zur Nordostgrenze Siams unternommen. Auf derselben wurde eine starke Escorte mitgenommen, da die ganze Gegend von Strauchrittern — den Alaws — in Schrecken gehalten wurde. Nach kurzem Verweilen in Sarabwri gelangte die Expedition nach Khorat, einer wichtigen Stadt, deren Umfassungsmauern über 4500 Fuß lang und 3200 Fuß breit sind. In der Umgebung der Stadt befinden sich bemerkenswerthe Tempelruinen, über deren Erbauer nichts in Erfahrung gebracht werden kann. Nördlich von Khorat ist Nongkhai gelegen, das im weiten Umkreise von zahlreichen reizend situirten Dörfern eingeschlossen ist. Hier stieß man zum ersten Male auf einige der interessanten Bergstämme, welche von den Siamesen mit dem Namen Kha Chays belegt wurden. Diese Stämme besitzen keine Schriftzeichen. Wollen sie eine Botschaft absenden, so bedienen sie sich eines Botens, der dieselbe mündlich ausrichtet und einen Stock mit sich führt, auf dem durch eine Anzahl von tiefen Einschnitten der Rang des Absenders der Botschaft ausgedrückt ist. Neben den Khas kam man noch mit den Meos in Berührung. Diese leben an den Bergabhängen in verhältnißmäßig ruhigen und angenehmen Verhältnissen. In ihrer äußeren Erscheinung gleichen sie den Chinesen, ihre Sprache jedoch hat mit dem Chinesischen nichts gemein. Ihre Hauptbeschäftigung beschränkt sich auf den Anbau des Mohns. Die nächste Stadt, welche von der Expedition erreicht wurde, war Nattraw, welches den Mittelpunkt einer ausgedehnten Hochebene bildet, die ungefähr 4000 Fuß über dem Meeresspiegel liegt und von hohen Bergen eingeschlossen ist, deren einer sich 9000 Fuß über dem Meeresspiegel erhebt. Hier war auch ein großes Thal, genannt Kungmalone, auf dem sich mehrere gigantische krugartige Steingefäße zerstreut in dem Boden eingewachsen befanden, über die die ansässige Bevölkerung zu berichten weiß, daß ehemals Engel aus denselben zu trinken pflegten. Nachdem die Expedition noch Ching Kwang besucht hatte, kehrte M'Carthy über Luang Phrabang — einst die Hauptstadt eines mächtigen Königreiches — zurück.

Dr. Herm. Pollock.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Angeregt durch die Inangriffnahme des deutschen Nordsee-Ostsee-Kanals diskutiren die Franzosen gegenwärtig wieder sehr eifrig das alte Wickersheimer'sche Projekt ihres „Canal des deux Mers". Am meisten scheinen die Ingenieure und Politiker unseres Nachbarlandes dazu zu neigen, den Kanal im Westen von Bordeaux beginnen und etwa 80 km am linken Ufer der Garonne entlang laufen zu lassen. Bei Castel-Sarrasin soll er den Strom sodann vermittelst eines „pont canal" (eines Aquäductes) überschreiten und bis Toulouse — dem Haupt-Kanalhafen — dem rechten Ufer desselben folgen. Zwischen Toulouse und Narbonne würde er sich zweimal mit dem Canal du Midi kreuzen. Das Fahrwasser des Kanals soll $7\frac{1}{2}$ m Tiefe erhalten, oder, falls es der französische Marineminister aus Rücksicht auf die Panzerschiffe ersten Ranges für nöthig erklären sollte, $8\frac{1}{2}$ m. Die Zahl der Schleusen (von 6 bis 9 m Fall) wird 38 betragen, und die Gesammtkosten des Baues veranschlagt man auf 650 Millionen Franks.

— Auf Antrag des Professors Muschketoff hat die

russische Regierung die Einsetzung einer besonderen Erdbeben-Kommission beschlossen, die sich die wissenschaftliche Beobachtung und Untersuchung der Erderschütterungen in dem Gebiete des Reiches zur Aufgabe machen soll. Da die Hauptschütterdistrikte des europäisch-asiatischen Rußland Kaukasien, Turkestan und Transbaikalien sind, so sollen diese Gegenden vor allen Dingen mit seismologischen Stationen ausgestattet werden.

Asien.

— In der Londoner geographischen Gesellschaft entspann sich eine längere Debatte über den Namen, welchen der höchste Berg der Erde von Rechts wegen tragen sollte. Der 29 000 Fuß hohe Schneeberg, welcher als die höchste Erhebung der Erdrinde gilt, liegt bekanntlich in Nepal, im Quellgebiete des Kosi, nahe der Grenze von Sikkim. Die Hochgipfel dieser Gegenden wurden nun seiner Zeit von englischem Gebiete aus gemessen, und es stellte sich dabei heraus, daß Nr. 15 alle anderen überragte. Da ein einheimischer Name für den Riesenberg nicht zu erfahren war, machte der Surveyor-General Walker von seinem Entdeckerrechte Gebrauch und taufte ihn nach seinem Vorgänger Mont (nicht Mount) Everest. Er hatte diesen Namen aber kaum bekannt gemacht (1856), als der britische Resident in Nepal, Mr. Hodgson, erklärte, daß der Berg ihm wohl bekannt sei und längst einen Namen trage: nämlich Debadhunga — „die Wohnung der Götter". Vier Jahre später veröffentlichten die Gebrüder Schlagintweit den zweiten Band ihres Werkes und gaben dem höchsten Berge den Namen Gaurisankar — „die glänzende Braut des Sankar (Siva)", während sie gleichzeitig erfahren hatten, daß die Tibetaner ihn Chingopamari nennen. Auf den Karten haben sich nur zwei Namen eingebürgert, Mt. Everest und Gaurisankar, und der Streit dreht sich namentlich darum, ob die Spitze, welche die Gebrüder Schlagintweit gesehen und mit 29 190 Fuß gemessen, identisch mit Nr. 15 der englischen Aufnahmen sei oder nicht. Eine Einigung wurde nicht erzielt, da General Walker zäh an dem Namen Everest festhielt. Doch ist es nicht sehr zweifelhaft, daß Hodgson und die Schlagintweit im Rechte sind. Die ganze Berggruppe heißt im Gegensatze zum eigentlichen Himalaya Devadhunga, und die höchste Spitze trägt, wie auf deutschen Karten allgemein üblich, den Namen Gaurisankar. Sein Nachbar Makalu (27 799 Fuß) ist nur wenig niedriger, und derselbe verdeckt daher den Gaurisankar für den größten Theil von Nordindien. — Der zweithöchste Gipfel der Erde, der Kantschanschinga (28 156 Fuß), liegt zwar nicht allzu entfernt vom Gaurisankar, gehört aber doch einer anderen Gruppe an, welche durch den tiefen Durchbruch des Arun vom Devadhunga geschieden wird. Die mehrfach aufgetauchte Behauptung, daß jenseit der tibetanischen Grenze sich noch höhere Gipfel von 30 000 Fuß und mehr fänden, hat sich bis jetzt nicht bestätigt.

Afrika.

— Der traurige Schiffbruch, den das Projekt der französischen Saharabahn durch die Niedermetzelung der Expedition Flatters' seiner Zeit erlitt, schreckt andere Sahara-Reisende nicht ab, ihrerseits die Anlage solcher Bahnen zu empfehlen. So schlägt George Angeli den „Proceedings" der Londoner geogr. Gesellschaft zufolge vor, das Kap Dschubi auf ziemlich geradem Wege mit Timbuktu zu verbinden. Die Bevölkerung der von der Eisenbahn zu durchschneidenden Gegend sei zwar spärlich, aber nicht feindlich, und an Wasser sei in der letzteren kein Mangel. Wir fürchten, daß Andere — und ganz besonders die unumgänglichen Actionäre — die Sache weniger sanguinisch betrachten werden. Aussichtsvoller dürfte die Schiffahrtsstraße von Ober-Senegambien nach Timbuktu sein, die die Franzosen eifrig bemüht sind, ihren nordwestafrikanischen Interessen dienstbar zu machen. Ist es ja doch dem französischen Marinelieutenant Caron kürzlich gelungen, per Dampfer bis nach diesem Knotenpunkte der nordwestafrikanischen Karawanenstraßen vorzudringen.

Nordamerika.

— Der kanadische Landesgeolog G. M. Dawson ist von seiner Forschungsreise in den äußersten Norden der kanadischen Felsengebirgsgegend wohlbehalten nach Victoria zurückgekehrt, während zwei seiner Begleiter — die Herren Ogilvie und Mc Connell — in der Nähe der alaskischen Grenze überwintern werden. Daß wir von der Expedition reiche geographische Ausbeute zu erwarten haben, ist selbstredend. Kannten wir doch aus dem in Frage stehenden Distrikte kaum viel mehr als ein paar Namen. Der vorläufige Bericht, den Dawson von Victoria aus abgestattet hat, lautet dahin, daß das Land, das er durchstreift hat, bei weitem nicht so unwirthlich ist, als man bisher annahm. Die Vegetation ist im Gebiete des oberen Liard- und Pelly-Flusses keine wesentlich andere als im Gebiete des Fraser-Flusses, es finden sich daselbst nirgends Eissümpfe (Tundren), und der Sand der meisten Ströme enthält Gold. Für die Besiedelung durch Europäer bietet das Land demnach in mehrfacher Beziehung gute Aussichten.

— Die Amerikaner scheinen mit ihrem Nicaragua-Kanale, der dem Lesseps'schen Panama-Kanale die Spitze bieten soll, doch noch Ernst zu machen. Einer Nachricht aus Philadelphia zufolge ist am 30. November 1887 der Dampfer „Hondo" mit 40 Ingenieuren und 110 Arbeitern von New York nach Greytown abgegangen, um die nöthigen Vermessungen vorzunehmen und die zweckmäßigste Linie, der der Kanal folgen soll, im Einzelnen zu traciren. Die Regierung von Nicaragua hat der betreffenden amerikanischen Gesellschaft die Concession selbstredend bereitwillig ertheilt. Möglich also, daß wir beinahe gleichzeitig zwei interoceanische Verbindungen in Mittelamerika entstehen sehen werden.

Bücherschau.

— H. Kiepert, Uebersichtskarte der Verbreitung der Deutschen in Europa. Berlin 1887. In den Zeiten der Nationalitätenkämpfe, in denen das Meer der Völker rings um uns her uns wild genug umtost, erfreut uns diese schöne Karte, die der Altmeister deutscher Kartographie im Auftrage des deutschen Schulvereins bearbeitet hat, doppelt. Wer sich für die treibenden Kräfte im politischen Leben interessirt, der kann durch das Studium derselben ohne Zweifel erheblich mehr lernen, als durch das Studium aller der Leitartikel, mit denen ihn die Tagespresse jahraus jahrein beglückt. Zeichnung und Kolorit lassen an Deutlichkeit und Eleganz nichts zu wünschen übrig.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin, W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII.



№ 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1888.

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

I.

(Mit zwei Abbildungen.)

Sechzig oder siebzig Jahre lang hat das Wunderland der Nordamerikanischen Union den europäischen Auswandererstrom so ausschließlich auf sich hingelenkt, daß andere Auswandererziele daneben keine oder doch nur eine sehr geringfügige Rolle gespielt haben. Heute scheint sich aber darin — bälder als man diesseits und jenseits des Atlantischen Oceans gedacht hat — ein starker Umschwung zu vollziehen. Heute hören wir von einer großen Zahl derjenigen, die sich durch die Vorspiegelungen von Landagenten auf den sterilen Boden von West-Dakota, West-Nebraska und West-Texas locken ließen, versichern, daß es ohne Zweifel besser für sie gewesen sein würde, wenn sie daheim in ihrem Schwaben oder Mecklenburg geblieben wären; und heute beobachten wir zugleich auch an den statistischen Zahlen, wie die Einwanderung in Nordamerika ein konsequentes Decrescendo, diejenige anderer transoceanischer Gebiete dagegen ein nicht weniger konsequentes Crescendo zeigt. Unter den Ländern, nach denen die Europa-Müden der verschiedensten Nationalität — namentlich auch der deutschen — neuerdings in wachsenden Schaaren hinüberziehen, ragen aber keine so sehr hervor, wie diejenigen, die südlich vom Wendekreise des Steinbocks in Südamerika gelegen sind: Uruguay, Argentinien, Chile, Paraguay und Südbrasilien. Da diese Länder unsere deutsche Kolonialpolitik in Folge dessen in einem hohen Maße beschäftigen, so dürfen die kleinen Skizzen, die wir unseren Lesern aus ihnen vorzuführen beabsichtigen, vielleicht um so eher auf Aufmerksamkeit rechnen. Der oberste Grundsatz, den wir dabei nicht aus den Augen lassen werden, soll selbstverständlich: Sachliche Prüfung! sein.

Da das Dreieck des außertropischen Südamerika in seiner ganzen breiten Basis fest mit dem großen Fünfeck des tropischen Südamerika verwachsen ist, da das gewaltige Andengebirge und die daran angeschlossenen Ebenen durch das erstere so gut hindurch streichen wie durch das letztere, und da auch die Ströme des ersteren zu einem großen Theile in dem letzteren ihren Ursprung und ihren Quelllauf haben, so fällt es schwer, das eine von dem anderen zu scheiden. Und doch: wenn irgendwo, so ist an dieser Stelle strenge kultur- und wirthschaftsgeographische Scheidung nöthig. Man ist in Süd-Brasilien nicht mehr in Brasilien, und man ist in Uruguay und Argentinien nicht mehr in Südamerika! könnte man versucht sein zu sagen, wenn man auf den Gedankeninhalt Bezug nimmt, den die Namen „Brasilien“ und „Südamerika“ gemeinhin bei uns haben. Das klimatische Regime ist über dem außertropischen Südamerika ein anderes als über dem tropischen, und damit sind es zugleich auch die hauptsächlichsten natürlichen Vorbedingungen, mit denen es der europäische Mensch und seine Kultur daselbst zu thun hat, und im Allgemeinen läßt sich gar wohl die Behauptung aufrecht erhalten, daß dieselben in mannigfaltiger Hinsicht ebenso günstige, oder selbst günstigere sind als in Nordamerika. Mit mancherlei

Schwierigkeiten hat der Kolonist, der sich in einem der genannten Länder Haus und Hof und Wohlstand zu begründen trachtet, ohne Zweifel zu kämpfen — hier mit gelegentlichen Regenfluthen, dort mit häufiger Dürre, dort mit Heuschreckenschwärmen —, aber hat er das nicht genau in derselben Weise auch auf dem Boden der Nordamerikanischen Union? Was die Einwirkungen des Klimas auf die Gesundheit des Einwanderers und auf das physische und geistige Gedeihen seiner Nachkommenschaft betrifft, so steht es unseres Erachtens um diese im außertropischen Südamerika eher besser als übler wie in der Union.

Die erheblichsten Bedenken, die man gegen eine Besiedelung der in Frage stehenden Länder durch Deutsche geltend machen kann, liegen nicht so sehr in der Natur derselben, als vielmehr in den historischen faits accomplis, die sich daselbst in den früheren Jahrhunderten und in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts vollzogen haben. Ehe die italienischen und französischen sowie die deutschen Einwanderer ankamen, hatten sich ja Spanier und Portugiesen in ihnen festgesetzt, diese hatten sich die besten Ländereien angeeignet, und diese hatten den gesammten politischen, rechtlichen und kulturellen Verhältnissen einen Stempel aufgeprägt, der sich nicht ohne Weiteres wieder weglöschen läßt. Damit hat sich natürlich auch die deutsche Kolonialpolitik, wenn sie ihr Augenmerk mit gutem Grunde vor allen Dingen auf jene Länder richtet, in der einen oder anderen Weise abzufinden. Doch dieses Alles dürfte aus den konkreten Skizzen am allerbesten hervorgehen.

Die große Hauptpforte des außertropischen Südamerika, durch die man den weitaus größten Theil des in Frage stehenden Länderdreiecks in der bequemsten Weise erreicht, bildet die breite Mündung des Laplata-Stromes, der wir deshalb vor allen Dingen zustreben. Die Seefahrt dahin nimmt ungefähr eine dreifach so lange Zeit in Anspruch als die Fahrt nach der nordamerikanischen Hudson-Mündung, aber mit Hilfe eines großen Postdampfers, wie solche heute zwischen Hamburg, Bremen, Antwerpen, Southampton, Liverpool, Bordeaux, Marseille und Genua auf der einen Seite und den Laplata-Häfen auf der anderen Seite hin und her spielen, wird dieselbe leichter und angenehmer überwunden, als wir gedacht haben. Pünktlich am 29. Tage unserer Ausfahrt passiren wir das Kap von Santa Maria, und alsbald befinden wir uns in dem weiten, unübersehbaren Golfe, der auf der Karte als Rio de la Plata bezeichnet ist. Nun dauert es nicht mehr lange, und eine stattliche Häuserfront, die von zahlreichen schönen Kuppeln und Thürmen überragt wird, erhebt sich vor unseren Augen aus dem Wasserspiegel. Es ist Montevideo — der Hauptstrebepunkt aller europäisch-südamerikanischen Dampferlinien.



Ansicht von Montevideo.

Anders als die Mehrzahl der amerikanischen Küstenstädte, und namentlich anders als die Mehrzahl der nordamerikanischen Küstenstädte, entfaltet die Hauptstadt von Uruguay gleich vom ersten Augenblicke an ihren vollen Glanz. Dieser Glanz vermindert sich aber auch nicht, sobald man den Fuß ans Land setzt, und die einzelnen Straßen und Plätze durchwandert oder das Innere der Häuser betritt. Montevideo hat nicht vergebens an demjenigen Punkte gelegen, an dem sich das außertropische Südamerika durch die interkontinentalen Kommunikationsmittel am engsten mit Europa berührt, und die europäische Civilisation hat in ihm eine Heimstätte gefunden, wie sie vollkommener kaum gedacht werden kann. Die Straßen sind wohl gepflastert und gepflegt, die Privathäuser schmuck und elegant, die öffentlichen Bauten — darunter voran, wie in allen Städten spanischen Ursprungs, die Kathedrale, neben ihr aber auch der Kongreß-Palast, die Universität, die Börse, das Solis-Theater, das Hospital 2c. — stolz und imposant. Und dabei herrscht allenthalben ein Leben, dessen sich keine europäische Großstadt zu schämen haben würde. Auf den Trottoirs wandern Herren und Damen — die Montevideenserinnen erfreuen sich des Rufes pikanter Schönheit — in ausgewählten Toiletten auf und ab, ganz wie Unter den Linden von Berlin, auf den Fahrwegen jagen Pferdebahnwagen und Droschken hin und her, und aus den großen Schaufenstern leuchten einem die Erzeugnisse von jeder Art Kunst und Industrie entgegen.

Seinen vorherrschend spanischen Ursprung giebt Montevideo namentlich in den inneren Höfen seiner Häuser sowie in den flachen Dächern derselben, die gelegentlich als Promenade zu dienen haben, kund. An zahlreichen Punkten hat die Stadt aber ein durchaus kosmopolitisches Gepräge,

was bei dem starken Fremdenzuflusse aus allen Gegenden Europas, dem die Stadt ausgesetzt ist, nicht sehr Wunder nehmen kann.

In Folge ihrer Lage auf einer Art niederem Vorgebirge, das weit hinaus springt in den Laplata-Golf, bietet sie allenthalben prächtige Ausblicke auf die blaue Wasserfläche, und dadurch erhalten die Reize, die sie besitzt, noch eine sehr wesentliche Steigerung. Besonders gilt dies von dem vorstädtischen Villenquartiere entlang dem Paseo del Molino. Die Halbinsel-Lage und der stark erhobene Baugrund bringen es übrigens auch mit sich, daß die Gesundheitsverhältnisse in der Stadt im Allgemeinen gute genannt werden können, und daß der neue Ankömmling aus Europa daselbst zumeist keinerlei Acclimatisationskrankheit zu überstehen hat. Wenn das Gelbe Fieber die Stadt zuweilen heimsucht, so hat man dies als eine Ausnahme von der allgemeinen Regel zu betrachten, und größere Verheerungen hat die Krankheit eigentlich nur im Jahre 1857 angerichtet.



Straße in Montevideo.

Auf die Entwickelung der Stadt konnten die beständigen Revolutionswirren, die Uruguay in den letztvergangenen 60 Jahren ebenso sehr verheerten wie die anderen südamerikanischen Republiken, natürlich nicht ohne Rückwirkung bleiben. Nichtsdestoweniger ist aber ihre Volkszahl und ihr Reichthum fast jeder Zeit in starkem Wachsthume begriffen gewesen, und man kann nur annehmen, daß dies in einem noch viel höheren Maße der Fall gewesen sein würde, wenn die politische Ordnung des Landes eine bessere gewesen wäre. 1726 von den Spaniern begründet, hatte Montevideo im Jahre 1781 bloß 6460 Einwohner, bis zum Jahre 1792 hatten sich dieselben aber auf 30 000, bis 1862 auf 45 000 und bis 1879 auf 115 000 vermehrt. Sollte die Aera der Staatsumwälzungen endlich vorüber sein, so stünde vielleicht zu hoffen, daß der Aufschwung fernerhin noch viel bedeutenderer werden könnte. Zuvörderst ist noch nicht viel mehr als 1 Proc. der gesammten Landfläche von Uruguay unter Kultur. Sollte es nun nicht in einem hohen Grade fördernd auf Montevideo einwirken müssen, wenn sich diese Fläche innerhalb der nächsten Jahr-

zehnte durch den Fleiß neuer Ankömmlinge etwa verdoppelte oder gar verzehnfachte! Daß dazu von verschiedenen Seiten her ein kräftiger Anlauf genommen wird, ist an der Einwandererziffer deutlich genug sichtbar. Dieselbe wird für den Hafen im Jahre 1875 auf 5298 angegeben, im Jahre 1880 auf 9208, im Jahre 1881 auf 25 628, im Jahre 1882 auf 31 383, im Jahre 1883 auf 31 276 und im Jahre 1884 auf 41 624, wobei freilich der sehr starke Durchgang nach Argentinien, Paraguay ꝛc. mit gerechnet ist. Das Hügelland im Inneren bietet aber außer der Viehzucht, die bereits eine hohe Entwickelungsstufe erreicht hat, auch dem Ackerbau an vielen Orten gute Aussichten.

Bislang spielten spanische und französische Basken sowie Italiener die Hauptrolle unter den Immigranten, in den letzten Jahren ist aber auch das deutsche und schweizerische Element stark vertreten gewesen.

Was die Qualität des Hafens von Montevideo betrifft, so heißt es bezüglich desselben: Faute de meilleur! Der Ankergrund ist schlecht, zahlreiche Klippen hemmen den Zugang, große Fahrzeuge können nicht bis an die Quais herangelangen, und die ungestümen „Pamperos“ aus dem Südosten haben in der Bucht ein ziemlich freies Spiel. Man kann aber den Bürgern der Stadt das Zeugniß nicht versagen, daß sie sich bemüht haben, dem Naturfehler nach Kräften abzuhelfen. Sie haben Docks und Molen angelegt, so wie man es in Europa zu thun pflegt, und ebenso haben sie es an anderen Vorkehrungen zur Förderung der Schiffahrt in keiner Weise fehlen lassen. Uebrigens können sie sich aber auch damit trösten, daß die übrigen Laplata-Häfen alle noch viel weniger taugen, und daß ihrer Stadt in dem transoceanischen Verkehre kaum irgend welche Konkurrenz droht. Die Schiffahrtsbewegung des Hafens belief sich im Jahre 1885 auf $2\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen, und die Handelsbewegung auf 200 Millionen Mark. Die Export-Artikel sind vorläufig noch ausschließlich Fleischpräserven, Häute, Talg, Wolle und lebendes Vieh, seit einigen Jahren ist aber auch der Weizenexport ein beachtenswerther geworden.

Mit seinem Hinterlande steht Montevideo gegenwärtig durch drei Eisenbahnlinien in Verbindung, dieselben sind aber insgesammt noch nicht 450 km lang, und sie genügen dem Lande nicht im entferntesten als Abzugsstraßen. Würde das Schienenstraßennetz im Verlaufe der nächsten Jahre — so wie es projektirt ist — weiter ausgebaut, so würde damit vielleicht am besten dem Grundübel, an dem das Land bisher gekrankt hat, begegnet. Nicht bloß würden dann die Kolonisten für die Produkte, die sie im Inneren bauen, Absatz finden, sondern die Centralgewalt des Staates würde auch zugleich auf einen festeren Fuß gestellt werden können. Beides müßte aber natürlich vor allen Dingen der Blüthe der Hauptstadt zu gute gehen.

Lapplandfahrten.

Von H. Z.

II.

Je weiter die Fjeldwanderung vorwärts geht, desto größer werden die Schwierigkeiten, so daß in 8 Stunden nur 12 km zurückgelegt werden können. Bei jedem Schritte über das lockere Geröll und über die glatten Felsen ist ein gefährlicher Sturz des Pferdes zu befürchten. Noch viel gefährlicher freilich sind die Fjelde, wenn Regen und plötzliche Nebel eintreten, und wer ihre Besteigung dann allein wagt, dem droht dabei der Tod in vielfacher Gestalt.

Endlich geht es wieder rascher von der Stelle, und beim Ueberschreiten der schwedischen Grenze — ungefähr 900 m über dem Meere — gelangt man über eine ausgedehnte, grasbedeckte Hochfläche, die die untere Terrasse einer hohen Bergreihe bildet. Das eigentliche Hochgebirge aber ist noch immer fern. Mit wachsender Ungeduld werden hierauf die sanften Abhänge des 1200 m hohen Passes Tjäkta-Batta erklommen, ohne daß irgendwo die reiche Abwechslung einer Alpenwanderung dafür lohnte.

Ein überraschend großartiger Anblick bietet sich nur von der Höhe des Passes. Weiße Riesenkuppeln, dunkle Felswände mit Nadeln, Zacken und Hörnern, sonnenbeglänzte Schneefelder, bläulichgrüne Gletscher entzücken das von der Einförmigkeit der Fjelde ermüdete Auge. Man kann sich einen Augenblick in die Schweiz versetzt glauben. Jedoch bald gewahrt man die gewaltige Verschiedenheit der nordischen Alpen. Während die Schweizer-Berge gleichsam von unten beginnen und in ihrem Gesammtbau anzuschauen sind wie freistehende Riesendome und Paläste, umgeben von großen, menschenbelebten Plätzen und Straßen, so baut sich die nordische Alpenwelt erst auf dem mächtigen Podium der Fjelde auf, und ihre Gipfel gleichen nur Kirchendächern und Kuppeln, welche sich, von einer nahen Anhöhe aus gesehen, über das einförmig geschlossene Häusermeer einer Großstadt erheben.

Während ferner in der südlichen Alpenwelt das Leben bis hoch hinauf auf die Berge steigt, und sich noch angesichts der Gotthardspitze in einer Höhe von ziemlich 1500 m „ein lachend Gelände“ mit Dorf und Stadt aufthut, so fristen im nordischen Berglande zerstreut umherziehend nur wenige Familien mit ihren Heerden ein nothdürftiges Dasein. Nur in den Schlupfwinkeln größerer Gebirgseinsenkungen begegnet man spärlichem Wachsthume. — Eine solche Einsenkung gilt es jenseits des Tjäkta-Batta zu verfolgen. Noch immer verbirgt sich aber der Kabnakaisa. Da Regen eintritt, erfolgt eine unfreiwillige Rast. Rasch, damit der Boden nicht erst erweiche, wird das Zelt aufgeschlagen. Leider hält der Regen an, und erst am Nachmittage des nächsten Tages wird es möglich, einige Kilometer weiter vorzudringen bis zum Eingang eines Seitenthales, das der Karte nach am Kabnakaisa seinen Anfang nimmt. Das aufgeschlagene Zelt genießt den Schutz einer alten Moräne. Ringsum steht eine Art Birkenwald, doch gleicht dieser mehr einer jungen Forstsaat, denn die höchsten Wipfel sind kaum drei Fuß hoch.

Während der Vorbereitungen zum Nachtlager entdeckt Jo mittelst seines fast unmenschlich feinen Geruchsinnes im Thale hausende Lappen. Die Reisenden folgen dem freudig Vorauseilenden und befinden sich bald vor einer aus zwei Zelten bestehenden Lappen-Sommerfrische.

Die Lappen bewillkommnen die Fremden aufs Freundlichste. Unaufgefordert bieten sie ihnen alles an, was eine Lappenküche nur aufweisen kann: vor allem Renthiermilch

und — Kaffee. Die gewöhnlich in trockenem, käseartigem Zustande dargebotene Renthiermilch ist wenig appetitlich und schmeckt abscheulich. Zum Dank spenden die Reisenden aber Branntwein, und dieser versetzt die Lappen in seliges Entzücken. — Die Zelte sind, wie die Abbildung zeigt, von der einfachsten Art. Mehrere, oben zusammengebundene Stangen sind mit grober Leinwand umspannt, so jedoch, daß oben eine als Rauchfang und gleichzeitig als Fenster dienende Oeffnung bleibt. Das Innere gewährt ein Bild, wie es bunter ein Zigeunerlager nicht darbieten kann. In der Mitte auf dem Boden lodert ein starkes Feuer. Der Rauch, der durch die besagte Oeffnung nur zum Theil seinen Ausgang findet, droht einen beim Eintreten fast zu ersticken und treibt die Thränen in die Augen. Rasch setzen wir uns aber zu unseren Wirthen um das Feuer, und bald spüren wir vom Rauche so wenig, daß wir die Augen öffnen und Umschau halten können. Die Insassen des Raumes gehören allen Altersstufen an. Nächst dem Feuer sitzt ein nicht unschönes junges Weib, mit der einen Hand ihren Säugling haltend, den sie stillt, mit der anderen auf großer Pfanne flache Kuchen backend.

Die frischen, ganz dünnen Fladenkuchen sehen nicht unappetitlich aus. Doch danken wir für die freundliche Aufforderung zum Kosten, nachdem wir gesehen, daß der runde Holzlöffel, mit welchem der dickflüssige Teig auf die Pfanne gegossen wird, fast stiellos ist, so daß ein guter Theil der Hand, sowie der mit Renthierfell besetzte Aermel der Lappin deutliche Spuren von allzunaher Berührung mit dem Teige zeigen. Rasch wird freilich beides durch Lecken gesäubert und das nun gesättigte Kind in die Wiege gesteckt, so daß nur das Köpfchen hervorguckt. Die Lappenwiege, Kunse oder Kjaerris genannt, ist aus Renthierfell und hat ungefähr die Form eines Holzschuhes. Im unteren, futterartigen Theile steckt der Körper, und am oberen Theil wird die Wiege an der Zeltdecke aufgehangen, so daß sie von selbst sich im Schaukeln erhält. — Ueber dem Feuer brodelt ein kupferner Kessel. Ein alter, halb blinder Lappe schmaucht eine übelriechende Pfeife. Ein altes Weib, in einer Ecke kauernd, bearbeitet durch Schaben mit einem Holzinstrument ein Renthierfell. Gewöhnlich kommen zur Behaglichkeit noch etliche klug aussehende Lappenhunde, mit welchen die Kinder sich balgen und spielen. Die Hunde wie die Kinder tragen mitten im August dicke, winterliche Kleidung — die Hunde langes wollartiges Fell, die Kinder Pelzjacken, Pelzschuhe und Pelzhauben. Auf dem Boden sind überall Renthierfelle ausgebreitet. Die Ecken werden als Vorraths-, Kleider- und Rumpelkammern benutzt. Herrscht Armuth, so beherbergt ein einziges solches Zelt öfters mehrere Familien. Wir haben in einer nicht viel größeren Rasengamme vier mit kleinen Kindern gesegnete Ehepaare angetroffen.



Der Lappe Jo Larsen.

Die Norweger, als die vornehmeren Bewohner des Landes halten die Lappen nicht hoch. „Wir verachten sie“, sagte unser norwegischer Freund, „denn sie lügen wie gedruckt und stehlen wie die Raben. Nichts geht ihnen über den Branntwein, und dieser ist auch das einzige Mittel, um sie lenkbar zu machen.“

Diese Verachtung mag jedoch in mancher Beziehung auf Vorurtheil beruhen. Rabot, Du Chaillu, Dulk u. A. schildern die Lappen als zuverlässig und ehrlich. Freilich die von der Kultur beleckten und von reichen Fremden oft geradezu verdorbenen „Finner“ wissen gar wohl im Handel ihren Vortheil zu wahren und fordern ohne Scheu das Doppelte des eigentlichen Preises. Außerdem mag es für sie eine große Genugthuung sein, gelegentlich einen „klugen“ Fremden übervortheilen zu können. Ein Lappe, der uns ein 20 bis 30 Öre werthiges Stück Renthiergeweih für 50 Öre verkauft hatte, freute sich darüber so sichtlich, daß es uns selber ergötzte, ihm ein so großes Vergnügen bereitet zu haben. — Auf alle Fälle bewunderungswerth jedoch ist die Geschicklichkeit dieses merkwürdigen Volkes. Die auf Seite 55 abgebildeten Gegenstände überzeugen uns schon davon durch ihre zierliche und geschmackvolle Ausführung, namentlich durch die hübschen geometrischen oder Thierfiguren, womit sie geschmückt sind[1]). Den richtigen Begriff

[1]) Diese Verzierungen, besonders auch die sehr häufig und in stereotypen Umrissen wiederkehrenden Renthierbilder, haben ein sehr alterthümliches Gepräge; dennoch behauptet Dr. Sophus Müller in seiner „Thier-Ornamentik im Norden“, daß die finnische Ornamentik keine eigenthümlichen Züge ausgebildet hat und im Wesentlichen mit der slavischen übereinstimmt.

von ihrer kunstgewerblichen Leistungsfähigkeit bekommt man aber erst, wenn man sie bei der Arbeit beobachtet und die unvollkommenen Werkzeuge sieht, mit denen sie diese Dinge herstellen. Alle Schnitzwaaren aus Renthierbein und Birkenrinde, wie Löffel, Messergriffe, Nadelbüchsen, Schuhe u. s. w. verfertigen sie mit einem einzigen, ziemlich großen und plumpen Messer. — Aus Wurzeln der Zwergbirke verstehen sie ohne Beihilfe von Instrumenten die feinsten Flechtwerke, wie Körbchen, Salzgefäße u. dergl., zu gestalten.

Die Berglappen ziehen in kleinen Gemeinden von zwei oder drei Familien das ganze Jahr in dem ihnen zugewiesenen Gebiete umher, im Winter in der Waldregion, im Sommer auf den Fjelden, von wo sie oft bis zur Meeresküste vordringen. Manche Lappen wandern jährlich gegen 300 km weit. — Die Nahrung des Renthiers besteht im Sommer aus der mageren Weide des Berglandes und im Winter aus dem bekannten Renthiermoos (Cladonia rangiferina).

Eine Heerde von 200 Thieren ist erforderlich zur Unterhaltung einer Familie. Reiche Lappen jedoch besitzen Heerden bis zu 4000, oder wie Du Chaillu berichtet, bis zu 6000 Stück, die bei einem Durchschnittspreis von 25 M. ein ganz hübsches Vermögen darstellen.

Eine längere Hochgebirgstour in Nordskandinavien ohne viel Regen soll eine Ausnahme sein. Unsere Reisenden erleben dieselbe nicht, sondern zwei Tage lang ohne Aufhören wird ihnen dieser Segen von oben reichlich zu Theil. Zum Glück fällt das Thermometer aber nicht unter + 2°.



Lappenlager.

Am dritten Tage, am 22. August, früh noch immer Fortsetzung. Endlich gegen 10 Uhr ein Umschlag zum Besseren! „Die Nebel zerreißen, der Himmel wird hell“, und siehe da, der Kabnakaisa steht vor ihnen mit seinem ehrwürdigen Greisenhaupte und mit einem frischen, feierlich-weißen Mantel angethan. Offenbar hat er nur den Regen- und Nebelvorhang fallen lassen, um zu Ehren des von Weitem schon bemerkten Besuches sich in den Staat zu werfen.

Auf unserem Bilde (S. Abbildung 4) erscheint er als Hintergrund eines breiten, durch rechts vorgeschobene Berge kulissenartig sich verengenden Thales, das in einen ebenen, mit Geröll und Felsblöcken übersäeten Vordergrund einmündet.

Die gewaltige Schneedecke auf seinem vielfach gezackten Rücken, sowie der ebenfalls mit frischem Schnee überzogene breite Gletscher zu seinen Füßen verleiht den an sich schon runden Formen eine große Weichheit, und selbst die schroff abfallende Felsenstirn ist wie mit feinen Schneeadern durchsetzt und erhält dadurch einen milderen Ausdruck. Die zerklüfteten Seiten sind mit Schneefeldern ausgefüllt. Bei den offenbar niederen und darum ziemlich schneefreien Vorbergen rechts herrscht die runde Form noch mehr vor, so daß sie fast wie hinter einander stehende Glasglocken erscheinen; nur links zeigen sich schärfere Spitzen und Umrisse.

Das ist im Großen und Ganzen dasselbe Bild, wie es auch der Snehaetta von der Jerkinhöhe aus, und der Sulitjelma vom Hochplateau von Bodö aus darbieten. Die nordischen Alpenstöcke haben unter sich eine noch größere Familienähnlichkeit als die südlichen.

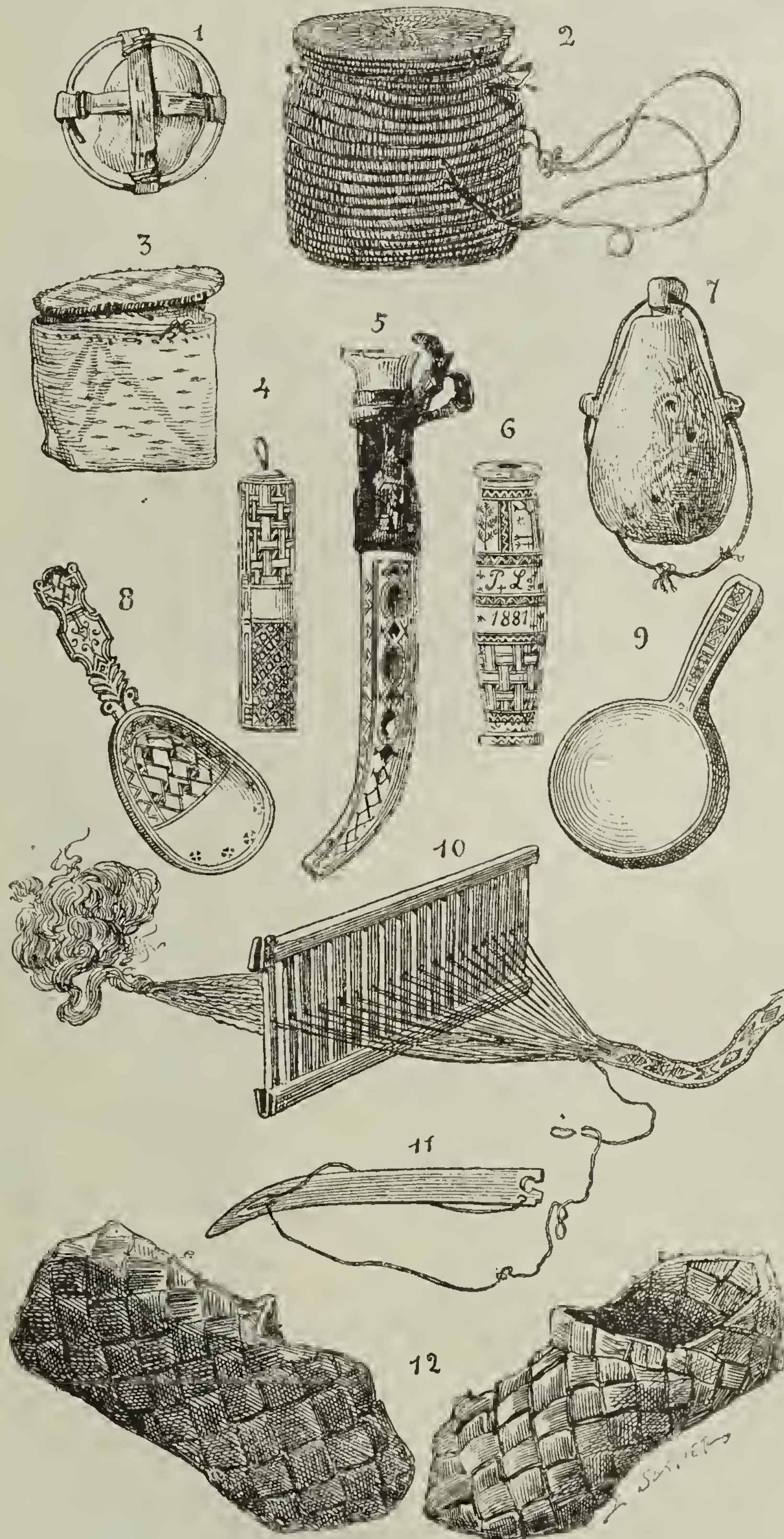
Am nächsten Morgen wird die Besteigung bei schönstem Sonnenschein und 12^{0} Wärme vorgenommen. Der Weg über die steinige Thalsohle ist auf dem Bilde leichter zurückgelegt als in Wirklichkeit. Er ist theilweise noch mühsamer als über die Fjelde. Jede Spur von Leben und Wachsthum hat aufgehört. Nach zweistündigem Marsche gelangt man endlich an den Fuß des Gletschers. Eine Steinmoräne ist nicht zu bemerken, woraus man schließen kann, daß der Gletscher in einer Vorwärtsbewegung begriffen ist. Dasselbe ist an mehreren Gletschern in Lappland beobachtet worden, während vorher das Gegentheil stattfand. Daß das Klima Skandinavien kälter geworden ist, scheint auch der Umstand anzudeuten, daß an vielen Stellen die obere Baumgrenze abwärts gerückt ist.

Nun geht es einen sehr steilen Abhang hinauf zum ersten 600 m hohen Sattel oder Vorsprung des Berges. Da plötzlich, verdächtiges Poltern! Ein Steinregen, wie ihn Alpenwanderer oft beschrieben! Inmitten der Gefahr lernt man sie verachten: es geht weiter!

Um 4 Uhr ist der Sattel erreicht, und damit ist der schwierigste Theil des Aufstieges überwunden!

Indem man jedoch am Felsengrat ankommt und den Schnee betritt, gewahrt man, daß er nicht trägt. Unter beständigem Versinken und Fallen, wobei man oft in schmerzliche Berührung mit unter dem Schnee verborgenem spitzem Gestein kommt, wird endlich um 6 Uhr der Gipfel des Kabnakaisa erreicht, eine unscheinbare Eisspitze, welche über einen Abgrund von 1000 m Tiefe hinausragt.

Die merkwürdige Klarheit der nordischen Luft, die um diese Tagesstunde natürlich den höchsten Grad erreicht, ermöglicht einen unermeßlichen Rundblick. Vor allem machen sich eine Anzahl anderer Bergriesen bemerklich, die möglicher Weise eben so hoch oder zum Theil noch höher sind als der Kabnakaisa. Den barometrischen Beobachtungen Rabot's zufolge beträgt seine Höhe 2130 m. Nach Svenonius beträgt sie 2135 m und diejenige des Sarjektjäkko und des Kaskasatjäkko nicht viel weniger (2080 bezw. 2093 m).



Lappengeräthe.

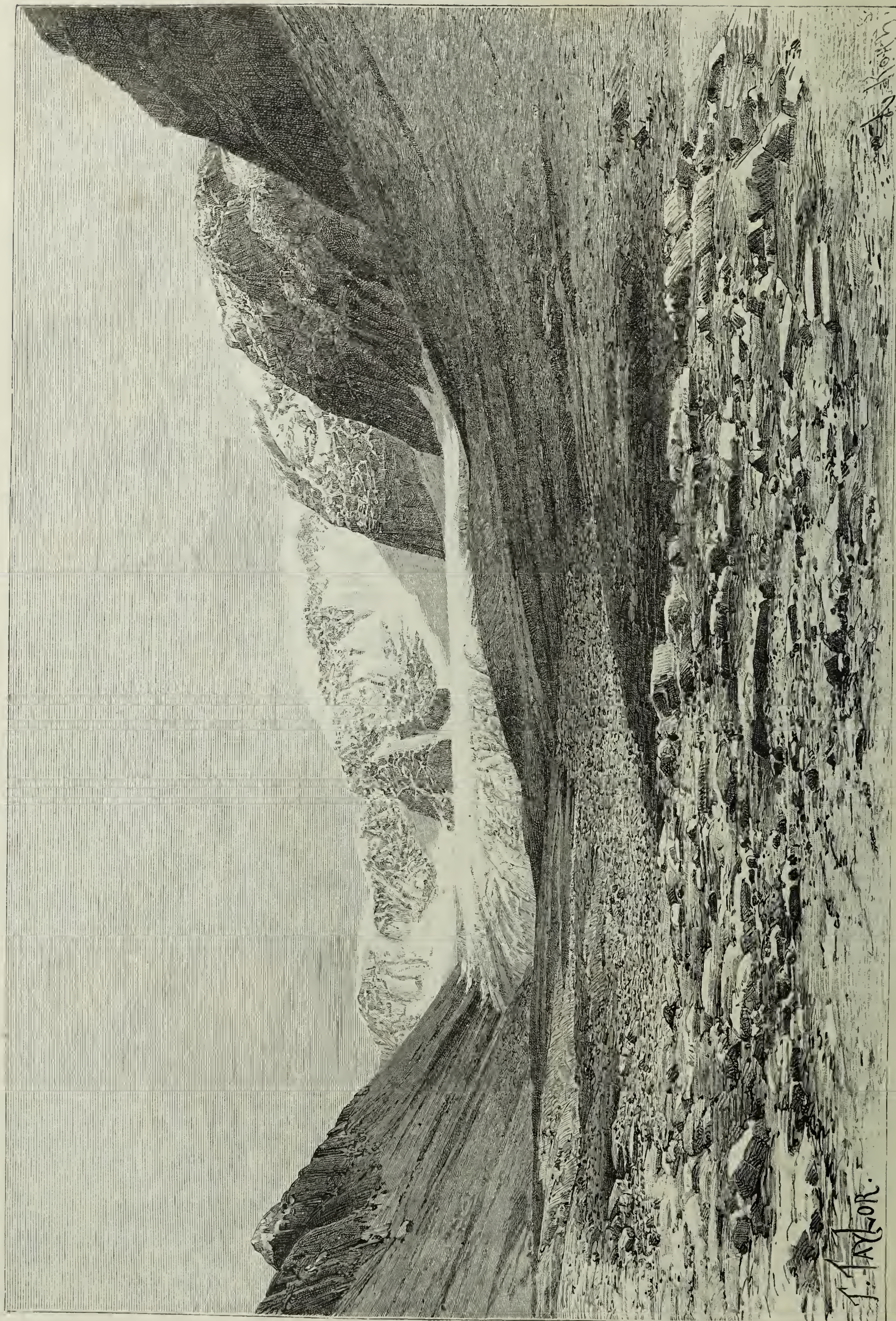
1. Steingewicht[1] (Norwegen, Finnland, Rußland). 2. Gefäß aus Zwergbirkenwurzeln (Schweden). 3. Schachtel aus Birkenrinde (Rußland). 4. Streichholzschachtel aus Renthierknochen (Schweden). 5. Messer mit Scheide aus Renthierbein (Norwegen). 6. Messergriff aus Renthierknochen (Schweden). 7. Salzflasche aus Birkenholz (Schweden). 8. Löffel aus Renthierknochen (Schweden). 9. Schöpflöffel mit Verzierungen aus Knochen. 10. und 11. Webstuhl mit Schiffchen aus Renthierknochen (Schweden, Norwegen, Finnland). 12. Schuhe aus Birkenrinde (Rußland).

Vor Allem wird durch diese neuen Messungen der uns noch immer geläufige geographische Lehrsatz umgestoßen, daß in Skandinavien die höchsten Erhebungen ganz an der Westküste zu finden sind; wenigstens vom nördlichen Theil der Halbinsel gilt das nicht mehr. Allerdings setzt sich die Bildung von Spitzen, Domen, Glocken, Felshörnern und Nasen im Westen bis zu dem in Purpur erstrahlenden Horizonte fort, während im Osten die Landschaft bald einen anderen Charakter annimmt und große Seen zwischen langen, waldbedeckten Berg- und Stufengeländen hervorschimmern läßt.

Der Abstieg erfolgt zunächst in entgegengesetzter Richtung, also an der südlichen Seite des Berges, die weniger steil, aber nicht weniger geröllbedeckt ist als die nördliche.

Mangel an hinreichenden Nahrungsmitteln und eintretende Nebel machen ja weitere Besteigungen vollkommen unmöglich und zwecklos.

Die Rückkehr findet über den Tjäkta-Vaggi durch das grüne Alesvuobmithal, das nach Jo's Versicherung das grasreichste und gesegnetste Thal Lapplands ist, in nordöstlicher Richtung statt, und dieselbe bietet willkommene Gelegenheit, auch den Ostabhang des Fjeldes kennen zu lernen. Die bemerkenswertheste Thatsache, die hierbei zu constatiren ist, ist die, daß der Baumwuchs auf der schwedischen Seite ganz im Allgemeinen bis zu einer viel bedeutenderen Höhe emporsteigt als auf der norwegischen. 2 km vom Sattel abwärts erscheinen bereits einige Birken, und in einer Höhe von 790 m befindet man sich inmitten eines dichtbelaubten Gehölzes, das aus dieser Baumart und aus Weiden zusammengesetzt ist. Und dabei ist das Klima auf dem schwedischen Abhange des Fjeldes ohne Zweifel viel rauher. Ohne erwähnenswerthe Abenteuer, aber nicht ohne weitere Strapazen, die namentlich die durch fortwährenden Regen geschwollenen Bäche und erweichten Moräste bereiten, gelangt man endlich zurück nach der ärmlichen Hütte zu Bugholmen, die jetzt einen wahrhaft großartigen Eindruck macht.



Der Kabnakaisa.

Nach einem achttägigen Bivouakiren auf den Fjelden — zuletzt unter strömendem Regen — weiß man eben die Wohlthaten, die ein festes Dach gewährt, zu schätzen, auch wenn dasselbe noch so viel Schmutz und noch so viele blutdürstige Condylopoden unter sich birgt.

Außer an Renthieren fehlt es in der Gegend des Kabnakaisa auch nicht an Bären, dieselben halten sich aber im Allgemeinen in respektvoller Ferne von dem Herrn der Schöpfung, wie es scheint, und so ist auch selbst über Jägerstückchen nichts weiter zu berichten.

Die Batakker auf Sumatra.

Von W. Ködding.

I.

Ein gewaltiger Gebirgszug, oft in mehreren Parallelketten, und mächtige Seitenarme aussendend, sowie manchen noch thätigen und viel erloschene Vulkane einschließend, durchzieht die Insel Sumatra in ihrer ganzen Länge und bildet gleichsam das kolossale Gerippe derselben. Im Osten hat sich ein breites Alluviallaud angesetzt, im Westen aber hat der Anprall der Wogen des Indischen Oceans solches verhindert, so daß hier die Küste meist steil ins Meer abfällt, um in einer Reihe längs der Küste sich hinziehender Inseln wieder zum Vorschein zu kommen. Nur stellenweise konnte sich ein Küstensaum bilden, der dann meist von Sümpfen durchzogen ist. Daß letztere auf der Ostküste in noch viel größerer Ausdehnung vorkommen, ist natürlich. So bietet die Westküste im vollsten Sinne des Wortes ein echtes Gebirgsland mit engen, tiefen Thälern, die oft nur Rinnen gleichen und die auf ihrem Grunde zwischen den steilen, bewaldeten Abhängen eben nur Raum bieten für die dahinstürzenden Waldbäche und Gebirgsflüsse. Weiter landeinwärts trifft man prächtige Hochthäler und Hochplateaus, oft von beträchtlicher Ausdehnung und in einer Höhenlage von 600 bis 1200 m. Unübersehbare, mit Alangalang-Gras bestandene Steppen, die aber wasserärmer und weniger fruchtbar sind, bilden dann meist den Uebergang von der westlichen Gebirgsregion in die östliche Abdachung, der einzelne Gebirgszüge von geringerer Höhe auch nicht fehlen. — Es liegt auf der Hand, daß bei solcher Bodenbeschaffenheit des Landes das Klima ein verschiedenes sein muß. Während z. B. an dem westlichen Küstensaume die durchschnittliche Tages-Temperatur 27° R. beträgt, kann die Hitze in den Mittagsstunden zwar auch in den Hochlanden zu solcher Höhe steigen, aber in den Morgen- und Abendstunden steht sie hier auf 15 bis 12° und noch tiefer, und in nicht allzu seltenen Nächten fällt das Thermometer bis nahe an den Gefrierpunkt.

Klima und Bodenverhältnisse mögen dann auch Ursache sein, daß von alten Zeiten her das Hochland eine viel dichtere — in manchen Gegenden eine gedrängt dichte — Bevölkerung mit ziemlich entwickelter Kultur aufzuweisen hatte, während die Küsten- und Flachländer nur schwach bevölkert waren, bezw. noch sind. Eine Ausnahme hiervon machen nur einige, dem Handel günstig gelegene Punkte, wie z. B. Palembang und Padang, wo sich dann aber auch besonders fremde Elemente niederließen. Mehr als das fruchtbare, aber sumpfige Flachland des Ostens mit heißem und ungesundem Klima und mehr als die Berge des Westens mit wohl erträglichem Klima, aber für ausgedehnten Ackerbau und Viehzucht ungünstigen Bodenverhältnissen, lockten die Thäler und Flächen des Hochlandes zur Niederlassung, die alle Existenzbedingungen vortheilhafter darboten. Der Reis gedeiht auf den Höhen sowohl, als in den Niederungen, ebenso der Mais, das Zuckerrohr, die Batate und die Zuckerpalme, ferner der indische Büffel (karbouw, horbs) und das Buckelrind (lombu); eigenthümlich aber ist den Hochlanden, und speciell dem Bataklande, eine Rasse kleiner, zäher und vortrefflicher Pferde. Dagegen gedeiht die Kokospalme nur noch in einer Höhe von 600 m, und auch da nur in geschützten warmen Thälern. — Die ungeheuren Wälder, welche das Land bedecken, beherbergen den Elephanten (stellenweise noch in Heerden), das Nashorn, den Königstiger, den Bären, eine Art Wolf und anderes Raubgethier, sowie auch Hirsche, Rehe, Steinböcke, Zwerghirsche, große Affenheerden, wilde Pfauen, Rhinozerosvögel u. s. w. Unberechenbare, aber wenig benutzte Reichthümer an bestem Nutzholz und sonstigen Naturprodukten bergen die Wälder in sich. Von ihnen werden am meisten ausgebeutet: Spanisches Rohr, Benzoë, Kampher und Guttapercha. Es wäre überflüssig, von der Herrlichkeit dieses tropischen Waldes zu reden, nur die Bemerkung sei erlaubt, daß unter allen Waldbäumen wohl dem Kampherbaum der erste Preis gebührt. Sein schlanker Stamm erhebt sich 30 m hoch, kerzengerade, ohne Ast, oft ohne bemerkbaren Knoten, ehe er seine schöne, gewaltige Krone ausbreitet.

Wenden wir uns von diesen allgemeinen Betrachtungen zu einer etwas näheren Betrachtung des Batakgebietes. Dasselbe erstreckt sich auf der Westküste von 0° 30′ bis 2° 30′ nördl. Br., etwa von Natal bis Singkil. Von diesen beiden Punkten aus dürften auch zwei Linien, die Längsaxe der Insel im rechten Winkel schneidend, auf die beiden Grenzpunkte des ursprünglichen Bataklandes an der Ostküste treffen. Zu bemerken ist, daß sich an der ganzen Ostküste im Laufe der Zeit kleine mohammedanische Malayenstaaten gebildet und die Batakker von der Küste zurückgedrängt oder sie auch wohl zu geringem Theile in sich aufgenommen haben. Auch an der Westküste haben sich malayische Kolonien niedergelassen, ohne indessen größeren Einfluß gewonnen zu haben; nur die theilweise Mohammedanisirung der nicht zahlreichen Batakbevölkerung haben sie bewirkt. Es versteht sich von selbst, daß die Stammes- und Religionsgrenzen weder im Norden gegen die Atjinesen, noch im Süden gegen die Malayen, ganz strenge sind. Beide Nachbarvölker der Batakker sind Islamiten, sie selbst in ihrer Masse noch Heiden, doch ist das Verschwinden des Heidenthums durch das Vordringen nicht nur des Islam, sondern auch des Christenthums nur eine Frage der Zeit. — Werfen wir nun zu besserer Orientirung unseren Blick auf diejenigen Landschaften, welche als Centren des Batakvolkes anzusehen sind. Unseren Ausgangspunkt nehmen wir von den Tapian-na-uli-Bai (Schönwasser-Bai), ziemlich in der Mitte zwischen dem 1. und 2. Breitengrade an der Westküste. Sie gilt als

eine der schönsten der Welt. Weit aus dem Hintergrunde blicken die Berghäupter des Hochlandes über die niederen Vorberge herüber. Nahe dem Ufer erhebt sich ein etwa 400 m hoher Bergrücken — der Vorsprung einer kleinen Gebirgsterrasse — und sendet verschiedene bewaldete Aeste gegen West und Nordwest, wo sie ihren Fuß in die Bai senken. Zwischen diesen Bergzügen liegen Kokosbüsche und kleine Ortschaften, deren bedeutendste — Siboga — Sitz eines holländischen Beamten ist. Den südlichsten Punkt der Bai bildet das kleine schroffe Kap Belajar, von dem aus sich kleine grüne Inseln hinziehen — entgegen der von Norden sich herabziehenden, den nördlichen Theil der Bai einschließenden Landzunge. Mehrere größere Inseln liegen vor der Bai und eine Anzahl kleinerer in derselben. Dies Bild mit seinen mannigfachen Formen, seinen vollen Farben und seinem glitzernden Wasserspiegel unter den Strahlen der indischen Sonne macht auf den Beschauer einen hinreißenden Eindruck.

Wenden wir uns von hier südöstlich, so gelangen wir unter 1° nördl. Br. und 99° 25′ östl. L. v. Gr. in den nördlichsten Theil des herrlichen, 600 m hoch gelegenen Thales von Mandaheling. Es nimmt seinen Anfang an der Südgrenze des Bataklandes, das dort durch die beiden in gleicher Breite liegenden Berge Malintang und Kulabo (2100 m) mit ihrer Zwischenkette vom nördlichen Malayenlande getrennt wird. Es läuft parallel mit der Längenachse der Insel und wird in seiner ganzen Länge durchflossen vom Batang Gadis. Derselbe hat im südlichen Grenzgebirge seinen Ursprung, macht vom 1. Grade nördl. Br. an einen Bogen in nordwestlicher Richtung, durchbricht die westlichen Gebirge und fließt etwas nördlich von diesem Breitengrade ins Meer. Das östliche Randgebirge des Thales bildet bereits die Wasserscheide zwischen der Ost- und Westküste. Im westlichen Randgebirge erhebt sich nicht weit nördlich von der südlichen Grenzecke (dem Malintang) der etwa 2900 m hohe noch thätige Vulkan Merapi (d. h. Feuerberg). Das lange und breite Thal ist bedeckt von Dörfern, Reisfeldern, Kokosbüschen und prächtigen Kaffeegärten. Die Bevölkerung ist zahlreich und wohl schon seit langer Zeit dem Islam offen und zugänglich gewesen, denn sie hat schon gar viel von ihrer batakschen Eigenart eingebüßt. Ihre beste Zeit ist ihr jedenfalls erst mit dem holländischen Regimente, seit Ausgang der dreißiger Jahre angebrochen.

Die nördliche Fortsetzung von Mandaheling bildet die Landschaft Angkola, die im Norden ihren Abschluß findet durch den Bergstock Lubu raja (etwa 1800 m) mit seinen Ketten, jenseits deren der Batang toru, von Norden kommend, sich westwärts der See zuwendet. Auch diese Landschaft ist gut bevölkert und kultivirt. Sie senkt sich gegen Mandaheling und sendet dorthin ihr Wasser, dem Batang Gadu zu. Nahe am Lubu raja liegt der Ort Padang Sidimpuan, der Sitz des holländischen Oberbeamten für die Batakländer. Auch hier ist das Volk bis auf geringe Reste dem Islam anheimgefallen, und zwar in steigender Zunahme seit dem Einfalle der „Padri“ — einer fanatischen Mohammedanersekte — aus dem Malayenlande (den padangschen Bovenlande), die im zweiten und dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts den heiligen Krieg — besser ihre Raub-, Brand- und Mordzüge — nach Toba im Norden ausdehnte, bis die Holländer, die damals nur an der Küste saßen, sich ins Mittel legten, der Sekte ein Ende machten und diese Landschaften nebst dem gleich zu nennenden Sipirok annektirten. Seit 1864 versuchten zwei holländische Missionare, das Christenthum in Angkola, und seit 1870 ein anderer es in Mandaheling einzuführen, bisher freilich nur mit geringem Erfolge.

Weiter gegen Norden, an der Ostseite des Lubu raja und seiner nach Norden ziehenden Kette steigen wir empor auf das nahezu 1000 m hohe Plateau von Sipirok. Dies ist zwar kein ausgedehntes, aber ein schönes Stückchen Erde mit gutem Klima. Die Kokospalme gedeiht daselbst allerdings nicht mehr, desto besser aber die Zuckerpalme, der Reis und ein vortrefflicher Kaffee. Auch schöne Büffel- und Rinderheerden findet man hier, und zugleich ist ein gewisser Wohlstand der Bevölkerung zu bemerken. Widerstand die letztere nun auch anfangs den oben genannten gewaltsamen Bekehrungsversuchen des Islam, so ist sie demselben zuletzt doch verfallen, und zwar nach der Aufrichtung der holländischen Herrschaft, indem sie durch diese unter den politischen und juridischen Einfluß der Häuptlinge von Angkola gestellt und das Malayische als Regierungssprache eingeführt wurde. Diese Sprache zu lernen, hieß für sie so viel als mohammedanisch werden. Auf die angegebene Weise hat die holländische Kolonialregierung überhaupt in ganz Indien dem Islam in die Hände gearbeitet, wenn auch ohne besseres Wissen. Seit einer Reihe von Jahren hat sie dies eingesehen und demgemäß ihr Verfahren, wo es möglich war, geändert. Die in 1861 in Sipirok begonnene Mission der rheinischen Missionsgesellschaft vermochte das Vordringen des Islam zwar nicht zu hindern, machte ihm aber einen Theil der Beute streitig; etwa 2000 Batakker sind von zwei Stationen aus zu Gemeinden mit Kirche und Schule organisirt, und der Einfluß der Mission erstreckt sich auch über die Grenzen dieser Gemeinden hinaus. Der Höhenzug, welcher Sipirok im Südwesten abschließt und mit dem Lubu raja in Verbindung steht, zieht von vielen Wasserläufen durchbrochen nach Norden und verliert sich dort in den Steppen von Hoch-Toba. An seiner westlichen Seite fließt der Batang toru, gegen Osten aber sendet er einige Arme aus und bestreicht ein Flachland, welches Sipirok mit Toba verbindet. Im Osten Sipiroks erheben sich unmittelbar vom Plateau die steilen Trachytwände des östl. Grenzgebirges, das hier die Wasserscheide zwischen Ost und West bildet, das sich im Nordosten aber ebenfalls verliert. Zur Seite dieses letzteren Gebirges (an seiner Westseite) fließen die Wasser von Sipirok zunächst gegen Norden, wenden sich aber westlich zum Batang toru, und von hier aus erhebt sich das Terrain wieder (gegen Norden) bis zu 1300 m Höhe in der Steppe von Pangaribuan, von wo die Gewässer gegen Westen und Osten fließen. Weiter dehnt sich nun die Steppe rechts und links und nördlich bis über den Tobasee aus. Dieser See liegt in der Längenaxe der Insel etwa von 2° 20′ bis 2° 55′ nördl. Br. und ist von einem sich aus der Ebene erhebenden Bergkranze umgeben, dessen höchste Spitzen 1600 bis 1900 m betragen mögen. Nur das südliche Ufer des Sees ist flach und gegen die Steppe offen, und die Höhenlage seines Spiegels beträgt ungefähr 800 m. Er hat geringen Zufluß und seinen einzigen Abfluß aus seiner südöstlich vorspringenden Ecke im Batang (= Fluß) Asahan gegen Osten. Diese Hochländer tragen Steppencharakter, sind meist arm an Wasser und Wald, haben magereren Boden, werden aber von ziemlich reichen Heerden von Büffeln, Rindern und Pferden belebt. Es ist ihnen eigenthümlich das hohe, scharfkantige Alangalanggras, das sie vollständig bedeckt und ihnen ein graugrünes oder graugelbliches und damit ein trauriges Aussehen giebt. Uebrigens kommen solche oft sehr ausgedehnte Grasfelder überall, nicht nur auf Sumatra, sondern im ganzen Archipel vor. Nur in den tiefen Furchen und Rinnen, die bald schmäler, bald breiter, in großer Anzahl das ganze Flachland durchziehen, fließen reichere oder ärmere Bäche. Hin und wieder findet man auch Teiche in der Steppe. Oefters sind diese Einschnitte zum Reisbau benutzt, öfters sind sie von üppigem Waldwuchse bestanden. In Pangaribuan ist die Bevölkerung

nicht gerade zahlreich, weiter nördlich aber werden die Gruppen von Dörfern immer dichter, und die Seeufer sowie einige Inseln im See sind geradezu besäet mit Dörfern, und hier zählt die Bevölkerung nach Hunderttausenden. Hier trägt sie auch noch ihren Urtypus am reinsten, und hier war von jeher und ist noch jetzt der Mittelpunkt echt batakischen Lebens, von außen noch wenig oder gar nicht beeinflußt.

Eine gute Tagereise südlich vom See, etwas nach Westen hin, liegt das schöne Hochthal von Silindung, gegen 1000 m hoch, eine Stunde breit und drei Stunden lang. Es wird durchflossen von den beiden Quellflüssen des Batang toru. An der Westseite fließt der Auk (= Wasser) Sigeäön, der sein Wasser aus den Höhen im Norden zwischen Silindung und dem See und aus dem westlichen Randgebirge empfängt. An der Ostseite fließt der Auk Situmandi, dieser kommt von der östlichen Hochsteppe und durchbricht in tiefen Einschnitten die letzten sich in der Steppe verlierenden Ausläufer des von Sipirok ausgehenden Gebirges. In der Südspitze des Thales vereinigen sich beide breiten aber flachen Flüsse zum Batang toru, der sich mit schäumender Gewalt seinen Weg weiter gegen Süden bahnt, durch die dicht zusammentretenden Waldgebirge an seinen beiden Ufern hindurch. Auch hier in Silindung hat die Landschaft etwas von dem kahlen Steppencharakter, und nur die Höhen im Westen tragen noch schweren Wald, während das östliche Randgebirge fast vollständig entblößt ist. Aber durch den Wasserreichthum, den die Eingeborenen mittelst Kanalisation trefflich zu benutzen verstehen, ist die ganze tafelgleiche Thalsohle so zu sagen zu einem einzigen Reisacker umgewandelt, auf dem nahe an 200 kleine Dörfer, je von einer hohen Bambuhecke umgeben, zerstreut liegen, so daß der Anblick von der Höhe aus ein ungemein lieblicher ist. Auch fehlen nicht die Rinder-, Büffel- und Pferdeheerden. Die Bevölkerung, etwa 25 000 Seelen stark, ist rein batakisch und galt von Alters her als eine feste Burg echt batakischen Lebens, wie Hoch-Toba selbst. Im Jahre 1863 begann die rh. Missionsgesellschaft durch ihre Boten auch hier ihre Arbeit, und man darf sagen, daß sie nicht umsonst gearbeitet hat. Dafür zeugen die vier christlichen Kirchen des Thales, nebst einer größeren Anzahl von Schulen und Kapellen mit ihren Gemeinden — zusammen etwa 6000 bis 7000 Seelen. In der Mitte der siebziger Jahre machte die Mission auch im Norden, gegen den See hin, Versuche, hatte aber dort einen schweren Stand. Da brach 1878 der Aufstand des Singa manga radja — eines Häuptlings am Seeufer und einer Art von betakschem Oberpriester — in Verbindung mit demjenigen der Atjinesen gegen die holländische Regierung aus. Die Regierung mußte einschreiten. Sie dämpfte den Aufstand und nahm nun das ganze Land, von Sipirok aus nordwärts und von Siboga (der Küste) aus ostwärts bis zum Tobasee, in Besitz. In Folge dessen konnte sich nun die Mission gegen Norden weiter ausbreiten und zwar auf ausdrückliches Verlangen der Eingeborenen selbst. Jetzt hat sie sowohl auf der Steppe als auch direkt am Seeufer einige Stationen, auf denen sie erfolgreich wirkt. Die Zahl sämmtlicher Getauften in der Rh. Batakmission dürfte jetzt 11 000 übersteigen, ihr Einfluß aber macht sich weiter auf die ganze Bevölkerung des von ihr im Norden besetzten Gebietes geltend.

Daß die ganze Gebirgsregion Sumatras vulkanischer Natur ist, ist bekannt. Auch das Batakland macht hiervon keine Ausnahme. Von einem noch thätigen eigentlichen Vulkane außer dem schon genannten in Mandaheling, den Merapi — ist zwar nichts bekannt, aber in allen Bergketten des Landes finden sich erloschene Krater. Dr. Hagen berichtet (Tydschrift voor Ind. taal-land-en volkenkunde, XXXI, 4, 1886) von Schwefelfeldern an den Abhängen von etwa 600 m sich über die Hochebene erhebenden Bergen, die er vom Norden des Sees aus in nördlicher Richtung sah. Auch in den Bergen um den See selbst finden sich Schwefelfelder. Höchst interessant ist in dieser Hinsicht das Thal des Batang toru. Dasselbe ist nur in seinem unteren Theile und sodann nicht weit von seinem Ausgange aus Silindung bewohnt, und zwar ziemlich spärlich. Gerade der letztere Theil — Pangaloan — aber ist merkwürdig durch seine vielen, starke Dämpfe ausströmenden und heiße Bäche entsendenden Quellen, die sich besonders am Fuße des östlichen Randgebirges hinziehen und zuweilen den ganzen Landstrich in Dampf einhüllen. Eine Stunde nördlich von hier, in der Landschaft Sigompulon, dehnt sich auf dem rechten Ufer des Flusses, in halber Höhe des Randgebirges — wie es scheint auf der eingestürzten Seite desselben — ein mächtiges Schwefelfeld aus. Das ganze Gebiet gleicht einer mächtigen Aschenhalde, voller Risse, aus denen farbige Flammen und Flämmchen und grünliche Dünste hervorbrechen. Große Massen des reinsten Schwefels sind hier abgelagert. Was das Grausige dieses Todesfeldes erhöht, sind die kochenden, zischenden und tosenden Schlammkessel oder Krater. Der größte derselben, der zunächst an der Felsenwand liegt, schleudert mit ungeheurer Kraft und starkem Tosen seine gelben Schlammmassen etwa 6 m hoch gegen einen vorspringenden Felsen, von dem sie stets wieder zurückfallen, um das Getöse zu vermehren. Es ist sinnverwirrend und die Nerven aufregend, diesem Spiele eine Zeit lang zuzusehen. Nebenbei sei angedeutet, daß auch in Pangaloan und Sigompulon je eine Missionsstation mit kleinen Christengemeinden liegen.

Alles von den bisher beschriebenen Distrikten westlich gelegene Gebirgsland ist dünn bevölkert, gehört aber zur holländischen Kolonie. Ganz dasselbe gilt auch von den östlich gelegenen Landschaften, nur sind die Distrikte östlich von Pangaribuan und Toba bis an die Küstenstriche noch unabhängig. Unabhängig sind auch die reich bevölkerten Gebiete zu beiden Seiten und im Norden des Sees und ferner alles Land von da gegen Norden, — ja letzteres ist nicht blos unabhängig, sondern auch noch ganz unbekannt. Nur die schmalen Küstenstriche sind bekannt und den Holländern unterworfen.

Kürzere Mittheilungen.

Niederkalifornien und Sonora.

Die Länder östlich und westlich von dem kalifornischen Meerbusen zählten bisher zu den stillsten Weltwinkeln, sowohl was die Forschungsreisen in ihr Inneres als auch was ihre Antheilnahme an dem internationalen Handel und Verkehr angeht. Allmählich scheint es aber doch auch in ihnen etwas lebendiger werden zu wollen — Dank vor allen Dingen dem Einflusse, den die Amerikaner von Oberkalifornien sowie von Arizona und Neu-Mexiko aus auf ihre Nachbarn im Süden geltend zu machen suchen. So vernehmen wir, daß an der Allerheiligen-Bai in dem nord-

westlichen Nieder-Kalifornien eine junge Stadt, Namens Ensenada de Todos Santos, in raschem Aufblühen begriffen ist, und einen schwunghaften Handel in Früchten ꝛc. mit San Francisko unterhält, und so lauten auch die Nachrichten aus Guaymas in Sonora neuerdings sehr hoffnungsvoll. Das meiste Land in den beiden in Frage stehenden mexikanischen Territorien ist ja ohne Zweifel staubige und felsige Wüstenei. Wie anderweit, so ist die Wüstenei aber auch hier nicht ohne Oasen, und die wasser- und grasreichen Gegenden am Abhange der Sierra Madre, entlang dem Yaqui-Flusse und bei Kap San Lucas dürften füglich auch zu anderen Dingen gut sein, als um Jagdreviere von wilden Indianerhorden abzugeben. Die reichen Mineralfundstätten der beiden Territorien sind gleichfalls noch lange nicht genügend ausgebeutet, und besonders sie scheinen durch den Unternehmungsgeist der Yankees allmählich eine bedeutendere Rolle spielen zu wollen. Außer dem Kupfer-, dem Gold- und dem Silberreichthume zahlreicher Distrikte sind neuerdings namentlich auch die Phosphatablagerungen verschiedener Golf-Inseln in Angriff genommen worden. Mit großen Rinderheerden haben sich vor allem die nördlichen Grenzgegenden Arizonas bevölkert, und nachdem dem Apachen-Häuptling Geronimo sein Räuber- und Mörderhandwerk von den Unionstruppen definitiv gelegt worden ist, erscheint denselben auch das Vordringen in das Innere des Landes nicht mehr so bedenklich. Eine Grundfrage bezüglich der Kultivirung Sonoras und Unter-Kaliforniens ist natürlich die Frage der künstlichen Bewässerung. Da die beiden Territorien aber nicht absolut regenlos sind, sondern nur an einer sehr streng ausgesprochenen Periodicität der Regen laboriren, so wäre durch Kanal- und Reservoir-Anlagen sowie durch Brunnenbohrungen wohl an zahlreichen Orten Mancherlei zu erreichen.

Afghanistan.

Was das gewaltthätige Vorgehen der Engländer in den Ländern, die dem indischen Kaiserthume benachbart sind, in einem hohen Grade legitimirt, und was uns mit einer gewissen Sympathie auf die von ihnen errungenen Erfolge blicken läßt, das ist vor allen Dingen die wissenschaftliche Durchforschung dieser Länder, die jeder Zeit mit ihrer Eroberung Hand in Hand geht. Die geologische Kartenskizze, die C. L. Griesbach in den „Records of the Geological Survey of India“ (Vol. XX, part 2, p. 92) veröffentlicht, verdient in dieser Beziehung besonders rühmende Erwähnung. Dieselbe zeigt uns, daß auch in Afghanistan die jungen Lößbildungen einen sehr bedeutenden Raum einnehmen. Im Uebrigen bestehen die untersuchten Gebirgsdistrikte vorwiegend aus tertiären und mesozoischen Felsarten, doch fehlt es auch nicht an Schichten, die der Kohlenformation angehören — besonders nicht in der Gegend von Meshed, Herat und Kabul. Das Streichen der untersuchten Schichten ist im NW ein südöstliches (wie in Persien ꝛc.), im NO dagegen ein nordöstliches (wie in Nordwest-Indien) und im SO ein nordnordöstliches. Man könnte also wohl hinsichtlich der Gestaltung des afghanischen Bodens eine indische und eranische Hälfte unterscheiden. Daß die Karte zuvörderst noch große Lücken enthält, ist selbstverständlich.

In dem der Karte beigegebenen Texte giebt Griesbach eine hübsche physikalisch-geographische und geologische Charakteristik des Landes. Hiernach fällt Afghanistan zu etwa drei Viertheilen in das Gebiet des Indus und des Inlandstromes Hilmend, und nur zu einem Viertel in das des Kaspischen Sees (des Oxus, Murghab ꝛc.). Das hohe politische Interesse der Engländer an dem Lande erklärt sich also zur Genüge durch die ganze Natur desselben. Der Hindukusch und seine Verlängerung Koh-i-Bâba bilden die Hauptwasserscheide im Inneren, das System des Takht-i-Suleiman den Grenzwall gegen Indien. Beide Systeme sind der Kategorie der Faltungsgebirge zuzuzählen. Die Flüsse sind sämmtlich jugendlichen Alters und haben ihre für Iran charakteristischen Querthäler erst in der späteren Mioeänzeit eingegraben. Bis dahin (von der Kreidezeit an) war das Land mit Meer bedeckt.

Neueren Nachrichten zufolge ist der in Frage stehende Reisende unter dem Drucke der Engländer von dem Emir von Afghanistan förmlich als Landesgeolog bestellt worden, und so steht wohl eine baldige Vervollständigung seines Forschungswerkes nach verschiedenen Richtungen hin zu erwarten. Besonders sollen sich seine Untersuchungen in Zukunft auch mit auf Belutschistan erstrecken.

Koranglaube und Kultur.

— Dem Islam wird bezüglich seiner Kulturwirkungen so viel Uebles nachgeredet, daß es nicht mehr als billig ist, auch gelegentlich einmal eine Stimme anzuhören, die Gutes von ihm zu sagen weiß. Der bekannte englische Afrika-Reisende Joseph Thomson tritt auf Grund der Anschauungen, die er von der Sache gewonnen hat, vor allen Dingen der weit verbreiteten Meinung entgegen, als ob der Koran-Glaube auch in Afrika überall nur durch Feuer und Schwert verbreitet worden sei, und noch weiterhin so verbreitet werde. Das Gegentheil sei der Fall: friedliche Hirten und Händler seien die Hauptinstrumente der islamitischen Propaganda, und dieselben seien um so wirksamer, als sie an den meisten Orten gleichzeitig die Vertreter einer höheren Civilisation seien. Sie seien reinlicher, trügen bessere Kleider ꝛc., als die Völker, zu denen sie kommen, und der Umstand, daß ihre Religion nicht sowohl in der Gestalt von unbegreifbaren, transcendentalen Dogmen, als vielmehr in derjenigen von einfachen Maximen und Gebräuchen in ihnen lebendig sei, begünstigen ihre Erfolge bei den Naturkindern.

Die Institution der Sklaverei und die Sklavenjagden seien dem Islam als solchem auch nicht zum Vorwurfe zu machen, denn sobald sich ein Negerstamm in allen seinen Gliedern zu Allah und seinem Propheten bekehrt habe, so höre er von selbst auf, Sklaven zu liefern. Weil der Koran es verbiete, Glaubensgenossen zu kaufen und zu verkaufen, so suchen die Interessenten es eben zu verhindern, daß alle Neger zur Fahne Mohammed's schwören.

Als ein ferneres Verdienst des Islam, das man in Afrika lange nicht hoch genug anschlage, bezeichnet Thomson die Enthaltsamkeit von geistigen Getränken, die er predigt. Und wer überlegt, welche demoralisirten Zustände die Branntweinpest in denjenigen Küstengegenden zur Folge gehabt hat, die christlichem Einflusse ausgesetzt gewesen sind, der wird nicht umhin können, ihm darin Recht zu geben. E. D.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die herkömmliche Meinung bezüglich der Entstehung der Fingalshöhle und der übrigen Basalt-Höhlen auf Staffa ist bekanntlich die, daß die Meeresbrandung es gewesen sei, die sie in den Felsen hineingenagt habe. C. Whitestone bestreitet nun in einer Studie, die er im „Scottish Geographical Magazine“ (1887, p. 497 ff.) veröffentlicht, die Richtigkeit dieser Annahme, indem er darauf hinweist, daß die Brandungswogen nicht so hoch hinaufreichen. Die Abbildungen der Höhle, die in den Lehrbüchern verbreitet sind, erweisen sich vor der kritischen Prüfung beinahe sämmtlich als Karrikaturen der wirklichen Verhältnisse. — Daß nach der Entstehung der Höhle eine Hebung der Küste, bezw. eine negative Strandverschiebung stattgefunden habe, bezweifelt Whitestone ebenfalls. Es bliebe demnach nichts übrig, als die wunderbare Bildung auf die Art und Weise der Erstarrung der Lava zurückzuführen, was man bei anderen Höhlen in vulkanischem Gestein — bei der Pluto-Höhle Kaliforniens beispielsweise — bekanntlich auch zu thun hat.

— Die Zerstörung der festen Landbrücke, die einst zwischen Großbritannien und Frankreich-Belgien bestand, schreitet nicht bloß am Tageslichte, sondern auch unterseeisch beständig weiter fort. Davon giebt die neueste Aufnahme der bekannten Goodwin Sands durch die englische Seewarte deutliches Zeugniß, indem sie herausstellt, daß die Bänke seit ihrer früheren Aufnahme eine bedeutende Umwandlung erfahren haben. Die sogenannte Bunt Head Shoal ist durch die Arbeit des Wogenganges und der Strömung völlig verschwunden, und an anderen Orten hat sich wenigstens eine ganz andere Betonnung nöthig gemacht.

— Canon J. Taylor suchte in einem Vortrage, den er vor dem „Anthropological Institute“ über den Ursitz der Arier hielt, die Theorie zu stützen, daß die indogermanischen Völker nicht aus Centralasien, sondern aus Nordeuropa stammen. Nach seinen Ausführungen hätte man die Finnen, die einst ganz Nordeuropa bevölkerten, als das eigentliche Urvolk anzusehen, aus dem die Kelten, die Iberer, die Slaven, die Lithauer, die Hindu ꝛc. hervorgingen. Die Lithauer und die Hindu haben in ihrer Grammatik und in ihrem Wortschatze die zahlreichsten archaischen Charakterzüge bewahrt. Die Zeit, in der die Sonderung der Arier von dem finnischen Urvolke erfolgte, liegt mindestens 5000 bis 6000 Jahre zurück, und vor der Sonderung kannte dieses zwar die Metalle Gold und Kupfer, fertigte aber alle seine Werkzeuge aus Stein und Horn. Es verstand die Feuerbereitung, baute rohe Hütten, zählte bis zehn, hatte geregelte Familienbeziehungen ꝛc. Als Hausthiere dienten ihm das Rind und das Schwein sowie vielleicht das Renthier. — Wir haben nicht nöthig zu betonen, daß die ganze Hypothese zunächst noch keineswegs sehr fest stehen dürfte. Ihr Gegenstück — die alte Kaukasus- und Hindukusch-Hypothese — hat freilich mehr und mehr noch viel luftiger aussehen gelernt.

Asien.

— Professor George Tost aus Beirut hat bei seinen Reisen im Amanusgebirge die Ceder, und zwar die echte Libanonceder, aufgefunden. Das südlichste Exemplar, welches beobachtet wurde, stand an dem Khotsch-bell genannten Passe zwischen dem Durdikan und dem Aksu, etwa 4500 Fuß über dem Meere. Bei Buyuk Hudhu, etwas weiter nördlich kamen zahlreichere Exemplare und kleine Haine, zwischen Kiefern, Eichen, Birken und europäische Haselnußsträucher eingesprengt vor, und östlich davon sollen nach den Angaben der Maulthiertreiber sogar ausgedehnte Cederwälder sein. Die Ceder behauptet demnach, wenn sie auch im Libanon fast ausgestorben ist, immer noch ein ausgedehntes Gebiet längs der Südküste Kleinasiens und ihr Aussterben ist durchaus nicht zu befürchten. Ko.

— Die Hilfsquellen von Oberbirmah liegen nach einer interessanten Discussion in der Londoner Geographischen Gesellschaft (S. „Proceedings of the R. Geographical Society“, Vol. IX, p. 701) vorwiegend auf landwirthschaftlichem Gebiete, und dieselben dürften sich sehr glänzend entfalten, sobald erst genügende Verkehrsstraßen hergestellt sein werden, und sobald erst dem Freischärler-Unwesen der Dacoyten in wirksamer Weise begegnet sein wird. Daneben dürften aber auch die Mineralfundstätten des Landes, und insbesondere die Rubin-Minen des Sibwi-Dung (des „Goldenen Berges“) eine beträchtliche Rolle spielen lernen. Dieselben liegen nahe bei der Stadt Mogôk, und Maulthierpfade führen von ihnen direkt nach Bahmo, da sie den Eingeborenen sowie den Chinesen seit lange bekannt sind. Die genannte Bergmasse erhebt sich zu 6000 Fuß (engl.) Höhe und besteht aus Gneis, der sehr stark gestörte Lagerung zeigt.

— Während es mit dem Kaffeebau auf Ceylon im Verlaufe der letzten zehn Jahre sehr bergab gegangen ist, so hat die Theekultur daselbst einen stärkeren und stärkeren Aufschwung genommen, und den Chinesen ist dadurch auf dem englischen Markte ein um so bedenklicherer Rival entstanden, als die Qualität des ceylonischen Erzeugnisses im allgemeinen eine ganz vorzügliche ist. 1884 bezifferte sich der Export der Insel in dem besagten Artikel nur auf 2 392 975 engl. Pfd., 1886 dagegen auf 7 849 888 Pfd., und 1887 bereits in den ersten 8 Monaten des Jahres auf 9 000 186 Pfd. Außer der Theekultur hat namentlich noch die Kakaokultur, die 1886 9241 Centner erzeugte, bedeutende Fortschritte gemacht. Die Chinchonakultur blieb dieselbe.

— Das dichte Netz der elektrischen Drähte, das heute den ganzen Erdkreis umspannt, macht Miene, auch die letzten versprengten Landräume und ihre Bewohner in sein Bereich hineinzuziehen. So ist kürzlich Formosa durch eine Kabelleitung mit Fu tschen verbunden worden, und in seinen Hauptstädten Tamsui, Keelung und Taipeifu sind Telegraphenstationen errichtet worden.

— Im Jahre 1882 wurde bestimmt, daß alljährlich 250 Bauernfamilien nach Wladiwostok transportirt werden sollten, um das Süd-Ussuri-Gebiet zu besiedeln. Man rechnete dabei im Durchschnitt fünf Individuen auf eine Familie; es wurden aber während der nächsten vier Jahre in Wirklichkeit transportirt:

1. Auf Kosten der Regierung im Jahre:

1883	255	Familien	=	1596 Individuen
1884	252	„	=	1624 „
1885	251	„	=	1618 „
1886	231	„	=	1153 „

2. Auf eigene Rechnung im Jahre:

1884	42	Familien	=	255 Individuen
1885	124	„	=	840 „
1886	216	„	=	1694 „

Auf diese Weise ist die russische Bevölkerung im Süd-Ussuri-Gebiet also um 1371 Familien mit 8653 Individuen gewachsen. Bis zum Jahre 1882 lebten daselbst etwa 3800 Bauern und 2800 Kosacken, oder im Ganzen gegen 6000 Individuen. Im Jahre 1887 dagegen bestand die Bevölkerung, nach Abzug des Militärs, aus 15 300 Individuen beiderlei Geschlechts. Hieraus ist ersichtlich, daß die russische Kolonisation an dem angegebenen Orte ziemlich rasche Fortschritte macht. St.

— Das Wesen der seither räthselhaften Berri-berri-Krankheit, welche im malayischen Archipel den holländischen Truppen so furchtbar verderblich wird und besonders in dem Kriege mit Atchin so viele Opfer gefordert hat, darf nun als völlig erforscht gelten. Nachdem schon früher Cacerda und Ogata Bacillen im Blute der Kranken gefunden, haben jetzt die Herren Dr. Pekelharing und Winkler diesen Bacillus genauer untersucht, in Reinkulturen gezüchtet und mit ihm bei Kaninchen echte Berri-berri-Symptome hervorgerufen; sie haben aber auch gleichzeitig nachgewiesen, daß diese Bacterien massenhaft in der Luft der Kasernen enthalten sind, in welchen Kranke längere Zeit gelegen, und daß diese Kasernen die wahren Infektionsherde sind, in welchen die Soldaten sich die Krankheit holen; Staub aus ihnen rief bei Kaninchen die ausgesprochene Erkrankung hervor. Ein Heilmittel gegen die Krankheit, welche bekanntlich in einer fortschreitenden Degeneration der Nerven besteht, hat man bis jetzt nicht gefunden und wird es auch schwerlich finden, aber gründliche Desinfektion der Kasernen und Spitäler hat sowohl auf Java als auch auf Sumatra die Zahl der Erkrankungen sofort sehr erheblich herabgesetzt und muß als das einzige mögliche Mittel zur Bekämpfung dieser Krankheit, welche eine Zeit lang geradezu die holländische Herrschaft zu bedrohen schien, angesehen werden. Ko.

— Die Zahl der protestantisch-christlichen Eingeborenen in Britisch-Ostindien beläuft sich nach E. Stock, dem Schriftführer der englischen „Church Missionary Society", gegenwärtig auf reichlich $1/2$ Million. Das ist wenig, wenn man die Riesenziffer der indischen Gesammtbevölkerung in Vergleich zieht; immerhin beweist es, daß das christliche Missionswerk unter den Anhängern Bramah's einige Fortschritte gemacht hat.

— Als interessante Beilage bringt der diesjährige Kolonialbericht von Niederländisch-Indien eine Sprachenkarte von Sumatra, welche von Herrn K. F. Holle mit Hilfe eines mit Sprachuntersuchungen beauftragten Beamten, des Herrn Dr. J. L. A. Brandes — zusammengestellt ist. Wenn dieselbe auch der Natur der Sache nach in mancher Hinsicht nur ein Versuch ist — als solcher wird sie auch vom Autor bezeichnet —, und wenn es namentlich vorläufig noch ganz unmöglich scheint, die Grenze von Dialekten und Unterdialekten überall zu bestimmen oder auf der Karte richtig zu ziehen, so liegt doch hier ein „Versuch" vor, der Beachtung verdient. Die Karte nimmt für die Hauptinsel sechs verschiedene Sprachen an: Atjehisch, längs der Küste im nördlichen Theile der Insel; davon eingeschlossen Gajnisch, welches sich weiter südlich erstreckt und an das Batakisch anstößt. Letzteres nähert sich der Westküste, reicht aber an keiner Stelle bis an dieselbe heran. Es werden darin drei Dialekte (Mandelnigisch, Tobaisch, Dairisch) unterschieden. Einen großen Theil der Insel nimmt die malayische Sprache ein, von welcher Holle drei Dialekte unterscheidet (Rirnw-Lingga, Menangkaban und einen mittleren Dialekt); dazu kommen noch zwei kleinere Abtheilungen: Lubuisch und Mannagisch, deren Stellung noch unsicher scheint. Auf der Westküste finden wir (in Bengkulen) das Redjangisch, welches einen ziemlich großen Raum einnimmt, und endlich im Süden das Lamgongisch (unterschieden in Pabijanisch und Abnngisch). Auf den der Westküste vorgelagerten Inseln werden Simalurisch, Niasisch, Mentaweisch und Engganoisch unterschieden.

— Einer Nachricht aus Shanghai zufolge würde der Hoangho das bekannte klassische Beispiel von Stromlaufänderungen, das er im Jahre 1851 gegeben hat, im Herbste des letztverflossenen Jahres wiederholt haben. Während er aber damals seine Uferleiste bei Kaifungfu dergestalt durchbrach, daß er seine Fluthen nicht mehr dem offenen Gelben Meere, sondern dem Golfe von Petschili zuwälzte, so soll er es jetzt in der Weise gethan haben, daß er durch den In- und Huai-Fluß wieder in sein altes Bett hinein gelangt ist. Der neue Dammbruch soll fünf bis sechs Kilometer breit sein, und die dadurch verursachte Ueberschwemmung soll die Gegend von Kaifungfu in furchtbarer Weise verheert und sehr vielen Menschen das Leben gekostet haben. Man kann sich von der Bedeutung dieser Stromlaufsänderung aus europäischen Verhältnissen, wo man es durchgängig mit viel zahmeren Gewässern zu thun hat, schwer einen Begriff machen. Da Kaifungfu reichlich 400 km von der Meeresküste entfernt ist, so würde der Fall bei uns ähnlich liegen, wenn die Elbe von Meißen an bald über Magdeburg nach Hamburg und Kuxhaven und bald wieder über Berlin nach Stettin und Swinemünde fließen wollte.

Afrika.

— Die neueren Berichte, welche das „Mouvement géographique" aus dem Kongolande erhalten hat, lauten noch immer ziemlich hoffnungsvoll. Die Kaffeekultur bei Leopoldville hat einen Ertrag gegeben, der hinreicht, nicht bloß den eigenen Bedarf, sondern auch denjenigen der Nachbar-Stationen zu decken. Ebenso ist man mit den Ergebnissen des Gemüsebaues zufrieden, und wenigstens die 22 Weißen, die in Leopoldville hausen, leiden keinen Mangel an frischer vegetabilischer Kost. Schlimmer ist es um die Fleischversorgung bestellt. In dieser Beziehung ist man seit Jahresfrist ausschließlich auf die importirten Präservenbüchsen und auf die Hippopotamusjagd angewiesen — bei der letzteren mehr und mehr mit außerordentlich dürftigem Erfolge, da sich die Thiere vor den Waffen des Kulturmenschen sehr zurückgezogen haben. Lebende Ziegen sind kaum noch zu sehen, und man fordert für dieselben sinnlose Preise. Einzig von der Einführung der Rinderzucht am Stanley-Pol würde Abhilfe zu erwarten sein. — Des Lobes voll sind die angegebenen Berichte von den eingeführten Kaffern, die sich als ein ausgezeichnetes Element bei der angestrebten Kultivation des Landes erweisen. Von den Ingenieuren, die sich unter Cambier mit den Voruntersuchungen zu der vielberufenen Kongobahn beschäftigten, haben dagegen wieder mehrere ihrer Gesundheit wegen nach Europa zurückkehren müssen.

— Der Weinexport der Provinz Oran (Algerien) hat sich nach einer Angabe der Revue géographique in den Jahren 1879 bis 1885 von 4412 hl auf 112 339 hl gehoben. Beinahe der ganze Export geht über Cette oder Port Vendres nach Bordeaux und der Durchschnittspreis hat sich in den letzten Jahren auf 30 Francs für den Hektoliter gehalten. Auch in Tunis sind sehr bedeutende Rebenpflanzungen angelegt worden, welche zu den besten Hoffnungen berechtigen. So hat z. B. die belgische Marmorgesellschaft, welche die berühmten Brüche von Schomtu im Medscherdathal ausbeutet, sich bei der anhaltenden Stockung im Marmorgeschäft veranlaßt gesehen, einen großen Theil des Terrains in Weinberge umzuwandeln. Ko.

Nordamerika.

— Die Außenhandelsbewegung der Vereinigten Staaten von Nordamerika bezifferte sich im vergangenen Wirthschaftsjahre auf 1 395 342 691 Dollars, dieselbe war also wieder etwas stärker als im Vorjahre (1 314 960 966 Dollars), aber bei weitem nicht so stark als in den Jahren 1880 bis 1884. Das Ueberwiegen des gesammten Ausfuhrwerthes (716 183 211 Dollars) über den Einfuhrwerth (692 319 768 Dollars) dauert zwar noch an, ist aber ebenfalls nicht mehr ein so bedeutendes wie früher. In der Ausfuhr spielen die Hauptrolle nach wie vor: die Baumwolle (für 206 Millionen Dollars), die Brotstoffe (für 165,8 Mill. Doll.), die Viehzuchtprodukte (für 93 Mill. Doll.), die Mineralöle (für 46,8 Mill. Doll.) und der Blättertabak (für 26 Mill. Doll.), während die Industrieartikel dabei noch immer sehr zurückstehen. In der Einfuhr zeigen die höchsten Zahlen: Zucker und Syrup (83,8 Mill.), Kaffee (56,3 Mill.), Thee (16,8 Mill.), Wollwaaren (43,1 Mill.), Seidenwaaren (31,3 Mill.), Baumwollenwaaren (28,9 Mill.), Häute und Felle (24 Mill.), Zinn, Guttapercha, Tabakfabrikate und Edelsteine. Sehr bedeutend war auch die Zufuhr von Edelmetallen aus dem Auslande, die bei den obigen Ziffern nicht mit berücksichtigt ist. Sie betrug 60 Mill. Doll. — Von der Einfuhr bewegten sich nahezu 60 Procent durch die große Hauptpforte des Wirthschaftsgebietes — durch den Hafen von New York —, von der Ausfuhr wenigstens $43^1/_2$ Proc. Die amerikanische Flagge vermittelte aber von der gesammten Handelsbewegung noch nicht 16 Proc.

Südamerika.

— Professor Henri A. Coudreau, ein eifriger Vorkämpfer für die Ausdehnung des französischen Kolonialbesitzes, ist zu Beginn des Juli 1887 von Cayenne aufgebrochen, um im Auftrage des französischen Unterrichtsministers namentlich das Gebirge Tumuc-Humac — die Wasserscheide zwischen Niederländisch- und Französisch-Guiana einerseits und dem Brasilianischen Guiana andererseits — eingehend zu erforschen. Coudreau hat bereits 1884 bis 1885 Theile von Guiana bereist, nämlich den äußersten Osten, das Sumpf- und Lagunengebiet nördlich vom Rio Araguary, welches zwischen Frankreich und Brasilien streitig ist, und wo jüngst die sogenannte Republik Counani entstanden ist — und sodann den Westen, die Gegenden zwischen dem Rio Branco und dem Essequibo, welche Großbritannien in Besitz hat, Venezuela und Brasilien aber ihm streitig machen oder machen möchten. Die Lücke zwischen beiden Reisegebieten auszufüllen, ist die neue Expedition bestimmt. Ueber seine früheren Reisen veröffentlichte Coudreau unlängst in zwei Bänden „La France Équinoxiale" (Mit einem Atlas von 9 Karten. Paris 1887). Auf Tafel 8 des Atlas sind die — sehr verwickelten — Grenzansprüche der fünf, an Guiana betheiligten Mächte dargestellt; danach beansprucht Frankreich unter anderem die ganze nördliche Hälfte des brasilianischen Guiana vom Rio Branco im Westen bis zur Mündung des Rio Araguary, einen Streifen von 250 bis 300 km Breite im Süden des Tumuc-Humac-Gebirges, welcher bisher auf den Karten unbestritten als brasilianisch bezeichnet wurde. Coudreau's neue Reise scheint dazu dienen zu sollen, einstweilen die Kenntniß der streitigen Gebiete zu fördern. Die Kartographen würden sich freuen, wenn jene Grenzstreitigkeiten, welche schon der Utrechter Frieden vergeblich zu schlichten versucht hat, von Neuem aufgenommen und aus der Welt geschafft würden.

— Von der Expedition K. von den Steinen, deren Aufbruch nach dem Xingú der „Globus", Bd. 51, S. 128 meldete, sind endlich Nachrichten eingelaufen. In Folge des Ausbruches der Cholera am Paraguay war zu Beginn dieses Jahres der Schiffsverkehr zwischen Brasilien und dem Rio de la Plata gesperrt worden, was die Reisenden zum Warten zwang, da der Ueberlandweg zu umständlich und theuer erschien. Sie benutzten die Muße zur Untersuchung und Aufgrabung von Sambaquis (altindianischen Kjökkenmöddingern) an der Küste der Provinz Santa Catharina und sandten die gefundenen Steinwerkzeuge, Skelettheile u. s. w. an das Museum für Völkerkunde zu Berlin. Am 16. Juli trafen sie dann in Cuyabá, der Hauptstadt der Provinz Matto Grosso, ein und gedachten am 28. Juli von dort nach Norden aufzubrechen. Die Reiseroute soll diesmal östlicher gehen als im Jahre 1884 und den noch unerforschten Quellstrom des Xingú, den Kulisëu, etwa unter 13° südl. Br. treffen. Von hier beabsichtigt Dr. von den Steinen unter eventueller Zurücklassung der Lastthiere die unteren Kulisëu-Stämme mittels Kanoes zu besuchen und während der Regenzeit die sämmtlichen Kulisëu-Stämme kennen zu lernen. Auf der Rückreise hofft er noch die Coroados oder Bororós am S. Lourenco aufsuchen zu können, da seit 1886 dieser bisher sehr feindliche, mehrere tausend Mann starke Stamm durch zwei, bei ihm errichtete Militärkolonien „bezähmt" worden ist. Schließlich meldet der Reisende, daß die Expedition, falls es die Mittel und der Gesundheitszustand erlauben, danach trachten wird, zur Vermeidung der kaum touristisch interessanten Flußfahrt auf dem Paraguay den Rückweg zur Küste über Land nach Rio de Janeiro zu nehmen. Letzteres wäre dringend zu wünschen, da es der unerforschten Gebiete auf jener Strecke noch in Hülle und Fülle giebt. R. K.

— Die Gewitter, welche über der Hauptstadt Chiles niedergehen, unterscheiden sich von denjenigen anderer Gegenden namentlich dadurch, daß sie selten mit starker Wolkenbildung und Himmelsverdunkelung Hand in Hand gehen. In Folge dessen hört man öfters im Verlaufe derselben wohl starke Donnerschläge, nicht aber sieht man die Blitze, die dem Donner vorausgehen. Der Glanz des elektrischen Funkens ist über Tag beinahe ebenso wenig sichtbar wie das Licht des Mondes und der Sterne.

Australien und Polynesien.

— Während sich J. Chalmers dazu anschickt, im Auftrage der Geographischen Gesellschaft von Melbourne die Owen Stanley-Kette zu erforschen und den höchsten Berggipfel Neu-Guineas zu ersteigen, so ist der Reisende Martin aus Queensland demselben zuvorgekommen und bereits wieder von seiner erfolgreichen Expedition nach der Küste zurückgekehrt. Die Höhe des Owen Stanley beträgt nach der von ihm angestellter Messung 13202 Fuß.

— Im August vorigen Jahres schickte die „Transcontinental Railway Company of Western Australia", welche ihren Sitz in Sydney hat, von dem Städtchen York in Westaustralien (125 km östlich von Perth) eine Expedition, unter Leitung von J. R. Browne und Cecil S. Gillet, in der Richtung auf Port Eucla, an der südlichen Meeresgrenze der Kolonien Westaustralien und Südaustralien, ab. Sie sollte dieses große unbekannte Gebiet, durch welches der Bau einer Eisenbahn projektirt ist, erforschen und eine geeignete Route für die Bahn ausfindig machen. Am 27. September erhielt nun Mr. Hastings Malcolm in Sydney, der Vorsitzende der obigen Kompagnie, von der Telegraphenstation Eyre Sandpatch folgende Depesche: „Wir legten über 600 Miles (966 km) der von uns festgestellten Eisenbahnroute zurück und kamen dabei über Land, dessen Vorzüglichkeit unsere Erwartungen im Ganzen weit übertroffen hat. Da starben, in Folge über-

mäßiger Strapazen und aus Mangel an Wasser, zu einer Zeit, wo wir uns in einer kritischen Lage befanden, unsere sämmtlichen Pferde, und wir sahen uns, um unser Leben zu retten, genöthigt, über 200 Miles (322 km) bis zur Station Eyre Sandpatch zu Fuß zu wandern. Mit Ausnahme einiger uns nöthiger astronomischer Instrumente und des Feldbuches mußten wir Alles zurücklassen und besitzen gegenwärtig absolut nichts. Wir bitten um baldige Absendung eines Dampfers, um uns hier abzuholen. J. R. Browne." Eyre Sandpatch ist eine Station an dem an der südlichen Meeresküste entlang laufenden Ueberlandtelegraphen, zwischen den Kolonien Westaustralien und Südaustralien, in 32° 15' südl. Br. und 126° 20' östlich von Gr. und $257^1/_2$ km westlich von Port Eucla. Ein Dampfer wurde sofort dahin beordert.

— Das Parlament von Neu-Süd-Wales hat eine Prämie von 25000 Pfd. St. auf eine wirksame Methode, um die zahllosen verwilderten Kaninchen in der Kolonie auszurotten, ausgesetzt. Aufforderungen zur Einsendung derartiger Offerten sollen in den gelesensten Zeitungen Europas und Amerikas bekannt gemacht werden.

— W. R. Cuthbertson ist wieder in Port Moresby, an der Südostküste von Neu-Guinea, eingetroffen und hat von Cooktown (Queensland) aus folgende vom 30. September datirte telegraphische Depesche an den Sekretär der Royal Geogr. Society in Melbourne abgehen lassen: „Wir sind von unserer Forschungsreise sämmtlich glücklich nach Port Moresby zurückgekehrt, und es ist uns gelungen, den Mount Obree im Owen Stanley-Gebirge zu ersteigen. Die Feigheit und der Aberglaube der uns als Packträger begleitenden Eingeborenen zwang uns leider zur sofortigen Umkehr; nichts konnte sie zum Bleiben und Weitergehen bewegen. Unsere Sammlung ist in Folge dessen auch nur gering ausgefallen. Mitte Oktober gedenke ich in Melbourne zu sein. Mr. Harding's angebliche Besteigung des Mount Obree (Vergl. Globus, Bd. 52, S. 271) ist unbegründet. Er erreichte nur eine Höhe von 2300 Fuß und blieb mehrere Tagereisen vom Fuße des Hauptgebirges entfernt. Vor mir hat Niemand den Mount Obree erstiegen."

— Mr. Theodore Bevan hat in Sydney einen ausführlichen Bericht mit Karte über seine Neu-Guinea-Reise — die Victory-Expedition — über welche der „Globus" Bd. 52, S. 175 berichtete, veröffentlicht. Er organisirt jetzt eine neue Expedition nach Neu-Guinea, welche in nächster Zeit abgehen soll. Die Kosten werden durch Beiträge der Geographischen Gesellschaften in Sydney und Brisbane, sowie der Regierungen von Neu-Süd-Wales und Queensland bestritten werden.

H. G.

Polargebiete.

— Conservator Frithjof Hansen aus Bergen, der schon früher Grönland bereist hat, will im nächsten Sommer eine Fahrt quer über das Inlandeis Grönlands unternehmen. Er beabsichtigt dieselbe auf Schneeschuhen zu machen und will seinen Weg von der Ost- nach der Westküste nehmen. Hansen war Anfangs November in Stockholm, um sich mit Professor Freiherr von Nordenskiöld wegen seines Unternehmens zu besprechen.

Bücherschau.

— Gustav Leipoldt, Die Leiden des Europäers im afrikanischen Tropenklima und die Mittel zu deren Abwehr. Leipzig 1887. Da wir Deutschen das Problem tropischer Kolonisation im Osten und Westen des schwarzen Erdtheils sehr energisch in Angriff genommen haben, so entspricht dieses verdienstvolle kleine Werkchen einem lebhaft empfundenen Bedürfniß. Der Gegenstand ist ja wohl in Reisewerken und Vorträgen gelegentlich behandelt worden, kein deutscher Geograph hat aber vor Leipoldt die ganze deutsche Afrika-Litteratur darauf hin kritisch geprüft und zu einem Gusse zu vereinigen gesucht.

— Heinrich Moser, Durch Central-Asien. Leipzig 1888. Es ist dies eine der anziehendsten Reiseschilderungen, die wir über das betreffende Gebiet gelesen haben. Augen und Ohren hat der Verfasser nicht in der Tasche gehabt, das muß man ihm zugestehen, und da er Gegenden durchstreift, die noch immer manch gutes Stück „terra incognita" oder mindestens manch gutes Stück „terra male cognita" in sich einschließen, so kann er sicher sein, uns zugleich auch in vielfacher Hinsicht zu belehren. In politischen und wissenschaftlichen Excursen ergeht sich Moser nicht, trotzdem giebt er uns einen vortrefflichen Einblick in alle treibenden Kräfte, und von dem Leben der Kirgisen, Turkmenen und Perser werden Bilder vor uns entrollt, die an photographischer Treue nichts zu wünschen übrig lassen. Die Ausstattung der deutschen Ausgabe ist eine prächtige, und die zahlreichen beigegebenen Illustrationen werden ein Wesentliches dazu beitragen, derselben eine große Zahl dankbarer Leser zu sichern.

— F. Hassaurek, Vier Jahre unter den Spanisch-Amerikanern. (Aus dem Englischen.) Dresden 1887. Verfasser hat sich als nordamerikanischer Ministerresident vier Jahre in der Republik Ecuador aufgehalten, und in dieser Zeit Land und Leute in den verschiedensten Beziehungen recht wacker studirt. Seine Schilderungen sind durchgängig geschickt, und namentlich die gesellschaftlichen Zustände der spanischen Amerikaner erhalten durch sie eine scharfe und eingehende Beleuchtung. Daß man eine Uebersetzung liest, merkt man nicht.

— Dr. Hugo Berger, Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen (Leipzig 1887). Verfasser hat sich durch seine Arbeiten über Eratosthenes und Hipparch bereits so hervorragende Verdienste um die Geschichte der Erdkunde der Griechen erworben, daß wir sein neues zusammenfassendes Werk mit lebhafter Freude begrüßen. Dasselbe behandelt in seinem ersten Theile, der uns vorliegt, die Geographie der Jonier, und giebt uns an der Hand eines reichen Quellenmaterials einen vortrefflichen Einblick in das Ringen des griechischen Geistes nach wissenschaftlicher Erkenntniß all der geographischen Probleme, denen wir zum guten Theile noch heute gegenüber stehen.

Berichtigungen.

Bd. 52, S. 384, muß es statt 200000 : 1 heißen 20000 : 1; und Bd. 53, S. 3 steht fälschlich „Bogony" statt „Bogong".

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin, W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII.



№ 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1888.

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

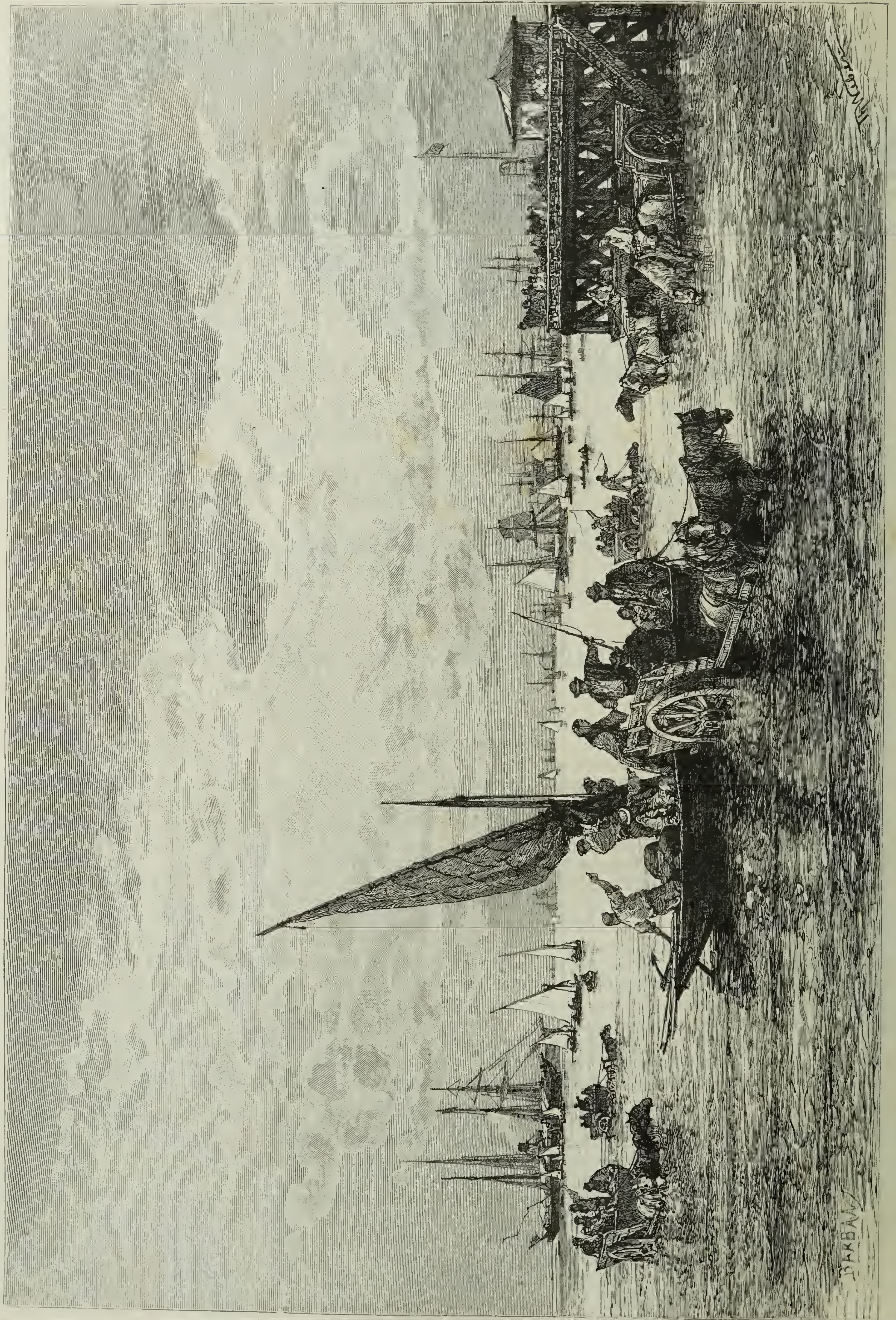
II.

(Mit vier Abbildungen.)

Die Fahrt von Montevideo nach Buenos Ayres dauert nur 12 Stunden, immerhin ist dieselbe aber sehr dazu angethan, einem einen Begriff von der ungeheuren Breite des Rio de la Plata zu geben. Im Grunde genommen hat man es eben nicht mit einem Strome, sondern mit einem weit in das Innere des Kontinents eindringenden Meeresgolfe zu thun, wie Südamerika deren in seinem äußersten Südosten mehrere besitzt. Es bewegt sich zwar durch ihn hindurch eine starke Süßwasser-Strömung nach dem offenen Oceane, die man als Fortsetzung der riesigen Flüsse anzusehen hat, deren Geäder den größten Theil des außertropischen Südamerika entwässert. Die Ufer des Laplata, die sich auf beiden Seiten ziemlich steil aus dem Wasser erheben, und die bei Montevideo 70 km, bei Buenos Ayres aber wenigstens noch 35 km von einander abstehen, machen ganz und gar nicht den Eindruck, als ob die Strömung sie geschaffen habe. Durch die Sedimente, die sie seewärts führt, hat die letztere nur ein Wesentliches dazu beigetragen, den Golf, der ohnehin nicht tief war, außerordentlich zu verseichten und mit Sandbänken zu füllen. Haben wir nöthig, darauf hinzuweisen, daß diese Bänke, die bei niederer Ebbe auf weiten Strecken aus dem Wasser heraussthehen und Schaaren von Robben als Sonneplätze dienen, die Schiffahrt in dem Rio de la Plata zu einer sehr gefährlichen machen, und daß die Gefahren durch den bereits erwähnten Pampero, der des öfteren urplötzlich von den Steppen Argentiniens daher braust, noch bedeutend erhöht werden?

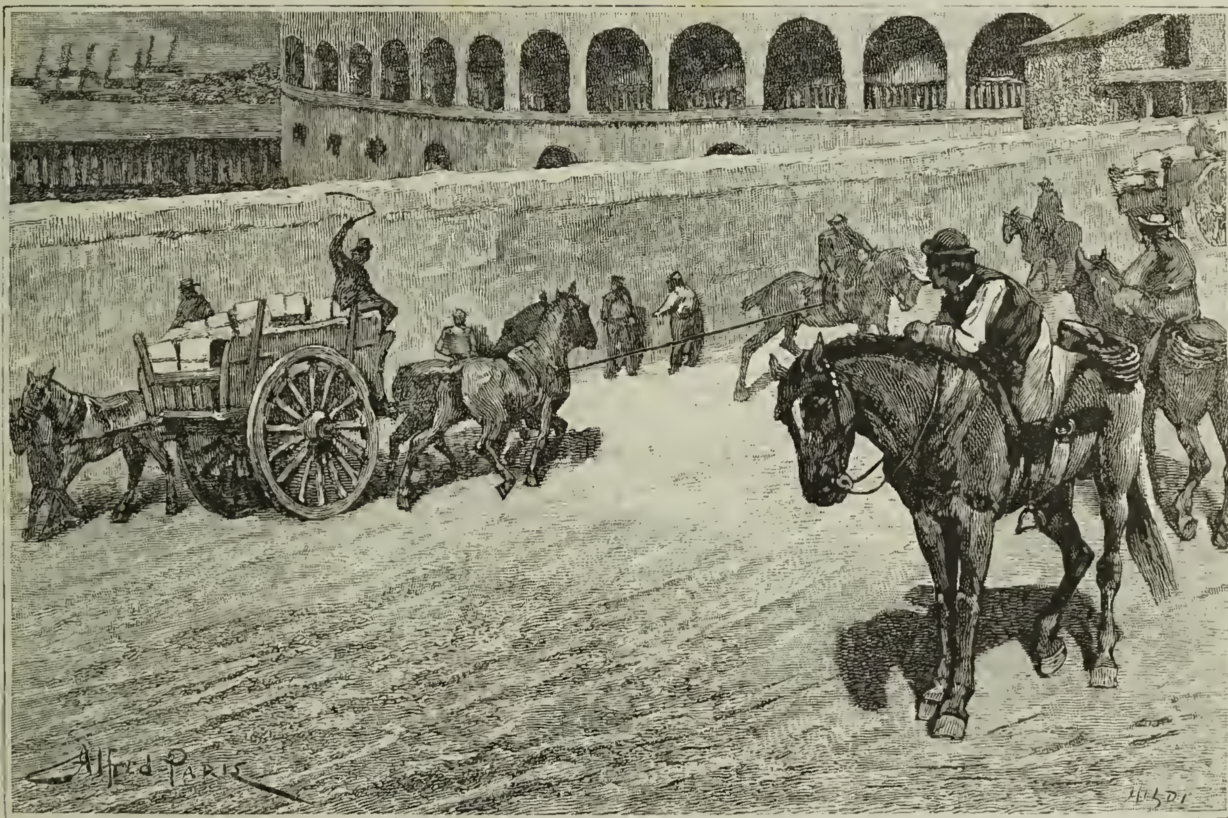
Der Verkehr quer über den Laplata hinweg und an seinen Ufern entlang ist nichtsdestoweniger ein ungemein lebhafter, und im Allgemeinen bewährt sich der Mensch in dem Kampfe mit den Naturhindernissen auch an diesem Orte als Sieger. Mit Hilfe eines jener flachgehenden Dampfer, die sich in alltäglichen Fahrten und in eifrigem Konkurrenzkampfe mit einander zwischen Montevideo und Buenos Ayres hin und her bewegen, und die sich in ihrem äußeren Bau wie in ihrer inneren Einrichtung auf das Engste an die stolzen Mississippi-Dampfer anlehnen, wird die Fahrt über das heimtückische Gewässer in der Regel ohne jeden Zwischenfall und unter dem Genusse jedes denkbaren Komforts zurückgelegt.

Würde man in Montevideo nicht an das Land gegangen sein, oder würde man daselbst wieder einen großen Oceandampfer bestiegen haben, statt sich einem Küsten- und Flußdampfer anzuvertrauen, so würde man aber einen viel besseren Begriff von den Schwierigkeiten bekommen, die die Landung der Personen und Waaren bei Buenos Ayres hat. Je weiter man in dem Laplata aufwärts gelangt, desto ungünstiger werden ja die Tiefenverhältnisse des Golfes, und auf der Höhe der argentinischen Hauptstadt müssen alle Schiffe, die einen größeren Tiefgang als 3 m haben, in einem Abstande von 10 bis 15 km vom Ufer verharren und Anker werfen — vielfach, ohne auf irgend einer Seite Land in Sicht zu haben, und selbstverständlich ohne irgend welchen Schutz gegen einen etwa losbrechenden Südwest- oder



Ausschiffung in Buenos Ayres.

Nordost-Sturm. Es kommen einem dann kleine Lichterschiffe entgegen, die das Landen der Reisenden, das Löschen der Ladung und das Einnehmen der Rückfracht vermitteln. Ist der Wasserstand an dem Ufer von Buenos Ayres ein normaler, so fahren diese Schiffchen unmittelbar an einen der drei großen Molos heran, die sich weit hinaus erstrecken in den seichten Strom, und dann kann man ohne Weiteres aussteigen und wenn man Lust hat, seine Fahrt in dem Eisenbahnzuge ohne Aufenthalt weiter fortsetzen — bis an den Fuß der Anden bei Mendoza oder bis an die Grenze von Bolivia oder Patagonien. Bei nicht normalem Wasserstande — und dieser Fall tritt immer ein, sobald der Pampero in einiger Stärke über die Stadt und den Strom weht — ist die Sache bei weitem nicht so einfach. Dann liegt eine weite Fläche vor den Molenköpfen vom Wasser völlig entblößt da, und dann können auch die Lichterschiffe nicht bis an das Land herangelangen. Dann müssen hochräderige Karren hinaus fahren bis an das Schiff oder das Boot, und diesen hat man es mit klingender Münze zu danken, wenn sie einen heil und lebendig auf dem trockenen Boden absetzen (S. Abbildung 1). Da die betreffenden amphibischen Fuhrwerke und ihre Lenker selten lange außer Uebung sind, so thun sie übrigens ihre Schuldigkeit ganz wacker, und wirkliche Unglücksfälle sollen dabei nur ganz selten vorkommen — häufiger vielleicht ein unfreiwilliges nasses Bad der lebendigen oder leblosen Ladung. Geräth einer der Karren durch irgend einen Umstand zu tief in das Wasser, und ist es dem regulären Zweigespann trotz aller Anstrengungen unmöglich, ihn beladen wieder an das Land zu bringen — wie das namentlich bei heftigem Pampero geschieht — so bilden die sogenannten „Cuarteadores“ („Viertheiler“), die in der Nähe der Landungsscene bereit stehen, die letzte Zuflucht. Diese leisten mit ihren starken Rossen, auf denen sie Cigarretten rauchend sitzen, Vorspann, und daß dieselben ihren Dienst versagen, kommt so gut wie niemals vor. Eher zerreißt das Fahrzeug, und daher wohl der Name! Die Leute sind meist ehemalige Gauchos, und in dem feuchten Elemente ebenso daheim wie auf ihrem Pferde (S. Abbildung 2). Früher, als Buenos Ayres seine Molos noch nicht besaß — der erste wurde 1856 in



Cuarteadores.

Angriff genommen — mußten die Karren den Lichterschiffen und Kähnen in der beschriebenen Weise auch bei gutem Wasserstande zur Hand gehen. Man sieht, daß man in Argentinien Fortschritte macht.

Das Bild, welches Buenos Ayres einem gewährt, wenn man sich seinen Molos im Lichterschiffe nähert (Siehe Abbildung 3), ist geradezu imposant. Unzählige Thürme und Kuppeln und ein unabsehbares Meer von Häusern glänzen einem entgegen, und verkünden einem, daß man sich hier trotz aller Ungunst der Natur an einem Welthandelsplatze ersten Ranges befindet.

Fragt man sich, wie dieses Wunder zu erklären ist, so wird man immer in erster Linie an die majestätischen Ströme — den Uruguay und den Parana-Paraguay — zu denken haben, die in der unmittelbaren Nähe der Stadt zusammenstrahlen, um den sogenannten Rio de la Plata zu bilden, und die ähnlich gewaltige Schiffahrtsstraßen abgeben wie der Mississippi und Ohio in Nordamerika. Den Uruguay befahren schmucke Dampfboote von derselben Art, wie die oben erwähnten, bis nach den Fällen von Salto hinauf, und den Parana-Paraguay sogar bis nach Brasilien hinein. Der Verkehr auf den Strömen bedurfte aber in der Nähe ihrer Konfluenz unbedingt einen Concentrationspunkt, und dieses Bedürfniß führte zu der Begründung und zu dem Emporblühen des in Frage stehenden gewaltigen Gemeinwesens. Es ist nun wahr: der Ankerplatz für Seeschiffe ist von Natur einer der schlechtesten, die man sich vorstellen kann und von einem Hafen war daselbst von Anfang an gar keine Rede; aber alle anderen Ankerplätze in der Nähe der Vereinigung der beiden großen Wasserstraßen waren ebenso schlecht oder noch viel schlechter, und so kam auch dabei das „faute de mieux“ zur Geltung. Was die Rivalität Montevideos anbetrifft, so war dieselbe für Buenos Ayres schon deshalb nicht bedenklich, weil zwischen Montevideo und den mannigfaltigen Hilfsquellen des weiten Umlandes der Ströme — namentlich des Parana — alle Gefahren des Laplata liegen. Bevor sich der Verkehr hinauswagt auf die offene See, concentrirt er sich immer so viel als möglich in einem Punkte, der ihm gute Sicherheit gewährt.



Gesammtansicht von Buenos Ayres.

In dem Zusammenflußplatze des Stromverkehres fanden sich dann auch die Pampaskarawanen und Pampasfuhrwerke in größerer Zahl ein — die Erzeugnisse der Pampas-Viehzucht herbeiführend — und seit das Zeitalter der Eisenbahnen über Argentinien hereingebrochen ist, ist derselbe dann auch der Mittelpunkt des Schienenstraßennetzes geworden. „Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe!“ Was wird erst aus Buenos Ayres werden, wenn die argentinisch-chilenische Pacificbahn fertig gestellt sein wird, und wenn das kulturfähige Hinterland sich dichter und dichter besiedelt haben wird! Daß die Stadt heutigen Tages noch lange nicht auf dem Höhepunkte ihrer Entwickelung angekommen ist, läßt sich wohl mit Bestimmtheit behaupten.

Wie sehr das Wachsthum und Gedeihen des großen Gemeinwesens durch die gute politische Ordnung gefördert worden ist, die seit geraumer Zeit in Argentinien Platz gegriffen hat, das beweisen die statistischen Zahlen unwiderleglich, und das könnte sich namentlich auch Montevideo nebst Uruguay zu Herzen nehmen. Bereits im Jahre 1535 von Mendoza begründet, hatte es Buenos Ayres bis zum Jahre 1851 auf 91 650 Einwohner gebracht. Bis zum Jahre 1864 stieg diese Zahl nur auf 122 000, bis zum Jahre 1869 aber auf 178 000, bis zum Jahre 1882 auf 285 000, und heute beläuft sie sich auf nicht weniger als 400 000. Ein solches Wachsthum ist bei den südamerikanischen Städten im Allgemeinen unerhört, und nur bei den nordamerikanischen die Regel, Buenos Ayres ist dadurch aber die erste und größte Stadt Südamerikas geworden, die selbst Rio Janeiro überflügelt hat.

Selbstverständlich ist die starke Bevölkerungszunahme von Buenos Ayres vor allen Dingen durch die Einwanderung zu erklären. So lange die Schreckensherrschaft des Dictators Manuel de Rosas auf Argentinien lastete —



Calle de la Boca.

1829 bis 1852 — und so lange sodann nach der Vertreibung desselben beständige Bürgerkriege das Leben und Eigenthum der Bewohner des Landes gefährdeten, bot Buenos Ayres und sein Hinterland der europäischen Auswanderung begreiflicher Weise wenige Verlockungen, und die Zahl der neuen Ankömmlinge in der Stadt war in dieser Zeit eine sehr geringe. Seit die politischen Zustände Argentiniens sich besser konsolidirten, wurde die Jahresziffer der Einwanderung aber rasch eine sehr hohe, und gegenwärtig steht sie nur noch derjenigen der Union wesentlich nach und derjenigen der britischen Dominion of Canada ungefähr gleich. Im Jahre 1860 betrug sie nur 5700, im Jahre 1870 dagegen 39 700, im Jahre 1880 41 600 und im Jahre 1885 sogar 110 200.

Der Handelsumsatz Argentiniens mit dem Auslande, der selbstverständlich zum allergrößten Theile durch Buenos Ayres vermittelt wird, bezifferte sich im Jahre 1875 auf 456 Mill. Mark, im Jahre 1885 aber auf 748 Mill. Mark und im Jahre 1886 auf 835 Mill. Mark.

Der hohe Aufschwung, in dem Buenos Ayres begriffen ist, hat übrigens auch dazu geführt, daß man mehr und mehr darauf bedacht gewesen ist, Mittel ausfindig zu machen, durch die die Stadt dem Seeverkehre nahbarer gemacht werden kann. Man hat erwogen, was anderweit auf Erden durch künstliche Hafen-Ameliorationen erreicht worden ist — an den Mississippimündungen von New Orleans, an der Newamündung bei St. Petersburg &c. — und hat sich beeifert, am Laplata in ähnlicher Weise zu verfahren, und zu einem gewissen Ziele ist man damit auch bereits gelangt. Wir brauchen nur an den künstlichen Hafen zu erinnern, der in den letzten Jahren etwa 3 km unterhalb der Stadt entstanden ist, und in den neben anderen flachgehenden Fahrzeugen auch unser Dampfer von Montevideo her einläuft und seine Passagiere absetzt, ohne daß dieselben

der Cuarteadores und der Ausschiffungskarren bedürfen. Man nennt denselben nach seinem Schöpfer, der als eine Art argentinischer James B. Eads aufgetreten ist, den Puerto Huergo, und man hat zu seiner Anlage den kleinen Fluthtrichter des sogenannten Riachuelo, der an der angegebenen Stelle in den Laplata mündet, benutzt. Gemeinhin wird der Hafen davon auch wohl einfach die „Boca" („Mündung") oder der Riachuelo („Bach") genannt. Wenn damit der Küstenfahrt bei Buenos Ayres eine bessere Stätte bereitet worden ist, so ist dagegen das ungleich schwierigere Problem, den transoceanischen Riesendampfern das Anlegen an den Molos und das Ankern in sicherem Schutze zu ermöglichen, zunächst noch nicht gelöst. Sollte dies in den nächsten Jahren gelingen, so würde dies für den fernerweiten Aufschwung der Stadt natürlich ebenfalls von unberechenbarem Vortheile sein.

Dem Vororte der argentinischen Hauptstadt, der an dem Puerto Huergo entstanden ist, sieht man seine Jugend auf den ersten Blick an, und ebenso bemerkt man auch, daß er bis jetzt nur einen kleinen Theil des Verkehres an sich gebracht hat. Die Bretterhäuser, die ihn zusammensetzen, sind von ähnlicher roher Bauart, wie die Shanties der Iren in den Vorstädten von New York, und die — vorwiegend italienischen — Hafenarbeiter, die sie bewohnen, haben die Reichthümer, die sie in ihrer neuen Heimath suchen, zuvörderst noch nicht gefunden. Daß sie dieselben auf dem jungfräulichen Boden im Schweiße ihres Angesichtes am Ende doch noch finden könnten, wagen wir aber nicht zu bestreiten. Die italienische Auswanderung hat sich neuerdings mit gewaltiger Vehemenz auf Argentinien geworfen, und dieselbe stellte seit einer Reihe von Jahren zu der Gesammtzahl der neuen Ankömmlinge in Buenos Ayres nahezu 70 Proc. Das sieht man nirgends deutlicher als in Puerto Huergo und in der Calle de la Boca, die von dort in die eigentliche Stadt hineinführt (S. Abbildung 4).

Lapplandfahrten.

Von H. Z.

III.

(Mit vier Abbildungen.)

Zur Pasvik- oder Kloster-Elv gelangt man am bequemsten von Vadsö — der Endstation des Freitags von Hamburg und Mittwochs von Trondhjem abgehenden Dampfers, und die Fahrt von Trondhjem bis Vadsö dauert 8 bis 9 Tage [1]).

Die erste Tagfahrt von Lödingen ab, bis wohin wir die nordische Küstenlandschaft mit wenigen Strichen schon zu zeichnen versuchten, zeigt uns Bergformen von wenig einheitlichem Charakter. Es sind die Uebergangsbildungen vom Nordland zu Finnmarken. Beim Verlassen von Vesteraalen gewahren wir zunächst noch die zerrissene, starre Lofotenbildung. Bald jedoch zeigen sich zusammenhängendere Höhenzüge mit alpin winterlichem Antlitz und steilen Abfällen an den äußeren Rändern der Fjorde, aber mit sanfteren Umrissen, waldreichen Abhängen und fruchtbaren Vorlanden und Thälern im Inneren derselben.

Es ist, als ob man durch einen großen, weit verzweigten Garten zwischen frostigen Einöden dahinfahre. Inmitten dieses Wintergartens liegt nun Tromsö am schmalen Tromsö-Sund. In dieser nördlichen Stadt Anlagen von Ebereschen und Faulbäumen, auf der sie umgebenden Hügelflur üppige, blumige Wiesen und angebaute Felder, und bis zur Höhe hinauf freundlich aus grünem Birkenhain hervorlugende Sommerhäuser anzutreffen, in denen man um Mitternacht Beethoven'sche Sonaten spielte, hatten wir nicht erwartet.

Jenseits des Sundes liegt das wald- und wasserreiche Tromsdal, und hier am Fuße des Tromstind, wohnen theils in Zelten, theils in zeltähnlichen, mit Birkenrinde und Rasen bedeckten Gammen einige schwedische Lappenfamilien. Sie machen von einem alten Rechte Gebrauch, indem sie den Sommer mit ihren 4000 bis 5000 Renthieren hier zubringen.

Ganz anderer Art sind die überaus gewaltigen Eindrücke des nächsten Tages. Großartigere Gebirgszüge, wie wir sie vom Lyngenfjord bis zum Sörö-Sund und Altenfjord vor uns haben, können wir uns nicht denken.

Bei Bossekop im Altenfjord bietet sich uns übrigens vortreffliche Gelegenheit, Studien über Schwemmlandsterrassen und allmähliches Emporsteigen des nordischen Meeresbodens zu machen.

Von allen norwegischen Gebirgen erinnern uns diese, das Tafelland von Finnmarken abschließenden, 1500 bis 2000 m hohen Ufermauern am meisten an die Alpen; nur daß letztere durch das Hinzutreten des Meeres hier noch überboten werden. Man denke sich, um einen Vergleich anstellen zu können, etwa die Alpen vom Weißenstein aus gesehen, aber die ganze Schweizer Hochebene in eine Meeresfläche umgewandelt, aus welcher die zahlreichen Vorgebirge nur als Inseln und Klippen hervorragen.

Wer besonders einmal das Glück hatte, die Alpen des Eismeeres im Meeresschein der Mitternachtssonne erglühen zu sehen, der wird unsere Begeisterung nicht übertrieben finden. Dazu verleihen die nordischen Nächte mit ihren unbeschreiblichen Beleuchtungswundern an Himmel, Wasser und Land dieser Natur noch einen ganz besonderen Zauber.

Während der letzten zwei bis drei Tage der Fahrt von Hammerfest an [1]) nimmt das Landschaftsbild an Großartigkeit ab. Nur noch zu des Nordkaps 1000 Fuß hohem, wunderlich zerrissenem, in einander geschobenem und anscheinend für die Ewigkeit festgeknetetem, schwarzgrauem Schieferfelskeil und zu des Nordkyns — Europas nördlichster Festlandsspitze — vielleicht noch gewaltigerer und majestätischerer Höhe blicken wir staunend und bewunderungsvoll empor. Je weiter nach Osten wir dann fahren, desto einförmiger und niedriger wird der Felsrand von Finn-

[1]) Die anderen zwei allwöchentlich nordwärts fahrenden Postschiffe der „Bergenske & Nordenfjeldske Dampskibs-Selskab" verkehren nur zwischen Christiania — Hammerfest und zahlreichen Zwischenstationen.

[1]) Die Strecke bis Vadsö könnte in weit kürzerer Zeit zurückgelegt werden, wenn nicht die großen Fjorde, namentlich der Porsanger- und Laxefjord, befahren werden müßten.

marken, desto mehr aber wechseln Hochland und Ebene im Inneren ab. — Dagegen sorgt das Eismeer, dem hier schützende Inseln und Riffe nicht mehr den freien Zutritt zur Küste wehren, zuweilen für um so größere Wellenberge.

Endlich hat die lange Seereise ein Ende. Von ferne schon erblicken wir die weiße, schlankthürmige Kirche von Vadsö und bald zeigt sich auch die Stadt mit ihrer niederen, langen Häuserreihe. Das alte Vadsö stand, worauf der Name schon hindeutet [1]), auf der gleichnamigen kleinen Insel, an der wir vorbeikommen.

Die heutige Stadt liegt in einer kleinen Bucht oder Einbiegung des Varanger Fjords am Südende der Halbinsel Varjag-Njarga unter 10° 4′ nördl. Br. Der flache Strand, auf dem sie erbaut ist, und der nur 50 bis 60 Fuß ansteigt, macht es großen Schiffen unmöglich zu landen. Im Hintergrunde erhebt sich eine braungelbe, kahle Hügelkette 200 bis 300 Fuß über die schmutziggelbe, baum- und strauchlose Ebene, die sich zwischen ihr und der Stadt ausdehnt [1]). Nur hie und da, so weit das Auge reicht, zeigt sich ein grüner Fleck oder Streifen. Dieses Stadtbild würde jedes malerischen Schmuckes entbehren ohne die farbige Mannigfaltigkeit der rothen, gelben und weißen Häuser mit ihren frischgrünen Rasendächern, und ohne den belebten Vordergrund mit seinen zahlreichen Fahrzeugen aller Art, besonders aber mit seinen bunt bemalten kleinen Booten.

Ein von Hammerfest, Vardö und anderen Orten uns schon bekannter widerlicher Geruch verräth uns die Hauptbeschäftigung der Bewohner schon von ferne. Sie besteht im Fangen, Trocknen und Verarbeiten von Fischen.

Die unzähligen „Hjelder“ mit „Torrfisk“ (S. Abbildung), die wir beim Landen zunächst erblicken, bestätigen unsere Vermuthung; noch mehr aber die Dampfessen im Westen der Stadt. Sie gehören großen Fabriken an, in denen man



Vadsö.

aus gedörrten Dorsch- und anderen Fischköpfen Guano bereitet.

Nicht weit davon, auf der kleinen, bereits erwähnten Insel ragt noch eine Esse empor. Von dorther kommt der stärkste Pesthauch. Wir kennen ihn ebenfalls schon von Sörvaer (auf Sörö) her und lassen uns dadurch nicht abhalten, die dort befindliche Walschlächterei nebst den dazu gehörigen Thrankochereien zu besuchen. Aus der beigegebenen Abbildung (S. 72) kann man sich eine annähernde Vorstellung vom Schlachten eines Walfisches machen. Wir sehen, wie die mit großen langgestielten Messern bewaffneten Arbeiter, theils vor, theils auf ihrem Schlachtopfer stehend, das zur Thrangewinnung nöthige speckige Fleisch vom Rumpfe lösen und den plumpen Körper dabei mittels Ketten in die rechte Lage bringen.

Es ist ein Wal von mittlerer Größe und seine Länge beträgt etwa 20 m. Zum Walfischfang benutzt man jetzt Kanonen, aus denen die sicher treffenden Harpunen aus gefahrloser Ferne abgefeuert werden.

Werfen wir jetzt noch einen Blick auf die Stadt selbst und auf ihre Bewohner. Vadsö steht, wie unschwer zu erkennen, auf früherem Meeresboden — einem festen Gebilde aus Schwemm- und Trümmermassen, das die ältere Felsengrundlage nur stellenweise herausschauen läßt. Zuweilen finden sich als Meeresandenken in Rinnsalen noch Muschel- und Korallenüberreste. — Die Anlage der Stadt und die Bauart der Häuser weist auf eine verschiedenartige Bevölkerung hin. Vadsö gliedert sich in die von Norwegern

[1]) Vadsö, russisch Vasino, finnisch Vesi-Saari, lappisch Cacce (= tschatze) -Soullo, bedeutet Wasserinsel.

[1]) Diese Ebene ist aus Torf- und Moorgrund gebildet. Beim Torfstechen gefundene Kiefernwurzeln beweisen aber, daß hier wie auch im Norden Islands, einst Wälder gestanden haben müssen.



Walschlächterei bei Vadsö.

behauptete Mittelstadt (Midtre Vadsö) und die von Kvänen bewohnte östlich und westlich sich erstreckende Vorstadt (Kvänby). Ein ganz kleiner Theil der Stadt nur gehört den Lappen. — Obgleich die Finnen die große Mehrzahl der Bevölkerung bilden [1]), so stehen die Norweger doch in jeder Beziehung, namentlich aber in Hinsicht auf Bildung und Besitz, oben an.

Besorgnißerregend für letztere ist jedoch die fortwährende Zunahme der Finnen durch immer neue Einwanderungen aus dem Großfürstenthum Finnland. Die Norweger meinen, diese Einwanderung, die sich über ganz Finnmarken erstreckt, könne bei dem starken Nationalbewußtsein der Finnen noch zur Annexion von Finnmarken an Finnland führen.

Ein recht interessantes Bild gewährt das Leben auf dem Markte von Vadsö. Vor den dort im Freien befindlichen Schenkbuden bewegt sich eine bunte Menge, in welcher nach Kleidung und Aussehen die verschiedensten Nationen vertreten sind: deutsche und russische Matrosen, norwegische Fischer, Lappen, Finnen, Samojeden u. s. w.

Zur Weiterfahrt über den Varangerfjord stehen uns nur Segelboote zur Verfügung. Bei stürmischer See ist sie unmöglich und Rabot erzählt, daß ihn ein Sturm zwei Tage unnütz in Vadsö zurückhielt. Ein günstiger Wind trieb ihn dafür am dritten Tage desto schneller dem südlichen Seitenarm des Varangerfjords, in welchen der Pasvik mündet — dem Bögfjord zu.

Der Bögfjord ist ruhig wie ein See, den felsige Ufer schützend umrahmen. Ueberall, wo sich ein wenig Erde zu bilden und anzusetzen vermochte, sproßt frisches Grün, und weiter nach Innen wagen sich sogar schon kleine Birken und Kiefern aus den Felsspalten und Trümmern hervor. Wie wohlthätig für ein Auge, das so lange nur graues Gestein und grauen Himmel gesehen!

Im äußersten Winkel des Fjords, 5 km südlich, leuchtet dann aus Birkengrün hervor ein weißes Haus. Das ist Elvenäs, wo der Lensmand Klerk von Syd-Varanger wohnt, ohne dessen Beihilfe eine Pasvikfahrt schwer ausführbar sein würde. Hier mündet der gewaltige Pasvik [1]), nachdem er seinen heldenmüthigen Lauf durch Besiegung zahlreicher Hindernisse vollendet hat: weder hemmende Seen, noch abschüssige, mit Riesenblöcken verlegte Felsbetten, noch gähnende Abgründe vermochten ihn zurück zu halten.



Der Bögfjord.

Der Lensmand empfängt die Reisenden mit der kühlen Würde eines Norwegers, der außerdem noch Beamter ist, bewirthet sie aber vorzüglich und ist nach gehöriger Begrüßung für die Weiterreise in jeder Weise zuvorkommend und behilflich. Am nächsten Tage werden also in dem 2 km entfernten Boris Gleb die ersten Vorbereitungen zur eigentlichen Pasvikfahrt getroffen, d. h. es werden die dazu nöthigen Fahrzeuge und Ruderer gemiethet. Boris und Gleb sind russische Heilige, die einst das Christenthum hier verkündigten, und ihren Namen führt jetzt die ihnen geweihte Kapelle nebst einer dazu gehörigen, eine Quadratwerst umfassenden russischen Lappen-Niederlassung.

Seit dem Vertrag von 1826, in welchem die Pasvik-Elv als Grenze zwischen Rußland und Norwegen bezeichnet wurde, ist das am linken Flußufer gelegene Boris Gleb eine russische Enklave und hat insofern eine gewisse Bedeutung, als sie als äußerster Vorposten Rußlands nach Finnmarken zu angesehen werden kann. Die Norweger fürchten ihn und ein Hauptzweck des Vertrages, den Norwegen und Schweden 1855 mit Frankreich und England schlossen, bestand darin, Skandinavien vor dem Vordringen der Russen zu schützen. Die Lappen von Boris Gleb — etwa 120 an Zahl — stehen in Hinsicht auf Bildung und Lebensweise nicht nur tief unter den umwohnenden Norwegern und Finnen, sondern auch noch tief unter allen übrigen Lappen. Man sieht hier den Einfluß der Religion. Die lutherischen Lappen, die fast alle lesen und schreiben können, schauen darum auch mit Verachtung auf diese orthodox-dummen Nachbarn herab. Das Steinzeitalter, in welches wir uns zuweilen in Museen mühsam um Jahrtausende zurückversetzen, ist für sie heute noch kein völlig überwundener Standpunkt. Manche ihrer Fisch- und Handwerkszeuge sind in der That

[1]) Vadsö zählt ungefähr 2000 Einwohner, wovon über 1300 Kvänen sind.

[1]) Die Pasvik-Elv ist jedenfalls nach der am Varanger-Fjord gelegenen Bai, die vielleicht ihren Namen vom lappischen basse d. h. heilig, und skandinavisch vik d. h. Bai hat, benannt. Der Name Kloster-Elv erinnert an das frühere Kloster Peisen.

noch aus Stein oder Bein, und ihre Fahrzeuge sind zum Theil nicht durch Nägel, sondern durch Nähte zusammen gefügt.

Sie leben noch ausschließlich von Fischfang und Jagd, und jede Jahreszeit weist ihnen daher andere Beschäftigung und andere Wohnplätze zu. Boris Gleb ist nur ihre Sommerfrische, im Frühling bewohnen sie des Lachsfangs halber Erdhütten an der Mündung des Pasvik, im Herbst ziehen sie hinauf zu den Seen, um Fölchen zu fischen, und im Winter endlich hausen sie in ärmlichen Holzbaracken mitten im Walde, deren Bauart dieselbe ist wie die in der Sommerstadt Boris Gleb (S. Abbildung 4). Aeußerlich unterscheiden sie sich von ihren Stammesgenossen namentlich durch einen stärkeren und größeren Körperbau. Die Männer haben große Vollbärte wie die Russen und tragen gleichwie diese als Hauptkleidungsstück ein über die Beinkleider herabhängendes Hemd. Die Frauen tragen den rothen Sarafan. Wenig liebenswürdig, wie ihr Aussehen, ist auch ihr Charakter. Sie sind rauh, polternd, gewinnsüchtig, mißtrauisch und unehrlich. Darum ist auch die Unterhandlung mit ihnen, die der Lendsmand in die Hand nimmt, keine leichte. Sie ist mehr ein unter lautem Fluchen und Schreien geführtes Gezänk und dauert nicht weniger als fünf Stunden. Den Beschluß macht aber ein Familienmahl beim Popen, wobei es zu köstlich zubereitetem Lachs auch an einem kräftigen Schluck Krimwein nicht gebricht.

Am 6. August soll die Fahrt von Elvenäs aus beginnen.



Winterdorf der Boris-Glebianer.

Früh 8 Uhr sind die Lappen mit ihren Nachen an Ort und Stelle. Diese Nachen gleichen sehr den Fahrzeugen von Wilden. Sie sind lang, schmal, vorn und hinten schnabelförmig und so leicht gebaut, daß sie nur einige Centimeter tief gehen. Außer den vorn und hinten zum Rudern und Steuern nöthigen zwei Männern sowie einer Kleinigkeit an Gepäck kann jede Piroge nur einen Reisenden aufnehmen. Nachdem das Gepäck gehörig vertheilt ist, beginnt die Fahrt.

Sogleich zeigen sich die erdenklichsten Schwierigkeiten, die zum großen Theil zu vermeiden gewesen wären, wenn man die gerade eintretende Ebbe erst hätte vorübergehen lassen. Es gilt ja nicht nur gegen den reißenden Strom selbst zu kämpfen, sondern namentlich auch gegen die ungünstige Beschaffenheit des theils sandigen, theils steinigen Strombettes, und zum Zurücklegen der kurzen Strecke bis Boris Gleb ist eine ganze Stunde nöthig.

Einen Kilometer weiter oben gelangt man zum ersten Wasserfalle, der sich 12 m hoch aus einer engen Thalschlucht herabstürzt. Die drei nicht ganz leicht beladenen Nachen werden hier ans Land gezogen, und unter ziemlicher Anstrengung und dem dazu erforderlichen Lärm, den die herbeigeeilte Bevölkerung des Ortes noch beträchtlich vermehren hilft, die steile, mit Felstrümmern bedeckte Uferstrecke bis zur Höhe des Falles hinaufgetragen und gezerrt. Erst nach einer Stunde saurer Arbeit kann die Fahrt fortgesetzt werden. Und diese Arbeit, sagen die Lappen, wird sich 31 mal wiederholen!

Zum Glück folgt auf die Anstrengung gewöhnlich eine Erholung, d. h. ein kleiner See, wie gleich jetzt nach dem ersten Fall. Nur dauert die Freude meist nicht lange.

Nach einer halben Stunde verengen sich die Ufer, und die Strömung des Flusses wird wieder stärker. Schon erbraust der zweite Fall (der Harefoß oder Hasenfall) und droht die Fahrzeuge mit seinen Wirbeln zu erfassen, wenn sie nicht das rettende Ufer zu erreichen suchen. Diesmal geht das Hinaufziehen schneller von statten: denn der hier vorhandene „Oplundsvei“ (schiefe Hohlweg) erleichtert dasselbe wesentlich. Solche Oplundsveie finden wir, Dank der wegebaumeisterlichen Fürsorge des Lensmands (das Wegebauen und Erhalten ist eine Hauptthätigkeit dieser Beamten) überall, wo die Landbeförderung der Bote auf norwegischer Seite geschieht.

Oberhalb des Harefoß erstreckt sich der herrliche Klostervand (Klostersee), an dessen waldreichem Ufer einst das Kloster Peisen stand. — Am oberen Ende des Sees aber rauscht der dritte Wasserfall, der Holmfoß. Dann folgt zunächst ein ganz kleiner, und nach einer kurzen Verengung des Stromes ein zweiter See, der Tschalmajauri, der längste der fünf Seen, welche der Pasvik in seinem unteren Thale bildet. — Hier trifft man fruchtbare Weideplätze mit 19, meist finnischen Wohnungen an. Die einzige norwegische Familie wird um Nachtherberge ersucht. Als Nachtlager steht freilich nur der Heustall zur Verfügung; aber man ist doch geborgen.

Die Batakker auf Sumatra.

Von W.Ködding.

II.

Daß die Batakker zu der malayischen Rasse gehören, bedarf kaum der Erwähnung. So tragen sie auch den allgemeinen malayischen Typus in der Gesichtsbildung: breite Nase, etwas wulstige Lippen und hervortretende Backenknochen. Nicht selten trifft man aber Individuen, deren Gesichtsbildung sehr an die der kaukasischen Rasse erinnert. Das Haar ist ausnahmlos schwarz und straff, die Haut dunkelbraun, bisweilen heller. In den Küstengegenden und Niederungen sind die Gestalten meist schmächtig, vielfach unter Mittelgröße (nach unserem Maßstabe), dagegen sind die Hochlandbewohner fast durchgehend kräftig und öfters über mittelgroß. Auch ist der Gesichtsausdruck letzterer ausdrucksvoller, obwohl oft gröber. Das Abmeißeln der Vorderzähne haben die Batakker — sowie das Durchbohren der Ohrläppchen — mit den meisten Völkern des indischen Archipels gemein. Das letzere ist besonders in Toba Sitte, wo bei den Frauen die Ohrläppchen durch das Hineinstecken immer größerer Gegenstände merkwürdige, häßlich aussehende Ausdehnung erlangen. Die Männer, besonders die Häuptlinge, tragen goldene Ohrgehänge, deren Form einer Oese ähnelt. — In Kleidung und Lebensweise haben die letzten Jahrzehnte in gewissen Gegenden Manches verändert, je nachdem fremder Einfluß sich geltend machte. Während in Mandaheling und Angkola (nebst Sipirok) die männliche Bevölkerung Hose (meist kurze Pumphose), eine Art Leibchen und enge Jacke, die weibliche aber den malayischen Sarong und Cabaya trägt, bedient sich der Tobaer noch seiner Nationaltracht, und nur in Silindung beginnt das Neue dem Alten stark Konkurrenz zu machen. Die Tracht der Batakker besteht aus selbstgewebten, starken baumwollenen Stoffen. Ein Stück Zeug, etwa 1 m lang und $1^1/_2$ m breit, wird um die Hüfte gegürtet, und ein gleiches Stück, nur etwas länger und gewöhnlich kostbarer, wird als Plaid über die Schulter geschlagen, bei Männern wie bei Frauen. Nur die Jungfrauen ziehen das Kleid bis unter die Arme hinauf und knüpfen es über die Brust fest. Nachdem die Frau ihr erstes Kind geboren hat, befestigt sie das Kleid unter der Brust und trägt letztere frei, daher das Erstgeborene auch Sibucha badju, d. i. Busenöffner, heißt. Läßt es die Witterung zu, dann gehen Frauen und Jungfrauen ohne Oberkleid. Bei Häuptlingen und Wohlhabenden kommt zu obigem noch ein Gürtel, ein langes, schmal gewebtes Stück Zeug, das um die Hüfte gewunden wird und ebensolches Kopftuch, dessen beide Enden hornartig vom Kopfe abstehen. Oft sieht man auch einen Batak mit grüner Ranke um den Kopf gewunden, was nicht übel aussieht, öfter auch mit einem einfachen Stricke, welch letzteres wohl daher kommt, daß man mit Stricken versehen zum Spielplatz ging, bezw. noch geht, um den insolventen Bezahler gleich binden zu können. Neben dieser soliden Kleidung trifft man auch noch sehr ärmliche aus Baumrinde. Zum vollen Aufzuge eines angesehenen Batak gehört aber auch der Armring aus Elfenbein, aus Hima (einer Seemuschel) oder auch aus Metall; ferner der Tragbeutel aus Hunde-, Marder- oder Katzenfell, mit starkem Messingbeschlag und messingener Tragkette versehen. In ihr führt er Tabak, Sirih, Beteldose, Kalkdose, Spiegelchen, Bartzange und sonst allerlei mit sich. Er trägt keinen Bart, scheert ihn aber nicht, sondern zupft ihn aus. Statt dieses Beutels bedient man sich auch wohl eines schön aus Binsen geflochtenen. Die früher mehr im Gebrauch gewesene, bis über einen Meter lange und zuweilen über 5 Pfund schwere messingene Tabakspfeife verschwindet mehr und mehr. Noch sei erwähnt, daß da, wo man noch an der alten Tracht festhält, die Männer das Haar auch noch lang tragen — oft lose um die Schultern hängend, oft zusammengeknotet auf dem Kopfe.

Die Grundform in der Bauart der Häuser ist durchgehends dieselbe, wenn sich auch im Laufe der Zeit ein Unterschied in der Ausführung — namentlich zwischen dem wärmeren Mandaheling und dem kühleren Toba — ausgebildet hat. Hier besteht noch die ursprüngliche Form, und während in der ersteren Landschaft oft leichteres Material, namentlich auch Bambu verwandt wird, gebraucht der Toba fast nur solide Balken und Bretter. Natürlich besteht trotzdem auch hier ein großer Unterschied, sowohl in Betreff der Größe als auch der Güte der Häuser. Doch sehen wir uns ein Haus in Toba näher an: Ein länglich-viereckiges Gerüst von auf Steinen ruhenden Pfeilern, 6 bis 8 Fuß hoch, trägt den Fußboden aus behauenen Bohlen. Rund um dasselbe ragen andere Pfeiler über den Fußboden empor, an den Längsseiten 4 bis 5 Fuß hohe, an den Schmal- oder Giebelseiten höhere, und ebensolche aus der Mitte des Fußbodens; diese tragen das Dachwerk. Das Dach springt an den Giebelseiten weit vor nach außen und endet in einer aufwärts strebenden Spitze, die mit Pferdekopfbildern oder

Sonstigem geziert wird. Nach der Mitte hin bildet es einen sattelförmigen Bogen, und gedeckt ist es meist mit Idjuk, der schwarzen, pferdehaarähnlichen Faser der Zuckerpalme (Saguera). Die Wände sind aus gehauenen Brettern hergestellt und besonders die hohen Giebel mit allerhand, oft sehr geschicktem Schnitzwerk versehen, welches durch verschiedenen Farbenanstrich noch deutlicher hervortritt. An den besseren Häusern findet sich auch eine Art Balkon, der dadurch hergestellt wird, daß die obere Hälfte der Giebelwand von oben nach unten hauseinwärts getrieben wird, während die untere Hälfte von unten nach oben dem vorspringenden Dache auswärts folgt. So wird in halber Höhe des gebrochenen Giebels ein schmaler Raum hergestellt, der zur Aufbewahrung von allerlei Gegenständen, und oft auch zur Herberge für Gäste gebraucht wird. Fenster hat das Haus nicht, nur ein Guck- oder Luftloch im hinteren Giebel. An der der Dorfstraße zugekehrten Seite hat es die Thür, oft besitzt es aber auch nur eine Fallthür im Fußboden. Der Aufgang geschieht auf einer einfachen, häufig sehr gefährlichen Leiter, seltener auf einem Instrumente, das halbwegs den Namen Treppe verdient. So macht ein solches Haus von außen keinen angenehmen, sondern vielmehr einen düsteren Eindruck, und das Innere macht kaum einen besseren. Je besser das Haus ist, d. h. je weniger Ritzen und defekte Stellen es hat, durch die das Licht eindringen könnte, desto dunkler ist es. Das ganze Haus bietet einen einzigen Raum, obschon in ihm, je nach seiner Größe, drei, vier oder mehr Familien friedlich bei einander wohnen. Nachts werden durch aufgehängte Matten besondere Appartements für die verschiedenen Familien hergestellt. Jede Familie hat ihren besonderen Herd, und den Platz um diesen herum bewohnt sie. Der Herd besteht aus flach aufgehäufter Erde mit einigen spitzen Steinen als Dreifuß. Das Wort vom „eigenen Herd" hat hier also seine eminenteste Bedeutung, denn es bedeutet das Heim im Heim. Ueber dem Herde befindet sich ein Gerüst für die runden irdenen Töpfe, für die größeren hölzernen — jetzt auch irdenen — Schüsseln, den großen Kochlöffel aus einer halben Kokosnußschale (die an einem hölzernen Stiel befestigt ist) und für das Brandholz. Löffel, Gabel und Messer bedarf der Batak nicht, denn alle diese Eßwerkzeuge bieten ihm die Finger der rechten Hand. Sonst trifft man im Batakhause noch geflochtene Säcke zur Aufbewahrung von Kleidern und dergl., sowie Matten, die über Tag zusammengerollt werden, Nachts dagegen ausgebreitet zum Lager und zur Decke dienen. Das ist der ganze batakſche Hausrath. Daß die Reinlichkeit viel zu wünschen übrig läßt, mag man aus alledem im Voraus annehmen. Aller Abfall und Kehricht wird durch Ritzen im Fußboden unter das Haus befördert, und hier kampiren Nachts Büffel, Rinder, Schweine u. s. w. Vor dem Hause aber, unter dem weit vorspringenden Dache, stehen die Reisstampfblöcke — große hölzerne Mörser, in denen die Frauen den Reis enthülsen. — Zu jedem besseren Hause gehört ein Sopo, demselben gegenüber an der anderen Straßenseite stehend. Dies ist ein Gebäude oder eigentlich nur ein Dachraum, der auf Säulen ruht. Unter ihm wird der Reis aufbewahrt. Unten befindet sich im Fußboden zuweilen auch eine niedere Umwandung, und dieser Raum dient dann zu allerhand Zwecken: zu Rathsversammlungen und Spielen, zum Lungern, den Frauen über Tag zum Weben, den jungen ledigen Männern und durchreisenden Fremden zur Nachtherberge 2c.

Die Batakker wohnen in Dörfern zusammen. In Mandaheling giebt es solche, die Tausende von Einwohnern zählen, im Norden sind sie viel kleiner und bestehen oft nur aus vier bis fünf Häusern, oft aber auch wohl aus 50. Sie lieben es, in geeigneten Gegenden ihre Dörfer dicht bei einander gruppenweise anzulegen, so daß oft weite Strecken ohne alle Bevölkerung erscheinen, während andere übervölkert sind. So ists besonders in Toba. Ursprünglich ist jedes Batakdorf eine Festung, umgeben von einer die Häuser noch überragenden undurchdringlichen Dorn-Bambuhecke, die wiederum von einem oft breiten und tiefen Graben umgeben ist. Der Eingang ist stets besonders befestigt und leicht ganz zu verrammeln, ja oft ist er sogar unterirdisch. Diese Einrichtung deutet schon darauf hin, daß das Volk auf stetem Kriegsfuße lebt. Freilich, wo die Holländer die Herrschaft führen, da sind ruhigere und glücklichere Zustände eingekehrt. Die Häuser stehen in der Regel in Reihen geordnet, da aber der Grund des Dorfes ungepflastert ist und da sich Büffel, Rinder, Schweine, Hunde, Menschen frei durch einander bewegen, so ist es, besonders zur Regenzeit, ganz unbeschreiblich schmutzig und oft kaum durchzukommen in solchem Dorfe, das sich, in der Nähe besehen, gar unappetitlich ansieht. Auch in diesem Stücke ist es aber besser geworden, und wo sich europäischer Einfluß hat geltend gemacht hat, da giebt es jetzt schon reine Dörfer, von schönen Kaffeegärten und sonstigen Pflanzungen umgeben.

Der Batak beschäftigt sich gern mit Viehzucht, und namentlich Büffel und Rinder werden des Fleisches wegen gehalten. In einigen Gegenden bedient man sich der ersteren auch zum Durchkneten des Schlammbodens in den nassen Reisfeldern, indem man sie darüber hin treibt. Im Norden verwendet man auch die Milch und nimmt sie in geronnenem Zustande zum Reis; im Süden wird sie weniger benutzt. Auch Pferde werden geschlachtet, und Hundefleisch ist ebenfalls sehr begehrt; den Vorzug vor allem Gethier hat aber das Schwein, das nur bei den südlichen Islamiten verschwunden ist. — Die Hauptbeschäftigung der Batakker ist indeß der Ackerbau, und zwar der Reisbau. Die besten Reisfelder sind die nassen, in deren Anlage und Bearbeitung die Batakker Meister sind. Am leichtesten sind diese in Gründen und Ebenen mit reichlichem Wasser anzulegen, aber auch ganze Bergrücken und Bergabhänge bearbeiten sie zu horizontalen Terrassen und leiten das Wasser dazu oft stundenweit her. Das Umarbeiten der Felder wird von den Männern besorgt, und zwar mit starken, dreizinkigen, hölzernen Hacken, sowie in neuerer Zeit mit eisernen. In dem mohammedanisirten Theile des Landes fällt ein großer Theil dieser schwierigsten Arbeit auch den Frauen zu — gegen alle batakſche Sitte. Das Reinhalten und Gäten der jungen Saat liegt den Weibern ob. Bei der Ernte betheiligen sich beide Geschlechter, das Austreten (Dreschen) der Aehren aber besorgen wieder die Männer allein. Auch auf trockenen Feldern wird Reis gebaut, diese aber fordern viel Arbeit und geben weniger Ertrag. Oft muß der Acker gewechselt werden, weil der Boden ohne Dung bald ausgenutzt ist. Auf den hohen Steppen ist man meist auf solche Felder angewiesen, weil es an Wasser zu anderen (sawa) fehlt. Man bedient sich dort eines sehr einfachen hölzernen Pfluges (Tinggala, sanscr. Langgala). An einen Baum, an dessen vorderes Ende die Büffel (ohne Räder) angespannt werden, wird ein Pflugmesser aus hartem Holze befestigt, und damit wird dann der Boden mehr geritzt als gepflügt. Die Hacke muß da natürlich immer nachhelfen. Neben dem Reis wird die Batate besonders viel gebaut, aber auch Mais, Sago, Calladium, Gurken, Kürbis, Bohnen, Zuckerrohr, Tabak, Betel. Der Kaffeebau ist von der holländischen Regierung eingeführt worden und erzielt an dem fraglichen Orte ein vorzügliches Produkt. Außer der Kokos- und Zuckerpalme schenkt der Batak anderen Nutz- oder Fruchtbäumen wenig Aufmerksamkeit.

Der nützlichste Baum ist ihm ohne Zweifel — besonders in den Hochlanden — die Zuckerpalme. Sie liefert

ihm den Stoff zum Decken seiner Häuser und vor allem ihren süßen Saft, der ihm einen vortrefflichen Zucker und sein Lieblingsgetränk liefert. Frisch schmeckt der Saft manchem Europäer etwas fade, aber mit einer gewissen Wurzel (pang) versetzt, wird er bitter von Geschmack, und er wirkt dann sehr erfrischend und auch berauschend. Ein Batak kann aber eine gute Portion davon vertragen. Im Inneren des Landes sah ich nie einen Betrunkenen, wohl aber an der Küste, wo europäischer Branntwein zu haben war. Ein anderes Genußmittel, dem der Batak sehr ergeben ist, ist der Tabak. Er raucht ihn in Gestalt von Cigarretten sowie aus Pfeifen und kaut ihn vermischt mit Betel und Kalk. Zu letzterem Zwecke gebraucht er eingeführten, da er den selbstgebauten nicht zu bereiten versteht. Die Blätter werden einfach getrocknet, geschnitten und dann geraucht. Das giebt einen fürchterlichen Dampf, wie brennendes Heu, wahrhaft verpestend für einen Europäer. Am Opium hat der Tobaer noch keinen Geschmack; jedoch kann solches nicht gesagt werden von den Bewohnern der Küste und Mandahelings, und aus dem Norden vom See berichtet Dr. Hagen sogar (a. a. O; s. S. 59), daß dort das Laster des Opiumrauchens allgemein sei.

Auch in einigen Gewerben sind die Batakker nicht unerfahren, obschon es keinen Gewerbestand giebt, sondern diese Dinge Gemeingut Aller sind. Nur Schmiede, besonders geschickte Zimmerleute und Töpferinnen möchten eine Ausnahme machen, doch beschränken sich auch diese durchaus nicht auf ihre Künste, sondern treiben im Allgemeinen, was die Anderen auch thun. Das Weben wurde schon erwähnt. Dieses besorgen ausschließlich die Frauen, und es giebt sehr geschickte Weberinnen unter ihnen. Das ganze Getau (stets nur ein Kleid, wie oben angegeben) ist auf einige Stöcke aufgezogen und kann von der Weberin unterm Arme überall hin mitgenommen werden — in den Sopo, auf den Hof, auf den Markt, an sehr frequentirte Plätze am Wege 2c. Hier setzt sie sich platt auf den Grund und bringt mit den ausgestreckten Füßen und einem über die Hüften geschlagenen Bande ihr Getau in Spannung. Mit einem eingeführten platten Stabe spannt oder scheidet sie die Fäden zum Durchlassen der Weberspule, und mit demselben Stabe schlägt sie den durchgeschossenen Faden fest. Und mit diesem primitiven Werkzeuge webt sie wohl grobe, aber vortreffliche Stoffe, mit kunst- und geschmackvollen farbigen Mustern an den beiden Enden. Die Baumwolle wird aus Mandaheling nach Toba eingeführt und einfach mit der Spindel aus freier Hand gesponnen und im Faden gefärbt. Die Farbe liefert die Wurzel eines auf der Steppe wachsenden, aber der Pflege bedürfenden Baumes und eine Art Indigo.

In Südtoba und in den westlichen Gebirgsdistrikten bildet das Einsammeln der Guttapercha (Mayang) eine Hauptbeschäftigung für jüngere Männer. Mit schmalem Proviant — Reis, trockenem Fisch, etwas Salz und Tabak — sowie mit eisernen Pfannen versehen, rücken sie rottenweise auf Wochen hinaus in die weiten Waldregionen. Wo sich der Mayang-Baum reichlich findet, bauen sie eine leichte Hütte und richten sich ein. Die Stämme werden gefällt, die Rinde derselben wird in Zwischenräumen von etwa zwei Fuß rundum eingekerbt, und dann legt man dütenförmig gefaltete Blätter zum Auffangen des auströpfelnden Harzes unter. Gegend Abend wird die Masse gesammelt, und Nachts wird sie in eisernen Pfannen unter stetem Umrühren gekocht, bis sie sich zu einer dicken, zähen Masse steift. Nun wird sie in Ballenform und zu Markt gebracht; es dauert aber oft vier Wochen, ehe für Jeden ein halber Centner gesammelt ist. Abnehmer sind die Chinesen an der Küste, die für einen Centner (pikul) je nach der Waare 40 bis 100 Gulden zahlen. Manchmal machen diese Harzsammler auch Bekanntschaft mit dem Tiger, und schon mehr wie einer ist nicht wieder gekommen; manch Anderer aber hat auf diesen Touren Kraft und Gesundheit für immer verloren.

Auch das Kamphersammeln ist eine mühselige Arbeit, das oft geringen, oft aber auch sehr hohen Lohn gewährt. Es wird von nur Wenigen betrieben, da, wie es scheint, ein guter Spürsinn dazu gehört, um zu erkennen, ob ein Baum ein Kampherнest in seinem Splint verborgen hält. Der Kampher der Bataklande wird von den Chinesen theuer bezahlt. — Der Benzoë (= hamindjon)-Baum kommt im Gebirge an der Küste wild vor, wird aber auch in ganzen Schlägen kultivirt. Den jungen Stämmen von 6 bis 8 Zoll Durchmesser werden handgroße Wunden geschlagen, aus denen das wohlriechende Harz hervorquillt. Dieses wird dann in heißem Wasser geknetet und in Kuchenform in den Handel gebracht. In Toba wird eine kostbare Sorte kultivirt, die trocken in den Handel kommt und aus weißgelblicher, feiner Masse oder kleinen Stückchen besteht. — In ihren Gebieten läßt die Kolonialregierung überall, so weit das möglich ist, Wege anlegen, denn ursprünglich sind bei den Batakkern weder gebahnte Wege noch irgend welche Vehikel zum Fortbewegen von Lasten vorhanden, und aller Transport geschieht durch Menschenschultern. Es ist erstaunlich, mit welcher Ausdauer die Lastträger 50 bis 60 Pfund tagelang über die unwegsamen Gebirge schleppen; sie haben dafür freilich auch faustdicke Höcker und Schwielen im Nacken.

Der Handel nach außen beschränkt sich natürlich auf einheimische Produkte — meist im Tausch gegen fremde —, die dann auf den Märkten im Inneren des Landes im Detail verkauft werden. Früher — vor 2 bis 3 Jahrzehnten — wurden in der Hauptsache nur Salz, Eisen, Pulver und etwas Kattun eingeführt, jetzt dagegen tausenderlei europäische Artikel: Näh-Utensilien, Kurzwaaren, Lampen, Petroleum, Tuch, Spiegel u. s. w. Die inländischen Märkte, die an gewissen Punkten im ganzen Lande jeden vierten Tag stattfinden, bilden seit uralten Zeiten so zu sagen die Pulsader des öffentlichen Lebens. Alles, was das Land producirt und was eingeführt wird, wird hier gekauft und verkauft. Auch Pferde und Büffelschlächtereien werden dabei improvisirt, und Tausende kommen zusammen. Daher ersetzen die Märkte dem Batak Börse und Zeitung, und zum Politisiren und Intriguiren geben sie ebenfalls die beste Gelegenheit, nicht minder aber zum Spiel und zu allerhand Lustbarkeiten. Als gangbarste Münze gilt der spanische Dollar, jetzt findet der holländische Gulden aber schon überall Eingang.

Was die Sprache der Batakker betrifft, so ist dieselbe hinsichtlich ihres Wortschatzes sowohl als hinsichtlich ihrer Grammatik dem Malayischen nahe verwandt. Sie ist ziemlich durchspickt mit Sanskritworten — besonders in alle dem, was Bezug auf höhere Kultur, Religion und Zauberei hat. Es zeigt dies deutlich, daß sie diese Dinge von den Hindus bekommen haben müssen, wie auch ihr eigenthümliches Alphabet. Nach den drei Hauptdialekten im Lande theilt man letzteres in drei Provinzen. Zwei — Mandaheling und Toba — kennen wir, die dritte — Dairi, nördlich und nordwestlich von Silindung-Toba — ist aber noch ziemlich unbekannt. Der Unterschied in den Dialekten ist ein bedeutender, besonders zwischen den beiden ersten und der letzten Provinz und selbst die Schriftzeichen zeigen einige Abweichung. Geschrieben wird von unten nach oben, und die Reihen folgen von links nach rechts. Jeder Konsonant (als Zeichen) trägt den Vokal a in sich, wenn nicht ein anderes Zeichen einen anderen Vokal oder den Konsonanten als Schlußkonsonanten anzeigt. Der dunkle Saft des Damarbaumes dient, mit Zucker vermengt, als Tinte. Als Papier benutzt man die innere Rinde (den Bast) desselben Baumes, indem man dasselbe in längeren oder

kürzeren Streifen ablöst, mit hölzernen Hämmern klopft und mit Reiswasser bestreicht. Die Streifen werden dann in Buchform zusammengefaltet (= geklappt) und die beiden Außenflächen mit Holzdeckel versehen; zusammengehalten wird ein solches Buch durch geflochtene Rottangringe. Leider hat die Litteratur in diesen Pustahas (sanskr. Pustaka) fast nichts aufzuweisen, als was in die Zauberei fällt. Noch eines anderen Schreibmaterials bedient sich der Batak: Briefe oder kurze Mittheilungen ritzt er mit einem spitzen Messer oder eisernen Griffel in die weiche Rinde eines Bambugliedes, und auf größere Bambus sogar Erzählungen, Märchen und derlei (S. diese Zeitschrift Nr. 13, 14. Jahrgang 1886). Die Kunst des Lesens und Schreibens ist überall bekannt, und man dürfte nicht leicht ein Dorf finden, wo ihrer nicht eine oder mehrere Personen mächtig wären. Besonderer Schulen zum Erlernen bedarf es aber nicht. Die Häuptlinge lassen hier und da wohl ihre Sprößlinge vom Datu (Zauberer, Arzt) unterrichten; die Regel aber ist, daß Einer vom Anderen Lesen und Schreiben lernt, und zwar spielender Weise in den zahlreichen Mußestunden. In neuerer Zeit giebt es allerdings Schulen im Lande: in Mandaheling und an verschiedenen Küstenplätzen unterhält die Regierung Elementarschulen für Knaben und in Padang Sidimpuan sogar eine Normalschule zur Ausbildung von Lehrern aus den Eingeborenen. Auf ihrem Arbeitsgebiete unterhält die Mission ebenfalls Schulen — und zwar auch für Mädchen nicht nur für Knaben —, und dieselben zählen etwa 1400 Schüler. In Silindung besitzt auch sie ein Institut zur Erziehung von Lehrern und Evangelisten.

Ueber den Charakter des Batak möchte ich Folgendes sagen: Er ist ziemlich offenherzig, ehrlich, ziemlich fleißig, anhänglich an seine Familie, freiheitsliebend, ehrliebend —, doch in etwas anderen Sinne als der Deutsche, da Bettelei oder auch ein anderer schlechter Streich seine Ehre nicht leicht angreift —, ferner geistig geweckt, fähig und lernbegierig. Die nördlichen Batakker sind, verglichen mit den südlichen, roher und gröber, aber treuherziger, biederer, zuverlässiger. Durch den Islam und die Berührung mit europäischer Kultur haben die Bewohner Mandahelings nichts in ihrem sittlichen Charakter gewonnen. Bei alledem ist es richtig, daß auch der Tobaer zum Lügen neigt und rachsüchtig, wetterwendisch und mißtrauisch ist, — ja daß in manchen Gegenden Diebstahl an der Tagesordnung ist, während er in anderen nicht oder fast nicht vorkommt.

Die verderblichste Leidenschaft des Batak ist das Spiel — im Süden das Hahnenfechten, im Norden das Würfel- und Kartenspiel —, dem oft schon Knaben in noch zartem Alter ergeben sind. Dabei kann er sich so hinreißen lassen, daß er nicht nur alle seine Habe, sondern auch seine Weiber und Töchter, ja seine eigene Freiheit daransetzt. Der insolvente Bezahler wird gebunden und in den Block gelegt, und wenn er nicht ausgelöst wird, verkauft — oder auch gefressen. Die Spielgesellschaften finden sich nicht nur zufällig zusammen — auf Märkten 2c. —, sondern es bestehen auch Klubs, ja es giebt Häuptlinge, die eine Art Spielbank halten, und zwar nicht nur in ihren Dörfern, sondern auch in besonders zu diesem Zwecke errichteten Hütten und Nachtherbergen an stark frequentirten Wegen. Natürlich sucht die Regierung in ihrem Machtbereiche diesem Unwesen zu steuern, aber nicht immer mit gutem Erfolge. — Ursprünglich sind die sozialen Verhältnisse wohl beim ganzen Volke dieselben gewesen; durch Wanderung der Stämme und fremde Einflüsse hat sich im Laufe der Zeit aber doch einige Verschiedenheit ausgebildet. Am ursprünglichsten hat sich Alles in Toba erhalten, wie denn das Tobaische auch der Hauptdialekt ist. Das Volk soll nach der Angabe der Häuptlinge aus sieben Stämmen bestehen. Diese wohnen aber zerstreut über das ganze Land und nicht in reiner Abgrenzung von einander, sondern gemischt. Dabei ist indeß immer ein gewisser Stamm Eigenthümer des bewohnten Grundes oder Gebietes, und die anderen sind so zu sagen nur Beisitzer.

Diese Einrichtung hat ihre Ursache in der Sitte, daß Heirathen innerhalb des Stammes als Blutschande gelten, und daß Mann und Frau immer verschiedenen Stammes sein müssen. Die „Beisitzer“ werden daher allgemein als „boru“ (= weiblich) bezeichnet, und sie stehen unter ihrem besonderen Haupte — dem Namora, der ihre Sache vertritt. Rechtlich stehen sie den anderen, die als radja (= adelig, Fürst) bezeichnet werden, nicht nach, nur sind sie nicht Eigenthümer, sondern nur freie Nutznießer des Bodens, und sie können nicht die eigentliche Häuptlingswürde beanspruchen. Grund und Boden ist Stammeseigenthum und wird das Land zu trockenen Reisfeldern alljährlich vertheilt. Nasse Reisfelder jedoch, die einer angelegt oder erworben hat, sind Privateigenthum und können vererbt werden; ebenso auch Gärten und Baumkulturen, und auch jedem „boru“ steht es frei, solche anzulegen, wo er kann und will — vorausgesetzt, daß er die Rechte Dritter nicht schädigt. Jagd, Fischerei und jede beliebige Waldbenutzung ist frei. — Was nun die Häuptlingsschaft betrifft, so besteht darin ein großer Unterschied. Im Norden beansprucht jeder dem landbesitzenden Stamme Angehörige den Titel Radja, und es liegt nur an seiner Klugheit oder an seinem Reichthum, ob er sich zum herrschenden Radja aufschwingt. Erblich ist die Würde im eigentlichen Sinne nicht. Gewöhnlich folgt man einem der Söhne eines verstorbenen Radja — dem jüngsten oder ältesten — wenn er der Menge behagt; ist das aber nicht der Fall, dann sieht man auf einen anderen und überläßt diesem den Haupteinfluß in allen öffentlichen, nach der Adat geordneten Angelegenheiten, und dieser wird Radja. So liegt es auch ganz an seiner persönlichen Geschicklichkeit, welche Rolle ein Häuptling spielt, ja, zeigt er sich den Verhältnissen nicht gewachsen, dann verläßt man ihn einfach und wendet sich einem anderen zu. Ganz anders ist es damit in Mandaheling, wo von älteren Zeiten her die Häuptlingsschaft erblich und von größerer Würde und Ansehen ist. Die Glieder der Häuptlingsfamilie bilden hier gleichsam einen Adel, während die anderen Stammesglieder einfach zu Freien geworden sind. Erst die Holländer — welche diese Häuptlinge noch besolden — haben dieses System aber ganz vollenden helfen, und zwar so weit, daß der Häuptling vielfach als Eigenthümer des ganzen Bodens auftritt. Durch diese Häuptlinge regieren die Holländer das Volk eigentlich, und da diese Politik sich ihnen als vortheilhaft erweist, so befolgen sie dieselbe überall und führen das System auch jetzt in Toba ein, haben wenigstens den Anfang dazu gemacht. — Von einem Unterschiede der Stände ist also im Süden ebenfalls eher die Rede, als im Norden, dort tritt er stark hervor, während er hier in Lebensweise und Beschäftigung für einen Uneingeweihten kaum ersichtlich ist. Die Sklaverei herrschte früher durchgehends. Im Süden ist sie aber beseitigt, und nur im Norden ist die holländische Regierung bis jetzt noch nicht im Stande, sie auszurotten; es wird ihr mit der Zeit aber wohl auch da gelingen. Silindung hat von langer Zeit her eine rühmliche Ausnahme gemacht, indem es keine Sklaverei, wohl aber Schuldhaft, duldete. Dagegen sollen um den Tobasee die Sklaven die Freien um das Doppelte übertreffen. Manche Sklaven sind dort selbst wieder Sklavenhalter. Der Sklaverei verfallen kann man aber durch Schuld — auch durch angeerbte — sowie durch Spiel, Kriegsgefangenschaft und sonstiges Unglück.

Kürzere Mittheilungen.

A. D. Carey's Reise in Ost-Turkestan.

Die Korrespondenzen, welche A. D. Carey während seiner zweijährigen Reise in Ost-Turkestan nach Europa sandte, haben den „Globus" in den Stand gesetzt, die Route sowie die Schicksale der Expedition in einer Weise zu verfolgen (Vergl. Bd. 52, S. 31 und 133, sowie Bd. 51, S. 222 und 335), daß uns auf Grund des Berichtes, den der Reisende kürzlich vor der Londoner Geographischen Gesellschaft erstattet hat, an dieser Stelle nur das Folgende nachzutragen bleibt: Die Hoffnung Trotter's und anderer Engländer, als ob die Straße von Leh (am Indus) über Tangse, den Mangtza-See und Polu nach Kiria und Khotan jemals eine wichtige Handelsstraße zwischen Indien und Ost-Turkestan werden könne, erweist sich bei genauerer Betrachtung als völlig illusorisch. Der Anstieg zu einer Höhe von nahezu 5000 m (der See Yeshu-Kul liegt 4926 m über dem Meere), die daraus resultirende Athemnoth für Mensch und Thier, der Mangel an gutem Gras und der furchtbare Schnee — es schneit schon im September und Oktober bisweilen 18 Tage lang — machen die Passage selbst für Eingeborene schwierig. Zudem strebt die Straße auch in einem ungeheuren Bogen ihrem Ziele zu. — Das Naturgemälde des von Carey durchreisten Landes ist im Allgemeinen kein anderes geworden: es handelt sich dabei um eine Wüste von der vollkommensten Art, und die Bevölkerung ist in Folge dessen dünn und arm, so daß auch in dieser Beziehung kein erheblicher Aufschwung des Handels — sei es nach Indien, sei es nach Rußland — zu erwarten ist. Umgürtet ist die Wüste von Oasenflecken an dem Fuße der Gebirge — wo größere Wassermassen aus demselben hervorbrechen und künstliche Befruchtung des Bodens durch oberirdische oder unterirdische Kanäle (die letzteren „karezes" genannt) ermöglichen. Dichter bei einander liegen diese Oasenflecken im Westen von Kiria, wie sich ja dort auch die die atmosphärische Feuchtigkeit kondensirenden Hochgebirgsketten enger zusammendrängen. So ist die Straße von Kiria theilweise ganz gut mit Bäumen bepflanzt, und so finden sich besonders bei Yarkand und Kargalik wohl angebaute Distrikte. Je weiter man nach Osten gelangt, desto kleiner und dürftiger werden aber die Oasen und desto mehr weichen sie aus einander. Entlang dem Tarim-Flusse findet sich nur etwas schlechte Weide, und in der Nähe des Lob Nor, in den der Fluß mündet, stößt man höchstens bei Chaklik auf einige Bodenkultur, während die Bewohner dieses Ortes im Uebrigen von den Fischen und Wasservögeln des Sees leben. Ganz im Osten des durchreisten Landes (ziemlich unter gleichem Meridian mit Lhassa) ist Sachu oder Saitu am Danga Gol die einzige fruchtbare Stelle, im Uebrigen liegt auch dort blos Sand- und Felsenwüste voller Salzausblühungen. — Feindselig bewiesen sich weder das chinesische Beamtenthum, noch die Städte- und Nomadenbevölkerung, und an verschiedenen Orten widerfuhr dem Reisenden sogar große Gastfreundschaft. In Turfan konnte derselbe indische Banknoten umwechseln, in Hami traf er den Belgier Splingaerd (den einstigen Begleiter F. v. Richthofen's), der dort chinesischer Zollbeamter ist, und in Urumtsi bewies ihm der kaiserliche Generalstatthalter jede denkbare Freundlichkeit. — Was die politischen Verhältnisse betrifft, so stehen die Chinesen bei der mohammedanischen Bevölkerung in hoher Achtung, und die Versöhnung zwischen den beiden Elementen scheint eine vollständige zu sein. Im Allgemeinen treten die Chinesen in dem Lande auch mit großer Mäßigung auf. — Der Mandarin, welcher in allen Ortschaften das meiste zu bedeuten hat, ist der Mirab — der Inspektor der Bewässerungsanlagen. — Das Wetter war im Winter sehr kalt, aber beständig und schön, im Sommer, besonders aber im März und April, herrschten dagegen häufig böse Staubstürme. — Eins der werthvollsten Ergebnisse der langen Reise ist ohne Zweifel die genaue topographische Aufnahme der verfolgten Route, die von dem Begleiter Carey's, Herrn Dalgleish, ausgeführt und dem Reiseberichte der „Proceedings" beigegeben ist.

E. D.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Herr Listow, welcher während des verflossenen Sommers wissenschaftliche Untersuchungen in den Bergen, Thälern und Höhlen der Krim angestellt hat, hat der Geographischen Gesellschaft die nachfolgenden Mittheilungen über seine Arbeiten gemacht: Er reiste am 29. Mai in die Krim und verweilte daselbst zwei Monate, hatte aber mit sehr großen Schwierigkeiten und vielen Entbehrungen zu kämpfen. Eine Exkursion zum Tschatyrdagh wurde in Gemeinschaft mit dem Officier Nederbatsch ausgeführt. Listow blieb zwölf Tage auf dem Tschatyrdagh; das Resultat war eine Untersuchung des Weges von Aluschta bis zur Wojeikow-Quelle (1008 m über dem Niveau des Meeres). Trotz der Wichtigkeit dieser Quelle, als der einzigen, welche so nahe dem Gipfel sich findet, ist auf keiner Karte bisher die Existenz der Quelle angegeben. Die Tataren bezeichnen dieselbe mit sehr verschiedenen Namen, doch gab Listow der Quelle den Namen des bekannten Meteorologen A. J. Wojeikow. Listow hat auch noch den Gipfel des Tschatyrdagh in einer Ausdehnung von 7580 Quadrat-Saßhen topographisch aufgenommen, nämlich denjenigen Platz, wo eine meteorologische Station errichtet werden soll. Außerdem sind fünf Höhlen ausgemessen und beschrieben sowie 54 Photographien angefertigt worden. Die zweite Excursion unternahm Listow in Begleitung des Professors der Botanik in Odessa, Kamenskj, zum Berge Demerschi. Die dritte Expedition hatte den Babugan Jaily zum Ziel. Die vierte Expedition endlich war auf den Berg Ai-Petri gerichtet. An 120 Punkten sind Höhenbestimmungen gemacht.

— Der bekannte Ural-Forscher Nossilow, der sich im Sommer nach Nowaja Semlja begeben hatte, beabsichtigt, einige Jahre daselbst zuzubringen, um die Naturreichthümer des Landes zu untersuchen. Wenn die Ergebnisse des Aufent-

haltes auf Nowaja Semlja günstig sein sollten, so gedenkt Herr Nossilow die Insel mit Petschora-Syrjänen zu besiedeln und einen Versuch zu machen, die verschiedenen Erze daselbst zu exploitiren. St.

Asien.

— Professor Aspelin kehrte im Oktober 1887 von der seitens des finnländischen Alterthums-Vereins ausgerüsteten Expedition nach Sibirien zurück. Die Resultate der am oberen Laufe des Jenissei angestellten Forschungen sind: eine Anzahl bis hierher nicht entzifferter Inschriften, welche von einem Felsen und von neun Gedenksteinen kopirt sind, außerdem ungefähr dreißig Steinstatuen, Grabdenkmäler und einige Hundert in den Dörfern angekaufte alterthümliche Gegenstände, die meistens der sibirischen Bronce-Periode angehören, aus der sich, wie man annimmt, die finnisch-ugrische Stein-Periode entwickelt hat (?). Magister Appelgreen, der den Professor Aspelin begleitete, hatte bei der Abreise aus Minussinsk den Beschluß gefaßt, gemeinsam mit dem Pastor Grahns über das Sagan-Gebirge in die nordwestliche Mongolei zu reisen, um daselbst drei gleich hinter der chinesischen Grenze befindliche Inschriften zu kopiren. Laut später hier in Helsingfors eingetroffenen Nachrichten haben die genannten Reisenden aber — wahrscheinlich der Schneehindernisse wegen — die Fahrt aufgegeben, weshalb Herr Appelgreen über Barnaul nach Tomsk zurückgegangen ist und seine Reise nach Finnland über Omsk von dort aus fortsetzt.

— Grum-Grshimailo hat über seine Pamir-Expedition, die er im Auftrage der Petersburger Geographischen Gesellschaft unternommen hat, Bericht erstattet. Derselbe hat eine Aufnahme der von ihm zurückgelegten 2000 Werst im Maßstabe von fünf Werst gemacht, mehrere Gletscher am Ursprunge des Flusses Taimaß entdeckt, zwanzig Punkte trigonometrisch bestimmt, alte Messungen geprüft, bedeutendes statistisches Material über die Bevölkerung von Pamir ist gesammelt &c. Zum Theil hat er auch Gegenden besucht, welche bisher kein Europäer betreten hat. Die Richtung der Gebirge im westlichen Abschnitte des Karakasum hat er gleichfalls bestimmt. Auch für die Ethnographie und Anthropologie ist viel gearbeitet worden, und 150 Repräsentanten verschiedener Völker, der Karakirgisen, Sarten, Tadschiken und Afghanen sind photographirt worden. St.

Südamerika.

— Während das „Mouvement geographique“ (1887, Nr. 27, p. 114) versichert, daß das südamerikanische Andengebirge seit Mitte des vorigen Jahrhunderts in einer zahlenmäßig erkennbaren Senkung begriffen sei, so versucht C. Ochsenius in der „Zeitschrift der deutschen geolog. Gesellschaft“ (XXXVIII, S. 766 ff. und XXXIX, S. 301 ff.) nachzuweisen, daß sich die Geläude um den Titicacasee erst in den quartären, resp. in den historischen Zeiten zu ihrer gegenwärtigen unwirthlichen Höhe (von 4000 m) emporgehoben haben sollen. Daß wir es in den Anden mit einer Planetenstelle zu thun haben, an der die gebirgsbildenden Kräfte des Erdinneren besonders stark thätig geblieben sind, ist nun wohl klar. Der exakte Beweis dürfte aber zuvörderst weder für die andauernde Senkungs- noch für die Hebungsbewegung erbracht sein. Nach der zuerst genannten Quelle soll Quito im Jahre 1745 9596 Fuß über dem Meere gelegen haben, 1803 dagegen nur 9570 Fuß, 1831 nur 9567 Fuß und 1867 nur 9520 Fuß; der Pinchincha soll sich in dem gleichen Zeitraume um 218 Fuß, und der Antisana sogar in 64 Jahren um 165 Fuß erniedrigt haben. Liegt es aber nicht näher, anzunehmen, daß die Messungen incorrekt gewesen seien? Daß die alte Kaiserstadt Tiahuanaco in der Stattlichkeit, wie sie uns ihre Ruinen zeigen, nicht gut unter den gegenwärtigen klimatischen Bedingungen auf dem Plateau des Titicaca-Sees gedacht werden kann, ist einleuchtend.

Australien und Polynesien.

— Die „Royal Geographical Society“ zu Melbourne schickte Ende November 1887 auf ihre Kosten eine Expedition nach dem der nordwestlichen Küste von Tasmanien gegenüberliegenden Kings Island, um das unbekannte Innere dieser felsigen und rauhen Insel zu erforschen. Die Regierung von Victoria hat die Stellung eines Dampfers für freie Fahrt, die von Melbourne aus ungefähr 12 Stunden erfordert, zugesagt. Kings Island umfaßt einen Flächeninhalt von ungefähr 1100 qkm und ist wegen der häufigen Schiffbrüche an seiner Küste sehr gefürchtet.

— Die Herren W. Earle, Peter Anderson und George Mayers erforschten in der Zeit vom 26. Juli bis zum 18. September 1887 das große zur Kolonie Südaustralien gehörige, baumlose und wasserarme Wüstenland, welches sich zwischen der Denial-Bai in 32° 12′ südl. Br. und 133° 30′ östlich von Gr. und Port Eucla in 31° 43′ südl. Br. und 128° 50′ östlich von Gr. (der „Great Australian Bight“) nach Norden zu ausbreitet und unter dem Namen „Nullarbor Plain“ bekannt ist. Sie kamen über ein Areal von ungefähr 2000 englischen Quadratmeilen bis 31° südl. Br. hinauf und passirten manche Strecken, welche sie für kulturfähig hielten, sofern sich durch Tiefsenken das nöthige Wasser erhalten läßt. Das Reisejournal mit Plan wurde dem südaustralischen Parlamente vorgelegt. H. G.

Bücherschau.

— Dr. H. Ploß, Das Weib in der Natur und Völkerkunde. Zweite stark vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. Max Bartels. Lfg. 8 bis 10. Leipzig, Grieben.

Mit den vorliegenden drei Lieferungen ist die zweite Ausgabe des Ploß'schen Werkes vollendet, und wir können jetzt, wo es ganz vorliegt, nur noch einmal bestätigen, was wir gleich beim Erscheinen der ersten Lieferungen sagten, daß es wirklich berufene Hände sind, welche die Arbeit des verstorbenen Verfassers aufgenommen haben, und daß die zweite Auflage nicht nur eine vermehrte, sondern auch eine verbesserte ist. Es tritt dies ganz besonders in den beiden letzten Lieferungen hervor, welche fast ganz von Bartels herrühren und das Weib auch in den Lebensphasen behandeln, welche nicht in direkter Beziehung zum Geschlechtsleben stehen, so als alte Jungfer, als Wittwe, als Mutter, Stiefmutter, Großmutter und Schwiegermutter, als Greisin, im Tode und selbst nach dem Tode. Auch die Amazonen und die Nonnen finden eine eingehende Behandlung. So ist das „Weib“ zu einer Encyclopädie für alles geworden, was sich auf die Frau in irgend einer Lebenslage bezieht, und wir zweifeln nicht daran, daß diese zweite Auflage einen eben so bedeutenden Erfolg haben wird, wie die binnen einem Jahre vergriffene erste. Ko.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII.



№ 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

III.

(Mit vier Abbildungen.)

Die Fahrt von der „Boca“ hinein in das innere Herz der Laplata-Stadt, wo das Leben derselben am stärksten pulsirt, und wo sie dem Fremden ihr eigentliches Wesen und ihre Bedeutung am vollkommensten offenbart, ist ziemlich lang und monoton. Sie bietet einem aber eine vortreffliche Gelegenheit, über einen Hauptcharakterzug des jungen Gemeinwesens nachzudenken: über seine streng schematische Anlage und Gliederung. Eine „Cuadra“ [1]) ist genau so groß wie die andere, und die Straßen, die wir zu durchmessen haben, laufen alle ohne Ausnahme entweder parallel mit dem Laplata-Ufer von Süd nach Nord, oder rechtwinkelig dazu von Ost nach West, und hinaus in die Pampas. Man könnte von einem riesigen Schachbrette reden, das an die zweitausend vollkommen gleiche quadratische Felder hat. Spricht sich darin einfach der despotische Wille der spanischen Herrscher aus, der einst über diesem Landstriche gewaltet hat, und der Alles in der fernen Kolonie bis in das Einzelne bevormundete und bestimmte: das Ausmaß des Baugrundes für jedes Haus, das Ausmaß der Häusergruppen, die Straßenbreite, die Richtung der Straßen &c? Dem spanischen Kolonialreglement — der bekannten Recopilacion de Indias — nach muß dies allerdings so scheinen. Aber tragen nicht die nordamerikanischen Städte, die sich rühmen, das angelsächsische „selfgovernment“ in der denkbar vollkommensten Weise in sich zur Darstellung zu bringen, genau denselben Grundcharakter? Und hat nicht z. B. in New-York und Boston die Geradlinigkeit und Rechtwinkeligkeit der Straßen sowie das Gleichmaß der Häuser-Blocks erst begonnen, nachdem sich die Union von der Bevormundung des Mutterlandes emancipirt hatte? Hat nicht das alte, in den Zeiten der englischen Könige entstandene Unter-New-York, und hat nicht ebenso Alt-Boston gekrümmte und in allen möglichen Winkeln auf einander stoßende Straßen, während in dem jungen Ober-New-York sowie in Neu-Boston die Anlage nach derselben rigorosen geometrischen Regel erfolgt ist wie in Buenos Ayres? Die wahre Ursache des schachbrettartigen Stadtplanes muß also wohl eine andere sein. Wir suchen sie vor allen Dingen in dem raschen Wachsthume der neuweltlichen Gemeinwesen. Dieselben sind an günstig gelegenen Punkten so zu sagen aus dem Erdboden herausgeschossen wie die Pilze nach einem warmen Sommerregen, und pilzartig ist in Folge dessen auch ihr inneres Gefüge. Sodann ist aber wohl auch der aus der Alten Welt herüber verpflanzte Ordnungs- und Gesellschaftssinn von großem Einfluß gewesen. Die Einwanderer fühlten instinktiv, daß sie nicht in das fremde Land gekommen waren, um daselbst das soziale Chaos einzuführen, und deshalb fügten sie sich von vorn herein gewissen einfachen Regeln. Diese Regeln

[1]) Der Ausdruck entspricht dem nordamerikanischen „block“ und bezeichnet einen von vier an einander stoßenden Straßen eingeschlossenen Häuserkomplex.

neigen nun aber in demokratisch regierten Gemeinwesen immer viel mehr dazu, unbedingt zwingende und strikte zu werden als in aristokratischen und monarchischen. Um den einzelnen Fall zu prüfen und um nach den besonderen Verhältnissen zu verfahren, dazu fehlt es der großen Masse in erster Linie an Einsicht. — Endlich wünschte man auf der tabula rasa der Neuen Welt auch Alles wo möglich besser und praktischer einzurichten als drüben in der Alten. Man beobachte nur den Yankee, wie er sich mit seinen geraden und breiten Straßen brüstet, und wie er unsere gekrümmten und engen Straßen bespöttelt und verlacht! Aehnlich wie ihn, wenn auch vielleicht etwas weniger sicher und selbstbewußt, kann man den „Porteño“ [1]) von Buenos Ayres gelegentlich auch auftreten sehen.

Ob die neuweltliche Stadtanlage, die keine anderen Verhältnisse berücksichtigt als mathematische, und die nur gerade Linien und rechte Winkel kennt, wirklich in allen Beziehungen die zweckmäßige und praktische ist, ist natürlich eine ganz andere Frage. Und in Bezug auf sie können dem Europäer wohl gerade in Buenos Ayres mancherlei kritische Bedenken aufsteigen. Zu welchen wunderlichen Konsequenzen hat die Anlage z. B. bezüglich der Trottoirs geführt, die sich stellenweise höher als ein Meter über das Straßenpflaster erheben! Daß das neuweltliche Städtebild durch die Strenge der mathematischen Regel beinahe aller Orten etwas überaus Nichtssagendes und Geistloses hat, und daß dadurch beinahe jede Ensemblewirkung von schönen Bauten unmöglich gemacht wird, ist selbstverständlich. Was man in den Straßen vor sich sieht, ist immer der leere Raum, und so lange man sich nicht an eine solche Perspektive gewöhnt hat, erschrickt man förmlich davor.



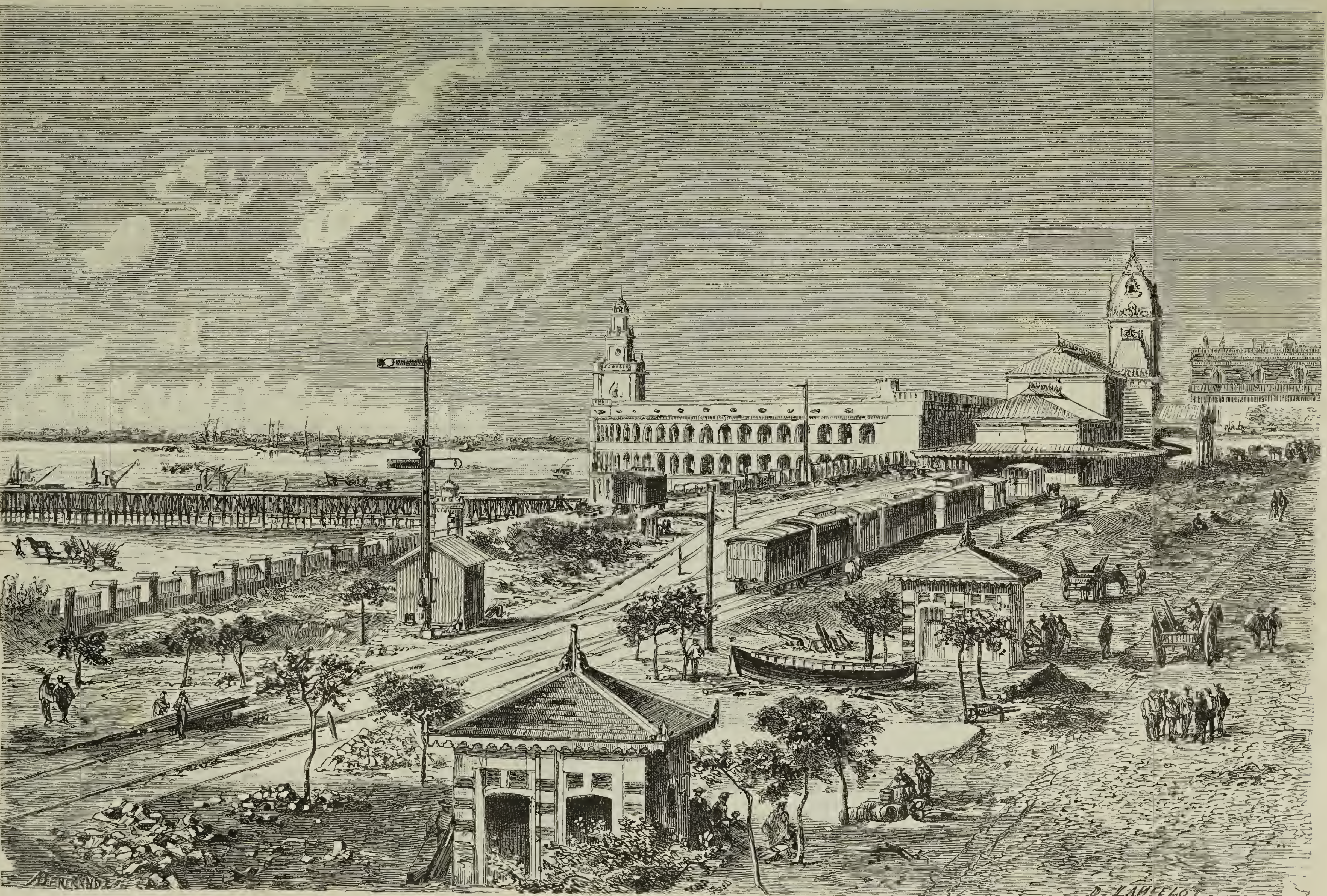
Altspanisches Haus.

Bei den weiten Räumen, die den Städtebegründern in Argentinien ebenso wie in Nordamerika zur Verfügung standen, muß es befremden, daß die Straßen von Buenos Ayres — abgesehen von ein paar Avenidas in der Vorstadt, wie der Avenida Santa Lucia und der Avenida Sarmiento — so außerordentlich eng sind. Ist es das Bedürfniß nach Schatten, das zu dieser Eigenthümlichkeit geführt hat? Oder ist es das Bedürfniß nach Schutz gegen den Pampero? Oder der ursprüngliche Festungscharakter der Stadt? Oder einfach die aus Spanien importirte Gepflogenheit? In dieser Beziehung weicht die hispanische Städtegründung in jedem Falle von der angelsächsischen wesentlich ab, während sich die beiden grundverschiedenen Volksgeister in der zuerst angegebenen Beziehung auf dem amerikanischen Boden merkwürdig genug mit einander berühren.

Daß die Straßen von Buenos Ayres sammt und sonders Namen tragen und nicht bloß beziffert sind wie in den nordamerikanischen Musterstädten, rechnen wir den Porteños hoch an — um so höher, als dieselben in Folge des Mangels einer weit zurückreichenden Geschichte hinsichtlich der Namengebung mit sichtlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Nach berühmten Männern sind nur wenige Straßen benannt — die Calle Bolivar, die Calle San Martin, die Calle Rivadavia, die Calle Belgrano, die Avenida Sarmiento ꝛc. —, die meisten tragen die Namen von amerikanischen Ländern, Strömen und Gebirgen — die Calle Peru, die Calle Florida, die Calle Brasil, die Calle Parana, die Calle Andes, die Calle Pichincha ꝛc. Von dem historischen und politischen Sinne der Bürger zeugen insbesondere die Namen: „Vertheidigungsstraße“ (Calle Defensa), „Wiedereroberungsstraße“ (Calle Reconquista), „Freiheitsstraße“ (Calle Libertad) und „Gute Ordnungsstraße“ (Calle Buen Orden), die unseren Ohren freilich ein wenig seltsam klingen. Völkerpsychologisch sind die Straßennamen überhaupt gar nicht uninteressant.

Was den Styl betrifft, in dem die einzelnen Häuser erbaut worden sind, so ist derselbe für denjenigen, der ihn nicht von anderen spanischen oder spanisch-amerikanischen Städten her gewöhnt ist, interessant; dadurch, daß er sich mit geringen Variationen die ganze lange Straße entlang beständig wiederholt, erhöht er aber die Monotonie nur noch mehr. Die Fronten sind sämmtlich sehr schmal, und nur die Balkone und Gallerien machen sie hübsch. Da die Häuser sämmtlich sehr tief sind, enthalten sie aber in ihrem Inneren regelmäßig einen geräumigen Hof — „Patio“ —, der hübsch mit Blatt- und Blüthenpflanzen geschmückt ist. Höhere als zweistöckige Häuser werden nur häufig, wenn man sich dem Inneren der Stadt genähert hat. Dort tragen die großen Kaufhäuser und Bankgebäude sowie die Hotels und andere Bauten aber auch gleichzeitig einen rein kosmopolitischen Charakter, so daß darüber eigentlich nichts weiter zu sagen ist. Es ist importirte europäische Kultur, und dieselbe scheint in Buenos Ayres ebenso wie in Montevideo einen Boden gefunden zu haben, der ihr congenial ist. Wenn dieselbe bisher an dieser Stelle kaum irgend welche neue und selbstständige Blüthen getrieben hat, so muß man dies wohl verzeihen. In Folge der größeren Entlegenheit von Europa erreichte ein stärkerer Kultur- und Menschenstrom

[1]) So nennen sich die in der Stadt Geborenen von hispanischer oder doch hispanisirter Herkunft.

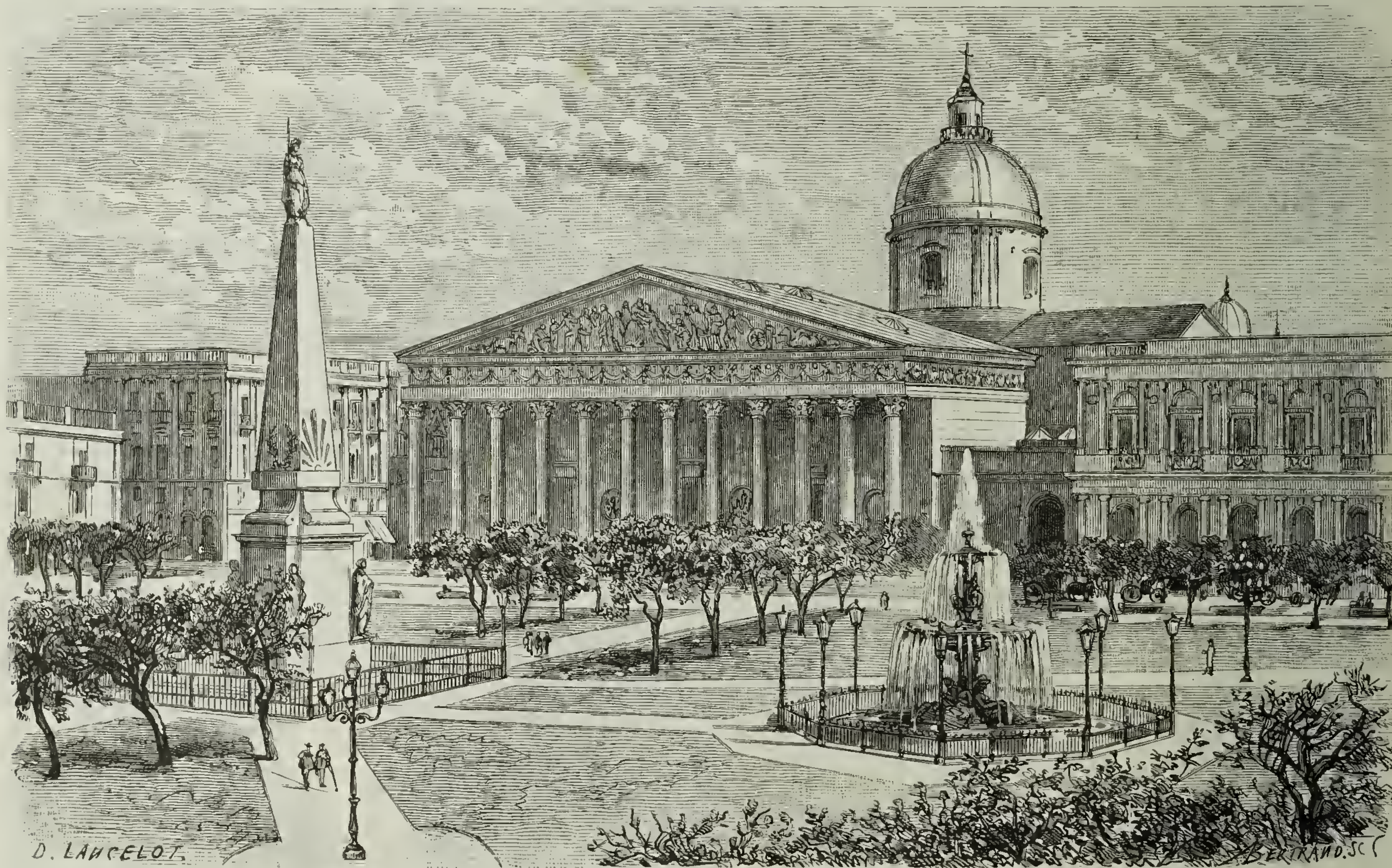


Zollhaus und Centralbahnhof zu Buenos Ayres.

sie ja erst verhältnißmäßig spät, und außerdem waren ja die Kräfte der Bevölkerung auch bis in die neueste Zeit zu sehr mit der Gestaltung und Konsolidirung der politischen Verhältnisse beschäftigt. Die Yankeekultur hat selbstständigere Blüthen getrieben, als die Porteño-Kultur, das muß man anerkennen, zugleich ist dieselbe aber auch viel weniger frei geblieben von Auswüchsen und Mißgestaltungen, wie uns bedünken will.

Der Kern und Herzpunkt von Buenos Ayres liegt unmittelbar hinter dem sogenannten „Fuerte“, und wenn man direct von einem transoceanischen Dampfer auf der Außenrhede kommt, so ist derselbe einem durch diesen alterthümlichen Bau, der einer römischen Arena ähnelt, und der den allbeherrschenden Mittelpunkt der Stadt bildet (S. Abbildung 4 in Nr. 4), nachdrücklich genug angedeutet. Von diesem Fuerte aus, das in den kolonialen Zeiten als Citadelle der Stadt sowie als Residenz der Gouverneure und Vicekönige diente, das man aber heute in das Zollhaus umgewandelt hat, beginnen wir daher auch am besten unsere nähere Musterung der Hauptgebäude und Hauptsehenswürdigkeiten.

Das große Zollhaus selbst giebt uns einen prächtigen Einblick in das gewaltige Verkehrsgetriebe, das Buenos Ayres zu vermitteln hat. Da liegen mächtige Marmorblöcke aus Italien, die Einlaß in dem Lande begehren, dort Berge von Weinfässern aus Bordeaux, dort Kisten voll kostbarer Seidenstoffe aus Lyon, dort Maschinen und Maschinentheile aus England — und was nicht noch sonst. Die Stadt und ihr Hinterland hat eben einen riesigen Bedarf an Artikeln jeder Art, das sagt uns der flüchtigste Blick, und wenn wir die Listen genauer prüfen, die die Zollbehörde alljährlich veröffentlicht, so erfahren wir, daß etwa 33 Procent von der Gesammt-Einfuhr aus England, etwa 20 Procent aus Frankreich, etwa 10 Procent aus den Vereinigten



Kathedrale und Plaza de la Victoria.

Staaten von Nordamerika, und ebenso etwa 10 Procent aus Deutschland stammen. Sollte sich der Antheil Deutschlands an dem argentinischen Importhandel nicht wesentlich steigern, sobald die deutsche Kolonie in Buenos Ayres — die gegenwärtig etwa 10 000 Köpfe zählt — sowie auch die deutschen Kolonien in den sogenannten fertilen Pampas aus ihrem Mutterlande eine erhebliche Verstärkung erhalten?

Laplata-aufwärts in unmittelbarer Nachbarschaft des „Fuerte“ steht das große hölzerne Gebäude des Centralbahnhofes, durch das das engste Ineinandergreifen des Land- und Wasserverkehrs ermöglicht wird. Dasselbe erscheint uns durch seinen Schweizerhausstyl sowie durch das dazu verwendete Material etwas neuweltlich. Ein Monumentalbau aus Stein und Eisen, wie wir sie in Deutschland gewöhnt sind, däucht uns einer solchen großen Verkehrsanstalt würdiger, und derselbe könnte an dieser Stelle ohne Zweifel sehr erheblich zur Verschönerung des Stadtbildes beitragen.

Der Gouvernementspalast, westlich von dem „Fuerte“, und ebenfalls noch in der unmittelbaren Nähe des Stromes, ist ein ziemlich einfacher, bürgerlicher Bau, wie sichs in einer demokratischen Republik geziemt. Das hinderte aber bekanntermaßen nicht, daß sich in den Männern, die ihn bewohnten, zuweilen sehr bedenkliche monarchische Gelüste regten. Erst in den beiden letzten Jahrzehnten scheint sich das heiße spanische Blut so weit beruhigt zu haben, daß bei den Präsidentenwahlen keine Bürgerkriegwirren und Staatsstreiche mehr drohen.

Südwestlich von dem Gouvernementsgebäude steht das Haupt-Post- und Telegraphenamt — zum Vortheile des Handels und Verkehrs, der an dieser Stelle seinen Brennpunkt hat, und zugleich auch zum Vortheile der staatlichen Centralgewalt, die dicht daneben ihren Sitz hat; und weiterhin das Kongreßgebäude, in dem die beiden gesetzgebenden Körperschaften, die das Land nach nordamerikanischem Vorbilde zu regieren suchen, abwechselnd mit einander tagen.

Wenn man von dem letzteren Gebäude erwartet hat, daß es an den stolzen Riesenbau des Capitols von Washington erinnern müsse, so fühlt man sich von ihm aber arg enttäuscht. Es ist ebenfalls ein ziemlich einfaches Haus, und erst durch Umbau zu seinem heutigen Zwecke geschickt gemacht worden, ehemals diente es als Reiterkaserne und als — Schlachthaus.

Der freie Platz, den diese Bauten gegen den Laplata hin abschließen, ist hübsch mit Bäumen bepflanzt, und auf ihm tummelt sich am Abend ein buntes Volksgewühl, die frische Brise, die von dem Wasser heraufweht, genießend, und daneben den Weisen der Militärmusik lauschend. Mitten auf dem Platze erhebt sich das hübsche Reiterstandbild Belgranos.

Nur durch eine Arkadenhalle von der „Plaza de Mayo" getrennt liegt weiter westwärts die „Plaza de la Victoria" — der eigentliche Hauptplatz der Stadt und der Mittelpunkt ihres öffentlichen Lebens, der schön umrahmt ist von der Kathedrale mit ihrer stattlichen Vorhalle aus korinthischen Säulen, von dem erzbischöflichen Palast daneben, von dem Teatro Colon und von dem sogenannten „Cabildo", der ehemals der Sitz der städtischen Behörden war, heute aber als Justizpalast dient. In der Mitte steht eine Pyramide aus Backsteinen, die zur Erinnerung an die Befreiung des Landes von der spanischen Herrschaft errichtet worden ist (S. Abbildung 3). Die Freiheit wurde von dem Cabildo aus eingeläutet, und ebenso auch jede andere Staatsumwälzung — so daß dieses Gebäude also in der Geschichte von Argen-



Calle San Martin in Buenos Ayres.

tinien eine ganz ähnliche Rolle gespielt hat, wie das Pariser Stadthaus in der Geschichte von Frankreich. Am Tage ist der Platz heiß und schattenarm, am Abend aber herrscht auch auf ihm bewegtes Leben, besonders wenn die Militärmusik darauf öffentlich konzertirt, was in jeder Woche mehrere Male zu geschehen pflegt.

Hat man die Plaza de la Victoria durchschritten, so gelangt man unmittelbar in irgend eine der Hauptstraßen — in die Rivadavia, die Victoria, die San Martin, die Peru, oder die Florida.

Als die Hauptpulsader des Verkehrs und als die Hauptgeschäftsstraße von Buenos Ayres hat die Rivadavia zu gelten, die sich genau rechtwinkelig mit dem Laplata schneidet, und die schnurstracks von dem Strome hinausläuft nach dem großen Westbahnhofe und nach den Pampas. Da die Menge von Waaren und Menschen, die sich zwischen dem Laplata und den Pampas hin und her bewegt, aber eine viel zu mächtige ist, als daß die enge Straße sie fassen könnte, so dienen derselben einige der Nachbarstraßen als Succursalen; so die Victoria zur Linken, und die Piedad und Cangallo zur Rechten — die Cangallo namentlich als die Straße der Hotels, der Kaffeehäuser, der Restaurationen und der deutschen Bierhäuser.

Unter den Hauptstraßen, die in gleicher Richtung mit dem Stromufer laufen, sind weitaus die namhaftesten die Calle San Martin (S. Abbildung 4) und die Calle Florida — die erstere das Hauptquartier der Bank- und Börsengrößen des Laplata-Landes, die letztere die eigentliche Promenaden- und Schlenderstraße — der „Boulevard des Italiens" von Buenos Ayres —, hinausleitend nach der

„Plaza del Retiro“ mit ihrer schönen Aussicht auf den Strom, und weiter nach der Vorstadt Palermo mit ihrem großen „Parque Tres de Febrero“ und ihrer berühmten Palmen-Allee, sowie für Deutsche — nach dem Coliseo und der Bieckert'schen Bierbrauerei. Breit sind auch diese beiden Straßen nicht, aber ihre Physiognomie ist nichtsdestoweniger eine echt weltstädtische, besonders was das Auf- und Abwogen der Fußgänger und Equipagen betrifft. Der Luxus, der auf der Florida entfaltet wird — von schönen Frauen, wie von ihren Anbetern — giebt zugleich einen guten Beleg dafür, daß es gar Mancher, der da hinüber gegangen ist, in dem fernen Erdraume „zu etwas gebracht hat“.

Die schöne Börse in der Calle San Martin — eins der wenigen Monumentalgebäude, die die Stadt enthält — ist dem Handelsverkehr des Platzes, der besonders in den letzten Jahren riesige Dimensionen angenommen hat, bereits zu enge geworden.

Wenden wir uns von der „Plaza de la Victoria“ südwärts, so führt uns die Verlängerung der Florida — die Calle Peru — nach den schlichten Gebäuden der Universität und des mit dieser verbundenen naturhistorischen Museums. Das letztere muß uns als das schöne Werk unseres Landsmannes Burmeister wohl doppelt interessiren. Die Bibliothek, die ebenfalls zu diesem Institute gehört, zählt heute bereits ungefähr 75000 Bände.

Von sonstigen Bauten, die zerstreut in allen Stadttheilen liegen, erwähnen wir namentlich noch die acht Markthallen, die acht Theater, das große, von einem Deutschen erbaute Zuchthaus, die städtischen Hospitäler und das deutsche Hospital — das letztere mit einem Aufwande von 500000 Mark erbaut, was die Finanzkraft der deutschen Kolonie sicherlich in keinem schlechten Lichte erscheinen läßt.

Den Namen „Buenos Ayres“ („gute Lüfte“) führt die Stadt in der That — Dank namentlich dem ungestümen Pampero, der die Miasmen tödtet oder hinwegfegt. So lange der neue Ankömmling das Klima nicht gewöhnt ist, neigt er aber bei der schwülen Hitze, die der Nordwind zu bringen pflegt, leicht zu Kopfschmerz. Einen Winter kennt man kaum, jedoch fehlt es nicht an plötzlichen Temperturstürzen, die einem ein gutes Feuer im Ofen willkommen erscheinen lassen, und bei denen einen der „Blasero“ (das spanische Kohlenbecken) durchaus nicht zufriedenstellt. Wenn das Gelbe Fieber auch Buenos Ayres gelegentlich heimsucht, und wenn dasselbe noch im Jahre 1874 große Verheerungen in der Bevölkerung anrichten konnte, so schreibt man das wohl mit gutem Grunde vor allen Dingen auf Rechnung der Sorglosigkeit, mit der die Kanalisation und das Kloakenwesen bisher behandelt worden sind. Gerade gegenwärtig hat man sich aber angeschickt, dem schreienden Nothstande, der dadurch entstanden ist, gründliche Abhilfe zu schaffen. Eine andere schlimme Schattenseite, die Buenos Ayres auszeichnet, ist der Mangel an gutem Trinkwasser. Artesische Brunnenbohrungen haben bei dem inneren Bau des Pampasbodens zu keinem Ziele geführt, Gebirge giebt es nur in weiter Ferne, und so hat man sich mit filtrirtem Flußwasser und mit aufgefangenem Regenwasser zu begnügen — ähnlich wie in New Orleans.

Lapplandfahrten.

Von H. Z.

IV.

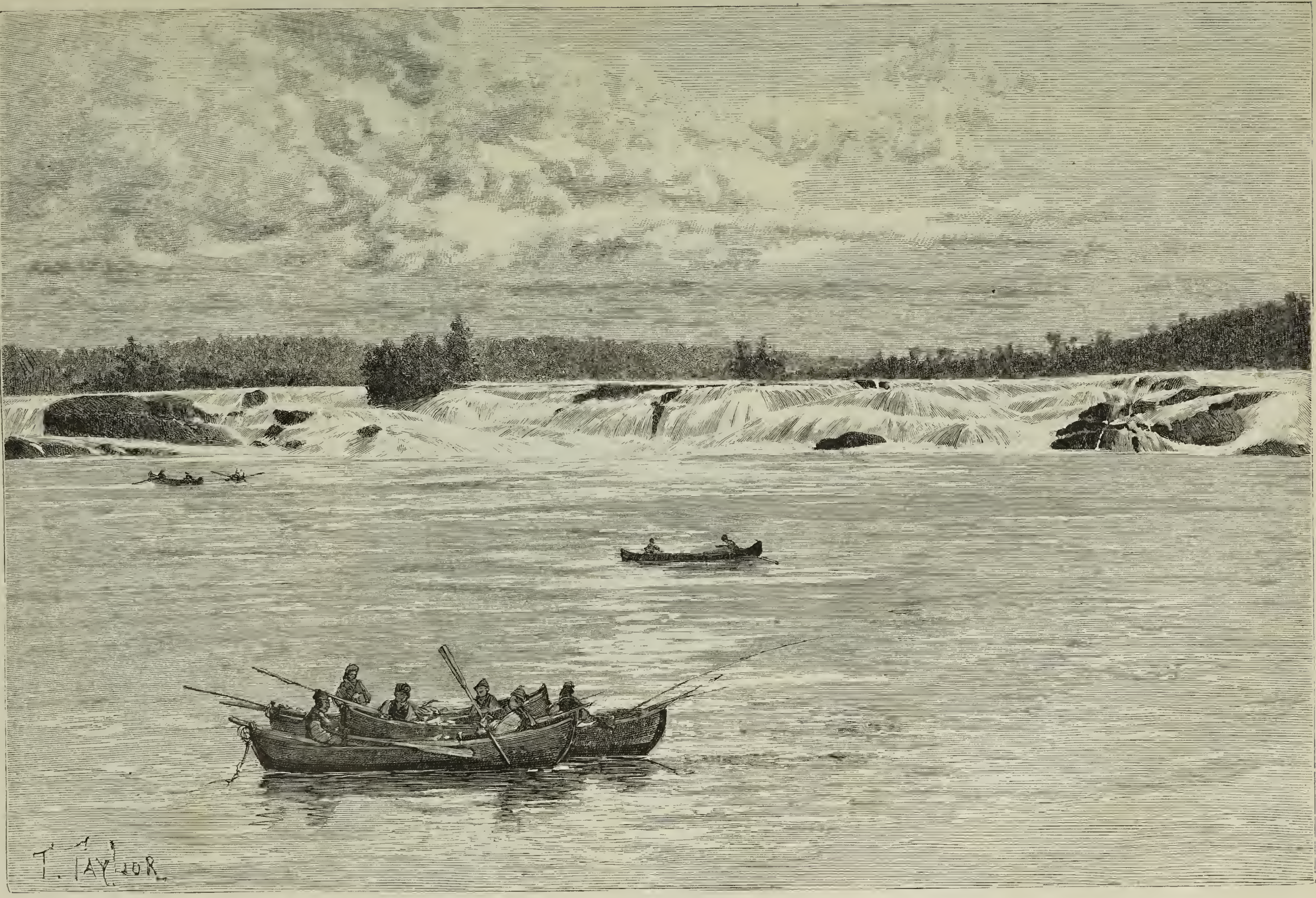
(Mit vier Abbildungen.)

Am zweiten Tage der Fahrt wird das bereits erwähnte Winterdorf der Boris-Glebianer besucht und dabei eine kleine geographische Entdeckung gemacht: ein auf der Karte noch fehlender Arm des Tschalmajauri gefunden (jauri ist wohl gleichbedeutend mit javre, d. h. See).

Das obere Ende des Sees ist sumpfig und stellenweise so seicht, daß die Nachen fast den Boden berühren, und die milde Abendluft ist erfüllt von dichten Moskitoschwärmen, die schonungslos ihre Opfer verfolgen. Es ist kaum möglich, sich vor ihnen zu schützen, und in wenigen Sekunden ist das Gesicht mit schmerzhaften Beulen und Blasen bedeckt. Moskitonetze sind nur in den Zelten zu gebrauchen. Das einzige Mittel, um sich ihrer im Freien einigermaßen zu erwehren, ist also: nach Art der Finnen Kopf und Hände mit festen Leinwandbinden nach Möglichkeit zu verhüllen oder ein tüchtiges Feuer anzuzünden und sich möglichst im dicksten Qualme aufzuhalten. Durch solche Feuer schützt man auch die Heerden. Die Renthiere retten sich auf die Höhen, wo die rauhe Bergluft die blutgierigen Feinde fernhält. Ebensowenig vertragen die letzteren Wind und Hitze und daher halten sie sich bei großer Sonnengluth oder Wind im Moose versteckt. Hierdurch unterscheiden sie sich von ihren südlichen Verwandten. Am schlimmsten sind sie im Sommer bei bedecktem Himmel. Diese Stechmücken sind ohne Zweifel die größte Landplage des Nordens.

Schönes Wetter, herrlicher Wald und ruhiger Strom gewähren am nächsten Morgen genußreiche Fahrt, bis ein neuer Wasserfall neues Landen gebietet. Dann folgt wieder ein See, dann wieder ein Stück Fluß und dann wieder ein Fall. Letzterer ist derjenige, den unser Bild zeigt, der Kämäkoski (Koski = Wasserfall). Der Rheinfall übertrifft ihn durch seine doppelte Höhe, durch die größer geartete Uferlandschaft und vielleicht auch durch seine stärkere Wassermasse. Dafür ist der Kämäkoski aber 50 m breiter. Mit dem Laufener Falle besteht übrigens die Aehnlichkeit, daß die herabstürzenden Wassermengen durch dazwischen tretende Felsen und Blöcke eingeengt werden in und kesselförmigen Schlünden gegen einander schäumen. — Hier dauert das Hinaufschaffen der Boote zwei volle Stunden.

Oben angelangt, steht der Reisende zunächst wieder vor einem See, dem Bosjauri, aber die Einförmigkeit unaufhörlicher Wälder ist hier unterbrochen von hoch erscheinenden Bergen, die den Landschaftscharakter plötzlich ändern. Wunderbar stimmen ihre durch die niedergehende Sonne bewirkten Töne von violett- und veilchenblauduftiger Ferne zum purpurnen Abendhimmel. — Am moosigen Ufer des Sees wird das Nachtlager aufgeschlagen, und zu leckerem Mahle liefert der See die trefflichsten Fische (Fölchen und Forellen) und der Wald erfrischende Beeren („Multebaer“ von Rubus chamaemorus).



Die Rämägnöski.

Während der Zubereitung des Abendessens unterhalten sich die Lappen durch Erzählen und Kartenspiel, und bei letzterem wagen Einige ihren ganzen Tageslohn — vier Kronen — auf ein einziges Spiel. Vor dem Schlafenlegen machen sie noch in der Richtung auf die Kapelle von Boris-Gleb zu mit entblößtem Haupte die erforderliche Zahl Kreuze, und damit ist ihr Tagewerk vorüber.

Vom oberen Ende des Bosjauri her donnert der Luostikoski, der sechste größere Fall des Pasvik. Man gelangt von dort zum Gaddeluobol (Luobol bedeutet in der Boris-Gleb'schen Mundart etwa „Kleine Wasserfläche"), und endlich wird der 350 m hohe Galgo-Oiavi (Frauenkopf; oiavi = Felsenkopf), die höchste Spitze der zur Linken sich erstreckenden Bergreihe, erstiegen.

Ziemlich eine Stunde geht es nun auf weichem, weißem, von Renthiermoos wie mit Schnee bedecktem Boden quer durch den Wald — den stattlichsten Wald, den man sich nur denken kann. Man begegnet darin Föhren, die 10 bis 15 m Höhe und an der Wurzel 2 m Umfang haben. Unterholz und Strauchwerk fehlen aber. Oberhalb der Waldgrenze (etwa 200 m) gewahrt man nur noch zerstreutes Birken- und Weidengebüsch, und an besonders geschützten Stellen einzelne Kiefernkrüppel.

Von dem Galgo-Oiavi überschaut man eine scheinbar unbegrenzte Strecke der einem Ocean vergleichbaren Wälder, welche ganz Finnland, Nordschweden und Ostfinnmarken von der Tana-Elv bis zum Weißen Meere überziehen. Gleich einem glänzenden Silberstreifen durchschneidet der Pasvik die dunkelgrünen Waldeswogen, und gleich Spiegeln von einer tieftönigen Tapete leuchten blaue Seen daraus hervor. Da und dort zeigt sich wohl auch eine kleine Lichtung mit braunen Torfwiesen, aber nirgends eine Spur von Menschenleben. Der Abstieg wird im Vertrauen auf die Sicherheit des pfadfinderischen Lappenführers gleich nach dem Bagatimjauri genommen, bis wohin die Fahrzeuge inzwischen gelangt sind, und eine zur Zeit verlassene Lappenansiedelung auf einer Insel dieses Sees wird zur Nachtruhe erkoren. Die Ansiedelung besteht aus mehreren gewöhnlichen Holzhütten und einigen ganz eigenthümlich aussehenden, taubenhausähnlichen Holzbauten, die fast in der Luft zu schweben scheinen, und die nur in der Mitte durch einen Pfahl oder abgestutzten Baumstamm gestützt sind. In diesen Häuschen bewahren die Lappen und Finnen ihre Speisevorräthe auf, weil sie darin ebensowohl vor Ratten und anderen Thieren, als auch vor dem Winterschnee geschützt werden. In einer solchen Aïta oder Njalla (S. Abbildung 2) wird aus Birkenreisern und Renthierfellen das Nachtlager bereitet.



Eine Aïta oder Njalla.

Ueber Nacht tritt aber vollständiger Umschlag in der Witterung ein — von über + 20° sinkt das Thermometer auf + 9°. Es ist der 10. August. Bald ist der kurze Sommer, der hier nur Juli und August umfaßt, und den meist nur ein 14tägiger Frühling und eben so langer Herbst vom Winter trennt, vorüber.

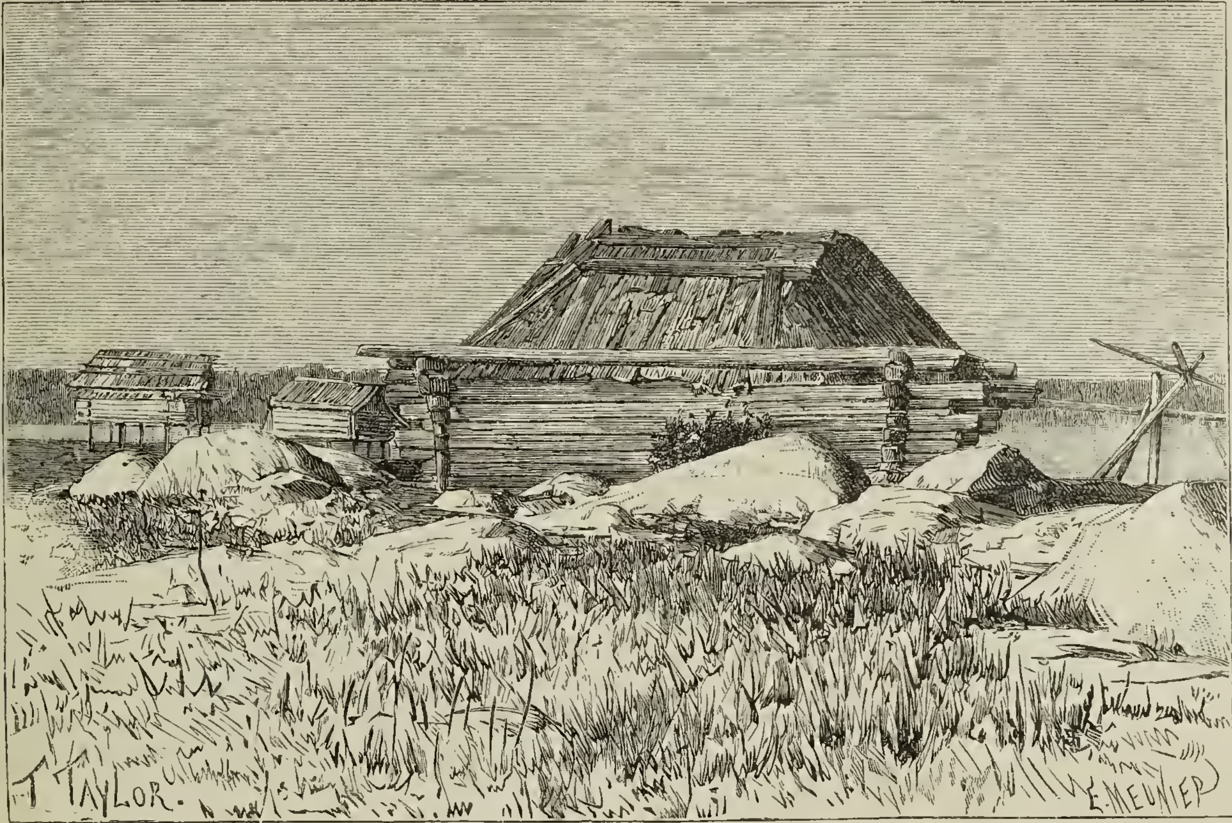
Kurz nachdem die kleine Flotte, aus dem See heraustretend, wieder richtiges Flußufer zur Seite hat, gilt es mit aller Leibeskraft und Gewandtheit eine aus mehreren Absätzen bestehende, durch Felsbrocken verengte, mächtig reißende Stromschnelle zu überwinden.

So wird der Bodsejauri erreicht, in dessen schlammigem Wasser die Nachen zuweilen beinahe stecken bleiben. An seinem Ufer befindet sich eine Finnenhütte — die erste dauernd besetzte menschliche Wohnstätte seit Tschalmajauri, d. h. auf einer Strecke von 50 km. Mit dem Bodsejauri verläßt man das Seengebiet des Pasvik und erreicht seinen Oberlauf — eine fast ununterbrochene Kette von Stromschnellen und Stromstürzen, mit einem Gefälle von 80 m auf einer Strecke von 80 km. Ueber dem zweiten — dem drei Stunden entfernten Puoruokoski — wird Halt gemacht.

Statt der weiten, malerischen, grünumsäumten Seeufer hat man jetzt immer nur rechts und links theils sumpfige, theils sandige und steinige Flußränder, einförmigen Moorboden mit kaum merklichen diluvialen Erhebungen und endlose Wälder vor sich. Hier und da stößt man auf eine kleine Lichtung, die, nach den am Boden bunt durch einander liegenden, zersplitterten und entwurzelten Bäumen zu urtheilen, durch Schnee- oder Windbrüche entstanden ist. Die Nacht wird wieder in einer leerstehenden Lappenwohnung zugebracht, in welcher der Schafstall der sauberste Raum ist (S. Abbildung 3).

Früh $7\frac{1}{2}$ Uhr zeigt das Thermometer nur 6,4°. — Nach halbstündiger Fahrt kommt man nun an den Na-utschekoski, der, wie die meisten folgenden Stromstürze, mehr eine kataraktenartige Stromschnelle als ein eigentlicher Wasserfall zu nennen ist. Das hier mitten im Fluß vorgenommene Schleppen der vorher von den Reisenden verlassenen Kähne macht aber unsägliche Mühe, da die Lappen, um sie zu ziehen, fortzustoßen und fortzuschieben, fast immer im Wasser waten müssen. Zwar hat das Wasser nur eine geringe Tiefe; aber die Gewalt der Strömungen, das bald aus glattem Fels, bald aus rollendem Gestein gebildete Flußbett und zahlreich darin vorhandene Felsblöcke

sorgen hinreichend für Schwierigkeiten, Gefahren und Zeitverlust. In einer Stunde ist der Katarakt überwunden; aber er bildet immer wieder nur die erste Stufe von einer ganzen Reihe von Fällen, zwischen denen mitunter kaum



Lappenstation an der Enara-Elf.

Der Enara-See.

einige Meter ruhigen Laufes liegen. Zwei Fahrzeuge gelangen, indem sie 2 km in 4 Stunden zurücklegen, glücklich bis zum nächsten Luobol, das dritte ist schon ganz nahe, da kommt der mit dem Ziehen betraute Vordermann zum

Stürzen, das Boot wirft den Hintermann um, schießt wie ein Pfeil dahin, prallt an einen Felsen, überschlägt sich und schüttet seinen kostbaren Inhalt — mehrere Kisten voll Zwieback — in die schäumenden Wellen. Die Männer retten sich; aber der erlittene Verlust an Lebensmitteln macht ihre Rückkehr nach Boris-Gleb unumgänglich nöthig, so daß die Weiterfahrt nur mit zwei Kähnen unternommen werden kann.

Von den nächsten 14 Kilometern gestatten das Fahren nur drei, auf den übrigen elf müssen die Fahrzeuge geschleppt werden — theils zu Wasser, theils zu Lande. Die heftigsten Stromschnellen auf dieser Strecke sind der Kiamchalkoski, der Galekoski und der Njammelkoski.

Am ersten hört der Pasvik auf, Grenzfluß zwischen Rußland und Finnland zu sein, und am dritten wird das Zelt aufgeschlagen. Die Rast ist nöthig und wohlverdient; denn von früh 8 bis Abends 9 Uhr galt es, fast unaufhörlich im Wasser stehend, gegen Ströme und Fälle zu kämpfen, was die geduldigen Lappen wohl schwerlich ausgehalten hätten, wenn die Wärme des Wassers in gleicher Weise gesunken wäre, wie die der Luft.

Während letztere am Tage kaum von 6 auf 8° betrug, so erhielt sich erstere von der vorhergehenden warmen Zeit her noch immer auf 11°.

Am nächsten Morgen, dem 12. August, ist das Quecksilber sogar auf 5° herab gefallen. Desto höher steht jedoch das den Reisemuth belebende Thermometer der Hoffnung; denn heute endlich wird der Enara erreicht! Nur noch ein Stück Fluß, dann eine Stromschnelle, wo man in einundeinviertel Stunden nur einen Kilometer weiter kommt, dann wieder ein Stück Fluß, dann nach etwa einer Stunde abermals ein Katarakt — der Paktakoski — dann wieder einmal ein kleiner See — der Paktalnobol — dann eine Strömung, dann noch ein letzter Wassersturz, und das freudige Hurrah der Lotsen verkündigt die Ankunft auf dem See! Nur fragt man noch immer: Wo ist er? Wo ist die einem Binnenmeer vergleichbare ungeheure Wasserfläche, die man der Karte nach zu erblicken hoffte? — Statt dessen befindet man sich in einem unübersehbaren Inselmeer, zwischen dessen tausend und aber tausend Inseln, Inselchen, Landzungen, Moosbänken, Sumpfschollen, Riffen und Steinen man dahinfährt, wie zwischen den Skären und Inseln der Lofoten.

Die größeren Inseln, sowie die Ufer des Enara sind mit dichtem Kiefernwald bestanden, dessen düstere Einförmigkeit durch das frische Grün weißstämmiger Birken gemildert wird, während hohes Schilf und schlanke Riedgräser die kleinen Moosinselchen, sowie die waldfreien sumpfigen Uferstellen dem Auge fast verbergen. — Nur zwei oder drei seeartige Stellen erwecken die Empfindung, daß man sich doch auf einem See befindet. Auf eine solche Stelle möge zum Schluß unser letztes Bild den Blick des Lesers lenken!

Die Batakker auf Sumatra.

Von W.Ködding.

III.

Trotz ihrer Bücher und trotz ihrer Schreibkunde besitzen die Batakker doch keinerlei Aufzeichnung von Gesetzen, von dem gesetzlichen Verfahren bei Gerichten oder von ihren Sitten. Und doch ist bei ihnen das ganze private Leben von der Geburt bis zum Tode und das ganze öffentliche Leben mit all seinen Verhältnissen gesetzlich genau geregelt durch die Sitte — Adat oder Uhum — die sich durch die Praxis von Geschlecht zu Geschlecht lebendig erhält. Kommen nach den verschiedenen Landestheilen auch Abweichungen vor, so ist sie doch überall gleich vollkommen ausgebildet. Einige der hervorragendsten Ordnungen des öffentlichen Lebens mögen hier noch näher erörtert werden.

Wo die holländische Regierung ihr Regiment befestigt hat, da besorgt sie auch die Rechtspflege. Aus den Häuptlingen bildet sie Gerichtshöfe, die unter Vorsitz eines europäischen Beamten alle Sachen so viel als möglich, bezw. zulässig nach batakscher Adat erledigen. Die freien Batakker aber bilden ihre freien Gerichte. Jeder Häuptling steht ein für seine Leute und vertritt sie, und alle Stammesangehörige sind gesetzlich für einander haftbar, so daß jede Sache eines Einzelnen Sache des ganzen Stammes werden kann, — ausgenommen wenn der Betreffende für vogelfrei erklärt wird. Welcherlei Angelegenheit nun auch vorliegen möge, durch freie Vereinigung bestimmt man Zeit und Ort einer Gerichtsversammlung, meist auf freiem Felde. Hier bilden Häuptlinge und Angesehene in hockender Stellung einen Kreis, Lanze oder Gewehr neben sich, die Menge hinter ihnen, die Parteien einander gegenüber. Beide Parteien können natürlich auch desselben Stammes sein. Hier hat Jedermann Zutritt und Jedem, selbst dem Knaben, ist es gestattet, zu reden, wenn er etwas zur Sache vorzubringen hat, doch aber wird die Ordnung nicht gestört. Hier läßt der Batak sein Rednertalent, seine Advokatenkünste, auch wohl seinen Witz und Humor glänzen. Gelangt man zu einem Resultate, und unterwirft sich die unterliegende Partei dem Urtheil, dann bedarf es gewöhnlich keiner Exekution mehr. — Viele Streitsachen werden durch Eidesleistung erledigt. Der Kläger legt den Eid auf und macht gana, d. h. die Form des Eides, indem er einen Frosch tödtet, Wasser ausschüttet oder dergleichen und unter Anrufung aller Götter und Geister in den drei Welten zu Zeugen den Angeschuldigten aussagen läßt, daß es ihm so ergehen solle, wenn er Unwahrheit behauptete und des angeschuldigten Verbrechens schuldig sei. In manchen Gegenden bestehen Eidbündnisse zwischen verschiedenen Dörfern und Stämmen, die unter sich Händel wegen Güterverlust, Dieberei u. dergl. durch den Eid abmachen, von Anderen aber den Eid weder fordern noch denselben leisten. — Nicht immer ist der Ausgang an der Gerichtsstelle ein guter, und dann kann es zu stürmischen Scenen kommen. Dann beginnt das Werk der beiderseitigen, zwischen den Parteien hin- und hergehenden Unterhändler oder Advokaten. Bringen nun diese, beziehungsweise die wiederholt abgehaltenen Gerichtsversammlungen, nichts zu Stande, dann ist die letzte Instanz der Krieg. Dieser muß von der angreifenden Partei durch Ausrufen und Abschießen tauber Schüsse in der Nähe der feindlichen Partei angekündigt werden, wobei gewöhnlich ein Termin

von acht Tagen bis zum Beginn der Feindseligkeiten gesetzt wird. Jede Partei verbarrikadirt sich indessen so gut sie kann und sucht Bundesgenossen. Zumeist besteht der Krieg in wechselseitigem Beobachten und Beschleichen, besonders Nachts in den Dörfern, wo dann die Eingedrungenen die etwa vom Schlafe Ueberwältigten niedermetzeln. Jeder, sei es Mann, Weib oder Kind, der dem Feinde irgendwo in die Hände fällt, wird in den Block gelegt, und kommt in Sklaverei, aus welch letzterer er später wieder gelöst werden kann, oder er wird gar gefressen, im Falle, daß er mit den Waffen in der Hand ergriffen wurde. Auch Feldschlachten liefern sie, dieselben haben aber für europäische Beobachter etwas sehr Lächerliches. Stunden lang stehen sich beide Parteien mit ihren alten Steinschloßflinten in guter Entfernung gegenüber. Neutrale Personen können meist ruhig zwischen beiden Stellungen passiren. Ab und zu läuft dann ein Krieger ein Stück vor, hebt seine Arme mit der Flinte dem Feinde entgegen und brennt zugleich den Schuß los, läuft dann aber so schnell als möglich zurück in seine sichere Stellung. „Weit davon ist gut vor dem Schuß!“ Geschieht es doch, daß einmal Einer getroffen wird, dann ziehen die Geschlagenen „geschlagen“ nach Hause, die Sieger aber unter Freudenschüssen und Gejubel. Verlangen die Geschlagenen alsdann einen Waffenstillstand zur würdigen Beerdigung ihres Todten, so müssen die Sieger solchen gewähren. Oft ist hiermit der Krieg zu Ende, indem die eine Partei den Frieden sucht, oft aber zieht er sich jahrelang hin bis zum vollständigen Ruin beider Parteien. — Die Kosten des Krieges trägt zunächst der Suhut, d. i. der Verursacher und Leiter des Krieges, bis Einer aus seiner Partei fällt. Nun tritt der nächste Verwandte des Gefallenen als Suhut ein, bis der Gefallene gerochen, d. h. bis ein Feind für ihn gefallen ist, worauf der erste Suhut wieder eintritt u. s. f. Zieht der Krieg sich in die Länge, dann trägt die ganze Partei die Last.

Hierbei sei auch des Kannibalismus der Batakker Erwähnung gethan. Wie dieses Volk dahin gekommen ist, ist noch ein Räthsel, und Alles, was diesbezüglich gesagt wurde, ist bloße Vermuthung. Das Menschenfressen geschieht weder aus roher thierischer Leidenschaft, noch aus Freßlust, noch aus Wuth, sondern es ist vor allen Dingen ein juridischer Act, der aber allerdings mit Lust und Wohlbehagen ausgeführt wird. Alte batakſche Feinschmecker erklären, daß Menschenfleisch am besten schmecke. In großer ordentlicher Versammlung wird der Proceß an dem Delinquenten vollzogen, der an drei Pfählen, je mit den Armen und dem Leibe, befestigt wird. Mit Ausschneiden der Handballen oder mit dem Abschneiden der Nasenspitze wird der Anfang gemacht, auf die Bissen wird ein Tropfen Citronensaft gethan, und dann werden sie im Angesichte des Opfers verschlungen. So wird dieses zu Tode gequält. Andere sollen zuvor mit Lanzen erstochen werden. Zu solchem Tode werden besonders Ehebrecher mit der Frau eines Häuptlings, Landesverräther und Sonstige verurtheilt. Es versteht sich aber von selbst, daß, so weit der Arm der Holländer reicht, auch diese Gräuel aufgehört haben. Aus Silindung hatte sie die Mission verdrängt, ehe die Holländer hinkamen.

Trotzdem die jungen Leute beiderlei Geschlechts öffentlich wenig mit einander verkehren und sehr verschämt thun, so steht es mit der Sittlichkeit zwischen ihnen doch herzlich schlecht, und zwar wirft das weder einen Makel auf das junge Mädchen, noch auf den Jüngling. Bei alledem kommen uneheliche Geburten äußerst selten vor, und öffentliche Dirnen giebt es gar nicht. Ehebruch dagegen wird hart bestraft, wohl gar mit dem Tode (S. oben), aber weniger wegen Verletzung der Sittlichkeit als wegen Rechtsverletzung. Das eheliche Band ist überhaupt in der Regel sehr lose, und nur in seltenen Fällen ist von wirklich ehelicher Liebe die Rede. Vielweiberei ist allgemein, am häufigsten bei Vermögenden, häufig genug aber auch bei Aermeren, da die Frau als ein Mittel zur Kostgewinnung gilt. Der Mann kauft sich die Frau um einen Preis, der ihrem Stande angemessen ist (2 bis 10 Büffel und mehr). Ihm gegenüber ist sie keine Person, sondern seine Sache, sein Eigenthum, sein Mensch (Djolmana). Zu jeder Zeit kann er sie zurückgeben und den für sie gezahlten Preis zurückverlangen, letzteres indeß nicht in dem Falle, daß sie ihm einen noch lebenden Sohn geboren hat. Die Kinder bleiben in der väterlichen Gewalt. So ist die Frau eigentlich Sklavin und Arbeiterin des Mannes. Sie ißt auch nicht mit ihm, sondern sie sitzt vor ihm und den Söhnen, schöpft ihm auf und bedient ihn, und erst nachdem Mann und Söhne abgespeist haben, essen Mutter und Töchter. Daher nennt die Frau ihren Mann auch ihren „Gelöffelten“ (Sinondukna). Einigen Rechtsschutz gewährt die Adat der Frau dennoch. Ist der Mann nämlich säumig in Abbezahlung des Brautpreises und sie steht nicht gut mit ihm, dann kann sie zurückgehen zu den Ihren; behandelt er sie schlecht und schlägt sie blutig — übrigens bekennen manche batakſche Weiber, daß sie hin und wieder der Prügel bedürfen —, dann kommt ihre Verwandtschaft und quartirt sich auf einige Zeit bei ihm ein; tödtet er sie gar, dann trifft ihn schwere Geldstrafe. — Ueberhaupt ist doch die Stellung der Frau eine bessere, als man nach solcher Rechtsanschauung erwarten sollte. Trägt sie auch die Last des Lebens in der Fürsorge für die Familie, so ist ihr die schwerste Arbeit vom Manne dennoch abgenommen, so namentlich ein Theil des Feldbaues und der ganze Hausbau. Versteht sie den Mann zu behandeln, so kann sie sogar einen großen Einfluß auf ihn gewinnen. Es kommen auch Fälle vor — natürlich wo Söhne vorhanden sind — daß die Frau in der Familie den Hauptton angiebt, und dann — es giebt ja auch unter den Batakkern Schwache im stärkeren Geschlechte.

Beim Tode eines Mannes erben nur die Söhne, oder in Ermangelung solcher die Brüder und männlichen Verwandten desselben, die Töchter dagegen bilden selbst ein Erbgut, insofern ein Brautpreis für sie bezahlt wird. Die Mutter steht dann unter Befehl und Pflege der Söhne, und die etwa vorhandenen Beiweiber des Vaters fallen den Söhnen ebenfalls zu, ja diese gehen Ehen mit denselben ein. Es giebt verschiedene Arten, auf welche der Batak zu einer Frau gelangen kann: 1) Mangoli; hierbei wird regelrecht um die Braut geworben und der Preis bezahlt; dies ist die vornehmste Weise, ja sie gilt für einen ehrbaren Mann als die allein anständige. Am liebsten nimmt der junge Mann die Tochter seines Onkels mütterlicherseits. Nach vielerlei Opfern und sonstigen Festlichkeiten, bei denen der Datu (Zauberdoktor) eine Hauptrolle spielt, werden die jungen Leute vereinigt. Während sie aus einer Schüssel mit Senfsamen bestreuten Reis essen, wirft die Mutter oder sonst ein altes Weib ein Kleid über sie und spricht Segenswünsche aus — namentlich, daß ihre Nachkommen so zahlreich werden möchten als die genossenen Senfkörner. Dann muß das junge Paar drei Tage und Nächte in steter Gesellschaft junger Mädchen zubringen — und erst am vierten Tage bringt der Mann sein Weib nach Hause. 2) Sumondo; dabei erhält der junge Mann die Braut unentgeltlich, wird aber dafür seinem Schwiegervater dienstbar. 3) Mangalung; der Bräutigam entführt die Braut mit Zustimmung derselben — etwa weil dieselbe einem Anderen entgehen will, den man ihr aufzuzwingen sucht — in den Wald oder sonst wo hin, nur nicht in sein Haus, und sie sind Mann und Weib ohne alles Weitere.

Ob er dann später noch etwas bezahlen will, steht bei ihm. Diese Weise gilt aber als schimpflich. 4) Mangaling; der Bursche entführt das Mädchen wider dessen und des Vaters Willen mit Gewalt, öffentlich oder geheim, und damit ist auch zugleich die Ehe geschlossen. Der Brautpreis wird dann hoch hinauf getrieben; erscheint er aber dem Räuber zu hoch, dann kann er das Mädchen wieder zurückgeben. Zeigt sichs später, daß sie schwanger war, dann kehrt sie zu ihm zurück und nun stehts bei ihm, zu geben, was er will. War sie inzwischen einem Anderen gegeben, dann ist dieser mit diesem „Gewinnst" sehr zufrieden. „Tubu di Porlakku", d. i. „es wächst mir im Garten", sagt er. 5) Mahiümpe; wenn zwei junge Leute sich zu nahe gekommen, dann kann sie ihn nöthigen, d. h. auffordern, sie zu ehelichen. Einer Hochzeit bedarf es dann ebenfalls nicht mehr und einen Brautpreis bezahlt er nach Vermögen. — Um keiner anderen Ursache willen aber kommen so viel Prozesse und Kriege zum Ausbruche, als um der Weiberhändel willen. Es versteht sich wohl von selbst, daß die neue Zeit, wo sie sich geltend macht, auch in alle diese Dinge Wandel bringt.

Gegen ihre Kinder bezeigen sich die Batakker sehr zärtlich und liebevoll, und obwohl die Söhne weitaus die begehrteren sind, weil sie den Stamm fortsetzen, so geht deshalb den Töchtern die Liebe nicht ab. Eine große Kinderschaar gilt als großer Segen. In einer Einehe kann das Familienleben daher ein ganz gemüthliches werden, in einer Vielehe aber ist der Mann entweder gar geplagt oder ein selbstsüchtiger Tyrann. Die Namengebung geschieht 7 bis 10 Tage nach der Geburt, nach vorhergegangenem Bade, unter Assistenz des Datu. Greift dieser bei Nennung eines Namens durch den Vater eine gerade Zahl Maiskörner aus einem Topfe, dann ist der Name gut; wenn nicht, so wird es fortgesetzt, bis es zutrifft. Anderswo werden die Kinder auch nach einem zur Zeit der Geburt eingetretenen Ereignisse oder sonst etwas Ungewöhnlichem genannt. Bei der Geburt des ersten Kindes wechseln übrigens auch die Eltern die Namen und werden dann nach ihrem Erstgeborenen genannt: Vater oder Mutter von N. N. Trotz ihrer Affenliebe zu den Kleinen lassen sie ihnen doch wenig sorgsame Pflege angedeihen. Die Mutter schleppt ihren Säugling überall mit hin, selbst zur Arbeit ins Feld und nährt ihn oft bis ins dritte Lebensjahr. Bis dahin gedeihen die Kinder denn auch gut, von da ab aber sind sie sich selbst überlassen und verkommen in Schmutz, und indem allerlei Krankheiten, besonders Hautkrankheiten, bei ihnen entstehen. Nun wird auch die Entwickelung sehr gehemmt, und es sterben im zweiten bis siebenten Lebensjahre sehr viele Kinder; überwinden sie diese Zeit aber, so geht hiernach die Entwickelung wieder sehr schnell voran. Von einer eigentlichen Erziehung ist nicht die Rede; die Kleinen behaupten ihren Willen gegen die Alten; und ebenso wenig denkt man an Unterricht und Einführung ins Leben. Da sich die Kleinen so früh selbst überlassen bleiben, werden sie bald selbstständig, und was sie nun hören und die Alten thun und treiben sehen, das thun sie ihnen nach; so leben sie ins Leben hinein und werden ganz von selbst Batakker wie die Alten. Der Vater hat volle Gewalt über seine Kinder, doch nicht über Leben und Tod; seine eigenen sowie der Frau Verwandten haben ein Interesse am Leben der Kinder, das sich aus dem Rechtszustande der Ehe ergiebt. Die Pflichten der Kinder gegen die Eltern beruhen auf Pietät und auf der religiösen Ahnenverehrung resp. dem Glauben, daß die Geister der verstorbenen Eltern Segen und Fluch bewirken können.

Die Gebräuche bei den Begräbnissen weichen in verschiedenen Landschaften etwas von einander ab, doch folgen sie alle der Hauptsache nach denen in Toba. Mit dem verstorbenen Armen wird nicht viel Umstand gemacht und er wird meist nur in Matten gewickelt begraben, irgendwo, denn gemeinschaftliche Todtenäcker findet man selten. Im Allgemeinen wird der Verstorbene einige Tage nach eingetretenem Tode, während welcher Zeit ein Baumstamm zum Sarge ausgehöhlt und unter Paukenmusik geklagt und geschmaust wird, begraben. Auf dem Grabe wird ein Opfer aus Reis und Fleisch bestehend niedergelegt, und der Verstorbene wird gebeten, sich damit zu begnügen, die Hinterbliebenen nicht zu belästigen und an seinen Ort (zu seinen Vätern) gehen zu wollen. An den drei folgenden Morgen wird ihm noch einmal gekochter Reis aufs Grab gebracht, dann aber wird vorläufig mit ihm gebrochen, und er wird ersucht, fortan selbst für sich sorgen zu wollen. Trotzdem werden ihm später in Zwischenräumen noch Speisen, resp. Opfer dargebracht. War der Todte aber ein reicher Mann oder angesehener Häuptling, dann war dies nur eine vorläufige Beisetzung und erst später — entweder aus freien Stücken oder nach einem Ausspruche des Datu — wird die Hauptfeierlichkeit (das paturunhon = Hinabsteigenlassen) vorgenommen. Unter Opfern und Festlichkeiten, wobei viel Volks zusammenströmt, wird die Leiche wieder ausgegraben und umtanzt, und die Gebeine werden gereinigt, um dann endgültig begraben zu werden. Die Festlichkeiten dehnen sich bei dieser Gelegenheit oft über Wochen aus (natürlich mit Unterbrechung), und man verschmaust dabei eine große Anzahl Büffel und trinkt eine Menge Tuak. Einige Stämme begraben ihre Leichen vorläufig vor dem Sopo im Dorfe (auf Nias werden die Häuptlinge vor ihren Häusern begraben), endgültig aber draußen; einige bahren die Leichen nur auf und lassen sie stehen bis zur endgültigen Beerdigung. In letzterem Falle werden die Särge aber verkittet — wenn im Hause oder Dorfe aufgebahrt —, und ein Rohr wird aus dem Sarge in die Erde geleitet. Andere wieder bewahren die gereinigten Gebeine im Sarge über der Erde — auf dem Balkon (bonggarbonggar) des Hauses oder in einem besonders dazu hergerichteten Häuschen — auf. In Hochtoba versucht man die Schädel berühmter Leute zu stehlen, weshalb hier die Gräber bewacht werden. — Der Häuptling von Pordopur, einer kleinen Insel im Tobameere, bewahrt den Schädel seines Vaters, und bei Opferfesten, die dem Vater gelten, tanzt er mit ihm und ruft ihn um Ehre und Reichthum an. — Den Gräbern widerfährt im Uebrigen keinerlei Verehrung, geschmückt werden sie aber wohl mit einer weißblühenden prächtigen Amaryllis (Ompu-Ompu). In den südlichen Landschaften werden die Schädel der beim Begräbnisse geschlachteten Büffel an Stangen auf dem Grabe aufgesteckt, und ebenso werden dort roh geschnitzte männliche und weibliche Figuren in höchst unzüchtiger Haltung bei Leichenzügen umgeführt und bei den Gräbern aufgestellt. Eigenthümlich ist Nordtoba noch die Sitte des „Namangkunur". Wenn nämlich irgend ein Liebling gestorben ist, dann wird eine Person mit einer hölzernen Gesichtsmaske bekleidet, um den Todten vorzustellen, und unter Paukenmusik geht diese Maske stillschweigend unter den Leidtragenden umher, die ihr allerlei Zärtlichkeiten sagen.

Kürzere Mittheilungen.

Eduard Süß über die Meere.

Am 3. Januar d. J. hielt Professor Eduard Süß in der Wiener Geologischen Gesellschaft einen Vortrag über „die Geschichte der Meere", durch den er seinem berühmten Werke über das „Antlitz der Erde" eine sehr willkommene vorläufige Fortsetzung giebt. Wir entnehmen demselben die folgenden Hauptgedanken:

Von den Mündungen des Ganges um das ganze Pacifische Meer herum bis Kap Horn sind die Küsten durch Gebirgszüge vorgezeichnet, welche in großen Bogenstücken an einander schließen. Von Kap Horn um den Atlantischen und Indischen Ocean bis zu den Mündungen des Ganges dagegen sind sie unabhängig von den Gebirgszügen, und nur von Tafelländern und abgebrochenen Gebirgszügen umrahmt. Die Gebirge, welche in Neuschottland und Neufundland zum Ocean hinabstürzen, sind denen, welche in der Bretagne und in Süd-Irland ein plötzliches Ende erreichen, durchaus ähnlich. Wir haben also hinsichtlich der Struktur der Meeresbecken einen pacifischen und einen atlantischen Typus zu unterscheiden.

Was das Alter der Meere betrifft, so läßt sich aus der Verbreitung der geologischen Formationen schließen, daß der Pacifische Ocean älter ist, als der Indische, und der Indische älter als der Atlantische. Den ersten umlagert Trias, den zweiten mittlerer Jura, und den dritten mittlere Kreide. Die Meeresbecken sind Senkungsfelder, zwischen denen einzelne Stücke, wie Grönland, Afrika und Ostindien, emporragen. Durch jeden neuen Senkungsvorgang und durch die Bildung jeder neuen oceanischen Tiefe wurde aber ein Theil des Meerwassers in einen neuen Behälter aufgenommen, und die Folge davon war jedesmal ein allgemeines Sinken des Strandes rings um alle Kontinente, bezw. eine allgemeine negative Strandverschiebung.

Verfolgt man die Verbreitung der Sedimente der Vorzeit, so erkennt man die Spuren eines verschwundenen Oceans, welcher mindestens seit der Triasformation von dem Pacifischen Oceane her über die Gegend der heutigen innerasiatischen Hochgebirge und der Ostalpen sowie über die Mitte des Atlantischen Oceans und Westindien hinübergriff. Während der nördliche und südliche Theil des Atlantischen Oceans also jüngere Senkungen sind, so ist der mittlere Theil eine ältere, und ebenso auch ein Theil des europäischen sowie des amerikanischen Mittelmeeres. Wie in ungeheuren Pulsationen hat sich dieses „centrale Mittelmeer" [1]), bald erweitert, bald verengt. Flach und heute noch horizontal gelagert strecken sich seine Ablagerungen einerseits von den Alpen her nach Franken und Schwaben und bis nach Nordschottland, und andererseits über Passau, Krakau, Kiew bis in den westlichen Ural und an das Eismeer. Später zog sich aber das Meer wieder bis zu den Alpen zurück, und das Land war wieder trocken oder von großen Süßwasserseen bedeckt, wie in Südengland, Hannover, Nordspanien und Portugal. Dann trat es allmählich wieder vor, um während der mittleren Kreidezeit in den gemäßigten und wärmeren Zonen der Erde seine größte bisher bekannte Ausbreitung zu erreichen. Dann wich es abermals zurück, und zwar zu gleicher Zeit in Brasilien, in den Vereinigten Staaten, in Ostindien und in dem mittleren Europa, und in Istrien, Dalmatien und Südfrankreich lagen wieder Süßwasserseen.

Die gleichförmige Ausdehnung solcher Schwankungen über weite Räume, die sich nur in der oben angegebenen Weise erklären lassen, ermöglicht es auch allein, daß die in einem kleinen Theile von Europa festgestellte Eintheilung und Bezeichnungsweise der Formationen auf dem ganzen Erdballe Anwendung finden konnte.

Verläßt man die Meere der Vorzeit, um die Spuren aufzusuchen, welche seit der Eiszeit, also in den meisten Fällen unter der heutigen Konfiguration der Küsten, zu beobachten sind, so gewahrt man dieselbe Ausdehnung und Gleichförmigkeit. Die verlassenen Strandlinien sind horizontal, und ihre Höhe über dem heutigen Meeresspiegel ist unabhängig von der Beschaffenheit der Küsten. Dieselben liegen hoch in den arktischen und antarktischen Gegenden, und ihre Höhe nimmt in der Richtung auf den Aequator ab — ausgenommen die Küste von Chile, an der hoch liegende Strandlinien bis 27° südl. Br. vorhanden sind. Anzeichen von positiven Strandverschiebungen finden sich nur in den wärmeren Meeren, so daß es scheinen muß, als ob das Wasser sich gegenwärtig von den Polen entferne und an dem Aequator anhäufe. Alle Angaben aber, welche sich auf Veränderungen der Höhe des Meeresspiegels in historischer Zeit beziehen, beruhen auf örtlichen oft sehr untergeordneten Umständen, oder sie sind Irrthum oder unerwiesen. Schweden bewegt sich nicht, wie man bisher glaubte, sondern an seinen Küsten machen sich nur gewisse Unregelmäßigkeiten in der Entleerung des Bottnischen Meerbusens und der Ostsee in die Nordsee bemerklich, und die Veränderungen, welche an den Säulen des Serapistempels von Puzzuoli zu bemerken sind, beruhen auf Schwankungen innerhalb des großen phlegräischen Kraters, wie sie ähnlich 1861 am Vesuv beobachtet wurden.

Gerade an solchen Orten, wo die menschliche Ueberlieferung am weitesten zurückgreift, haben wir Zeugnisse davon, daß der Zustand durch Jahrtausende unverändert geblieben ist. Viele Nehrungen der italienischen Küste sind heute gerade noch so beschaffen wie im Alterthume, und römische Straßen führen genau so über sie hinweg wie damals. Heute noch sieht man den großen Lido östlich von den Nilmündungen, über welchen nach Herodot die einzige Heerstraße der Aegypter gen Syrien führte, und über welche auch aller Wahrscheinlichkeit nach die Israeliten den Exodus ausführten. Auch die Hohlkehlen, welche das Meer an vielen Orten in Fluthhöhe in den Felsen hineingenagt hat, deuten auf einen langen Bestand der heutigen Sachlage hin.

Die Ablagerung von Sedimenten im Meere bewirkt im Laufe der Aeonen eine Verdrängung des Wassers und eine positive Strandverschiebung in großartigem Maßstabe. Ihr wirkt aber die Entstehung neuer Meerestiefen entgegen. Beide Arten Veränderungen kann man als eustatische bezeichnen. Dieselben reichen aber zur Erklärung der Erscheinungen nicht aus, sondern man hat daneben anzunehmen, daß sich das Wasser der Oceane in langen Perioden abwechselnd an den Polen und am Aequator anhäuft.

---

[1]) Wir können dieser Bezeichnung, die von Neumayer stammt, keinen Geschmack abgewinnen.

Dr. von Luschan's ethnologische Forschungen in Kleinasien.

Dr. von Luschan, der sich zum Zwecke anthropologischer und ethnographischer Forschungen sechs Jahre lang in Kleinasien aufgehalten hat, hielt am 3. Januar vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde einen Vortrag, der einen vortrefflichen Ueberblick über das bunte Völkergewirr dieses Erdraumes gewährte. Eine Anzahl ethnologischer Elemente ist nachweislich erst in später Zeit in das Land eingedrungen, und diese kommen deshalb bei den zu lösenden Problemen nicht in Frage; so namentlich die Tscherkessen, die erst nach dem Krimkriege in das Land kamen und in Tracht, Sitte und Sprache noch leicht zu erkennen sind; die Arnauten, die häufig als niedere Beamte fungiren; die Juden, die aus Spanien, Portugal und Deutschland bezw. Rußland-Polen einwanderten; die Araber, die in dichteren Massen nur bei Iskanderun vorkommen; die Zigeuner, die das Schmiedehandwerk sowie Diebereien 2c. betreiben, und sehr verachtet sind; und die Schwarzen, die trotz der Aufhebung der Sklaverei noch immer verhandelt werden, und die vorwiegend aus Bornu und vom Tsadsee stammen. — Schwieriger liegt die Sache bezüglich der nomadischen oder halbnomadischen Kurden, Turkmenen und Jürüken. Die ersteren sind in dem südlichen Kleinasien, wo Dr. von Luschan seine Beobachtungen und Untersuchungen anstellte, eminente Langschädel, und ihr Ursprung dürfte vielleicht auf Afghanistan oder Belutschistan hinweisen. Die Turkmenen tragen das untrüglichste Zeichen mongoloider Herkunft, und sind besonders in der Mitte und im Norden der Halbinsel verbreitet. Die Jürüken, deren Name (= Wanderer) in der Ethnologie zu den mannigfaltigsten Mißverständnissen Veranlassung gegeben hat, sind keine Mongolen, sondern Langschädel, die übrigens die merkwürdige Sitte künstlicher Schädeldeformation üben — ursprünglich wohl um das Kind besser auf dem Pferde befestigen zu können, gegenwärtig aber ohne sich über die Ursache Rechenschaft zu geben. — Sehr interessant sind in anthropologischer und ethnologischer Hinsicht die vier mysteriösen Sekten der Tachtadschy, Kysylbasch, Jezyden und Ansarieh, denen von den Mohammedanern allerlei Schandthaten und Gräuel (nächtliche Orgien 2c.) angedichtet werden. Sie glauben an die Seelenwanderung, üben spiritistische Bräuche, essen zusammen mit ihren Weibern, dulden Geschwisterehen 2c. Anatomisch sind sie übereinstimmend Breitschädel, und es liegt daher die Vermuthung nahe, daß sie die Ueberreste eines vormohammedanischen Volkes sind, wenn sie auch gegenwärtig weit aus einander wohnen. — Die Armenier bilden eine in sich homogene Bevölkerung, die aller Wahrscheinlichkeit nach seit uralten Zeiten in dem Lande lebt. Die Griechen tragen nur ausnahmsweise den antik-hellenischen Typus, zum allergrößten Theile stellt sich die griechisch redende und an dem orthodoxen Bekenntniß festhaltende Bevölkerung bezüglich ihrer Gesichtsbildung und Schädelform vielmehr zu den Armeniern oder zu den Semiten, welch letztere als Kolonisten von Süden und Südosten her eindrangen. — Die Türken Kleinasiens endlich sind Alles, nur keine Mongolen. Sie tragen zum Theil armenischen, zum Theil semitischen, zum Theil antik-griechischen und zum Theil auch hittitischen Typus — letzteres eine gute Illustration zu der Theorie von der Vererbung physischer Merkmale.

E. D.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Unsere Kenntniß der unterirdischen Wasserläufe und Höhlen Krains scheint durch die Ueberschwemmungsnoth, welche im vergangenen Jahre über verschiedene Kesselthäler des fraglichen österreichischen Kronlandes hereingebrochen ist, eine wesentliche Bereicherung erfahren zu sollen. Zusammen mit Franz von Hauer hat Franz Kraus in den Thälern von Unterloitzsch, von Planina, von Zirknitz, von Ratschna 2c. genauere Untersuchungen vorgenommen und darüber einen interessanten Bericht in den „Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums" (Bd. 2, S. 120) veröffentlicht. Wir werden aber über die Ergebnisse der betreffenden Forschungen ohne Zweifel demnächst noch viel mehr erfahren. Die Liburnau-Höhle im Planinathale ist dem angegebenen Berichte zufolge eine ganz junge Erosionsbildung, und auch in anderen Höhlen läßt sich wenigstens die noch beständig fortschreitende Unterminirungs-Arbeit des durchfließenden Wassers prächtig beobachten. Für die künstliche Entwässerung zur Zeit von Ueberschwemmungen werden sich die Höhlen sehr gut benutzen lassen.

— Nachdem die seit 1882 bestehende meteorologische Station auf dem Säntis bislang in dem 40 m unterhalb des Gipfels befindlichen Gasthause eingerichtet gewesen ist, hat man für dieselbe an geeigneterer Stelle ein besonderes Gebäude aufgeführt. Das Barometer und der Barograph stehen darin in 2500 m Höhe, und nicht mehr wie früher blos in 2467 m Höhe. Da die meteorologische Station auf dem Pic du Midi 2859 m und diejenige auf dem Sonnenblick 3090 m über dem Meere liegt, so ist die Säntis-Station die dritthöchste in Europa.

— Die Phylloxera setzt ihre Verwüstungen in den französischen Weinbergen noch immer fort, und der Schaden, welcher dem französischen Nationalvermögen daraus erwächst, ist ein außerordentlich empfindlicher. Während die Weinernte um das Ende der siebziger Jahre bis 60 Mill. Hektoliter ergab, so war dieselbe im Jahre 1885 auf 28 536 000 Hektoliter gesunken, und in den Jahren 1886 und 1887 sank sie noch weiter auf 25 063 000 Hektoliter und 24 333 000 Hektoliter. Nur in einzelnen Departements, wie in Hérault und Gard, scheint es den Weinbauern durch ihre Anstrengungen in etwas gelungen zu sein, dem Uebel zu begegnen, denn dort hat sich die Produktion wieder etwas gesteigert. — Die Einfuhr fremder Weine — besonders portugiesischer und spanischer — wuchs natürlich in Folge dessen, und dieselbe bezifferte sich 1885 auf 7 Mill. Hektoliter, 1886 auf 9 438 000 Hektoliter und 1887 auf 10 582 000 Hektoliter. — Auch der Entfaltung des algerischen und tunesischen Weinbaues war der starke Ausfall der französischen Ernte günstig, und in Algerien erzeugte man 1887 nicht weniger als 1,9 Mill. Hektoliter (gegen 1 569 000 im Jahre 1885).

Die Hoffnungen, welche man in die Einführung amerikanischer Reben gesetzt hat, sind bisher ebenfalls trügerische gewesen, besonders weil man die Bodenart nicht genügend berücksichtigt hat. Während die verwüsteten französischen Weinberge nämlich vorzugsweise mageren Kalk- und Mergelboden

enthalten, so wachsen die einheimischen amerikanischen Weinsorten zum allergrößten Theile auf sehr reichem, humosem Boden, und nach Frankreich verpflanzt gehen sie, wenn nicht durch die Phylloxera, durch Schwarzfäule (black rot) und Mehlthau zu Grunde. Pierre Viala, der die betreffenden Verhältnisse in Frankreich und Amerika eingehend studirt hat, ist der Meinung, daß nur die drei Sorten Vitis Berlandieri, V. Cinerea und V. Cordifolia Aussicht haben, auf dem französischen Boden zu gedeihen (Vergl. „Revue scientifique“, Bd. 40, 818 ff.).

Asien.

— In Hinterindien hat der französische Marine-Lieutenant de Fésigny im Auftrage des Gouverneurs von Cochinchina umfassende Untersuchungen bezüglich der Schiffbarkeit des Mekhong vorgenommen, die augenscheinlich darauf abzielen, mehr und mehr auch das Oberland dieses Stromes zu Französisch-Indien in nähere Beziehungen zu bringen. Die betreffende Expedition ist auch mit Hilfe eines kleinen Dampfers bis zu den Katarakten von Khong (in Siam) vorgedrungen, und die gefürchteten Stromschnellen von Sambor, von Prasco und von Preapatang, im Unterlaufe des Stromes, haben sich als keine unüberwindlichen Hindernisse der Schiffahrt erwiesen. Die Städte Stungtreng und Kongh bezeichnet Fésigny als die Schlüssel zu dem Inneren des Landes, und die Nachbarschaft des ersteren rühmt er ihrer Goldminen wegen als ein „indisches Kalifornien“. 150 km der durchmessenen Strecke des Stromlaufes hatten noch niemals einen Dampfer gesehen, die Schnellen von Preapatang waren aber bereits im Vorjahre durch das Experiment Reveillères mit einem Torpedoboote als überschreitbar erkannt worden. — Daß die Entdeckung früher oder später wichtige Konsequenzen bezüglich des Verhältnisses von Siam zu Frankreich nach sich ziehen könnte, wäre wohl möglich.

— Nachdem der Bann einmal gebrochen ist, scheint die Europäisirung Koreas rasche Fortschritte machen zu wollen. Durch den kürzlichen Beschluß des königlichen Rathes zu Söul, welchem gemäß die Officiere und Unterofficiere der koreanischen Armee, ebenso wie auch die Polizeimannschaften, sich künftig in europäischer Weise kleiden sollen, wird man ja geradezu an Japan gemahnt.

Afrika.

— Die Pariser geographische Gesellschaft hat von Camille Douls, der im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums aus der Gegend des Kap Bojador nach Timbuktu vordringen wollte, ausführlichere Nachrichten erhalten. Nachdem der Reisende in der Verkleidung eines Muselmannes von einem Fischerboote an das Land gesetzt worden war, fiel er sofort in die Hände der Eingeborenen vom Stamme der Ulad Delim, und er sah sich von denselben gezwungen, seine angenommene Rolle bis in alle Konsequenzen weiter fort zu spielen, und mit ihnen fünf Monate lang in der Wüste hin und her zu ziehen. Allmählich schwand aber das Mißtrauen der Raub-Nomaden, Douls erhielt seinen Kompaß und seinen Barometer zurück, und war so im Stande, mancherlei wissenschaftliche Beobachtungen zu machen. Er bestimmte den Lauf des Saguiat-el-Hamra (der „rothen Schlucht“), besuchte die Oase von Tenduf, die seit dem Besuche von Lenz (1880) sehr empor gekommen sein muß, und drang auch nach den fruchtbaren Ebenen von Ketana und Tekna vor. Am Wad Nun gastfreundschaftlich empfangen, verabschiedete er sich in Glimim von den Nomaden, und während diese wieder gen Süden zogen, wandte er sich nach Norden, und entlang dem Atlas gelangte er nach Marokko. Als er aber dort seine wahre Herkunft bekannte, ließ ihn der Sultan gefangen nehmen, und die abenteuerliche Reise würde vielleicht sehr schlimm geendet haben, wenn dies nicht durch die Dazwischenkunft des englischen Gesandten Sir Kerby Green verhindert worden wäre.

— Den „Proceedings“ der Londoner Geogr. Gesellschaft (Vol. IX, p. 760) zufolge ist der bekannte deutsche Afrikareisende Dr. G. A. Krause den Gefahren und Mühsalen seiner Reise im ferneren Hinterlande der Gold- und Sklavenküste glücklich entronnen und wieder in Accra angekommen. Derselbe drang zwar weit über Salaga nordwärts vor, mußte aber schließlich in Folge der fortgesetzten Feindseligkeit der Bewohner all sein Gepäck sowie auch seine Sammlungen — 600 bis 800 Pflanzen, Sämereien von Kulturpflanzen, Käfer, Schmetterlinge, archäologische Gegenstände ꝛc. — in Beleta zurücklassen, und besitzt gegenwärtig nicht einmal die Mittel, um nach Europa zurückkehren zu können. Gegen das Fieber, von dem er wiederholt heimgesucht wurde, bewährte sich ihm eine Pflanze, die er im Lande der Garunsi fand, als ein sehr wirksames Mittel.

— Aus Mauritius, das bis vor Kurzem als eine der reichsten britischen Kolonien galt, ertönen heute laute Klagen über den durch die Zuckerkrisis herauf beschworenen Nothstand. Die Insel war ja durch das britische Handelssystem gewissermaßen in eine einzige große Zuckerfabrik verwandelt worden, und in ihren besten Jahren erzeugte sie für mehr als 60 Mill. Mark von ihrem Stapelartikel (1877 sogar für 75 Mill. Mark). Dafür waren aber alle anderen Produkte ihres vulkanischen Bodens (Kaffee, Vanille, Gewürznelken, Zimmet, Manilahanf ꝛc.) mehr und mehr in den Hintergrund getreten. Nun zeigt sich auch an ihr, daß allzu große Einseitigkeit der Produktion selten gut gethan ist. Die Sklavenemancipation war auf Mauritius durch die starke Zuwanderung indischer Kulis verhältnißmäßig leicht überstanden worden. Jetzt droht aber das Vorhandensein der zahlreichen arbeitsscheuen Negerbevölkerung die Lage noch beträchtlich zu verschlimmern.

Südamerika.

— Wie wir vernehmen, ist E. von Hesse-Wartegg vor Kurzem von einer größeren Reise in dem nördlichen Südamerika zurückgekehrt und hat reichhaltige anthropologische und naturhistorische Sammlungen von dort mitgebracht. Unter anderem hat derselbe auch die Verbindung des nordvenezuelanischen Sees von Ticaragua mit dem Quellensysteme des Orinoco aufgefunden, und den genannten See einer genaueren Untersuchung unterworfen.

— Nachrichten aus Brasilien zufolge ist es dem Oberst Labre gelungen, den Rio Madeira hinauf bis in das Innere von Bolivia vorzudringen und sodann durch den Madre de Deos wieder nach Manaos am Amazonenstrome zurückzukehren. Man glaubt, daß damit ein wichtiger Wasserweg nach Bolivia gefunden worden sei.

— Die künstlichen Hafenwerke, welche der Engländer Hawkshaw in der Laplata-Mündung bei Buenos Ayres anzulegen beauftragt war, scheinen wenig auf die daselbst obwaltenden Verhältnisse berechnet gewesen zu sein; denn nachdem bereits im Juli vorigen Jahres ein Sturm aus Südost die begonnenen Bauten arg bedrohte, sollen dieselben durch einen noch stärkeren Frühjahrssturm (am 4. Oktober) von Grund aus zerstört worden sein (Vergl. unsere „Wanderungen durch das außertropische Südamerika“, Nr. 5, S. 69.

Australien und Polynesien.

— Es wurde bereits in Band 52, Seite 384, auf eine Expedition hingewiesen, welche die Geographischen Gesellschaften in Australien in nächster Zeit zur Erforschung des centralen Australien aussenden wollen. Da aber Ernest Giles aus Privatgründen die Führung derselben ablehnen mußte, so hat sie W. H. Tietkins übernommen. Derselbe hat sich als Reisender bereits vorzüglich bewährt; er begleitete seinen Freund Giles auf dessen früheren Entdeckungsreisen und leitete im Jahre 1879 eine Expedition von Fowler Bay (31° 59′ südl. Br. und 132° 40′ östl. L.) nordwärts nach den Musgrave Ranges, wie denn auch ein in diesem Gebirge entspringender Wasserlauf seinen Namen führt.

Das Gebirge erstreckt sich unter 26° südl. Br. von 130° 30′ bis 132° 45′ östl. L. (ungefähr 325 km) und nördlich davon läuft in gleicher Richtung damit eine noch ausgedehntere Kette — die Mc. Donnell Ranges. Beide führen ihre Namen nach früheren Gouverneuren der Kolonie Südaustralien. Ziemlich in der Mitte zwischen beiden breitet sich ein im Jahre 1872 von Giles entdeckter mächtiger Salzsee — Lake Amadeus — aus, dessen Länge von Ost nach West auf reichlich 300 km geschätzt wird. Das zwischen diesen Gebirgen gelegene weite Gebiet, welches zur Zeit noch eine terra incognita ist, soll nun von Mr. Tietkins möglichst gründlich erforscht werden. Es ist wahrscheinlich, daß der Lake Amadeus, ähnlich wie der Lake Eyre für den Cooper-Creek und den Diamantina, eine Art großer Pfanne bildet, in welcher sich zur Regenzeit die Wasser einmündender Creeks und Flüsse ansammeln, um daselbst theils in den Erdboden einzusickern, theils in der tropischen Hitze der trockenen Jahreszeit zu verdunsten. Jedenfalls werden derartige Creeks und Flüsse entdeckt werden, und die Verfolgung derselben dürfte wohl wieder zur Auffindung noch unbekannter Höhenzüge mit gutem Weidelande führen. H. G.

Allgemeines.

— Die Januarsitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde hatte ein erhöhtes Interesse dadurch, daß in ihr Professor Freiherr von Richthofen den Vorsitz wieder übernahm. In seiner Ansprache an die Versammlung wies derselbe darauf hin, daß für die geographischen Gesellschaften ganz im Allgemeinen ein kritischer Punkt herangekommen sei. Das Zeitalter der großen kontinentalen Entdeckungen, das um den Anfang der fünfziger Jahre begonnen habe, sei ja auch das Zeitalter der geographischen Gesellschaften gewesen. Da sich jenes mehr und mehr seinem Ende nähere, so entstehe aber jetzt die Gefahr, daß denjenigen Gesellschaften, die in Zukunft nicht statt auf die Erweiterung des geographischen Wissens auf die Vertiefung desselben Bedacht nehmen, allmählich die Bedingungen ihres Gedeihens fehlen werden. Bezüglich der Berliner Gesellschaft sei diese Gefahr vielleicht am wenigsten zu fürchten, da sie einer Zeit entstamme, in der bezüglich der geographischen Entdeckungen ebenfalls Ebbe geherrscht habe. Ein theilweiser Ersatz für die anderweit fehlenden entdeckungsgeschichtlichen Ereignisse werde auch unseren Kolonien geboten, bezüglich deren das Interesse an den Einzelheiten der Erforschung und Entwickelung voraussichtlich immer ein sehr lebendiges bleiben werde. Das eigentliche Ziel der Bestrebungen müsse aber die allseitige und gründliche Erforschung des gesammten Erdballes bleiben. — Was das bisherige Gedeihen der Gesellschaft anbetrifft, so ist dasselbe ein höchst erfreuliches gewesen, und nicht bloß die Zahl der ordentlichen Mitglieder hat sich von 463 im Jahre 1874 auf 990 im Jahre 1887 gesteigert, sondern auch die innere Organisation ist — vor allen Dingen durch die Verdienste des zuletzt zurückgetretenen Präsidenten Dr. Reis — eine vollkommenere geworden. — Die Vorträge des Abends hielten Professor Heinrich Kiepert und Dr. von Luschan (Vergl. Kürzere Mittheilungen).

Bücherschau.

— W. Valentiner, Der gestirnte Himmel. Eine gemeinverständliche Astronomie. Stuttgart 1887.

Ein vortreffliches Buch, das sicherlich viel dazu beitragen wird, der Wissenschaft von den Sternen neue und begeisterte Freunde zu werben. Hätten es vor Professor Valentiner zahlreichere deutsche Gelehrte in der Weise ihrer englischen und französischen Fachgenossen verstanden, die astronomischen Theorien gemeinfaßlich und dabei doch vornehm darzustellen, so würde es sicherlich auch in Deutschland besser bestellt sein um die Ausrüstung der deutschen Observatorien. Dazu, für alle unsere Sternwarten brauchbare Instrumente in geeigneter Aufstellung zu beschaffen, sollte unser Nationalvermögen doch wohl ausreichen. Die Ausstattung des Buches mit Illustrationen ist gut, reicht aber freilich nicht heran an diejenige der verwandten englischen und französischen Publikationen.

— A. H. Post, Afrikanische Jurisprudenz. Ethnologisch-juristische Beiträge zur Kenntniß der einheimischen Rechte Afrikas. Oldenburg und Leipzig 1887. Wir sind immer der Meinung gewesen, daß es sich sehr verlohnen müßte, die Rechtsbräuche der Naturvölker einer systematischen Betrachtung zu unterwerfen. Leider hielten sich aber unsere Rechtsgelehrten, die allein im Stande waren, eine solche Betrachtung anzustellen, im Allgemeinen ziemlich fern von der ethnologischen Forschung, und so blieb die schöne Aufgabe — abgesehen von einer skizzenhaften Behandlung einzelner einschlägiger Fragen bei Waitz, Peschel und Anderen — bisher ungelöst. Wir halten darum den Versuch, der in dem uns vorliegenden Werke in der fraglichen Richtung gemacht worden ist, für einen außerordentlich dankenswerthen, und wir sind überzeugt, daß sich derselbe alsbald als so fruchtbar erweisen wird, daß der Verfasser auf der betretenen Bahn weiter vorwärts gehen wird, und daß Andere ihm bezüglich anderer Erdräume ohne Zögern folgen werden. Das Buch ist eben ein bahnbrechendes. Die Methode des Verfassers, zunächst nach dem Grundsatze des „relata refero“ zu verfahren, halten wir bei dem dermaligen embryonalen Entwickelungsstadium der „ethnologischen Jurisprudenz“ gleichfalls für die richtige, und wenn die einzelnen Thatsachen, die in dem Buche auf Grund der verschiedenwerthigsten Reiseberichte behauptet werden, auf vielfachen Widerspruch stoßen werden, so darf sich die ethnologische Wissenschaft dazu nur beglückwünschen. Unsere Reisenden, die hinaus gehen unter die sogenannten Wilden, werden durch das Studium des Buches vor allen Dingen schärfer auf die Rechtsbräuche derselben achten lernen wie bisher, und ihnen ist es daher als eine wichtige Ergänzung zu jedem wissenschaftlichen Reiseführer nachdrücklich zu empfehlen. — Das gesammte Programm, welches Post verfolgt, ist in seiner früher erschienenen kleineren Schrift „Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz“ entwickelt.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII.



№ 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Reiseskizze aus dem Haussalande.

Von Ernst Hartert.

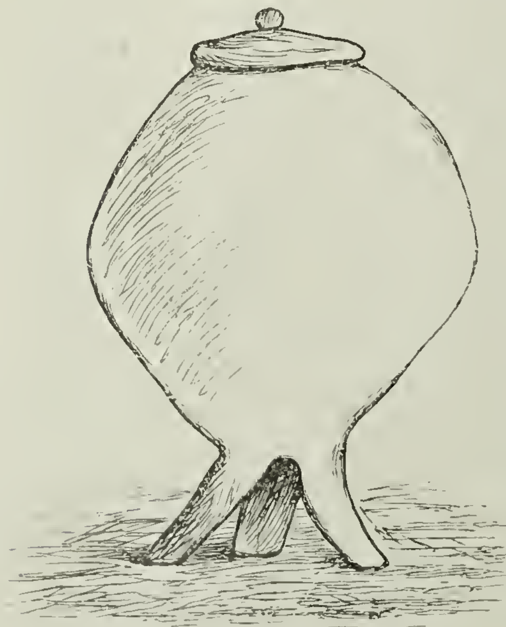
In den Berichten der Mitglieder der Flegel'schen Expedition nach dem westlichen Sudan ist der Ort Loko am Bennë genugsam genannt worden. Derselbe wurde auch unser erstes Standquartier. Hier wurde der größte Theil der Waaren abgeladen, von hier brachen Staudinger und ich 1885 auf zu unserer großen Reise nach Kano, Wurnu, Sokoto und Gandu, und hierhin kehrten wir Ende April 1886 wieder zurück, um unter möglichster Ausnutzung der uns gegebenen Frist die Ankunft des unter Herrn Thiel's Leitung stehenden kleinen Flußdampfers „Dr. Heinrich Barth" zu erwarten, die am 22. Juni erfolgte. Nachdem wir den Abend des zweiten Pfingstfeiertages bei etlichen Gläsern Rothwein in der luftigen Veranda unseres Freundes, des Herrn Zweifel zugebracht hatten, erlitt meine ornithologische Thätigkeit eine Unterbrechung durch eine nochmalige Reise nach Anassarawa. Der Anlaß zu dieser kleinen Reise war hauptsächlich folgender:

Als wir aus dem Inneren nach Verbrauch fast aller unserer Waaren zurückkehrten, fanden wir anstatt reicher Schätze an glitzernden Perlen und blendendweißen Zeugen nichts als zwei unserer Kleiderkoffer, zwei Kaffeemaschinen, eine Kiste grauen Pflanzenpapiers und etwas stark verdünnten Spiritus vor. Theils um den wiederholten Bitten des Sultans von Anassarawa nachzukommen, theils und hauptsächlich, um Mittel zu einer menschenwürdigeren Existenz zu bekommen, hatten wir den Madugu dan Tambari, den jüngeren von Flegel's Begleitern in Deutschland, mit unseren letzten beiden Pferden nach Anassarawa gesandt, um sie dem Sultan zu verkaufen.

Nachdem nun schon eine geraume Zeit verstrichen war, ohne daß Tambari zurückgekehrt wäre, beschlossen wir, uns Gewißheit zu verschaffen, und ich traf die wenigen Vorbereitungen zu einem dritten Besuche in Anassarawa. Tscherifia, die biedere Frau Tambari's, mußte ihr schwaches Pferdchen leihen, unser brauchbarer Koch und Dolmetscher bekam eine Doppelflinte und Patronen, unser nachmals frei gemachter Sklave Igalla wurde mit meinen Decken bepackt, Tscherifia's Sklave, aus dem heidnischen Akpoto- oder Apoto-Lande stammend und „Alhadi, der Hurtige" benannt, als Pferdepfleger mitgenommen — ich hing meine leichte Doppelflinte um, füllte die Taschen mit Patronen, Käferfläschchen ꝛc. und so brachen wir beim Tagesgrauen des 15. Juni auf, von einigen Frauen gefolgt, die im Schutze unserer Waffen reisen wollten. Mit etwas heißem Kopfe und starkem Durstgefühl durchzog ich den wohlbekannten Ring von Feldern, der Loko umgiebt, sowie den Buschwald, der darauf folgt. Ueber den reifenden Feldern von Sorghum und Penicillaria strichen Schaaren körnerfressender Singvögel hin — besonders Hyphantornis cucullatus St. Müll., Sitagra capitalis Lath. und Penthetria macroura Gm. — am Waldrande lockten Perlhühner und Frankoline, in hoher Luft strich der hier sehr häufige, schöne Geier-Seeadler, Gypohierax angolensis Gm., (der „schaho" der Haussa). Nach einer Stunde hatten wir einen Streifen üppigen Urwaldes erreicht, durch den ein frischer Wasserfaden rieselte, und in dem die dumpfe Stimme des großen Helmvogels, Turacus giganteus Vioill., (der „wawankurrenu" der Haussa), sich in das Blöken scheuer Affen-

heerden mischten. Hierauf folgte wieder derselbe Busch wie vorher, bestehend aus vielen Akazienarten, Anona senegalensis, Schibutterbäumen, Strychnos spinosa, und anderen Sträuchern und Bäumen, untermischt mit zahlreichen hohen[1]) Termitenhaufen, die aus der Ferne gothischen Bauwerken ähneln und bei Loko von rothbrauner Farbe, hier in Folge des sandigeren Bodens aber gelblich erscheinen. Noch mehrere feuchte Urwaldstreifen und lange Buschflächen, dann war nach $2^{1}/_{2}$ Stunden die kleine Haussa-Ortschaft Uschiarogo erreicht, wo wir wohlbekannt waren und einige „maididi", das sind aus Sorghum-Mehl in Blättern gekochte Breiklumpen, kauften, welche mir viel leichter verdaulich erschienen, als die nur halb gar gekochten Furrah-Kugeln, die man aus dem Mehl von Sorghum oder Penisetum spicatum (dáwa oder géro) bereitet. Unserer wackerer Igalla brachte auch freudestrahlend einige rogo, das sind Maniokwurzeln, die er in der Eile vom Felde gestohlen hatte, mit der Entschuldigung, „der Hunger sei der Vater der Gewalt" — einer Logik, der ich mich lächelnd fügen mußte. Nach einem langen, heißen Ritt erreichten wir am Nachmittag die von heidnischen Afo-Negern bewohnte Ortschaft Uschiambissa.

Wir lagerten uns auf dem kleinen freien Platze inmitten des Ortes, und nach kurzer Unterredung mit unserm sprachgewandten Koch hieß man uns in ein Hüttenlabyrinth mit nur einem Eingang hineinkriechen. Mit Absicht gebrauche ich den Ausdruck „hineinkriechen", denn die Neger dieser Gegenden lieben es, die Eingänge zu den Hütten so niedrig als möglich zu machen, damit nur ja keine Kälte nächtlicher Weile hineingelangen könne, damit aber freilich auch keine frische Luft. Um in den wirklich oft sehr kalten Nächten nicht zu frieren, werden auch noch in vielen Häusern „Feuerbetten" angebracht, d. h. eine Art breiter Ruhebank aus Lehm, unter der sich ein zum Feuermachen bestimmtes Loch befindet. Diese von Rohlfs und anderen Reisenden jener Gegenden hie und da erwähnten „Feuerbetten" sahen wir in allen Gegenden von Loko bis Wurnu und Gandu hinauf, doch entsinne ich mich nicht, diese Feuerlöcher in den „Betten" bei den heidnischen Korro, Kadarra und Jesko gesehen zu haben. In meinem neuen Quartier in Uschiambissa nun mußte ich zuerst in eine große, runde Lehmhütte kriechen, deren Hälfte von kunstlosen, Menschen oder Affen ähnelnden Figuren aus Lehm, die mit Federn von Adlern, Hühnern und anderen Vögeln geschmückt waren, eingenommen wurde; dann durch zwei fernere Hütten und über kleine Hofräume, bis ich auf einen etwas größeren Hofraum gelangte, der von vier durch niedrige Lehmmauern verbundenen Hütten umgrenzt war. Eine dieser Hütten war wieder nur eine „saure", d. i. ein Durchgangshaus und führte in einen für den Koch bestimmten Raum, eine wurde von einem jüngeren und einem sehr alten Weibe, und eine andere von drei Knaben bewohnt. Die vierte und letzte, für mich bestimmte war verhältnißmäßig luftig und bot trotz eines großen, bis unter das Dach reichenden thönernen Getreidetopfes (S. Abbildung) und trotz der rohen Dachstützen Raum genug für mein Lager. Das Dach der ziemlich sauberen Lehmhütte war wie immer spitz und aus den großen Blattrippen der Bambu-Palme (Raphia vinifera) gefügt, die wie die Rippen eines Schirmes oben zusammenlaufen und mit langem Gras belegt sind. Ueber die niedrige Verbindungsmauer der Hütten und über andere verfallene Mauern sah ich in einen dichten Wald hinein. Die freundlichen Weiber versprachen gegen Entrichtung einiger Kaurischnecken zum Einkaufen von Salz und gegen das Versprechen eines Geschenkes Essen zu kochen und brachten alsbald zum Beweise ihrer guten Gesinnung einige vermöge ihrer süßen Säfte bei Negern und Malayen sehr beliebte und auch mir sehr wohlschmeckende, halbreif geröstete, warme Maiskolben und frisches Wasser. Da weiter nichts mehr zu thun war, ging ich mit der Flinte fort, theils den Ort zu besehen, theils nach Wild zu fahnden. Uschiambissa ist früher ein viel größerer Ort gewesen, wie die alten weiten Umwallungen und die vielen aus dem dichten Gestrüppe ragenden Hüttentrümmer beweisen. Wie so mancher Ort, ist auch dieser in Folge von Unbotmäßigkeit vor einigen Jahren von Anassarawa „gegessen" worden, wie die Neger sich ausdrücken. Jetzt ist er von keiner Bedeutung, und die Zahl der Hütten schätze ich nicht über achtzig. Nach Art der anderen bergbewohnenden Heidenstämme sind die Gebäude durch Lehmmauern verbunden, so daß je eine kleine Zahl ein abgeschlossenes Ganzes bilden. Fetischhütten giebt es eine ganze Anzahl. Im Walde wurden Antilopen gesehen, und sowohl mir als auch meinem Koch gelang es, ein Perlhuhn zu erlegen. Im Hofe sahen wir auch das Fell einer Antilope von der Größe des Edelhirsches, das nur eine von einem Giftpfeil herrührende kleine Wunde am Rücken hatte und nach Angabe des Schützen nach dem Schusse nur etwa 80 Schritte weit gelaufen war. Unsere Perlhühner wurden in Palmöl und Wasser gekocht und bildeten für uns Alle mit dem „tuo" aus Sorghum-Mehl und einem sehr angenehmen Gemüse aus Blättern ein herrliches Mahl. In dem Gemüse fand ich zu meinem Staunen Speckstücken. Sie rührten von einem erlegten Wildschwein (Potamochoerus) her, dessen Fleisch die Mohammedaner nicht essen. Nachdem ich in Petermann's Mittheilungen (1887, Heft 6) die von den Pflanzen hergestellten Nahrungsmittel, soweit ich sie kennen lernte, besprochen habe, will ich hier der bei den Haussa zur Nahrung verwendeten Thiere und aus dem Thierreich entnommenen Nahrungsmittel kurz gedenken.



Thönerner Getreidetopf in Uschiambissa (8 Fuß hoch).

Rinder (die Kuh = ssaa h.[1]), der Ochse = ssania h.) werden in fast allen Gegenden des Haussalandes in stattlicher Menge gehalten. Es sind lauter Buckelrinder. Die weiße Farbe ist im Allgemeinen vorherrschend, die Hörner mittellang. In den nördlichen Theilen ist eine Rasse mit kaum angedeutetem Buckel, und mit kurzen, dicken Hörnern, sammetweichem Fell und kräftigem Bau häufig, die namentlich zu Last- und Reitthieren benutzt wird. Bei Kaschia[2]) und wenn ich nicht irre, bei etlichen Orten der Provinz Samfara[2]) sahen wir weiße Rinder mit ganz gewaltigen, langen Hörnern und oft sehr kleinen Buckeln. Ich hatte verschiedentlich Gelegenheit zu bemerken, daß der Haussa sich der Hauptsache nach von Vegetabilien nährt, doch genießt er auch

[1]) Bis zu vier Meter.

[1]) h. bedeutet „in der Haussasprache".
[2]) Vergl. die Karte unserer Reise in den Mitth. der Afrikan. Gesellschaft 1887, Band 5.

Fleisch gern; nur wird er bei alleiniger Fleischnahrung sehr bald klagen, während er lange ohne Fleisch zufriedengestellt werden kann. In größeren Städten wird täglich frisches Rindfleisch verkauft. Es wird besonders in den das übliche Mehlgericht schmackhaft machenden Saucen gekocht. Häufig wird das Fleisch auch, leicht geröstet, einige Tage transportirt, oder — namentlich aber Hammelfleisch — ganz nach Art des ostindischen „deng-deng“ oder des „biltong“ der Transvaalen präparirt, d. i. in platte Stücke geschnitten, mit Salz und rothem Pfeffer eingerieben und so in der Sonne getrocknet, um nachher meist roh verspeist oder zu Saucen benutzt zu werden. Milch wird fast nur in saurem Zustande unvermischt oder mit furrah getrunken und meines Wissens nie zum Kochen verwandt. Gute Butter bereitet man aber überall.

Schafe (ragó h.) werden überall und in verschiedenen Rassen gehalten. Sie tragen glatte Haare, niemals Wolle, und es ist anzunehmen, daß sie von dem sehr ähnlichen afrikanischen Bergschaf abstammen. In Wurnu bekamen wir ein silbergraues Schaf, das eine Haarkräuselung wie einen Uebergang zur Wolle zeigte, weiße langhaarige Rassen sind aber vorherrschend. In Samfará wurden große Heerden zur Hälfte braun, zur Hälfte weiß gefärbter kurzhaariger Schafe gehalten. In Kano sahen wir eine große Art mit einem hohen, schmalen Kopfe und mit einer Nase vom Aussehen der in Witzblättern karrikirten Judennasen, vergleichbar den in Suez feilgebotenen „thebaischen Ziegen“. Ein zwerghaft kleines, schwarzes, ziegenähnliches Schaf sahen wir in Loko. Das Fleisch der Schafe wird viel gegessen und ist für den Magen des Europäers ohne Zweifel bekömmlicher, als das meist sehr zähe Rindfleisch. Der Haussa melkt die Schafe nicht. Sehr oft sahen wir Schafe mit Fleischklunkern am Halse.

Ziegen werden gleichfalls überall gehalten. Wenn auch nicht so klein, wie die des unteren Niger, erreichen dieselben doch niemals die Größe deutscher Ziegen. Gegessen werden sie ebenso, und wir fanden das Fleisch junger Ziegen vortrefflich. Ziegenmilch ist bei den Haussa nicht im Gebrauch, und ich bekam sie nur beim Häuptling in Lokodscha an der Mündung des Bennë sowie von unserem alten Freunde, dem Halbaraber Massaud, in Saria.

Das Fleisch vom Pferde (doki h.) wird nie von einem Haussa berührt, wohl aber nach der Erzählung unserer Leute von den Heiden am Benuë. Ohne Zweifel halten sich die Pferde in den nördlichen Provinzen besser — noch mehr die Esel (yaki h.), die stets einen schwarzen Rückenstreif haben — als in den südlichen. Während hier meist eine wenig schöne und nicht große Rasse gezüchtet wird, findet man im Norden große, edle Rosse von echt arabischer Abstammung sowie auch die ungemein beliebten, ausdauernden, kleinen Wüstenpferde der Tuareg und Gobirri (unter dem Namen doki-n-Asbin, oder dan Asbin, Asbenpferd oder Asbensohn).

Von Wild ißt der Haussa außer dem Schwein und dem Affen wohl Alles, was er bekommt, doch ist dies nicht viel, da er im Allgemeinen ein schlechter Jäger ist. Nur in den nördlichen Provinzen werden hier und dort Hunde abgerichtet, um kleineres Wild aufzustöbern. Etwas mehr jagen wohl die Fulbe-Hirten und einige heidnische Stämme, bei denen wir oft Pyramiden aufgehäufter Wildschädel sahen. Als Jagdwaffe dient der vergiftete Pfeil, von einer Bogensehne geschnellt, oder — am Benuë — gegen Elephanten aus Flinten geschossen, wie es auch in Adamaua und im Inneren von Liberia[1]) geschieht. Wild pflegt nama dscheschi, d. i. Fleisch des Waldes, zu heißen, eine kleinere Antilopenart heißt bauna, andere Arten haben andere Namen.

Truthühner (tollo-tollo h.) sahen wir nur in größeren Städten. Wir bekamen sie oft als Geschenke, ebenso in Saria auch ihre Eier. Sie sind von seltener Größe und recht wohlschmeckend.

Perlhühner (ssabó h., die Henne ssaboá), die überall wild leben, werden von Saria an nördlich gehalten, und ihr Fleisch sowie ihre Eier sind beliebt und gut.

Hühner (kasá h.) giebt es selbst in den kleinsten mohammedanischen und heidnischen Dörfern und dieselben dienen überall zur Nahrung, während die Eier wenig im Gebrauch sind. Eine interessante rebhuhnartige Zeichnung ist nicht selten, ebenso auch sogenannte Strupphühner, bei denen die Federn starr abstehen.

Tauben (tantabáru h.) werden zwar in Menge gehalten, aber nur nebenbei gegessen. Sie kommen in allen möglichen Farben unserer Haustauben vor, mit nackten, sowie mit halb und ganz befiederten Füßen.

Enten (kasa-n-Yoruba, d. h. Yoruba-Huhn, hin und wieder auch kasa-n-rua, d. h. Wasserhuhn genannt) werden ebenfalls überall gehalten, und zwar nur Varietäten der domesticirten Moschusente. Sie sind eine beliebte und vorzügliche Speise.

Von wildlebenden Vögeln kommen selten mehr als Perlhühner, Frankolinhühner (mokorúa h., Francol. bicalcaratus L.) und deren Eier, und größere Wasservögel auf den „Tisch“ der Haussa.

Fische (kifi h.) leben zahlreich in den Gewässern und sind bei den Eingeborenen besonders in getrocknetem Zustande beliebt, indem sie gern zu einer aus Palmöl, dodóa (aus den Früchten der Parkia biglobosa), Pfeffer und dergl. bereiteten, scharfen Sauce benutzt werden.

Honig wird überall gegessen. Im Süden sucht man nur die Nester der wilden Bienen auf, während in den nördlichen Provinzen große Körbe mit einem durchlöcherten Deckel für die Bienen in den Bäumen angebracht sind. Aus dem Honig wird auch ein süßes Naschwerk, (ālēwa h.), sowie eine zu Reiskuchen gegessene Sauce (mit Butter) bereitet, die wahrscheinlich schon eine Errungenschaft arabischer Kochkunst ist. Sowohl die Biene, als auch das von ihr erzeugte Produkt, der Honig, tragen in der Haussasprache denselben Namen (súmma h.).

Auch Raupen sahen wir auf dem Markte von Saria in getrocknetem Zustande zum Verkaufe ausgeboten. Hiermit habe ich aber die mir bekannt gewordenen aus dem Thierreich entnommenen Nahrungsmittel der Hauptsache nach erschöpft. Trotzdem wir in einem Zeitraum von etwa 15 Monaten hierauf geachtet haben, mag uns indeß manches weniger gebräuchliche Nahrungsmittel entgangen sein, und habe ich auch einige mir nicht genügend bekannt gewordene (z. B. Frösche [h. birrdigi] und Konda-Muscheln) nicht erwähnt. Ich beabsichtigte mit dieser Abschweifung namentlich späteren Forschern Fingerzeige zu geben, ohne mir die geringste Vollständigkeit anmaßen zu wollen, die man kaum bei langjährigem Aufenthalt erreichen kann. Ich kehre nun zum Verlauf der Erlebnisse zurück.

Nach beendeter Abendmahlzeit versuchten die Weiber mich durch ungraziöse Tanzbewegungen zu unterhalten, ich zog aber den Schlaf vor und ruhte trotz eines heftigen Gewitters, das über Uschiambissa hinzog, genugsam aus. Am sechszehnten Juni brach ich dann, nachdem unsere Wirthsleute einige Glasperlenketten, einen rothen Tarbusch und bunte Tücher erhalten hatten, früh um $3\frac{1}{2}$ Uhr auf. Kurz hinter dem Orte tauchten wir auf steil abfallendem, dem Pferde sehr beschwerlichem Wege in tiefes Walddunkel ein, in welches kein Strahl des herrlichen, magischen Mond-

[1]) Dort mit eisernen aus Amerika eingeführten Pfeilgeschossen, am Benuë mit einfachen Holzpfeilen und Eisenspitzen von großer Wirksamkeit.

lichtes drang, das bei unserem Abritt die Landschaft erhellt hatte. Ich ließ daher mein Pferdchen führen und ging zu Fuß, bis wir ein unheimlich vor uns hinrauschendes, dunkles Gewässer erreichten. Der Koch ging voran, um die Tiefe zu prüfen: es war gerade so tief, daß ich das Durchreiten wagen konnte; anfangs ging dasselbe auch ganz gut, aber als ich schon fast das andere Ufer erreicht hatte, glitt das Pferd aus, und im Nu lag ich unter ihm in dem reißenden Wasser. Mit Hilfe der Leute war ich zwar bald wieder unversehrt auf dem Ufer, aber Kleider, Flinte und Revolver waren naß, und der Sattel nahm durch das Wasser die doppelte Schwere an. Wieder lief ich daher frostklappernd zu Fuß den ansteigenden Pfad hinauf, der aus der Waldschlucht auf eine freie Grasfläche führte. Hier wich die Nacht mit ihrem Schatten von uns, und als wir bald nachher von neuem ins Waldesdunkel traten, ging schon die Sonne in goldenem Glanze auf. Ich vertraute mich nun wieder dem Rücken des Pferdes an und genoß in vollen Zügen die Großartigkeit des mich umgebenden Waldes, in welchem bunte Helmvögel und großschnäbelige Bucerotiden lockten, Affen blökten und auf dem Wege zwischen zahlreichen Fährten kleinerer und größerer Antilopen auch die Spuren einer Elephantenfamilie zu sehen waren — neben mehreren Fährten alter Thiere auch die eines noch ganz jungen Elephanten. Leider konnte ich mich nicht mit der Verfolgung derselben abgeben und zog ohne Aufenthalt weiter.

Um $7^1/_2$ Uhr erreichten wir Ubé, einen kleinen Ort, dessen heidnische Bewohner uns schon zweimal Gastfreundschaft gewährt hatten, die aber in Folge eines Ueberfalles von Schaaren aus dem von Flegel durchreisten Abutscha-Reiche in den zwischen Felsen verschanzten Ort Indu geflüchtet waren.

Durch eine wundervolle Gebirgslandschaft ging der Marsch weiter, bis wir um 2 Uhr das Ufer des Kogin Anassarawa erreichten. Gestern war er noch zu Fuß durchschritten worden, heute war er in Folge nächtlicher Regenströme so geschwollen, daß er wieder mit einem Kanu überwunden werden mußte.

Das altbekannte Anassarawa fand ich menschenleer, still und uninteressant. Der Herrscher befand sich mit vieler streitbarer Mannschaft und dem dazu gehörigen Weibertroß im Kriegslager gegen die Koto-Heiden, wenige Karawanen zogen in dieser Zeit durch diese Gegend, und die Industrie von Anassarawa ist unbedeutend.

Was nun Freund Tambari betraf, so hatte er das möglichst Thörichte gethan: er hatte unsere Pferde in das Kriegslager des Sultans gebracht und wartete nun hier in Anassarawa, mit den Weibern schwatzend und in voller Unthätigkeit der Dinge, die da kommen sollten. Der Sultan, der auf so einfache Art in den Besitz der gewünschten Pferde gekommen war, hatte natürlich längst und gern vergessen, daß er für dieselben noch etwas schuldig war. Im Augenblicke konnte ich trotz meines Zornes auf Herrn Tambari — der entweder aus Feigheit und Thorheit, oder im Einverständniß mit dem Sultan gehandelt haben mußte — nicht allzu hart sein, weil er, von heftigem Rheumatismus und bösem Husten geplagt, ein Bild des Jammers in seiner Hütte lag. Bei seiner Wirthin, der hübschen, hellbraunen, schlanken Frau des Sariki-n-paua, d. i. des Schlächterfürsten, deren Mann im Kriegslager weilte, wurden auch noch mir und meinen Leuten genügende Räumlichkeiten für den kurzen Aufenthalt gegeben und Abends wurde mit Ziegenfleisch, das ich gekauft hatte, ein treffliches Mahl bereitet.

Am 17. Juni blieb ich in Anassarawa, denn es hieß, der Sultan zöge aus zum Fechten, und unser Weg würde somit resultatlos sein, da ich beschlossen hatte, den Sultan aufzusuchen und die Pferde zurück zu begehren. Um den Tag möglichst auszunutzen, brach ich gleich Morgens, gestärkt durch eine Schüssel Koko (d. i. eine leicht verdauliche dicke Suppe aus Sorghum-Mehl) auf, um in der Umgegend herum zu streifen. Die nahen felsigen Hügel machen die Scenerie zu einer recht hübschen. In den südlich von Anassarawa fließenden Strom mündet etwa 20 Minuten unterhalb ein fast gleich großer Strom, der nahe an der Westseite von der Stadt vorüberfließt. Er strömt hier in der Richtung von Nord nach Süd. Durch das zu demselben führende Thor verließ ich die Stadt und verfolgte den Lauf bis zur Mündung in den anderen, mehrfach von uns überschrittenen Strom. Vergebens bemühte ich mich aber, auf Antilopen (A. scripta) zu Schuß zu kommen, ich beobachtete nur allerlei Vögel und nahm schließlich ein Bad in dem schnellenreichen, kühlen Wasser des von Norden kommenden Flusses. Dieses Bad war überaus schön. Ueber mir kreisten Milane, Geier und stattliche Schopfadler [1]), auf den Klippen im Strome saßen graue Brachvögel und bunte Eisvögel, im hohen Grase an den Ufern schwirrten Bienenfresser [1]) und feuerfarbene Webervögel, und von fernher erklang das Locken großer Buschhühner und das dumpfe, klagende Geschrei des herrlichen Bananenfressers [2]). Auffallend war die mangelhaft vertretene Schmetterlingswelt, von der außer einigen Danaïs chrysippus und dem in den Straßen der Stadt weitverbreitetsten und gemeinsten Papilio nichts zu bemerken war, wie denn auch außer einigen Ameisen, und mehreren Arten Hemipteren und Mantis nur sehr wenige Coleopteren in die Augen fielen.

Nachdem der Koch durch ein Perlhuhn, ich durch ein ebensolches, sowie durch einen Glanzstaar und ein paar Sporenkiebitze (Lamprocolius auratus und Lobivanellus senegalus) für Fleischspeisen gesorgt hatten, verbrachte ich den übrigen Tag im Schatten meiner Hütte.

Außer einigen neugierigen Freunden Tambari's besuchten mich ein Sohn des Herrn von Saria und der Sohn eines früheren Sultans von Sokoto. Der letztere brachte die Nachricht, daß der in unseren Berichten oft genannte, allmächtige Osiri in Sokoto gestorben war und seine Stelle der Sohn des Galadima bekleide. Während dieser Königssohn einen höchst liederlichen Eindruck machte und einer der gewöhnlichen Herumlungerer zu sein schien, war der Sohn des Sultans von Saria ein gemüthlicher, dicker, gefälliger und anscheinend auch sehr wohlhabender Mann. Ich erzählte ihm von unserem Besuche in Kano, der ihn sehr interessirte, und am späten Abend brachte er mir noch einen intelligent aussehenden jungen Schriftgelehrten, der nach Kano reisen wollte und mir einige kurze Grußschreiben an unseren Wirth in Kano, den nächst dem Galadima mächtigsten Minister, an den Matschi und an den reichen Araber Alhadi Massaud mit seinen Freunden Alhadi Abande und Alhadi Abubaker verfaßte, die ich unterzeichnete und ihm zur Besorgung übergab.

Am Morgen des 18. Juni ließ ich mich über den auf der Westseite fließenden Strom setzen und ritt in das ungefähr in nordwestlicher Richtung am Fuße felsiger Hügel errichtete feste Kriegslager (sansanni h.), wo ich nicht bei unserem früheren Wirthe in Anassarawa, dem Turaki, der hier nächst dem Madaki am meisten vermag, uns aber im Jahre 1885 als habgierig und unliebenswürdig bekannt geworden war, abstieg, sondern bei dem überaus gefälligen Sariki-n-paua, der uns auch alsbald zum Sultan führte. Dieser war in großer Erregung ob eines Uebergriffes des

[1]) Spizaëtos occipitalis Daud.

[1]) Merops pusillus Müll.
[2]) Musophaga violacea Isert.

Madaki von Keffi bei Gelegenheit einer Sklavenstreitigkeit und lärmte in seinem Hofe in wenig königlicher Art umher. Nachdem ich kurze Zeit in seiner Hütte auf einem Baumstamme sitzend gewartet hatte, kam er herein, mich freundlich grüßend, aber voll Ingrimm über meinen Koch, der ebenso wie ich mit der Flinte in den Händen vor ihm saß. Dies war in seinen Augen eine Nichtachtung und er befahl, dem Koch die Flinte zu entreißen. Weder der Koch noch ich aber waren damit einverstanden, und es entstand ein kurzes Ringen, das ich nothwendiger Weise binnen Kurzem durch Einschreiten mit dem Revolver hätte beenden müssen, wenn nicht noch zur rechten Zeit der Sultan selbst seine Leute zur Seite gestoßen und die Flinte des Kochs ergriffen hätte, die dieser ihm auf meinen Wink überließ. Als es ruhig war, nahm der Sultan das Wort und erklärte, daß ein Neger nicht vor ihm mit dem Gewehr sitzen dürfe, und zugleich gab er mir die Flinte in die Hand — denn der Weiße habe andere Sitten und Gebräuche. Ich sagte hierauf, der Koch handele nur nach meinem Befehle, und was ich für gut befände, würde dem Sultan nicht schaden — und dabei gab ich dem Koch die Waffe wieder.

Es entspann sich nun nach Art der Neger, die den Werth der Zeit nicht kennen, ein überlanges Gespräch, in dem der Sultan auf meinen Wunsch, die Pferde mitzunehmen, erklärte, dies sei nicht möglich, da er sie benutzt und eines getödtet habe, das andere sei abgehetzt, auch vertrage es sich nicht mit seiner Würde. Er werde uns den Kaufpreis voll und ganz bezahlen, nur sei er jetzt nicht in der Lage, es zu thun! Dann beklagte er sich über die unehrerbietigen Reden des Kochs und darüber, daß ich ihn nicht als Fürsten betrachte. Meine Entgegnung, daß dieses seine Einbildung sei, und ich ihn, trotzdem ich selbst ein großer, mächtiger Mann sei, mit aller Ehrerbietung behandelt habe, wie es unter Freunden üblich sei, rief erst einen gewaltigen Zorn hervor, bis der Sultan mir, der ich gleichmüthig dagegensprach und mich bemühte, ihm klar zu machen, daß er ein Halunke sei, die Hand reichte und mich bat, keinen Krieg zu beginnen. Trotz meines bald schwindenden Gleichmuthes sah ich ein, daß es sehr unklug sei, wenn ich hier im letzten Augenblicke noch unser freundschaftliches Verhältniß zu den Haussafürsten zerstört hätte. Ich gab mich also mit den Versprechungen auf reichen Ersatz für die erschwindelten Rosse zufrieden. Wußte ich doch damals noch nicht, daß Deutschlands Interesse für jene Gegenden aufgegeben sei.

Nach freundlichem, durch Kolanüsse gewürztem Abschiede von dem Sultan ging ich noch um einen Theil des sehr umfangreichen, mit unbedeutendem Walle und Graben umgebenen „sansanni“ herum und hatte die Freude, die große Hirundo senegalensis zu beobachten, worauf ich den Rückweg antrat. Der Weg bis Anassarawa führt anfangs durch lichten Buschwald, zuletzt aber durch fruchtbare Felder und bietet nichts Bemerkenswerthes. Obgleich wir erst am späten Nachmittage die Mauern von Anassarawa wiedersahen, gelang es dem Koch doch noch, ein Perlhuhn zu erlegen, das unser Mahl bildete.

Nur kurze Ruhe gönnte ich mir und den Leuten, denn uns Allen schien ein Marsch in der Kühle der Nacht angenehmer, als in der heißen Sonne. Als daher um Mitternacht der Mond aufging, machten wir uns nach Ueberreichung einiger Geschenke an die Wirthin (rothe Tarbusche mit Quasten, Perlen, Spiegel) reisefertig, Tambari, für den ich kein Pferd hatte und dessen Frau ihm — weil er ihr Geld größtentheils durchgebracht hatte — ihr eigenes nicht anvertrauen wollte in Anassarawa lassend.

Das Wasser des Kogin Anassarawa war gefallen, so daß wir ihn ohne Boot überwanden, und die frische Morgenluft wirkte so stärkend, daß wir in raschem Tempo vorwärts kamen. Selten habe ich einen so schönen Morgen genossen wie diesen. Während noch der Mond sein bleiches Licht über das zu meiner Rechten sanft absteigende Land ergoß, schienen sich die wildzackigen Gipfel der zu meiner Linken steil aufsteigenden Afo-Berge zu vergolden, um dann in rothem Lichte zu glühen für Augenblicke, bis der Feuerball der Sonne über ihnen auftauchte.

Ohne Aufenthalt ging es weiter, an Ubé vorbei und bis zum Bache von Uschiambissa, wo wir einen kühlen Trunk thaten und für einige Minuten die Glieder streckten. Dieser Bach ist jedenfalls derselbe, den wir 1885 bei Uschiarogo überschritten hatten, und der etwa sieben Kilometer stromab von Loko in den Bennë mündet, derselbe auch, welcher der eine Stunde von Loko entfernten Farm auf dem Wege nach Uschiarogo das Wasser liefert, und welchen wir eines in demselben verlorenen Revolvers wegen den Revolverfluß benannt hatten.

Trotz des kühlen Morgens war der Mittag ungemein heiß und auf dem Wege von Uschiambissa nach Uschiarogo plagte uns eine kleine Bienenart, die zwar nicht sticht, aber durch ihr Herumkriechen an Hals, Nase, Ohren ihre Opfer, die sie in großer Zahl überfällt, schrecklich peinigt. Zum Glücke wurden wir von diesen Quälgeistern nur eben in der Gegend von Loko bis Anassarawa geplagt und scheinen dieselben auch nur eine gewisse Zeit im Jahre — vielleicht im ersten Theile der Regenzeit — und auch dann nicht bei jeder Witterung lästig zu werden.

Am Nachmittage kamen wir nach Uschiarogo, wo wir etwa anderthalb Stunden ruhten, und einige „maïdidi“ nebst Honig verzehrten. Da mein Rößlein mich schier nicht mehr vom Flecke beförderte, hing ich ihm nur meine Reitstiefeln über, zog leichte Haussaschuhe an und marschirte in $2^1/_2$ Stunden bis Loko. Gerade krachten die ersten Donnerschläge, brausten die ersten Windstöße und fielen die ersten dicken Tropfen eines schweren Gewitters, als wir, allesammt äußerst erschöpft unser Loko wieder erreichten.

Nicht lange sollten Staudinger und ich hier noch unseren Beschäftigungen in der Natur nachgehen, denn nach drei Tagen hatten wir die Freude, unserem Herrn Thiel die Hand zu schütteln und die lang ersehnten Briefe aus der Heimath zu empfangen. Der Verlauf der ganzen Expedition im Weiteren ist bekannt. Im Vorstehenden bin ich auf verschiedene Details genauer eingegangen, weil gerade sie oft am deutlichsten das Leben und die Umgebung charakterisiren.

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

IV.

(Mit fünf Abbildungen.)

Um alle die verschiedenartigen Volkstypen zu studiren, die die große Völkerwanderung aus der Alten in die Neue Welt auf einen kleinen Raum zusammenwirft, kann es kaum einen besseren Ort geben wie Buenos Ayres. In den nordamerikanischen Städten, und vor allen Dingen in New York, strömen ja allerdings auch die heterogensten ethnologischen Elemente neben einander ein — Schwarze, Braune, Gelbe, Weiße und was es daneben etwa noch giebt. Aber



Straßen-Typen in Buenos Ayres.

es dauert nicht lange, so hat sich ihrer der Yankee-Geist bemächtigt, sie beginnen die Yankee-Sprache zu radebrechen, sie ziehen einen Yankeerock und Yankeeschuhe an, sie befleißigen sich eifrig der wohlbekannten Yankee-Manieren —, und wer erkennt sie dann noch wieder! Wer weiß, daß dieser aus Schwaben, jener aus Dalekarlien, jener von der „Smaragd-Insel“ und jener vom Fuße des Vesuv stammt! Wäre der Neger nicht schwarz, so würde man es in tausend Fällen selbst von ihm nicht sagen können! Unter den eingewanderten Europäern behält vielleicht der Süditaliener seinen Charakter am längsten und treuesten, schließlich verliert aber auch er ihn, und eine wirkliche Ausnahme macht eigentlich nur der Sohn des „Himmlischen Reiches“, der läßt sich von der Alles verschlingenden angelsächsischen Fluth nicht erfassen, der muß seine Sprödigkeit und Unfügsamkeit aber auch schwer genug bezahlen. Man hänselt ihn, man verachtet ihn, man treibt ihn aus, und man schlägt ihn gelegentlich wohl gar todt. Ausgeprägte soziale Typen giebt es in Nordamerika, nicht aber zugleich auch ausgeprägte nationale Typen.

Hier in Südamerika ist dies anders. Schaue man sich da nur auf der Calle Florida, auf der Plaza de Mayo oder in dem Parque Tres de Febrero um, trete man da nur ein in das „Café de Paris“, wandere man nur durch eine Anzahl Markthallen, beobachte man das Leben und Treiben an dem Strome, lasse man sich einführen in das eine und das andere Haus — dem gebildeten Fremden wird ja dies hier leichter als irgendwo —, besuche man an den Sonntagen die Kirchen und Schauspielhäuser! Man wird dann bald zu der Erkenntniß kommen, daß die verschiedenen

Volksindividuen, die das Schicksal an der Laplata-Mündung zusammengeführt und mit einander in enge Berührung gebracht hat, sich zu einander verhalten wie Oel und Wasser. Eines gemeinsamen Verständigungsmittels bedarf es ja, und deshalb lernt Jeder ein paar Brocken Spanisch, damit begnügt er sich aber, und darüber hinaus geht er nur in seltenen Fällen. Der Baske bleibt ein Baske, der Italiener ein Italiener, der Ire ein Ire, der Franzose ein Franzose, und auch der Deutsche trägt den Kopf hoch und schämt sich an dieser Stelle nicht, ein Deutscher zu sein. So ertönt einem beinahe auf jeder Straße ein wahrhaft babylonisches Sprachengewirr an das Ohr, und im geselligen Verkehr hat man von Deutschland nach Frankreich oder Spanien immer nur ein paar Schritte zurück zu legen. Und dabei vertragen sich die verschiedenen Elemente ganz gut mit einander, und von Reibereien zwischen ihnen hört man beinahe nichts. Eigentlich ein ganz tröstliches Bild, das einem zeigt, wie nicht immer Krieg sein muß zwischen den verschiedenen europäischen Völkerschaften!

Mit der Zersplitterung in Nationen geht sodann auch eine ziemlich strenge soziale Gliederung der Bevölkerung Hand in Hand. Jede eingewanderte Nation übt sozusagen eine ganz bestimmte gesellschaftliche Funktion aus: der Italiener, so lange er arm ist, als Zeitungsträger, Hausirer, Eisenbahnarbeiter, Fischer und Schiffer, und wenn er reich geworden ist und nicht etwa wieder in sein Vaterland zurückkehrt, als Großhändler und Schiffsrheder; der Baske als Cuarteador (Vergl. „Globus", Nr. 5), Viehtreiber, Fleischerknecht, Gerber, Milchmann, Fruchthändler, oder bezw. als großer Hacendado und Estanciero [1]) draußen auf dem Lande; der Franzose als Zuckerbäcker, Friseur, Buchhändler, Modewaarenhändler, Hotelbesitzer, Bankier und „professeur"; der Deutsche als Uhrmacher, Baumeister, Ingenieur, Fabrikant, Kaufmann und Gelehrter; der Porteño endlich als Makler, Advokat, Arzt und Beamter.



Bettler zu Pferde.

In einem Charakterzuge nur hat die Landesnatur auf die Bevölkerungsklassen einen vereinheitlichenden Einfluß geltend gemacht. Es ist über Alle etwas von den „Gauchos" der Steppe gekommen. Die vornehmen Klassen allerdings reiten in Buenos Ayres eher weniger als mehr wie in den europäischen Hauptstädten, sie ziehen es vor, sich in glänzender Equipage zu strecken. Aber das niedere Volk treibt gar mancherlei zu Pferde, was wir es daheim in Europa zu Fuße thun sehen. Der Milchmann sitzt auf mehr oder minder stolzem Rosse inmitten seiner Krüge und Flaschen; der Hausdiener kommt mit seinem großen Korbe beim Viktualienverkäufer angesprengt, um Obst und Gemüse herbeizuholen; der Fischer steht nach Kunstreiterart aufrecht im Sattel, indem sein tief im Wasser watendes Pferd das Schleppnetz im Bogen durch den Strom zieht; und hätte der Zeitungsjunge die nöthigen zehn Dollars zum Kaufen eines Rößleins erübrigt, so würde auch er am Ende sein Tagewerk in landesüblicher Weise treiben. Daß Bettler zu Pferde betteln, kann man in dem Centaurenlande häufig genug sehen (Vergl. die Abbildungen 1 und 2).

Alles in Allem herrscht ein rühriges Treiben in der Stadt, und beinahe jedermann denkt an Gelderwerb, von der fieberhaften Hast und von der Dollarjagd der Yankeestädte ist aber im Grunde genommen wenig zu spüren. Man nimmt sich zu Allem Zeit, wie es unter den Südländern ganz allgemein der Fall zu sein pflegt, und auch darin ist vielleicht etwas von dem Einflusse der Landesnatur, die der südeuropäischen unbedingt verwandter ist als der nordeuropäischen, zu spüren. Man versteht in der Laplatastadt neben dem Streben auch das Leben, in den nordamerikanischen Städten versteht man nur das erste, könnte man vielleicht sagen.

Was die Prosperität des ganzen Gemeinwesens durch das friedliche Zusammenwirken der verschiedenen Bevölkerungselemente betrifft, so ist dieselbe durch das früher Gesagte bereits in ein genügendes Licht gestellt worden, und so weit man aus der Vergangenheit und aus den noch brachliegenden Hilfsquellen einen Schluß auf die Zukunft ziehen darf, so sind wir geneigt, anzunehmen, daß diese Prosperität noch bei weitem nicht ihren Gipfelpunkt erreicht habe. Es erübrigt uns aber noch die Frage zu beantworten, in welchem Grade die einzelnen Elemente prosperiren, und welches ihre Aussichten sind.

Was sagen wir da zuerst von dem Porteño, der am längsten — zum Theil seit vielen Generationen — auf dem argentinischen Boden heimisch ist, und der also am meisten Zeit gehabt hat, in demselben Wurzel zu schlagen und mit ihm zu verwachsen? Sieht man den Argentinier von außen an, so kann man nicht umhin, Wohlgefallen an ihm zu finden. Es ist ein stattlicher Menschenschlag, dem der kräftige Lufthauch aus den Pampas gut bekommen zu sein scheint, und namentlich seine Frauen dürfen ob ihres Ebenmaßes, ob der Fülle ihrer Formen und ob ihres prächtigen Auges und Haares — Nulla regula sine exceptione! — für schön gelten. Es ist dies wesentlich anders als in Nord-

[1]) Gutsbesitzer und Heerdenbesitzer.

amerika, wo den im Lande Geborenen vielfach nichts weniger als strotzende Gesundheit aus dem Angesichte herausleuchtet, und wo man namentlich in Neuengland nicht ganz ohne Ursache von einer fortschreitenden Deterioration der Rasse sprechen darf. Blickt man der Sache etwas tiefer auf den Grund, so stellen sich aber doch auch bezüglich der Argentinier eine Reihe von Symptomen heraus, die uns an einem jungen Volkskörper bedenklich erscheinen müssen. Die Sterblichkeit der Säuglinge ist in Buenos Ayres ganz im Allgemeinen eine erschreckend große, weitaus am größten ist sie aber unter den eigentlichen Argentiniern. Ebenso ist auch die Fruchtbarkeit der Porteñas den statistischen Angaben gemäß nahezu eine dreifach geringere als diejenige der Weiber von Eingewanderten. Ist das eine Folge von der Pariser Lascivität der Sitten, die in der Laplata-Stadt Platz gegriffen hat, und die in der großen Zahl illegitimer Geburten deutlich genug zum Ausdruck kommt? Oder ist daran der Umstand schuld, daß die schönen Porteñas keine guten Mütter sind? Oder fordert das Klima dieses Opfer? Vielleicht wirken alle drei Faktoren zusammen, um das, was schwach ist — sei es der Keim, sei es das neugeborene Kind — rasch zu Grunde zu richten, und nur das, was stark ist, überleben und heranwachsen zu lassen. Eine eigenthümliche Illustration zu der Darwin'schen Lehre von dem „survival of the fittest“! Freilich droht dem alten hispanischen Bevölkerungselemente bei der geringen Zunahme, die es zu verzeichnen hat, das Schicksal, von den in starkem Strome neu eindringenden Elementen allmählich vollkommen absorbirt zu werden[1]). Bislang macht es sein Erstgeburtsrecht namentlich dadurch geltend, daß es in der Politik den



Fisch- und Wildpret-Händler.

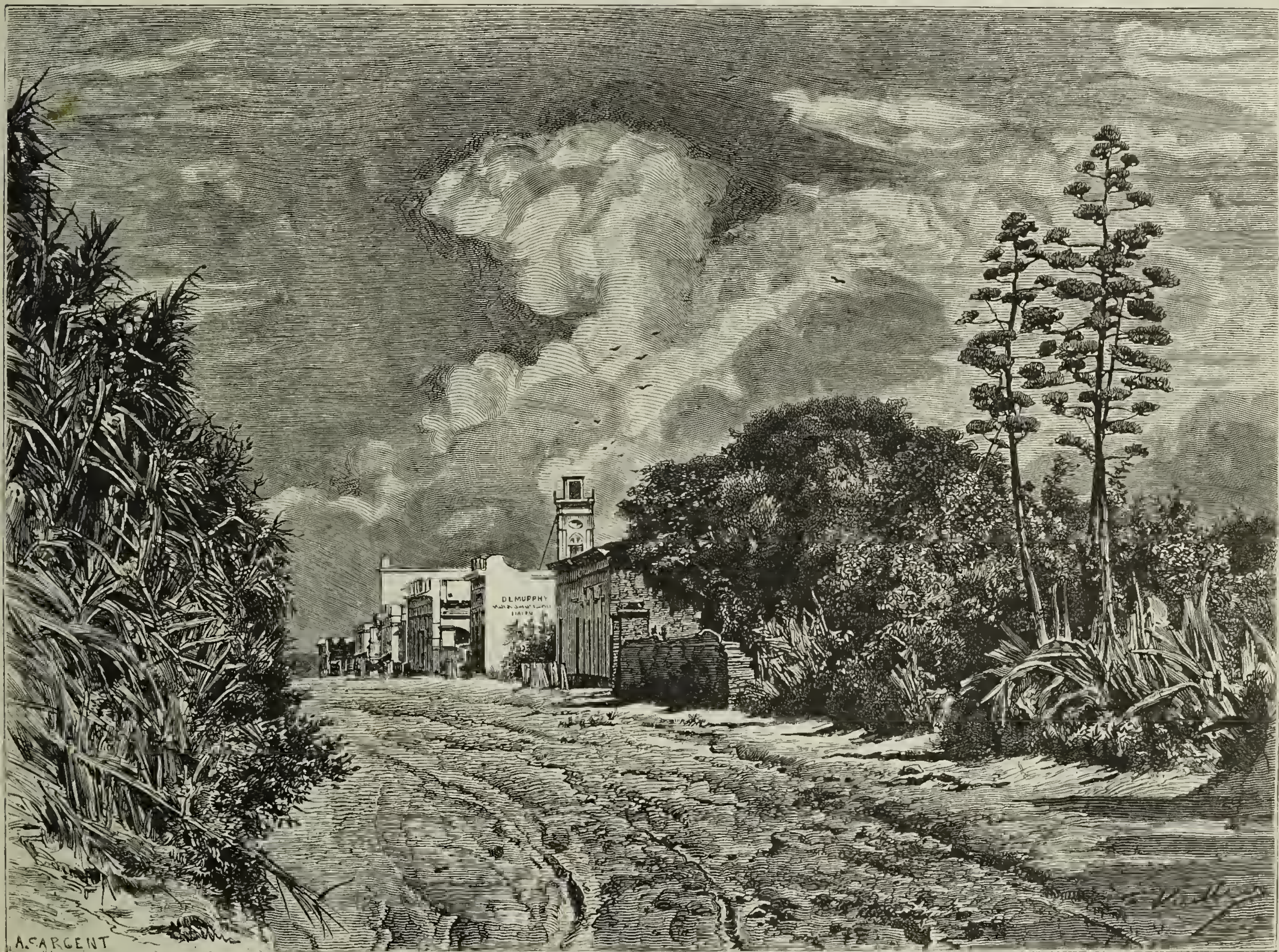
Ton angiebt, ja daß es das Land ganz unumschränkt in seiner Weise regiert — früher mit gelegentlichen Putschen, Revolutionen und Staatsstreichen, jetzt mit vielen guten Vorsätzen und schön klingenden Reden. Oekonomisch ist es von den Fremdgeborenen, die sich zumeist um Politik nicht kümmern, und die dem Treiben der großen und kleinen Staatsmänner im Lande absolut gleichgültig zuschauen, weit überflügelt worden, und die Millionäre, deren es in Buenos Ayres eine gute Zahl giebt, findet man beinahe ausschließlich unter diesen. Das sonore, volltönende Sprachorgan und eine gewisse Grandezza hat der Porteño von seiner spanischen Abkunft her behalten, im Uebrigen ist er aber auf dem neuen Boden in einem sehr hohen Grade ein anderes Wesen geworden. Hat er doch auf den Vorschlag Sarmientos sogar die Stiergefechte abgeschafft! Den Fremdling, der in sein Land kommt, um neben ihm zu wohnen, empfängt er im Allgemeinen mit großem Wohlwollen, und von einer „nativistischen Bewegung“ ist bei ihm noch nicht sehr die Rede. Wer die Porteña in ihrer ganzen Grazie kennen lernen will, der muß sie bei einer Tertulia (einer argentinischen Soirée) die Habanera tanzen sehen. Aehnlich wie in Nordamerika, so steht auch in Argentinien die Frau sehr hoch, und zwar nicht blos insofern, als jeder Mann vor ihr aufsteht und ihr Ritterdienste leistet, sondern auch insofern, als sie die eigentlichen idealen Bestrebungen vertritt. Nicht immer ist

[1]) Es steht damit nur in einem scheinbaren Widerspruche, daß die Zahl der Leute von sehr hohem Alter — der Neunzig- und Hundertjährigen — in Argentinien verhältnißmäßig eine sehr große ist.

ihre Bildung freilich eine sehr tiefe, auch wenn sie dieselbe aus Europa — zumeist aus Paris — geholt hat.

Das italienische Element ist dasjenige, welches durch seine Zahl — etwa 100 000 — und durch seine starke Zuwanderung — jährlich 40 000 — am meisten dazu angethan sein könnte, das Porteño-Element vollständig in den Hintergrund zu drängen. Da es aber beinahe ausschließlich Proletarier sind, die herbei kommen, da die meisten in unteren Lebenslagen ihr Dasein fristen, und da viele von ihnen wieder in ihre Heimath zurückkehren, sobald sie ein kleines Vermögen erworben haben, so hat es die italienische Kolonie aber bisher zu keinerlei nennenswerthem Einflusse gebracht. Und so willkommen die europäischen Einwanderer im Allgemeinen in Buenos Ayres auch sind, so scheint man gegenwärtig in maßgebenden Kreisen doch im Begriffe zu stehen, ein Einwanderergesetz zu erlassen, das seine Spitze ganz wesentlich gegen die Italiener richtet. Dieselben spielen in dieser Beziehung in Argentinien fast dieselbe Rolle wie die Chinesen in der Union; alle Anderen sollen kommen, und die natürlichen Hilfsquellen erschließen und ausbeuten helfen, sie aber nicht.

Anders ist es mit den Franzosen. Diese sind dem Porteño in einem hohen Grade wahlverwandt, und es ist auch keinem Zweifel unterworfen, daß der französische Einfluß den erheblichsten Antheil an der Umgestaltung seines Charakters gehabt hat. Könnte man ihn doch vielleicht gar nicht mit Unrecht als ein Gemisch von Franzosen- und Spanierthum bezeichnen! Der Zahl nach — etwa 20 000 — steht die französische Kolonie auch der italienischen zunächst. Doch aber muß es dem aufmerksamen Beobachter beinahe erscheinen, als ob die Glanzrolle des französischen Elementes so ziemlich ausgespielt sei, und als ob dasselbe das Schicksal des spanischen zu theilen im Begriffe stehe. In dem Wirthschaftsleben Argentiniens haben sich die Franzosen mehr und mehr von anderen Nationen überflügeln lassen, und von daheim erhält die Kolonie gegenwärtig nur noch einen schwachen Nachschub.



Vorstadt-Scenerie in Buenos Ayres.

Es bleiben noch die englische und die deutsche Kolonie in Buenos Ayres übrig, von denen jede reichlich 10 000 Glieder zählen mag. Trotz ihrer Minorität ist die Bedeutung derselben eine außerordentliche, und an dem neuerlichen Aufschwunge Argentiniens, der ein erstaunlicher genannt werden muß, sind sie in allererster Linie betheiligt — die englische Kolonie vor allen Dingen durch die gewaltigen Kapitalien, die hinter ihr stehen, und die deutsche durch ihre Intelligenz und Betriebsamkeit, denen sich erst ganz kürzlich ebenfalls größere Kapitalien zugesellt haben. Selbstverständlich sind sie hier wie an anderen Orten in der transoceanischen Welt Rivalen. Es läßt sich aber vorerst noch gar nicht sagen, welche von beiden die Oberhand gewinnen und die andere aus dem Felde schlagen wird, auch nicht, welche Rolle sie fernerhin in der Kulturentwickelung Argentiniens zu spielen haben werden. Sie sind dazu beide noch viel zu jung.

Doch wir haben schon viel zu lange bei Buenos Ayres und seinem Völkergemisch verweilt. Wir müssen hinaus aus dem Weichbilde der Weltstadt, und das Land, das hinter ihr liegt, ein wenig näher betrachten. Um in die



Pampas-Fuhrwerke auf dem Wollmarkte von Buenos Ayres.

Pampas hineinzukommen, die es nun vor Allem zu durchmessen gilt, genügt allerdings eine Pferdebahn- oder Droschkenfahrt. Denn wo die Stadt aufhört, da beginnt unmittelbar — wieder ganz ähnlich wie in Nordamerika — die Wildniß. Bis zu einem gewissen Grade greift dieselbe sogar in die Stadt selbst hinein. Begebe man sich nur hinaus nach den Vorstadttheilen im Süden und Westen, wo die Pampasfuhrwerke aufgefahren stehen (S. Abbildung 5), wo die Rinderheerden in die Mataderos (Schlachthöfe) hineingetrieben werden, und wo die Berge von Wollballen aufgethürmt sind. Da steht man schon mitten drin im Pampasleben. Nur nach gewissen Richtungen hin löst sich die junge Riesenstadt in Villen- und Gartenviertel auf, und zwar in außerordentlich freundliche und sorgfältig gepflegte Gartenviertel, die von schönen Blumen und Früchten — Granatäpfeln, Orangen, Feigen, Pfirsichen — strotzen. Aber auch da hört das Straßenpflaster auf, das auch in der inneren Stadt mittelmäßig genug ist, und der Pampaslehm — der charakteristische Boden der Steppe — tritt in sein Recht ein (Vergl. Abbildung 5).

Die Batakker auf Sumatra.

Von W. Ködding.

IV. (Schluß.)

Was die Religion der Batakker betrifft, so ist dieselbe ein Gemisch von Polytheismus und Dämonen- und Ahnenverehrung. Ersterer ist, obwohl dem Hinduismus entstammend, doch durchaus populär; letztere aber bildet die breite Basis des religiösen Volkslebens (Siehe meine Ausführungen hierüber in Dr. Warnecks „Allgem. Wissenschaftl. Zeitschrift“, Oktober und September 1885). Nach der Anschauung der Batakker besteht die Welt aus drei, in ihrer Beschaffenheit sich gleichen Theilen: Banua gindjang, Banua tonga und Banua toru (d. i. Obere, Mittlere und Untere Welt). Jede dieser drei Welten wird von ihr eigenen Wesen bewohnt, sterblichen und unsterblichen, und keine giebt die Seelen der Verstorbenen an eine andere Welt ab. Alle Geistwesen außer den Göttern heißen Begu — auch die Seele des verstorbenen Menschen —, während der Geist des lebenden Menschen Tondi heißt. Doch leben neben den Seelen Verstorbener noch andere Begus in der Mittelwelt. Ebenso werden die Bewohner der drei Welten auch Götter, Debata (Sing. und Plur.) genannt. — Die Oberwelt besteht aus mehreren — einige sagen aus sieben, andere aus drei — Stockwerken. Im obersten wohnt Mula-djadi-na-bolon, „der große Anfang des Werdens“ oder, „der seinen Anfang in sich selbst hat“. Er ist vollständig transcendent, erhält auch keine Verehrung, ja der große Haufen weiß kaum von ihm. Ihm werden die Attribute der Allmacht und Ewigkeit zugeschrieben, und er ist der eigentliche Schöpfer des Alls, sowie auch der anderen Götter. Er hatte ein wunderbares blaues Huhn (Manukmanuk), das legte drei außergewöhnlich große Eier. Der Gott sagte ihm, daß das von ihm (Gott) komme und hieß es dieselben ausbrüten. Da gingen aus denselben die drei Götter: Batara guru, Soripada und Mangalabulan hervor. Dies sind nun die eigentlichen Weltgötter und Hauptgötter der Batakker. Die beiden ersten gelten ihnen als gute Götter, während der letztere in seinem Wesen an Schiwa erinnert, also auch das Böse will und beschützt. Sie wohnen ein Stockwerk tiefer (in der Oberwelt) als Mula-djadi-na-bolon und haben Weib und Kind, sind aber unsterblich. Wieder ein Stockwerk tiefer wohnen Untergötter, z. B. Datu hasi hasi, der Gott der Zauberei; Radja Moget-pinajungan, der Himmelspförtner; Radja Inda inda, der Herrscher und Donnergott in den Wolken über dem Firmament; Radja Guru, der Quasi-Jägermeister der Götter; dieser macht durch seine beiden Hunde Soridandan und Antoporburu Jagd auf Menschenseelen. In dem einem Gewitter vorhergehenden Sausen der Luft hört man sie, und fette, am Schlagfluß und an Krämpfen Gestorbene sind von ihnen getroffen. Neben diesen Wesen ist die Oberwelt noch von anderen — auch sterblichen Wesen — bewohnt.

In der Unterwelt herrscht Naga-Padoha, den man sich als ungeheure Schlange denkt. Bewohnt wird dieselbe weiter von Dämonen (Begus), die man sich natürlich wieder nur in menschlicher Form vorstellen kann. Ueber eine Entstehung dieser beiden Welten hat der Batak keine Vorstellung oder Sage, wohl aber über die Entstehung der Mittelwelt, die als eine Einschiebung zwischen die obere und untere erscheint. Boru deak parudjar (= die Vielkundige), eine Tochter des obersten der drei Götter, Batara Guru, stürzt sich aus Verzweiflung vor den Bewerbungen des wüsten Gottes Mangalabulan aus dem Himmel hinab in das unendliche Meer. Auf ihr Schreien sendet ihr Vater die Schwalbe Leangleang-Mandi und dann auf deren Bericht eine Hand voll Erde. Daraus setzt nun Boru-Parudjar den Anfang der Erde, die dann fortwächst. Da hierdurch Naga-Padoha das Licht entzogen wird, so zerstört er die Erde. Doch Gott sendet neue Erde, sowie auch einen Helden, der dem Drachen das Schwert in den Leib stößt und ihn in den Block zwingt. Etwas Raum zum Bewegen ist ihm aber gelassen, und daher entstanden durch sein Schütteln am Anfange Berge und Thäler; jetzt entstehen Erdbeben dadurch. Am Ende der Zeit aber soll er wieder loskommen, und dann soll er die Erde wieder zerstören. Als die neue Erde gesichert war, streute Gott Samen aus und schuf allerlei Thiere, jener Held aber zeugte mit Boru deak parudjar Söhne und Töchter: die ersten Menschen. Bald erscheint ein anderes Weib, eine Dämonentochter, bestrickt den Mann und verschafft sich mittelst Zauberei ebenfalls Kinder. In einem Streite der zweierlei Kinder warnt der Vater die ersten vor den anderen als vor Begukindern. Damit aber hat er ein Bündniß gebrochen, das er mit jenem Weibe geschlossen hat, und er stirbt nun in Folge ihres Fluches, worauf ihn Gott in den Mond versetzt. Die Mutter — die Göttertochter — führt ihre Kinder alsdann gegen Osten, weist sie zum Ackerbau an, ermahnt sie zu Fleiß und Einigkeit, übergiebt ihnen die Herrschaft über die

schwarzen Menschen (die „Begukinder“, denn ihre waren weiß) und schwingt sich dann auch auf in den Mond zu ihrem Manne. Im letzten Theile der Sage ist ein neuerer Zusatz, denn die Batakker deuten die weißen Menschen auf die herrschenden Europäer, die Begusprößlinge aber auf sich selbst. Von Osten her kamen ja die ersten Weißen.

Von all den genannten empfangen nur die drei obersten Götter Verehrung und Opfer. Im batakschen Spiritismus aber treten alle Himmelsbewohner, und besonders himmlische Prinzessinnen, mit den Menschen in direkten Verkehr, und dann werden auch ihnen wohl Opfer angeboten. Bei Eidschwüren werden die Dämonen der Unterwelt ebenfalls angerufen, werden aber deshalb nicht verehrt. In der Mittelwelt wimmelt es von dämonischen Spukgestalten — „Begus“ —, Gegenstand der Verehrung sind aber nur: Boras-pati-ni-Tano oder Boras-pati-ni-Bagas, ein Schutzgeist des Hauses und Feldes; sowie ein anderer mächtiger Geist, Sombaon (der zu Verehrende), der seinen Sitz an schaurigen Orten hat, wie in Hainen, in Abgründen, Schluchten, auf Schwefelfeldern ꝛc. und der gleichsam als Beherrscher eines gewissen Distriktes angesehen wird. Ihm geht voraus der Sitastas Nambur (Thauabklopfer), und es folgt ihm Adji gogot, der Hüter seines Viehes, d. i. des Wildes. Der letztere ist der Patron der Jäger, die ihm von jedem erlegten Wilde einen Fußknochen opfern. Es scheint, daß der Sombaon ein alter Ahnherr, von dem man weiter nichts mehr weiß, und daß die beiden Begleiter auf die beiden Sklaven deuten, die mit ihm (lebendig) begraben wurden. Weiterhin aber sind es die verstorbenen Ahnen, die verehrt werden, wobei man durch Medien mit ihnen in Verbindung tritt. Von den Verstorbenen redet man im Allgemeinen als von Vätern und Großvätern — Ompu, ihre Geister aber in Beziehung zu ihren lebenden Nachkommen heißen Sumangot; ein bestimmter Geist in Beziehung auf den, den er beseelt oder durch den er redet, heißt Djudjungan, und der von diesem Besessene heißt dann in Beziehung zu ihm Pordjudjungan.

Der Batak hat weder Bilder von seinen Göttern noch geheiligte Kultusstätten, außer dem Haine des Sombaon, wo einige Opfer gebracht werden; sonst kann er überall seine religiösen Handlungen vollziehen. Auch hat er keinen Priesterstand, doch kann der Datu als Priester angesehen werden, insofern er Angeber und Leiter von Opfern und religiösen Handlungen ist. Der Veranstalter von Opferfesten u. dergl. aber bietet die Opfer selbst an und verrichtet auch die Gebete selbst. Neben dem Datu spielen die Medien eine wichtige Rolle. Der Sibaso (Mann oder Weib) ist das Medium für die Götter oder Geister der Oberwelt; ihm ist Schwein und Hund unrein. Der Hasiaran ist Medium für die Geister der Mittelwelt. Bei letzterem ist zu bemerken, daß die Geister der Verstorbenen vom Großvater an abwärts nur in eine in die Familie hineingeheirathete Frauensperson hineinfahren; dagegen die Geister aufwärts — gewöhnlich werden sie bis zum siebenten Geschlechte angerufen — auch in ihre männlichen Nachkommen. Der Datu erlernt seine Kunst aus den Pustahas, kommt also durch freie Wahl zu seinem Berufe. Dagegen die Medien, meist sensible Personen, werden, wie sie angeben, gegen ihren Willen von dem Geiste ergriffen und in Besitz genommen und zwar nicht nur einmal, sondern auch bei jeder folgenden Gelegenheit. Ferner hat der Batak keine religiösen Zeiten oder allgemeingültige Kultusordnungen, sondern es richtet sich auch dabei Alles nach dem Bedürfniß und nach den Ergebnissen des Lebens. Sowohl freudige als traurige, jedenfalls aber hervorragende Ereignisse geben Veranlassung zu Opferfesten sowie zu Befragung der Geister oder Götter. Und da hierbei Krankheiten, und bei diesen wieder einige Eigenthümlichkeiten der batakschen Anthropologie von großem Gewichte sind, so mögen diese hier etwas näher erwähnt werden. Seinem „Roha“ schreibt der Batak Alles zu, was wir dem Herzen, Sinn, Gemüth, Verstande, Willen und Geiste zuschreiben; sein Roha will, will nicht, ist böse, gut, launisch, verschwenderisch, geizig, dumm, klug u. s. w. Aber auch jedes Glied des Leibes hat gleichsam seinen Roha, ebenso auch der Geist und jedes andere sichtbare oder unsichtbare Wesen oder Ding in der Welt. Der Geist des Menschen — Tondi — ist siebenfach, oder aber der Mensch hat sieben Geister, die den Tondi ausmachen. Der oberste der sieben Geister, Djudjungan = das Zutragende, gleichsam die Summe derselben, hat seinen Sitz auf dem Nacken oder Kopfe des Menschen. Obschon er nun die eigentliche Persönlichkeit ist, so führt er doch ein Sonderleben neben der lebendigen Leiblichkeit. Er wird leicht verstimmt, ja er verläßt wohl gar seinen Träger, und dann verfällt dieser in Krankheit oder bei längerer Dauer des Getrenntseins gar dem Tode. Oft kann man freilich wahrnehmen, daß dieses Verstimmtsein des Tondi weiter nichts ist als die Verstimmung eines rohen, ungebildeten, selbstsüchtigen Gemüthes wegen Nichtbefriedigung heftiger Begierden. Aber sie halten dafür, daß der Tondi gestört werde schon durch das Sehen irgend eines Gegenstandes, durch das Hören irgend eines Tones (durch Schrecken) und dergleichen. Daher bedarf er stets besonderer Aufmerksamkeit, und nach einer Reise, nach überstandener Gefahr, nach gehabtem Schrecken ꝛc. verlangt er immer ein kleines Opfer und beruhigende Worte. Träumt z. B. Jemandem, er sei auf Reisen, so ist das sicher sein umherschweifender Geist, der sich von ihm verirrt hat. Dann muß er Saim machen, d. h. er schlachtet etwas seinem Tondi zu Ehren, verzehrt es mit den Seinen und beschwichtigt den Tondi mit guten Worten. Tritt irgend eine Krankheit ein, so ist diese Vorsicht versäumt worden. Wenn es auch feststeht, daß die Begus die eigentlichen Urheber von Krankheiten und Uebeln sind, so werden sie doch zunächst auf den Tondi zurückgeführt, denn er ist den Begus gewichen, hat sie zugelassen, kurzum, es ist seine Schuld, daß die Begus den Menschen ergriffen haben. Hier tritt nun der Datu, der Zauberdoktor, ein, und derselbe hat nicht nur den Leib, sondern vor allem den Tondi zu behandeln; darum spielen die Arzneien als solche die geringere, die Zaubersprüche und Opfer dagegen die größere Rolle.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß der Batak auch zu seinen Göttern ohne alle weitere Handlung betet, sei es aus besonderer Stimmung, sei es durch Wünsche oder Noth getrieben. Er nennt das Mangelehelek, d. i. Schmeicheln, gute Worte geben. Für den Fall der Erhörung thut er Gelübde an Opfern. Findet er keine Erhörung oder sieht er sich in seinen Hoffnungen getäuscht, dann zürnt er wohl auch den Göttern, setzt ihnen Asche statt Opfer vor, ja flucht ihnen.

Was nun die Opfer betrifft, so herrscht darin eine gewisse Ordnung und Verschiedenheit. Den irdischen Geistern werden Schweine, Hunde, Büffel und Vegetabilien dargebracht, den oberweltlichen hauptsächlich Vegetabilien, ein kleiner Süßwasserfisch, zuweilen ein rothes Huhn, und in höchst seltenen Fällen (in früheren Zeiten öfter) in Hochtoba ein rothes Pferd. Bei jedem Opfer, das man den Mittelweltlichen (auch den Ahnen) bringt — und das ist der bei weitem häufigere Fall — müssen auch die Oberweltlichen (die drei Götter) gleichsam als Ehrengäste geladen werden, sie bedürfen aber auch noch ihres besonderen Opfers. Opfert man dagegen speciell den Göttern, dann bedarf es der Einladung der Geister nicht. Allem und

jedem Opfer aber muß vorausgehen ein Opfer rein aus Vegetabilien an Boras-pati-ni-tam. Ohne Zweifel ist Boraspati der indische Brihaspati oder Agni, der Schutzgott des Herdes und des Gebetes. Daher im Batakschen die Voranstellung seines Opfers und natürlich auch des Gebetes an ihn. — Weiß man nun auch in den meisten Fällen von vornherein, wem und was man opfern will, so kommen doch häufig Fälle vor, wo der Datu erst forschen muß, wem, wem zuerst, was, wo und wann geopfert werden muß. — Verlauf und Ritus der Handlung ist aber fast immer derselbe. Nachdem der Datu Alles vorbereitet hat, bietet der Opfernde unter Anrufung und Bitte das Opfer an, das er im Hause auf einem dazu bestimmten Querbalken, im Freien dagegen auf dem Langgatan, einem Gerüst aus Bambustäben, niederlegt. Zu beachten ist dabei natürlich, wem das Opfer gilt, denn danach richtet sich Ansprache und Gebet. Die Bitte fordert immer dasselbe: Glück, Reichthum, Ehre, Gelingen in allem Vornehmen und dann das vorliegende specielle Bedürfniß.

Von allergrößter Bedeutung bei Opferfesten, ja oft der alleinige Zweck ihrer Veranstaltung ist das Befragen der Götter oder Geister in einer Angelegenheit. Nach reichlichem — gewöhnlich abendlichem — Festschmaus gruppirt sich das Publikum auf einer Seite des Hofes im Hause, während auf der andern ein Orchester aus Holz- und Metallpauken aufgestellt wird. In der frei gelassenen Mitte tanzen dann etwa bis Mitternacht die Frauen der Festveranstalter, und hierauf diese selbst — bei den eigenthümlich wirkenden Tönen der in der Melodie weniger als im Takte variirenden Musik. Der Hasiaran (das Medium), der inzwischen ruhig saß und benebelnde Dünste einathmete, beginnt sich jetzt zu regen. Zunächst kommen seine Hände in Bewegung, nach und nach der ganze Körper, immer nach dem Takte der Pauken und in immer schnellerem Tempo. Nun nimmt man an, der Geist sei eingefahren und bietet demselben Opfer an — Schweine, Hühnerfleisch, auch Fische und Palmwein; alles steckt man dem Hasiaran in den Mund. Jetzt werden die Sprünge immer wilder, und zuletzt bricht er mit Schaum vor dem Munde wohl gar zusammen. Nun befragt man den Geist und der Hasiaran antwortet in seinem Namen, offenbart, was man wissen will, oder giebt an, was im jeweiligen Falle zu thun sei. Oft tanzt der Hasiaran mehrere Male, und es fahren in ihn, bezw. reden aus ihm ebenso viele Geister. Nachdem das Befragen vorüber, tanzen oft noch die Mädchen, und endlich gegen Morgen beendet der Datu die ganze Feierlichkeit, indem er den Großvätern (Geistern) eine Schale Opferfleisch anbietet, ihnen dankt und um ihre fernere Gewogenheit bittet. Während alledem kommt die Musik nicht zur Ruhe. — Beim Befragen der Ueberhimmlischen geht es ganz ähnlich zu, nur ein wenig ästhetischer.

Wie die Zauberei im Dienste der Religion, so steht diese im Dienste jener, ja sie erscheinen als zusammengehörend. Aus den Pustahas erlernt der Datu die Anrufung der Götter und Dämonen, des Geistes seines Lehrers (wie die alten Asketen der Indier), des Zaubergottes Datu hasi hasi und der acht Himmelsstriche (lokapala), ferner die Zeichen und deren Deutung und vor allem die Zaubersprüche (Tabas; wahrscheinlich das indische „Tapas“ der alten Propheten = Gluth der Andacht). Diese Tabas gehören zum großen Theile einer veralteten Sprache an und sind den Datus selbst nicht verständlich. Als äußerer Mittel bedient sich der Datu des Porhalaän (von hala, Sanskr. kala), einer Tabelle, bestehend aus zwölf horizontalen Strichen, die den zwölf Parmesas (Zeitpunkten, dem indischen Thierkreise bezw. den zwölf Monaten, entsprechen. Diese sind durchschnitten von 30 vertikalen Linien, entsprechend den 30 Tagen des Monats, die ebenfalls Sanskritnamen tragen. Nach den vier Mondphasen ist diese Tabelle in vier Felder eingetheilt, und dieselbe bildet also den Kalender des Datu, aus dem er gute und böse Tage, resp. Zeiten erkennt. Ferner bedient sich dieser eines Kleides, einer Reiswanne, eines Eies und eines rothen Opferhuhnes für die Götter. Aus dem Inneren des Eies, aus den Bewegungen des Huhnes beim Schlachten und aus dem Inneren desselben sowie aus noch anderen Manipulationen resultirt dann der „Ulpuhan“, d. i. der Ausspruch des Datu, und was in dem jeweiligen Falle zu geschehen hat, um Uebel abzuwehren oder das Erwünschte zu erlangen: ob und wem zu opfern, ob die Geister zu befragen, ob Medicin zu machen, ob Fetische und Amulette nöthig sind &c. Den letzteren Dingen giebt der „Tabas“ (Zauberspruch) und „Pupuk“ (die Tinktur) von Pangulubalang ihre besondere Kraft.

Der Pangulubalang wird auf folgende Weise bereitet: Im Haine des Sombaon wird diesem und den Göttern geopfert, und es wird denselben irgend ein Mensch (wohl ein Kux) gebunden übergeben. Nach 7 Tagen wiederholt sich dasselbe. Dann wird er bis an den Hals in den Grund gegraben und durch Einschütten geschmolzenen Bleies getödtet. Herausgegraben, wird sein Fleisch und Fett ausgebraten, die Ueberbleibsel nebst dem Gebein aber verbrannt und zu Pulver zerrieben. Dieses Pulver und Fett bildet „Pupuk“ (Tinktur) zu den meisten Zaubermitteln, zu Fetischen und dergleichen. Besondere Kraft hat dies Mittel, die Feinde zu vernichten, denn der Geist des Getödteten ist ja in dem Mittel kräftig.

Will Jemand zum Verderben seiner Feinde einen Pangulubalang aussenden, dann sucht der Datu Sprossen von besonderem Holze, Schlinggewächse, Erde, Schlangen, Eidechsen u. dergl. Das alles wird fein zerrieben und mit Pupuk vom Pangulubalang gemischt und vom Datu besprochen (mit Tabas). Die Masse wird dann auf irgend eine Weise dem Feinde ins Haus, Dorf oder auch nur auf das Feld gebracht und hat dort verderbenbringende Wirkung. — Als Fetische findet man oft Ganagana, d. h. allerlei rohe hölzerne Bilder — in den Dörfern, häufiger aber draußen vor den Pforten, in Zeiten von Krieg und Seuchen. Die Zaubertinktur ist ihnen irgendwo aufgestrichen. Sie tragen Lanze und Schwert, um den Begus zu widerstehen, vertragen sich aber auch in Güte mit denselben und nöthigen sie zum Rückzuge durch Anbieten von Betel oder sonst einer Gabe, die man ihnen in einer Tasche oder in einem Bambuköcher anhängt. — Einen anderen — einen rohen Klotz oder Stein — Pohung genannt, findet man auf Feldern oder in Gärten aufgestellt — gegen Diebe. Ihm zeigt der Datu eine Tasche des Eigenthümers mit den Worten: „Wer diese Tasche bringt, der darf nehmen; wer sie nicht bringt (und doch vom Felde nehmen will), den nimmst du!“ Der Eigenthümer bewacht dann diese Tasche, nimmt sie mit, wenn er auf den Acker geht, und hängt sie, während er dort ist, dem Pohung um. — Außer diesen bereitet der Datu noch eine Menge Schutz- und Trutzmittel aus dem Pagulubalang, für Kriegs- und Friedenszeiten. Auch andere Bewahrmittel, Pagar, d. i. Zaun genannt, fertigt der Datu aus allerlei Ingredienzien, als aus Säften und Pflanzen, Insekten und Schlangen, unter Anwendung seiner Zaubersprüche. Diese Mittel sollen theils das Kind schon vor der Geburt, theils die Familie, das Haus und die Gemeinde bewahren. Bei Bereitung all dieser Dinge werden Opfer gebracht, sei es den Geistern oder Göttern oder beiden, und dieselben sind also recht kostspielig.

Wie der Batak über Ursache und Entstehung der Krankheit denkt, wurde oben schon gesagt. Für alle

Fälle hält der Datu eine medicinische Tinktur vorräthig, sie besteht aus einer Abkochung von Honig, Zucker, Gewürz, Reis, Kampher, Hühnerfett und Anderem. Heilkräftig macht er dieselbe durch seine Sprüche, und er bewahrt sie in einer Flasche. Dies ist Tawar-Medicin. Je nachdem nun das Leiden ist, das er zu behandeln hat, sucht er Wurzeln, Kräuter u. dergl, auch wohl Holzkohle, Käfer, Eier rc. Das alles zerreibt er, nimmt einen Extrakt davon und thut dazu von seinem Tawar. Diese Medicin wird dann innerlich und äußerlich angewandt. Bei alten Leiden, z. B. bei altem Husten mit Athemnoth, kommt übrigens öfters eine fürchterliche Kur zur Anwendung: rother spanischer Pfeffer, schwarzer Pfeffer, Salz, Rindsfett, Ingwer, Curcuma und noch Anderes in etwas gekochtem Reis gemengt wird dem Kranken eingepreßt und aufgeschmiert, und das hilft ihm dann gewöhnlich so gründlich, daß er durch den Tod von allen Leiden erlöst wird. Obige Medicin wird jedoch nicht ohne Weiteres gebraucht. Nachdem sie fertig gestellt, nimmt der Datu vielmehr unter allerlei Hokuspokus ein Ei und befragt vermittelst desselben den Geist (Tondi) des Kranken. Er hält dem Kranken das Ei vor und bittet den ersten Geist, daß er in dem Ei seinen Willen zu erkennen geben wolle — der solle dann geschehen: und ob der Kranke durch die Medicin wohl genesen werde? Nach Oeffnung des Eies erkennt er nun aus dem Gelben desselben eine günstige oder ungünstige Antwort. In jedem Falle aber lautet der Ausspruch des Weiteren fast immer gleich: Auf Morgondang (Opfer mit Geisterbefragung), auf Parsili und auf Mangupa. Letzteres ist ein neues Kleid, eine Waffe und sonst etwas dem Geiste zu Weihendes. Diesen Gegenstand bewahrt dann der Kranke, wenn er wieder genesen, sorgfältig als Homitan, d. i. Schutzmittel, und er vererbt es auf seine Nachkommen. Zu erklären bleibt noch das Parsili: Der Datu macht eine Art Puppe aus einem Bananenstamme und behängt sie mit einigen alten Lumpen, als den Stellvertreter des Kranken. Hiermit zieht man hinaus vor das Dorf, wo die Puppe aufgestellt und ein kleines Opfermahl gehalten wird. Dem entlaufenen Tondi sowohl als dem Begu, der ihn entführt, wird ebenfalls etwas angeboten. Dann winkt der Datu mit dem Kleide des Parsili in der Richtung, wo er denkt, daß der Tondi sich aufhalte, und bittet diesen zur Rückkehr, den Begu aber bittet er, mit dem Parsili fürlieb nehmen zu wollen. Ein gutes Zeichen ist es dann, wenn dem Datu beim Winken ein Luftzug entgegenkommt. Ins Dorf zurückgekehrt, wird hierauf noch ein Schmaus veranstaltet und dem Kranken ein Saim (Schutzmittel) gegeben. — So kann es sich mit einer Krankheit sehr in die Länge ziehen — von einer Zauberei und Kur in die andere, wie im Kreis herum, und wenn es Kräfte und Mittel des Kranken aushalten, versuchen mehr als ein Datu ihre Künste an ihm. Es kommt auch wohl vor, daß durch den Ausspruch eines Mediums ein Kranker aufgegeben wird, bei dem man dann gewöhnlich von allem Weiteren absieht. Außer diesen und noch vielen anderen Datuzaubereien hat das Volk noch seine eigene, die besonders Weiber ausüben: an kranken Kindern, bei Bereitung von Liebestränken und anderem. Kurzum, das ganze Leben ist von Aberglauben und Zauberei durchtränkt.

Viele Charakterzüge dieses Volkes weisen darauf hin, daß es in alten Zeiten in Bezug auf Kultur, Religion und Gesittung eine höhere Stufe der Entwickelung erreicht haben, in der Gegenwart sich aber in der Entartung befinden muß. Ohne Zweifel haben es die oben erwähnten Streifzüge der Malayensekte (Padri) auch mit heruntergebracht, besonders in den südlichen Toba-Distrikten. Rechnet man doch aus, daß Hunderttausende von Batakkern dabei das Leben verloren haben. Ganze Gegenden, die vordem dicht bevölkert waren, sind jetzt mit Alangalanggras bestandene Einöden. Auch Silindung soll damals ganz entvölkert und verödet worden sein. Aber schon gar lange vorher hat der Verfall geherrscht. Ob jemals eine größere politische Einheit bestanden, mag wahrscheinlich sein, kann aber an gar nichts nachgewiesen werden. Die Spuren höherer Kultur, die Götter in der Religion und die Datuzauberei weisen, wie früher schon gesagt, auf hinduischen Ursprung. Wann, wie und woher diese Dinge zu den Batakkern gekommen sind, wann und wodurch der Einfluß der fremden Kultur unterbrochen worden ist, und wodurch die abwärts gehende Entwickelung zu gegenwärtigem Zustande bedingt wurde, das Alles ist bis jetzt nur noch mit Vermuthungen zu beantworten. Dr. van der Tuuk, ein holländischer Sprachgelehrter in Indien, nimmt aus sprachlichen Gründen an, daß die Batakker die Sanskritworte ihrer Sprache durch malayische Vermittelung bekommen haben; es müßten dann wohl aber zugleich auch die Kultur und die Religion von dort gekommen sein, was nicht sehr wahrscheinlich ist. Die im zwölften Jahrhundert geschehene Emigration der Malayen nach Singapur bringt man in Verbindung mit einer Invasion der Batakker in das damalige nördliche Malayengebiet Mandaheling, und man schließt daraus auf eine bedeutende politische Macht der Batakker in jener Zeit. Ob die Malayen jemals ganz Mandaheling besessen haben, ob die dort noch vorkommenden Reste einer Urbevölkerung jemals Malayen waren bezw. sind, das ist, so viel ich weiß, noch nichts weniger als gewiß, und ebenso ist es sehr fraglich, ob jene Invasion die angegebene Emigration bewirkt hat, oder ob sie nur mit ihr zusammengetroffen ist. Daß aber eine Wanderung bezw. eine Verschiebung batakischer Stämme und dabei auch die Besetzung Mandahelings zu irgend einer Zeit stattgefunden hat, wird durch eine sehr sicher auftretende Ueberlieferung behauptet. Sie lautet dahin, daß ehedem Silindung und das ganze Land bis zum Südufer des Sees von den Borbor, dem ältesten Stamme der Batakker, besetzt gewesen sei. Da seien die östlichen Stämme vom Asahanflusse her in Bewegung gekommen (wodurch erfuhr ich nicht) und haben die Borbor verdrängt. Diese haben sich (mit anderen Bestandtheilen) theils nach Norden (Dairi), theils nach Westen zur Küste (Baros), theils nach Süden und Südwesten (Mandaheling) gewandt. Die Tradition wird gestützt durch die Thatsache, daß die Borbor überall als älteste Brüder und erste Besitzer des Landes angesehen werden (in Toba und Untertoba), daß sich in allen Stammesgebieten Borbor-Enklaven vorfinden, und daß die ersten Häuptlingsgeschlechter in Mandaheling den Borbor angehören. Ohne Zweifel ist die Batak-Kultur älter als die erwähnte Verschiebung der Stämme, die Borbor sowohl als auch die anderen Stämme konnten sie vorher haben; nur fragt sich, woher sie dieselbe empfangen. Da sich nun im Südosten des Landes (im Flachlande) noch Spuren alter Hindukolonien finden sollen, so ist es doch höchst wahrscheinlich, daß sie von dort beeinflußt worden sind, ja mit jenen in Verbindung gestanden haben. Ob nun diese Hindukolonien direkt vom Festlande ausgegangen sind, ob von Java aus, wie andere Kolonien im Süden Sumatras, wodurch sie wieder verschwanden und wodurch der Hinduismus zurückging — ob durch Batakker, Malayen, Javanen rc. — darüber läßt sich kaum eine Vermuthung aussprechen. Der oben schon erwähnte Dr. Hagen hält es für wahrscheinlich, daß die Batakländer ihre indische Kultur von Atjeh her erhalten haben (a. a. O. S. 353). Er schließt dies besonders aus dem Umstande, daß die nördlich vom Tobasee wohnenden Stämme im steten Verkehr mit Atjeh stehen, während sie

mit den südlicher Wohnenden gar keine Beziehungen haben. Daß schon früher ein Verkehr zwischen den Batakkern und Atjehnesen stattgefunden, ist wohl mehr als wahrscheinlich, daß aber erstere von Atjeh her ihre Hindukultur ꝛc. empfangen haben sollen — das nur wahrscheinlich zu machen, bedarf wohl noch ganz anderer, stärkerer Hindeutungen. Hoffentlich bringt weitere Forschung mehr Licht und Sicherheit in diese Fragen.

Kürzere Mittheilungen.

Rundschau über die deutschen Schutzgebiete.

Wer sich an der Hand der Kolonialgeschichte anderer Völker überlegt, wie sehr die Kolonialpolitik jederzeit eine Politik von langer Hand gewesen ist, und wie selten die Erfolge rüstigen kultivatorischen Schaffens schon nach wenigen Jahren sichtbar geworden sind, der wird kaum umhin können, mit Genugthuung auf das zu blicken, was unsere jungen Kolonialgesellschaften bereits hinter sich gebracht haben.

Da lauten vor allen Dingen die neueren Nachrichten aus Neuguinea nach verschiedenen Beziehungen hin höchst erfreulich[1]). Der Kaiserin-Augusta-Fluß bestätigt die Erwartungen, die man von ihm gehegt hat, vollkommen, und derselbe erweist sich immer mehr als eine ganz vorzügliche Wasserstraße hinein in das Binnenland. Dr. Schrader hat denselben im Juni und Juli des vorigen Jahres auf einer Strecke von 630 km, d. i. auf einer Strecke, die ziemlich genau der Elbstrecke zwischen Cuxhaven und Meißen entspricht, vermittelst eines kleinen Seedampfers von 2,7 m Tiefgang befahren und ihn allenthalben sehr gut schiffbar gefunden. Der genannte Reisende hegt auf Grund der gewonnenen Anschauungen auch die Ueberzeugung, daß die Schiffbarkeit für Flußdampfer noch viel weiter hinauf reichen und sich ebenso auf verschiedene Nebenflüsse erstrecken wird. Von der Stelle, die Dr. Schrader erreichte, bis zu der Mündung hat der Strom nur ein Gesammtgefäll von 20 m. Daß er in der Zeit der Regen starken Schwellungen ausgesetzt ist, beweisen die frischen Zerstörungen an seinen Ufern, bei der Geringfügigkeit des Gefälles dürfte darin aber kaum eine nennenswerthe Minderung seines hohen Werthes als Erschließungs- und Kultivationsinstrument des Landes liegen. Zu den schnellenreichen Strömen Afrikas steht der Kaiserin-Augusta-Fluß in sehr vortheilhaftem Gegensatze. — Viel weniger brauchbar als Weg in das Innere zeigte sich der Markham-Fluß, der in den Hüon-Golf mündet, und den der Hauptmann Dreger zu befahren versuchte; da die Untersuchungen an ihm gerade zur Zeit starken Hochwassers angestellt wurden, steht aber zu hoffen, daß auch bei ihm die Verhältnisse zu anderen Zeiten günstiger liegen werden. 1000 bis 1200 m hohe Gebirgsketten — die Rawlinson-, Herzog- und Kuperberge — treten freilich ziemlich nahe an die Küste des genannten Golfes heran. — Der Franziska-Fluß, der die Herzogberge von den Kuperbergen trennt, ist ebenfalls ein rasch fließender Gebirgsstrom, die dichte Besiedelung der Uferlandschaft desselben mit Eingeborenen läßt aber darauf schließen, daß in seinem Gebiete viel fruchtbares und kulturfähiges Land zu finden sein wird. Weit von den Flüssen seitwärts vorzudringen, verhinderte zuvörderst noch die dichte Urwaldvegetation mit ihrem Guirlandenwerk von Schlingpflanzen, um so mehr als für die betreffenden Expeditionen nur eine sehr kleine Mannschaft zur Verfügung war. Die Gebirge in der Nähe der Küste und der Ströme sind augenscheinlich hoch genug, um gute Gesundheitsstationen in der nächsten Nachbarschaft der Küstenpunkte zu versprechen, nicht aber hoch genug, um den Anbau ihrer Abhänge und Thalgegenden unthunlich zu machen. — Bezüglich der Naturprodukte hat sich zwar die Nachricht von gemachten Goldfunden als unbegründet erwiesen, die Untersuchungen Dr. Hollrung's haben aber eine ganze Reihe von Details über die Pflanzenwelt herausgestellt, die sich unmittelbar praktisch verwerthen lassen werden; so namentlich das Vorhandensein reicher Rottan-Bestände und werthvoller Gummiharz- und Möbelholz-Bäume, die Thunlichkeit der Anpflanzung von Kokospalmen ꝛc. Die Neu-Guinea-Kompagnie hat in Folge dessen auch bereits ein paar Sägewerke in Betrieb gesetzt. Ebenso ist auch mit der Perlmutterfischerei ein Anfang gemacht worden. Die Kulturversuche, welche bei Finschhafen, Bubui, Hatzfeldhafen und Konstantinhafen mit Tabak, Mais, Gemüsepflanzen u. s. w. gemacht worden, sind durchgängig gut geglückt, und namentlich scheint der Anbau des zuerst genannten Gewächses sehr aussichtsvoll zu sein. Die europäischen Gemüsesamen verlieren in dem feuchtwarmen Klima nur bald ihre Keimkraft, und es macht sich deshalb in kurzen Perioden die Nachsendung frischer Samen nothwendig. Wie ausgezeichnet die einheimischen Kulturpflanzen — Bananen, Yams, Ananas, Tapioka ꝛc. — gedeihen, das bedarf an dieser Stelle keiner besonderen Erwähnung. Auch die eingeführten Pferde, Rinder, Ziegen, Hühner, Tauben befinden sich wohl in dem Lande und vermehren sich, und nur den Schafen scheint das Klima nicht zuzusagen. — Die Gesundheitsverhältnisse waren bisher auch unter den Europäern günstige, was um so schwerer wiegt, als die tropischen Küstenstationen erfahrungsgemäß für Kaukasier am gefährlichsten sind, und als unsere Pioniere sich zuvörderst noch sehr großen Strapazen und Anstrengungen zu unterziehen haben. Das Malariafieber, das von den Deutschen 75 Procent durchzumachen hatten, verlief nach dem Berichte des Stationsarztes Dr. Schellong nur selten ungünstig. — Die größte Schwierigkeit, mit der es die Entwickelung der Kolonie zu thun hat, ist die Arbeiterfrage, besonders seit die niederländische Regierung die Ausführung von malayischen Kulis aus ihren Besitzungen verboten hat. Die Eingeborenen zeigten sich bis auf den bekannten Ueberfall von Hatzfeldhafen, bei dem ein malayischer Arbeiter das Leben verlor, friedlich, waren aber fürs erste weder als Träger und Führer bei den Expeditionen, noch als Plantagenarbeiter zu gebrauchen. Sie in Ordnung zu halten, wird einer kleinen Polizeimacht, welche die Kompagnie zu organisiren gedenkt, leicht gelingen, ihre „Erziehung zur Arbeit" wird aber noch viel Anstrengung und Geduld kosten.

Auf Neu-Pommern entdeckte der Landeshauptmann v. Schleinitz außer einer sehr großen und fruchtbaren Tiefebene (von 4000 qkm) auch mehrere schiffbare Flüsse, und der Kaffee- und Baumwollenbau lieferte auf dieser Insel befriedigende Erträge.

Auch in Ostafrika scheinen die deutschen Unternehmungen rüstig vorwärts zu schreiten, und die Schilderungen, die Dr. Peters neuerlich wieder von den daselbst obwaltenden

---

[1]) Vergl. den „Geschäftsbericht" der Neu-Guinea-Kompagnie von 1887, sowie die „Nachrichten aus Kaiser-Wilhelm-Land" 1887, Heft 5.

Verhältnissen entworfen hat, lauten nach wie vor sehr zuversichtlich. Die Arbeiterfrage bereitet auf den 13 Stationen, die die Ostafrikanische Gesellschaft am Kingani und Pengani sowie tiefer im Inneren eingerichtet hat, keine großen Schwierigkeiten, besonders seit sich die Beziehungen zum Sultan von Zansibar freundlicher gestaltet haben. Die jungen Tabak- und Baumwollenpflanzungen zeitigten Ernten, die zum Weiterverfolgen des betretenen Weges ermuthigen, und ebenso scheint sich die Rinderzucht in dem Berglande von Usagara und am Kilimandscharo gut entwickeln zu wollen. Besonders verspricht man sich auch gute Resultate von den Versuchen, die man mit der Seidenraupenkultur sowie mit dem Kakao- und Theebau angestellt hat. Wirkliche Plantagen bestehen gegenwärtig in Dunda, Madimole, Pengani, Kingarn und Petershöhe.

Was das südwestafrikanische Schutzgebiet betrifft, so hat die Kolonialgesellschaft für Südwestafrika anläßlich der gemachten Goldfunde (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 14) die Organisation einer Kolonialtruppe thatsächlich in die Hand genommen, und außerdem hat sie auch eine fachmännische Expedition zu entsenden beschlossen, die das Nähere über die Goldfelder feststellen soll. Uebrigens hat man in Damara-Land auch den bekannten „Blaugrund" entdeckt, der in Transvaal die Diamanten birgt. Es würden also in dem deutschen Südwestafrika noch weitere bedeutungsvolle Funde zu gewärtigen sein. — Um wüste soziale Zustände, wie sie mit der Ausbeutung anderer Goldfelder Hand in Hand gegangen sind, von vornherein nicht aufkommen zu lassen, soll ein besonderes Reichsgesetz erlassen werden.

In Kamerun hat Lieutenant Kund zusammen mit dem Botaniker Braun eine erste größere Explorationstour nach dem Inneren unternommen, und das Hauptdorf der Landschaft Gumba, Namens Bongolo, das in einem dem deutschen Schwarzwald ähnlichen Gebirge in 650 m Höhe liegt, glücklich erreicht. Den 75 km breiten Landgürtel zunächst der Küste fand Kund dicht bewaldet, aber wenig bewohnt. Ein ausführlicherer Bericht steht zunächst noch aus. E. D.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die Freigebung der Jangtsekiang-Schiffahrt bis nach Tschung-king, der Hauptstadt von Sz-tschwan, auf die man in England bereits sehr bestimmt gerechnet hatte, scheint von den chinesischen Behörden immer wieder hintertrieben werden zu sollen. Die betreffenden Gouverneure haben wenigstens im abmahnenden Sinne nach Peking berichtet und erklärt, daß sowohl die Natur des Stromes als auch die Stimmung der Bevölkerung das englische Dampfboot, welches man zur Untersuchung der Schiffbarkeit aufwärts senden wollte, nicht heil an sein Ziel gelangen lassen würde. Das Schiff würde auf Untiefen und Felsblöcke gerathen, es würde mit thalwärts fahrenden Dschunken zusammenstoßen, die den Europäern feindlich gesinnte Bevölkerung würde Steine von den hohen Uferwänden herabschleudern 2c. Der Centralregierung des Himmlischen Reiches aber sind derartige auf den Ausschluß der Fremden gerichtete Warnungen immer sehr willkommen gewesen.

Bücherschau.

— Beiträge zur Geophysik. Abhandlungen aus dem geographischen Seminar der Universität Straßburg. Herausgegeben von Prof. Dr. Georg Gerland.

Das vorliegende Sammelwerk legt ein schönes Zeugniß davon ab, wie energisch und streng man heute auf den deutschen Universitäten an dem Ausbau der geographischen Wissenschaft arbeitet. Wir sind der Meinung, daß dem gegenüber die alte bekannte Redensart gewisser hochmüthiger Vertreter anderer Disciplinen, als ob die Geographie gar keine „eigentliche" und „selbständige" Wissenschaft sei, bald verstummen wird. Ueber die Definition, die Gerland der Erdkunde in der Einleitung giebt, und durch die er sie von der Geologie sowie von der Astronomie und Geschichte abgrenzt, wird sich streiten lassen, und wir sind selbst wenig geneigt, derselben unbedingte Geltung zuzugestehen — sie ist uns zu einseitig —, aber zur Klärung der methodologischen Grundfrage wird sie ohne Zweifel viel beitragen. Daß bei dem dermaligen Entwickelungsstande des Gesammtgebäudes der Wissenschaften die Geographie von der Ethnologie zu trennen ist, und daß die Geographie in keinem Falle als der große Kehrichthaufen dienen darf, auf den man Alles wirft, was man anderweit nicht gebrauchen kann, ist auch unsere Meinung. Die Kulturgeographie, oder die „Anthropogeographie", wie Ratzel sie nennt, ist aber für uns ein Zweig der Erdkunde so gut wie die Geophysik, gleichviel ob die Kraft eines und desselben Forschers hinreicht, auf beiden Gebieten vollgewichtig thätig zu sein, oder nicht. Doch wir gedenken darauf an anderer Stelle zurückzukommen. Ebenso müssen wir uns einstweilen damit begnügen, die in dem Bande enthaltenen geophysikalischen Abhandlungen mit ihrem Titel aufzuführen, und zu betonen, daß dieselben als wichtige Bereicherungen der geographischen Litteratur gelten müssen. Es sind: „Hendr. Blink, Winde und Meeresströmungen im Gebiete der kleinen Sunda-Inseln" (S. 1 bis 58); „Hugo Hergesell, Ueber die Aenderung der Gleichgewichtsflächen der Erde durch die Bildung polarer Eismassen und die dadurch verursachten Schwankungen des Meeresniveaus" (S. 59 bis 114); „Hugo Hergesell, Ueber den Einfluß, welchen eine Geoïd-Aenderung auf die Höhenverhältnisse eines Plateaus und auf die Gefällswerthe eines Flußlaufes haben kann" (S. 115 bis 132); „Emil Rudolph, Ueber submarine Erdbeben und Eruptionen" (S. 133 bis 365). — Mit den Hergesell'schen Arbeiten berührt sich übrigens sehr nahe eine ausgezeichnete Arbeit von Erich von Drygalski über „die Geoïddeformationen der Eiszeit", die unseres Wissens aus dem geographischen Seminar Ferd. von Richthofen's hervorgegangen ist, und die in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (Bd. 22, S. 169 ff.) enthalten ist.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII.



№ 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

V.

So analog die beiden Hälften der Neuen Welt — Nordamerika und Südamerika — auch gebildet erscheinen, und so sehr dieselben hinsichtlich der Struktur und Anordnung ihrer Gebirge sowie hinsichtlich des Charakters und der Vertheilung ihrer Haupt-Ströme und Ebenen mit einander übereinstimmen, so große Kontraste stellen sich doch zwischen ihnen heraus, sobald man die astronomisch ähnlich gelegenen Länder der beiden Erdtheile mit einander vergleicht.

Die südamerikanischen Anden entsprechen ziemlich streng den nordamerikanischen Rocky Mountains, und die Verschiedenheiten zwischen beiden Gebirgssystemen betreffen eigentlich nur das Detail. Ebenso läßt sich vom geographischen Standpunkte aus recht wohl eine Parallele ziehen zwischen dem appalachisch-labradorischen Gebirgslande auf der einen, und dem guyanisch-brasilianischen Gebirgslande auf der anderen Seite. Ferner hat der nordamerikanische Mississippi sein südamerikanisches Gegenstück in dem Amazonas, der Lorenzstrom im Laplata, der Rio Grande del Norte im Orinoco, der Saskatschewan-Nelson im Rio Negro, der Hudson im San Franzisko 2c. Und endlich sind auch die Ebenen zwischen den genannten Gebirgen und entlang den genannten Strömen einander in einem merkwürdig hohen Grade verwandt — in ihrer Bodenart, in ihrem Klima, in ihrem Pflanzenkleide und sogar auch in den allgemeinen Voraussetzungen, die sie dem Kultur- und Wirthschaftsleben darbieten. Auch bei den Hauptströmen und Ebenen sind es nur Einzelheiten, bezüglich deren sich starke Abweichungen herausstellen.

Wie ganz anders ist es aber, wenn man die astronomischen Lagenverhältnisse der Landräume in das Auge faßt! Da gewahrt man bei einem prüfenden Blicke auf die Karte, wie der nordamerikanische Erdtheil — oder wenn man lieber will, die nordamerikanische Erdtheilhälfte (die wir selbstverständlich bei Panama beginnen lassen) — sich in der Richtung von dem Aequator zum Pole mehr und mehr verbreitert, bis er — bezw. sie — sich zwischen Kap Lewis und Kap Prinz Wales durch volle 110 Längengrade erstreckt, und bis er sich dann weiterhin in eine große Zahl dicht neben einander liegender Riesen-Inseln auflöst; während der südamerikanische Erdtheil polwärts immer schmäler wird, bis er endlich als eine einfache Spitze in den Ocean hinabtaucht, die nur in sehr beschränktem Maßstabe — und abgesehen von Feuerland nur in größerer Ferne — von Gruppen kleinerer Inseln und von dem unbekannten Südpolarlande umlagert ist. In einer früheren geologischen Epoche ist dies wahrscheinlich anders gewesen. Da erstreckte sich Patagonien viel weiter west- und ostwärts, und da umfaßte dasselbe namentlich auch die Malvinen, Süd-Georgien und die Süd-Orkney-Inseln 2c.; da lag ferner auch im Osten von Mexiko und Mittelamerika, wo sich heute das amerikanische Mittelmeer und die Antillen ausbreiten, ein zusammenhängendes Festland. Heute aber fallen von dem Areal des nordamerikanischen Erdtheiles

etwa 80 Proc. zwischen den Wendekreis und den Polarkreis, also in die sogenannte gemäßigte Zone, nur sieben Procent zwischen die beiden Wendekreise oder in die Tropenzone, und nur etwa 13 Proc. in die Gegend innerhalb des Polarkreises oder in die kalte Zone; während dagegen von dem südamerikanischen Erdtheile ungefähr 75 Proc. auf die heiße Zone — zwischen den Wendekreisen — und nur gegen 25 Proc. auf die gemäßigte Zone — zwischen dem Wendekreise und Polarkreise — zu rechnen sind.

Ist darin bereits eine offenbare kulturgeographische Schwäche Südamerikas im Vergleiche zu Nordamerika begründet, so wird dieselbe noch sehr bedeutend dadurch vergrößert, daß die südamerikanischen Landräume, denen man ihrer astronomischen Lage nach eine höhere Kulturfähigkeit zutrauen sollte, auch in physikalischer Beziehung weit übler gelegen und gebaut sind als die entsprechenden nordamerikanischen Landräume. Was in dem Erdalter, in dem der Mensch lebt und den Planeten nach allen Beziehungen hin zu beherrschen sucht — was in dem anthropozoischen Erdalter von dem außertropischen Südamerika übrig geblieben ist, das ist in der Hauptsache nur die gigantische Mauer des Anden-Gebirges und die daran angelehnten, nach Osten mehr und mehr sich zum Meeresspiegel hinabneigenden Ebenen. Von dem oben erwähnten östlichen Berglande fällt in das fragliche Gebiet nur ein kleiner Theil — Uruguay und die südbrasilischen Provinzen Rio Grande do Sul, Santa Catharina, Parana und Saõ Paulo. Wo sich sodann in der Nachbarschaft des außertropischen Nordamerika äquatorwärts ein großes Meeresbecken — der mexikanische Golf — ausdehnt, dessen Wasserdämpfe von dem Antipassatwinde über die östliche Union verführt werden, um daselbst jahraus jahrein als reicher Niederschlag den Boden zu benetzen, da liegt in Südamerika ein weiter Landraum — Bolivien und das centrale Brasilien — bei dem von einer Verführung bedeutender Wasserdunstmassen durch den Antipassat nicht die Rede sein kann. Außerdem bilden auch die Anden eine Wettermauer und Regenwehr wie kaum ein zweites Gebirge. Wirkt der Ocean, der in dem außertropischen Südamerika nirgends sehr weit entfernt ist, nun auch vom Osten und Nordosten her kräftig genug auf das Klima des Landes ein — die Ost- und Nordostwinde sind ja die Regenwinde Argentiniens —, so daß in der östlichen Hälfte desselben eigentlich nirgends von wirklicher Regenarmuth die Rede sein kann, so bringen es die angegebenen Verhältnisse doch mit sich, daß die Regen nur periodisch und nur mit sehr geringer Zuverlässigkeit eintreten. Montevideo verzeichnet zwar 111 cm jährliche Niederschläge, Buenos Ayres 87 cm und Cordoba 69 cm [1]), aber im Winter herrscht an allen Orten lange Dürre, und im Sommer hat man sich wenigstens immer auf solche gefaßt zu machen. Mendoza erhält bloß 20 cm Regen und San Juan sogar bloß 7 cm — der Westen ist also eine nahezu regenlose Gegend.

Zu allem Gesagten kommt dann noch, daß das außertropische Südamerika die üble kulturgeographische Eigenschaft mit Nordamerika theilt, keine ostwestlich streichenden Gebirgsketten zu besitzen, und daß in Folge dessen die meteorologischen Kräfte der Polarregionen frei und ungehindert nach den Tropenregionen hinspielen können und umgekehrt. Damit hängen die plötzlichen Temperaturstürze zusammen, von denen wir bei Buenos Ayres geredet haben, daraus erklärt sich das Ungestüm der Luftströmungen — vor allem des „Pampero“ — die Heftigkeit der elektrischen Entladungen und der Regengüsse, und so manches Andere, was im Gefolge der meteorologischen Ereignisse einhergeht.

[1]) Vergl. J. Hann, Klimatologie (Stuttgart 1883), S. 672.

Bald sind die Ströme des Landes übervoll von Wasser, so daß sie ihre Thalebenen weithin überfluthen und verheeren, bald wieder enthalten sie in ihrem steinigen Bette nur ein ganz dünnes Rinnsal, oder sie verlaufen sich wohl gar im Sande, wie man zu sagen pflegt. Bald ist der lehmig-sandige Boden der Ebenen steinhart gebrannt und auf weiten Strecken von Salzausblühungen bedeckt, bald wieder verwandelt er sich in einen unpassirbaren Morast. Man sagt auch nicht zu viel, wenn man behauptet, die schwere Zugänglichkeit der argentinischen Küste und ihre Armuth an guten Häfen — von der Buenos Ayres einen so ausgezeichneten Begriff giebt — hänge gleichfalls ganz direkt mit dem Klima zusammen. Die röthlich-gelbe Farbe der reißenden Fluth, die die Flüsse in der Zeit der Regen seewärts führen, zeigt uns deutlich genug, wie dieselben mit ungeheurer Kraft daran arbeiten, Berge hinaus zu versetzen in das Meer. Der trockene Pampero, der Unmassen von Pampasstaub vor sich hin wirbelt, unterstützt sie dabei. Man hat da kaum sehr nöthig, noch andere künstliche Hypothesen zur Erklärung der in Frage stehenden Eigenthümlichkeit des Landes herbeizuziehen. Der natürliche Zusammenhang der Dinge liegt klar am Tage. Ist es ja doch auch mehr als wahrscheinlich, daß die beschriebene Gestaltung des Landes und das davon abhängige meteorologische Regime bereits seit den tertiären Zeiten datirt. Wie viele Jahrhunderttausende mag also der Pampero über die Gegend dahin gebraust sein, und wie viele Jahrhunderttausende mögen Fluth und Dürre beständig mit einander abgewechselt haben! Ja, wir sind geneigt, noch weiter zu gehen mit unseren physikalisch-geographischen Schlüssen, und wir tragen kein Bedenken, die Ueberzeugung auszusprechen, daß auch die Bodenart und Bodengestalt zu einem großen Theile als eine Function des Klimas anzusehen sei. Die gewaltigen meteorodynamischen Agentien, die wir in der Gegenwart über dem außertropischen Südamerika ihr wildes Spiel treiben sehen, haben in den langen Zeiträumen, die ihnen zur Verfügung standen, ohne Zweifel auch in dem Binnenlande gewaltige geologische und geographische Effekte erzielen können. Und wie sie dieselben thatsächlich erzielt haben, das zeigt uns vor allem die Lößdecke, die in wechselnder Mächtigkeit von Bolivia bis über den Rio Negro hinaus über den größten Theil der älteren Formationen, die den Untergrund bilden, hinweg gebreitet ist. Die Megatherium- und Glyptodon-Skelette sowie die Landschnecken, die in den Löß eingebettet sind, beweisen ja, daß derselbe eine subaërische Bildung ist, genau wie in China, und der aufmerksame Beobachter kann ihn heute noch vor seinen Augen entstehen sehen [1]). Die Winde und Stürme wirbeln das Material, aus dem er zusammengesetzt ist, noch unaufhörlich herbei, und sie thaten es in gleicher Weise seit Aeonen. Sie füllten damit früher vorhandene Thäler und Bodendepressionen aus, sie begruben die Berg- und Hügelketten aus archaischem und anderem Gesteine unter sich, so weit dieselben nicht zu sehr bedeutender Höhe emporragten, und sie schufen so die weite Ebene, die sich scheinbar endlos hinter Buenos Ayres ausbreitet, und die gegenwärtig nur noch ganz flache Depressionen — die schwachen Spuren alter Thäler und Thalzüge des Untergrundes — enthält. Würde man sich die Lößdecke durch irgend eine Kraft wieder hinweg genommen, und den archaischen Fels, der darunter liegt, allerwegen wieder zu Tage stehend denken, so würde man dadurch einen noch viel ausgesprocheneren Parallelismus zwischen dem Laplata- und Lorenzstromgebiete gewinnen, als er ohnedies schon vor-

[1]) Vergleiche hierzu die schönen Auseinandersetzungen in Alfred Stelzner, Beiträge zur Geologie Argentiniens (Kassel 1885), S. 283 ff.

handen ist. — Nicht weniger klar als bei dem Löß, und vielleicht noch augenfälliger als bei diesem, ist der meteorodynamische Ursprung bei den Flugsandstrecken — den sog. Medanos — die sich allenthalben in Argentinien finden, besonders aber im Westen von Buenos Ayres, im Norden der Lagune Guanacache, in der Ebene von Mendoza und rings um die Salina Grande, südöstlich von Catamarca, und die ihre großartigste Entwickelung in der Sandwüste des Campo del Arenal (westlich von Tucuman) finden. Sah doch Stelzner an dem zuletzt angegebenen Orte zuweilen 15 bis 20 Windhosen gleichzeitig den Sand wohl hundert Meter emporwirbeln. Daß der Sand übrigens kein ins Binnenland hinein getriebener Dünensand, sondern zerkleinerter Gebirgsschutt ist, kann man daraus schließen, daß die Sand- und Staubstürme — die „Polvaderas“ und die „Tormentas de tierra“ — fast immer aus Südwest wehen, bezw. „trockene Pamperos“ sind. — Neben dem Winde arbeitet natürlich auch das aus den Wolken niederstürzende und thalwärts eilende Wasser bodengestaltend, und vor allen Dingen bereitet dasselbe durch die starke Erosions- und Transportationskraft, die es in der Gebirgsregion entfaltet, das Werk des Windes vor. Es nagt wilde „Barrancas“ in den Felsen hinein, führt die größeren und kleineren Trümmer des Andengebirges thalwärts und zerkleinert sie noch weiter in seinem Laufe, um sie alsdann, wenn es hinabgeflossen ist in die salzige Lagune oder in das Meer, in seinem trockenen, breiten Bette liegen zu lassen, so daß der Wind mit den leichteren — den Sandkörnern — sein Spiel in der angedeuteten Weise beginnen kann. Wie in den höheren Regionen der Wechsel von Frost und Hitze an der Zerstörung des Gebirges thätig ist, und wie derselbe dem Wasser sowie dem Winde vorarbeitet, das zeigen die eckigen Gesteinstrümmer, die die Anden-Plateaus sowie auch die Berghänge der Anden allenthalben bedecken. Der Löß der östlichen Pampas ist — abgesehen von einzelnen Stellen in der Nähe geröllführender Ströme — vollkommen steinfrei, in den westlichen Pampas dagegen mengen sich ihm allmählich größere und kleinere Kiesel bei, und endlich, in der unmittelbaren Nähe des Gebirges, gerathen wir in förmliche ausgedehnte Steinfelder und Steinwüsten hinein. — Die Salzausblühungen, die den Boden Argentiniens bei trockenem Wetter auf weiten Strecken bedecken — in den sogenannten Salitres (Salzsteppen) und Salinas (Salzwüsten) — und die das Land an vielen Orten vollkommen unkulturfähig machen, hängen selbstverständlich ebenfalls eng mit dem Klima zusammen, und nicht minder auch die Salzhaltigkeit so vieler künstlicher und natürlicher Quellen, die aus der Tiefe zu Tage treten. Das haben wir nicht nöthig, hier noch weiter aus einander zu setzen. Enthält ja doch der Westen Argentiniens eine Anzahl vollkommen abflußloser Gebiete, und besitzt ja doch auch ein guter Theil seines Ostens nur sehr unvollständigen Abfluß. In vielen Gegenden — glücklicher Weise aber bei weitem nicht in allen — ist es völlig unmöglich, gutes Trinkwasser zu erbohren [1].

Auch die Baumlosigkeit der weitaus größten Strecken Argentiniens ist eine Funktion des Klimas, wenn auch vielleicht nicht eine ganz so direkte, als man gemeinhin glaubt. Anhaltende Dürre ist unbedingt baumfeindlich, und da sie das Land auch selbst in der nächsten Nähe des Atlantischen Oceans oft genug heimsucht, so befremdet uns die Kahlheit der Gegend wohl schon deshalb nicht sehr. Eine ganze Menge von Baumarten verträgt ein solches Klima einfach nicht —, wenn anders dieselben nicht etwa von Menschenhänden sorgsam gepflegt werden. Es giebt aber doch auch eine Reihe von anderen Arten, die gegenüber anhaltender Dürre weniger empfindlich sind. Das kann man namentlich in dem Nordwesten des in Frage stehenden Gebietes sehen, wo bei viel absoluterer Dürre Baumwuchs gedeiht. — Da kommt dann der „Pampero“ in Frage, der Alles, was höher ist als ein Grashalm, und was sich nicht so schmiegt und bückt wie dieser, entwurzelt und zu Boden wirft. Auch dieser ist ohne Zweifel ein großer Waldverwüster, aber als die Hauptursache der Baumlosigkeit kann auch er nicht wohl gelten. Gewisse von Menschen gepflegte Bäume trotzen auch ihm. Aehnliches gilt von den Heuschreckenschwärmen, auf die man etwa noch hinweisen könnte. Der eigentliche Hauptgrund, warum Baumwuchs in den Pampas spontan nicht gedeiht, liegt wohl in den Grundwasserverhältnissen. Bei der Durchlässigkeit der mächtigen Lößlage steht ja das Grundwasser in der Ebene überall sehr tief, und die Wurzeln der Bäume vermögen demselben nirgends nahe genug zu kommen, um sich vermittelst desselben zu ernähren. Es handelt sich also vor allem um eine indirekte Einwirkung des Klimas, und die übrigen baumfeindlichen Gewalten helfen dann gewissermaßen nur mit, die Baumlosigkeit zu einer absoluten zu machen. In den nordamerikanischen Prärien liegen die Dinge nach unserer Ueberzeugung ganz ähnlich.

Die eigenartige Beschaffenheit des Hinterlandes von Buenos Ayres, das wir uns zu betreten anschicken, erklärt sich auf diese Weise gewissermaßen aus einem einzigen Gesichtspunkte.

Das Anden-Hochgebirge nebst seinem schmalen Vorlande im Westen verlangt natürlich eine gesonderte Betrachtung. Durch Hochgebirge wird ja in jede Zone ein anderes Klima hineingerückt. Auf die ausgedehntere Südhälfte des argentinisch-chilenischen Andengebirges fallen die wasserdunstgeschwängerten West- und Nordwestwinde voll und frei ein, und dieselben verursachen daselbst während des Winters eine außerordentlich große Niederschlagsmenge. Ganz im Süden, wo man sich unter Breiten befindet, die den nordeuropäischen entsprechen, hat der Reichthum an Winterschnee im Verein mit der geringen Sommerwärme sogar zu einer sehr ausgedehnten Vergletscherung geführt, so wie wir es auf der nördlichen Erdhalbkugel nur im südlichen Grönland, auf Island und in dem nördlichen Norwegen beobachten. Der Kolonisation dürfte dieser rauhe und unwirthliche Landstrich höchstens in günstig gestalteten Thalgegenden Angriffspunkte bieten, und große Reichthümer bietet derselbe nur in dem Fischreichthume seiner tief eingeschnittenen Fjorde, sowie in dem dichten Wuchse der Cypressen- und Libocedruswälder, die die gletscherfreien Berghänge bekleiden. In den nördlicher gelegenen Anden — zwischen der Breite des Chonos-Archipels und der Breite von La Serena etwa —, wo die Sommerwärme viel intensiver ist, finden wir nur die höchsten Gebirgsstöcke vergletschert, während die tieferen Thalgegenden eine außerordentlich üppige Vegetation hervorbringen und sich zugleich in einem sehr hohen Grade anbaufähig erwiesen haben. — Der Norden des in Frage stehenden Gebietes wird von dem trockenen Ostpassate bestrichen, und unter dessen Einfluß verwandelt sich auch das Hochgebirge zu einem viel beträchtlicheren Theile in eine öde Felsen- und Steinwüste, namentlich breitet sich an dem im „Regenschatten“ des Gebirges liegenden Westfuße eine reine Wüste — die Atacama — aus. Diese Gegend ist daher nur durch ihre reichen Lagerstätten von nutzbaren Mineralien in einem höheren Grade produktiv — auf der chilenischen Seite durch ihre Kupfer- und Salpeterlagerstätten, und auf der argentinischen durch ihre Silber-, Blei-, Kupfer- und Goldlagerstätten.

Ebenso wie das Andengebirge, so nimmt auch Pata-

[1] Vgl. Stelzner a. a. O., sowie H. Burmeister, Reise in den Laplatastaaten, Bd. 2, S. 261 ff.

gonien eine Art Ausnahmestellung in dem außertropischen Südamerika ein. Dieses niedrige Tafelland besteht zwar in der Hauptsache ähnlich wie die Pampas aus tertiären Bildungen. Zugleich muß dasselbe aber einst ziemlich vollkommen vergletschert gewesen sein, da es mit einer so mächtigen Lage von erratischen Blöcken und Geschieben bedeckt ist, daß Musters es mit gutem Grunde als ein Land von „gepflasterten Pampas" bezeichnen durfte. Das meteorologische Regime sowie das Regime der fließenden Gewässer ist daselbst ein ganz ähnliches ungestümes wie in dem eigentlichen Pampaslande. Die Sommerwärme wird daselbst allerdings niedriger, dieselbe reicht aber bei Punta Arenas, an der Magelhaës-Straße immer noch aus, um neben der Gerste und dem Hafer auch noch den Roggen zur Reife zu bringen. Die Thäler des Rio Negro, des Rio Chubut, des Rio Chico und des Rio Gallegos würden also wohl in einem hohen Grade kulturfähig sein, wenn es gelänge, sie vor den Verheerungen der Hochwasser zu bewahren.

In dem außertropischen Brasilien sowie in Uruguay liegen die klimatischen Verhältnisse ähnlich wie in dem östlichen Argentinien, nur bedingt die mannigfaltigere Bodengestalt Modifikationen, die das Land kulturgeographisch noch höher stellen als das letztere. Auf dem Verwitterungsboden des Gebirges gedeiht hier allenthalben Baum- und Buschwuchs, und neben dem Mais und Weizen baut man daselbst auch mit gutem Erfolge den Kaffeebaum, den Weinstock, die Orange &c. Landplagen sind auch hier vor allen Dingen die Ueberschwemmungen, welche die heftigen Regengüsse verursachen.

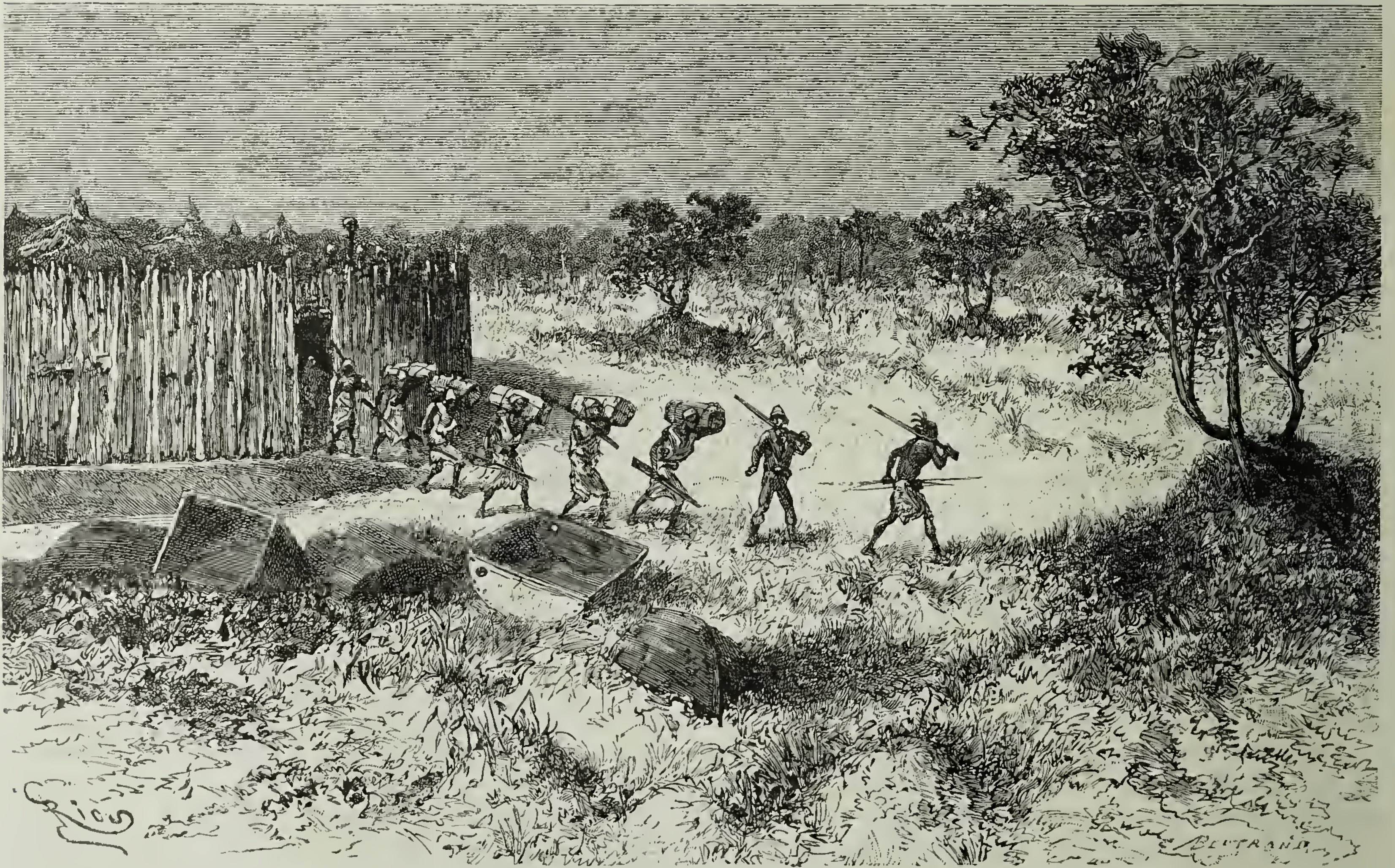
Diese allgemeine Charakteristik des außertropischen Südamerika glaubten wir voranschicken zu müssen, ehe wir das Innere desselben betreten, um die Einzelheiten an unserem Auge vorüberziehen zu lassen.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen.

IX. [1]

(Mit sechs Abbildungen.)

Die Gefangenschaft, in die Giraud nahe bei dem Ausflusse des Luapula aus dem Bangweolo-See gerathen war, wurde mit jedem Tage unerträglicher, und um derselben ein Ende zu machen, hatte der Reisende bereits den Beschluß gefaßt, zu entfliehen, gälte es auch, was es gälte. Da kehrte nach elftägiger Abwesenheit der Bote zurück, den Kalambo



Aufbruch von Kawende.

an König Mere-Mere entsandt hatte, um diesem über den gemachten Fang zu berichten — pünktlich und rasch genug für centralafrikanische Verhältnisse. Der Mann hatte an jedem Tage etwa 60 oder 70 km zurückgelegt. Derselbe überbrachte nun an Kalambo die überraschende Weisung, daß er den Reisenden lebend und so bald als möglich nach dem Lager des Königs zu bringen habe, und daß dieser den

[1]) Fortsetzung aus Bd. 50, Nr. 24. Vergl. hierzu auch die Karte in Bd. 50, S. 338.



Empfang im Lager von Mere-Mere.

weißen Mann mit hohen Ehren zu empfangen gedenke, da er ihn dazu auserfehen habe, einen Elfenbeintransport nach „Nuanda" (San Paolo de Loanda) zu bewerkstelligen.

Da das Lager Mere-Mere's am Wege nach Kazembe lag, wo sich die Giraud'sche Karawane befand, so war die Botschaft natürlich eine hoch willkommene. Nach einer



Giraud's Wohnhäuser bei Mere-Mere.

Wiedervereinigung mit jener galt es ja jetzt in allererster Linie zu streben. Trotz der gebotenen Eile zögerte Kalambo lange mit dem Aufbruch. Man konnte jetzt aber schon etwas wagen, man versammelte seine Getreuen, man ergriff das noch vorhandene Gepäck, und den ersten besten Fußweg, der nordwärts führte, einschlagend, machte man sich auf den Weg. Das Mittel bewährte sich. Es entstand zwar im Dorfe ein großer Kriegslärm, aber Hand an zu legen wagte niemand mehr, und schließlich folgte Kalambo mit seinem ganzen Troß von Kriegern, Weibern und Kindern einfach



Zusammenkunft mit König Mere-Mere.

hinterdrein — die Männer nichts als ihre alte Steinschloßflinte und ihre Tabakspfeife aus Flaschenkürbis tragend, die Weiber aber unter der schweren Last der Getreide- und Mehlbehälter, Thongefäße, Matten &c. ächzend, und viele obendrein mit Säuglingen an der Brust oder auf dem Rücken. Welchen Lärm und welche Familienscenen eine solche Völkerwanderung mit sich bringt, das kann man sich leicht denken. Zur Verproviantirung haben Giraud und sein wackerer Jäger Hassani das Ihre beizutragen, indem sie mit ihren guten Büchsen Kaphirsche erlegen. Diese Thiere sind an dem Luapula häufiger als irgendwo anders, und Rudel von fünf bis sechs Stück stellen sich daselbst allent-

halben zum Schuß. Der Marsch ist aber ein äußerst ermüdender und strapaziöser. Vielfach sind die Elephantenspuren der einzige gebahnte Pfad, der sich in der Wildniß darbietet, dann heißt es durch breite Sümpfe waten, und dabei ist es über Tag glühend heiß, und in der Nacht sowie in den frühen Morgenstunden herrscht eine intensive Kälte. Wird am Abend das Lager aufgeschlagen, so fällt auch dabei wieder den Weibern die bei weitem größte Arbeit zu: todtmüde gehetzt, müssen sie noch Brennholz suchen, Feuer anzünden, Getreide mahlen, das Mahl bereiten, die Lagerstätte zurecht machen &c. Die Männer rauchen indessen ihre Pfeife.

Das Land, welches halbinselartig vom Bangweolo-See und von dem Luapula eingeschlossen wird, und welches in der Richtung von Süd nach Nord durchwandert werden muß, zerfällt in das Waussi-Land, das schon Livingston erwähnt und auf seine Karte eingetragen hat, und in das Wakissinga-Land, nördlich davon. Ueber dem ersteren waltet Mere-Mere's Scepter. Mit seinem Nachbarreiche jenseits des Stromes — das einst unter dem Namen Katanga's Reich, jetzt aber unter dem Namen Msiri's Reich bekannt ist — lebt er, wie es in Afrika üblich ist, in geschworener Feindschaft, und nicht minder auch mit Kinama, weiter südlich. — Um den beständigen Krieg mit Msiri zu bestehen, hatte sich Mere-Mere zwar einiger Wakissinga-Häuptlinge versichert, nichtsdestoweniger hörte Giraud aber den Namen Kazembe niemals, bevor er Mere-Mere's Lager erreichte. Der fremde Stamm schnitt auch gegen Norden hin jede Kommunikation ab. Da die Kinama, im Süden, gut mit Feuerwaffen versehen sind, so hat aber Mere-Mere aufgehört, erfolgreich gegen sie vorzugehen und sie „aufzufressen“, wie die Schwarzen zu sagen pflegen.

Endlich ist der vierzehntägige Marsch nach Mere-Mere's derzeitigem Aufenthaltsorte — er hatte seine Residenz gerade verlassen, um ein Stück Land anbauen zu lassen — überstanden, und da derselbe zuletzt ohne alles Schuhzeug und mit vielfach verletzten Füßen zurückgelegt werden mußte, so wird dies wohl als eine Erlösung empfunden.

An dem ersten bebauten Felde angekommen, wird aber noch ein Halt gemacht, damit Mere-Mere Zeit erhält,

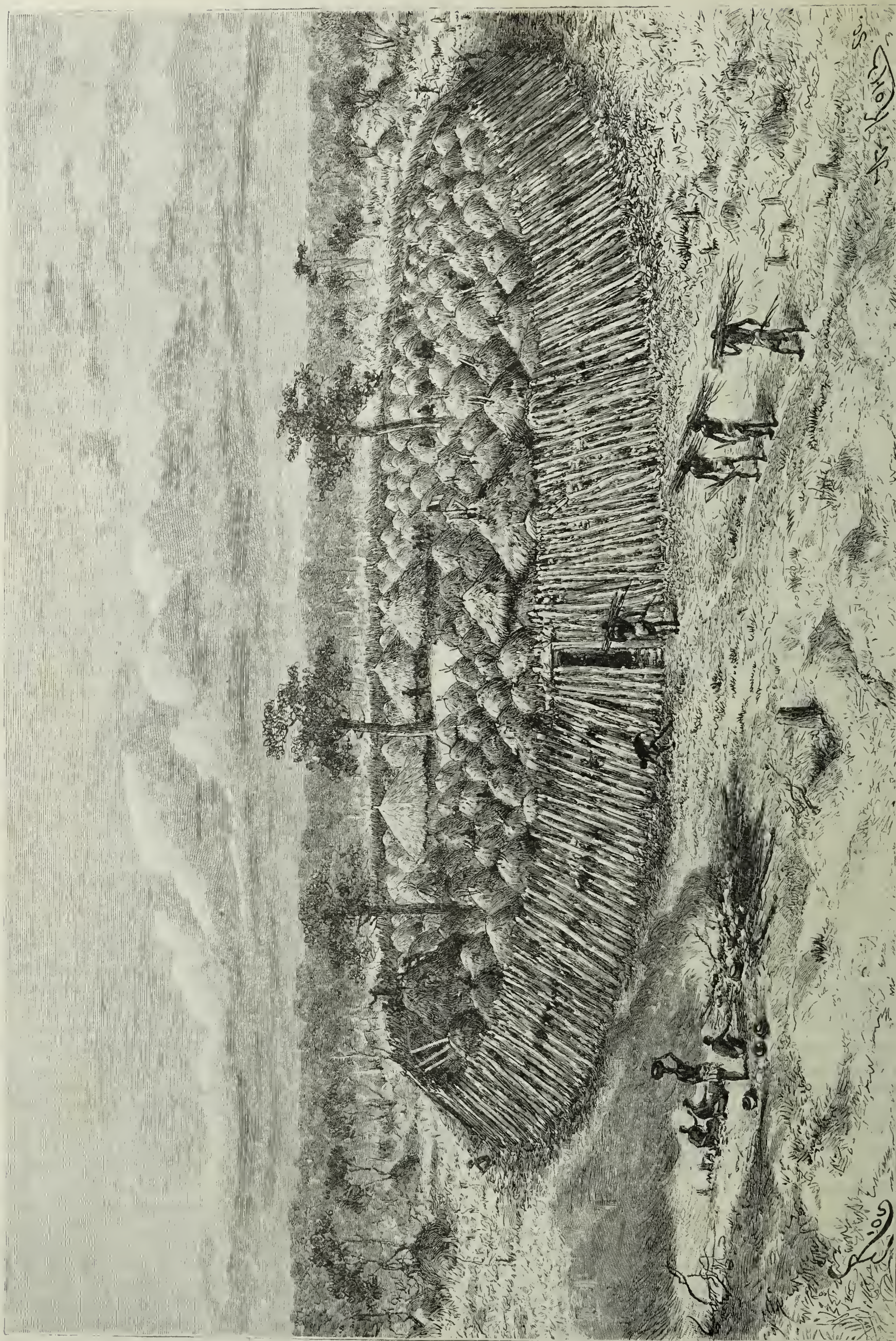


Lagerleben bei Mere-Mere.

seinen Gast würdig zu empfangen. Es ist ja der erste Weiße, der ihm gegenübertritt. Und in der That, Mere-Mere weiß seine Zeit zu nützen. Es ertönen Flintenschüsse aus dem Dorfe — der Reisende hatte gehofft, die Feuerwaffen würden noch nicht bis hierher gekommen sein —, und ein langer Zug bewegt sich ihm entgegen, um ihn einzuholen, tanzend, schreiend, schwatzend, gestikulirend, große Sonnenschirme schwingend, und Freudensalven in die Luft feuernd. Das Verhalten ist bestialisch wild, aber nicht feindselig. Der Reisende wird in die Mitte genommen und durch das Thor des Palissadenwerkes hinein geleitet in das Dorf (S. Abbildung 2). Die Hütte, die ihm daselbst angewiesen wird, ist freilich klein und schlecht genug, und die beiden anderen für seine acht Begleiter sind nicht anders (S. Abbildung 3).

Zu Mere-Mere zu gehen, erlaubt der Zustand der übel zugerichteten Füße nicht. Da erscheint der Herrscher gegen Abend, von einer Menge Volks begleitet, selbst in Giraud's Hütte — ein noch junger Mann von etwa 27 Jahren, muskulös, gut gewachsen, lebhaft, mit intelligentem Gesicht und gutmüthigen Zügen — trotz der spitzgefeilten Vorderzähne, die er nach Landessitte trägt. Mit dem Stück Zeug, das sein Gewand bildet, versteht er sich auch ganz gut zu drapiren. Das Vorderhaupt trägt er gleich seinen Stammesgenossen vorn glatt geschoren, und hinten in einen dicken Wulst zusammengeflochten oder vielmehr zusammengeklebt, die Unterschenkel aber schmücken je sechs Elfenbeinringe.

Da Giraud ohne Umschweife freie Passage verlangt, so verläuft die erste Zusammenkunft aber nichts weniger als freundlich. Mere-Mere findet es verdächtig, daß er, ohne Elfenbein zu kaufen, im Lande herumreist, er wirft ihm vor, daß er sich mit Msiri zu verbinden strebe, und er geht schließlich in hellem Zorn davon. Die Menge draußen nahm ebenfalls eine drohende Miene an und ließ ihr Kriegsgeschrei ertönen. Das Schlimmste war aber, daß der Reisende seine Gliedmaßen nicht regen konnte, sowie daß es nun auch nichts zu essen gab. — Am nächsten Morgen, als Mere-Mere wiederkam und ohne Umstände die Kästen Giraud's öffnete, dieser dagegen vor allem zu essen verlangte, wollte sich die Situation kaum bessern. Schließlich besann sich aber Mere-Mere doch eines Besseren, und es wurde Mehl herbei geholt. Die Schätze in den



Die Befestigung des Lagers von Mere-Mere.

Kästen — Gewehre, Uhren ꝛc. — musterte er mit großem Wohlgefallen, und über die Boussole bemerkte er intelligent genug: „Das ist so gut, als hättest du die Sonne in der Tasche.“ Nun wurde er rasch wieder gut Freund, und er sicherte dem Reisenden nicht bloß seinen Schutz zu, sondern er wollte sogar Blutsbrüderschaft mit ihm machen.

Gegenüber seinen wilden Unterthanen hat Mere-Mere übrigens einen ziemlich schweren Stand. Ursprünglich hatte er nämlich seine Residenz viel weiter südlich. Da kamen die Blattern und machten die Gegend — die Giraud an den Tagen vorher durchwandert hatte — nahezu menschenleer, und nun haust der König hier im Norden und sieht seine Autorität von den Wanssi zunächst noch vielfach angefochten. Sein Ehrgeiz ist aber bedeutend, und wenn ihm sein Glück hold ist, so wird es ihm schon gelingen, sie zu bezähmen und sein Reich zu einem der stattlichsten in Centralafrika zu machen.

In seinem Lager zeigte er sich ungemein rührig und energisch. Sehr frühe am Morgen auf, ging er im Lager umher und sah, wie alles stand, er beaufsichtigte die Feldarbeiten, stellte an, und nicht leicht entging etwas seinen Augen. Nur Abends war er meistens betrunken.

Bezüglich der Reisenden erklärte er seine Grundsätze mit einfacher Logik folgendermaßen: „Ich bin nicht einer von denen, die Karawanen plündern und Fremde tödten. Ich weiß ja, daß dieselben dann nicht mehr durch meine Länder kommen würden. Ich brauche aber schöne Stoffe sowie Flinten und Pulver, und ich will überhaupt Alles kennen lernen, was von der Küste kommt.“

Uebrigens schwand sein Mißtrauen aber niemals vollständig, und als Giraud aus Rücksicht auf seine noch nicht verheilten Fußwunden sich sträubte, auf die Jagd zu gehen und Wildpret ins Lager zu bringen, da wurde er auch wieder sehr karg mit den unumgänglichen Mehlrationen. Der will seine Patronen zu einem Angriffe auf dich sparen! meinte er.

Auf einen klugen Vorschlag des Reisenden, der darauf abzielte, ihn aus seiner Lage zu befreien, ging er aber doch ein. Er ließ es nämlich zu, daß Hassani und Salumi als Boten zu Kazembe geschickt wurden, angeblich, um die waarenbeladene Karawane zu veranlassen, zu Mere-Mere zu kommen, in Wirklichkeit und ihrer geheimen Instruktion gemäß aber, um Verstärkung, Waffen, Schuhwerk, Tabak, Seife und daneben nur einige hübsche Geschenke für Mere-Mere herbei zu holen.

Vier Wochen später kamen sie zurück, die Braven hatten ihre Botschaft gut ausgerichtet. Sie gaben vor, Kazemba habe der Karawane den Abzug nicht gestattet. Aber Mere-Mere's Enttäuschung war vollkommen und sein Zorn loderte hell auf. Ihn zu beschwichtigen und wieder zu versöhnen, schien nicht mehr möglich.

Die Mythologie der nordwest-amerikanischen Küstenvölker.

Von Dr. F. Boas in New York.

I.

Vorbemerkung: Das für die indianischen Namen angewandte Alphabet bedarf der folgenden Erläuterung:

- ẹ = e in haben.
- å = dem schwedischen å.
- y = j im Deutschen.
- ch = ch in Eichel.
- χ = ch in lachen.
- q das gutturale k, fast wie kr lautend.
- k' ein explosives ky.
- tl̲ Die Zunge legt sich breit an den Gaumen. Die Luft wird zu beiden Seiten derselben plötzlich hervorgestoßen.
- s ist immer scharf.
- š ein Laut zwischen s und sch stehend.
- ç = th im englischen thick.
- ṇ zwischen n und d.
- ṃ zwischen m und b.
- w wie im Englischen.

Im Herbst 1886 führte der Verfasser eine Reise behufs ethnologischer Studien an der Nordwestküste Amerikas aus. In den folgenden Aufsätzen sollen einige der Ergebnisse über die Mythologie der besuchten Völker dargestellt werden, die Licht auf die Entwickelung der eigenthümlichen Kultur jener Gebiete werfen dürften. Obwohl die Küstenbewohner von Alaska bis Puget Sound ganz verschiedenen Sprachstämmen angehören, nehmen sie doch an einer in ihren Grundzügen gleichförmigen Kultur Theil, die sich offenbar allmählich über das ganze Gebiet ausgebreitet hat. Bei einer Vergleichung der Sagen und Gebräuche beobachtet man, daß gewisse Ueberlieferungen auf ihrem Wege von Norden nach Süden an Zusammenhang verlieren und unbedeutender werden, während andere an ihre Stelle treten. Das Gleiche gilt auch für die Sagen und Gebräuche, die im Süden zu Hause sind und sich weiter nach Norden verbreitet haben. Ich werde zunächst einige Sagenkreise wiedererzählen, und aus diesen meine Behauptung näher zu begründen suchen.

Das in Rede stehende Gebiet wird von sechs Stammgruppen bewohnt: den Tlingit im südlichen Alaska; den Haida auf den Königin Charlotte-Inseln und dem südlichen Theile der Prince of Wales-Gruppe; den Tχómšen am Naß River und den diesem Gebiete vorgelagerten Inseln; den Kwākiutl, deren Gebiet sich vom Gardner-Kanal bis zur Mitte von Vancouver Island erstreckt; den selischen Stämmen der Juan de Fuca-Straße, des Puget-Sundes und des Golfes von Georgia; und den Stämmen der Westküste von Vancouver Island und von Cap Flattery. Zu den selischen Stämmen gehören auch die Bilχula des Bentinck-Armes. Diese Stammgruppen zerfallen wieder in zahlreiche Unterstämme, welche hier nicht alle aufgeführt werden können. Jeder Stamm zerfällt aber in Geschlechter, und ein jedes derselben hat seine eigenen Ueberlieferungen, die sich auf die Schicksale seiner Ahnen beziehen, während gewisse andere Sagen den ganzen Stammgruppen gemeinsam sind. Ich erwähne hier nur einige besonders häufig in den folgenden Sagen genannte Stämme: die Wik'ēnōq, Tlatlasiqoala, Naqomqilis, Kwākiutl, Kwiksōt'ēnoq, Qosqīmō sind

Unterstämme der Kwákiutl, die Çatlōltχ, Pentlatsch, Snanaimuch, Qauitschin solche der Selischen.

I. Die Rabensage.

A. Krause hat in seinem vortrefflichen Werke über die Tlinkit (S. 253 ff.) das bekannte Material über diese Sage zusammengestellt und die von ihm gehörten Ueberlieferungen wiedergegeben. In Victoria und Alert Bay (Cormorant Isl.) hatte ich Gelegenheit, mit einigen Tlinkit, oder wie ich sage Tlingit, aus dem Stáqinkoan (Stak-hin-kon Krause's) zusammenzutreffen, und ich hörte von ihnen die folgende Form der Sage:

Ein mächtiger Häuptling war im Besitze der Sonne, des Tageslichtes und des Mondes, welche er in einer Kiste wohl verschlossen hielt, die am Dachbalken seines Hauses aufgehängt war. Er wußte, daß Yētl, der Rabe, in der Gestalt einer Kiefernadel kommen würde, um ihm seine Schätze zu rauben, deshalb pflegte er alles trockene Laub das er fand, zu verbrennen. Yētl flog einst aus, um die Sonne zu rauben. Er flog viele Tage lang, ehe er das Haus des Häuptlings erreichte. Dort saß er nun vor dem Hause, fürchtete sich aber hineinzugehen und wußte nicht, wie er es beginnen sollte, in Besitz der Sonne zu gelangen. Der Häuptling hatte aber eine schöne Tochter und der Rabe beschloß, durch sie sich wieder gebären zu lassen und so in das Haus zu gelangen. Als er sie außerhalb desselben traf, warb er um ihre Liebe und wollte sie hinter dem Rücken ihres Vaters heirathen. Aber jene wies ihn zurück, denn sie fürchtete, ihr Vater würde sie im Zorne tödten, wenn er erführe, daß sie den Raben erhört habe. Da beschloß Yētl eine List zu benutzen, um doch in Besitz der Jungfrau zu gelangen. Er verwandelte sich in eine Kiefernadel und ging zu dem Teiche, aus dem der Häuptling Wasser holen ließ. Da dachte er: „O, käme doch das Mädchen, Wasser zu holen." Und sie ergriff einen Eimer und ging hinaus. Der Vater frug: „Warum gehst Du selbst? ich habe doch viele Sklaven, die für Dich Wasser holen können." „Nein", erwiderte sie. „Jene bringen mir immer schmutziges Wasser, ich will mir reineres holen." Und sie ging zum Brunnen. Das Wasser war ganz mit Kiefernadeln bedeckt. Diese schob sie zur Seite und schöpfte dann klares Wasser. Da noch einige Nadeln in ihrem Eimer waren, warf sie dieselben hinaus; nur eine entschlüpfte ihr immer wieder. Das war aber Yētl. Dieser dachte nun: „O, verschluckte sie mich doch!" und sogleich ward sie ärgerlich über die vielen vergeblichen Versuche und schluckte die Nadel mit dem Wasser herunter. Als sie ins Haus zurückkam, frug der Vater: „Nun, hast Du klares Wasser bekommen?" „Nein", antwortete jene, „eine Kiefernadel, die darin schwamm, konnte ich gar nicht fangen; da wurde ich ungeduldig und schluckte sie mit herunter." Sie wurde aber schwanger davon, und nach neun Monaten, als sie ihre Niederkunft erwartete, veranstaltete ihr Vater ein großes Fest und ließ sie sich auf Kupferplatten und Biberfellen niederlegen. Dort aber konnte sie nicht gebären. Da dachte der Vater: „Wir wollen ihr ein Mooslager bereiten, vielleicht kann sie dann gebären." Er ließ seine Sklaven Moos aus dem Walde holen und daraus ein Lager bereiten. Dort genas sie sogleich eines Sohnes. Dieser wuchs rasch heran. Der Großvater aber war stolz auf seinen Enkel und schenkte ihm alles, was er begehrte; die theuersten Felle und die kostbarsten Sachen.

Eines Tages begehrte er die Kiste, in welcher Mond, Sonne und Tageslicht aufbewahrt waren. Als der Großvater ihm diese auf das Bestimmteste verweigerte, fing er an zu weinen und zu schreien und hörte gar nicht wieder auf, bis der Großvater glaubte, er würde sterben. Deshalb nahm er die Kiste herunter, und ließ ihn soeben hineinlugen. Da sah er das Tageslicht. Der Großvater nahm sie ihm gleich wieder fort, und der Knabe schrie nur um so heftiger. Da verstopfte der Häuptling alle Löcher und Ritzen in seinem Hause, verschloß den Rauchfang und dann gab er ihm die Kiste. Da freute sich der Knabe. Er trug sie auf den Armen im Hause herum und spielte mit ihr, wie mit einem Balle. Es währte aber nicht lange, da fing er wieder an zu schreien und wollte den Rauchfang geöffnet haben. Der Großvater willigte nach langem Widerstreben ein, und öffnete eine schmale Ritze. Aber jener schrie: „Nein mehr! mehr!" Endlich war der Rauchfang ganz offen. Da verwandelte sich der Knabe in einen Raben und flog mit der Kiste davon, die er unter seinen Flügeln verborgen hielt.

Er flog zu den Menschen, welche im Dunkel Häringe fischten, und bat um etwas Fisch. Aber sie verweigerten ihm die Gabe und schalten ihn. Er bat nochmals: „O, gebt mir etwas Fisch, dann geb' ich Euch das Tageslicht." „Du kannst doch kein Tageslicht machen! Glaubst Du, wir kennten Dich nicht, Yētl, Du Lügner?" riefen jene. Er bat nochmals, aber jene lachten ihn nur aus. Da zeigte er ihnen, um sie zu überzeugen, ein kleines Stückchen vom Monde. Nun glaubten sie ihm und gaben ihm Häring. Dieser hatte damals noch keine Gräten. Yētl aber war böse auf die Menschen geworden, steckte viele Kiefernadeln in den Fisch und sagte: „Von nun an sollen die Menschen Gräten in Dir finden und Mühe haben, sie heraus zu nehmen". Er schnitt dann den Mond durch, setzte die eine Hälfte an den Himmel und sagte: „Nun werde abwechselnd voll und halb". Die andere Hälfte zerschlug er und machte die Sterne daraus. Und er nahm die Sonne und das Tageslicht aus der Kiste und setzte sie an den Himmel. Als es so Tag wurde und die Menschen einander sahen, liefen sie auseinander. Die einen wurden Fische, die anderen Vögel, Bären und andere Thiere.

Die Form, in welcher diese Sage von den Tχémsen erzählt wird, verdanke ich der Güte des Herrn Duncan, des verdienten Missionars von Metlaqátla. Indeß bin ich nicht im Stande, mehr als eine kurze Skizze zu geben:

Im Anfange waren die Frösche die Herren der Erde, und lebten glücklich in dem damals herrschenden Dunkel. Einst kam Tχémsen, der Rabe, und bat sie um etwas zu essen. Sie aber schlugen seine Bitte ab und sagten: „Du Thor, wir wollen Dir nichts geben." Da ward Tχémsen böse und dachte nach, wie er sich rächen könne. Er wußte aber, daß die Frösche das Tageslicht nicht vertragen können, und ging deshalb die Sonne und das Tageslicht zu rauben. (Folgt die vorige Geschichte.) Er kam nun wieder zu den Fröschen und sprach: „Gebt mir etwas zu essen! Wenn Ihr es nicht thut, so mache ich sogleich Tageslicht." Sie aber verlachten ihn und sagten: „Glaubst Du, wir wüßten nicht, daß ein großer Häuptling das Tageslicht hat?" Um sie zu überzeugen, ließ er das Licht ein wenig unter seinen Flügeln hervorschauen. Die Frösche aber glaubten, er wolle sie nur täuschen, und versagten ihm die erbetene Nahrung. Da machte er den Tag und die Frösche krochen ins Dunkel zurück.

Der nächst südlichere Stamm, von welchem ich die Sage erhalten habe, sind die Bilχula und zwar wurde sie mir von Leuten von Nut'ēl erzählt. Ich gebe hier eine Uebersetzung des Textes, der mir in der Ursprache mitgetheilt wurde:

Vier Töchter hatte Snch (der Sonnengott). Der Rabe begiebt sich als Kiefernadel ins Wasser. Und es will Wasser holen und trinken Snch's älteste Tochter, Tl'aqomáqs. Und mit dem Wasser trinkt sie die Nadel. Dies macht sie schwanger

und nach vier Tagen gebiert sie den Raben. Und es will der Rabe die kleine runde Kiste haben. Einst war es dunkel und nie wäre es Tag geworden, wenn nicht der Rabe dort hingegangen wäre. Der Rabe schreit. Da sagte Such zu seiner Tochter: „Jener will mit der Kiste spielen, gieb sie ihm.“ Sie nahm sie herunter. Er spielte damit und hörte auf zu schreien. Da zerbrach er die Kiste und heraus kam die Sonne.

Etwas ausführlicher wurde mir die Sage von den Wik'énoq von Rivers Inlet erzählt; hier finden wir dieselbe aber schon mit anderen Elementen verquickt:

Einst sandte Qants'óump (wörtlich unser Vater; die Gottheit) Kya'lqemkyasō zur Erde hinab. Er kam auf den Berg Q'oámu und stieg hinunter in das Thal des Flusses, der reich an Lachsen war. Er sandte vier Frauen in den Wald, Cederrinde zu holen und lehrte die Menschen Netze zu machen. Als das Netz fertig war, stieg er mit den Menschen in ein Boot und sie fingen an Lachse zu fangen. Damals aber gab es keine Sonne; nur der Mond leuchtete am Himmel. Der Rabe Hémeskyas wußte, daß der Häuptling Ménis die Sonne im Besitze hatte und beschloß, sie zu rauben. Da verwandelte er sich in eine Kiefernadel und ließ sich in den Brunnen fallen, aus dem Ménis' älteste Tochter, mit Namen Lataq'áiyuqoa, täglich Wasser zu holen pflegte. Sie schöpfte Wasser und der Rabe schlüpfte als Nadel in ihren Eimer; als sie aber trank, blies sie die Nadel zur Seite. Da diese List mißglückt war, verwandelte sich der Rabe in glänzende Beeren und diese sah das Mädchen sich im Wasser spiegeln. Es verlangte sie dieselben zu essen; sie pflückte sie und verzehrte sie. Da gebar sie nach vier Tagen einen Sohn, den Hémeskyas. Dieser wurde gleich sehr groß und konnte schon am ersten Tage sprechen. Er spielte auf dem Boden des Hauses und fing bald an zu schreien und zu schreien, und wollte sich nicht beruhigen lassen. Der Großvater frug ihn: „Was willst Du denn haben?“ „Mache mir eine Lachswehr, ich will Lachse haben.“ Jener that nach dem Willen des Knaben, aber dieser schrie und weinte und wollte Bogen und Pfeile haben. Der Großvater erfüllte auch diesen Wunsch und machte ihm einen Bogen und vier Pfeile. Da beruhigte sich der Knabe. Am zweiten Tage konnte er schon gehen und lief hinunter zum Wasser. Am dritten Tage fing er wieder an zu schreien und beruhigte sich nicht eher, als bis ihm sein Großvater ein Ruder gemacht hatte, wie er begehrte. Damit ging er zum Wasser hinab, kam aber bald schreiend zurück und wollte auf dem Wasser fahren. Da bat seine Mutter Ménis, ihm einen Kahn zu bauen. Der Großvater erfüllte ihre Bitte und machte ein Boot aus Seelöwenfell. Da freute sich Hémeskyas, bestieg den Kahn und spielte damit auf dem Wasser. Bald aber kam er wieder zurück und schrie: „Ich will mit der kleinen Kiste dort spielen.“ Diese hing oben an einem Dachbalken des Hauses und der Großvater bewahrte das Tageslicht darin auf. Da schalt ihn die Mutter und sprach: „Du schlechter Bube, Du bist ja gar nicht wie andere Kinder; Alles willst Du haben. Diese Kiste bekommst Du nicht.“ Da schrie der Knabe noch mehr und ließ sich gar nicht beruhigen. Endlich erlaubte der Großvater seiner Tochter, die Kiste ein wenig herunter zu lassen, damit der Enkel sie sehen könne. Dieser war aber damit noch nicht zufrieden und ertrotzte sich endlich die Erlaubniß, mit der Kiste zu spielen. Er nahm sie mit in den Kahn und fuhr sie auf dem Wasser umher. Bald aber kehrte er nach Hause zurück. Am folgenden Tage schrie er wieder, bis er die Kiste hatte. Er setzte sie in den Schnabel des Bootes und fuhr damit weit ins Meer hinaus. Dort öffnete er sie ein wenig. Als die Mutter, die ihn beobachtet hatte, dieses sah, rief sie Ménis zu: „O, siehe was für Schlechtigkeiten jener treibt.“ Als er den Kasten noch mehr öffnete, fuhr die Sonne heraus und erleuchtete die Erde.

Endlich muß ich die Sage in der Form erzählen, wie sie von den Tlatlasiqoala von Hope Island an der Nordspitze von Vancouver Island erzählt wird.

Am Anfang war es überall auf Erden dunkel. Da beschloß Omeātl, der Rabe, die Sonne zu rauben. Zu diesem Zwecke versteckte er sich in ein Stück Treibholz und ließ sich zu dem Lande des Nálanuk (= Tagbringer) treiben, der das Tageslicht bewahrte. Als dieser das Holz ans Land treiben sah, sprach er zu seiner Tochter: „Hole doch das Holz zum Hause herauf.“ Sie gehorchte. Omeātl aber, der darin verborgen war, griff sie um den Leib. Darob erschrak sie und warf das Holz weit fort. Er aber schlüpfte in sie hinein und ward nach zwei Tagen als Kind wiedergeboren. Dieses trug die Frau auf ihren Armen herum, und schon Abends konnte es sprechen. Der Junge wollte gern mit der Sonnenkiste spielen und dieselbe im Boote umherfahren und schrie, bis es ihm der Großvater endlich erlaubte. Da war er froh. Das Boot war aber an dem Pflocke festgebunden. Er machte es nun schaukeln, bis das Wasser hineinlief, schnitt das Seil durch, das es ans Land hielt, und senkte sein Ruder dreimal ins Wasser: da fuhr das Boot weit davon und er rief: „Kennt Ihr mich nicht? Ich bin Omeātl.“ Da warnte ihn Nálanuk: „Oeffne den Kasten nicht. Du weißt, das Tageslicht ist darin.“ Aber kaum war Omeātl zu Hause angekommen, da öffnete er die Kiste und befreite das Tageslicht. Aber er verstand nicht, die Nacht zu machen und daher war es immer hell. Deshalb besuchte Nálanuk Omeātl und frug ihn: „Warum machst Du nicht, daß es auch Nacht wird?“ Omeātl gestand zu, daß er es nicht verstehe, und Nálanuk machte nun den Tag und die Nacht.

Leider erstrecken sich meine Sammlungen nicht auf den südlichen Zweig der Kuákiutl, die Lékuiltok, während ich wieder Sagen der südlicheren Stämme, nämlich der Çaltōltsχ, Pentlatsch und Qauitschin besitze. Aus diesen geht hervor, daß weiter südlich die hier behandelte Sage nicht vorkommt. Mit der zunehmenden Bedeutung des Sonnencultus im Süden verschwindet die Sage, welche den Zusammenhang zwischen Raben und Sonne behandelt.

Zunächst muß die Uebereinstimmung in der Form der Sage bei den Tlingit, Haida und Tsimpschian hervorgehoben werden. Ein Vergleich der Sitten und übrigen Mythen bestätigt die hier beobachtete Thatsache, daß diese drei Sprachstämme unter sich einen engeren Verband haben, als mit den übrigen Nordwestamerikanern. Vor allem ist nur ihnen die mütterliche Erbfolge eigen, die weiter im Süden der väterlichen Platz macht. Nur bei ihnen tritt der Sonnenmythus so ganz gegen den Rabenmythus in den Hintergrund. Nur Duncan's Erzählung und die von mir gehörte Version über den Raub der Sonne geben Rechenschaft darüber, was den Raben zu dem Diebstahle veranlaßte. Duncan's Bericht ist aber vollständiger. Beide stimmen darin überein, daß der Rabe Fische haben wollte, bei beiden droht er mit der Schaffung des Tageslichtes, falls er sie nicht bekommt und dadurch mit einer Störung des Fischfanges. Bei der großen Uebereinstimmung, welche alle Formen unserer Sage mit Ausnahme Dawson's (Report of The Queen Charlotte Islands. Montreal 1880) zeigen, und der fast vollständigen Uebereinstimmung der Haida- und Tlingit-Ueberlieferungen, muß es zweifelhaft erscheinen, ob Dawson's Form wirklich die originale und charakteristische der Haidas ist. Wichtig ist seine Bemerkung, daß nach einigen Angaben der Mond schon früher bestanden haben soll. Wir finden dieselbe bei den Wik'énoq wieder, deren Sagen im

übrigen mit denen der Bilχula die größte Uebereinstimmung haben, wie auch das vorliegende Beispiel zeigt. Ueberall, mit Ausnahme von Krause's Version, finden wir einen Kasten aufgehängt und durch einen besonders geschürzten Knoten befestigt. In demselben befindet sich bei den südlicheren Stämmen nur das Tageslicht, denn der Sonnengott ist bei ihnen selbst der Besitzer, bei den nördlicheren Sonne, Mond und Tageslicht. Eigenthümlich ist die Bemerkung bei den Tsimpschian und Haida, daß der Rabe etwas dem Monde oder dem Lichte Aehnliches unter seinem Flügel habe sehen lassen.

Ich lasse hier eine zweite Sage aus dem Rabenkreise über die Entstehung des Süßwassers folgen.

Yē̄tl fühlte sich sehr trocken im Munde und wollte gern etwas Wasser haben. Er suchte auf der ganzen Erde, konnte aber nichts finden. Nur Qanúq, der Adler, besaß Wasser, hütete es aber sorgsam. Es war ein alter Mann, der immer schlafend auf dem Deckel des ausgehöhlten Steines saß, in dem er das Wasser bewahrte. Sein Haus war auf Nōkyinó, einer Insel zwischen dem Stikin-Fluß und Sitka. Seine Beine waren an seinen Bauch heraufgezogen und dadurch bewirkte er, daß das Wasser des Meeres immer hoch stand und es nie Ebbe wurde, so daß die Menschen keine Seeigel und Fische am Strande sammeln konnten. Der Rabe beschloß, den Qanúq zu zwingen, es Ebbe werden zu lassen, und ihm das süße Wasser zu rauben. Man hatte ihm aber gesagt, daß Qanúq, so lange seine Augen geschlossen seien, wache, und alles sähe; so bald er aber die Augen öffne, schlafe er fest. Dann solle er versuchen, das Wasser zu nehmen. Er flog nun zu ihm und rief: „O, wie bin ich kalt geworden beim Seeigelfang!" Der Alte that, als höre er ihn nicht. Der Rabe rief noch einmal: „Hu, wie hat das Wasser mich kalt gemacht, als ich Seeigel fing." Da murmelte Qanúq: „Was ist das für ein Thor! Ich strecke meine Beine nicht, deshalb wird es keine Ebbe und die Menschen können keine Seeigel fangen." Da rief der Rabe: „Nun, wenn Du nicht glaubst, so fühle dieses! Sind das keine Seeigelschalen?" und dabei rieb er Qanúq's Rücken mit etwas Rauhem, das sich anfühlte wie Seeigelschalen; denn in Wahrheit hatte er gar keine. Er täuschte aber Qanúq, der in der Verwunderung seine Beine ausstreckte. Da lief das Meer weit, weit zurück; der Rabe flog hinab und fing alles, was er begehrte. Nur wenige Fische, die im tiefen Wasser wohnten, waren nicht mit auf dem Trocknen geblieben.

Nun kehrte er zu Qanúq zurück und wollte das Wasser stehlen. Zu diesem Zwecke erzählte er ihm Tage lang, bis endlich seine Augen weit aufstanden, und er fest schlief. Yē̄tl hob den steinernen Deckel auf und trank, bis er ganz voll war. Dann flog er davon. Da erwachte Qanúq und verfolgte ihn voller Zornes. Er gelangte aber glücklich bei At-ta, dem äußersten Kap bei Stikin, ans Festland, ohne daß Qanúq ihn eingeholt hätte. Dort ist noch heute der Weg zu sehen, den er genommen hat. Er flog aber über alle Lande und vergoß etwas Wasser. Ueberall entstanden so große und kleine Flüsse: der Tlaχaík (Yukon), Qonákō, Iqénē (Copper River) und viele andere.

Die Wik'enoq erzählen dieselbe Sage, wie folgt: Im Anfange gab es keine Quellen und Bäche, sondern das Wasser floß unerreichbar unter den Wurzeln der Bäume. Ein alter Mann aber besaß einen Eimer voll klaren Wassers, und der Rabe flog hin, dasselbe zu stehlen. Er versteckte ein Stückchen Cederbast unter den Flügeln und bat den Alten um einen Schluck Wasser. Jener erlaubte ihm zu trinken, sagte aber: „Trinke nicht zu viel, ich habe selbst nur wenig Wasser." Der Rabe trank. Als jener ihm zurief, einzuhalten, wischte er heimlich seine Zunge mit dem Cederbaste ab und sagte: „Siehe, meine Zunge ist noch ganz trocken; ich habe nichts bekommen." Da gestattete der Alte ihn, mehr zu trinken. Viermal täuschte er ihn so, da war der Eimer ganz leer und der Rabe flog davon. Ueberall aber ließ er Tropfen niederfallen, und aus diesen entstanden die Seen und Flüsse.

Von den Tlā̄tlasiqoala wird die Sage ganz ähnlich erzählt; nur bewahrt hier Omeā̄tl's Schwester das Wasser, und er streut viermal Asche auf seine Zunge, um sie zu täuschen. Die Seen und Flüsse entstehen dann dadurch, daß er sein Wasser läßt.

Hierher gehört auch die Sage von der Entstehung der Ebbe und Fluth, wie dieselbe bei den Tlā̄tlasiqoala erzählt wird: Der Wolf war der Herr der Ebbe und Fluth und gestattete dem Meere nie zu fallen. Das wollte der Rabe nicht länger dulden. Er ging in den Wald, legte sich nieder und stellte sich, als sei er todt. Da kam der Wolf und wollte ihn fressen. Omeā̄tl bekam aber seinen Schwanz (in dieser Verbindung Nūn genannt) zu fassen und biß ihn ab. Voll Freude, daß seine List gelungen war, flog er mit dem Schwanze nach Hause. Dort hing er ihn über das Feuer, um ihn zu trocknen. Da schrie der Wolf: „Bring meinen Schwanz nicht ans Feuer, bring meinen Schwanz nicht ans Feuer!" Als derselbe etwas zu trocknen begann, trat das Meer vier Klafter weit zurück. Omeā̄tl war aber noch nicht zufrieden und befahl seinen Sklaven, den Schwanz noch weiter herunter zu lassen. Je niedriger sie ihn hinab ließen, um so tiefer fiel das Wasser, und weit hinaus ward das Meer trocken. Da gingen die Menschen hinaus und holten, was sie bedurften, Muscheln und Fische.

Aehnliches erzählen die Wik'énōq, doch ist hier das Mink der Held. In den Sagen heißt dasselbe Tlóselakila, der Sonnensohn. Wir werden später sehen, daß in Süden fast durchweg das Mink die Stelle des Raben einnimmt. Die Sage lautet folgendermaßen: „Einst sagte das Mink zu seiner Mutter: „Ich bin hungrig und möchte Muscheln essen. Ich will mit Yáēχōēqoa kämpfen, damit er es Ebbe werden läßt." Dieser aber war ein mächtiger Häuptling, welcher auf dem Grunde des Wassers wohnte. Die Mutter ließ ihn gehen. Das Mink schwamm hinaus und griff Yáēχōēqoa an. Endlich gelang es ihm, seiner Herr zu werden und es hielt ihn unter Wasser, bis er anfing, seinen Athem zu verlieren. Da rief jener: „Laß mich los, ich will auch das Wasser zurücktreten lassen, damit Du Muscheln sammeln kannst." Das Mink war damit zufrieden, ließ ihn los und schwamm nach Hause zurück. Das Meer trat ein wenig zurück, und das Mink fand eine Muschel. Als er nach Hause zurück kam, frug seine Mutter: „Nun, was hast Du gefunden?" Es zeigte ihr da eine Muschel und schwamm gleich wieder hinaus, um mit Yáēχōēqoa nochmals zu kämpfen. Wieder besiegte es ihn und er ließ das Wasser etwas weiter zurücktreten und länger ausbleiben. Da fand das Mink sechs Muscheln unter den Steinen und brachte sie seiner Mutter. Es war aber noch nicht zufrieden. Erst nachdem er viermal den Wassergeist besiegt hatte, ließ er das Meer lange und weit genug zurücktreten, so daß es einen Korb voll Muscheln bekam. Da war es zufrieden, ließ seine Mutter die Muscheln kosten und beide aßen sich satt. Da klopfte es sich voll Behagen auf den Magen.

Die folgende Sage der Kwákiutl behandelt denselben Gegenstand: Tlóselakila ging aus, um mit dem Wolfe zu kämpfen. Nach hartem Strauße besiegte er denselben, schnitt seinen Schwanz ab und nahm ihn mit nach Hause. Dort hing er ihn über der Thür auf. Wenn er ihn herunterließ, so fiel das Wasser, und er konnte gehen, um Muscheln zu sammeln. Zog er ihn aber wieder in die

Höhe, so stieg das Wasser. So entstand die Ebbe und Fluth.

Hierher gehört noch die folgende Sage der Makátχ von C. Flattery (s. Swan, The Indians of Cape Flattery. p. 65): Der Rabe Tluschud war nicht zufrieden mit seinem Weibe, der Krähe, und flog die Juan de Fuca-Strasse hinauf, um die Tochter Tutschi's, des Ostwindes, zu rauben. Tutschi suchte ihn darauf 20 Tage lang und als er ihn endlich auffand, wurde eine Verständigung erzielt, derzufolge der Rabe etwas Land zum Geschenk erhalten sollte. Damals gab es keine Ebbe und Fluth und der Ostwind versprach, das Wasser 20 Tage lang fallen zu lassen, damit der Rabe alles Eßbare vom Strande aufsammeln könne. Der Rabe war hiermit nicht zufrieden, sondern verlangte, daß das Meer bis Kap Flattery trocken laufen solle. Der Ostwind aber verweigerte dieses. Endlich nach langem Streiten vereinigten sie sich dahin, daß das Meer zweimal des Tages steigen und zweimal fallen solle.

In unmittelbarer Beziehung zu den Tlingit-Sage von der Entstehung des Wassers steht die folgende Geschichte, welche ich in Comoks nach der Erzählung der Çatlōltch aufzeichnete:

P'a, der Rabe, hatte drei Söhne, Wátwitalksin (der im Boote Auf- und Abrutschende), Q'áimāmen (der am Lagerplatze alles Fressende) und Wéwiχōnats (der Excremente am Ufer Fressende). Mit diesen und der Möve Haiōm fuhr er in zwei Booten hinaus, um Vögel zu schießen. Die Möve traf mit ihren Pfeilen jedesmal die auftauchenden Enten, der Rabe aber bekam gar nichts. Da ward er zornig und wollte mit Haiōm kämpfen. Er sagte: „Wie fängst Du es nur an, daß Du so viele Vögel fängst, du schlechter?" „Ach, gehe, laß mich!" rief die Möve. „Meine Familie ist ja viel älter als deine!" höhnte der Rabe. „Nein, Deine ist jünger als meine." Als P'a auf seiner Behauptung bestand, antwortete Haiōm gar nicht, nahm seine Decke aus Bergziegenhaaren und schüttelte sie. Da entstand ein dichter Nebel. Da ward P'a ängstlich und rief: „O Freund, Deine Familie ist älter als meine!" Jener aber antwortete nicht, und P'a konnte lange das Land nicht wiederfinden.

Diese Fabel ist fast identisch mit der von Weniaminow erzählten Tlingit-Sage von Yētl, der den Kanuk auf dem Meere trifft, und wo jener seine Macht dadurch beweist, daß er durch Abnehmen seines Hutes einen dichten Nebel verursacht. Während diese Sage in losem Zusammenhange mit der vom Raube des Wassers steht, ist sie bei den Çatlōltch ohne jeden Zusammenhang mit derselben. Doch erscheint der Rabe stets nur als gieriges und neidisches Wesen, der immer für seine Gier auf die eine oder andere Weise bestraft wird.

Die Form, in welcher ich die Sage von den Tlingit erhielt, weicht in zwei wichtigen Punkten von den bekannten Versionen ab. Zunächst ist die Beziehung Qanúq's zur Ebbe und Fluth in älteren Formen der Sage nicht enthalten, ferner wird hier der Rabe nicht von Qanúq geschwärzt, wie von Krause und Weniaminow erzählt wird. Erwähnenswerth ist noch, daß er hier ähnlich behauptet, Seeigel zu besitzen, wie bei Krause (S. 264) dem Fischer gegenüber, welchem er seine Fische raubt. Die Tlingit von Staqinkoan erzählten mir, der Rabe sei auf folgende Weise schwarz geworden:

Einst war der Rabe weiß wie die Möven. Damals hatte er die Tochter des Spechtes, eines großen Häuptlings, zur Frau. Der Rabe wußte, daß sein Schwiegervater viel gutes, rothes Harz habe, und wollte dieses stehlen. Während die Spechte einst vor dem Hause spielten und feierten, schlich er an die Harzkiste, nahm mit dem Finger etwas heraus und wollte es ablecken. Aber, o weh! Der Finger klebte an seinem Munde fest. Als die Spechte in Folge dessen seinen Diebstahl entdeckten, nahmen sie ihn, warfen ihn in eine Kiste und klebten ihn mit dem Rücken auf ein Brett fest. Sie räucherten ihn, so daß er ganz schwarz wurde, verklebten seine Augen mit Harz und warfen ihn ins Meer. Lange trieb er so umher. Einst hörte er eine Möve über sich fliegen und rief: „O rette mich, rette mich! Bespeie mich mit Thran, damit das Harz sich löst und ich von dem Brette fort kann!" Sie aber verhöhnte ihn nur. Statt ihn zu befreien, beschmutzte sie ihn nur noch mehr. Endlich aber, nachdem er Monate lang auf dem Wasser getrieben hatte, erbarmte sich eine Möve seiner und bespie ihn mit Fett. Da konnte er seine Augen öffnen und sich bewegen, und er flog ans Land. Fürderhin also war er ganz schwarz.

Die eigenthümliche Sage von dem schlafenden Qanúq, dem Adler, ist auf die Tlingit beschränkt. Nach Dawson hat bei den Haida derselbe Häuptling, der Sonne und Mond besitzt, das Wasser, und der Rabe raubt es, indem er die Liebe seiner Schwester gewinnt und ihr, während sie schläft, den Eimer voll Wasser raubt. Die Sage gleicht aber mehr der der Wik'énōq und Tlatlasiqoala.

Durch eine große Zahl von Stämmen läßt sich die Sage vom Ursprunge des Feuers verfolgen. Ich beginne wieder mit den Tlingit.

Ehedem besaßen die Menschen kein Feuer. Der Rabe aber wußte, daß Q'ōky (die Schnee-Eule) in ihrem Hause, das sich auf hoher See befindet, das Feuer bewahre. Um es zu erhalten, sandte er den Hirsch aus, nachdem viele andere Thiere vergebliche Versuche gemacht hatten. Damals hatte der Hirsch einen langen Schwanz. Er ließ sich etwas harziges Holz daran binden und zog nun aus, das Feuer zu holen. Er gelangte in das Haus der Schnee-Eule und tanzte dort um das Feuer herum. Endlich steckte er beim Tanzen seinen Schwanz in die Flammen, entzündete so das Holz und lief davon. Der Weg war aber sehr weit, so daß das Holz verbrannte, ehe er zurückkam. Daher verbrannte sein Schwanz und er hat nun einen kurzen Stummelschwanz.

Nach Weniaminow hat der Rabe selbst das Feuer geholt, das ihm den Schnabel verbrannte. Hierauf bezieht sich wahrscheinlich das kleine rothe Holzstückchen, das charakteristisch für fast alle Darstellungen der Raben ist, und sich besonders auf den schönen Rabenrasseln finden, die übrigens ausschließlich von dem Rabengeschlechte gebraucht werden.

Bei den Bilχula habe ich keine zu diesem Kreise gehörige Sage gefunden.

Auch bei den Wik'énōq finden wir diese Sage mit einem Elemente vermischt, welches für die Bilχula und deren Nachbaren charakteristisch ist. Es sind dieses die vier Geister Masmasalániχ, Yulátimot, Matlapálitseq und Matlapéeχoēq der Bilχula und Masmasalániχ und Nōaqaua der Wik'énōp, welche vom Himmel heruntersteigen und dem Menschen Nahrung geben und seine Kunstfertigkeiten schaffen. Yulátimot resp. Nōaqaua ist der Denker, Masmasalániχ der Ausführer. Die Feuersage der Wik'énōq lautet folgendermaßen:

Der Häuptling sandte zuerst das Hermelin zum Hause des Mannes, der das Feuer bewachte. Es nahm heimlich das Feuer ins Maul und wollte davon laufen. Da frug jener es: „Wohin willst Du?" Das Hermelin konnte aber nicht antworten, da es das Feuer im Munde hatte. Deshalb gab jener ihm eine heftige Ohrfeige und das Feuer fiel zur Erde. Da das Hermelin erfolglos gewesen war, sandte der Häuptling den Hirsch. Dieser ging zuerst zu Masmasalániχ, um sich seine Beine schlank und schnell machen zu

lassen. Und Nóaqaua dachte: „Wenn doch Masmasalánich Fichtenholz an des Hirsches Schwanz stecken wollte." Und Masmasalániχ steckte Fichtenholz an des Hirsches Schwanz. Schnellfüßig lief er nun davon. Er kam in das Haus, wo das Feuer war und tanzte um das letztere herum, indem er sang: „Ich möchte das Licht finden!" Und plötzlich drehte er sein Hintertheil gegen die Flammen, so daß das Holz am Schwanze Feuer fing, und er lief davon. Ueberall aber fiel Feuer zur Erde, das die Menschen sorglich bewahrten. Der Hirsch rief dem am Wege stehenden Holze zu: „Verbirg das Feuer", und alles nahm das Feuer auf und ist seitdem brennbar.

Bei den Tlátlasiqoala gehört die Sage von der Entstehung des Feuers zu einer anderen, längeren, doch gebe ich hier nur das hergehörige Stück. Kuténā (ein kleiner Vogel) wollte das Feuer haben, das Natlibikáχ den Menschen vorenthielt. Er sandte zuerst Léleqoišta. Dieser nahm das Feuer heimlich in den Mund und wollte damit fortlaufen. Natlibikáχ aber frug ihn: „Was hast Du da?" Als er nicht antwortete, schlug ihn jener auf den Mund, so daß das Feuer herausfiel. Nun sandte Kuténā den Hirsch Tek'ús. Dieser steckte sich Fichtenholz ins Haar, lief zur Thür und sang: „Ich werde das Licht holen!" Er beugte sich über die Flammen, das Holz fing Feuer und er lief davon. Natlibikách verfolgte ihn aber. Als er ihn fast eingeholt hatte, warf der Hirsch ein Fläschchen mit Oel zu Boden. Dieses verwandelte sich in einen großen See, den der Verfolger umgehen mußte. So erlangte der Hirsch einen großen Vorsprung. Als Natlibikách ihn wieder beinahe eingeholt hatte, warf er einige Haare zur Erde. Aus diesen wuchs ein dichter, undurchdringlicher Wald, der jenen am Vordringen hinderte. Aber wieder hätte er ihn beinahe eingeholt. Da warf der Hirsch vier Steine zur Erde und diese schwollen zu ebenso viel hohen Bergen an, die sein Verfolger übersteigen mußte. Ehe dieser den Hirsch einholen konnte, kam jener bei Kuténā an. Da stand Natlibikáχ vor dem Hause und bat um die Hälfte des Feuers. Er mußte aber unverrichteter Dinge umkehren. Nun gab Kuténā den Menschen das Feuer.

Qosqimō: Bei diesem Stamme, welcher dem gleichen Sprachstamme angehört, aber an der Westseite von Vancouver Island wohnt, finden wir denselben Mythus, aber mit einer sonst unbekannten Einleitung:

Einst lebte ein Seeotter weit draußen im Meere. Er trug das Feuer auf der Brust und alle Menschen versuchten ihn zu erschlagen, um das Feuer zu erlangen. Der Wolf hätte gar zu gerne das Feuer gehabt, aber sein Versuch, den Otter zu erlegen, schlug fehl. Er kehrte zornig nach Hause zurück und herrschte dort seine drei Töchter an: „Warum könnt Ihr auch nicht Männer sein, statt unnützer Mädchen! Dann würdet Ihr jetzt hinausgehen, um den Seeotter zu erlegen!" Die Mädchen fühlten sich durch diese Rede des Vaters gekränkt und die jüngste nahm heimlich seinen Bogen und seine Pfeile und alle gingen in den Wald. Sie beschmierten die Pfeile mit Lachseiern und übten sich im Schießen, bis sie gute Schützen geworden waren. Dann fuhren sie heimlich in ihres Vaters Boote ins Meer hinaus. Sie fanden den Seeotter und die älteste der Schwestern erlegte ihn. Als die Menschen das sahen, verfolgten sie die Wolfstöchter, um ihnen das Feuer zu rauben. Sie aber erreichten glücklich ihres Vaters Haus und verschlossen die Thür. Da sandte ein Häuptling den Hirsch, um das Feuer zu holen. Vier Tage lang stand er vor der Thür, ehe jene öffneten. Dann sprang er hinein und tanzte um das Otterfell herum u. s. w. (Die Fortsetzung ist wie die letzterzählte Sage.)

Von den Stämmen, die das Küsten-Selich sprechen, habe ich diese Sagen von den Çatlōltχ, Pe̥ntlatsch und Snanaimuch erhalten. Die der beiden ersten Stämme sind gleichlautend:

Ein alter Mann lebte zusammen mit seiner Tochter. Diese hatte einen wunderbaren Bogen und Pfeil, mit dem sie alles erlegen konnte, was sie haben wollte. Sie aber war zu träge, um ihn zu gebrauchen, sondern schlief beständig. Darüber wurde ihr Vater zornig und sagte: „Nun höre auf zu schlafen. Verschaffe uns lieber das Feuer mit Deinem Wunderbogen!" Damals nämlich hatten die Menschen kein Feuer; die Reibhölzer, mit denen man Feuer anzündet, schwammen noch in dem großen Wirbel herum, der den Nabel des Oceans (me̥χoáyo sénkō) bildet. Die Tochter nahm ihren Bogen, schoß einen Pfeil in den Nabel des Oceans und siehe da! die Reibhölzer sprangen ans Land. Da machten sie ein hellloderndes Feuer in ihrem Hause. Der Alte aber machte eine Hausthür mit scharfen Zähnen, die zuschnappte, sobald Jemand eintreten wollte, und ihn so tödtete. Die Menschen wußten, daß jener das Feuer hatte, und wollten es ihm rauben; Niemand aber wagte es. Endlich beschloß Qéu (der Hirsch), es durch List zu erlangen. Er spaltete Fichtenholz und steckte sich die Splitter in die Haare. Er band seine Boote zusammen, legte einen Bretterboden darüber und sang und tanzte darauf, als er zu jenem hinfuhr: „O ich gehe und werde das Feuer aus jenem Hause holen!" Als die Tochter ihn singen hörte, sprach sie zu ihrem Vater: „O, laß jenen Mann hereinkommen, er singt und tanzt so schön!" Qéu aber landete und tanzte singend auf und ab. Endlich that er als wolle er ins Haus hinein. Da schnappte die Thür zu, und in dem Augenblicke, als sie sich wieder öffnete, sprang er hinein. Er setzte sich ans Feuer, als wollte er sich trocknen, und sang immer weiter. Allmählich ließ er dabei den Kopf tiefer und tiefer sinken, bis er ganz rußig ward. Endlich fing das Holz an zu brennen; da sprang er heraus und brachte den Menschen das Feuer.

Snanaimuch: Einst hatten die Geister der Verstorbenen das Feuer. Da zog das Mink in den Krieg aus, es ihnen zu rauben. Nachts gelangte es an die Häuser der Geister, da hörte es ein Kind schreien. Es lag in seiner Wiege, die am Ast aufgehängt war, und ein Vogel schaukelte es. Mink trat zur Thür und öffnete sie ein wenig. Da knarrte sie und gleich schrie der Vogel prr! prr! um alle Geister zu wecken. Mink aber sprach leise: „Schlafe, schlafe, schlafe, schlafe!" und siehe da, jener schlief ein. Es bewegte die Thür noch einmal ein wenig, und da alle fest schliefen, trat es herein und stahl das Kind des Häuptlings. Dieses trug es ins Boot, in dem seine Großmutter wachte. Sie fuhren nun nach Hause zurück. Jedesmal, wenn sie an einem Dorfe vorüber kamen, hieß Mink seine Großmutter das Kind kneifen, damit es schreien solle und die Geister erfahren konnten, welchen Weg sie gegangen seien. Endlich kamen sie nach Tlāltχ (Valdes Island bei Nanaimo), wo Mink viele große Häuser hatte, die es allein mit seiner Großmutter bewohnte.

Morgens vermißte der Häuptling der Geister sein Kind und machte sich auf mit vielen der Geister, die Räuber zu verfolgen. Bei allen Dörfern, an denen er vorüber kam, frug er: „Habt Ihr nicht Jemand gesehen, der mein Kind trägt?" und überall erhielt er zur Antwort: „Ja, das Mink hat es gestohlen. Es kam hier heute vorbei." So kamen die Geister endlich nach Tlāltχ. Mink aber erwartete sie schon. Es hatte sich einen seiner vielen Hüte aufgesetzt, der ihm die Gestalt eines Mannes gab, und stand singend auf dem Dache seines Hauses, während die Großmutter den Takt schlug. Dann sprang es rasch ins Haus, setzte einen anderen Hut auf und erschien auf dem Dache eines zweiten Hauses

in veränderter Gestalt, so daß die Geister glaubten, viele Leute wohnten dort. Endlich kam es in seiner eigenen Gestalt aus einem Hause heraus und die Geister, welche nicht wagten, es anzugreifen, boten ihm an, das Kind zurückzukaufen. Sie frugen ihn: „Was willst Du dafür haben?" Die Großmutter rief für ihn: „Nichts will mein Enkel haben." Jene fuhren fort: „Wir haben keine Kleider, nur in Bergziegenfelle wurden wir eingewickelt, als wir begraben wurden. Wollt ihr das Fell nicht haben? sonst haben wir nichts." „Nein", sprach das Mink. Jene fuhren fort: „Nur Elenfell und gegerbtes Hirschfell hat man uns mitgegeben. Nur Feuerreiber hat man uns mitgegeben." „Gut", sagte da Mink, „die will ich haben." Es gab ihnen das Kind zurück und erhielt dagegen das Feuer.

Tlakyápamuch (ein selischer Stamm am oberen Fraser River):

Der Biber wollte das Feuer holen und grub einen Gang vom Flusse aus zum Hause des Häuptlings, der dasselbe bewahrte und den Menschen vorenthielt. Der Biber sagte zu seinem Bruder, dem Adler: „Ich gehe nun und lasse mich von jenen tödten. Dann erscheine Du nach einer kleinen Weile und zeige Dich den Leuten." Der Adler versprach es zu thun. Der Biber spielte nun dicht vor dem Hause im Wasser, um die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich zu ziehen. Bald sahen sie ihn, erlegten ihn und trugen ihn ins Haus. Da dachte der Biber: „O, legten sie mich doch ans Feuer." Kaum hatte er das gedacht, so sagte der Häuptling: „Holt doch den Biber und legt ihn ans Feuer, damit er trocknet." Ein Mann fing dann an, ihn aufzuschneiden und das Fell abzuziehen. Als er es fast bis an den Rücken abgestreift hatte, sah ein junger Mann den Adler einherfliegen und rief: „O seht doch den Adler!" Da liefen alle hinaus, mit Ausnahme des Mannes, der das Fell abzog. Da dachte der Biber: „O ginge doch jener auch!" Sogleich ging er, denn er fürchtete, daß er nichts mehr sehen möchte, wenn er länger zauderte. Vorsichtig sah nun der Biber sich um. Als er gewahrte, daß Niemand im Hause war, nahm er das Feuer, verbarg es unter seiner Decke und entfloh durch das früher gegrabene Loch. Von ihm erhielten die Menschen das Feuer.

West-Vancouver-Stämme: Sproat (Scenes and Studies of Savage Life, p. 138) berichtet, daß nach jenen das Feuer im Besitze des Tintenfisches gewesen sei, dem der Hirsch es stahl. Er trug es im Gelenk seines Hinterbeins fort.

Zu diesen Sagen ist zunächst zu bemerken, daß nur bei den Tlingit, bei denen der Rabe eine so hervorragende Rolle spielt, dieser das Feuer holen läßt. Der Masmasalániχ der Bilχula soll nach einigen Aussagen allerdings mit dem Raben identisch sein, doch ist diese Vorstellung sehr verschwommen. Bei den Haida raubt nach Dawson auch der Rabe das Feuer, doch erscheint seine Form der Sage mit der vom Raube des Tageslichtes identisch. Bei der großen Uebereinstimmung dürfte diese Wendung mit Vorsicht aufzunehmen sein. Eigenthümlich ist es, daß fast überall betont wird, das Feuer sei fern im Ocean gewesen. Besonders tiefsinnig erscheint der „Nabel des Oceans" der Çatlōltch. Die Tlingit, Qosqimō und West-Vancouver-Stämme erklären gleichfalls, daß der Hirsch das Feuer aus dem Ocean hole. An der ganzen Küste entlang ist der Hirsch der Bringer des Feuers, sobald wir uns aber ins Binnenland begeben (bei den Tlakyápamuch), nimmt der Biber seine Stelle ein. Bemerkenswerth ist die Sage der Snanaimuch. Zunächst müssen wir hervorheben, daß vom Mink bei diesem Stamme und seinen Nachbaren dieselben Sagen erzählt werden, die im Norden dem Raben zugehören. Der Kampf des Mink mit den Gespenstern ist eine weitverbreitete Erzählung, doch fand ich sie nur hier in Verbindung mit dem Feuerraube. Nach den vorhandenen Thatsachen scheint es mir, daß die Sage vom Raube des Feuers durch den Hirsch dem Kwákiūtl-Volke ursprünglich angehört, bei dem wir sie am vollständigsten finden. Bei seinen Nachbaren ist die Sage weniger entwickelt. Bei den Tlingit macht sich der Einfluß der Rabensage geltend, bei den Wik'ēnōq der von Bilχula-Sagen, während der Çatlōltch hier wie sonst unter dem Einfluß der Kwākiūtl stehen. Die Sage der Qosqimō, bei denen der Wolf das Feuer hat, erinnert an die Entstehung der Ebbe und Fluth nach den Sagen der Tlatlasiqoala und Kwákiūtl (im engeren Sinne), bei denen der Wolf in seinem Schwanze die Herrschaft über das Steigen und Fallen des Wassers besitzt. Nach dem angeführten Material erscheint es, als gehöre der vorliegende Gegenstand ursprünglich nicht in den Sagenkreis des Raben, sondern als sei er erst von Süden her hineingetragen.

Kürzere Mittheilungen.

Wald und Regen in Britisch-Indien.

Ueber die Beziehungen zwischen Wald und Regen in Britisch-Ostindien veröffentlicht Dr. Brandis, der ehemalige General-Inspektor der indischen Forsten, in der Meteorologischen Zeitschrift (1887, S. 369 ff.) eine beachtenswerthe Studie. Derselbe unterscheidet in dem Gebiete 1) zwei regenreiche Zonen (mit über 1900 mm Regen), an der Westküste und im Nordosten; 2) eine Zone mittleren Niederschlages (mit 760 bis 1900 mm), den größten Theil der eigentlichen Halbinsel umfassend; 3) zwei regenarme Zonen (mit 380 bis 760 mm), Radschputana-Nordwestprovinzen einerseits und Dekhan-Mysore andererseits; 4) eine regenlose Zone (mit weniger als 380 mm), in Sindh, Süd-Pendschab und Nordwest-Radschputana. In dem denkbar strengsten Einklange damit steht auch die Verbreitung des Waldes. Die regenreichen Zonen sind auch die waldreichen, durch einen üppigen Wuchs von Palmen, Bambusen und anderen immergrünen Formen ausgezeichnet. Die Zonen mittleren Regenreichthums haben ein ziemlich dichtes Waldkleid mit vorwiegend laubwechselnden Beständen (darunter namentlich den Teakbaum, Tectona grandis). Die regenarmen Zonen tragen nur dürftigen, zerstreuten Wald und Dornengestrüpp. In der regenlosen Zone endlich fehlt der Wald ganz, und hart an den Flußläufen — besonders am Indus — stößt man dort nur auf den Babul (Acacia arabica).

Die Verbreitung der einzelnen Baumspecies richtet sich natürlich nicht blos nach der Regenmenge, sondern auch nach der Temperatur, und zum Theil ist sie nur durch geologische Gründe zu erklären. So findet sich der Teakbaum nirgends nördlich von 25° nördl. Br., weil ihm dort die Nachtfröste verderblich werden; und ähnlich ist es auch mit dem Sandelholz (Santalum album).

Neuerdings ist man in Britisch-Indien eifrig bemüht,

weite Strecken, die künstlich entwaldet worden sind, wieder aufzuforsten. Man dachte dabei ursprünglich nur an die Deckung des Holzbedarfes, an die Verhütung der Abschwemmung der Ackerkrume, an die Abstellung der Flußüberschwemmungen und der Flußversandung. Allmählich ist man aber zu der Ueberzeugung gekommen — namentlich durch die im Nerbudda- und Tachti-Gebiete gemachten Erfahrungen —, daß man der Volkswohlfahrt durch die Aufforstung auch noch insofern dient, als dadurch eine sehr erhebliche Rückwirkung auf die Vermehrung der Niederschläge ausgeübt wird. E. D.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Das Projekt einer neuen großen sibirischen Expedition, welche mit dem Beginne des Jahres 1888 ausgeführt werden soll, ist sowohl der k. Akademie, als auch der k. Geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg unterbreitet worden. Die Expedition soll außer rein wissenschaftlichen auch praktische Zwecke verfolgen; sie soll verschiedenartige Forschungen in weit abgelegenen und wenig bekannten Gegenden Sibiriens anstellen, nämlich in dem Gebiete von Narym, welches von Tungusen, Ostjäken und anderen allmählich aussterbenden Völkerschaften bewohnt wird. Die Expedition soll drei Jahre lang arbeiten; an der Spitze steht Herr Adrianow. Das Programm ist noch nicht endgültig ausgearbeitet; es handelt sich dabei aber vor allen Dingen um das Sammeln von ethnographischen und statistischen Materialien; ferner sollen die örtlichen Sprachen studirt und mancherlei andere Fragen in Angriff genommen werden. St.

Polarregionen.

— Nach einer Mittheilung des bekannten Grönlandforschers Steenstrup bewegen sich die Gletscher des grönländischen Nordwestens mit einer Schnelligkeit vorwärts, wie sie bei den Alpengletschern völlig unerhört ist. Care Ryder konstatirte durch seine Messungen in gewissen Fällen ein Vorrücken von nicht weniger als 99 Fuß während eines Sommertages, und von 30 bis 35 Fuß während eines Wintertages (24 Stunden). Für die Beurtheilung der Dauer der Eiszeit in anderen Erdräumen dürfte diese Thatsache von großer Wichtigkeit sein. (Vergl. „Nature", Bd. 37, S. 200.)

Bücherschau.

— Ferdinand Lingg's Erdprofil (München 1886). Neben der neuen Bearbeitung von Berghaus' physikalischem Atlas ist das Lingg'sche Erdprofil ohne Zweifel die bedeutendste graphische Publikation, die die Erdkunde unserer Tage aufzuweisen hat, und dieselbe ist um so höher anzuschlagen, als sie im Wesentlichen das Werk eines Einzelnen ist. Genialität und Riesenfleiß leuchten in gleicher Weise aus dem Bilde heraus, und Niemand, der geographische Studien irgend welcher Art ernsthaft betreibt — sei es, in welchem Lande es sei — wird künftig umhin können, dasselbe wieder und wieder zu betrachten und zu Rathe zu ziehen. Was man sich sonst aus Hunderten von Zahlen und mit einem großen Aufwande von Abstractionskraft mühsam zum Bewußtsein bringt — das richtige Verhältniß zwischen horizontaler Ausdehnung und vertikaler Höhe und Tiefe, und die thatsächliche Gestalt der Erdoberfläche — das liegt einem in dem Lingg'schen Profil zu unmittelbarer Anschauung klar vor den Augen, und man kann ohne Weiteres seine Schlüsse daraus ziehen. Die Theorien von den Umgestaltungen der Erdrinde durch die abyssodynamischen und meteorodynamischen Agentien erhalten dadurch eine sehr scharfe Beleuchtung, nicht minder aber auch die Reflexionen über die Beziehungen, die zwischen dem Erdplaneten und der menschlichen Kultur bestehen. Bei aller Fülle von Einzelheiten, die in die Zeichnung hineingearbeitet worden ist, ist dieselbe einfach und durchsichtig, und es kann in Folge dessen keinem Gebildeten schwer fallen, sich in sie hinein zu lesen. Wir wünschen sie vor allen Dingen jedem Lehrer der Geographie zugänglich gemacht zu sehen. Wie das schöne Werk übrigens wieder einmal recht nachdrücklich offenbart, daß die geographische Wissenschaft vor allen Dingen eine deutsche Wissenschaft ist, und daß sich die anderen Nationen in Bezug auf sie noch immer in unserer Gefolgschaft befinden, so macht dasselbe auch der graphischen Kunst Münchens und insbesondere der Kunstanstalt von Piloty und Loehle, aus der es hervorgegangen ist, hohe Ehre.

— Max Sering, Die landwirthschaftliche Konkurrenz Nordamerikas. Leipzig 1887 (Duncker und Humblot). Verfasser hat im Jahre 1883 im Auftrage der preußischen Regierung eine siebenmonatliche Reise durch die Vereinigten Staaten unternommen, um „über die Ursachen und den voraussichtlichen Verlauf der landwirthschaftlichen Konkurrenz Nordamerikas" zu berichten. Nun würde die Zeit, die ihm für seine Studien zugemessen war, sicherlich nicht von ferne zugereicht haben, diese Aufgabe zu lösen. Die kurze Recognoscirungstour hat den Verfasser aber angeregt, der Frage unter Benutzung eines umfassenden amerikanischen Quellenmaterials und zahlreicher deutscher Vorarbeiten daheim weiter zu verfolgen, und so erhalten wir von ihm ein Buch von sehr gediegenem Inhalte. Vor allen Dingen sind auch die geographischen Auseinandersetzungen nicht so dürftig, wie wir es in volkswirthschaftlichen Enquête-Werken sonst gewöhnt sind. Gegen seine Quellen-Autoren, die ihm für seine Vergleiche zwischen den europäischen und amerikanischen Produktionsbedingungen die Direktive gaben, hätte Verfasser an mehreren Stellen loyaler sein können. Zu den Hauptschlüssen, zu denen er bei seinen Untersuchungen kommt, sind ja Andere auf Grund ähnlicher Studien auch gelangt, und dieselben haben sie so geraume Zeit vor ihm ausgesprochen, daß er nach deutschem Gelehrtenbrauche darauf Bezug zu nehmen hatte. Verfasser hat sie zum Theil gekannt und benutzt, ohne ihnen die gebührende Ehre zu geben.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII.



№ 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1888.

Der Hoangho und seine Stromlauf-Aenderung.

Von Dr. Emil Deckert.

Fast wie übermenschliche Wesen sehen wir die großen Ströme in die Geschicke der Völker eingreifen — Länder befruchtend, Verkehr und Kultur fördernd, Städte begründend, staatlichen Gemeinwesen Konsistenz verleihend, aber auch wieder gesegnete Fluren in Wüsteneien verwandelnd, hohe Kulturblüthen vernichtend und Tausenden Tod und Verderben bringend. Von den Strömen keines Erdtheils gilt dies wohl in einem höheren Grade wie von denjenigen Asiens, wie denn überhaupt fast alle Naturgewalten in diesem Erdtheile in anderweit unerhörter Großartigkeit auftreten. Was danken die Inder nicht ihrem heiligen Ganges, und welche Bedeutung hat nicht für die Chinesen der Jang-tse-kiang!

Von dem Hoangho, der heute durch die furchtbare Katastrophe, die er für zwei dicht besiedelte chinesische Provinzen herbeigeführt hat, Aller Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, möchte man beinahe behaupten, er walte über dem Lande, das er durchfließt, wie ein übermächtiger böser Geist. Der geographischen Wissenschaft ist der fragliche Strom aber natürlich ein Strom wie andere Ströme auch, und die angegebene Katastrophe ebenso wie manche andere vorhergegangene sucht sie sich zu erklären durch eine möglichst sorgfältige Analyse der Naturverhältnisse, die den Stromlauf bedingen. Angeregt durch das besagte Ereigniß versuchen auch wir es, uns an der Hand der wenigen Autoren, die uns in Europa über den Gegenstand zu Gebote stehen, eine klare Vorstellung von dem natürlichen Charakter des Gelben Stromes zu schaffen.

Seine Quellen hat der Hoangho auf zwei Parallelketten des mittleren Kuen-Luen, die durch Prshewalski unter dem Namen Schuga- und Bajan-chara-ula-Gebirge bekannt geworden sind, und die sich in ihren Gipfeln etwa 5000 m über den Meeresspiegel erheben mögen. Diese Gebirge bewähren sich inmitten der asiatischen Wüstenregion als überaus kräftige Kondensatoren der atmosphärischen Feuchtigkeit, und es fehlt in ihnen sowohl im Sommer nicht an Regen, als auch im Winter nicht an Schnee, ja der letztere giebt sogar in beschränktem Umfange zur Gletscherbildung Anlaß. In Folge dessen strömen unzählige Rinnsale aus ihnen heraus, an deren Ufern reicher Gras- und Blumenwuchs gedeiht, und das breite Hochthal, welches die genannten Gebirgsketten zwischen sich einschließen, wird von denselben dermaßen durchtränkt, daß es in seinem oberen Theile vorwiegend aus Sumpf- und Seeland besteht. Es ist dies die „Oduntala“ oder die „Gegend der tausend Quellen“, die gewöhnlich als die Geburtsstätte des großen Stromes gilt. Der junge Hoangho fließt von da in mehrere Arme getheilt ostwärts und erreicht alsbald den großen See Dscharing-Nor, der noch immer gegen 4000 m hoch liegt, und nachdem er denselben durchflossen hat, den kleineren Oring-Nor. Da in die beiden Seen von dem Bajan-chara-ula-Gebirge her noch mehrere andere wasserreiche Ströme münden, so verläßt der Hoangho denselben als ein schon sehr stattliches Gewässer, und als solches strömt er zwischen den beiden genannten Parallelzügen des Kuen-Luen etwa 500 km in ost-süd-östlicher Richtung weiter, bis er

den Fuß des Hochgebirgswalles erreicht, der Tibet von den Provinzen des eigentlichen China scheidet. Aus diesem wilden Alpenlande fließen ihm mehrere starke Ströme — der Rka-su, der Ri-su ꝛc. — fast schnurstracks entgegen, und mit ihnen vereint sowie durch sie verstärkt wendet er sich plötzlich im spitzen Winkel gegen West-Nord-West, um mehrere hinter einander liegende Parallelketten des Kuen-Luen in wilden Schluchten zu durchbrechen und auf diese Weise rasch auf tiefer und tiefer gelegene Stufen des innerasiatischen Plateaulandes zu gelangen. Vor seinem Durchbruche zwischen der hohen Amni-Matschin-Kette und dem Min-schan liegt sein Spiegel noch in einer Höhe von etwa 3400 m, vor seinem Durchbruche durch die Dsun-molur-Kette noch 3100 m, und am Fuße des Kuku-Nor-Gebirges bei Gubui nur noch 2290 m. Entlang dem zuletzt genannten Gebirge fließt er wieder ziemlich genau östlich, und bevor er Lan-tschou-fu, die Hauptstadt der Provinz Kansu, erreicht, strömen ihm auf dieser Strecke von dem gletscherbedeckten Nan-schan im Norden sowie auch von den Alpengebirgen im Süden (dem Yali-shan Potanin's) noch eine Anzahl von sehr beträchtlichen Nebenflüssen zu — der Datung-gol, der Charing-gol (von links), der Da-sia-ho und Tao-ho (von rechts). Sein Bett ist an den meisten Stellen tief eingegraben — auf weiten Strecken in rothen Sandstein —, und deshalb ähnelt es sehr den amerikanischen Cañons, das Wasser aber ist von dem starken Gehalt an Sinkstoffen röthlich-gelb. Bei Lan-tschou-fu liegt dasselbe noch nahezu 1600 m über dem Meere, seine Breite und seine Wasserfülle ist aber daselbst bereits eine sehr bedeutende [1]).

Unterhalb Lan-tschou-fu wendet er sich gegen Nordost bis Ling-tschou, und auf dieser Strecke empfängt er von den Gebirgen des nordöstlichen Kansu noch die namhaften Tributärströme Tsu-li-ho und Tsing-shui-ho, während von Norden her die abflußlosen Steppen und Wüsten der Mongolei hart an seine Ufer herantreten. Sein Wasser wird auf dieser Strecke in großartigem Maßstabe zur künstlichen Bewässerung des Lößbodens benutzt, und in Folge dessen bildet namentlich die Gegend im Süden von Ling-tschou einen einzigen großen Obstgarten, der hier und da von Reisfeldern unterbrochen ist.

Die Gebirge von Kansu drängen ihn aber unterhalb der genannten Stadt von seiner Richtung ab, und indem er hierauf in ziemlich genau nördlicher Richtung zwischen ihnen und dem Ala-shan hindurchbricht, geräth er ganz in die Steppe und Wüste hinein, und er zeigt sich hier nur in einem sehr geringfügigen Maßstabe fähig, den salzdurchsetzten Boden in eine Fruchtlandschaft zu verwandeln. Rechts von ihm liegt hier das Ordos-Land, in dem Flugsandstrecken mit gutem Weideland und kleinen Gersten- und Hirsefeld-Oasen wechseln, und links breitet sich die noch viel unwirthlichere Gobi aus. Da sein Gefäll auf dieser Strecke ein sehr geringfügiges ist — am Ala-shan fließt er noch reichlich 1000 m und bei Batau noch ungefähr 900 m über dem Meeresspiegel —, so neigt er hier, zur Zeit der Schneeschmelze auf den Hochgebirgen, bereits sehr dazu, Wildwasser zu bilden, sich zu theilen, und wohl gar seinen Lauf völlig zu verändern. Viel Unheil richtet er dadurch in dem dünn bevölkerten Lande aber kaum an.

Obwohl wir über das Wasserquantum, das der Strom in seinem Oberlaufe führt, keinerlei exakte Angaben besitzen, so dürfen wir doch mit Bestimmtheit annehmen, daß dasselbe sich vermindert, je weiter er in der Richtung auf die innere Gobi vorwärts dringt. Es würde ihm auf diese Weise dasselbe Schicksal drohen, wie dem Tarim und zahlreichen anderen Strömen Hochasiens — sich in einem Salzsee oder Salzsumpf zu verlaufen — wenn er dabei beharren würde. Es treten ihm aber im Norden von neuem hohe Gebirge entgegen: zuerst der In-shan und seine westlichen Fortsetzungen, denen entlang er nach Osten strömt, und sodann bei Hon-kou die nordöstlich streichenden Gebirge von Shansi, angesichts deren er sich südwärts wendet. Auf seiner rechten Seite liegt hier immer noch das Hochplateau und das Bergland der Ordos, sowie später das Bergland von Nord-Shensi. Hier kann nun von einem Verlaufen im Sande und von einem Aufgezehrtwerden in der Wüstenluft nicht mehr die Rede sein, denn der Strom gelangt nun in eine Gegend hinein, die — wenigstens periodisch — zu den bestbewässerten Chinas gehört. Von rechts wie von links strömen ihm hier wieder zahlreiche Gebirgsflüsse zu, die besonders im Spätsommer und Frühherbst, wenn der feuchte Monsun vom Ocean her seinen Segen über das Land ausschüttet, reichlich Wasser führen: aus dem Ordoslande — das in seiner Osthälfte am wenigsten einer Wüste gleicht — der Kiu-ju-ho sowie der Wu-ting-ho, aus Shansi und Kansu der Lo-ho sowie der Wei-ho mit dem King-ho, und aus Shansi endlich der Fönn-ho. Durch sie die am Rande des asiatischen „Sandmeeres“ erlittenen Verluste wieder ersetzend, und von ihnen besonders zur Sommerzeit zu einem gewaltigen Strome geschwellt, berührt er bei der Festung Tung-kwan dasselbe ungeheure „Rückgratgebirge“ des asiatischen Kontinents wieder, dem er entsprungen ist, und das er in der Nähe der tibetanisch-chinesischen Grenze durchbrochen hat — den Kuen-Luen, der hier den Namen Tsin-ling führt. Der Hoangho sieht sich durch ihn zu einer letzten entschiedenen Wendung genöthigt, und zwischen den imposanten Bergmassen des Ta-hwa-shan und des Föng-tian-shan strömt er von Neuem nach Osten, rechts und links von steilen Lößwänden und dahinter von hohen Gebirgszügen, die zu den Systemen des Kuen-Luen und des Chingan gehören, begleitet [1]). Sein Lauf ist hier wieder wild und schnellenreich, und sein Gefäll beträgt im Durchschnitt etwa einen Meter auf den Kilometer. Die Ströme, die ihm von den benachbarten Gebirgen zueilen, sind während des Winters ganz unbedeutend, während des Sommers aber führen sie ihm noch eine beträchtliche Menge Wasser zu. Der durchlässige Löß, der die Gebirge bis zu einer Höhe von 2500 m bedeckt, gestattet ja der zu Boden gefallenen atmosphärischen Feuchtigkeit immer sehr rasch wieder thalwärts fließen, und so weit die Gebirge einst etwa mit Waldungen bedeckt waren, soweit sind dieselben durch die intensive chinesische Bodenbewirthschaftung längst zerstört. In der Hauptsache sammelt sich aber das abfließende Wasser der Gebirge des nordwestlichen Honan und des südöstlichen Shansi in den Stromrinnen des Lo-ho und des Tsin-shui, die sich erst an dem Punkte mit dem Hoangho vereinigen, wo derselbe das Gebirgsland definitiv verläßt, und es kann auch keinem großen Zweifel unterworfen sein, daß diese beiden Ströme ein Wesentliches dazu beitragen, den Wogen des Stromes an dieser Stelle eine besonders große Wucht zu verleihen. Zu der gleichen Zeit, wenn der Regen sich in Strömen über die Gebirge von Honan und Shansi ergießt, und wenn die Ströme dieser beiden Provinzen sowie auch diejenigen von Shensi dadurch am reichlichsten Wasser an den Austrittspunkt des Hoangho aus dem Gebirgslande hinabführen, — im Spätsommer —, gelangt aber auch der größte Betrag von Schmelzwasser aus den schnee- und eisbedeckten Gebirgen von Tibet an diesen Punkt.

[1]) Unterhalb Sin-tscheng ist er nach Euston etwa 150 m breit (Vergl. „Nature“ XXII, p. 41).

[1]) Vergl. F. v. Richthofen, China. Bd. 2, S. 520 ff.; und A. Williamson, Journeys in North China, vol. I, p. 389 ff.

Der Hoangho betritt nun die weite Ebene, zu deren Schöpfung er durch den Schutt, den er aus dem Gebirgslande thalwärts trägt, selbst das Meiste beigetragen hat, und die sich nur noch sehr schwach über den Meeresspiegel erhebt. Das Gefäll des Stromes wird hier — oberhalb der vielgenannten Hauptstadt Honans, Kai-fung-fu — mit einem Male ein ganz schwaches, und ein um so schwächeres, als sich den Gebirgsländern von Honan und Shansi gegenüber ein insulares Gebirgsland — das von Schantung — diesen entgegen abdacht. Die Ebene fällt fast ebenso schwach nach Südost, wie sie nach Nordost fällt, und auch ein viel sanfteres Gewässer, als es der Hoangho ist, würde hier ohne Zweifel zu Gabelungen und Laufveränderungen neigen. Wie sollte es der Hoangho nicht thun, der schon für gewöhnlich ein



alter Hoang-ho-Lauf (bis 1852)
neuer Hoang-ho-Lauf (seit 1887)
von der Fluth verheertes Gebiet
Bergland
Gebirge von bedeutenderer Höhe (gegen 1000 Meter u. darüber)

mächtiger Strom ist, der aber im Spätsommer das Wasservolumen, das er in das tief gelegene Land hinaus wälzt, auf viel mehr als auf sein Zehnfaches vergrößert[1]). Dazu kommt noch, daß der Strom im Verein mit seinen Tributärströmen, sowie mit den sommerlichen Regengüssen und Schneeschmelzen in seinem Gebirgslaufe eine außerordentlich umfangreiche Denudations- und Erosionsarbeit vollzieht, die einen um so größeren Effect hat, als der Boden, den es wegzuwaschen gilt, vorwiegend lockerer Lößboden ist. Dieser Denudations- und Erosionsarbeit entspricht natürlich in dem tiefgelegenen Flachlande eine ebenso umfang-

[1]) F. v. Richthofen fand den Strom bei Sz-shui-hsiën in viele Arme getheilt (S. „China", Bd. 2, S. 507); und Wylie schätzte die Breite seines Winterwassers bei Kai-fung auf reichlich 500 m, die Breite seines Sommerwassers aber auf etwa 2800 m (S. Proceedings Geogr. Soc. London 1869, p. 33).

reiche Ablagerungs- und Aufschüttungsarbeit. Da er die Sedimente, von denen er erheblich mehr mit sich führt, als jeder andere ihm ebenbürtige Strom der Erde[1]), und von deren gelber Farbe er seinen Namen trägt, — da er diese Sedimente bei seinem schwachen Gefäll nicht mehr weiter zu tragen fähig ist, so erhöht er mit denselben sowohl sein Bett als auch (zur Zeit seiner gewöhnlichen Hochwasser) seine Uferleisten. Unser Rhein, unser Po, der kalifornische Sacramento, der louisianische Mississippi und andere Ströme machen es ja bekanntlich auch nicht anders. Auf diese Weise fließt der große chinesische Strom, bald nachdem er den Engpaß zwischen Tung-kwan und Möng-tsin-hsiën verlassen hat, höher als weite Striche der umliegenden Ebene. Zur Zeit von besonders hohen Hochwassern, die periodisch eintreten, geschieht es dann aber leicht, daß er über seine Uferwälle hinweg läuft, oder daß er dieselben an schwächeren Stellen durchbricht, um seine gelben Fluthen über die Landschaften dahinter zu ergießen. Besonders häufig geschieht dies in der Nähe jener letzten Austrittsstelle aus dem Gebirge, wo der Strom bei solchen Gelegenheiten noch einen guten Theil von der Wildheit eines Bergstromes besitzt, und wo er in seinen ekstatischen Momenten gewissermaßen seine ganze furchtbare Kraft koncentrirt. Tritt ein mäßiger Bruchtheil seines Wassers über die Ufer, so daß dasselbe nur wenige Centimeter oder nur fußhoch über den Feldern steht, so hat der chinesische Landmann, der dieselben bebaut, kaum viel Grund, sich darüber zu beklagen; denn der Schlamm, den der Hoangho darüber ausbreitet, erhöht die Fruchtbarkeit derselben, und die Reisernte wird dadurch nur desto reichlicher. Verbreitet sich das Ueberschwemmungswasser aber in der Tiefe von mehreren Metern über der Ebene, so sind die Verwüstungen, die er anrichtet, furchtbare, und sie übertreffen dann diejenigen, die andere Ströme auf Erden anzurichten fähig sind, bei weitem. Was sind dagegen die Hochfluthen des Rheins und der Donau, des Ohio und des Mississippi, die immer nur Dutzende von Dörfern und Städten zerstören und nur wenige Hundert oder wenige Tausend Menschen verschlingen! Die Hochfluthen des Hoangho fegen dann Hunderte und Tausende von Ortschaften von dem Erdboden hinweg, und vernichten Millionen von Menschenleben. Und was nach der Fluth zurückbleibt, das ist ein ungeheures Leichenfeld — so groß, wie wir es uns in unserer Phantasie nicht vorstellen können — und eine Sandwüste, denn die Sedimentmassen, die der Strom alsdann über die Ebene hinweg streut, sind von gröberem Korn. Der Hoangho hat diesen Charakter besessen, so weit die uralte chinesische Tradition zurückreicht, und man begreift daher wohl, daß er darin von jeher als „Chinas Kummer“ oder als die „Geißel der Kinder Han's“ bezeichnet wird. Weil die Wasserscheiden, die den Strom von ähnlich gearteten — wenn auch natürlich weniger furchtbaren Nachbarströmen — trennen, an vielen Orten sehr niedrig und unbedeutend sind, und weil diese Wasserscheiden im Allgemeinen auch nur aus losem Material aufgebaut sind, so geschieht es übrigens bei den beschriebenen maximalen Hochfluthen häufig genug, daß der Strom diese Wasserscheide an irgend einem Punkte hinweg wäscht, daß er sein altes, durch Aufschüttung zu hoch gewordenes Bett gänzlich verläßt, und daß er in dem tieferen Thale eines Nachbarstromes weiter seewärts fließt. Welche Ströme dies in den vorhistorischen Zeiten gewesen sind, das vermögen wir nicht zu sagen — vielleicht alle, die die große Ebene durchziehen, und vielleicht daneben auch noch zahlreiche andere, die heute nicht mehr vorhanden sind. Die vorhistorische Zeit ist ja lang gewesen, und der ganze Bau der großen Ebene ist nicht gut anders zu erklären, als daß die Naturkräfte, die heute ihr Spiel daselbst treiben, dasselbe durch einen unendlichen Zeitraum ebenso gethan haben, wenigstens durch einen unendlichen Zeitraum für die menschliche Vorstellung. Des Einflusses, den die staubführenden und lößbildenden Winde auf die Erhöhung gewisser Distrikte, und dadurch auf die Stromlaufänderungen gehabt haben müssen, gedenken wir hier nur ganz beiläufig, obgleich derselbe sicherlich auch von jeher ein sehr bedeutender gewesen ist. Um das ganze Phänomen begreiflich zu machen, reicht aber nach unserer Meinung die Betrachtung der angegebenen Verhältnisse vollständig hin.

In den historischen Zeiten hat man in China nicht weniger als zehn große Laufveränderungen des Hoangho zu verzeichnen gehabt — die erste im Jahre 602 vor Christus, und die beiden letzten unter den Augen der lebenden Generation, im Jahre 1852 und im letztverflossenen Jahre[1]). Wie groß die Verheerungen und die Verluste an Menschenleben gewesen sind, die mit den früheren Laufveränderungen Hand in Hand gegangen sind, das entzieht sich unserer Beurtheilung vollständig. Drang doch die Kunde von der vorletzten Laufveränderung des Stromes erst fünf Jahre, nachdem sie vor sich gegangen war, nach Europa, und haben wir doch auch von der letzten Fluth, die sich im Herbste des vorigen Jahres vollzogen hat, verhältnißmäßig sehr späte und lückenhafte Nachricht erhalten. Die Bahn, die der Strom bei seinen Laufänderungen einschlug, lag bald an den Fußhügeln des Tai-hang-shan, der von seiner mehrfach erwähnten Austrittsstelle aus dem Berglande bei Hwai-king-fu, gegen Peking hin streicht (das war bis 602 n. Chr. der Fall), bald an den Fußhügeln des östlichen Kuen-Luen — des Sung-shan und Fu-niu-shan —, der südwestlich von Kaifung-fu in die Ebene hinabfällt, bald endlich im Nordosten und bald im Südwesten an den Fußhügeln der Gebirge von Shantung. Bald mündete der Strom unter dem Breitenkreise von Peking bei Jüng-ping-fu in den Golf von Liautong, bald ergoß er sich durch den großen Hungt-se-See unfern von der Jangtsekiang-Mündung in den offensten Theil des Gelben Meeres, ja man darf sogar annehmen, daß er sich zu Zeiten mit seinem gewaltigen Bruderstrome vollständig vereinigte. In dem Raume dazwischen aber schwankte die Lage seiner Mündung beständig hin und her, und sie war bald identisch mit der Mündung des Peiho, bald mit der des Ta-tsing-ho (1852 bis 1887), bald endlich mit der des Hwei-ho (vor 1852). Zu sagen, daß die Laufänderungen, die der Hoangho vollzieht, einen ähnlichen Umfang haben, wie wenn die Elbe abwechselnd bei Hamburg und bei Stettin mündete, indem sie sich bei Meißen bald nordostwärts, bald nordwestwärts wendete — heißt immer noch ein bloßes Miniaturbild von den großartigen Verhältnissen, die hier vorliegen, entwerfen. Bei der Fluth des letzten Jahres, die sich noch heute nicht vollkommen wieder verlaufen hat, sollen nach einer Angabe aus Shanghai 7 Mill. (nach einer anderen 1 bis 2 Mill.) Menschen das Leben verloren haben — so viel als in den beiden Königreichen Bayern und Würtemberg wohnen —, und mehrere Tausend Ortschaften, worunter sehr große und volkreiche Städte, sollen dabei zu Grunde gegangen sein. Der Hoangho zerriß in diesem Falle, von einem heftigen Nordwinde gepeitscht, die Wasserscheide zwischen sich und dem Ku-lu-ho und raste nun

[1]) Nach H. B. Guppy jährlich $17\frac{1}{2}$ Milliarden Kubikfuß, während der Mississippi nur $7\frac{1}{2}$ Milliarden Kubikfuß und der Jang-tse-kiang nur $6\frac{1}{2}$ Milliarden Kubikfuß führt. (Vergl. „Nature“ 22, 606.)

[1]) Vergl. R. Pumpelly, Geol. researches in China etc., p. 46 und Karten; sowie v. Richthofen, China, Bd. 2, S. 523 ff.

in dem Bette dieses Stromes dem Sha-ho (Sandfluß), und in dem Bette des letzteren dem Hwai-ho zu, um sich aller Wahrscheinlichkeit nach in den bereits genannten Hung-tse-See zu ergießen. Der Strom hatte diesen selben Uferbruch übrigens schon zur Zeit seines Hochwassers im Jahre 1872 versucht, es war aber damals den Anstrengungen der Bevölkerung noch einmal gelungen, durch Uferbauten der Katastrophe vorzubeugen — wie es scheint, nur, damit das unbändige Gewässer sie ein halbes Menschenalter später zu einer desto furchtbareren machen konnte.

An Bemühungen, den Strom zu discipliniren und in Schranken zu halten, hat es in China zu keiner Zeit gefehlt, und an dem Hoangho der letzten 35 Jahre, den uns unsere Karten zeigen, ziehen sich Dämme entlang, die zum Theil eine Höhe von $7\frac{1}{2}$ m erreichen. Alles in Allem bestehen die betreffenden Stromuferbauten aber die europäische Kritik sehr schlecht. Die Dämme sind durchgängig nur aus lockerer Erde aufgeschüttet, ihre Böschungen gegen den Strom hin sind viel zu steil, als daß sie den Wogenprall auf die Dauer aushalten sollten, sie stehen zum Theil kilometerweit von der Stromrinne ab, und die Faschinenanlagen fand Morrison im Jahre 1878 in einem wenig vertrauenswürdigen Zustande [1]. Es ist also wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die europäische Strombau-Technik dem Hoangho gegenüber erheblich mehr leisten würde, sobald sie etwa zur Anwendung gebracht würde. Ob es derselben gelingen würde, den wilden Strom für immer in Fesseln zu schlagen, und ihn zu zwingen, dem menschlichen Verkehre zu dienen und Schiffe zu tragen — was er bisher fast vollkommen versagte —, das bliebe freilich immer noch abzuwarten. Mit dem alten System der bloßen Schutzdämme hätten die etwa an die Unglücksstätte berufenen europäischen Ingenieure wohl in jedem Falle zu brechen, und die Sorge derselben hätte sich wohl vielmehr darauf zu richten, daß der Strom sein Bett nicht in Folge der künstlichen Vorrichtungen in einem noch viel höheren Grade erhöht, als es ohnedies der Fall ist, und daß diese dem Strome innewohnende Tendenz so viel als immer möglich abgeschwächt wird. Ein außerordentlich schwieriges Problem würde die Regulirung des Hoangho sicherlich auch für die Europäer sein. Dem Vernehmen nach will die chinesische Regierung es übrigens nicht dulden, daß der Strom künftig im Bette des Hwaiho daher fließt, sondern sie will ihn künstlich in sein soeben verlassenes Bett zurückzwingen. Ob dies weise genannt werden darf, möchten wir beinahe bezweifeln.

Eher dürfen es die natürlichen Verhältnisse vielleicht angezeigt erscheinen lassen, ihn in sein ältestes bekanntes Bett — in das des Wei-ho — zurück zu verweisen, und ihn, wie vor dem Jahre 602 vor Christus, unterhalb Tien-tsin in den Golf von Liau-tong münden zu lassen. In dieser Bahn scheint er wenigstens seiner Zeit am längsten ausgeharrt zu haben, und in ihr dürfte er vielleicht auch dem Verkehre bessere Dienste zu leisten im Stande sein, als es in den letzten 35 Jahren der Fall war. Endgültig kann diese Frage aber natürlich nur durch ein sorgfältiges Studium der Verhältnisse an Ort und Stelle, und insbesondere durch ein genaues Nivellement der großen Ebene, entschieden werden.

[1] Vergl. J. Morrison in den „Proceedings" 1880, p. 146 ff., sowie Ney Elias im Journal Geogr. Soc. London 1870, p. 1 ff.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen.

X.

(Mit sieben Abbildungen.)

Von der Karawane brachte Hassani die denkbar besten Nachrichten. Nassib und die anderen Leute waren nach einem angestrengten Marsche durch die Länder von Ketimkuru glücklich in Kazembe angekommen, und der König dieses Landes hatte ihnen eine freundliche Aufnahme zu Theil werden lassen, unter der einzigen Bedingung, daß sie ihre Flinten in seine Hände gaben, bis der „Msungu" (Giraud) angekommen sein würde.

Sechs Tage lang mußte aber Giraud mit seinen Begleitern noch ruhig in dem Boma aushalten, denn seine Wunden gestatteten es ihm noch nicht, die Reise zu Fuß anzutreten, hätte er sich aber tragen lassen, so wären die Leute Mere-Mere's dadurch nur dreister gemacht worden.

Mere-Mere selbst verhielt sich merkwürdiger Weise während der ganzen Zeit äußerlich sehr gleichgültig, erklärte sich aber mit dem Geschenke von schönen Stoffen, das er erhielt, nichts weniger als zufrieden. Wenn er gefragt wurde, wann er die Fremden fortlassen würde, antwortete er nur: die Stunde sei noch nicht gekommen. Was blieb also weiter übrig, als ohne seine Erlaubniß Abschied zu nehmen! Am zweiten Oktober, um Mitternacht, erfolgte der Aufbruch, und derselbe ließ sich um so leichter ausführen, als Giraud's Hütten nahe bei einem Ausgange aus dem Boma lagen, und als die Einwohner sich nachts, aus Furcht vor der Kälte und vor den wilden Thieren, nur sehr ungern aus ihren Hütten herausbringen ließen. Es war nur nöthig, ohne Lärm das Thor zu öffnen und vor dem Morgengrauen eine möglichst große Strecke vorwärts gekommen zu sein. Mit den zehn Leuten, die Kazembe mitgeschickt hatte, zählte die Karawane jetzt 45 Mann, und 25 davon waren im Besitz guter Gewehre. Die Nacht war kalt und finster, der Weg aber ziemlich deutlich, und nachdem man um 3 Uhr an dem Dorfe Mere-Mere's vorbei passirt war — aus dem Hundegebell ertönte — gelangte man durch Gehölz und ausgetrocknete Sümpfe ohne jeden Zwischenfall am nächsten Mittag nach Kalassa. Hier verbarrikadirten sich die Einwohner in ihrem Boma und ließen die Kriegstrommel erschallen, sie wagten aber nicht, die Reisenden anzugreifen, und nach einer kurzen Rast konnten dieselben ihren Weg weiter verfolgen.

Dieser erster Tagesmarsch war für Giraud aber auch der letzte, denn seine noch nicht genügend hergestellten Füße versagten den Dienst, er mußte sich aus seinem Tisch einen Tragstuhl machen, und vermittelst desselben von zwei Männern weiter tragen lassen.

Am 4. Okt. früh zeigte sich eine Schaar Eingeborener in der Ferne. Es war Kalambo mit seinen Kriegern. Als derselbe indeß sah, daß er durch Drohungen nichts erreichte, und daß Giraud's Leute ihre Flinten bereit hielten, um bei der geringsten Veranlassung zu feuern, stand er von

Lager am Luapala.

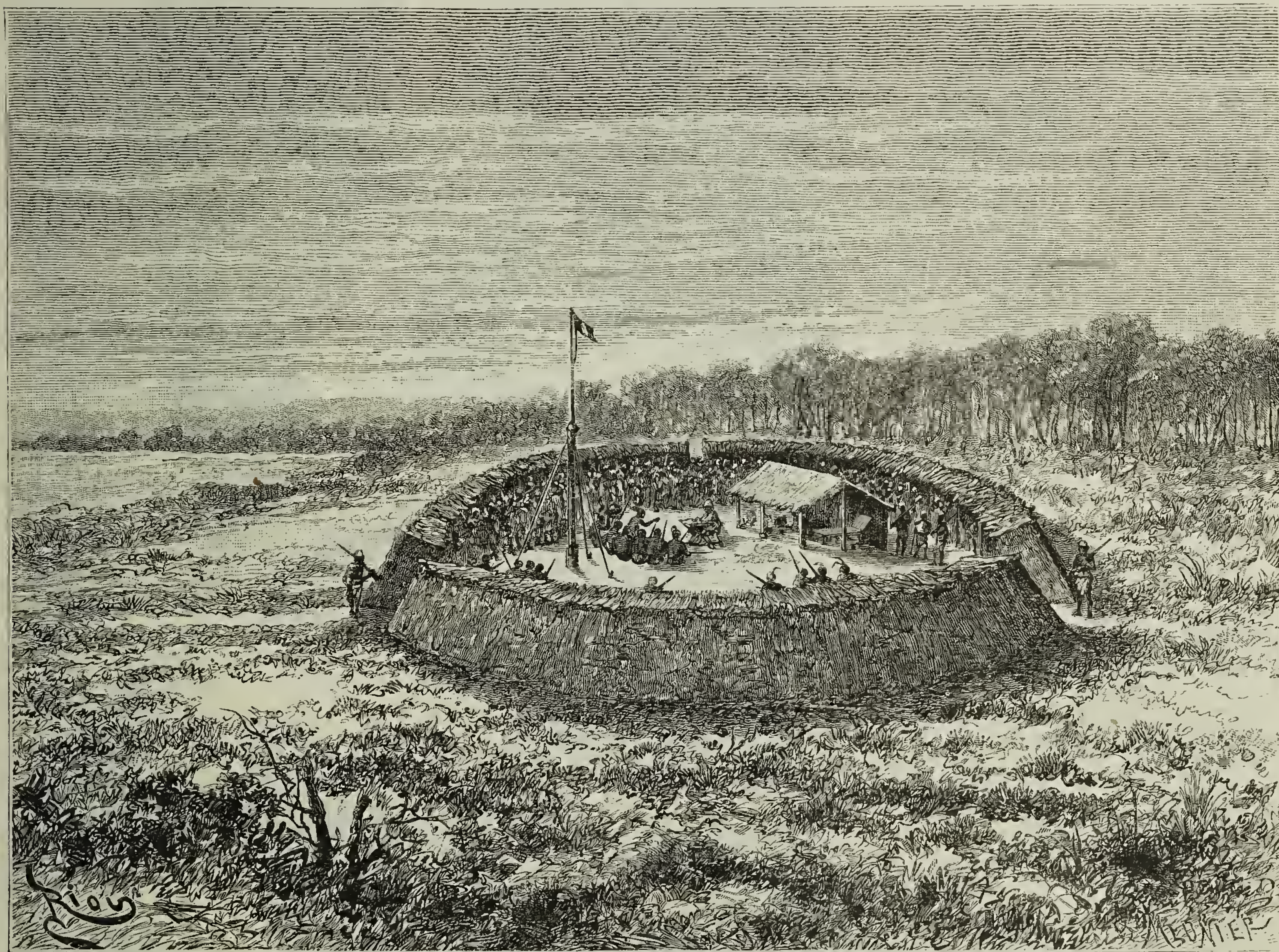
Wiedervereinigung mit der Karawane.

einem Angriffe ab. Er rief dem Reisenden nur zu, daß er sich vor den Wakissinga in Acht nehmen möge, da Mere-Mere dieselben benachrichtigt habe.

Am nächsten Tage kam man nach dem Dorfe Kafimbi, wo man fürchtete, auf den Wakissinga-Häuptling mit seiner Armee zu stoßen. Es ließ sich aber kein Mensch sehen, und ohne weitere Abenteuer wurde am 8. der Luapula erreicht. Sich eine genaue Vorstellung von der Breite des Flusses zu machen, verhinderten an dieser Stelle eine Menge Inseln, dieselbe mag aber ungefähr 600 m betragen. Der klare, schnelle Wasserlauf ist durch dunkle Bambusdickichte, sowie durch Haufen von großen „erratischen“ (?) Blöcken wohl in 20 oder 25 Arme getheilt. Weiter abwärts vereinigen sich dieselben aber wieder zu einem mächtigen Wirbel, welcher der Schiffahrt sehr gefährlich ist. Die Ufer sind unregelmäßig und an vielen Stellen ziemlich steil. Der hohe Wald, der sie bedeckte, und aus dem namentlich die blühenden Akazien herausdufteten, bot den Dahinziehenden Schatten. Leider waren nur wiederholt hohe kiesige Hügel zu übersteigen.

Der Weg folgte immer dem Strome, und auf einer langen Strecke glich er einer Park-Allee, so fest hatten ihn die Elephanten getreten.

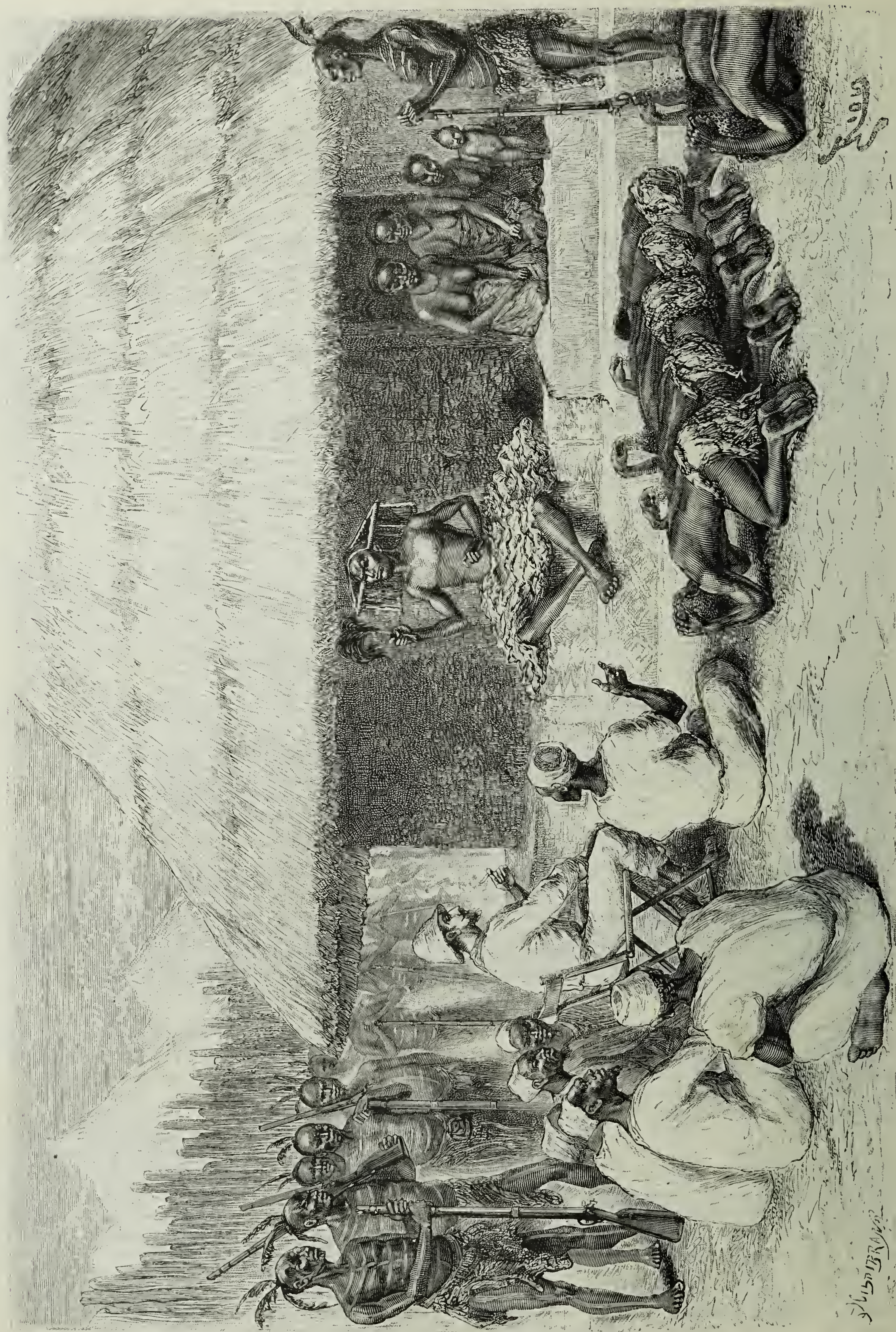
Am 9. Oktober erreichte man das erste Dorf von Lunda, Namens Mlundu, wo man einen Tag zu rasten beschlossen hatte. In der Nähe dieses Ortes wird der Fluß tiefer und breiter, und indem man an einem Katarakt nach dem anderen vorüber eilt, kommt man nach dem prachtvollen Sturze von Mlundu, unterhalb dessen der Strom wieder bis zum Moero-See schiffbar wird. Das rechte Ufer bietet



Giraud's Lager bei Kazembe.

eine ununterbrochene Reihenfolge von Wildbächen, Schluchten und kleinen Streifen von kieselbedecktem Strand, während das linke Ufer in einer Ferne von 1 km von einem einförmigen Saume aus dunklem Grün begleitet ist.

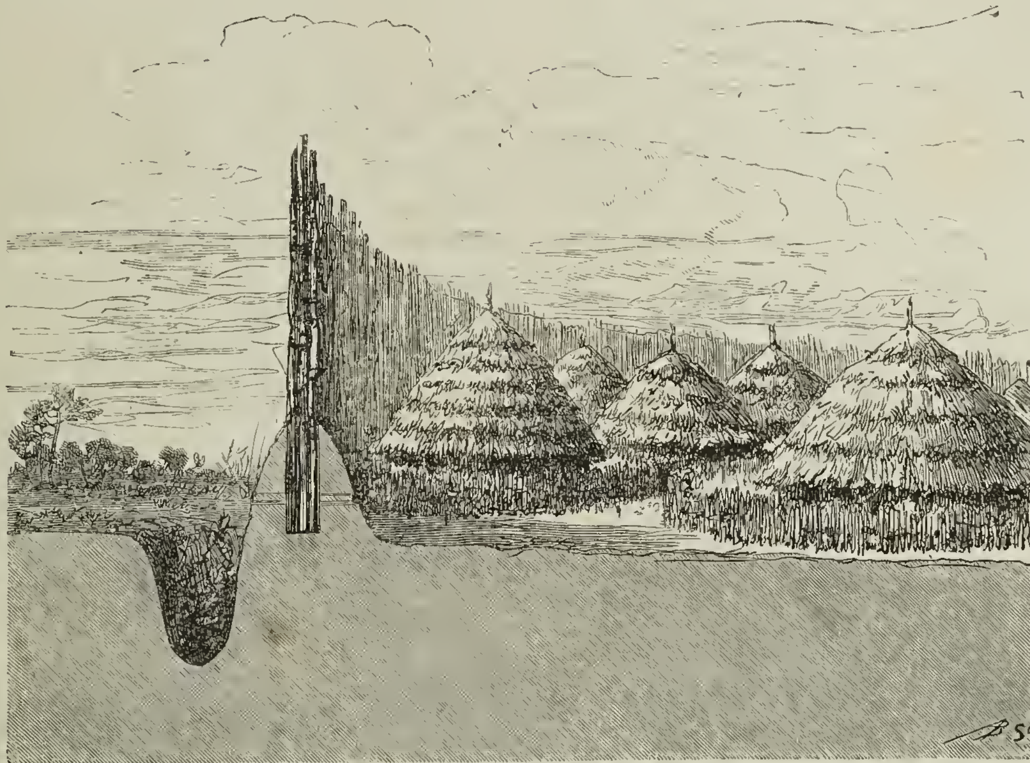
Die Einwohner dieser Gegend bewiesen sich freundlich den Reisenden gegenüber, und obwohl sie selbst von einer Hungersnoth schwer litten, verabreichten sie ihnen auch etwas Mehl gegen Fleisch von geschossenem Wild. Giraud wollte gern Piroguen miethen, die ihn nach Kazembe bringen sollten, während seine Leute am Ufer weiter gingen, aber die Bewohner des Dorfes erwarteten einen Angriff Msiri's, und deshalb mußten sie ihre Kähne in Bereitschaft halten, damit sie im Nothfalle nach der anderen Seite des Luapula hinübersetzen konnten. Nördlich von Mlundu ändert sich der ganze Charakter des Stromes vollständig. Das linke Ufer bleibt hier dem Auge durch die Mächtigkeit des Binsenwuchses, der zwischen ihm und dem Pfade wuchert, gänzlich entzogen. Nur hie und da sieht man eine kleine Wasserfläche herausleuchten, die inmitten des ungeheuren Morastes beinahe still steht. Selbst das Wild ist anders, und es finden sich keine Spuren mehr von Büffeln und großen Antilopen, wohl aber zahlreiche Heerden von Gazellen und Weidenantilopen. An dem Waldrande ist die Tsetse-Fliege lästig, dieselbe läßt sich aber leicht durch den Rauch eines Feuers verscheuchen. Auch die Hyänen sind hier besonders zahlreich und gierig. Am 13. erreichte der Reisende ein anderes Lunda-Dorf, Kalundu genannt, das den letzten Rastplatz vor Kazembe bildete. Hier warteten aber sehr angenehme Nachrichten. Die Wakissinga hatten Lunda den Krieg erklärt, und Kazembe schickte seine Streitäxte nach



Audienz bei Kazembe.

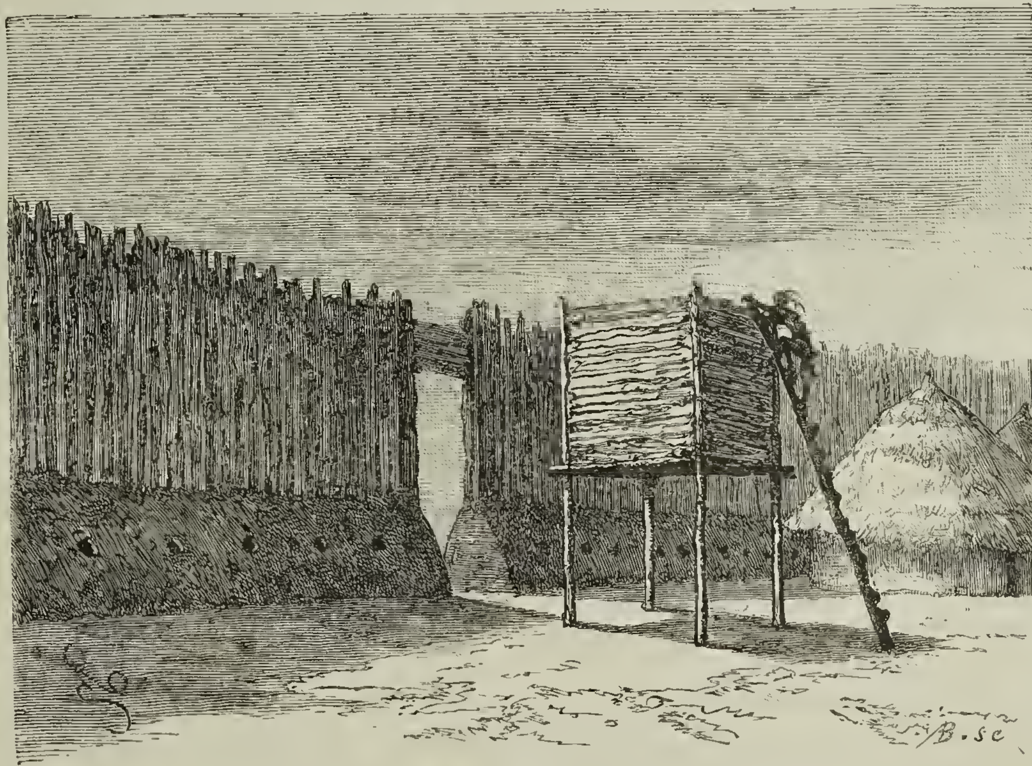
allen Richtungen aus. Die Einwohner von Kalundu ängstigten sich dermaßen, daß sie Giraud bestürmten, bei ihnen zu bleiben und sie vertheidigen zu helfen, aber die Nähe des ersehnten Zieles machte ihn viel zu ungeduldig, und er setzte seine Reise weiter fort. Das Dorf wurde in der That noch an demselben Abende angegriffen, zwar nicht von den Wakissinga, aber von den Leuten Msiris, die von jenseits des Flusses herübergekommen waren.

An den Erlebnissen der nächsten zwei Tage hatte Giraud wenig Antheil; die Sonnenhitze, die ungesunden Ausdünstungen der großen Sümpfe — von den Zansibariten „Tinga-Tinga" genannt — durch welche der Weg führte, und der Schmerz seiner Wunden machten ihn auf seinem Tragstuhle wiederholt bewußtlos.



Befestigung des Boma.

Am 15. früh erreichte man die Lunda-Hauptstadt, und Giraud erblickte nicht weit von dem Boma Kazembes seine eigene Fahne, zum Zeichen, daß seine Karawane sich daselbst etablirt hatte. Auf die Salven seiner Leute kam Nassib mit den übrigen herbei, und unter lauten Jubelrufen und den lebhaftesten Freudenbezeugungen wurde Giraud auf den Schultern eines seiner „Kinder" nach dem Lager gebracht. Am selbigen Abend noch fand auch der Empfang bei Kazembe statt. Ohne Waffen, aber mit zahlreicher Begleitung, und in Galatracht, ließ sich Giraud in das Dorf bringen. In einem kleinen, rings von Palissaden umgebenen Hofe mitten darin erwartete ihn der Häuptling, und indem der Reisende sich ihm gegenüber setzte, ließ jener seine Leibgarde vor ihm Revue passiren, um ihm ihre 120 Flinten — worunter auch diejenigen des Reisenden — zu zeigen.

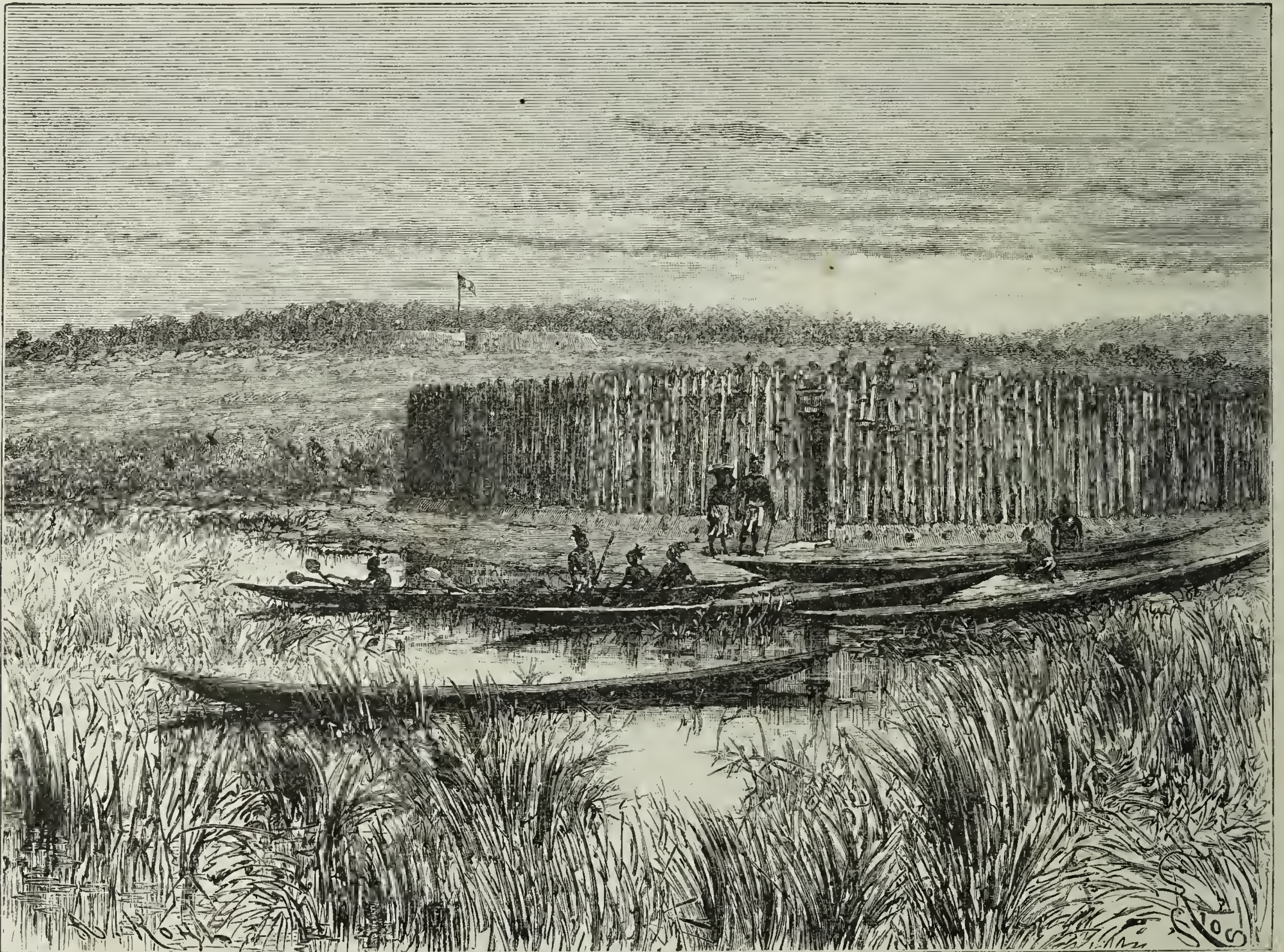


Lugthurm.

Kazembe war ein Mann von etwa 30 Jahren, mit scharf geschnittenen, regelmäßigen Zügen, und einem Gesichtsausdruck, der eben so falsch wie intelligent war. In seinen Bewegungen und in seiner ganzen Art und Weise zu sprechen, hatte er ohne Zweifel etwas Vornehmes, was unter Afrikanern ungemein selten ist. Den Kopf trug er in der Weise der Araber glatt rasirt, und der Hut darauf war dreieckig und seltsam mit herunterhängenden rothen Tuchstreifen garnirt. Im Uebrigen trug er eine Art kurzer Krinoline, die aus so vielen Stücken von über ineinander gelegtem Stoff bestand, daß sie unten einen Durchmesser von $1^1/_4$ m hatte. Dieses sonderbare Kleidungsstück glänzte in allen Farben des Regenbogens. Seine Leute waren äußerst servil, und wenn sie mit ihm redeten, warfen sie sich auf die Erde, indem sie sich zugleich mit einer Hand fortwährend Staub auf den Kopf streuten. Drei Tänzerinnen unterhielten ihn mit ihren Künsten während der Pausen des Gespräches. Die Audienz war kurz, was aber klar aus derselben hervorging, war: daß Giraud seine Gewehre nicht zurückerhalten sollte. Im Fortgehen hatte der Reisende auch Gelegenheit, einen Blick auf die Befestigungen des Boma zu werfen, und er mußte sich dabei sagen, daß dieselben ein wahres Wunder afrikanischer Fortificationskunst waren. Ein kreisrunder Graben von $2^1/_2$ m Tiefe und mit Dornen garnirt, und ein Wall von $1^1/_2$ m Höhe auf beiden Seiten von dem hohen Zaune schützen vor jedem Angriffe von außen. Die Dämme über den Graben, die für gewöhnlich Einlaß gestatten, werden in Kriegszeiten durch einfache Baumstämme ersetzt, die jederzeit weggenommen werden können. Die drei Eingänge aber werden auf der inneren Seite von eigenthümlichen kleinen Lugthürmen aus bewacht (S. Abbildung). Einer von den ersteren liegt ganz nahe am Flusse, damit auch während einer Belagerung jederzeit Wasser geschöpft werden kann. Für den schlimmsten Fall werden daneben zehn Pirogen bereit gehalten, auf denen der Häuptling sich und seine Frauen eventuell in Sicherheit bringen kann.

Am nächsten Tage verlangte Giraud von Kazembe die Rückgabe seiner Gewehre. Was er vorausgesehen hatte, bestätigt sich nun: sie wurden ihm unter dem Vorwande verweigert, daß der König noch nicht genügend beschenkt worden sei. Es war klar, daß er sie überhaupt nicht wieder aushändigen wollte, und nachdem der Reisende ihm gegen Elfenbein und Provisionen allmählich seine ganzen Stoffe überliefert hatte, wurden ihm auch noch sein Pulver und seine Patronen abverlangt. Da Giraud auf diesen Vorschlag unmöglich eingehen konnte, und da ihm ein Angriff auf den stark befestigten Boma nichts weniger als aussichtsvoll erscheinen wollte, beschloß er, sich der Person Kazembe's zu bemächtigen. Dieser schöpfte aber rechtzeitig Argwohn und ließ sich nicht mehr außerhalb seines Lagers erblicken. Das ganze Verhältniß gestaltete sich dadurch zu einem sehr feindseligen, und wiederholt ertönten Kriegsrufe und Kriegstrommeln. Es blieb also wieder nichts weiter übrig, als sich wieder mit der Karawane ohne Weiteres aufzumachen und es dem Zufall zu überlassen, ob es gelingen würde, die Weiterreise in Sicherheit zu bewerkstelligen oder nicht. Am 23. Oktober ließ Giraud Feuer in sein Lager werfen, und die Karawane setzte sich beim ersten Morgengrauen langsam in Bewegung, während in dem Boma Kazembe's der „Tam=Tam" ununterbrochen geschlagen wurde. Einen Angriff auf die Abziehenden wagte aber auch Kazembe nicht.

Der Weg führte nunmehr wieder dem Luapula entlang, und während einiger Tage setzten ihn Giraud und seine Begleiter ohne jedes Abenteuer fort. Interessant war nur, daß ein



Der Boma Kazembes.

Theil des königlichen Harems den Abziehenden folgte. Zuerst kamen drei von Kazembe's Frauen, und baten, sich der Karawane anschließen zu dürfen; dann kamen noch zehn andere, bis an die Zähne bewaffnet. Die ersten wollten einfach mit in das Land ziehen, wo die Frauen schöne Stoffe tragen; die anderen kamen aus Furcht vor Kazembe, der seinen ganzen Harem mit seinem Zorn bedroht hatte, weil die ersten drei entflohen waren. Den ersten wurde ihr Gesuch gewährt, bei den anderen ging dies nicht, da man bei dem großen Mangel an Nahrung, von dem man beständig bedroht war, keine unnützen Esser brauchen konnte. Man rieth ihnen also, sich den Wakissinga zu ergeben. Von Wildpret erlegte man namentlich auch einen großen Elephanten, dessen Zähne als Trophäe mitgenommen wurden.

In dem dürren Gehölz, durch das der Weg führte, stieß man auf eins von den sogenannten „Honig=Lagern" der Gegend — improvisirte Bomas, in die die Eingeborenen sich während Hungersnoth flüchteten, um sich von Honig zu ernähren. Die Bewohner desselben entflohen auf den ersten Schuß, der abgefeuert wurde, und Giraud fand die Hütten nicht bloß menschenleer, sondern auch ohne jegliche Lebensmittel. Die einzigen lebenden Wesen in dem verlassenen Dorfe waren zahllose weiße Ameisen, welche die übrig gebliebenen Honigreste verzehrten.

Gegen ein anderes Dorf verfuhren die schwarzen Begleiter des Reisenden ganz in der landesüblichen Weise. Sie fuhren mit ihren Feuerwaffen hinein wie ein Blitz, um zu plündern, und sie ließen nichts leben als die Weiber und Kinder.

Sitten und Gebräuche der Indianerstämme von Britisch-Kolumbien.

Von Ernst von Hesse-Wartegg.

Die zahlreichen Indianerstämme, welche die Küstenstriche Britisch-Kolumbiens und die denselben vorgelagerten Inseln noch heute, ziemlich unbeeinflußt von der weißen Einwanderung, bewohnen, gehören wohl zu den interessantesten Amerikas. Nicht nur in ihrem Aussehen, sondern auch in ihren Sitten und Gebräuchen sind sie von jenen der Prairien, östlich der Felsengebirge, vollständig verschieden, und nichts würde unrichtiger sein, als sie, wie es zuweilen geschieht, mit den Prairie-Indianern zusammenzuwerfen. Je mehr ich bei meinem letzten Besuche Britisch-Kolumbiens (1886) von ihnen zu sehen bekam [1]), desto mehr drängte sich mir die Ueberzeugung auf, daß man es hier viel eher mit einer asiatischen als einer amerikanischen Rasse zu thun hat. Nicht nur ihr ganzes Aussehen, auch zahlreiche ihrer Gebräuche deuten mit Bestimmtheit auf einen asiatischen Ursprung, und für den Ethnologen müßte es eine ungemein fesselnde und lohnende Aufgabe sein, deren Spuren bis zum Ausgangspunkte zu verfolgen.

In Britisch-Kolumbien wie im Washington-Territorium sind die zahlreichen Indianerstämme auf verhältnißmäßig kleinen Reservationen untergebracht; nomadisirende Stämme fehlen dort gänzlich. Längs des Puget-Sundes giebt es etwa ein Dutzend Reservationen für die durchschnittlich aus mehreren Hundert Köpfen bestehenden Stämme — die Ninqually und Puyallup bei Olympia, die Yallali und Suimomish bei Seattle, die Makah bei Kap Flattery. Weiter nördlich in der Georgia-Straße und dem Königin-Charlotte-Sunde sind noch auf allen Inseln ziemlich bevölkerte Indianerdörfer zu finden. Die Gebiete der einzelnen Indianerstämme genau abzugrenzen, ist aber heute zur Unmöglichkeit geworden, denn sie sind viel zu sehr mit einander vermischt. Frägt man in Britisch-Kolumbien irgend einen Indianer, welchem Stamme er angehört, so erhält man in zehn Fällen neunmal die Antwort: „Siwash." Der oberflächliche Tourist könnte mit ruhigem Gewissen in seinem Reisetagebuche niederschreiben, daß der Siwasch-Stamm der verbreitetste sei. Aber „Siwash" ist augenscheinlich nichts weiter, als eine Korruption des französischen Wortes „Sauvage" (Wilder), wie denn zahlreiche Wörter unter allen Indianerstämmen Nordamerikas auf die französischen Abenteurer des vorigen Jahrhunderts zurückzuführen sind. Der volkreichste und mächtigste Indianerstamm der Nordwestküste waren bis zur Besiedelung des Washington-Territoriums durch Weiße die Flachkopf-Indianer (Flatheads), welche das Thal des Kolumbiaflusses an den Kaskaden bis zu seiner Mündung und nördlich bis an den Puget-Sund bewohnten. Unter ihnen waren wieder die Chinooks und Klickataats am bedeutendsten. Heute sind sie in großen Reservationen im Washington-Territorium nahe der kanadischen Grenze untergebracht; aber die Chinook-Sprache, vermischt mit zahlreichen spanischen, französischen und englischen Wörtern, ist noch immer die große Verkehrssprache mit und unter den Indianerstämmen in ganz Britisch-Kolumbien. Ich erstand in einem Kaufladen auf der Vancouver-Insel ein kleines Konversationsbuch der englischen und Chinooksprache — auf dieses Buch beschränkt sich nämlich die ganze Literatur der Chinooks —, aber jeder Versuch, mich auf Grundlage dieses Buches mit den Indianern zu verständigen, scheiterte kläglich. Die Chinook-Sprache ist nämlich so beladen mit gurgelnden und grunzenden Lauten, daß die 26 Buchstaben unseres Alphabets, selbst auf das Kunstvollste zusammengestellt, nicht hinreichen, dieselbe auch nur annähernd wieder zu geben. Eigenthümlich ist die Thatsache, daß es in dieser Sprache ursprünglich weder Begrüßungen noch — Flüche giebt. Erst durch den Umgang mit den Händlern des Hudsonbai-Forts Vancouver kam eine Begrüßung „Clak-hoh-ah-yah" in allgemeinen Gebrauch. Und frägt man, auf welchen Ursprung diese sonderbaren Wörter zurückzuführen sind, so ist die Antwort: „Clark, how are you?", was die Indianer den Weißen im Fort Vancouver ablauschten, wo ja Anfang des Jahrhunderts ein Faktor namens Clark, Kommandant war [1]).

Eine weitere Eigenthümlichkeit der pacifischen Indianersprachen besteht darin, daß die Eigennamen der Stämme und Individuen nicht wie bei den Prairie-Indianern in Wörter ihrer Sprache zerlegbar sind, wie z. B. die „rothe Wolke", der „sitzende Ochse" u. s. w., sondern daß dieselben thatsächlich Eigennamen sind, die in jeder Familie von Vater auf Sohn vererbt werden. — Obschon die Chinook-Sprache von allen Indianerstämmen bis hinauf nach Alaska verstanden und gesprochen wird, besitzt dennoch jeder einzelne Stamm auch seine eigene Sprache oder vielmehr seine eigene Mundart, die von jener der anderen Stämme, soweit man dies beurtheilen kann, ebenso abweicht, wie etwa das Holländische von dem Deutschen. Auf der Vancouver-Insel sind die wichtigsten Stämme die Achts, die Kowitchans und die Komox, auf dem Festlande die Kootanais, Lillooets, Schuswaps, Chilcotins, Babines u. s. w. und auf den Königin-Charlotte-Inseln der mächtige und kriegerische Haidastamm.

Auf meiner Reise vom Kolumbia-Strom nordwärts nach der Vancouver-Insel traf ich nur noch wenige Indianer mit den eigenthümlichen künstlich zugespitzten Köpfen, die den dortigen Stämmen zu dem Namen Flatheads verholfen haben. Aber weiter landeinwärts, abseits von den neu erschlossenen Verkehrswegen der Weißen, hat sich der abscheuliche Gebrauch noch ziemlich unvermindert erhalten. Mir kamen die Kerle mit ihren künstlich verkrüppelten Köpfen ganz unmenschlich vor, und es wundert mich nur, daß Barnum oder ein anderer unternehmender Menageriebesitzer bisher noch keine flachköpfige Chinook-Familie nach dem Osten gebracht hat. Sie würden entschieden Aufsehen, wenn nicht Entsetzen erregen. Und doch betrachten die Flachkopf-Indianer diese Spitzköpfe als eine Rassen-Auszeichnung, an welcher beispielsweise die in ihren Kriegen mit den Nachbarstämmen gefangenen und als Sklaven verwendeten Indianer nicht theilnehmen durften. Man sollte meinen, daß diese künstliche Verstümmelung des Kopfes auf ihre geistigen Fähigkeiten einen nachtheiligen Einfluß üben müßte, aber im Gegentheil, die Chinooks sind den Nachbarstämmen sogar geistig überlegen. Den Phrenologen haben sie allerdings ein Schnippchen geschlagen.

Die Abflachung der Köpfe wird dadurch erzielt, daß man das Kind schon einige Tage nach der Geburt auf ein

[1]) Siehe „Kanada und Neufundland" von E. v. H. W., 1888, Freiburg i. B. (Herder's Verlag.)

[1]) Siehe Paul Kane, „Indians of North America".

kleines mit Moos gefüttertes Brett festbindet. Dann wird ein Lederband über die Stirn des Kindes gelegt, und so straff wie möglich an der Rückseite des Brettes zusammengezogen. In dieser unnatürlichen Presse bleibt das Kind acht bis zwölf Monate lang, nach welcher Zeit der obere Theil des Kopfes seine natürliche Gestalt gänzlich verloren hat. Von vorn gesehen, ist die Stirn ungewöhnlich breit, viereckig und hoch, von der Seite gesehen, steigt sie von der Nasenwurzel an nicht senkrecht aufwärts, sondern läuft in der Verlängerung des Nasenrückens in einer Linie mit diesem weiter, und der obere Theil des Kopfes von den Augenbrauen aufwärts ist etwa ebenso lang gestreckt, wie der untere Theil von den Augenbrauen zum Kinn. Es ist kaum denkbar, daß die grausame Operation dem Kinde nicht Schmerzen bereite, aber Leute, die Jahre lang mit den Flatheads verkehrten, versicherten, es sei dies nicht der Fall. Im Gegentheil, die Kinder pflegen zu schreien und zu weinen, sobald man die Marterbinde entfernt. Vermuthlich erzeugt der beständige Druck eine Art Empfindungslosigkeit. Wie die allerdings zweifelhaften statistischen Daten, die man sich auf den einzelnen Reservationen zusammenholen muß, zeigen, ist die Sterblichkeit unter den Kindern der Chinook-Indianer nicht größer als bei anderen Indianerstämmen [1]).

Im nördlichen Theile der Vancouver-Insel hat sich noch theilweise der Gebrauch erhalten, die Köpfe nicht abzuflachen, sondern künstlich zuzuspitzen, d. h. den Schädel zu einem spitzen Kegel umzuformen. Statt, wie bei den Chinooks, den Kopf des Kindes an ein Brett zu schnallen, umwickeln die Indianer dort die Stirn mit einer Bandage, die allmählich fester gezogen wird. Zur Verschönerung des Aussehens trägt auch diese Marterei keineswegs bei.

In Viktoria und auch auf dem Festlande bemerkte ich zahlreiche Squaws, welche Ringe in der Nase trugen. Andere hatten die Unterlippe durchlöchert, und trugen in der Oeffnung ein kurzes cylindrisches Stück Holz. Ich fand diese Ornamente in keinem mir zugänglichen Werke erwähnt, indessen sprechen Gordon [2]) sowie Paul Kane in ihren Schilderungen der Babine-Indianer, welche im Thale des großen Skeena-Flusses ihre Ansiedelungen haben, von dieser Verunstaltung der Unterlippe bei den Babine-Squaws. Ich konnte auf Vancouver nicht erfahren, ob jene, die ich dort gesehen, Babines waren; es ist dies jedoch kaum wahrscheinlich, da die Entfernung zwischen beiden doch über 950 km beträgt. Bei den Babines ist das mitunter zwei Zoll dicke und drei Zoll lange Holzstück, das in die Unterlippe eingesetzt wird, und diese in abstoßender Weise aus dem Gesichte hervortreten läßt, das Zeichen der freigeborenen Squaw, zum Unterschiede von der Sklavin. Ueberdies gilt eine derartige Unterlippe auch als ein Zeichen besonderer Schönheit. Das ist natürlich Geschmacksache, aber ich glaube, selbst die indianischen Bucks müßten beim Anblick der Squaws sich abgestoßen fühlen, wenn diese das Holzstück aus der Unterlippe entfernen. Die Lippe fällt dann weit über das Kinn herab.

Bei den nördlichen Nachbarn der Babines herrscht die Sitte, der ganzen Länge des Mundes nach in die Oberlippe Glasperlen einzusetzen, die allmählich von der Haut überwachsen werden, so daß nur etwa ein Drittel der Perlen über der Lippe hervorsteht. Sie sehen dann aus, als hätten sie ihre Zähne außerhalb des Mundes.

[1]) Merkwürdiger Weise ist das Abflachen der Köpfe bei den eigentlichen Flachkopf- (Flathead-) Indianern gar nicht gebräuchlich, und sie verdienen deshalb diesen Namen viel weniger als die Chinooks.

[2]) „Mountain and Prairie“ von D. M. Gordon.

Auch ohne die geschilderten Verunstaltungen müßte man die Siwash-Indianer als eine unschöne Rasse bezeichnen. Sie sind das gerade Gegentheil der Prairie-Indianer. Klein, aufgedunsen, mit breiten, fettglänzenden Gesichtern, hervorstehenden Backenknochen und enggeschlitzten Augen erinnern sie viel eher an die Mongolen und Eskimos, als an die tapferen, schön geformten, stattlichen Sioux oder Osages der Prairien. Der Unterschied ist großentheils in der gänzlich verschiedenen Lebensweise begründet. Die Prairie-Indianer leben auf ausgedehnten weiten Ländereien, die Siwasch meistens auf dem Wasser. Die Prairie-Indianer sind Fleischesser, die Siwasch nähren sich fast ausschließlich von Fischen. Die Prairie-Indianer sind Krieger und Jäger, tapfer, ausdauernd, gegen Strapazen abgehärtet, die Siwasch sind faule, energielose Fischer, und stehen auf der tiefsten Erwerbsstufe der Menschen. Der ungeheure Reichthum an Fischen in Britisch-Kolumbien liefert ihnen jahraus jahrein Nahrung, ohne daß sie sich im Geringsten anzustrengen hätten. Das Klima ist den Sommer und Winter über mild, sie brauchen sich demnach nicht besonders um Kleidung zu kümmern; die Fjorde und Meeresstraßen werden durch die vorgelagerten Inselketten gegen Weststürme geschützt, sie haben also auch nicht mit dem Wetter zu kämpfen. Auf den Reservationen, entfernt von den Ansiedelungen der Weißen, besteht ihre Kleidung heute noch aus einer verschieden dicken Schmutzkruste, wozu im Winter noch eine lose um die Schultern geworfene Decke (blanket) kommt. — Die Squaws tragen im Sommer einen Lendenschurz aus Birkenrinde, im Winter dagegen gleichfalls nur eine Decke. Die Indianer in den am Puget-Sund und nahe den Städten gelegenen Reservationen haben jedoch die Tracht der Weißen schon angenommen, und wagen sich in die Städte nicht mehr, ohne wenigstens die nothwendigsten Kleidungsstücke anzulegen, die sie indeß, in ihre Reservation zurückgekehrt, sofort wieder vom Leibe nehmen.

Wie schon erwähnt, leben die Indianer längs der Nordwestküste nicht, wie ihre Brüder von den Prairien, in Zelten, sondern in eigenthümlichen Hütten oder Bretterbuden von verschiedener Größe. Einige ihrer Dörfer sind auch mit Holzpalissaden und Holzbastionen umgeben. Der ganze Raum innerhalb derselben ist in solchen Fällen mit einem Holzdache bedeckt, und in kleine Abtheilungen getheilt, deren jede für eine Familie bestimmt ist. In anderen Dörfern sind die einzelnen Hütten dicht an einander gebaut, jede mit einer Thür, aber ohne Fensteröffnungen.

Die größte Merkwürdigkeit dieser Dörfer sind die gewaltigen Totem oder Potlatschpfähle, welche sich vor jeder Hütte, dicht an dieselbe gelehnt, auf 6 bis 8 m Höhe erheben. In Karta, einem Dorfe im südlichen Alaska, fand George Wardmann [1]) derartige Bildsäulen von 30 bis 120 cm Durchmesser, und von 6 bis 18 m Höhe. Eine der Säulen erreichte sogar $22\frac{1}{2}$ m. In den Indianerdörfern des Puget-Sund und ebenso auf Vancouver sind diese Potlatsch-Säulen (Potlatsch ist das Chinookwort für „Geschenk“ oder „Gabe“) nur mehr selten anzutreffen. Im nördlichen Theile Britisch-Kolumbiens jedoch, längs des großen Skeena-Flusses und auf den Königin-Charlotte-Inseln hat jedes Haus seine Totemsäule, etwa den Wappenschildern über den Thoren europäischer Adelspaläste vergleichbar. Frösche, Bären, Biber, Walfische, Seehunde und Adler sind die gebräuchlichsten Wappenthiere, wenn man die roh aus dem Stamme gehauenen, bunt bemalten Fratzen überhaupt als Thierbilder bezeichnen kann. Aber es bleibt doch merkwürdig, daß sich die alten Gebräuche unserer Adelsgeschlechter hier unter den wilden Indianern des amerikanischen Nordwestens wiederholen. Die verzerrten Gestalten verschie-

[1]) „A Trip to Alaska“ von G. W.

dener Thiere finden sich häufig auf ein und demselben Totem über einander gethürmt, und der Eigenthümer des Hauses tättowirt zuweilen dieselben Thierzeichen auf seine Brust oder seinen Arm. In manchen Fällen steht die gewaltige Wappensäule gerade über dem Hauseingang, und ist so breit, daß die Thüröffnung durch sie geschnitten wird. Auf der Bildsäule sind die Wappenthiere dann so angeordnet, daß die Thür den Rachen eines dieser Ungeheuer bildet. Man kann sich kaum einen seltsameren Anblick denken, als ein solches Indianerdorf mit den niedrigen, fensterlosen Hütten und den hoch über sie hinausragenden bunt bemalten Wappensäulen. Es gelang übrigens nie, eine der letzteren von einem Händler auf der Vancouver-Insel zu erwerben und mit nach Europa zu nehmen.

Rang und Titel eines Familienoberhauptes geht bei den Indianern von Königin-Charlotte-Sund nicht vom Vater auf den Sohn, sondern vom Onkel auf den Neffen über, so daß verschiedene Zweige einer Familie das „Majorat“, wenn man sich so ausdrücken darf, erwerben. Aber es ist dies mit großen Opfern verbunden; denn bevor dem neuen Haupte des Stammes oder der Familie die Potlatsch- oder Totem-Säule ausgefolgt wird, muß er der Familie des verstorbenen Hauptes reiche Geschenke machen, für welche mitunter seine ganze Habe nicht ausreicht. Ist er nicht reich genug, um jedes Mitglied der Familie mit Decken, Perlen und anderen Werthsachen der Indianer beschenken zu können, so geht die Würde auf einen anderen reicheren oder ehrgeizigeren Verwandten über.

Am meisten haben sich die eigenthümlichen Sitten der Nordwest-Indianer, wie gesagt, bei den Haidahs auf den Königin-Charlotte-Inseln erhalten, da sie am entferntesten und unberührtesten von den Hauptrouten der Weißen geblieben sind. So besteht bei ihnen heute noch die Sklaverei, während sie auf dem Festlande doch aufgehört hat. Es herrscht hier noch immer der sonderbare Gebrauch, einzelne Angehörige eines Nachbarstammes, die — vielleicht auf der Wanderung nach einem Handelsposten begriffen — fremdes Gebiet betreten, gefangen zu nehmen, und nicht los zu lassen, bis von ihren Freunden oder Verwandten ein Lösegeld bezahlt wird.

Die Hauptbeschäftigung der Nordwest-Indianer ist der Fischfang und die Herstellung der hierzu erforderlichen Geräthe, Canoes u. s. w. Auf der Philadelphiaer Ausstellung des Jahres 1876 befand sich ein Canoe von 24 m Länge, das recht kunstvoll aus einem einzigen Baumstamme hergestellt und mit allerlei Schnitzereien und Bemalungen geziert war. In Port Simpson, einem Handelsposten der Hudsonsbai-Gesellschaft, ist der große Canoe-Markt; dort sieht man häufig Canoes von 12 bis 21 m Länge, aus einem Stamme, theils durch Ausbrennen, theils durch Ausschnitzen hergestestellt, und von sehr gefälliger Form, die lebhaft an die Galeerenschiffe der Römer und Griechen erinnert. Diese Canoes werden auf den Märkten gewöhnlich mit 30 bis 50 Decken, jede Decke etwa zwei Dollars im Werthe, bezahlt. Geldmünzen sind bei den Nordwest-Indianern — ausgenommen jene des Puget-Sund — noch nicht im Gebrauch: es herrscht noch ausschließlich Tauschhandel, und hierfür dient eine Decke als Münzeinheit, für kleinere Artikel wird aber auch noch in Muscheln bezahlt. — Ihre Fischgeräthschaften, Löffel, Nadeln, Ahlen u. s. w. sind noch durchwegs auf ganz kunstvolle Weise aus Knochen, Fischgräten und Horn hergestellt und zuweilen mit hübschen Skulpturen bedeckt. Es war mir nicht schwer, eine kleine Sammlung davon zu erwerben.

Von den Prairie-Indianern scheinen die Bewohner des Nordwestens ihre Religion, ihre religiösen Tänze und ihren Aberglauben übernommen zu haben. Auch bei ihnen sind der Sonnentanz, das Hundefest (bei welchen kleine Hunde zerrissen und verzehrt werden), der Medicintanz u. s. w. gebräuchlich, und alle Krankheiten werden durch Medicinmänner mit allerlei Hokuspokus ausgetrieben. Einige Gebräuche sind überhaupt zu barbarisch, um hier Platz finden zu können. Vollständig thierisch geht es in ihrem Familienleben, zumal bei ihren Mahlzeiten, her. So bilden beispielsweise die Chinook-Oliven einen Hauptleckerbissen bei den Chinooks.

Es würde uns zu weit führen, noch andere Einzelheiten aus der Lebensweise der Nordwest-Indianer hier zu schildern. Es sei nur noch der eigenthümliche, entschieden aus Ostasien stammende Brauch der Wittwenverbrennung erwähnt, den noch Paul Kane im Jahre 1858 auf seiner Reise bei den Babines vorfand, der jedoch glücklicher Weise seither abgeschafft wurde. Aber die Verbrennung der Leichen ist noch allgemein gebräuchlich, und die Wittwe des Verstorbenen muß den Scheiterhaufen besteigen und bei der Leiche bleiben, bis diese in Flammen gehüllt ist. Erst dann darf sie den Scheiterhaufen verlassen.

Die Händler in den Faktoreien der Hudson-Gesellschaft sowie die Missionare und Trapper in jenen Gegenden haben einen wahren Schatz von derlei Erfahrungen und Beobachtungen zu erzählen, und es wäre gewiß eine lohnende Aufgabe, einige Monate unter den Haidahs oder den Babines zu verweilen und Studien über ihre Sitten und Gebräuche anzustellen. Aber der Catlin des amerikanischen Nordwestens hat sich bisher nicht gefunden.

Kürzere Mittheilungen.

Die Negerbevölkerung der Insel Martinique.

Von dem Zustande der farbigen Bevölkerung auf Martinique entwirft die „Revue géographique internationale“ ein sehr wenig erfreuliches Bild. Unter den 150 000 Farbigen, welche daselbst den höchstens 8000 Weißen gegenüberstehen, haben sich nur einzelne der europäischen Civilisation wirklich angeschlossen, während die große Masse in vollständiger Barbarei verharrt, und 100 Jahre Freiheit und Leben unter einer civilisirten Regierung kaum den geringsten Einfluß auf die echten Neger ausgeübt haben. Sie sind dem Namen nach Christen, aber der Fetisch — der Kimbois — beherrscht noch ihr ganzes Leben, und auch der christliche Geistliche ist ihnen nichts anderes als ein Fetischpriester von etwas höherer Art. Der sicherste Beweis für den geringen Einfluß, den die Kirche auf den Antillen-Neger ausgeübt hat, ist der Umstand, daß nur die wohlhabenderen Klassen eine (wenn auch ziemlich laxe) Ehe kennen, während die gewöhnlichen Neger zusammengehen und sich trennen, ganz wie es ihnen einfällt — ohne die geringste Zeremonie. Es ist den Weißen kaum möglich, Hausthiere und Geflügel zu halten; denn der Neger kennt kein Eigenthumsrecht an solchen Thieren, und er ist sicher, daß sich keine Zeugen gegen ihn finden, und daß die schwarze Jury im schlimmsten Falle in einem an

einem Béké (Weißen) begangenen Diebstahl kein besonders schweres Vergehen sieht. Der Etat-civil ist in einer sehr traurigen Verfassung, die Farbigen führen gewöhnlich nur irgend einen Spitznamen; wird ihr wirklicher Name, ihr „titre“ verlangt, so nennen sie sich bald nach ihrer Mutter, bald nach ihrem problematischen Vater. Der Versuch des Gouverneurs de Gueydon, hierin Wandel zu schaffen und jeden Neger zu zwingen, stets eine „carte de recensement“ bei sich zu führen, ist natürlich kläglich gescheitert, und mußte dies schon aus dem einfachen Grunde, weil der gewöhnliche Neger gar keine Tasche besitzt, in welcher er die Karte tragen könnte. So bleibt es nach wie vor fast unmöglich, einen bestimmten Neger, der gesucht wird, aufzufinden, und die Behörden müssen sich helfen, so gut sie eben können. — Die Lebensbedürfnisse sind so billig — besonders seit der Einführung des Brotfruchtbaumes —, daß ein Zwang zur Arbeit durchaus nicht existirt. Der Neger arbeitet darum nur selten und immer nur für kurze Zeit, wenn ihn gerade ein besonderer Wunsch anspornt. Am liebsten nimmt er noch Dienst auf den Küstenfahrern; erhält er aber seinen Gehalt für eine Reise, so spielt er den reichen Mann, bis Alles verthan ist, und dann fängt er wieder von vorn an. Die Erziehung der Kinder kostet ebenfalls so gut wie nichts, und so fällt ein weiterer Hauptzwang zur Bildung stabiler Familien weg. Energie und Ausdauer zeigt der Kreolenneger ebenso wie der Afrikaner nur bei seinen Tänzen und Orgien.

Die Republik hat die Zustände auf der Insel nicht gerade verbessert. Die Weißen haben sich ihr meistens mehr oder minder feindlich gegenüber gestellt, und die Folge war, daß sie aus allen Aemtern verdrängt wurden. Das allgemeine Stimmrecht hat die Regierung vollends in die Hände ihrer Todfeinde, der Mulatten, gebracht. Sie fühlen sich deshalb immer unbehaglich, und da sie durch den langen Aufenthalt in den Tropen und durch die mangelnde Zufuhr frischen Blutes einen guten Theil der Energie ihrer Vorfahren verloren haben, entschließt sich einer nach dem anderen, seine Plantage zu verkaufen und die Insel zu verlassen. Die Mulatten spielen heute die eifrigen Republikaner und die feurigen Anhänger Frankreichs, aber 1870 haben sie sich unter dem Rufe „Vive la Prusse!“ gegen die Weißen erhoben und etwa 50 Plantagen geplündert und niedergebrannt. Ihr Ideal ist mehr oder weniger unverhüllt ein unabhängiger Mulattenstaat, wie es San Domingo ist. Neuerdings haben sie auch, dem französischen Beispiele folgend, die Congregationisten, in deren Händen sich seither ausschließlich der Unterricht befand, vertrieben und die Schulen verweltlicht. Damit ist aber die einzige Macht, welche ihren Einfluß auf die Neger gegen sie in die Schranken führen konnte, beseitigt, und das Mutterland könnte im Falle eines unglücklichen Seekrieges sehr unangenehme Ueberraschungen auf der Antilleninsel erleben.

Ko.

Lößablagerung bei Mzchet im Kaukasus.

Alsbald, nachdem ich gelegentlich des Samarkander Lößgebirges die Vermuthung ausgesprochen, daß die Hügel hinter Tiflis, vor und nach Station Mzchet (Station sowohl der grusinischen Heerstraße als der transkaukasischen Eisenbahn) ebenfalls Lößgebilde seien, wurde mir die Möglichkeit der genaueren Untersuchung geboten. Am 8/20. November reiste ich, zum Theil fahrend, zum Theil reitend, aus Buchara an den Amu Darja; am 11/23. benutzte ich den Postzug der transkaspischen Eisenbahn zur Fortsetzung meiner Reise bei so warmem Sonnenschein, daß wir Reisenden den weißen Sommeranzug beibehalten konnten; und am 14/26. Morgens traf der Zug in Usun Ada ein, wo das fällige Postschiff jedoch noch nicht eingetroffen war. Wir mußten nach 10stündigem Warten demselben auf einem kleinen Dampfboot entgegen fahren und es auf hoher See besteigen. Erst am 16/28. früh verließen wir in Baku den Dampfer und fuhren auf der transkaukasischen Bahn nach Tiflis. Aus Tiflis ging die Reise dann auf der trefflichen Chaussee der grusinischen Militärstraße per Post am Morgen des 18/30. Novembers weiter, ebenfalls im lichten Sonnenschein. Die Eisenbahnen und Chausseen haben der Geologie den Vortheil verschafft, Durchschnitte durch Hügel, Berge und Gelände offen zu legen, wie die Gelehrten sie zu rein wissenschaftlichen Untersuchungen nicht machen können. So führt auch die grusinische Heerstraße bei Mzchet durch kleine Hügel, welche geradezu bis zu ihrer Basis entzwei geschnitten sind und ein gleichmäßiges Gefüge von weichem, gelbbraunem Löß zeigen, auf dem die Wirkungen der Handwerkszeuge noch deutlich verfolgt werden können, welche denselben geschnitten haben. Bei Duschet gewinnt diese Lößablagerung eine größere Mächtigkeit und mehr Zusammenhang, und sie bildet hier geradezu ein Vorgebirge, welches sich gegen die felsige Erhebung der Kaukasuskette heranschiebt. So oft die gewundenen Gänge der Poststraße aus der Substanz der Berge herausgeschnitten sind, liegen wieder die bräunlich-gelben, glatten Wände zu Tage, denen sich bei Anakur und Passanaur theils Schichten von Kies, theils vereinzelt eingestreute Kieselsteine und Felsfragmente beigesellen.

In den Durchschnitten der Hügel vor und nach Mzchet werden dieselben elliptischen Oeffnungen — Durchschnitte von Gräbern — beobachtet, wie an der Samarkand-Taschkenter Chaussee. Sie sind an beiden Fundorten durch das Vorhandensein von Knochen als Grabstätten erkannt worden. Von der Existenz der Knochen und davon, daß dieselben menschlichen Skeletten angehören, habe ich mich durch den Augenschein überzeugt. Auf dem Nordabhang des Kaukasus habe ich keine Lößbildung beobachtet, was allerdings keineswegs ihr Nichtvorhandensein beweist. Das Auftreten von Löß in China, Samarkand, Transkaspien, am Südabhange des Kaukasus und im Rheinthal scheint jedenfalls auf ein heißes oder wenigstens warmes Klima als auf ein seine Entstehung begünstigendes Moment hinzuweisen. Dr. O. Heyfelder.

Die sibirische Eisenbahn.

In der technischen Gesellschaft von St. Petersburg discutirte der Contre-Admiral N. W. Kopytow vor kurzem das sibirische Bahnprojekt.

Derselbe befürwortet eine ununterbrochene direkte Eisenbahn durch ganz Sibirien, von Orenburg bis Wladiwostok. Es existiren gegenwärtig mehrere Bahnprojekte, welche alle auf zwei Richtungen zurückzuführen sind: eine nördliche Richtung über Tjumen und Stretensk mit einer Unterbrechung am Baikal-See und eine südliche Richtung, bei welcher Tjumen und Stretensk nicht berührt werden, weil die Bahn nahe der russisch-chinesischen Grenze auf Abagaitui losgehen, die Mandschurei durchschneiden und schließlich in Wladiwostok endigen soll. Beide Richtungen haben ihre Vertheidiger: Kopytow vertheidigt die südliche Bahnlinie. Seiner Meinung nach ist der ununterbrochene Lauf der Bahn von Orenburg bis Wladiwostok unbedingt nothwendig, um derselben ihre große Bedeutung zu geben. Der Bau einer durchgehenden Linie ist auch viel billiger als der Bau einzelner getrennter Strecken. Die Führung der Bahn über Krasnojarsk und im Norden des Baikal-Sees würde den Staat zu vergeblichen Opfern veranlassen. — Die Bahn so zu bauen, daß der Endpunkt nicht in Wladiwostok, sondern an irgend einer Wasserstraße liegt, könne nicht vortheilhaft sein, weil auf den sibirischen Flüssen die Schiffahrt nur wenig entwickelt ist. Das Umladen der Fracht vom Waggon in das Schiff und umgekehrt von dem Schiff in den Waggon —

das am Baikal-See nothwendig wäre, oder das Umladen in ein Schiff überhaupt, sei sehr wenig empfehlenswerth und vermehre die Transportkosten der Waaren sehr bedeutend. Wasserwege können nur als Hilfswege, als zuleitende Zweigstraßen dienen, und ihre Leistungsfähigkeit wird durch die Eisenbahnen nicht verringert, sondern im Gegentheil vergrößert. Die nördliche Richtung der Bahnlinie ist unvortheilhaft wegen des rauhen nordischen Klimas, wegen der dichten Wälder, wegen der geringen Bevölkerung der betreffenden Gegenden, sowie weil die schiffbaren Flüsse nur 4 Monate im Jahre benutzbar sind. Es ist auch unvortheilhaft, die neue Bahn in sogenannten Theilstrecken auszuführen, welche nur die Wasserstraße mit einander vereinigte — auch dann nicht, wenn die Bahn das Amurflußgebiet erreicht: denn hier fehlen alle Zweigstraßen. — Die südliche Richtung dagegen, bei welcher der Baikal-See umgangen wird, hat viele Vorzüge unter der Voraussetzung, daß die Bahn ununterbrochen bis zum Stillen Ocean läuft. Das Klima der betreffenden Gegenden ist bei weitem milder; es giebt hier eine Menge Zweigstraßen, welche die Handelsbedeutung der Bahn und die Betriebsfähigkeit steigern werden: nämlich die vom Süden her aus Mittelasien, aus der Mongolei und Mandschurei führenden Karawanenwege. Die Bahnlinie schneidet dann namentlich eine solche nach Peking ziehende Straße. Die südliche Bahn geht ferner durch Steppen, welche reich an Vieh und Mineralien sind, und welche mit Leichtigkeit ertragfähig gemacht werden können. 300 Werst (Kilometer) von Semipalatinsk giebt es auch kolossale Lager von Kupfer-, Silber- und Bleierzen, welche ganz oberflächlich liegen, und nur aus Mangel an Communicationsmitteln nicht bearbeitet werden konnten. Aus Mangel an solchen kann an einem Orte der Roggen nicht für sieben Kopeken (etwa 15 bis 20 Pfennige) abgesetzt werden, während an einem anderen der Preis nach Rubeln berechnet wird. Vom Süden her wird endlich auf den Karawanenstraßen Seide zugeführt werden, und auch der Pelzwaaren- und Theehandel werden bedeutende Erleichterung erfahren. Nach Asien können andererseits transportirt werden: Petroleum, Salz, Steinkohlen, Zucker. Für das ganze russische Reich brächte die Bahn den Vortheil der schnellen Verbindung der Provinzen unter einander, geringerer Kosten in Bezug auf die Verwaltung, und die Möglichkeit, die Verzollung einzelner Gegenstände zu erhöhen. — Die Bilanz des Handels zwischen Rußland und China muß sich ändern: jetzt kauft Rußland von China für 18 Mill. Rubel (36 Mill. Mark) und verkauft nur für 6 Mill. Rubel (12 Mill. Mark). — In strategischer Beziehung liegen bei der südlichen Bahn die Stützpunkte etwa 500 Werst näher an China als bei der nördlichen Bahn. Daß die Bahn nahe der chinesischen Grenze läuft, giebt auch nichts zu befürchten, da China seiner ganzen Natur nach friedliebend ist. Ueberdies dürfte die Bahnlinie eine Kolonisation der mongolischen Steppe nach sich ziehen. Jedenfalls aber giebt die südliche Richtung den Russen die Möglichkeit, ihr Protektorat über jene Landstrecke auszudehnen.

Die Unkosten des Bahnbaues werden etwa 41 000 Rubel (82 000 Mark) pro Werst betragen; die Einnahmen dagegen etwa 39 Mill. Rubel (78 Mill. Mark). In der kirgisischen und mongolischen Steppe wird ein reges Kulturleben erblühen, und der alte sibirische Moskau-Trakt wird dabei seine Bedeutung behalten, während die Erbauung einer nördlichen Bahn die Moskauer Straße völlig vernichten würde. Die Städte Omsk, Tomsk, Krasnojarsk bieten kein so wichtiges Staatsinteresse, daß die Führung der (nördlichen) Bahnlinie zu ihnen unbedingt nothwendig wäre. Die gekrümmte Wasserstraße des Amur zwischen Wladiwostok—Irkutsk läßt das erstrebte Ziel ebenfalls nicht erreichen. Bei der südlichen Bahnrichtung ist die Möglichkeit vorhanden, von China die Erbaubniß zu erhalten, die Bahn von Abagaitni direkt durch die Mandschurei bis nach Wladiwostok zu führen: Wladiwostok—Ussuri ist lange nicht so vortheilhaft als Wladiwostok—Ninguta. — Die Handelsbedeutung Wladiwostoks wird bedeutend wachsen. St.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Voruntersuchungen betreffs des neuen Onega-Weißen-Meer-Kanals gehen ihrer Beendigung entgegen, und im Jahre 1888 sollen nur noch die Vermessungen wegen des Fahrwassers im Wyg-Flusse sowie im Busen von Sarazk ausgeführt werden. Der in Frage stehende Kanal wird für Waaren, welche aus den Häfen des Weißen Meeres nach St. Petersburg bestimmt sind, den kürzesten Weg darstellen, und er soll auf diese Weise dazu dienen, die lange Route von Archangelsk durch die nördliche Dwina und Suchona bis Wologda zu ersparen. Die Untersuchungen wurden während des Sommers des vergangenen Jahres sowohl unter Betheiligung der Ingenieure der Wege- und Wassercommunicationen, als auch unter Beihilfe der zur Aufnahme des Weißen Meeres bestimmten Beamten ausgeführt. An die Eröffnung des Kanals werden namentlich auch große Hoffnungen in Betreff der Belebung und der Verbesserung des Fischereiwesens im Weißen Meere geknüpft.

Asien.

— In diesen Tagen — schreibt die „Nowoje Wrjema" vom 23. Januar (4. Februar) — wird der Reisende E. L. Harnack von seiner langen Reise in Asien heimkehren. Derselbe hat von Peking aus einen schweren Uebergang über das Chingan-Gebirge bewerkstelligt und dann die Richtung auf Stretensk eingeschlagen. Sein Unternehmen ist glücklich beendigt. Die Mühseligkeiten und Entbehrungen, mit denen der Reisende während seiner Expedition zu kämpfen hatte, haben ihn zwar sehr angegriffen, er befindet sich aber bereits auf dem Wege der Besserung. Nach seiner Ankunft in St. Petersburg wird er über die Resultate seiner Expedition, welche zum Theil vollkommen unbekannte Gegenden berührt hat, Mittheilungen machen.

— Die „Meinam Flotilla Company" hat vor kurzem ihren ersten Dampfer vom Stapel gelassen und damit zugleich auch ihre regelmäßigen Fahrten auf dem großen siamesischen Strome begonnen. Die Engländer dürften damit ihre bedrohte handelspolitische Stellung auf der hinterindischen Halbinsel gegenüber den Franzosen wieder beträchtlich verstärkt haben. Gleich dem Mekhong ist allerdings auch der Menam in seinem Oberlaufe durch Stromschnellen und Katarakten (unter anderen besonders durch die von Doi-Omlo) zur Schiffahrt untauglich. Von Paknam an aber, wo der Strom durch den Meping verstärkt wird, bildet er eine ganz vorzügliche Wasserstraße.

— Um ihre Herrschaft über Oberbirmah zu befestigen und zugleich eine Ueberland-Verbindung zwischen Indien und China vorzubereiten, verfolgt die englische

Regierung übrigens auch eifrig die bekannten Vorschläge Colqhoun's, Holt Hallet's, Peal's, Woodthorpe's ꝛc. in Bezug auf die Anlage einer Eisenbahn aus dem Bramaputra-Thale über das Patkoi-Gebirge nach dem oberen Irawaddi-Gebiete. Die neue Expedition, die sie unter Führung Michell's und Needham's zur genaueren Untersuchung der Thunlichkeit des Baues ausgesandt hat, bestätigt auch die Angaben der genannten Reisenden vollkommen. Die Patkoï-Kette, die man früher für einen unübersteiglichen Grenzwall zwischen Assam und Birmah — bezw. zwischen Indien und China — hielt, besitzt Pässe, die die Höhe von 800 m nicht wesentlich übersteigen, und es gelang den in Frage stehenden Reisenden mit fünf Elephanten über einen derselben nach Hu-kong (Bidjaunn Jua) vorzudringen, ohne irgend welches nennenswerthe natürliche Hinderniß des Eisenbahnbaues entdecken zu können. Was die thatsächlichen Handelsbeziehungen betrifft, welche jetzt zwischen China und Birmah (Bhamo) bestehen, so werden dieselben durch Karawanen vermittelt, die während der trockenen Jahreszeit (von November bis Mai) in der Stärke von 200 bis 2000 Lastthieren herüber und hinüber ziehen. Dieselben bringen aus dem ersteren Lande Realgar, Kupfer, eiserne Pfannen, getrocknete Früchte, Kastanien ꝛc. und nehmen dafür rohe Baumwolle, Stückgüter, Salz, Salzfisch, Zündhölzer, Kerosinöl, Jade und Bernstein mit zurück. Den Kachins, deren Gebiet sie durchziehen, haben die Karawanen aber schweren Tribut zu zahlen, und außerdem bedürfen sie auch einer starken Bedeckung.

Südamerika.

— Die beiden Professoren von der Universität Cordoba in Argentinien, Dr. Friedr. Kurtz und Dr. Wilh. Bodenbender, haben eine wissenschaftliche Expedition nach den östlichen Anden unternommen, die sich auf mehrere Monate erstrecken soll, und die voraussichtlich namhafte Resultate erzielen wird. — Von der Thouar'schen Expedition durch den Gran Chaco verlautet inzwischen, daß der Reisende in Pacheco angekommen ist, freilich unter Verlust von zehn Begleitern, was ihm sehr zur Last gelegt wird.

Australien und Polynesien.

— Der französische Reisende M. A. Marche, der damit beschäftigt ist, die Inselgruppe der Marianen zu durchforschen, hat auf der Hauptinsel Seypan keine Spuren eines thätigen oder erloschenen Vulkans auffinden können, und seine Messungen reduciren die bisher angenommene Höhe (600 m) des höchsten Berges der Insel — des Tapochao — auf 394 m. Die übrigen Erhebungen sind nur gegen 200 m hoch, und die Klippen der Nordspitze erinnerten Marche an die Klippen bei Dieppe. Die Insulaner leiden Mangel an gutem Trinkwasser, und die zwei Seen, welche sich auf der Insel finden sollten, erwiesen sich in Wahrheit als kleine Teiche.

Polarregionen.

— Die starke Erhebung Grönlands über den Meeresspiegel hat sich durch die Wanderung R. E. Peary's und Ch. Maaigaard's auf dem dortigen Inlandeise (1886) noch viel entschiedener herausgestellt, als durch die Wanderung Nordenskiöld's und seiner Eskimos (1883). Die beiden Herren erreichten 160 km landeinwärts von der Insel Disco eine Höhe von 2300 m. Die rasche Bewegung der ungeheuren Gletschermasse in der Richtung auf die Küste wird dadurch viel begreiflicher (Vergl. „Globus" Bd. 53, S. 128, sowie „Geogr. Mittheilungen" Bd. 34, S. 61).

Allgemeines.

— Am 4. bis 6. April dieses Jahres wird sich in Berlin der achte deutsche Geographentag versammeln, und werden die Anmeldungen zur Theilnahme sowie auch zu Vorträgen seitens des Vorstandes bis zum 6. März erbeten. Als zu behandelnde Themen sind bereits in Aussicht genommen: „Klimaschwankungen in längeren und kürzeren Perioden" (Ref. Dr. Brückner); „Höhenmessungen" (Ref. Dr. Güßfeld); „Rechtschreibung geographischer Namen"; „Denudationsniveaus" (Ref. Prof. Dr. Penck); „geographische Exkursionen"; „geographische Schulsammlungen"; „die Beziehung zwischen Schulbuch und Schulatlas". Im Uebrigen werden besonders willkommen geheißen Vorträge über: neue Forschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie; nicht veröffentlichte Ergebnisse von Forschungsreisen; neue Gesichtspunkte für die geographische Forschung; praktische Verwerthung geographischer Ergebnisse; Vorlegung und Besprechung neuer Instrumente; Vorschläge für Aufgaben, welche der Geographentag ständig übernehmen könnte; methodologische und schulgeographische Fragen. — Die Geschäftsstelle des achten Geographentages befindet sich Berlin W., Friedrichstraße 191.

— Ueber das quantitative Verhältniß des Festen zu dem Flüssigen auf dem Erdplaneten liegt in einem Vortrage, den John Murray vor der schottischen geographischen Gesellschaft gehalten hat, eine neuere Untersuchung vor. Dieselbe weicht in ihren Ergebnissen nicht unerheblich von den Berechnungen und Annahmen Krümmel's und Lapparant's ab. Die mittlere Höhe der Kontinente über dem Meeresspiegel bestimmt er auf 2250 Fuß (rund 675 m), die mittlere Tiefe der Meere auf 12 480 Fuß (3800 m), während diese Zahlen bei Krümmel auf 440, bezw. 3440 m und bei Lapparant 645, bezw. 4250 m lauten. Den Flächeninhalt der Oceane berechnet Murray auf 137 199 450 und Krümmel auf 144 549 850 engl. Quadratmeilen (auf 355 319 135 bezw. 366 506 106 qkm). Der Kubikinhalt der Oceane ferner beziffert sich nach dem englischen Forscher auf 323 800 000 engl. Kubikmeilen, nach dem deutschen auf 1260 Mill. Kubik-Kilometer und nach dem französischen auf 1600 Mill. Kubik-Kilometer; der Kubikinhalt der Kontinente, so weit dieselben über dem Meeresspiegel liegen, auf 23 450 000 engl. Kubikmeilen (reichlich 900 Mill. Kubik-Kilometer), bezw. auf 146 750 deutsche Kubikmeilen (ziemlich 70 Mill. Kubik-Kilometer), bezw. auf 80 Mill. Kubik-Kilometer. (Vergl. „Scottish Gegor. Magazine", 1888, p. 1.)

Bücherschau.

— Michael Haverlandt, Der altindische Geist. Leipzig 1887 (A. G. Liebeskind). Ein geistvolles kleines Buch, das Jeden, der nicht Sanskritforscher ist, im angenehmsten Plaudertone und fast ohne daß er es merkt, über die Blüthen, die die indische Kultur getrieben hat, und durch die unsere eigene Kultur in der mannigfaltigsten Weise beeinflußt worden ist, belehrt. Daß den darin enthaltenen Skizzen ernste und umfassende Studien zu Grunde liegen, kann man aber keinen Augenblick bezweifeln.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIII. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Karst-Erscheinungen.

Von Franz Kraus.

Es ist in letzter Zeit so viel vom Karste und von den Karsterscheinungen die Rede gewesen, daß wohl Manchem eine Erläuterung dieser beiden Benennungen erwünscht sein dürfte. Wenn man eine kurze, präcise, oder wie man zu sagen pflegt, schulgerechte Definition der Bedeutung des Wortes „Karst" geben will, so kann man nur sagen: Karst ist jedes Terrain, welches in Folge von besonderen, nur auf Hochplateaus vorkommenden Erosionswirkungen jenes eigenthümliche Relief erhalten hat, wie es in der Strecke zwischen der Laibacher Ebene und dem Adriatischen Meere am typischsten entwickelt ist.

Der schulgerechte Aufbau dieser Definition macht sie aber für Jene nicht nur ein Haar klarer, welche die betreffende Gegend nicht gesehen haben, und daher nicht wissen, wodurch sich dieselbe von anderen Hochebenen unterscheidet. Die Ursache des auffallenden landschaftlichen Unterschiedes zwischen den Karstgegenden von Krain und den benachbarten alpinen Gegenden liegt in gewissen Formen des Reliefs und in anderen Erscheinungen, die außerhalb der Karstterrains nicht vorkommen, weshalb man sie auch Karsterscheinungen nennt. Es muß aber betont werden, daß es außerhalb der eigentlichen Karstländer Krain, Görz, Istrien, Kroatien, Dalmatien, Bosnien und Montenegro auch noch kleinere verkarstete Landstriche giebt, welche die gleichen Erscheinungen zeigen. Hierher gehören beispielsweise das ganze Dachstein- und das Peielplateau, das Hochschwabplateau und noch viele andere. Auch im devonischen Kalkreviere der sogenannten mährischen Schweiz bei Brünn trifft man Karsterscheinungen, die aber dort durch die intensive Bodenkultur so stark verwischt sind, daß nur noch die bedeutenderen auffallen. Ebenso muß weiter hervorgehoben werden, daß eine Karstgegend nicht gerade vegetationsleer oder auch nur vegetationsarm sein muß; es giebt vielmehr ganz wohlkultivirte Karstterrains. Hin und wieder hat sich in botanische Werke allerdings der Ausdruck „verkarstet" eingeschlichen — womit ein durch Entwaldung hervorgerufenes Zurückgehen der Vegetation bezeichnet werden soll —, allein die Abschwemmung des Humus mit der daraus folgenden „Versteinung" einer Gegend genügt noch nicht, um dieselbe als Karst zu bezeichnen. Sie muß unbedingt jene Reliefsformen zeigen, die im Nachstehenden ausführlicher erörtert werden sollen.

Zu den der Zahl nach am häufigsten vorkommenden Karsterscheinungen gehören die Dolinen. Das Wort Doline stammt von dem slavischen Worte „dol" = hinab, daher dolina = Vertiefung, Senkung oder auch Thalkessel. Dolinen sind nun Bodensenkungen von zumeist runder Form, deren Entstehung der Unterwaschung zuzuschreiben ist. Schon Valvasor (1689) und seine Zeitgenossen erklärten die Dolinen als Folgen unterirdischer Erosion, und auch im vorigen Jahrhundert hält die gesammte Fachliteratur an dieser Erklärungsart fest. Erst in neuester Zeit rüttelte Mojsisovics an dieser einfachen Theorie, und versuchte eine etwas komplizirtere einzuführen, indem er die Karsterscheinungen mit dem horizontalen Gebirgsschube in Zusammenhang brachte, und die Dolinen als oberirdische Erosionserscheinungen erklärte. Nun giebt es allerdings einzelne Dolinengruppen, die so dicht, und scheinbar so

regellos an einander liegen, wie die Blatternarben in einem Gesichte, und solche Terrains mögen es gewesen sein, die den genannten Forscher zur Annahme geführt haben, als hätte ausschließlich oberirdische Wasserwirkung die Dolinen gebildet. Untersucht man jedoch den Untergrund, so wird man stets auf die Reste von Höhlen stoßen, die in einer Reihe angeordnet sind, während die außerhalb dieser Reihe liegenden entweder einem Parallelzuge oder einem Seitenaste derselben angehören. Zudem ist ja auch der Lauf der unterirdischen Gewässer selten auf längere Strecken ein gerader. Wie es schon die größere und geringere Härte der Gesteine bedingt, durch welche sich dieselben eine Bahn gebrochen haben, giebt es zahllose Ecken und Krümmungen, und mit diesen correspondiren auch die Einsturzfelder.

Sehr lehrreich für das Studium der scheinbar regellos neben einander liegenden Dolinen sind jene, welche zwischen Planina und Zirknitz in den Haasberger Forsten liegen. Dieselben sind außerdem auch von hohem landschaftlichen Interesse, weil bei ihnen einige prachtvolle Reste ehemaliger Höhlendecken stehen geblieben sind und natürliche Felsbrücken gebildet haben. Besonders eine davon (die sogenannte „kleine Naturbrücke") ist bei einer bedeutenden Spannweite von so zartem Baue, daß die Besichtigung des zierlichen Wunderwerkes zu dem Interessantesten gehört, was das an Naturwundern so reiche Kronland Krain zu bieten hat. Der Bach, der dieses Höhlenlabyrinth ausgewaschen hat, macht gerade in der Gegend der häufigsten Einstürze seine größten Windungen, so daß man es kaum glauben kann, daß die ersten vier Dolinen, die zusammen ein ziemlich regelmäßiges Viereck bilden, einem und demselben Höhlenzuge angehören.

Begeht man diese Gänge, so bemerkt man, daß es außer dem Hauptaste noch zahlreiche Verzweigungen giebt, deren Decke ebenfalls zum Theil eingestürzt ist, und dies ergiebt zusammen ein Gewirr von Dolinen, in dem eine Orientirung oberirdisch gar nicht mehr möglich ist. Diese Dolinen befinden sich alle im ersten Stadium der Entwickelung, d. h. ihre Ränder sind noch steil, und nur an wenigen Stellen kann man über eine Böschung in die Tiefe gelangen. Man findet darin nur geringe Reste des Einsturzmateriales, weil der Höhlenbach den größten Theil davon verstreut oder weggeschwemmt hat. Nur in solchen Dolinen, wo das Bruchmaterial so bedeutend war, daß der Wasserlauf die neuentstandene Barre nicht mehr zu durchbrechen vermochte, trifft man große Deckenstücke, vermischt mit kleinerem Trümmerwerk, massenhaft an. In solchen Dolinen ist dann auch entweder einer der beiden Gänge verschüttet, oder es sind beide unter dem Schutte vergraben. Eine Doline, in der noch ein Gang sichtbar ist, bildet den Eingang zur Magdalenagrotte bei Adelsberg. Auch das gewaltige Rabenloch (Vranja jama) bei Planina ist ein solcher Gang, dessen jenseitige Fortsetzung unter einer riesigen bergsturzartigen Trümmerlehne vergraben liegt.

Wo beide Gänge verschüttet sind, wie bei dem imposanten Felscircus der Koleschinka nächst Planina, bei den gleichnamigen Felskesseln bei Unter-Loitsch, und überhaupt bei der Mehlzahl der Dolinen schwemmt der Regen Laub und Erde auf den Grund hinab, und es bildet sich bald ein kulturfähiges Fleckchen, das irgend ein fleißiger Landmann von den Steintrümmern reinigt, welche von den sich immer mehr abböschenden Wänden abgestürzt sind, um es zu bebauen. Der kultivirbare Boden ist spärlich am Karste, und beschränkt sich mit wenigen Ausnahmen auf die Thalkessel, die mit den Dolinen eine gemeinsame Entstehungsart haben.

So wie man an dem Beispiele der Dolinen in den Haasberger Forsten den Beginn eines Thalbildungsprocesses in der Mitte eines Plateaus beobachten kann, der sowohl stromauf- als stromabwärts fortschreitet, ebenso sind die großen Kesselthäler nichts Anderes als unfertige Thäler, denen noch der Ausgang fehlt.

Es giebt Hohlräume von unglaublicher Größe im Karste. Im Jahre 1856 wurden gelegentlich der Untersuchung des Naturschachtes der Gradisnica bei Loitsch am Grunde zwei schräg über einander liegende Hallen entdeckt, von denen die obere ein Katastraljoch und die untere deren fast drei ausmaß. Bricht ein solcher Raum ein, so giebt dieses schon ein kleines Kesselthal. Rechnet man hierzu noch einige Seitengänge, wie bei den Höhlen in den Haasberger Forsten, die ebenfalls nach und nach einbrechen, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn man mitunter Kessel findet, die einen Flächenraum von einer Quadratmeile und darüber haben. An der mehr oder minder vorgeschrittenen Abböschung der Ränder hat man einen ungefähren Maßstab für das Alter der Dolinen und der Kesselthäler. Ist der Thalbildungsproceß schon weit vorgeschritten, so treten auch Erosionsrinnen in den Gehängen auf, die sich zu Seitengräben oder Seitenthälern erweitern.

Dort, wo die Ausgänge liegen sollten, findet man in den Kesselthälern Höhlen anstatt der offenen Thalfortsetzungen. Durch diese Höhlen müssen nun alle Niederschläge aus den Thälern geschafft werden, wie beispielsweise im Adelsberger Thale durch die Adelsberger Grotte und durch die Schwarzbachhöhle. In anderen Thälern sind diese Abzugshöhlen aber unter dem Gehängeschutte vergraben, oder durch Einsturz in ihrer Wirksamkeit so sehr gemindert, daß die engen Klüfte zwischen dem Aufschüttungsmateriale nur das normale Quantum von Niederschlägen zu absorbiren vermögen. Insbesondere im Planinathale sind die Höhlen nur theoretisch nachweisbar, sichtbar sind sie nicht. Dort, wo das Wasser im Boden verschwindet, haben sich im Laufe der Zeit Trichter gebildet, welche große Aehnlichkeit mit kleinen Dolinen haben. Während jedoch die Einsturzdolinen zumeist keine sichtbare Oeffnung und gewöhnlich eine kleine ebene Stelle am Grunde haben, zeichnet sich diese Art durch ihre streng konische Form und durch ein Wasserloch auf der tiefsten Stelle aus. Im Zirknitzer Seebecken, und in allen anderen Thälern, wo periodische Seen sich zu bilden pflegen, sind diese sogenannten Seedolinen vorherrschend.

Die periodischen Seen, die ebenfalls zu den Karsterscheinungen gehören, sind eine Folge der Unzulänglichkeit der Abflußlöcher, die man auch Sauger, Saugtrichter oder Sauglöcher nennt. Treten starke Niederschläge auf, welche die Sauger nicht zu absorbiren vermögen, so staut sich das Plus im Thale und setzt dasselbe unter Wasser. Diese Wasseransammlungen sind von der Menge der Niederschläge abhängig, sowohl was ihr mehr oder minder häufiges Auftreten, als auch was ihre Intensität (Randhöhe) betrifft; eine regelmäßige Periodicität haben sie (wie es die Aufschreibungen über den Zirknitzer See beweisen) nicht.

Dolinen, Karstschlünde, unterirdische Wasserläufe und periodische Seen sind also Folgeerscheinungen der unterwühlten Oberfläche, und die Höhlenbildung ist scheinbar die erste Ursache der Karsterscheinungen. Aber auch sie ist nur eine secundäre Erscheinung, weil ja bekanntlich (nach Fraas) der Höhlenbildung die Kluft- oder Spaltenbildung vorangehen muß, welche erst der Infiltration Thür und Thor öffnet. Die dünnen Wasserfäden, welche sich einst an der Grenze der wasserundurchlässigen Unterlagen der Kreidekalke am Karste gesammelt haben, erweiterten im Verlaufe der Jahrtausende die engen Klüfte zu ansehnlichen Räumen, und schufen eine subterrane Erosion, welche sich durch mannigfache Umwandlungen des Reliefs der Oberfläche bemerkbar machte. Der eine Zeit lang geläugnete Zusammenhang

der oberirdischen Karsterscheinungen mit der unterirdischen Unterwühlung ist durch die neuesten Forschungen an vielen Orten klar nachgewiesen worden, und der Umstand, daß man die einzelnen Erscheinungen jetzt richtig zu deuten versteht, kam den Arbeiten zur Entwässerung der Kesselthäler schon wiederholt zu statten.

Die Erforschung derjenigen unterirdischen Wasserläufe, welche die Ursache der Bildung periodischer Seen in einzelnen Kesselthälern in den Karstländern sind, wird gegenwärtig mit Aufwand bedeutender Mittel von staatswegen durchgeführt, um eine bessere Verwerthung des Bodens möglich zu machen. Die Untersuchungen haben im Jahre 1885 begonnen und bereits hochinteressante Resultate geliefert. Die wichtigsten Punkte, deren Besichtigung jedem Techniker, Physiker und Geologen zu empfehlen ist, sind folgende:

1. Der unterirdische Lauf der Poik, welche in der Adelsberger Grotte verschwindet, in der Pinka jama wieder sichtbar wird, und sich durch die mächtige Kleinhäusler-Grotte in das Planina-Thal ergießt.

2. Im Planina-Thale außer der Kleinhäusler-Grotte noch die Quellen im Mühlgraben (Mühlthale), die sich mit der Poik beim Schlosse Haasberg vereinigen und den Unzfluß bilden; ferner die Flußschwinden der Unz beim Orte Laase und am Nordrande des Thales, wo sich auch die Schächte befinden, die zur Aufsuchung der verschütteten Abzugshöhlen abgeteuft worden sind; schließlich die Höhlen am Nordgehänge, und zwar das Rabenloch (Vranja jama), die Lorenz-Liburnau-Höhle bei Skofu-lom, und die über zwei Kilometer lange Graf Falkenhayn-Höhle, die 1886 entdeckt wurde, deren Besuch aber sehr schwierig ist, und große Klettersertigkeit erfordert.

3. Der landschaftlich so schön gelegene Komplex der Fürst Windisch-Graetz-Höhlen in den Haasberger Forsten, mit den beiden Naturbrücken und den eingestürzten Höhlendecken.

4. Der Zirknitzer See, in dessen südwestlicher Ecke die Hauptabzugshöhlen liegen, deren eine durch Stollenbau angefahren worden ist.

5. Das Ratschnathal mit dem künstlichen Durchbruche in die neu erschlossene Vrsniza-Grotte, deren Länge über einen Kilometer beträgt, und durch welche das Wasser des Schitza-Baches nach Ober-Gurk hinübergelangt, um dort die Gurkquelle zu bilden.

Außer den genannten Punkten wäre auch Unter-Loitsch, mit der Schwinde des Loitscher Baches, ganz sehenswerth, und noch mancher andere Punkt in diesem merkwürdigen Lande, welches gewiß noch viele Wunderdinge enthält, die noch ihres Entdeckers harren. Mit der Besichtigung der vorbenannten Punkte wird man aber alle Arten von Karsterscheinungen kennen gelernt haben, und zwar auf eine Weise, die fast keinerlei Anstrengung kostet, und die trotzdem lehrreich und genußreich zugleich ist. Die trockenen Sommermonate sind für den Karst die beste Reisezeit.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen.

XI.

(Mit sechs Abbildungen.)

Die nächste Tagereise ging durch eine Gegend, die von dem Luapula weiter seitwärts lag, und in der tiefe Sümpfe mit undurchdringlichem Dickicht und mit felsigen, spärlich mit Drachenbäumen bewachsenen Hügeln wechselten. Wild war hier in gewaltigen Mengen vorhanden, und obendrein war dasselbe auch wenig scheu. Die Gegend scheint vor allen Dingen die eigentliche Heimath der schwarzen Edel-Antilope zu sein. Man sieht dieselbe ungemein häufig, sei es einzeln, sei es in Paaren, oder sei es zusammen mit großen Heerden von Säbel- und Pferdeantilopen (von der Gattung Aegocerus). Giraud und Hassani erlegten in Folge dessen während der nächsten Tage so viel Wild, daß die Karawane nicht bloß reichlich mit Fleisch versorgt war, sondern daß man viel davon liegen lassen mußte. Da das Geschäft der Fleischvertheilung auf afrikanischen Märschen die Ursache von bedenklich langen Aufenthalten zu sein pflegt, so hatte der Reisende bestimmt, daß immer nur eine Stunde darauf verwendet werden durfte, gleichviel ob das ganze Fleisch in dieser Stunde untergebracht wurde oder nicht.

Am folgenden Tage ging der Weg durch ungeheure Wälder, in denen es nur der Kompas ermöglichte, die Richtung festzuhalten. Auf die schwarzen Führer war überhaupt niemals viel Verlaß, dieselben scheinen die geraden Linien zu hassen, und eine entschiedene Vorliebe für endlose Umwege zu haben. Uebrigens hatte auch die Regenzeit begonnen, und dadurch wurde das Fortkommen sehr bedeutend erschwert. Die Vormittage sind dann zwar trocken und angenehm, am Nachmittage aber brechen die furchtbarsten Gewitter los, und der Blitz wüthet in den Wäldern wie ein böser Geist. Die Eingeborenen legen bei solchen mächtigen Naturereignissen ihre ganze Feigheit an den Tag, so daß es sehr schwer ist, sie in Schranken zu halten.

Am 29. Oktober, nachdem man sich, mit Hilfe von Aexten und Messern und unter Strömen von Schweiß und Blut, längere Zeit durch dorniges Gestrüpp Bahn gebrochen hatte, gelangte man auf einen gut betretenen Weg, der in der Richtung von Ost nach West lief. Hier wurden menschliche Spuren sichtbar, und nach einem mehrstündigen Marsche in westlicher Richtung eröffnete sich plötzlich ganz unerwartet ein Blick auf den prächtigen Moero-See. An dem Ufer desselben angekommen, erblickte man ein verlassenes Dorf. Die Hütten waren mit Ausnahme von der des Häuptlings niedergebrannt, und wie gewöhnlich hatten die Einwohner alle Lebensmittel mitgenommen, so daß nicht einmal eine weiße Ameise zu sehen war. Die klare Wasserfläche des großen Sees breitet sich in der Richtung von Nordost nach Südwest aus und gewährt ein majestätisches Bild. Das östliche Ufer ist mit schönem Grün bekleidet und bis etwa zwei Meilen nach Norden hin, wo ein felsiger Hügel vorspringt, sichtbar. Im Nordwesten sieht man Dank der klaren Atmosphäre einen bläulichen Streifen von höherem Hügellande (von 200 bis 300 m Höhe), das etwa fünfzehn Meilen entfernt sein dürfte. Gegen Westen sinkt der Horizont wieder, so daß man in dieser Richtung das offene Meer zu sehen glauben könnte (S. Abbildung 2).

Im Süden verdeckt eine kleine Landzunge die Mündung des Luapula. Der Strom ergießt sich aller Wahrscheinlichkeit nach durch einen großen, seeähnlichen Sumpf in den See, und dieser würde vielleicht identisch sein mit dem Mofuë-See Livingstone's. Möglicherweise bezeichnen die beiden Namen auch ganz dasselbe. Die nächste Nacht wurde in dem verlassenen Dorfe verbracht, freilich nicht ganz ohne Störung. Um Mitternacht hörte man nämlich zweimal eine geheimnißvolle fremde Stimme durch die Dunkelheit rufen: „Schlaft euren letzten Schlaf, ihr habt aufgehört zu tödten und zu rauben; das Lunda-Land ist aufgestanden, und Morgen werden wir euch in großer Zahl angreifen!" Das erste Mal stumm und starr vor Schrecken, riefen Giraud's Leute das zweite Mal wie ein Mann zurück: „Tayari" — „Wir sind bereit!" Trotz der unheimlichen Drohung verlief der nächste Tag aber ebenso ruhig wie die vorhergehenden. Bei den ersten Sonnenstrahlen belebte sich nur das Seeufer auf wunderbare Weise mit Thieren. Zwei Elephanten badeten ganz in der Nähe des Lagers, und weiter entfernt sah man ganze Rudel von Wasserböcken (Kobus-Antilopen) und Gazellen trinken und rasten, ohne jede Ahnung von Gefahr.

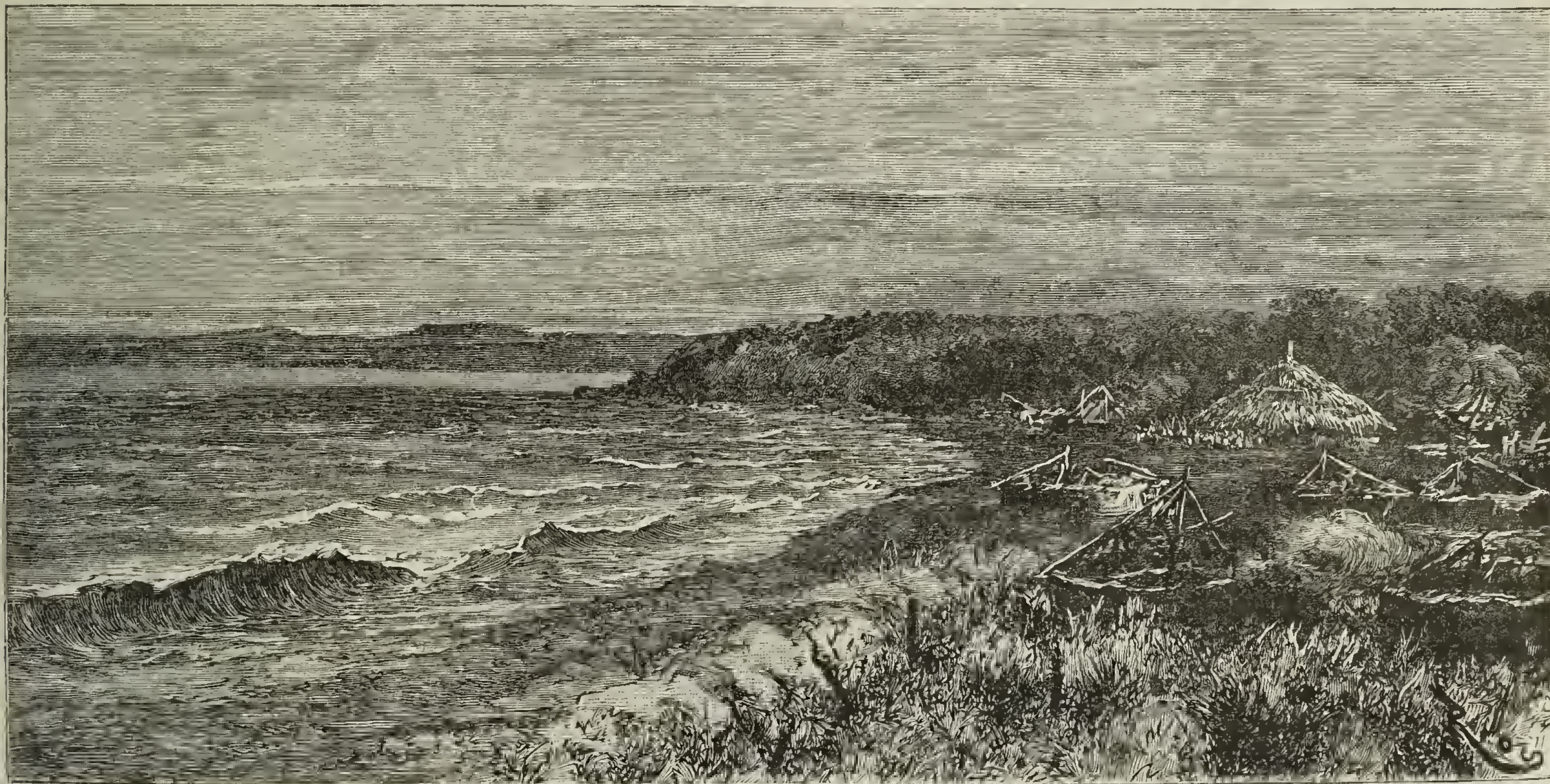
An den Hügeln nördlich von dem verlassenen Dorfe angekommen, war man gezwungen, den Strand zu verlassen, weil der Weg daselbst durch Steinblöcke versperrt war. Indem man einen rasch aufsteigenden Fußweg verfolgte, gelangte man aber auf ein breites bewaldetes Plateau, von dem aus man den See an verschiedenen Punkten wieder erblickte. Das Thierleben war auch hier ein reiches. Perl- und Rebhühner sowie große Gänseheerden liefen über den Weg, und die Wasserböcke waren nicht mehr zu zählen. Um für die folgende Nacht ein Lager nebst Wasser zu finden, mußte man aber endlich durch eine enge Schlucht wieder hinab nach dem See. Hier standen wieder zwei zerstörte Hütten,



Entwaffnung einer Häuptlingsfrau.

und dicht dabei fand man einen Eingeborenen, der angeblich aus einem kleinen Mlungu-Dorfe am Kalongozi war. Man beschloß, ihn bis dahin als Führer dienen zu lassen, er entfloh aber in der Nacht, so daß die Reise auch fernerhin ohne Führung weiter fortgesetzt werden mußte. Am nächsten Tage erreichte die Expedition die Mündung des Kalongozi — einen großen, etwa zwei Meilen breiten Morast, durch den die schmalen Arme des Flusses sich langsam nach dem Moero-See hinschlängelten. Jenseits dieses Sumpfes stieg das Terrain zu dem niedrigen Mpuëto-Gebirge, das im Norden undeutlich zu sehen war, empor. Das ganze Thal, das sich bis zu den Hügeln im Südosten erstreckt, war vollkommen verlassen und öde. Von Hütten war nirgends etwas zu sehen, denn die Eingeborenen wohnten versteckt in den Dschungeln und auf den schlammigen Inseln, wo man sie nur in Kähnen erreichen konnte. Nach langem vergeblichen Suchen wurde Giraud durch die vielen verwesenden Leichen, die am Wege lagen, endlich die Nachbarschaft eines Dorfes gewahr, und bald darauf erblickte man den Boma von Mlunga. Der Häuptling empfing die Ankömmlinge, nachdem er das Schicksal befragt hatte, freundlich, nur bat er, daß der weiße Mann sein Lager nicht betreten möge, da dasselbe sonst in Flammen aufgehen werde. Man erlebte in Mlunga ein starkes Schloßenwetter, das den Zanzibariten ebenso wie den Eingeborenen ein völlig unerhörtes Schauspiel zu sein schien. Sie hielten die erbsengroßen Eiskörner für himmlisches Manna und wollten sie sammeln und aufheben. Uebrigens war die Furcht der Schwarzen vor den Fremdlingen ganz begreiflich. Ein Jahr vorher war die ganze Gegend von einem arabischen Sklavenjäger namens Kabunda in entsetzlicher Weise verheert worden, und jetzt drohten die räuberischen Waëmba-Neger mit beständigen Einfällen. Dazu herrschte weit und breit eine große Hungersnoth. Die Waëmba zogen auch während der Anwesenheit Giraud's gegen das Dorf heran, beim Anblicke seines Lagers standen sie aber von dem beabsichtigten Angriffe ab und zogen sich wieder zurück.

Die ersten zehn Meilen hinter Mlunga ging der Marsch abermals durch eine weite Sumpf-Ebene, durch die sich der ungefähr 40 m breite und für kleine Kähne schiffbare Kalongozi mitten hin schlängelt. Wo aber der Sumpf-



Verlassenes Dorf am Moero-See.

Mlunga (am Moero-See).

boden aufhört, wird die Gegend wieder sehr reizend. Der Fluß erscheint als eine Reihenfolge von seenartigen Erweiterungen und Stromschnellen und Wasserfällen, seine Ufer sind mit einer üppigen Vegetation bedeckt, und aus

dem Grün derselben blicken zahlreiche große Steine und „erratische" Blöcke (?) hervor. Die Stille, die ringsum herrscht, wurde öfters von dem Grunzen von Flußpferden unterbrochen, und außerdem war wohl auf der ganzen Reise nirgends so viel Wild der verschiedensten Art zu erblicken gewesen, als in dem Thale des Kalongozi. Es wimmelte an vielen Orten von Zebras, Hirschen, Gazellen, Antilopen, Springböcken, Pallahs und Büffeln, und der jagdlustige Europäer kann wohl sicher sein, daß dieser Wildbestand noch lange Zeiten vorhalten wird.

Da der genannte Fluß seine südöstliche Richtung (die Karawane bewegte sich an ihm stromauf) nicht änderte, so sah man sich aber genöthigt, sein schönes Thal zu verlassen und sich nordwärts zu wenden. Das nächste Ziel, dem man zustreben mußte — die Hauptstadt von Itawa, namens Kasimbi oder Nsama — lag ja im Nordosten.

Auf der nun folgenden Strecke, die vorzugsweise mit großen Akazien bestanden war, hatte man reichlich Gelegenheit, Honig zu sammeln, und zugleich die Art und Weise, wie dieses Geschäft von den Eingeborenen gehandhabt wird, näher kennen zu lernen. Da die Bienen ihren Schatz wohl zu verbergen verstehen und ihn in der Regel hoch oben in den Verzweigungen alter Bäume unterbringen, so würde es fast unmöglich sein ihn zu finden, wenn nicht der sog. „Zeige-Vogel" dem „Honigjäger" zu Hilfe käme. Dieser eigenthümliche Vogel soll den letzteren beim Herannahen in der Zahl von drei oder vier beständig umflattern, und nicht eher zu lärmen aufhören, bis jener nach der Stelle gelangt, wo sich das Bienennest befindet. Der Eingeborene macht sich dann aus einem langen Aste eine Art Gabel, stemmt dieselbe gegen den Baum, und klettert, mit einer Axt bewaffnet, daran hinauf, während seine Begleiter unten ein Feuer anzünden und die Bienen so viel als möglich durch den Rauch zu vertreiben suchen. Durch Axthiebe vergrößert er nun das Schlupfloch so weit, bis er den Honig mit der Hand herausnehmen kann. Nach zehn Minuten solcher Arbeit gewährt das Gesicht des Betreffenden freilich einen Mitleid erregenden Anblick, und derselbe Mann vermag deswegen nur selten an einem Tage zwei Stöcke auszunehmen. Der „Zeigevogel" sieht, auf einem Zweige sitzend, dem ganzen Beginnen ruhig zu, und erst später macht er sich über die Wachsreste her, die der Mensch auf dem Boden hat liegen lassen. Merkwürdig ist es, daß sich bei der Vertheilung von Honig und Früchten im Allgemeinen niemals Streit und Zank unter den Schwarzen erhebt, während er bei der Vertheilung von Fleisch gar kein Ende nehmen will.



Honigernte.

In Kasimbi (dem alten Nsama Livingstone's) angekommen, wurde es dem Reisenden und seiner Begleitung wiederum nicht gestattet, in das Dorf zu kommen. Wenn er es wagen würde, so würde man mit ihm Krieg beginnen, hieß es. Es befand sich übrigens an dem in Frage stehenden Orte seit fünf bis sechs Monaten noch eine andere Karawane, freilich nicht unter der Führung eines Europäers, wie Giraud einen Augenblick gehofft hatte, und auch nicht unter der eines Arabers, sondern unter der eines bestialischen Negers von der Küste, von jenem Schlage, wie er von einem europäischen Reisenden immer mehr zu fürchten ist, als der feindseligste Häuptling. Der Mann hieß Kinkumba, und derselbe begnügte sich hier damit, Giraud in frecher Weise um Pulver, Kerzen, Fleisch rc. anzubetteln. Seine Sklaven wären ihm am liebsten in Masse entlaufen, um sich an die Giraud'sche Karawane anzuschließen. Man konnte überflüssige Esser aber auch jetzt nicht brauchen, und man nahm deshalb nur einen einzigen, der des Weges kundig war, beim Aufbruche mit. Wohin man sich von Kasimbi aus zu wenden hatte, das konnte nicht im Geringsten zweifelhaft sein. Hatte man daselbst doch unter anderm auch erfahren, daß sich in Jendwë, am südlichen Ende des Tanganika-Sees, zwei Europäer befanden. Dieser letztgenannte Ort also mußte das nächste Reiseziel bilden.

Am Tage nach dem Abmarsche von Kasimbi gelangte man ganz unerwartet an einen prächtigen, $1^1/_2$ bis 2 km breiten See, von dessen Existenz man aus dem Munde der Eingeborenen nichts vernommen hatte. Diesem entlang ging der Weg zunächst auf hohem Ufer durch schönen Wald, dann senkte sich das Terrain allmählich, und man kam in eine dürre Ebene, die beinahe ausschließlich von Akazien (Acacia horrida) bewachsen war. Der Fluß, welcher durch diese Ebene fließt, speist zuerst den eben genannten See, um sich dann aller Wahrscheinlichkeit nach in den Moero-See zu ergießen.

Hier sah man sich plötzlich einer großen Büffelheerde gegenüber, die aus etwa 150 Stück bestehen mochte. Die Thiere weideten ruhig in der Nähe des Flusses. Kaum hatten sie aber das erste Geräusch von der heranziehenden Karawane vernommen, da wandten sie sich zur Flucht. Ein unvorsichtig abgefeuerter Schuß ließ sie aber im nächsten Augenblicke Kehrt machen und im vollen Galopp sich geradewegs Giraud und seinen Leuten entgegenstürzen. Der Koch, der einige Schritte voraus war, kam dabei in ernst-

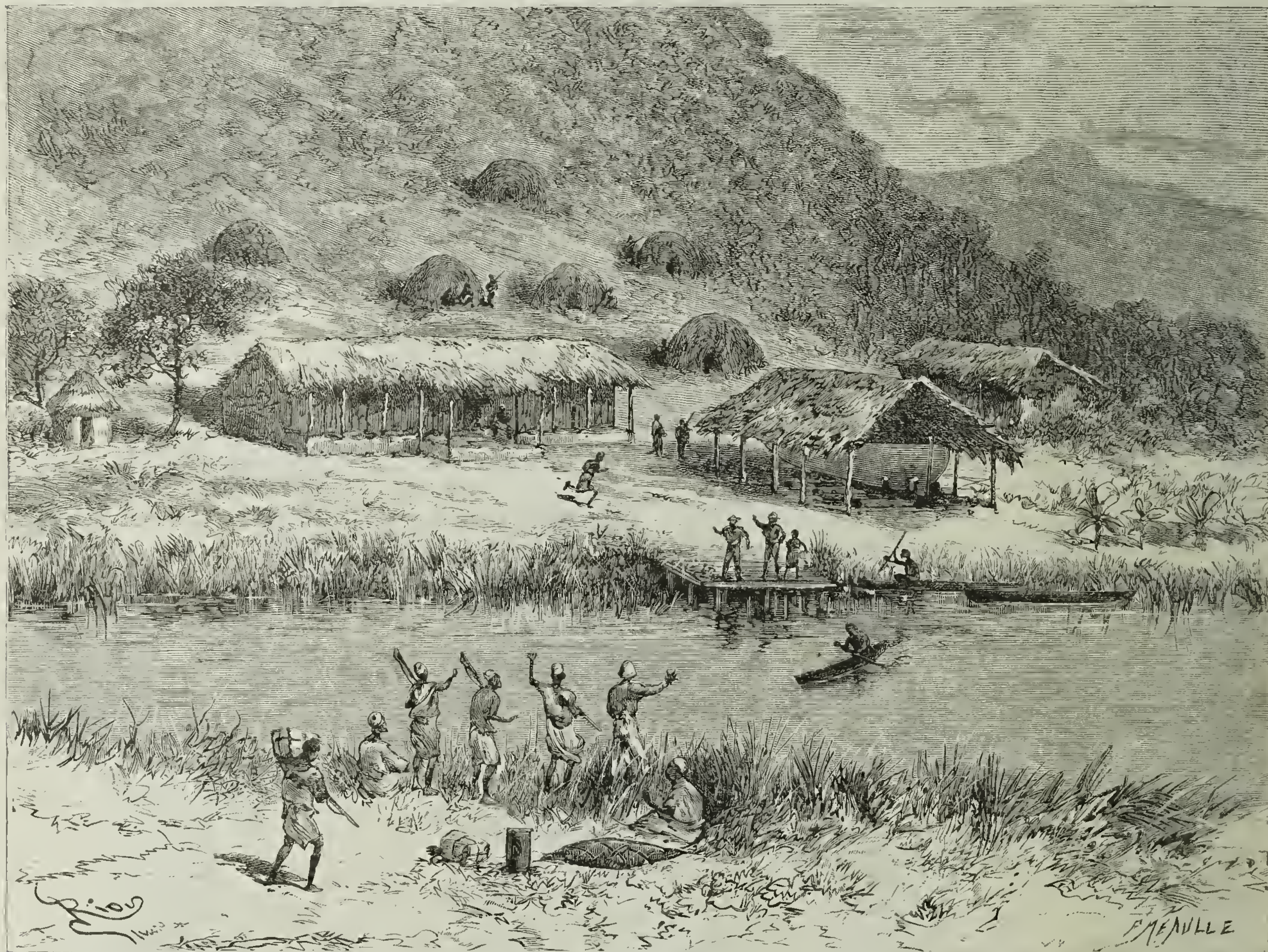


Büffeljagd am Moero-See.

liche Lebensgefahr, und derselbe wußte nichts Besseres zu thun, als sich platt vor den Thieren zu Boden zu werfen. Er sowie auch alle Anderen drohten von der sich heranwälzenden lebendigen Lawine zermalmt zu werden. Da krachte, als die Heerde dicht heran gekommen war, eine volle Salve aus den Büchsen Giraud's und seiner Jäger, und durch ein neues Kehrt trat dieselbe in dem gleichen rasenden Tempo, in dem sie herangebraust war, den Rückzug an (S. Abbildung 5).

Andere Nahrung als Fleisch hatten die Mitglieder der Giraud'schen Karawane seit lange kaum zu sehen bekommen, und auf die Dauer wollte diese Lebensweise bei den Anstrengungen, die jeder neue Tag forderte, keinem zusagen. Die meisten wurden täglich elender, und es machte sich sehr zur Unzeit fast bei Allen ein rasches Schwinden der Kräfte bemerklich. Selbst um den braven Hassani lernte es sehr schlecht stehen, und derselbe mußte endlich getragen werden, wenn er noch vorwärts kommen sollte. Man sah sich gezwungen, die Tagesmärsche erheblich zu verkürzen, und man kam nur noch sehr langsam von der Stelle.

Menschen waren in dieser Gegend zwar nicht mehr selten, aber dieselben litten in eben so furchtbarer Weise an Hungersnoth wie die Reisenden, und der Weg zwischen ihren Dörfern war überall mit Leichen besäet, während die Ueberlebenden wandernden Skeletten glichen. Die einzige Nahrungsquelle für die Karawane blieb die Jagd, und die Büffel sowie anderes Wildpret waren noch immer zahlreich, leider begann es aber den Jägern allmählich an Kraft zu fehlen, dieselben zu verfolgen und zu erlegen. Man schleppte sich eben nur noch weiter. Auf einem Jagd-Streifzuge,



Ankunft in Jendue.

den Giraud mit einem einzigen Begleiter unternahm, während die Karawane langsam weiter zog, kam derselbe übrigens in äußerste Gefahr, sich in der dürren Ebene zu verirren und fern von seinen Leuten zu verhungern.

Am 16. November kam man endlich in ein Dorf, in dem die Einwohner zum ersten Male den Namen Tanganika nannten und auch zugleich die Nachricht von den in Jendue lebenden Weißen bestätigten. Leichen erblickte man auch hier allerwegen, und Niemand gab sich die Mühe, dieselben zu begraben. Auch der Anblick von ein paar durch den Hunger wahnsinnig gewordenen Weibern konnte Entsetzen einflößen. Die Karawane wandte sich alsbald auch von dieser Stätte weiter, und es gelang ihr noch an demselben Tage, den Kafu-Fluß, der dem Tanganika zufließt, zu erreichen. Das Dorf Tinugu, das an demselben liegt, fand man in derselben Noth wie die anderen, und sein Häuptling hatte es verlassen. Jendue war aber noch immer drei Tagemärsche fern.

Da sich etwa 20 Leute von der Karawane kaum noch aufrecht halten konnten, und da der Mehrzahl der Uebrigen die letzten Kräfte gleichfalls zu schwinden drohten, wählte Giraud hier ein paar von denjenigen, die noch gut marschiren konnten, aus, und sandte sie mit Briefen, in denen er seine Lage beschrieb und um Lebensmittel bat, voraus. Mit acht anderen Leuten folgte Giraud selbst am anderen Morgen in möglichst raschem Tempo nach, während der Hauptkörper der Karawane sich nothgedrungen ebenso langsam weiter vorwärts bewegte, wie an den Tagen vorher. Jetzt war aber Aussicht vorhanden, Alle zu retten, und ihre Kräfte durch eine längere Rast zu retabliren.

Das Land um Jenduë gilt nicht mit Unrecht als eins der fruchtbarsten in Afrika. Zu dieser Zeit war es aber durch den arabischen Sklavenjäger Kabunda in so schauerlicher Weise verheert worden, daß kaum noch ein Dutzend süße Kartoffeln an dem Wege, den man noch zurückzulegen hatte, übrig geblieben war.

Der Abstieg von dem Plateau hinab nach dem Tanganika-See ist prächtig schön und kann einen an manchen Stellen an die europäischen Alpen erinnern. Bald geht es über einen weichen Rasenteppich, bald durch schön belaubten Wald, der dem französischen Kastanienwalde nicht unähnlich ist, und zwischen den hohen Bergen, die den großen See an seiner Südseite umschließen, stürmt ein prächtiger Strom thalwärts, um zur Füllung des großen Beckens das Allermeiste beizutragen. Die Schönheit der Natur zu genießen, war man aber vollkommen unfähig. Schweigsam und verdrossen taumelte man mehr dahin, als daß man dahin schritt.

Bei einer Gruppe von verlassenen Hütten, vor denen man mehrere der bekannten Sklavenjäger-Gabeln — Andenken des arabischen Scheusals Kabunda — liegen sah, wurde die letzte Rast gemacht, die Hütten selbst aber wurden aus Rücksicht auf die wilden Thiere in Brand gesteckt. Im Glanze der aufgehenden Sonne lag sodann am anderen Morgen die weite Ebene von Jenduë zu der Reisenden Füßen. In einer Entfernung von acht bis zehn Meilen aber schob sich eine mächtige Bergmasse vor. Dort wendet sich der Kafu nach Südwest, und dort hausten auch die beiden heiß ersehnten Europäer, von denen man Erlösung von all der ausgestandenen Pein erhoffte.

Die Eingeborenen, denen man beim Weiterwandern begegnete, waren freundlich und brav, aber wenn die Reisenden von ihnen etwas zu essen verlangten, so wiesen auch sie einstimmig auf Kabunda hin: daß dieser ihnen Weib und Kind davon geführt, und auch nicht einmal die Stecklinge für eine neue Ernte übrig gelassen habe. Gegen Mittag war man endlich an der Stelle angekommen, wo jenseits des Flusses die Hütten der Station von Jenduë standen. Man feuerte ein paar Schüsse ab, und alsbald erschienen auch die beiden Weißen — es waren die beiden englischen Missionäre Swann und Brooks, mit denen Giraud von der Küste aus ein Stück zusammen gereist war, und die er deshalb als alte Bekannte begrüßen konnte. Die Briefe Giraud's hatten dieselben erhalten, sie waren aber nicht im Stande gewesen, Nahrungsmittel für die Karawane entgegen zu senden, da sie selbst für sich und ihre Leute nur einen ganz kleinen Vorrath besaßen, und da sie ihren ganzen Proviant von Fipa, an dem anderen Ufer des Sees, zu beziehen hatten. Dafür, daß Giraud selbst nicht Hungers stürbe, könnten sie wohl sorgen, erklärten sie; seinen Leuten aber hätten sie nichts anzubieten, als ein Dutzend Flaschenkürbisse und einige Pfund Bohnen. In der That bereiteten sie dem Reisenden sofort eine Mahlzeit, wie er sie seit lange nicht gesehen: eine in Butter gebratene und wohl gesalzte und gepfefferte Gans, ein Plumpudding, Reis ꝛc. Die beiden Missionäre hatten wohl Grund, sich über den Appetit, den ihr Gast entfaltete, zu freuen. Ihnen selbst mundeten Speise und Trank in Jenduë, wo sie nun schon zwischen fünf und sechs Monaten weilten, aber niemals, denn sie litten daselbst an beständigen Fieberanfällen. Die Herren hielten sich an dieser Stelle, die dem glühendsten Sonnenbrande ausgesetzt war, nur auf, um ein großes Boot zusammenzusetzen, das eine regelmäßige Kommunikation zwischen den Uferorten des Tanganika herzustellen bestimmt war. An dem See soll es zwar auch sehr heiß sein, aber die frische Brise von der großen Wasserfläche macht das Gelände um ihn herum doch viel besser bewohnbar.

Am nächsten Tage langte auch die Karawane an — in gänzlich erschöpftem Zustande, aber in guter Ordnung. Die erwartete reichliche Nahrung harrte ihrer freilich nicht.

Die Mythologie der nordwest-amerikanischen Küstenvölker.

Von Dr. F. Boas in New York.

II.

2. Die Q'anikila-Sage.

Bei den südlicheren Stämmen Nordwestamerikas, besonders bei den Kwakiūtl und Küsten-Selischen, tritt an Stelle der Raben-Sage eine andere von großer Wichtigkeit. Es ist die Sage von dem mächtigen Wanderer, der alle guten und freundlichen Menschen belohnt, die schlechten aber verwandelt. Es ist sehr zu bedauern, daß ich mit dieser Sage noch nicht bekannt war, als ich die Wik'ēnoq und deren Nachbarstämme besuchte. Die Bilχula scheinen diesen Sagenkreis nicht zu besitzen, und ich glaube, daß an seine Stelle die Sagen vom Masmasalániχ, welche später zu besprechen sind, treten. Diese Thatsache macht mich etwas zweifelhaft, ob die Sagen ursprünglich selisch sind, oder den Kwakiutl angehören. Doch eine Discussion dieser Erscheinungen wird erst möglich sein, nachdem die Sagen erzählt sind. Ich beginne mit den Traditionen, welche ich bei den Tlatlasiqoala sammelte.

Q'anikila — d. h. der Beschwingte — und Nomóqois waren Qants'óump's Söhne. Vor langer, langer Zeit sandte er beide zur Erde hinab, wo sie von einer Frau Namens Tsatsaχuiteláqa wiedergeboren wurden. Rasch wuchsen die Zwillinge heran. Damals schwammen keine Fische in den Flüssen und im Meere und Q'anikila verlangte danach, die Gewässer von Lachsen und anderen Fischen belebt zu sehen. Tsatsaχuiteláqa aber hielt alle Arten von Fischen in ihrem Mantel. Q'anikila bat sie, ihm diesen zu leihen. Als er ihn erhalten hatte, bestieg er mit seinem Bruder das Boot, und sie fuhren zuerst den Fluß hinauf, kehrten dann zurück und ruderten hinaus in die See. Da sie nirgends Fische fanden, tauchte Q'anikila einen Zipfel des Mantels seiner Mutter ins Meer, und siehe da! zwei Lachse sprangen heraus und schwammen lustig davon. Rasch vermehrten sich diese und bald war Fluß und Meer voll von Fischen. Tsatsaχuiteláqa aber ward zornig, als sie sah, daß Q'anikila die Fische befreit hatte. Sie verließ ihre Kinder und ging in das Land der Lachse.

Q'anikila und Nomóqois aber fuhren den Fluß hinauf, Abenteuer zu suchen. Als sie eine Zeit lang gefahren waren, erblickten sie ein Haus. Dort wohnte der Reiher und seine

Frau, der Specht, die damals noch Menschen waren. Die Brüder fuhren ans Land und Q'anikila sprach zum Manne: „Ich will dich lehren ein Lachswehr zu bauen." Er zeigte ihm, wie er es zu machen habe, und der Reiher war froh, nun auf so leichte Weise Nahrung zu erlangen. Zum Lohne nahm er Q'anikila und Nomóqois als seine Kinder auf.

Morgens sprach er zu ihnen: „Ich will jetzt mit meiner Frau zum Lachswehr gehen und sehen, ob etwas darin ist. Bleibt ihr hier. Ich werde unten am Wasser aufpassen, ob Jemand hierher kommt. Wenn ich einen von den bösen Menschen, die hier in der Nähe wohnen, kommen sehe, so will ich rufen. Dann versteckt euch im Walde, damit sie euch nicht fangen." Dann gingen die beiden Alten. Die Frau aber war gierig und geizig, und wollte den Kindern nichts gönnen; deshalb sprach sie zu ihrem Manne: „Wenn wir Fische in dem Wehre finden, so schreie du, ehe wir zurückkehren. Die Kinder werden dann fortlaufen und wir können die Lachse allein essen." Und siehe, sie fanden einen Fisch in dem Wehre. Sie nahmen ihn, gingen nach Hause, und dann schrie der Mann aus Leibeskräften. Als Q'anikila und Nomóqois das hörten, versteckten sie sich eiligst im Walde. Die Frau aber schnitt den Fisch auf, kochte ihn, und beide ließen es sich gut schmecken. Als Abends die Kinder sich wieder hervorwagten, sagte der Mann: „Es ist gut, daß ihr fortgelaufen seid. Als ich heute Morgen schrie, sah ich zwei unserer Feinde auf unser Haus zukommen. Wenn ich morgen wieder rufe, so versteckt euch nur rasch wieder." Die Frau aber sagte nichts und aß unaufhörlich.

Am nächsten Morgen gingen die beiden Alten wieder zum Flusse hinunter, um zu sehen, ob Lachse gefangen wären. Und siehe, sie fanden vier Fische. Diese trugen sie nach Hause, und als sie nahe genug waren, schrie der Mann wieder. Da sagte Q'anikila zu seinem Bruder: „Laß uns doch sehen, wer eigentlich diese bösen Menschen sind. Komm, wir wollen uns hier, nahe dem Hause, verstecken und nicht in den Wald gehen." Sie thaten wie Q'anikila gerathen hatte, und da sahen sie, daß nur der Alte und seine Frau kamen, und daß sie vier schwere Lachse ins Haus trugen. Sie hörten, wie die Frau zu ihrem Manne sagte: „Nun mache rasch Feuer, wir wollen essen, ehe die Kinder zurückkommen." Der Mann gehorchte, und dann kochten sie die Fische und fingen an zu essen. Da wurde Q'anikila zornig. Er nahm seinen Bogen und erschoß zuerst den Mann, dann die Frau. Dann nahm er ihre Leichname, warf sie in die Höhe, indem er sagte: „Nun fliegt davon als Vögel." Da wurde der Mann in einen Reiher, die Frau in einen Specht verwandelt.

Und Q'anikila und Nomóqois verließen den Ort und wanderten fürbaß. Als sie nach Tsámō (nahe Nauette Bar) kamen, sahen sie einen wunderbar schönen Fisch im Flusse umherschwimmen, dessen Körper glänzte wie lauter Licht. Q'anikila nahm einen Stock und schlug ihn. Da verwandelte sich der Fisch in einen Sisiutl (die fabelhafte, zweiköpfige Schlange), den er erschlug. Er zog ihn ans Land, schnitt ihn auf und zog ihm die Haut ab, aus der er sich einen Gürtel machte. Und er nahm ihm die Augen aus, die er sorglich bewahrte.

Und die Brüder wanderten weiter. Bald kamen sie nach Qoánē (nahe C. Scott). Da sah Q'anikila einen mächtigen Wal im Meere schwimmen, den wollte er erlegen. Er bat Nomóqois, ihm seine Schleuder zu leihen. In diese legte er ein Auge des Sisiutl als Schleuderstein, und als der Wal wieder auftauchte, um zu athmen, schwang er die Schleuder, der Stein flog wirbelnd davon und traf den Wal, der sogleich verendete. Auf diese Weise tödtete Q'anikila vier Wale, die am nächsten Morgen in Pátsis ans Land trieben. Er gab Nomóqois die Schleuder zurück, ging zum Meere herab und hob die Wale an den Schwänzen auf. So trug er sie hinauf aufs Land. Dort kann man noch heute ihre Rücken und Athemlöcher erkennen.

Q'anikila ging nun in den Wald, wo er sich einen Haufen kleiner Stöcke holte, aus denen er zwei kleine Häuser baute. Dann nahm er etwas Wasser in den Mund und spie auf die Häuser, die sich nun plötzlich gewaltig ausdehnten. Und er nannte das eine Haus Qoáqokyimtelas (= es ist so groß, daß die Leute an der gegenüberliegenden Seite klein erscheinen), das andere Yuibálakilis (= wo der Wind an allen Seiten hineinweht). Das letztere schenkte er seinem Bruder. Und er sprach zu ihm: „Ich will jetzt gehen, die Welt zu durchwandern und alle Menschen kennen zu lernen. Bleibe du hier. Wenn du hungrig bist, so iß von den Walen. Das wird genug sein, bis ich zu dir zurückkehre."

So trennten sie sich. Als Q'anikila einige Zeit gewandert war, kam er zu einem Dorfe, und mit Erstaunen sah er, daß aus keinem einzigen der Häuser Rauch aufstieg. Er ging in jedes einzelne Haus, aber er sah Niemand. Endlich im letzten Hause fand er einen Mann, Namens Nauetsâ, und dessen Enkelin, ein kleines Mädchen, die einzigen Bewohner des Dorfes. Er frug: „Wo sind denn alle eure Landsleute?" „Das Ungeheuer Tsé'qiš, das in jenem See haust, hat alle getödtet. Sobald Jemand hinabging, um Wasser zu holen, kam es und verschlang ihn. Wir sind die einzigen Ueberlebenden." Q'anikila beschloß, das Ungeheuer zu tödten. Er blieb im Hause mit Nauetsâ und dessen Enkelin. Eines Tages sprach er zu dem Kinde: „Gehe hinab zum See und hole mir Wasser." Dem aber widersetzte sich der Alte aufs Heftigste und wollte es nicht dulden. Er rief: „Nein, sie soll und darf nicht gehen! Tsé'qiš soll mir nicht das letzte meiner Kinder auch noch entreißen, und gewiß wird er sie fressen, wenn sie geht." Q'anikila aber suchte ihn zu beruhigen. Er gab dem Kinde den Eimer, band ihr den Gürtel aus der Haut des Sisiutl um und hieß sie gehen. Er folgte ihr, sah wie der Ts'éqiš auftauchte und das arme Kind verschlang. Da ergriff Q'anikila einen Stock, und indem er auf einem Steine Takt schlug, sang er: „Sisiutl! werde lebendig und tödte ihn; erwache und tödte ihn!" Kaum hatte er ausgesungen, so kam das Ungeheuer aus den Tiefen empor und wand sich in Todesqualen. Die Knochen aller Menschen, die es verschlungen hatte, spie es aus. Dann erschoß Q'anikila es mit seinen Pfeilen. Er setzte die Knochen wieder zusammen und besprengte sie mit dem Wasser des Lebens. Da standen sie auf und rieben sich die Augen, als wenn sie geschlafen hätten. Sie wanderten aus von der Unglücksstätte und wurden die Ahnen der Qosqimo.

Nach langen Wanderungen kam Q'anikila zurück nach Qoánē, wo er seinen Bruder dereinst verlassen hatte. Draußen sah er Niemanden. Er trat ins Haus und sah ihn dort im Bette liegen. Er rief ihn; Nomóqois aber hörte nicht. Er wollte ihn schütteln und da sah er, daß er schon lange todt war. Nur die gebleichten Knochen lagen unter den Decken. Da besprengte Q'anikila ihn mit dem Wasser des Lebens und der Todte stand auf, rieb seine Augen und sprach: „O, wie lange habe ich geschlafen!" Q'anikila antwortete: „Du hast nicht geschlafen! Du bist todt gewesen und ich habe dich wieder erweckt!"

Und Q'anikila wanderte weiter. Einst traf er einen alten Mann, Namens Tléχēkyōtl, welcher zwei Muscheln an einem Wetzsteine schärfte. Q'anikila trat dicht an ihn heran und frug ihn, was er mache. Unwirsch drehte jener sich um und antwortete: „Hm! Wenn Q'anikila hierher kommt, will ich ihn damit auf den Kopf hauen und tödten."

Er erkannte ihn nämlich nicht. Da sagte Q'anikila: „O, das ist recht! Laß mich doch einmal deine Muscheln sehen!" Tléχēkyōtl gab ihm erst die eine, und als Q'anikila darum bat, auch die andere Muschel. Dann schlug dieser ihm die eine rechts, die andere links in den Kopf, beschmierte sein Hintertheil mit Schmutz und rief: „So, nun werde ein Hirsch und laufe in den Wald." Und so geschah es. Die Muscheln wurden in das Geweih verwandelt und noch heute sind die Hirsche hinten schwarz.

Q'anikila ging weiter und traf einen Mann, der damit beschäftigt war, einen Stock sorglich mit schwarzen Ringen zu bemalen. Er trat neben ihn und frug: „Was machst du denn da?" Jener drehte sich um und sagte: „Wenn Q'anikila hierher kommt, so will ich ihn mit diesem Stocke tödten." Auch er erkannte ihn nicht. Q'anikila antwortete: „So, ich kenne den Mann nicht, aber das wird ihm gewiß ganz recht geschehen. Laß mich doch einmal deinen Stock sehen!" Der Mann gab ihn ihm, dann ließ Q'anikila ihn aufstehen, und unversehens stieß er den Stock in sein Hintertheil. Dann bemalte er seinen Mund und Rücken schwarz und sagte: „Fortan sei ein Waschbär und lebe auf den Bergen."

Q'anikila setzte seine Wanderungen fort und kam nach Ts'álo (Seymour Narrows). Dort sah er einen Mann, Namens Qoáqoa, mit seiner Lachsharpune stehen und fischen. Q'anikila kehrte um, ehe jener ihn gesehen hatte, und dachte nach, wie er ihm die Harpune stehlen könne. Endlich hatte er sich einen Weg erdacht, dies Ziel zu erreichen. Er schuf einen Mann, dem er befahl, sich auf einen Felsen zu stellen und zu beobachten, was er thun würde. Er verwandelte sich in einen Lachs und frug jenen: „Sehe ich gerade so aus wie ein Lachs?" „Nein", antwortete jener, „versuche es noch einmal." Und Q'anikila verwandelte sich nochmals und hatte nun ganz die Gestalt eines Lachses angenommen, der im Frühling den Fluß hinaufschwimmt. Er schwamm nun nach Ts'álo, wo Qoáqoa stand und die Harpune in Bereitschaft hielt, um den ersten Lachs zu stechen, der in seine Nähe käme. Q'anikila schwamm zu ihm und spielte ganz nahe bei ihm recht ruhig im Wasser. Da freute sich Qoáqoa, warf die Harpune in seine Seite und wollte ihn ans Land ziehen. Der Lachs aber stemmte sich gegen einen Stein und als der Mann mit aller Kraft die Harpunenleine einzog, brach die Spitze ab und der Lachs schwamm mit ihr davon. So hatte Q'anikila seine Absicht erreicht.

Qoáqoa aber war traurig, ging nach Hause und legte sich nieder. Unterdeß nahm Q'anikila wieder seine wahre Gestalt an. Freudig betrachtete er die Harpunenspitze und hing sie als Schmuck an sein Ohr. Dann stieg er wieder in sein Boot Qōqómalis, machte sich einen Steuermann und ging zu dem Platze, wo Qoáqoa's Haus stand. Als sie näher kamen, erblickte Qoáqoa's Sohn, der gerade vor dem Hause spielte, das Boot und machte seinen Vater darauf aufmerksam, der ihn die Ankömmlinge einladen hieß. Der Knabe ging zum Strande hinab und rief: „Unser Häuptling fordert euch auf, in sein Haus zu kommen, er will euch ein Fest geben." Q'anikila folgte der Einladung; er landete und ging ins Haus. Dort wies Qoáqoa ihm einen Platz am Feuer an, und Q'anikila setzte sich nieder. Er war aber eitel auf seinen Ohrenschmuck und drehte den Kopf hin und her, damit man ihn sehen sollte. Als Qoáqoa die Harpunenspitzen in den Ohren des Fremden erblickte, rief er: „Woher hast du deinen Ohrenschmuck bekommen?" „O, antwortete Q'anikila, den trage ich schon lange, lange Jahre." Qoáqoa aber schüttelte den Kopf und sagte zögernd: „Ich weiß nicht, ich habe etwas verloren, das gerade so aussieht wie dein Ohrschmuck." Er war überzeugt, daß jener es ihm geraubt hatte und ward sehr zornig. Er nahm einen Knochen, spaltete ihn in lauter dünne Nadeln und steckte diese in einen Lachs, den er Q'anikila vorsetzte. Als dieser anfing zu essen, blieben ihm die scharfen Splitter im Halse stecken. Er versuchte sie auszuspeien, aber es gelang ihm nicht; sie setzten sich nur fester in seinen Schlund, und Blut quoll aus seinem Munde hervor. Da sprach er: „Warum betrügst du mich so? Ein gutes Mahl versprachst du mir zu geben und nun machst du mich krank! Wenn du mich von den Knochensplittern befreist, will ich dir auch meinen Ohrschmuck geben." Da freute sich der Kranich. Er schüttelte Q'anikila und die Knochen fielen aus dessen Halse heraus. Q'anikila nahm nun die Harpunenspitzen aus seinen Ohren und drückte sie an Qoáqoa's Nase: „So", rief er, „da sollen sie ewig sitzen bleiben", und er ergriff ihn und warf ihn in die Luft. Da flog jener als Kranich davon. Seine Frau verwandelte er in einen Specht.

Als er weiter ging, hörte er Lärm wie von vielen Menschen. Zuerst sah er Niemand; als er aber an eine Landspitze kam, entdeckte er einen Mann, der sich bald auf der Erde herumwälzte, bald ins Wasser sprang und dann wieder ans Ufer kam. Sein Körper war über und über mit Mäulern bedeckt, die alle zugleich lachten und schrien. Q'anikila frug: „Was machst du denn da?" Jener aber antwortete nicht, sondern lachte und schrie immer weiter, so daß Q'anikila sich die Ohren zuhalten mußte. Endlich ward es ihm zu viel und er strich jenen mit der Hand über den ganzen Körper. Da verschwanden alle die unzähligen Mäuler und er ward ein rechter Mensch. Q'anikila gab ihm den Namen Yáq'e̥nte̥makš.

Er ging weiter und kam an einen Fluß. Dort fand er ein Haus, dessen Thür offen stand, und drinnen erblickte er vier blinde Mädchen, die um ein Feuer saßen, in dem sie einen Stein erhitzten, um vier Wurzeln zu kochen, die in einem Holztopfe lagen. Als er näher kam, sagte die älteste: „Ich rieche Q'anikila, er kann nicht weit von uns sein." Er aber schlich heimlich ins Haus und nahm unbemerkt die vier Wurzeln fort. Als die Mädchen nun den glühenden Stein ins Wasser werfen wollten, fanden sie, daß ihre Wurzeln fort waren, und sie sprachen zu einander: „Wo sind unsere Wurzeln geblieben?" Da trat Q'anikila zu ihnen und sprach: „Wie kommt es, daß ihr alle blind seid? Ich will euch heilen", und er nahm jede einzeln bei der Hand und führte sie ins Freie. Er nahm etwas Harz in den Mund, kaute darauf und spie ihnen dann auf die Augen. So wurden sie sehend. Und er ergriff die Mädchen an den Beinen und warf sie in die Luft. Da wurden sie in Enten verwandelt.

Auf seinen weiteren Wanderungen kam er nach Tsauete. Dort begegnete er einem jungen Manne, Namens Ts'átsō (ein Vogel), welcher eine kleine, hübsche Lanze besaß. Q'anikila wettete mit ihm, wer am besten mit der Lanze ein Ziel treffen und sie am weitesten werfen könne. Als Preis setzte er den Mantel Tsatsaχuiteláqa's, seiner Mutter, in dem die Lachse verborgen waren. Ts'átsō gewann die Wette und voller Freude tanzte er nun in Q'anikila's Mantel umher und sang: „Mutter, nun brauchst du keine Muscheln mehr zu suchen. Fortan werden wir immer reichlich Fische haben." Er tauchte einen Zipfel des Mantels ins Wasser und zahllose Fische von allen Arten sprangen daraus hervor. Da sprach Q'anikila: „Hier sollen fortan immer viele Fische sein." So entstand der Fischreichthum Tsauetes.

Q'anikila's Fuß ist noch heute in Qoánē im Stein abgedrückt zu sehen. Er ist zwei Spannen lang und eine Spanne breit. Mit einem Schritt konnte er von dort zur Insel Hḗtlas hinübertreten. Auch seine Augen sind dort versteinert.

Sie sehen aus wie die Augen eines Lachses. Wenn man Schmutz in diese Augen wirft, so wird es stürmisch und deshalb muß man sich hüten, dieselben zu berühren. Wenn man etwas in das rechte Auge wirft, so entsteht Ostwind, wenn in das linke, Westwind. Ferner ist in Qoánē ein großes Loch, in welches Q'anikila einst viele Leute geworfen hat. Daher speit dasselbe bis heute Blut. Viele Leute glaubten nicht, daß dieses Loch vorhanden sei. Um sich zu überzeugen, warf einst ein Mann eine Wiege hinein, in die er viele Gesichter geschnitzt hatte, um sie wieder zu erkennen. Nach einiger Zeit ward dieselbe in Wik'ēnoq wiedergefunden.

Die Nemkiš nennen Q'anikila häufiger bei seinem zweiten Namen Kuékuaχáoē. Sie erzählen, daß er den Nemkiš-Fluß hinaufging und sein Wasser darin abschlug. So kommt es, daß sich daselbst ein großer Fluß findet; und er hieß die Lachse darin aufsteigen.

Die Kwákiūtl erzählen, daß Kuékuaχávē einst einen großen Tanz halten wollte, und alle seine Gäste zu tödten beabsichtigte. Er sandte seinen Sohn Tlēselakila, (das Mink), zum Flusse, um daselbst ein Lachswehr zu bauen. Als das Wehr fertig war, ging er hinab und frug das Wehr, was es gefangen habe. Es antwortete: „Ich habe einen kleinen Bullhead (gadus sp.?).“ Er war nicht damit zufrieden und warf den Fisch aus dem Wehr. Nach einiger Zeit war ein Flunder darin. Auch diesen behielt er nicht. Dann fand er einen Stör darin; aber er war noch nicht zufrieden. Endlich fand er einen Sisiutl darin; diesen nahm er mit nach Hause. Er ließ seine Mutter Hátauχtl denselben abziehen, steckte seine Haut in den Gürtel und ließ sein Fleisch braten. Als seine Gäste dasselbe aßen, kamen alle ums Leben.

Çatlōltχ. Kumsnóotl.

Kumsnóotl stieg vom Himmel herab und durchwanderte die ganze Welt. Auf seinen Fahrten begegneten ihm P'a, der Rabe, Qā-iχ, der Mink, und Ts'ēsetētl (ein bunter Vogel). Einst kamen sie zu einem Manne Namens Qoálawāisit. Dieser wußte, daß Kumsnóotl zu ihm kommen würde und wollte ihn tödten. Deshalb häufte er viel harzreiches Holz in seinem Hause auf und lud Kumsnóotl und P'a zum Essen ein. Als sie im Hause waren, zündete er den Holzstoß an, bemächtigte sich Kumsnóotl's und warf ihn ins Feuer. Dieser aber kroch in ein Scheit und machte, daß es nicht verbrannte, obwohl alles Holz ringsum lichterloh brannte. Der Rabe aber flog zum Rauchfang hinaus. Als das Feuer ausgebrannt war, kam Kumsnóotl wieder aus dem Scheite hervor. Er nahm ein Zaubermittel und bestreute Qoálawāisit damit. Da ward dieser in einen Stein verwandelt.

Und Kumsnóotl ging weiter. Einst gelangte er nach Xúsam (Salmon River). Dort traf er einen Mann, Namens Çōçénēus, dessen ganzer Körper mit Mäulern bedeckt war. Dieser lachte unaufhörlich und machte einen Lärm, wie wenn Hunderte von Menschen beisammen wären. Da sagte Kumsnóotl: „Es ist nicht gut, daß du so lärmst“, und verwandelte ihn in einen Stein, der noch heute in Xúsam zu sehen ist.

Und er wanderte weiter. Bald traf er einen Mann, Namens Kóma (eine Art Gadus), welcher ein gewaltiger Zauberer war. Da sprach Kumsnóotl zu seinen Gefährten: „Laßt uns nicht näher herangehen, ich fürchte jenen!“ Da lachte Kóma und rief: „Warum fürchtest du mich, etwa weil ich ein mächtiger Zauberer bin? Ich thue ja Niemandem etwas, ich freue mich nur, daß es schönes Wetter ist!“ Aber Kumsnóotl fürchtete ihn. Deshalb ergriff er ihn und warf ihn ins Wasser. Er gab ihm einen kurzen Schwanz und verwandelte ihn in einen dicken fetten Fisch, indem er rief: „Da du ein Zauberer warst, so sollen dich die Menschen fürderhin benutzen, um ihre Krankheiten zu heilen.“ Deshalb kocht man das Fett dieses Fisches und benutzt es als Medicin.

Und Kumsnóotl fuhr nach Q'ódjomēn. Dort saß eine Frau und sang zu dem nahen Berge Kókuanan: „O, bewege dich ein bischen zur Seite, damit ich an dir vorbei sehen kann! Meine Wangen sind wund vom Weinen, weil ich nicht an dir vorüber sehen kann!“ Als Kumsnóotl kam, schämte sich der Berg Kókuanan und rückte aus dem Wege.

Und er ging weiter zu einem Orte, wo ein Ungeheuer, von der Gestalt eines Tintenfisches, in einem See wohnte, das jeden verschlang, der hinab ging, um Wasser zu holen. Niemand wagte sich mehr hinunter und die Dorfbewohner starben vor Durst. Nur ein alter Mann wußte sich zu helfen. Er fuhr täglich hinüber zur Insel Mitlnatsch und fing rothen Codfisch. Er ließ das Fett aus und trank es. So kam es, daß er und sein Enkel am Leben blieben, während alle Leute ringsum starben. Als Kumsnóotl ankam und die Noth der Dorfbewohner sah, beschloß er, das Ungeheuer zu tödten. Er befahl seinen Begleitern, große flache Steine glühend zu machen. Als die Steine heiß waren, setzte er sich einen als Hut auf und bedeckte mit den anderen seinen Körper. Dann nahm er einen Eimer in die Hand und ging zum See hinunter und plätscherte im Wasser, um die Aufmerksamkeit des Tintenfisches zu erregen. Es dauerte auch nicht lange, so tauchte er auf, streckte seine langen Arme aus, um Kumsnóotl zu seinem Maule herabzuziehen, aber sobald er mit den Saugnäpfen die glühenden Steine berührte, so fielen diese ab. Endlich sprang das Ungeheuer auf Kumsnóotl's Kopf und hätte ihn fast überwunden, aber der glühende Stein welchen jener als Hut trug, tödtete es. Dann zerschnitt es Kumsnóotl und warf die Theile nach allen Richtungen ins Meer. Er sprach: „Ihr sollt euch in Tintenfische verwandeln und künftig den Menschen zur Nahrung dienen.“ Den Magen warf er aufs Land, wo er in einen großen Stein verwandelt wurde; den Kopf versenkte er nahe Cap Mudge ins Meer, dort erzeugt er noch heute die gefährlichen Wirbel und Stromschnellen.

Und Kumsnóotl nahm einen Farbentopf, bemalte alle Menschen mit bunten Farben und verwandelte sie in Vögel. P'a schrie unterdeß immer: „O, das ist schön, bemale mich auch, aber recht bunt!“ Darüber wurde Kumsnóotl endlich ungeduldig, und bestrich ihn über und über mit schwarzer Farbe. Daher ist der Rabe schwarz.

Und Kumsnóotl ging weiter und traf einen Mann, Namens Qéu (der Hirsch). (Diese Sage und die Erschaffung des Kranichs, der an den Seymour Narrows wohnte, ist gleichlautend mit den entsprechenden Sagen der Kwákiutl und Tlatlasiqoala.) (Vergl. S. 155.)

Qauitschin. Xäls.

Vor langer, langer Zeit stieg ein Mann Namens Xäls vom Himmel herab. Als er zur Erde gekommen war, wanderte er durch alle Länder und besuchte alle Völker, die Guten belohnend, die Schlechten bestrafend.

Einst kam er nahe der Mündung des Qauitschin-Flusses ans Meer. Dort wohnte auf dem Hügel bei Qauitschin Wharf ein Mann Namens Hámokos, und am Fuße des Hügels wohnte ein Freund desselben. Als der erstere Xäls herankommen sah, rief er seinen Freund: „Komm rasch zu mir, ehe Xäls kommt und dich verwandelt.“ Der Freund

beeilte sich, den Hügel hinaufzulaufen, ehe er aber hinaufgelangte, hatte *Xäls* ihn erreicht, und verwandelte ihn in einen Stein.

Xäls ging weiter am Strande entlang. Da sah er eine Frau im Wasser schwimmen und hinter einem Steine einen Mann, der sich da versteckt hatte und ihr zusah. *Xäls* verwandelte beide in Steine.

Und er traf einen Mann, welcher Muscheln schärfte, um sie als Spitzen für seine Pfeile zu gebrauchen. Er frug: „Was machst du da?“ Jener antwortete: „Wenn *Xäls* kommt, will ich ihn mit diesen Pfeilen erschießen.“ Er erkannte ihn nämlich nicht. *Xäls* ließ sich die Muscheln geben, schlug sie jenem in den Kopf und verwandelte ihn in einen Hirsch, indem er sagte: „Nun springe davon! Künftig sollen die Menschen dich essen!“

Xäls ging weiter und kam nach Q'umiéqen. Dort traf er einen Mann, Namens Spâl. Dieser war im Begriffe einen Hirsch abzuziehen, und *Xäls* sagte zu ihm: „Sei vorsichtig beim Abziehen des Hirsches. Ich habe ihn getödtet, mein Pfeil steckt noch darinnen. Zerbrich ihn mir ja nicht.“ Spâl fuhr heftig in die Höhe und rief: „Was fällt dir ein, ich selbst habe den Hirsch getödtet. Mir gehört er, ich werde damit thun, was ich will, und du hast dich nicht darum zu kümmern.“ *Xäls* sagte nochmals: „Hüte dich und zerbrich mir meinen Pfeil nicht!“ Aber Spâl kümmerte sich nicht um seine Worte, lud den Hirsch auf den Rücken und ging nach Hause. *Xäls* nahm nun vermodertes Holz und warf ein Stück auf den Rücken und eins auf das Geweih des Hirsches; dann nahm er einen Stein und zauberte ihn in dessen Magen. Als Spâl nach Hause kam, warf er seine Last nieder, nahm den Hirschmagen und ging ins Haus. Dort sagte er zu seiner Frau: „Sieh dir doch draußen den großen Hirsch an, den ich erlegt habe.“ Seinem Kinde warf er den Magen zu, der gerade dessen Leib traf und es tödtete, denn er war plötzlich Stein geworden. Die Frau aber fand draußen nichts als vermodertes Holz. Das hatte *Xäls* gethan.

Dieser traf im Walde einen anderen Mann, der ebenfalls im Begriff war, einen Hirsch abzuziehen. *Xäls* trat zu ihm und sprach: „Sei vorsichtig beim Abziehen des Hirsches. Ich habe ihn getödtet, mein Pfeil steckt noch darinnen. Zerbrich ihn mir ja nicht.“ Jener versprach darauf zu achten. Da sagte *Xäls*: „Lade den Hirsch auf deine Schultern und gehe nach Hause, du wirst mich später schon wiedersehen.“ Jener that, wie ihm geheißen. Und der Hirsch wurde schwerer und schwerer, so daß er ihn schließlich kaum noch tragen konnte. Als er zu Hause ankam, rief er seine Frau und bat sie, ihm zu helfen, den Hirsch abzuladen. Da fanden sie, daß er während des Heimweges ungemein fett geworden wár, und sie konnten viele Kisten mit dem Hirschfette füllen.

Als Spâl dieses hörte, sandte er seinen Sohn zu seinem glücklichen Nachbarn, ihm einen Fisch zu bringen, denn er hoffte, daß er etwas Fett als Gegengeschenk erhalten werde. Jener aber nahm den Fisch nicht an. Da ging Spâl selbst hinüber, ihm den Fisch anzubieten, aber er konnte den Nachbar nicht bewegen, den Fisch anzunehmen. Darüber schämte er sich so, daß er den Fisch fortwarf. Er ging wieder auf die Jagd, und als er einen Hirsch erlegt hatte, trat *Xäls* auf ihn zu und behauptete, sein Pfeil stecke in dem Hirsche. Wieder folgte Spâl nicht seinem Verlangen, auf den Pfeil zu achten und daher verwandelte *Xäls* auch diesen Hirsch in vermodertes Holz. Der andere Mann dagegen folgte ihm, und er beschenkte ihn wieder, indem er das Fett des Hirsches sich vermehren ließ. Dann verwandelte er Spâl in einen Raben, den anderen aber in eine Möve.

Und *Xäls* wanderte weiter. Einst traf er einen Mann, der einen blauen Mantel trug, und weit und breit als unverbesserlicher Dieb bekannt war. Diesen verwandelte er in einen Blue Jay. Einem anderen schlug er zwei Hölzer in den Kopf und verwandelte ihn in einen Elk; und er schuf den Bären, die Enten und viele andere Thiere.

Er ging weiter den Quaitschin-Fluß hinauf und kam nach Quámitsckan. Dort lebte ein mächtiger Häuptling, Namens Q'éseq. Als *Xäls* kam, stand jener vor seinem Hause. Sie blieben einander gegenüber stehen und suchten sich durch ihre Blicke gegenseitig zu besiegen. Endlich zeigte sich *Xäls* als der Stärkere und Q'éseq stieg in den See *Xátsa* hinab, wo er noch heute lebt. Er erschuf die Forellen in *Xátsa*, und von dort schwammen sie in die Flüsse hinab.

Ueberall im Quaitschin-Flusse kann man *Xäls* Werke sehen: Menschen und Hunde, die er in Stein verwandelt hat, sein Boot — jetzt ein mächtiger Felsblock im Flusse — und den Pflock, an den er sein Boot zu binden pflegte. Auch dieser wurde in Stein verwandelt.

Und er wanderte weiter. Endlich kam er zu den Ts'åmes in Leq'úmen (bei Victoria). Diese waren beschäftigt, Flundern zu fangen. Sie brachten die Fische ans Land und spießten sie auf Stöcke, die sie in die Erde steckten. Da frug *Xäls*: „Was macht ihr denn da mit euren Fischen?“ „Wir wollen sie von der Sonne braten lassen“, antworteten jene. „Versteht ihr denn nicht, Feuer zu machen?“ frug *Xäls*. Als sie seine Frage verneinten, lehrte er sie das Reibefeuerzeug machen und überzeugte sich, ob sie es verstanden hatten. Dann sagte er: „So sollt ihr und eure Nachkommen Feuer machen und eure Nahrung darauf kochen.“

Nitinat. Alis.

Auf seinen Wanderungen traf Alis den Kranich, welcher damit beschäftigt war, einen Stein zu schärfen. Er frug: „Was machst du da?“ Jener antwortete: „Wenn Alis kommt, will ich ihn mit dieser Steinlanze tödten.“ Er erkannte jenen nämlich nicht. Da sagte Alis: „O, laß sie mich doch sehen.“ Als er sie ihm gegeben, steckte er sie ihm an die Stirn, machte sie zu einem Schnabel und sagte: „So sollst du die Lanze tragen! Nun sprich!“ Und jener schrie: „āχ, āχ, āχ!“ Dann nahm Alis den Staub vom Wetzsteine und bestreute ihn damit. So erhielt der Kranich seinen langen Schnabel und seine graue Farbe.

Die Sagen, welche hier erzählt sind, stellen zum Theil den Wanderer als den Gottessohn dar. Die Kwakiutl nennen die Gottheit Quanstóump, d. h. unser Vater, und Q'anikila ist sein Sohn. Der letztere wird außerdem noch „Unserer älterer Bruder“, „Der von droben gekommene“, „Der, dem wir danken müssen“ (Kumsnóla, Ata, Amiaéχet) genannt. Dieselbe Bedeutung hat er offenbar bei den Çatlōltχ, denn Kumsnóotl bedeutet: „Unserer älterer Bruder.“ Der charakteristische Zug dieser Sagen bei allen Völkern ist, daß er die Halbthiere der Vorwelt in wirkliche Thiere und in Menschen scheidet. Die Vorstellung dieser Halbthiere findet sich auch bei den Tlingit und ihren Nachbaren, doch werden in ihren Sagen dieselben bei der Sintfluth verwandelt. Am bedeutsamsten ist die Sage jedenfalls bei den Kwakiutl, bei denen der Ahne jedes Geschlechtes von Q'anikila in seine Würde eingesetzt ist, oder mit ihm gekämpft hat. Diese Bedeutung scheint bei den Stämmen am Südende von Vancouver Island nicht vorhanden zu sein. Vielmehr zeigt ihnen die Sage Aehnlichkeit mit gewissen Sagen der Bilχula und Wik'ēnoq, die im folgenden Abschnitte besprochen werden sollen.

Kürzere Mittheilungen.

Die Bevölkerungsverhältnisse des Kaiserthums Japan [1]).

Das japanische Inselreich hatte am 1. Januar 1885 37 868 987 Einwohner, dasselbe ist also, sobald man die Staaten einfach ihren absoluten Bevölkerungszahlen nach beurtheilt, als vollkommen ebenbürtig neben die europäischen Großmächte Frankreich, Oesterreich-Ungarn und Großbritannien zu stellen. Und sobald man seine Einwohnerzahl zu seiner Fläche in Beziehung setzt, und in der großen Dichtigkeit der Bevölkerung eines staatlichen Gemeinwesens ohne Weiteres eine kulturelle und wirthschaftliche Stärke, in der geringen Dichtigkeit derselben dagegen eine Schwäche sieht — wie wir das in Europa gewöhnt sind — so zeigt sich das ostasiatische Reich den genannten europäischen Staaten ebenso wie auch allen nicht genannten europäischen Großstaaten sogar beträchtlich überlegen. Da seine gesammte Landfläche 382 417 qkm beträgt, so wohnen auf jedem Quadratkilometer 99 Menschen, oder reichlich so viele als in Italien (97) und erheblich mehr als in Deutschland (87). Dabei rechnet man aber in sehr unberechtigter Weise das japanische Kolonialgebiet Hokkaido (Jezo und die Kurilen) mit zu dem eigentlichen Japan. Zieht man diesen Distrikt mit seiner großen Fläche (94 011 qkm) und seiner kleinen Volkszahl (204 174) ab, so ergiebt sich für das japanische Gebiet eine Bevölkerungsdichtigkeit von 131 auf den Quadratkilometer, und das ist mehr als in dem dichtest bevölkerten europäischen Großstaate (Großbritannien, mit 114 auf dem Quadratkilometer). Bei der Würdigung dieser Zahlen hat man freilich zu bedenken, daß dieselben in Japan nicht auf einer eigentlichen Volkszählung basiren, sondern daß sie aus Listen berechnet sind, die von den Ortsbehörden geführt werden, und daß dabei — namentlich in den Landbezirken — leicht Doppelzählungen vorkommen. Ziemlich genau dürften dieselben immerhin sein.

Da Japan ganz vorwiegend ein Ackerbaustaat mit relativ gleichmäßiger Vermögensvertheilung ist, da daselbst noch ziemlich allgemein Naturalwirthschaft und Kleinbetrieb herrscht, und da die Verkehrsmittel noch nicht sehr stark entwickelt sind, so sind diejenigen Gegenden, welche die meisten Nahrungsmittel erzeugen, auch die volkreichsten. So haben die dichteste Bevölkerung die Bezirke Aichi (östlich von der Bucht Iseno umi); Saitama, Kanagawa, Chiba und Tokio (das Hinterland der Yedo-Bai); Fukuoka (im NW von Kiusiu) und Ozakafu (an der Inlandsee auf Nipon). Hier beträgt die Bevölkerung auf den Quadratkilometer mehr als 220, denn hier liegen die fruchtbarsten Reisebenen, und hier liefert auch zugleich die Fischerei, die für die Volksernährung Japans so sehr in Betracht zu ziehen ist, ihre reichsten Erträge. Die Gebirgsgegenden sind dagegen ganz dünn besiedelt, weil die angegebenen Hilfsquellen dort in einem hohen Grade fehlen. Die Verhältnisse liegen in dieser Beziehung in Japan ganz ähnlich wie in Indien, das auch ein Land des bäuerlichen Kleinbetriebes, des Reisbaues und der Naturalwirthschaft ist.

Haushaltungen wurden am 1. Januar 1885 7 710 221 gezählt, was auf jede einzelne Haushaltung 4,91 Köpfe ergiebt. In Deutschland sind die Haushaltungen im Allgemeinen kleiner, da sie im Durchschnitt nur 4,7 Köpfe enthalten. Auch in Japan besteht aber in dieser Hinsicht ein großer Unterschied zwischen Land und Stadt, und in Tokio kommen auf jede Haushaltung nur 4,07 Köpfe, was sogar ein noch größeres Mißverhältniß ergeben würde, als es zwischen Berlin (mit 4,3 Köpfen auf die Haushaltung) und dem gesammten Deutschen Reiche zu bemerken ist. Besteht in Japan auch eine größere Neigung zur Ehelosigkeit und Kinderlosigkeit in den Städten als auf dem Lande?

Auffallend ist bei der großen Bevölkerungsdichtigkeit des Staates die geringe Zahl von großen Städten. Ueber 100 000 Einwohner enthalten nur 5, nämlich Tokio 902 837, Osaka 353 970, Kioto 255 403, Nagoya 126 898 und Kanazawa (Isikawa) 104 320; und unter 100 000 nur 6, nämlich: Hiroschima 77 344, Yokohama 70 019, Tokuschima 60 541, Wakayama 55 574, Sendai 55 321, Toyama 50 417. Diese Abweichung von europäischen Verhältnissen erklärt sich wohl ebenfalls vor allen Dingen daraus, daß Japan kein Industriestaat in unserem Sinne ist.

Bezüglich der Zahl der Japanesen im Auslande und bezüglich der Zahl der Fremden in Japan wirkt die lange Abgeschlossenheit des Landes, die bekanntlich erst im Jahre 1853 gebrochen wurde, augenscheinlich noch immer nach. Die erstere Zahl betrug am 31. December 1884 nur 8898 und die letztere nur 7117. Etwa die Hälfte der im Auslande lebenden Japaner (4356) waren übrigens bloß bis Korea gekommen, und nahezu ein weiteres Viertel (2068) nur bis China, während das übrige reichliche Viertel sich auf Amerika (817), Rußland (671), England (264), Frankreich (164) und Deutschland (129) vertheilte. Von den Fremden in Japan aber waren 4113 Chinesen, 1423 Briten, 592 Amerikaner, 343 Deutsche, 198 Franzosen, 94 Dänen, 80 Holländer, 49 Portugiesen, 42 Oesterreicher, 38 Schweden, 37 Italiener, 34 Schweizer rc.

Auf die Kaste der K a z o k u (Adeligen, im Ganzen 3350) kamen von der Gesammtbevölkerung noch nicht 1 pro mille, auf die Kaste der S c h i z o k u (der Beamten und Soldaten, im Ganzen 1 938 204) reichlich 5 Proc., und auf die Kaste der H e i m i n, der gewöhnlichen Leute, der Rest (35 921 670). Männer gab es 19 157 977 und Weiber 18 711 110, während also in Europa in der Regel das weibliche Geschlecht vorwiegt, so hat in Japan das männliche die Ueberzahl. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß die oben erwähnten Doppelzählungen das männliche Geschlecht am häufigsten betreffen dürften, sowie, daß in den Volkslisten Verschollene fortgeführt werden. Das Verhältniß der Knabengeburten zu den Mädchengeburten ist in Japan (104,75 : 100) ein ganz ähnliches wie in Europa (104 bis 106 : 100), und wie in Europa so ist auch in Japan die Sterblichkeit der Knaben größer als die der Mädchen. Das Ueberwiegen der weiblichen Sterblichkeit für die ganze Zeit zwischen 15 und 40 Jahren weicht dagegen von den europäischen Verhältnissen gänzlich ab, gerade bei diesen Zahlen könnte die japanische Statistik aber leicht eine sehr mangelhafte sein, und es ist ihnen deshalb kein höheres Gewicht beizulegen. Alljährlich werden in Japan etwa 1 050 000 bis 1 150 000 Kinder geboren, wogegen die Zahl der Sterbefälle nicht ganz an eine Million hinanreicht. Auch in dieser Hinsicht sind also die japanischen Verhältnisse von den europäischen nicht gerade sehr verschieden.

E. D.

[1]) Vergl. Dr. K. Rathgen, Ergebnisse der amtlichen Bevölkerungsstatistik in Japan. (Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Bd. IV, S. 322 ff.)

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— M. H. Dauvergne ist im Begriffe, eine ähnliche Reise nach Centralasien anzutreten, wie sie Bonvalot und Genossen kürzlich ausgeführt haben. Derselbe will von Lahore aus zunächst das Pamirplateau und Samarkand sowie Kokand zu erreichen suchen, um sich dann nach dem Tienschan zu begeben.

— Die „Proceedings" der Londoner Geographischen Gesellschaft enthalten in ihrem diesjährigen Januarhefte einen Bericht über die Forschungen, die D. D. Daly in den Jahren 1884 bis 1887 in dem britischen Nord-Borneo angestellt hat. Unter anderen besuchte derselbe auch mehrere der Vogelnest-Höhlen, die sich in dem Kalksteine des Obang-Obang-Gebirges und anderwärts finden, und die den Chinesen ihren bekannten Leckerbissen liefern. Besonders werthvoll erscheint der Bericht durch die schöne Karte, die ihm beigegeben ist. — Ein anderer englischer Reisender, John Whitehead, hat sich unterdeß von Labuan aufgemacht, um seine Studien am Kina-Balu fortzusetzen.

— Die botanischen Materialien, welche General Prshewalski gesammelt hat, werden in Vereinigung mit gleichartigen, in den letzten Jahren erworbenen Sammlungen anderer Reisender gegenwärtig durch den Akademiker K. J. Maximowitsch beschrieben. Die meteorologischen Aufzeichnungen der vier Reisen Prshewalski's werden von A. J. Wojeikow bearbeitet. Prshewalski selbst ist mit der Beschreibung seiner ersten Reise durch Central-Asien beschäftigt. St.

Afrika.

— Dem „Mouvement géogr." zufolge würde die Expedition Cambier's die Aufnahme der „Kongo-Eisenbahn" bis zum Kuilu beendigt haben. Es wäre dies etwa die Hälfte der Route, und zwar diejenige Hälfte, in der es die zahlreichsten und bedeutendsten natürlichen Schwierigkeiten zu überwinden galt. Begraben scheint das Project also noch immer nicht zu sein.

— Die englische Regierung ist neuerdings eifrig bemüht, den britischen Einfluß auch in Oberguinea zu dem überwiegenden zu machen, bezw. ihn als solchen zu erhalten. So ist im Januar d. J. unter der Führung von A. M. Festing eine officielle Expedition von Port Loho (Sierra Leone) in das Innere abgegangen, die den Zweck hat, den Mandingo-König Alimany Samodu, der sich im Verlaufe des letzten Jahrzehnts ein stattliches Reich begründet hat, zum Bundesgenossen Englands zu machen. Alimany Samodu (auch Almami Sanankoroh genannt), der früher in Sierra Leone gelebt hat und dort mohammedanisch geworden ist, scheint den Engländern dabei auf halbem Wege entgegenzukommen — sei es, daß derselbe die englische „Bundesgenossenschaft" der französischen, die ihm von Senegambien aus droht, vorzieht, sei es, daß er dadurch seinen usurpirten Thron zu stützen sucht.

— Zu den wesentlichsten Früchten der zweijährigen Expedition des Major Carvalho in das Innere von Afrika gehört es, daß es demselben gelungen ist, den viel genannten Muata Jammo mit Portugal zu befreunden, und das Reich desselben in engere Handelsbeziehungen zu Loanda zu bringen. Zahlreichen anderen Häuptlingen im Inneren hat Carvalho ihr Abhängigkeitsverhältniß zu Portugal ins Gedächtniß zu rufen gesucht.

— Dr. Hamy, vom ethnographischen Museum des Trocadero, hat der Pariser Geographischen Gesellschaft einen vorläufigen Bericht erstattet über die Ergebnisse seiner im vorigen Jahre unternommenen Expedition nach dem südlichen Tunesien. Der genannte Forscher hat namentlich die Ruinenstädte und Höhlenwohnungen der fraglichen Gegend einer eingehenden Untersuchung unterworfen.

— In einem Vortrage vor dem anthropologischen Institute zu London verbreitete sich Prof. Flower über das afrikanische Zwergvolk der Akkas, das er an zwei von Emin-Pascha erhaltenen Skeletten genauer zu untersuchen im Stande gewesen ist. Diesem Vortrage zufolge sind die zuerst durch Schweinfurth (1870) entdeckten und beschriebenen Akkas thatsächlich die kleinsten unter allen Menschen, die an Höhe selbst hinter den Andaman-Insulanern und Buschmännern zurückbleiben. Die von Flower gemessenen Skelette von ausgewachsenen Leuten maßen nicht ganz 4 engl. Fuß, und Emin-Pascha berichtet von einer noch kleineren Frau. Im Uebrigen zeigt das Volk vorwiegend Negermerkmale, so daß der Name „Negrillos" nicht schlecht für sie gewählt ist. Die Schädel sind nur runder als bei den eigentlichen Negern. Von den Buschmännern, mit denen Schweinfurth die über das ganze äquatoriale Afrika zerstreuten Zwergstämme in Verbindung zu bringen geneigt war, differiren dieselben dagegen in wesentlichen Punkten.

— Dr. R. Verneau, der im Auftrage des französischen Unterrichts-Ministeriums die Canarien nach den Resten ihrer Urbevölkerung durchforscht hat, veröffentlicht in der Novembernummer der „Revue d'Anthropologie" die Resultate seiner Messungen an gefundenen Röhrenknochen und der daraus abgeleiteten Berechnung der mittleren Körpergröße. Dieselben bestätigen, was auch die Schädelmessungen ergaben: daß nämlich die Bevölkerung der Inseln schon bei Ankunft der ersten Europäer eine sehr gemischte war. Nur Lanzerote und Fuertaventura zeigen ausschließlich hochgewachsene Männer, deren Mittelgröße von 1,81 bis 1,84 m schwankt und deren kleinste immer noch 1,74, die größten dagegen 1,89 bis 1,93 messen. Sie übertreffen noch die quaternären Menschen von Cromagnon, zu deren Rasse sie nach dem Schädelbau gehören, und die durchschnittlich nur 1,78 m groß wurden. Sie rechtfertigen also einigermaßen die Angaben der Genossen Jean de Bethencourt's über die Riesengröße der Guanchen. Gran Canaria zeigt diese hochgewachsene Rasse nur an wenigen Punkten der Nordseite; nach Südosten hin werden die Bewohner immer kleiner, offenbar in Folge der Mischung mit Einwanderern, welche anscheinend an der Mündung der Schlucht von Guyandeke landeten und bis zur Mitte der Insel vordrangen. Verneau hält sie für Numider, da er im Barranco de los Balos numidische Felseninschriften gefunden hat. Ihre Körperhöhe bleibt durchschnittlich unter 1,70 m. Neben ihnen finden sich aber auch unzweifelhafte Semiten über die ganze Insel zerstreut, und im äußersten Südosten kommt eine ganz kleine Rasse hinzu, welche nicht 1,60 m erreicht und keiner der drei genannten Rassen angehören kann. Tenerifa zeigt durchgängig eine gemischte, ziemlich gleichmäßige Bevölkerung von 1,70 m Durchschnittshöhe, auf Palma finden sich dagegen wieder lokal ganz verschiedene Rassen. Während bei Dehesa die Durchschnittsgröße 1,70 m beträgt, und 12 Proc. über 1,78 hinausgehen, lebte um Argual eine kleine Rasse von nur 1,65 m Durchschnittshöhe, dazwischen bei San Juan Belmaco Leute

von 1,65 bis 1,70 m, und manche davon mit echt semitischen Schädeln. Von der kleinen Rasse konnte Verneau allerdings nur vier messen, doch waren dieselben in jeder Hinsicht vollkommen gleich. Auf Gomera überwiegen die Kleinen; der Durchschnitt ist 1,56 m, die größte Höhe 1,74 m, und nur 7 Proc. überschritten 1,70 m. Hier ist also der Einfluß der großen Guanchen völlig verschwunden, und die Insel muß als das Verbreitungscentrum der räthselhaften kleinen Rasse angesehen werden. Die Frage wird übrigens dadurch noch complicirter, daß die Schädel von Gomera auffallend mit den echten Guanchenschädeln übereinstimmen. — Auch auf Ferro sind die Kleinen in der Mehrzahl, machen aber doch nur etwa 55 Proc. aller gemessenen aus, 22 Proc. sind über 1,70 m groß, und die Durchschnittsgröße für die ganze Insel steigt damit auf 1,64 m. Auch hier sind Inschriften mit numidischen Charakteren gefunden worden, die nordafrikanischen Einwanderer haben sich also bis zu der südlichsten der canarischen Inseln ausgebreitet. Ko.

Australien.

— Eine Expedition, welche H. O. Forbes von Port Moresby an der Südostküste von Neu-Guinea landeinwärts in der Richtung auf Mount Owen Stanley geleitet hatte, traf am 12. November v. J. wieder in jenem Orte ein. Es hatte sich dabei um die Fortsetzung der von Forbes vor zwei Jahren begonnenen, aber nicht vollendeten planimetrischen Aufnahme dieses Distriktes, sowie um den erneuerten Versuch einer Annäherung an den Mount Owen Stanley gehandelt. Forbes drang, von zwei Weißen und einigen Eingeborenen begleitet, bis an den Fuß des mächtigen Gebirges vor und hätte, wie der Führer versichert, bis zur Höhe von 10 000 Fuß (3000 m) gelangen können, wenn die Gesellschaft an Zahl stärker gewesen. Die Eingeborenen wollten aber nicht weiter Folge leisten, und die wenigen Weißen waren außer Stande, das nöthige Gepäck bis zu einer solchen Höhe hinaufzuschaffen. Aus diesem Grunde mußte die Ersteigung unterbleiben. Forbes hatte vier Tagereisen rückwärts ein Dépot angelegt und dasselbe mit den Pferden und dem werthvollsten Theile seines Gepäcks, namentlich auch den Instrumenten, von zwei Südsee-Insulanern bewachen lassen. Bei seiner Rückkehr fand sich aber, daß das Depot in der Zwischenzeit von Neu-Guinea-Eingeborenen überfallen und ausgeplündert worden war. Die beiden Wächter hatten sich, nachdem sie einen der Angreifer niedergeschossen, geflüchtet und waren glücklich in Port Moresby angelangt. Die Pferde fanden sich unversehrt vor, alles andere dagegen war verschwunden. H. G.

Polarregionen.

— Die von den australischen geographischen Gesellschaften geplante Südpolar-Expedition erscheint durch das ablehnende Verhalten der englischen Regierung wieder in Frage gestellt. Nicht ohne Grund betont die letztere, daß die von den Australiern ausgesetzte Summe (5000 Pfd. St.) auch dann, wenn sie durch einen gleichen Betrag aus dem Mutterlande verdoppelt würde, nicht von fern zu einem gründlichen Forschungswerke in den antarktischen Gewässern ausreichen würde. Praktische Interessen der britischen und australischen Fischerei, wie man von australischer Seite behauptet, würden durch die Expedition aber schwerlich in irgend einer Weise gefördert werden.

Bücherschau.

— Dr. W. Geiger, Die Pamir-Gebiete. Wien 1887. Ed. Hölzel. Die von Professor A. Penck herausgegebenen „Geographischen Abhandlungen" haben rasch eine so hervorragende Bedeutung für die wissenschaftliche Erdkunde erlangt, daß man es schon als große Empfehlung einer Monographie über einen einzelnen Erdraum anzusehen hat, wenn dieselbe in dieser Sammlung erscheint. Daß die uns vorliegende Arbeit von Dr. Geiger über die Pamir-Gebiete dieser Empfehlung würdig ist, kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen. Der genannte Gelehrte hat sich allerdings erst durch seine kulturhistorischen Studien dazu veranlaßt gesehen, den physikalisch-geographischen Verhältnissen der in Frage stehenden Gegend seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, er hat es dann aber augenscheinlich mit großem Eifer und Erfolg gethan. Die Hauptstärke seiner Abhandlung liegt in der Benutzung und Verarbeitung eines sehr umfassenden — vorzugsweise russischen — Quellenmaterials. Daneben geht er aber auch mit den geologisch-geographischen Theorien unseres Süß, von Richthofen 2c. mit anerkennenswerther Gewandtheit um, und er sucht dieselben sogar in einzelnen Punkten zu vervollständigen. Er bezeichnet das Pamirsystem als „eine Schaarung der tibetischen nach Norden aufgebogenen Ketten und der von WSW nach ONO streichenden Tien-schan-Erhebungen".

— Karl Brämer, Nationalität und Sprache im Königreich Belgien. (Forschungen zur deutschen Landes- und Völkerkunde II. 2. Stuttgart, Engelhorn.) Auch in Belgien, wo man noch vor 30 Jahren kaum an einen Nationalitätenunterschied dachte, tritt neuerdings die Rivalität zwischen Wallonen und Vlämen immer mehr hervor und führt stellenweise schon zu einer recht bedenklichen Erhitzung der Gemüther. Die Arbeit von Brämer giebt nun ganz genaue, auf aktenmäßigem Material beruhende Darstellung der Vertheilung der beiden Nationalitäten. Die Scheidelinie läuft, ohne sich um natürliche Grenzen zu kümmern, fast genau von Westen nach Osten, und erst in geringer Entfernung von der deutschen Grenze wendet sie sich nach Südosten. Die Wallonen, bis in die neueste Zeit durch die Anerkennung des Französischen als Staatssprache begünstigt, sind im Ganzen im Vordringen, doch langsamer, als man gewöhnlich annimmt. Die Vlämen sind seit der Zählung von Bockt (1846) von 59,5 Proc. der Gesammtbevölkerung auf 57,4 Proc. heruntergegangen; sie haben fünf Dörfer an die Wallonen verloren, dafür aber drei gewonnen. Das Wiedererwachen der vlämischen Literatur wird dem Zunehmen der Wallonen wohl einen Damm entgegensetzen. Ko.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII.



№ 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

VI.

(Mit zwei Abbildungen.)

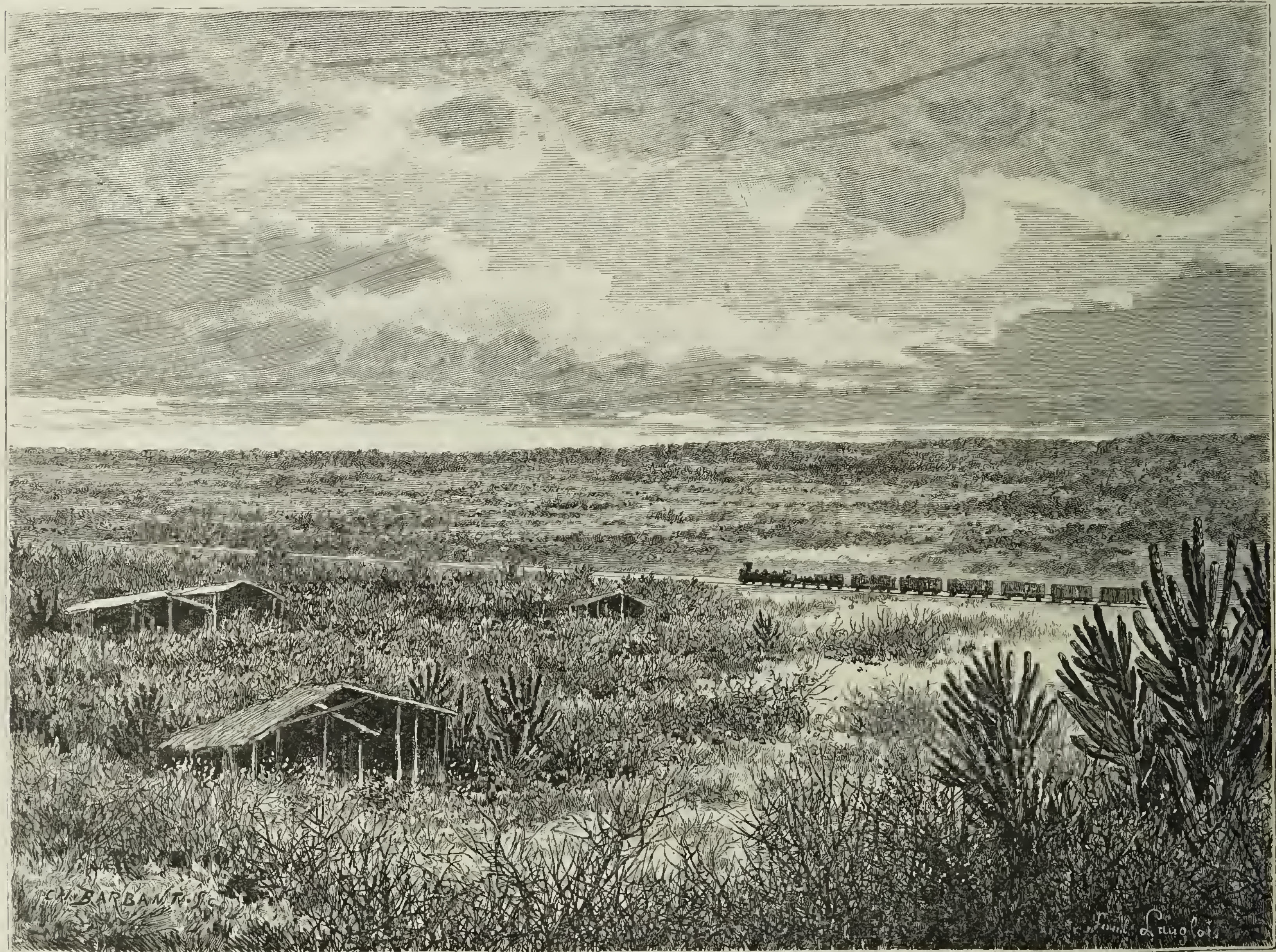
Wende man sich von Buenos Ayres landeinwärts nach welcher Richtung man will: nach Südwest gegen das Cabo Corrientes; nach Süd gegen Tandil und seine niedere Sierra, oder gegen die Hafenplätze Bahia Blanca und Patagones; nach West gegen Villa Mercedes und Mendoza; und nach Nordwest gegen Rosario, Cordoba, Tucuman und Salta — man gelangt überall dicht hinter dem Weichbilde der Stadt in die Pampas hinein. Die baumfeindlichen Gewalten, von denen wir früher geredet haben, machen sich sofort in ihrer ganzen Unerbittlichkeit geltend, und was man erblickt, ist im Wesentlichen ein unendlich erscheinendes Grasmeer. Nur im Süden gelangt man bei Santa Catalina in ein Gehölz, dem man allenfalls den Namen Wald zugestehen kann, es ist dies aber nur eine einzelne Insel in dem Meere, die ihre Existenz wohl vor allen Dingen dem Umstande verdankt, daß die Lößschicht an dieser Stelle nur in geringer Mächtigkeit auf dem Untergrunde lagert. Im Uebrigen erblickt man weit und breit weder Baum noch Strauch. Die Gestalt des Bodens ist ebenfalls ohne allen Wechsel, und die Ebene ist eine so vollkommene, als sie sich auf Erden nur finden kann. Wenn dieselbe auch gegen West und Nordwest ansteigt [1]), so merkt doch das Auge nichts von dieser Thatsache. Der Horizont erscheint allenthalben vollkommen kreisrund wie auf dem wirklichen Meere, und wie dort, so verschwimmen auch in diesem Grasmeere Himmel und Erde in einer unbestimmten violetten Dämmerschicht mit einander. An Wogen fehlt es dem Grasmeere im Allgemeinen, denn es giebt darin weder Hügel noch Thal, und selbst wenn der Steppenwind die Grashalme niederbeugt, so entsteht dadurch nicht jenes bewegte Wellenspiel, wie wir es an unseren europäischen Wiesen und Getreidefeldern beobachten, denn die Pflänzchen bilden nicht einen zusammenhängenden Teppich, sondern sie stehen in zerstreuten Gruppen, die zwischen sich den rothgelben Boden herausleuchten lassen. Das Bild ist unsäglich eintönig, und es will uns bedünken, als ob es bezüglich dieser Eigenschaft das Bild des Meeres noch weit überträfe. Das wirkliche Meer ist lebendiger, wie wir glauben. Nur wenn man sich in den Sattel des Pampaspferdes schwingt, und mit demselben im Galopp über die unendlich erscheinende Fläche dahin jagt, da regt sich wohl etwas von jener wilden Lust in einem, wie sie der Gaucho und der Indianer empfinden mögen, und man fühlt dann etwas von der Großartigkeit, die die Natur doch am Ende auch an solchen Orten besitzt. Heute legt man die Reise durch die Steppe in allen den angegebenen Himmelsrichtungen mit Hilfe des Dampfrosses zurück, und da gähnt wohl den allermeisten Reisenden nur Oede und Langeweile aus der Landschaft entgegen. Sie strecken sich in den Kissen der Pullman-Wagen, die ihren Weg aus der nordamerikanischen Prairie auch in die

[1]) Rosario liegt 38 m hoch, Cordoba aber c. 400 m.

südamerikanischen Pampas gefunden haben, und sie wünschen nichts mehr, als daß die lange, staubige Fahrt endlich überwunden sein möge. Glücklicher Weise genügen jetzt in den meisten Richtungen eine oder zwei Tagereisen, um durch die Steppe hindurch zu kommen. Früher, bevor das Schienenstraßennetz Argentiniens — Dank der Hilfe englischer Kapitalien — ausgebaut war, brauchte man dazu weit längere Zeit [1]).

Dem Naturforscher und dem Geographen bieten die Pampas ohne Zweifel ein viel höheres Interesse als dem gewöhnlichen Sterblichen, aber auch er vermag das Leben, das daselbst herrscht, schwerlich als ein reiches und buntes zu bezeichnen. Sowohl die Flora als auch die Fauna ist artenarm. In den gewöhnlichen trockenen Pampas dominiren einige wenige Agrostideen, Poaceen und Avenaceen, in den Sumpf-Pampas das graciöse Gynerium argenteum, und in den Salz-Pampas die Gattungen Salsola, Salicornia und Atriplex. An bunten Blumen fehlt es im Allgemeinen, und so gleicht auch in dieser Hinsicht die Pampasflur nicht von ferne unserer heimischen Wiesenflur. Eine Anzahl kleinblüthiger Verbenen und schafgarbenähnlicher Kompositen machen beinahe den ganzen Schmuck aus, und die schöne Portulaca grandiflora findet sich gesellig nur hier und da.

Unter den Thieren scheinen auf ungeheuren Strecken die einzigen zu sein: das Vizcacha oder Pampaskaninchen (Lagostomus trichodactylus), das nach Art des nordamerikanischen Prairiehundes in tiefen Erdhöhlen, bezw. in förmlichen Höhlenstädten sein eigenthümliches Wesen treibt, und das nur in der Dämmerung seinen Bau verläßt; die



Pampas-Landschaft.

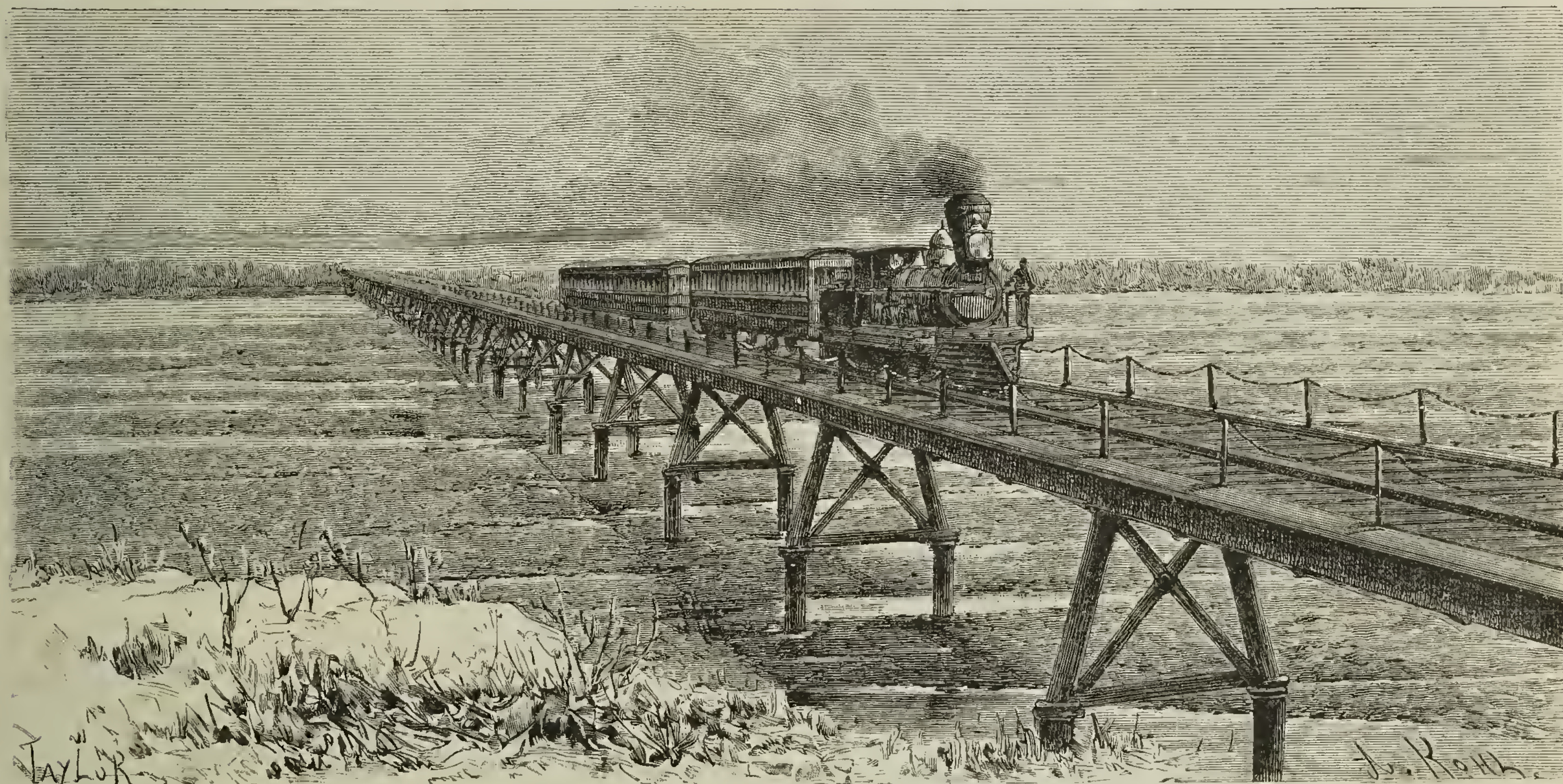
kleine Pampaseule (Speotyto cunicularia), die mit Vorliebe in verlassenen Viscachalöchern nistet; und der Carancho (Polyborus vulgaris), ein Geierfalke, der ein großer Heuschreckenvertilger zu sein scheint, und dem im Uebrigen namentlich die zahlreichen gefallenen Rinder und Schafe zur Nahrung dienen. Die Pampasstrauße (Rhea americana) scheinen durch die eifrigen Verfolgungen, denen sie von je her ausgesetzt waren, mehr und mehr sehr selten geworden zu sein, und ebenso auch der Pampashirsch (Cervus campestris), doch jagt der Reiter wohl gelegentlich noch ein Paar auf. Die Sumpf- und Lagunengegenden bevölkert namentlich der Flamingo in großen Schaaren, und neben ihm der braune Ibis, der Stelzenläufer und der Terotero (Vanellus cajennensis).

Der europäische Kulturmensch hat natürlich bezüglich der Pflanzenwelt wie bezüglich der Thierwelt mancherlei Umgestaltungen verursacht — zum Theil beabsichtigte und zum Theil unbeabsichtigte. So stoßen wir gegenwärtig vor allen Dingen in zahlreichen Distrikten der Pampas auf weite Distelfelder, die ganz mit europäischen Arten (Cynara cardungulus, Silybum marianum, Lappa tomentosa etc.) bestanden sind. Dergleichen Trockenpflanzen scheint Boden und Klima der Gegend vorzüglich zuzusagen, und sie bedrohen daher vielfach sogar den Graswuchs in seiner Existenz, und die Ansiedler erwehren sich ihrer nur mit Mühe. Aehnliches ist auch mit gewissen Fenchel- und Goldruthenarten (Foeniculum und Solidago) der Fall. Im übrigen

[1]) Vergl. H. Burmeister, Reise durch die Laplatastaaten, Bd. 1, S. 111 ff.

ist es dem Menschen bekanntlich auch geglückt — namentlich in der Provinz Buenos Ayres — den Mais und Weizen auf weiten Strecken an die Stelle der Pampasgräser treten zu lassen, und die Erträge, die diese Nutzpflanzen gewähren, sind in guten Jahren so reiche, daß die Mißernten, die allerdings sehr häufig sind — man rechnet eine solche auf jedes dritte Jahr —, dadurch mehr als quitt gemacht werden. Endlich ist in der Nähe der Ortschaften und der einzelnen Gehöfte (Estancias), von denen aus man der Viehzucht oder dem Ackerbau obliegt, unter sorgfältiger menschlicher Pflege auch sogar etwas Baumwuchs aufgekommen: der maulbeerbaumähnliche Ombu (Phytolacca dioeca) mit seiner schattigen Krone und seinem dürren, unbrennbaren Holze, die Paraisa (Melia Azedarach) mit ihren fliederartigen Blüthen, und die argentinische Weide (Salix Humboldtiania). Von sehr hervorragender Wichtigkeit ist unter den Bäumen namentlich der Pfirsichbaum geworden, der nicht bloß seiner wohlschmeckenden Früchte, sondern auch seines Holzes wegen kultivirt wird, und der sich aus der Zahl der eingeführten Kulturpflanzen am allerbesten acclimatisirt zu haben scheint.

Die aus Europa eingeführten Hausthiere prosperirten in den argentinischen Pampas in geradezu phänomenaler Weise, und im Jahre 1885 bezifferte sich der Bestand an Pferden auf volle 5 Millionen, der Bestand an Rindern auf 18 Millionen, und der Bestand an Schafen auf 80 Mill. Bezüglich der Schafzucht steht Argentinien also unter allen Ländern der Erde zu oberst, und bezüglich der Rinderzucht und Pferdezucht wird es nur von den Vereinigten Staaten und von Rußland überragt — wenigstens, was die Menge anlangt. Von den Riesenheerden der halbwilden Thiere und von ihrer Hegung und Bändigung durch ihre halbwilden Hirten — die Gauchos, in deren Adern ebenso viel Indianer- wie Spanierblut fließt — ist in den verschiedenen Reiseberichten so viel erzählt worden, daß uns an dieser Stelle nicht viel zu sagen übrig geblieben ist. Die zahllosen Rinder- und Schafleichen, die über der Steppe ausgestreut liegen, und die sicherlich ebenfalls nach Millionen zählen, sagen uns nur, daß auch das Loos der europäischen Hausthiere in diesem Lande nicht in allen Jahren ein beneidenswerthes ist. Auch für sie giebt es böse Hungerjahre in



Brücke über den Rio Segundo.

den Pampas, und auch von ihnen überleben solche harte Zeiten nur gewisse, besonders glücklich organisirte Individuen. Wir haben da wieder das Darwin'sche „survival of the fittest"! Kein Wunder, daß den Gauchos, die an den Anblick elend zu Grunde gehender Thiere gewöhnt sind, das Herz und das Gefühl völlig fehlen gelernt hat, und daß sich in ihnen die spanische Grausamkeit noch sehr erheblich gesteigert zu haben scheint.

Außer auf die Lagunen und Sümpfe, die die normalen Pampas an vielen Orten unterbrechen, außer auf die Einzelheiten des Thier- und Pflanzenlebens, das hier wie dort gedeiht, achten wir auf unserem Streifzuge unwillkürlich auch in einem höheren Grade auf die Ströme und Bäche, die wir zu kreuzen haben. Auffällig ist bei denselben namentlich die Breite und das steile Ufer, und wir können daraus schließen, daß sie in der Zeit der Regen eine sehr bedeutende Wassermenge enthalten müssen. In der Trockenzeit gewahren wir freilich in den einen nur ganz dünne, getheilte Rinnsale zwischen den Kieseln, und in den anderen nur einzelne, von Salzausblühungen umgebene Lachen, während eine dritte Art — die „rios secos" — auch nicht die geringste Spur von Feuchtigkeit enthält. Die klimatischen Eigenthümlichkeiten der Pampas, auf die wir hingewiesen haben, spiegeln sich darin sichtbar genug. An eine Verwendung solcher Ströme zu Verkehrswegen oder an eine Benutzung ihrer Triebkraft zu Zwecken der Industrie ist aber freilich nicht zu denken. Für die Ochsenkarren und Reiter sind die Flüsse im Allgemeinen leicht zu kreuzen, bei dem Eisenbahnbau haben sie aber die Anlage großer und kostspieliger Brücken nöthig gemacht, und ab und zu zeigen sie sich auch im Stande, diese Brücken wie Kinderspielzeug zu zerbrechen. Fragt man sich Angesichts des Gesammtbildes, das einem die Pampaslandschaft gewährt, und Angesichts der Erfahrungen, die die europäischen Ansiedler bisher darin gesammelt haben, welche Aussichten dieselbe der fernerweiten Kulturentwickelung darbietet, so wird man sich sicherlich hüten, zu viel von ihnen zu erwarten. Wir haben seiner Zeit viel davon gehört, wie die nordamerikanische Prairie durch den Pflug so zu sagen in ein einziges großes Getreidefeld verwandelt worden sei — oder doch verwandelt zu

werden im Begriffe stehe — wie sich dieselbe mit großen künstlichen Waldungen bedeckt habe, und wie dadurch sogar das Klima einen veränderten Charakter an den Tag lege. Dasselbe Lied erklingt nun neuerdings aus vieler Munde auch bezüglich der Pampas. Wir haben nach dem Obengesagten (Vergl. Nr. 8, S. 114 und 115) kaum nöthig zu versichern, daß wir daran nicht glauben. Von einem Aufforsten der Pampas in irgend einem nennenswerthen Maßstabe können nach unserer Meinung heute nur noch Sanguiniker reden, die leichten Herzens über alle Naturverhältnisse hinweg blicken. Dagegen werden in der Nähe der menschlichen Wohnungen und von diesen aus behütet, doch vielleicht außer den angegebenen auch noch einige andere Bäume gedeihen. Ebenso erwarten wir nicht, dereinst an Stelle der zerstreuten Gruppen von Pampasgräsern und halophilen Pflänzchen allenthalben einen blumigen Wiesenteppich und ein Meer von Weizenhalmen zu erblicken. Naturam expellas furca, tamen usque recurret! wird es immer an den weitaus meisten Orten heißen. Strenge sich der Kulturmensch an, so viel er immer will, an einem gewissen Punkte erreicht seine Macht über die Natur eine unüberschreitbare Grenze. Damit soll aber ganz und gar nicht gesagt sein, daß alle weiteren Kulturversuche am besten unterbleiben, und daß man die ganzen weiten Gefilde am zweckmäßigsten für alle Zeiten den Gauchos und ihren Heerden überläßt. Weizen und Mais gedeihen auf dem Lößboden ausgezeichnet, wenn derselbe zur rechten Zeit genügend bewässert wird, und dafür, daß dies geschieht, sorgt die Natur in dem Lande zum Theil freiwillig, und zum Theil läßt sich durch Kunst und Fleiß dafür sorgen. Einjährige Cerealien machen eben an den Boden und an das Klima andere — bescheidenere — Ansprüche als perennirende Holzgewächse. Allerdings gilt es fast allerwegen in den Pampas, den Kampf mit der Natur durch ein Aufgebot von sehr gewaltigen Mitteln zu führen. Deshalb ist die Gegend kaum die rechte für Auswanderer, die nur über geringe Kapitalien und Arbeitskräfte verfügen, und die damit Ackerbau treiben wollen. Sie werden durch eine einzige Dürre, durch einen einzigen Gewittersturm und durch einen einzigen Heuschreckenschwarm — oder durch deren zwei, die einander folgen — bankerott. Ganz anders ist es aber, wenn ein großer Estanciero — ein südamerikanischer Rittergutsbesitzer, könnte man sagen — oder eine Betriebsgenossenschaft die Sache in Angriff nimmt. Da sieht man thatsächlich namentlich in der näheren Nachbarschaft von Buenos Ayres sehr glänzende Erfolge vor Augen. Von höchster Bedeutung sind in dieser Beziehung die Pläne, welche die Regierung behufs der Gleichmäßiggestaltung des Abflusses der Gewässer entworfen hat. Wenn dieselben nur erst ausgeführt wären, und wenn man nur nicht auch dabei zu viel auf „mañana“ (morgen) verschöbe!

Wenn wir schon dem europäischen Kleinbauern (und Proletarier), der drüben über der See durch Ackerbau zu Wohlhabenheit zu gelangen wünscht, die Pampas ganz im Allgemeinen nicht als ein besonders günstiges Feld bezeichnen können, so überschleicht uns ein noch viel kritischeres Bedenken, wenn wir speciell an den deutschen Kleinbauern (und Proletarier) denken. Der Deutsche ist es nicht gewöhnt, mit künstlichen Bewässerungsanlagen in größerem Umfange zu hantiren. Und muß daneben nicht auch die Baumlosigkeit sein Gemüth in einem viel höheren Grade bedrücken als das der Anderen?

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen.

XII.

(Mit vier Abbildungen.)

Da die Station Kasu ganz ungenügend verproviantirt war, konnte sich Giraud mit seiner Karawane daselbst natürlich nicht lange aufhalten. Er mußte vielmehr trotz des überaus traurigen Zustandes seiner Mannschaften den Entschluß fassen, dieselben in der Mehrzahl auf dem Landwege nach Karema weiter zu schicken, während er selbst sich mit acht Leuten dazu anschickte, die Reise dahin wenigstens theilweise in dem großen Boote der englischen Missionäre zu machen. Der Landweg entlang der Küste des Tanganika bot zwar große Schwierigkeiten, denn er führte zum Theil durch eine Gegend, die von den Räuber-Stämmen der Waëmba so vollkommen verwüstet worden war, daß man bis nach Fipa — auf einer zwölftägigen Tour — kein einziges Dorf und keinen einzigen Menschen anzutreffen hoffen durfte. Anders war aber die Rettung der Leute undenkbar; sie wären zum größeren Theile verhungert, wenn man sie allmählich hätte im Boote übersetzen wollen. In vier Wochen konnten sie den Weg nach Karema und Ujiji, wo es reiche Lebensmittel gab, zurücklegen; unterdessen mußte man immer wieder seine Zuversicht auf Hassani und sein erprobtes Gewehr setzen, und daß es demselben gelingen werde, für ihre Verproviantirung in der menschenleeren Gegend mit demselben Erfolge wie bisher zu sorgen.

Mit frohem Herzen sah Giraud die Karawane aufbrechen, denn der Anblick ihrer Leiden während des letzten Monats war ihm unerträglich geworden. Der Reisende selbst mußte noch ein paar Tage auf die Ankunft des Bootes warten, und er verlebte dieselben in angenehmer Weise bei den Engländern. Dank der Gastfreundschaft und der freundlichen Pflege, die er bei ihnen genoß, erholte er sich in dieser kurzen Zeit auch vollständig von den ausgestandenen Strapazen.

Die beiden Engländer schienen übrigens sehr entmuthigt von dem bisherigen Erfolg ihrer Mission, und ihre Ansichten über Afrika waren nichts weniger als optimistisch und hoffnungsreich. Von ihren zwölf Begleitern waren in kurzer Zeit fünf gestorben, drei andere krank wieder nach der Küste gegangen, und die vier übrigen litten alle an Leberkrankheiten oder an Fieberanfällen. Nicht einmal die Genugthuung hatten sie gehabt, ihre Anstrengungen zum Besten der Eingeborenen freundlich aufgenommen zu sehen, und sie hatten ihre Missionsthätigkeit längst vollständig aufgegeben, um sich dem Bau ihres Schiffes zu widmen. Sie waren aber leider verpflichtet, fünf Jahre in dieser elenden Gegend auszuhalten. Während die Herren übrigens so außerordentlich schlecht mit Lebensmitteln versehen waren,

fuhren mehrmals große mit Getreide beladene und von Wafipa bemannte Kähne vorüber, welche von der Existenz der Missionäre wohl wußten.

Fipa ist die bewohnteste Gegend an der südlichen Hälfte des Sees, die dortigen Eingeborenen sind auch gute Seefahrer und besitzen große Piroguen, vermittels deren sie in der günstigen Jahreszeit ihre Sklavenjagden nach allen Richtungen unternehmen. Dabei hat ein kleines Mädchen oft nur den Werth von drei Litern Getreide für sie, und eine Mutter mit ihrem Kinde zwischen vier und fünf Litern. Uebrigens behandeln die Wafipa ihre Sklaven aber ziemlich menschlich, und bei den Wajiji im Norden des Sees geht es in dieser Beziehung viel schlimmer zu.

Der Distrikt von Kafu, in der äußersten Ecke der Ebene von Jenduë, ist im Wesentlichen ein einziger ungeheurer Morast, in dem sich nur hier und da kleine Dörfer in den Binsen verstecken. Hier treiben die Wafipa ungestört ihr Wesen. Derselbe Sumpf birgt daneben auch zahlreiche wilde Gänse und Enten, und diese fallen alltäglich dutzendweise den Büchsen der beiden Engländer zum Opfer, da sie mit zur Versorgung ihrer Station helfen müssen.

Am 25. November früh schifften sich Giraud und seine acht Leute endlich in dem „dau“ der Missionäre ein. Es war ein langer Kahn, aus einem einzigen Baumstamm geschnitten, 10 m lang und $1^1/_4$ m breit, immerhin aber groß genug, um 80 bis 100 Sklaven zu fassen. Eine Stunde später schwammen sie auf dem tiefen Wasser des Sees, der rings von einer herrlichen Landschaftsscenerie umgeben ist, die derjenigen der schönsten europäischen Seen vollkommen würdig wäre. Im Norden erblickte man die felsigen Hügel von Marungu, in einen leichten Morgennebel gehüllt, der sich allmählich verzog, im Süden und Südosten dagegen den unregelmäßigen Kamm des Urungu-Gebirges, das in der Richtung auf Kilandu allmählich dem Auge entschwindet.



Abschied von den englischen Missionären.

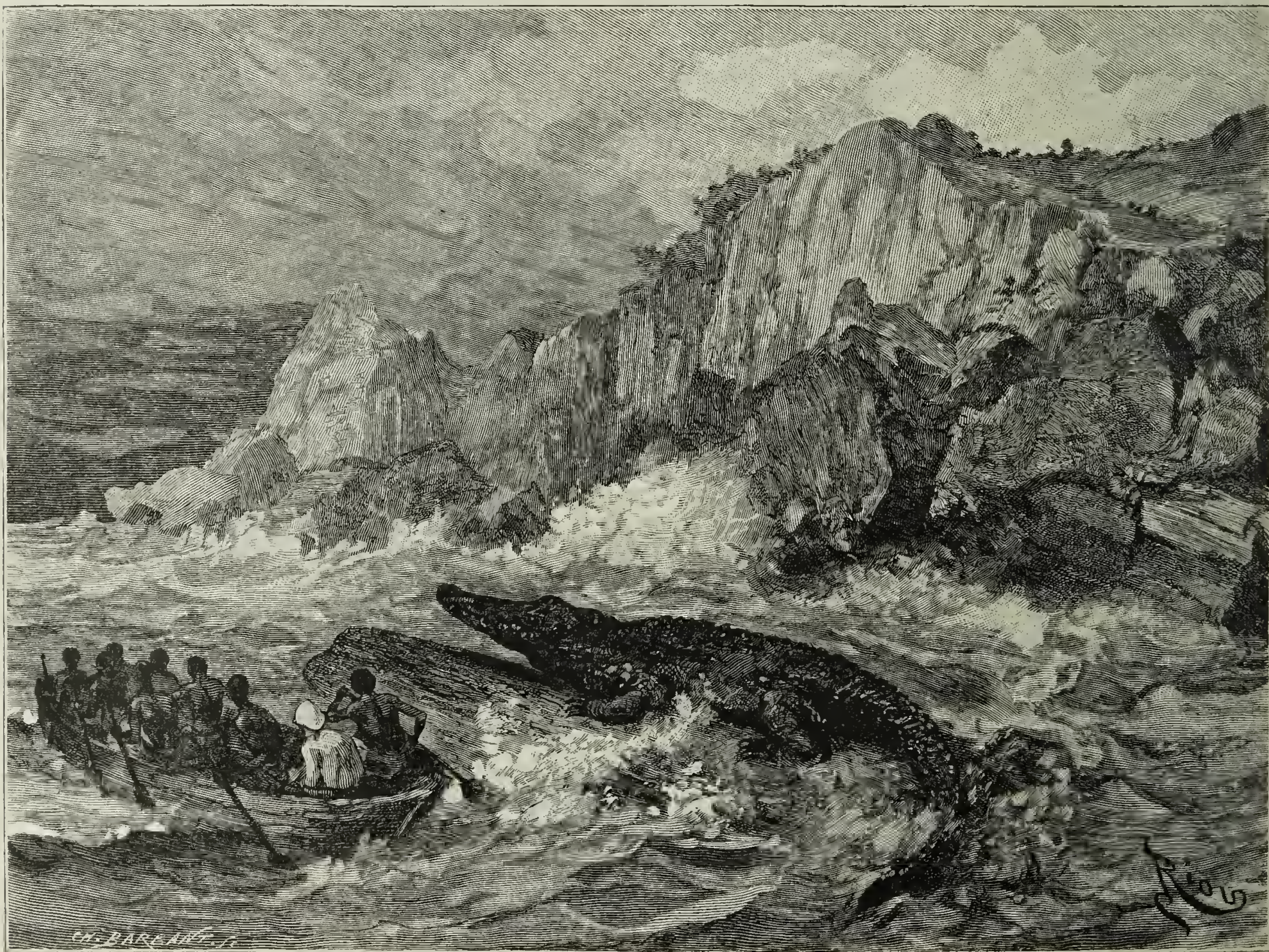
Eine frische Brise schwellte das Segel, und man kam sich auf den mächtigen Wogen wie auf dem offenen Meere vor. Erst spät abends wurde an der Südküste gelandet, und zwar in der Nähe eines kleinen Fipa-Dorfes, wo eine Frau die Würde des Häuptlings bekleidete. Am nächsten Tage ging dann die Fahrt weiter — immer in der nächsten Nähe der Küste, die hier nur aus steilen zackigen Felsen und mächtigen Haufen von Granitblöcken besteht. Riesige Krokodile verschwinden unter dem Wasser, sobald der Kahn sich ihnen nähert (S. Abbildung). Sonst sind einige Eidechsen und kleine Affen, die in den Aesten der überhängenden Bäume herumturnen, die einzigen lebenden Wesen. Menschen lassen sich nirgends erblicken. Hie und da kommt man an einer kleinen Insel vorüber, aber man sieht weder einen flacheren Strand, noch ein Dorf. Nur bei Singa gewahrt man einen Einschnitt in die Felsmauer, und die Abhänge gehen hier allmählich in eine grüne, wohl bebaute Ebene über. Der Anblick von Mais und süßen Kartoffeln war für die Ankommenden ein sehr erfreulicher. Obendrein empfingen die Einwohner, deren einige in der Nähe des Sees mit Fischerei beschäftigt waren, sie ganz freundlich. Gegen Sonnenuntergang gab es einen förmlichen Markt, und es waren Lebensmittel in Hülle und Fülle zu haben.

Am 27. November kam das Boot in Wampemba an, wo Giraud es verlassen mußte, weil es nach Jenduë zurückkehren mußte. Die Fipa-Dörfer scheinen — trotz der großen Entfernung, die die beiden Gegenden trennt — nach dem Muster der Waemba-Dörfer gebaut zu sein. Die Hütten sind in jeder Hinsicht ganz ähnlich, nur sind sie schmutziger und stehen enger beisammen. Hier mußte man sich also von dem geliehenen Fahrzeug verabschieden und die Reise mit Hilfe eines Führers und zweier Träger, die der Häuptling stellte, zu Fuße weiter fortsetzen. Der Weg nach der Station Simonbe führte immer am Seeufer entlang, mit einer einzigen Ausnahme, wo man eine gut angebaute Halbinsel zu kreuzen hatte. In Simonbe erfuhr der

Reisende, daß mindestens noch eine zwölftägige Reise bis Karema vor ihm lag. Er miethete daher in Msamba — nicht ohne auf mancherlei Schwierigkeiten zu stoßen — wieder einen Kahn und einige Ruderer, um auf dem weit bequemeren und schnelleren Seewege an sein Ziel zu gelangen. Die Eingeborenen halten sich seltsamer Weise mit ihren Kähnen immer in einer Entfernung von nur zehn Metern von der Küste, können sich also, da die Wellen sich mit bedeutender Macht an den Granitfelsen brechen, eigentlich ein gefährlicheres Fahrwasser nicht aussuchen. Zwar sind sie im Führen ihrer Schifflein sehr geschickt, aber sie könnten doch der Gefahr in sehr einfacher Weise entgehen, wenn sie weiter draußen führen.

Sicherheit des Eigenthums giebt es auch auf dem See nicht, und das größte Vergnügen der Bemannung eines größeren Bootes ist es, kleine einzuholen und anzuhalten, um ihre Insassen in der rücksichtslosesten Weise auszuplündern. Auch die Fischnetze ihres Inhalts zu berauben macht ihnen Spaß, und sie besitzen in dieser Spitzbüberei ebenfalls eine große Geschicklichkeit. Der häufigste Fisch im Tanganika-See ist der „singa“, wovon die kleinsten 20 bis 25 kg wiegen.

Die neue Seereise verlief im allgemeinen ganz ohne Zwischenfall, nur hatten Giraud und seine Begleiter dabei abermals langes Hungerleiden auszustehen. Die erste Nacht bivouakirte man auf einer Insel von Kilandu, angesichts einer herrlichen Bucht; die zweite an der Spitze der Halbinsel von Kalearia, in der Nähe einer Löwenhöhle; und am dritten Tage kam man endlich glücklich nach der belgischen Station, Karema — dieser großen Stadt, die Gott allein hat begründen können, wie die Eingeborenen sagen. Als Giraud am 4. December in der Station anlangte, war der Kommandant — Kapitän Storms — gerade abwesend, um eine weitere Station in Marungu zu gründen, aber der Reisende kannte die große Gastfreundschaft der belgischen Stationsvorsteher bereits aus Erfahrung, und deshalb richtete er sich ohne Umstände häuslich darin ein, um die Rückkunft des genannten Herrn zu erwarten. Die Stadt Karema verdankt ihren Ursprung und ihre festungsartige Anlage fast ausschließlich den Anstrengungen und der Energie des Kapitäns Cambier, des Führers und zugleich des einzigen Ueberlebenden der ersten belgischen Expedition nach der Ostküste des Sees [1]).



Begegnung mit einem Krokodil.

Die Festung bildet ein regelmäßiges Viereck von 80 m Seitenlänge, ist an jeder Ecke mit einem Thurme versehen, und ihren Baugrund bildet ein großer Glimmerschieferfelsen, der die Ebene und den See weithin beherrscht. Die Mauer ist von einem tiefen Graben umgeben, und nur zwei Thüren gewähren Einlaß in das Innere. Inwendig ist der Mauer ringsum eine breite Veranda angebaut, und darunter befinden sich die Haupträume, die als Speicher sowie als Wohnungen für die Europäer und die Askaris dienen. In der Mitte des umschlossenen Raumes erhebt sich ein europäisches Haus, und um dieses Gebäude herum gruppiren sich verschiedene Nebengebäude — die Küchen, die Tauben- und Hühnerhäuser — sowie auch ein Wasserbassin, in dem sich allerlei wilde Vögel zu den zahmen gesellen. Etwa 300 m hinter der Festung hat man einen kleinen Boma für die Sklaven errichtet, und dicht daneben befinden sich

[1]) Cambier steht bekanntlich noch jetzt in belgischen Diensten und ist augenblicklich mit der Tracirung der problematischen Kongobahn beschäftigt.

Die Station Karema.

Nebengebäude.

die Viehställe für die Rinder und Ziegen. Ein prächtiger Garten endlich trägt viel dazu bei, die Annehmlichkeit der Anlage zu erhöhen. Der Blick, den man von den Thoren aus genießt, könnte nicht großartiger sein. Von Südwest gegen Nordost hin wird der Fels von einer großen kultivirten Ebene alluvialer Bildung umgeben, und dahinter breitet sich der schöne, blaue Wasserspiegel des Tanganika aus. Abends, wenn die Luft sehr klar ist, kann man auch das Marungu-Gebirge im Hintergrunde sehen, aber dies ist freilich selten, und meist kommt einem der See wie der Ocean vor. Gegen Südosten ist der Blick weniger ausgedehnt, aber nicht weniger lieblich. Grüne, gut bewaldete Terrassen mit daran empor steigenden Fußwegen bilden hier den Hauptcharakterzug. Die zahlreichen wilden Thiere machen aber die Promenaden auf diesen Wegen sehr gefährlich. Den Angriffen und Plündereien seitens der Eingeborenen hat Kapitän Storms im Verlaufe von sechs Monaten ein Ende gemacht.

Endlich kam derselbe von Marungu zurück und Giraud wurde mit ihm rasch gut Freund. Auf seinen Rath entschied er sich auch, so lange mit seiner Karawane in Karema zu verweilen, bis eine Anzahl seiner Leute unter der Leitung eines zuverlässigen Arabers Namens Sefu ihm von Tabora Stoffe und andere Bedürfnisse für die weitere Reise zurückgebracht haben würde. Er wollte diese Gelegenheit zugleich benutzen, um 60 seiner Leute, die ihm gänzlich überflüssig erschienen, wieder in die Heimath zu schicken, aber Storms engagirte dieselben sofort als Kolonisten für seine neue Station Mpala in Marungu. Zwischen Karema und Mpala erreicht der See seine größte Breite, und um die Kommunikation zwischen beiden aufrecht zu erhalten, bediente sich Storms eines prächtigen „Dau", mit welchem die Ueberfahrt in 24 Stunden zu bewerkstelligen war, und welcher den heftigen, gefährlichen Stürmen, die während der Regenzeit so sehr häufig sind, vollkommen gewachsen ist.

In der Nähe des Forts hatte Storms versucht, etwas Weizen zu kultiviren; da derselbe aber mit der Hand bewässert werden mußte und bequemere Mittel dazu nicht vorhanden waren, so zeigte sich die Kultur sehr schwierig und war bis dahin durch keine Ernte belohnt worden. Storms hatte aber trotzdem die Hoffnung auf endlichen guten Erfolg nicht aufgegeben. Auch Kartoffeln schienen hier zuvörderst nicht gut gedeihen zu wollen. Die natürlichen Erzeugnisse der Gegend von Karema sind: Honig, der in solcher Menge vorhanden ist, daß 10 bis 12 Liter nur 3 m Stoff kosten; sodann Reis, der hauptsächlich in der Ebene von Kilandu kultivirt wird; Zuckerrohr, das zwar überall fortkommt — aber nur bei Tabora gebaut wird — und einige wenige Bananenbäume. Da der letztere Baum ein ruhiges und ungestörtes Wachsthum bedarf, so kann er in einer Gegend, wo ewiger Krieg herrscht, nicht gut gedeihen. Der Ambach Schweinfurth's ist ebenfalls an den Seeufern allenthalben verbreitet, und nur vermittels der Ausleger, die man daraus fertigt, erhalten die Piroguen der Eingeborenen ihre Stabilität.

Es wird wohl kaum eine andere Stelle in Afrika geben, wo die Vögel so bunt, so mannigfach und so zahlreich durch einander schwirren, wie an diesen sonnigen Ufern des Tanganika. Ebenso ist die Jagd auf vierfüßiges Wild lohnend genug.

Am 25. December kam die Karawane Giraud's an und obwohl die Leute jedes Stückchen ihrer Kleidung weggegeben hatten, um Nahrungsmittel dafür zu bekommen, konnte man ihnen im Uebrigen keine ausgestandene Noth ansehen, vielmehr erschienen sie ganz kräftig und wohlgenährt. Ehe sie eingelassen wurden, hatte Giraud leider an zwei Leuten — Nassib und Tuakali — die ihn in Kazembe zu verrathen gesucht, und auch bei anderen Gelegenheiten die Disciplin der übrigen untergraben hatten, ein Exempel zu statuiren, indem er ihnen ihre Gewehre wegnehmen ließ und sie aus der Karawane ausstieß. (Fortsetzung folgt.)

Südkalifornien im Jahre 1887.

Von Theodor Kirchhoff.

I.

Der Aufschwung von Südkalifornien vollzieht sich gegenwärtig auf eine Weise, die an das Wunderbare grenzt, und die sich in den Ländern an der pacifischen Küste nur mit der sogenannten Goldära vergleichen läßt, als San Francisco und die kalifornischen Minendistrikte gleich nach der Zeit der ersten Goldentdeckungen die ganze Welt durch ihre unerhört schnelle Entwickelung in Erstaunen setzten[1]).

Vor ungefähr sechs Jahren machten die Yankees die Entdeckung, daß das Klima von Kalifornien, insbesondere das von Südkalifornien, im Winter dem in jedem anderen Theile der Vereinigten Staaten weit vorzuziehen sei, und daß sich auch im Sommer die Hitze dort lange nicht so unerträglich und erschlaffend wie im Osten des Kontinentes bemerkbar mache. Wer im Winter aus den schnee- und eisbedeckten Gegenden des Ostens unter den blauen Himmel Südkaliforniens gelangte, der erwog wohl die Möglichkeit, ob er nicht wenigstens während eines Theils des Jahres nach diesem Lande übersiedeln könne. Allerdings pflegten bereits viele mit Glücksgütern reich gesegnete Bewohner der Neu-England-Staaten ihren Winteraufenthalt in Florida zu nehmen, dieselben waren aber gezwungen im Sommer, wegen des dort alsdann feucht-heißen und fieberischen Klimas wieder nordwärts zu flüchten.

Der Sommeraufenthalt in Kalifornien ließ sich mit einem solchen in Florida oder in den Oststaaten der Union gar nicht vergleichen. Die Nächte waren in den Ländern am Stillen Meere stets angenehm kühl, und Wirbelstürme, Gewitter und Sonnenstich waren dort unbekannte Schrecknisse. Wurden die kalifornischen Binnenthäler zu unangenehm heiß, so gab es zahlreiche Plätze an der Seeküste und im Hochgebirge, wo die Witterung in der warmen Jahreszeit jedermann behagen mußte. Auch pflegte man die Ausflüge ins Yosemitethal, nach den Geysern, nach den Gebirgsseen in

[1]) Man vergleiche meine früheren Aufsätze in dieser Zeitschrift, „Streifzüge in Südkalifornien 1882", Bd. 41, S. 151 ff., und die einschlägigen Kapitel in meinem neuen Werke, „Kalifornische Kulturbilder", bei Theodor Fischer in Kassel, 1886.

der Sierra Nevada u. s. w. inmitten des Sommers zu unternehmen, so daß der Vergnügungsreisende das ganze Jahr über unter zahlreichen Plätzen die Auswahl hatte, bei denen am Klima durchaus nichts auszusetzen war. Für Invaliden, — namentlich für Brustkranke — galt das Klima Südkaliforniens als das beste auf diesem Kontinent. Wegen romantischer Scenerien war Kalifornien längst weltberühmt geworden. Dagegen sahen die südkalifornischen Städte mit ihrem Gemisch von mexikanischer und weißer Bevölkerung und den vielen verfallenen Adobebauten bis vor wenigen Jahren durchaus nicht einladend aus. Selbst Los Angeles, der Hauptort jenes Landes, war in Vergleich mit den rührigen und schmucken Neu-England-Städten ein trauriger Platz. Das flache Land glich da, wo es nicht bewässert wurde, einer Wüste.

Die durchweg wohlhabenden und dabei praktisch veranlagten Reisenden aus den Oststaaten der Union hatten sich bald davon überzeugt, daß nicht nur das Klima Südkaliforniens allen ihren Ansprüchen vollständig genügte, sondern auch, daß dieses Land ihrem Unternehmungsgeiste einen weiten Spielraum bot. Manche von ihnen erwarben brachliegende Ländereien für einen Spottpreis, brachten vermittelst Kanälen oder artesischen Brunnen fließendes Wasser auf ihren Wüstenbesitz, dessen dürrer aber außerordentlich fruchtbarer Boden nur auf den Zauberer — das feuchte Element — zu warten schien, um sich in unglaublich kurzer Zeit in grüne Flur und in Gärten und Orangenhaine umzuwandeln. In schnell erbauten schmucken Villen richteten sich die Neuankömmlinge häuslich ein. Namentlich übten die Orangenhaine mit ihrer goldenen Frucht einen unwiderstehlichen Zauber auf die Fremden aus.

Nach und nach kamen mehr Amerikaner aus dem Osten ins Land, die sich in der Nähe ihrer bereits hier wohnenden Landsleute und Bekannten ansiedelten, und es entstanden durch gemeinschaftliche Arbeit und Kapitalanlagen größere Kolonien, wie z. B. die bekannte Musterkolonie Riverside. Daß die Neuankömmlinge fast sämmtlich zur besseren Gesellschaftsklasse gehören, wird jedem, der heutzutage eine Reise nach Südkalifornien unternimmt, sofort auffallen. Als der Zufluß von Einwanderern und Touristen immer größere Verhältnisse annahm, erbaute man an besonders günstig und romantisch gelegenen Plätzen, sowohl im Innern des Landes als auch am Seestrande, vornehme Riesenhotels, die mit allen Bequemlichkeiten großstädtischer Gasthöfe ausgerüstet waren. Wenn ich erwähne, daß sich die Schaar der östlichen Touristen nach Südkalifornien von 188 im Jahre 1880 auf etwa 35 000 im Winter 1886/87 vermehrte und daß dasselbe im laufenden Jahre (1887) auf mindestens 75 000 geschätzt wird, daß die Bevölkerung der Stadt Los Angeles in demselben Zeitraum von 11 000 auf 60 000 stieg, so kann man sich einen Begriff von der Umwandelung machen, die alle Verhältnisse jenes immer noch spärlich bevölkerten Landes während dieser kurzen Spanne Zeit betroffen hat. Extrazüge von prächtigen Pullman-Schlaf- und Salon-Wagen (10 bis 15 und 20 auf einmal!) rollen seit Beginn des verflossenen Winters fast jede Woche aus den Städten des Ostens über den Kontinent nach dem sonnigen Südkalifornien, wo alle Gasthäuser von Fremden überfüllt sind.

Vor ungefähr drei Jahren bemächtigte sich der Spekulationstaumel in Grundeigenthum, der sogenannte „real estate boom“ [1]), sowohl der Neuankömmlinge, als auch der alten Einwohner, welcher, immer größere Verhältnisse annehmend, heute das Losungswort der ganzen Bevölkerung in Südkalifornien bildet. Nagelneue Städte, gleich mit schönen Gehwegen aus Asphalt oder aus künstlich angefertigten Steinplatten, mit Abzugskanälen, Wasserwerken, Gas- und elektrischer Beleuchtung, Straßenbahnen, prächtigen Gasthöfen, reichen Läden und großen Geschäftshäusern u. s. w. versehen, wachsen dort wie Pilze aus der Erde; städtische Grundstücke (lots), die oft mitten in der Wüste mit Pfählen abgesteckt sind, wo weit und breit keine Menschenwohnung zu sehen ist, finden ohne Mühe Käufer und Verkäufer; ganze Städte, die nur auf dem Papier vorhanden sind, werden mit Pauken und Trompeten öffentlich versteigert; in den älteren Ortschaften sind die Grundstücke, welche früher für wenige hundert Dollars vergebens Käufer suchten, auf Werthe gestiegen, die sich hoch in die Tausende belaufen, wie man ähnliche Preise sonst nur in Großstädten findet; kostspielige Wasserleitungen, Kanäle, die Hunderttausende kosten, werden in Menge angelegt, um das kostbare feuchte Element aus den oberen Flußläufen, vom Gebirge oder aus artesischen Brunnen auf die dürstenden Felder zu leiten; Ländereien, die vor wenigen Jahren kaum für $1^1/_4$ bis 5 Dollars den Acker so zu sagen wegzuschenken waren, erzielen jetzt ohne Schwierigkeit Preise von 50 bis 500 und selbst 1000 Dollars den Acker; flüssiges Geld ist in unglaublicher Masse im Umlauf (liegen doch gegenwärtig allein in den Banken der Stadt Los Angeles nicht weniger als zehn Millionen Dollars müßiges östliches Kapital, das auf eine nutzbringende Anlage wartet!); Eisenbahnen werden nach allen Richtungen gebaut.

Selbstverständlich sind viele, sehr viele Grundeigenthumsspekulationen in Südkalifornien auf ganz unvernünftige Werthvorstellungen gegründet, und der Teufel wird manchen, der sich zu lange besann und zu spät kaufte oder verkaufte, unbarmherzig beim Kragen nehmen; aber die Thatsache läßt sich nicht läugnen, daß in jenem gelobten Lande während der jüngst verflossenen Jahre viele Tausende reich, sehr reich geworden sind, denen das Glück durch den Unternehmungsgeist der Yankees über Nacht ins Haus kam, und daß jenes sonnige Stück Erde sich eines Aufschwungs erfreut, der selbst in Amerika fast beispiellos dasteht. Wer heutzutage eine Rundreise durch Südkalifornien macht, der wird aus dem Erstaunen gar nicht herauskommen. Für den Leser dieser Blätter wird es gewiß nicht uninteressant sein, mich nochmals auf einem längeren Ausfluge nach Südkalifornien, den ich vor einigen Monaten unternahm, zu begleiten, um etwas Genaueres über den wunderbaren Aufschwung und den Spekulationstaumel in jenem gesegneten Lande zu erfahren.

Meine erste Station war Santa Barbara, das ich auf dem schönen Dampfer „Santa Rosa“ nach einer anderthalb Tage dauernden angenehmen Seereise glücklich erreichte. Dieser mit einem herrlichen Klima gesegnete Platz, dessen Lage dem Leser dieser Blätter aus meiner früheren Beschreibung bekannt sein wird, hatte sich, seit ich ihn das letzte Mal sah, sehr zu seinem Vortheil verändert. Die Einwohnerzahl hatte sich in den letzten zwei Jahren beinahe verdoppelt und beträgt jetzt ungefähr 7000 Seelen. Die Schienenverbindung mit San Francisco — allerdings auf dem großen Umwege über Newhall und San Bueno Ventura — war fast vollendet. Eine direkte Eisenbahn nach San Francisco durch den 40 englische Meilen nordwestlich von Santa Barbara, nahe an der Küste liegenden Gaviota Paß, durch das Santa-Maria-Thal und über San Luis Obispo und Soledad wird voraussichtlich im nächsten Jahre fertig gestellt sein und den Fremdenverkehr außerordentlich heben. Aber schon jetzt hat dieser ungeahnte Verhältnisse angenommen. Sämmtliche Gasthöfe in der Stadt waren überfüllt, und ich konnte mich glücklich schätzen, in einem Kosthause ein bescheidenes Unterkommen zu finden.

[1]) Das Wort „boom“ bedeutet: die Trompete blasen, trommeln, lärmen, vorwärtsstürmen, rauschen.

Seit 1886 vollzieht sich in Santa Barbara ein Umschwung alles Bestehenden, der die früher so schläfrige Stadt ganz neu gestaltet. Die alle Aufregung hassenden Zeiten von ehedem sind von dort auf Nimmerwiederkehr verschwunden. Ueberall wird gebaut, Grundeigenthum ist auf eine erstaunliche Weise im Preise gestiegen, und der Verkehr, namentlich der von feinen Fuhrwerken, ist außerordentlich lebhaft. Die Stadt ist bereits von einem Kranze zahlreicher, mit überaus prächtigen Blumengärten geschmückten Privatwohnungen umgeben, die meistens den zur Zeit der Königin Anna üblichen Baustil (Queen Anne's Style) zeigen, und die jedem alten Kulturlande zur Zierde gereichen würden. Auf dem hügeligen Gelände der jenseits der Stadt liegenden Mission wird eine ganz neue Anlage von zahlreichen schönen Villen ins Leben gerufen, mit herrlicher Aussicht über Thal, Meer und Gebirge. Wohin dort das Auge sieht, gewahrt es rege Arbeit. Neue Straßen werden angelegt, Felsen werden gesprengt, Steine fortgeschafft, und auf den früher mit Felsgeröll bedeckten kahlen Hügeln und sonnverbrannten Hängen entsteht eine reiche Kulturgegend. Es sind die Zauberer einer neuen Aera — Thatkraft und Unternehmungsgeist —, die dort unablässig thätig sind, die das Alte verschwinden lassen und die Kultur des 19. Jahrhunderts rings um die alte Mission mit fleißiger Hand ausbreiten. Aber das Missionsgebäude selbst wird erhalten bleiben, so lange dies nur möglich ist. Manchem kommenden Jahrhundert wird es von der „alten Zeit“ erzählen, als die Franziskaner-Mönche hier zuerst das Land der Civilisation erschlossen; von einer Zeit, die dem modernen Amerika scheinbar weit ferner liegt, als das Mittelalter dem heutigen Europa.

In der State-Street, der zwei Miles langen Hauptstraße von Santa Barbara, herrscht ein reger Verkehr. Schaaren von Touristen, zu Roß und zu Wagen, beleben die Straße vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein. Nur die originelle Straßenbahn mit dem allen Besuchern in Santa Barbara bekannten alterthümlichen von zwei kleinen Eseln gezogenen Wagen — dem einzigen, den diese Bahn besitzt — ist noch in Betrieb, soll aber demnächst einer Drahtseilbahn Platz machen. Auch das alte Spanish-Town (der Stadttheil des ehemaligen Presidio, der halbwegs zwischen dem Strande und dem „Arlington-Hotel“ liegt) ist noch nicht verschwunden. Ein Theil desselben ist aber in den Besitz der Chinesen übergegangen. Die an der State-Street liegenden niedrigen Adobehäuser sind meistens in Bierstuben umgewandelt worden, in denen sich ein aus „Greasers“ (Halbblutindianern) und weißen Nichtsthuern zusammengesetztes, sehr gemischtes Publikum herumtreibt. In den mit dichtem Tabacksqualm angefüllten kleinen Hinterzimmern ist stets eine erkleckliche Anzahl von Hazardspielern versammelt, die dort eifrig Karten spielen; im vorderen Raume steht ein verwahrlostes Billard.

Jene unverfälschten „Greasers“ sind originelle Burschen. Ein solcher rief mich einst geheimnißvoll an die Seite und fragte mich: „How much is five from eleven?“ — Nach einer Weile kam er wieder und fragte bedeutsam: „How much is seven from thirteen?“ — Die Arithmetik schien dem kaffeebraunen Jünglinge nicht recht klar zu sein, und er stellte die wichtige Frage wahrscheinlich nur deshalb, um vom Bankhalter beim „Monte“ nicht über's Ohr gehauen zu werden. Im Uebrigen sind diese „Greasers“ ganz harmlose Leute und gerathen nur selten mit den Weißen in Streit. Wenn sie neben ihren bescheidenen Lebensbedürfnissen so viel verdienen, um ihren Frauen und Mädchen einige billige Putzsachen kaufen zu können, so sind sie vollständig zufrieden. Daß in Spanish-Town gar keine Verbesserungen, Neubauten oder Verschönerungen irgend welcher Art vorgenommen werden, versteht sich von selbst. Allmählich werden aber die Grundstücke ihren Eigenthümern, welche die städtischen Abgaben nie bezahlen, von den Gerichten verkauft; und sobald jener Stadttheil ganz in den Besitz der Weißen übergegangen sein wird, werden die Adobehäuser verschwinden und hübschen Neubauten Platz machen müssen. Auf diese Weise wird das alte Spanish-Town vielleicht schon in zehn Jahren aus Santa Barbara verschwunden sein.

Nur wenige Schritte von den mit Ziegelsteinen gedeckten alten Adobehäusern gewahrt man prächtige Bankgebäude und stattliche Läden. Zahlreiche elektrische Lichter, die auf 125 bis 150 Fuß hohen, aus Eisenstangen zierlich erbauten Masten angebracht sind, verbreiten Nachts die Helle des Tages. Jede dieser elektrischen Sonnen hat eine Leuchtkraft von 8000 Kerzen. In einem stattlichen Steingebäude an der State-Street befindet sich eine ansehnliche freie Bibliothek und ein sehenswerthes Museum von indianischen Alterthümern. In den Läden werden allerlei niedliche von mexikanischen Frauen verfertigte Stickereien und Handarbeiten feil geboten, die unter den Touristen zahlreiche Käufer finden. Auch verschiedene recht hübsch ausgestattete Kunstläden befinden sich im Orte. Es werden dort namentlich die zierlichen buntfarbigen Seemoose und kleinen Muscheln zur Verfertigung von allerliebsten Bildern, Schächtelchen u. s. w. benutzt und als Erinnerung an Santa Barbara zu Kauf ausgeboten. Ein deutscher Kunsttischler macht aus kalifornischen Hölzern wunderhübsche Kabinetstücke, Spazierstöcke, Lineale, Nippsachen u. s. w., welche die Bewunderung jedes Beschauers erregen. Das vortreffliche „Arlington-Hotel“ bildet immer noch den Mittelpunkt für den Fremdenverkehr, von dem die Zukunft von Santa Barbara ohne Zweifel hauptsächlich abhängt. Die großen Grundbesitze in der Umgegend wurden allerdings bereits in vielen Fällen parzellirt, um kleine Farmer ins Land zu ziehen; aber der Küstenstrich zwischen dem Meere und der Santa-Inéz-Range ist zu schmal, um einer zahlreichen Landbevölkerung den nöthigen Raum zu gewähren und der Stadt durch jene einen bedeutenden Handel zuzuführen.

Daß der große „boom“ Santa Barbara nicht verschont hatte, ward mir schon am Tage meiner Ankunft klar gemacht. Ein „real estate broker“ (Makler in Grundeigenthum), ein Yankee reinsten Wassers, hatte mich gleich ausgekundschaftet und fuhr mich nolens volens spazieren. Er zeigte mir so an 30 leere städtische Grundstücke, die er mir für verschiedene Preise — von 2000 bis 20000 und mehr Dollars das Stück — gern äußerst billig verkaufen möchte. Ich müßte mein Geld unbedingt in sechs Monaten daran verdoppeln! — Natürlich wollte ich mir die Sache überlegen. — Dann kutschirten wir nach der westlich von der Stadt liegenden Mesa (Hochebene) hinaus, nach einer Farm, die 110 Acker Land enthielt und bloß 25000 Dollars kosten sollte. Daß so ungefähr das halbe County und die halbe Stadt zu verkaufen war, hatte ich bereits gemerkt. Wir besahen das ganze Haus von unten bis oben, die Stallungen, artesischen Brunnen u. s. w., genossen die Aussicht von dem 50 Fuß hohen Wasserthurm auf Land, Meer und Gebirge, spazirten durch den Orangenhain und über die Felder, wobei ich den Erörterungen meines glattzüngigen Führers über die wunderbare Fruchtbarkeit des Bodens und den lächerlich niedrigen Preis des Anwesens mit gläubiger Miene lauschte. Den Ankauf des „Ranch“ wollte ich mir aber wieder erst etwas überlegen. — Dann besuchten wir eine zweite Farm, die etwas billiger war. Der Besitzer sah mich aber mürrisch an, als er hörte, ich sei ein San Franciscoer. Die Bostoner, meinte er, wären ihm

lieber. Die reichen Leute aus „Frisko“ glaubten ja doch nicht an den „boom“!

Als ich Abends mit meinem neuen Freunde auf seine Kosten einen theuren Imbiß einnahm, ließ ich die Bemerkung fallen, es schiene mir denn doch, als ob die biederen Barbaraños die Zukunft etwas zu begeisterungsvoll „diskontirten“. Ich hätte bereits genug leere, zum Verkauf ausgebotene Bauplätze gesehen, um eine Stadt von 60 000 Einwohnern darauf anzusiedeln, was doch ganz unvernünftig sei, da der Ort noch kaum 7000 Seelen zähle. Der Yankee ließ erstaunt die Gabel fallen und rief: „Wissen Sie denn nicht, lieber Freund, daß die kalifornische Riviera (so nennen die Bewohner von Santa Barbara mit Vorliebe ihre Stadt) in fünf Jahren mindestens 100 000 Einwohner haben wird?“ — Ich entschuldigte mich damit, daß ich dies allerdings nicht gewußt hätte.

Die Flora der Gesellschaftsinseln.

Von Dr. F. M.

Die Flora der Gesellschaftsinseln, wie der Südseeinseln überhaupt, ist mehr durch die Entwickelung der Individuen, als durch die Zahl der Arten bemerkenswerth. Die allen Inseln von begrenzter Ausdehnung eigene Armut an besonderen Formen zeigt sich auch hier. Trotzdem weist die Vegetation der Gruppe einige interessante Charakterzüge auf.

Ihre am meisten auffallende Eigenthümlichkeit ist die verhältnißmäßig große Zahl ausdauernder oder halbstrauchiger Gewächse, welche 60 Proc. sämmtlicher Gefäßpflanzen ausmachen. Auf die Bäume und Sträucher entfallen 38,5 Proc. und auf die einjährigen Pflanzen nur 1,5 Proc. Fast die Hälfte der ersterwähnten Pflanzen gehören zur Familie der Farne, welche indeß nur eine wirklich baumartige Species aufweisen, die Cyathea medullaris; die bedeutende Verbreitung dieser Pflanze verleiht ihr aber eine besondere Wichtigkeit.

Die meisten Inseln der Gruppe sind bekanntlich vulkanisch, und ihre Gipfel erreichen im Orohena auf Tahiti die Höhe von 2236 m. Jede besteht im Allgemeinen aus einem centralen Massiv, von welchem aus nach allen Richtungen gegen das Meer hin eine Anzahl von engen und tiefen Thälern ausstrahlen. Die niedrigen Inseln von größerer Ausdehnung bilden die Minderzahl und sind alle madreporischen Ursprungs. Das Klima ist tropisch feucht, und die mittlere Temperatur beträgt 24°. Von April bis Oktober weht Südostwind — der „Maaramu“ — und während dieser Jahreszeit ist das Wetter ziemlich trocken, obgleich Gewitter nicht gerade selten vorkommen. Von Oktober bis März herrscht der Nordost, und dieser bringt die eigentliche Regenzeit. Indessen regnet es mehr oder weniger während des ganzen Jahres, in den hohen, von Wolken umzogenen Gebieten natürlich häufiger, als an der Küste, ein Unterschied, der auf die Physiognomie der Vegetation in den beiden Regionen einen beträchtlichen Einfluß übt.

An den steilen Abhängen der Thäler können nur Holzpflanzen mit wenig hohen Stämmen und kräftigen Wurzeln, oder Farne mit kriechenden Wurzelstöcken gedeihen. Daher verlassen Bäume, wie Barringtonia speciosa, Calophyllum inophyllum, Guettarda speciosa, Casuarina equisetifolia nicht gern das Ufer des Meeres. Der Brotbaum (Artocarpus incisa) dringt ein wenig in die Thäler vor. Der Mombinpflaumenbaum (Spondias dulcis), der einzige Baum, welcher größere Bestände bildet, geht nicht höher als 600 m. Andererseits zeigen sich Sträucher, wie Randia tahitensis, Nauclea Forsteri, Weinmannia parviflora, Commersonia echinata, auf den Gipfeln oberhalb 800 m. Inmitten dieser robusten Gewächse können von schwächeren Pflanzen nur solche gedeihen, die sich entweder ihrer Nachbaren als Stütze bedienen, um eine genügend Luft und Licht bietende Höhe zu erreichen, oder die sich von den Säften anderer Pflanzen, beziehentlich von den in den Achseln der Zweige oder in den Spalten der Rinde angesammelten Humusstoffen nähren. Demgemäß finden wir hier eine beträchtliche Anzahl von Kletterpflanzen, Parasiten und Pseudoparasiten. Auf die Kletterpflanzen entfallen 5 Proc., auf die anderen 10 Proc. sämmtlicher Gefäßpflanzen.

Die wenigen krautartigen Pflanzen, welche die Flora der Gesellschaftsinseln aufweist, leben theils am Rande der Bäche, theils auf den trockenen Hügeln. Außerdem beherbergen aber auch die Meeresufer eine Anzahl krautiger, zum Theil einjähriger Pflanzen, welche daselbst in großer Menge auftreten und allenthalben an den Küsten der asiatischen Tropengegenden und sogar beider Welten zu finden sind.

Eine andere Eigenthümlichkeit der Gesellschaftsinseln besteht darin, daß der Boden wegen seiner Steilheit und felsigen Beschaffenheit wenig von der großen Wassermenge, die er empfängt, festhält, während andererseits in Folge der Enge und Tiefe der Thäler die Luft in denselben beständig feucht ist. Wenn daher die Wurzeln wenig Wasser aufnehmen, so hauchen auch die Blätter nur geringe Mengen davon im Dampfzustande wieder aus. Außerdem wird bei vielen Pflanzen dieser Gegenden die Transspiration dadurch eingeschränkt, daß die Blätter eine feste und oft lederartige Beschaffenheit haben. Am besten passen sich die Farne diesen Verhältnissen an, nicht minder aber die Urticaceen und die Bananen; die großen Bestände der Musa Fehi rufen gemeinsam mit Freycinetia in den mittleren Theilen der Thäler zwischen 600 und 1200 m den Eindruck der hindostanischen und malayischen Dschungeln hervor. Dagegen können Palmen, da sie Feuchtigkeit im Boden und Trockenheit in der Luft verlangen, und außerdem viel Licht bedürfen, im Innern der Inseln nicht recht gedeihen; nur eine Ptychosperma tritt daselbst spärlich auf. Die einzige Palme, welche reichlich vertreten ist — Cocos nucifera — verläßt nicht die niedrigen Inseln oder die Gestade der hohen Inseln.

Der Hauptcharakter der in Frage stehenden Vegetation ist aber der einer eingeführten Flora, denn die vorherrschendsten Gruppen sind solche, deren Arten die beträchtlichste Verbreitung haben. In erster Linie kommen hier die Farne in Betracht, welche den dritten Theil der Gefäßpflanzen ausmachen, aber nur 7 Proc. endemische Formen aufweisen. Eine an endemischen Formen reiche Flora enthält im Allgemeinen eine geringere Zahl von Farnen. Auf Java bilden dieselben allerdings auch 16 Proc., und hierin

[1]) Vergl. Drake de Castello im Bulletin de la Société Philomatique de Paris. Septième Série. Tome onzième p. 146 (1887).

zeigt sich eine Aehnlichkeit zwischen der Vegetation der Gesellschaftsinseln und derjenigen des indischen Gebietes. Andere Familien zeigen gleichfalls entsprechende Annäherungen, und Leguminosen, Rubiaceen, Euphorbiaceen, Orchideen, Cyperaceen und Gramineen sind in beiden Gebieten in fast äquivalenter Weise vertreten. Eine große Abweichung aber macht sich hinsichtlich der Palmen, Compositen, Acanthaceen und Labiaten bemerklich, welche sich in Indien beziehungsweise den Sunda-Inseln so reichlich finden, auf den Gesellschaftsinseln dagegen nur in ganz unbedeutender Zahl vertreten sind.

An Stelle dieser Pflanzen des indo-malayischen Gebietes treten auf den Gesellschaftsinseln die Gruppen der Zanthoxyleen, Lobeliaceen und Cyrtandreen (beschränkt auf die Gattung Cyrtandra) als charakteristische Typen der Vegetation auf. Es giebt etwa acht tahitische Zanthoxyleen; in Indien überschreitet ihre Zahl nicht 23, im malayischen Archipel giebt es etwa 25, in Australien 13. Die tahitischen Zanthoxyleen gehören alle zur Gattung Evidia (mit Einschluß von Melicope), deren Physiognomie mehr oceanisch oder australisch als indisch scheint. Die beiden endemischen Lobeliaceengattungen Sclerotheca und Apetahia nähern die Flora der Gesellschaftsinseln nicht nur der hawaiischen, sondern auch der amerikanischen Flora. Aehnlich verhalten sich auch die Compositen; diese, die nur 1 Proc. der Gesammtzahl der Phanerogamen ausmachen, weisen auf den Gesellschaftsinseln eine endemische Gattung auf, Fitchia, welche zwei baumartige Species einschließt, und einerseits der Deudroseris der Insel Juan Fernandez, andererseits den Gattungen Bidens und Coreopsis nahe steht. Diese letztere größtentheils amerikanische Gattung ist auf den Gesellschaftsinseln durch zwei oder drei, auf den Marquesasinseln durch vier, und auf den Sandwichinseln durch sechs Arten vertreten, welche alle der Gruppe Campylotheca angehören; man weiß aber, daß diese Gruppe einen Uebergang zwischen Cereopsis und Bidens bildet. Eine Verwandtschaft zwischen der tahitischen und hawaiischen Flora giebt sich schließlich darin kund, daß eine der beiden tahitischen Labiaten zu einer Gattung (Phyllostegia) gehört, die in ihren anderen Arten ganz hawaiisch ist.

Im Ganzen sind 25 Proc. der bekannten Arten der Gesellschaftsinseln endemisch; 15 Proc. sind der Inselflur mit den anderen Archipelen des Stillen Oceans gemeinsam, und zwar bilden die Marquesas-Inseln, die Sandwich-Inseln und Neu-Caledonien die Grenzpunkte der Verbreitung; 60 Proc. sind den Gesellschaftsinseln mit dem indischen Gebiet gemeinsam.

Die endemischen und oceanischen Arten vertheilen sich auf mehr als 60 Gattungen. Wir haben gesehen, daß drei dieser Gattungen (Sclerotheca, Apetahia, Fitchia), sämmtlich endemisch, einige Beziehung zeigen zu amerikanischen Gattungen. Eine andere, gleichfalls endemische Gattung (Lepinia) scheint Verwandtschaft mit neu-kaledonischen Gattungen zu haben. Eine fünfte Gattung endlich (Moehrenhoutia), welche man nicht mit Sicherheit als endemisch bezeichnen kann, nähert sich malayischen Formen. Die Arten der anderen Gattungen, außer etwa acht, welche australischen Formen verwandt sind, erinnern an indische Formen. Am meisten endemische Arten enthalten die Orchideen, Rubiaceen und Euphorbiaceen. Die endemischen und oceanischen Arten bewohnen mit Vorliebe die hohen Thäler und die Gipfel der Berge, während die Pflanzen des indischen Gebietes ausschließlich die niederen Inseln und die Meeresküsten bevölkern. Viele von ihnen sind indessen in das Innere vorgedrungen und streben zum Theil sogar, die anderen zu verdrängen.

Man hat bekanntlich angenommen, daß die Inseln des Stillen Oceans die Gipfel eines versunkenen Kontinentes seien. Indessen erlaubt uns die Geologie, ebensogut anzunehmen, daß an Stelle der jetzigen Atolle einst Inseln vorhanden gewesen seien. Das Fehlen eingeborener Säugethiere auf den Inseln scheint ein Beweis dafür, daß ein solcher Kontinent nicht existirt hat, und ebenso scheint die verhältnißmäßig geringe Zahl der Pflanzenarten, welche den verschiedenen Archipelen des Stillen Oceans gemeinsam sind, gegen jene Annahme zu sprechen. Vielmehr scheinen die gewöhnlichen Verbreitungsmittel genügend zu sein, um alle diese Inseln, und im Besonderen die Gesellschaftsinseln, um die es sich in diesem Berichte allein handelt, zu bevölkern. Diese Verbreitungsmittel sind die Winde, die Meeresströmungen und die Vögel.

Wie oben erwähnt, herrscht während eines Theiles des Jahres der Nordost, und die Meeresströmungen bewegen sich in demselben Sinne, kommen also von den anderen polynesischen Inseln und in weiterer Ausdehnung vom malayischen Archipel und Indien. Diese lange Reihe von Inseln, welche die Gesellschaftsinseln vom indischen Gebiete trennen, kann den Pflanzen die Etappen dargeboten haben, auf denen sie vorwärts wanderten, ohne daß es nöthig ist, mit Jouan („Géographie botanique des îles du Grand Océan") anzunehmen, die Samen dieser Pflanzen seien den Meeresströmungen gefolgt, welche, vom Chinesischen Meere beginnend, nach Amerika hinübergehen, hier umbiegen und, an den Gesellschaftsinseln vorüberfließend, zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehren. Denn wären die Pflanzen auf diese Weise verbreitet worden, so müßten die Inseln mehr amerikanische Arten aufweisen, als es in Wirklichkeit der Fall ist.

Die Annahme einer Uebertragung durch die Meeresströmungen ist nicht zulässig für die auf den Inseln des Stillen Oceans so zahlreichen Farne; erstens, weil diese Pflanzen sich in der Nähe der Küste nicht oft finden, und sodann, weil ihre zarten Sporen durch das Meerwasser geschädigt werden. Wegen der Leichtigkeit der Sporen aber ist es sehr wahrscheinlich, daß die Luftströme sie auf die höher gelegenen Theile der Inseln geführt haben. Dasselbe ist vielleicht mit den Orchideensamen der Fall gewesen. Schließlich haben auch die Vögel Samen von Insel zu Insel tragen können, denn die verschiedenen Inselfluren besitzen, wie es scheint, einige gemeinsame Arten von Tauben und Seevögeln, und viele Früchte und Samen sind für einen solchen Transport sehr geeignet.

Da nun nach dem Vorangegangenen beinahe zwei Drittel der Pflanzenbevölkerung der Gesellschaftsinseln dort auf die bezeichnete Weise eingewandert sind, so möchte man glauben, daß auch das noch übrige Drittel ebenso dorthin geführt worden, eine Annahme, die um so wahrscheinlicher wird, als die verwandtschaftlichen Beziehungen der meisten dieser Arten darauf hinweisen, daß sie mit den ersterwähnten gleichen Ursprung haben. In ihrer ursprünglichen Heimath ausgestorben, würden sie nur auf einigen Inselgruppen des Stillen Oceans Spuren ihrer Wanderung zurückgelassen, oder sich selbst bloß auf einem einzigen Archipel gehalten haben. Ihre Einwanderung würde daher vermuthlich bedeutend früher stattgefunden haben, als die der andern Arten. Hierfür spricht auch der Umstand, daß die auf den Gesellschaftsinseln endemischen Compositen von Helianthoideen, welche wegen der blattartigen Natur ihres Hüllkelches und der wenig vorgeschrittenen Umwandlung ihrer Achenen als die ältesten Typen der Compositen angesehen werden können, sowie von Uebergangsformen zwischen ihnen und den Cichoraceen gebildet werden.

Das Ergebniß dieser Betrachtungen läßt sich in folgenden Sätzen zusammenfassen:

1. Die endemischen Gattungen der Gesellschaftsinseln gehören der ältesten Flora des Archipels an; die zu den Compositen und Lobeliaceen gehörigen dieser Gattungen stammen vermuthlich aus Amerika.

2. Die endemischen Species, welche nicht zu besonderen Gattungen gehören, müssen ursprünglich in Indien, zum Theil auch in Australien und Neu-Caledonien, einheimisch gewesen sein.

3. Die wirklichen Arten des indischen Gebietes sind im Begriffe, die endemischen und oceanischen Arten zu verdrängen, und letztere werden ohne Zweifel auf den Gesellschaftsinseln ebenso verschwinden, wie es anderswo weit in der Südsee der Fall ist.

4. Die botanischen Verhältnisse zwingen nicht zu der Annahme, daß einst ein oceanischer Kontinent vorhanden gewesen sei.

Kürzere Mittheilungen.

Die Melville-Insel.

Am 7. Oktober 1887 unternahmen, unter der Führung der Herren Phil. Saunders und Hingston, von Port Darwin, an der Nordküste von Australien, aus, elf Europäer mit fünf Chinesen als Packträger und mit sechs australischen Eingeborenen als nächtliche Wächter gegen etwaige Ueberfälle der Ureinwohner, eine Forschungsreise nach der nur durch die schmale Clarence-Straße vom australischen Kontinente getrennten Melville-Insel. Es dürfte bekannt sein, daß der Kapitän Bremer, Kommandant des englischen Kriegsschiffes Tamar, im Jahre 1824 an der Küste derselben, und zwar am King-Cove, eine militärische Station, Fort Dundas, errichtete, welche aber, in Folge der andauernden Feindseligkeit der Eingeborenen, nach 16 Jahren wieder einging. Dennoch war das Innere dieser 4350 qkm großen Insel bis auf den heutigen Tag unbekannt geblieben, obgleich sie in dem Rufe stand, großen Mineralienreichthum und vorzügliche Bodenverhältnisse zu besitzen.

Man landete am 8. Oktober an der Südküste, ungefähr 30 km östlich vom Kap Gambier, und beorderte den Dampfer „Active" nach Bright Red Cliff in der Tethbridge-Bai an der Nordküste. Der sandige Strand war mit dichtem, fast undurchdringlichem Dschungel umgeben. Als man sich auf einer Strecke von 1 km mit Hilfe der Axt hindurchgearbeitet hatte, gelangte man auf eine lange Mangrove- (Avicennia-) Ebene und von da in nordwestlicher Richtung an einen Süßwassertümpel von beträchtlichem Umfange. Ueber eine ziemlich gut begraste Gegend hinweg erreichte man dann in 80 m Höhe den Kulminationspunkt der Insel. Hier entsprang ein nach Norden gerichteter Creek mit gutem Wasser. Einige Kilometer weiter entdeckte man einen zweiten Creek mit südöstlichem Laufe, welchen man nach dem Führer der Expedition den Saunders benannte. Er hatte steile Ufer, war 70 m breit und der Ebbe und Fluth (mit einer Differenz von $3^1/_2$ m) ausgesetzt. Nicht fern davon floß wieder ein von Mangrovewuchs umsäumter Creek mit brakischem Wasser und eine kurze Strecke weiter ein 35 m breiter und ebenfalls den Gezeiten ausgesetzter Fluß mit hohen Ufern, welchen man nach dem jetzigen Kolonialminister für das Nord-Territorium den Johnson hieß. Ueber eine sandige Fläche hinweg und dann über schwach hügeliges Terrain mit Eisensteinkonglomeraten gelangte man weiter an einen Süßwasserlauf, der nach einem Ministerialsekretär in Adelaide den Namen Bath erhielt. Indem man sich nun der Nordküste näherte, stieß man auf ausgedehnte spear-grass (Stechgras-) und paperbark-Sümpfe, welche dem Vordringen an der Küste große Schwierigkeiten bereiteten. Am 11. Oktober erreichte man Brenton-Bai und am nächsten Tage die 20 km südwestlich davon gelegene Tethbridge-Bai, wo der Dampfer „Active" vor Anker lag.

Die Erwartungen, welche man an diese Reise geknüpft hatte, bestätigten sich in keiner Weise. Der Boden bestand fast nur aus Eisensteinkies und Eisensteinkonglomeraten. Offene Ebenen oder Abhänge mit üppigem Graswuchse sah man nicht. Bis zum Johnson-Flusse war die Insel mit Eukalypten — Stringybark (Eucalyptus obliqua), Ironbark (E. siderofolia), Woolly Bads (E. persicifolia), und namentlich Bloodwood (E. corymbosa) — ziemlich dicht bewaldet. Von Palmen bemerkte man nur Livistona humilis. Von Bambusa und Arundo, sowie von Orchideen wurde nichts gesehen. Büffel — der Nachwuchs der auf der vorerwähnten Militärstation am King-Cove seiner Zeit zurückgelassenen Thiere — kamen etliche zu Gesicht.

Für Ackerbau bietet die Insel nicht die geringste Aussicht, dagegen würden sich die höher gelegenen Strecken, sowie vielleicht auch ein Theil des ausgedehnten Sumpflandes an der Nordküste wohl zu Viehweiden verwenden lassen, da es ja der Insel an Wasser keineswegs fehlt. Die sehr lästigen kleinen Hausfliegen, die eine große Plage auf dem australischen Kontinente bilden, fehlten auffälliger Weise gänzlich, dagegen belästigten die Reisenden zur Nachtzeit die Sandfliegen und Mosquitos entsetzlich. Die ziemlich zahlreichen Eingeborenen zeigten sich in hohem Grade feindlich und blutdürstig. Sie griffen die Reisenden verschiedene Male mit Ungestüm an und verwundeten dabei auch den Führer der Expedition, Mr. Saunders, mit einem Speer am Arme. Der Gebrauch der Schießwaffen vertrieb sie aber. Da sie der Gesellschaft durch Angriffe nicht beikommen konnten, so steckten sie, um deren Rückkehr zu verhindern, zuletzt die durch die Sonnengluth verdorrte Umgebung in Brand, hatten aber dabei außer Acht gelassen, daß an der Nordküste für die Reisenden ein Dampfer zu ihrer Aufnahme bereit lag. Henry Greffrath.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Aufschwung der deutschen Reichshauptstadt und ihre wachsende Bedeutung als Welthandelsmetropole giebt sich unter anderm auch durch die starke Zunahme ihres Wasserverkehrs kund. Die Zahl der auf ihren Flüssen und Kanälen angekommenen Schiffe betrug 1883 37 311, 1884 37 837, 1885 41 359, 1886 45 057 und 1887 49 168; und der Tonnengehalt derselben bezifferte sich 1883 auf 2,9 Mill., 1884 auf 3,1 Mill., 1885 auf 3,4 Mill., 1886 auf 3,6 Mill. und 1887 auf 4,2 Mill. In ähnlicher Weise stieg auch die Zahl der abgegangenen Schiffe. Es dürfte dies zugleich beweisen, wie die binnenländischen Wasserstraßen fern davon sind, ihre Rolle im Zeitalter der Eisenbahnen ausgespielt zu haben. Wie in der Regel, so waren auch in dem letztvergangenen Jahre die Wasserstandsschwankungen in der Spree geringe, und die Schiffahrt brauchte weder wegen Hochwasser, noch wegen Wassermangel, noch wegen Eisgang unterbrochen zu werden. Der Fluß bewährte sich eben in der altbekannten Weise als ein Kulturstrom von sehr hoher Qualität.

— Die Bedeutung der russischen Ströme als Wasserstraßen spiegelt sich in der Zahl der Dampfer, die auf ihre Gebiete entfallen. Für die Wolga beträgt diese Zahl 629, für die Newa 103, für den Dnjepr 72, für die Dwina 43, für den Sswir 42, für den Don 30 und für alle übrigen Flüsse 159. Besonders der große Diagonalweg von St. Petersburg nach Astrachan springt dabei klar in das Auge. (Vergl. „Russ. Revue" 1887, S. 182 ff.)

— Der englische Außenhandel belief sich im Jahre 1887 auf 583 333 000 Pfd. St., davon 361 935 000 Pfd. St. auf den Export und 221 398 000 Pfd. St. auf den Import. Beide Zahlen sind größer als im Vorjahre, die erstere aber nur um $3^1/_2$, die letztere dagegen um $4^1/_4$ Proc., so daß die seit lange bestehende Unterbilanz des englischen Handels sich also noch mehr verstärkt hat. Das Anwachsen des Importes war namentlich durch einen viel größeren Bedarf an Brotfrüchten bedingt. Von Rohstoffen für die Industrie wurden namentlich Baumwolle, Flachs, Hanf, Seide, Zinn und Eisenerze erheblich mehr eingeführt als im Vorjahre.

Asien.

— Einer Nachricht aus Odessa zu Folge hat eine große russische Theehändlerfirma beschlossen, einen Versuch mit Theekultur am Kaukasus zu machen, und sie hat zu diesem Zwecke bereits ausgedehnte Ländereien bei Suchum Kaleh erworben. Da die Temperaturverhältnisse Kaukasiens denjenigen Chinas nicht unähnlich sind, so darf man sich von dem Versuche vielleicht Erfolg versprechen. Strenge Winter verträgt der Theestrauch bekanntlich, und die Sommer sind in Kaukasien ebenso wie in China ziemlich heiß. Die sommerlichen Niederschläge sind ebenfalls in dem einen Gebiete wie in dem anderen reichliche.

— Der Handel Koreas mit dem Auslande hat im letzt verflossenen Jahre einen sehr bedeutenden Aufschwung zu verzeichnen, und die Zollamtslisten der drei Häfen Zeuchuan, Tosan und Yaentan, die den Fremden geöffnet sind, weisen eine Steigerung der Einnahmen um c. 70 Proc. auf.

— Wüstenbildung. Das „Journal of the Asiat. Soc. of Bengal" enthält (Bd. 55, Th. 2., Nr. IV) eine interessante Studie R. D. Oldham's über die Veränderungen in den physikalisch geographischen Verhältnissen des Pendschab, auf die wir aufmerksam machen möchten. Der Schluß, zu dem der englische Forscher durch seine historisch-geographischen Untersuchungen gelangt, ist der, daß die Umwandlung eines großen Theiles des Landes in eine unfruchtbare Wüste wahrscheinlich erst seit dem ersten Jahrhundert der christlichen Aera eingetreten ist, sowie auch verschiedene Flüsse erst in dieser Zeit ausgetrocknet sind.

Afrika.

— Das belgische Kongo-Unternehmen hat durch den Tod des Kapitäns van de Velde und des Majors Warlemont einen neuen schweren Schlag erlitten. Van de Velde war bekanntlich dazu ausersehen worden, Sicherheit über das Schicksal Stanley's und des Majors Barttelot zu schaffen, indem er bis zu dem Lager des letzteren — Yambuga — vordringen sollte. Daß man vorher nicht im Stande gewesen ist, von dem untern Kongo aus per Dampfer bis zu den Aruwimi-Fällen vorzudringen oder durch Boten von dort Nachrichten zu holen, zeigt übrigens wieder, wie sehr der Einfluß des Kongostaates auf das Innere Afrikas in die Luft gebaut ist. Zeit genug hätte man zur Kommunikation seit August vorigen Jahres sicherlich gehabt, und ein Dampfer hätte in den sechs zuletzt vergangenen Monaten nicht weniger als drei Mal zwischen Leopoldville und Yambuga (den Aruwimi-Fällen) hin und her fahren können. Was die letzten Depeschen Emin-Paschas angeht, die Ende Januar in Zansibar eintrafen, so hat es sich herausgestellt, daß dieselben am 3. September von Wadelai abgegangen sind, während man vorher geneigt war, den 15. Oktober als das Datum anzunehmen. Der Umstand, daß dieselben nichts von Stanley's Ankunft in dem Hauptquartier Emin's sagen, braucht also nicht im pessimistischen Sinne gedeutet zu werden. Im glücklichsten Falle hätte Stanley zwar Anfang September in Wadelai sein können, aber anzunehmen, daß dieser Fall unbedingt hätte eintreten müssen, wäre sanguinisch gewesen. Es ist also noch immer sehr wohl möglich, daß die sogenannte Emin-Entsatz-Expedition ihr Ziel erreicht hat. Die Hungersnoth, welche in diesem Jahre die Länder zwischen den Aruwimi-Fällen und dem oberen Nil verheert hat, giebt immerhin zu ernsten Besorgnissen Anlaß.

— Die Reise, welche der englische Bischof Parker in Begleitung von J. Blackburn während des Juli und August 1887 von Mombassa nach Mamboya unternommen hat, muß uns in Deutschland um so mehr interessiren, als die Route vorwiegend durch das deutsche Interessengebiet und durch die deutschen Besitzungen in Ostafrika ging. Die beiden Reisenden schildern das Land, das sie mit ihrer kleinen Karawane durchzogen, als ein schönes, gesundes Bergland, dessen Thäler wohl bewässert und sehr fruchtbar sind, das aber durch den Raubzug der Masai in den letzten Jahren arg verwüstet worden ist. Die Eingeborenen, deren Dörfer berührt wurden, verhielten sich durchgängig freundlich. Wir brauchen nicht zu betonen, daß dieser Bericht ein besonders werthvoller ist, da er jede kolonialpolitische Tendenz ausschließt. Die Darstellungen des Dr. Peters, der dieser Tage aus Zansibar wieder in Berlin eingetroffen ist, erhalten durch ihn eine sehr willkommene

Bekräftigung. (Vergl. die „Proceedings“ der Londoner Geogr. Gesellschaft 1888, S. 92 ff.)

— Einem Briefe des Dr. Zintgraff zu Folge ist derselbe glücklich am Elephantensee angekommen, und im Begriffe, daselbst eine Versuchspflanzung für Tabak und Reis anzulegen, sowie zugleich auch die Umgebung des Sees auf ihre Kulturfähigkeit genauer zu erforschen. Während Dr. Zintgraff selbst vom Rio del Rey (Meme) aus zu Lande an den Wasserfällen von Ekumbi Naene und von Djanga vorbei nach seinem Ziele marschirt ist, hat Lieutenant Zenner die Fahrt in einem großen Boote auf dem Mungo bis nach Mundame unternommen, um von dort über Land nach Kumba zu gelangen.

Nordamerika.

— Das „Bulletin“ der kalifornischen Akademie der Wissenschaften enthält (1887, S. 337 ff.) aus der Feder von Dr. C. M. Richter eine interessante Abhandlung über die Meeresströmungen an der kalifornischen Küste. Im Allgemeinen bewegt sich das oberflächliche Wasser dieser Küste entlang gegen Süd-Südost. Es besteht aber daneben eine schmale (3 bis 10 engl. Meilen breite) Randströmung hart an dem Lande, die eine entgegengesetzte Richtung hat, und die vor der Bucht von San Francisco unter anderm auch dadurch sichtbar wird, daß sie das sedimentreiche schmutzige Wasser des Sacramento nordwärts verführt. Durch die Winterstürme werden diese Oberflächenströmungen aber häufig sehr stark abgelenkt. Was die Unterströmungen betrifft, so zeigen dieselben große Unregelmäßigkeiten, und man könnte bei denselben fast von Wirbeln in der Tiefe reden. Freilich ist das Beobachtungsmaterial, das den Untersuchungen zu Grunde gelegt werden konnte, vorläufig nur ein sehr unzureichendes. Den besten Theil desselben lieferte die Expedition, welche Commander Belknap behufs Legung des kalifornisch-japanesischen Kabels unternahm. Den Zusammenhang der kalifornischen Küstenströmungen mit dem ostasiatischen Kuro-Siwo zieht Richter in Zweifel. Augenfällig ist ihm dagegen die Abhängigkeit der klimatischen Verhältnisse des amerikanischen Westens von den Meeresströmungen.

— Den Yokacharkut-River — einen Tributärstrom des Yukon — haben die Amerikaner nach dem bekannten Alaska-Reisenden Frederik Whymper in Whymper-River umgetauft.

Südamerika.

— Dem Berichte, welchen M. J. Chaffanjon vor der Pariser Geographischen Gesellschaft über seine 18monatliche Reise in dem Quellgebiete des Orinoco abgestattet hat, entnehmen wir Folgendes: Der Reisende, der seine Expedition im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums unternahm, verließ Ciudad Bolivar zusammen mit seinem Gefährten Morisot am 10. Juni vorigen Jahres, und erreichte am 22. Juli Caiçara, das unfern von der Einmündung des Apure in den Orinoco liegt, und wo interessante Indianer-Inschriften studirt werden konnten, wo die beiden Herren aber sehr von der ungesunden Lage des Ortes zu leiden hatten. Am 12. September gelangten dieselben nach San Fernando, einem Orte von etwa 200 Einwohnern, der an der Vereinigung des Guaviare und Atabapo mit dem Orinoco liegt, und der als venezuelanischer Gouverneursitz dient [1]). Drei Tagereisen weiter stromaufwärts stießen sie auf die sogenannte Piedra Pintatada, eine Klippe, die sich mitten aus dem Strome erhebt, und die an ihrem Sockel ebenfalls mit merkwürdigen indianischen Inschriften bedeckt war. Die letzteren sollen nur in trockenen Jahren aus dem Wasser herausragen. Die Indianerstämme, welche hier wohnen, heißen die Maquiritares (am linken Ufer) und die Piaroas und Macos (auf dem rechten Ufer); dieselben wichen den Reisenden, die an sie heranzukommen suchten, um sie näher kennen zu lernen, aber jeder Zeit scheu aus und zogen sich in die Tiefe des Urwaldes zurück. Am 6. November gelangte die Expedition nach Quachapana, von wo sie vier Tagereisen an dem Cunucunuma — einem großen Tributärstrome des Orinoco, der dem letzteren besonders nach den ungemein heftigen Gewittergüssen ungeheure Wassermassen zuführt — aufwärts vordrang. Hier gelang es, einen Maquiritares-Häuptling durch eine Flasche Rum zum Freunde zu gewinnen. Am Hauptstrome wurde sodann die Cassiquiare-Mündung und dessen Bifurkation nach dem Rio Negro hinüber studirt. Anfang December kam man endlich in Esmeralda an, und von hier aus gelang es, auf einer dreiwöchentlichen weiteren Tour den eigentlichen Quelllauf des Stromes bis zu seinem Ursprunge zu verfolgen. Den Berg der Sierra Parima, dem der Orinoco entströmt, nannte Chaffanjon nach seinem berühmten Landsmanne Mont Lesseps. Die Eingeborenen (Guaharibos), die klein und schwächlich sind und in elenden Hütten hausen, flohen auch hier furchtsam in die Wälder, sobald sie die Reisenden erblickten. Eine Hauptnahrung derselben scheinen Palmsprossen und weiße Ameisen zu sein. Den Berg der Sierra Guaharibo, der sich abwärts von der Quelle an dem linken Stromufer erhebt, nannte Chaffanjon Mont Maunoir und er giebt die Höhe desselben auf 1450 m an. Am Fuße des Mont Lesseps fließt der Orinoco durch einen ausgedehnten Gebirgssumpf, dessen Boden aus einem weißen Thone besteht. — Die Cassiquiare-Bifurkation ist nach Chaffanjon von dem Orinoco her durch die Hochfluthen des Stromes entstanden, und anfangs nur eine periodische gewesen, allmählich aber durch Ausfeilen des Kanales eine dauernde geworden.

— Dr. Karl von den Steinen ist Anfang Januar von seiner Tour nach dem Kulisëu in Cuyabá eingetroffen und von den Ergebnissen seiner Forschungen in einem hohen Grade befriedigt. Bereits im Februar wollte er aber wieder von dort aufbrechen, um an die Lösung des letzten Theiles seiner Aufgabe zu gehen und das Land der Coroados am S. Laurenço zu besuchen (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 63).

Australien und Polynesien.

— P. A. Lesson und Ludovic Martinet suchen in ihrem großen Werke „Les Polynesiens“ die Theorie zu begründen, daß die große polynesische Wanderung von der Mittelinsel Neuseelands ausgegangen sei, und bereits vor 4000 Jahren begonnen habe. Ob es dieser Theorie gelingen wird, die ältere und einfachere Theorie Quatrefages' und Peschel's, nach der die Wanderung von Südostasien ausgegangen ist, zu verdrängen, bleibt natürlich abzuwarten. Manchen von den Schlüssen, welche die französischen Forscher aus der Sprache ziehen, könnten nach unserer Meinung eben so gut herumgedreht werden, und daß die Maori Neuseelands der Urstamm sein sollen, erscheint schon nach der Analogie der Thier- und Pflanzenwanderungen nicht besonders wahrscheinlich.

— Die von den australischen geographischen Gesellschaften geplante Südpolar-Expedition erscheint durch das ablehnende Verhalten der englischen Regierung wieder in Frage gestellt. Nicht ohne Grund betont übrigens die letztere, daß die von den Australiern ausgesetzte Summe (5000 Pf. St.) auch dann, wenn sie durch einen gleichen Betrag aus dem Mutterlande verdoppelt würde, nicht von ferne zu einem gründlichen

[1]) Nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Orte am Apure.

Forschungswerke in den antarktischen Gewässern ausreichen würde. Praktische Interessen der britischen und australischen Fischerei, wie man von australischer Seite behauptet hat, würden durch die Expedition auch schwerlich in irgend einer Weise gefördert werden.

Allgemeines.

— Einem Vortrage, den Prof. Ebermayer vor der Münchener meteorologischen Gesellschaft über den Einfluß des Waldes auf die Bodenfeuchtigkeit und Bodentemperatur hielt, entnehmen wir Folgendes: Die herkömmliche Annahme, daß der Boden eines geschlossenen Waldes nicht bloß an der Oberfläche, sondern auch in der Tiefe feuchter und frischer sei als der Boden eines benachbarten Feldes von gleicher Beschaffenheit, ist irrig. Die Waldbeschattung verhindert allerdings namentlich während der wärmeren Jahreszeit bis zu einem gewissen Grade die Verdunstung und sichert den Baumwurzeln dadurch eine größere Wasserzufuhr. Die Wurzelregion des Waldbodens selbst ist aber durch die aufsaugende Thätigkeit der Baumwurzeln wasserärmer als die entsprechende Region des freien Feldbodens. Der Wald übt also eine sehr entschiedene drainirende Wirkung auf den Boden aus, was für die Beurtheilung seines Verhältnisses zu dem Quellenreichthume beachtet werden muß.

— Die Goldproduktion der Erde scheint sich wieder erheblich steigern zu wollen. Außer den Goldfeldern in Deutsch-Südwestafrika entsprechen vor allen Dingen auch diejenigen von Transvaal (zwischen dem Limpopo und Zambesi) reiche Ausbeute. Die Engländer Johnson und Baines, die dieselben neuerdings genauer untersucht haben, sprechen sich wenigstens sehr günstig darüber aus. Zunächst legen die Zuluhäuptlinge allerdings noch Widerspruch gegen die Occupation des in Frage stehenden Gebietes ein, auf die Dauer wird derselbe aber wohl kaum erfolgreich sein. — Ebenso haben die Goldminen von Meysore, in Britisch-Indien, in den letzten Jahren einen unerwartet hohen Aufschwung genommen. — Ob der Goldbergbau auch in Wales lohnen wird, wie man in England hofft, bleibt abzuwarten.

— In welchem Grade der neue Seeweg nach Indien durch den Suezkanal den alten Seeweg um das Kap der Guten Hoffnung in den Schatten gestellt hat, das geht deutlich aus dem Quantum der Baumwolle hervor, das auf den beiden Wegen von Indien nach Europa transportirt wird. Dasselbe betrug nach dem Deutschen Handelsarchiv (1887, II, 754) im Jahre 1886/87 für den ersteren 1 110 903 Ballen und für den letzteren nur 36 735 Ballen.

— In der Münchener Anthropologischen Gesellschaft hielt am 27. Januar Professor Sepp einen geistreichen Vortrag über den Namen „Kirche“, in dem er in sehr plausibler Weise darlegte, daß die herkömmliche Etymologie des Wortes (von griechisch *Χυριακὴ οἰκία*) eine irrige sei, und daß dieselbe vielmehr auf das keltische chirk (= Stein, Fels) zurückgeführt werden müsse. Gleich gewissen christlich-germanischen Bräuchen weise auch das christlich-germanische Gotteshaus hin auf die altheidnischen Zeiten, in denen erratische Blöcke als Opferstätten und als Mittelpunkte gottesdienstlicher Versammlungen dienten. Der Name kam ja nicht durch griechische, sondern durch angelsächsische Missionäre nach Deutschland, und der Name ist specifisch keltisch-germanisch (englisch church, nordisch kirk), während die Romanen den Begriff in griechischer Weise bezeichnen (franz. église, ital. chiesa ꝛc. von *ἐκκλησία*).

Bücherschau.

— Hermann Roskoschny, Die Wolga und ihre Zuflüsse. Leipzig 1887. (Greßner und Schramm). — Das vorliegende Werk behandelt das Gebiet des großen russischen Stromes vom Standpunkte des Historikers, des Ethnographen und des Geographen, und da dasselbe vorwiegend auf russischen Quellen und auf eigenen Anschauungen des Verfassers beruht, so wird der Leser Mancherlei darin finden, was ihm von großem Interesse ist. Die Darstellung ist flüssig und gewandt und im guten Sinne des Wortes populär. Wir hätten es aber lieber gesehen, wenn die drei Abschnitte des Buches weniger lose neben einander ständen, und wenn die geschichtlichen Ereignisse und Bevölkerungsverhältnisse mehr in ihrer Abhängigkeit von den Stromverhältnissen dargestellt worden wären.

— Dr. O. Heyfelder, Transkaspien und seine Eisenbahn. Hannover 1888. (Helwing'sche Buchhandlung). — Der neue russische Schienenweg nach Centralasien hat eine so eminente politische und wirthschaftliche Bedeutung, daß wir es dem Verfasser dieses Werkchens sehr Dank wissen müssen, wenn er uns Deutschen auf Grund der ihm zugänglich gewesenen Akten den Bau und Betrieb dieser Bahn in sehr geschickter und eingehender Weise schildert. Es handelt sich dabei um ein außerordentlich interessantes verkehrsgeographisches Thema.

— Ottokar Feistmantel, Die Theekultur in Britisch-Ost-Indien. Prag 1888. (J. G. Calve). Die indische Theekultur hat neuerdings einen Umfang gewonnen, daß es fast scheint, als wolle dieselbe der chinesischen in dem Welthandel den Rang ablaufen. Es verlohnte sich also wohl der Mühe, den Gegenstand in einer besonderen Schrift historisch, naturwissenschaftlich und handelsstatistisch zu behandeln. Da Verfasser die in Frage kommenden Verhältnisse als Naturforscher längere Jahre an Ort und Stelle beobachtet hat, so hätten wir aber von ihm erwartet, daß seine Darlegungen etwas mehr in die Tiefe und etwas weniger in die Breite gingen. Daß die Theepflanze ein feucht-heißes Tropen-Klima erfordere, und daß es nicht die geringe Qualität des indischen Erzeugnisses sei, die demselben den Eingang in den europäischen Kontinent erschwere, lesen wir auf zu vielen Seiten. Immerhin dürfte das Studium des kleinen Buches den Wirthschaftsgeographen und Kaufleuten sehr zu empfehlen sein.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII.



№ 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

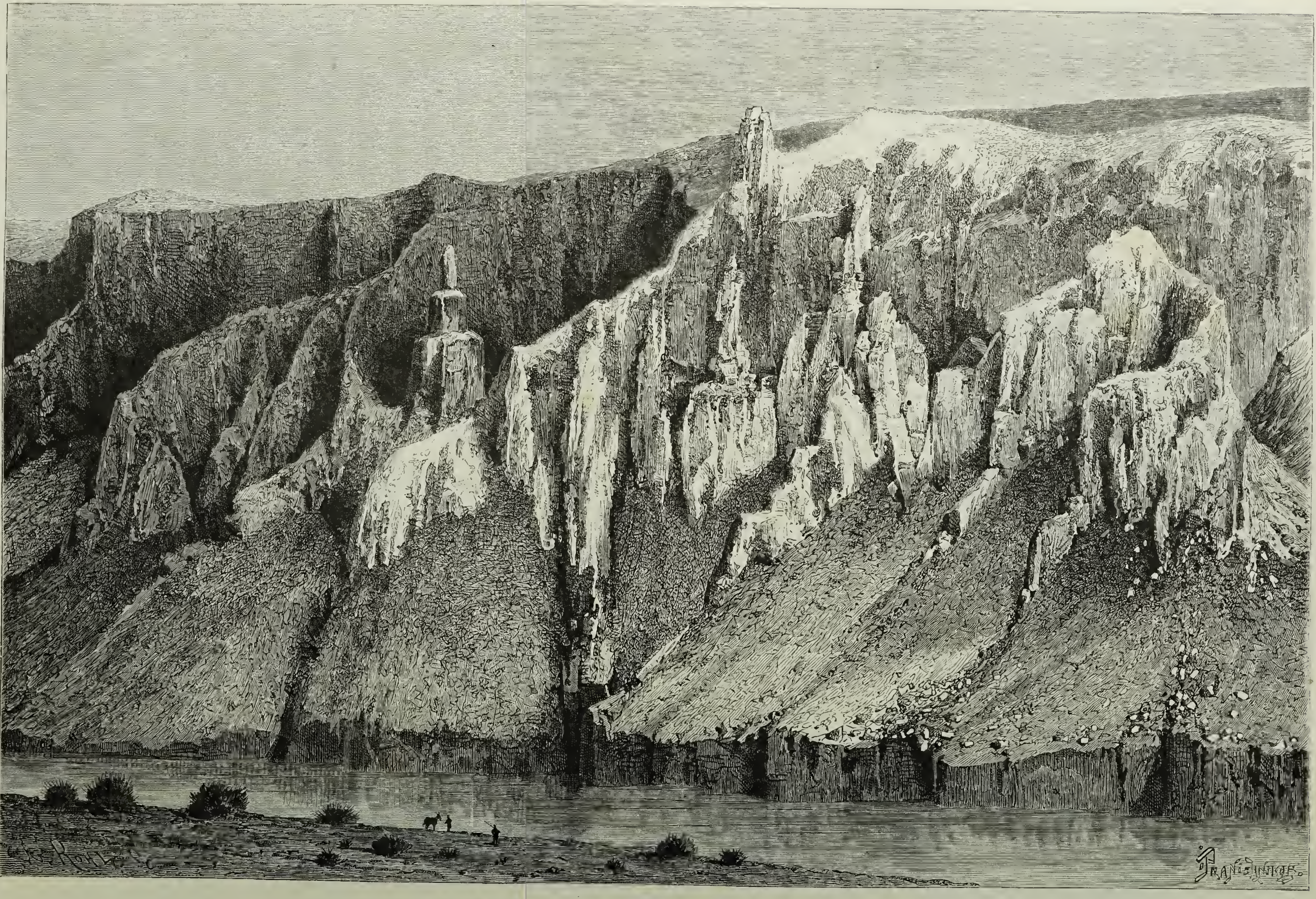
Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Die neueren Forschungen am oberen Hoangho.

Es ist im Wesentlichen das Verdienst der beiden russischen Reisenden Prshewalski und Potanin uns mit dem Gebiete des oberen Hoangho bekannt gemacht zu haben. Der erstgenannte kühne Reisende verfolgte in den Jahren 1879 und 1880 den Lauf des großen chinesischen Stromes in der Gegend, wo er die Parallelketten des Kuen-Luen in nördlicher Richtung durchbricht, um sodann im Jahre 1884 bis in das eigentliche Quellgebiet — das Sumpfland der „Odontala“ und die Hochgebirge im Süden und Norden davon — vorzudringen, und dabei zugleich auch die Wasserscheide des oberen Hoangho gegen den oberen Jangtsekiang klar zu legen. Potanin aber durchstreifte mit seinen Gefährten in den Jahren 1884 bis 1887 das Land im Süden und Norden von Lan-tschou-fu, und schloß auf diese Weise sein Forschungswerk auf das Engste an dasjenige seines Landsmannes an. Die Expedition des Grafen Szechenyi berührte im Jahre 1879 dieselbe Gegend.

Die Berichte der drei verschiedenen Expeditionen stimmen darin überein, daß es sich in dem Gebiete des oberen Hoangho im Allgemeinen nur um drei Bodenformen handelt: um hohe, beinahe unersteigliche Gebirgsketten, um dazwischen liegende Plateaus und Thalebenen, und um tief eingerissene Schluchten, in denen zum Theil periodische, zum Theil permanente Ströme dahin fließen. Die Gebirge streichen fast durchgängig von West nach Ost, sind aber in Folge des trockenen Klimas trotz ihrer gewaltigen Höhe nur zum Theil von ewigem Schnee und von Gletschern bedeckt. Die Plateaus zwischen ihnen sind wohl meist durch Ausfüllung ehemaliger Seenbecken entstanden, und ihr Boden besteht daher fast allenthalben aus Geröll, Kies, Sand und Löß. Die letztere Bildung findet sich namentlich in den größeren Ausweitungen der Plateaus in bedeutender Mächtigkeit, und ist wohl auch in dieser Gegend in der Hauptsache aeolischen Ursprungs — von den trockenen Steppenwinden aufgehäuft. Die Schluchten aber sind von den Strömen selbst in den Boden hineingenagt, was sowohl bei den Felsenschluchten der Gebirge, als auch namentlich bei den Lößschluchten sehr deutlich sichtbar wird. In den Gebirgen sind die Flüsse reich an Wasserfällen, und zur Zeit der Regen reißen sie gewaltige Felsstücke mit sich fort, auf den Plateaus dagegen fehlt ihnen das Gefäll vielfach vollkommen, und dann schleichen sie in der trockenen Jahreszeit langsam dahin, während sie in der Zeit der Regen ihr Uferland weithin überschwemmen und zerreißen. Im Winter sind die Ströme meist fest zugefroren, und zur Zeit der Eisgänge entfalten sie ebenfalls ein hohes Maß von Erosions- und Transportationskraft. Wie in der Zeit der Regen, so wälzen sie auch in der Zeit des Thauwetters außer bedeutenden Wassermassen große Massen von Löß, Sand, Kies und Steinen mit sich fort, um dieselben weiter abwärts wieder zur Ablagerung zu bringen.

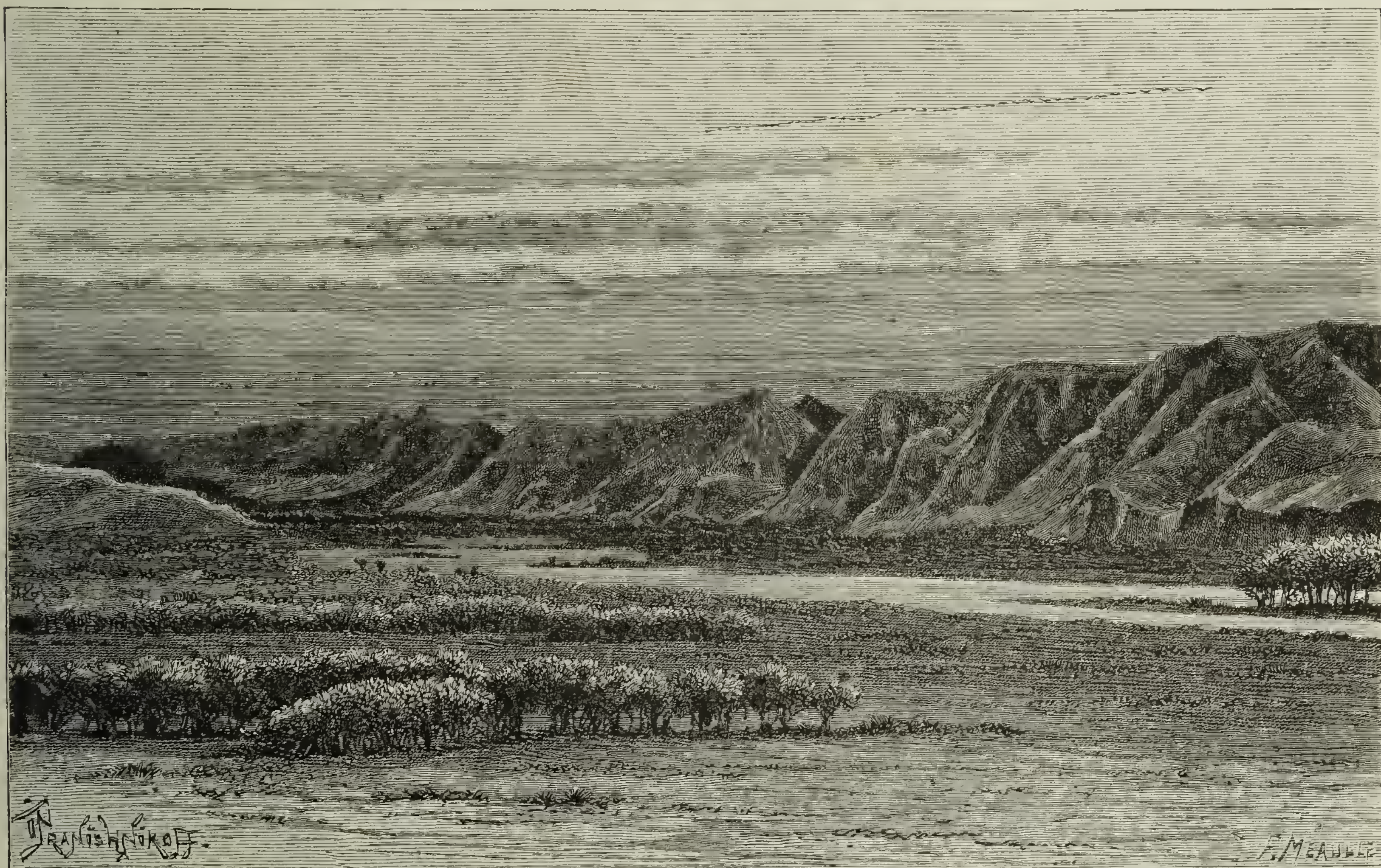
Der Hoangho selbst macht von der allgemeinen Regel keine Ausnahme. Unter den Gebirgen, zwischen denen der Strom oberhalb Balekun-Gomi (südlich vom Kuku-Nor) hindurchbricht, fand Prshewalski namentlich das Dschachar-Gebirge und das Ugutu-Gebirge in den Hauptgipfeln mit ewigem Schnee bedeckt, und von dem Amni-Matschin-Gebirge, weiter aufwärts (das Prshewalski nicht erreichte), behaupteten die Eingeborenen dasselbe. Das Thal des Hoangho ist hier an manchen Stellen nur etwa 30 m breit, und der Strom ist in diesen von steilen Felsen gebildeten



Linkes Hoangho-Ufer nahe der Tschurmyn-Mündung.

Engen so wild, daß es vollkommen unmöglich ist, auf ihm oder an ihm entlang vorwärts zu kommen. An anderen Stellen erweitert es sich auf eine Breite von 8 km. Seine Strömung ist hier allenthalben eine sehr starke, und dieselbe beträgt bei Niederwasser auch an ruhigeren Punkten über 90 m in der Minute, während sie bei Hochwasser natürlich eine noch viel beträchtlichere ist. Zu durchfuhrten ist der Fluß auf dieser Strecke fast nirgends, und auch die Fähren haben an den wenigen Orten, wo sie zwischen den Ufern hin und her spielen, öfters eine harte Arbeit. Während der trockenen Jahreszeit ist das Wasser des Stromes hier ziemlich klar, bezw. stahlgrau, während der Regenzeit wird es aber ebenso wie weiter abwärts gelb und trübe, und zugleich führt es dann massenhaft große Erdknollen mit sich fort. Die Uferwände sind beinahe durchgängig schroff und steil, und wo dieselben aus über einander gelegenem Löß, Sand, Thon und Kies bestehen, da werden von denselben zur Zeit heftiger Stürme und Regengüsse große Stücke fortgerissen. Daraus entsteht dann der bunte Wechsel wunderlicher Formen ihm entlang: die Thürme, Säulen, Zacken, Pyramiden, Thore, Schluchten rc. (Vergl. Abbildung 1).

Bei Balekun-Gomi treten die aus gelbem, höhlenreichem Kalk bestehenden Vorketten des Kuku-Nor-Gebirges an den Hoangho heran, und vor ihnen wendet er sich in scharfer Biegung ostwärts (S. Abbildung 2). Hier ist der Strom an den schmalsten Stellen etwa 90 m breit. Bis Guidui hin



Der Hoangho bei Balekun-Gomi.

wechselt seine Breite aber immer noch ziemlich stark und an vielen Stellen wird er auch in seinem Längsthale noch von Felsen eingeengt. Bei Guidui ist er vom November bis Februar zugefroren, seine Eisdecke ist aber nichts weniger als glatt, und die Passage über dieselbe hinweg ist ziemlich beschwerlich. Unterhalb Guidui fließt der Strom bald in breiteren Thalebenen dahin, bald in engen, cañonähnlichen Schluchten, die entweder nur in den Löß, oder durch den Löß in den rothen Sandstein (bei Santschwan) oder in den Granit eingegraben sind (bei Lan-tschou-fu).

Unter den Nebenflüssen des Hoangho sind oberhalb Lan-tschou-fu besonders nahmaft zu machen: von links der Tschurmyn, der Baga-Gorgi und der Tetung-ho, und von rechts der Nka-su, der Ri-su, der Da-sia-ho und der Tao-ho. Dieselben tragen alle den oben angegebenen Charakter, und ihr Bett liegt in der Regel mehrere hundert Meter tiefer als das umgebende Plateau.

Von der Erosionskraft, welche die fließenden Gewässer in der betreffenden Gegend geltend zu machen fähig sind, erhielten die Reisenden zuweilen drastische Beweise in ihren Biwaks. So geschah es, daß der nächtliche Lagerplatz Prshewalski's am Hoangho durch einen einzigen Guß so vollkommen von Regenschluchten zerrissen wurde, daß es danach sehr mühsam war, von der Stelle zu kommen. Der Löß wird durch den Regen in einen zähen Brei verwandelt, und an den steilen Abhängen weicht der Boden dann oft unter den Füßen der Reisenden. Daraus begreift sich der ungeheure Sedimentreichthum und die gelbe Farbe, die der Hoangho in seinem Unterlaufe hat, wohl hinreichend.

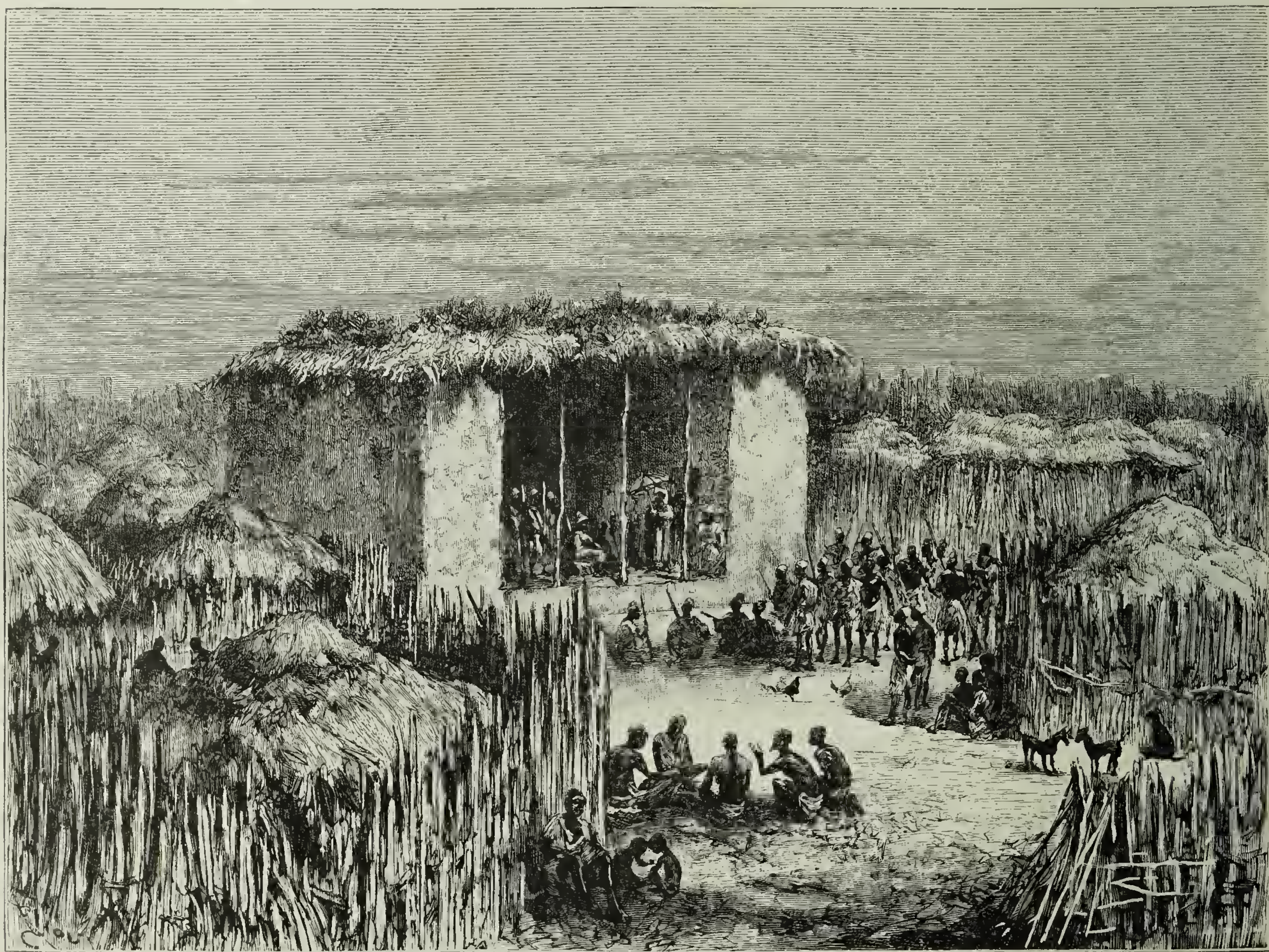
(Fortsetzung folgt.)

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen.

XII. (Fortsetzung.)

(Mit vier Abbildungen.)

Die nächsten Wochen vergingen unter astronomischen und photographischen Aufnahmen in der Nachbarschaft von Karema. Am 20. Januar unternahm aber Giraud eine achttägige Reise, um seinen Vorrath an Elfenbein zu verkaufen. Es wohnte nämlich in der Ebene von Kilandu ein Mischling von Araber und Neger, Namens Makutubu, und dieser hatte sich bereit erklärt, für je 15 kg Elfenbein 200 m Stoff zu geben. Um sich vor Betrug zu schützen,



Boma Makutubus.

hielt es der Reisende aber für gerathen, das Geschäft persönlich abzuschließen. Mit 25 Begleitern verfolgte er also zwei Tage lang den schönen Weg am Tanganika entlang, durch herrliche, luftige Wälder voll wilder Reben, die sich theils um hohe Bäume schlangen, theils kaum einen Fuß hoch auf dem Erdboden wucherten, und deren große Blätter denen des europäischen Weinstockes sehr ähnlich waren. Hie und da gewahrte man die Spuren eines Elephanten oder Rhinoceros, aber nirgends eine Spur von Menschen. Am 22. übernachtete die Expedition in Kalearia, dem ersten Fipa-Dorfe, dessen alter Häuptling sich bitter über die Niederlassungen der Europäer am See beklagte. Seine Beschwerde gipfelte darin, daß die Fremdlinge über den See dahin führen, und sein Wasser mit sich fortnähmen. In der That war der Spiegel des Sees während der letzten drei Jahre um volle drei Meter gesunken, und das Fallen schien auch noch keineswegs seinen Abschluß gefunden zu haben. Von dem Rikua-See (Lac Léopold II.), der nach seiner Angabe in der Hauptsache ein großer Morast ähnlich dem Bangweolo sein muß, behauptete er, daß dessen Wasser so scharf sei, daß es die Beine wegfräße, wenn man längere Zeit darin watete. Abgesehen von der Gegend bei Karema ist die Ebene von Kilandu die einzige Gegend am Tanganika, die eine aussichtsvolle Zukunft haben dürfte. Dieselbe ist rings von Anhöhen umgeben, außer auf der Seite gegen den See hin, und hat etwa zehn bis zwölf Meilen Umfang. Ist man einmal mitten drin in diesem großen Kreise, so kann man absolut nichts weiter sehen, und man ist wie verloren

in der dichten, mächtigen Vegetation. Besonders erwähnenswerth sind große, buschige Kräuter, die bis zu einer Höhe von drei Metern emporwachsen, und aus denen die Absonderungen einer Ameisenart unangenehm herausduften. Näher dem Seeufer hat man durch Reisfelder zu waten, die spontan entstanden sind und reiche Ernten liefern.

Inmitten dieser Wildniß stieß man plötzlich auf einen kleinen Boma, der nur aus fünf oder sechs Hütten bestand. Es giebt deren in der Gegend etwa ein halbes Dutzend, darunter derjenige Makutubu's, den man suchte, und der etwas größer war als die anderen, aber nicht weniger unappetitlich als diese. Er gewährte ein Bild absolutester Liederlichkeit. Kein ganzes Dach und keine aufrechtstehende Wand war zu sehen, die Wege waren vernachlässigt, und überall standen Menschen, die mit Aussatz und anderen ekelhaften Hautkrankheiten behaftet waren, umher. Die einzige, einigermaßen bewohnbare Hütte war die Makutubus selbst, unter deren Veranda, von einigen Schurken, die ihm ähnlich waren, umgeben, der Herr des Boma unsere Reisenden erwartete.

Makutubu war in Marungu geboren und in seiner Jugend als Sklave nach der Küste gebracht worden. Er hatte sich dann bald in das Vertrauen seines Herrn eingeschlichen, und heute lebt er in Folge dessen als Machthaber in derselben Gegend, die er kaum zehn Jahre früher mit der Gabel am Halse hatte durchwandern müssen. Seine Leibwache bildeten etwa zwanzig mit Feuerwaffen versehene Rugas-Rugas — von demselben Stamme, der früher in der Gegend von Karema gelebt und durch seine Wildheit dem Kommandanten der Station schwer genug zu schaffen gemacht hatte. Von ihrem bestialischen Gebahren erhielt Giraud in der Zeit seines kurzen Aufenthalts einen guten Begriff. Als echter Afrikaner lebte natürlich auch Makutubu in ewigem Kriege mit seinen Nachbarn. In der Nacht führten die letzteren nun einen Angriff auf seinen Boma aus, derselbe wurde aber abgeschlagen, und einer der Feinde wurde dabei getödtet. Welch wilden Tanz führten nun am anderen Morgen Männer, Weiber und Kinder unter strömendem Regen um den abgeschnittenen, blutigen Kopf des Gefallenen aus. Makutubu aber schaute dem Treiben unter dem Schutze eines großen Regenschirmes mit väterlichem Wohlgefallen zu (S. Abbildung 3).

Seinem weißen Gaste gegenüber legte der Mulatte eine grenzenlose Unterwürfigkeit an den Tag, nichtsdestoweniger suchte er ihn aber in dem Handel nach Kräften zu übervortheilen, und es bedurfte der ganzen Festigkeit Giraud's, um am Ende doch noch den ausbedungenen Preis für seine Waare zu erhalten.



Makutubu.

Nachdem das Elfenbein mit Hilfe einer schlechten Wage abgewogen und die Stoffe abgemessen und ausgeliefert worden waren, zog der Reisende nach Karema zurück. Dort fand er Storms in großer Verlegenheit durch den Schiffbruch, den sein Dau erlitten hatte. Sein ganzes Wirken drohte dadurch lahm gelegt zu werden. Glücklicherweise gab es von Cambier's Zeit her noch ein kleines Stahlboot in der Station, von derselben Art, wie es Giraud mit sich führte. Dasselbe war allerdings zu klein und zu wenig stabil für die Schiffahrt auf dem See, man brachte aber Ausleger an demselben an, und so gelang es recht gut, den erlittenen schweren Verlust wieder zu ersetzen, und die nothwendige Kommunikation auf dem See aufrecht zu erhalten. Es fanden sich sogar die Theile der Dampfmaschine, durch die das Boot noch nützlicher gemacht werden konnte. Um diese zusammen zu setzen, bedurfte es aber der Hilfe der Missionäre von Jendue, und zu diesen machte sich deshalb Storms am 5. März auf.

Giraud wartete unterdessen vergebens auf Nachricht von dem Theile seiner Karawane, die er unter der Führung Sefu's nach Tabora geschickt hatte. Es war klar, daß in dem Lande, durch das sein Weg führte, Krieg ausgebrochen war. Sobald die Leute zurückkämen, wollte sich der Reisende gegen Westen aufmachen, um jenseits des Tanganika und am Lualaba (Kongo) abwärts Stanley-Pool zu erreichen, und es eilte ihm mit diesem Plane um so mehr, als der Karawane der lange Aufenthalt und die lange Unthätigkeit, zu der sie sich in Karema verurtheilt sah, eigentlich ganz und gar nicht zusagte, und als die Disciplin derselben sich von Tag zu Tag mehr zu lockern drohte. Der Reisende war gutherzig genug, die Leute nach seiner Zurückkunft von Makutubu durch ein Extrageschenk an Stoffen für die im allgemeinen so wacker ausgestandenen Strapazen und Entbehrungen schadlos halten zu wollen. Statt sich dadurch zu Dank und Gehorsam gegen ihren Führer verpflichtet zu fühlen, leiteten die Burschen aber sofort ein Recht auf viel mehr aus der freiwilligen Gabe ab. Sie verschwendeten das erhaltene Zeug in wenigen Tagen, indem sie Hanf und Tabak zum Rauchen dafür eintauschten, und kamen dann dreist herbei, um ein neues Geschenk zu fordern. „So lange du nichts hattest in der Hungergegend, haben wir mit dir Noth gelitten. Jetzt bist du reich, und da gebührt es sich für dich, daß du alles, was du hast, mit uns theilst!" war ihre Logik. An die Zukunft aber dachten sie nicht. Sie zeigten sich darin als Kinder, und zwar als sehr ungezogene Kinder, wie die Schwarzen alle. Beschäftigung würde ihnen ohne Zweifel sehr dienlich gewesen sein.



Triumph über einen gefallenen Feind.

Um die Reise quer über den Tanganika zu bewerkstelligen, gelang es Giraud, eine große Pirogue aus Kilandu zu erwerben. Mit Kapitän Storms aber war vor dem Abschiede verabredet worden, daß man sich in Mpala, jenseits



Abfahrt des Kapitän Storms.

des Sees, wiedersehen wollte. Die in der Richtung auf Tabora ausgesandten Boten kamen aber immer nach etwa acht Tagen zurück, ohne die geringste Kunde von Sefu mitzubringen.

Die Stamm= und Familienverhältnisse der transsilvanischen Zelt=Zigeuner.

Von Dr. Heinrich von Wlislocki.

Bei den mangelhaften Nachrichten, die wir über den Verlauf der Wanderung der Zigeuner von Indien bis nach Mitteleuropa haben, sind alle ihre Gebräuche, Sitten und Einrichtungen, abgesehen vom allgemeinen, ethnologischen Interesse, von besonderer Bedeutung, indem sie uns gar oft durch ihre Verwandtschaft mit denen anderer Völkerschaften den Nachweis liefern, daß die Zigeuner unter diesem oder jenem Volke kürzere oder längere Zeit hindurch gelebt, diesen oder jenen Brauch, diese oder jene Einrichtung herübergenommen haben.

Der uncivilisirte Mensch ist gleich dem Thiere ein bloßer Zögling der Natur und nicht die freiwaltende, geistige Kraft; eine unbewußte Anregung durch die äußere Umgebung bestimmt seine Lebensweise, seine Thätigkeit, ja selbst die gesellschaftliche Ordnung, die er sich als Norm aufstellt, und er wird deshalb unter den gleichen Verhältnissen allenthalben zu den gleichen Mitteln hingeleitet, sowie da zu, die gleichen Wege zu betreten. So lassen sich auch die Stamm= und Familienverhältnisse der transsilvanischen Zigeuner und ihre gesellschaftliche Ordnung überhaupt — wenn von einer solchen die Rede sein kann — nur theilweise und auch dann nur nach mühsamer Ausscheidung der fremden, nicht eigenen Elemente, auf ihre urheimathlichen, indischen Zustände zurückführen, obwohl im Ganzen genommen ein conservativer Zug im zigeunerischen Volkscharakter, der jedem Amalgamirungsproceß bislang mit mehr oder weniger Erfolg widerstand, sich deutlich in dem Fortleben uralter Sitten und Gebräuche, deren Ursprung sich nicht selten bis in die indische Vorzeit zurückverfolgen läßt, offenbart. Auch in ihren Stamm= und Familienverhältnissen, die wir hier zu besprechen die Absicht haben, finden sich solche urheimathliche Momente, die, wenngleich durch den Einfluß abendländischer Kultur mehr oder weniger verwischt, doch auf eine alte Zeit hinweisen, wo die Zigeuner in einem geordneten Staatswesen gelebt und eine streng geschiedene, gesellschaftliche Ordnung beobachtet haben müssen. Als solch ein Moment in ihren gesellschaftlichen Verhältnissen kann z. B. die gegenseitige Abneigung angesehen werden, die zwischen den ansässigen (Gletecore = Sprache=arm) und den Wander= oder Zeltzigeunern (Kortorár) Siebenbürgens herrscht, und welche von den Vätern überkommen, bei jeder Gelegenheit zu Neckereien sowie oft auch zu blutigen Händeln Anlaß giebt. Bei den Kortorár und Gletecore (sprich Gletetschore) sind Sprache und vererbter Glaube wohl gemeinsam, aber die Lebensweise ist verschieden, und dies reicht hin, die beiden Hauptgruppen der siebenbürgischen Zigeuner von einander getrennt zu halten. Diese gegenseitige Abneigung der Gletecore und Kortorár einander gegenüber hat ihren Keim wohl im alten, indischen Kastenwesen. Nie fällt es z. B. einem Kortorár ein, ein Gletecore=Mädchen zu freien, und umgekehrt tritt nie der Fall ein, daß ein ansässiger Zigeuner eine Kortorarin heimführe, es sei denn, daß dieselbe von ihren Stammgenossen für „ehrlos“ (bipátyivákes) erklärt und ausgewiesen worden ist. Uebrigens

offenbart sich dieser Kastengeist auch bei den Wanderzigeunern einander gegenüber, indem es höchst selten und auch dann nur in Vojvoden-Familien vorkommt, daß einer in einen fremden Stamm hineinheirathet; dergleichen Fälle werden aber, wo nur irgend möglich, vermieden, um keinen Anlaß zu öffentlichem Aergerniß zu geben, dessen Folgen, wie wir später sehen, selbst für Vojvoden oder deren Abkömmlinge nicht gerade angenehm sind. — Den Zeltzigeunern liegt der Gedanke fern, sich unter einander zu vermischen, oder sich gar noch mit fremden Verhältnissen, Zuständen und Ideen zu befreunden; dazu kann den Kortorár nur die denkbar größte Noth treiben, freiwillig aber thut er diesen Schritt nach vorwärts nie. Bei ihnen bewahrheitet sich der Satz: Je näher der Mensch dem ursprünglichen Naturzustande steht, desto mehr scheut er das Fremde, Ungewohnte.

Die ansässigen Zigeuner, von den Ungarn in früheren Zeiten „iy maggarok" (Neu-Ungarn) genannt, von den Wanderzigeunern von oben herab angesehen und mit dem bedeutungsvollen Spottnamen Gletecore (Sprach-arme) belegt, sind die Nachkommen solcher Zigeuner, die auf Befehl des Vojvoden aus dem Stamme wegen eines begangenen Verbrechens ausgewiesen und des einsamen Alleinwanderns müde, sich in Städten und Dörfern ihr Brot durch Arbeit und Betteln suchten. Mit der Zeit erlernten sie Handwerke, vermischten sich mit den untersten Schichten der ansässigen Bevölkerung und bildeten die Zigeunerkolonien von Handwerkern und Musikanten, die sich in allen Städten und Dörfern Siebenbürgens vorfinden. Ihre Muttersprache haben sie zum Theil ganz verlernt, zum Theil aber durch den Einfluß fremder Elemente so wesentlich verändert, daß sie sich mit den Kortorár nur noch mit Mühe verständigen können. Sie haben auch jedes Gefühl von Zusammengehörigkeit verloren, welches ihre nomadisirenden Genossen so sehr charakterisirt. Die Erlässe Maria Theresia's und Joseph's II. in Sachen einer zwangsweisen Kolonisation der Zigeuner waren für dieselben von keiner Bedeutung, denn sie wurden von den Behörden nur oberflächlich durchgeführt.

Nach dem Jahre 1848 erhielten die städtischen Zigeunerkolonien bedeutenden Zuwachs durch die in den Dörfern ansässigen, von denen gar Viele verlockt durch das mehr oder weniger freie Leben der Stadt, nach Aufhebung der Leibeigenschaft sich in solchen Kolonien als gern gesehene Ankömmlinge niederließen. So kam es, daß von den sieben historisch nachweisbaren Zigeunerstämmen Siebenbürgens gegenwärtig nur noch vier existiren, die drei anderen aber in Folge verschiedener Zerklüftungen, die in ihrem Gemeinwesen entstanden, zu geordneteren Zuständen übergingen, d. h. sich familienweise nach einander vom Stamme abbröckelten und irgendwo feste Sitze aufschlugen, wozu ihnen besonders vor dem Jahre 1848 von Seiten der ungarischen Grundherren reichlich Gelegenheit geboten wurde, da diese den Zweck verfolgten, recht viele Leibeigene und somit auch recht viele Bearbeiter ihrer Grundstücke zu haben. Solchen neuen Zigeunerkolonisten wurden dann gewöhnlich die leeren Hütten derjenigen Leibeigenen angewiesen, die Gelegenheit gefunden hatten, aus drückender Leibeigenschaft in die Walachei oder Moldau zu flüchten. Freilich bereuten die meisten Zigeuner gar bald, freiwillig Leibeigene geworden zu sein und suchten in der Flucht ihr Heil; aber gewöhnlich wurden sie gar bald eingeholt und zurückgeführt, mit den schwersten und niedrigsten Arbeiten belastet und mit der Zeit gänzlich entnaturalisirt. Welche Behandlung diese leibeigenen Zigeuner bisweilen von Seiten ihrer Grundherren genossen, ersehen wir auch aus den ungarischen Privataufzeichnungen, einer Art „Tagebuch", die ein gewisser Ladislaus Szacsvay, ein Haromszeker Grundherr, vom Jahre 1730 bis 1766 führte und die durch freundliche Vermittelung in meinen Besitz gelangt sind. Da steht unter dem 12. Juli 1760 Folgendes zu lesen: „Heutigen Tags sind drei leibeigene Zigeuner flüchtig geworden und wurden dieselben vom herrschaftlichen Diener Fara János im Angyaloscher (Südosten Siebenbürgens) Hattert eingefangen. Der eine, namens Chutschdy Peter, ist schon zum zweitenmale flüchtig geworden. Ich ließ ihn auf Anrathen meiner lieben Frau so lange auf die Fußsohlen mit Stöcken schlagen, bis das Blut rann; dann mußte er seine Füße in starker Lauge baden. Hierauf ließ ich ihm wegen ungebührlicher Reden die Oberlippe abschneiden und braten, die er dann verzehren mußte. Die beiden anderen Zigeuner, namens Nütyös Ferki und Tschingely Andris, ließ ich 50 Stöcke kosten; dann mußten sie zwei Schubkarren voll Pferdemist verzehren und einen Tag lang alle drei vor dem Fenster meiner Frau mit entblößten Beinen knien ...." Unterm 7. August 1764 heißt es: „Die alte Zigeunerin Sarka Bori, deren Vater ich vor vielen Jahren, als er sich niederließ, eine Hütte habe bauen lassen, hat mir zwei Birnen von einem Bäumchen, das heuer zum erstenmal trug, gestohlen. Ich bin ohnehin schon kränklich, und so dankt mir dies nichtsnutzige Gesindel! Ich ließ ihr sechzig Hiebe aufmessen, dann eine halbgebratene Birne heiß, wie dieselbe von der Platte kam ... einkeilen! Ich bin mit mir und meiner Umgebung unzufrieden u. s. w." Die Erinnerung an die unglückseligen Zeiten der Leibeigenschaft lebt auch noch heutigen Tages in der Volkspoesie der Siebenbürger Zigeuner fort; so z. B. lautet ein unedirtes Lied also:

Yobádjipen ná kámáv [1]),	Mag nicht die Leibeigenschaft,
Andre besá the besháv!	Hab' mich nun emporgerafft!
Sár yobádyo ná jidáv,	Als Leibeig'ner leb' ich nicht,
Miseçes keráv dostá!	Mir am Guten es gebricht!
Káná ándro bes meráv,	Sterb' ich auch im grünen Wald,
Megish odox me jiáv!	Dorthin geh' ich dennoch bald!
Ráyen! ferinel o del	Grundherr, leb' wohl! wie das Stroh,
Te tire ker pçábuvel!	Brenn' dein Haus bald lichterloh!
Te cepelyel yivoro	Dreschen soll im Sommer heiß,
Táysá tiro yároro!	Deine Frucht das Hageleis!
Andre minc t're romñákri	Dreißig Hunde aus dem Leib'
Triándá meren juklá!	Deiner Frau der Hunger treib'!
Uvá, uvá, tu ná merá,	Sechsmal soll die Todespein
Máren tut shov meribená!	Zieh'n in deinen Leib hinein!

Während die Gletecore sich weder in Stämme noch Sippen theilen, scheiden sich die Kortorár Siebenbürgens streng in vier von einander gänzlich getrennte Stämme. Diese vier Stämme, nämlich der Stamm der Leïla, Kukuya, Aschani und Tschale, sind aber nicht auf Siebenbürgen allein beschränkt, denn ein bedeutender Theil des Volkes „wohnt" auch außerhalb des Stammlandes und viele Gegenden Südungarns, der Walachei, Moldau und Bukovina — namentlich die Grenzstriche — werden von ihnen in der besseren Jahreszeit durchstreift, in deren so zu sagen ungetheilten Besitz sie sind und wo sie im Zustande völliger Vereinzelung leben, indem die vier Stämme wenig oder keinen Verkehr mit einander haben. Daher kommt es auch, daß die Dialekte, welche diese Stämme sprechen, etwa in dem Grade wie Hoch- und Plattdeutsch von einander abweichen [2]), d. h. die Leute verstehen sich einander sehr schwer, oder nur höchst nothdürftig, wenn sie im fremden Dialekt gänzlich unerfahren sind, und es gehört für beide Theile stets einige

---

[1]) Was die Orthographie anbelangt, so entspricht c = tsch, ç = ch, j = dsch, y = j, sh = sch, ñ = nj. Siehe meine „Sprache der transsilvanischen Zigeuner" (Leipzig, W. Friedrich, 1884), S. 3.

Zeit dazu, sich in die ungewohnte Sprechweise zu finden [1]). So traf es sich, daß im Sommer 1883 während meiner mehrmonatlichen, ersten Wanderschaft mit einer Zeltzigeunertruppe des Stammes Leïla diese einer Truppe des Stammes Kukuya begegnete und gezwungen war, in Folge anhaltenden Regenwetters mit den fremden Volksgenossen auf einer Wiese bei Heviz (Süden Siebenbürgens) zu lagern. Beide Trupps konnten sich nur mit Mühe verständigen und es dauerte lange Zeit, bis sie sich in die ungewohnten Dialekte hineinarbeiteten.

Die einzelnen Stämme erscheinen nur insofern als gesellschaftliche Einheiten, als jeder derselben unter einem Vojvoden steht; denn in der That zerfallen sie, schon durch den Umstand, daß nirgends im Lande größere Zigeunertruppen geduldet werden, in mehrere, von einander unabhängige, kleine Gemeinwesen und Genossenschaften (máhliyá von máhlo = Freund), die unter einem Vorstande, dem Saibidjo (sprich Schaibidscho; wohl türkischen Ursprungs) stehen, der dann in wichtigen Fällen oder auf specielles Verlangen der máhliyá selbst den Vojvoden, der auch bei irgend einer Sippe des Stammes weilt, aufsucht und seine Entscheidung einholt. Der Saibidjo der Truppe wird nicht im eigentlichen Sinne des Wortes gewählt. Wer sich im Laufe der Zeit am meisten bewährt und die Neigung und Achtung, oder auch die Furcht Aller sich zu erwerben verstand, der wird stillschweigend als Saibidjo anerkannt und von Seiten der máhliyá sowohl, als auch des Stammes-Vojvoden als solcher betrachtet. Ist er alt und gebrechlich geworden, so muß er von selbst die Leitung seiner máhliyá an einen Anderen abtreten.

Diese Zerklüftungen in einzelne Trupps (máhliyá) datiren, wie ich zu glauben geneigt bin, erst aus neuerer Zeit. Die Theilung in kleinere und größere Sippen (gákkiyá) mag jedenfalls innerhalb des Stammes von jeher üblich gewesen sein, aber die äußerliche Trennung, die Auflösung des Stammes in einzelne, räumlich von einander geschiedene Genossenschaften (máhliyá) kann erst dann erfolgt sein, als auch in Siebenbürgen geordnetere Zustände begannen und die Wanderzigeuner nirgends im Lande als größere, zusammenhängende Masse und als einheitlicher Stamm geduldet wurden; sie waren zum Theil auch von selbst gezwungen, sich in kleinere Trupps aufzulösen, indem bei dem in neuerer Zeit gehobenen Verkehr im Lande größere Weideplätze immer mehr verschwanden und die Pferde, Schweine und andere Thiere des Stammes dem größten Futtermangel ausgesetzt waren; aber noch vor ungefähr 80 Jahren bildeten alle Zigeunerstämme Siebenbürgens ein Ganzes für sich. So z. B. erinnerte sich ein alter Zigeuner von der Fores-Sippe des Kukuya-Stammes ganz genau an die Wahl des Häuptlings Johann Dura (genannt Lolo, „der Rothe"), der den ganzen Stamm in die Türkei führen wollte, weil ihm die Behörden nicht gestatteten, daß derselbe weiterhin als einiger Stamm und zusammenhängende Masse das Land durchstreife. Doch wurde er gleich seinem eben deshalb vom Stamme entsetzten Vorgänger Peter Tscharo an der Grenze zurückgewiesen und mußte sich nun sammt seinem Stamme ins Unvermeidliche fügen, besonders nachdem es zwischen dem Stamme und dem damaligen irregulären Militär — den sogenannten „Grenzern" — bei Tohan (Südosten Siebenbürgens) zu einem blutigen Zusammenstoße kam, wobei auch der abgesetzte Vojvode Peter Tscharo den Tod fand, sieben Männer fielen, „einige Hundert" verwundet, der ganze Stamm aber in der Citadelle Fogarasch internirt und zu Zwangsarbeiten verwendet, und erst nach Jahresfrist — in kleinere Trupps aufgelöst — frei gelassen wurde (im Jahre 1819). Die meisten dieser Trupps suchten sich in der Walachei eine neue Heimath, die im Lande Gebliebenen aber vereinigten sich mit dem damals auf kaum 30 Mann herabgesunkenen Stamm der Tek zu einem Stamme. So erzählte es mir der nunmehr im Jahre 1885 halb erblindet verstorbene Zigeunergreis Stanku Doda, der „das Jahr nach dem" oben erwähnten „Kampfe seine erste Frau heirathete, mit der er schon während seiner Haft zu Fogarasch verlobt war".

Diese Erzählung, die auf Thatsachen basirt, unterstützt meine Ansicht, daß die Trennung der Stämme, d. h. ihre Auflösung in einzelne, durch Blutbande verwandte Trupps erst in neuerer Zeit in Siebenbürgen erfolgte. Bei diesen Trupps (máhliyá) beruht die gesammte gesellschaftliche Ordnung — insoweit man von einer solchen eben sprechen kann — auf der Grundlage verwandtschaftlicher Beziehungen. Bei den einzelnen Stämmen sind dieselben aber nicht in demselben Maße ausgeprägt, sondern zwei Stämme — die Aschani und Tschale — haben auch diese letzte Grundlage der Zusammengehörigkeit im Laufe der letzten 20 Jahre fahren gelassen und zählen selbst bei wichtigen Angelegenheiten, wie Eheschließung, nur drei Glieder in aufsteigender und ebenso viele in absteigender Linie, wobei nur die weibliche Linie in den Vordergrund tritt, der männlichen hingegen nur eine untergeordnete Bedeutung eingeräumt wird; die letztere gelangt nur ausnahmsweise zur Geltung, wenn z. B. irgend ein Vorfahr des Vaters mit Vojvoden-Familien in verwandtschaftlichem Verhältnisse gestanden. Im Uebrigen aber treten die verwandtschaftlichen Beziehungen väterlicherseits ganz und gar in den Hintergrund. Dies ist ein seltener, eigenthümlicher Umstand und findet seinen Grund darin, daß der Zeltzigeuner, sobald er sich beweibt, der Truppe (máhliyá) resp. Sippe (gákkiyá) sich anschließen muß, zu welcher seine Gattin gehört, ferner, daß er bei der Sippe, zu der er durch Geburt gehört, nach seiner Verheirathung wohl als Person als Einheit mitgezählt wird, er aber und seine Nachkommen nur der Sippe seiner Frau angehören. Wenn z. B. Peter aus der Sippe A die Maria der Sippe B heirathet, so gehört er der Sippe B an, wird aber bis zu seinem Tode von der Sippe A als Glied gezählt; seine Kinder dagegen gehören der Sippe B an, werden von der Sippe A nicht als nahe Verwandte betrachtet und können in diese zurückheirathen, nur dürfen sie nicht die Schwestern ihres Vaters zu Frauen nehmen. Wahrscheinlich ist der Grund für dies eigenthümliche Verwandtschaftsverhältniß in dem Umstande zu suchen, daß der junge Ehemann die ganze Einrichtung eines zigeunerischen „Hauswesens" — Zelte, Wagen, Pferde, Werkzeuge u. s. w. — von seiner Frau erhält, deren Anverwandte sorgsam wachen, daß derjenige, der in ihre Sippe (gákkiyá) hineingeheirathet hat, das „Vermögen" seiner Ehefrau nicht verschleudere. Er ist demnach gezwungen, mit der Sippschaft seiner Frau zu wandern, und wenn es die Nothwendigkeit erheischt, sich sogar von seinen nächsten Geburtsverwandten zu trennen, mit denen er dann nur bisweilen in den gemeinsamen Winterquartieren — in den Orten, wo eben der ganze Stamm überwintert — zusammentrifft. „Die Mutter war deine Mutter; das Weib war und ist dein Weib" (E dáy ávlás t're dáy; e romñi ávlás te hin t're romñi), sagt das zigeunerische Rechtssprichwort, das uns zugleich die ethischen Momente der vielen zigeunerischen Volkslieder erklärt, in denen die Mutter ihre Sehnsucht nach ihrem „verlorenen" Sohn ausspricht; z. B. im schönen Liede:

Bitásádes ná pirlin,	Keine Biene ohne Stachel ist;
M'ro ráklo m're vodyi hin!	Ach, mein Sohn schon jetzt auf mich vergißt!

[1]) Siehe meine „Sprache der transsilvanischen Zigeuner" (Leipzig, 1884), §. 2.

Muklyás mán pál coripe,	Seine alte Mutter müd' und matt,
The jidáv me e lime!	Er im Elend hier gelassen hat!
Rákleyá voyikerá,	Bist mein Trost, den ich noch hab',
Mánge hrobos ná kerá!	Grabe mir doch nicht das Grab!
Tute, tute gindináv,	Meine Freud' bist du allein,
Oh, tu luludyi táysá;	Bist mein gold'ner Sonnenschein;
Aná mánge piráná	Komm' zu mir sammt deinem Lieb,
Sákovremete keráv!	Alles thu' ich euch zu Lieb'!

Bei der Anknüpfung verwandtschaftlicher Beziehungen unter Angehörigen verschiedener gákkiyá tritt das Bewußtsein der engeren Zusammengehörigkeit doch einigermaßen zu Tage, indem sich die Angehörigen beider Sippen gegenseitig „Vetter" (gákko) nennen und die an der Spitze der beiden gákkiyá stehenden, ältesten Frauen (pçure) sich „Schwestern" (pçen) heißen. Merkwürdig und erwähnenswerth ist der besondere Umstand, der sich wohl bei kultivirten Völkern, aber bei unkultivirten kaum jemals vorfindet, nämlich die Achtung, die alten Frauen gegenüber gewahrt wird. Während die Zigeunermaid bis zu ihrer Verheirathung als Kind betrachtet wird, als junge Frau im Kreise ihrer Stammgenossen gar keine besondere Achtung genießt, sondern im Gegentheil als ein nothwendiges Uebel geduldet wird, genießt die Matrone ein Ansehen und einen Einfluß, den sie bei allen inneren und äußeren Angelegenheiten nicht nur ihrer Sippe (gákkiyá) oder Genossenschaft (máhliyá), sondern selbst des ganzen Stammes (ñámipe) geltend macht. Das Urtheil und die Meinung einer solchen Matrone gilt mehr, als der weiseste Urtheilsspruch des Vojvoden. In Folge der Achtung also, welche die Matronen bei den Zigeunern genießen, werden sie als Vorsteherinnen der Sippe anerkannt und betrachtet. Sie kennen die Verwandtschaftsgrade, die zwischen den einzelnen Sippen (gákkiyá) und Genossenschaften (máhliyá) bestehen.

Die männliche Linie, die übrigens gar nicht in Betracht gezogen wird, heißt kurzweg mánusheyá (Mannschaft); die weibliche dagegen wird mit dem Namen gule párálipe (süße Verwandtschaft) oder einfach dáyosáve belegt. Die Benennungen der aufsteigenden Glieder sind:

Erstes Glied (páytrin = Blatt): Mann (rom, gádsio) und Weib (romñi, gádsori), als Vater (dád, Kosenamen: tátá, muko) und Mutter (dáy, Kosenamen: mama, cuci, dáydáy).

Zweites Glied: Großvater (pápush) und Großmutter (bábá, pçure dáy = alte Mutter).

Drittes Glied: Urgroßvater (pápusheskrodád) und Urgroßmutter (bábákri dáy, legpçureder dáy).

In absteigender gerader Linie:

Erstes Glied: Vater und Mutter (s. oben).

Zweites Glied: Kinder (cáy), Sohn (ráklo) und Tochter (ráklyi, cáyori); Zwillinge (dongoy), Drillinge (trigoy).

Drittes Glied: Enkel (unoká); Enkelin (unoká cáyori).

Viertes Glied: Urenkel (unokeskro ráklo) und Urenkelin (unokeskro ráklyi).

Zur Bezeichnung der einzelnen Mitglieder der aufsteigenden und absteigenden Seitenlinien werden folgende Ausdrücke gebraucht:

1. Der Bruder des Großvaters oder Oheim des Vaters: pçrál pápusheskro.
2. Der Bruder des Vaters, Oheim: pçrál dádeskro, báci.
3. Der Bruder der Mutter, Oheim: pçrál dáyákri, gulbáci (= gulo báci, süßer Oheim).
4. Schwester der Mutter: pçen dáyákri, gule néni, seki.
5. Schwiegermutter: sásuy.
6. Schwiegervater: sokro.
7. Brüder: pçrálá, Schwestern: pçeñá.
8. Kinder des Bruders: cáyá pçráleskro, Kinder der Schwester: cáyá pçeñákri, bratuci (s. Krauß, Sitte und Brauch der Südslaven, S. 9).
9. Schwiegersohn: dumneskro ráklo (Sohn des Rückens), suro; Schwiegertochter: dumneskro ráklyi (Tochter des Rückens), sure.
10. Schwager: shogor, svásto; Schwägerin: suráte.

Nur diese Glieder und zwar nur die der weiblichen Linie (dáyosáve) werden zur eigentlichen Sippe (gákkiyá) gerechnet.

Weil jede Sippe (gákkiyá) einen Namen hat, der im Laufe der Zeit sich nicht ändert, sondern stets derselbe bleibt, so nimmt der Mann nach seiner Verheirathung als Zunamen auch den Namen der Sippe seiner Frau an und läßt den seiner Sippe, zu der er durch Geburt gehört, fallen. Jeder hat folgende Namen: 1) einen Taufnamen, z. B. Ambrusch (= Ambrosius); 2) den Namen seines Vaters in adjektivischer (Genitiv-) Form: Petreskro (Ambrusch Peters, wenn der Vater nämlich Peter heißt); 3) hierzu kommt noch der Name der Sippe, also Ambrusch Petreskro Kiri, wenn der Betreffende zur gákkiyá Kiri (Stamm Aschani) gehört; 4) wird der Name des Stammes hinzugefügt, z. B. Ambrusch Petreskro Kiri, Aschäni; 5) schließlich kommt noch hinzu irgend ein Spott- oder Spitzname. Als Familienname gilt der Name der Sippe, der sich — wie wir gesehen haben — beim Manne mit seiner jeweiligen Verehelichung jedesmal verändert. Wenn einem der Vater noch in seiner Kindheit verstirbt, so bildet man den Zunamen nach dem Taufnamen der Mutter, z. B. Ambrusch Máriákri (früher Petreskro) Kiri Aschäni (im Falle seine Mutter eben Maria heißt). Unter einander benennen sich die Zigeuner gewöhnlich mit dem Tauf- und Spottnamen und gebrauchen den väterlichen oder mütterlichen Zunamen, ebenso den Namen der Sippe und des Stammes nur Fremden gegenüber.

Die stehenden Namen der Sippen, welche zugleich die Stelle der Familiennamen vertreten, haben nichts Ureigenthümliches an sich, sondern werden gewöhnlich nach der Benennung von Handwerken (Sástráyi, Buci, Tçoválo, Shermán, Bilákiya) oder Eigenschaften (Bibáre, Mikle, Loleyá, Káleyá, Kushlemoke=nackmundig, Çásaleyá, Skrumále), oder aus Taufnamen (Joneskere, Stánkeskere) gebildet. Während die Namen der Stämme und Sippen unverändert bleiben, erhält jede Genossenschaft oder Truppe (máhliyá) den Spottnamen ihres jeweiligen Vorstandes, des Saibidjo, welcher jedoch nur zur leichteren Unterscheidung der einzelnen Genossenschaften von einander gebraucht wird. Spottnamen hat unter den Zigeunern ein Jeder, und derselbe bleibt ihm sein ganzes Leben eigen, ja häufig genug vererbt er sich auch auf seine Kinder. In der Erfindung solcher Spottnamen sind die Zigeuner rechte Virtuosen, freilich gehen sie darin gewöhnlich über alle Grenzen des Anstandes, so daß z. B. der im Jahre 1880 zum Vojvoden des Leïla-Stammes erhobene Jon Pçále seinen früheren unästhetischen Spottnamen in die Benennung Shelo (der Strick) selbst veränderte, und als der ganze Stamm in den Winterquartieren beisammen war, den Mitgliedern strenge verbot, ihn mit dem früheren Spitznamen zu belegen. Indem drei bis vier Sippen, von denen jede höchstens 30 Mitglieder zählt, zusammen wandern und eine Genossenschaft oder máhliyá bilden, so kennt jeder

die Schwächen seines Nächsten, und die Wahl eines Spitznamens fällt nicht schwer.

II.

Wir haben im Obigen ein ungefähres Bild von den einzelnen Gruppen zu geben versucht, in welche die Wanderzigeuner Siebenbürgens zerfallen. Diese Spaltungen führen nun zunächst zu der Frage nach dem gegenseitigen Verhältnisse der gákkiyá zur máhliyá und dieser zum ganzen Stamme.

Das Verhältniß der einzelnen Sippen zu einander ist das der Verwandtschaft und der gemeinsamen Abkunft. Indem die Ehefrau bei den Zeltzigeunern nicht die finis familiae ist, und ihre Nachkommenschaft zu der Sippe gehört, der sie entsprossen ist, ihr Mann aber als Zukömmling, als neues Mitglied der Sippe betrachtet wird, zu der seine Frau gehört, so wird das Weib mit Recht nicht nur als Mehrerin der Familie, sondern auch der Sippe betrachtet, während der Mann stets nur ein „halbes“ Mitglied ist, denn nach dem Tode seiner Frau kann er in eine andere Sippe übergehen, sobald er nämlich eine zweite Ehe eingeht. Es giebt daher unter den Wanderzigeunern Männer, die Mitglieder von fünf bis sechs Sippen waren, je nachdem sie eben als Wittwer oder geschiedene Gatten mehrere Ehen nach einander eingingen. Die Kinder der verstorbenen Frau gehören selbstverständlich der Sippe ihrer Mutter an, während der Mann nach Eingehen einer neuen Ehe von dieser als „Fremder“ (streyimánush) betrachtet wird und erst dann als „Vetter“ und Verwandter (gákko) in Rechnung kommt, wenn er bei der Ceremonie des ersten Haarschnittes seines ersten Kindes aus der neuen Ehe einen Mann aus der Sippe, zu der er früher gehörte, zum „Beistand“ (koma) wählt. Diese Ceremonie besteht nämlich darin, daß der koma dem Kinde gleich nach dem ersten Haarschnitt drei Eier von einer schwarzen Henne, deren Inhalt in Salzwasser aufgelöst ist, auf das frischgeschorene Haupt gießt. Merkwürdig ist der Umstand, daß in dem Falle, wo ein Wittwer eine neue Ehe eingeht, die Kinder aus seiner ersten Ehe bei der Sippe ihrer verstorbenen Mutter zurückbleiben, wenn auch der Vater sich einer anderen Sippe, ja bisweilen einer anderen Genossenschaft (máhliyá) angeschlossen hat. Dies ist um so merkwürdiger, weil ein Zeltzigeuner zum zweitenmal aus derselben Sippe sich nicht beweiben darf, geschweige denn, daß er die Schwester oder eine nahe Verwandte seiner verstorbenen Frau heirathen kann. „Neues Weib, neue Sippe“ (ñeve romñá, ñeve gákkiyá), sagt das zigeunerische Sprichwort. Daß in solchen Fällen die Sorge für die verwaisten Kinder nicht dem Vater, sondern der betreffenden Sippe, zu der sie gehören, anheimfällt, ist selbstverständlich, wenn man weiß, daß auch bei Lebzeiten der Gattin sich der Zigeuner um das leibliche und geistige Wohl seiner Kinder nicht im Geringsten bekümmert, sondern das Weib die ganze Last einer Mutter zu verspüren hat. So lange der Mann verheirathet ist, darf er die Genossenschaft, welcher sich seine Sippe angeschlossen hat, nicht verlassen und sich einer anderen máhliyá anschließen. Dies kann nur in dem Falle geschehen, wenn die ganze Sippe die Genossenschaft verläßt und mit Einwilligung des Saibidjo sich einer andern anschließt. Bei Uebervölkerung einer máhliyá trifft der Vojvode eine Theilung, indem er irgend eine Sippe einer schwächern, minder bevölkerten Genossenschaft (máhliyá) einverleibt. Daß aber eine Sippe (gákkiyá) oder gar eine ganze Genossenschaft (máhliyá) sich vom Stamme lostrennt und einem anderen Stamme anschließt, kommt nie vor. Einzelne Personen, namentlich solche, die von ihrem eigenen Stamm in die Acht gethan oder der Sitte entgegen sich nicht aus ihrem Stamme beweiben, thun es ebenfalls selten. Tritt aber ein solcher Fall ein, dann muß der Vojvode den neuen Ankömmling feierlich aufnehmen, indem er mit ihm ein Stück gesalzenes Brot ißt und einen Becher Wein trinkt; hierauf wird ein Loch in die Erde gegraben und einige Haare des aufzunehmenden Mitgliedes in dasselbe geworfen; alle Anwesenden speien dann dreimal in das Loch, worauf dasselbe zugescharrt wird. Durch das Begraben der Haare soll die Erinnerung des Ankömmlings an seine früheren Verhältnisse und Verbindungen schwinden; der Speichel dagegen bedeutet, daß er von nun an mit seinem Blute dem neuen Stamme angehöre. Doch kann diese Aufnahme nur durch den Vojvoden selbst vorgenommen werden und kommt in den seltensten Fällen vor, indem jeder Kortorár seinen Stamm für den „auserwählten“ und rühmlichsten hält, was auch aus den Entstehungssagen der einzelnen Stämme ersichtlich ist. Jeder Stamm weist eine Stammsage auf, die den Urahn verherrlicht, und die Kortorar lieben es, die Lebenszeit des Stammvaters in eine längst entschwundene Vergangenheit zurückzuverlegen. Auf diese Stammsagen ist freilich kein großes Gewicht zu legen, denn die meisten derselben berichten Mögliches und Unmögliches bunt durch einander; so lautet z. B. die Stammsage der Kukuya also:

„Vor vielen tausend Jahren gab es auf der Welt noch gar wenige Phuvusche[1]). Da traf es sich einmal, daß ein junges Phuvusch-Weib auf die Erde kam und sich in einem schönen, grünen Walde erging. Da bemerkte die Frau unter einem Baume einen schönen Jüngling, der im Schatten schlief. Sie trat an ihn heran und betrachtete mit Wohlgefallen seinen schönen Körper. Sie sprach zu sich: ‚Wie herrlich mag es doch sein, einen solchen schönen Jüngling zum Gatten zu haben! Mein Mann aber ist schwarz und haarig!‘ Diese Worte hörte ihr Gatte, der ihr nachgeschlichen war und sprach nun also: ‚Ich will es bewirken, daß du zehn Jahre lang die Frau dieses Jünglings wirst, wenn du mir versprichst, von den Kindern, die du während dieser Zeit auf die Welt bringst, entweder die Mädchen oder die Knaben mir zu geben! Wir wollen gleich losen!‘ Und sie zogen das Loos. Die Mädchen sollten dem Phuvusch anheimfallen. Hierauf weckte der Phuvusch-Mann den Jüngling auf, indem er laut wie ein Hund zu heulen begann:

Kuku — kukuyá!
Kámes tu ádálá!
Kuku — kukuyá!
Willst du diese da!

Der Jüngling erwachte und als ihm der Phuvusch-Mann sein Weib mit vielem Gold und Silber antrug, willigte er in sein Begehren ein und lebte mit dem Phuvusch-Weibe zehn Jahre lang, und dasselbe gebar ihm jedes Jahr einen Sohn. Als die zehn Jahre um waren, kam der Phuvusch, um sein Weib und die Mädchen abzuholen, die er den Phuvusch-Männern zu verkaufen gedachte. Aber er bekam nur sein Weib zurück und zog traurig in die Erde hinab, indem er laut heulte:

Kuku — kukuyá!
Adá hin jirklá!
Kuku-kukuyá!
Hunde sind diese da!

[1]) Phuvusche sind unterirdische Wesen von menschlicher Gestalt. Sie haben unter der Erde ganze Städte und kommen oft auf die Oberfläche der Erde. Sie sind häßlich; die Männer mit Haaren bedeckt. Oft rauben sie Jungfrauen, die sie sich dann zu Frauen nehmen. Ihr Leben ist im Ei einer schwarzen Henne verborgen. Wer die Henne tödtet und das Ei in ein fließendes Wasser wirft, der tödtet dadurch den betreffenden Phuvusch.

Da lachten die zehn Knaben und sprachen zu ihrem Vater: ‚Wir werden uns Kukukuya heißen!‘ Sie nannten sich also Kukuya und von ihnen rührt unser Stamm her[1].“

Der Vojvode ist nicht nur Bevollmächtigter, sondern auch Vorstand seines Stammes. In seiner ersten Eigenschaft vertritt er die sämmtlichen Interessen seines Stammes anderen Stämmen, besonders aber den „weißen Leuten“ (párne mánuschá) gegenüber und unterstützt ihre Angelegenheiten bei den Gerichten als Advokat sowie bisweilen auch als Dolmetscher. Die ihm in der zweiten Eigenschaft — als Oberhaupt des Stammes — zustehenden Functionen erstrecken sich auf die inneren Angelegenheiten seiner Leute. Die höchste Gewalt im Stamme jedoch steht heutzutage dem Volke zu, welches dieselbe durch seine Genossenschaftsvorstände — die Saibidjo — in den Versammlungen ausübt. Diese Versammlungen werden gewöhnlich zur Winterszeit, wenn der ganze Stamm seine festen Winterquartiere (Erdhöhlen in den Bergabhängen) bezieht, abgehalten, zu welcher Zeit eben die einzelnen Saibidjo sammt den máhliyá, denen sie vorstehen, sich in unmittelbarer Nähe oder in gar geringer Entfernung vom Vojvoden befinden. Das Verhältniß des Vojvoden zu den Saibidjo, denen er vorsteht, regelt sich nach seiner Persönlichkeit und nach seinem Einfluß und Ansehen, bei welchem das „Vermögen, der Reichthum“ auch bei den Zeltzigeunern zur vollen Geltung kommt. Stützt sich sein Ansehen auf Reichthum oder einen energischen Charakter, so beugen sich Alle seinem Willen; ist dies jedoch nicht der Fall, so kümmern sich die einzelnen máhliyá seines Stammes nicht weiter um ihn und leben sozusagen auf eigene Faust.

In den Versammlungen, welche foros mánushengré, ketámesápe heißen und in welchen über die gesammten Interessen des Stammes (Programm über die Wanderung im nächsten Sommer, Auftheilung des Territoriums, welches die einzelnen máhliyá durchstreifen wollen u. s. w.) berathen und beschlossen wird, haben nur die Saibidjo und der Vojvode Sitz und Stimme. Das bei den Versammlungen beobachtete Verfahren ist ungefähr folgendes: An dem für solche Zusammenkünfte bestimmten, abgelegenen Platze setzen sich der Vojvode und die Saibidjo in einen Kreis, während die einzelnen máhliyá sich ringsum lagern. Der Vojvode eröffnet dann die Versammlung, indem er die zu verhandelnden Gegenstände vorträgt. Gar oft ereignet es sich dabei, daß in Fällen, wo Streitigkeiten zwischen Mitgliedern des Stammes zu schlichten sind, diese sich nicht vereinigen können und die Versammlung unter Lärm und Zank ohne Beschluß auseinander geht, wobei es gar häufig zu handgreiflichen Thätlichkeiten kommt. Soll ein Beschuldigter überwiesen und bestraft werden, so beschränkt sich das ganze Verfahren auf die Abhörung der Zeugen. Sind nun die Entlastungszeugen zahlreicher, als die anklagenden, so wird der Betreffende freigesprochen, im entgegengesetzten Falle aber je nach dem Verbrechen zur Zahlung einer größeren oder geringeren Quantität von Branntwein verurtheilt, die er wo möglich sofort herbeizuschaffen hat. Dergleichen Bußen betreffen zum größten Theile Schlägereien, ertappte Diebstähle u. dergl. Ehebruch, der übrigens bei den Zigeunern nicht gerade zu den Seltenheiten gehört, berechtigt die gekränkte Partei, die Scheidung zu verlangen, wenn vor dem Vojvoden keine Versöhnung der Gatten stattgefunden hat. Wenn auch Mann und Frau sich gar häufig trennen und jedes von ihnen seine Wege geht, am Ende kommen sie doch zusammen und wenn nicht früher, so am St. Georgitag gewiß. An diesem Tage — bei einigen Stämmen am Ostertage — backen die Weiber eine Art Kuchen, der, durch verschiedene Kräuter gewürzt, einen nicht gerade unangenehmen Geschmack hat. Diesen Kuchen vertheilen sie dann unter Freund und Feind, und Jeder, der davon zehrt, muß sich mit dem Geber — sei er ihm auch noch so verhaßt — versöhnen. Diesem Kuchen werden auch geheimnißvolle Wirkungen zugeschrieben und namentlich soll seine Kraft in Liebesangelegenheiten unzweifelhaft sein. Manche Maid raubt durch diesen Kuchen „das Herz und den Verstand“ des Burschen, der dann später in seliger Erinnerung singt:

Kásáve romñi ná jidel,	Wohl kein Weib bäckt solches Brot,
Ke kásávo máro the del;	Wie mein süßes Lieb es bot
Sár m're gule˚lele pekel	In dem Wald, beim Festgelag'
Káná Sváto Gordye ável.	Mir am Sankt Georgi-Tag.
Furmuntel bute luludyá,	Knetet Blumen von der Au
Furmuntel yoy bute çármá,	In den Teig und frischen Thau,
Andre pekel but kámábe.	Bäckt hinein die Liebe groß, —
	Sklav' wird ihr, der es genoß!

Ehescheidungen — wenigstens auf kirchlichem Wege — kommen schon aus dem Grunde bei den Zeltzigeunern höchst selten und immer nur auf Grund körperlicher Gebrechen vor, weil ja Mann und Weib im Thun und Lassen frei und unabhängig von einander sind. Selbst ertappter Ehebruch zieht keine besonders schweren Folgen nach sich, höchstens werden die Thäter durch ein Gebot des Vojvoden auf kurze Zeit für „beschimpft“ (meláles) erklärt und müssen, vom Stamme ausgeschlossen[1]), allein wandern. Diese Acht dauert aber nur so lange, bis es dem Verpönten gelingt, durch ein Geschenk, gewöhnlich durch eine gewisse Quantität von Branntwein, sich die Gunst der Stammesgenossen wieder zu gewinnen, worauf er dann feierlich abermals in den Stamm aufgenommen wird und mit einer máhliyá desselben wandern und lagern kann.

Die gewaltsame Vertreibung von unbeliebten Stammesgenossen — selbst von Familienmitgliedern des Vojvoden — ist auch noch heutzutage gar nicht selten; ja es fehlt nicht an Beispielen, daß Stämme die Ausweisung eines Mitgliedes verlangten und dieses vom Vojvoden durch Gewalt erzwangen, so daß der Betreffende geächtet auf einige Jahre oder für immer den Stamm zu verlassen hatte. „Wir wollen ihn nicht haben!“ Dieser Refrain ist auch den Zigeunerweibern geläufig, wenn ihnen irgend ein Bursche mißliebig ist.

Solch eine Achterklärung, die nicht bloß in Ehesachen, sondern auch bei Thätlichkeiten u. dergl. von Seiten des Vojvoden auf allgemeines Verlangen der Stammgenossen als höchste Strafe angewendet wird, hat für den Zeltzigeuner in jeder Beziehung schreckliche Folgen. Abgesehen davon, daß er allein und einsam die Welt durchstreifen muß, wird er noch obendrein überall von den Behörden angehalten, da seine einzelne Erscheinung stets Verdacht erregt; kein Bauer giebt ihm Arbeit, keine Bauersfrau giebt ihm ein Almosen; Jedermann fürchtet sich vor ihm und glaubt, daß er bloß aus dem Grunde allein wandere, um desto leichter und sicherer Frevel verüben zu können. Zu all' diesen Uebelständen, die den einsamen Wandersmann auf Schritt und Tritt verfolgen, gesellt sich noch eine Art von Heimweh, ein Gefühl der Verlassenheit, das sein Gemüth gar oft aus Rand und Band löst. Man muß eben den Zeltzigeuner genau kennen, um die Größe der Strafe, die eine Inachterklärung für ihn enthält, beurtheilen zu können. Wie sehr er auch das ziel- und zügellose Herumschweifen in

---

[1]) Diese Sage, die wörtlich aus dem von mir 1883 aufgezeichneten Originaltext übersetzt ist, enthält — scheint mir wenigstens — eine verwischte Reminiscenz des weit verbreiteten Mythos, demzufolge sich ganze Völker von Hunden herleiten; vergl. Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 17: „Romulus und die Welfen.“

[1]) Vergl. auch Liebich, Die Zigeuner, S. 40.

der Welt liebt, ebenso sehr hängt er an seinem Stamme, und allein von Ort zu Ort zu wandern, ist für ihn die denkbar größte moralische Strafe. Schon sein geschwätziges geselliges Wesen verleiden ihm das Alleinsein.

Diebstahl und Betrug an „weißen Leuten“ oder an Mitgliedern eines anderen Stammes begangen, sind straffrei; für den Fall aber, daß sie an einem Stammesmitglied verübt wurden, besteht die allen siebenbürgischen Zigeunerstämmen gemeinsame Satzung, welche den Beklagten und Ueberlieferten mit dem drei- bis neunfachen Betrage des entwendeten Gutes belangt. Auf bloßen Verdacht wird nichts gegeben. Als Zeuge fungirt Niemand gern, denn er ist dann für die Zukunft von Seiten des Beklagten und dessen Sippe gar argen Unannehmlichkeiten ausgesetzt. Zum Lobe der Zeltzigeuner sei es erwähnt, daß Diebstähle unter den Mitgliedern eines Stammes höchst selten vorkommen. Ich habe dies an mir erfahren. So lange ich nicht als „Mitglied“ in den Stamm (námipe) aufgenommen war, wurde ich tagtäglich von den Leuten, mit denen ich wanderte, bestohlen; nach meiner — übrigens schwer erwirkten — Aufnahme konnte ich aber unter den Mitgliedern „meines“ Stammes unbesorgt wandeln; doch nicht im Kreise der andern Stämme, deren „Genosse“ ich nicht bin.

Wie wir gesehen haben, so ist die Gewalt des Vojvoden heutzutage sehr beschränkt. In früheren Zeiten mag es anders gewesen sein. Die Vojvoden erhielten von den siebenbürgischen Fürsten, bisweilen auch von den städtischen Municipien, Bestallungsdekrete und waren hierdurch verpflichtet, so oft irgend ein Mitglied ihres Stammes mit den Behörden in irgendwelche Collision gerieth, dasselbe auszuliefern, überhaupt bei Fahndung eines Verbrechens thätige Beihilfe zu leisten, bisweilen auch mit dem eigenen Kopfe für die Seinigen zu haften. So stellte z. B. die Stadt Schäßburg noch im Jahre 1781 dem damaligen Vojvoden des Tschale-Stammes, Namens Peter Maro, in dessen Familie neben anderen wichtigen Dokumenten sich auch dies Aktenstück erhalten hat, eine derartige Bestallungsurkunde aus, in der es unter anderem ausdrücklich heißt, daß: „... Benambter Wojevode sich in den Schutz der ehrsamen Stadt Schäßburg begiebt, indem er mit lebendigem Wort und Handschlag am heutigen Dato das Versprechen abgab, bei Straffe des eigenen Leibes zu wachen über die Ehrsambkeit seiner Genossen und Genossinnen und dero Kinder sambt Kindeskinder.“ Es ist jedoch ein Irrthum, anzunehmen, daß die Landesherren den jeweiligen Vojvoden ernannt oder seine Wahl bestätigt haben. Die Vojvoden-Würden sind in der Art erblich, daß, im Falle der zu einer solchen Berufene unmündig sein sollte, dessen Stelle bis zur Mündigkeit, d. h. Mannbarkeit (gegenwärtig nach Schluß des militärstellungspflichtigen Alters), von einem nächsten Verwandten versehen wird. Gewöhnlich bestimmt der Vojvode, sobald er alt und kraftlos geworden, seinen Nachfolger selbst; entweder seinen ältesten Sohn, oder in Ermangelung von Söhnen seinen Bruder, oder wenn er auch keinen Bruder hat, seinen Schwiegersohn. Wird er abgesetzt oder stirbt er unversehens und ohne direkte Nachkommen, so wird sein nächster Verwandter zum Vojvoden erhoben. Wenn mehrere gleichberechtigte Prätendenten vorhanden sind, so bäckt man eine Bohne in einen Kuchen, den man stückweise unter die Kandidaten vertheilt. In wessen Kuchenstück sich die Bohne befindet, der wird zum Vojwoden erhoben. Die Erhebung geschieht auf eine sehr einfache Weise: An dem dazu bestimmten Tage und Orte versammeln sich die Saibidjo der einzelnen máhliyá und während sie sich im Kreise aufstellen, steht der älteste Saibidjo mit dem jungen Vojvoden, den man in Amt und Würden seines Vorgängers einzusetzen beschlossen hat, in der Mitte und fragt die Anwesenden, ob sie diesen Mann zum Vojvoden haben wollen? Auf die Bejahung dieser Frage trinken die Anwesenden aus dem sogenannten Vojvoden-Becher [1]) Wein und versprechen dem neuen Häuptling in allen Dingen Unterwürfigkeit. Hierauf pflanzt der Vojvode einen Baum, unter dessen Wurzeln er Hirse und einige Eier in die Erde legt, damit „der Stamm unter seiner Führung wachse und gedeihe“. Sein Volk muß er nun je nach seinen Vermögensverhältnissen oft tagelang bewirthen, wobei es an skandalösen Vorfällen nicht fehlt.

Der Vojvode bekleidet heutzutage nur eine Ehrenstelle, die ihm nichts abwirft, außer Achtung von Seiten seiner Stammesgenossen. In früheren Zeiten aber zahlte ihm jede máhliyá je nach dem Stande ihrer Mitglieder jährliche Abgaben, die in Schweinen oder Geld bestanden. Heutzutage wird er auch viel leichter abgesetzt, als in früheren Zeiten, und zwar namentlich in folgenden Fällen: 1) wenn er alt geworden und seine Rüstigkeit verloren hat (in solchem Falle entsagt er von freien Stücken selbst seiner Würde); 2) wenn er dem Volke verhaßt geworden; oder 3) durch Leiden und Krankheit geplagt, an einen Ort gefesselt, nicht wandern kann. In solchen Fällen entsetzen ihn auf allgemeines Verlangen die Saibidjo und wählen aus seiner Familie einen neuen Häuptling. Doch eine solche Entsetzung kommt in den seltensten Fällen vor; häufiger werden die Saibidjo mit Einwilligung des Vojvoden ihrer Würde enthoben, doch auch dies geschieht stets nur aus triftigen Gründen. Es herrscht überhaupt in dem Verhältnisse zwischen Vojvode, Saibidjo und Untergebenen viel Patriarchalisches, und betrachten letztere ihren Vojvoden und Saibidjo als ihre Führer und Rathgeber, an die sie sich in allen Nöthen wenden, und die die Angelegenheiten ihrer Untergebenen stets als ihre eigenen betrachten. In früheren Zeiten, da die Willkür des Vojvoden nur durch die Sitte und das Herkommen gezügelt wurde, erlaubten sich mitunter die Verächter derselben die schreiendsten Mißbräuche und Gewaltthaten. Da kamen freilich Absetzungen der Vojvoden — aber doch immer noch selten genug — vor; denn es ist nicht in dem Charakter des Zigeuners gelegen, sich gegen das Hergebrachte, selbst in den denkbar schlechtesten Verhältnissen, aufzulehnen.

Somit wären wir am Schluß unserer Betrachtung über die Stamm- und Familienverhältnisse der transsilvanischen Zeltzigeuner, die, wie wir glauben, so manchen romantisch aufgeputzten, diesbezüglichen Irrthum aufklären wird. Um das Angestammte in diesen Sitten und Gebräuchen sowohl als auch im Charakter und Temperament der Zigeuner überhaupt herauszufinden, müßten wir das, was den unter verschiedenen Umgebungen und Verhältnissen lebenden Zigeunerstämmen und wo möglich schon ihrer Stammverwandten in der indischen Vorzeit gemeinsam ist, aufsuchen.

---

[1]) Ueber diesen Becher vergl. meinen Aufsatz: „Zur Volkskunde der transsilvanischen Zigeuner“ in der: Ungarischen Revue 1884.

Kürzere Mittheilungen.

Die Euphratthal-Eisenbahn.

In einem Vortrage, den A. Dumont am 6. Januar vor der Pariser „Geographischen Gesellschaft" hielt, diskutirte derselbe das bekannte Projekt einer Euphratthal-Eisenbahn. Diese Bahn würde nach seiner Meinung am zweckmäßigsten von der Orontesmündung ausgehen und über Antakie (Antiochia), Haleb (Aleppo) und Bagdad nach dem Persischen Golfe führen. Ihre Länge würde etwa 1400 km betragen, die Reise von Marseille, Brindisi oder Saloniki nach Bombay würde durch sie um zehn Tage abgekürzt werden, und die großen Beschwerlichkeiten der Fahrt durch das Rothe Meer würden durch sie vollkommen vermieden. Die technischen Schwierigkeiten des Baues sind keine großen, da der Anstieg von der Küste zu dem Syrischen Plateau nur etwa 480 m beträgt, während der Abstieg entlang dem Euphrat ein ganz allmählicher ist. Die Kosten veranschlagt A. Dumont auf 250 Mill. Francs, und angenommen, daß die Schienenstraße nur 25 Procent der Reisenden und nur 5 Procent der Güter, die jetzt durch den Suezkanal und das Rothe Meer befördert werden, an sich zöge, so würde sich dieses Anlagekapital bereits genügend verzinsen. Dem Suezkanal würde aber für den vorausgesetzten Verlust eine reiche Entschädigung daraus erwachsen, daß der europäisch-indische Verkehr durch den Konkurrenzweg einen viel gewaltigeren Aufschwung nehmen würde, als es bisher der Fall war. Der lokale Verkehr auf der Bahn würde wenigstens auf den Strecken Orontesmündung (Seleucia-)-Haleb und Bagdad-Basra rasch ein sehr beträchtlicher werden, und außerdem wäre von dem Schienenwege auch ein neuer Aufschwung der alten Kulturebene Mesopotamiens, in der einst die großen Weltreiche Assyrien und Babylonien blühten, zu erwarten. Wenn dieselbe heutigen Tages versumpft, versandet, verseucht und unbewohnt daliege, so sei daran nur die türkische Herrschaft schuld. Mit ähnlichen Maschinen, wie sie sich bei der Anlage des Panama- und Suezkanales bewährt haben, seien Entwässerungs- und Bewässerungskanäle zu graben, dadurch sei das reichlich vorhandene Wasser wieder besser zu vertheilen, und ungefähr zwei Millionen Hektar würden in einen großen Garten verwandelt werden, unter dessen menschlicher Bevölkerung wieder Wohlstand und Gesundheit herrschen. Für die dichtbevölkerten Länder Europas aber würde die „asiatische Lombardei", die von da aus in fünf bis sechs Tagen erreicht werden könnte, ein dankbares Kolonisationsfeld darbieten. — Der Präsident der Gesellschaft, Ferd. von Lesseps, erklärte sich mit den Ausführungen Dumont's in jeder Hinsicht vollkommen einverstanden. Da die Engländer das in Frage stehende Projekt aus handelspolitischen Gründen nicht allgemein mit freundlichen Augen anschauen, obgleich dasselbe auch von Cameron vertreten worden ist, so darf man es ohne Zweifel auch in Deutschland mit Freude begrüßen, wenn sich die Franzosen dafür begeistern lernen. Daß die Anlage der Bahn für das gesammte kontinentale Europa mehr und mehr wünschenswerth geworden ist, und daß dieselbe mindestens einen Theil der von Dumont angegebenen Umgestaltungen nach sich ziehen dürfte, ist auch unsere Ueberzeugung. Für Frankreich würde daraus übrigens leicht eine Wiedergewinnung und Stärkung seines politischen Einflusses im Oriente resultiren können, und wir Deutschen wären kaum in der Lage, ihm diesen Erfolg zu mißgönnen. E. D.

Wettrennen in Buchara.

Die Bucharen haben ihre Wettrennen wie die Engländer und ihre Dschigotowka wie die Kaukasier. Doch hat der Reitersport bei ihnen ein ganz besonderes, lokales Kolorit und Gepräge, und eigentlich sollte derselbe vielleicht Hammelreiten oder Hammeljagd heißen.

Die Unterhaltung hat gewöhnlich im Herbste statt, wenn die Feldarbeiten vollendet und Mann und Roß frei und wohlgenährt sind, wenn die kühlere Jahreszeit Leibesübungen begünstigt und die abgemähten Felder Spielraum für Reiterstückchen gewähren. Auch hierin besteht eine auffallende Aehnlichkeit mit den europäischen Herbstrennen und den kaukasischen Reiterspielen. Es verbieten sich dieselben eben überall von selbst zur Zeit der Sommerhitze, der Feldarbeiten und auf bebautem Terrain. Da in Buchara jeder Fuß breit Landes um die Hauptsitze der Bevölkerung bewässert und bebaut ist und durch unermüdlichen Fleiß zu dreifacher und vierfacher Ernte gezwungen wird, so befindet es sich genau unter denselben Bedingungen wie die Kulturländer Europas. Im Monat November, der nach Wetter und Wärme etwa dem Oktober in Paris oder Baden-Baden entspricht, giebt sich die ganze männliche Jugend oft tagelang und Tag für Tag dem Reitersport hin. Doch gilt der Hammelritt meistens der Feier einer Hochzeit, der Geburt eines Knaben, einer Versöhnung oder sonst einer festlichen Gelegenheit.

Der Festgeber versammelt auf seinem Felde eine Anzahl berittener junger Männer und spendet den dazu erforderlichen Hammel (gewöhnlich von der großen Rasse mit Fettschwanz). Ein Feld, oder eine aus mehreren Feldern bestehende Ebene ist für die Dschigitowka bestimmt, aber keineswegs abgegrenzt, noch weniger eingezäunt. Weder die zuschauende Menge noch auch ein Graben oder Hohlweg im Terrain sind ein Hinderniß für die freie Entfaltung des Reiterspiels. Bei der Hauptstadt Buchara, in der Gegend, wo der künftige Eisenbahnhof stehen wird, wohnte ich einer solchen Hammeljagd bei, an der etwa 10 bis 12 Reiter Theil nahmen. In Kermine fanden im Oktober und November 1887, während der Emir dort beim Bey zu Besuch weilte, täglich größere oder kleinere Rennen statt und zu Ehren des früheren Generalgouverneurs von Turkestan, des General Kaufmann, sollen bei Samarkand bucharische Reiterspiele veranstaltet worden sein, an denen 3000 Berittene Theil nahmen.

Gewöhnlich hält nun eine Anzahl älterer Bucharen zu Pferde in der Mitte als eine Art Preisrichter, die Zuschauer zu Fuß und zu Pferde bilden einen Ring um die Bahn, und armes Volk und Kinder harren auf den Moment, wenn der Hammel ihnen als Beute zufällt. Zu Beginn des Sports bringt der Festgeber einen frisch geschlachteten Hammel als Geschenk und als Gegenstand des Rennens dar. Er wirft ihn zwischen die Reiter auf den Boden. Die Aufgabe derselben besteht nun darin, den Hammel ohne abzusteigen vom Boden aufzuheben, wobei man ihn auf den Sattel und unter einen Schenkel schwingt, um so sein alleiniges Besitzrecht zu konstatiren. Im Vorbeijagen sich vom Sattel bis zur Erde zu beugen, um das Thier aufzuheben, sieht verwegen genug aus, ist aber immerhin möglich und wird mehr oder weniger von allen orientalischen Reitervölkern geübt. Es entspricht ganz der Dschigitowka der Tscherkessen und Kosaken, welche auch in Petersburg bei der Maiparade von dem Gefolge des

Zaren aufgeführt wird, nur heben diese ein zur Erde geworfenes Taschentuch vom Boden auf oder treffen symbolisch einen am Boden liegenden Feind mit dem Kinschalis. So leicht wird es den bucharischen Reitern selten gemacht. Gewöhnlich stürzen sich zwei oder drei oder auch der ganze Haufen der Berittenen über das geschlachtete Schaf, ergreifen es am Felle, an den Füßen oder am Kopfe. Die Pferde, auf einen Knäuel zusammengedrängt, stehen auf dem Hammel und lassen ihn nicht entführen. Es entsteht nun ein Hin- und Herzerren, bei welchem dem Preisthiere öfters ein Bein oder sogar der Kopf abgerissen wird. Hat ihn aber einer erfaßt, so jagt er davon und der ganze Knäuel entwirrt sich; die anderen bilden dann die Verfolger. Der glückliche Besitzer schleudert den Hammel in den Sattel und sucht darauf zu sitzen zu kommen oder ihn wenigstens mit dem Knie zu decken. Hat er ein überlegen gutes Pferd oder wird er nur lau verfolgt, so entkommt er, reitet einen weiten Bogen und wirft den getödteten Hammel weit entfernt an einsamer Stelle oder auch mitten unter den Sportsmen zur Erde. Damit beginnt der Kampf aufs Neue. Sehr gut sieht es aus, wenn zwei Reiter das schwarze Schaf gleichzeitig erfassen und nun Stoß an Stoß dahin jagen, Jeder bestrebt, das Thier dem Anderen zu entreißen und es in seine ausschließliche Gewalt zu bekommen. Sie nehmen die Nagaika (Peitsche) in den Mund, um beide Hände frei zu haben, und sie versuchen allerlei Wendungen, um einander zu überlisten. Dabei fliegt wohl der Turban (Dschalma) oder das Mützchen vom Kopfe, der Chalat wird abgeworfen, die Gesichter erhitzen sich, die Pferde schäumen und scheinen bewußt am Kampfe Theil zu nehmen, aber keiner will den Preis fahren lassen. Ist ein hoher Würdenträger anwesend, so bringt der Sieger demselben den Hammel zum Zeichen, daß er seine Lorbeeren ihm zu Füßen lege. Ist das Thier in Stücke gezerrt, so giebt man es den Armen und läßt ein neues Exemplar aufmarschiren. Ganz junge ebenso wie reifere Männer nehmen an dem Rennspiel Theil, für welches die ganze Bevölkerung sich begeistert.

Das bucharische Pferd, ganz verschieden von den hochbeinigen, schlanken Teketurkmenen-Pferden, ist von mittlerer Größe und, wenn unvermischt, von guter Rasse, in welcher arabisches Blut zu erkennen ist. Der Kopf ist durchweg klein und schön geformt, der Huf fest und von geringem Umfang; Mähne und Schweif dünn, die Brust kräftig. Durch den Paßgang und andere verstümmelte Gangarten ist die Kruppe der bucharischen Rasse im Ganzen nicht schön entwickelt; sie sind von Charakter gutmüthiger als die Tekepferde; die vorherrschenden Farben sind grau, falb und braun. Man reitet sie auf einem Holzsattel mit Filzunterlage und einfachem Gebiß. Sie stehen den ganzen Tag gesattelt und gezäumt im Freien, indem sie an einen runden Pfahl gebunden einen gewissen Spielraum zum Herumgehen behalten.

O. Heyfelder.

Sakit latah.

In dem eben erschienenen zweiten Theile von „De Indisch Geneesheer“ von Dr. C. L. van der Burg kommen einige Mittheilungen über **sakit latah** vor, denen wir im Anschluß an „Globus“ Bd. 42, S. 381 und ebendas. Bd. 49, S. 376 Folgendes entnehmen: Ein Krankheitszustand des Nervensystems, welcher besondere Besprechung verdient, ist der, welcher im Malayischen **latah** genannt wird. Er nähert sich der Hysterie am meisten und besteht in einer erhöhten Reizbarkeit des Gehirns, wodurch eigenthümliche funktionelle Störungen hervorgerufen werden. In Englisch-Indien ist er ebenfalls beobachtet worden. Die Erscheinung scheint außerdem in Sibirien vorzukommen, denn Hammond in New-York berichtet über dieselbe auf Grund der Beobachtungen von Buckingham, Faulk und Walker Mclean, die in der Umgegend von Jakutsk gemacht wurden, wo man dieselbe miryachit nennt [1]).

Der Begriff, den der Eingeborene mit latah verbindet, ist ziemlich unbestimmt, so daß er ihn manchmal einfach auf sehr nervöse Personen anwendet.

Es kommt mir am besten vor, diese Krankheit unter die Funktionsstörungen des Nervensystems einzuordnen. Nicht selten ist sie nach meiner Meinung eine Folge der Nachahmung. Ich bin dieser Ansicht, weil in den meisten Fällen beim Erschrecken die gleichen Ausrufe ausgestoßen werden, die also der Patient wahrscheinlich früher von Anderen gehört hat. Ich meine hiermit die plötzlichen Ausrufe, denn man kann eine Kranke, wie wir sehen werden, sagen lassen, was man will.

Die Krankheit wird im Indischen Archipel beinahe nur bei Eingeborenen beobachtet, seltener bei anderen Orientalen, sie kommt jedoch auch bei Farbigen (europäischem Halbblut) vor. Man trifft sie meistens bei Frauen, weniger bei Männern, und mehr bei älteren, als bei jüngeren Personen.

Das Eigenthümliche dabei ist, daß die eine oder andere Beobachtung zum Erschrecken Veranlassung giebt, wodurch das centrale Nervensystem auf eine Weise gereizt wird, die sich durch bestimmte Handlungen äußert. Wenn man es streng nehmen will, findet man eine sehr schwache Analogie in den Ausrufen, die jeder wohl bei plötzlichem Schrecken äußert, doch der ganze Vorgang hat bei latah etwas Eigenthümliches. In leichten Fällen erschrecken die Patienten bei jedem unerwarteten Geräusch, selbst wenn sie ein gewisses Wort hören, z. B. den Namen eines Thieres, ohne daß sie vor dem Thier selbst bange sind. Bei diesem Erschrecken schlagen sie um sich, meistens nach irgend einem in der Nähe befindlichen Gegenstande, werfen etwas weg, was sie in der Hand halten und rufen dabei ein paar Worte oder einen Sinn aus, der nichts mit der Sache zu thun hat. Gewöhnliche Ausrufe sind: tjina loleng; ia anak tjina; orang tjina mati di goreng. Einige wollen bemerkt haben, daß häufig irgend ein unanständiges Wort genannt wird; ich habe das bei mehr Gebildeten nicht bemerkt, wohl aber, daß die Chinesen (orang tjina) öfter erwähnt werden.

Sehr auffallend ist die Angst, welche durch das Ausrufen irgend eines Thiernamens verursacht wird. Sogar wurde beobachtet, daß ein ausgezeichneter Tigerjäger, der ganze Nächte allein auf die Jagd ging, bei dem Hören des Wortes Tiger sich vor Schrecken krümmte. Wenn die Krankheit mehr entwickelt ist, dann zeigt es sich, daß der Wille nur träge aus dem Centrum nach der Peripherie übertragen wird, denn zu den erwähnten Erscheinungen tritt ein unüberwindlicher Hang zur Nachahmung jeder Handlung, die man den Kranken vormacht [2]). Sie sind sich ihrer Handlungen bewußt, aber können dieselben nicht unterlassen. Man kann einer Frau, welche **latah** ist, die sonderbarsten Befehle geben, und sie wird dieselben sofort ausführen, wenn man sie laut und unerwartet anfährt. Dabei wiederholen sie die gesprochenen Worte ein oder mehrere Male, gewöhnlich mit fallendem Tone, während jeder folgende Satz kürzer als der vorhergehende wird. Ich will ein kurzes Beispiel geben. Sagt man plötzlich zu so einer Frau: Eh! ma misti latah?, so wiederholt sie eh! ma misti latah... ma, misti latah... misti latah ... latah ... latah ... Meistens werden die letzten Worte am längsten wiederholt. Es versteht sich, daß Ausnahmen hiervon vorkommen. Nach einer solchen Wiederholung kommen sie zu dem Verständniß, daß sie verkehrt

---

[1]) Vergl. auch Jagor, Reise in den Philippinen, S. 131.

[2]) Das Wort wird von Van der Burg in der weiblichen Form gebraucht.

handeln. Es ist deutlich, daß dies entweder eine Folge der langsamen Wirkung des Willens oder einer langsamen Wirkung des Bewußtseins ist, wodurch sie nicht schnell genug der Eindrücke mächtig werden. Wenn man einer Frau, welche latah ist, eine Frage stellt und sie die Frage, anstatt zu antworten, wiederholt, merkt sie in dem darauf folgenden Augenblick den Irrthum, sucht zu antworten, aber kann, während sie sich über die Verkehrtheit ärgert, nur die Frage ganz oder zum Theil wiederholen. Daß die Sache ihr unangenehm ist, ergiebt sich aus der Thatsache, daß sie gewöhnlich gegen die Person, welche sie durch einen plötzlich gegebenen Befehl zum Begehen einer Thorheit gebracht hat, wüthend wird. Die Kranken werden häufig ein Gegenstand des Spottes und flehen dann, man möge sie nicht zu ihren sonderbaren Handlungen zwingen; zu beachten ist, daß die Bitte, die Qual zu endigen, immer wieder durch Worte unterbrochen wird, die sie nachsprechen, oder Handlungen, die sie nachmachen.

Obschon es mir scheint, daß latah nicht mit Hypnotismus auf eine Linie gestellt werden darf, meine ich doch, daß eine große Uebereinstimmung mit den Erscheinungen besteht, welche bei Suggestion beobachtet werden. Wer die Untersuchungen von Charcot, Liebault, Bernheim, Gills de la Fourchette und Anderen über die Suggestion studirt hat, wird dem sicher beistimmen. Dabei ist jedoch beachtenswerth, daß die Erscheinungen von latah nicht nur durch eine Person bei dem Kranken (um ihn so zu nennen) hervorgerufen werden können, sondern daß Jeder, auch ohne daß der Wille dazu besteht, durch Anrufen oder plötzliches Erschrecken sie veranlassen kann. Eine nähere Untersuchung der Frage wäre sehr erwünscht und wird wahrscheinlich viel Licht bringen.

An diesem Zustande ist nicht viel zu thun, und nur moralischer Einfluß, ernste und wiederholte Hinweisung auf das Tolle und Erniedernde der Handlungen, Vermeidung solcher Umstände, welche Veranlassung geben können, und strenge Bestrafung helfen manchmal.

Vielleicht, daß durch eine gut geleitete hypnotische Behandlung oder durch Suggestion gute Folgen zu erzielen wären; ich habe jedoch darüber keine Erfahrung. E. M.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ueber die Forschungsreise nach den neusibirischen Inseln, welche Baron Toll im Jahre 1885 zusammen mit Alexander Bunge unternommen hat, hielt der erstgenannte Herr am 3. März einen interessanten Vortrag vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde. Da wir aber in der glücklichen Lage sind, unseren Lesern in einer der nächsten Nummern einen Originalbericht des Reisenden vorlegen zu können, so ersparen wir uns darüber ein eingehenderes Referat.

Afrika.

— An Stelle des verstorbenen Kapitäns Van de Velde ist Lieutenant Hanense von der Regierung des Kongostaates ausersehen worden, die Expedition nach den Stanley-Fällen zu leiten, um der Welt Nachrichten von dem Major Bartellot in Yambuga zu vermitteln, und der genannte Herr sollte am 15. März von Brüssel abreisen. Eine sehr empfindliche weitere Verzögerung der dringenden Angelegenheit bedeutet dies natürlich in jedem Falle.

— Aus der Gegend der großen innerafrikanischen Seen lauten die neueren Nachrichten bezüglich der Aussichten der europäischen Civilisation ebenfalls nicht sehr erfreulich. Besonders am Njassa-See soll es den arabischen Sklavenhändlern gelungen sein, eine arge Schreckensherrschaft über die Neger zu etabliren und sich zugleich auch den europäischen Missionsstationen furchtbar zu machen. Ohne kräftige Unterstützung seitens der interessirten Regierungen dürfte hiernach leicht eine ganze Anzahl derselben demnächst geräumt werden müssen, wenn ihre Bewohner nicht dem Schicksale der Niedermetzelung verfallen sollen. Wenn die islamitischen Araber die Christen schon ganz im Allgemeinen als ihre geschworenen Feinde betrachten, so ist dies natürlich noch in einem viel höheren Maße der Fall mit den arabischen Sklavenhändlern in Bezug auf die christlichen Missionäre, da die letzteren ihrem Gewerbe zu nahe treten. Die Station Karonga am Njassa-See wurde von ihnen in Asche gelegt, nachdem sie von Missionären verlassen war.

Bücherschau.

— Emin-Pascha. Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten Dr. Emin-Pascha's aus den ehemals ägyptischen Aequatorialprovinzen und deren Grenzländern. Herausgegeben von Dr. Georg Schweinfurth und Dr. Friedrich Ratzel. Leipzig 1888. (F. A. Brockhaus.) — Dieses stattliche Buch von 550 Seiten kommt zur rechten Zeit wie kaum ein zweites. Aller Augen sind ja seit Jahren mit gespannter Aufmerksamkeit auf den deutschen Helden und Forscher gerichtet, der inmitten der Anarchie, die der Mahdi-Aufstand in den Ländern am oberen Nil geschaffen hat, die Fahne der europäischen Civilisation hoch hält und unerschrocken auf seinem Posten ausharrt. Daß derselbe in den zehn Jahren, die er seines Amtes gewartet, einen ungeheuren Schatz von Erfahrungen und Beobachtungen gesammelt hat, haben wir aus seinen Veröffentlichungen in „Petermann's Mittheilungen" sowie in anderen Zeitschriften genugsam gesehen. Zu einer Zusammenstellung dieser Veröffentlichungen sowie zu einer Vervollständigung derselben durch die brieflichen Nachrichten, die er über seine Thätigkeit nach Europa sandte, war es aber bisher nicht gekommen. Die Herausgeber des vorliegendes Bandes erwarben sich also durch ihre Arbeit ein großes Verdienst. Sowohl für die Kenntniß des Naturlebens der ehemaligen ägyptischen Aequatorialprovinz als auch für die Beurtheilung der Bevölkerungsverhältnisse bildet das Werk eine unschätzbare Fundgrube.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIII. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Die neueren Forschungen am oberen Hoangho.

Die Landschaftsbilder, welche durch die nagende Thätigkeit der Tributärströme des Gelben Flusses in dem mittleren Kansu, sowie in den daran anstoßenden Districten von Tibet geschaffen worden sind, sind von einer unbeschreiblichen Großartigkeit, und sowohl Prshewalski als auch Potanin und die Berichterstatter der Szechenyi'schen Expedition — Kreitner und Loscy — werden nicht müde, denselben ihre Bewunderung zu zollen. Düstere, wilde Schluchten mit jähen, nackten Wänden aus Löß, Sandstein, Kalkstein, Gneiß und Granit contrastiren mit grünen, reich angebauten Ebenen, und von den Anhöhen, die zwischen den Stromthälern liegen, hat man die zauberhaftesten Fernsichten. So sagt Prshewalski beispielsweise von dem Gebirgsrücken, der zwischen dem Dscharyn-Gol und dem Hoangho liegt: Ein großartiges Panorama breitete sich zu unseren Füßen aus, als wir die Paßhöhe erreicht hatten. Riesige Berge lagen vor uns im Norden, sowie hinter uns im Süden, und dieselben tauchten ihre Spitzen, die zum Theil von ewigem Schnee bedeckt sind, in die Wolken. Dazwischen lagen Thäler, die theils lieblich und grün, theils felsig und fruchtbar waren. Wohin sich das Auge auch wendete, es erblickte ein großartiges, erhabenes Bild. Man beneidete den Adler, der sich in die Lüfte heben und über all die Herrlichkeit leicht hinwegschweben kann, und zugleich kam einem die Nichtigkeit des menschlichen Daseins und die Kleinheit des eigenen Ichs zum vollen Bewußtsein.

Besonders großartig ist das Thal des Tetung-Gol, der als der weitaus bedeutendste Abfluß des gletscherbedeckten Nan-schan gelten muß. Derselbe strömt zuerst auf einer ausgedehnten Strecke in einem Längsthale zwischen zwei Parallelketten des genannten Gebirges ostsüdöstlich, bricht dann unterhalb des Klosters Tschertynton in südwestlicher Richtung durch die südliche Kette hindurch, und erreicht, abermals in einem Längsthale (zwischen der Verlängerung des Kukunor-Gebirges und dem eigentlichen Nan-schan) fließend, oberhalb Sin-tscheng den Hoangho. Die Glanzpunkte der Tetung-Gol-Scenerie liegen natürlich bei seinem Querdurchbruche, und vor diesem erhebt sich auch am linken Ufer des Flusses die genannte Tempel- und Klosterstadt, in der 800 buddhistische Mönche (Lamas) ein träges und beschauliches Leben führen, ohne viel an die Verwerthung und Bebauung der kulturfähigen Ländereien rund herum zu denken (S. Abbildung 1 und 2). Prshewalski besuchte Tschertynton sowohl im Jahre 1872 als auch im Jahre 1880.

In dem Längsthale zwischen dem Kukunor-Gebirge und dem eigentlichen Nan-schan fließt dem Tetung-Gol der Sinin-Gol — sein beträchtlichster Nebenfluß — zu, und an diesem letzteren liegt in einer Weitung des Thales die große Stadt Sinin, die etwa 60 000 Einwohner zählt, und die den genannten russischen und österreichischen Forschungsreisenden wiederholt als Quartier diente. Unter den Schluchten, die der Sinin-Gol (der in seinem Unterlaufe auch Nimbi-Muren genannt wird) durch den Löß in den Kalkstein und Granit eingegraben hat, ist die von Lan-va-sia die gewaltigste. In ihr beobachtete die Potanin'sche Expedition auch eine Anzahl großer Riesentöpfe, die gleichfalls als Erosionswirkungen zu deuten sind. Die größeren Thalweitun-



Thal des Tetung-Gol.

gen, wie die von Tonkerr (Donkyr), von Sinin und von Lan-va-sia und Nimbi sind sehr fruchtbar und kulturfähig. Aehnlich liegen die Verhältnisse auch bei dem Ping-fan-ho (Dscharyn-Gol), der sich östlich von dem Tetung-Gol mit dem Hoangho vereinigt. Wilde Schluchten im Löß sowie im Urgestein wechseln auch hier mit breiten Ebenen ab.

Der Tao-ho, der den Hauptabfluß des rechtsseitigen Hoangho-Gebietes oberhalb Lan-tschou-fu bildet, strömt gleichfalls durch eine Reihenfolge von engen, romantischen Löß- und Sandsteinschluchten und weiten, fruchtbaren Becken dahin, und derselbe wird in seinem Oberlaufe auch von prächtigen, schneebedeckten Alpengebirgen begleitet; und ähnlich auch der Da-sia-ho. Uebrigens besteht auch in der Laufrichtung dieser beiden Ströme ein gewisser Parallelismus mit den linksseitigen Tributärströmen des Hoangho, nur sind die Umbiegungen aus dem Längsthale ihres Oberlaufes in das Querthal ihres Unterlaufes viel plötzlicher und entschiedener. Die Thalweitungen des Tao-ho (bei Min-tschen), des Da-sia-ho (bei He-tschen), des Urungvu und des Tschitai sind viel reicher und angebauter als die der linksseitigen Hoangho-Nebenflüsse. Die betreffende Gegend ist vielleicht die an Naturschönheiten reichste in ganz China.

Natürlich sind die Nebenflüsse des Hoangho alle in der gleichen Weise wie der Hauptfluß in ihrem Charakter von den Wechselfällen des Klimas abhängig. Die Reisenden, die sie im Winter passirten, sahen sie als dünne, seichte Rinnsale daher fließen, und ihr Wasser erschien ihnen klar grün oder blau. Ja an den Ufern von manchen der-



Die Tempelstadt Tschertynton.

selben blühte Salz und Salpeter aus dem Boden heraus, um denselben wie frisch gefallener Schnee zu bedecken, und die Flußanwohner konnten kommen, und Salinen an ihnen anlegen. Sobald aber der sommerliche Monsun über das Land hinwegweht und seine Regengüsse über Gebirg und Thal ausschüttet, füllen sich die tiefen Betten zum Ueberfließen an, und dann wird die Fluth von dem Löß trübe und gelb, und durch die Schluchten wüthen ungeheure Schlamm- und Wassermassen hindurch, die Alles mit sich fortzureißen suchen, was sich ihnen in den Weg stellt. Dann erst lernt man sie in ihrer bodengestaltenden Kraft kennen. Den Bewohnern liefern sie auch in der trockenen Jahreszeit genügendes Wasser zur künstlichen Berieselung ihrer Felder, die dieselben zumeist vermittels sinnreicher Schöpfräder und ausgedehnter Kanäle bewerkstelligen.

Ein Reiz, der den europäischen Gebirgsströmen eigenthümlich ist, fehlt den in Frage stehenden Hoangho-Nebenflüssen im Allgemeinen: das dichte Waldkleid der Uferberge. Nur am oberen Tao-ho und am Tetung-Gol (besonders bei Tschertynton) ist es in einem höheren Maße vorhanden, und dort ist der Wuchs der Fichten sogar zum Theil ein sehr stattlicher. Im Uebrigen ist der Waldwuchs nur ganz sporadisch zu bemerken, und man wird schwerlich irren, wenn man vor allen Dingen die Lößbedeckung der Berge als das waldfeindliche Moment in dem Lande ansieht. Dieselbe erreicht ja auch selbst auf Höhen von 2500 m eine Mächtigkeit von 60 bis 100 m. Bei der Porosität der fraglichen Schicht sickert aber der Regen sofort durch sie hindurch, und die Baumwurzeln finden dann auch selbst in sehr bedeutender Tiefe nichts, wovon sie sich nähren können. Die Waldungen

stehen augenscheinlich allenthalben nur an solchen Stellen, wo das ältere Gestein durch irgend einen günstigen Umstand von der Lößüberlagerung befreit oder freigehalten worden ist. Den Thälern geben namentlich hohe Pappeln (Populus Prshewalskii) und Weiden ein freundliches Ansehen, außerdem aber auch vielfach Aprikosen- und Birnenbäume, sowie andere Obstbäume. Daneben werden in denselben angebaut: Reis, Hirse, Weizen, Hanf, Bohnen rc. In dem Gebiete des Tao-ho, des Da-sia-ho und der übrigen rechtsseitigen Nebenflüsse des Hoangho sind aber nicht bloß die Thäler, sondern auch die Anhöhen und Plateaus bis über 3000 m hinauf von diesen Kulturpflanzen bestanden — Dank demselben gelben Lößboden, der den wildwachsenden Waldbäumen die Existenz unmöglich macht, aber natürlich immer mit Zuhilfenahme künstlicher Bewässerungsanlagen. In den Felsspalten der Schluchten wuchern die verschiedensten Strauchwerke, wie Berberitzen (Berberis vulgaris), Ebereschen (Sorbus aucuparia), Caraganas (Caragana frutescens), Loniceren (Lonicera hispida), Rosen, Spiräen, Weiden, Ribesarten rc. Guter Graswuchs, der für zahlreiche zahme und wilde Thiere die Grundlage der Existenz bietet, findet sich beinahe allenthalben.

In der Richtung auf die Quellen des Hoangho wird die gesammte Vegetation spärlicher und spärlicher, indessen ist der Gras- und Kräuterwuchs in der Gegend des Oring-Nor und Dscharing-Nor, sowie an den „Tausend Quellen“ (in der Oduntala) noch reich genug, um großen Scharen von wilden Yaks, Khulanen, Antilopen, Kameelen, Bergschafen, sowie auch den Heerden nomadisirender Tanguten hinreichende Nahrung zu gewähren. Die Sümpfe der Odunntala, die nach Prshewalski einen Flächenraum von reichlich 60 km Länge und 30 km Breite einnehmen, sind mit einem dichten Wuchse von tibetanischen Binsen (die „hart wie Eisendraht“ sind) bedeckt, ähnlich wie diejenigen des südlichen Tsaidam. Wahrscheinlich hat man es eben in beiden Fällen mit ehemaligen Seen zu thun, die durch die Stromsedimente und Staubstürme erst in dem jüngsten Erdalter ausgefüllt worden sind, und von denen der Oring-Nor und Dscharing-Nor, sowie (bei dem südlichen Tsaidam) der salzige Dabasun-Nor und Chuntu-Nor die hauptsächlichsten Ueberreste bilden. Fische und Wasservögel giebt es in den Gewässern nahe den Hoanghoquellen in ungeheuren Zahlen. Bären besuchen die Gegend besonders im Spätsommer, wenn die Früchte des Charmykstrauches (Nitraria Schoberi), die eine Lieblingsspeise für sie abgeben, reif sind.



Chara-Tangut zu Pferde.

Während das südliche Tsaidam, sowie das Quellenland des Hoangho sich im Sommer durch den feuchten Monsun so zu sagen in einen einzigen ungeheuren Sumpf verwandeln, so tritt in dem nördlichen und westlichen Tsaidam, sowie in dem eigentlichen Tibet — jenseits des Bajan-chara-ula-Gebirges — die centralasiatische Wüste mit ihren Flugsandstrecken und Salzefflorescenzen in ihr Recht ein. In dem zuletzt genannten Lande fließt nur der obere Jangtsekiang als breiter und tiefer Strom parallel mit dem Hoangho gegen Ostsüdost. Prshewalski fand denselben an der Stelle, wo er ihn auf seiner letzten Reise (1884) vergebens zu durchfuhrten suchte, über 100 m breit.

Was das Klima des oberen Hoangho-Gebietes anbetrifft, so ist dasselbe vor allen Dingen durch sehr große Extreme von Wärme und Kälte, sowie von Feuchtigkeit und Trockenheit ausgezeichnet. Im Winter erlebte es Prshewalski wiederholt, daß das Thermometer unter den Gefrierpunkt des Quecksilbers herabsank, noch in der zweiten Hälfte des Mai beobachtete er in der Gegend der Oduntala — 23° C., und im Juli kamen wenigstens in klaren Nächten Temperaturen von — 5° C. vor. Regen oder Schnee gab es daselbst während des Sommers fast alle Tage — zuweilen mehrere Tage ohne Unterbrechung —, und häufig gingen die Schneestürme mit so niederen Temperaturen Hand in Hand, daß Menschen und Thiere furchtbar unter ihnen litten. Andererseits stieg das Thermometer an demselben Orte während des Mittags, auch Anfang September, noch auf nahezu 27° im Schatten. Neben den Schneestürmen sind die Sand- und Staubstürme die furchtbarste Geißel der Gegend. Dieselben treten besonders im Winter und Frühjahr auf und sie entfalten eine ganz ähnliche Gewalt bezüglich des Transportes von lose daliegenden Bodentheilen wie die Regengüsse und Hochwasser der Ströme. Prshewalski verzeichnete aber im Tsaidam auch während des August (1879) nicht weniger als 10, und darunter drei von furchtbarer Gewalt. Von einem anderen derartigen Sturme sagt er: Es wurden solche Massen von Sand und Kies aufgewirbelt, daß die Atmosphäre sich verdunkelte und in kurzer Zeit trotz der Mittagsstunde vollkommene Finsterniß um uns herrschte. Die Gewalt des Sturmes war so groß, daß er die umstehenden Gesträuche und Halme aus dem Boden riß und in die Luft entführte. Die Temperatur stand auf + 34,7° C. Kaum wußten wir unsere Augen vor dem Staube zu schützen. Der Sturm währte auch die ganze Nacht hindurch, erst am anderen Morgen trat Regenwetter ein, während die Temperatur auf + 13,8° hinabsank [1]). Gustav Kreitner beschreibt einen Staubsturm, den er im Winter des Jahres 1879 zwischen Lan-tschan-fu und Pingfan-schien erlebte, mit folgenden Worten: „Das Barometer war seit 24 Stunden um ein Bedeutendes gefallen. Statt des erwarteten Schneefalles aber erhob sich ein heftiger Südostwind, der den fußhohen Staub von der Straße, den trockenen Feldern und den bloßliegenden Gebirgshängen in die Höhe wirbelte. Solche lästige Erscheinungen gleichen in einer Richtung vollständig den Morgennebeln, wie wir sie im Spätherbst an größeren Flüssen Europas häufig beobachten können. Bald erblicken wir die verschwommenen Konturen der nahen Berge, bald werden wir von einer anrückenden, dichten Wolke so umhüllt, daß unsere nächsten Begleiter nur durch das Gehör wahrgenommen werden können. Die Sonne verschwindet, selbst der runde Lichtschimmer, welcher noch bei dichten Herbstnebeln deren Stand in allgemeineren Umrissen andeutet, weicht allmählich der vorherrschenden, grauen Dämmerung. Wenn nach stundenlanger Finsterniß der Sturm sich allmählich legt, dann erscheint noch tagelang die Sonne jedes blendenden Glanzes beraubt, wie durch ein dunkelblaues Blendglas verdeckt [1]). Am heftigsten sind die betreffenden Stürme natürlich dort, wo sich das Hoangho-Gebiet mit der abflußlosen Wüste berührt.



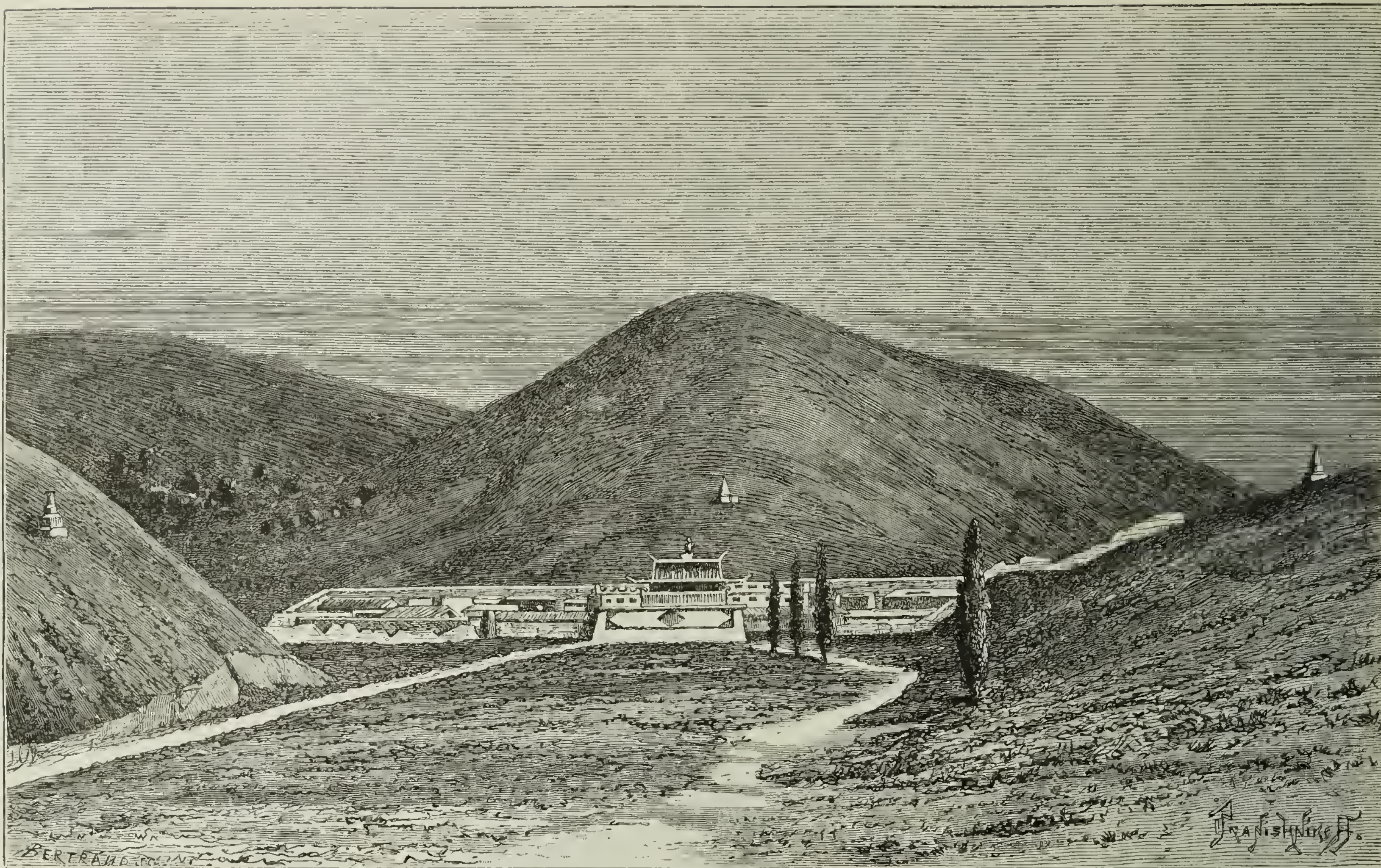
Spinnende Tangutin.

Wie in dem oberen Hoangho-Gebiete die Naturphänomene der centralasiatischen Wüste und die Naturphänomene des peripherischen Asien in einander spielen, so ist es nach den uns vorliegenden Forschungen der genannten Reisenden auch mit den Phänomenen des Völkerlebens der Fall. Unbändige Wüstenstämme kommen daselbst in innige Berührung mit der chinesischen Gesittung, ohne sich aber jemals ganz von derselben gefangen nehmen zu lassen, und die drei Hauptreligionen Asiens — der Konfucianismus, der Mohammedanismus und der Buddhismus — wirken daselbst bald feindlich, bald freundlich auf einander ein. Von dem letzten erbitterten Kampfe, den der Mohammedanismus der Dunganen gegen den Konfucianismus der Chinesen in den sechziger und siebziger Jahren unseres Jahrhunderts führte, erzählen noch heute Hunderte von Ruinen in dem Lande. Der Konfucianismus ging aber als der unbestrittene Sieger aus dem Kampfe hervor, und heute herrscht deshalb, namentlich in den Städten, das Chinesenthum überall, und die Sinisirung der nichtchinesischen Stämme scheint gegenwärtig viel größere Fortschritte zu machen, als es in früheren Zeiten der Fall war.

Die Dunganen sind mit den Türken verwandt und sollen vor etwa 400 Jahren unter ihrem Imam Rabbane von Samarkand eingedrungen sein und den schiitischen Glauben in die Gegend verpflanzt haben. In der Sprache

[1]) Vergl. Prshewalski, Reisen in Tibet 2c. (Jena 1884), S. 56.

[1]) G. Kreitner, Im fernen Osten (Wien 1881), S. 561 f.



Der Tempel von Tscheibsen.

Tangutenhütte in Gan-su.

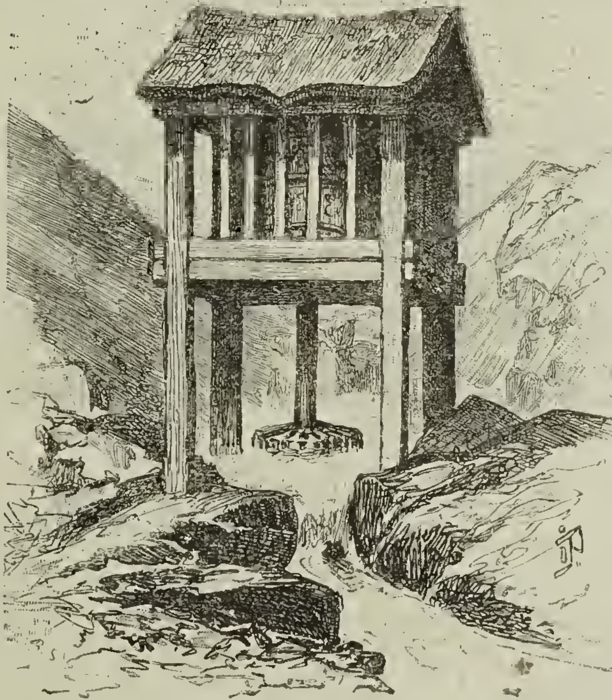
haben sie sich sinisiren lassen, in Sitte und Brauch halten sie sich aber von der übrigen Bevölkerung abgeschlossen, und so erhalten sie sich als ein fremdartiges, ethnologisches Element, ähnlich wie bei uns die Juden. Infolgedessen wird aber ihre Organisation als eine Art Staat im Staate betrachtet, und die Chinesen, die sonst gegen die Religion so gleichgültig sind, sind jederzeit geneigt, sie zu bedrücken und zu verfolgen. Ihre Kleidung ist chinesisch, nur tragen sie eine fremdartige Plattmütze. Beim Gottesdienste bedienen sie sich der arabischen Sprache (wie die Juden der hebräischen). Es sollen etwa 50000 bis 60000 Familien in dem Districte von Si-nin-fu leben.

Den Dunganen verwandt und mit ihnen vielleicht identisch sind die Salaren, an dem rechten Ufer des Hoangho. Diese sprechen nach Potanin das Türkische noch in großer Reinheit. In der Kleidung erscheinen nur die Männer vollkommen sinisirt, während die Frauen als das konservativere Geschlecht eine fremdartige Tracht festgehalten haben: weite Pumphosen, ein eigenthümliches faltiges Oberkleid und eine spitze Mütze, die zugleich auch den oberen Theil des Rückens bedeckt. Ihre Gottesdienste halten sie in Moscheen, die aber ziemlich reich mit chinesischen Emblemen — Drachen, Löwen und Tigern — geziert sind.

Ein sehr merkwürdiger Stamm sind auch die Daldy Prshewalski's (von den Chinesen Tunschen, von den Tanguten Kar-lun genannt), im Norden von Sinin-fu, mit denen wieder die Schirongolen Potanin's, im Hoanghothale bei San-tschuan, nahe verwandt zu sein scheinen. Dieselben sprechen eine aus Mongolisch, Chinesisch und Tangutisch zusammengesetzte Mischsprache, und auch bei ihnen haben die Frauen eine seltsame Tracht, die nur ihnen eigen ist, während die Männer sich in der Weise der Chinesen tragen. Prshewalski fühlte sich durch die Daldy-Mädchen an die russischen Dorfschönen erinnert, und der Kopfputz derselben hat nach ihm große Aehnlichkeit mit dem russischen Kokoschnik. Nach des ebengenannten Forschers Ansicht stammen die Daldy gleich den wenigen Kirghisen, die das obere Hoangho-Land bewohnen, aus der Gegend von Samarkand, und ihre Eigenheiten bezeichnen eine Mischung der arischen und mongolischen Rasse. Durch lange und vielfache Kreuzungen — ihre Einwanderung datirt jedenfalls früher als diejenige der Dunganen — ist ihr ursprünglicher Volkstypus ihnen verloren gegangen, und nur bei den Frauen ist er, der allgemeinen Regel gemäß, noch ziemlich gut wahrzunehmen. Die Daldy bei Sinin zählen nur etwa zehntausend. Die Schirongolen schicken ihre Kinder vielfach in buddhistische Klöster, und dadurch ist unter ihnen eine Klasse von buddhistischen Lamas entstanden.

Alle die angegebenen Stämme beschäftigen sich in der Hauptsache mit Acker- und Gartenbau, die Dunganen sind aber zugleich sehr schlaue Kaufleute, und man redet ihnen auch in dieser Hinsicht Aehnliches nach wie unseren Juden.

Die höheren Plateau- und Gebirgstheile haben beinahe allerwärts die Tanguten inne, und dieselben müssen von den Quellen des Tao-ho, am Fuße des Ya-lischan, bis über den Kuku-Nor hinaus, als die eigentliche Hauptbevölkerung sowie vielleicht auch als die Urbevölkerung des Landes angesehen werden. In ihrem Typus sind sie den Tibetanern ähnlich. Mittelgroß, mit länglicher, an den Seiten eingedrückter Gesichts- und Schädelform, ohne vortretende Backenknochen, geradnasig, groß- und geradäugig, wenig bärtig, weichen sie schon äußerlich von den übrigen sehr beträchtlich ab. Die Chinesen nennen sie im Allgemeinen Si-phan und unterscheiden unter ihnen gelbe (Bei-phan) und schwarze (Chei-phan), die ersteren wohl von der gelben Tracht ihrer Lamas, und die letzteren von der schwarzen Farbe ihrer Zelte. Im Allgemeinen sind sie nomadisirende Hirten, nebenbei liegen sie aber auch der Räuberei ob, und Prshewalski hatte immer vor ihnen auf der Hut zu sein und wiederholt ihre heimtückischen Angriffe abzuwehren. Die gefürchtetsten Räuber sind die sogenannten Teb-Tanguten am oberen Tao-ho. Nur wo sie mit den Chinesen und Daldy zusammenleben, haben sie sich daran gewöhnt, Ackerbau zu treiben, und in chinesischen Fansen zu hausen. In den Gebirgsthälern des Tetung-Gol treiben sie zwar Viehzucht, sie sind aber daselbst seßhafter und wohnen in leichten Holzhütten. (S. Abbildung 6.)


Mühle bei Tscheibsen.

Am häufigsten ist die Seßhaftigkeit unter den Chara-Tanguten, die in ihren anatomischen Merkmalen mit der mongolischen Rasse übereinstimmen: mit breitem Gesicht, schiefliegenden Augen, vorstehenden Backenknochen, abstehenden Ohren und ziemlich dunkler Hautfarbe. Die Tangutenfrauen tragen das Haar gescheitelt und in zahlreiche Zöpfchen geflochten, und die letzteren fallen durch zwei breite, mit Korallen oder Metallplättchen verzierte Bänder mit einander verbunden auf den Rücken hinunter. Die Männer rasiren Scheitel und Gesicht und tragen nur hinten einen kleinen Zopf. Im Uebrigen besteht die Kleidung bei Männern wie bei Frauen aus einem Schafpelz, einem langen baumwollenen oder wollenen Kittel, gleichen Beinkleidern, chinesischen Schuhen und einer Pelzmütze oder einem niedrigen Hute. In der warmen Jahreszeit bleiben Arm, Schulter und Brust der rechten Seite entblößt. Als Waffen dienen ihnen Pike, Säbel und Luntenflinte, und die letztere ist bei ihnen in der Regel viel besser im Stande, als bei den chinesischen Soldaten. Ihren Hauptreichthum bildet ihr Viehstand, der vor allen Dingen aus Yaks und Schafen und nur zu einem geringen Theile aus Pferden und Kameelen besteht, und als Nahrung dient ihnen Milch, Fleisch, Fett, Dschuma (die Knollen von Potentilla anserina), Thee und Dsamba. Aus Yakhaaren und Wolle spinnen sie selbst Stoffe zur Herstellung der Kleider und Zelte. Prshewalski nennt sie schmutzig, feig, falsch, habsüchtig, räuberisch, abergläubisch, mürrisch, finster, ungastlich, so daß man sich kaum einen unliebenswürdigeren Volkscharakter denken kann. Auch Kinder sah Prshewalski bei ihnen weder lachen noch fröhlich spielen. In der Anrede gebrauchen sie das Wort „Akâ“, d. i. „Herr“, und bei der Begrüßung strecken sie beide Hände horizontal aus und sagen Akâ-tê-mu, d. i. „Sei gegrüßt, Herr“. Die seßhaften Tanguten leben in Vielweiberei, und das Weib ist bei ihnen kaum viel mehr als ein Lastthier. Die Religion der Tanguten ist der Buddhismus, und zwar ist derselbe bei ihnen in dem höchsten Maße

mit Schamanismus durchsetzt. Eine besondere Lama-Klasse — Sakfa genannt, und durch besondere Haartracht ausgezeichnet — versteht nach ihrem Glauben Regen und Schnee herbei zu zaubern, Menschen und Thiere zu behexen ꝛc. Aehnlich wie die Tibetaner sind die Tanguten auch eifrige Rosenkranzbeter, und vor heiligen Stätten werfen sie sich auf ihren Wanderungen beständig nieder. Kein Wunder, daß ihr Land zugleich auch ein Land der Lamas und Klöster ist wie kaum ein zweites in der Welt. Die berühmtesten dieser Klöster und Tempel sind Labran, an einem Quellflusse des Da-sia-ho, das reichlich 3000 m über dem Meeresspiegel liegt und aus mehreren Hundert wohlgebauten Häusern besteht; Gumbum, auf dem Plateau südlich von Sinin-fu, das zugleich ein wichtiger Vertriebsplatz russischer Waaren nach Tibet ist; Tscheibsen, das nördlich von Sinin-fu inmitten einer prächtigen Gebirgsscenerie liegt (S. Abbildungen 5 und 7), und das oben erwähnte Tschertynton. Gleich den christlichen Klöstern absorbirten auch diese buddhistischen im Laufe der Jahrhunderte gewaltige Reichthümer, und den Mönchen darin fällt aus diesem Grunde ihr beschauliches Leben nicht besonders schwer. Den europäischen Reisenden gewährten dieselben übrigens in sehr löblicher Weise, was diese anderweit in der in Frage stehenden Gegend vergebens suchten: Gastfreundschaft. In Tscheibsen kehrte Prshewalski auf allen drei Reisen ein, auf denen er die Gegend berührte (1873, 1880 und 1884 [1]).

[1]) Vergl. neben Prshewalski, Reisen in Tibet (Jena 1884): Iswestja der k. Russischen Geographischen Gesellschaft 1887, S. 290 ff., S. 361 ff. und S. 481 ff.; G. Kreitner: Im fernen Osten (Wien 1881); sowie L. von Lofcy, die Umgebung von Hsin-ing-fu („Globus“, Bd. 52, S. 161 ff.).

Ueber die Zeit des ersten Auftretens der Buche in Nord-Europa und die Frage nach der Heimath der Arier.

Von K. Penka.

In dem am 17. December 1886 vom Reichsantiquar H. Hildebrand in der anthropologisch-geographischen Gesellschaft in Stockholm gehaltenen und zunächst durch mein letztes Werk [1]) veranlaßten Vortrage „über die Urheimath der Arier“ [2]) hat derselbe gegen die von mir vertretene Ansicht von der skandinavischen Herkunft der Arier den Einwand erhoben, „es sei bewiesen, daß die Buche während des Steinzeitalters Südskandinavien noch nicht angehörte, daß diese Zeit die Periode der Nadelhölzer gewesen, daß hernach die Eichenperiode gekommen sei, welche mit dem Bronzezeitalter zusammenfalle, und daß zuletzt erst die Buche aufgetreten sei“. Ist wirklich erst die Buche zur Eisenzeit im skandinavischen Norden aufgetreten, so ergiebt sich von selbst, daß die Ansicht, welche die Bewohner Südskandinaviens (Dänemarks und des südlichen Theiles der skandinavischen Halbinsel) zur Steinzeit mit dem arischen Urvolke, das die Buche bereits kannte, identificirt, unmöglich richtig sein kann. Da derselbe Einwand gegen meine Theorie auch von Sir George Birdwood im Laufe der Diskussion erhoben worden ist, die während des Monats September 1887 in den Spalten der „Times“ im Anschluß an den von Prof. A. H. Sayce als Präsidenten der anthropologischen Sektion der British Association in der Versammlung zu Manchester gehaltenen Eröffnungsrede [3]) geführt wurde, so erscheint es nothwendig, diese Frage einer eingehenderen Erörterung zu unterziehen, um zu sehen, ob wirklich die angeführte Behauptung als erwiesen und der hierauf beruhende Einwand als berechtigt angesehen werden könne.

Man könnte zunächst überhaupt die Frage aufwerfen, ob es als unzweifelhaft sicher angesehen werden könne, daß die Buche der Flora der arischen Urheimath angehört habe. Hat es doch bekanntlich nicht an Stimmen von Gelehrten gefehlt, welche entweder diese Frage verneinen zu müssen glaubten, oder doch wenigstens eine bestimmte Entscheidung vorsichtig vermieden [1]), indem sie auf den Umstand hinwiesen, daß die der urarischen Form *bhâgas, bezw. *bhâgâ im Germanischen (agſ. bôc, ahd. buohha) und Lateinischen (fâgus) entsprechenden Formen allerdings die Bedeutung Buche haben, daß jedoch griech. φηγός nicht Buche, sondern Eiche bedeutet. Bedeutete aber urar. *bhâgas nicht Buche, sondern Eiche, so brauchte auch vom Standpunkte der oben erwähnten Theorie nicht nothwendiger Weise die Ansicht von der skandinavischen Herkunft der Arier aufgegeben zu werden, da dieselbe Theorie die Eichenperiode nicht ausschließlich auf das Bronzezeitalter beschränkt, sondern zum Theil wenigstens auch noch in das Steinzeitalter hineinfallen läßt. Allein nichts wäre verkehrter, als auf dem Wege dieser Argumentation dem von Hildebrand erhobenen Einwande die Spitze abbrechen zu wollen. Dies zeigt sich sofort, wenn man daran geht, den Hergang zu erforschen, durch den der Bedeutungswechsel im Germanischen und Lateinischen — und ein solcher müßte im Sinne dieser Ansicht angenommen werden — zu Stande gekommen sein dürfte. Entweder hätten sich die späteren Italiker und Germanen gemeinsam und gleichzeitig aus dem Verbande des arischen Urvolkes losgelöst, eine Zeit lang mit einander ein Volk gebildet und während dieser Zeit in einer Gegend, in der die Buche die Eiche schon verdrängt hatte, diesen Bedeutungswechsel vollzogen; oder aber die Germanen und Italiker hätten zu verschiedenen Zeiten und getrennt von einander das gemeinsame Vaterland verlassen und jedes Volk selbstständig und unabhängig von einander das urar. bhâgas bezw. bhâgâ in der neuen Bedeutung Buche zu gebrauchen angefangen. Gegen die erstere Annahme spricht schon allein der Umstand, daß wir sonst nirgends Spuren eines solchen germanisch-italischen Sonderlebens finden, abgesehen davon, daß wir wenigstens bei dem in Frage stehenden Worte (ahd. buohha, lat. fâgus) eine größere Uebereinstimmung in Bezug auf die Bildung der

[1]) Penka, Die Herkunft der Arier. Wien und Teschen 1886.

[2]) Ymer. Tidskrift utgifven af Svenska Sällskapet för Antropologi och Geografi, 1886, Sällskapets förr handlingar 31.

[3]) Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland, XVII, 166.

[1]) So läßt es A. Kuhn (Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, IV, 84) unentschieden, ob *bhâgas Buche oder Eiche bedeutete; als sicher erscheint ihm bloß, daß in der Urheimath ein Baum mit eßbaren Früchten vorhanden war.

Casusformen erwarten müßten. Die zweite Annahme aber verdoppelt geradezu die Schwierigkeiten, die sich der Annahme, die Grundbedeutung von urar. bhâgas sei Buche, entgegenstellen. Ist es nicht gestattet, bei einem Volke nach dessen Trennung von dem arischen Grundstocke einen Bedeutungswechsel anzunehmen, so kann die Annahme erst recht nicht gestattet sein, daß zwei Völker unabhängig von einander bei einem und demselben Worte denselben Bedeutungswechsel vollzogen und nur die Griechen die alte Bedeutung festgehalten hätten. Diese Erwägungen dürften wohl seiner Zeit für M. Müller bestimmend gewesen sein, einen dritten Erklärungsversuch aufzustellen, auf den zugleich die seit Langem von Steenstrup für Dänemark nachgewiesene Aufeinanderfolge der Waldbaum-Vegetationen (Kiefer, Eiche, Buche) von entscheidendem Einfluß gewesen ist.

Dieser Erklärungsversuch M. Müller's möge mit seinen eigenen Worten angeführt werden: „Die Thatsache, daß phêgós im Griechischen Eiche und nichts weiter bedeutet, während fagus im Lateinischen, bôka im Gothischen [1]) Buche bedeutet, verlangt jedenfalls eine Erklärung, und bis eine bessere gegeben werden mag, wage ich die Vermuthung auszusprechen, daß teutonische und italische Arier Zeugen des Uebergangs der Eichenperiode in die Buchenperiode, des bronzenen Zeitalters in das eiserne, waren, und daß, während die Griechen ihr phêgós in der ursprünglichen Bedeutung beibehielten, die teutonischen und italischen Kolonisten den Namen als ein allgemeines Appellativum auf die neuen Waldungen übertrugen, welche in ihrer heimathlichen Wildniß emporwuchsen.“ Daß Müller das Bedenkliche einer solchen Annahme selbst gefühlt hat, zeigen die folgenden Worte: „Ich bin völlig darauf gefaßt, daß viel Einwürfe gegen eine solche Hypothese werden vorgebracht werden. Einwanderung aus einem Fichtenlande in ein Eichenland und von einem Eichenlande in ein Buchenland hätte vielleicht diesen Bedeutungswechsel in den alten arischen Wörtern für Föhre und Eiche veranlassen können. Ich muß dem Geologen und Botaniker die Entscheidung darüber überlassen, ob das eine glaubwürdige Erklärung ist und ob namentlich der Vegetationswechsel, wie er oben beschrieben wurde, in derselben Folge in ganz Europa oder nur im Norden dieses Welttheils eintrat“ [2]).

Von ganz Europa kann überhaupt nicht die Rede sein, da die Buche ostwärts von einer Linie Königsberg — Krim, also fast im ganzen Bereiche des heutigen Rußland, nicht vorkommt und auch in früherer Zeit nicht vorgekommen ist. Es müßten also im Sinne der Müller'schen Hypothese Mitteleuropa und der skandinavische Norden als diejenigen Gebiete angenommen werden, in denen die „teutonischen und italischen Arier Zeugen des Uebergangs der Eichenperiode in die Buchenperiode, des bronzenen Zeitalters in das eiserne“ gewesen seien. Allein da die Buche, wie die Funde in den Schweizer Pfahlbauten unzweifelhaft beweisen, schon in der jüngeren Steinzeit in Mitteleuropa vorhanden war, so müßten wir annehmen, daß die Germanen und Italiker schon in der mesolithischen Zeit daselbst gelebt haben, eine Annahme, die durch den für Mitteleuropa geführten Nachweis eines Hiatus zwischen der paläolithischen und der neolithischen Periode [3]) ihre entschiedene Widerlegung findet.

[1]) Es sei bemerkt, daß goth. bôka nicht Buche, sondern Buchstab, im Plur. (bôkôs) Buch bedeutet; allerdings ist es wahrscheinlich, daß es früher die Bedeutung Buche hatte, bedeutet doch auch agſ. bôc sowohl Buche wie Buch.

[2]) Müller, M., Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Deutsche Bearbeitung von C. Böttger, II. Serie, Leipzig 1866, S. 223.

[3]) Vgl. die Darlegungen Virchow's und Much's bei Penka, Die Herkunft der Arier, 82.

Anzunehmen aber, dieser Uebergang sei im skandinavischen Norden in der angegebenen Zeit beobachtet worden, geht schon deshalb nicht an, weil die Eisenzeit daselbst erst ungefähr um das Jahr 500 v. Chr. beginnt [1]), andererseits aber feststeht, daß die Italiker schon in der neolithischen Zeit in Italien eingewandert sind. Aber auch dann erscheint die Müller'sche Hypothese als unhaltbar, wenn wir die chronologische Datirung des Wechsels der Waldbaumvegetationen, der sich derselbe angeschlossen, verwerfen und die Eichenzeit, wie ich in Folgendem wahrscheinlich machen werde, in das Ende der Kjökkenmöddinger-Periode und den Eintritt der Buchenzeit in den Anfang des jüngeren Steinzeitalters verlegen; wir müßten dann annehmen, daß die Griechen, als sie die gemeinsame arische Heimath verließen, auf einer viel tieferen Kulturstufe standen, als die übrigen arischen Völker bei ihrer Trennung, eine Annahme, die durch die linguistische Paläontologie direct widerlegt wird.

Aus diesen Darlegungen ergiebt sich, daß das urarische *bhâgas die Bedeutung Buche und nicht die von Eiche hatte, und daß nur das griech. φηγός die ursprüngliche Bedeutung verloren und mit der von Eiche vertauscht hat. Wir können diesen Bedeutungswechsel mit um so größerer Sicherheit annehmen, als der etymologische Sinn des Wortes (= Eßbaum, vgl. griech. ἔφαγ-ο-ν, von der Wurzel φαγ, ar. bhag) den Griechen jedenfalls noch klar war und daher die Uebertragung des Wortes von einem Baume mit eßbaren Früchten auf einen anderen, wenn auch unähnlichen Baum, mit gleichfalls eßbaren Früchten, wie es die sog. Valona-Eiche ist, leicht erfolgen konnte. Die äußere Veranlassung aber dazu war durch den Umstand gegeben, daß die Buche südlich vom Pindus, also im eigentlichen Mittelgriechenland und im Peloponnes, nicht mehr vorkommt. Die Erkenntniß, daß die gemeine Rothbuche (Fagus silvatica L.) ihren Namen den eßbaren Früchten, die sie trägt, zu verdanken hat, eine Erkenntniß, die als unzweifelhaft sicher bezeichnet werden kann, ist für uns noch in einer anderen Hinsicht von der größten Wichtigkeit. Denn hat das arische Urvolk nur diese Art der Buche gekannt und benannt, so folgt hieraus mit zwingender Nothwendigkeit, daß der Ursitz der Arier nur im Verbreitungsgebiete derselben gesucht werden darf. Und daß die Urarier mit dem Worte bhâgas nur die gemeine Rothbuche bezeichnet haben konnten, ergiebt sich daraus, daß von den sämmtlichen bis jetzt bekannten 16 Buchenarten, von denen 1 auf Europa, 2 auf Asien (Fagus Siboldii in Japan, Fagus Cochinchinensis in Cochinchina), 1 auf Nordamerika, 6 auf Südamerika, 4 auf Neu-Seeland, 2 auf Tasmanien entfallen, nur 4 amerikanische Arten (Fagus ferruginea Ait., Fagus obliqua Mirb., Fagus Punnii Hook und Fagus Betuloides Mirb.) und unsere gemeine Rothbuche (Fagus silvatica L.) allein eßbare Früchte haben. Auch kann hier nicht die übrigens einer anderen Gattung angehörende gemeine Weißbuche (Carpinus Betulus L.), die nach Nordosten weiter verbreitet ist, als die Rothbuche und tief nach Rußland hineingeht, in Betracht kommen; denn der Samen dieses Baumes ist gleichfalls ungenießbar.

Schon ein Blick auf die von O. Drude entworfene Florenkarte Europas, auf der sowohl die horizontale wie die vertikale Verbreitung der gemeinen Rothbuche eine übersichtliche Darstellung gefunden, zeigt, daß dieselbe weder große Kälte noch große Hitze verträgt, sondern zu ihrem Fortkommen, gleichwie der Arier selbst, ein maritimes Klima

[1]) Montelius, Die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit, 86.

[2]) Vgl. Berghaus' physikalischer Atlas. (Neue Bearbeitung. Gotha 1886.) Erste Lieferung, Nr. 47; Grisebach, die Vegetation der Erde nach ihrer klimatischen Anordnung, 2, I., 86.

erfordert. Während sie im südlichen Theile Schwedens, auf den allein sie beschränkt ist, und in Dänemark in der Ebene und in der Nähe des Seestrandes wächst und daselbst noch schöne Wälder bildet, liebt sie in Deutschland bereits mehr die frischen Gebirgshänge als die Ebenen und ist gegen die südlichen, südwestlichen und südöstlichen Grenzen ihres Verbreitungsgebietes ein entschiedener Gebirgsbaum, so zwar, daß sie sich z. B. in Sicilien nur zwischen 1500 bis 2000 m über dem Meere findet. Daher kommt es auch, daß sie in Osteuropa mit Ausnahme der wenigen im Süden gelegenen Gebirgsregionen überhaupt nicht vorkommt. Die Ostgrenze ihres Verbreitungsgebietes ist eine Linie, die wir uns von Königsberg in Preußen bis ungefähr zur galizischen Landesgrenze oberhalb Lembergs gezogen denken müssen; diese Linie geht dann in einem großen Bogen über Balta in Podolien gegen die Donaumündungen, um hierauf an den Abhängen der Karpathen und des Balkan fortzulaufen; über das Meer setzt sich dieselbe in dem südlichen gebirgigen Theile der Halbinsel Krim und im Kaukasus fort. In Asien erscheint dann weiter eine von unserer Buche wenig verschiedene Abart derselben, Fagus silvatica varietas Asiatica, mit gleichfalls genießbaren, wenn auch kleineren Früchten; dieselbe wurde bisher an den Küsten Kleinasiens, in Transkaukasien, sowie in den persischen Gebirgsländern Gilan und Masenderan im Süden des Kaspischen Meeres beobachtet.

Es kann kein Zweifel sein, daß die Heimath der Arier nur im Verbreitungsgebiet der Fagus silvatica, also, wenn in Asien, nur in den soeben genannten vorderasiatischen Ländern, wenn in Europa, nur westlich von der Linie Königsberg-Donaumündungen-Krim gesucht werden darf. Es ist hier nicht der Ort, um alle Gründe darzulegen, welche uns bestimmen müssen, von Vorderasien wie überhaupt von Asien als Heimath der Arier abzusehen. Es möge in diesem Zusammenhange nur erwähnt werden, daß die bei den nordischen Archäologen vorherrschende Neigung, Kulturcentren, wie es Vorderasien und die Mittelmeerländer sind, sich gleichzeitig als Völkercentren zu denken, in den historischen, linguistischen und anthropologischen Thatsachen, insofern sie Schlüsse auf die Richtung der Völkerbewegungen gestatten, keine Stütze findet. Im Gegentheil, schon die anthropologischen Thatsachen allein — um nur ein Moment hervorzuheben — zeigen in unwiderlegbarer Weise, daß keines der Gebiete, die uns die Geschichte und Archäologie als Ausstrahlungscentren unserer höheren mit der Einführung der Bronze anhebenden Kultur kennen lehrt, als Heimath der Arier in Anspruch genommen werden darf. Wie sollen wir uns denken, daß in jenen Ländern, die man mit Recht als die Ursitze der semitisch-hamitischen (iberischen) Rasse ansieht, zugleich auch die arische Rasse, also eine Rasse von entschieden nordischem Habitus, entstanden sein konnte, zumal wenn man erwägt, daß selbst die den höchsten Norden Asiens bewohnenden hyperboräisch-hochasiatischen Völker, über deren asiatischen Ursprung nicht der mindeste Zweifel herrscht, ihre dunkle Complexion unverändert bis zur Gegenwart erhalten haben? Anzunehmen aber, daß der arische Typus sich erst seit der neolithischen Periode im Norden Europas entweder aus dem brünetten dolichocephalen oder dem brünetten brachycephalen Typus entwickelt habe, geht schon deswegen nicht an, weil in England, dessen klimatische Verhältnisse von denen Dänemarks und Südschwedens nicht wesentlich verschieden sind, sich einerseits beide brünette Typen — von den durch Kreuzung bewirkten Aenderungen natürlich abgesehen — durch denselben Zeitraum hindurch sowohl in Bezug auf den osteologischen Bau, wie in Hinsicht auf das Kolorit unverändert erhalten haben, und andererseits die bisher aufgefundenen Skelette und Schädel der prähistorischen Bewohner Schwedens zur Steinzeit dieselben charakteristischen Merkmale aufweisen wie die der heutigen Schweden.

Man dürfte vielleicht einwenden, daß man nicht ohne Weiteres berechtigt ist, aus der gegenwärtigen Verbreitung eines Baumes oder einer Pflanze überhaupt einen Rückschluß zu ziehen auf die Verbreitung, die dieselbe einst in ferner Vorzeit gehabt hat. Bei Kulturpflanzen und für die geologischen Perioden, die der jetzigen Periode vorausliegen, ist diese Vorsicht unbedingt geboten. Wesentlich anders verhält es sich mit Waldbäumen, auf deren Ausbreitung oder Verdrängung der Mensch erst in historischer Zeit einen direkten oder indirekten Einfluß genommen hat, letzteren hauptsächlich dadurch, daß das Klima Mitteleuropas durch die Ausrottung der Wälder in vielen Gegenden einen mehr excessiven Charakter angenommen hat. Darauf ist es zurückzuführen, daß in einigen Theilen Deutschlands nordische Baumarten, wie die Kiefer und Fichte, Waldbäume der gemäßigten Zone, wie die Eiche und Buche, verdrängen oder verdrängt haben, wie man dies in Westpreußen und in der Umgebung von Graz beobachtet hat. Doch haben diese Verdrängungen einer Baumart durch eine andere stets nur einen localen Charakter gehabt. Diese Erscheinungen berechtigen uns keineswegs, die heutige Ostgrenze der Rothbuche für die Urzeit weiter nach Osten zu verlegen. Denn es ist durchaus unwahrscheinlich, daß dieser Baum in der neolithischen Periode — um diese handelt es sich bei unserer Frage — andere Anforderungen an das Klima als gegenwärtig gestellt, oder daß das Klima Osteuropas zu derselben Zeit einen mehr maritimen Charakter gehabt hat. Und wäre überhaupt noch hierüber ein Zweifel möglich, so wird derselbe durch folgende Erwägung beseitigt. Ich habe an einer anderen Stelle die Flußgebiete des Dnjeper, Bug und Dnjester als diejenigen Gebiete nachzuweisen versucht, in welchen wir uns die Entstehung der Slaven zu denken und die wir als ihre eigentliche Heimath zu betrachten haben [1]). Auf einem anderen Wege, aber zu wesentlich demselben Resultate war auch Müllenhoff gekommen, wie wir aus dem vor Kurzem aus seinem Nachlasse herausgegebenen zweiten Bande seiner „Deutschen Alterthumskunde“ ersehen. „Die älteste und eigentliche Heimath der Slaven“, heißt es daselbst [2]), „war demnach das Gebiet des mittleren und oberen Dnjepers, mit Ausnahme der nordwestlichen Landschaften über den Sümpfen, dagegen mit Einschluß der Striche westlich gegen die Karpathen und Weichsel.“ Dieses Gebiet fällt nun zum allergrößten Theile außerhalb der oben nachgewiesenen östlichen Buchengrenze und daher erklärt es sich auch, daß wir im Slavischen keine einheimische Benennung für Buche finden. Denn altsl. buky, böhm. buk u. s. w. beweisen durch ihr k und u, daß sie aus dem Germanischen entlehnt sind [3]). Und diese Entlehnung hat jedenfalls erst dann stattgefunden, als die Slaven aus ihren östlichen Ursitzen nach Westen in die Buchenregion vorgedrungen und daselbst mit Germanen in Berührung gekommen waren.

Schon dieses Ergebniß, zu dem uns die linguistische Betrachtung des Namens Buche im Verein mit den auf dieselbe bezüglichen Feststellungen der Botanik und Pflanzengeographie allein geeignet, die Annahme einer osteuropäisch-asiatischen Herkunft der arischen Rasse in ihrer ganzen Haltlosigkeit erscheinen zu lassen, so kann aber auch noch

---

[1]) Penka, Origines Ariacae 131.

[2]) Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde, II, 89.

[3]) Miklosich, Lexicon Palaeoslovenicum-Graeco-Latinum 48 unter buky; im Slavischen entspricht urarischem g nicht k, sondern g. Ist buky im Slavischen ein Lehnwort, so fehlt eine dem urarischen *bhâgas entsprechende Wortform im Altindischen und Alteranischen vollständig.

auf zwei andere von der Thiergeographie festgestellte Thatsachen hingewiesen werden, durch die dasselbe noch direkt bestätigt wird. Denn es kommen weder der Aal noch der Lachs, zwei Fische, die der urarischen Fauna angehörten, in einem der Flüsse vor, die sich direkt oder indirekt in das Schwarze oder Kaspische Meer ergießen[1]). Daß es aber vollends nicht angeht, die arische Rasse mit ihrer tief eingewurzelten Vorliebe für Wald und Baum, für die sich von jeher das maritime Klima des nordwestlichen Europas am günstigsten erwiesen, in der pontisch-kaspischen Steppenregion mit seinem, jeder Kulturentwickelung feindlichem Klima sich entstanden zu denken und zugleich anzunehmen, daß dieselbe hier in ihrer angeblichen Urheimath, wo man ihre zahlreichsten Repräsentanten zu finden erwarten sollte, entweder durch den Einfluß desselben Klimas, auf dessen Einwirkung man doch die Entstehung ihrer Sonderart zurückführen müßte, vollständig ausgestorben oder von den benachbarten schwächeren Rassen vollständig vertrieben worden sei, bedarf keiner weitläufigeren Auseinandersetzung[2]).

Aus diesen Darlegungen ergiebt sich, daß die Heimath der Arier weiter im Westen Europas gesucht werden muß. Und hier kommen wiederum nur zwei Ländergebiete ernstlich in Betracht: einerseits Polen-Deutschland, andererseits die südlichen Theile Skandinaviens. Es wurden bereits an anderer Stelle die anthropologischen, archäologischen, linguistischen und historischen Thatsachen vorgeführt, die uns zu dem Schlusse nöthigen, daß Südskandinavien und nicht Polen-Deutschland als Heimath der Arier angesprochen werden muß. Eine für die Entscheidung der ganzen Frage besonders wichtige Thatsache, nämlich das Vorhandensein eines Hiatus zwischen der paläolithischen und der neolithischen Periode in Mitteleuropa kann auch Hildebrand nicht läugnen; außerdem bemerkt derselbe ausdrücklich, daß es als bewiesen gelten könne, daß zwischen der ältesten Periode des nordischen Steinalters und der darauf folgenden jüngeren Schicht desselben Steinalters eine Verbindung vorhanden sei, daß eine Entwickelung von Geräthschaftstypen von der einen Periode zu der anderen wirklich stattgefunden, daß überhaupt nicht in der Kunst, die Steingeräthe zu poliren, der Hauptunterschied zwischen diesen beiden Perioden zu suchen sei. Die Thatsache, daß in den Kjökkenmöddingern bisher keine Schädel gefunden worden sind, spricht an und für sich weder für noch gegen die skandinavische Theorie; diese immerhin vorhandene Lücke in der anthropologischen Beweisführung ist jedoch deswegen von keiner größeren Bedeutung, weil die Träger der paläolithischen Kultur Mitteleuropas, aus der die Kultur der Kjökkenmöddingerzeit sich entwickelt hat[1]) mit den Trägern der neolithischen Kultur Südskandinaviens, die wiederum auf die Kjökkenmöddinger-Kultur zurückgeht, in kraniologischer Hinsicht sich als identisch und als eigentliche Arier erweisen[2]).

Bevor wir in die Frage, in welche Zeit das erste Auftreten der Buche in Dänemark und Südschweden zu setzen sei, näher eingehen, ist es nothwendig, die genaue Reihenfolge in der Succession der Waldbaumvegetation, wie sie daselbst stattgefunden, kennen zu lernen. J. Steenstrup, der um die Erforschung dieser Verhältnisse sich die größten Verdienste erworben hat, faßt die Ergebnisse seiner Untersuchungen der Torfmoore, die er vor nahezu einem halben Jahrhundert begonnen, in folgender Weise zusammen: „Der jetzige Buchenbestand des Landes (Dänemark) bildet das jüngste Glied dieses Wechsels; vor der Zeit der Buchen bestanden die großen Wälder hauptsächlich aus Eichen und wenigstens in der frühesten Zeit dieser Periode besonders aus Steineichen (Quercus sessiliflora Sm.); vor der Eichenperiode aber hatte ein dichter Kiefernwald (Pinus silvestris L.) alle die höher belegenen und trockeneren Strecken der nämlichen Gegenden eingenommen, welche die Eiche später bedeckt hatte. Diese so weit in der Zeit zurückliegende Kiefernvegetation war jedoch nicht die älteste Walddecke des Landes, denn die die Moorbassins umgebenden Anhöhen oder Hügelrücken, die in jener Zeit mit den hohen und dunklen Kiefern bewachsen waren, scheinen in einer noch früheren Periode und, wie es scheint, während eines ziemlich langen Zeitraumes mit einem aus weichholzigen Bäumen, besonders aus der Zitterespe (Populus tremula L.) mit Beimischung von Birken und Erlen bestehenden Laubwalde bedeckt gewesen zu sein; die Vorgängerin wiederum dieses Laubwaldes aber war eine niedrige Haide- oder Reisigdecke, die aus einer hochnordischen oder Alpen-Vegetation: der Zwergbirke (Betula nana L.), der Silberwurz (Dryas octopetala L.) und den Zwergweiden (Salix reticulata L., S. herbacea L. und S. polaris L.) bestand, und in dieser niedrigen Vegetation erkennen wir jetzt die erste allgemeine Walddecke, die Dänemark nach den langwierigen und häufig wechselnden Nachwehen der Eisperiode besessen hat. Dies ist ein treues Bild von derjenigen Reihe der Waldvegetationen, welche die Schichten unserer Waldmoore darstellen“[3]).

Dieselbe Reihenfolge ist nicht nur für Dänemark, sondern auch für Schweden und Norwegen nachgewiesen worden, mit dem einzigen, später noch näher zu beschreibenden Unterschiede, daß in Norwegen auf eine aus Quercus und Alnus gemischte Vegetation nicht Fagus, sondern wieder Pinus silvestris folgt. Man hat hieraus mit Recht gefolgert, daß die Ursache dieses allgemeinen Wechsels nicht in lokalen Ursachen gesucht werden dürfe, sondern auf den allmählich erfolgten Uebergang des kälteren Klimas, wie es

---

[1]) Penka, Die Herkunft der Arier 46.

[2]) Ebenso bestimmt wie die anthropologischen Thatsachen und die Ergebnisse der Thier- und Pflanzengeographie sprechen die Resultate der archäologischen Forschung gegen diese Annahme. Es mögen hier nur die archäologischen Verhältnisse, wie sie in der Krim, in deren südlichen Theile die Buche vorkommt, bestehen, ins Auge gefaßt werden. Ebenso wie in den Dolmen Süd- und Mittelfrankreichs, sowie Nordafrikas allein Bronzesachen und keine Steingeräthe gefunden worden sind, so fand man auch in den megalithischen Denkmälern der Krim nur Bronzegeräthe, während die Dolmen des Nordens und Nordwestens nie Gegenstände von Metall enthalten. W. Köppen, Die megalithischen Denkmäler der Krim. Russische Revue, V, 538. Der Schluß, daß die Dolmen-Erbauer von Norden nach Süden und Südosten und nicht umgekehrt von Süden oder Südosten nach Norden gezogen sind, an und für sich schon selbstverständlich, wird noch überdies durch die Thatsache bestätigt, daß das neolithische Zeitalter überhaupt nicht in der Krim vertreten ist. Wenigstens ist es dem russischen Archäologen Mereshkowskij, der die Krim nach dieser Richtung eingehend untersucht hat, nicht gelungen, ein polirtes Steingeräth daselbst zu finden oder von einem solchen zu hören. Dagegen sind zahlreiche Steingeräthe aus der paläolithischen Zeit in dem südlichen Theile der Halbinsel gefunden worden. W. Köppen, Anthropologisches aus der Krim. Russische Revue, XX, 373.

[1]) So betrachten nun auch Undset und Quatrefages das Verhältniß zwischen der Kjökkenmöddingerkultur und der Kultur der älteren Steinzeit Mitteleuropas. Ersterer äußert sich hierüber in folgender Weise (Kjökkenmöddingerne. Kristiania, 1886, S. 22): „Außer diesen Gründen führt mich eine allgemeine archäologische Betrachtung der Ueberreste aus dem Steinzeitalter Europas dahin, in den dänischen Kjökkenmöddingern die jüngsten und letzten Ausläufer des namentlich in Westeuropa so wohlbekannten älteren Steinzeitalters zu sehen, welches in seinen früheren Phasen sich weit zurück in ältere geologische Perioden erstreckt.“ In ähnlicher Weise bespricht letzterer diese Frage in der Vorrede zu Cartailhac, Les âges préhistoriques de l'Espagne et du Portugal. Paris 1886. Préface par A. de Quatrefages 19.

[2]) Penka, Die Herkunft der Arier, 8, 65.

[3]) Steenstrup, Japetus, Kjökkenmöddinger. Eine gedrängte Darstellung dieser Monumente sehr alter Kulturstadien. Kopenhagen 1886, S. 17.

noch im Anfange der nacheiszeitlichen Periode geherrscht, in das wärmere Klima der späteren Zeit zurückgeführt werden muß. Zu dieser Annahme führt nicht nur der Umstand, daß dieselbe Aufeinanderfolge derselben Baumarten (Populus tremula, Pinus silvestris, Quercus sessilifl., Alnus glutinosa, Fagus silv.) im europäischen Rußland in der Richtung von Nordosten nach Südwesten beobachtet wird [1]), sondern auch die Reste der Fauna, die man in den Ablagerungen der verschiedenen Pflanzen und Bäume gefunden hat. So waren die konstatirten Vorkommnisse der Ueberreste von Renthieren (Cervus Tarandus L.) alle in den Ablagerungen der arktischen Pflanzen, während es in Folge der in den letzten Jahren beobachteten Lagerstätten der Skelette der Elenthiere unzweifelhaft ist, daß die Lebezeit des Elens (Cervus Alves L.) vorzugsweise der Populus-tremula-Periode angehört [2]). Ebenso ist es wahrscheinlich, daß der nun gänzlich ausgestorbene Geiervogel (Alca impennis L.), der vor seinem Aussterben nur im hohen Norden beobachtet worden war, nur während der Kiefern-Periode Dänemark bewohnte.

Ist aber der Wechsel der Waldbaum-Vegetation nur eine Folge des allgemeinen Klimawechsels, dann gestaltet sich die Frage nach der Zeit des ersten Auftretens der Buche im skandinavischen Norden wesentlich zur Frage nach dem Zeitpunkte, seit wann Dänemark und der südliche Theil Schwedens das heutige Klima besitzt. Wäre die oben erwähnte Theorie richtig, so müßte die Zeit um den Anfang unserer Zeitrechnung, in welcher das Eisen daselbst zuerst auftritt, als die Zeit betrachtet werden, in welcher das Klima dieser Länder seinen jetzigen Charakter angenommen hat. Allein diese Theorie erhält schon einen gewaltigen Stoß, wenn man nur die in Dänemark gefundenen Ueberreste von Kulturpflanzen, die einen sicheren Rückschluß auf das gleichzeitige Klima gestatten, ins Auge faßt. Wie die in diesem Lande gemachten Funde von Weizen- und Hirsekörnern (von Triticum vulgare antiquorum und Panicum miliaceum L.) beweisen [3]), wurde bereits zur Bronzezeit Weizen und Rispenhirse angebaut. Nun ist gerade die Kultur dieses Rispenhirse, die bereits, wie der Fund eines großen Klumpens von verkohlten Hirsekörnern in Wangen beweist, den Schweizer Pfahlbauern in der neolithischen Zeit bekannt war, einem der kompetentesten Beurtheiler, wie es O. Heer ist, ein positiver Beweis, daß das damalige Klima der Schweiz nicht wesentlich von dem jetzigen verschieden war. Denn diese Pflanze (das Milium der Römer), welche von Indien hergeleitet wird, wo sie noch wild wachsend gefunden wird, verlangt guten Boden und giebt nur, so weit der Wein gedeiht, einen reichlichen Ertrag [4]).

Besaß aber die Schweiz schon zur neolithischen Zeit das heutige Klima, so müssen wir auch für Dänemark annehmen, daß es schon zur neolithischen Zeit das jetzige Klima besaß. Denn jener Wechsel des Klimas, der mit der jetzigen geologischen Periode anhebt, war keineswegs auf die Schweiz beschränkt, sondern erstreckte sich auf alle Länder Europas, und hatte derselbe bereits in der neolithischen Zeit in der Schweiz seinen Abschluß gefunden, und hatte bereits damals daselbst das Klima den heutigen Charakter angenommen, so müssen wir auch dasselbe für die anderen Länder, also auch für Skandinavien, annehmen. Nun sind mit Ausnahme der Ulmen und Pappeln alle mächtigeren Bäume, die in den jetzigen Wäldern der Schweiz vorkommen, auch für die älteste Periode der dortigen Pfahlbauten nachweisbar, und Heer zieht hieraus den Schluß, daß in der Zusammensetzung der Schweizer Waldflora, soweit sie aus Holzpflanzen besteht, keine wesentliche Aenderung seit der Pfahlbautenzeit eingetreten sei [1]). Was nun für unsere Frage von besonderer Wichtigkeit ist, ist der Umstand, daß auch die Buche (Fagus silvatica L.) zu jenen Bäumen gehört, die bereits in der neolithischen Zeit in der Schweiz vorkamen. Den Beweis hierfür liefern die Buchnüsse, die in den ältesten Pfahlbaustationen gefunden worden sind. „Wir haben", schreibt Heer [2]), „von Moosseedorf und Stobenhausen die Früchte, die aufgesprungenen Fruchtdecken und von letzterem Orte ein sehr schön erhaltenes Blatt der Buche, welche völlig mit den erhaltenen Organen dieses Baumes übereinstimmen. In Wangen lagen an einer Stelle große Massen der Fruchthülsen beisammen und weisen darauf hin, daß die Nüßchen da massenhaft enthülst wurden. Sehr wahrscheinlich wurden die Buchnüßchen als Nahrung verwendet, vielleicht auch Oel aus denselben gepreßt." Ein direkter Beweis, daß die längst aufgestellte Etymologie von urar. *bhâgas-Eßbaum das Richtige getroffen hat.

Haben wir demgemäß auf Grund dieser Erwägungen auch für Südskandinavien die Buche bereits dem neolithischen Zeitalter zuzuschreiben, so folgt von selbst, daß die Eichenperiode in die demselben unmittelbar vorausgehende archäologische Periode, die der Kjökkenmöddinger, verlegt werden muß. Diese Periode wird gegenwärtig ausschließlich der Kiefernperiode zugeschrieben. Thatsächlich ist auch von Steenstrup der unzweifelhafte Beweis geführt worden, daß zur Zeit der Anhäufung der Muschelhaufen die Kiefer, die gegenwärtig in Dänemark nicht mehr vorkommt, vorhanden gewesen sein müsse. Das beweisen die in den seeländischen und jütischen Kjökkenmöddingern gefundenen Knochen des nordischen Auerhuhns (Tetrao urogallus L.), dessen hauptsächliche Nahrung aus den jungen Sprossen, Nadeln und Knospen der Nadelhölzer und besonders der Kiefer besteht, die daher demselben zu Gebote gestanden haben müssen, als die Schalenhaufen gebildet wurden. Dies beweist ferner der Umstand, daß Ueberreste, ja sogar vollständige Skelette des Riesenochsen (Bos primigenius Boj.) in der Kiefernschicht der Moore eingelagert gefunden wurden, eines Thieres, dessen markgespaltene Knochen auch in den Kjökkenmöddingern angetroffen worden sind. Steenstrup fand auch in der die Brust und Bauchhöhle eines vollständigen Skelettes füllenden Torfmasse den Platz des Magens und des Dickdarmes von Pflanzentheilen eingenommen, deren wesentlichster Bestandtheil Kiefernadeln waren, welche das Thier also in seinen letzten Lebenstagen gefressen hatte. Ebenso hatte Steenstrup schon früher wiederholte Male Kiefernstämme in den Mooren angetroffen, welche deutliche Spuren trugen, daß sie von den Ureinwohnern mittelst Verkohlung gefällt worden sind [3]). Bedenkt man jedoch, daß die Entstehung der Kjökkenmöddinger jedenfalls einen sehr beträchtlichen Zeitraum in Anspruch genommen hat, daß keineswegs alle aus derselben Zeit stammen, sondern einige ungleich älter sind als die anderen, daß der Riesenochs die zu seiner Ernährung nothwendigen Vegetabilien auch in der Eichenperiode finden konnte, und daß nur einige wenige Knochen vom nordischen Auerhuhn, also desjenigen Vogels, der vorkommt, zur Entscheidung der Frage nach dem Charakter der Waldflora allein entscheidend ist, in den Kjökkenmöddingern gefunden worden ist, so entfällt die zwingende Nothwendigkeit, die ganze Periode der Schalenhaufen mit der

[1]) Engler, Adolf, Versuch einer Entwickelungsgeschichte der extratropischen Florengebiete. Leipzig 1879. S. 159 u. 191.
[2]) Steenstrup, a. a. O. 20.
[3]) Rostrup, E., Aarböger for Nordisk Oldkyndighet og Historie. 1877, d. 79.
[4]) Heer, Die Pflanzen der Pfahlbauten, 17.

[1]) Heer, a. a. O. 38.
[2]) Heer, a. a. O. 31.
[3]) Steenstrup, a. a. O. 19.

späteren Periode zu identificiren. Ist dies aber nicht der Fall, dann können wir unbedenklich dieselbe zum Theil wenigstens auch für die Eichenperiode in Anspruch nehmen.

Daß das Klima Dänemarks während der Periode der Kjökkenmöddinger — wenigstens während ihrer zweiten Hälfte — sich dem jetzigen Klima des Landes schon stark näherte, beweist auch der Umstand, daß einerseits die jetzige Fauna wilder Säugethiere und Vögel im Allgemeinen bis zur und in die Kjökkenmöddingerperiode verfolgt werden kann, und andererseits Knochen von verschiedenen nordischen Thieren wie vom Ren und Elen, in den Muschelhaufen nicht gefunden worden sind.

Man könnte vielleicht gegen diese Schlußfolgerungen den Einwand erheben, daß ihnen deswegen keine unbedingte Richtigkeit zugesprochen werden könne, weil ein Moment nicht genügend in Rechnung gezogen worden ist, das bei der Behandlung klimatischer Fragen, die den skandinavischen Norden betreffen, entschieden berücksichtigt werden muß. Es ist bekannt, daß sich seit den ältesten Zeiten die Küste des nördlichen und mittleren Theiles der skandinavischen Halbinsel hebt und die des südlichsten Theiles derselben (Schonens) senkt oder doch wenigstens gesenkt hat. Und darin hat es seinen Grund, daß in den Torfmooren Norwegens, das sich seit der Eiszeit ungefähr 600 Fuß gehoben, auf die aus Quercus und Alnus gebildete Schicht nicht wie in Dänemark und Südschweden Fagus, sondern wiederum Pinus silvestris, die der Quercus-Schicht vorausgegangen, folgt. Für Dänemark trifft jedoch dieses Bedenken nicht zu. Die Küsten Dänemarks haben sich seit der Eiszeit in nennenswerther Weise weder gehoben noch gesenkt. Die relative Höhe des Landes im Verhältniß zum Niveau der Meeresfläche, sagt Steenstrup, ist während aller dieser Umwandlungen der Pflanzenwelt im Großen und Ganzen die nämliche gewesen wie die jetzige. Wenn die skandinavische Halbinsel also wirklich, wie behauptet wird, während der letzten Jahrtausende sehr bedeutende Hebungen der Küsten erlitten hat, so haben die dänischen Inseln und die cimbrische Halbinsel dieselben Jahrtausende hindurch, unangefochten von diesen Bewegungen, beinahe ganz ruhig im Meere gelegen. Es können also auch vom Standpunkte dieser Betrachtung die oben gezogenen Schlußfolgerungen nicht angefochten werden.

Ist es somit in positiver Weise erwiesen, daß Südskandinavien bereits zur neolithischen Zeit das jetzige Klima und mit ihm auch denjenigen Waldbaum besaß, der noch jetzt daselbst außerordentlich gut gedeiht, nämlich die Buche, so läßt sich auch auf Grund der neueren Untersuchungen darthun, daß die Stützen der bisherigen von H. Hildebrand und Sir George Birdwood gegen meine arisch-skandinavische Theorie vorgebrachte Ansicht von dem späteren Auftreten der Buche im skandinavischen Norden hinfällig geworden sind. Diese Ansicht stützt sich nämlich darauf, daß in den oberen Schichten der dänischen Torfmoore (der Eichen- und Buchenschicht) zahlreiche Bronze- und Eisengeräthe gefunden worden sind. Allein es läßt sich darthun, daß es durchaus unwahrscheinlich ist, daß diese Bronze- und Eisengeräthe zu derselben Zeit in die Torfmoore gekommen sind, als sich die oberen Schichten derselben bildeten, wie jene Theorie voraussetzt: Alle diese Funde, ob groß oder klein, sind im Allgemeinen von gleicher Natur. Die Gegenstände, aus denen sie bestehen, sind nicht zufällig hineingekommen, sondern wurden mit augenscheinlicher Sorgfalt daselbst vergraben, wie man vielfach noch deutlich wahrnehmen konnte. Es ist außerdem bemerkt worden, daß dieselben, bevor sie in den Torfmooren niedergelegt wurden, einer Art von Zerstörung unterworfen worden sind. Die Kleider sind zerrissen; die Panzerhemden in Stücke zerhauen; der Schmuck, die Waffen und andere Gegenstände aus Metall, selbst die aus Gold und Silber, sind in Stücke zerschlagen, mit Pfeilen und Speeren durchbohrt, mit dem Hammer plattgeschlagen, am Feuer gebogen oder selbst bis zur Hälfte eingeschmolzen worden; die Gegenstände aus Holz, wie Wagenräder, Schild, Bogen, Gefäße, Löffel, Teller u. s. w., sind in gleicher Weise zerschlagen, durchsägt und theilweise verbrannt. Aus diesen und anderen Umständen hat Worsaae geschlossen, daß diese Gegenstände, die offenbar früher von Kriegern in der Schlacht oder im Lager gebraucht worden waren oder wenigstens diese Bestimmung hatten, nach der Schlacht von den Siegern aus der gemachten Beute als Opfer an die Götter in den heiligen Seen niedergelegt worden sind. Außerdem hat derselbe aus mehreren alten Historikern (Cäsar, Orosius, Tacitus) Zeugnisse beigebracht, daß die Sitte, den Göttern nach erfochtenem Siege die ganze Beute oder einen Theil derselben zu opfern wirklich bei mehreren alten Völkern verbreitet war [1]). Sind aber diese Gegenstände auf diese Weise von außen in die Torfmoore gelangt, so kann mittels derselben nicht das bewiesen werden, was man beweisen wollte, daß die den oberen Rand der Torfmoore bekleidende Eichen- und Buchenschicht zur selben Zeit entstanden ist, in welcher die Bronze- und Eisengegenstände in den Torfmooren vergraben worden sind. Uebrigens hat bereits Worsaae selbst die Konsequenzen seiner Auffassung der Torfmoorfunde gezogen, indem er in einer späteren Schrift bei der Charakteristik des neolithischen Zeitalters Dänemarks ausdrücklich bemerkt, daß dies die Periode gewesen, in welcher die Nadelhölzer den Laubhölzern bereits Platz gemacht hätten [2]). Uebrigens möge noch bemerkt werden, daß, wenn auch nicht als Opfer, werthvolle Gegenstände auch in der neueren Zeit und neuesten Zeit in den Seen und Torfmooren vergraben worden sind. So geschah es z. B. im Anfange dieses Jahrhunderts und ebenso im Jahre 1848, daß man Waffen, Schmucksachen und Haushaltungsutensilien der Kriegsunruhen wegen daselbst verbarg, und zwar bisweilen so gut, daß man sie später nicht wieder aufzufinden vermochte [3]), ein Umstand, der nachdrücklich zeigt, wie wenig gerechtfertigt es war, solche Funde zur chronologischen Bestimmung des Alters der verschiedenen Waldbaumvegetationsschichten zu benutzen.

Was den zweiten von Sir George Birdwood erhobenen Einwand anlangt, daß die in der Schweiz u. s. w. gefundenen Nephrit- und Jadeitwerkzeuge auf die Herkunft der europäischen Völker aus Asien hinweisen, so möge hier nur kurz bemerkt werden, daß nach den Untersuchungen A. B. Meyer's die ganze Nephritfrage für die Ethnologie Europas bedeutungslos geworden ist [4]).

---

[1]) Worsaae, Om Betydningen af vore store Mosefund fra den oeldre Jernalder. Kjövenhavn 1868; Worsaae, Sur quelques trouvailles de l'âge de bronce faites dans des tourbières. Copenhague 1867.

[2]) Worsaae, La colonisation de la Russie et du Nord-Scandinave. Copenhague 1875, p. 29.

[3]) Lubbock, Die vorgeschichtliche Zeit I, 8.

[4]) Meyer, A. B., Die Nephritfrage kein ethnologisches Problem. Berlin 1883; vergl. außerdem noch von demselben: Ein weiterer Beitrag zur Nephritfrage. Mittheilungen der Anthropol. Gesellschaft in Wien, XV, 1.

Kürzere Mittheilungen.

Die Flora der Küsteninseln Kaliforniens.

Die eigenthümliche Flora der kalifornischen Küsteninseln, die von E. L. Greene untersucht worden ist, findet nach Joseph Le Conte ihre Erklärung durch recente Veränderungen in der physikalischen Geographie Kaliforniens.

Die Inseln, acht bis zehn an der Zahl, erstrecken sich von Point Concepcion aus in südlicher Richtung die Küste entlang und sind vom Festlande durch einen 20 bis 30 engl. Meilen breiten Sund getrennt. Die größte hat einen Flächenraum von etwa 200 engl. Quadratmeilen und die Höhe variirt zwischen 1000 und 3000 Fuß. Die Inseln können als die höchsten Punkte einer ehemaligen Bergkette an der Küste betrachtet werden; in das breite Thal, welches sie einst von der jetzigen Küstenkette trennte, ist dann später die See eingebrochen. Daß sie noch während der späteren Pliocän- und der früheren Quaternär-Zeit mit dem Festlande verbunden waren, wird durch die Thatsache bewiesen, daß auf einer der am weitesten abliegenden Inseln — Santa Rosa — Reste vom Mammuth gefunden worden sind. Die Trennung fand daher zweifellos erst während der Quaternärzeit statt.

Die von Greene festgestellten Thatsachen sind nun im Wesentlichen folgende:

1) Von 296 Pflanzenarten, die er sammelte, kommen nicht weniger als 48 allein auf den Inseln vor.

2) Von den übrigen 248 Arten sind fast alle charakteristische Pflanzen Kaliforniens, während allgemein amerikanische Arten sehr selten sind.

3) Eine Anzahl von Pflanzen, welche man in Kalifornien an einigen isolirten Stellen antrifft, wo sie augenscheinlich um ihre Existenz kämpfen, finden sich auf den Inseln in großer Zahl und zeigen daselbst ein üppiges Gedeihen.

4) Lavatera, eine Malvaceen-Gattung, von welcher 18 Arten in der Mediterranregion und eine in Australien vorkommt, während keine einzige vom amerikanischen Kontinente bekannt ist, wird auf den Inseln durch vier Arten vertreten.

Diese merkwürdigen Thatsachen erklärt Le Conte folgendermaßen:

Kalifornien, besonders aber die Region im Westen der Sierra Nevada, ist geologisch sehr recent. Die Sierra-Region erhob sich aus der See im Beginn der Kreidezeit, und die Küstenregion im Beginn der Pliocänzeit. Die Besiedelung mit Pflanzen fand hauptsächlich von Mexiko her statt, was daraus hervorgeht, daß die Kalifornien eigenthümlichen Pflanzen den mexikanischen näher stehen, als irgend welchen anderen. Die neue und eigenthümliche Umgebung ließ dann im Verein mit der Isolirung in den folgenden langen Zeiträumen eine besonders geartete Flora entstehen.

Nachdem in der Quaternärzeit die westliche Küste, deren Ueberreste die jetzigen Inseln darstellen, von dem Festlande losgerissen worden war, begann in dieses die Einwanderung nördlicher Arten, welche in Folge der vorschreitenden Vergletscherung des Kontinents südwärts getrieben wurden.

Der nun folgende Kampf zwischen Einwanderern und Einheimischen hatte die Ausrottung vieler der letzteren zur Folge. Die Inseln jedoch waren vor dieser Einwanderung geschützt, und hier blieben daher viele der Arten erhalten, welche auf dem Festlande vernichtet, oder wenigstens in andere Arten umgewandelt wurden, und die übrigen wurden wahrscheinlich weniger verändert, als dies auf dem Festlande geschah. Die Flora der Inseln repräsentirt daher so ziemlich den Charakter der Flora des ganzen Landes während der Pliocänzeit; einige Veränderung hat sie allerdings erlitten, aber die Zeit war für eine bedeutendere Umwandlung bei dem Fehlen kräftiger Mitbewerber zu kurz.

Daß bei der verhältnißmäßig geringen Entfernung von 20 bis 30 Meilen die beiden Floren sich nicht ausgetauscht haben, erklärt Le Conte dadurch, daß die vorherrschenden Seewinde eine Einwanderung amerikanischer Formen nach den Inseln verhinderten; eine geringe Einwanderung hat trotzdem stattgefunden. Die eigenthümlichen insularen Formen aber können, wenn sie auch nach dem Festlande gelangen, daselbst nicht festen Fuß fassen, da sie, wie ihre Vernichtung auf dem Festlande zeigt, schwächere Arten sind. Die oben erwähnten, in einigen Gegenden Kaliforniens um ihre Existenz kämpfenden Arten, können als solche Einwanderer angesehen werden. Man kann sie indessen auch als Ueberreste der pliocänen Einwohner betrachten, welche im Begriff sind, gleichfalls auszusterben; für diese Annahme spricht der Umstand, daß sich ihr Vorkommen auf die südlichen Bezirke beschränkt; hier werden sich bei dem nach Süden gerichteten Zuge der quaternären Einwanderer die ursprünglichen Pflanzen eben am längsten haben halten können.

Aus dem unter 4) erwähnten Vorkommen von Lavatera auf den Inseln schließt Greene auf einen ehemaligen Zusammenhang derselben mit einem der anderen Kontinente. Le Conte giebt dagegen die wahrscheinlichere Erklärung, daß die heutigen Arten von Lavatera nur die Ueberreste einer vormals sehr artenreichen und weit verbreiteten Gattung darstellen. Er nimmt an, daß zur Pliocänzeit mehrere Arten von Lavatera über die ganze Küstengegend von Kalifornien verbreitet waren; da dieselben besonders gern an der Küste wachsen, so werden sie auch in der Küstenkette, den heutigen Inseln, am häufigsten gewesen sein. Hier blieben sie nun erhalten, während sie auf dem jetzigen Festlande sämmtlich vernichtet wurden.

Die hier mitgetheilte Theorie entspricht, wie man sieht, ganz derjenigen, welche Wallace zur Erklärung der eigenthümlichen Fauna Madagaskars aufgestellt hat. Diese Fauna hat sich in Folge der um die Mitte der Tertiärzeit stattgehabten Abtrennung Madagaskars vom afrikanischen Festlande entwickelt, während die afrikanische Fauna nach dem Verschwinden des Saharameeres am Ende der Tertiär- und Anfang der Quaternärzeit durch die aus Eurasien einwandernden Thiere modificirt wurde. F. M.

Die Südafrikanische Republik und ihre Goldfelder[1].

Das Jahr 1815 brachte der Kapkolonie die definitive Occupation durch die Briten, und die Boeren waren um so geneigter, das neue Joch willig auf sich zu nehmen, als die Herrschaft der holländisch-ostindischen Kompagnie in mehrfacher Beziehung von einer argen Mißwirthschaft begleitet gewesen war. Erst die plötzliche Abschaffung der Sklaverei, die die englische Regierung verfügte, und für die sie den Boeren niemals eine genügende Entschädigung zu Theil

[1] Nach einem Vortrage von Dr. Adolf Schenck vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde.

werden ließ, machte böses Blut bei diesen, und die Erbitterung wuchs noch mehr dadurch, daß die Regierung weder die beständigen Kaffereinfälle kräftig abwehrte, noch dulden wollte, daß die Boeren dies mit ihren eigenen Mitteln thaten. Im Jahre 1837 erfolgte daher der große Exodus der letzteren und die Gründung der Republik Natalia. Schon im Jahre 1843 wurde diese Republik aber von den Briten annektirt, weil sie von ehemaligen britischen Unterthanen besiedelt worden war. Die Boeren wandten sich nun in das Land des Kaffernkönigs Mosilikatse's, den sie nach langen Kämpfen besiegten und über den Limpopo zurückwarfen (wo er ein neues Reich, das noch heute unter dem Namen Matabeles-Land besteht, gründete). Die Engländer beanspruchten auch in Transvaal die Souveränität, und erst nach langem Widerstreben erkannten sie die Selbständigkeit der Oranjefluß-Republik und der Transvaal-Republik (der Südafrikanischen Republik) an. Ein späterer Angriff, den die Briten im Jahre 1877 auf Transvaal unternahmen, wurde von den Boeren in der bekannten ruhmreichen Weise abgeschlagen.

Die Südafrikanische Republik enthält etwa 300 000 qkm und steht also an Ausdehnung zwischen Großbritannien und Italien. Dagegen beträgt ihre Volkszahl nur ungefähr 360 000, und zwar 300 000 Eingeborene und 60 000 Weiße. Die aus horizontal gelagerten Schiefern und Sandsteinen bestehenden Drakenberge scheiden das Land in zwei ungleiche Theile. Ihnen lagern im NO die porphyrischen Lebombo-Berge vor, während sich im Westen die beiden Plateaustufen des Buschfeldes und des Hochfeldes anschließen. Das Granitgebirge, welches das Buschfeld im Norden begrenzt, fällt zu der fieberschwangeren Ebene des Limpopo ab. — Anders als das Kapland hat Transvaal seine Regenzeit im Sommer (Oktober bis März), und besonders der Januar und Februar sind reich an heftigen Gewittergüssen. Das Buschfeld wird in dieser Zeit auch von Fiebern heimgesucht, das Hochfeld dagegen ist jederzeit gesund. Die Boeren wohnen auf letzterem in Häusern, so daß es als ihre eigentliche Heimath anzusehen ist, im Herbste aber, wenn die Nächte kühl werden, ziehen sie mit ihren Heerden nach dem Buschfelde, um daselbst während des Winters in Zelten zu hausen. Vorher brennen sie die Steppe des Hochfeldes ab, um dieselbe dadurch für das nächste Jahr zuzubereiten. Das Buschfeld hat im Allgemeinen sandigen Boden und ist von mannshohen Mimosen bewachsen, und nur auf dem Torfboden entlang den Flüssen wird Mais, Tabak &c. gebaut. An den Bergabhängen wächst überall die Aloë. Gegen den Limpopo hin sowie auch östlich von den Drakenbergen wird die Vegetation allmählich tropisch, es tritt der Affenbrodbaum auf, dazu ein paar Palmenarten &c. — Was die geologischen Formationen betrifft, die den Boden der Republik zusammensetzen, so spielen darunter die alten krystallinischen Gesteine und der Granit, sowie das darüber lagernde Devon und die Karroo-Formation mit ihrem Sandstein und ihren Kohlen die Hauptrolle. Von nutzbaren Mineralien sind namentlich hervorzuheben: Eisenerze, Blei, Silber und Gold. Nur die beiden genannten Edelmetalle aber haben zu einer bedeutenden Minenthätigkeit Anlaß gegeben. Silber baut man namentlich in der Albert-Mine bei Pretoria. Das Gold wurde von Karl Mauch auf seiner zweiten Reise in Matabeleland entdeckt, und dieser Reisende baute auf die alten Gruben am Tati seine bekannte Ophir-Theorie. Die bedeutendsten Felder liegen am Tati, bei Marabastad (am Nordabhange des Buschfeld), bei Lydenburg, an den Drakenbergen, an den Witwatersrand-Bergen und bei Malmani (an einem Quellflusse des Marico). Während der Betrieb der älteren Minen, der seit Anfang der siebziger Jahre datirt, mancherlei Wechselfällen unterworfen gewesen ist, so hat derjenige der neueren (an den Drakenbergen und an den Witwatersrand-Bergen) bedeutende Erfolge aufzuweisen, und die Finanzlage der Südafrikanischen Republik ist dadurch eine sehr glückliche geworden.

E. D.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Daß man auch in der französischen Kongo-Kolonie mit widrigen sanitären Verhältnissen zu kämpfen hat, denen selbst erprobte Afrikareisende nicht zu widerstehen vermögen, beweist die Rückkehr von Savorgnan de Brazza nach Frankreich, die lediglich durch Gesundheitsrücksichten veranlaßt worden sein soll.

— Einer Abhandlung des Dr. R. Sieger über die Schwankungen der innerafrikanischen Seen (aus dem Berichte über das 13. Vereinsjahr des Vereins der Geographen an der Universität Wien), durch die unsere Seenkunde eine sehr beachtenswerthe Förderung erfährt, entnehmen wir Folgendes: Der Njassa-See gehört wahrscheinlich zu jenen Seen, deren Abfluß in trockenen Jahren völlig schwindet, und die also eine Art Uebergangsklasse zwischen den offenen und geschlossenen Seen bilden; ähnlich auch der Tsad-See und der Tanganika-See. Bei dem letztgenannten See datirt das Vorhandensein des gegenwärtigen Abflusses erst aus dem Jahre 1878, und wenn der Lukuga sein Bett nicht mit genügender Raschheit vertieft, so erscheint es nicht ausgeschlossen, daß derselbe dereinst wieder in die Reihe der abflußlosen Seen eintritt. Nur bei dem Tsad-See ließe es sich durch die Salzarmuth des Umlandes erklären, daß sein Wasser süß ist. Beim Tanganika ist wahrscheinlich ein merklicher Salzgehalt vorhanden. Alles in Allem dürften die Bewegungen der innerafrikanischen Seen andeuten, daß die Jahre 1850 bis 1878 in Centralafrika sehr niederschlagsreiche, die Jahre 1879 bis 1886 dagegen sehr niederschlagsarme gewesen seien. Auch innerhalb kürzerer Zeitperioden zeigt das Klima Centralafrikas bezüglich des Regenreichthums ungeheure Schwankungen.

Südamerika.

— Um trotz der schweren finanziellen Krise, in die das Panama-Kanal-Unternehmen durch die sanguinische Unterschätzung der natürlichen Schwierigkeiten gerathen ist, das begonnene große Werk doch der Vollendung entgegen zu führen, hat man sich entschlossen, den ursprünglichen Plan in mehreren wesentlichen Punkten zu modificiren. Dieser Plan war bekanntlich in der Hauptsache folgender: Der Kanal sollte mit seiner Sohle allenthalben 9 m unter dem Meeresspiegel liegen, Schleusen ebenso wie Tunnels sollten vollkommen vermieden werden, in der Mitte des Weges sollte eine Ausweichestelle von 5 km Länge und bei Panama sollte ein Fluththor angelegt werden. Das Wasser zur Speisung des Kanals aber sollte der Chagres-Fluß durch eine große Wehrvorrichtung liefern. — Nachdem man nun eingesehen hat, daß dieses Ideal eines interoceanischen Kanals sich unter den

gegebenen Naturverhältnissen und mit dem Aufgebot der Mittel, die zur Verfügung standen, nicht hat ausführen lassen, beabsichtigt man den Kanal mit Hilfe von acht Schleusen, von denen vier auf dem langen atlantischen Abhange des Culebra-Rückens und vier auf dem kurzen pacifischen Abhange liegen, herzustellen. Man gedenkt sich dadurch vor allen Dingen die Ausgrabung bezw. die Heraussprengung von 28 Mill. Kubikmeter mehr oder minder festen Gesteins zu ersparen. Der 120 m tiefe Durchstich durch den Culebra-Rücken mit seinem vulkanischen und sedimentären Gesteine von außerordentlich wechselnder Härte war in der That der kühnste Theil des Unternehmens. Indem man denselben nun nach dem neuen Plane vermeidet, erschwert man aber natürlich nicht unerheblich den künftigen Betrieb des Kanales. Das Werk von vornherein einfach nach Analogie des Suez-Kanals zu betrachten, war selbstverständlich grundverkehrt.

Allgemeines.

— Am 2. bis 5. Oktober d. J. soll in Berlin der siebente Internationale Amerikanisten-Kongreß stattfinden. Gegründet im Jahre 1875, hat dieser Kongreß, der in zweijährigen Perioden zusammentritt, allmählich eine sehr hohe Bedeutung erlangt. Sein Zweck ist: alle Zweige des Wissens zu pflegen, welche uns Kunde geben über den Zustand des amerikanischen Kontinents und seiner Bewohner vor und zur Zeit der Entdeckung durch Kolumbus, sowie zugleich einen Vereinigungspunkt zu schaffen für alle auf diesem Gebiete thätigen Forscher. Die Entdeckungsgeschichte Amerikas, die soziale Entwickelung der theils in wilden Horden, theils in wohlorganisirten Staaten lebenden Eingeborenen, deren Sprache, Sitten und Gebräuche, die Frage nach ihrer Abstammung und Verwandtschaft, nach den Rassenunterschieden zc. sollen erforscht und nach den Schilderungen der ersten Entdecker sowohl als auch nach den Beobachtungen neuerer Gelehrten kritisch behandelt werden. Daran schließen sich Untersuchungen über das Auftreten und die Rassenbildung der amerikanischen Hausthiere, über den Anbau der Nährpflanzen, über die gewonnenen Naturerzeugnisse und deren Verwerthung zc. Ganz besondere Aufmerksamkeit soll aber dem Problem der altamerikanischen Kultur und deren Denkmälern zugewendet werden, und gerade darum erschien Berlin mit Rücksicht auf seine an amerikanischen Alterthümern reichen königlichen Museen als ein sehr geeigneter Ort für den Kongreß. — Das Organisations-Komité besteht aus den Herren Reiß, Bastian, v. Richthofen, Virchow, Hellmann, Olshausen und Schönlank. Anmeldungen zu Vorträgen und sonstige den Kongreß betreffende Briefe sind an das Generalsekretariat, Berlin SW, Königgrätzer-Straße 120, zu richten.

— In Rücksicht auf die Trauer, in die Deutschland durch den Tod seines Kaisers versetzt worden ist, hat dagegen der Deutsche Geographentag beschlossen, seine auf den 4. bis 6. April angesetzte Versammlung auf nächstes Jahr zu vertagen, so daß unsere frühere Mittheilung (Nr. 9, S. 144) also hinfällig geworden ist.

Bücherschau.

— Aus Deutsch-Ost-Afrika. Wanderbilder von Rudolf Hellgrewe. Berlin 1888. (J. Zenker's Verlag.) — Ein Bilderwerk wie dieses ist vorzüglich geeignet, den deutschen Kolonien bei Alt und Jung Freunde zu werben. Wir haben die Blätter wieder und wieder mit großem Vergnügen gemustert, und sind dabei zu der Ueberzeugung gekommen, daß dieselben nicht bloß schön, sondern auch wahr sind. Sowohl die Schwierigkeiten, als auch die Aussichten der deutschen Kolonisation treten einem darauf in voller Plasticität vor die Seele, und man erkennt, daß es wohl der Mühe werth sein dürfte, einen Theil unserer nationalen Kraft und Arbeit auf dergleichen Gebiete zu verwenden. Dem deutschen Künstler macht das Werk hohe Ehre.

— J. von Benko, Reise S. M. Schiffes „Zriny“ nach Westindien. Pola 1887. — Die Reise der österreichisch-ungarischen Corvette „Zriny“ nach Westindien hatte außer der Ausbildung der Mannschaft auch geographische und handelspolitische Beobachtungen zum Zweck, und über diese handelt der vorliegende Bericht. Die Charakteristiken, welche derselbe von den berührten Handelsplätzen und Inseln — insbesondere von den großen und kleinen Antillen — entwirft, sind nicht nur sehr lehrreich, sondern auch zugleich sehr lesbar, und ein Einblick in dieselben dürfte auch den interessirten deutschen Kreisen angelegentlich zu empfehlen sein.

— Ernst Böttcher, Orographie und Hydrographie des Kongobeckens. Berlin 1887. (Haude und Spener'sche Buchhandlung.) — Dieses Werkchen versucht mit Geschick und Erfolg die Ergebnisse der Kongoforschung, wie dieselbe während des letzten Jahrzehnts so eifrig betrieben worden ist, dazu zu benutzen, uns ein klares und übersichtliches Gesammtbild von dem Systeme des mächtigen Stromes zu schaffen. Eine Anzahl von beigegebenen Profilen unterstützt die Darstellung besonders bezüglich der Gefällsverhältnisse, und eine Kartenskizze giebt zugleich einen Einblick in die Probleme, die Kongoreisenden noch zu lösen übrig geblieben sind.

— August Weinhold, Die Verbreitung und Herkunft der Deutschen in Schlesien. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkeskunde II, 3. Stuttgart, Engelhorn.) Das vielumstrittene Grenzland an der oberen Oder — „die deutsche Hand, die sich um den vorgestreckten tschechischen Nacken legt“ — hat nach der Ansicht des Verfassers auch an den Gebirgen keine Bevölkerungsreste aus der Vandalenzeit bewahrt, sondern war vom fünften bis zum zwölften Jahrhundert lediglich von Tschechen und Lechen bewohnt. Die deutsche Einwanderung begann mit der Loslösung von Polen um 1163. Zuerst kamen Flandrer, dann zogen die Mönche aus Himmelpfort, die Lubus besetzten, Kolonisten ins Land — zunächst ebenfalls Niederdeutsche, deren Ausläufer sich bis in die Zips und nach Siebenbürgen verfolgen lassen — dann mitteldeutsche Thüringer und Franken. Das Haus ist durchschnittlich das fränkische. Seit 1260 wurde in Folge der Machinationen des polnischen Klerus die Einwanderung langsamer, aber das Deutschthum wuchs ununterbrochen und auch die tschechisirenden Bestrebungen der Böhmenkönige konnten es nicht aufhalten. Mit dem Uebergang an Preußen schlug die Germanisirung wieder ein etwas rascheres Tempo ein, doch kann die eigentliche neue Aera erst von 1816 (der Errichtung einer eigenen Regierung in Oppeln) an gerechnet werden. Heute machen die Polen noch $^2/_7$ der schlesischen Bevölkerung aus. Im österreichischen Schlesien wohnen 210 000 Deutsche in geschlossener Masse zusammen, die übrigen 50 000 bilden größere Sprachinseln; es ist darum die Gefahr für das Deutschthum hier nicht so groß, wie in Böhmen. Ko.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII.



№ 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Reise nach den neusibirischen Inseln.

Von E. Baron Toll.

Der Theil des sibirischen Eismeeres, dem die neusibirische Inselgruppe angehört, ist vor wenigen Jahren als Schauplatz eines furchtbaren Unglücks zu trauriger Berühmtheit gelangt. Hier war es ja, wo die zur Aufsuchung Nordenskjöld's entsandte „Jeanette" unter 77° 13′ nördl. Br. am 13. Juni 1881 ihren Untergang fand. Das Schicksal des unglücklichen De Long und seiner Gefährten ist wohl Allen noch frisch genug im Gedächtniß.

Das einzige hervorragende und schwer erkaufte Resultat dieser Expedition war die Entdeckung dreier Inseln nördlich von Neusibirien.

Diese Entdeckung ist aber von ganz besonderem Interesse, da im Anfang unseres Jahrhunderts mehrfach vergebliche Versuche gemacht waren, ein Land, das von Neusibirien aus im Norden sichtbar gewesen war, zu erreichen.

Die ersten sagenhaften Nachrichten über ein solches, von „bärtigen Menschen bewohntes Land" entstammen schon dem Ende des 17. Jahrhunderts.

Die Entdeckung der neusibirischen Inseln verdanken wir den Fahrten kühner Elfenbeinsammler und Händler in dem vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts. Diese brachten die lockendsten Schilderungen von dem unermeßlichen Reichthum der Inseln an Knochen einer ausgestorbenen Thierwelt — besonders der kostbaren Mammuthstoßzähne, die zwar schon auf dem Festlande gefunden werden, weiter nach Norden aber mehr in ihrer Güte zunehmen. Es bildete sich bald ein lebhafter Handel mit dem Produkte dieser eisigen Elfenbeinküste, welches zum großen Theile noch heute die spärliche Bevölkerung an und zwischen den Mündungen der großen Ströme Lena, Jana und Indigirka bei der Anspruchslosigkeit derselben zu ernähren im Stande ist. Alljährlich schiffen russische Kaufleute aus Jakutsk mit ihren Waaren — hauptsächlich Tabak, Thee, Spiritus, Zucker, Schießbedarf, Kleiderstoffe &c. — die Lena hinab, um dieselben dort gegen Mammuthstoßzähne und Eisfuchsfelle einzutauschen. Letztere gelten dabei als Münzeinheit gleich einem Rubel.

Die Preise für das Elfenbein sind je nach der Güte verschieden, das beste weiße und wenig von Rissen durchsetzte, wie es fast nur an der Küste des Eismeeres oder auf den Inseln, besonders den nördlichsten, gefunden wird, hat den Werth von 21 Rubeln pro Pud am Ort, während der Kaufmann in Jakutsk vom Großhändler schon den doppelten Preis erhält. Da nun nach Angabe der Elfenbeinsammler bis 7 Pud schwere Stoßzähne gefunden werden, so ist es verständlich, daß der Bewohner des Nordens solchen ihn für das ganze Jahr entschädigenden Glücksfunden nachgeht, dabei Abenteuer und Entbehrungen lieber ertragend, als dem mühsamen, zum Theil auch karg lohnenden Fischfang obzuliegen. Daher werden denn auch die Inseln häufig, ja die südlichste derselben — die große Ljachow-Insel — alljährlich von Elfenbeinsammlern besucht, die, meist mit unglaublich geringem Proviant versorgt und auf Gänse- und Renthier-Jagd angewiesen, nicht selten verunglücken, wenn sie durch Hunger gezwungen zu früh die Rückreise antreten. Sie machen nämlich auf mit Hunden bespannten Schlitten im Frühjahr die Fahrt über das feste Eis dorthin

und kehren im Herbst, sobald die im Sommer sich lösenden Eisschollen zum Stehen gekommen sind, ans Festland zurück.

Von Europäern hatten bisher, und zwar im Auftrage der Regierung, nur zwei die Inseln betreten, Hedenström, ein kleiner Beamter, in den Jahren 1808 bis 1810, und Marinelieutenant Anjon 1821 bis 1823, dem wir die astronomische und kartographische Aufnahme der Inseln verdanken. Beide waren nur im Winter dort gewesen und hatten die naturhistorische Kenntniß der Inseln nicht fördern können.

Auch Nordenskjöld war es bei seiner Durchfahrt nicht vergönnt gewesen, hier zu landen, und daß uns die Geretteten der Mannschaft der „Jeanette“ bei ihrer Flucht über die Inseln nicht viel Mittheilenswerthes bringen konnten, wird Niemand Wunder nehmen.

Es ist selbstverständlich, daß der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg ein Bild von der Natur dieser Inseln, die nach Angabe ihrer ersten Besucher und Entdecker wunderbarerweise auf „Eis und Knochen ständen“, schon lange ersehnt war. Eine ganze Reihe noch offener Fragen knüpfte sich ja an eine Untersuchung dieser Inseln. Wie waren sie entstanden? Woher stammte der Reichthum dieser Knochen? Waren sie hierher durch die großen Ströme hinabgeschwemmt? Gab es auch hier wie in anderen Polarländern Nachweise für ein früher subtropisches Klima? Wie sind jetzt die klimatischen Verhältnisse und dem entsprechend das Pflanzen- und Thierleben? Befand sich die sibirische Eismeerküste wirklich in andauernder mächtiger Hebung, wie aus den Angaben über die mehr als 100 Fuß hohen auf Neusibirien angeschwemmten Treibholzmassen zu „Holzbergen“ geschlossen werden mußte?

Aber es schien, als sei eine gründliche Erforschung mit unüberwindlichen Hindernissen verbunden und als könne nur ein so bedürfnißloses Wesen, wie der nordische Elfenbeinsammler, ein Uebersommern auf den Inseln bestehen.

Nun war es Herr Dr. Alexander Bunge, welcher in der Eigenschaft eines Arztes und Naturforschers an der von 1882 bis 1884 im Lenadelta beobachtenden meteorologisch-magnetischen Beobachtungsstation die Kaiserl. Akademie der Wissenschaften von der Ausführbarkeit einer übersommernden Expedition auf den neusibirischen Inseln zu überzeugen vermochte. Er wurde daher von der Akademie der Wissenschaften mit der Leitung der Expedition betraut und ich ihm als Begleiter zugesellt. In Irkutsk sollte ich mit Herrn Dr. Bunge zusammentreffen, der zur Anordnung der für die neue Expedition nothwendigen Ausrüstungen von der Lenamündung dorthin gekommen war.

Ich trat die Reise von St. Petersburg aus im December 1884 an und konnte die ersten 2000 Werst bis zur Grenze Asiens bis Orenburg per Eisenbahn zurücklegen. Von da ab ging es dann per Post in dem mit drei Pferden bespannten, halbverdeckten, breiten Schlitten, Tag und Nacht vorwärts eilend, über die sanft abfallenden Berge des Ural, hier zum Theil durch Schneestürme aufgehalten, um so rascher aber durch die fruchtbare Kirgisensteppe, an schwerbepackten Kameelzügen vorbei, nach Omsk, ferner durch langgestreckte Dörfer und kleine Ortschaften nach Tomsk und Krasnojarsk in 24 Tagen, und endlich nach Irkutsk, der Metropole Ostsibiriens. Bis hierher hatte ich fast 600 Meilen im Schlitten zurückgelegt.

Am 7. März 1885 brach ich nun in Gemeinschaft mit Herrn Dr. Bunge nach Norden auf.

Unser Weg führte uns bald hinter Irkutsk, d. h. etwa 60 Meilen — bei dem Orte Skigelowoan, wo wir die letzte Telegraphenstange hinter uns ließen — längs der Lena hin. Auf dem Eise bei glatter Bahn ging es im Fluge an schönen mit Kiefernwäldern bestandenen Ufern vorbei, deren majestätische Felsen, oft Burgen und Schlössern ähnlich, das bewundernde Auge und die Phantasie stets rege hielten, und vorbei an den Wohnplätzen der weiter ab in der Wildniß an den Nebenflüssen der Lena gelegenen Goldwäschereien, der Civilisation den Rücken kehrend, immer dem Norden zu.

Nie bin ich so schnell gefahren wie auf dieser Strecke, ja die letzten 26 Meilen vor Jakutsk legten wir — den Aufenthalt auf den Stationen mitgerechnet — in zwölf Stunden zurück, fast Station für Station (Strecken von je drei Meilen) in je einer Stunde. Es waren aber auch überall die besten Pferde für uns bereit, oft wurden uns sogar fünf Pferde lang vorgespannt und auf die Spitzpferde Knaben als Vorreiter gesetzt, die unser Mitleid im höchsten Grade erregten, da uns dann das Jammergeschrei der Ohren und Gliedmaßen der zu erfrieren Gefahr laufenden Kleinen im Galopptakt in die Ohren schallte. Oft setzten sich zwei Postillone auf den Kutschbock, von denen einer, wenn es ihm nöthig erschien, bei voller Fahrt hinabsprang, um sich auf den Rücken eines Pferdes zu schwingen, dann wieder, ohne daß deshalb jemals angehalten wäre, von diesem hinunter, dann auf den Flügel des Schlittens, und endlich zurück auf den Bock. Diese kaum glaublichen Reiterstückchen haben die Postillone als Knaben auf grausame Weise erlernen müssen, um sich vor dem Erfrieren der Hände und Füße zu schützen.

In der Nähe der Stadt Jakutsk verlieren die Ufer der Lena an Schönheit, indem dieselben mit der wachsenden Breite des Stromes, die bei der Stadt selbst eine Meile beträgt, flacher werden.

Ich übergehe die Schilderung dieser nach europäischen Begriffen mehr dorfähnlichen Stadt und beschränke mich darauf hinzuweisen, daß wir daselbst die Nordgrenze des Ackerbaues unter 63° nördl. Br. erreichten.

Dr. Bunge machte hier die nöthigen Einkäufe an Lebensmitteln: Mehl, Zwieback, Pöckelfleisch, Kohl, Zwiebeln, Eier (die in Salzlaken verpackt sich vorzüglich hielten) ꝛc., während die Kolonialwaaren, als Zucker, Tabak, Thee (hauptsächlich Ziegelthee) und Spiritus in Irkutsk besorgt worden waren, Conserven aber, sowie Chocolade, von Petersburg aus in einzelnen Kisten vorausgesandt worden waren. Nebenbei sei bemerkt, daß ein Pud Roggenmehl im vorigen Winter in Jakutsk 5 Rubel kostete.

Da bei der Schwierigkeit der Beschaffung der nöthigen Transportmittel zur Fahrt vom Festlande auf die Inseln für uns und unseren Proviant — nämlich der ausreichenden Anzahl Hundeschlitten und dem entsprechenden Quantum Hundefutter, (getrocknetem, leichtgeräuchertem Fisch, der sog. Jukkola) — nicht schon im ersten Jahre die Erforschung der neusibirischen Inseln selbst zur Ausführung gelangen konnte, hatte die Akademie der Wissenschaften uns die Aufgabe gestellt, im Sommer des Jahres 1885 die naturhistorisch noch unbekannte Jana mit ihren Nebenflüssen zu untersuchen.

Am 19. April verließen wir Jakutsk und setzten jenseit des Aldan, des größten rechten Nebenflusses der Lena, unsere Reise mit Renthieren fort, überschritten in einem Paß, der in seiner Steilheit wohl kaum seinesgleichen findet, das Werchojansker Gebirge, dort von den immergrünen Wäldern Abschied nehmend. Von nun an bildet den Wald die Lärche, die sich nur für die kurze Sommerzeit grün belaubt, über neun Monate des Jahres aber die Gegend durch eintöniges Braun verdüstert. Der Anblick des ungefähr 6000 Fuß hohen, schneebedeckten, sich blendend vom tief blauen Himmel abhebenden Gebirges war ein erhabener. Für das Auge des Jägers war im Thale der oberen Jana die Menge der Schneehühner, die mit der Unbefangenheit unserer Krähen sich dicht am Wege umhertrieben, ungemein reizend. Dazu gab der lange Zug der paarweis vor die kleinen niedrigen

Schlitten gespannten Renthiere, die in allen Theilen durch Riemen mit einander verbunden waren, ein ebenso originelles als hübsches Bild, das nur durch die Kälte — es war am 26. April — 38° C. — verbittert wurde. Dazu stach die Sonne bei ihrem niedrigen Stande — wir befanden uns schon unter dem Polarkreise — fast senkrecht die Haut treffend, so stark, daß trotz erfrorener linker Ohrmuschel an meinem rechten Ohre die Haut in Folge eines Sonnenstiches platzte. Jetzt näherten wir uns Werchojansk, einem der merkwürdigsten Punkte der Erde, dem Kältepol der Alten Welt: hier sind die niedrigsten bisher bekannt gewordenen Temperaturen beobachtet worden, nämlich — 68° C. im Winter 1885, während wir in demselben Sommer + 34° C. im Schatten constatiren konnten, was für diese Gegend eine Differenz von 102° C. ergiebt.

Es ist selbstverständlich, daß die Kleidung eine ganz besonders sorgfältige sein muß, um sich vor dieser furchtbaren Kälte zu schützen. Sie besteht, von unten angefangen: aus Eisfuchs- oder Renthierstrümpfen mit dem Fell nach innen, über welche lange aus den Beinstücken des Renthiers gemachte, mit ledernen Sohlen versehene Strümpfe (Tarbassy) gezogen werden; bei diesen ist das Fell nach außen gekehrt. Darunter befindet sich das Beinkleid aus Renthierfell, mit dem Haar nach innen. Ueber die warme Unterjacke zieht man den doppelten Pelz, dessen Futter aus Eisfuchs- und dessen Ueberzug aus Renthierfellen besteht. Den Kopf schützt am besten die tungusische Kappe, die wie ein Kinderhäubchen Ohren und Wangen bedeckt, auch tief zu den Brauen herabgezogen werden kann, und unter dem Kinn zusammen gebunden wird. Die bartlosen Jakuten und Tungusen tragen noch einen besonderen Kinnschutz. Die Hände stecken in dicken Fausthandschuhen, von denen die aus Hasenfell die wärmsten sind. Und das alles genügt noch nicht, darüber muß bei scharfem Winde und einigen 30° Kälte — einer nicht seltenen Erscheinung — oder bei Temperaturen, die sich dem Quecksilbergefrierpunkt nähern, noch die Kuchlänka (der Päsk der Lappländer) ein ringsum geschlossener, hemdartiger Pelz aus Renthierfell mit daransitzender Kappe, über den Kopf gezogen werden.

Dazu kommt noch, daß die Entfernung zwischen den einzelnen sogenannten Stationen, d. h. den Plätzen, in denen die Renthiere gewechselt werden, hier 20 bis 30 Meilen betragen. Dazwischen giebt es freilich nach je 7 bis 8 Meilen Haltepunkte, sogenannte Powarnien, d. h. roh gezimmerte, mit einem Kamin oder auch nur mit einem Herd versehene Blockhäuser, die für die Reisenden aufgebaut sind. Welch Wonnegefühl aber überkam uns, wenn nach sechs- bis siebenstündiger und längerer Fahrt in dunkler, eisiger Nacht plötzlich die Funken aus dem Schlot eines jakutischen Kamins aufwirbelten, da wurde uns die niedrige von erstickender Luft erfüllte Jurte, ein aus stehenden, schief gestellten Balken gebautes und gewöhnlich nur einen Raum besitzendes Haus, zum komfortabelsten Gasthause.

Die spärliche Bevölkerung dieser Gegend, die vorwiegend aus Jakuten besteht, hält sich in den Thälern der Jana und ihrer Hauptnebenflüsse auf, welche ihnen zur Erhaltung ihres sie ernährenden Viehstandes die nöthigen Weiden und Wiesen geben.

Die Viehzucht erreicht mit dem 68. Grade nördl. Br. ihre Nordgrenze, und nur vereinzelt finden sich noch an der Waldgrenze, so in Kasatschje, unter 71° nördl. Br., einige verkümmerte Repräsentanten des zottigen, kurzhörnigen kleinen Rindes. Ebenso ist es mit der Verbreitung des Pferdes. Jenseits der Waldgrenze in der Tundra nährt sich der Jakute vom Fischfang.

Außer diesem vom Südwesten Asiens nach Norden und Osten vorgedrungenen türkisch-tatarischen Volksstamme leben hier die Abkömmlinge einer schon länger heimischen mongoloiden Rasse — mehrere Tungusenstämme, die aber weiter ab im Gebirge der Jagd auf Renthiere und Bergschafe (Ovis nivicola) nachgehend und daher beständig nomadisirend, ihr kümmerliches und dennoch glückliches Dasein fristen.

Der Jakute, der in der Umgegend von Jakutsk und weiter nach Osten den Ackerbau treiben gelernt hat, ist im Besitze vieler praktischer Eigenschaften, und das Handeln und Schachern versteht er so ausgezeichnet, daß ihn Middendorff den Juden des Nordens nennt, den entschiedenen Verdränger des Tungusen, welch letzterer aber mit Recht den Namen „Gentleman des Nordens“ verdient.

Die gesammte Bevölkerung gehört dem Christenthume an, von dem sie aber einen äußerst schwachen Begriff besitzt, und das sie keineswegs vom Schamanenthum abzubringen vermocht hat.

Am 1. Mai erreichten wir Werchojansk.

Des späten Eisganges wegen — am 12. Juni stand bei Werchojansk noch festes Eis auf der Jana — konnte Herr Dr. Bunge erst Ende Juni seine Bootfahrt die Jana hinab antreten, um zunächst den wichtigsten Zufluß, die Adytscha, zu untersuchen, während ich zu Pferde Touren die Jana hinauf, sowie dann ins Gebirge bis an die Quellen des Dulgulach und endlich den anderen linken Zufluß, den Bytantai, hinab (200 Meilen in 36 Tagen) zurücklegte. An der Mündung dieses Flusses mit Herrn Dr. Bunge wieder vereinigt, fuhren wir nun zu Boote gemeinsam die Jana hinab bis Kasatschje, Herr Dr. Bunge hierauf bis ins Delta der Jana zum Eismeer, und ich — quer durch die Tundra auf Renthieren reitend — an der Borchajabucht des Eismeeres vorüber, über das Chaulachgebirge nach Bulun zur Lena.

Diese letzte Tour hat mir von allen denjenigen des Jahres 1885 die angenehmsten Erinnerungen hinterlassen, und dieses hauptsächlich, weil der Sommer mit seiner Mückenplage vorüber war. Die kurze warme Zeit in dieser Gegend wird einem durch diese entsetzliche Plage gründlich verleidet. Die blutdürstigen Peiniger, deren schauerlicher Chorus als einzige Stimme der Natur im Hochsommer in die Ohren gellt, quälen Menschen und Thiere bis zum Rasendwerden. Der Mensch versucht sich gegen sie durch Schleier verschiedener Art zu schützen. Die Jakuten benutzen dazu Zeug und Roßhaar. Wir hatten Tüll zu dem Zwecke mitgenommen, doch halfen diese Vorrichtungen wenig, da ja beim Schießen, Sammeln und Beobachten der Schleier doch gelüftet werden mußte; nur starke ununterbrochene Schmauchfeuer, die freilich nur am Lagerplatze verwendbar waren, wirkten; während des Reitens aber stachen die Thiere durch alle Nähte aller Kleidungsstücke und Handschuhe. Die Renthierbesitzer lassen darum ihre Heerden hoch auf die Berge treiben oder am Ufer des Eismeeres in der Tundra weiden, und ebenso sucht auch das wilde Renthier und das Bergschaf vor dieser Plage das Weite. Doch nur letzterem, dem gewandtesten aller Bergsteiger, gelingt es in der That, sich vollkommen mückenfreie Stellen auszusuchen: zwischen einsamen Felszacken hoch im Gebirge, von kühlen über Eisthäler streichenden Winden umfächelt, genießt das Bergschaf ein beneidenswerthes, feindloses Dasein, wenn nicht auch ihm der Mensch tückisch naht.

Im October folgte Herr Dr. Bunge nach, um den während des Sommers die Lena hinabgeschafften Proviant in Bulun zu empfangen, und gemeinsam kehrten wir, bei — 40° C. ausfahrend, zur Jana nach Kasatschje zurück, wo wir den Winter — davon zwei Monate ohne die Sonne zu sehen — zubrachten. Kasatschje besitzt eine Kirche und 15 andere Gebäude, von denen aber nur eins durch den Besitz eines Daches den Namen Haus verdient, während alle übrigen sich von den gewöhnlichen Jurten äußerlich nicht

unterscheiden. Bei allen sind die Fenster durch dicke Eisscheiben ersetzt. Die russischen Bewohner sind, außer dem Ortspriester und dessen Gehilfen und dem Gemeindeschreiber, sechs Kaufleute, die den Winter über von hier aus ihren Tauschhandel betreiben.

Aus den während der Ueberwinterung gemachten meteorologischen Beobachtungen seien hier nur diese Thatsachen erwähnt, die auf den mildernden Einfluß der Meeresnähe im Gegensatz zum Binnenklima von Werchojansk hinweisen: es ist hier nur zweimal das Thermometer unter — 50° C. gesunken, und zwar wurde in Kasatschje das absolute Minimum am 12. März 1886 mit — 50,8° C. erreicht; die Mitteltemperatur aus vier Monatsmitteln für die Zeit December 1885 bis März 1886 betrug aber für Kasatschje — 35,4° C., während sie für Werchojansk für dieselbe Zeit — 47° C. betrug.

Die nordamerikanischen Höhlen.

Von Dr. Emil Deckert.

In keinem Erdtheile hat sich die erodirende Kraft des fließenden Wassers an der Oberfläche des Bodens gewaltiger gezeigt, wie in Nordamerika. Man denke nur an die tief eingegrabenen Thäler des Ohio, des Cumberland, des French Broad, des New River, des Black Warrior River etc. oder an die schauerlich schönen Cañons des Colorado (das Grand Cañon und das Marble Cañon), des Arkansas (die Royal Gorge), des Pinos (die Toltekenschlucht), des Yellowstone (das Grand Cañon) etc.

Sollten die unterirdischen Erosionswirkungen also in Nordamerika nicht ebenfalls bedeutendere sein, als anderweit auf Erden? Die eine Art der Zerfeilung und Bearbeitung der Bodenschichten geht ja in der Regel mit der anderen auf das engste Hand in Hand, die Effekte der oberirdischen Circulation werden vielfach erst durch die unterirdische vorbereitet, und die Hauptursachen beider sind im Grunde genommen dieselben. Der Tropfen, der den Stein von oben her aushöhlt, unterwühlt und unterwäscht ihn auch von unten her.

Da Nordamerika gleichzeitig auch ein Erdtheil ist, in dem die Kalksteine — die alten silurischen und carbonischen, ebenso wie die jungen eocänen und oligocänen — eine ungemein weite Verbreitung haben, so ist es selbstverständlich, daß sich daselbst auch zahlreiche Höhlen finden werden, und zwar — der Größe und Kraft der fließenden Gewässer, die sie in den Felsen hineinnagten, entsprechend — zum Theil Höhlen von gigantischen Dimensionen. Es steht dies wohl um so mehr zu erwarten, als die betreffenden Kalksteine obendrein an den meisten Orten vollkommen horizontal gelagert oder doch nur sehr schwach gefaltet und geneigt erscheinen.

Als das nordamerikanische Höhlenland par excellence hat man Kentucky zu betrachten. Der carbonische Kalksteinboden, der den weitaus größten Theil der Fläche dieses Staates bildet, ist an manchen Orten in einer Weise zerklüftet und unterminirt, daß das Wandern auf ihm geradezu gefährlich genannt werden muß — ähnlich etwa wie in gewissen Gegenden des französischen Juragebirges. Vor allen Dingen aber rühmt sich Kentucky des Besitzes der allbekannten Mammuth-Höhle bei Cave-City in Edmondson-County, der größten Höhle der Welt, deren Gänge eine Gesammtlänge von 220 km und einen Gesammtrauminhalt von 9 000 000 kbm haben sollen. Außerdem ist daselbst namentlich noch die Große Krystallhöhle („Grand Crystal Cave") bei Glasgow Junction in Barren County hervorzuheben, die erst seit Ende der siebziger Jahre bekannt ist, und die sich durch eine so gleichmäßige Weite ihrer Hauptgallerie auszeichnet, daß man 17 km weit mit Pferd und Wagen in sie hineinfahren kann [1]).

Nächst Kentucky dürften Virginia und Indiana die höhlenreichsten Staaten Nordamerikas sein. Die Luray-Höhle von Page County in Virginia, die ebenfalls erst im Jahre 1878 entdeckt wurde, wetteifert sowohl durch die Ausdehnung als auch durch die groteske Bildung ihrer unterirdischen Räume mit der Mammuth-Höhle von Kentucky, und die Weyer-Höhle von Augusta County (ebenfalls in Virginia), eine der am längsten bekannten amerikanischen Höhlen (seit 1804), ist in dieser Hinsicht wenigstens neben die größten europäischen Höhlen zu stellen. Beide gehören dem silurischen Westhange der Blauen Kette (Blue Ridge), resp. der Sohle des Großen Thales (Great Valley) der Alleghanies an; ebenso auch die Madison-Höhle, die Wind-Höhle (Blowing Cave) u. a.

Unter den indianaschen Höhlen ist die Große Wyandotte-Höhle, deren durchforschte Gänge eine Gesammtlänge von 35 km haben, und deren Hallen im Allgemeinen viel stattlicher sind, als diejenigen der Mammuth-Höhle, allen anderen voranzustellen. Sie liegt in Crawford-County, nahe bei Corydon, an dem Blue River, und ist gleich der Mammuth-Höhle von Kentucky in den unteren Kohlenkalk (Saint Louis limestone) eingegraben. Auch die Kleine Wyandotte-Höhle, dicht daneben (die vielleicht mit der großen zusammenhängt), sowie die Salpeter-Höhle, die Pankey-Höhle und die Rhode-Höhle — alle in Crawford County — sind bedeutend; und kaum minder die Borden-Höhle, die Yocum-Höhle, die King-Höhle und die Boone-Höhle (Boone's Mill Cave) — in dem benachbarten Harrison County, östlich von dem Blue River, sowie die Dunnehew-Höhle, die Shiloh-Höhle, die Trocken-Höhle, die Grinstaff-Höhle, die Blauquellen-Höhle (Blue Spring Cave), die Hamer-Höhle, die Donnelson-Höhle, die Connelly-Höhle — in Lawrence County, und in dem Gebiete des White River [2]).

Unter den zahlreichen Höhlen des Cumberland-Plateaus von Tennessee sind besonders namhaft zu machen: die Knochen-Höhle von Van Buren County, die Hebeling-Höhle von Warren-County, die Gray-Höhle von Sumner-County, die Alaun-Höhle von Sevier-County, und die Nicojack-Höhle auf der georgianisch-alabamischen Grenze, südlich von Chattanooga, — die zuletzt genannte die carbonischen Rücken des Raccoon-Mountain und des Lookout-Mountain durchsetzend und den nordamerikanischen Riesenhöhlen zuzählend.

---

[1]) Vergl. „Nature", Vol. 18, p. 575.

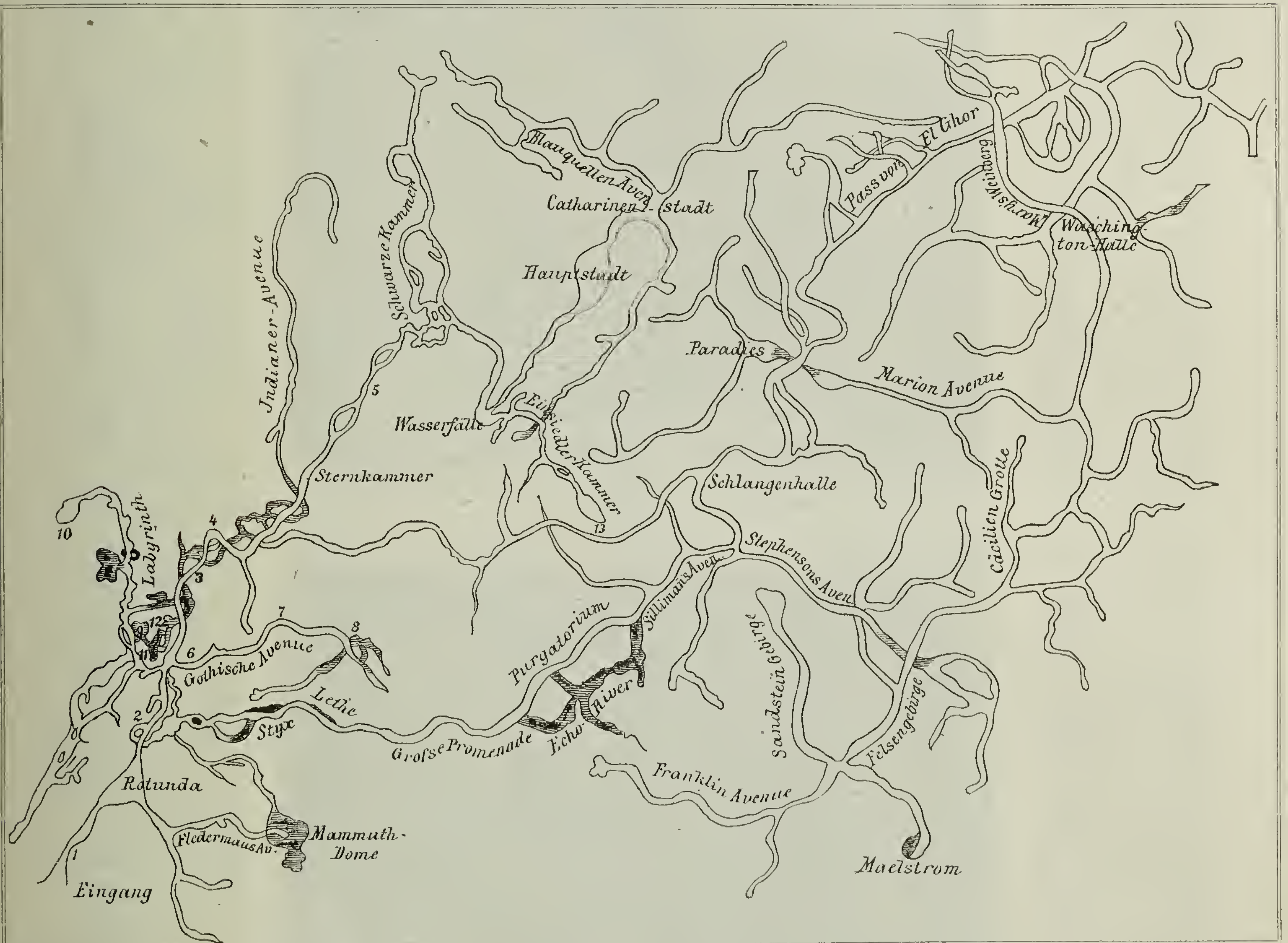
[2]) Vergl. die „Reports on the Geological Survey of Indiana" 1874, p. 281 ff.; und 1879, p. 456 ff.

Eine Riesenhöhle von etwa 20 km Ganglänge ist auch Howe-Höhle bei Cobleskill im Staate New York, die den Besuchern des nahen Saratoga durch eine schmalspurige Höhleneisenbahn in denkbar bequemster Weise zugänglich gemacht worden ist. Dieselbe gehört ebenso wie mehrere andere benachbarte Höhlen, unter denen Ball's Höhle, Knox's Höhle, Young's Höhle und Nethaway's Höhle die namhaftesten sind, dem oberen Silur des nördlichen Catskill-Gebirges an.

Die großen Höhlen des südlichen Missouri sind theilweise ebenfalls in den silurischen Kalkstein eingegraben — so die Bryant-Höhle von Ozark County und die Friede-Höhle von Rolla —, theilweise aber auch in den Kohlenkalk — wie die Conner-Höhle in Boon County, die Mac Dewell-Höhle bei Hannibal, die Sac-River-Höhle und die Knox-Höhle in Green County, die Höhlen von Ozark, die Höhlen des Gasconade-Thales 2c. — Aehnlich verhält es sich auch mit den Salpeter-Höhlen des nördlichen Arkansas.

Die kleinen Blei-Höhlen von Dubuque, in Iowa, sowie die kleine Eishöhle von Decorah, in demselben Staate, liegen dagegen ausschließlich im Silur, und die kleinen Höhlen von Illinois ausschließlich im Carbon.

Sehr zahlreiche und zum Theil beträchtlich große Höhlen



Plan der Mammuth-Höhle.

(Die schraffirten Stellen bezeichnen tieferliegende Stockwerke, die schwarzen Stellen unterirdische Gewässer.)

1. Das eiserne Thor. 2. Der Korkzieher. 3. Der große Bogen. 4. Der Riesensarg. 5. Proctor-Arkade. 6. Mumiensitz. 7. Gothische Kapelle. 8. Napoleons-Dom. 9. Abgrund. 10. Ariadne-Grotte. 11. Charybdis. 12. Scylla.

befinden sich ferner auf der Halbinsel Florida. Dieselben sind aber zumeist ziemlich schwer zugänglich und daher viel weniger bekannt als die vorhergenannten. Besonders erwähnenswerth dürften darunter die Bogen-Höhle (Arch Cave) und die Damen-Höhle (Ladies' Cave) bei Marianne in Jackson County, sowie die Warren-Höhle (Warren's Cave) bei Gainesville in Alachua County sein. Die größeren floridanischen Höhlen liegen ohne Ausnahme im eocänen Kalkstein [1]).

Aus Kalifornien sind drei Höhlen namhaft zu machen: Bower's Cave bei Coultersville in Mariposa County, Cave City-Cave in Calaveras County, und Pluto's Cave im Thale des Elk River, unweit des Mount Shasta — die erstgenannten beiden wieder Kalkhöhlen (jurassischen Alters?), die letztgenannte dagegen eine Lava-Höhle.

Die bedeutendste Höhle des Felsengebirges ist die enge „Windhöhle" (Wind Cave) des Williams-Cañons bei Manitou Springs in Kolorado.

Um unser Verzeichniß wenigstens für das Gebiet der Vereinigten Staaten einigermaßen vollständig zu machen, gedenken wir schließlich auch noch der Marmorhöhle des

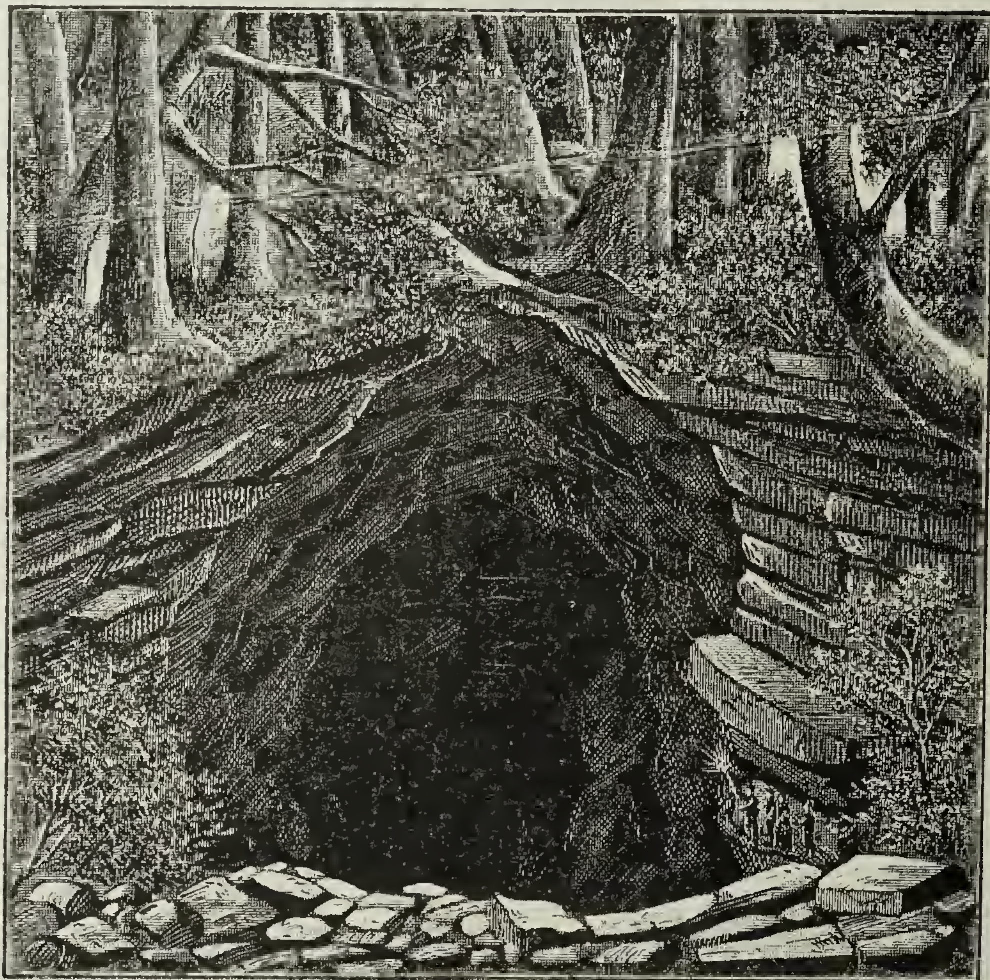
---

[1]) Vergl. J. L. Williams, The Territory of Florida (New York 1837). p. 149 f.

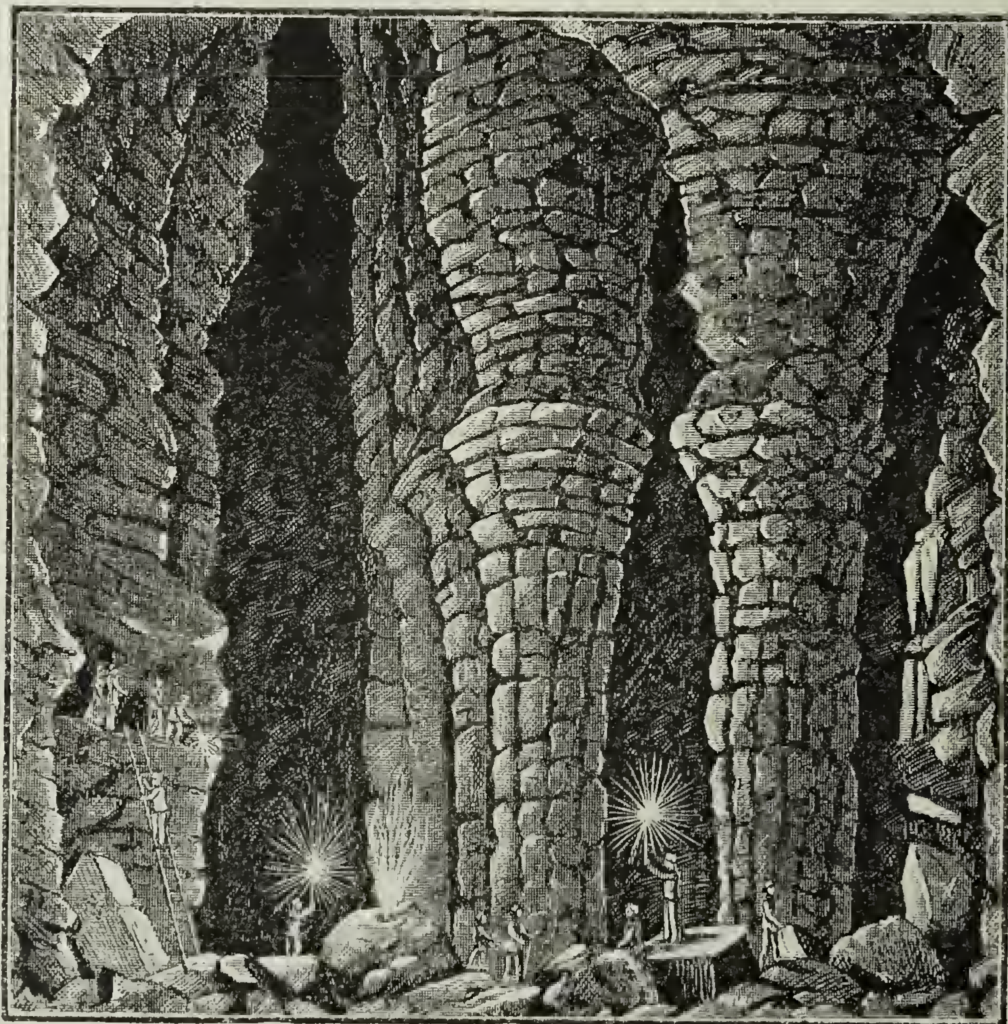
silurischen Mount Eolus in Vermont, sowie der Sandstein-Höhlen des Carbon von Wayensburg in Pennsylvanien.

Kanada besitzt eine Anzahl Kalksteinhöhlen in dem Carbon von Neu-Braunschweig, von denen aber keine besonders namhaft ist. Viel beträchtlicher sind die Höhlen Mexikos, unter denen wir namentlich diejenigen von Cacahuamilpa (bei Toluca) und von Cuernavaca (südlich von der Stadt Mexiko) hervorheben. Dieselben liegen gleich der kalifornischen Bower- und Cave City-Höhle in Kalksteinschichten mesozoischen (wahrscheinlich auch jurassischen) Alters, die Höhle von Taxco im Staate Guerrero dagegen gleich der kalifornischen Pluto-Höhle in der Lava.

Indem wir uns über die geographische Verbreitung der nordamerikanischen Höhlen Rechenschaft zu geben versuchen, fällt uns vor allen Dingen der Kontrast auf, der bezüglich des Höhlenreichthums zwischen der appalachischen Hälfte und der cordillerischen Hälfte des Erdtheils besteht. Wenn man die Felsengebirgsgegend arm an Höhlen nennt, so hat man dabei allerdings zu bedenken, daß daselbst zunächst noch unermeßliche Strecken völlig unerforscht geblieben sind — schon an der Oberfläche, wie viel mehr nicht in ihrem Inneren! Wir zweifeln aber, daß in dem Westen jemals große Entdeckungen in dieser Beziehung gemacht werden können. An Kalksteinen silurischen und carbonischen Alters fehlt es zwar auch in den Felsengebirgen nicht, dieselben bilden aber meist nur schmale Zonen zwischen anderen Gesteinen (zwischen kretaceischen und tertiären Sandsteinen, archaischen Gneißen, Basalten und Rhyolithen), und außerdem sind sie auch sehr steil aufgerichtet. Dazu kommt dann noch als eine maßgebende Hauptsache, daß die Gegend außerordentlich kärglich mit Niederschlägen bedacht ist, und daß die wolkenbruchartigen Güsse, die ab und zu vom Himmel herabstürzen, um sofort wieder zu verdunsten, ihre erodirende Gewalt in der Regel völlig an der Oberfläche erschöpfen. Nur Kalifornien und die feuchten pacifischen Küstenländer sind hierbei auszunehmen.



Eingang zur Mammuth-Höhle.



Der Mammuth-Dom und die korinthischen Säulen (Mammuth-Höhle).

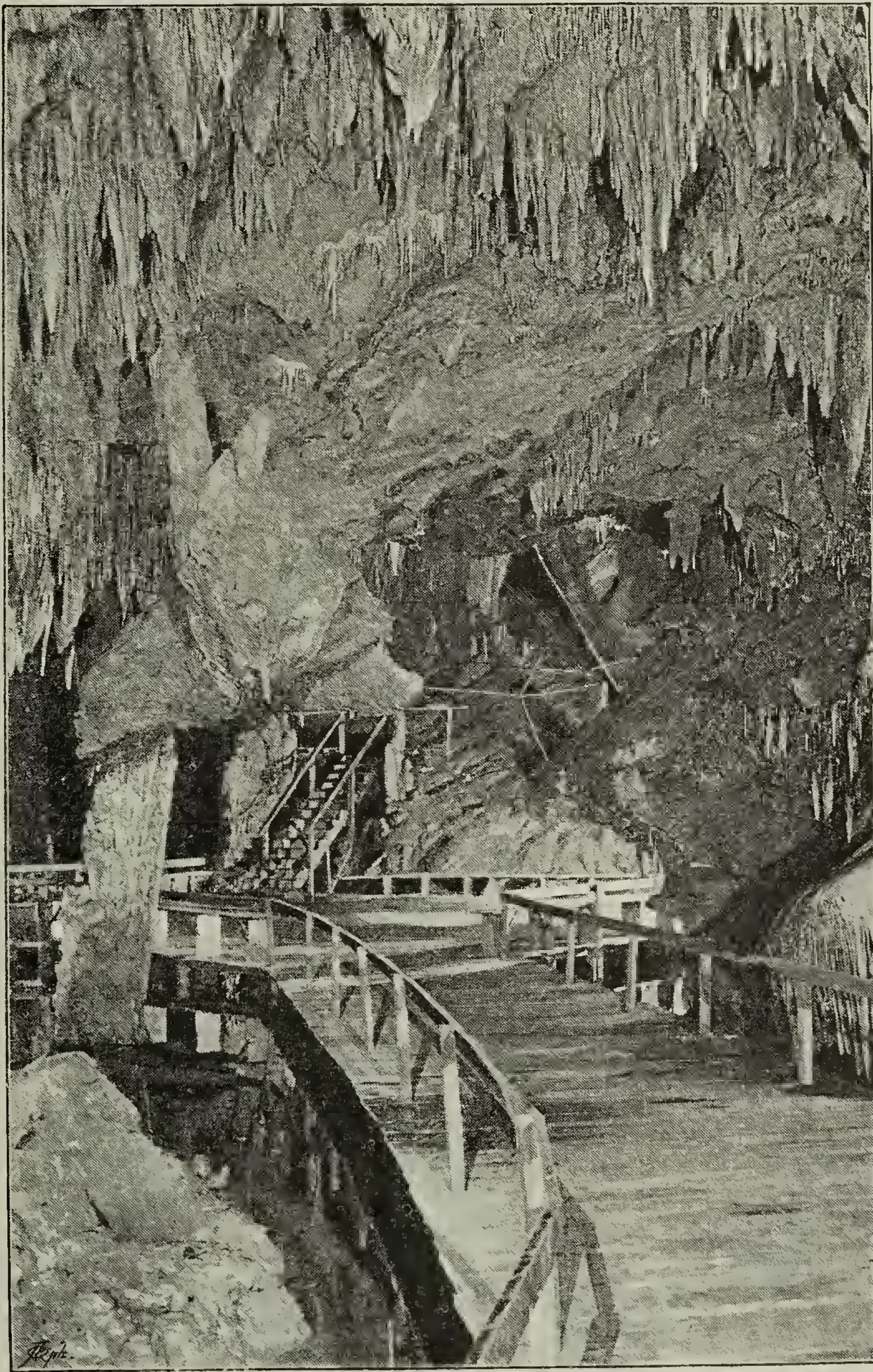
In dem höhlenreichen Osten sind die Kalksteine ungleich verbreiteter, und dieselben lagern daselbst zugleich auch so horizontal oder in so flachen Synklinalen, daß die Höhlengewölbe dadurch einen sehr hohen Grad von Dauerhaftigkeit erhalten. Außerdem empfängt das appalachische Nordamerika bekanntlich einen weit größeren Betrag an wässerigen Niederschlägen, und diese Niederschläge werden lange nicht so vollständig und so schnell wieder von der Luft aufgesaugt, wie es im cordillerischen Nordamerika der Fall ist.

Die Grenze des appalachischen Nordamerika gegen das cordillerische ziehen wir etwa unter dem 97° westl. L., wo die paläozoischen Formationen vorzuherrschen aufhören, und wo zugleich auch der ausgesprochene Regenmangel und die reine Grasprärie und Artemisia-Steppe beginnt.

Bezüglich der appalachischen Hälfte des Erdtheils ist es wieder auffällig, daß der Süden weit stärker von Höhlen durchsetzt ist als der Norden. Durch welche Ursachen hat man sich diese Erscheinung wohl zu erklären? Wenn das appalachische Kanada (incl. Labrador) vergleichsweise nur wenige Höhlen aufzuweisen hat — dasselbe ist allerdings zunächst noch ebenso lückenhaft durchforscht wie das Felsengebirge —, so kann das nicht sehr befremden, da der Boden dieses Landes vorwiegend aus azoischen Gneißen und Graniten, die wenig zur Höhlenbildung neigen, zusammengesetzt ist. Alles ist damit aber doch nicht gesagt. In Neu-Braunschweig und Neu-Schottland, sowie auf Neu-Fundland finden sich silurische und carbonische Kalksteinreviere von ganz ähnlicher Art wie in Virginia, und dasselbe ist auch der Fall in den Neu-England-Staaten, in Pennsylvanien, in Ohio, in Nord-Indiana, in Nord-Illinois, in Michigan und in Wisconsin. Wie geht es nun zu, daß derselbe Kalkstein hier so höhlenarm — wenigstens so arm an sehr geräumigen Höhlen — und in Süd-Indiana, in Kentucky, in Missouri rc. dagegen so überaus höhlenreich ist?

Zu beachten dürfte bei dieser Frage vor allen Dingen sein, daß die nördliche Grenzlinie des Distriktes der großen Höhlen nur wenig nördlicher liegt, als die südliche Grenzlinie der ehemaligen Vergletscherung des appalachischen Nordamerika. Daß der Parallelismus dieser beiden Linien und ihre annäherungsweise Coïncidenz ein reiner Zufall sei, können wir nicht gut glauben. Es ist uns vielmehr wahrscheinlich, daß die Höhlenbildung in dem vergletschert gewesenen Gebiete seiner Zeit durch die Eiskappe ebenso hintangehalten worden ist wie die oberflächliche Thalbildung. Man denke nur an den Unterschied, der zwischen den nördlichen Seenströmen und den südlichen Rinnenströmen besteht [1]. Durch den liegengebliebenen Moräneschutt wird die unterirdische und oberirdische Thalbildung sogar noch heutigen Tages beträchtlich gehemmt.

Daß ziemlich nahe an der Grenzlinie der nordamerikanischen Eiszeit die sechs gewaltigsten unter den nordamerikanischen Höhlen liegen, — die Mammuth-Höhle, die Krystall-Höhle, die Wyandotte-Höhle, die Weyer-Höhle, die Luray-Höhle und die Howe-Höhle — steht unseres Bedünkens zu dieser Annahme keineswegs im Widerspruche. Gerade an der genannten Stelle waren ja die Schmelzwässer der Eiszeit am mächtigsten, und wie dieselben dort die wildesten „Gaps“ und „Glens“ und „Cañons“ in den Felsen hineinrissen, so konnten sie in ihm auch die gewaltigsten unterirdischen Gänge und Grotten schaffen. Es ist ja allerdings möglich — und zum Theil wahrscheinlich —, daß die Bildung der betreffenden Höhlen schon lange vor der Eiszeit begonnen hat, daß sie aber während dieser Zeit und während der Zeit des Zurückweichens und Abschmelzens der alten Gletscher ganz besonders rüstig vor sich ging, wagen wir nicht sehr zu bezweifeln. In den südlicher gelegenen Kalksteingebieten war die Höhlenbildung in den interglacialen Zeiten natürlich auch eine sehr bedeutende, da dieselben damals noch reicher an Niederschlägen waren als heute. Der stark durchkältete Norden und der stark durchwärmte Süden lagen ja einander so zu sagen näher.


Brücke in der Luray-Höhle.

Wenn der eocäne Kaltstein der beiden Carolinas und Georgias, sowie auch Alabamas und Mississippis arm an Höhlen ist, während dasselbe Gestein in Florida eine große Menge davon enthält, so erklären wir uns dies vor allen Dingen daraus, daß die in den posttertiären Zeiten von den Alleghanies herbeigeschwemmten Sedimente eine Decke von bedeutender Mächtigkeit über den erstgenannten Staaten bildeten, während dies bei Florida nicht oder doch (im Norden) nur in einem geringeren Maße der Fall war. Diese Decke — besonders ihre lehmige untere Schicht — schützte

[1] Vergl. unseren Aufsatz in der Zeitschrift d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin, Bd. 22, S. 143 ff.

den Kalkstein einestheils vor dem Angriffe der Atmosphärilien, und anderentheils ließ sie auch die Gewölbe etwa entstandener Höhlen in dem wenig widerstandsfähigen Gestein rasch wieder durch ihren Druck zusammenbrechen. Ein großer Theil von Nord- und Süd-Carolina, sowie von Georgia besteht übrigens obendrein aus archaischem Gestein, wie man weiß.

Soweit die Höhlenbildung auch in der geologischen



Die Braud-Kaskade in der Luray-Höhle.

Gegenwart noch weiter fortschreitet, so hat dieselbe in dem Süden des appalachischen Nordamerika ebenfalls günstigere Voraussetzungen als im Norden. Nicht bloß fallen in den Südstaaten beträchtlich mehr Niederschläge als in den Nordstaaten, und nicht nur schwellen die fließenden Gewässer — die oberirdischen wie die unterirdischen — daselbst viel häufiger und stärker an, sondern das niederstürzende und den Boden durchsickernde Wasser besitzt auch eine viel höhere

Temperatur, und dasselbe ist in Folge dieser höheren Temperatur, sowie in Folge des dichten südlichen Pflanzenkleides fähig, einen viel größeren Betrag an Kohlensäure und Ammoniak in sich aufzunehmen. In Florida giebt es beispielsweise kaum eine Quelle, die eine niedrigere Temperatur als 72° F. (22° C.) aufweist. Dadurch muß sich die lösende Kraft des Wassers gegenüber dem Kalkstein aber sehr bedeutend erhöhen. Auch wenn die Eiszeit also in negativer und positiver Weise gar nichts mit der nordamerikanischen Höhlenbildung zu thun hätte, und wenn der ganze Prozeß erst nach der Eiszeit begonnen hätte — was aus verschiedenen Gründen nicht gut glaubhaft ist —, so würden wir in den südlichen Kalkstein-Distrikten zahlreichere und größere Höhlen zu erwarten haben als in den nördlichen.

Voluminöse Gewässer — Ströme und Seen — enthalten gegenwärtig namentlich noch: die Nicojack-Höhle (bei Chattanooga); die Blauquellen-Höhle, die Shiloh-Höhle, die Hamer-Höhle, die Boone-Höhle und die Rhode-Höhle



Die Sternkammer (Mammuth-Höhle).

(in Indiana); die Bogen-Höhle, die Damen-Höhle und die Warren-Höhle (in Florida); die Ozark-Höhle und die Bryant-Höhle (in Missouri); die Bower-Höhle (in Kalifornien); sowie in beschränkterem Maßstabe die Mammuth-Höhle (in Kentucky) und die Howe-Höhle (in New York). Höchstens von den floridanischen und von einer Anzahl kleinerer Höhlen wäre aber die Annahme gerechtfertigt, daß die Wassermassen, die sich heute — permanent oder periodisch — durch sie hindurch bewegen, füglich auch hingereicht haben könnten, sie auszuwaschen. Die Bogen-Höhle ebenso wie die Damen-Höhle sind in gewöhnlichen Zeiten nur durch Boote zugänglich, zur Zeit der ausgesprochenen Hochwasser ihrer unterirdischen Ströme ist aber ein Vordringen in ihnen völlig unmöglich, und ähnlich liegen die Dinge auch bezüglich der Blauquellen-Höhle, der Boone-Höhle und der Hamer-Höhle. In den beiden zuletzt genannten Höhlen giebt es überdies auch große Wasserfälle, und deren Erosionskraft ist unter der Erde natürlich eine ebenso bedeutende wie an dem Tageslichte. Daß die unterirdischen Ströme der nordamerikanischen Südstaaten ähnlich starken

und häufigen Schwellungen ausgesetzt sind wie die oberirdischen, ist dabei von großem Belang. Leider liegen aber genauere Beobachtungen darüber nicht vor, wie denn die ganze nordamerikanische Spelaeologie zuvörderst noch tief in ihren ersten Kinderschuhen steckt.

Am allerjüngsten dürfte die Höhlenbildung in Florida sein, wo sie sicher nicht vor der späteren Tertiärzeit begonnen hat, und in diesem Lande geht sie vielleicht auch noch vor den Augen der gegenwärtig lebenden Menschheit am regsten vor sich. Da die Höhlengewölbe daselbst aber durch die Art des Gesteins nicht besonders fest sind, und da dieselben durch die Atmosphärilien von unten wie von oben her noch viel heftiger angegriffen werden, als anderweit in Amerika — es handelt sich dabei vor allen Dingen um die tropischen Sommerregen Floridas —, so stürzen sie aber in der Regel rasch wieder zusammen, und die Oberfläche des Landes ist in Folge dessen beinahe allenthalben voll von dolinen-ähnlichen „lime-sinks" (Kalk-Senken) recentesten Alters. An stattlichen Strömen, die plötzlich aus einer Höhlung hervortreten, ist Florida außerordentlich reich, und ebenso auch an Seen, die zwar keinen oberirdischen, wohl aber einen unterirdischen Abfluß haben.

Was die sechs Riesenhöhlen nahe an der Nordgrenze des höhlenreichen Theiles von Nordamerika betrifft, so wäre die Bildung derselben vielleicht auch ohne eine Mitwirkung der einstigen Gletschergewässer denkbar. Es müßte dann nur angenommen werden, daß die Ströme, die heute in ihrer Nähe vorüber fließen, während irgend einer früheren Epoche ihren Lauf durch die Höhlen hindurch genommen haben. Durch die Mammuth-Höhle müßte etwa der Green-River hindurch geflossen sein, durch die Wyandotte-Höhle der Blue River, durch die Luray-Höhle der Shenandoah River, durch die Howe-Höhle der Cobleskill River oder der Shoharie River ꝛc. Die Größe der ausgewaschenen unterirdischen Räume würde dann sogar der Größe und Kraft der betreffenden Flüsse ziemlich genau proportional sein.

Der Green-River ist einer der stattlichsten Tributärströme des Ohio, und wenn man das tiefe Canon anschaut, das seine Fluthen an der Oberfläche in den Felsen hineingegraben haben, so kann man allerdings sehr geneigt sein, denselben auch die imposante Wunderwirkung zuzutrauen, die man nahe seinem Ufer beim Scheine der Fackeln in der Tiefe beobachtet. Die Schroffheit und Wildheit der Wände steht bei der Mammuth-Höhle in der denkbar vollkommensten Harmonie mit der Schroffheit und Wildheit der Wände des oberirdischen Flußthales, das ist nicht zu verkennen, und die labyrinthischen Höhlen-Gänge und Höhlen-Gewölbe scheinen beinahe sämmtlich mehr in den Kalkstein hineingerissen oder mit einem scharfen Instrumente hineingeschnitten, als hineingenagt (Vergl. den beigegebenen Plan sowie die Abbildungen). Dies entspricht noch heutigen Tages sehr genau dem Charakter des oberirdischen Stromes, der zur Zeit seiner Hochwasser — dieselben wiederholen sich zuweilen sechsmal in einem Jahre, und sie übersteigen das Niveau des Niederwassers oft genug um volle 16 Meter — gewaltige Erosions-Effekte zu erzielen vermag. Daß zahlreiche Gewölbe-Einstürze in der Mammuth-Höhle stattgefunden haben müssen, bezeugen die kolossalen Trümmermassen, die darin aufgehäuft sind. Warum soll es also nicht an dem oberen Ende der Höhle einmal einen entscheidenden Zusammensturz gegeben haben, der zu einer vollkommenen Verstopfung der Höhle führte, und der den Fluß zwang, seine dunklen Gänge zu verlassen und sich statt ihrer ein Bett am hellen Sonnenlichte zu schaffen? Genauere Untersuchungen, die uns eine klare und bestimmte Antwort auf diese Frage geben könnten, stehen auch an dieser Stelle, die klassisch genannt werden muß, noch aus. Als Erosionswirkung hat man die Mammuth-Höhle ohne Zweifel dem Grand Cañon des Colorado als ebenbürtig an die Seite zu stellen. Was das große Cañon für die Oberwelt ist, ist die große Höhle so zu sagen für die Unterwelt.

(Schluß folgt.)

Dajakken-Gedichte.

Von H. Tromp.

Dajakken nennt man bekanntlich alle nicht mohammedanisch gewordenen Eingeborenen der Insel Borneo. Man darf sich also keineswegs unter dieser Bezeichnung ein Volk vorstellen, das — wenn auch mit mundartlichen Abweichungen — eine und dieselbe Sprache redet. Vielmehr finden sich, was die Sprache anlangt, bei den Dajakken sehr weit und tiefgehende Unterschiede, so daß man unbedingt von verschiedenen dajakkischen Sprachen reden muß. Wie groß die Anzahl derselben aber sein mag, vermag zuvörderst weder ich noch sonst jemand anzugeben. Die Sprache, in der die nachfolgenden Geschichten von mir aufgezeichnet worden sind, wird von einem Stamme gesprochen, der sich „Olon maanjan" nennt. Er ist nicht zahlreich, besteht aus höchstens 15 000 Seelen und wohnt auf Süd-Ost-Borneo, im Stromgebiete des Baritu, den die Olon maanjan „Kamatang witu" — „wirklicher Strom" — nennen, und zwar auf der linken Seite des Stromes zwischen dem 2. und 3. Grade südlicher Breite.

Nachdem ich bereits fünf Jahre unter dem Stamme der „Olohn gadja" als Missionär gearbeitet hatte, war ich noch zwölf Jahre unter genanntem Stamme wirksam. Behufs gründlicher Erlernung seiner Sprache war ich natürlich genöthigt, schriftliche Aufzeichnungen zu machen, und so schrieb ich namentlich auch verschiedene Märchen und andere Erzählungen auf, bezw. als ich Leute hatte, die es konnten, ließ ich sie aufschreiben. Die Originale zu den unten folgenden Uebersetzungen, deren ersten Theil man füglich „dajakkische Aufschneidereien" oder „Münchhauseniaden" nennen dürfte, gehören dazu.

Ich kam auf folgende Weise zu denselben: Irgend Jemand erzählte eine haarsträubende Jagdgeschichte. Um ihn nun zu übertrumpfen, erzählte ich die bekannte Geschichte von Münchhausen, in der dieser Held, alldieweil er gerade einen Nagel geladen hatte, einen Fuchs mit seinem Schwanze durch einen glücklichen Schuß an einen Baum festnagelte. O, sagten die Anwesenden, ähnliche Sachen sind auch bei uns vorgekommen. Da war ein gewisser Maduraman, der hat ganz ähnliche Dinge erlebt. Und nun erzählte man mir diese Geschichten und ich zeichnete sie auf, so wie sie mir erzählt wurden.

Die Geschichte lautet: Madaruman war ein Mohammedaner. Einstmals geschah es, daß er in ein Dorf der Maanjan [1]) kam und da erzählte er Folgendes:

[1]) Name eines dajakkischen Stammes.

Einst stand in unserem Dorfe ein „bindjai“ [1])-Baum; derselbe war ungeheuer hoch und stammte noch aus den Zeiten meines verstorbenen Großvaters. Einmal trug dieser Baum Frucht, und zwar nur eine einzige Frucht, und diese seine Frucht wurde außerordentlich groß, aber sie wollte nicht reif werden. Fast ein ganzes Jahr hindurch hing sie so oben und konnte doch nicht abfallen. Als das Jahr um war, da fing es aber an im Wipfel des Baumes zu tönen: „Taretep taretep!“ und das dauerte drei volle Monate. Als diese Zeit um war, da veränderte sich das Tönen, und es klang jetzt „Ondalondil!“ und das währte wieder drei volle Monate. Dann erst, plumps, fiel die Frucht herab zur Erde und zwar mit einem gewaltigen Getöse. Es war, als ob der „Podajar“ [2]) vom Himmel herabspränge. „Dort die bindjai ist herabgefallen!“ riefen nun die Leute, und alsbald liefen sie allesammt, und Jeder wollte gern die Frucht haben. Aber als sie an dem Platze angekommen waren, da standen sie alle erstaunt da. Ich rief: „Was ist los?“ Sie antworteten: „Die Frucht ist zu groß, man vermag sie nicht aufzuheben.“ Als ich nun herangekommen war, da lag sie da, groß, rund und voll, von einem Umfange wie ein Reisbehälter. Endlich begannen die Leute das Fleisch der Frucht abzuhauen und in ihre Häuser zu schleppen und Jedermann machte daraus „wadi“ und „pakasem [3])“. Nachdem man eine Hälfte der Frucht so verwendet hatte, waren aber alle Töpfe im Dorfe voll. Darauf sagte ich zu den Leuten: „Wohlan! laßt uns aus dem Kern der bindjai ein Fahrzeug machen. Wir wollen daraus einen Kahn zimmern.“ Alsbald spalteten wir ihn in zwei Hälften, und, nachdem er gespalten war, klafterten wir ihn, und ohne zu übertreiben, der Kern war 12 Klafter lang. Wir zimmerten nun einen Kahn daraus, und nachdem derselbe fertig war, zogen wir ihn ins Wasser und versuchten seine Tragkraft. Und wirklich, die gesammte Einwohnerschaft des Dorfes konnte bequem hinein und noch lag er nicht eigentlich tief im Wasser.

Am anderen Morgen ging ich hinaus, um zu angeln, und dabei benutzte ich eben diesen Kahn. Kaum hatte ich aber die Angel ausgeworfen, da biß ein Fisch an. Ich zog mit aller Kraft die Angel an, und hin und her und in die Höhe, aber ich konnte den Fisch nicht über die Oberfläche des Wassers bekommen. Dabei hättet ihr nun hören sollen, wie lieblich schön die angezogene Angelschnur erklang, es hörte sich fast an, wie wenn eine Tänzerin zum Tanze singt. Indem ich die Klänge hörte, vermochte ich mich nicht zu halten, und ich mußte mit aller Macht anfangen zu tanzen. Dabei konnte ich natürlich nicht rudern, und so stieß der Kahn am Ufer auf. Als ich das Ufer sah, sprang ich aus dem Kahn, band die Angel an einen Baum fest, und dann tanzte ich auf der mit Binsen bestandenen Fläche weiter nach Herzenslust, vom ersten Tagesgrauen an bis zur eintretenden Dunkelheit. Da erst dachte ich wieder an meine Angel. Indem ich nun hinsah, siehe, da kam ein „patong“ [4]) zum Vorschein, der war ungeheuer groß — nicht kleiner als eine Reiswanne. Das war in der That ein guter Fang! Ich brachte ihn nach Hause und machte „wadi“ [5]) davon und füllte damit einen gewaltigen Topf, so daß wir lange Zeit genügende Zuspeise hatten. Am anderen Tage ging ich hin, um die Stelle zu besehen, auf welcher ich so lange getanzt hatte. Als ich nun hinsah, da waren die Binsen ganz niedergetreten, und die Stelle war ganz rein; sie war gerade groß genug, um eine Metze Reis darauf zu pflanzen. „O“, sagte ich zu meinen Söhnen: „Laßt uns doch „ditä [1])“ hier hin pflanzen!“ Und prächtig ging der gepflanzte Reis auf, und nach einer gewissen Zeit trug er auch Frucht. Aber die Reisvögel kamen in großen Schwärmen herbei. Endlich kam die Zeit der Ernte. Am Anfange derselben, nachdem eben der erste Reis eingebracht war, kochten wir ein wenig davon — nur einen Kochtopf voll — und als der Reis gar war, versuchten meine beiden Söhne Dumak und Daruman zu gleicher Zeit, mit den Händen in den Topf zu fahren und je einen Klumpen herauszuholen. Als sie aber die Hände wieder herauszogen, da hingen diese auf einmal fest an einander. Sie waren durch den „ditä“ ganz zusammengeklebt. Da hättet ihr sehen sollen, wie die beiden Jungen zogen, um loszukommen, der eine nach rechts, der andere nach links, aber der Klebreis ließ nicht los von ihren Händen. Da ergriff ich mein Hackmesser und hieb zu und hieb gerade mitten zwischen ihren erhobenen Händen hindurch — von den Fingerspitzen bis hinab zur Maus. Und plumps! fielen beide hin, der eine rechts in die Ecke, der andere links, von der Gewalt des wechselseitigen Ziehens. Sie thaten sich aber nicht wehe.

Wir hatten nun noch lange nicht fertig geerntet, und die Reisvögel kamen noch immer in großen Schwärmen und waren nicht wegzutreiben. Da geschah es, daß ich zu meinen Söhnen sagte: „Laßt uns noch etwas von dem „ditä“ kochen und ihn als Vogelleim verwenden, damit wir die Reisvögel auf Leimruthen fangen und tödten.“ Sie kochten also wieder einen Topf voll. Als der Klebreis nun gar war, schöpften sie ihn aus und brachten ihn nach dem Felde. Sie brauchten ihn aber gar nicht auf Leimruthen zu streichen, weil er nicht bloß sehr klebte, sondern auch dehnbar wie Gummi war. So zogen ihn denn meine Söhne aus zu einem langen Draht und spannten ihn quer durchs ganze Feld, wohl 20 oder 30 Klafter weit. Kaum waren sie aber an das Ende des Feldes gekommen — der eine an diesem, der andere an jenem —, und noch ehe sie den Draht an einem Baume befestigen konnten, da mit einem Male, ich weiß selbst nicht, wie es zuging, kam ein ganzer Schwarm Reisvögel und ließen sich auf dem Drahte nieder. Ebenso plötzlich flogen aber alle auch wieder auf, und meine beiden Söhne wurden von ihnen mit hinauf gehoben, fast bis zu den Wolken. Da hingen nun die armen Kerle und zappelten und schrieen: „Hilfe! Hilfe!“ Ich rief ihnen aber zu: „Tödtet doch eine Anzahl der Vögel, einen nach dem anderen, damit ihr wieder herabkommt, aber tödtet sie nicht alle, sonst könntet ihr gar hart auf den Boden fallen.“ Das thaten sie denn auch, und so kamen sie ganz langsam und allmählich wieder zur Erde.

Ein anderes Mal gingen wir hin, um einen Stampfblock zu machen, und als wir damit fertig waren, wollten wir den Block auf den Schultern nach Hause tragen. Meine beiden Söhne nahmen das vordere Ende, ich das hintere. Aber so brachten wir ihn nicht fort, des Weges halber, denn die Bäume standen zu dicht und wir vermochten uns nicht durchzuarbeiten. Da sagte ich zu meinen Söhnen: „Laßt uns noch einmal einen Topf voll von dem „ditä“ kochen.“ Und wir gingen nach Hause und thaten es. Als er gar war, begaben wir uns dann wieder zurück zu der Stelle, wo wir den Block gemacht hatten, und wir strichen den Klebreis auf seinen Boden. Als das geschehen war, legte ich mich auf den Block, und so klebte er an meinem Rücken

---

[1]) Name einer sehr sauren Frucht.
[2]) Der König der krankmachenden Geister; sprichwörtliche Redensart.
[3]) Mit Reis Eingemachtes, wadi mit geröstetem, pakasem mit gekochtem Reis.
[4]) Ein Fisch, der höchstens 10 cm breit und 18 cm lang wird.
[5]) Mit geröstetem Reis eingemachter Fisch.

[1]) Ditä oder pulut ist eine Art Reis (Oryza glutinosa), eine beliebte Festspeise, die mit Zucker und geriebenem Kokosnußfleisch gegessen wird.

fest. Meine beiden Söhne halfen mir dann auf die Beine, und so trug ich denn den schweren Block ächzend und stöhnend nach Hause. Allein konnte ich mich ja schon zwischen den Bäumen hindurchwinden.

Als ich zu Hause angekommen war, wollte ich natürlich den Block von meinem Rücken los haben, aber er wollte nicht loslassen, weil der Klebreis noch immer fest klebte. „Was sollen wir nun machen?" fragten meine Kinder. „O", sagte ich, „da ist nichts Besonderes zu machen. Lauft nur in den Wald und holt „ditä bajor"[1]." Als sie darauf dieses Harz nach Hause brachten, schütteten sie es zwischen meinen Rücken und den Stampfblock, und da ließ er los.

Vorstehenden Erzählungen, die in keinem Falle irgend welche abhängige Beziehung zu unserem Münchhausen oder ähnlichen europäischen Dichtungen haben, will ich noch ein anderes Produkt dajakkischer Dichtkunst beifügen, und zwar ein Reiselied, „enra" genannt.

Eine solche „enra" wird von Männern auf der Wanderschaft gesungen, während die von Frauen gesungenen „djondjowai" genannt werden.

Außer diesen Reiseliedern hat man auch noch Trauerlieder, die man „teläi" nennt. Noch anderer Art sind die Lieder, die von Priestern oder Priesterinnen gesungen werden. Natürlich unterliegen sie mannigfachen Veränderungen, je nach dem Geschmack und der dichterischen Begabung des Einzelnen, da kein dajakkischer Stamm vor Ankunft der Missionäre irgend welche Schrift besaß. Die betreffenden Lieder sind nicht leicht zu bekommen, weil die Leute sie nur auf einsamen Wegen und einsamen Bootfahrten singen, und man kann Jahre lang unter ihnen gelebt haben, ohne auch nur eine Ahnung von dieser Poesie zu bekommen. Daß es sich aber um Poesie im vollsten Sinne des Wortes handelt, wird Niemand bestreiten.

Ihre Uebersetzung ist ebenfalls nicht leicht. Sie sind voll von Bildern einer glühenden Phantasie und doch auch wieder unmittelbar empfunden. Auch wird in denselben gar oft eine künstliche Wortbildung angewendet, die zwar sehr an die Paronomasie unserer Dichter erinnert, aber doch etwas Anderes ist. Die Aehnlichkeit des Klanges wird nämlich meist durch Umstellung, oder Einfügung von Silben, oder durch Veränderung der Vokale gebildet. Auch werden eine Menge Wörter gebraucht, die nicht mehr dem täglichen Leben und Umgange angehören, und deren Bedeutung nicht immer ganz klar ist.

Die Form der Lieder anlangend, will ich noch bemerken, daß diese Dichtungen augenscheinlich den Parallelismus der Glieder haben; der Reim wird selten angewandt, doch kommt er vor. So heißt es z. B. in einem „enra":

Lowan teme doan
Aku njiang lawi lola.

Deutsch:

Darum, ja darum bewege ich meine Zunge.

Der Rhythmus aber und die Beobachtung eines in sich geschlossenen Verses ist immer erforderlich. Zur Veranschaulichung hier die zwei ersten und die zwei letzten Verse der nachfolgenden Uebersetzung:

Bangat djoro onro, kala djungun totong![1]
Djongkom wulan, nimbang siapoi.
. . . .
Bangat wahai momoridja upo!
Hene too mamongkalis ganda laki!

Die Uebersetzung des ganzen Liedes lautet:

O Tag so traurig, von dunklem Rauch umhüllt!
O Mond so düster wie verlöschend Feuer!
Traurig liegt der Kahn an der Brücke,
Stille liegt das Schiff am Lande,
Ganz zerbrochen ist sein Steuer,
Abgeschlagen und zerbrochen sein Schnabel,
Zerbrochen von den Wogen der See,
Abgeschlagen durch die mächtige Fluth,
Zersplittert durch die mächtigen Wogen,
Deren Anprall laut kracht, wie der zündende Blitz.
Ein furchtbar Getöse, ein schrecklich Dröhnen!
Der Weg führt durch die Bucht des Flusses, durch die Bucht, gekrümmt wie eine Angel;
Der Weg krümmt sich wie ein Widerhaken,
Vorbei führt er an der Menge der Feinde,
Vorbei an den Schaaren der Kopfabschneider,
Vorbei an dem Schwarm der Krokodile,
Vorbei, wo der Sturm heult, der da zerbricht das Bugspriet,
Vorbei, wo der Sturm zerbricht den Segelbaum,
Vorbei, wo der Sturm zerbricht die Raa;
Darum wie ein nicht eindringender Keil, so das zu spannende Segel,
Wie eine abspringende Lanze, so der aufzuwindende Anker.
Gar zu viele sind der üblen Vorzeichen.
Eine zu große Menge sind der bösen Omen.
Tausend, ja Tausend sind die uns zurücktreibenden Gefahren,
Gar viele sind der mit scharfer Waffe hauenden Feinde, sie sitzen fast auf dem Zipfel des Kopftuches,
Gar oft werden wir angespieen von Feinden, die meuchlings lauern auf dem Schaume der Wellen;
Groß ist die Hitze, die mörderisch anfällt den wandelnden Fuß;
Die giftige Otter lauert zu treffen das Herz,
Sie züngelt gar sehr und scharf sucht sie zu treffen die Stelle des Herzens,
Ihr Gift bringt schlimmen Husten und manche böse Seuche.
Ach gar mannigfach sind die Versuchungen eines Mannes!
Ach gar vielfältig sind die Prüfungen der Männersöhne.

Dieses Lied lehrt uns die Dajakken von einer anderen Seite kennen als die oben mitgetheilten Münchhauseniaden. Jene sind im gewissen Sinne der Ausdruck des täglichen Lebens, wie es sich dem Beobachter oberflächlich betrachtet darstellt. Denn das lacht und scherzt nur immer, so daß man leicht die Vorstellung gewinnen kann, als seien diese Kinder der Wildniß die glücklichsten Menschen, die unter ihrem ewig lachenden Himmel, umgeben von einer großartigen Natur, die ihnen Alles im Ueberflusse bietet, gar kein Verständniß und gar keine Ahnung haben von des Lebens Leid und Weh. Das Lied dürfte uns eines Anderen belehren und bedarf zu seinem Verständniß wohl nicht vieler Glossen. Und nicht nur das angegebene Lied klingt so schwermüthig und ganz ohne Hoffnung, nein, alle ihre Lieder haben diesen Charakter. Da heißt es z. B. in einem anderen „enra":

Ach meine Mutter hat mich gepflanzet an verkehrtem Orte,
Sie hat mich gepflanzet hin in die glühende Sonne;
Ach da ist kein kühlender Schatten!

Und eine Priesterin hörte ich beten zu den Geistern:

Ach gar klein und eng ist das Land, das ihr uns gegeben! Da giebt es nur Haidegrund und dürren Sandboden. Es gedeiht wenig darin und Kleidung haben wir auch nicht, und doch brennt die Sonne gar heiß.

---

[1] Ditä bajor ist ein sehr fettiges, leicht fließendes Harz.

[1] Die Worte djoro und djongkom obiger Verse kommen im täglichen Leben nicht vor, onro lautet anrau, momoridja: moridja, mamongkalis: mangkadi.

Kürzere Mittheilungen.

Die geographische Verbreitung des Schnees.

Die Messungen über die Menge des Schneefalles bieten so viele Schwierigkeiten und sind in ihren Resultaten noch so wenig festgelegt, daß man heute noch von einer Darstellung dieser Verhältnisse abzusehen hat. Man muß sich also auf die Darstellung der räumlichen Verbreitung des Schneefalls beschränken und die Aequatorialgrenze des Schneefalls zu bestimmen suchen. Schon Humboldt und Mühry betonten die Wichtigkeit derartiger Untersuchungen, während Dove kein Interesse dafür kundgab. Die ersten Versuche, die Schneelinien zu bestimmen, finden sich im alten Berghaus'schen physikalischen Atlas sowie im Bromme'schen Atlas zu Humboldt's Kosmos. Nach den neueren Quellen in einer möglichst vollständigen Uebersicht diesen Gegenstand verarbeitet zu haben, ist das Verdienst Dr. H. Fischer's, der alles erreichbare Material zusammentrug und auch eine Karte der Schneefallgrenzen zeichnen konnte. Ueber seine für die physische Erdkunde äußerst werthvollen Untersuchungen berichtete derselbe vor Kurzem dem Verein für Erdkunde zu Leipzig, und entnehmen wir seinen Ausführungen Folgendes:

Außer einer möglichst genauen Grenze, bis zu der die Schneefälle im Mittel jeden Winter vorrücken, sind Linien konstruirt worden, bis wohin Schnefälle überhaupt vorkommen. In Europa beginnt die mittlere Schneefallsgrenze südwestlich von Bordeaux, umschließt die Pyrenäen und das spanische Hochland, Frankreich mit Ausnahme der Südküste, den Nordrand Italiens, und die Gebirgslandschaften der Balkanhalbinsel. Alle Küsten Spaniens, die Südküste von Frankreich und die Reviera, sowie Rom, Neapel und Florenz, bleiben meist schneefrei. Im Süden Italiens kommt regelmäßige Schneebedeckung nur auf bedeutenderen Höhen vor. Auch auf den dalmatinischen Inseln fällt selten Schnee, auf Korfu alle 10 bis 12 Jahre einmal. Patras, Athen und die Küsten des Aegäischen Meeres haben sehr selten Schnee.

Konstantinopel, wo im Winter an 2 bis 22 Tagen Schnee fällt, gehört schon zum Pontischen Gebiet, das klimatologisch vom Mittelmeergebiet durchaus verschieden ist. Die Nordküste Kleinasiens ist in ihrem westlichen Theile rauh, im östlichen Theile dagegen genießt sie schon den Schutz des Kaukasus. Die mittlere Schneegrenze umschließt das schneereiche Hochland von Armenien und zieht über das Iranische Hochland, wo die Pässe, die von Bender-Abbas nach dem Innern führen, oft verschneit sind. Im Norden fällt Schnee in Teheran, in Herat und in Kelat. Die Südküste Kleinasiens ist wohl als schneefrei zu betrachten. Der Libanon hat von einer Höhe von 1000 m an Schnee. Südlich bis tief hinunter ins Euphratthal giebt es nur vereinzeltes Schneevorkommen, ebenso in Jerusalem (alle 4 bis 5 Jahre einige Tage) und am Sinai. Indien liegt zumeist außerhalb des Schneegebiets. Im Himalaja steigt die Schneefallsgrenze im N. W. bis 1300 m herab, bei Dardscheiling bis 2000 m. In dieser Höhe liegen hier auch die Sanitarien der Engländer. Oestlich setzt sich die Schneegrenze fort bis zu den Gebirgen Jünnans, reicht aber wohl nicht bis über den Wendekreis hinaus. In China sind strenge Winter nicht selten, und Schneefall wird bis Kanton beobachtet. Etwa unter 30° nördl. Br. tritt die mittlere Grenze an den Ocean und zieht dann längs dem Südostrande Japans weiter nach Nordosten.

Ein eigenes Gebiet steten Winterschnees bildet das Hochland der Berberei. Der Schnee reicht hier bis 800 m hinab, aber die Schott-Rinne ist wahrscheinlich schneefrei. In Madeira giebt es vereinzelte Schneefälle über 900 m Höhe, auf den Kanarien über 1600 m Meereshöhe. Sehr seltene Schneefälle werden berichtet aus Tanta, Kairo, Sokna, Tunis und Ghadames.

In Nordamerika beginnt die mittlere Schneegrenze westlich etwa bei 47° 30′ nördl. Br., biegt dann nach Süden und umschließt die Regionen der Sierra Nevada und der Felsengebirge, liegt aber unter 38° Br. schon 1100 m hoch. Die Westseite Amerikas ist noch milder als diejenige Europas. Das große Thal von California ist meist schneefrei. Die Schneegrenze läuft von Norden aus über Prescott nach Mexico hinüber, wo die nördlichen Hochplateaus oft Winterschnee haben, zieht dann durch Texas nach Nordosten, um bei Kap Hatteras an den Atlantischen Ocean zu treten.

Schwieriger ist die Bestimmung der Schneegrenze im Gebiet der Oceane, nach den auf der deutschen Seewarte vorhandenen Schifffahrtsberichten muß aber ein regelmäßigerer Verlauf als auf dem Lande angenommen werden, weil schon die vielfachen lokalen Ursachen fehlen. Die Bermudas liegen innerhalb, die Azoren außerhalb der Schneefallsgrenze. Beachtenswerth ist das Aufsteigen der oceanischen Schneegrenze von West nach Ost, woraus ersichtlich ist, daß die Westküsten der Kontinente gegen die Ostküsten klimatisch bevorzugt sind.

In Südamerika trifft die Grenzlinie dauernden Schneefalls an der Westküste mit dem 45. Parallel zusammen, an der Ostküste mit dem 44. Die Anden verursachen aber eine große nördliche Ausbiegung der mittleren Schneegrenze. Sehr selten vorkommender Schneefall wird aus Buenos Ayres, Montevideo, mehreren Plätzen Paraguays und aus Ouro Preto gemeldet. — In Afrika haben wohl nur die Gebirge regelmäßigen Schneefall, ebenso in Australien. Die klimatischen Verhältnisse der südlichen Hemisphäre zeigen sich viel einfacher und gleichmäßiger, als diejenigen der nördlichen Halbkugel. Sl.

Die Stellung der Chetiter.

Seit wir den Inhalt der Siegesbülletins kennen, welche an den Wänden des Tempels von Karnak die Kämpfe Ramses' II. mit den Kheta berichten, hat die früher wenig beachtete und fast nur aus der Bibel bekannte Nation der Chetiter oder Hittiter die Aufmerksamkeit der Orientalisten auf sich gezogen. Keilschriften und Hieroglyphen haben uns die überraschende Kunde gebracht, daß schon 1500 Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung ein mächtiges Reich bestand, das sich von Südpalästina bis Ilion und von Karchemisch am Euphrat bis ans Meer erstreckte, das siegreich mit den Aegyptern und Assyrern kämpfte und das der Träger einer hohen Kultur war, in welcher mehr als in irgend einer anderen die griechische und somit auch die unserige wurzeln. Die Geschichte dieses Reiches ist uns in ihren großen Zügen bekannt bis zu seinem Untergange in den Kämpfen mit dem übermächtigen assyrischen Großstaat, mit Tiglat Philesar und Assurnasirpal, aber über die ethnographische Stellung der Chetiter und ihre Sprache gehen die Ansichten weit aus einander. Es dürfte darum von Interesse sein, aus einem Vor-

trage des bekannten Palästinaforschers Kapt. R. C. Conder[1]), welcher mit Prof. Sayce und Sir Charles Wilson gegenwärtig der Hauptvertreter der chetitischen Studien in England ist, das Wichtigste mitzutheilen.

Conder geht von den Abbildungen der verschiedenen Stämme aus, welche uns in den ägyptischen Tempeln erhalten und durch die im Auftrage der British Association von Mr. Flinders Petrie im vorigen Jahre gemachten ausgezeichneten photographischen Aufnahmen[2]) jedem Forscher zu sehr billigem Preise zugänglich gemacht worden sind. Die Darstellungen der Kämpfe Ramses' II. bei der chetitischen Hauptstadt Kadesch lassen zwei Rassen unter den Feinden erkennen. Die eine, braun und bärtig, ist unzweifelhaft semitisch, aber gerade die Kämpfer auf den Streitwägen — also die herrschende Klasse — zeigen einen ganz anderen Typus; sie sind heller, ohne Kinnbart, nur mit langem dünnem Schnurrbart, der Kopf ist geschoren bis auf einen dünnen Zopf, die Aehnlichkeit mit Chinesen und Mongolen ist geradezu in die Augen springend und berechtigt gewiß zu dem Versuche, eine Verbindung der Chetiter mit turanischen Stämmen herzustellen.

Zunächst kommen hier natürlich die Stämme in Betracht, welche die Civilisation in Mesopotamien begründeten und deren Zugehörigkeit zu Turan die Forschungen der letzten Jahre erwiesen haben: die Sumerier, deren Namen schon Lenormant mit Suomi-lainen, dem ältesten Namen der europäischen Finnen, in Beziehung gebracht hat, und die Akkader, deren Namen er als „die Hochländer" deutet. Die Sprache der Akkader ist als Schriftsprache schon um 1500 v. Chr. erloschen; sie weicht von den modernen altaïschen Dialekten erheblich ab, steht aber dem Finnischen und besonders dem Türkischen erheblich näher. Auch das Proto-Medische — die Volkssprache in Medien zur Achämenidenzeit — hat viel Verwandtschaft mit dem Akkadischen; der Dialekt von Susiana weicht in der Grammatik ab, enthält jedoch viele mit dem Akkadischen gemeinsame Wurzeln; aber zur Deutung der akkadischen Keilschriften können nur das Finnische und das Türkische dienen, genau wie das Koptische bei den Hieroglyphen. Von großem Interesse ist der von Dr. Isaac Taylor gelieferte Nachweis, daß auch das Etruskische der altaïschen Sprachfamilie angehört und zahlreiche Wurzeln mit dem Akkadischen gemein hat, wie denn die Aehnlichkeit zwischen den Etruskern und den Kariern, Lyciern und Lydern schon den Alten auffiel. Conder führt dieses Thema weiter aus. Die Fußbekleidung der Etrusker, der calceus repandus, ein vorn emporgeschlagener geschnabelter Stiefel, findet sich auch bei den genannten kleinasiatischen Völkern, aber nicht minder bei den Chetiterbildern in Karnak und den alten Armeniern, und ähnliche Stiefel tragen heute noch die Reitervölker der centralasiatischen Steppen. Den Etruskern mit den genannten Völkern und besonders auch den Chetitern gemeinsam ist auch das Symbol der geflügelten Sonnenscheibe, das die Aegypter später von den Hyksos, den Stammvätern der Chetiter, annahmen und zum Symbol des Horus machten, das aber auch den Persern als Symbol des Ormus gilt und bis nach China geht, und der zweiköpfige Raubvogel, das Urbild des doppelköpfigen Reichsadlers, die Hauka der Seldschukkenstämme.

Ueber die Sprache der Chetiter haben wir leider nur noch wenig sicheren Anhalt. Wir kennen aus den Hieroglyphen eine Anzahl Namen von Städten, unter denen freilich z. B. die Hauptstadt Kadesch unzweifelhaft semitisch ist, sowie von Fürsten und Königen. Unter den 25 sicheren Fürstennamen, von denen keiner semitisch ist, sind wohlbekannte turanische, wie Tar, Sar, Kar, Nozi, die auch in akkadischen Keilschriften vorkommen; nicht mit Unrecht erinnert Conder auch an das etruskische Lar oder Lars; auch von den etwa 200 bekannten Ortsnamen trägt ein guter Theil einen turanisch-akkadischen Charakter. Es läßt sich also eher annehmen, daß die sicher nicht semitische Sprache der Chetiter turanisch war, als daß man sie dem kaukasischen Sprachstamme, den man neuerdings als alarodisch unterscheidet, zurechnen sollte.

Das Wenige, was wir über den religiösen Glauben der Chetiter wissen, läßt einen bestimmten Schluß auf die ethnographische Stellung nicht zu. In dem Friedenstraktat zwischen Ramses II. und Kheta-Sar, der auf einer Stele in Luxor uns erhalten geblieben ist, wird vor Allem Sutekh oder Sut angerufen — der Seti, den die Hyksos nach Aegypten brachten und dem Ramses einen Tempel im Delta zu errichten versprach — außerdem aber noch die tausend Götter der Flüsse, der Berge, der Wolken, des Windes und des Meeres. Aber auch der phönizische Thommus, der Adonis der Griechen, war ursprünglich ein chetitischer Gott, und nicht minder der löwenköpfige Nergal, den wir auf phönizischen Basreliefs finden. Auf den Felsen von Eyuk tritt ein Ungeheuer auf, das sich auch auf mesopotamischen Siegeln findet und vielleicht das Urbild der ägyptischen Sphinx ist; ähnliche Figuren sind zusammen mit dem Scarabaeus auch in Etrurien gefunden worden. Das Monument von Ibriz zeigt einen Riesen mit den Zügen des babylonischen Wassergottes Ea, aber in chetitischen Stiefeln und mit chetitischer Beischrift; er hält in der einen Hand eine Weintraube, in der anderen eine Aehre. — Von weiblichen Gottheiten kommen zwei weitverbreitete Typen vor, eine nackte Frau, welche ihre Brüste mit den Händen hält, und die Mutter mit dem Kind. — Ein bei Aiden in Lydien gefundener Cylinder zeigt einen zweiköpfigen Gott, welcher mit der einen Hand ein Kreuz gegen ein paar Beter hält, während er in der anderen eine Peitsche gegen ein paar Dämonen, die sich streiten, ausstreckt. Es scheint das auf einen auch in akkadischen Mythen öfter wiederkehrenden Zug zu deuten. Die Priester erregten durch ihren Zauber Streit und Kampf unter den feindlichen Dämonen und machten diese dadurch unschädlich. Dagegen war der chaldäische Sterndienst den Chetitern sicher unbekannt; denn in dem Friedensvertrag werden weder die sieben Planeten noch die Sterne angerufen. Auch das deutet darauf hin, daß sie Turanier, keine Semiten, waren.

Aus den Monumenten ersehen wir, daß die Chetiter ein rossezüchtendes Volk waren, und daß ihre Edlen, wie bei den alten Griechen, vom Streitwagen herab kämpften. Ihre Waffen waren Bogen, Speer, Wurfspieß, die doppelschneidige Streitaxt und ein kurzes breites Schwert; manche halten eine Peitsche, ähnlich dem modernen Kurbatsch, in der Hand, andere führen eine Keule, ganz wie die Bauern in Palästina ihren Dabbus. Auch ein viereckiger Schild kommt vor. Den Kopf bedeckt die charakteristische hohe, runde Mütze, ähnlich der der türkischen Derwische; an ihr erkennt man sofort die chetitischen Monumente. Die Füße stecken in den oben erwähnten Stiefeln, die Männer tragen eine kurze Tunika, doch kommen auch Figuren mit weitem Mantel vor. Die Göttinnen tragen lange Kleider mit vielen Falten und eine hohe Mütze, ähnlich der der Fellachinnen aus der Umgegend von Bethlehem.

So viel sich aus dem erwähnten Friedenstraktat erkennen läßt, standen die Chetiter unter zahlreichen kleinen Fürsten;

---

[1]) Hittite Ethnology. In dem Journal of the Anthropological Society of Great Britain and Ireland, 1888, vol. XVII, p. 137.

[2]) Diese Photographien, 190 an der Zahl, sind zu beziehen von Mr. Browning Hock, 75 High Street, Bromley, Kent. Die ganze Serie kostet 45 sh., bei Auswahlsendungen das Dutzend 2 sh. 3 d. Sie sind mit geringen Ausnahmen den Monumenten der neunzehnten Dynastie entnommen und mit den Namen und den entsprechenden Hieroglyphen versehen.

ob sie ständig einen Oberkönig hatten oder nur in Kriegszeiten den Fürsten von Kadesch als solchen anerkannten, ist noch nicht mit Sicherheit zu bestimmen, jedenfalls erscheint in dem Friedenstraktat Kheta-Sar und in den früheren Siegesberichten sein Bruder Montnur als anerkannter Oberkönig. Sie besaßen eine blühende Industrie, deren Produkte in Aegypten gesucht waren, und geschickte Handwerker. Auf dem Schlachtenbild erscheint Kadesch als eine ummauerte Stadt mit vielen Thürmen, die mit Bogenschützen besetzt sind; ein tiefer doppelter Graben mit Brücken, dessen Spuren Conder bei Kades gefunden zu haben glaubt, umgiebt sie. Ein Schreiber begleitet den König, die Chetiter schrieben anscheinend mit hieroglyphischen Silbenzeichen, und auch das deutet darauf, daß ihre Sprache eine einfach agglutinirende war; die Zahl der bekannten Zeichen beläuft sich bereits auf 120 bis 130, ihre Deutung hat aber leider noch nicht mit Sicherheit gelingen wollen. — In dem Traktat erscheinen die Chetiter als gewandte Metallarbeiter: ihre Streitwagen waren mit Gold und Silber verziert, der Friedensvertrag wurde in eine Silberplatte eingegraben, Bronzewaffen und Geräthe brachte schon Thutmes III. als geschätzte Kampfbeute nach Hause; auch das ist ein Zug, welcher die Chetiter mit den Etruskern und den metallkundigen Tschuden und anderen altaischen Stämmen verbindet.

Ist auch keiner der von Conder beigebrachten Gründe eigentlich beweisend, so macht doch ihre Gesammtheit es in hohem Grade wahrscheinlich, daß er recht hat, wenn er die herrschende Klasse der Chetiter, und damit auch deren Vorfahren, die Hyksos, zu der großen turanischen Völkerfamilie rechnet. In wie weit ihre Verwandtschaft mit den Etruskern sich erweisen läßt, bleibt abzuwarten; in einer nachträglichen Bemerkung macht aber Conder auch noch auf die Analogie des oben erwähnten doppelköpfigen Götterbildes mit dem etruskischen Janus aufmerksam. Nicht ohne Interesse ist auch, daß eine sorgsame Vergleichung der griechischen Sprachwurzeln nach Wharton ergiebt, daß reichlich zwei Fünftel (1160 unter 2740) sich nicht auf das Arische zurückführen lassen; es ist also gar nicht unmöglich, daß die Kultur von Mykene und Tiryns vorarisch, chetitisch war, und daß die Einwanderung der Arier thatsächlich zusammenfällt mit dem, was man gewöhnlich als den Einbruch der Dorier bezeichnet. Ko.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Regierung des Großfürstenthums **Finland** hat beschlossen, von verschiedenen Küstenstationen aus **systematische Beobachtungen der Treibeisverhältnisse** anstellen zu lassen. Da die betreffenden Verhältnisse sehr maßgebend in den Verkehr der finländischen Häfen eingreifen, so werden diese Beobachtungen außer von rein wissenschaftlicher auch von hoher praktischer Bedeutung sein. Es steht daher vielleicht auch zu hoffen, daß die anderen nordeuropäischen Staaten in Bälde dem Beispiele Finlands folgen werden.

— Einem Vortrage des Dr. **Hellmann** von der Berliner Meteorologischen Gesellschaft zufolge ist die **Kälte** des diesjährigen Januar in **Oberitalien** erheblich intensiver gewesen als in Berlin. In Alessandria betrug die Minimaltemperatur — 15,6°, und das Thermometer stand daselbst 30 Tage lang (26. December 1887 bis 23. Januar 1888) fortwährend unter dem Gefrierpunkte. In Piacenza sank es sogar auf — 17° hinab.

— Die auffallende Erscheinung, daß sich das **Keltische** in **Cornwallis** und **Wales** als herrschende Sprache erhalten und gleichwohl auf die Entwickelung der englischen Sprache kaum einen Einfluß ausgeübt hat, erklärt sich nach **Sayce** sehr leicht dadurch, daß Britannien am Ende der Römerherrschaft bis zur Pictenmauer völlig latinisirt war, einschließlich Wales und Cornwallis. Die Welschen stammen also nicht von den damaligen Einwohnern von Wales, sondern von Stämmen aus Strathclyde, dem südwestlichen Schottland, die unter den sagenberühmten Söhnen Cunneddas nach Wales einbrachen und den Norden und die Mitte besetzten, während im Süden sich vielfach Iren ansiedelten. Das beweist auch heute noch der Dialekt. In die Berge von Wales konnten die Sachsen nicht eindringen, und bei dem steten Kampfe an der Grenze blieben die Sprachen beinahe ohne jede Einwirkung auf einander. Auch die Bewohner von Cornwallis scheinen nicht von den latinisirten Kelten der letzten Römerzeit abzustammen, sondern von Bretonen, welche diesen gegen die Sachsen zu Hilfe kamen und sich unter ihnen festsetzten. („Presidential Address Anthropoli Institut“, Novbr. 1887.) Ko.

Asien.

— Wie wir vernehmen, steht Professor **Heinrich Kiepert** im Begriffe, zusammen mit Dr. **Fabricius** eine neue Reise nach Kleinasien zu unternehmen, um besonders die Gegend des alten Karia genauer zu durchforschen. — Ebenso ist Dr. v. **Luschan** behufs Fortsetzung seiner ethnologischen Untersuchungen vor kurzem nach Kleinasien abgereist.

— Die **russischen Forscher** sind in **Asien** an den verschiedensten Orten eifrig am Werke. Im Gebiete von Buchara und in der Transkaspischen Provinz stellten zwei junge Gelehrte, Bogdanovits und Obirtschew, geologische Untersuchungen an. In **Japan** war der Archimandrit Anatoly damit beschäftigt, Materialien zur Pflanzengeoprahie zusammenzubringen. In Ostsibirien und der Seeprovinz leitet Busse die Arbeiten der kürzlich erst gebildeten Gesellschaft zum Studium der **Amurgegend**: unter anderem wurde von ihm eine Excursion in den Kaiserhafen veranstaltet, um Beobachtungen über die dort lebenden Eingeborenen zu sammeln.

— Oberst **Woodthorpe**, der seiner Zeit der **Lockhart'schen Expedition** (1885) in die **Khanate des Hindukusch** als Topograph beigegeben war, ist von der englischen Regierung damit beauftragt worden, den Bericht über diese Expedition zu vollenden. Man hat von demselben namentlich eine Reihe von wichtigen Bereicherungen der Kunde von dem Quellgebiete des Amu-Darja zu erwarten.

— Die bereits erwähnten **Rubin-Fundstätten von Oberbirmah** (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 61) bildeten den Gegenstand eines Vortrages, den **Robert Gordon** am 27. Februar vor der Londoner geographischen Gesellschaft hielt. Dieselben liegen im Norden von Mandalay und sind heute verhältnißmäßig leicht zu erreichen. Von Rangoon nach Prome führt eine Eisenbahn, die man füglich als das erste Stück der großen indisch-chinesischen Schienen-Straße der Zukunft ansehen könnte, und dann ist es nur noch drei Tagereisen bis Mandalay. Der Minendistrikt im Norden von dieser Stadt ist mit Bergzügen von 1800 bis 2400 m Höhe erfüllt, und inmitten derselben liegen die Dörfer Mogok, Kathay und Kyatpyen, deren wohlhabende Bewohner den Bergbau

auf die Edelsteine durch gemiethete Arbeiter betreiben. Die Rubine sind nach Gordon zum Theil in Gängen von vulkanischem Gestein, das den in den Gebirgen vorherrschenden, jetzt stark verwitterten und mürben Gneiß durchbrochen hat, enthalten. Zum Theil liegen sie in der sekundären Bildung eingebettet, die die Gehänge bedeckt. Zum Theil endlich finden sie sich in der merkwürdigen Korund-Schicht, die in einer Tiefe von 3 bis 9 m unter dem Boden der Thäler lagert. Die ersteren Fundstätten werden gegenwärtig nur wenig benutzt; auf den Fundstätten der zweiten Art findet mit Hilfe von Wasserleitungen aus Bambus ein geringfügiger hydraulischer Betrieb statt, der einigermaßen an die kalifornischen Goldwäschen erinnern kann; am beträchtlichsten aber ist die Minenthätigkeit in den Fundstätten der dritten Art, nahe bei den obengenannten Dörfern, von denen Mogok (mit 3400 Einwohnern) das größte ist. Von der Occupation des Landes durch die Briten steht zu erwarten, daß dieselbe die Minenthätigkeit viel höher in den Schwung bringen wird.

— Besser als andere asiatische Staaten scheint das Königreich Siam begriffen zu haben, daß ihm in seiner gefährlichen Berührung mit dem französischen und englischen Kolonialbesitze nichts zu seiner Vertheidigung und zur Erhaltung seiner Selbständigkeit übrig bleibt, als die europäische Kultur freiwillig möglichst umfassend auf seinem Boden Platz greifen zu lassen. Als ein Zeichen der Zeit ist in dieser Beziehung anzusehen, daß es dem General Sir Andrew Clarke gelungen ist, von dem Könige des betreffenden Landes für eine englische Gesellschaft die Concession zum Bau einer Eisenbahn von Bangkok nach Zimme (Schieng-me, Jamahay; am oberen Me-ping) zu erlangen. Mit der Herstellung dieser siamesischen Hauptlinie wird zugleich ein entscheidender Schritt geschehen hinsichtlich des Verkehrsanschlusses von Siam an Britisch-Indien, und der Vorsprung, den England durch die Etablirung der Menam-Dampfschifflinie vor Frankreich bereits gewonnen hat, wird dadurch natürlich noch sehr bedeutend vergrößert. (Vergl. unsere Mittheilung auf S. 143 des laufenden Bandes.)

— Die Stromlaufveränderung des Hoangho macht sich in empfindlicher Weise in dem chinesischen Handels- und Verkehrsleben geltend, insofern als den chinesischen Haupthäfen durch die überschwemmten Gebiete die Verbindung mit ihrem ferneren Hinterlande vollkommen abgeschnitten ist. So verlautet aus Tientsin, daß die dortigen Kaufhäuser mit einem großen Vorrathe von Waaren überhäuft sind, für den sie bis auf Weiteres keine Verwendung haben. Die Vernichtung des Lebens und Eigenthums von mehreren Millionen Konsumenten spielt dabei natürlich auch eine Rolle. — Um den Strom in sein verlassenes Bett zurückzuleiten, hat Li Hung Tschang Unterhandlungen mit einem französischen Syndikat gepflogen, und dieselben sollen auch zu dem gewünschten Resultate gediehen sein. Demnach würde die französische Gesellschaft für 9 Mill. Francs die Stopfung des Dammbruches bewirken, oder auch für 63 Mill. Francs die gesammte Instandhaltung der Dämme auf einen Zeitraum von 30 Jahren übernehmen. Die Anwohner des neu entstandenen Stromlaufes sollen aber mit dem Plane nicht einverstanden sein, und sich demselben mit Gewalt widersetzt haben. Gegenwärtig sollen etwa 60 000 chinesische Arbeiter an der Unglücksstelle beschäftigt sein.

— Die von der Niederländischen Geographischen Gesellschaft nach den Key-Inseln ausgerüstete Expedition ging am 21. Januar von Amsterdam nach Batavia ab, von wo sie durch ein Dampfschiff nach Key-Donlah gebracht werden wird; der Aufenthalt daselbst dort ist vorläufig auf ein Jahr bestimmt.

Afrika.

— Der französische Lieutenant Dolizie hat in Folge des Widerstandes der Eingeborenen, die mehrere seiner Begleiter tödteten, von seinem Vorhaben, auf dem Ubangistrome aufwärts in das unbekannte Innere des französischen Kongolandes vorzudringen, abstehen müssen, und ist unter Zurücklassung seiner gesammten Ausrüstung nach der Station Nkunja zurückgekehrt. — Dagegen ist es nach einer Nachricht aus Brüssel dem Kapitän Van Gele gelungen, das Uëlle-Ubangi-Problem zu lösen, und die Identität der beiden Ströme zu erkennen.

Südamerika.

— Die Reisenden Sandalio Sosa und Dr. De Bourgade sind von ihrer Explorationstour im nordöstlichen Paraguay nach Asuncion zurückgekehrt. Dieselben haben namentlich das Gebiet des Jejui und Igatimi, zweier Tributärströme des Parana, bezüglich ihrer geologischen und wirthschaftsgeographischen Natur genauer untersucht. Die Eingeborenen erwiesen sich freundlich, und unter denselben war namentlich ein bisher unbekannter Stamm, den die Nachbarstämme Apytere (Bewohner der Mitte) nennen, interessant.

Allgemeines.

— Das Dampfschiff „Athenian" von der englischen Union-Gesellschaft hat die Reise von Kapstadt nach Plymouth in der unerhört kurzen Zeit von 17 Tagen 21 Stunden 5 Minuten zurückgelegt, indem es am 22. Februar Nachmittags 5 Uhr 20 Min. von dem erstgenannten Hafen ausfuhr, am 7. März Nachmittags 6 Uhr Madeira anlief, und am 11. März Nachm. 2 Uhr 25 Min. in dem engl. Hafen landete. Bisher war die schnellste Fahrt zwischen den beiden Punkten von dem Union-Steamer „Tartar" gemacht worden, nämlich in 17 Tagen 23 Stunden 4 Minuten.

— Nach einer Mittheilung der „Revue géographique internationale" beläuft sich der Ertrag der Fischerei auf der ganzen Welt auf ungefähr zwei Milliarden Franken, wovon ein Viertel auf die Vereinigten Staaten, ein Fünftel auf Skandinavien und Holland, und ebensoviel auf England entfallen. Der Ertrag der französischen Fischerei wird auf 110 Mill. Franken veranschlagt. Davon liefert das Arrondissement Cherbourg (mit Boulogne, Fecamp, Dieppe) allein $42\frac{1}{2}$ Mill., besonders in Folge der Heringsfischerei, Brest 27 Mill., Rochefort $11\frac{1}{2}$, Lorient $17\frac{1}{2}$, Toulon, das die ganze Mittelmeerküste umfaßt, aber nur 9 Mill. Im Mittelmeere haben Catalanen und Italiener den Provencalen längst den Rang abgelaufen. Von den 30 Mill. Kilogramm frischer Seefische, die Paris jährlich verbraucht, werden nur drei Fünftel von der französischen Fischerei gedeckt, den Rest liefern England, Holland und Belgien. Ko.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII.



№ 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Reise nach den neusibirischen Inseln.

Von E. Baron Toll.

Im April 1886 war Alles zur Abfahrt auf die Inseln bereit. Herr Dr. Bunge war zum Platze Aidshergaidach am Swätoi Noß — dem heiligen Kap des Eismeeres —, wo er trotz der Polarnacht schon im December 1885 ein Proviantdepot angelegt hatte, vorausgeeilt, um zeitig die ersten Transporte auf die Inseln zu entsenden, und ich stieß, nachdem ich die Ausgrabung einiger mit Weichtheilen erhaltener Mammuthreste unter 71° nördl. Br. (noch innerhalb der Waldgrenze, an dem Flüßchen Borüräch, circa 35 Meilen östlich von Kasatschje) beendet hatte, am 23. April zu ihm. Als Beispiel, wie frisch sich im ewig gefrorenen Boden Weichtheile der großen Säugethiere erhalten können, sei hier erwähnt, daß einer meiner tungusischen Arbeiter beim Ausgraben der Ulna die an ihr festsitzenden Sehnenfasern der Gelenkkapsel als Delicatesse verspeiste. Die Ausgrabungen erwiesen, daß die Theile eines Mammuths — nicht ein ganzes, wie einst an der Lenamündung — über einer 48 Fuß mächtigen Eisunterlage in gefrorenem Lehme eingelagert waren, woraus (ich übergehe die Beweisführung) der Schluß berechtigt ist, daß die Reste dieses Thieres ebenso wie die des lateinischen Beutel-Rhinoceros vom Merkii, dessen mit Haut und Haar erhaltener Kopf im Museum der Kaiserl. Akademie zu St. Petersburg aufbewahrt wird, auf einem Eisthal, einer Bildung, wie sie jetzt noch häufig vorhanden ist, eingeschwemmt waren.

Am 1. Mai brach ich in Begleitung meines treuen Gefährten, des Kosaken Semen Koräkin, sowie eines Jakuten und eines ergrauten Elfenbeinsammlers, der zwar russischer Abstammung, aber vollkommen jakutisirt war, mit zwei Hundeschlitten voraus zur großen Ljachow-Insel auf.

Die Hundeschlitten oder Hundenarten unterscheiden sich von den Renthier-Narten durch ihre größere Länge und geringere Breite, sind aber sonst wie jene in allen Theilen mit Riemen gebunden, wodurch sie nachgiebig, biegsam und schnell reparirbar, und dadurch allein geeignet sind, Fahrten über Schollenberge und zwischen den Schollen durch bestehen zu können. Bespannt werden sie gewöhnlich mit 12 oder 13 Hunden, die paarweise an eine gemeinsame Zugleine gekoppelt sind. An der Spitze läuft der klügste und erfahrenste Hund, der der Stimme des Nartenlenkers gehorcht und auf das Kommando „Narre-links“, „Tock-rechts“, seine Kameraden nach sich zieht. Er erhält auch bei der Ankunft am Lagerplatze vor allen zuerst seinen Futterantheil — $1\frac{1}{2}$ bis 2 Pfd. Jukkola (getrockneten Fisch) — die anderen ebenso je nach ihren Leistungen, die besseren früher, die schlechtesten zuletzt. Die Kraft der Hunde ist eine bewundernswerthe. Bei einer Belastung des Schlittens von 15 Pud, ungerechnet das darauf gebundene Zelt, das Bettzeug, die Gewehre und die zwei darauf fahrenden Menschen, habe ich die 10 Meilen von dem Swätoi Noß zur Südküste der großen Ljachow-Insel, bei allerdings guter Bahn, d. h. ohne durch Schollenberge (Torossen) aufgehalten zu werden, in 9 Stunden zurückgelegt.

Hier auf der Ljachow-Insel hatte ich nun Gelegenheit, die alten Angaben der Elfenbeinsammler, daß die Insel aus Eis und Sand bestände, zu bestätigen.

Ich werde auf diese wunderbare Thatsache zum Schlusse noch zurückkommen. Jedenfalls hatte schon eine flüchtige Inaugenscheinnahme dieser Insel die Nothwendigkeit einer gründlichen Untersuchung derselben erwiesen, und so wurde deshalb, als Dr. Bunge ebenfalls hier eingetroffen war, eine Theilung der Expedition beschlossen. Herr Dr. Bunge erwählte die Ljachow-Insel zu seinem speciellen Arbeitsfeld, da auf ihr sich die reichsten Funde an fossilen Säugethierknochen erwarten ließen, und mir wurde die Untersuchung der Insel Kotelny zu Theil.

Am 13. Mai bei nicht untergehender Sonne und doch bei — 21° C. brachen wir zuerst gemeinsam mit 11 Hundenarten weiter nach Norden auf. Nach zweimaliger Rast auf dem Eise erreichten wir am 16. Mai die Südspitze der Insel Kotelny unter $74^1/_2{}^0$ nördl. Br. Drei Tage darauf nahmen wir bei einer Flasche Champagner auf 6 Monate von einander Abschied. Herr Dr. Bunge zog an der Ostküste der Insel Kotelny nach Norden hinauf, wo er durch Holzmangel und tiefen Schnee mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, um dann zur Ljachow-Insel zurückzukehren; ich machte inzwischen eine Tour über die Insel Fadejew nach Neusibirien, von wo ich am 13. Juni noch glücklich über das Eis nach der Insel Kotelny zurückkehrte.

Hier fand ich die für die Landtouren während der Uebersommerung bestimmten, vom Festlande hinübergeschafften Renthiere vor, aber leider auch die für Herrn Dr. Bunge bestimmten, die sich nun nicht mehr zurücksenden ließen, wodurch Herrn Dr. Bunge der Aufenthalt auf der Ljachow-Insel bedeutend erschwert wurde.

Nachdem meine Vorräthe zur Mündung des Urassalach, an der Westküste, circa 10 Meilen nördlich vom Südkap, hinübergeschafft waren, begann der Bau einer für die Wintermonate nothwendigen Behausung. Dazu ließen sich sowohl die Reste einer alten Winterhütte, als auch frisches Treibholz, das hier besonders reichlich vorhanden war, benutzen.

Das Treibholz entstammt sicher den großen Strömen Sibiriens, wahrscheinlich aber am meisten der Lena. Die größten Treibholzmassen finden sich an der Westküste der Inseln. Unter den zehn von mir gesammelten Holzarten nahmen Stämme der Kiefer (Pinus silvestris) in der Häufigkeit des Vorkommens die erste Stelle ein.

Am 6. Juli brach ich mit zwanzig der besten Renthiere, die aber leider noch nicht ihre vollen Kräfte wiedererlangt hatten, zunächst quer durch die Insel zur Ostküste auf. Ich mußte mich hierbei mit Brennholz, und zwar für zehn Tage versehen. Dieses sowohl, als auch ein leichtes Boot jakutischer Bauart (eine Vetka), das aus drei rissigen Treibholzbrettern zusammengefügt war, hatten wir Anfangs auf Narten geladen, dieselben mußten uns aber, als wir im Osten auf dem die Inseln Kotelny und Fadejew verbindenden „Sande" angelangt waren, zur Feuerung dienen. Hier zeigte sich nämlich ein Fehler der Anjou'schen Karte, nach der wir berechtigt waren, an dem Flusse Dragozenraja schon Treibholz zu erwarten. Die Wohlthat eines prasselnden Feuers konnten wir erst zwei Tagemärsche nördlicher wieder genießen.

Aus der Niederung, die sich an der Ostküste der Insel dem Gebirge des Centrums anlehnt, und die in dem die Inseln Kotelny und Fadejew verbindenden „Sande" endet, erheben sich einige Hügel, von denen der bedeutendste durch eine Sage der Elfenbeinsammler verherrlicht ist.

Sie nennen ihn den Ekekü-Hügel, weil angeblich auf ihm der Ekekü — das ist nach ihrer Ansicht der größte Vogel der Welt, nämlich der russische Reichsadler — genistet habe. Er sei von so mächtiger Größe, daß er bei seinem Fluge die Sonne verfinstert habe. „Mauk, mauk" habe er gerufen, als die ersten Besucher der Insel diese betraten, und als sie dem Rufe nachgehend dem Hügel sich näherten, haben sie Eierschalen und Federn von fabelhafter Größe gefunden, der Ekekü selbst aber sei verschwunden und habe sich nie wieder gezeigt.

Es hängt diese Sage mit der in ganz Sibirien verbreiteten Ansicht zusammen, daß die nicht selten vorkommenden Hörner des Rhinoceros Klauen seien (mit denen sie ja in der That eine entfernte Aehnlichkeit haben), welche einem ausgestorbenen Riesenvogel angehörten.

Am 10. August erreichten wir, längs der Nordostküste vorwärts eilend, die Nordspitze der Insel. Dieselbe liegt nach Anjou unter 76° 2′ nördl. Br.

Die letzten zwei Wochen waren wir fast beständig in einen dicken Nebel gehüllt gewesen, um so größer war deshalb meine Freude, als ich am 13. August, an der Westküste nach Süden ziehend, ein stetiges Aufhellen bis zur völligen Klarheit des Horizontes bemerkte. Dadurch war es mir vergönnt, im Norden, 14 bis 18° Ost, deutlich die Conturen von vier Bergen, die nach Osten mit einem flachen Vorlande verbunden waren, zu sehen.

Damit war nun auch diese Angabe Sannikow's, des ältesten und hervorragendsten aller Inselfahrer, dem wir die ersten wichtigen Daten über diese Insel verdanken, bestätigt. Sie sind uns von Hedenström überliefert worden. Sannikow war es auch, der seinerzeit, in Hedenström's Auftrag auf der Insel Neusibirien übersommernd, von dort aus im Norden die von der „Jeannette" entdeckte Bennett-Insel gesehen hatte.

Von hier zogen wir ohne Aufenthalt auf dem kürzesten Wege nach Süden, dem Urassalach zu, um sobald als möglich den Renthieren längere Erholung zu verschaffen, der sie dringend bedurften. Sie waren ja durch die anstrengenden Märsche und bei der kärglichen Nahrung, die ihnen besonders der Norden der Insel geboten hatte, dermaßen ermattet, daß wir sie in den letzten Tagen am Halfter vorwärts schleppen mußten, statt sie als Reitthiere zu benutzen. Eines von ihnen waren wir hier zurückzulassen gezwungen.

Zum Glück für die Renthiere gab es für sie keine schweren Lasten mehr zu tragen, da unser Proviant schon an der Nordostküste bedenklich zur Neige gegangen war. Ich hatte mich für diese Tour mit Thee, Zucker, Zwieback, Mehl &c. nur für einen Monat versorgen können, in Bezug auf die Fleischnahrung aber auf die Renthierjagd rechnen müssen. Dank der Gewandheit meiner Jäger, des Tungusen Djergeli und des Kosaken, hat uns auch die Jagd vollkommen ernährt.

Nur am Balyktach (zu deutsch: Fischfluß) dem größten Flusse der Insel, boten uns die in demselben gefangenen Lachse eine willkommene Abwechselung in unserer Kost. Es ist dieser Lachs, der auch hier, wie am Ochotskischen Meere unter dem Namen Keta bekannt ist, ein Rothlachs, welcher dem Salmo lagocephalus sehr nahe steht oder identisch mit ihm ist. Mit diesem zusammen fingen wir auch einen kleinen Fisch für unsere Tafel, den die Jakuten Uekü nennen (eine Corregrenart).

Nach 43tägiger Abwesenheit traf ich am 18. August wieder am Urassalach ein, und es überkam mich ein fast heimathliches Gefühl, als ich die bekannten Plätze in der Nähe der „Winterhütte" wieder erblickte. Hier konnten wir uns wieder den entbehrten Genüssen voll hingeben, und sind uns wohl allen die ersten an der Quelle unserer Vorräthe verbrachten Tage in schöner Erinnerung geblieben.

In meiner Abwesenheit war von dem zu Holzarbeiten geworbenen Jakuten Nikta und dem Tungusen Owanoje unser Haus wohnlich eingerichtet worden, und ich bezog dasselbe nun zunächst nur für einige Tage.

Auf den Touren hatte ich bis dahin und später stets das tungusische Lederzelt mitgeführt, an das ich so sehr gewöhnt war, daß mir der Aufenthalt im Hause kaum erträglich erschien. Als ich aber vom 8. Septbr. — nachdem der Winter mit seinen furchtbaren Schneestürmen wieder Einzug gehalten hatte — bis zum 26. Octbr. mit Unterbrechung von nur einigen Tagen darin gehaust hatte, vertauschte ich natürlich ungern diese behaglichen Räume wieder mit dem luftigen Zelte. Dieses letztere bestand aus dünnem, von Bremsenmaden durchlöchertem Renthierleder, während jenes von außen mit Schnee und Eis verstrichen und von innen mit Filz und Fellen ausgeschlagen war. In diesem kauerte man sich um das in der Mitte angefachte Feuer, dessen erstickender Rauch bei strenger Kälte das Zelt nicht verlassen wollte, während in jenem zwei Räume — die Badestube und das Zimmer meiner Begleiter — von einem Kamin erhitzt wurden, mein Zimmer aber von einem eisernen kleinen Ofen. Obendrein erfreute ich mich in dem Hause sogar des Luxusses eines Backofens, den ich der Geschicklichkeit meines ältesten Führers, des würdigen Jakuten Mochaplew, zu verdanken hatte.

Am Tage meiner Ankunft am Urassalach, nach der Rundreise um die Insel, am 18. August, erlebte ich nach vier Monaten wieder den ersten Sonnenuntergang.

Damit hatte aber der Sommer sein Ende erreicht, ein Sommer, dessen Mitteltemperatur (für die drei Monate Juni, Juli, August berechnet) + 1,4° C. betrug, der am 12. Juli mit + 10° C. sein Wärmemaximum gehabt hatte, und in dem während des Juni 6mal Schneesturm, 23mal Schneefall, 27mal Nebel und 19mal Regen an 92 Beobachtungstagen verzeichnet war. —

Am 18. August war der Boden mit einer fußhohen Schneeschicht bedeckt, die zwar in Folge anhaltenden Regens wieder schwand, aber nur, um bald einer Eisdecke in den Niederungen Platz zu machen, während auf den Höhen die einzelnen Blüthen, besonders von Papaver nudicaule, von Eis inkrustirt, ihre beschwerten vom Winde gepeitschten Köpfchen klingend an einander schlugen.

Es waren während des Sommers die Schneemassen selbst an vielen Stellen der Südwestküste, in den Schluchten der Berge und an allen nach Norden gewandten Abhängen nicht abgethaut.

Dem entsprechend konnte natürlich auch die Pflanzenwelt nur zu einer kümmerlichen Entwickelung gelangen, obgleich schon wenige Tage genügten, an denen die Mitteltemperaturen den Nullpunkt überstiegen hatten, um die ersten winzigen Pflänzchen zur Blüthe gelangen zu lassen. Zur Fruchtbildung reichte aber der kurze Sommer nicht hin.

Schutz suchend vor den unaufhörlich über die Fläche streichenden eisigen Winden, die von Nord und Nordost über die ringsum die Insel fast unbeweglich umlagernden Eismassen des Meeres kommen, schmiegt sich die Flora eng an den wärmenden, obgleich ewig gefrorenen Boden; kriechend, nur wenige Zoll sich zu erheben wagend, gedeiht hier das einzige Holzgewächs, die Salix polaris.

Diese überragen nur wenige Pflanzen, die meisten aber (auf der Insel Kotelny sind circa 40 Arten von mir gesammelt, auf der Ljachow-Insel von Herrn Dr. Bunge circa 70 Arten) stehen in den schutzgewährenden Spalten und Rinnen, zwischen den polygonalen Feldern, in die der Boden theils durch Frost, theils durch rasches Austrocknen nach dem Schwinden des Schnees zersprungen ist.

Nur in gut bewässerten und geschützten Thälern findet sich der ersehnte Anblick grünen Rasens, dem durch das einförmige Graubraun des Bodens ermüdeten Auge Erholung bietend.

Ebenso plötzlich und unvermittelt wie das Erblühen der kümmerlichen Pflanzenwelt ist das Erwachen der niederen, besonders das Süßwasser bewohnenden Thierwelt. Kaum sind die ersten durch Schmelzwasser entstandenen Lachen und Pfützen da, so sind sie auch schon reich belebt von kleinen Crustaceen — besonders Cypris und Copepoden — sowie von Insektenlarven, Anneliden, mikroskopischen Räderthierchen und kaum größeren Strudelwürmern.

Das bot den befiederten Wandergesellen eine wohlbesetzte Tafel, und um sie schaarten sich die munteren Steinwälzer, Strandläufer und Wassertreter. Doch nur auf kurze Zeit belebten sie die Einöde, denn nach besorgtem Brutgeschäft waren sie lautlos und fast unsichtbar, indem sie so die junge Nachkommenschaft vor ihren Feinden hüteten. Mitte August begann auch schon wieder ihr Zug nach Süden, und mit ihnen zogen die Gänse, die hier merkwürdiger Weise nicht genistet, sondern nur gemausert hatten, die Taucher, sowie zuletzt die Möven, während sich die Prachtenten nach Norden zurück an die offenen Stellen des Eismeeres begaben.

Auch die reizende, durch ihren lieblichen Gesang entzückende Schneeammer verließ nun die Insel, und nur das Moorasthuhn harrte bis zum November daselbst aus, nachdem es schon im April — vor uns — und zwar paarweise auf die Insel gewandert war.

Vogelberge, wie in anderen Polargegenden und am Nordkap Europas, giebt es hier nicht, da es den Küsten an den nöthigen unzugänglichen Steilufern fehlt und der dreiste Nesterzerstörer, der Eisfuchs, hier überall unbeschadet sein Wesen treiben kann.

In Ermangelung der leckersten Kost — der Vogeleier — ist diesem hier auch in den Lemmingen für Nahrung gesorgt, auf die er, mit der Schneeeule concurrirend, Jagd macht. Der Lemming sucht sich vor seinen Verfolgern in seinen verzweigten Bauen zu retten, in dem Röhrensystem, das er mit Benutzung der natürlichen Spalten und Furchen im Boden anlegt, und wodurch er diesen auf weite Strecken so durchwühlt und umarbeitet, daß er unseren europäischen Sturzäckern und Brachfeldern ähnlich sieht. Es scheint fast, als hingen die Wanderungen des Lemmings mit einer Art Dreifelderwirthschaft zusammen, und als wechselte er die Gegend, um in dem umgearbeiteten Boden neue Nahrung für sich bilden zu lassen.

Ihm nach wandern die Eisfüchse. Doch wie dem Löwen die Hyäne, so folgt der Eisfuchs auch den Spuren des Eisbären, um sich von den Brocken seines Tisches zu nähren. In diesem Sommer freilich konnte wenig für den Eisfuchs abfallen, da der Eisbär selbst nicht genügend Nahrung an Seehunden — seiner gewöhnlichen Kost — gefunden hatte und deshalb zu günstigeren Jagdrevieren fortgezogen war. Vom Eisbären habe ich nur Spuren gesehen, Herr Dr. Bunge aber hatte das Glück einen zu erlegen, und zwar an dem Südkap der Insel Kotelny, wo diesen wahrscheinlich die in der Nähe deponirten Vorräthe angelockt hatten.

Um so günstiger fiel für mich die Jagd auf Renthiere aus. Es sind von mir und meinen Jägern im Ganzen sechzig Thiere erlegt worden, davon fünfzig allein auf der Insel Kotelny. Die wilden Renthiere ziehen aus der Gegend des Swätoi Noß sowie auch vom Lena-Delta zum Sommer auf die Inseln, von denen sie der nördlicheren und zwar der Insel Fadejew den größten Vorzug geben. Ihr Zug beginnt Anfang April und währt bis Ende Mai. Durch die Strapazen der Reise und in Folge des Geweihwechsels kommen sie zwar in höchst abgemagertem Zustande an, vermögen aber in der kurzen Sommerzeit sich eine bis vierfingerdicke Speckschicht aufzumästen, die freilich im September, sobald Kahlfröste eintreten, welche ihnen ihre Weideplätze durch Eiskrusten unbenutzbar machen, nur zu bald wieder schwindet. Ja häufig zwingt sie im Herbste der Hunger zu früher Rückkehr, wobei sie nicht selten auf dem nicht

festgewordenen Eise des Meeres ein unglückliches Ende nehmen. Und doch hält diese Erfahrung die Thiere von ihrem Wandertriebe nicht ab, denn erstens sind die Inseln den meisten ihre Heimath und ihr Geburtsort, und zweitens sind sie hier gesichert vor ihren Peinigern, den Mücken und Bremsen.

Mücken habe ich zwar an einem warmen Tage gesehen, doch stachen sie nicht. Von Insekten fanden sich sonst noch wenige Käfer und Zweiflügler sowie ein Schmetterling.

Der ärgste Feind der Renthiere, der Wolf, folgt ihnen, obzwar vereinzelt, auch bis hierher.

Anfang Oktober waren auch unsere Zugrenthiere, auf deren Kraft ich beim Hinüberschaffen der Sammlungen besonders gerechnet hatte, schon in bedenklichem Zustande. Doch Dank unserer reichlichen Jagdbeute konnte ich sie retten. Ich ließ statt der Jukkola an meine 26 Hunde sowohl von dem Ueberflusse an erlegtem Wilde, als auch von den dem Schlachtmesser zum Opfer gefallenen schwächeren Thieren meiner Heerde verfüttern und setzte die dadurch ersparten Fische den Renthieren vor, welche sich nicht nur bald, mit Ausnahme eines einzigen standhaften Thieres, an die neue Nahrungsweise gewöhnten, sondern mit Gier auf diese Kost stürzten — mit dem Heißhunger eines bekehrten Vegetarianers.

Die Thiere selbst trieb ihr Instinkt zu möglichst rascher Rückkehr an das Festland, da die verödete Insel sie mit dem Hungertode bedrohte. Dadurch hätten wir fast unsere ganze Heerde verloren, die sich am Tage vor unserem Aufbruche, den Spuren wilder Renthiere in einem unbewachten Augenblicke folgend, bereits eine Meile weit von der Insel entfernt hatten, und nur einem glücklichen Zufalle verdanken wir es, daß wir die Thiere zwischen Schollenbergen verirrt auffanden und zurücktreiben konnten.

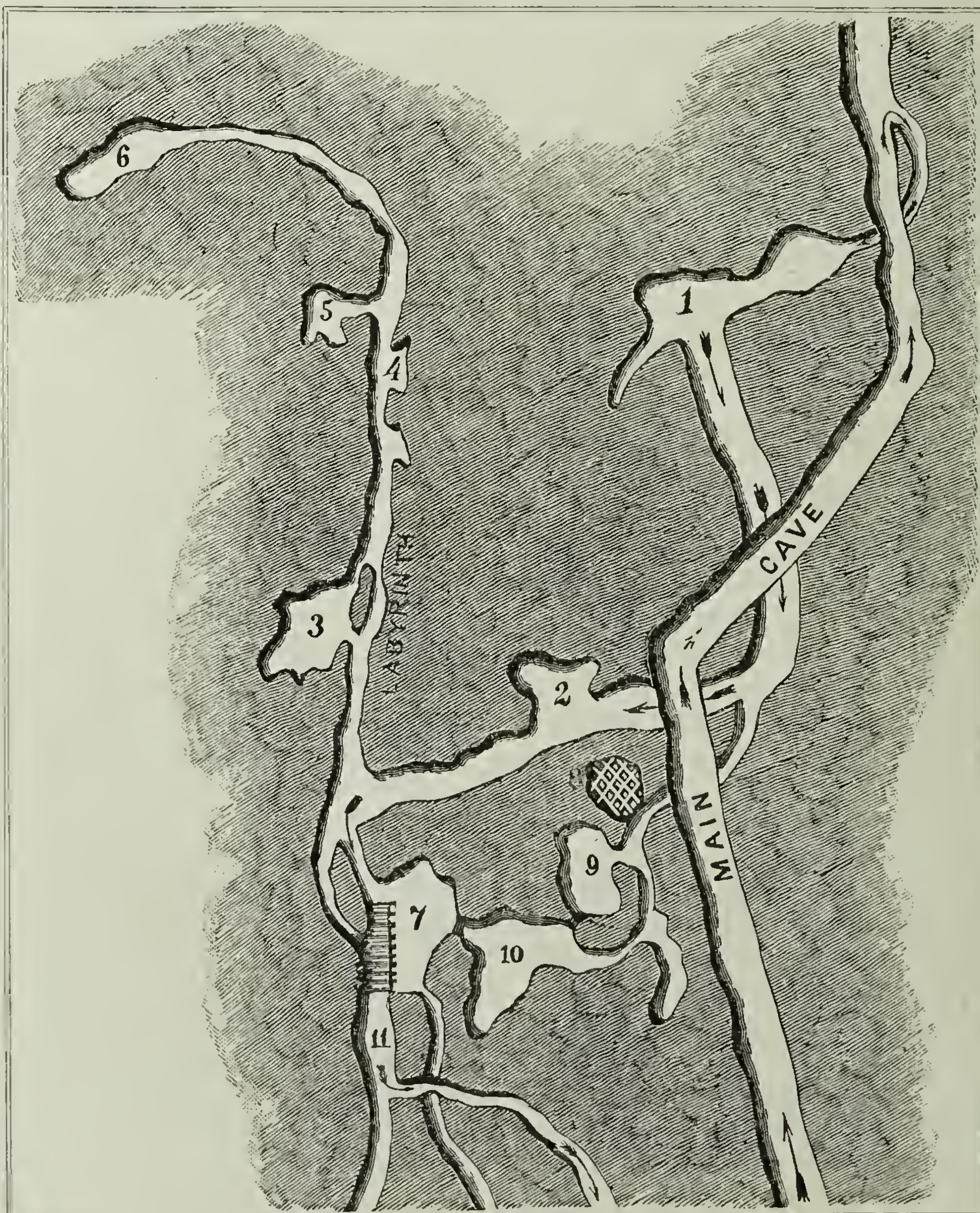
(Schluß folgt.)

Die nordamerikanischen Höhlen.

Von Dr. Emil Deckert.

(Schluß.)

Bei der Wyandotte-Höhle, die unsere Adelsberger Grotte an Ausdehnung etwa um das Doppelte übertrifft, ist die Anordnung der Hauptgänge merkwürdig. Dieselben laufen sämmtlich von Nord nach Süd und sie stehen so nicht nur unter einander, sondern auch mit dem Blue River, der östlich davon dem Ohio zu fließt, in ziemlich strengem Parallelismus. Man könnte sich also sehr wohl vorstellen, der betreffende Strom sei zuerst durch den westlichen Höhlengang geflossen, dann durch den mittleren und dann durch den östlichen, bis er endlich sein Bett an die gegenwärtige Stelle und an das Tageslicht verlegt habe. Die Thatsache, daß die westlichen Gänge (Mortons Marmor-Halle 2c.) die trockensten sind, würde damit gut im Einklange stehen. Da verschiedene Verbindungsgänge zwischen den Hauptgängen vorhanden sind, so dürfte die Veränderung des unterirdischen Flußlaufes in der angedeuteten Richtung aber wohl immer nur schrittweise und allmählich eingetreten sein (vergl. den beigegebenen Plan der Höhle). Daß wiederholte Zusammenbrüche der Höhlengewölbe stattgefunden haben, ist auch bei der Wyandotte-Höhle aus zahlreichen großen Anhäufungen von Kalksteinblöcken und Stalaktiten-Bruchstücken zu schließen. Im Uebrigen finden sich in verschiedenen Abtheilungen der Höhle auch mächtige Ablagerungen von Flußsand und von Rollkieseln („Wyandotte Potatoes"). Gegenwärtig ist die Wyandotte-Höhle freilich eine der trockensten, die Nordamerika besitzt, und nur die Gänge der unteren Etage, die blos etwa 10 m über dem Niederwasser des Blue River liegt, halten sich noch ziemlich feucht. Ein gewisser Parallelismus der

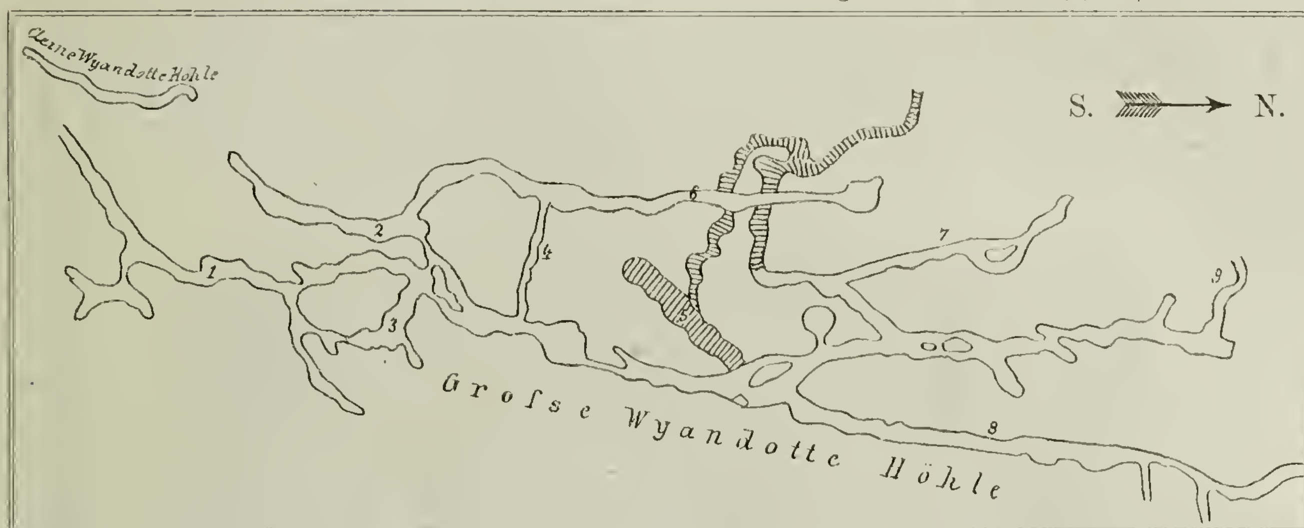


Das Labyrinth der Mammuth-Höhle.

1. Kegelbahn. 2. Sattelgrube. 3. Gorins-Dom. 4. Putnam-Kabinet. 5. Hovey-Kabinet. 8. Ariadne-Grotte. 7. Abgrund. 8. Ueberdeckte Grube. 9. Scylla. 10. Charybdis. 11. Schwärmer-Halle.

Hauptgänge ist übrigens auch bei der Mammuth-Höhle zu bemerken, und auch bei dieser sind die tiefer gelegenen südwestlichen Räume die feuchtesten (vergl. den Plan S. 213.)

In der Luray-Höhle [1], die heute ebenfalls beinahe vollständig frei ist von durchfließendem Wasser, weist das Irrsal der Gänge auf eine regellosere Bildungsgeschichte hin. Nicht unmöglich wäre es wohl, daß mehrere von den Quellflüssen des Shennandoah, die von der Massanutton-Kette und von der Blauen Kette herabströmen, sich seinerzeit selbstständige unterirdische Kanäle gegraben hätten, und daß diese Kanäle erst später zu einem einheitlichen Systeme vereinigt worden wären. Die Lagerung der Kalksteinschichten ist natürlich in der Alleghany-Region auch stärker gestört als in der unteren Ohio-Region. Die Hauptgänge verlaufen übrigens doch in der Richtung des „Großen Thales“.



Plan der Wyandotte-Höhlen.

1. Diamanten-Avenue. 2. Washington-Avenue. 3. Kriech-Avenue. 4. Rothwell-Straße. 5. Wildkatzen-Avenue. 6. Petrefacten-Avenue. 7. Mortons Marmor-Halle. 8. Riesen-Avenue. 9. Wabash-Avenue. — Die schraffirten Gänge liegen ein Stockwerk tiefer.

Am schwersten dürfte es bei der Marmor-Höhle des Mount Eolus (in Vermont) sein, einen gegenwärtig bestehenden Flußlauf zu den unterirdischen Gängen in Beziehung zu setzen. Die betreffende Höhle liegt in sehr beträchtlicher absoluter und relativer Höhe auf dem Berge — 525 m über dem Meeresspiegel — und kann sich offenbar nur in einer Zeit gebildet haben, in der das gesammte Relief des Bodens rings umher noch ein vollkommen anderes war. Sollte sie schon seit den mesozoischen oder paläozoischen Zeiten bestehen? Bei der Rapidität, mit der in Amerika die Verwitterung und Denudation der oberflächlichen Felsschichten vor sich geht, ist es wohl kaum nöthig, so weit in die geologische Vergangenheit zurückzugreifen, um das Phänomen zu erklären.

Mit Rücksicht auf die Formationen, in die die nordamerikanischen Höhlen eingegraben sind, könnte man füglich fünf große Gruppen unterscheiden: die silurische Gruppe der Alleghany-Region (Luray-Höhle, Weyer-Höhle, Howe-Höhle, Marmor-Höhle rc.); die eocäne floridanische Gruppe; die carbonische Gruppe des Ohio-Gebietes (Wyandotte-Höhle, Mammuth-Höhle, Krystall-Höhle, Nicojack-Höhle rc.); die carbonisch-silurische Gruppe von Missouri-Iowa; und die jurassische (und vulkanische) Gruppe von Kalifornien-Mexiko. Für die weitere Erklärung des Höhlen-Phänomens wird dadurch aber kaum sehr viel gewonnen. Es finden sich eben Höhlen in den Kalksteinen aller Formationen. Bei der carbonischen Gruppe des Ohio-Gebietes ist es nur auffällig, wie gleichmäßig die Längsachse der unterirdischen Hohlräume von Südost nach Nordwest gerichtet ist.



Plan der Luray-Höhle.

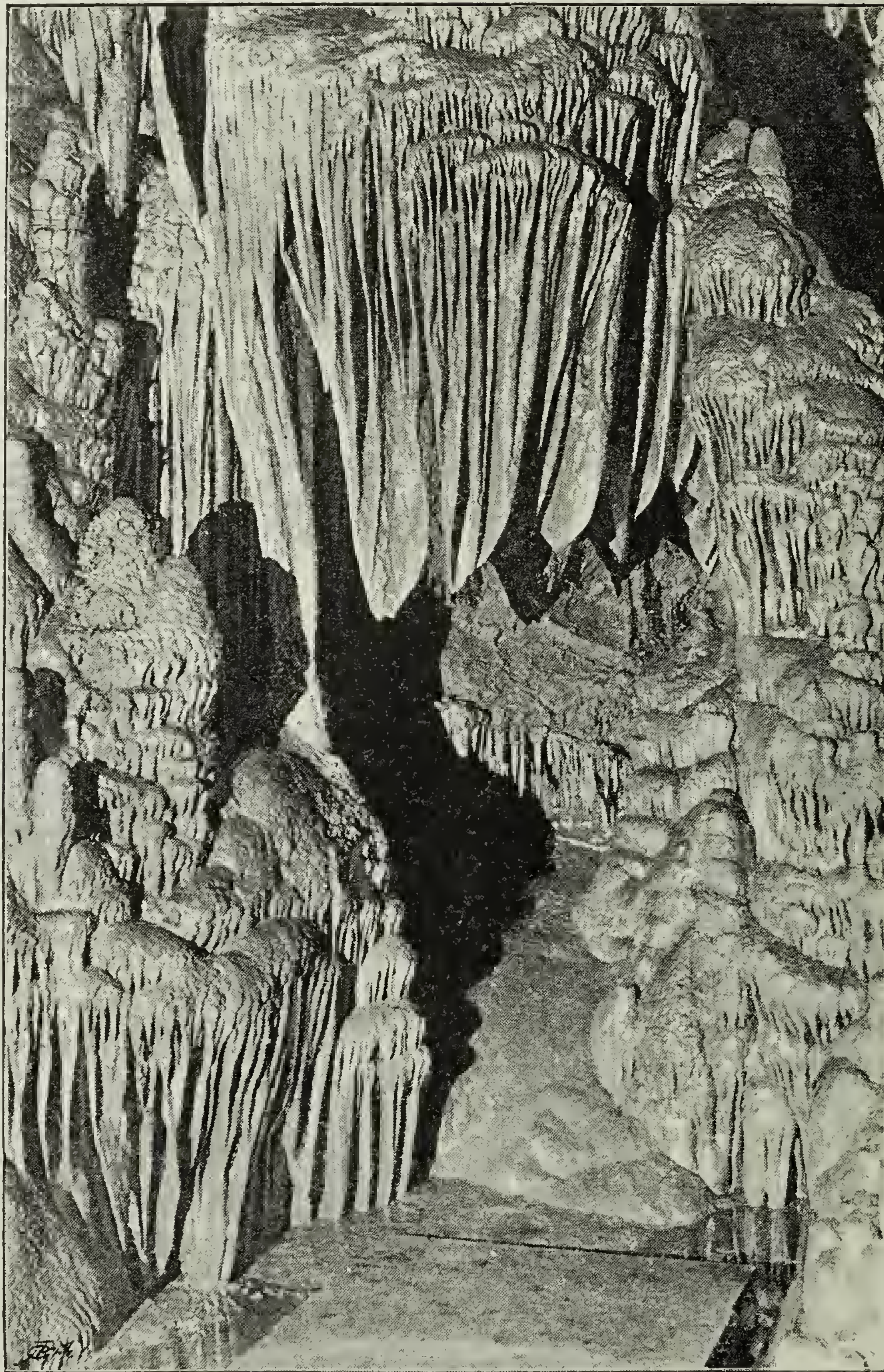
1. Vorhalle. 2. Washington-Säule. 3. Blumengarten. 4. Theater. 5. Naturbrücke. 6. Fischmarkt. 7. Krystallquelle. 8. Proserpina-Säule. 9. Gespenst. 10. Balkon. 11. Oberon-Grotte. 12. Titania-Schleier. 13. Saracenen-Zelt. 14. Kathedrale, Orgel und Thron. 15. Thurm zu Babel. 16. Kaiserin-Säule. 17. Eblis-Halle. 19. Baird-Säule. 19. Chalcedon-Kaskade. 20. Kaskaden-Quelle. 21. Drache. 22. Meermädchen. 23. Königin-Schärpe. 24. Feuchte Matte. 25. Schachman-See. 26. Lee-See. 2.7 Rheinschlösser und Lethe-See. 28. Kaiserquelle. 29. Skelet. 30. Zwillings-Seen. 31. Maschinenraum. 32. Miller-Halle. 33. Hawes-Halle. 34. Petrefacten-Allee. 35. Schiefer Thurm.

Wenn wir in Vorstehendem die Ansicht vertreten haben, daß die nordamerikanischen Höhlen in erster Linie als eine Arbeitsleistung der fließenden Gewässer zu betrachten sind, und daß der Charakter der nordamerikanischen Ströme sich in ihnen beinahe ebenso deutlich ausspricht wie in den „Glens“ und „Cañons“ an der Oberfläche, so wollen wir damit aber keineswegs behaupten, daß an ihrer Ausgestaltung überhaupt keine anderen Agentien mit gearbeitet haben. Die größeren Weitungen, die die Höhlen enthalten, sind wir viel mehr geneigt der lösenden Kraft der Feuchtigkeit, die die Poren des Kalksteines durchtränkt, sowie der Nitrification des Gesteins zuzuschreiben, als dem momentanen Wirken der starken Wassermassen, die sich durch die vorhandenen Spalten des Felsens hindurchzwängen. Dabei

[1] Vergl. hierzu S. J. Ammen, „The caverns of Luray“ (5th ed., Philadelphia 1886).

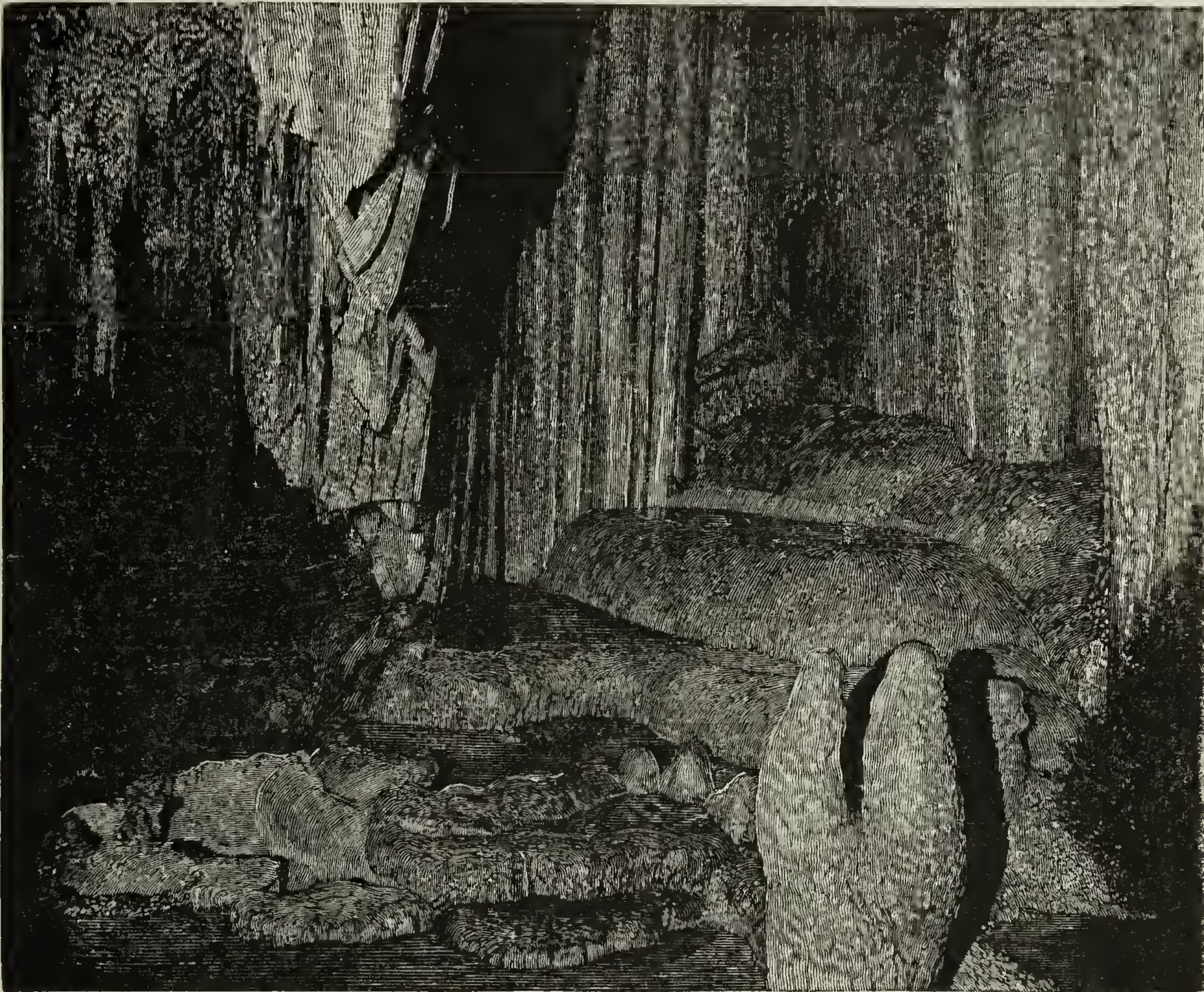
bemerken wir indessen, daß die Höhe und Stattlichkeit der unterirdischen Hallen bei den nordamerikanischen Höhlen im allgemeinen nur wenig der sonstigen Ausdehnung entspricht. Es fällt einem dies besonders auf, wenn man an die Haupthöhlen Europas zurück denkt. Eine bemerkenswerthe Erscheinung ist es hierbei, daß große Weitungen mit ausgesprochener Vorliebe an den Enden der Höhlengänge liegen, oder daß sie als Anhängsel und Auswüchse derselben — also als etwas Accidentielles — erscheinen (vergl. das Labyrinth der Mammuth-Höhle sowie die anderen Pläne).

An zierlichen und vielgestaltigen Tropfsteingebilden, so wie man sie in der Adelsberger Höhle, in der Baumanns- und Biels-Höhle, in der Dechen-Höhle 2c. zu sehen bekommt, sind die amerikanischen Höhlen im Allgemeinen nicht reich, was uns wieder auf die gewaltige Zerstörungsarbeit der unterirdischen Gewässer hinzudeuten scheint. Kaum ist der Stalagmit oder Stalaktit entstanden, so wird er von der Hochfluth wieder abgebrochen und mit fortgerissen. Außerdem setzt die Entstehung schöner Tropfsteinbildungen wohl auch ein ruhigeres und gleichmäßigeres Fallen der Tropfen voraus, als es in Nordamerika in der Regel der Fall ist. Die Dekoration der Höhlenräume dürfte also nach dieser Richtung hin durch das heftige meteorologische Regime, das über Amerika waltet, nach zweifacher Richtung hin beeinträchtigt sein. Die zahlreichsten und hübschesten Stalaktiten finden sich in der relativ sehr trockenen Luray-Höhle und in der Wyandotte-Höhle sowie in den Höhlen Mexikos. In den Räumen, in welchen einmal Tropfsteinbildungen vorhanden sind, kann man übrigens eine eigenthümliche Tendenz derselben, ins Kolossale zu wachsen, beobachten (vergl. die Abbildungen auf S. 230 u. 232). Steht dies nicht wieder in einer merkwürdigen Uebereinstimmung mit der Energie, durch die sich die meteorologischen Erscheinungen in Amerika auszeichnen! Die Dekoration der Höhlen ist natürlich jünger als die Bildung derselben, und aus diesem Grunde darf man bei ihr die Art und Weise, in der die Atmosphärilien gegenwärtig wirken, noch weit weniger aus dem Auge lassen.

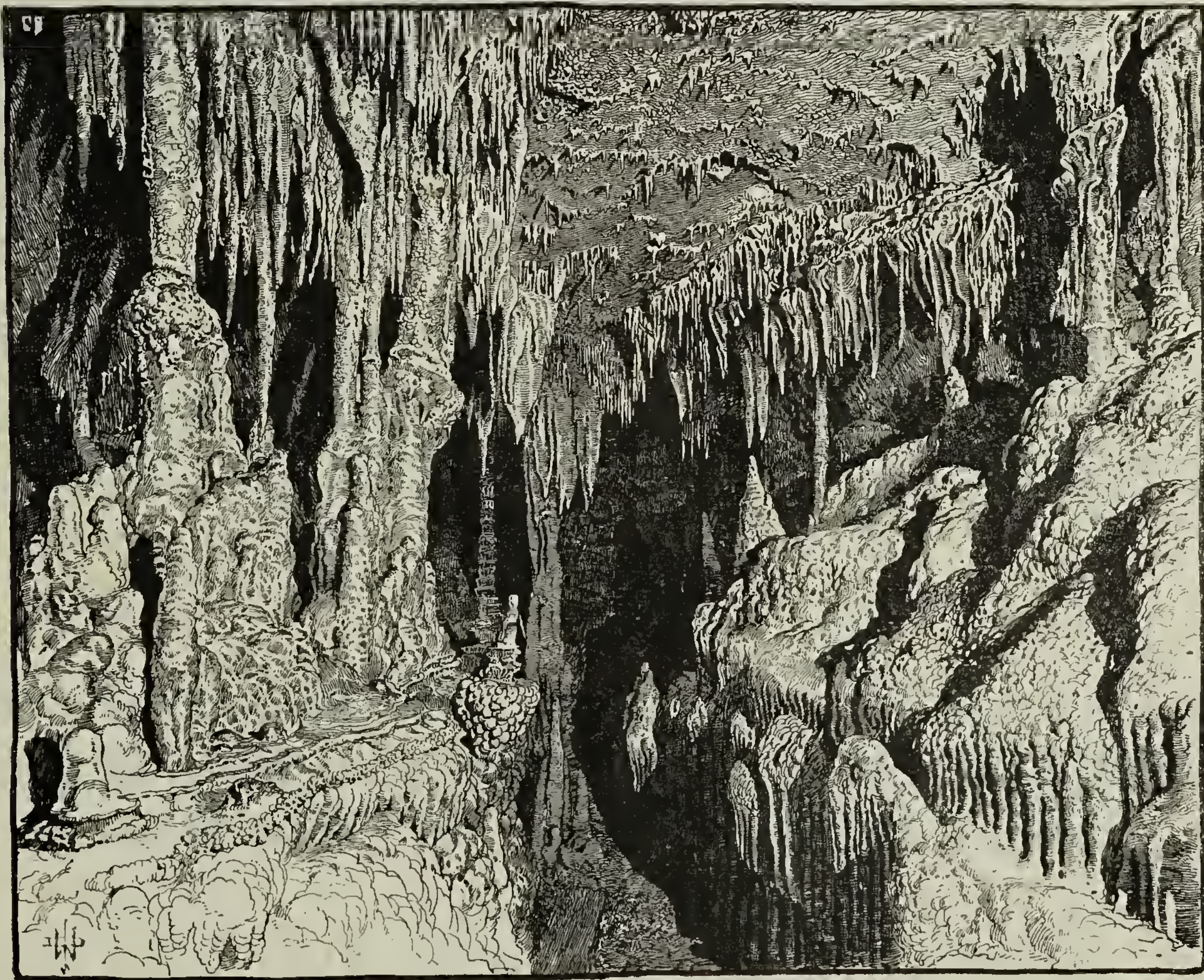


Thron und Kathedrale in der Luray-Höhle.

An Ornamenten, die nicht in einem so hohen Grade wie Tropfsteine langsam wachsende Dauerbildungen sind, sondern die sich — geologisch gesprochen — von Tag zu Tag erneuern, so wie sie von Tag zu Tag zerfallen, an solchen Ornamenten ist den amerikanischen Höhlen kein Mangel, und darin liegt für das Auge des Beschauers, der sie lediglich aus natur-ästhetischem Interesse besucht, ein gewisser Ersatz für jene. Wir weisen da namentlich auf die zahllosen Salpeter- und Gypskrystalle hin, die die Decken und Wände an vielen Orten bekleiden, und die im Scheine der Fackeln oder des elektrischen Lichtes die wunderbarsten Effekte geben. Die „Sternenkammer“ und das „Cleveland-Kabinet“ der kentucky-schen Mammuth-Höhle, die „Schönheitskammer“, das „Purgatorium“ und das „Weiße Wolkenzimmer“ der großen Wyandotte-Höhle danken diesen Krystallen ihre Berühmtheit. In geologischer Beziehung könnte man daraus vielleicht entnehmen, daß die Gesteine in Amerika auch in den unterirdischen Hohlräumen im Allgemeinen viel raschlebiger sind und viel stärkeren Umwandlungen unterliegen als in Europa. Daß an der starken Nitrification des Kalksteins außer dem darin enthaltenen Bitumen auch die Schaaren von Fledermäusen, die in den Höhlen hausen, erheblichen Antheil haben, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, ebensowenig auch, daß die Bildung von schönen Gypsrosetten durch die Trockenheit der Luft, die dem unterirdischen Nordamerika ebenso charakteristisch ist wie dem oberirdischen, sehr begünstigt ist. In früheren Zeiten lohnten die Ablagerungen von Salpetererde auf dem Boden der Höhlen vielfach den wirthschaftlichen Abbau, und ebenso auch die Ablagerungen von Alaun, von Epsom-Salz 2c., heute ist dies aber nicht mehr der Fall.



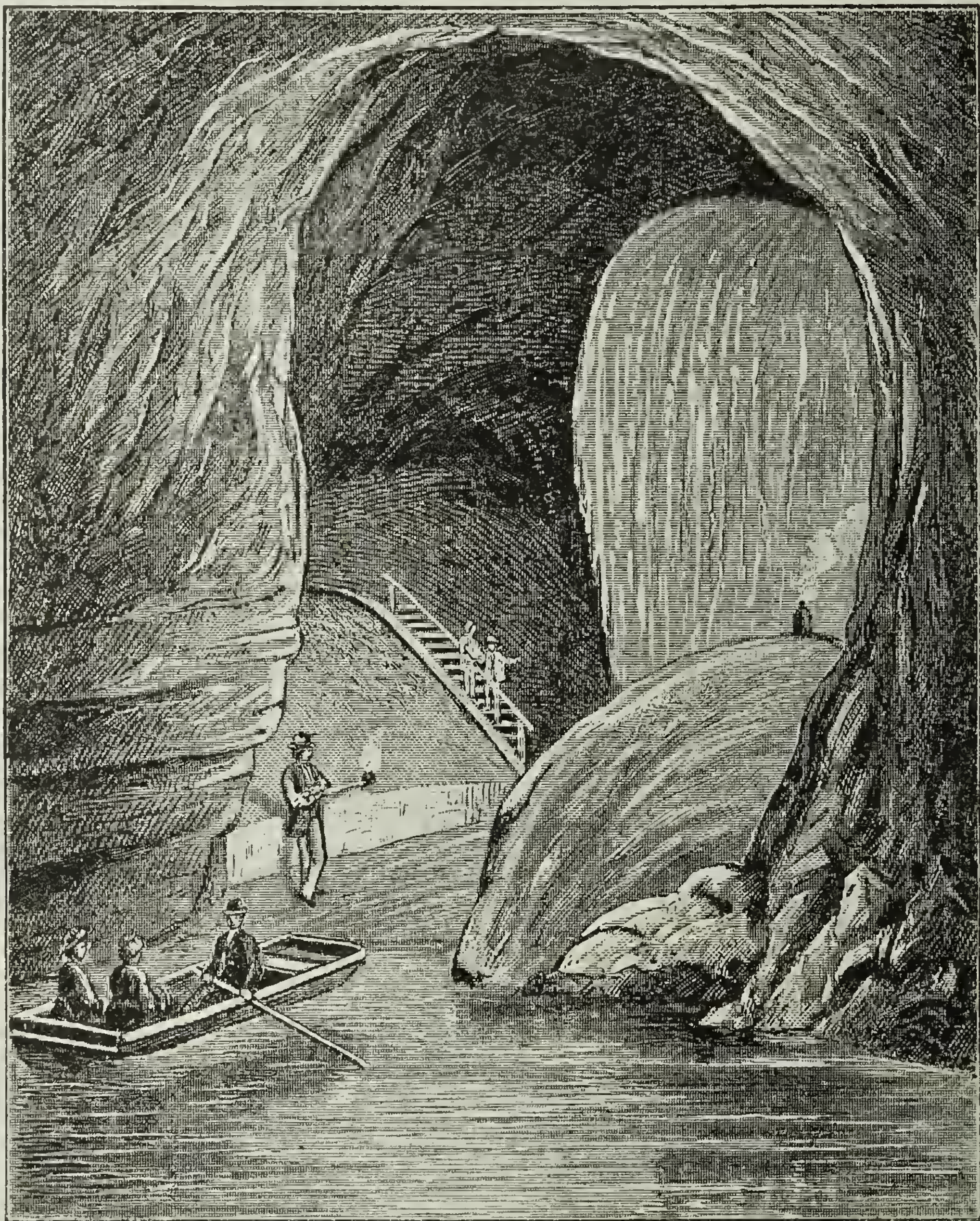
Stalaktiten in der Luray-Höhle.



Stalaktiten in der Luray-Höhle.

Mächtige Schichten von rother Erde (terra rossa) — der bekannten charakteristischen Ablagerung der Höhlen unserer Karstgegend — finden sich auch in den meisten amerikanischen Höhlen, wie denn rother Sand und Lehm auch als Zersetzungsrückstände des Kalksteines an der Oberfläche von Kentucky, Indiana, Missouri ꝛc. eine außerordentlich hervorragende Rolle spielen. Besonders mächtig ist die betreffende Ablagerung in der Luray-Höhle, wohl weil sie in dieser Höhle am wenigsten der Herausspülung durch die unterirdischen Gewässer unterliegt.

Daß eine artenreiche blinde Fauna in den nordamerikanischen Höhlen lebt, und daß man in ihnen interessante prähistorische Funde gemacht hat, erwähnen wir an dieser Stelle nur ganz nebenbei; ebenso auch, daß die Eisenbahngesellschaften, deren Linien in der Nähe einer Höhle vorüberführen, sowie die privaten Besitzer derselben, die an dem Eingange ein Hotel unterhalten, eifrig darauf bedacht sind, einen starken Touristenstrom nach ihr hinzulenken, und daß den unterirdischen Gewölben in Folge davon mancherlei Reize angedichtet werden, die sie nicht besitzen. Demselben Bestreben findiger Spekulanten dankt auch die Benutzung mancher Höhlen als Sanatorien für Brustkranke, als Trauungskirchen ꝛc. ihren Ursprung. In der Benennung der einzelnen Höhlenräume und Höhlengebilde hat sich der sprichwörtliche amerikanische Erfindungsgeist und die lebhafte amerikanische Phantasie vortrefflich bewährt, und die altgriechische Mythologie und der jungamerikanische Patriotismus spielen dabei bunt in einander.



Kanzel und Krystallsee in der Howe-Höhle.

Was die amerikanische Höhlenliteratur betrifft, so ist dieselbe zunächst noch viel spärlicher, als man bei der Interessantheit des Gegenstandes glauben sollte, und wir haben außer auf die bereits citirten Schriften nur noch hinzuweisen auf die „Reports“ der geologischen Landesuntersuchungen der in Frage kommenden Staaten, in denen sich einzelne zerstreute Angaben über die Haupthöhlen finden. Wir nennen darunter vor allen Dingen: Halls Reports über die Geologie des Staates New York, Owens und Shalers Reports über Kentucky, Saffords Reports über Tennessee, Whitneys Reports über Kalifornien und Worthens Reports über Illinois. Eine einigermaßen systematische Behandlung findet das Höhlenphänomen aber nur in den bereits angegebenen Reports von E. T. Cox über Indiana. Ueber die Mammuth-Höhle existirt ein ziemlich ausführlicher Führer von Horace C. Hovey. Wir haben in Vorstehendem versucht, unsere eigenen Beobachtungen an Ort und Stelle durch die vorhandene amerikanische Höhlenliteratur in möglichst umfassender Weise zu vervollständigen.

Die „Floresta de la Santa Iglesia Catedral de la Ciudad de Santa Marta“, des Nicolas de la Rosa, und ihre alten Nachrichten über die Indianer der Sierra Nevada de Santa Marta.

Von Dr. W. Sievers.

Bei meinem Aufenthalte in der Sierra Nevada de Santa Marta und den Küstenstädten Colombias fahndete ich andauernd nach einem alten Buche des Don Nicolas de la Rosa, welches wichtige Nachrichten über die Indianer der Sierra Nevada de Santa Marta und die allgemeinen Verhältnisse dieses Gebirges, sowie die damals vorhandenen Ortschaften geben sollte, Nachrichten, welche um so werthvoller sind, als sie aus dem Jahre 1740 stammen.

Nachdem ich bereits anderthalb Jahre von meiner Reise zurückgekehrt war, erhielt ich plötzlich zu Neujahr 1888 durch

Vermittlung des Herrn A. Kappeler, des Chefs der Firma Aepli Eberbach & Co. in Barranquilla, das gewünschte Buch. Herr Kappeler konnte dasselbe erst nach sehr langem Suchen und vielen vergeblichen Bemühungen erlangen, da die Besitzer es meist unter keiner Bedingung und zu keinem Preise hergeben wollten, weil es eben theils außerordentlich selten ist, theils fast die einzigen authentischen Nachrichten über das nördliche Colombia, und speciell über das jetzige Departemento Magdalena, giebt. Ich bin daher dem Herrn Kappeler wegen seiner beharrlichen Anstrengungen zu doppeltem Danke verpflichtet.

Dieses überaus seltene und auf unserem Kontinent wahrscheinlich nur in wenigen Exemplaren verbreitete Buch führt den Titel:

„Floresta de la Santa Iglesia Catedral de la Ciudad de Santa Marta, por el Alferez Don José Nicolas de la Rosa; dedicada al Ilustrisimo Señor Doctor Don José Ignacio de Mijares de Solorzano, obispo dignamente electo de la misma iglesia. Valencia, Imprenta de D. M. de Cabrerizo 1833." Zu deutsch: „Blumenlese aus der heiligen Kathedralkirche der Stadt Santa Marta, von dem Fähnrich Don José Nicolas de la Rosa; gewidmet Seiner Gnaden dem Herrn Doctor Don José Ignacio de Mijares de Solorzano, ehrbar erwähltem Bischof derselben Kirche. Valencia, Druck von D. M. de Cabrerizo, 1833."

Das Buch ist 284 Seiten stark, im Jahre 1740 geschrieben und unter dem 4. April 1741 dem Bischof von Santa Marta gewidmet. 1833 wurde dann in Valencia obiger Neudruck veranstaltet.

Das Werk zerfällt in drei Abschnitte (Bücher); der erste enthält in 20 Kapiteln eine allgemeine Einleitung, eine Uebersicht über die Entdeckung der Küste, und besonders des Hafens von Santa Marta, dann eine Beschreibung der Thaten der ersten Bischöfe der Stadt Santa Marta und Fortsetzung der Bischofs-Chronik bis 1740. Im zweiten Buche befindet sich die Beschreibung der Stadt Santa Marta und ganz besonders der Kathedrale, dann eine Uebersicht über die einzelnen Sprengel der Pfarreien des Bischofssitzes. Im dritten Buche endlich geht der Verfasser zu einer Naturgeschichte der Sierra Nevada und ihrer Umgebung über, giebt genaue Nachrichten über Pflanzen, Thiere und Sitten der Indianer, und schließt mit einer Liste der Gouverneure und Bischöfe in Santa Marta, sowie der kirchlichen Feste in dem Sprengel.

Was uns hier interessirt, ist erstens der Abschnitt über die Sitten der Indianer, und zweitens die Bemerkung über die vorhandenen Ortschaften und namentlich über die erloschenen Dörfer und Ansiedlungen.

Ich gebe im Folgenden — unter Weglassung bereits mitgetheilter Stellen — die getreue Uebersetzung der Kapitel III und IV des dritten Buches, indem ich bemerke, daß bereits in meinem vor der Naturforscher-Versammlung zu Berlin 1886 gehaltenen, in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1886 (S. 394) veröffentlichten Vortrage indirekt auf Nicolas de la Rosa zurückgegangen worden ist, insofern der Pâdre Celedón aus Rio Hacha in seiner „Gramática de la Lengua Köggaba", welche die Arhuaco-Indianer behandelt, den Nicolas de la Rosa benutzt hat. Ich übersetze daher hier nur diejenigen Stellen, welche sich in dem Berliner Vortrage nicht finden.

Nicolas de la Rosa sagt S. 194 wie folgt:

Die Indianer werden im Allgemeinen alle Cariben genannt, weil sie das abscheuliche Laster des Menschenfleischfressens haben, welche Gewohnheit viele der Unterjochten bis heute beibehalten haben; aber im Uebrigen hatten alle einzelnen Stämme ihre bestimmten gesonderten Namen, von denen einige ihnen wegen ihrer eigenthümlichen Sitten von den Spaniern gegeben worden sind, wie z. B. den Moscas des neuen Königreichs, für die sie ihrer ungeheuren Zahl wegen keinen geeigneteren Namen fanden [1]); aber da ich hier nur von denjenigen in der Provinz Santa Marta zu reden habe, wird es nöthig sein, zuerst Rechenschaft von den Sitten und Gebräuchen der schon Unterworfenen zu geben, die in den Dörfern, welche in ihren Gebieten errichtet worden sind, der Lehenspflicht und der Demora unterstehend leben, und dieses Wort zu erklären, in wie fern es abzuleiten ist, und dann auf die noch freien Indianer überzugehen, wobei zu bemerken ist, daß diese zahlreiche Namen führen, wie Chimilas, Alcoholados, Aurohuacos, Goagiros, Cosinas, Tupes, Acanayutos, Pampanillas, Orejones, Motilones und Pintados.

Das Wort „Demora" bedeutet die Abgabe, welche den Indianern bei der Eroberung als Zeichen ihrer Vasallenschaft auferlegt und den Eroberern und ihren Nachkommen als Vorrecht zugestanden wurde, denen sie sich anvertrauten, damit sie von ihnen in dem Evangelium, den Lehren der Kirche unterwiesen, in Bezug auf Kirchen, Schmuck und ärztliche Heilmittel unterhalten würden. — —

Im Anfang hatten die Indianer pro Jahr einem Jeden 12 Pesos zu geben, aber da der Gerechtigkeitssinn, der christliche Eifer und die Frömmigkeit unserer Vorfahren alles zu thun suchte, was die Vasallen erleichtern konnte, so wurde der Tribut bald auf den Werth von 4 Pesos pro Jahr herabgesetzt, was sie auch heute noch bezahlen. Demora [2]) heißt diese Abgabe wohl deshalb, weil damit die Verzögerung und Zurückhaltung bezeichnet werden sollte, mit welcher die Indianer im Anfang dem Gehorsam gegen die Spanier widerstrebten, wofür sie ihnen später bezahlen mußten. Mit Ausnahme der Kaziken bezahlen jetzt alle Leute von 18 Jahren an diese Demora und zwar bis zum 58sten Jahre; doch sind die Frauen im Allgemeinen davon befreit, und vor allem die Häuptlinge, Ortsvorsteher, Befehlshaber und Aufseher für die Dauer ihres Amtes. Daher heißen denn auch die schon im Vasallenverhältniß lebenden Indianer gewöhnlich Demorados.

Die Indianer der Provinz Santa Marta sind im Ganzen und Großen von mittelgroßer Gestalt, untersetzt, breit in den Hüften; sie haben kleine aber breite Hände, rothbraune Farbe und schwarzes, straffes, dickes Haar. Sie sind schnell zum Bösen, langsam zum Guten bereit, elend und schwach von Geist, aber in ihren Lastern ganz zügellos. Sie essen ganz unmäßig, wenn es aus fremder Tasche geht und schlafen von Sonnenuntergang bis zum ersten Hahnenschrei, denn vor Sonnenaufgang müssen sie sich baden. Auch am Tage setzen sie diese Beschäftigung häufig fort, weil ihre heiße Gemüthsart sie dazu veranlaßt, und in Folge dessen erbauen sie ihre Wohnungen an den Flußufern und sind sehr gewandt im Schwimmen und Fischen; die zu letzterer Arbeit nöthigen Werkzeuge bilden das vorzüglichste Hausgeräth ihrer Hütten. Auch erfinden sie Netze, Harpunen, Stricke, Fischkörbe, Fischangeln und Wurfgarne, auf deren Anfertigung sie sehr viele Mühe verwenden. Sie haben weder Bartwuchs noch auch irgend welches andere Haar auf dem Körper, und wer solches hat, gilt bei ihnen als Mischling. Dennoch erkennen sie solche als Indianer an, denn in ihrer Ansicht wiegt die mütterliche Abstammung schwerer, als etwa die besonderen Fähigkeiten des Betreffenden. Sie sind überzeugt, daß die Spanier ohne sie nicht viel taugen und pflegen daher oft zu sagen: „Zu was nützen die Weißen ohne die Indianer."

---

[1]) Moscas heißt Mücken. Es sind hier die Muyscas, Chibchas gemeint.

[2]) Deutsch: Verzug.

Ihre beliebteste Nahrung ist Fisch und Fleisch des Hochwildes, denn diese allein kann ihnen durch ihre Lieblingsbeschäftigungen des Fischens und Jagens verschafft werden, welche für ihre ganze Naturanlage ebenso bequem als angenehm sind. Bei einer oder der anderen Speise muß ganz besonders viel Salz vorhanden sein, denn sie sind so sehr danach begierig, daß, falls ihnen Nahrung fehlt, sie dem Mangel durch ein Stück Maiskuchen und einen Haufen Salz abzuhelfen pflegen. Ihre Kochtöpfe kennen keine Gemüse außer der Yuca, der Banane, der Batate, der Name und während des Essens trinken sie sehr viel, besonders Chicha, Guarapo und Palmwein. Die Chicha bereiten sie aus gekochtem Mais, welcher der Gährung ausgesetzt wird, den Guarapo aus dem Zuckerrohrsaft; den Palmwein gewinnen sie aus der Curna-Palme und endlich haben sie noch ein Getränk, welches aus gekochter und gekauter Yuca hergestellt und „Bocana“ genannt wird. Zum Anbau dieser wenigen Pflanzen bedürfen sie nur geringer Mühe, zumal da die Männer sich darauf beschränken, den Boden zu jäten und zu säen, während es Sache der Frauen ist, sei es der Mutter, Schwester oder Tochter des Besitzers, die Erntearbeit zu verrichten, die Früchte auf dem Rücken nach Hause zu tragen und dort zu verarbeiten, ferner Wasser und Holz zu holen und alle übrige Arbeit zu besorgen. Der Indianer selbst fischt oder jagt, aber auch nur so viel, als er für den Tag selbst braucht, nachher legt er sich in die Hängematte, bis das Essen fertig ist. Ihre Kleidung beschränkt sich auf eine weite Jacke und eine Hose von grobem Baumwollenzeug und die Frauen tragen ein weißes Tuch und weiße Unterröcke mit schwarzen Streifen oder Kanten. Im Hause gehen sie übrigens nackt, vom Gürtel aufwärts, nur die Kaziken selbst besitzen Hemd und Schuhe und die Frauen der Kaziken eine Art Pantoffeln als Unterscheidungszeichen gegenüber den anderen Indianerinnen.

Die hauptsächlichsten Berufsarten, zu denen sie sich herbeilassen, sind Rudern und Maulthiertreiben, auch gehen sie als Eilboten zu Fuß, und der Tagelohn, den sie dabei verdienen, muß für ihre Sättigung ausreichen und gestattet auch noch dem Laster der Trunksucht verschwenderisch zu fröhnen, doch kann nichts für den Unterhalt der Familie zurückgelegt werden; dieser ist denn auch sehr dürftig, denn dafür sorgt nur die Frau mit ihrer spärlichen Handarbeit, bestehend in der Anfertigung von Baumwollenzeugen, Hängematten, Mänteln, Strohhüten, Fächern und Besen. Andere verfertigen grobe Töpferwaaren, Töpfe, Schalen und Tiegel, auch ziehen sie Hühner und andere Hausthiere und alles dies laden sie sich auf den Rücken, um es in der Stadt zu verkaufen. Die Indianerinnen der Provinz im Binnenlande verfertigen Seile, Stricke, Bindfaden, wirken Netze, Taschen und Säcke sowie auch Sandalen, und treiben auch andere Industriezweige, je nach dem Boden, auf welchem sie leben, so daß sie, in ununterbrochener Arbeit befindlich, viel thätiger und nutzbringender sind, als ihre Männer. Letztere haben, um weniger auf ihren Feldern arbeiten zu müssen, eine Art Wechsel in der Arbeit eingeführt, den sie Chagua nennen und auf folgende Weise vollführen: an einem Tage in der Woche versammeln sich die Indianer eines Dorfes oder ein Theil derselben, jeder mit einer Axt und einem Messer bewaffnet in dem Hause desjenigen, dem die zu bestellenden Felder gehören und bearbeiten dann zusammen das Land und machen es für die Aussaat tauglich. Dafür hat dann der Herr der jedesmaligen Chagua die Verpflichtung, ihnen zu essen und zu trinken zu geben, worauf er sich mit Jagen und Fischen und seine Frau mit den Chicha-Krügen vorher einzurichten haben. Das ist für sie dann ein Festtag, wofür sie meistens den Sonntag auswählen und es ist dann nöthig, daß der Geistliche früh die Messe liest und aufpaßt, daß sie dieselbe hören. Abends kommen sie zurück, und wenn Getränk übrig geblieben, so trinken und tanzen sie so lange, bis nichts mehr vorhanden ist. Dann erholen sie sich wieder und wenn einer von den anderen seine Chagua macht, so ist jeder, welcher bereits diese Dienstleistung empfing, verpflichtet, dem Anderen beizuspringen. Denselben Wechsel üben sie aus, wenn sie ein Haus bauen wollen und pflegen daher, falls das Material, Holz, Rohr, Palmblätter und Weiden, bereits vorhanden ist, ein Haus in zwei Tagen der Chagua herzustellen.

Die Vorbereitungen, welche die Indianerin für ihre Niederkunft trifft, beschränken sich darauf, daß sie an dem Tage, wo sie Schmerzen fühlt, ihre Hängematte aufhängt und zwei Schalen mit lauwarmem Wasser daneben stellt. Wenn dann ihre Stunde herangekommen ist, schließt sie sich ein und hilft sich selbst, bis das Kind auf den Boden fällt, dann hebt sie es auf, schneidet ihm die Nabelschnur ab und badet es mit lauwarmem Wasser; darauf legt sie glühende Kohlen in die Tiegel, stellt dieselben unter die Hängematte und bleibt neun Tage liegen, worauf sie nach dem nächsten Bache geht, sich und ihr Kind badet und dann, nach wie vor, an ihre Arbeit geht. Hierauf besuchen sie die anderen Frauen und wenn die junge Mutter in Folge des heftigen Schmerzes einen Schrei ausgestoßen, oder gejammert hatte, so wird sie deshalb von den Frauen beschimpft, damit sie das nächste Mal den Schmerz ertragen lerne. Nachdem das Kind geboren ist, geben sie ihm den Namen des Vogels, welcher sang, oder des Thieres, welches brüllte oder grunzte, als die Geburt erfolgte, und unter den Indianern ist das Kind unter diesem Namen bekannter, als unter dem, welcher ihm bei der christlichen Taufe gegeben wird. Nur einige behalten Eigennamen ihrer Herren und Gebieter, von der Eroberung her, wie z. B. Majarrez, Hincapié, Bustamante, Sandoval, Mendoza, Nuñez, Mejia u. s. w. oder, wenn der Gebieter irgend ein Amt besaß, so heißt der Indianer danach z. B. Bischof, Gouverneur, Schatzmeister u. s. w.

Alle diese Indianer sprechen die spanische Sprache ziemlich klar, wenn auch mit Weglassung einiger Buchstaben, vergessen aber deshalb doch nicht ihre eigene Sprache, welche in jedem Dorfe verschieden ist, und benutzen dieselbe auf ihren Versammlungen, Tänzen und Festlichkeiten, obwohl sie sich unter einander nicht immer verstehen, sondern zuweilen nur einige Worte aus dem anderen Dialekte gelernt haben. Sammt und sonders brauchen sie Bogen und Pfeile für die Jagd und den Fischfang.

Im Grunde sind sie alle undankbar und eigensüchtig, aber in Ansehung ihrer Elendigkeit, Unwissenheit und Geistesarmuth sollte man sie gut behandeln, damit, wenn der Grabstichel der Nächstenliebe und Barmherzigkeit langsam an ihnen feilt, wie der Tropfen den Stein höhlt, die zarte Pflanze des katholischen Glaubens tiefere Wurzel bei ihnen schlage.

Für friedlich und seßhaft werden auch die Aurohnacos-Indianer angesehen, weil sie in Glauben, Vasallenschaft und Unterthanenverhältniß in der Sierra Nevada zwischen Santa Marta und dem Rio de la Hacha leben, von wo der berühmte Fluß Don Diego herabkommt; doch haben sie noch verschiedenartige Sitten und wenig Verbindungen mit den Spaniern. Dieses Wort „Aurohuaco“ heißt im Spanischen verborgenes Gold, weil dieses Gebirge in Bezug auf Reichthum an Gold, Silber, Kupfer, Blei und vielen anderen kostbaren Gesteinen das Potosi der ganzen Küste ist. Nicht nur in den Gräbern und Huacas, welche die alten Bewohner zu ihrer Bestattung graben ließen, finden sich diese Erze, sondern auch in Adern im Gesteine selbst, und zwar ist von beiden Fundorten das Gold mit

Recht versteckt zu nennen, weil man einerseits die Grabhügel nicht ausbeuten kann, da die Indianer von ihren Weissagern mit dem Tode bedroht werden, wenn sie sie verrathen, andererseits aber die Erzadern in Folge Mangels an Mitteln nicht in Angriff genommen werden können. Diese Indianer sind es, welche zuerst vor anderen das Glück hatten, von dem heiligen Luis Beltran das Evangelium zu hören, und welche nach der Ueberlieferung des Segens theilhaftig wurden, von dem Apostel Sankt Thomas besucht zu werden; und in der That giebt es dafür, daß ihre Vorfahren ihn gesehen und mit ihm verkehrt haben müssen, ein starkes Anzeichen in ihrer Tracht, welche sie nämlich wie die Apostel tragen. Ferner tragen sie auch ein Diadem und zwar die Reichen von Muscheln, die Armen von Palmgeflecht, in Form eines Halbmondes an der Stirn, welches an den Schläfen befestigt wird, um die Augen gegen die Gluth der Sonne zu schützen und das Haar zu befestigen. Ihre Sprechweise ist demüthig ernst und sie machen wenig Worte. Von Natur sind sie friedlich und führen weder Bogen und Pfeil, noch irgend eine andere Angriffs- oder Vertheidigungswaffe. Ihre Streitfälle und Zweikämpfe sind lächerlich, denn niemals verwunden oder verletzen sie sich. Ihre Art, Streitigkeiten unter einander auszumachen, ist die, daß sie an einem vorher bestimmten Orte zusammen kommen, wo ein Stein oder großer Baumstumpf liegt. Jeder schlägt dann mit seinem Säbel aus schwarzem, starkem und glänzendem Holze, unter Ausstoßung zornig gemurmelter Verwünschungen, auf den Gegenstand los, bis einer der Säbel zersplittert oder zerbricht. Dieser trägt dann den Sieg davon, und unter lebhafter Umarmung kehren sie dann nach der Wohnung zurück, um durch Trinkgelage Versöhnung zu feiern.

Die gewöhnliche Nahrung der Aurohuacos ist Fisch oder Muscheln und Schnecken, welche sie aus dem Meere sammeln, selten aber Rindfleisch. Die Jagd üben sie nicht aus, weil es in dem Gebirge überhaupt kein vierfüßiges Thier giebt, indem alle den vielen Reif und die viele Kälte fliehen, welche auf jenen hohen, hervorragenden Felsenmassen herrschen. Das Maisbrot mischen sie mit Yuca, Bataten oder Arracache und nennen es „Naiboa“; es ist von anderem Geschmack, als das gewöhnliche, aber nicht so nahrhaft, weil es weniger Körnerfrucht als Wurzelmehl enthält. Diese Früchte säen und bearbeiten die Indianerinnen, weil die Männer sich damit beschäftigen, Hängematten und Mäntel von Baumwolle, Säcke, Taschen, Gürtel und andere Hängematten aus Fäden zu weben. Den Faden für diese Gewebe ziehen die dazu eingeschulten Kinder, und die kleinsten reinigen und wirren die Baumwolle aus einander. Mag die Indianerin zu ihrer Pflanzung gehen oder von derselben kommen, immer strickt sie an Netzen von größeren und kleineren Maschen, obwohl sie in ihrem Gange durch die kleinen Kinder oder durch die Lasten von Mais, Gemüsen, Früchten, Holz oder Wasser, welche sie alle in einem Netze auf dem Rücken tragen, behindert wird: und das Netz ist obendrein noch an der Stirn befestigt, damit die Hände frei bleiben.

Die Schmucksachen, welche die Aurohuacos an ihren Festen, Tänzen und Feierlichkeiten tragen, als da sind Ohr- und Nasenringe, Arm- und Halsbänder, sind von feinstem Golde, doch giebt es auch manche von geringerem Werthe, welche von den Armen getragen werden. Die Indianerinnen haben bei der Geburt dieselben Gewohnheiten, nehmen auch Bäder, und nennen die Kinder mit denselben Namen von Vögeln wie die anderen Stämme; wenn aber eine Unverheirathete niederkommt, so wird das Kind für das eines Hirsches gehalten und auch so genannt, woraus man schließen muß, daß sie glauben, daß sich kein Indianer mit ihr abgegeben haben könne. — — —

In einer der großen Thalschluchten, in welchen der Rio Rancheria das Gebirge durchschneidet, besitzen sie ein Gotteshaus, welches sie „Canzamária“ nennen. Darin haben sie einen Götzen aus Federn, die sehr verschieden gefärbt und mit großer Kunst ausgewählt sind. Zu seiner Bewachung wohnt an jenem Orte eine von den Familien, welche immer entfernt von den Dörfern wohnen, und jeden Neumond kommen sie dort zusammen, um ihre Feste und Tänze abzuhalten, wobei sie der Unmäßigkeit im Trinken die Zügel schießen lassen. Und wenn sie dann die Anbetung zu vollziehen haben, so ruft der Mohan mit einer kleinen Flöte den Dämon, welcher unsichtbar herbeikommt. Er begiebt sich dann in das Idol, spricht zu ihm, unterrichtet die Leute in teuflischen Gebeten und giebt ihnen den Ton, in welchem sie in ihrer Sprache singen. Diese Verehrungen und Festlichkeiten geschehen auf Einladung des Großen, welchem die Canzamária gehört, denn jeder Große hat seine eigene, und so gehen sie jeden Monat von einer Hütte zur anderen und besuchen an den drei oder vier Neumondstagen nach und nach im Laufe des Jahres sämmtliche Gotteshäuser. Darauf kehren sie nach ihren Dörfern zurück, beladen mit Yuca, Arracache, Aepfeln und anderen Wurzeln und Früchten, deren Einbringung der Hauptgrund ihres Ausfluges war. Diese Schluchten nennen die Aurohuacos „Mamarouhuy“, was etwa „tiefes Land“ bedeutet, und die Gipfel der Sierra „Chivirouhuy“, was „Land mit hohen Gipfeln“ heißen soll.

Dieses Thal oder diese Schlucht war das Pantheon, wo sie ihre Würdenträger begruben und man sieht daher dort mehr als 80 Grabdenkmäler von Stein, auf dem ebenen Thalgrunde aber verschiedene Hütten, wo diejenigen sich einquartieren, welche zu diesen Wallfahrten gehen. Der Weg, welcher nach diesem Thalgrunde führt, durchzieht die höchsten Theile der Sierra, und auf dem Gipfel giebt es einige Büschel, welche die Aurohuacos „Huichos“ nennen. Diese füllen sich mit jenem Reif, welcher dort fortwährend fällt, und bewahren im Inneren ihrer Blätter ein klares, süßes und sehr frisches Wasser, welches denjenigen, die den schweren Weg ziehen, den Durst stillt; denn da die Entfernung nach dem Flusse groß und der Weg holprig ist, so wäre es ganz unmöglich, sich mit Wasser zu versorgen, wenn nicht die Natur dort jene Vorkehrung getroffen hätte.

Eine andere, größere und entferntere „Canzamária“ besuchen die Indianer alle Jahre im Neumond des Januar, welcher der klarste und hellste des Jahres ist, daher den Neumonden der übrigen Monate vorgezogen und „Zacamero Mayor“ genannt wird. Sie halten es für so nothwendig, dahin zu wallfahrten, daß sie alle Alten und Kranken in einer Hängematte dorthin schleppen, damit sie dieser von ihnen für sehr groß gehaltenen Wohlthat theilhaftig werden. Diese Götzendienerei haben unsere Geistlichen nicht unterdrücken können, theils wegen der Wildheit des Gebirges und der beschwerlichen Wege und der Unwirthlichkeit des Sturmes und Schnees, dann aber auch, weil es vergeblich ist, die Hütten zu zerstören, indem die Indianer aus der Nähe wieder zusammenkommen und dieselben wieder aufbauen, diejenigen aus den Dörfern aber sich entschuldigen, es sei kein Kultus, sondern nur Sitte bei ihren Festlichkeiten.

Denn obwohl einige Geistliche zu verschiedenen Jahren versuchten, zur Ehre Gottes ihre zarte Natur zu besiegen und mit heiligem Eifer ausgezogen waren, die Canzamárias verbrannt und den Indianern nochmals das Unwürdige ihres Aberglaubens vorgestellt, manche auch gezüchtigt hatten, kamen die Aurohuacos doch wieder im Geheimen zu ihren Opfern und Götzen zurück, während sie in den Dörfern aus Furcht vor Strafe sich zu dem wahren Gott bekennen.

Die Aurohuacos betrachten das Erhängen als einen ehrenvollen Tod, und verstehen sich dazu bereits, wenn sie die Hoffnung auf Genesung bei einer Krankheit verlieren. Jene Art, sich zu erhängen, ist eigenthümlich, insofern sie sich nicht wirklich aufknüpfen, sondern sie legen sich einen Strick um den Hals, setzen sich auf einen Stein und befestigen die beiden Enden des Strickes an jedem Fuße; dann strecken sie ihre Beine aus und durch die dann erfolgende Spannung des Strickes wird die Erdrosselung erzeugt. Hat aber ein kranker Indianer keinen Muth, sich zu tödten, so bringen ihn die übrigen, wenn er in den letzten Zügen liegt, hinaus und begraben ihn noch halblebend.

Wenn ein Aurohuaco Wittwer wird, so trauert er zwanzig Tage, indem er sich des Coca-Kauens enthält, eine ungeheure Entbehrung, und man hält sehr darauf, daß während dieser Zeit der Coca-Beutel auch nicht einmal in die Hand genommen werde. Geschieht es dennoch, so wird der Wittwer für einen höchst gefühllosen Menschen gehalten, und man hütet sich, ihm eine zweite Frau zu bewilligen.

Die Geschlechter üben die ehelichen Rechte nicht des Nachts aus, da sie glauben, daß ein nachts empfangenes Kind blind zur Welt kommen müsse. Auch leben sie nicht zusammen, sondern in abgetrennten Wohnungen, zwischen denen ein Stein liegt, worauf das Essen gesetzt wird.

Die Söhne haben keinerlei Erbrecht, sondern dasselbe steht dem Kaziken zu, der die Güter und auch die Hinterbliebenen des Verstorbenen zu sich nimmt, und für letztere ausschließlich sorgt.

Die Pintados-Indianer sind in derselben Weise unterworfen worden wie die Aurohuacos und leben in der Gegend der Stadt Tenerife in demselben Unterthanenverhältniß wie die obigen.

Ihr Name ist ihnen von den Spaniern gegeben worden, und bedeutet die „Bemalten", da sie sich tätowiren, indem sie in die mit kleinen Messern hervorgebrachten Wunden verschiedene Farben eintragen, nach welchen sich dann die Federn, Pfeile und Kopfputzfarben richteten, was bis 1740 auch diejenigen beibehalten haben, die als Flüchtlinge mit den Cariben herumziehen; aber je mehr sie sich der spanischen Herrschaft unterworfen haben, desto mehr beginnen sie, ihren alten Sitten zu entsagen, und allmählich kleiden und schmücken sie sich wie die seßhaften zahmen Indianerstämme.

Diejenigen Indianer, welche in der Gegend von Santa Marta herumschweifen, und von ihren ausgedehnten und unzugänglichen Wohnsitzen beim Rio Frio nach der Küste zu Vorstöße unternehmen, sind die Chimiles, welche verderbter Weise Chimilas genannt werden. Dieser Name bedeutet „Menge", „Volkshaufen" und rührt von ihrer großen Zahl her, die fast an die der Moscas heranreicht. Sie sind sehr geschickt in der Handhabung von Köcher, Pfeil und Bogen, aber sie sind Verräther und Meuchelmörder, da sie nicht auf freiem Felde fechten, sondern aus Verstecken und Hinterhalten, unter dem Schutze des Waldes, herausschießen und auf diese Weise ihren barbarischen Gelüsten, die Wanderer zu tödten, fröhnen. Sie sind in dieser Beziehung so scharfsinnig und geschickt, daß es der größten Wachsamkeit bedarf, um sie zu bemerken, und meistens spürt man sie erst dann, wenn der von ihnen angerichtete Schaden nicht mehr gut zu machen ist. Sie gehen nackt und besitzen meist nur eine kleine Frucht oder Kapsel, in welche sie die Schamtheile stecken, um sie zu verbergen. Den ganzen Körper salben sie mit einem Wurzelöl, genannt vija, wodurch sie sich gegen Mückenstiche schützen, und durch ihre Federkronen, ihr langes über das Gesicht herabhängendes Haar und ein eigenthümliches Kriegsgeschrei gewähren sie einen furchtbaren Eindruck.

Es giebt unter ihnen wahre Ungeheuer; man fand sogar solche mit doppeltem Zahngebiß.

Beim Essen brauchen sie nur wenig Salz, und verspeisen eigentlich nur Wild, welches sie in ganzen Vierteln räuchern, ferner Maisbrei, vermischt mit Yuca, Batate und Name, welche Früchte sie in ihren Pflanzungen anbauen, die mitsammt den Hütten oft von den Spaniern bei den gegen die Chimiles gerichteten Kriegszügen verbrannt worden sind. Ihre Getränke sind die der übrigen Indianer, und sie besitzen auch Häuser, wo sie sich zu ihren Tänzen und zur Anbetung irgend eines Götzen vereinigen, den sie um Orakel und Weissagung angehen.

Sie sind sehr auf die Weiber erpicht, und halten so viele, wie sie ernähren können, auf welchen Gebrauch sie vor allen Dingen sehen. Die Weiber benutzen bei der Entbindung Hängematten und Kohlenbecken, sowie auch Bäder in den frischen Bauten. Die Nabelschnur schlagen sie mit zwei Steinen ab, die sie auf einander klappen, wie sie denn überhaupt in allen ihren Sitten sehr roh sind, wenn auch ihre inneren Einrichtungen wenig bekannt sind, da sich niemals jemand unter ihnen aufgehalten hat.

Die Alcoholados-Indianer gehören zu derselben Rasse, ja sind vielleicht identisch mit den Chimiles, da die Spanier diejenigen Stämme der Chimiles Alcoholados genannt haben, welche ihnen bei der Eroberung mit Ringen unter die Augen entgegentraten, die mit vija gefärbt waren. Vielleicht auch heißen sie so, weil sie besser geschmückt waren als die Chimiles, oder weil sie noch grauenhafter anzusehen sind als jene. Es ist nicht zweifelhaft, daß ihre Zauberer und Priester diese Sitte eingeführt hatten, um die Spanier zu verscheuchen, und dieselben zu dem Glauben zu bringen, daß die Zahl der einzelnen verschiedenen Stämme eine ganz ungeheure sei. Wahrscheinlich sind die Chimiles und Alcoholados identisch und unterscheiden sich in ihren Sitten und Gebräuchen durch nichts. (Schluß folgt.)

Die Veys.

Von Heinrich Hartert.

Unter allen Bewohnern der Westküste von Afrika muß man die Einwohner des Norddepartements von Liberia (des „Department of Messurado") — die Veys — unstreitig zu den höchststehenden rechnen.

Nicht nur kommen dieselben, wie mehr oder weniger wohl alle Neger Westafrikas, den christlichen Missionären sehr entgegen, sondern sie haben sich auch eine ziemlich selbständige Halbkultur erworben, die sie weit über die Nachbarstämme der Krus, Golahs, Kossos rc. stellt.

Es existiren in der fraglichen Gegend noch mehrere von der Republik Liberia ganz oder theilweise unabhängige Fürsten und Fürstinnen, so vor allem die in diesen Blättern bereits

einmal erwähnte, mir persönlich wohl bekannte Queen Sandamanda (Sandymanny) of Japaca, und der schon im hohen Greisenalter stehenden King Bimba[1]), mit denen ich eben so wohl in Handelsverkehr gestanden habe, wie mit ihren Grenznachbaren. Die beiden genannten Fürstlichkeiten sind jedoch wiederum tributpflichtig dem Oberherrn der Veys, dem King Freeman von Teywar, dem Enkel und Nachfolger des berühmten Sultan Morannah Sando of Teywar, der seiner Zeit, als die Amerikaner nach Liberia kamen, denselben einen erbitterten Widerstand entgegensetzte.

Was für die Höhe der Kulturstufe dieses leider noch so wenig bekannten Volkes besonders spricht, das sind seine Sprache, seine Schrift und sein Zahlensystem.

Ueber die beiden ersteren hat Herr Dr. Baumann in dem bereits angedeuteten Artikel das Wichtigste mitgetheilt, es sei mir aber vergönnt, über das letztere hier noch Einiges zu sagen.

Unter großen Schwierigkeiten ist es mir gelungen, eine vergleichende Uebersicht der unter den dortigen Eingeborenen vorkommenden und gebräuchlichen Zahlensysteme zu Stande zu bringen.

Ich habe aber gerade hierauf viel Zeit und Mühe verwandt, weil ich der Ansicht bin, daß man die Bildungsstufe und in etwas auch den Charakter eines Volkes sehr wohl aus der Entwickelung und Ausbildung seines Zahlensystems beurtheilen kann. — Viehhirten und Ackerbauer, sowie vorzugsweise kriegführende Völker bedürfen nicht vieler Zahlen und werden auch nur in den seltensten Fällen viele eigene Zahlen haben, handeltreibende dagegen müssen eine größere Anzahl Zahlen und Ziffern haben, fremde oder eigene.

Eine große Menge eigener Zahlen werden aber immer für eine große Selbständigkeit in geistiger Hinsicht sprechen.

Aus den folgenden Zusammenstellungen der Systeme der Veys, Kossos und Golahs geht nun zur Genüge hervor, daß ein jeder Händler, der ins Innere geht, vor allen Dingen die Vey-Zahlen kennen muß, denn sowohl die Kossos als auch die Golahs bedienen sich für die höheren Zahlen der Veysprache.

Mit den Händlern aber dringt die Veysprache in immer breitere Schichten der Bevölkerung und so glaube ich nicht zu viel zu behaupten, wenn ich annehme, daß langsam aber sicher alle jenen kleineren Völker und Stämme in den mächtigen Veys aufgehen werden.

Die Zahlen der Veys sind:

1 Dóndo,	7 Sumferá,
2 Ferá,	8 Sumsába,
3 Sába,	9 Sumnâni,
4 Nâni,	10 Tang,
5 Sólo,	11 Tang dondó,
6 Sumdondó,	12 Tang ferá,
13 Tang sába,	19 Tang sumnâni,
14 Tang nâni,	20 Mobándi,
15 Tang sólo,	21 Mobándi a ko dondó,
16 Tang sumdondó,	22 Mobándi a ko ferá,
17 Tang sumferá,	23 Mobándi a ko sabá etc.,
18 Tang sumsabá,	30 Mobándi a ko tang,

40 Muflabandi (Mo fera bandi),
50 Muflabandi a ko tang,
60 Solobandi a ko tang,
70 Mosumdóndobandi a ko tang,
80 Mosumferábandi a ko tang,
90 Mosumsababandi a ko tang,
100 Mosumnanibandi a ko tang.

Die Zahlen der Kossos, welche nur bis 20 zählen können, sind:

1 Etáh,	11 Buh etáh,
2 Fedé,	12 Buh fedé,
3 Shaua,	13 Buh shauá,
4 Nâni,	14 Buh nâni,
5 Dólu,	15 Buh dólu,
6 Uëta,	16 Buh uëta,
7 Uafedé,	17 Buh uafedé,
8 Uéiapa,	18 Buh uéiapa,
9 Tau,	19 Buh Tau,
10 Buh,	20 Buh buh.

Die Zahlen der Golahs, von denen ich nur 10 in Erfahrung bringen konnte, die aber mehr zu besitzen scheinen, sind:

1 Gun,	6 de gun,
2 Tieh,	7 de tieh,
3 Tai,	8 de tai,
4 Tiena,	9 de tiena,
5 Nono,	10 Edjah.

Zum Schluß möchte ich noch hinzufügen, daß ich im vergangenen Jahre, kurze Zeit nach meiner Rückkehr aus Afrika, durch meinen Bruder Ernst Hartert ein größeres in der Schrift der Veys sehr sauber und schön geschriebenes Schriftstück mehreren gelehrten Herren in Berlin vorlegen ließ, um vielleicht zu erfahren, ob man bei uns Kenntniß von dieser Schrift hätte. — Die Antwort des einen Herrn lautete, daß es nichts als eine Mystification sei, deren Opfer ich geworden, eine derartige Schrift gäbe es überhaupt nicht; ein anderer der Herren meinte, eine Aehnlichkeit mit einer Inschriftenschrift auf alten Denkmälern der westlichen Sahara wäre vorhanden, dieselbe könne aber zufällig sein, denn an einen Zusammenhang zweier so weit entfernter Völker wäre kaum zu denken.

Durch den Artikel des Herrn B. halte ich diese Herren für überzeugt, daß meine Angaben über die Existenz einer Veyschrift nicht auf einer „Mystification" beruhten, und habe ich denselben daher mit großer Freude begrüßt.

[1]) Vergl. den Aufsatz von O. Baumann über die Wai-Neger im „Globus", Bd. 52, S. 238 f.

Kürzere Mittheilungen.

Das neue Pflanzenleben von Krakatau.

Ueber das Wiederaufleben der Vegetation auf Krakatau machte Dr. Treub, Director des botanischen Gartens zu Buitenzorg, augenblicklich auf Urlaub in Europa, in einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Amsterdam einige höchst interessante Mittheilungen, denen wir Nachstehendes entnehmen. Der betreffende Herr hat in Begleitung des Ingenieurs Verbeek die Insel im Juni 1886 besucht.

Nicht nur die Strandgegend, sondern auch höher gelegene Theile sind mit Vegetation bedeckt, welche unmöglich ein Rest derjenigen sein kann, die vor dem Ausbruch daselbst be-

standen hat. Die mächtige Aschendecke, welche die Insel unter 1 bis 60 m dicken Lagen verschüttete, hat in Verbindung mit der hohen Temperatur, die während des vulkanischen Ausbruches geherrscht haben muß, das Leben eines jeden Organismus ganz unmöglich gemacht. Auch kann man nicht annehmen, daß Menschenhände durch künstliche Uebertragung neues Pflanzenleben dort erweckt haben sollten. — Die Literatur über die Verbreitung von Pflanzen und die Veränderungen, welche eine Insel bewohnbar machen, bezieht sich wohl nur auf das Entstehen von Vegetation auf Koralleninseln. Bekanntlich entsteht letztere dadurch, daß Pflanzensamen an den neugebildeten Strand angespült wird, dort keimt und später sich entwickeln kann. In ähnlicher Weise hat man angenommen, daß alle Inseln bevölkert worden seien. Die botanische Untersuchung von Krakatau hat jedoch den Beweis geliefert, daß eine solche Erklärung doch nur einseitig ist, was nach der Ansicht des Dr. Treub dadurch begreiflich wird, daß die Gelegenheit zur Untersuchung solcher Fälle sich nur selten bietet.

Was ist hier nun der Fall? Die 20 bis 25 Pflanzenarten, die auf allen Inseln, welche sich aus dem Meere erhoben haben, vorkommen, sind auch auf Krakatau zu finden, wie: verschiedene Arten von Cocus, Pandanus, Apocynaceen &c. Doch durch das Vorhandensein dieser durch die Strömungen dorthin gebrachten Pflanzen ist die Vegetation auf höher gelegenen Punkten noch nicht aufgeklärt.

Auf solchen Punkten fand man nur zwei der am Strande vorkommenden Pflanzen, und beide nur in geringer Verbreitung; Herr Treub traf jedoch Kryptogamen und namentlich Gefäßkryptogamen dort an. Die ganze Vegetation von Krakatau, sagt er, bestand aus Farren, ein neues und unerwartetes Ergebniß. Die chemische Zusammensetzung des Bodens macht es unbegreiflich, wie Farren auch mit Rücksicht auf die starke Hitze da bestehen können. Die vulkanische Asche, welche die Insel bedeckt, besteht wenigstens aus 60 Procent Kieselsäure. Also entstand die Frage, ob etwa in anderer Weise das Entkeimen der Farrensporen vorbereitet worden war. Flechten sind auf Krakatau nicht vorhanden. Bei genauerer Untersuchung ergab sich jedoch, daß die Aufgabe, den Boden vorzubereiten, durch niedrige Organismen erfüllt wurde, deren Wirkung in dieser Hinsicht noch nicht bekannt war. Es sind nämlich kleine Algen, Cyanophyceaen, mit schleimiger Hülle und dünnen Drahtfäden, die zusammen dem Bimmssteinboden einen blaugrünen Hauch geben und ein Netzwerk von hygroskopischen Fäden bilden, welche den Boden bedecken. Die Farren werden in ihrem ersten Entwicklungsstadium durch das feuchte Netz gegen Verdorren behütet; wie es jedoch möglich ist, daß die jungen Keime es länger aushalten, vermochte Dr. Treub nicht zu erklären. Möglicherweise liegt hier eine physiologische Differenzirung der Pflanzen zu Grunde, wodurch sie sich den ungünstigen Umständen anpassen können.

Der Vortragende war der Ansicht, daß die Farren jetzt wieder auf Krakatau dieselbe Rolle spielen, welche sie in lange verflossenen Perioden an anderen Stellen gespielt haben, daß sie nämlich den Boden für eine Vegetation von Phanerogamen vorbereitet haben. Für das Entstehen einer Farrenvegetation entnahm er der Literatur zwei Beispiele, betreffend die Verbreitung der Vegetation auf vulkanischen Inseln, wo Phanerogamen fehlen und nur Farren vorkommen (Ascension, Juan Fernandez und Masa Fuera). Die Vorgänge auf Krakatau erlauben nach Ansicht des Herrn Dr. Treub weitere Schlüsse; die dort gemachten Beobachtungen gestatten, Folgerungen auf alle die Fälle zu ziehen, wo durch vulkanische Ausbrüche Stücke des Festlandes oder einer Insel verwüstet werden; Gefäßkryptogamen vertreten dann die fehlende Erde und bereiten eine Vegetation von Phanerogamen vor. E. M.

Ueber die Ungleichheit der Menschen.

M. G. de Lapouge hat im Februar d. J. vor der Facultät der Naturwissenschaften zu Montpellier eine Reihe von Vorträgen „Ueber die Ungleichheit der Menschen" gehalten, aus denen Folgendes interessant erscheint:

Die Thatsache der Ungleichheit der Individuen, Volksklassen, Nationen und Rassen erhält durch die Erblichkeit aller Eigenschaften eine hohe Wichtigkeit für die Politik und Soziologie. Kein Individuum, keine Klasse, keine Nation und keine Rasse ist in Folge dessen derselben Vervollkommnung fähig, wie das oder die andere[1]). Es giebt für alle eine Prädestination, und es ist Schuld der Naturverhältnisse, wenn die einen von den anderen beherrscht und ausgebeutet werden. Das politische Dogma von der „égalite" beruht deshalb auf sehr falschen Voraussetzungen.

Hinsichtlich der Intelligenz und Kultur, die den wichtigsten Maßstab für Superiorität der einen über die andere abgiebt, kann man vier soziale Typen unterscheiden: der erste Typus ist der Typus der Bahnbrecher („initiateurs"), die der Menschheit neue Wege in das Reich des Unbekannten zeigen und sie mit sich fortreißen. Unruhig und kühn, von einer Intelligenz, die mindestens dem Durchschnitt entspricht, befindet sich dieser Typus auf vorhandenen Pfaden wenig wohl. Neue Ideen und Erfindungen sind sein Lebenselement, und hat er sie einmal erfaßt, so führt er sie auch in das praktische Leben ein. So verbringt er sein Leben in beständigen Schöpfungen, und die Organisation der menschlichen Gesellschaften ganz im allgemeinen sind in der Hauptsache das Werk von seinesgleichen. Menschen von diesem Typus sind selten, und oft genug scheitern sie bei ihrem Bestreben. Die wahren Genies repräsentiren die vollkommenste Form der Typus.

Der zweite Typus ist derjenige der intelligenten und geistvollen Leute, die zwar keine schöpferische Kraft besitzen, die aber die Ideen und Erfindungen jener Bahnbrecher weiter bearbeiten und vervollkommnen. Sie ergänzen die Leute vom ersten Typus.

Der dritte Typus umfaßt die Menschen, welche — gleichviel ob mit viel oder wenig Intelligenz — nur mit anderen zusammen etwas leisten, oder welche nur Heerdensinn haben. Sie mißtrauen und verspotten jede Idee, die nicht von Allen angenommen wird, sobald das letztere aber geschehen ist, ergreifen sie sie ebenfalls und halten sie mit Hartnäckigkeit fest. Wenn sie intelligent sind, sind diese Menschen die gelehrigsten unter allen, aber jeder Wechsel der Routine macht ihnen Pein, und jedem Fortschritt gegenüber repräsentiren sie die Trägheit der Masse — das letztere desto mehr natürlich, je weniger sie Intelligenz besitzen.

Der vierte Typus ist auch durch Erziehung nicht fähig, sich die bescheidenste Summe von Kultur anzueignen.

Selbstverständlich ist diese Eintheilung nicht so zu verstehen, als ob jeder beliebige Mensch ohne Weiteres einer oder der anderen der vier Kategorien einzureihen sei. Es handelt sich dabei vielmehr nur um Mittelpunkte für die Gruppirung, von denen dieser Mensch mehr, jener weniger fern bleibt. Abgeschlossene Gruppen und wirkliche Grenzen giebt es in der menschlichen Gesellschaft nicht.

Die Superiorität einer Nation oder einer Rasse besteht nun darin, daß dieselbe eine größere oder geringere Menge von Menschen, die sich dem ersten oder zweiten Typus nähern, besitzt. Die beiden anderen Typen kommen dabei eigentlich nur in sekundärer Weise in Betracht.

Diejenige Rasse, welche als die reichste an Menschen von dem ersten Typus angesehen werden muß, ist die blonde dolichocephale. Fast alle großen Männer haben ihr angehört,

---

[1]) Vergl. „Revue d'Anthropologie", 1888, fasc. 1, p. 9 ff.

selbst wenn es sich dabei um Völker handelt, die einer anderen Rasse zuzählen. Sie hat schon in Aegypten, in Chaldäa und in Assyrien die leitenden Klassen gebildet, und ebenso in Persien und Indien, ja vielleicht sogar in China. In der griechisch-römischen Welt und in der Gegenwart ist das aber nicht anders geworden. In unserer Epoche entspricht der Rang der Völker fast genau der Quantität, welche sie von dem blonden dolichocephalen Element besitzen. Das gallische und fränkische Element, das Frankreich groß gemacht hat, war von dieser Art, und ebenso spielte dasselbe seine Rolle in Deutschland, sowie in England und Amerika. Man kann die Rasse wohl auch die europäische oder arische nennen.

Ihr nahe stehen bezüglich der in Frage stehenden Qualitäten die semitische, die mediterraneische und die kuschitische Rasse. Die letztere hatte es bereits zu einer hohen Entwickelung menschlicher Wissenschaft gebracht, als die blonden Dolichocephalen noch Wilde waren.

Der Rest der Menschheit ist zu den passiven Rassen zu rechnen. Voran die Brachycephalen Europas. Die Celto-Slawen würden vielleicht einen Anspruch darauf haben, daß man ihnen die höchste kulturelle Superiorität zuerkennt, wenn man dabei bloß auf die Intelligenz zu sehen hätte. Die Intelligenz ist bei ihnen in gewissen Individuen mindestens ebenso hoch, wie bei den blonden Dolichocephalen, und sie ist vielleicht zugleich breiteren Schichten eigen. Aber in dem Mangel an Differenzirung und in der Neigung zur Uniformität, die bei ihnen zu beobachten ist, liegt eben bereits eine große Schwäche. Es genügt nicht, daß der Durchschnitt einer Rasse sich über die Mittelmäßigkeit erhebt, sondern es muß eine gewaltige Elite von Geistern vorhanden sein. Jeder Körper braucht einen Kopf, ein Gehirn, das fehlt hier. Der erste intellectuelle Typus ist sehr selten bei den Brachycephalen. Dadurch, daß diese Rasse durch die soziale Hebung der unteren Stände auch in Frankreich mehr und mehr in den Vordergrund getreten ist, und noch weiter in den Vordergrund zu treten im Begriff scheint, droht der französischen Nation die Gefahr fortschreitender Deterioration. Aehnliches droht der gesammten arischen Menschheit durch die Amalgamation mit der brachycephalen schwarzen Rasse, auf die die ganze moderne Bewegung gerichtet ist.

Daß wir die geistreichen Ausführungen von M. G. de Lapouge nicht nach allen Richtungen in dem Detail als fest fundirt ansehen, wollen wir nicht verhehlen; nichtsdestoweniger halten wir sie für beachtenswerth. E. D.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Der indische Oberst Sartorius hat eine Reise durch die südlichen Shan-Staaten sowie durch das Gebiet der Kareni gemacht und darüber einen vorläufigen Bericht erstattet. Demnach soll die ganze Gegend vor allen Dingen sehr reich an nutzbaren Mineralien sein. Bei Saga sollen sich Eisenerze finden, in Unter-Karenia Zinn, am Lowelon-Berge Kohlen, und anderen Orten Silber, Schwefel, Salpeter 2c. Bezüglich der Naturschönheiten des gebirgigen Landes rühmt der Reisende namentlich den Rosambhe-See sowie den Wasserfall von Kazor. Das Land bietet also mancherlei Verlockungen für die Engländer, ihr Interessengebiet von Birmah aus über dasselbe auszudehnen.

— Einem Aufsatze von Dr. Hjalmar Sjögren über den vorjährigen Ausbruch des Schlammvulkanes Lok-Botan (im „Jahrbuch der geologischen Reichsanstalt", Bd. 37, S. 233 ff.) entnehmen wir Folgendes: In der kaspischen Schlammvulkan-Region finden jedes Jahr Eruptionen statt. Diejenige des Lok-Botan konnte von Hunderten von Menschen beobachtet werden, weil die Lokalität nur 12 km von Baku entfernt ist. Der Berg erhebt sich in seiner höchsten Spitze 126 m über den Seespiegel, besteht durchgängig aus eruptivem Material und soll bereits im Jahre 1864 eine gewaltige Eruption gehabt haben. Da der ausgeworfene Schlamm sehr salzig ist, so bedeckt sich derselbe erst nach längerer Zeit — wenn er genügend ausgelaugt ist — mit Vegetation (besonders mit sogenanntem Kameeldorn), und man kann deshalb die älteren und jüngeren Partien des Berges leicht von einander unterscheiden. Seine Entstehung geht Hand in Hand mit ausgeprägten Dislokationserscheinungen von sehr jugendlichem Alter. Die Eruption im Januar 1887 war von starken Feuerphänomenen und Detonationen begleitet, und die ersteren konnte man noch in Baku wahrnehmen. Außer Schlamm wurden auch Steine und Blöcke emporgeschleudert, ganz wie bei anderen Vulkanausbrüchen. Ende Februar beobachtete Sjögren noch sehr deutliche Gasaushauchungen.

— Die Russificationsbestrebungen in Asien sind bisher keineswegs an allen Orten von großem Erfolg begleitet, so energisch und systematisch dieselben auch von der Regierung betrieben werden. Besonders gilt dies von dem Gebiete Semirjetschensk, das dem chinesischen Kuldscha benachbart ist. Die russischen Kolonisten sind daselbst ebenso wie in den übrigen russisch-chinesischen Grenzgebieten theils Kosaken, theils Bauern, und die letzteren stammen vorwiegend nicht direkt aus dem europäischen Rußland, sondern aus nördlicheren Distrikten Sibiriens, in denen es ihnen der Kälte und Unwirthlichkeit wegen nicht behagte. Die offiziellen Berichte beklagen an den Kosaken vor allen Dingen die Trunksucht, und an den Bauern die Neigung zu unstetem Wanderleben und den Mangel an Seßhaftigkeit. Die grundlosesten Gerüchte von besseren Ländereien, die irgendwo brach liegen, veranlassen ganze Gemeinden, die ihnen zugewiesenen Wohnplätze zu verlassen und sich neue zu suchen. — Dem gegenüber gewinnt die Einwanderung von Dunganen und Tarantschen einen immer größeren Umfang, und diese Elemente prosperiren in dem Lande um so besser, als sie viel genügsamer sind wie die Russen, und als sie zugleich viel mehr mit den vortheilhaftesten Methoden künstlicher Bewässerung vertraut sind. Außer der Reiskultur bringen dieselben auch chinesische Laster, und vor Allem das Opiumrauchen, in das Land. — Die Bevölkerung des Gebietes zählt 758 258 Seelen, davon sind 595 000 Kirghisen, 75 000 Dunganen und Tarantschen und (einschließlich der Kosaken) nur 44 000 Russen.

Afrika.

— Der bekannte Afrika-Reisende Joseph Thomson hat eine auf 18 Monate berechnete Forschungsreise in das Innere von Marokko angetreten. Derselbe will seine besondere Aufmerksamkeit dem höheren Theile des Atlas sowie dem Süden des Landes zuwenden, namentlich was die botanischen und zoologischen Verhältnisse betrifft. Sein Begleiter ist Lieutenant Harald Browne.

— Um im Auftrage der deutsch-afrikanischen Minen-Gesellschaft die Goldfelder des Damara-Landes genauer zu

untersuchen, ist Dr. Gürich vom mineralogischen Institute zu Breslau im Begriffe, nach Afrika zu reisen. Derselbe hat bereits an der Flegel'schen Benuë-Expedition theilgenommen, und besitzt also Erfahrungen, die ihn zu seiner Mission besonders gut geeignet erscheinen lassen.

— Die Franzosen, die in ihren Beziehungen zu den Ländern am oberen Niger beständig neue bedeutsame Schritte vorwärts thun, haben vor kurzem ihren an dem genannten Strome gewonnenen neuen Posten Seguiri durch einen Telegraphendraht mit Niagassola verbunden.

Nordamerika.

— Henry Gannett unterzieht in der amerikanischen Zeitschrift „Science" (Vol. XI, p. 99 ff.) die optimistische und landläufige Behauptung, als ob der Regenfall des nordamerikanischen Westens seit der Besiedelung desselben zugenommen habe, einer kritischen Prüfung, und kommt dabei zu einem negativen Resultate. Seiner Tabelle nach haben zwar gewisse meteorologische Stationen der Prärien- und Felsengebirgsgegend innerhalb ihrer Beobachtungsperiode eine Zunahme der Niederschläge zu verzeichnen, andere aber dagegen eine ebenso entschiedene Verminderung derselben. Bei den außerordentlich starken Wechseln, denen die Niederschläge in dem betreffenden Gebiete unterliegen, ist die Täuschung, der man sich hingegeben hat, natürlich sehr erklärlich.

Australien und Polynesien.

— Der bekannte Missionär John Chalmers befuhr im November vorigen Jahres in dem Missionsdampfer „Ellengowan" die Küste des Papua-Golfes. Er entdeckte zwei sehr gute Häfen; den einen am Vailala oder Annie R. hieß er „Anderson Harbour", den anderen am Panaroa R., etwas weiter westlich, „Blomfield Harbour". Drei Stromläufe, in welche er einlief, erwiesen sich als die Mündungsarme eines bedeutenden Flusses, des Wickham. Westlich davon entdeckte der Reisende die Mündungen von zwei anderen noch unbekannten Flüssen, besuchte das von vielen Kannibalen bewohnte Dorf Maipua und fand freundliche Aufnahme. In dem „Elamo", einer Art Klubhaus, waren 250 Menschenschädel in Reihen aufgestellt. H. G.

— Ernest Favenc in Queensland will von der westaustralischen Küste aus eine Forschungsreise in die zwischen den früheren Reiserouten von Waburton (1873) und Forrest (1874), also zwischen 20 und 25° südl. Br., liegende noch unbekannte Region unternehmen und von da aus versuchen, an die südliche Meeresküste zu gelangen. Die Kosten der Expedition will der Reisende selber bestreiten, wenn die Geographischen Gesellschaften in Australien sich bereit erklären, ihm auf ihre Kosten einen Feldmesser, welcher auch einige Kenntnisse in der Mineralogie und der Botanik besitzt, beizugeben. Die Ausführung der Reise scheint gesichert. H. G.

— Außer an anderen nutzbaren Mineralien ist Neu-Caledonien nach A. M. Porte vor allen Dingen auch an Kohlen reich, ein Umstand, der der Entwickelung der französischen Kohlen früher oder später sehr zu gute gehen wird. Die Hauptbecken, in denen sich dieselben finden, sind: das von St. Louis (am Mont d'Or und auf dem Inselchen N'Dé), das von Numéa, das von Dumbéa, das von Païta, das von Saint Vincent, das des Flusses Foa, das von Moindu, das von Moméa, das von Voh und das des Flusses Diahot. Fast sämmtliche Becken liegen auf der Westseite der Insel, und ihre Ablagerungen von fossilem Brennstoff sind aller Wahrscheinlichkeit nach mesozoischen Alters. Bearbeitet werden bis jetzt namentlich die Becken von Numéa und Moindu, der Bergbau ist aber auch dort noch einer viel bedeutenderen Ausdehnung fähig. (Vergl. „Bulletin de la soc. géologique de France", 3. sér., 16ème t., p. 9 ff.)

— In einem noch höheren Grade wie die afrikanischen Seen sind die australischen Seen starken Schwankungen unterworfen, die einen Rückschluß auf die periodischen Veränderungen des Klimas gestatten. So trocknete der Lake George nach einer Studie von H. C. Russel (im „Journal of the Royal Soc. of New South Wales" 1886) seit der Zeit seiner Entdeckung (1820) dreimal vollkommen aus, und ebenso soll er nach den Behauptungen der Eingeborenen auch vor dieser Zeit trocken gelegen haben. Seine größte Wasserfülle besaß er im Jahre 1823, wo seine Maximaltiefe 24 Fuß betrug. Dann sank sein Spiegel mehr und mehr, bis in den Jahren 1838 und 1839 alles Wasser verschwunden war. 1840 hatte er wieder eine Tiefe von vier Fuß, in den Jahren 1845 bis 1849 aber trocknete er nochmals vollständig aus. Er füllte sich dann wieder, aber im Jahre 1859 lag er zum dritten Male trocken. Nach dieser Zeit war sein Spiegel in einem ziemlich beständigen Steigen begriffen, bis er im Jahre 1874 dieselbe Tiefe erreichte wie im Jahre 1823.

Bücherschau.

— Hermann Soyaux, Deutsche Arbeit in Afrika. Leipzig 1888 (F. A. Brockhaus). — Ein ausgezeichnetes Buch, in dem sich gründliche Prüfung der einschläglichen Verhältnisse mit unverhohlener Begeisterung für unsere junge Kolonialpolitik paart, und das außerdem auch noch den Vorzug hat, daß es auf langjähriger eigener Beobtung und Erfahrung an Ort und Stelle beruht. Wir empfehlen das Studium desselben unseren Leser auf das Angelegentlichste, und hoffen gleichzeitig auch, daß die zahlreichen praktischen Vorschläge, die der Verfasser bezüglich der Erforschung sowie bezüglich der Verwerthung und Entwickelung unseres afrikanischen Kolonialbesitzes macht, an maßgebender Stelle Beachtung finden werden. Besonders beherzigenswerth erscheint uns der Vorschlag, nach Art des Londoner Kew Garden von staatswegen eine Centralstelle zu schaffen, in der sich alle Interessenten über die Hilfsquellen der einzelnen Kolonien orientiren können. Wir möchten dieselbe nur gleich von Anfang nicht auf das Pflanzenreich beschränkt sehen.

— Oskar Baumann, Fernando Póo und die Bube. Wien 1888 (Ed. Hölzel). — Der den Lesern des „Globus" wohlbekannte Verfasser hat im Jahre 1886 eine mehrmonatliche Explorationstour durch die Insel Fernando Póo unternommen, und dabei mit scharfem Auge auf Land und Leute geachtet. Die Schilderung seiner Wanderung ist außerordentlich lebendig und mit gutem Humor gewürzt, und die Charakteristik der vulkanischen Tropeninsel sowie ihrer interessanten Bube-Bevölkerung weist in sehr geschickter Weise auf alle springenden Punkte hin. Ganz besondere Anerkennung verdient die prächtige Karte, die dem kleinen Buche beigegeben ist, und die auf den topographischen Originalaufnahmen des Reisenden beruht.

(Schluß der Redaktion am 1. April 1888.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII.



№ 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Land und Leute des Theedistriktes von Kumaon.

Von E. Schröder.

(Mit einer Abbildung.)

Die Theekultur Indiens ist ein lebendiges Beispiel von dem Unternehmungsgeiste und Kolonisationsvermögen der Engländer. Vor fünfzig Jahren ist diese Kultur durch die Fürsorge der indischen Regierung hier heimisch geworden, und heute bildet der Thee einen der Hauptausfuhrartikel des Landes und einen immer sicherer vordringenden Nebenbuhler des chinesischen Thees.

Während eines dreijährigen Aufenthaltes in einigen Theepflanzungen des Distriktes Kumaon[1]) in den Vorketten des Himalaya habe ich Gelegenheit gehabt, über Land und Leute, Anbau und Fabrikation des Thees, sowie über das Leben in einer Pflanzung Beobachtungen zu sammeln.

Der Distrikt dürfte an Großartigkeit und Schönheit der Landschaften wohl von keiner anderen Hochgebirgsregion übertroffen werden. Stürzende Bergwasser von tiefblauer Farbe, dunkelgrüne Bergseen, ragende Felskronen, weite Thäler und enge, tiefgerissene Schluchten, dunkle immergrüne Eichenwälder und hellere Nadelwälder, dazwischen Dörfer an den Bergen hängend, mit terrassenförmig angelegten Feldern, zum Theil in Bananenhainen verborgen, und über allem die blendend weißen Hörner, Grate und Gletscher der Schneeregion scharf gegen den wolkenlosen Himmel abstehend: das alles bildet eine unerschöpfliche Fundgrube für den Landschaftsmaler.

In Kumaon sind freilich nicht die höchsten Häupter des Himalaya zu sehen, jedoch einige, welche sich zu einer achtungswerthen Höhe erheben. Die höchste Spitze unter diesen ist der Nanda Devi, welcher seine oberste schaufelförmige Schneewand bis über 25 000 Fuß (7500 m) hinaufstreckt. Nicht weit davon ein anderer Bergriese, der Nanda Kot, 22 500 Fuß, wegen seiner fast regelmäßigen Pyramidengestalt von den im Distrikte wohnenden Engländern auch „Single Pole Tent“ benannt. Dazwischen breite, sich tief hinabziehende Gletscher aus blendendem Weiß in der Höhe zu schmutzigem Grau in der Tiefe übergehend.

Die Berge sind bis zu einer Höhe von 13 000 Fuß (3900 m) bewohnt, und eine der größeren Ortschaften, Milum, liegt 11 100 Fuß hoch. Von hier führt der Unta-Dhura-Paß in einer Höhe von 17 200 Fuß (5200 m) hinüber in das Land der Mönche und Klöster — Tibet. Das höchste Dorf an diesem Paß, Dang genannt, liegt 13 200 Fuß (ziemlich 4000 m) hoch. Außer diesem Paß führt noch ein zweiter, aber weniger benutzter Paß hinüber, der Lanpyan-Paß, 18 000 (5400 m) Fuß hoch. Die meisten der oberen Bergbewohner kommen in der kalten Jahreszeit (Anfang November) freilich tiefer herunter.

[1]) Kumaon oder Kamaon gehört zu den Nordwestprovinzen der Präsidentschaft Bengalen und liegt im Quellgebiete des Ganges.

Diese Bewohner der höheren Regionen, Bhutia genannt, unterscheiden sich durch Rasse, Religion und Lebensweise deutlich von den Dörflern der niederen Berge. Sie sind betriebsamer und sparsamer als die letzteren und durch Wuchergeschäfte zu einer gewissen Herrschaft sowie zum Landbesitz in den niederen Dörfern gelangt. Diese Bhutia leben vor allem von Schaf-, Ziegen- und Pferdezucht, daneben treiben sie aber auch einen schwunghaften Handel mit Salz und Borax, welche Artikel sie in kleinen ledernen Säcken auf dem Rücken ihrer Schafe und Ziegen in der kalten Jahreszeit aus Tibet herabbringen und gegen bunte Zeuge und andere Waaren der Ebene umtauschen. Schwere Lasten, die nicht getheilt werden können, transportieren sie auf zahmen Yaks (hier Dschabu genannt), von denen die Reicheren stets eine Heerde mit sich führen. Das strengere Klima in der Nähe der Schneegrenze zwingt sie natürlich, wärmere Kleider zu tragen, als man sonst in Indien zu sehen gewohnt ist. Die Männer haben lange, dicke, wollene Röcke und ebensolche Beinkleider. Um die Hüften ist als Gürtel ein langes Stück baumwollenes Zeug gewickelt, in welches sie nicht etwa ihre Waffen, sondern die „Huka“ (die Tabakspfeife der Eingeborenen) stecken. Um den Kopf ist ein anderes Stück Zeug, ein sogenanntes „Paggri“, gewunden. Die Kleidung der Frauen unterscheidet sich von der der Männer nur in der Form, nicht in den Stoffen.

Die Bhutia zeigen schon stark die Merkmale der mongolischen Rasse und ihrer Religion nach sind sie Buddhisten, also ohne Kasteneintheilung.

Die niederen Berge, etwa von 8000 Fuß an bis zur Ebene, werden von einem von den Bhutia vollständig verschiedenen Stamme bewohnt, der sich selbst Pahari, d. h. Bergbewohner, nennt. Die Angehörigen dieses Stammes stehen den Bhutia an Erwerbsfleiß, Intellect und Muth weit nach, es sind wahrhafte „sanfte Hindu“, die auch die Kasteneintheilung streng beobachten.

Die vier Kasten der alten Inder haben sich bekanntlich in eine große Menge verschiedener Abtheilungen geschieden, die alle genau aus einander gehalten werden. Die Brahminen sind aber noch immer die herrschende Kaste, und fast alle Beamten der Regierung gehören, wenn sie nicht Mohammedaner sind, dieser Kaste an. Die Brahminen bebauen ihre Felder nicht selbst, sondern lassen sie durch Leute aus niederen Kasten bebauen. Sie essen auch niemals Fleisch, während die den übrigen hohen Kasten Angehörenden (die Radschput) zwar Ziegenfleisch, aber kein Schaf- oder Schweinefleisch genießen. Da die Rinder als heilige Thiere betrachtet werden, so wird das Tödten derselben natürlich als eine Todsünde angesehen. In den größeren Orten, wo Europäer zusammenwohnen, werden allerdings auch Rinder geschlachtet, jedoch nur von Mohammedanern, und in den von größeren Orten entfernten Gegenden, ist es selbst für Europäer gefährlich, Rinder zu tödten. Es ist hier vor nicht langer Zeit vorgekommen, daß die Arbeiter auf einer Theepflanzung, als der Besitzer durch seinen mohammedanischen Koch einen Ochsen tödten ließ, einen förmlichen Aufstand unternahmen und nur durch den vorgehaltenen Revolver von Thätlichkeiten abgehalten wurden. Als sie sahen, daß ein Angriff mit Lebensgefahr verbunden war, zogen sie freilich ab, stellten aber für längere Zeit die Arbeit ein. Die den niederen Kasten angehörenden Hindu essen alles, selbst Hühner und Eier, die für einen Mann aus hoher Kaste ein Gräuel sind.

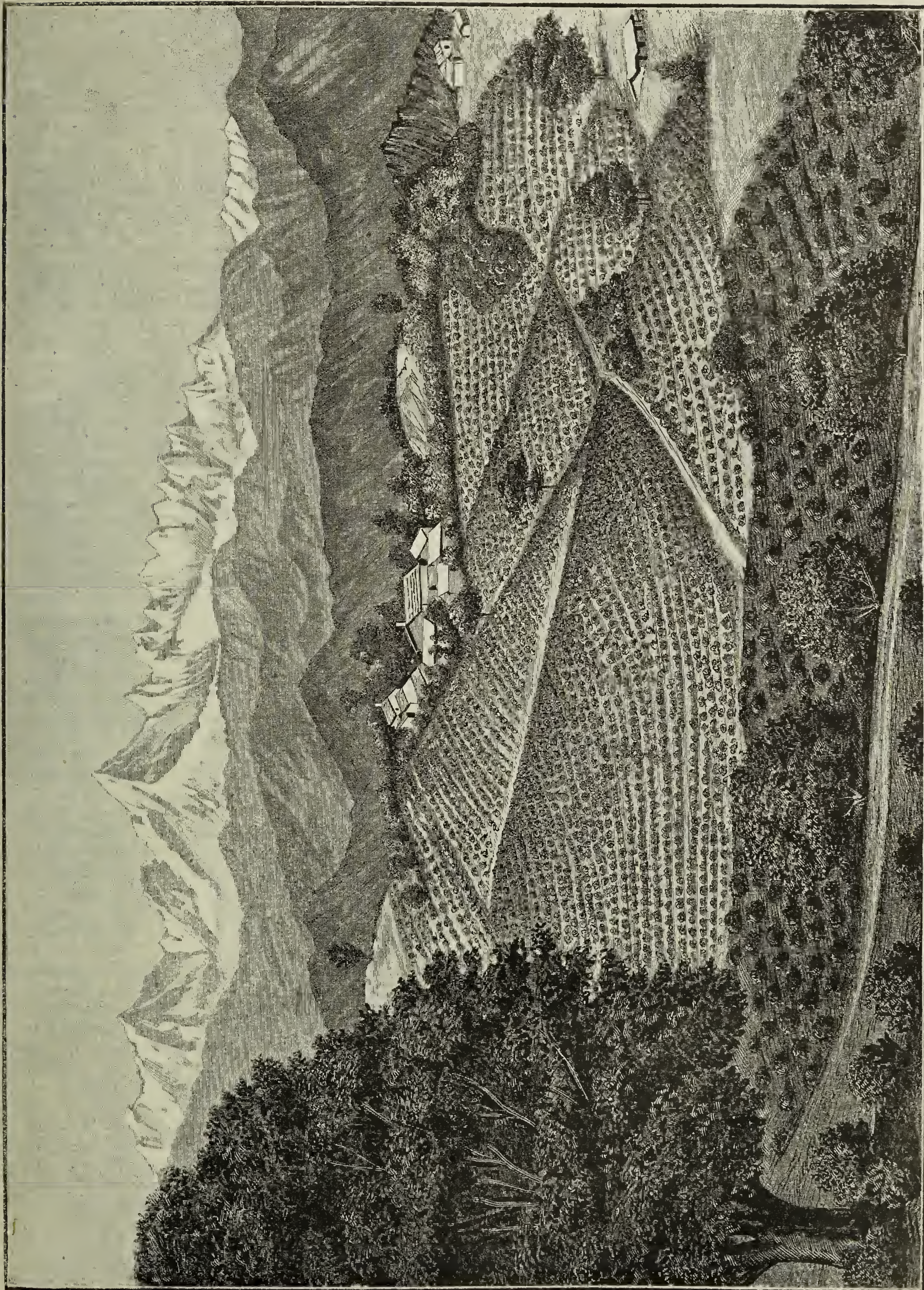
Einem vorurtheilsfreien Europäer muß es wunderbar erscheinen, in welchem Maße dieser Kastenunterschied alle Verkehrsverhältnisse der Eingeborenen beeinflußt. Einer aus höherer Kaste wird nie in die Wohnung eines aus niederer Kaste eintreten und nie Nahrung aus dessen Hand nehmen, ja, wenn einer aus niederer Kaste ein Gefäß eines höheren berührt — vielleicht aus Unachtsamkeit —, wird der Besitzer des Gefäßes dasselbe augenblicklich fortstoßen und nie wieder gebrauchen. Erst kürzlich geschah es hier, daß Brahminen ihre Nahrung, die sie eben gekocht hatten, wegschütteten, nur weil einer aus der niedrigsten Kaste — ein Feger, der die schmutzigsten Arbeiten zu versehen hat — einen Blick auf die Speisen geworfen hatte.

Trotzdem die Kasten sich so schroff aus einander halten und niemals unter einander heirathen, so ist es keine Unehre für einen aus hoher Kaste, mit einer weiblichen Person aus niederer Kaste im Concubinat zu leben. Und wenn ein Individuum gegen die Vorschriften seiner Kaste gefehlt hat, so ist es ihm auch in den meisten Fällen möglich, sich zu rehabilitiren. Das gewöhnliche Mittel ist eine große Mahlzeit, die der Sünder den Mitgliedern seiner Kaste giebt.

Kinder der höheren Kasten werden erst durch eine besondere Ceremonie in dieselben aufgenommen. Diese letztere besteht darin, daß dem Kinde im Alter von etwa neun Jahren ein Stück Bindfaden, über welches ein alter Brahmine einige Gebete gemurmelt hat, um den Hals gehängt wird. Bei dieser Gelegenheit hat der Vater des Kindes natürlich ebenfalls alle zu seiner Kaste gehörenden Nachbarn zu regaliren. Vor der Aufnahme des Kindes in die Kaste des Vaters ist dasselbe an keine Vorschriften derselben gebunden.

Die höheren Kasten Angehörenden bezeichnen sich selbst als Hindu. Einen eigentlichen Gottesdienst jedoch haben nur die Brahminen. Dieselben haben auch ihre festgesetzten heiligen Zeiten, an denen alltäglich in den Tempeln mehrmals gebetet wird. Jeder Brahmine hat namentlich gewisse Tage im Jahre, an denen er für die verstorbenen Eltern betet. An den Poojah- (Gebets-) Tagen wird bis auch spät in die Nacht in der Nähe der Tempel mit Hörnern und Tomtom konzertirt. Sogenannte Tempel giebt es sehr viele, jedoch sind darunter nur wenige, die dem Europäer gleich als solche in die Augen fallen. Die meisten sind vielmehr elende Hütten, die so niedrig sind, daß man nur kriechend hineingelangen kann. Im Inneren befinden sich ein paar Steine, an denen man mit Mühe ausgehauene Götzenbilder erkennen kann, zuweilen auch ein Gefäß, in welchem bei feierlichen Gelegenheiten Weihrauch gebrannt wird. Der gewöhnliche Tribut der Gläubigen für ihre Götter sind Blumen, Reis oder dergleichen. Ist jemand krank, so wird auch wohl ein größerer Tribut dargebracht in der Form eines Zickleins, das außerhalb des Tempels angebunden und in der Nacht vom Leoparden verzehrt wird.

Reiche Grundbesitzer weihen den Göttern sogar zuweilen einen Büffel, der mittels eines eingebrannten Zeichens als heilig kenntlich gemacht wird, und dann frei im Lande umherläuft um den Kornfeldern großen Schaden zuzufügen, aber von Niemandem angetastet werden darf. — An Scheidewegen sieht man öfters Götzenbilder in Stein gehauen. Vor diesen findet man dann von Zeit zu Zeit Blumen oder ein wenig Reis liegen, welch letzterer natürlich den Vögeln sehr willkommen ist. Außerdem sieht man allgemein in und an den Häusern von Brahminen kleine, aus Thon geformte Götzen. Zuweilen trifft man auch Fakire, die von Ort zu Ort ziehen und sich durch Betteln ernähren. Hier in den Bergen färben sich dieselben den ganzen Körper mit Asche oder Talk schmutzigweiß, das Haar aber roth, und sie finden sich bei allen Gelegenheiten ein, wo eine Ansammlung von Eingeborenen zu erwarten ist. Sie verschmähen auch nicht die Almosen von ungläubigen Europäern. Unter diesen Fakiren giebt es viele, die sich wirklich schwere Büßungen auferlegen (z. B. eine Hand so lange geschlossen halten, bis die Nägel ins Fleisch gewachsen sind), überhaupt durch ein entsagungs-



Theepflanzung am Himalaya von Kumaon.

volles Leben den Göttern einen Dienst zu erweisen glauben, die meisten sind jedoch offenbare Betrüger.

Außer den Rindern gelten als heilige Thiere Affen und Schlangen. Jedoch legen die Eingeborenen der Tödtung derselben kein besonderes Hinderniß in den Weg; und namentlich Leute aus niederer Kaste dürfen sie umbringen, ohne sich etwas zu vergeben. Daß es bei solchen Religionsverhältnissen auch nicht an dem unsinnigsten Aberglauben fehlt, ist selbstverständlich. Alten Frauen werden zuweilen Zauberkräfte zugeschrieben, und Krankheiten von Menschen und Vieh werden als die Wirkungen böser Geister, die in den Kranken gefahren sind, angesehen. Solche Geister bezeichnen sie mit demselben Namen, wie die „Jeziden den gefallenen Engel Scheitan". Einer aus niederer Kaste, dessen Großmutter wahrscheinlich an Altersschwäche litt, glaubte sein Unwohlsein sogar einem „belati Scheitan" (ausländischem Teufel) zuschreiben zu müssen. Dieser Aberglaube ist natürlich in den abgelegenen Bergen viel mehr heimisch als in der civilisirteren Ebene. Derselbe nimmt jedoch mit der Zeit unter dem Einflusse der Europäer ebenfalls immer mehr ab, denn die meisten sind doch schon dahintergekommen, daß ausländische Medicinen besser sind, um ausländische Teufel auszutreiben, als alle inländischen Beschwörungsformeln.

Mit der Religion stehen gewisse Sitten und Satzungen in enger Verbindung. Einen Todten dürfen nur die Angehörigen desselben berühren. Alle anderen würden dadurch sofort ihre Kaste verlieren. Die Familie wird nach dem Todesfalle auf eine bestimmte Zeit für unrein erklärt. Die Zeit ist je nach der Kaste verschieden, am längsten bei den Brahminen, nämlich 40 Tage.

Während dieser Zeit dürfen die Angehörigen des Verstorbenen nicht an dem gewöhnlichen Platze baden, nicht aus dem gewöhnlichen Brunnen Wasser holen u. s. w. Durch das Gebot, daß nur Angehörige einen Todten berühren dürfen, wären hier auf einer Theepflanzung vor $1^1/_2$ Jahren fast zwei Menschenleben verloren gegangen. Vier Leute, die sich in einer besonders kalten Nacht in ihrer Hütte nicht wohl genug fühlten, schlugen nämlich ohne Wissen des Besitzers ihr Nachtlager auf dem Boden eines Gebäudes auf, in dessen unterem Theil Thee über Holzkohlenfeuer getrocknet wurde. Am Morgen wurden alle vier, von Kohlendunst betäubt, anscheinend leblos aufgefunden. Alle vier wurden von den Eingeborenen für todt gehalten und folglich wollte sie Niemand anrühren. Da nur ein Europäer gegenwärtig war, so hatte derselbe die größte Noth, mit Hilfe eines dazu gepreßten Eingeborenen aus einer der niedrigsten Kasten die anscheinend Todten eine Leiter herunter aus dem Kohlendunst ins Freie zu schaffen. Bei zweien waren die Wiederbelebungsversuche noch von Erfolg.

Die Todtenbestattung ist noch dieselbe, wie sie wahrscheinlich vor 3000 Jahren war. Der Leichnam wird in einer Sänfte, oder auch nur an einen Stock gebunden, nach einem bestimmten Flusse getragen und dort am Ufer auf einem Scheiterhaufen zur Hälfte verbrannt, während der Rest in den Fluß geworfen wird. Am genauesten nehmen es mit dem Bestattungsplatze die höheren Kasten, und dieselben tragen ihre Todten oft mehrere Tagereisen weit nach besonders heiligen Flüssen. Eingeborene aus niederer Kaste bringen die Leichen einfach nach dem nächsten Bache. Da fast alle Flüsse auf diese Weise durch Leichen verunreinigt werden, so essen Europäer hier selten Fische, die an Ort und Stelle gefangen sind.

Die Hindu haben im Laufe der Jahrhunderte auch Sitten angenommen, von denen die alten Inder nichts wußten. Dahin gehören die Abschließung der Frauen bei den Brahminen und die Kinderheirath. Töchter zu haben, ist für den Vater ein Glück, da sie einen werthvollen Handelsartikel bilden. Hier in den Bergen ist es noch allgemein Sitte, die Kinder im zartesten Alter zu verheirathen, und es ist nichts Seltenes, daß dies mit Mädchen im Alter von zwei Jahren geschieht. Die Eltern des Bräutigams bezahlen dabei an die der Braut eine gewisse Summe, die je nach dem Besitzstande der Parteien und nach der Anzahl der innerhalb der Kaste zur Verfügung stehenden Mädchen bedeutend variirt. Hochzeiten bestehen hauptsächlich in großen, mehrere Tage währenden Gelagen, bei denen das Brautpaar die geringste Rolle spielt. An einem bestimmten Tage wird die Braut in ein rothes Tuch vollständig eingewickelt, in eine Art Sänfte gelegt und in langer Prozession, oft auf den größten Umwegen, aus dem Hause ihrer Eltern in das der Schwiegereltern getragen. Der Bräutigam, gewöhnlich ein Knabe von 9 bis 11 Jahren, begleitet die Prozession, mit einer Krone aus Papier und Flittergold auf dem Haupte, ebenfalls in einer Sänfte. Außer diesen beiden nehmen an dem Zuge eine Menge von Freunden und Nachbarn, jedoch nur männlichen Geschlechts, Theil. An der Spitze tanzen Tomtomschläger und Trompetenbläser. Nachdem auch in dem Hause der Eltern des Bräutigams tüchtig gegessen worden ist — getrunken wird sehr wenig — wird die Braut wieder in das Haus der Eltern zurückgetragen. Sie beginnt erst mit ihrem Manne zu leben, wenn sie 13 bis 14 Jahre alt geworden ist. Da nun die Sterblichkeit unter Kindern männlichen Geschlechts — wie in Europa — größer ist als unter den Mädchen, so kommt es sehr häufig vor, daß Mädchen im zartesten Alter schon Witwen sind. Diese dürfen sich dann in den meisten Kasten nicht wieder verheirathen, sondern leben bis an ihr Lebensende in dem Hause der Schwiegereltern, wo sie wie Sklavinnen behandelt werden. Oft folgen schlimme, moralische Zustände aus solchen Verhältnissen, und deswegen ist namentlich in neuester Zeit von Europäern, und aufgeklärten Eingeborenen der Kampf gegen die Kinderheirath, die in den heiligen Schriften der Hindu keineswegs geboten ist, energisch aufgenommen worden.

Auch sonst werden die Frauen von den Schwiegereltern und Ehegatten fast allgemein als Sklavinnen betrachtet. Diese Stellung der Frau ändert sich nur, wenn sie das Glück hat, ihren Mann zu überleben, da erwachsene Söhne ihren Müttern mit der größten Liebe entgegenkommen.

Noch einfacher als die Erwerbung einer Frau ist es für den Hindu hier, eine Frau, die ihm nicht paßt, wieder los zu werden. Ist dieselbe durch anhaltende Krankheit verhindert zu arbeiten oder ihm sonst zur Last, so braucht er sie nur zu verstoßen, und dann kann er sich augenblicklich eine neue Frau kaufen.

Trotzdem Vielweiberei gestattet ist, ist dieselbe hier äußerst selten.

Wahrscheinlich unter dem Einfluß des Mohammedanismus ist unter den Brahminen die Sitte entstanden, die Frauen vor den Blicken männlicher Personen zu verschließen. Merkwürdiger Weise thun dies die hier ansässigen Mohammedaner aber nur mit verheiratheten Frauen bis zu einem gewissen Alter. Alte Frauen dürfen sich ungestraft mit Männern irgend welcher Religion unterhalten. Auch wird die Vorschrift von gewissen Mohammedanern, die einem niederen Stande, z. B. dem der Dhobi (Wäscher), angehören, nicht so streng beobachtet. In Indien wird dieses System allgemein mit dem Namen „Pardah" (Vorhang) bezeichnet. Neuerdings hat man angefangen, den unglücklichen Geschöpfen das Leben hinter dem Pardah etwas erträglicher zu machen. Weibliche Missionäre lehren sie schreiben und lesen, weibliche europäische Aerzte behandeln sie in vorkommenden Fällen, Zeitungen werden für sie

gedruckt 2c. Jedoch ist man bis jetzt erst in den Städten der Ebene zu solchen Verhältnissen gelangt. Hier in den abgelegenen Gebirgsthälern besteht der Pardah noch in voller Strenge.

Trotzdem die Ehemänner nicht viele Zuneigung zu ihren Frauen empfinden, so lieben sie es doch, sie herauszuputzen. Bei feierlichen Gelegenheiten behängen sie dieselben mit den buntesten Stoffen und mit Juwelen aller Art. Der wichtigste Theil unter den letzteren ist ein großer goldener Ring, der durch den linken Nasenflügel gesteckt und der Bequemlichkeit halber noch mit einem Faden am Ohre befestigt wird. Außerdem tragen die Frauen Ohrgehänge, Fingerringe, Ringe an den Zehen, Armspangen und Spangen um die Knöchel. Man kann sich denken, daß die Frau eines reicheren Eingeborenen im vollen Staat wie ein wandelnder Juwelierladen aussieht. Trotzdem die Pahari viel auf Juwelen verwenden, findet man hier in den abgelegenen Dörfern nie einen, der eine Taschenuhr besitzt. Freilich wissen sie wie andere Naturkinder die Zeit fast genau nach dem Stande der Sonne anzugeben. Die Vorliebe für bunte Zeuge ist bei ihnen sehr ausgeprägt. Stundenlang sitzen sie um die Schätze wandernder Händler herum, um die Augen an den Dingen zu weiden und dann am Ende ein Stück Zeug oder eine Mütze zu kaufen. Die Pahari stimmen in dieser Beziehung anscheinend vollkommen überein mit den Unjamwesi Paul Reichard's.

Dergleichen bunte Stoffe werden jedoch nur von den Frauen getragen. Die Kleidung derselben besteht aus einem Leibchen, das hinten geschlossen wird und die obere Hälfte der Brust bedeckt, sowie aus langen Unterröcken, die um die Hüften zusammengeschnürt werden. Zuweilen, besonders auf der Wanderung, werfen sie noch ein buntes Stück baumwollenes Zeug über den Kopf. Die Kleidung der Männer ist je nach dem Stande etwas verschieden, besteht aber allgemein aus weißem Zeuge. Nur Vornehmere, Diener des Hauses bei Europäern, Brahminen, Aufseher 2c. tragen Beinkleider. Die übrigen Dörfler, Arbeiter 2c. tragen nur einen schmutzigen Lappen um die Lenden geschlungen, eine Art Weste auf der Brust, und hängen bei kühlerem Wetter eine wollene Decke um. Auf dem Kopfe tragen sie gewöhnlich ein winziges Mützchen, das fast nur zum Verbergen der Skalplocke dient, während der übrige Theil des Kopfes von Zeit zu Zeit vollständig glatt rasiert wird. Bei besonderen Gelegenheiten, wie z. B. beim Besuch eines Marktes, binden sie ausnahmsweise ein Paggri um den Kopf, wie sie die Bhutia tragen. Ein Ziel des Ehrgeizes für ärmere Eingeborene ist der Besitz von Schuhen. Dieselben dienen aber für die meisten weniger zum Schutz für die Füße als zum Staatmachen. Deshalb trifft man oft Eingeborene auf dem Wege mit ihren Schuhen nicht an den Füßen, sondern in der Hand, weil sie dieselben erst beim Betreten des nächsten Ortes anziehen. Sonst gehen sie auf den steinigsten Wegen und durch den Schnee, der von etwa 5000 Fuß an hier im Winter nicht selten ist, viel lieber barfuß.

Die Wohnungen der Eingeborenen sind Hütten aus Bruchsteinen oder Lehm, meist mit Gras, in den reicheren Dörfern aber wohl auch mit Steinplatten gedeckt. Gewöhnlich bestehen die Hütten aus zwei Stockwerken. In dem unteren ist das Vieh untergebracht, das obere, äußerst niedrige Stockwerk aber wird bewohnt. Steintreppen führen von außen hinauf. Als Fenster dienen kleine Löcher in den Thüren, und in demselben Raume, in dem die ganze Familie schläft, wird gewöhnlich auch gekocht. Mitten auf dem Fußboden befindet sich die Feuerstelle, aus drei bis vier Steinen gebildet und mit Lehm bekleidet. Einen Schornstein giebt es aber nicht, sondern der Rauch sucht sich seinen Ausweg durch die Thür oder durch ein Loch im Dache.

Eigentliche Betten besitzen die Eingeborenen auch nicht. Einzelne bedienen sich wohl einer Art Bettstelle, die mit Stricken überspannt ist, alle Uebrigen aber schlafen auf dem Fußboden, wobei sie sich bis über den Kopf in eine Decke einwickeln. Ueberhaupt ist die Möblirung der Hütten sehr einfach. Ein paar hölzerne Kasten, in denen die Habseligkeiten aufbewahrt werden, ist Alles, was man darin zu sehen bekommt. Alle Verrichtungen werden auf dem Fußboden vorgenommen, und irgend welche Stühle oder sonstige zum Sitzen bestimmte Gegenstände sind nicht vorhanden. Die gewöhnliche Art des Sitzens bei höheren und niederen Eingeborenen ist eine Art Kauern, wofür die Engländer den Ausdruck „squat" gebrauchen. Sie schlagen dabei aber keineswegs die Beine unter wie die Türken, sondern sie sitzen auf ihren Waden, wobei ihre Kniee fast das Kinn berühren. Es ist wunderbar, wie die Menschen an diese Sitzweise gewöhnt sind. Bei einem Europäer, der es versuchen will, geräth bald der Blutumlauf in den Beinen ins Stocken, so daß er es kaum länger als 5 Minuten aushalten kann.

Daß die Dörfer sich nicht durch Reinlichkeit auszeichnen, braucht kaum erwähnt zu werden. Aller Unrath wird ja in der Nähe der Hütten abgelagert, und wenn man ein solches Dorf passirt, wozu man auf der Reise oft gezwungen ist, so benimmt einem der Duft allen Appetit auf die Orangen oder sonstigen Früchte, welche die Einwohner dem durchreisenden Europäer gewöhnlich entgegenbringen. Namentlich die Dörfer der niederen Kasten sind dadurch fortwährende Krankheitsherde und Cholera und Pest sind deswegen verhältnißmäßig häufig. Von Zeit zu Zeit bereist allerdings ein Sanitäts-Kommissär einen Theil des Distrikts, und dann kommt es häufig vor, daß ganze Dörfer mit schweren Geldstrafen belegt werden. Aber kaum hat der Herr Doctor den Rücken gewendet, so beginnt die alte Wirthschaft von Neuem. Unter solchen Verhältnissen sind natürlich Krähen, Geier, Schakale eine der größten Wohlthaten.

Außer den erwähnten ansteckenden Krankheiten sind Pocken und Aussatz sehr häufig. Namentlich drängen sich aussätzige Bettler mit auf gräßliche Weise verstümmelten Gliedern auf allen Wegen, besonders aber vor den Rasthäusern, an reisende Europäer heran. Die Regierung hat massenweise in den Distrikten Asyle errichtet, wo diese Leute verpflegt werden, aber so lange der Aufenthalt in den Asylen nicht obligatorisch ist und namentlich auch Heirathen solcher mit Aussatz Behafteter nicht verhindert werden können, ist bei dem ungeheuren Leichtsinn der Bevölkerung eine Besserung in diesen Zuständen nicht zu erwarten.

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

VII.

(Mit vier Abbildungen.)

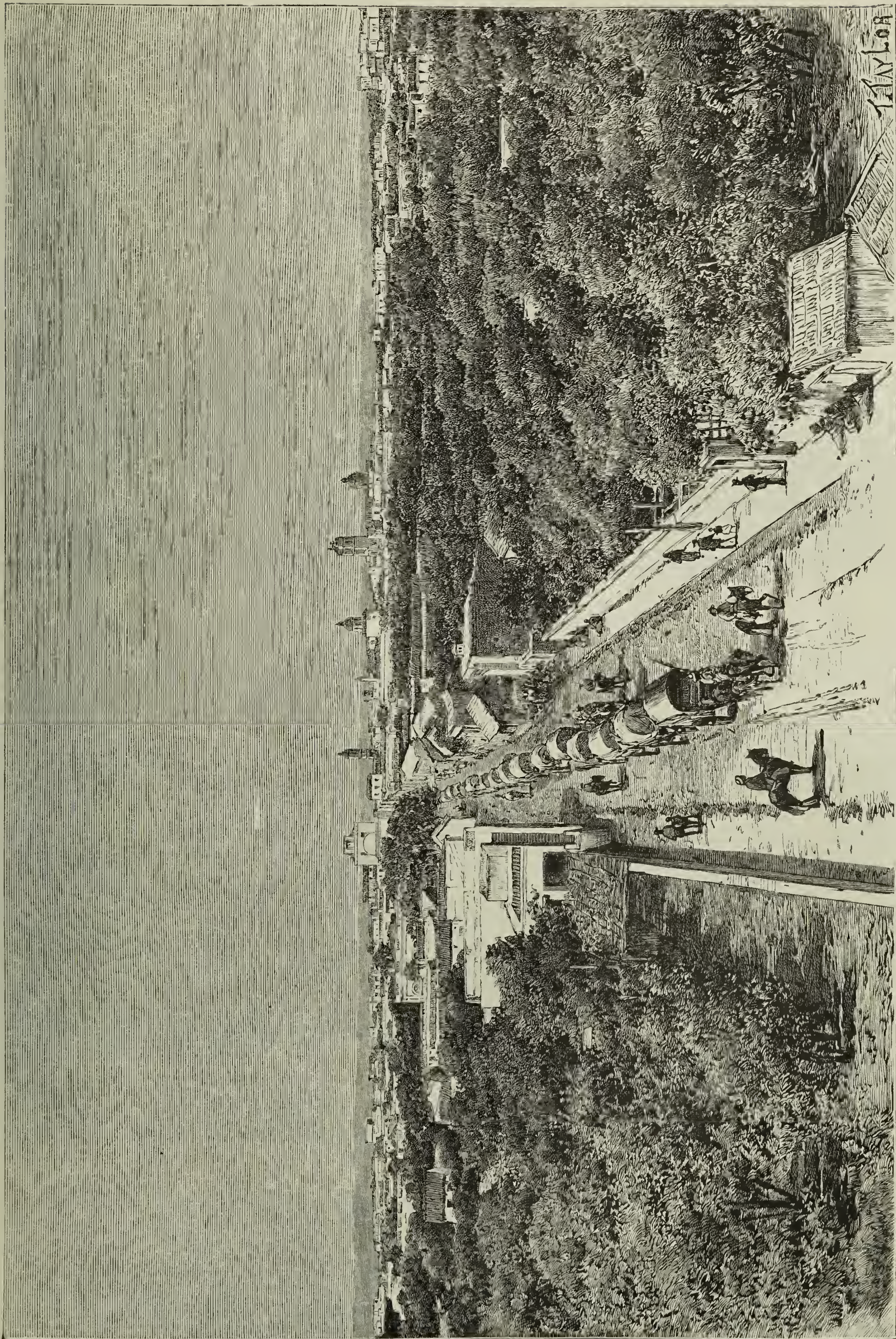
Wenn man von der Kulturfähigkeit der Pampas redet, so hat man vor allen Dingen zwei Umgestaltungen, die sich in neuester Zeit in denselben vollzogen haben, nicht aus den Augen zu lassen: die definitive Austreibung der Indianer aus den weiten Grasebenen, und die bereits erwähnte Ausstattung des Landes mit einem weit verzweigten Schienenstraßennetze. Diese beiden Thatsachen haben bezüglich der Besiedelungsverhältnisse eine Tragweite, die nicht leicht überschätzt werden kann, und in verschiedenen Beziehungen sind auch ihre günstigen Folgen bereits heute deutlich sichtbar.



Postwagen im Sumpfe der Monte Region.

So lange die wilden Ranqueles (Röhricht-Indianer) sich mit den halbwilden Gauchos um die Herrschaft in der Steppe stritten, und so lange sich die argentinische Regierung damit begnügte, die zuerst genannten Räuberstämme in ihren sumpfigen Schlupfwinkeln durch Lieferungen von Tabak, Rum und Lebensmitteln so viel als möglich bei guter Laune zu erhalten, so lange konnte natürlich an Acker- und Gartenbau höchstens in der unmittelbaren Nähe der Städte und Forts gedacht werden. Seit die Generäle Roca und Villegas aber Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre die Indianer definitiv aus den Pampas vertrieben und nach Patagonien gedrängt haben, sind die Aussichten für diese Wirthschaftszweige viel bessere geworden. Die Ansiedler haben jetzt nicht mehr zu fürchten, daß plötzlich eine blutdürstige Horde in ihr Gehöft einbricht, und sengt und plündert und mordet, um alsbald auf ihren schnellen Pferden dem Arme der Rächer zu entfliehen.

Was aber die Eisenbahnen betrifft, so haben dieselben es den Kultivatoren der Pampas nicht bloß ermöglicht, die Früchte ihres Fleißes leichter auf einen Markt zu bringen, auf dem ihnen die nothwendige Werthschätzung zu Theil wird, sondern sie haben auch die Errungenschaften der erwähnten Feldzüge noch weiter befestigt und zugleich die öffentliche Ordnung innerhalb der weißen Bevölkerung zu einer viel besseren und vertrauenswürdigeren gemacht. In der eisenbahnlosen Zeit war es ja um das Verkehrs-



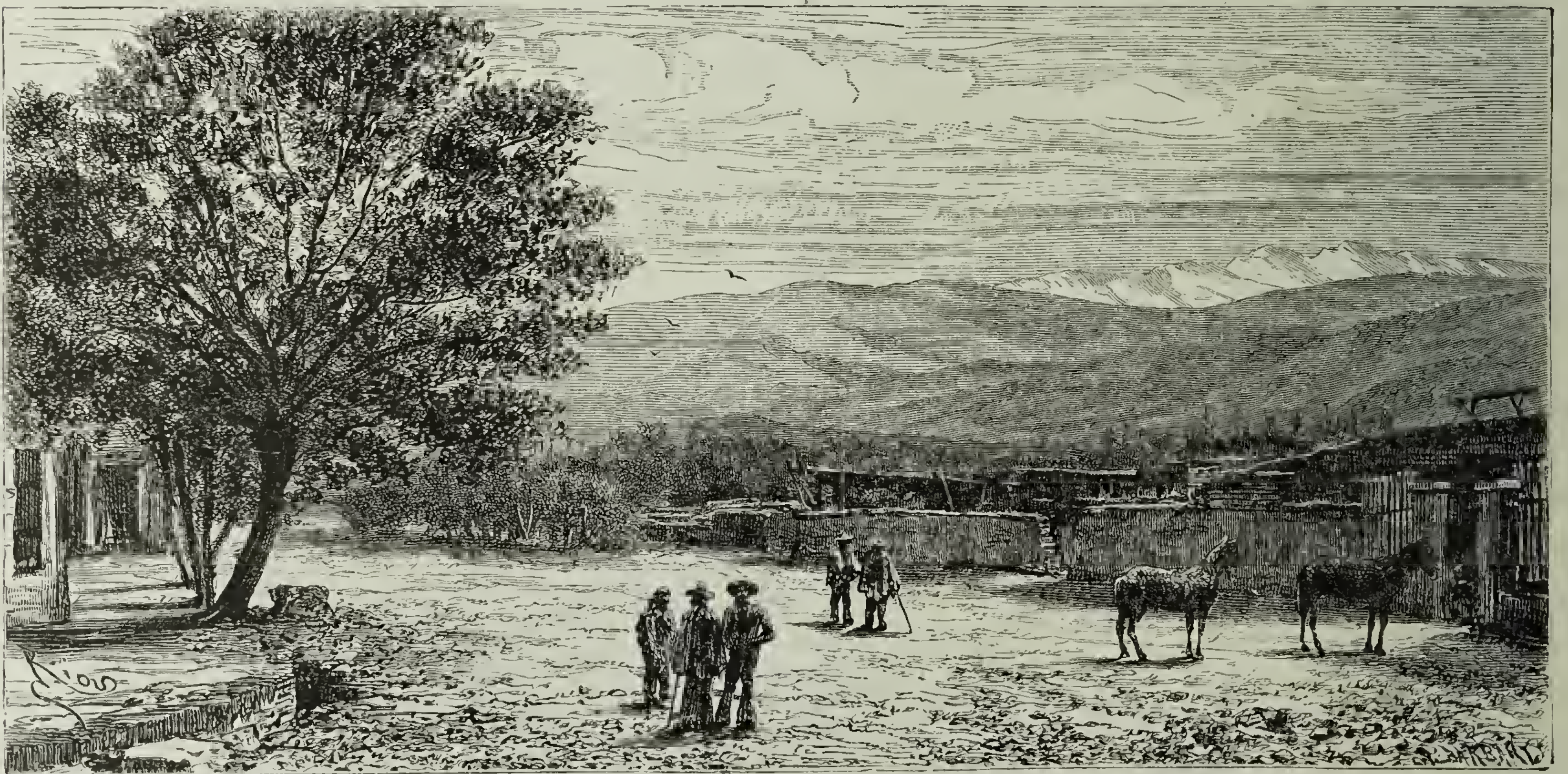
Tucuman.

wesen der Laplatastaaten schlecht genug bestellt. Die Pampasebene bot zwar in ihrem normalen Zustande scheinbar nicht das geringste Hinderniß der freien Bewegung, und die Fuhrwerke und Reiter fanden eine Straße, wo immer ihre Pferde den Fuß hinsetzten. In welche Verfassung geriethen die Naturstraßen aber, sobald sich einer der gewöhnlichen Gewittergüsse über ihnen entlud! An gewissen Stellen hatten die Pampas-Karawanen — die sogenannten „Tropas" — dann zuweilen wochenlang zu lagern und abzuwarten, bis der Weg wieder passirbar geworden war. An die Herstellung von Kunststraßen war man in der ganzen langen Zeit der spanischen Herrschaft sowie auch in dem ersten halben



Straße in Mendoza.

Jahrhundert der Republik beinahe nirgends gegangen, einfach weil die Pampas weder Holz noch Steine als Straßenbaumaterialien zu liefern vermochten. Aus dem gleichen Grunde gab es auch nirgends Brücken über die Ströme, und wenn dieselben geschwollen waren, so hatten die „Tropas" vor diesen ebenfalls Halt zu machen, bis sich die Fluth verlaufen



Vorstadt von Mendoza.

hatte. Natürlich konnten unter solchen Verhältnissen nur vergleichsweise kostbare Güter nach entfernteren Märkten verführt werden. Man transportirte also nach Buenos-Ayres blos die Zungen und Häute der Rinder, während man das Fleisch den Caranchos (Geierfalken) überließ, und Weizen und Mais baute man eben nur so viel, als für den lokalen Bedarf nöthig war. Durch die Eisenbahnen, die in den Pampas allenthalben leicht herzustellen waren, und die nur bei den Strömen große Brückenanlagen nöthig machten, ist dies alles ganz anders geworden. Und während bei der früheren Isolation der einzelnen Provinzen das Centralregiment Argentiniens immer unendliche Schwierigkeiten hatte, den revolutionären Pronunciamentos, die bald hier, bald da in Scene gesetzt wurden, zu begegnen, so haben wir

auch davon in den letzten Jahrzehnten, in denen die Schienenstraßen die Provinzen so zu sagen einander näher gerückt haben, von Staatsumwälzungen nicht das Geringste mehr gehört. Selbst den „gauchos malos“ — den vereinzelten Banditen, die die Pampas früher unsicher machten, und die dieselbe bestialische Grausamkeit, die sie den Thieren gegenüber zu üben gewöhnt waren, auch gegenüber den Menschen übten — scheint das Handwerk nunmehr gelegt zu sein. In welchem Grade die Eisenbahnen dem gesammten Wirthschaftsleben der Pampas, und insbesondere auch dem Ackerbau derselben zu gute gegangen sind, das ist aus den Ausfuhrziffern Argentiniens klar zu erkennen. 1886 exportirte der Staat für 31,7 Mill. Pesos Wolle, für 9,9 P. Rindshäute, für 6,4 Mill. P. Schaffelle, für 3,7 Mill. P. Salzfleisch, für 2,4 Mill. P. lebende Thiere, für 1,7 Mill. P. Talg, für 4,7 Mill. P. Mais, für 1,8 Mill. P. Leinsamen und für 1,5 Mill. P. Weizen. Anfang der siebziger Jahre dagegen zählte Argentinien überhaupt noch nicht zu den Getreide-Exportländern, und die Ausfuhr von Viehzuchtprodukten war wenigstens ein viel geringerer.

Eine der unmittelbarsten Folgen des Eisenbahnbaues in den Pampas und der Herstellung der öffentlichen Sicherheit in denselben ist vor allen Dingen auch das Aufblühen der argentinischen Städte gewesen. Davon kann man sich auf einem kurzen Rundgang durch Rosario, durch Cordoba, durch Mendoza, durch Laplata, das erst Anfang 1881 gegründet wurde und von dem wir später noch ausführlicher zu berichten gedenken, durch Tucuman, durch Santa Fé 2c. leicht überzeugen. Von wildem Leben und von Barbarei, wie wir sie in unserer Vorstellung mit dem städtischen Gemeinwesen Südamerikas zu verknüpfen gewöhnt sind, ist da wenig mehr zu spüren, wohl aber mancherlei von den Aeußerungen einer hohen Civilisation. Cordoba ist durch die Anstrengungen deutscher Gelehrten eine namhafte Universitätsstadt geworden, auf die unsere Nation wohl Grund hat stolz zu sein, Tucuman ist durch Dr. B. A. Gould der Sitz einer berühmten Sternwarte, und Rosario sowie auch Mendoza suchen es in der Stattlichkeit ihrer öffentlichen und privaten Bauten Buenos-Ayres gleichzuthun. Cordoba und Rosario zählen heute an die 50 000 Einwohner, Laplata und Tucuman wenigstens an die 30 000, und Mendoza ebenso wie Corrientes gegen 20 000.



Der Rio de la Quebrada.

Ebenso verdichtete sich durch den Einfluß der verbesserten Kommunikationsmittel auch die Bevölkerung der Provinzen in viel stärkerem Maßstabe, als es vorher geschah. Die Provinz Buenos-Ayres zählte 1869 (die Hauptstadt eingeschlossen) 495 107 Seelen, im Jahre 1885 aber mehr als eine Million, die Provinz Santa Fé 1869 nur ziemlich 90 000, 1885 aber über 200 000, die Provinz Mendoza 1869 nur 65 000, 1885 aber 110 000 2c.

Die Schilderung, welche wir in unserer letzten Skizze von den Naturverhältnissen der Pampas entworfen haben (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 161 ff.), bezieht sich im wesentlichen bloß auf die Provinz Buenos-Ayres, und die unmittelbar daran anstoßenden Gebiete. Je weiter wir uns in der einen oder anderen Richtung von den Grenzen dieser Provinz entfernen, desto weniger gleichen die Pampas einem endlosen Grasmeere, und desto weniger bilden sie eine vollkommene Ebene. Schon in Santa Fé hat man viel eher von einem flachwelligen Hügellande zu reden, und in Cordoba, wo man

sich allmählich jenen insularen oder peninsularen Vorketten der Anden, die Alfred Stelzner als „pampine Sierren" bezeichnet, genähert hat, werden die Hügelzüge zum Theil ganz stattlich. Das felsige Grundgerüst der Pampas macht hier unter der Löß- und Sanddecke seine Einwirkung auf die oberflächliche Bodenform geltend, und außerdem wirken wohl auch die westlichen Hochgebirgsmauern auf die Staub- und Sandwehen ganz ähnlich wie die von Menschen aufgeführten Mauern auf die Schneewehen, — und zwar auf beträchtliche Fernen hinaus. Dazu kommt dann noch, daß die abfließenden Gewässer in der Nähe der Gebirge ein viel stärkeres Gefäll haben, und daß der Boden in Folge dessen auch von ihnen in einem viel höheren Grade zerfeilt und modellirt wird.

Das Klima wird zwar im allgemeinen viel trockener, je weiter man binnenwärts kommt, und vor allen Dingen werden die Dürrezeiten daselbst viel länger und ausgesprochener. Aber die pampinen Sierren wirken als mächtige Condensatoren der atmosphärischen Feuchtigkeit, und ebenso auch die Ketten der eigentlichen Anden, und das Wasser, das von ihnen herabfließt, sammelt sich in beträchtlichen Strömen, und bietet für die Stellen, an denen es aus dem Gebirge herausbricht, die Möglichkeit des Gedeihens reicher Kulturoasen. Natürlich setzen dieselben die Anlage künstlicher Kanal- und Schöpfvorrichtungen voraus, durch die das Wasser über den Boden der Gärten und Felder hinweg geleitet wird, aber dieser Aufgabe haben sich die alten spanischen Einwanderer in einem hohen Grade gewachsen gezeigt, und so sehen wir die Stationen Villa Mercedes, San Luis und Mendoza an der argentinischen Westbahn — der zukünftigen argentinischen Pacificbahn —, sowie die Stationen Cordoba, Tucuman und Salta an der argentinischen Nordwestbahn, inmitten prächtigen Baumgrüns gelegen und von herrlichen Frucht- und Weingärten, sowie von üppigen Mais- und Luzernefeldern umgeben. Auch bezüglich der unterirdischen Flußläufe und des Grundwassers liegen die Verhältnisse hier günstiger, als in der Pampasebene, und es kann deshalb keinem großen Zweifel unterworfen sein, daß sich die Zahl sowie die Ausdehnung der Kulturoasen durch artesische Brunnen an vielen Orten noch erheblich vermehren ließe. Bei Pilciao fallen beispielsweise nur 22 cm Regen, aber in einer Tiefe von 38 m stößt man auf reichliches und gutes Wasser, und ebenso ist es an der Sierra de Ancaste sowie anderweit. Bis jetzt benutzt man nur die oberirdischen Gewässer zu Irrigationszwecken, und zwar in einem so bedeutenden Maßstabe, daß die Ströme, die den Schneefeldern und den sonstigen Quellenreservoiren der Hochgebirge entfließen, nicht gar weit von dem Fuße dieser Gebirge vollkommen aufgebraucht sind. So erreichen dieselben nur ausnahmsweise den Hauptstrom des Landes — den Parana —, und ihre Kulturbedeutung ist unterhalb der genannten Oasen-Orte eine so geringfügige, daß man sie mit Nummern statt mit Namen bezeichnet, Rio Primero, Rio Segundo, Rio Tercero, Rio Quarto, Rio Quinto.

Das natürliche Vegetationskleid ist in der Gegend nahe dem Gebirgsfuße selbstverständlich ebenfalls ein anderes. An dem Wege nach Cordoba beginnt bereits vor Villa Nueva wieder Buschwuchs, und am Rio Tercero breiten sich förmliche Waldungen aus. Wir haben damit jene Region betreten, die die Pflanzengeographen als die Chañar- und Monte-Region bezeichnen. Mimosengewächse, darunter namentlich die Algaroba (Prosopis alba), Chañargesträuch (Gourliaea decorticans), Therebinthen- und Kreuzdorngebüsch, Lorbeerarten, hohe Opuntien und Cacteen und zahllose andere Formen setzen dieselben zusammen. Und in den Buschwäldern haust zugleich auch ein anderes Thierleben, vor allem ungeheure Schaaren von Ohrentauben (Columba aurita), die sich von den Früchten der genannten Gewächse nähren.

Auch für die Hausthiere sowie für die Menschen sind die betreffenden Früchte vielfach benutzbar, und die Gauchos bereiten sich insbesondere aus den Samen der Algaroba seit lange sowohl ihr Lieblingsgetränk — die aloja — als auch ein gesundes, kräftiges Brot. Der Wein, den das Land bei Mendoza, bei San Juan und an anderen Orten erzeugt, wetteifert dort, wo man ihm genügende Pflege zu Theil werden läßt, mit den besten Sorten Europas, und ähnlich ist es auch mit den Pfirsichen 2c.

Ob die Gegend für deutsche Ansiedler besonders zu empfehlen sei, darf man aber wohl wieder mit gutem Grunde bezweifeln. Einmal gilt angesichts der Monte-Region wieder, was wir von der Unvertrautheit der Deutschen mit den Methoden der künstlichen Bewässerung gesagt haben, und sodann blickt die Mischlingsbevölkerung aus Spaniern und Indianern, die daselbst haust, viel feindlicher auf alle neuen Eindringlinge, als die Bevölkerung von Buenos-Ayres.

Reise nach den neusibirischen Inseln.

Von E. Baron Toll.

(Schluß.)

Am 1. November verließen wir die Insel Kotelny. Auf zwei Hunde- und sechs Renthiernarten waren die Sammlungen, sowie die Provision für uns sechs Menschen und für 28 Hunde und 26 Renthiere vertheilt. Am 6. November trafen wir bei einem Schneesturme von 18 m in der Sekunde bei Herrn Dr. Bunge auf der großen Ljachow-Insel ein.

Herr Dr. Bunge hatte sich an der Südküste der Insel bei der Mündung des Flüßchens Maloje Simowje trotz der großen Schwierigkeit, die die Beschaffung von Treibholz machte, so behaglich als thunlich eingerichtet. Er hatte eine Winterhütte vorgefunden, die nun, lange nicht so geräumig wie die meinige, zur Noth ausgebessert worden war. Hier feierten wir bei den von Herrn Dr. Bunge bis zuletzt aufgesparten Leckerbissen und einer Flasche Schaumwein unser Wiedersehen nach über sechsmonatlicher Trennung.

Nachdem drei Tage lang furchtbare Schneestürme gewüthet hatten, welche unsere Führer zu der irrigen Ansicht leiteten, daß das Eis des Meeres von neuem aufgebrochen wäre, entschloß sich am vierten Tage der Tunguse Djergeli, mich auf leichten Renthiernarten ans Festland zu begleiten. Ohne die geringste Gefahr erreichten wir auch die Küste am 10. November. Es war aber die Rückfahrt ungleich schwieriger als die Hinfahrt. Zwischen Kotelny und der kleinen Ljachow-Insel hatte während des Sommers eine schmale Straße offenen Meeres bestanden, wir fanden dieselbe auf unserer Fahrt durch einen Sturm wieder auf-

gebrochen, konnten sie aber auf einer zwar dünnen, jedoch hinreichend haltbaren Stelle umfahren. Nördlich von dieser war die aus alten Schollen zusammengesetzte Eisdecke zwar aufgebrochen, aber es hatten sich hier die einzelnen Theile nur hin- und hergeschoben, um dann als wirres Packeisfeld zum Stehen zu kommen. Sich über diese mit lockerem Schnee überschütteten Schollenberge hinüberzuarbeiten, dazu seine Renthiere selbst lenken, oder die schwer beladenen Hundenarten über die Eismassen weg oder zwischen sie durch schieben und ziehen helfen, erforderte die äußerste Anstrengung von Menschen und Thieren.

Zwischen der großen Ljachow-Insel und dem Festlande bestand ein solches Packeisfeld in einer Ausdehnung von etwa sechs Meilen, was Herrn Dr. Bunge, der von Ljachow aus am 12. November mit den schweren Hundenarten nachfolgte, bis zur äußersten Erschöpfung gebracht hat.

Trotz schlimmster Schneestürme, in denen wir Dank den vorzüglichen, mit besonderem „Richtsinn“ begabten Führern, und besonders Dank dem Tungusen Djergeli, nur einmal — es war bei dem „heiligen Kap“ auf dem Festlande — geirrt sind, entrannen wir dem verödeten Norden, indem hinter uns die Herrschaft der viermonatlichen Dunkelheit begann. Alle in vorzüglichster Gesundheit erreichten wir am 15. und 17. November wieder das gastliche Kasatschje, von wo ich, von Herrn Dr. Bunge vorausgesandt, und in drei Monaten 11 000 Werst, das sind ungefähr 1500 Meilen, zurücklegend, am 28. Januar 1887 in St. Petersburg eintraf.

Erscheint uns das gegebene Bild von der jetzigen Natur der neusibirischen Inseln in eintönigem düsterem Lichte, scheint uns jener Theil unseres Weltkörpers ein absterbender, in dem letzten Ringen um sein Leben unterliegender zu sein, so können wir uns durch die auch hier gewonnenen Einblicke in die Vergangenheit unserer Erde die um so überraschendere einstige Mannigfaltigkeit und Farbenpracht dieser Gegend vor Augen führen.

Der geologische Bau der Inseln läßt sich vorläufig in Folgendem kurz zusammenfassen.

Das Gebirge der Insel Kotelny, das in seinem südlichen Theile in dem Berge Malakatge seine höchste Erhebung, (circa 385 m = 1263′) erreicht, besteht zum größten Theile aus paläozoischen Gesteinen. Es sind das hauptsächlich dunkelgraue bis schwarze Kalke, welche in der Nordhälfte der Insel von Korallen erfüllt sind, und welche ihrem allgemeinen Habitus nach der devonischen Formation angehören; doch weist das Vorkommen einer Halysites auf das Vorhandensein auch einer silurischen Stufe hin.

In den Felsküsten des südwestlichen Theiles fanden sich Schichten mit gut erhaltenen Brachiopodenschalen und Steinkernen, die einer Fauna entsprechen, wie sie sich zur mittleren Devonzeit in dem Stringocephalenkalke der Eifel ablagerte. Die hier gefundenen Arten schließen sich sowohl der uralischen als auch der nordamerikanischen „Hamilton Group“ an, und liefern somit den Beweis, daß das uralische Devonmeer mit dem nordamerikanischen durch das Becken, welches in dieser Gegend sich ausbreitete, in Verbindung stand.

Aus dem mesozoischen Zeitalter fanden sich am Südkap und an der Südostküste der Insel Kotelny dieselben triassischen Schichten wieder, die in Nordsibirien zuerst von Czekanowski, bei Werchojansk in den Pseudomonotis-Schiefern, entdeckt worden sind.

Der Tertiärzeit entstammen die Braunkohlenlager Neusibiriens, die bisher als Anhäufungen alten Treibholzes angesehen worden sind und unter dem Namen „Holzberge“ in der Litteratur bekannt waren. Sie bieten schon dem Auge ein anziehendes Bild dar und mußten so schon den ersten Besuchern auffallen. Es heben sich hier in der etwa 150′ hohen, durch Auswaschungen burgähnlich gezierten Uferwand zwischen leuchtend hellgrün, gelb, weiß und hellrosa gefärbten Schichten braune und schwarze Streifen ab. Es sind das Braunkohlenschichten, die von Sanden über- und zwischengelagert werden. Aus letzterem ragen in der That die Enden von Baumstämmen hervor. In festeren, kieseligen und thonigen Schichten sind Blattabdrücke von Laubhölzern, besonders von Pappeln, ferner von Coniferen (worunter Taxodium distetum miocaenum), Zapfen von Coniferen etc. erhalten.

Wir sehen daraus, daß in jener Zeit sich ein weites Land von hier über Spitzbergen, Grönland und Grinnelland ausdehnte, welches ein subtropisches Klima besaß, mit einer Vegetation, wie sie jetzt etwa dem Küstensaum des Mexicanischen Golfes entspräche.

Unter diesen Gesteinen, auf der großen Ljachow-Insel, aber meist auf granitischer Grundlage, ruhen in den Quartärbildungen die Zeugen einer ausgestorbenen riesigen Thierwelt, die hier einst die Gegend belebte. Nach den Angaben des Herrn Dr. Bunge ergiebt sich aus dessen reichem Materiale, daß außer dem Mammuth und Rhinoceros hier unzweifelhaft Reste zweier Rinder, des Pferdes, des Moschusochsen, dreier Hirscharten, des Hasen u. a. m. nachgewiesen sind.

Die Lagerungsverhältnisse dieser knochenführenden Schichten ließen sich am besten an der Küste der großen Ljachow-Insel verfolgen. Dort dehnt sich meilenweit zu unterst ein zusammenhängendes Lager klaren, zum Theil lehmuntermischten, grau-grün gefärbten Eises aus. Die Eismassen bilden stellenweise die ganze bis 70′ hohe Uferwand, oder ragen in breiten niedrigen Säulen, Blöcken vergleichbar, in die darüber liegenden Lehmschichten hinein. In diesem finden sich eingeschwemmte Pflanzenreste, und Hölzer, — auf Kotelny dicke Treibholzstämme — oder Torfschichten, die bisweilen die Eismassen direkt überlagern. Wo die letzteren weniger entwickelt sind, finden sich mächtige Süßwasserbecken mit Schalen der Gattungen Cyclas und Valvata. Diese finden ebenso wie die Birken und Weiden, deren Reste sich in den Schichten aufweichen ließen, jetzt 3 bis 4 Grad südlicher ihre nördliche Verbreitungsgrenze.

Die vorliegenden Bildungen entsprechen vollkommen den Befunden in der Eschholz-Bai im Kotzebue-Sunde Nordamerikas.

Sie geben uns das Recht anzunehmen, daß nach dem Untergange jener subtropischen Welt Verhältnisse eintreten, die sich den jetzigen wohl schon bedeutend näherten, unter denen aber, im Gegensatz zu heute, Gletscher zur Bildung gelangen konnten. Neben ihnen indeß gab es Weideplätze, die Heerden jener ausgestorbenen Thierwelt zu ernähren im Stande waren.

Die neusibirischen Inseln bildeten damals mit dem Festlande ein Ganzes und erstreckten sich vielleicht einst bis zum Pole.

Die Insel Korfu.

Von H. Seidel.

Das griechisch-epirotische Gestade umgürtet im Westen ein Schwarm losgesprengter Festlandsbrocken, die wir unter dem Namen der Jonischen Inseln zu bezeichnen gewöhnt sind. Beinahe das nördlichste und zugleich eins der größten dieser Eilande ist Korfu, schon zu Perikles' Tagen die Stätte eines machtvollen Gemeinwesens und noch heute, nach allem Wechsel des Geschicks, viel genannt und gerühmt von Jedem, der seinen Fuß auf die Fluren der Insel gesetzt. Die Literatur über Korfu stammt zur Mehrzahl aus der Feder fremder Besucher; auch die neueste umfassende Schilderung seiner Natur, Bewohner und Zustände ist das Geschenk eines Gastes, eines deutschen Gelehrten, der durch Reisen und Studien die Bausteine zu der schönen Monographie über Korfu gewann, die uns seit kurzer Frist vorliegt [1]).

Wir wollen versuchen, nach dieser vorzüglichen Quelle in gedrängter Darstellung ein Gesammtbild des korfiotischen Eilandes zu entwerfen. — Der Inselkörper zeigt, im Ganzen betrachtet, einige Aehnlichkeit mit einer Keule oder, wie die Griechen wollten, mit einer Sichel, weshalb Korfu in ältester Zeit Δρεπάνη (Sichel) hieß. Ueberblickt man den Aufbau des Landes, das Verhältniß von Bergen und Niederungen, so ergiebt sich eine natürliche Dreitheilung, die bereits äußerlich aus dem Lauf der Umrißlinien kenntlich wird. Den Norden füllt ein massiges Erhebungssystem, das in 4 km Breite am Kanal von Korfu beginnt und von hier aus, allmählich zu dreifacher Breite anschwellend, 24 km weit nach WSW zieht. Gegen Mitternacht ist es zu Vorhügeln und Ebenen abgedacht; nach Süden kehrt es einen Steilabfall, dessen östliche Hälfte in die erste tiefeingreifende Kanalbucht hinabtaucht, während „die westliche zwischen den nur 10 km entfernten Golfen von Ypso und Liapades auf dem Hügellande der Inselmitte fußt". Diese verläuft in stets verminderter Breite 20 km nach SO mit einem hohen Gebirgsrande im W, der sich später quer durch die Insel zum Ostufer hinüberzieht und dadurch eine scharfe Trennung des Mittellandes von dem dritten südlichen Abschnitte Korfus bewirkt. Der jetzt folgende schmale Endzipfel, dem geringere Höhen und eine hafenarme Küste zugefallen sind, streicht anfänglich 8 km nach S, dann fast dreimal so weit nach SO, bis er am Kap Asprokavo ins Meer versinkt.

Das nördliche Bergland zerfällt bei genauerer Besichtigung in vier deutlich geschiedene Theile. Der erste östliche Flügel steigt in regelmäßiger Schwellung bis zu dem Gipfel von Viglaes (782 m), seiner größten Erhebung, empor. Eine steile Senke trennt ihn von dem stattlichen Pantokrator-Massiv, das Kulminationshöhen von 914 m und 849 m aufweist. Der Paß von Spartila (424 m) bezeichnet die Grenze gegen das dritte nördliche Gebirgsglied, welches zunächst nur mäßige Kuppen umschließt, bis jenseits des Dorfes Sokraki die breite Wölbung der Pylides mit der Doppelspitze Tsuka (619 m) wie eine Krone die niederen Hügel überragt. Durch den Paß des Heiligen Panteleïmon oder Pantaleone (317 m) wird endlich die Sonderung des vierten Stückes vollzogen. Dieser Westflügel besitzt einzig im Kegel des Arakli (506 m) eine etwas bedeutendere Aufhöhung, die sich namentlich durch ihre imposanten Steilwände an der Bucht von Paläokastritza auszeichnet. Geologisch betrachtet, überrascht das nördliche Bergland durch eine ziemlich mannigfaltige Zusammensetzung aus Gliedern des Jura, der Kreide und des Tertiär. An der adriatischen Küste kommt das Alluvium zu größerer Entwickelung, gelegentlich durchsetzt von jungen marinen Tuffen. In dem kurzen Nordosthöcker ist die Ebene großentheils versumpft und macht zuletzt der fiebergefährlichen Lagune Antinioti Raum.

Auf der Inselmitte, deren Bau bereits angedeutet ist, haben tertiäre Massen fast durchweg die älteren Schichten tief begraben. Der westliche Höhenrücken wird durch die Scharte von Ermones, aus welcher der Abfluß des Ropa-Thales zum Meere hervorbricht, in zwei Flügel, einen kürzeren nördlichen und einen längeren südlichen, zerlegt. In beiden erreichen die Gipfel noch nicht 400 m. Zwischen diesem höheren Westrande und den unregelmäßig geordneten Erhebungen im Osten liegt nun das 8 km lange und 1200 bis 3000 m breite Valle di Ropa, ein flacher, wenig geneigter Thalboden, dem sich nordwärts, nur durch einen engen Hals verbunden, ein zweites, etwas höheres Thälchen, das Valle Gaidarana, anschließt. Beide Senken deckte noch in der Neuzeit ein zusammenhängender Seespiegel, der gegenwärtig durch künstlichen Abzug so weit entleert ist, daß nur im Winter die alte Ueberfluthung sich wiederholt. Eine andere große Thalweite begegnet uns am Oberlauf des Potamos. Mehrere Bäche, die in den feuchten Gründen zwischen den einzelnen Höhenrücken ihr Bett furchen, verstärken die Hauptader, welche, im unteren Abschnitte der Zuflüsse entbehrend, nördlich der Stadt Korfu den Weg ins Meer nimmt. Die Stadt selbst liegt auf einem Küstenvorsprunge aus älteren, jurassischen Gesteinen, der sich gegen S und SSW als schmaler bergiger Haken einige Kilometer weit in die See hinein fortsetzt, wodurch die geräumige Lagune Kalichiopulo gebildet wird. Auf der Stadtseite springen dicht am Meere zwei schroffe Kalkfelsen von 65 und 51 m Höhe keck hervor, das Wahrzeichen und der Schutz Korfus, und in ihrer griechischen Benennung κορυφή, der Gipfel, jedenfalls auch die Taufpathen der Stadt, wie später der ganzen Insel.

Der dritte, südliche Abschnitt unseres Eilandes ist endlich — als dünner Stiel der Keule — auch innerlich entsprechend einfach gegliedert. Drei gesonderte Stücke lassen sich erkennen. Zuerst nämlich begleitet auf jedem Ufer ein steiles Kalkgebirge, im O mit 420 m, im W mit 442 und 466 m gipfelnd, den Strand, so daß dazwischen das breite Thal des Mesongi, des größten Flusses auf Korfu, bequem seinen Platz findet. Daran schließt sich zweitens ein schmalerer, südöstlich streichender Theil, der nach der Kanalseite durch das Bergland von Ober-Levkimo, gegen das Jonische Meer hin durch die flache Niederung des Strandsees Korissia eingenommen wird. Eine enge Landbrücke, erfüllt von den Hügeln bei Marathia, leitet in das

[1]) Dr. Jos. Partsch, Die Insel Korfu. Eine geographische Monographie. Ergänzungsheft Nr. 88 von Petermann's Mittheilungen. Gotha, J. Perthes, 1887. Mit einer Uebersichtskarte in 1:100 000 und drei Nebenkarten.

Südende der Insel hinüber — ein nahezu gleichseitiges Dreieck, das sich von seiner hohen südwestlichen Grundlinie sanft zur Ebene von Nieder-Levkimo und den Salzgärten an ihrer flachen Spitze herabsenkt. Tückische Fieberluft, schlechte Brunnen, unschöne kahle Höhen und eine elende, ärmliche Bevölkerung halten den Reisenden vom Besuche des südlichen Dreiecks fern. Nur das hart auf der Spitze gelegene Kloster Akrodila lockt den Wanderer heran, im Schatten der Cypressen, Eichen, Eschen und Erdbeerbäume, die brandende See zu den Füßen, sich des unvergleichlichen Blickes auf die fernhin glitzernden Wogen zu freuen.

Wohl veranlaßt durch die Nähe erdbebenreicher Gebiete, in Italien sowohl wie auf der Balkanhalbinsel, hat Korfu mehrfach von unterirdischen Erschütterungen zu leiden gehabt. Als besonders gefährlich werden die Stöße von 968, 1650, 1745, 1786, 1823, 1856, 1858 und 1873 verzeichnet. Doch sind ihre Wirkungen, so weit die Nachrichten melden, niemals derart heftig gewesen, um augenfällige Niveauveränderungen der Insel hervorzurufen.

Wie Korfus Lage wird auch sein Klima, Dank dem Zusammenwirken günstiger Umstände, als ein in vielen Punkten bevorzugtes gerühmt. Die Insel liegt im mildesten Theile der gemäßigten Zone, von einem warmen Meere umfluthet, das alle Gegensätze freundlich ausgleicht. Im Sommer allerdings steigert sich die Wärme oft zu bedeutender Höhe (zwischen 30 und 40° C.), was um so lästiger wird, weil die Luft jederzeit einen starken Feuchtigkeitsgehalt besitzt, dabei aber der erfrischenden Windbewegung gerade in den heißesten Monaten Juli und August viel zu häufig entbehren muß. Ebenso unterbleibt die Wolkenbildung und der Erguß erquickender Niederschläge. „Erst im September führt die Abnahme der Tageslänge und das Eintreten kräftigerer Regen eine willkommene Abkühlung herbei". Wundervoll ist das Klima Korfus im Winter. Selten fällt das Quecksilber auf null Grad und darunter. In den elf Wintern von 1869 bis 1879 deckte nur dreimal auf kurze Stunden ein dünner Flockenschleier die Gipfel der Berge sowie die Dächer der Häuser. Ungünstiger gestaltet sich die Uebergangszeit mit ihrer Neigung zu Rückschlägen, die unter rauhem Ostwinde jäh einsetzen und recht empfindliche Wärmeschwankungen herbeiführen. Die gesammte jährliche Regenmenge beträgt an 1300 mm, eine stattliche Summe, die sich indessen sehr ungleich auf die zwölf Monate vertheilt. Im Winter herrscht Ueberfluß, im Sommer Mangel, so daß während der Dürre die meisten Wasseradern versiegen. Bei dem Eintrocknen der Gewässer entsteigen dem Boden verderbliche Fieberdünste, deren giftiger Hauch Viele auf das Krankenbett wirft. Vorübergehend, aber zum Glück nur ausnahmsweise, gewinnt die Malaria einen epidemischen Charakter und beherrscht dann beinahe die ganze Insel. Unter gewöhnlichen Verhältnissen ist sie endemisch und auf bestimmte, ihrer Entwickelung vornehmlich günstige Oertlichkeiten beschränkt. Völlig verschwinden wird das Fieber auf Korfu wohl nie. —

Von dem Raume, den die Insel an ihren Küsten zu Niederlassungen bot, erwies sich keiner geeigneter, als der bereits geschilderte Küstenvorsprung auf der Ostseite des mittleren Abschnitts, wo geschützte Buchten und eine stille Binnensee den Platz zum Bau der Hauptstadt förmlich vorgezeichnet haben. Hier liegt Korfu, die Stadt, mit ihrer aus neapolitanischem, venetianischem und albanesischem Blute gemischten, neugriechisch redenden Einwohnerschaft von 25 000 Seelen und mehr, einschließlich der Vororte. Die größte Zahl bekennt sich zur griechischen Kirche; Katholiken giebt es etwa 2400, und eine Judengemeinde, die in der Regel zu 5000 bis 6000 Köpfen angenommen wird, soll nach Professor Partsch nicht mehr als 2700 Personen betragen. An Fremden beherbergt Korfu 1300 Engländer, 850 Italiener und fast 700 türkische Unterthanen. Handel und Verkehr sind bei dem für die Großschiffahrt unzureichenden Aufschluß des übrigen Gestades allein auf die Kapitale an der Ostküste beschränkt. Von der seefahrenden Bevölkerung der Insel wohnen 88 Procent in Korfu selbst. Nur wenige Fischerboote und kleine Küstenschiffe beleben bei sicherem Wetter die offenen Jonischen Gewässer — das „Wildmeer", ἀγριοπέλαγος, wie die Korfioten sagen.

Zur Verbindung der Hauptstadt mit dem Innern dient ein vortreffliches Straßennetz, das die Engländer während der Dauer ihrer Herrschaft über die Insel gelegt haben. Alle Dörfer sind in das Netz hineingezogen, und auch durch die Pässe führt in wohlberechneten Windungen der bequeme Weg. Einzig das schwierige Gelände am Pantokrator-Massiv blieb bisher dem Anschluß fern. Die Landschaft Oros, vom Nordkanal bis zum Panteleïmon-Paß, umfaßt die unwirthlichsten und felsigsten Striche der ganzen Insel, wo selbst heute kaum mehr als ein Fünftel des Grundes urbar gemacht ist. Am dichtesten besiedelt dürfte der Nordwesten sein, mit bedeutender Wein- und Oelbaumzucht. Große und volkreiche Dörfer: Magulades, Avliotes, Perulades, Agraphi, Antiperni und Cavalluri liegen hier nahe bei einander und, aus Gesundheitsrücksichten, meist in ziemlicher Höhe über der Thalsohle.

Die Mitte der Insel, für die Venetianer die Landschaft Mezzaria, hat am vollständigsten dem Einflusse ihrer früheren Herren auf die Feldwirthschaft nachgegeben und sich fast ganz in einen Oelwald verwandelt, aus dem Dörfchen und einsame Kirchlein „wohl überaus malerisch, aber doch in spärlicherer Vertheilung herausschauen, als die Natur des keineswegs undankbaren Bodens es bedingt. Vier große Dörfer lehnen sich hoch an den Binnenhang des westlichsten Bergzuges, der dem Meere nur öde Steilabstürze zukehrt: das weinreiche Liapades, Giannades hoch über der sumpfigen Niederung des Ropa-Thales, Peleka, wie ein Schwalbennest angeheftet an eine aussichtsreiche Höhe, endlich das große behäbige Sinarades, das seine ziemlich enge Flur sorgsam bebaut und noch an der Nutzung des Ropa-Thales bedeutenden Antheil hat". Aermlicher ist dafür der Osten sowie die Südhälfte des Binnenstückes mit Siedelungen überdeckt.

Das letzte Drittel hebt mit der wüsten, unbewohnten Niederung um die Lagune Korissia an. Auch in der bergigen Zone Ober-Levkimos sind Dörfer und Weiler recht sparsam zu finden. Argyrades allein hat sich auf seiner luftigen Hügelkrone zu größerem Wohlstande entwickelt. In der flachwelligen Ebene des End-Dreiecks fällt hauptsächlich die Reihe der „Fünfdörfer" auf, eine lange, ordentlich bebaute Dorfzeile, in der fünf besondere Häusergruppen durch eigene Namen unterschieden werden. Die tiefer gelegenen Striche leiden unter der Malaria, die jedes frische Emporblühen niederhält, die Geisteskräfte der Menschen abstumpft und die Vermehrung der Volkszahl beschränkt.

Der Wein- und Oelkultur ist im Laufe der Zeit beinahe das ganze, einstmals so dichte grüne Waldkleid zum Opfer gefallen. Kriege und Bauten hatten schon vorher davon gezehrt — die Korkyräer schlugen ihre Schiffshölzer lange in den heimischen Forsten —, so daß in unseren Tagen nur ein einziger größerer Waldrest auf dem westlichen Rahmen des Mesongi-Thales übrig geblieben ist. Mit den Bäumen verschwand auch das vierfüßige Wild bis auf das Raubzeug: Schakal, Fuchs und Wiesel, die noch der Vernichtung trotzen. Die Rindvieh- und Schafzucht ist für den Bedarf der Insel bei weitem nicht ausreichend. Dazu fehlt

es an genügendem Wiesen- und Weidegrund, weil man jederzeit strebte, die Ebenen ausschließlich für den Getreidebau dienstbar zu machen. Unter den Feldfrüchten kommt in erster Linie der Mais in Betracht, dann die Kartoffel, die Hirse, die Gerste und der Weizen, die aber zusammen den Verbrauch auf der Insel nicht zu decken vermögen, so daß fremdes, namentlich südrussisches Getreide eingeführt werden muß. Die Hauptproduktion Korfus besteht in Wein und Oel, letzteres in solchen Mengen, daß höchstens ein Sechstel bis ein Siebentel des Ertrages auf der Insel selbst Verwendung findet. Man denkt deshalb alles Ernstes daran, durch theilweise Abholzung der übermäßig ausgedehnten Oelbaumpflanzungen für andere nützlichere Gewächse Raum zu schaffen. Dann würde Korfu in den Stand gesetzt werden, seine Bevölkerung besser und bequemer zu ernähren, als es gegenwärtig der Fall ist. Die erste griechische Zählung 1865 nach Ablauf der englischen Herrschaft wies 71 476 Personen auf; 1870 war diese Ziffer auf 70 828 gesunken und 1879 zu 76 469 wieder angewachsen. Da neuere Zahlen nicht vorliegen, hat Prof. Partsch für seine Berechnungen das letztere Ergebniß festhalten müssen, wonach bei 593 qkm ($10^2/_3$ deutsche Quadratmeilen) Flächeninhalt auf den Quadratkilometer durchschnittlich 130 Seelen entfallen. Das Maximum mit 256 Personen auf den Quadratkilometer bleibt der Inselmitte; im Norden geht der Durchschnitt auf 82 herunter und im Süden sogar auf 62.

Politisch macht Korfu mit Paxos, Antipaxos, Leukadia und etlichen kleineren Nachbarinseln eine besondere Nomarchie aus, welche in fünf Eparchien zerfällt, von denen drei auf Korfu allein kommen. Diese sind Kerkyra, Messi und Oros, die zusammen wieder in zwölf Dimen eingetheilt werden. — Zu wünschen ist, daß auf Korfu ein kräftiger Aufschwung der Bevölkerung nicht ausbleibe, um die in mancher Hinsicht trüben Zustände auf der von Natur reich begabten Insel zu einer besseren, glücklichen Gestaltung überzuführen.

Kürzere Mittheilungen.

Der Pfahlbau von Lagozza.

Ueber den in mehr als einer Hinsicht hochinteressanten Pfahlbau von Lagozza in der Lombardei giebt Pompeo Castelfranco in der Novembernummer der „Revue d'Anthropologie“ einen eingehenden Bericht, welchem wir folgende Daten entnehmen.

Das Torfmoor von Lagozza füllt eine flache Einsenkung zwischen Moränenhügeln in der Ausdehnung von etwa 50 Quadratkilometern und wird, nachdem seine Entwässerung in ein benachbartes Thal nach verschiedenen Versuchen endlich gelungen ist, seit 1875 zur Gewinnung von Brennmaterial abgebaut. 1877 entdeckte man die ersten Pfähle, und seitdem haben die Herren Sorbelli in Mailand, Regazzoni in Como und der Verfasser die Ausgrabungen aufs Sorgsamste überwacht. Der nun in seiner ganzen Ausdehnung freigelegte Pfahlbau hat eine Länge von 80 und eine Breite von 30 m und bildet ein längliches Viereck mit ganz geraden Seiten; die Pfähle sind, anscheinend nach ihrer Dicke, unregelmäßig vertheilt und die schwächeren enger zusammengruppirt; durchschnittlich kommen vier bis fünf auf den Quadratmeter. Sie bestehen aus jungen Stämmen von Kiefern, Fichten, Lärchen und Birken, — sämmtlich Baumarten, die heute in der lombardischen Tiefebene nicht mehr so verbreitet sind, und sie scheinen meist mit Steinbeilen zugespitzt worden zu sein. Doch finden sich auch einzelne mit größeren Hiebflächen, als seien bei ihrer Anfertigung Metallgeräthe verwandt worden. Ueber ihnen liegt eine ursprünglich zwei Meter dicke Torfschicht, die sich aber nach der Entwässerung auf einen Meter zusammendrückte. Die Fundschicht beginnt erst tiefer unten, unter einer 35 cm dicken Schlammlage, welche sich offenbar abgelagert hat, ehe das von den Rändern her vordringende Torfmoos die Mitte des Sees erreicht hatte. Es ist dies sehr wichtig, denn dadurch ist jede spätere Beimischung zu den Resten aus der Pfahlbautenzeit unbedingt ausgeschlossen. Zwischen den Köpfen der aufrechtstehenden Pfähle liegen die angebrannten Reste des einstigen Fußbodens, starke mit der Axt aus Stämmen gespaltene Bohlen, manche noch mit der Rinde daran, und die bekannten primitiven Leitern, Baumstämme, deren Aeste in einiger Entfernung vom Stamme abgehauen sind.

Eine sorgsame Durchsuchung der ganzen Fundschicht hat mit Ausnahme einer einzigen, noch im Torf selbst gefundenen Fibel nicht einen Metallgegenstand ergeben, aber auch keine Spur von Thierresten, keinen Knochen, keinen Zahn, kein Geweih, weder roh noch in verarbeitetem Zustande. Es ist das eine höchst merkwürdige Erscheinung, denn sie läßt sich nur durch die Annahme erklären, daß der hier hausende kleine Stamm von rein vegetabilischer Nahrung gelebt, sich weder mit der Viehzucht noch mit der Jagd beschäftigt, und nicht einmal den Hund besessen habe. Dem entspricht auch der fast völlige Mangel von Pfeilen und Wurfwaffen, wenn man nicht ein paar gefundene Feuersteinsplitter mit queren Schneiden, deren Verwendung dem Verfasser unklar geblieben ist, mit Nilsson als Pfeilspitzen deuten will. Auch von Fischereigeräthschaften hat sich keine Spur gefunden, ebenso nicht von Waffen. Die Steinbeile sind allereinfachster Art, an einer Seite zugeschärfte Moränengeschiebe, ohne Versuch einer Durchbohrung. Wir haben es also hier ausschließlich mit Ackerbauern zu thun; die Durchsuchung des Schlammes hat auch ergeben, daß sie zwei Arten Weizen anbauten, den gewöhnlichen Pfahlbauweizen (Triticum vulgare antiquorum Heer) und eine zweite Sorte, welche zwischen Heer's Triticum compactum und dem heutigen oberitalienischen Winterweizen zu stehen scheint, ferner die sechszeilige Gerste der Pfahlbauten in den beiden auch von Heer beschriebenen Varietäten (Hordeum sanctum und H. densum), Flachs, und zwar den wilden Lein der Mittelmeerländer (Linum angustifolium Hudson), und nicht unseren L. usitatissimum, wie aus ganzen Kapseln, die sorgsam in einem Topfe aufbewahrt gefunden wurden, zweifellos hervorgeht, sowie Mohn, dessen Körner sich zwar nicht von denen des heute kultivirten Papaver somniferum unterscheiden, der aber wahrscheinlich doch zu der Stammpflanze desselben, dem in allen Mittelmeerländern wildwachsenden P. setigerum gehört, was sich ohne ganze Samenkapseln nicht unterscheiden läßt. Bekanntlich wurde dieselbe Varietät auch in den Schweizer Pfahlbauten kultivirt. Die Getreidekörner fanden sich meist in größeren Mengen beisammen, und zwar ohne Hülsen

und Spelzen, sie wurden also ausgedroschen und aufbewahrt. Daß die Pfahlbauern von Lagozza den Flachs zu verarbeiten wußten, beweisen die Reste eines Gewebes ursprünglichster Art, welches der Schlamm uns erhalten hat.

Die übrigen Fundstücke entsprechen ganz denen der ältesten Steinzeit. Es fanden sich allerhand rohe Steingeräthe, Klopfsteine, Splitter und dergl., ferner einige Steine mit eingeritzten Furchen, die vielleicht gerade so zum Spannen der Fäden beim Weben gedient haben, wie die zahlreich gefundenen thönernen Fädenspanner. Diese letzteren und die Spinnwirtel sind aus schwach gebranntem Thon angefertigt, in welchem man noch Reste eingekneteten Strohes und einzelne Körner findet. Auch Scherben von zweierlei Thongeschirr sind nicht selten, gröberes in Form von nach oben erweiterten Cylindern mit unregelmäßigen Höckern verziert, und aus Thon gebrannt, dem grober Sand und zerschlagene Kiesel beigemengt sind (wie man das heute noch hier und da im inneren Apennin macht), und feineres in Form von Tassen und Näpfen, mit einem durchbohrten Ohr zum Aufhängen an einer Seite. Auch bei der feineren Sorte ist der Thon mit Sand gemischt, aber die Gefäße sind außen und innen sorgsam mit feinem Thon überzogen, so daß man den Sand nicht bemerkt. — Daß die Pfahlbauern doch schon einigen Sinn für Reinlichkeit hatten, beweist ein Kamm mit feinen Zinken, der erste in Italien gefundene aus Holz, während solche aus Hirschhorn in den Terramaren nicht selten sind.

Von Waldfrüchten enthält die Fundschicht von Lagozza Haselnüsse in Unzahl, daneben Kornelkirschen und ganz besonders Eicheln, und zwar solche des gemeinen **Quercus robur.** Diese haben offenbar auch zur Nahrung gedient, denn sie sind geschält und gespalten; ob sie vielleicht in geröstetem Zustande gegessen oder nach Art des Eichelkaffees verwendet wurden? Mit ihnen zusammen wurden auch zwei halbe Aepfel gefunden, der eine ein ganz gewöhnlicher Holzapfel, der andere aber eine bessere fleischigere Sorte, die sich mit keinem bekannten Wildapfel in Beziehung bringen läßt, und zu beweisen scheint, daß schon die Pfahlbauern der älteren Steinzeit sich die Veredelung des wilden Apfels angelegen sein ließen. Ko.

Ein internationales Archiv für Ethnographie.[1])

Das erfreulich rasche Aufblühen der so lange vernachlässigten Wissenschaft vom Menschen hat die Begründung einer beträchtlichen Zahl von Zeit- und Gesellschaftsschriften und von Organen zur Folge gehabt, die in mehr oder weniger engem Verbande stehen mit Instituten, welche der Pflege dieser jüngsten der Wissenschaften gewidmet sind.

So reich nun auch der darin gebotene Stoff sein mag, so bietet sich dennoch eine Lücke dar, welche gleichwie von uns, auch sicher von anderen schon empfunden ist: nämlich dort, wo es der Beschreibung resp. Abbildung der menschlichen Artefacte gilt. Liegt es doch auf der Hand, daß, wo der Inhalt jener Organe ein gemischter, wo sich anthropologische neben linguistischen und anderen Arbeiten veröffentlicht finden, für die den Artefacten gewidmeten nur ein bescheidener Platz übrig bleibt, und diese also etwas summarisch behandelt werden müssen. Oder wo dies nicht der Fall, da begegnen wir wohl Veröffentlichungen des greifbaren Materials zur Geschichte der Menschheit in Prachtwerken, deren hoher, allerdings durch eine mustergiltige Ausstattung gerechtfertigter Preis den Besitz derselben nur wenigen gestattet. Hier helfend, fördernd und vermittelnd einzugreifen, das Material der Museen leichter zugänglich zu machen, und der ethnologischen Wissenschaft Freunde in immer weiteren Kreisen zu erwerben, das soll der Zweck der obigen Zeitschrift sein. Dieses Ziel soll angestrebt werden durch die Aufnahme von Arbeiten, je nach Wahl der Autoren in französischer, englischer, holländischer oder deutscher Sprache, welche entweder die Beschreibung einzelner, neuerdings bekannt gewordener Objekte zum Zwecke haben, oder welche das gesammte ethnographische Ergebniß einer Reise behandeln und begleitet sind von Mittheilungen betreffs der Anfertigung, des Gebrauches ꝛc. der einzelnen Gegenstände, sowie von Vergleichungen einzelner derselben mit verwandten aus anderen Kulturen. Auch Arbeiten monographischen Charakters und Beschreibungen älterer Objekte, die, aus Raritätenkabineten herrührend, ihre Provenienz ꝛc. verloren haben, sollen abgedruckt werden, um diese auf solche Weise zur Diskussion zu stellen. Bei dem engen Verbande, der zwischen den Artefacten der heutlebenden Naturvölker und denen, die aus vorhistorischen Perioden stammen, besteht, versteht es sich von selbst, daß auch diesbezügliche Arbeiten, so weit dieselben nicht Gegenstände des klassischen Alterthums betreffen, ihren Platz in der Zeitschrift erhalten sollen. Eine weitere Rubrik wird den Berichten über neuere Erwerbungen der verschiedenen Museen, kleinen Notizen, Fragen und Antworten und Personalien gewidmet sein. Endlich liegt die Absicht vor, die Besprechungen neuerer Werke, welche der Redaction zugehen, sowie geographisch geordnete Uebersichten der neueren Erscheinungen und der in anderen Zeitschriften publicirten Arbeiten unter Vermeldung der darin besprochenen, resp. abgebildeten Gegenstände zu geben.

Die Redaction hat J. D. E. Schmeltz übernommen, und die Zeichnungen werden unter Leitung von Dr. Dozy hergestellt. Die Zahl der Mitarbeiter ist eine ansehnliche, mit bedeutenden Namen aus Deutschland, Holland, Frankreich, England, Ungarn, Rußland, Indien und Amerika.

Das erste, in vornehmer Ausstattung mit drei prächtigen, in Farbendruck prangenden Tafeln ausgestattete Heft enthält eine in französischer und deutscher Sprache erschienene Einleitung über den Zweck der Zeitschrift, verfaßt vom Redacteur. Dann folgt eine längere Abhandlung über die Systematik der Neu-Guinea-Pfeile von Dr. Serrurier, mit zwei Tafeln von wohlgelungenen Abbildungen. Verfasser unterscheidet bei diesen verschiedenartigen Pfeilen künstliche und natürliche Gruppen, wobei er ein besonderes Augenmerk auf die Form der Ornamentation richtet. Resident Tromp macht hierauf in holländischer Sprache Mittheilungen über die Form und Wirkung der Mandaus, der Schlagwaffen der Dajakken. Auch diese Abhandlung ist von einer meisterhaften Abbildung in Farbendruck begleitet. — Unter dem Namen „Kleine Notizen und Korrespondenz“ folgen dann von S. 27 an Bemerkungen über die Nordgrenze des Bumerang, über eine ichthyophallische kleine Figur vom Trocaderopalast in Paris mit arabischen Schriftzeichen; es schließen sich Notizen an über die ethnographischen Museen in Amsterdam, Bergen, Berlin. Mehrere Bücherrecensionen, Nachrichten über neue Expeditionen, Erinnerungen, Sterbefälle machen den Schluß des interessanten Heftes. —

Für die nächsten Hefte stehen Arbeiten von Weldt, von Luschan, ten Kate, Harmsen, Hefrick, Parkinson, Schoor, Mehlis u. A. in Aussicht. — Mit dem Inhalte dieser neuen und reichhaltigen internationalen Zeitschrift für Ethnographie wird sich wohl in Zukunft jeder Museumsvorstand und jeder, der sich mit der Wissenschaft vom Menschen beschäftigt, vertraut zu machen haben. C. M.

[1]) Internationales Archiv für Ethnographie, herausgegeben von Dr. Bahnson in Kopenhagen, Prof. Cora in Turin, Dr. Dozy in Noordwijk, Prof. Petri in Petersburg, J. D. E. Schmeltz in Leiden, Dr. Serrurier in Leiden. — Bd. I., Heft 1, Quart. 1888. Verlag von Trocht, Leiden; Leroux, Paris; Trübner, London; C. F. Winter, Leipzig.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Dr. Joseph Troll aus Wien steht im Begriffe, eine neue Reise nach Asien zu unternehmen, und zwar beabsichtigt er durch Russisch- und Chinesisch-Turkistan nach dem eigentlichen China vorzudringen. Sich nach Tibet zu wagen, hat ihm der chinesische Gesandte dringend abgerathen.

— Die „Kaiserlich Russische Geographische Gesellschaft" hat beschlossen, eine neue Expedition nach der Mongolei zu entsenden. Zum Führer derselben ist Herr Katanow ausersehen worden. Zunächst soll die Expedition die Ethnologie der Küeriken des Gouvernements Tomsk sowie der Tartaren, der Beltiren, der Kamessinen und Karagassen der Gouvernements Jenisseisk und Irkutsk studiren. Ihre Hauptaufgabe soll sie aber unter den turischen Stämmen suchen, die zwischen Chami, Kuldscha und Jarkand wohnen. Wo irgend möglich, sollen photographische Aufnahmen vorgenommen werden.

— M. Sarran hat auf seiner Forschungsreise in Tongking (1885) ausgedehnte Ablagerungen paläozoischer Kohlen entdeckt, und seine Analysen haben zugleich auch erwiesen, daß es sich dabei um ein Brennmaterial von vorzüglicher Qualität handelt. Der schwer errungene hinterindische Kolonialbesitz der Franzosen würde dadurch natürlich einen noch viel höheren Werth erhalten, als er ohnedies besitzt, und insbesondere wäre auch den hinterindischen Eisenbahnprojekten dadurch ein viel festeres Fundament gegeben.

— Nach J. E. O'Conor's „Review of the Trade of India 1886 bis 1887", hat der Außenhandel von Britisch-Indien gegen das Vorjahr ($67^1/_4$ Mill. Pfd. St.) eine Zunahme von ziemlich fünf Procent zu verzeichnen, was namentlich auf den stark vermehrten Import von Baumwollenwaaren aus Lancashire zurückzuführen ist. Bezüglich dieses Artikels ebenso wie bezüglich der Metallwaaren, Maschinen, Eisenbahnmaterialien, Kohlen, Wollfabrikate, Biere und Spirituosen besitzt England „ein praktisches Monopol", und in Folge dessen bewegten sich etwa 54 Proc. von dem gesammten Handelswerthe in der Richtung auf dieses Land. Der direkte Verkehr Indiens mit Frankreich zeigt eine starke Abnahme, der mit Oesterreich-Ungarn und Deutschland dagegen eine bemerkenswerthe Zunahme. Was den Exporthandel Indiens betrifft, so wuchs derselbe sehr beträchtlich in der Richtung auf die mitteleuropäischen Staaten sowie in der Richtung auf China und Japan, während er in der Richtung auf das Mutterland etwas abnahm. Sehr bedeutend war vor allen Dingen der indische Getreideexport nach Italien, auf dessen Märkten das russische Getreide dadurch sehr zurückgedrängt wurde; und ebenso der indische Theeexport (78 Mill. Pfund), der den chinesischen (1885 $131^1/_4$ Mill. Pfund) zu überflügeln droht. Der Opiumhandel mit China erwies sich nicht mehr so vortheilhaft wie früher, weil dieser Artikel gegenwärtig in viel größerem Maßstabe in China selbst erzeugt wird, dagegen wurde Ostasien ein wichtiges Absatzgebiet für indische Gewebe und Baumwollenwaaren, besonders weil die Baumwollenspinner von Bombay viel geringere Löhne zu zahlen haben als die von Manchester. Die Kaffee- und Reisausfuhr sowie auch die Chininausfuhr stagnirte, und die Jute- und Seidenausfuhr steigerte sich wenigstens nicht in dem erwarteten Maße. — Unter den Handelswegen nach Indien lernte der Suezkanal eine immer hervorragendere Rolle spielen, besonders was den Importhandel des Landes anging, und unter den indischen Häfen gewann Bombay vor Kalkutta den entschiedenen Vorrang (mit einer nahezu um 14 Proc. stärkeren Handelsbewegung). Die nächst wichtigen Häfen waren Rangoon, Madras und Kurrachee. Welcher Betrag auf dem Landwege (durch Oberbirma) nach China ging, war zunächst noch nicht festzustellen, dagegen erhöhte sich die Bedeutung der Straßen nach Afghanistan sehr beträchtlich.

Südamerika.

— Außer Henri Coudreau ist auch der französische Geologe Georges Brousseau auf einer Forschungsreise in der Gegend des oberen Maroni und des Tumac-Humac-Gebirges begriffen. Derselbe hegt nach den Anschauungen, die er bisher gewonnen hat, hohe Erwartungen bezüglich des Reichthums des Landes an Mineralschätzen. (Vergl. Compt. rend. der Pariser Geographischen Gesellschaft 1888, Nr. 5, p. 165.)

Bücherschau.

— Hölzel's Geographische Charakterbilder. Kleine Handausgabe. 30 chromolithographische Tafeln mit beschreibendem Text von Fr. Umlauft und V. von Haardt. — Die große Ausgabe der Hölzel'schen Charakterbilder hat seiner Zeit so großes Aufsehen erregt und sich so viele begeisterte Freunde erworben, daß man der vorliegenden kleinen Ausgabe, die für den Schulgebrauch berechnet ist, mit ziemlicher Sicherheit einen guten Erfolg voraussagen kann. Sind auch die Farben bei manchen von den Bildern (Stettiner Haff, Plateau von Anahuac 2c.) lebendiger als die Wirklichkeit, so können die letzteren doch ihren Zweck als Veranschaulichungsmittel beim Unterrichte in ganz vortrefflicher Weise erfüllen. Der die Bilder analysirende Text stammt von bewährter Hand und erhöht die Brauchbarkeit des schönen Bilderbuches sehr wesentlich.

— Ernst Henrici, Das deutsche Togogebiet. Leipzig 1888 (C. Reißner). — Verfasser schildert uns das kleinste deutsche Schutzgebiet auf Grund einer im Jahre 1887 dahin unternommenen Reise in sehr lebendiger und eingehender Weise, und vertritt auf Grund der gewonnenen Anschauungen die Ueberzeugung, daß dasselbe in einem hohen Grade entwickelungsfähig sei.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII.



№ 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1888.

Die australische Eiszeit.

Von R. v. Lendenfeld.

Als ich mich vor einigen Jahren in Sydney mit der Frage zu beschäftigten begann, ob es in Australien ebenso wie in anderen Kontinenten eine „Eiszeit" gegeben habe, fand ich, daß die Angaben über diesen Gegenstand recht wenig befriedigender Art waren.

Einige Autoren meinten, sie hätten Spuren von Gletschern in Australien beobachtet, andere behaupteten, die betreffenden glatten Felsen und Trümmeranhäufungen hätten mit Gletschern nichts zu thun, — keiner ging jedoch ins Gebirge, um dort Gletscherspuren zu suchen, wo man sie in erster Linie und in größtem Maßstabe erwarten könnte.

Um diese Frage zu lösen, unternahm ich zwei Expeditionen nach den Australischen Alpen, und es gelang mir auch, ganz unzweideutige Spuren einer einstigen Vergletscherung dort aufzufinden.

Ehe ich jedoch auf die Resultate dieser Expeditionen eingehe, erscheint es mir aber wünschenswerth, einen Blick auf das gegenwärtige Klima dieses Gebirges zu werfen.

Die Australischen Alpen erstrecken sich von 37° 40′ bis 35° südl. Br. und liegen demnach in einer ähnlichen Breite wie die Sierra Nevada und der Elbrus auf der nördlichen Hemisphäre. Sie sind also dem Aequator um 10° näher als die europäischen Alpen.

An der benachbarten Küste ist es im allgemeinen in Australien kälter wie in entsprechender Breite in Europa. In Melbourne, südlich von den Australischen Alpen, beträgt die Mitteltemperatur des Jahres + 14,1°, während der Juli — der kälteste Monat — eine Mitteltemperatur von + 8,7° hat. Die in Melbourne bis jetzt beobachteten Maxima betrugen 44° im Schatten und 70° in der Sonne; das Minimum aber — 3°. Wenige Breitengrade nördlich, im Innern des Landes, ist es aber viel heißer, und dort wird nicht selten eine Temperatur von + 54° beobachtet.

Im Gebirge ist es natürlich viel kälter als an der Küste, und im Innern des Landes und so weit meine Beobachtungen reichen, nimmt die Temperatur mit der Höhe in den Australischen Alpen viel rascher ab, als in den europäischen. Es ist dies wohl auf die geringe Horizontalausdehnung der Australischen Alpen im Vergleich zu den europäischen zurückzuführen.

Schnee fällt im Gebirge sehr häufig und weit hinab bis in die tiefsten Thäler. Unter 1000 m bleibt der Schnee aber nicht lange liegen, während er in Höhen von 1000 bis 2000 m in der Regel zwei bis drei Monate lang andauert. Ueber 2000 m endlich trifft man an geeigneten Stellen zu jeder Jahreszeit, und auch im Hochsommer, Schnee an. Diese permanenten Schneefelder sind die Reste mächtiger Schneewehen, welche im Winter entstehen. Dieselben erscheinen als lange Bänder, sowie als Reihen von Flecken, welche der Kammlinie entlang ziehen und sich dicht unterhalb derselben halten. Man findet diese Schneefelder ausschließlich an den östlichen Hängen, woraus geschlossen werden kann, daß die vorherrschenden Winterwinde Westwinde sind.

Solche permanente Schneeflecken finden wir in den europäischen Alpen, speciell in den Ostalpen — die, wie erwähnt, 10° weiter vom Aequator ab liegen — erst in bedeutenderen Höhen, woraus deutlich hervorgeht, daß in

den Australischen Alpen weit mehr Schnee fällt und eine weit niedrigere Temperatur herrscht, als in entsprechenden Breiten in Europa. Im Vergleiche mit den europäischen Alpen wären also die Australischen heute einer — freilich gelinden — Glacialperiode ausgesetzt. Das Gleiche gilt bekanntlich auch für Neuseeland und Patagonien.

Obgleich es nun in den Australischen Alpen „ewigen“ Schnee giebt, so kommt es doch nirgends zur Bildung von Gletschern, da die Spitzen keine genügende Höhe erreichen. Bekanntlich ist der höchste Berg Australiens — der von mir entdeckte Mount Townsend — bloß 2241 m hoch. Die Existenz der permanenten Schneefelder zeigt jedoch deutlich, daß eine verhältnißmäßig unbedeutende Erniedrigung der Temperatur und eine geringe Zunahme des Schneefalles hinreichen würden, um zur Bildung von Gletschern zu führen.

Welcher Art nun die Verhältnisse gewesen sein mögen, die es veranlaßten, daß in unserem Gebirge zu einer früheren Zeit Gletscher wirklich gebildet wurden, läßt sich nicht angeben; sicher ist es aber, daß der größere Theil der australischen Alpen und vielleicht auch der Mount Lofty in der Nähe von Adelaide seiner Zeit stark vergletschert waren.

Während meiner Expeditionen habe ich eine große Zahl von sogenannten „roches moutonnées“ — vom Gletscher abgerundete Felsen — in den Hochthälern der Kosciusco-Gruppe, dem Central-Stocke der Australischen Alpen, sowie auch eine wohl entwickelte Moräne im Mountain-Creekthale, nördlich vom Mount Bogong, aufgefunden.

Am besten entwickelt sind die Spuren einer einstigen Vereisung aber in dem höchsten Thale der Australischen Alpen, welches ich nach meinem Freunde Wilkinson benannt habe.

Das Wilkinson-Thal ist eine breite und flache Einsenkung, welche auf einer Strecke von mehreren Kilometern dem Hauptkamme der Australischen Alpen entlang zieht. In seinem Hintergrunde steht die scharfe Pyramide des Mueller's Peak, 2215 m hoch. Von dieser Spitze aus erstreckt sich das Thal in südlicher Richtung, biegt dann scharf nach Westen um und geht am Rande des Plateaus in eine steile und wilde Schlucht über, welche zu dem den Ostfuß des Kosciusco-Massivs bespülenden Murray-River hinabzieht. Im Südwesten wird unser Thal vom Mount Townsend und seinen Ausläufern abgeschlossen.

Ein mächtiger Bergrücken, welcher eine Reihe hoher Felsgipfel trägt, geht vom Mueller's Peak nach Süden ab. Dieser Kamm ist dem Hauptkamme parallel und bildet den westlichen Rand des oberen Wilkinson-Thales, welches demnach als eine breite und flache, von den höchsten Gipfeln der Australischen Alpen umrandete, nach Süden herabziehende Mulde erscheint. Der weite, fast ebene Boden dieser obersten Thalstufe liegt etwa 1850 m über dem Meere. Einzelne klare Bäche durchrieseln das Thal. Gras und Blumen prangen zwischen den kahlen Felsen — theils große von den Thalwänden herabgestürzte Granittrümmer, theils vorragende Partien des Grundgesteins. Die Hänge, welche das Thal umgeben, sind in den oberen Theilen durchaus felsig und steil. Nach unten hin nimmt die Neigung derselben allmählich ab. Schneefelder kleben zwischen den Felsen und zieren die dunkeln Hänge. Oben, dicht unter der Kammlinie, giebt es fast gar keine Vegetation. Von der Thalsohle ziehen Streifen und Bänder von Blumen und Alpengras empor zu den Kammlinien, die geröllreichen Lawinenrisse freilassend. Aus dieser Vegetation ragen nun vielerorts dieselben abgerundeten Felsen hervor, welche auch in der Thalsohle so auffallend sind.

Vom Gipfel des Mount Townsend aus gewinnt man einen deutlichen Einblick in dieses Hochthal und gewahrt, daß die abgerundeten Felshöcker — die „roches moutonnées“ — bis zu einer bestimmten Höhe emporreichen und oberhalb einer scharf ausgesprochenen, den Hängen entlang ziehenden Linie vollkommen fehlen. Diese Linie liegt etwa 180 m über der Thalsohle.

Die „roches moutonnées“, welche besonders an jener Bergkante deutlich ausgesprochen sind, die das Wilkinson-Thal zu dem scharfen Buge von Süd nach West zwingt, erscheinen den gleichnamigen Gebilden der europäischen Alpen vollkommen ähnlich, und es kann, nach meiner Anschauung, kein Zweifel darüber bestehen, daß hier wie dort diese Felshöcker durch die Wirkung eines mächtigen, fließenden Eisstromes zu ihrer gegenwärtigen Gestalt abgerundet worden sind.

Als ich dieses Thal durchquerte und untersuchte, noch mehr aber, als ich von den Gipfeln des Mueller's Peak und des Mount Townsend in dasselbe herabblickte, gewann ich die Ueberzeugung, daß dasselbe einmal von einem etwa 180 m dicken Gletscher ausgefüllt war (Vergl. die Abbildung S. 259).

Auch in anderen Thälern des Kosciusco-Plateaus fand ich bei Gelegenheit meiner ersten Expedition deutliche Spuren einer einstigen Vergletscherung. Alle diese Spuren waren jedoch auf die höheren Regionen beschränkt, und ich sah in der Kosciusco-Gruppe keinen Gletscherschliff unter 1700 m.

In der Kosciusco-Gruppe hatte ich keine alten Moränen gefunden, und es machte mir im Allgemeinen den Eindruck, daß die vorhistorischen Gletscher dieses Gebirges nicht sehr weit herabgereicht haben.

Um nun festzustellen, wie weit herab sich die Gletscher ausgedehnt haben, unternahm ich im folgenden Jahre mit meinem Freunde James Stirling aus Omeo (Victoria) eine zweite Expedition und zwar nach dem Mount Bogong. Hier fanden wir neben vielen anderen Spuren einer einstigen Vergletscherung auch eine wohl ausgebildete alte Endmoräne im Thale des Mountain-Creek, am Nordfuße des Mount Bogong, in einer Seehöhe von kaum 1000 m, also 700 m tiefer als die untersten Gletscherschliffe am Kosciusco-Plateau. Der Mount Bogong liegt nicht im Hauptkamme der Australischen Alpen, sondern in einem jener, dem Hauptkamme paralleler Kämme im Westen. Dieser Kamm ist in seinem südlichen Theile sehr hoch und breit, und erscheint (Siehe meine Mittheilung über den Charakter der Australischen Alpen S. 1 ff.) im Süden als ein weit ausgedehntes und hohes Basaltplateau. Durch eine tiefe Einsenkung von diesem Plateau getrennt, erhebt sich im Norden der Mount Bogong, eine verhältnißmäßig schlanke und hohe Spitze. Nach Norden stürzt dieser Berg mit schönen und steilen Felswänden in das tief eingeschnittene Thal des Mountain-Creek ab. Die nördliche Fortsetzung des Bogongkammes umgreift dieses Thal im Osten, es steigt jedoch der nördliche Theil des Kammes nirgends zu beträchtlicherer Höhe an.

Das Gestein, aus welchem der Mount Bogong und die nördlichen und östlichen, das Mountain-Creekthal umschließenden Berge bestehen, ist metamorphischer Schiefer und Gneiß. Zahlreiche vulkanische Gänge, welche Porphyr und andere Felsarten führen, und von mehreren Punkten des Basaltplateaus im Süden auszustrahlen scheinen, durchsetzen aber den Berg. Härter und weniger verwitterbar als das übrige Gestein ragen diese Gänge als groteske Felsmauern, Coulissen und Klippen aus der steilen Felswand hervor, in welcher Mount Bogong nach Norden ins Mountain-Creekthal absetzt. In diesem Thale nun, 8 km vom Thalschlusse entfernt, findet sich in einer Höhe von 900 bis 1000 m eine schöne halbmondförmige Moräne, welche das an dieser Stelle etwa 1 km breite, flache Thal



Abbott Peak. Müllers Peak.

Der reconstruirte Wilkinson-Gletscher vom Mount Townsend gesehen.

völlig ausfüllt. Diese Moräne wird in der Mitte von dem Bache durchbrochen, und an den Böschungen gegen den Bach hin kann man leicht den Bau derselben erkennen. Hier ist die Moräne etwa 200 m breit und 35 m höher als das Bachbett.

Die Moräne besteht aus einem bunten Gemisch sehr verschiedener Gesteinsarten. Die vulkanischen Ganggesteine, welche an verschiedenen Orten der Thalhänge zu Tage stehen, sind mit Trümmern des metamorphischen Schiefers derart gemengt, daß es sogleich einleuchten muß, daß kein anderes Agens als ein Gletscher diesen Moränendamm hat aufbauen können.

Es ist somit sicher, daß der Mountain-Creek-Gletscher seiner Zeit bis zu einer Höhe von kaum 1000 m herabgereicht hat.

Von besonderem Interesse sind nun auch die von Herrn Browne in einer Seehöhe von 600 m in der Nähe von Adelaide S. A. in der Mount-Lofty-Gruppe aufgefundenen Gletscherschliffe. Daß dort in der That Gletscherschliffe vorliegen, kann nicht bezweifelt werden; wie aber diese Schliffe gebildet wurden, das erscheint recht sehr fraglich. Das Gebirge ist unbedeutend, und ich denke, daß, wenn das Klima derart gewesen wäre, daß sich selbst dort in jenen niedrigen Bergen Gletscher gebildet hätten, die Eisspuren in den Australischen Alpen selbst viel mächtiger entwickelt sein würden, als sie sind. Freilich ist mein Freund Stirling nicht so bescheiden wie ich, und scheint geneigt zu sein, anzunehmen, daß die Gletscher der Australischen Alpen eine viel bedeutendere Ausdehnung besaßen, als ich ihnen zuschreiben möchte. Er geht so weit, die Depression des Omeo-Sees in Victoria als eine durch Eisgewalt ausgefurchte Vertiefung anzusehen. Damit bin ich nun aber nicht einverstanden. Ich glaube, daß die Gletscher Australiens eine nicht sehr bedeutende Ausdehnung besessen haben, und ich halte es nicht für ganz unmöglich, daß die Gletscherschliffe und erratischen Blöcke in der Nähe von Adelaide von gestrandeten Eisbergen gebildet wurden.

Daß während der Australischen Eiszeit Eisberge vom Südpol her bis in die Nähe von Adelaide gelangten, ist höchst wahrscheinlich. Es bringt ja heutzutage in jener Gegend der dort anprallende Polarstrom das südliche Treibeis fast bis zum 42. Breitengrade. Freilich erscheint es sehr unwahrscheinlich, daß sich das Land dort seit der Eiszeit um 600 m oder mehr gehoben hätte; da ich selbst jedoch die dortigen Verhältnisse nicht aus eigener Anschauung kenne, so kann ich kein Urtheil über die Frage abgeben.

Wie dem nun auch sei, so viel steht fest, daß die Australischen Alpen einst vergletschert waren, und daß Australien ebenso einer Eiszeit ausgesetzt gewesen ist, wie Europa und Nordamerika.

In Neuseeland und Patagonien sind ebenfalls deutliche Spuren einer prähistorischen Glacialzeit aufgefunden worden, und die Annahme scheint gerechtfertigt, daß die australische Eiszeit mit der neuseeländischen zeitlich zusammenfiel.

Die tertiäre Flora und die mächtigen Geröllablagerungen in den Flußthälern beweisen, daß es einst in Australien viel mehr Regen gegeben habe, wie heutzutage, und es ist wohl sicher, daß die australische Pluvialperiode mit der Vergletscherung der australischen Alpen Hand in Hand ging.

Wenn wir jedoch weiter fragen, ob die australische mit der europäischen Eiszeit isochron war oder nicht, und das ist ja gerade das wichtigste, dann kann ich leider keine Antwort geben, obwohl ich persönlich eher geneigt wäre, die letzte australisch-neuseeländische Eiszeit in eine spätere Periode zu verlegen, als die letzte europäische. Diese Frage läßt sich besser im Zusammenhange mit dem Studium der neuseeländischen Eiszeit, welche viel deutlichere Spuren zurückgelassen hat, als die australische, lösen. Mit der sicheren Lösung dieser Frage wären wir jedenfalls auch der Erklärung der Ursachen der Eiszeiten im allgemeinen viel näher gekommen.

Der Weg zur Erkenntniß der Wahrheit ist jedoch ein solcher, daß man nur langsam auf demselben vorwärts kommt, so daß man sich wohl mit dem geringen Fortschritt, den wir durch die Feststellung der Existenz einer Australischen Eiszeit gemacht haben, wird vorläufig begnügen müssen.

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

VIII.

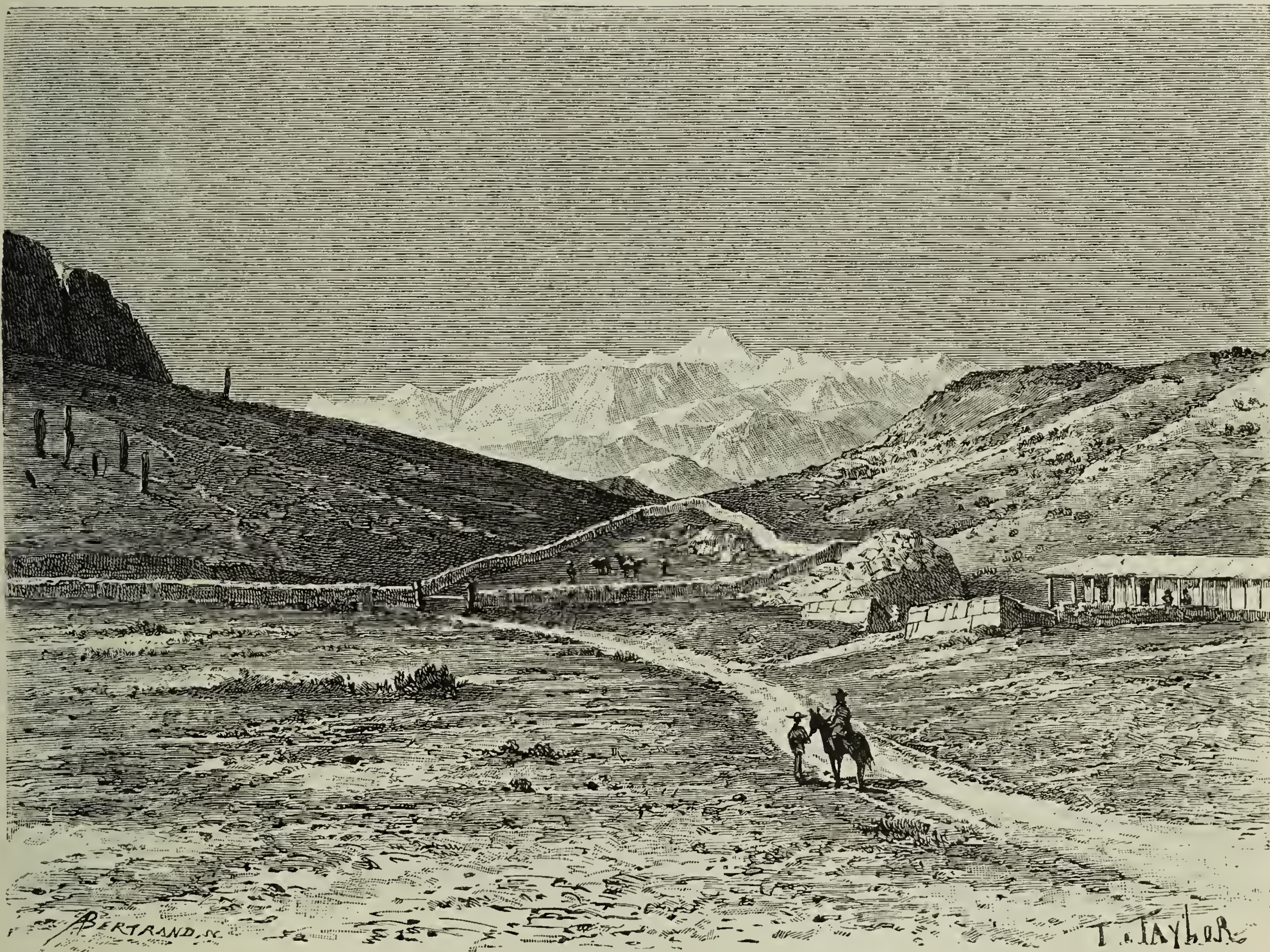
(Mit fünf Abbildungen.)

Es giebt nicht leicht einen außereuropäischen Erdraum, um dessen wissenschaftliche Erforschung sich Reisende von deutscher Zunge so hervorragende Verdienste erworben haben, wie um die Erforschung der südamerikanischen Anden. Ein Alexander von Humboldt eröffnet die stolze Reihe, ein Eduard Pöppig, ein Jakob von Tschudi, ein Hermann Karsten, ein Berthold Seemann, ein Hermann Burmeister, ein Rudolf Philippi, ein Alfred Stelzner, ein Wilhelm Reiß und Alfons Stübel folgen, und ein Paul Güßfeldt macht bis auf Weiteres den Schluß. Indem wir uns nach Führern über das gewaltige Hochgebirge umschauen, können wir also kaum in Verlegenheit gerathen, und insbesondere dürfen wir sicher sein, auch in kultur- und wirthschaftsgeographischer Rücksicht, die an dieser Stelle für uns maßgebend ist, bei diesen Männern reiche Belehrung zu finden.

Welche Bedeutung wir den Anden und ihren Vorketten in dieser Beziehung vor allen Dingen beizumessen haben, das haben wir bereits an den starken Strömen gesehen, die von ihnen herabfließen, sowie auch an dem dichteren und stattlicheren Pflanzenkleide, das ihr Vorland bedeckt. Man schaue da nur von Tucuman aus das Aconquija-Massiv an, das sich in seinem Hauptgipfel beträchtlich über Montblanc-Höhe erhebt (5600 m), und das in Folge dessen einen dicken Mantel von Eis und Schnee trägt; oder man blicke von dem Oertchen Famatina auf den danach benannten Nevado de Famatina, der sein ewig weißes Haupt noch wesentlich höher trägt (6000 m); oder man steige im Geiste mit Paul Güßfeldt empor zu den Ketten der eigentlichen Anden, und man versuche mit ihm den Maipo (5913 m), den Cerro Negro der Ramada-Kette (6413 m), oder den höchsten aller Andengipfel, den Aconcagua (6970 m), zu erklimmen. Man wird dann erkennen, daß ein solches Gebirge nothwendigerweise einer der kräftigsten Kondensatoren atmosphärischer Feuchtigkeit sein muß. Die Schnee- und Glet-

schermassen, die an den genannten Riesenbergen lagern, sind sicherlich fähig, einen reichen Betrag von befruchtendem Naß thalwärts zu senden und für das Vorland zu einer Quelle des Segens zu werden. Freilich gewähren die Anden dadurch im Grunde genommen nur einen kleinen Bruchtheil von dem zurück, was sie in ihrer Eigenschaft als ungeheure Wettermauer den in Frage stehenden Landschaften entziehen. Sie verwehren es den Regenwinden, wenigstens für einen großen Theil des außertropischen Südamerika, darüber hinweg zu streichen, um so eine mehr oder minder vollkommene Wüste zu schaffen, und sie überstreuen diese Wüste dann vermittelst ihrer oberirdischen und unterirdischen Abflüsse kärglich genug mit Oasen. Die Hauptsache von dem, was wir um das Aconquija-Massiv herum erblicken, ist doch nur eine spärlich mit Gras, Dornengesträuch und Säulenkaktus bestandene Einöde (S. Abbildung 2), und herrliche Fruchtthäler, wie das „Valle de las Chacras“ bei Catamarca oder das Thal von Tucuman, haben immer nur eine sehr beschränkte Ausdehnung.

Betrachtet man die außertropischen Anden als ein in sich geschlossenes natürliches Produktionsgebiet, wie man es mit den europäischen Gebirgen zu thun gewöhnt ist, so muß einem dasselbe als ein Gebiet von äußerster Armseligkeit erscheinen. Beinahe die einzige namhafte Hilfsquelle, die in dem Gebirge fließt, liegt in dem Bergbau, und auch dieser Wirthschaftszweig hat in der rauhen, holz- und wasserarmen Gegend einen harten Kampf um seine Existenz zu bestehen. So weit Argentinien dabei in Frage kommt, so spielen die Metalle und Erze (kaum für $^2/_3$ Millionen Mark jährlich) unter dessen Ausfuhrartikeln eine sehr geringfügige Rolle, und nur dadurch, daß kapitalkräftige Gesellschaften den Minenbetrieb in die Hand nähmen und sich zu einem rationellen Tiefbau entschlössen — statt wie bisher Privateigenthümer mit beschränkten Mitteln — wäre hier eine erhebliche Steigerung der Erträge denkbar. Der Ausbau des Schienenstraßennetzes würde diesen Gesellschaften dabei natürlich in einem hohen Grade zu gute gehen. Viel günstiger liegen die Verhältnisse auf dem chilenischen Andenhange, und von dort exportirte man daher im Jahre 1885 außer für 100 Mill. Mark Salpeter auch für 45 Mill. Mark Kupfer und für 12 Mill. Mark Silber. Die aussichtsreichsten Erzgegenden liegen übrigens hier wie dort in den Vorketten des Gebirges, und sie stehen auch in den Anden allenthalben in sichtbarem Zusammenhange mit den vulkanischen Eruptionsherden und den großen Verwerfungszonen. In Argentinien finden sich die namhaftesten Minengegenden westlich von Cordoba, in der Sierra de Achala und Serrazuela, die vorwiegend aus Gneiß bestehen; westlich und östlich von San Juan, in der Sierra de Tontal und der Sierra de la Huerta; westlich von Mendoza, in der Sierra del Paramillo; im Südwesten des Aconquija-Massivs; und der Sierra de Famatina. Bis jetzt ist man an diesen Orten erst bis zu einer Tiefe von 100 bis 200 m eingedrungen[1]).



Aconquija-Massiv.

Um die übrigen Wirthschaftszweige ist es in den Anden auf das Uebelste bestellt. Wir brauchen da eigentlich nur auf die prägnante Charakteristik des Gebirges durch Stelzner

[1]) Vergl. hierzu Alfred Stelzner, Beiträge zur Geologie Argentiniens (Kassel 1885), S. 214 ff.

hinzuweisen: „Jene innige Verknüpfung und Durchdringung von todesstarren und schneebedeckten Felsenmassen, von duftigen Alpenweiden, lieblichen Seen und reichbesiedelten Thälern, die anderen Hochgebirgen einen so außerordentlichen Reiz verleiht, sucht man hier vergeblich: die Cordillere ist lediglich eine gigantische Mauer, die zwischen Chile und der Argentinischen Republik emporragt“ [1]). Damit ist eigentlich Alles gesagt. Kleine Weideplätze giebt es nur hier und da, wie etwa in dem „Valle hermoso“ oder an den Quellströmen des Rio Diamante der Patos-Cordillere, und auf diesen finden während einiger Monate im Jahre außer zahlreichen wilden Guanacos auch Heerden von Rindern und Maulthieren genügende Nahrung. Wo aber wäre wohl eine „Alpenwirthschaft“ von jenem Umfange und von jener Intensität möglich, wie wir sie in der Schweiz, in Tirol, im Algäu &c. finden! Von Acker- und Gartenbau und von Rebenkultur kann natürlich gar keine Rede sein. Ueberall, wohin wir unser Auge richten, nackte, unersteigliche Wände aus Trachyt, Porphyr, Basaltlava, Sandstein und Kalkstein, steinbedeckte, kahle Flächen, die an die Sserir-Wüste Nordafrikas gemahnen, tief eingegrabene Schluchten (sogenannte Quebradas), in denen sich rechts und links ungeheure Schutthalden aufthürmen, Schnee- und Firnfelder, Gletschermassen und hohe Vulkankegel, die es auch dem kühnsten Alpinisten unter unbeschreiblichen Anstrengungen nicht zu erklimmen gelingen will, und darüber jahraus jahrein staub- oder schneebeladene eisige Winde und Stürme brausend, — inmitten einer solchen Natur hat der Mensch im allgemeinen keine bleibende Stätte. Auch selbst an der begangensten Straße, die von Argentinien nach Chile führt, — an dem berühmten Cumbre-Passe oder an dem Passe von Uspallata — sind die armseligen Hütten von Punta de las Vacas



Chilenisches Bauernhaus.

(in 2265 m Höhe), von Puente del Inca (2570 m) und von Juncal (2100 m) die einzigen dauernd bewohnten Punkte (S. Abbildung 3 u. 4).

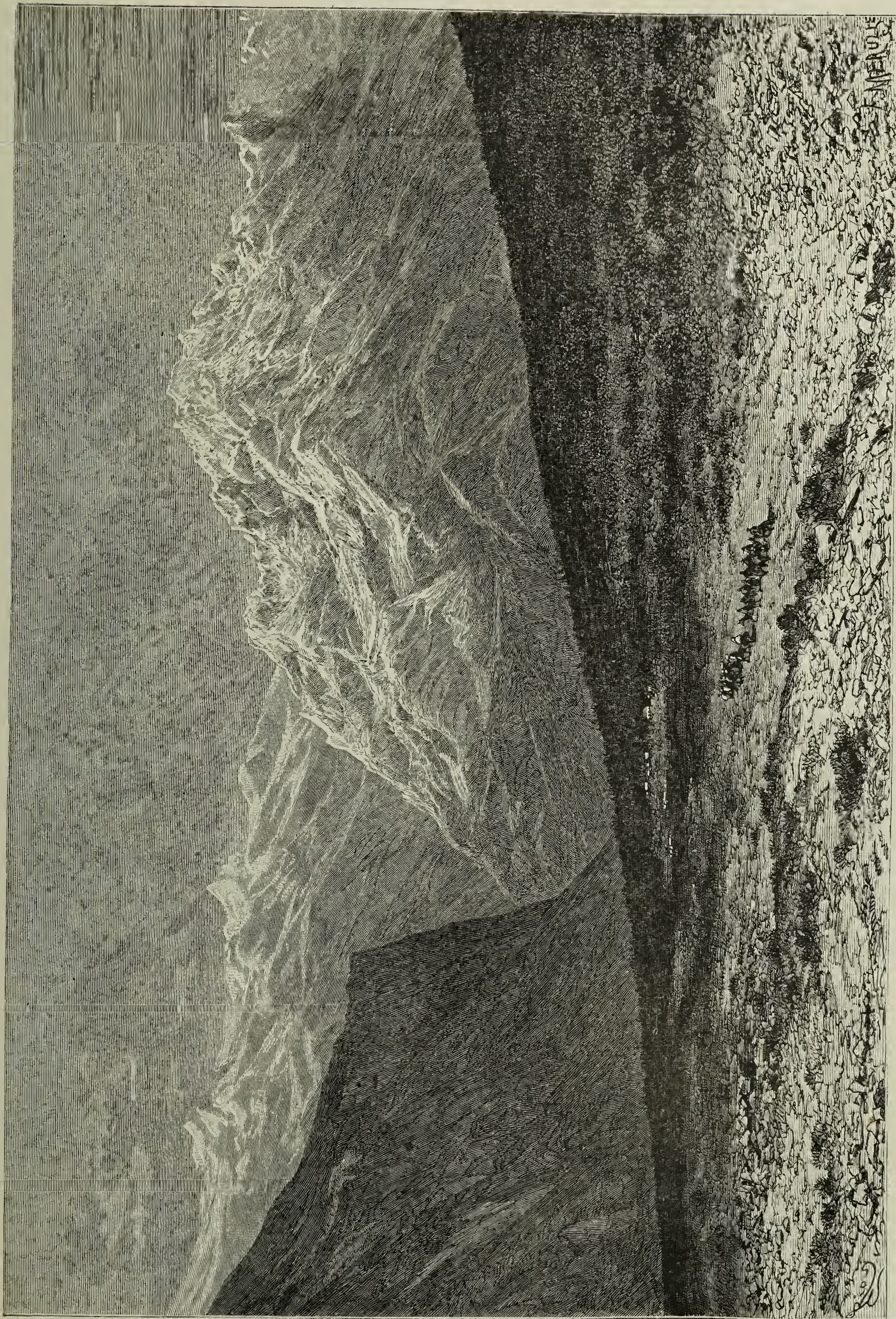
Die Vegetation, die in den Spalten des Gesteins und auf dem Geröllboden noch Platz gegriffen hat, beschränkt sich im wesentlichen auf den Quisco-Cactus (Cereus Quisco), auf dorniges Adesmiengesträuch (Adesmia sp., eine Papilionacee), auf eine Anzahl kleiner Kräutlein, und auf büschel- oder raupenförmig zusammenstehende Gräser [2]). Daß diese Gewächse desto mehr verkrüppeln, je höher man von Argentinien aus in dem Gebirge aufsteigt, versteht sich von selbst, und ebenso auch, daß der Pflanzenwuchs wieder ein desto reicherer und üppigerer wird, je weiter man in Chile wieder thalab gelangt. Schließlich betritt man in der unteren Andenregion des letztgenannten Landes auch wieder das Gebiet einer üppigen Montevegetation, in der neben dem Quisco-Cactus die chilenische Cypresse (Libocedrus chilenois), der Litrestrauch (Lithraea caustica), der Maqui (Aristotelia Maqui), der Cardin (Puya coarctata), die Chilca (Baccharis sp.), der Quillay (Quillaja saponaria) und der Pfirsichbaum die Charakterpflanzen bilden.

Hier sind die Thäler, welche künstlich bewässert werden können, auch wieder in einem hohen Grade kulturfähig, und wenn das hispano-chilenische Latifundienwesen nicht einen argen Hemmschuh der Entwickelung bildete, so läge hier vielleicht sogar ein dankbares Feld für deutsche Ackerbau-Kolonisten (S. Abbildung 2). Den Andenabhang nördlich von La Serena (32° nördl. Br.) nehmen wir natürlich

---

1) A. a. O., S. 5.

2) Vergl. Paul Güßfeldt, Reise in den Andes (Berlin 1888).

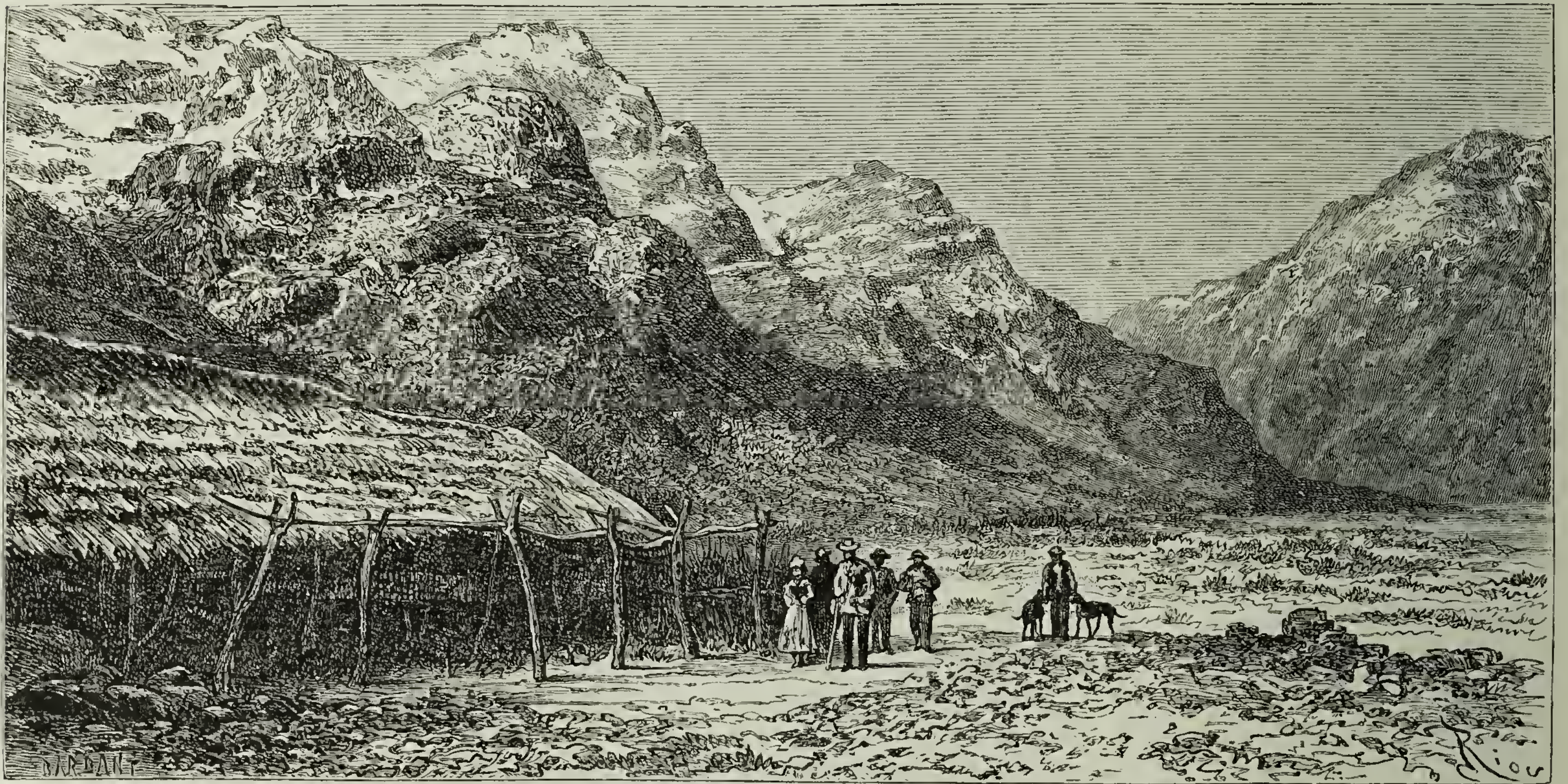


Die Ebene von Uspallata in den Andes. (Nach einer Photographie.)

hierbei aus, dort breitet sich auch auf der chilenischen Seite eine Wüste aus, die der menschliche Fuß vollkommen meiden würde, wenn sich in ihr nicht die reichsten Salpeter- und Kupfergruben Chiles befänden (S. Abbildung 5).

Als Verkehrsschranke betrachtet sind die argentinisch-chilenischen Anden zwar viel stärker geschartet als die bolivianischen und peruanischen, — zum Theil sicherlich in Folge des reicheren Maßes von Niederschlägen, die sie empfangen — nichtsdestoweniger trennen sie das pacifische Gebiet aber von dem atlantischen eher in strengerer als in geringerer Weise; und es hat also allerdings einen geographischen Grund, wenn sich Bolivia und Peru, sowie auch Ecuador und Colombia quer über das ungeheure Gebirge hinweg erstrecken, während Argentinien und Chile durch dasselbe wie durch eine Mauer geschieden sind. Während die peruanischen Anden-Pässe, die wie der Paso de Piedra Parada (von Lima nach Tarma) oder der Alto de Toledo (von Arequipa nach Puno) nahezu Montblanc-Höhe erreichen, zu jeder Jahreszeit begangen werden können, so ist dies mit den argentinisch-chilenischen ohne ernstliche Lebensgefahr für Menschen und Thiere nur während weniger Sommermonate (November bis April) möglich. In den Wintermonaten wüthen auch in den Pässen so heftige Schneestürme, daß der Verkehr zwischen den beiden Ländern fast vollkommen aufhört. In dem Cumbre-Paß allein hält man dann noch mit Hilfe von Zufluchtshütten („Casuchas") eine Verbindung durch Postkouriere aufrecht, aber gar mancher der dazu benutzten Männer hat dabei sein Leben verloren. Nur vereinzelte muthige Reisende, wie Dr. Alfons Stübel, General von Versen und Jakob von Tschudi haben den Uebergang über die argentinisch-chilenischen Anden im Winter gewagt. An den Bericht Tschudi's über seine Tour von Molinos (nordwestlich von Salta) nach Atacama mag hier erinnert werden[1]):

„Vom frühesten Morgen an heulte wüthend der Sturm von den mit ewigem Schnee bedeckten, uns rings umgebenden Cordillerahäuptern herunter und peitschte uns den scharfen, salzigen Sand entgegen. Unsere Gesichter waren wund und angeschwollen, als wären sie mit Brennesseln geschlagen; die Augen brannten, die Lippen schmerzten fast



Guarda Vieja, auf der chilenischen Seite des Cumbre-Passes.

unerträglich; Gaumen und Zunge waren dürr wie Holz, die Glieder erstarrten von dem eisigen Winde, die Respiration wurde immer beschwerlicher, die Brustbeklemmungen drückender."

„Der austrocknende Wind und die mit aufgewirbelten Salztheilen überladene Luft, die wir mit jedem Athemzuge einsogen, steigerte von Stunde zu Stunde den fürchterlichen Durst, der uns schon den ganzen Tag gepeinigt hatte. Ihn zu löschen war keine Möglichkeit. Auf viele Meilen im Umkreise war nicht die geringste Spur von Brennmaterial, um den Schnee, auf dem wir lagerten, zu schmelzen. Der Orkan gestattete auch kein Feuer." „In den Mund genommene Stücke Schnee vermehrten nur noch das Gefühl des Durstes und schmerzten heftig an den Lippen. Die Trinkhörner, die wir theils mit Wasser, theils mit Wein mitgenommen, waren durch die Kälte aufgerissen und ihr Inhalt schon seit ein paar Tagen ausgeronnen."

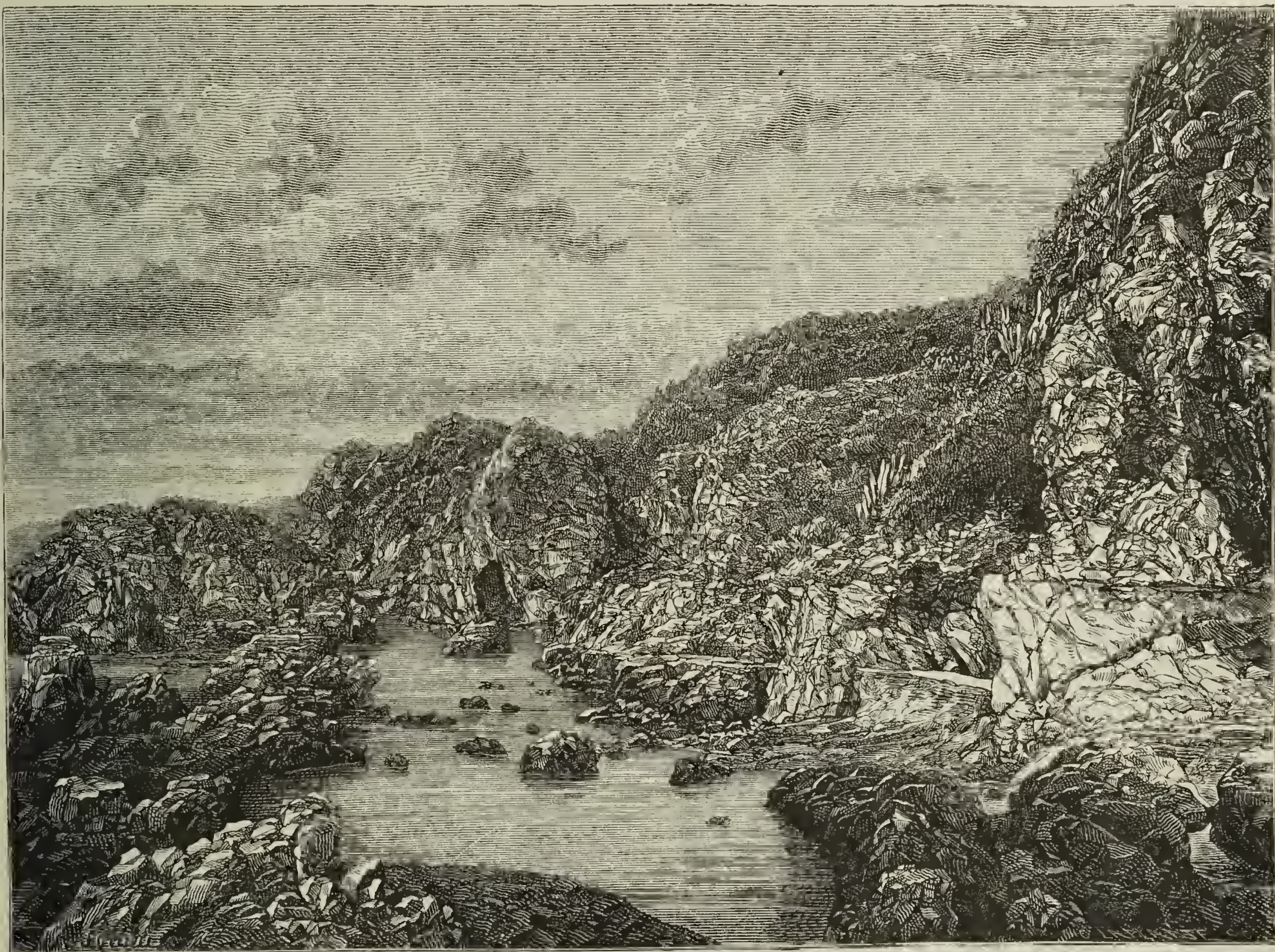
Außer dem Cumbre-Paß, der nach Güßfeldt bis zu einer Höhe von 3750 m — der ungefähren Höhe des Großglockner — aufsteigt, kommen in der in Frage stehenden Gegend eigentlich nur noch der Paß von Pircas Negras (zwischen Catamarca und Copiapo, 4462 m), der Paß von Espinazito (zwischen San Juan und San Felipe, 4235 m) und der Portillo-Paß (zwischen Mendoza und San José de Chile, 4860 m) für den größeren Verkehr in Betracht. Ueber die anderen Pässe — den Portillo de las Vacas (östlich von La Serena), den Maipo-Paß, den Atravieso de la Leña sowie über die „Portillos" weiter im Süden werden in der guten Jahreszeit nur Rinderheerden getrieben — meist in der Richtung von Argentinien nach Chile, für dessen Konsum sie bestimmt sind. Noch weiter südlich erniedrigt sich die Paßhöhe ebenso wie die Gipfelhöhe, zugleich wird das Klima daselbst aber auch unwirthlicher, und die Vergletscherung nimmt hier einen viel bedeutenderen Umfang an. Der Paß von Bariloche (zwischen dem See von Nahuel Huapi und Puerto Montt) hat hier nur eine Höhe von 840 m. Auf der chilenischen Seite der Anden sind in dieser Gegend verschiedene Kolonisationsversuche von

[1]) Jakob von Tschudi, Reisen durch Südamerika, Bd. 5, S. 67.

Deutschen, Schweizern, Italienern 2c. gemacht worden, die ohne Zweifel viel besser geglückt wären, wenn die chilenische Regierung den Kolonisten einen kräftigeren Schutz ihres Lebens und Eigenthums gewährte. Der Eisenbahnbau wird vielleicht auch hier allmählich dahin führen, daß der Arm der Gerechtigkeit bis zu denselben hin reicht.

Daß der Eisenbahnbau quer über die Anden — die Herstellung der viel besprochenen argentinischen Pacificbahn durch den Cumbre-Paß — eine vollkommene Revolution in den Verkehrsbeziehungen der beiden Nachbar-Republiken verursachen würde, bedarf keines weiteren Nachweises. Und unserer Ueberzeugung nach sind die davon zu erwartenden wirthschaftlichen Vortheile für Chile mindestens ebenso groß wie für Argentinien. Für das letztgenannte Land bedeutet ja die Bahn ein sehr erhebliches Nähergerücktwerden an die großen europäischen Metropolen, von denen aus doch im Grunde genommen die gesammte Weltwirthschafts- und Weltkultur-Bewegung gelenkt und geleitet wird. Die technischen Schwierigkeiten des Bahnbaues und Bahnbetriebes werden keine kleinen sein, immerhin wird das Dampfroß besser in der Lage sein, die Schrecken der Anden zu überwinden, als das Roß von Fleisch und Bein. Daß die Schienenstraße die Andenthäler alle in Gärten verwandeln wird, erwarten wir nicht.

Noch schwieriger als in transversaler Richtung ist die Bewegung in den Anden in longitudinaler Richtung, besonders weil das Gebirge außer von den an den genannten Päſſen liegenden Querthälern auch noch von zahllosen anderen „Quebradas" und „Cajones" — welch letztere plötzlich an steilen Felswänden abbrechen — durchsetzt ist, und



Der Rio Loa in der Schlucht von Chinchin.

weil die nordsüdlich streichenden Cordillerenzüge an vielen Orten durch Joche mit einander verbunden sind. Wir dürfen in dieser Beziehung auf die meisterhafte Charakteristik, die Paul Güßfeldt von dem Baue des Gebirges entwirft, verweisen. Ein paar Sätze aus seinem Buche, durch die die vorstehenden Ausführungen bekräftigt werden, und aus denen vor allen Dingen auch die Unbändigkeit der Anden-Natur hervorgeht, können wir uns nicht versagen, an dieser Stelle zu citiren. Sie lauten: „Immer und immer begegnet das Auge kastellartigen Bildungen; Mauern, aufgebaut aus aufgeschichteten Bänken. In diese sind senkrechte Streifen sehr deutlich eingegraben, wohl die Folge von Wasserwirkung, und oft macht eine solche Gebirgsmauer den Eindruck einer Orgel, deren Pfeifen durch horizontale und wenig geneigte Bänder zusammengehalten werden. Am Fuße der abschüssigen Mauern dehnen sich Geröllfelder aus, welche für die Andes ein ebenso kennzeichnendes, constant wiederkehrendes Element des Aufbaues sind wie die Schichtmauern. Von der Thalsohle aus zieht sich das Grün oft weit zu ihnen auf; allmählich erstirbt der grüne Schimmer, und dann bleibt nur noch das todte Gerölle. Oft wiederholen sich dieselben Elemente staffelförmig über einander, so daß die Wände hinter einander aufsteigen, getrennt durch Geröllhalden (S. 90)."

„Der abrupten Gestaltung der Thalgehänge entsprechen die Seitenthäler, welche in großer Zahl, namentlich auf der linken Seite, in das Cypressenthal ausmünden. Man bezeichnet sie richtiger als Schluchten denn als Seitenthäler; nur einige der unteren verdienen den letzteren Namen; dort markirt grüne Vegetation die Absätze der einzelnen Schichten.

Weiter oberhalb sieht man kaum etwas anderes, als seitliche Zerreißungen, tobelartige Bildungen oder hohle Felscylinder. In ihnen stürzt das Wasser des Gebirges oft mehr als 1000 Fuß ungebrochen in die Tiefe, löst sich in Staub auf, sammelt sich dann von neuem in einem Becken und durchgräbt den alten Lawinenrest, der ihm dem Weg zum Flusse wehren will (S. 91)." — „Zu einer unmittelbar empfundenen Mühsal wurde das Biwakiren erst dadurch, daß in den höheren Theilen des Chilenischen Gebirges die Atmosphäre fast immer bewegt ist, und daß der Wind nicht minder durch Heftigkeit, als das Kontinuirliche seines Wehens lästig wird (S. 112)."

Land und Leute des Theedistriktes von Kumaon.

Von E. Schröder.

(Schluß.)

Die Beschäftigung der meisten Eingeborenen von Kumaon ist der Ackerbau. Einige stehen im Dienste der Europäer als Diener des Hauses, als Hirten u. dergl., und eine größere Menge arbeitet in den Theepflanzungen als Arbeiter. In jedem Dorfe finden sich mehrere, die Hindi schreiben und lesen können, diese finden dann als Unterbeamte der Regierung oder als Schreiber in einer Pflanzung Anstellung. Eingeborene, die Englisch verstehen, kommen nur in den Stationen vor, und aus diesen rekrutiren sich die ländlichen Posthalter.

Die Landwirthschaft, welche die Pahari treiben, ist so primitiv, daß unter einem weniger günstigen Himmel die Leute verhungern würden. Sie ernten fast nur das Nothwendigste. Oft entsteht denn auch Theuerung, wenn einmal Alles verhagelt ist.

Die Hauptfrucht ist der Weizen und nächst diesem der Reis, außerdem werden aber auch noch einige andere Getreidearten, Gerste, Mandua, Bhatt, die zum Theil in Deutschland unbekannt sind, sowie Zuckerrohr, Senf und Hanf gebaut. Der Reis ist je nach der Bodenbeschaffenheit, sowie nach der Art und Weise des Anbaues von verschiedener Güte. Die beste Sorte wächst in den Erweiterungen der Flußthäler, wo die Bewohner wegen des starken Gefälles der Flüsse leicht Bewässerungsanlagen herstellen können. Das Zuckerrohr, welches hier gebaut wird, wird von den Eingeborenen theils roh gekaut, theils wird daraus auf die einfachste Weise eine schmutzige zuckerige Masse extrahirt, die an Ort und Stelle konsumirt wird. Zum Export bleibt nichts übrig, und auch der Zuckerbedarf der Europäer wird von einigen größeren Werken der Ebene geliefert.

Der Senf wird zum Zwecke der Oelbereitung gepflanzt. Zu dieser benutzen die Eingeborenen eine sehr primitive Mühle: ein größerer Stein wird mit einem nach unten sich verengenden Loche versehen, in dieses Loch wird ein passender Baumstamm gesteckt, und dieser vermittelst eines Hebels in dem Loche herumgedreht. Das Oel fließt unten ab, und der Rest wird in Oelkuchen gepreßt. Das Oel wird zum Einreiben des Körpers gebraucht, und zu diesem Zwecke auf den alljährlich stattfindenden Märkten auch nach der Ebene verkauft.

Nicht viel complicirter als diese Oelmühlen sind die Kornmühlen, die hier im Gebrauche sind.

Das Korn wird nicht mit Sensen, sondern mit der Sichel geschnitten, und zwar werden nur die Aehren abgeschnitten, alles Stroh aber wird untergepflügt. Eigentlich kann von Unterpflügen übrigens nicht die Rede sein, denn der Pflug, der an Einfachheit Robinson Crusoe's Machwerk noch übertrifft, reißt den Boden nur etwa bis zu einer Tiefe von drei Zoll auf. Die Hindu gehören in diesen wie in anderen Dingen zu den konservativsten Völkern der Welt. Die indische Regierung hat Musterwirthschaften eingerichtet, Pflüge neuester Konstruktion ausgeliehen, aber Alles ist vergebens. Der Hindu kann sich von dem Pfluge seiner Väter nicht trennen.

Das Dreschen wird unmittelbar nach der Ernte im Freien auf einem passenden Stückchen Erde vorgenommen. Dazu bedienen sich die Pahari eines langen Stockes, und als Reinigungsmaschine dient eine Decke. Dieselbe wird von zwei Personen geschwenkt und dadurch ein Luftzug erregt, während eine dritte Person das Korn in dünnem Strahl aus der Höhe herabfallen läßt.

Kartoffeln werden hier selten angebaut, weil sie erst während der Regenzeit zur Reife gelangen und außerdem den Stachelschweinen eine willkommene Nahrung sind. Der Anbau des Kaffee beginnt erst im Tarai, und auch Tabak wird selten gepflanzt.

Die tiefer gelegenen Thäler bringen die bekannten Südfrüchte — Citronen, Orangen, Bananen, Feigen, Mango, Granatäpfel — hervor, und in den höheren Theilen gedeihen alle Obstsorten Deutschlands vorzüglich. Auch die Dattelpalme und der Zimmtbaum sind mit Erfolg angepflanzt worden.

Alle reicheren Pahari halten Rinder-, Büffel- und Ziegenheerden. Diese Heerden nähren sich aber einzig und allein von dem, was sie auf der Weide finden. Da nun das Gras im Winter und vor der Regenzeit durchaus nicht reichlich ist, so sterben in dieser Zeit oft Thiere vor Hunger. Das Vieh wird nur wegen der Milch gehalten. Dieselbe wird in Butter, letztere aber durch Erwärmen und späteres Erkaltenlassen in sogenannten „Ghi" verwandelt, welcher einen Haupttheil der Nahrung der Pahari ausmacht.

Die Eingeborenen nehmen täglich nur zwei Mahlzeiten zu sich, eine am Morgen und eine am Abend. Die Kulis in den Theegärten gehen in der warmen Jahreszeit hungrig an die Arbeit und haben dann von 11 bis 1 Uhr eine Pause zum Essen.

Vor jeder Mahlzeit entkleiden sie sich bis auf den Schurz um die Lenden, und waschen sich Gesicht, Hände und Füße.

Arbeiter der Pflanzungen, deren Frauen weit weg in den umliegenden Dörfern wohnen, bereiten ihre Speisen selbst, und Lastträger tragen auf ihren Wanderungen immer eine Anzahl Kochgeräthe nebst Mehl und Reis mit sich.

Die Speisen bestehen hauptsächlich in einer Art runder Kuchen aus Wasser und Mehl, von denen sie bei jeder Mahlzeit eine unglaubliche Menge verschlingen. Außerdem wird namentlich Reis gegessen, bei außergewöhnlichen Gelegenheiten auch wohl Ziegenfleisch. Das letztere wird entweder gebraten (von den niederen Kasten allgemein mit Haut und Haar), oder gekocht und mit einer stark gepfefferten Brühe sowie mit Reis als sogenanntes „Curry" verzehrt. Als Messer, Gabel und Löffel dient die Hand, und dabei werden

die Speisen nicht in den Mund gesteckt, sondern mit großer Fertigkeit hineingeworfen.

Unter den Genußmitteln nimmt der Tabak den ersten Platz ein, und auf allen Wanderungen tragen die Eingeborenen die „Huka“, eine Wasserpfeife, mit einer Kokosnußschale als Wasserbehälter, bei sich. Jedoch rauchen sie während des Gehens fast nie. Von Zeit zu Zeit, besonders bei Begegnungen mit Bekannten, setzen sie sich aber im Kreise mitten auf dem Wege nieder und lassen die Huka wie die Friedenspfeife der Indianer herumgehen. Frauen und Männer rauchen dabei ohne Unterschied aus derselben Pfeife. — Stark verbreitet ist auch das Rauchen von Bhang (Hanf), was eine betäubende und für die geistigen Fähigkeiten des Rauchers sehr nachtheilige Wirkung ausübt. — Da die Pahari bei der Arbeit nicht rauchen können, so nehmen sie gewöhnlich etwas gebrannten Kalk, wovon sie immer eine kleine Quantität bei sich führen, wie Kautabak in den Mund.

Geistige Getränke sind fast ganz unbekannt. Das einzige alkoholische Getränk, welches unter den Pahari vorkommt, wird aus Reis bereitet, wird aber selten getrunken.

Die Lebensweise der Eingeborenen ist naturgemäß sehr einförmig, und die einzige Abwechslung bilden in der kühlen Jahreszeit die Hochzeiten und vor Allem die Märkte.

Sogenannte Märkte giebt es sehr viele in den Monaten Februar, März, April, jedoch sind nur wenige darunter, bei denen ein nennenswerther Umsatz erzielt wird.

Da einem solchen Markte jedesmal ein religiöses Fest zu Grunde liegt und derselbe immer in der Nähe eines Tempels abgehalten wird, so hat man hierbei aber die beste Gelegenheit, die Gemüthsart und die religiösen Sitten der Eingeborenen zu studiren.

Der größte Markt im Distrikte wird in Bagheswar, einem größeren Dorfe am Zusammenflusse zweier Bergströme, die als besonders heilig gelten, abgehalten. Daselbst sieht man denn außer den Bhutia und Pahari auch noch andere Stämme vertreten. Die Dhamia und Hunnia sind zwei derselben. Dieselben kommen aus Tibet herab, meist um die Felle ihrer langhaarigen Ziegen zu verkaufen. Sie sind zum Theil in solche Ziegenfelle gekleidet, mit Mokassins an den Füßen. Die Hunnia sind ein Stamm, bei welchen sich auch noch Polyandrie vorfindet, indem eine Frau zugleich drei oder vier Männer (gewöhnlich Brüder) heirathet. Die Idiome aller dieser Bergvölker sind natürlich verschieden, als Umgangssprache dient ihnen aber, wie in ganz Indien, das Hindostanisch.

Da der angegebene Markt nur einmal im Jahre, im Monat Januar abgehalten wird, so besucht ihn jeder Eingeborene des Distrikts, der irgend von Hause abkommen kann.

Mit lumpigen Bündeln auf dem Kopfe, mit rothen und gelben Decken um die Schultern, mit Säcken und Töpfen und Pfannen auf dem Rücken, zum Theil gebeugt unter Bambusstäben, an deren beiden Enden schwere Körbe mit Früchten oder kupferne Gefäße mit Oel hängen, mit Kindern und verwahrlosten Hunden, müde und schmutzig, so zieht sich die vielfarbige Menge gleich einer Linie wandernder Ameisen auf den gewundenen Pfaden nach dem Orte hinunter, wo die beiden Flüsse zusammentreffen. Am dichtesten ist sie aber auf den beiden Hängebrücken, den besten Zeugen von dem Eindringen europäischer Civilisation. Hier und da zwischen den Felsblöcken am Ufer lodern Feuer. Da haben sich Bekannte im Kreise gelagert, um ihr einfaches Mahl von Mehlkuchen zu verzehren. Ein Mann schöpft mit einem Gefäß von Messing aus dem heiligen Flusse Wasser. Alle trinken davon. Dann wickeln sie die Reste des Mehles wieder ein, rauchen eine Weile stillschweigend; dann mit einem plötzlichen Ausbruch vielstimmigen Schwatzens stehen sie auf, nehmen ihre Bündel zur Hand und verlieren sich in der Menge. An anderen Plätzen sind Reihen von Strohhütten errichtet, wo die Kaufleute, meist Mohammedaner, ihre Waaren zur Schau ausstellen. Ueberall sieht man Bettler, Hausierer und Geldwechsler sitzen. Hier sitzt ein traurig aussehendes Individuum hinter mehreren kleinen Haufen Kupfermünzen. Neben ihm kauert geduldig ein häßlicher Krüppel, indem er die mißgestalteten Hände vorstreckt, anscheinend unbekümmert, ob der vorbeigehende Bauer ihm eine Münze oder einen Fingerhut voll Reis oder nichts giebt. Ihm beizustehen ist ein religiöses Vorrecht, dessen sich jeder, der Lust hat, bedienen kann. Aber mit der Annäherung eines „Sahib“ (Herrn, Europäers) verändert sich seine Weise vollständig. An Gemüther des Westens muß man mit Methoden des Westens appelliren. Er krümmt sich also und verdreht seine Glieder, murmelt und streckt eine bittende Hand aus, wohl wissend, daß die Freigebigkeit eines Europäers ihn auf die Dauer einer Woche reich machen kann. Neben ihm sitzt am Wege ein Fakir von keiner besonderen Heiligkeit, aber reichlich mit Schmutz und Asche beschmiert. Dieser starrt ohne Bewegung auf die Menge, ohne den Europäer besonders zu beachten, und indem er endlose Gebete murmelt. Er weiß, daß kein Europäer ihm etwas geben wird und wartet deswegen ruhig ab, was sein beschmierter Körper ihm bei der Frömmigkeit des Pilgers einbringen wird. Diejenigen, welche wissen, wie viele Fakire von viel größerer Heiligkeit in den Strohhütten anzutreffen sind, geben diesem halben Betrüger draußen am Wege nichts. Derselbe rechnet auf die Unwissenheit und hat sich nicht verrechnet, denn neben ihm sitzt ein Kornhändler, und viele, die eine Hand voll kaufen, werfen auch dem Fakir ein paar Körner zu.

Zwischen den Reihen von Strohhütten schiebt sich die Menge nach einer Einzäunung auf einem freien Platze, wo Hunderte, vielleicht Tausende von Männern und Frauen, alt und jung, sich ihre Köpfe so blank wie Billardbälle rasieren lassen. Es kann kein gewöhnlicher religiöser Trieb sein, der ein junges Mädchen dazu bringt, den Stolz einer Frau, ihr langes Haar, freiwillig preiszugeben und mit kahlem Kopfe zu ihren Freunden zurückzukehren. Außerdem muß die Operation, wenn nicht schmerzhaft, jedenfalls unangenehm sein. Beobachten wir eine Familie von einem halben Dutzend etwas näher. Sie sind am Morgen viele Meilen gewandert, haben noch nichts gegessen, haben einige Almosen ausgetheilt, haben sich die in den Hütten ausgebreiteten Schätze angesehen und sitzen nun sammt dem Hunde innerhalb der Umzäunung, während der Vater von dem Preise noch etwas abzuhandeln sucht. Der Preis kann jedenfalls nicht hoch sein, denn der gebotene Luxus ist nicht groß. Der Sandboden als Sitz, etwas kaltes Wasser aus dem Flusse zur Befeuchtung des Schädels, und einer nach dem anderen beugen sie geduldig dem Barbier den Kopf hin. Der Barbier ist weder ungeschickt noch langsam. Er faßt den Kopf des jüngsten Mädchens, deren dicke Locken das Glück einer Bühnenheldin machen würden. Mit zwei Fingern macht er Platz für das Messer und dann fallen die Locken eine nach der anderen wie Korn vor der Sense; der bloße graue Schädel tritt immer weiter hervor, und nach zwei Minuten hebt das junge Mädchen den Kopf empor, der nun glatt ist wie ein eben gelegtes Ei und bedeckt ihn mit ihrem baumwollenen Tuche vor dem scharfen Winde, der über den Fluß herüberstreicht. Wenn sie alle rasiert sind, erhebt sich die Familie zitternd und wandert zurück nach dem entgegengesetzten Ende der Budenreihe. Hier entkleiden sie sich bis auf einige Lumpen und steigen langsam in den heiligen Fluß, baden und kommen blau vor Kälte wieder heraus. Dieses Bades wegen hauptsächlich sind sie die vielen Meilen gewandert, und nun steht es ihnen frei, sich umzusehen.

Auf allen Seiten sind Bänke und Brettergerüste, dichtgedrängt voll von Pilgern, Fakiren von verschiedener Heiligkeit, und Priestern, die laut in heiligen Büchern lesen. Bei einem der letzteren bleiben die Familienmitglieder stehen, und unter der Anleitung des Gehilfen des Priesters vollziehen sie mysteriöse Gebräuche. In einem Kreise um einen heiligen Stein herum sind eine Reihe von irdenen Gefäßen, jedes mit einer ausgelöschten Lampe aufgestellt. Der Boden ist mit Flittergold bestreut. Eine Vase, einige Mangoblätter, eine Schüssel mit Reis, ein Päckchen Anilinfarbe, sowie eine gelbe Substanz, die wie Curry-Pulver aussieht, vervollständigen die zu den heiligen Handlungen nöthige Einrichtung. Jeder Andächtige nimmt nun in regelmäßiger Reihenfolge einige Körner Reis, eine Prise Anilinfarbe, eine Prise Curry-Pulver und aus der Vase ein paar Tropfen Wasser auf ein Mangoblatt und vertheilt dies verehrungsvoll im Kreise herum, eine Portion für den Stein in der Mitte, und eine in jedes der irdenen Gefäße; dann bezahlt der Fromme seine Kupfermünze und geht geheiligt von dannen, während ein anderer an seine Stelle tritt. Dies ist jedoch nur einer der vielen Anbetungsorte. Ueberall in der Nähe sieht man Götterbilder. Da giebt es Götzen von Thon und vielhändige Götzen von Messing, dicke Götzen aus Marmor, häßliche Götzen mit prächtigen Kleidern, eiförmige Götzen mit schwarzen Augen, Götzen mit Thierköpfen und Götzen mit Thierschwänzen, blaue Götzen und gelbe Götzen, Götzen in Sammt- und Götzen in Baumwollenkleidern. Ein Götze besitzt ein paar Muscheln, einer erfreut sich eines messingenen Gefäßes, ein dritter hat um den Hals eine Kette von hölzernen Perlen. Aber alle diese Götzen sind heilig, und vor jedem sammelt sich ein kleiner Haufen von Kupfermünzen an.

Aber dort, wo jener Kreis von Eingeborenen auf der Erde kauert, ist die Hauptanziehung für die Frommen. In einem halbkreisförmigen Raume, von einer Mauer von Brennholz umgeben, treibt ein schlauer Fakir, weder abschreckend, noch besonders verehrungswürdig aussehend, einen schwunghaften Handel. Er verkauft kleine Mengen des Sandes, auf welchem er angeblich in der vergangenen Nacht geschlafen hat. Als Preis gilt eine Kupfermünze, eine Frucht, etwas Gemüse, eine Hand voll Reis, ein Stück Brennholz, überhaupt irgend etwas, was der Fromme zu geben Lust hat. Dieser Fakir hat seit vielen Jahren alle Märkte besucht und genießt eines sehr großen Ansehens. Die Haufen von Sachen aller Art um ihn herum werden immer größer, zum unbeschreiblichen Neide seines Nachbars, eines äußerst häßlichen Fakirs, der von oben bis unten mit Schmutz, Asche und Farbe bedeckt ist, dem aber fast kein einziger Pilger etwas zuwendet. Zwei Kupfermünzen und eine Frucht, die aussieht, als ob sie einem Magenweh verursachen würde, scheinen seine ganze Tageseinnahme auszumachen. Er verdient in einer Woche weniger als sein Nachbar nebenan in fünf Minuten. Auch die erwähnte Pilgerfamilie bekümmert sich nicht um ihn. Sie wandert noch eine Weile ziellos herum; der Vater kauft einen Wasserbehälter für seine Pfeife, die Mutter ein Stück gelbes Baumwollenzeug, der Sohn einen bemalten Thongötzen, die Töchter nichts, und der Hund stiehlt eine alte Schuhsohle. Dann treten sie ihre Rückwanderung von vielleicht 50 englischen Meilen wieder an. Dort auf jenem Hügel, hinter welchem der Weg verschwindet, werfen sie einen letzten Blick auf die bewegte Scene, machen dem heiligen Flusse ein Selam, und mit leeren Taschen und kahlen Köpfen, mit Flaschen voll heiligen Wassers sowie mit beruhigtem Gewissen verschwinden sie, zuletzt von allen der Hund.

Außer diesen Wanderungen nach den Märkten im Distrikt unternehmen reichere Hindu auch wohl Pilgerfahrten nach Hardwar und Badrinath. Die Pilger unternehmen diese Fahrten aber nicht etwa, um sich damit Erlaß der Sünden zu verdienen; Genesung von einer Krankheit zu suchen, langes Leben, Glück, die Geburt eines Sohnes zu erbitten, die Erfüllung eines Gelübdes oder auch nur eine unbestimmte Idee, ein verdienstvolles Werk zu vollbringen, das sind die Gründe, die den Hindu solche Wallfahrten unternehmen lassen. Auf solchen Reisen nächtigen die Eingeborenen nöthigenfalls im Freien, in den meisten Fällen jedoch in Rasthäusern (Dharmsala). Dies sind einstöckige, vollständig aus Stein aufgeführte Gebäude, welche die Regierung fast an allen Wegen in Entfernungen von durchschnittlich 20 Meilen errichtet hat. Dieselben sind in zellenartige Räume ohne Fenster, nur mit einer unverschließbaren Thüröffnung versehen, abgetheilt. Zur Zeit der Pilgerfahrten sind nun diese Räume von Personen jeden Geschlechts und jeden Alters dicht gefüllt. Dabei wird natürlich die Sache der Sittlichkeit nicht gefördert. Freilich kann es mit dieser Sache kaum schlimmer werden als es schon ist; denn die Prostitution ist so allgemein verbreitet, daß dieselbe in ganzen Dörfern niederer Kaste als legitimer Erwerbszweig betrachtet wird. Sogar geschlechtlicher Verkehr zwischen Gliedern derselben Familie ist unter den niedrigen Kasten nicht sehr ungewöhnlich. Deswegen ist es auch nicht zu verwundern, daß die abscheulichsten Schimpfwörter, welche einen darauf bezüglichen Vorwurf enthalten, fast bei jeder Gelegenheit angewendet werden. Daß unter solchen Umständen auch den gebildeteren Brahminen aller Sinn für höhere Interessen abgeht, kann nicht auffällig erscheinen. Habsucht, Sinnlichkeit, Aberglaube, Kriecherei und Hinterlist, das sind die Hauptcharakterzüge der Hindu, mit denen ich hier in Berührung gekommen bin.

Ein gute Eigenschaft ist ihre Friedensliebe, und in Folge dessen ist auch die Verwaltung des Landes einfach und leicht.

Die Pahari saßen schon vor 1815 unter der Herrschaft der eingeborenen Rajah nicht als Freisassen auf ihren Grundstücken, sondern als Pächter. Diese Verhältnisse haben sich unter der englischen Regierung fast gar nicht geändert. Nur die ansässigen Europäer sind meist im freien Besitz ihres Landes. Die Eingeborenen bezahlen noch jetzt eine gewisse jährliche Pacht an die indische Regierung. In längeren Zwischenräumen wird ein assessment (eine Abschätzung des Bodenwerthes) vorgenommen und danach der Pachtkontrakt erneuert. Die letzte Abschätzung hat um 1870 hier stattgefunden. In den Pachtkontrakt ist die Bedingung aufgenommen, daß die Bauern für jeden reisenden Europäer oder sonstigen „Sahib" auf eine gewisse Entfernung Dienste als Lastträger leisten, auch auf Verlangen Lebensmittel zum jeweiligen Marktpreise liefern müssen. Es steht den Eingeborenen zwar frei, durch einmalige Zahlung der 25fachen Pacht in pachtfreien Besitz des Landes zu gelangen, jedoch machen dieselben von dieser Gelegenheit niemals Gebrauch.

Zur Einsammlung der Pacht, zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zur Einleitung von Untersuchungen bei vorkommenden Gesetzesübertretungen und Unglücksfällen steht über gewissen Distrikten von 8 bis 10 Dörfern ein Patwari (ländlicher Polizeibeamter). Derselbe ist aus der Kaste der Brahminen, trägt jedoch weder Uniform noch Waffe. Zur Einflößung von Respekt bedient er sich eines tüchtigen Knotenstockes, von dem er häufig Gebrauch macht. Von höheren Beamten wird der Distrikt selten bereist. Jedoch ist dem Assistant Commissioner (etwa unserem Landrath entsprechend), dem Sanitary Commissioner (dem die Sorge für Reinlichhaltung der Dörfer und Verhinderung der Krankheiten obliegt) und dem Executive Engineer (welcher für Unterhaltung der Wege, Brücken und Rasthäuser zu

sorgen hat) vorgeschrieben, einen Theil des Distriktes während der kühlen Jahreszeit zu besuchen.

In fast jedem Distrikt eines Patwari befindet sich eine sogenannte Schule, in der es ähnlich zugeht, wie in der bekannten Judenschule. Der Lehrer (Pundit) ist ein Brahmine. Die Kinder lernen Hindi schreiben und lesen und ein wenig Zählen. Nur wenige Knaben der höheren Kasten besuchen diese Schulen. Für den Unterricht der Mädchen ist durch nichts gesorgt. Hin und wieder giebt es nur eine Mädchenschule, die von amerikanischen Missionären unterhalten wird. Freilich liegt es auch im Interesse der Brahminen, ein Fortschreiten der Bildung unter der weiblichen Bevölkerung zu verhindern. Die Früchte der Missionärschulen in der Ebene haben sich erst kürzlich deutlich gezeigt, als ein Mädchen, die fließend englisch sprechen gelernt hatte, sich weigerte, dem ihr in der Kindheit angetrauten Ehemann in sein Haus zu folgen. Der Fall hat die Gerichtshöfe beschäftigt und in Indien und England das größte Aufsehen erregt, da die englischen Gerichtshöfe nach bestehendem Rechte dem ungebildeten Ehemanne „restitution of conjugal rights“ zusprechen mußten.

Das Verhältniß der Eingeborenen zu den Europäern ist das der größten Unterwürfigkeit. Alle Europäer und auf europäische Weise Gekleideten — auch Kinder — werden „Sahib“ (Herr) genannt, und bei der Anrede gebrauchen die Eingeborenen fortwährend schmeichelnde Ausdrücke wie „Beschützer der Armen“ u. s. w.

Nur Aufseher der Theeplantagen und ähnliche höher stehende Pahari betreten zuweilen das Haus von Europäern, und auch sie lassen auf jeden Fall ihre Schuhe vor der Thür. Der Gruß ist das übliche „Selam“, wobei die rechte Hand oder auch beide Hände vor das Gesicht gebracht werden. — Dabei sei erwähnt, daß die Hindu dieses „Selam“ wohl bisweilen gegenüber Mohammedanern gebrauchen, niemals aber unter sich. Je nach der Kaste — ob Brahmine, Rajput oder niedere Kaste — ist der Gruß verschieden. Das „Selam“ dient auch zugleich als Ausdruck des Dankes.

Die Europäer, die im Distrikt sich niedergelassen haben, sind nur zum allerkleinsten Theil Pflanzer. Die meisten sind Verwaltungsbeamte und Officiere der in den größeren Orten stationirten Regimenter von eingeborenen Truppen.

Wie in den meisten Bergdistrikten am Himalaya giebt es auch in Kumaon auf den ersten Vorbergen, die gleich vom Tarai zu großer Höhe aufsteigen, eine Sommerfrische, nach welcher beim Beginn der heißen Jahreszeit Alle pilgern, die sich dieses Vergnügen erlauben können. Hier giebt es denn auch europäische Gewerbetreibende aller Art. Der ganze innere Theil des Distrikts bleibt dagegen den meisten Europäern „terra incognita“.

Daß sich noch nicht mehr Europäer im Innern als Pflanzer niedergelassen haben, liegt zum größten Theil an der erschwerten Kommunikation und der damit verbundenen Abgeschlossenheit. Noch bis vor zwei Jahren war unsere nächste Eisenbahnstation Bareilly jenseits des Tarai, von der Theepflanzung, auf der ich dies schreibe, fast 200 englische Meilen entfernt. Die Reise wurde deswegen im sogenannten „Dak Gharri“, einem elenden Postkarren ohne Federn, begonnen. Derselbe brachte den Reisenden bis an den Fuß der Berge, von wo aus die Reise zu Pferde oder in einer Sänfte fortgesetzt wurde. Zur Erschließung des Distriktes hat die vor zwei Jahren eröffnete, bis an den Fuß des Himalaya fahrende Zweigbahn einen guten Anfang gemacht, denn dieselbe erspart dem Reisenden die langwierige Fahrt durch 70 Meilen des fieberschwangeren Tarai. Zwei Kunststraßen verbinden die größeren Orte mit der Eisenbahn. Diese Straßen werden jedoch nur von den Lastkarren der Eingeborenen benutzt. Alle übrigen Wege sind Saumpfade, die nur an wenigen günstigen Stellen mehr als drei Fuß breit sind. Dieselben führen oft an den steilsten Abhängen entlang und werden in der Regenzeit nicht selten durch Erdstürze versperrt. Als Beförderungsmittel für Waaren dienen Maulthiere und winzige Pferde, sowie Kulis. Die Europäer bedienen sich meistens der kräftigen, äußerst sicher auftretenden Pferde, die von dem oben erwähnten Gebirgsvolk der Bhutia gezüchtet werden, zur Reise.

Bei der so sehr erschwerten Verbindung mit den größeren Orten ist ein häufiger Verkehr mit anderen Europäern ausgeschlossen, und dem Pflanzer verbleibt fast als einzige Erholung die Jagd. Dazu ist aber überall vorzügliche Gelegenheit, denn Wild ist in großer Menge vorhanden. Dasselbe setzt sich zusammen aus Bären, Wölfen, Leoparden, wilden Hunden, Luchsen, Schakalen, Riesenschafen (Ovis Ammon), Tibetantilopen (Kemas Hodgsonii), Moschusthieren, einer Rehart („barking deer“, „Kakur“), Gurrel (Nemorhedus Goral), Samber (Rusa Aristotelis), mehreren Fasanenarten, Rebhühnerarten, Adlern und anderen Raubvögeln. Unter den Fasanen zeichnen sich durch prächtiges Gefieder besonders aus: der Manal (Impeyana), der Polyplectron (gewöhnlich fälschlich Argus genannt) und der Cocklaß. Durch die Abgeschlossenheit von größeren Stationen ist der Pflanzer gezwungen, zur Versorgung des Tisches Vieh und Geflügel aller Art zu halten, für vorkommende Fälle Medicinen im Hause zu haben u. dergl.

Die Theepflanzungen liegen nicht alle in gleicher Höhe, sondern ihre Erhebung variirt zwischen 7500 und 2500 Fuß. Die beste Lage für eine Pflanzung, wo große Quantitäten erzielt werden sollen, ist in den heißen Thalkesseln. Dagegen verbessert sich der Geschmack des Thees mit der Erhebung der Pflanzungen über dem Meeresspiegel. Für das Bewirthschaften mehrerer Pflanzungen ist eine Lage derselben in verschiedener Höhe von großem Vortheil. Denn während der Erntezeit kommen die jungen Schößlinge in den tiefer gelegenen Gärten zuerst zum Vorschein. Da es nun meist von großer Wichtigkeit ist, die jungen Blätter, die allein zur Theefabrikation verwendet werden, so schnell wie möglich zu pflücken, um ein Erhärten derselben zu verhüten, so fehlt es in dieser Zeit oft an Arbeitskräften. In solchen Fällen ist es dann offenbar von Vortheil, Arbeitskräfte aus den höher gelegenen Pflanzungen in der niedrigen, wo das Pflücken zuerst beginnt, zur Verfügung zu haben und allmählich zu den höheren fortzuschreiten. In der Zeit, wo in den höheren Gärten geerntet wird, haben die Büsche wieder in den niederen Zeit, neue Schößlinge zu treiben. Auf diese Weise kann dann die Arbeit in beständigem Kreislauf während der ganzen Saison fortgesetzt werden. In Pflanzungen von gleicher Höhenlage ist eine solche Einrichtung unmöglich und dadurch Mangel an Arbeitskräften, sowie Unterbrechung des Pflückens zu fürchten. Wenn irgend möglich, sucht dann der Pflanzer Frauen und Kinder aus den umliegenden Dörfern als Tagelöhner anzustellen, was mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, da in die betreffende Zeit auch die Feldarbeiten der Dorfbewohner fallen. Die gewöhnlichen Arbeiter sind Leute aus allen Kasten, meist männlichen Geschlechts, im Alter von etwa 10 bis 40 Jahren. Zu leichteren Arbeiten werden aber auch öfters Frauen verwendet. Sämmtliche Arbeiter werden am 1. November engagirt und auf ein Jahr verpflichtet, wobei ein bestimmter, nach europäischen Begriffen sehr niedriger monatlicher Lohn festgesetzt wird. Am Ende jedes Monats wird dann nur die Hälfte des Lohnes ausgezahlt, der Rest am Ende des Jahres. Diese Einrichtung ist nöthig, um die Leute einigermaßen in der Hand zu behalten, da es ihnen sonst öfters einfallen würde, aus irgend einem Grunde die Arbeit einzustellen.

Stellt nämlich einer die Arbeit ein, so verwirkt er dadurch den rückständigen Lohn.

Trotzdem der Lohn so niedrig ist (derselbe beträgt durchschnittlich etwa 25 Pfennig pro Tag), so wird er noch ferner verkümmert durch Lohnabzüge. Diese bilden nämlich das Hauptstrafmittel für Nachlässigkeit im Dienst oder für Widerspenstigkeit. Im übrigen werden die Arbeiter von den Aufsehern auf dieselbe Weise zur Arbeit angehalten wie Schulkinder, im Nothfalle nämlich auch durch körperliche Züchtigung.

Außer den gewöhnlichen Arbeitern und Aufsehern werden auf jeder Pflanzung auch einer oder mehrere Zimmerleute und Schmiede beschäftigt. Die ersteren haben die Gebäude im Stande zu halten und vor Allem die zur Verpackung verwendeten Kisten zu verfertigen, die letzteren die Handwerkszeuge zu verfertigen und auszubessern.

Die Buchführung wird von einem eingeborenen Schreiber besorgt. Der Pflanzer selbst aber kontrolirt die Arbeit und die Rechnungen, probirt den Thee und besorgt die Korrespondenz mit den verschiedenen Agenten.

Die Theepflanzen werden aus Samen gezogen und entweder in Reihen von einzelnen Büschen oder in ununterbrochenen Hecken gepflanzt. An Abhängen werden wie bei den Kornfeldern Terrassen angelegt, da sonst der während des Monsuns fast unaufhörlich strömende Regen alles wegschwemmen würde. Die Pflanzungen werden wie die Felder alljährlich gedüngt und mehrmals gehackt.

Während der Wintermonate (von December an) werden die Büsche sämmtlich auf ganz bestimmte Weise beschnitten. Im April beginnen die jungen Schößlinge zu erscheinen, und dann nimmt das Pflücken und die Verarbeitung der Blätter ihren Anfang. Nur die äußersten jungen Spitzen, aus einem unentwickelten und zwei entwickelten Blättern bestehend, werden gepflückt. Dabei läßt man aber von dem untersten der drei Blätter ein Stück des Stieles stehen, da zwischen diesem und dem Zweige der neue Schößling hervorkommt. Nach dem ersten Pflücken werden sämmtliche Büsche von den Samenkapseln, die in dieser Zeit sich zu entwickeln beginnen, befreit, um alle Säfte für die neuen Schößlinge zu verwerthen. Die gepflückten Blätter sind weich und lassen sich umbiegen, ohne zu zerbrechen. Sie werden zweimal des Tages, zu Mittag und am Abend, eingebracht, gewogen und dann zum Welken auf Matten handhoch ausgebreitet. Das Welken dauert 18 Stunden. Die gegen Mittag eingebrachten Blätter werden am nächsten Morgen, die am Abend eingelieferten aber am folgenden Nachmittage verarbeitet und je nach der Art des zu bereitenden Thees ist diese Verarbeitung nun eine verschiedene.

Zur Bereitung von grünem Thee werden die grünen gewelkten Blätter auf einem langen Tische mit der Hand gerollt, wodurch die Zellen zerdrückt werden und der Zellinhalt mit der atmosphärischen Luft in Berührung gebracht wird. Darauf wird dann der Thee in der Sonne auf Matten sehr dünn ausgebreitet. Wenn er einigermaßen getrocknet ist, wird er abermals gerollt, um den Blättern die eigenthümliche zusammengedrehte Form zu verleihen. Dann wandert er in eiserne Pfannen, wo er über gelindem Holzfeuer vollständig getrocknet wird. Nun ist der grüne Thee fertig, und es bleibt nur noch übrig, ihn mittelst verschiedener Siebe zu sortiren.

Zur Bereitung des schwarzen Thees werden die gewelkten Blätter ebenfalls gerollt, dann aber in eisernen Pfannen wenige Minuten geröstet. Hierauf wird der Thee abermals gerollt, dann in kleine faustgroße Haufen zusammengedrückt und in einem mit wollenen Decken bedeckten Korbe für einige Minuten einem Prozesse überlassen, der als „fermentation“ (Gährung) bezeichnet wird. Der Gährungsproceß wird als beendigt betrachtet, wenn der Thee eine kupferbraune Farbe und einen Geruch nach frischem Honig angenommen hat. Hierauf wird der Thee in sehr heißen Oefen auf Drahtnetzen schnell getrocknet. Von der rechtzeitigen Beendigung des Gährungsprozesses hängt namentlich die Güte des Thees ab.

In neuerer Zeit hat man auch angefangen, den Gährungsprozeß durch den Prozeß der Oxydirung zu ersetzen. In diesem Falle wird der geröstete Thee auf ausgespannten großen Tüchern möglichst dünn ausgebreitet, dabei aber durch Sprengen von Wasser möglichst kühl gehalten. Wenn der richtige Duft und die kupferbraune Farbe vollständig erschienen sind, was in diesem Falle etwa eine halbe Stunde in Anspruch nimmt, wird der Thee wie sonst im Ofen getrocknet. Welcher Prozeß, ob der der Gährung oder der der Oxydirung, den Vorzug verdient, darüber sind die Meinungen der Pflanzer verschieden.

Vor wenigen Jahren ist eine neue Theesorte in Aufnahme gekommen, die auf dem Londoner Theemarkte als „Namoona“, bei den Pflanzern unter dem Namen „Ulong“ bekannt ist. Dieselbe steht etwa in der Mitte zwischen grünem und schwarzem Thee. Zur Erzielung dieser Sorte werden die gewelkten Blätter vor dem Rollen in einer heißen Pfanne kurze Zeit geröstet, wodurch sie etwas von dem Geschmacke des schwarzen Thees annehmen, darauf werden sie gerollt, in der Sonne ausgebreitet, wenn sie sich klebrig anfühlen, abermals gerollt und zum Schluß wie schwarzer Thee auf Drahtnetzen bei hoher Temperatur möglichst schnell getrocknet.

In größeren Theepflanzungen werden zum Rollen der Blätter auch Maschinen benutzt. Dieselben sind schon deswegen von großem Vortheil, weil dadurch die Handhabung des Thees an Reinlichkeit gewinnt. Es ist nämlich kein schöner Anblick, fast gänzlich unbekleidete schmutzige Eingeborene die frischen Blätter rollen zu sehen. Der Saft quillt ihnen dabei zwischen den Fingern hervor, und der Tisch, auf welchem gerollt wird, gewinnt ein nichts weniger als reinliches Aussehen. Ein englischer Geistlicher, der sich einmal die Theefabrikation ansah, äußerte, daß ihm dieser Anblick für den Rest seines Lebens alles Verlangen nach einer Tasse Thee benommen habe.

Von dem fabricirten Thee werden täglich Proben genommen und von dem Theepflanzer gekostet, um etwa gemachte Fehler zu entdecken. Dabei will ich erwähnen, daß es von den Pflanzern allgemein als Fehler betrachtet wird, Thee länger als etwa acht Minuten ziehen zu lassen, da alsdann außer Theïn noch andere Stoffe in Lösung übergehen. Zur Herstellung der Proben wird der Thee mit siedendem Wasser übergossen und fünf Minuten stehen gelassen. Dieselbe Zeit ist auch sonst zu empfehlen. Um eine Tasse Thee „stark“ zu machen, sollte man nicht den Thee länger ziehen lassen, sondern die Quantität des verwendeten Thees vergrößern.

Ueberhaupt scheint der Geschmack für Thee besonders in Deutschland noch auf einer sehr niedrigen Stufe zu stehen und namentlich scheinen die deutschen Konsumenten noch zu viel auf das Aussehen des Thees zu geben. Wenigstens ist mir eine Probe von in Deutschland verkauftem grünem Thee unter die Augen gekommen, der aus den gröbsten Blättern und Stengeln besteht, dem man aber durch Einmischung von getrockneten unentwickelten silberglänzenden Theespitzchen ein schönes Aussehen verliehen hat, und der unter dem Namen „Pekoeblüthchen“ mit hohen Preisen bezahlt wird.

Der schwarze Thee geht zum größten Theile nach London. Entweder wird er direkt an Londoner Agenten versendet oder in Calcutta auf Auctionen an Agenten veräußert. Der

grüne Thee geht ebenfalls zum Theil nach England. In gewissen Jahren wird derselbe von eingeborenen Agenten für Firmen in Peshawur aufgekauft, die ihn nach Afghanistan verhandeln. In Folge der jetzigen Unruhen in Afghanistan ist dieses Absatzgebiet augenblicklich verschlossen.

Der für den europäischen Markt bestimmte grüne Thee wird bekanntlich häufig gefärbt. Diese Prozedur ist hier aber durchaus nicht üblich.

Dagegen wird der für den asiatischen Markt bestimmte grüne Thee durch Behandlung mit Indigo und Talk mit einem bläulichen silberglänzenden Ueberzuge versehen, da nur für solchen gefärbten Thee sich in Asien Käufer finden.

Es muß zugegeben werden, daß der so behandelte Thee ein schönes gleichmäßiges Aussehen gewinnt, und daß die Zusätze für die Gesundheit kaum schädlich sein dürften. Dagegen ist es unbegreiflich, wie sich Leute finden, die durchaus mit ihrem Thee Farbe und Speckstein verschlucken wollen.

Daß der Thee bei Asiaten oft ganz anders getrunken wird als bei Europäern, kann man hier zuweilen an Ort und Stelle beobachten. Die öfters erwähnten Bhutia, die aus Tibet herabkommen, kaufen sich zuweilen etwas Thee, kochen denselben mit wenig Wasser und viel Ghi (zerlassener Butter) und trinken diese, dem Europäer Ekel erregende Mischung mit dem größten Wohlbehagen. De gustibus non est disputandum!

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Auf der Balkanhalbinsel hat sich vor Kurzem ein Ereigniß vollzogen, dem man eine hohe verkehrsgeographische und verkehrspolitische Bedeutung zuschreiben muß: die Vollendung der Eisenbahnlinie nach Konstantinopel. Es ist damit endlich eine erste direkte Schnellverkehrsverbindung zwischen den großen mitteleuropäischen Märkten und dem Orient hergestellt, und die wirthschaftlichen Vortheile davon werden für die ersteren so wenig ausbleiben wie für den letzteren. Es steht zu hoffen, daß sich der belebende Einfluß der europäischen Kultur von nun an viel kräftiger auf die Welt des Islam geltend machen wird, und insbesondere dürfte der große internationale Schienenweg auch in nicht sehr ferner Zukunft dazu führen, daß ihm eine Fortsetzung in der Richtung auf den unteren Euphrat und auf Indien gegeben wird. Die letzte, am 5. April fertig gestellte Theilstrecke der Bahn war die Strecke zwischen Zaribrodt und Sofia.

— Ein neues Stück Nephritgeschiebe — das dritte steiermärkische bis jetzt — ist nach einer Mittheilung in den „Annalen des Wiener Hofmuseums“ von Prof. Hörnes in dem Lokalmuseum zu Leibnitz in Steiermark aufgefunden worden; es stammt wahrscheinlich aus dem Bette der Mur und stimmt ganz genau mit dem aus der Sana überein, während beide von allen anderen Vorkommen verschieden sind. Daß Nephrit irgendwo in Steiermark anstehend vorkommt, kann demnach nicht mehr bezweifelt werden.

— Der Werth des italienischen Außenhandels bezifferte sich im Jahre 1887 auf rund 2800 Millionen Lire (2240 Millionen Mark), während sie im Jahre 1886 nur 2580 Millionen Lire (2064 Millionen Mark) betragen hat. Die Einfuhr steigerte sich am bedeutendsten hinsichtlich der Kolonialwaaren, der Webstoffe (Baumwolle, Hanf, Flachs), der Metalle und der Chemikalien; die Ausfuhr hinsichtlich der Metalle, des Weines, des Olivenöles und des Getreides. Die Einfuhr wuchs übrigens viel stärker als die Ausfuhr, nämlich um $186\frac{1}{2}$ Millionen Lire.

Asien.

— Der russische Reisende Nessine ist von China aus durch das Thor der Großen Mauer Si-fong-khen (Hi-fong-kin) nach der Mongolei vorgedrungen und hat das Gebiet des oberen Liao-he sowie die Wüste, die sich zwischen diesem Flusse und dem östlichen Abhange des Khingan (der Noma-Ulli) ausbreitet, durchforscht. Alsdann hat er sich nach Zizikar und Aigun (am Amur) gewandt. Die Ergebnisse seiner erfolgreichen Reise werden also diejenigen Harnack's in wesentlichen Stücken ergänzen, und uns voraussichtlich ein ziemlich klares Bild von dem gewaltigen mongolisch-mandschurischen Grenzgebirge verschaffen.

— Die sanguinischen Erwartungen, welche man in Frankreich vor der Eroberung des Tongking von dem Songka-Flusse als von einer natürlichen Handelsstraße in das Innere Chinas gehegt, erfahren durch die Untersuchungen A. Gouin's eine bittere Enttäuschung. Nach Gouin's Auseinandersetzungen in dem „Bulletin der Pariser Geographischen Gesellschaft“ (1887, S. 547 ff.) kann von einer Beschiffung des Stromes bis Laokai oder gar bis an die chinesische Grenze keine Rede sein, da bereits oberhalb Haoha Fahrzeuge von keinerlei Tiefgang und von keinerlei Ausrüstung die Schnellen zu passiren vermögen.

— Auf Anrathen der Generale Ignatiew und Korff soll die russische Regierung damit umgehen, die Deportation von Verbrechern nach Sibirien in Zukunft einzuschränken, und statt ihrer in umfänglicherer Weise Gefängnißstrafen eintreten zu lassen. Es kann nicht bezweifelt werden, daß ein solcher Schritt für die wirthschaftliche und kulturelle Entwickelung des ungeheuren Landes nach verschiedenen Beziehungen hin ein großer Segen sein würde.

— Die Ausfuhr Sibiriens nach Rußland belief sich im Jahre 1887 auf 6 164 000 Pud, im Werthe von 100 Millionen Rubel, und dieselbe war im Winter beinahe ebenso stark wie im Sommer. Getreide und Mehl sandte das Land über den Ural circa 2 Millionen Pud, Talg und chinesischen Thee je 900 000 Pud und Fische 500 000 Pud. Außerdem waren Ausfuhrziffern namentlich hoch bezüglich der Nüsse, der Leinsaat, der Butter &c.

— Der 15. Februar 1888 war ein wichtiger Tag für die holländische Kolonie Deli auf Nord-Sumatra. Nachdem dieselbe schon vor einiger Zeit in das indische Telegraphennetz aufgenommen ist, hat nunmehr die feierliche Eröffnung der Deli-Eisenbahn stattgefunden, und somit ist für das Aufblühen der dortigen Pflanzungen, über welche wir in diesen Blättern wiederholt berichtet haben („Globus“, Bd. XLII u. Bd. XLIX, S. 328), eine weitere Bürgschaft gewonnen, und die Entwickelung, welche bisher schon mit einer nie geahnten Schnelligkeit stattgefunden, wird sicherlich, wenn nicht außerordentliche Ereignisse hindernd in den Weg treten, eine Höhe erreichen, von der man bisher in der Geschichte der Plantagenkolonien vergebens ein Beispiel sucht.

Vor etwa zwei Jahren haben wir nach den damals neuesten Berichten einige für die Beurtheilung dortiger Verhältnisse wichtige Zahlen mitgetheilt. Zum Vergleiche lassen wir einige neue Angaben folgen, welche zum Theil einer vor Kurzem bei J. H. de Bussy in Amsterdam erschienenen Karte von Deli (zusammengestellt von P. de Vries u. Sohn) und der dieselbe erläuternden Tabelle entnommen sind.

Die Anzahl der Unternehmungen beträgt jetzt auf der Nord-Ostküste von Sumatra, bei Langkat, Deli, Serdang, Bedagei, Padang, Batu-Cahra, Asahan und Siak) 193, deren Oberfläche beinahe 300 000 Hektar erreicht. Der Ertrag an Tabak, dem wichtigsten Erzeugnisse der Pflanzungen, betrug 1886 etwa $23\frac{1}{2}$ Millionen Amsterdamer Pfund (etwa 11 Millionen kg), welche in Holland, hauptsächlich in Amsterdam und Rotterdam, für $32\frac{1}{2}$ Millionen Gulden verkauft wurden. Und dies ist der Ertrag einer Kolonie, die kaum ein Alter von 25 Jahren hat! Wir schrieben schon in einem früheren Aufsatze: „Es erscheint wie eine wahre Ironie des Schicksals, daß die Plantagen in Deli, deren Ursprung in eine Zeit fällt, als ein eingeborener Fürst dort noch unumschränkt herrschte, so prächtig aufgeblüht sind, während der Zustand derjenigen, welche in Gegenden liegen, die direkt durch eine europäische Macht regiert werden, viel weniger günstig ist!"

Möglicherweise aber ist gerade die höhere Weisheit der leitenden Gewalten in manchen Fällen die Ursache eines weniger günstigen Zustandes, und auch in Deli hört man jetzt Klagen darüber, daß es schwierig ist, immer die nöthigen Arbeitskräfte zu bekommen, weil die englische Regierung die Erlaubniß zur Anwerbung von Kulis in Englisch-Indien nur unter der Bedingung gewähren will, daß ein von ihr ernannter Auswanderungsagent in Nord-Ost-Sumatra zugelassen wird — ein Verlangen, dem die niederländisch-indische Regierung bis jetzt ihre Einwilligung versagt hat.

Unter diesen Umständen wird man wohl namentlich auch für die neu zu eröffnenden Unternehmungen in Siak chinesische Kulis anwerben müssen, deren Zahl in Ost-Sumatra (den oben genannten Bezirken) am 31. December 1887 gegen 56 000 betrug. E. M.

Afrika.

— Nach einem Briefe Rudolf Virchow's an „Woldt's Wissenschaftliche Correspondenz" ist derselbe auf der Forschungsreise nach Oberägypten und Nubien, die er zusammen mit Dr. Schliemann unternommen, auf mannigfaltige Schwierigkeiten gestoßen. Die durch Derwische fanatisirten Eingeborenen bedrohten die Expedition wiederholt, und ihre militärische Bedeckung hatte einen Angriff derselben blutig zurückzuweisen. Trotzdem haben die Herren bei den altägyptischen Felsentempeln und Gräbern von Ballany, Abu Sir, Assuan und Luqsor umfassende Beobachtungen und Untersuchungen anstellen können. Die Ausgrabungen Schliemann's bei Alexandria waren durch den Widerstand der Kirchengewalten, denen die dabei in Frage kommenden Ländereien gehören, unmöglich gemacht worden.

— Der französische Missionär Lecomte hat eine ausgedehnte Reise in dem portugiesischen Westafrika gemacht. Von Amboëllas, am Okashilanda, ausgehend, hat er zuerst N'Dongo, am Cuvangue (einem Nebenflusse des Cunene), erreicht und sich dann im Gebiete des oberen Okashilanda (Kului) aufwärts nach dem Lande der Wanunsindas gewandt. Hierauf ist er südwärts nach dem Gebiete des Okavango und seines Nebenflusses Cutato gegangen und hat dem Könige Kihuako einen Besuch abgestattet, und endlich ist er am Okavango abwärts nach Amboëllas zurückgekehrt. Das Januarheft der „Annales Apostoliques de la Congrégation du Saint-Esprit" enthält einen ausführlichen Bericht über die Reise.

— Wie wir vernehmen, sind Dr. Hans Meyer und Dr. Oskar Baumann mit den Vorbereitungen zu einer neuen Reise nach Ostafrika beschäftigt. Die Herren planen vor allen Dingen eine gründliche Durchforschung des Kilimandscharo- und Meru-Gebietes, und Herrn Dr. Baumann wird die topographische Aufnahme dieser Gegenden obliegen. Die Expedition soll „Dr. Hans Meyer's Massai-Expedition" heißen.

Nordamerika.

— Das amerikanische meteorologische Journal („American Meteorological Journal") enthält in seinem Februarhefte (S. 460 ff.) eine vergleichende Betrachtung des Klimas von Jowa mit demjenigen von Rußland, aus der Feder des Directors der iowaischen Wetterwarte, des Dr. G. Hinrich. Er kommt dabei zu dem Schlusse, daß das Klima beider Länder grundverschieden sei, und daß deshalb das Experiment mit der Einführung russischer Fruchtarten in der Gegend des oberen Mississippi wenig Aussicht habe zu gelingen. In beiden Ländern handele es sich zwar um ein Kontinentalklima, und in beiden Ländern fallen die Niederschläge zwar vorwiegend im Sommer, aber die Hitze ist auf dem amerikanischen viel intensiver, eine schnellere Fruchtreife herbeiführend, die Niederschläge sind zugleich reichlicher, und die Wechsel der Temperaturen von Tag zu Tag sind viel empfindlichere. Die Wirkungen des südrussischen Buran werden ebenfalls von denjenigen des nordwestamerikanischen „Blizzard" überwogen.

Allgemeines.

— In den Tagen vom 18. bis 23. September d. J. wird in Köln die 61. Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte tagen. Die Vortragsthemen in der Sektion für Ethnologie und Anthropologie sind bei dem Einführenden in diese Sektion, Herrn Dr. W. Joest in Köln, Blaubach 4, anzumelden.

— M. Langerat hat der Pariser Akademie der Wissenschaften einen Bericht über die Beendigung der Vermessung des großen französisch-algerischen Meridianbogens vorlegen lassen. Da dieser Bogen eine Länge von 3000 km (28°) hat und bis nach Laghouat reicht, so übertrifft derselbe den berühmten russischen Meridianbogen um volle 500 km.

Berichtigungen.

Wir bitten zu lesen: S. 210, Sp. 1, Zeile 5 von unten nicht „Skigelowoan" sondern „Shigalowo".

S. 211, Sp. 1, Zeile 1 nicht „die in allen Theilen" sondern „welch erstere in allen Theilen".

S. 211, Sp. 2, Zeile 31 nicht „Chaulachgebirge" sondern „Charaulachgebirge".

S. 225, Sp. 1, Zeile 8 nicht „lateinischen Beutel-Rhinoceros vom Merkii" sondern „Rhinoceros Mertii vom Bytantai".

S. 226, Sp. 2, Zeile 12 von unten nicht „Corregrens" sondern „Coregonus".

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII.



№ 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1888.

Geschichtliches über die Bangala, Lunda und Kioko.

Von Curt von François.

Geschichte eines wilden Naturvolks. So manchem mögen hierbei Bedenken aufsteigen. Viele meiner Leser werden fragen: „Kann man denn bei einem Volke, das noch im frühesten Stadium der Kulturentwickelung steht, von Geschichte sprechen? Giebt es denn bei den Völkern Innerafrikas Ueberlieferungen, die der Forscher mit einiger Zuversicht aufnehmen darf?“

Das Werden, das Entwickeln und die Kulturfortschritte werden freilich bei den Stämmen des afrikanischen Innern schwer festzustellen sein. Der wilde Naturmensch ist lediglich ein Kind der Gegenwart; er denkt weder an die Zukunft, noch an die Vergangenheit; er kennt seinen Gebieter, seine Frauen und Sklaven, seine nächsten Verwandten und Freunde, weiß, bei welchem Nachbar er am leichtesten Beute holen kann, und welcher Baum, welche Pflanze die schmackhaftesten Früchte liefert. Mit einem Wort „er lebt“ und ist ein crasser Egoist. Das wechselvolle und interessante Leben, welches die Stämme durchlaufen haben müssen, seitdem Eva's schwarze Kinder ihren Einzug hielten, ist deshalb für ewig im Schooß der Vergangenheit begraben. Nicht wie in Aegypten trifft man hier Ruinen ehemaliger Kulturhöhe, nicht Grabdenkmäler, die von der Existenz vergangener Geschlechter Zeugniß ablegen, sondern man sieht nur Erzeugnisse der Gegenwart und die namenlosen Gräber der letztverstorbenen Generation. Die Geschichte dieser unentwickelten Völker ist jung, sehr jung und reicht kaum in das letztvergangene Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurück. Es ist eine Geschichte ohne Kulturentwickelung, ohne das Steigen und Fallen menschlicher Intelligenz, vielmehr das Spiel blutdürstiger Herrschaft und schonungsloser Vertilgungssucht.

Erst seit die Portugiesen in Malange festen Fuß gefaßt haben, beginnt das Innere Afrikas und damit auch die Geschichte der dort lebenden Völker dem allgemeinen Wissen erschlossen zu werden, ja theilweise ist die letztere mit dem Auftreten der portugiesischen Weißen eng verknüpft und durch dieselben bedingt worden. So die Geschichte der Bangala. Die folgenden Berichte basiren keineswegs auf Berichten portugiesischer Ansiedler oder auf officiellen Angaben über die Kämpfe der Portugiesen, sondern sind allgemeinen mündlichen Ueberlieferungen entnommen, die mir durch Germano und den Dolmetscher Kunha, dessen Frau eine Bangala-Negerin ist, mitgetheilt wurden. Im Wesentlichen kann ich mich hierbei auch an die Berichte des Herrn Otto Schütt anlehnen, der auf seiner Reise im Lande der Bangala denselben Germano als Dolmetscher hatte, der auch mir diente.

Vor etwa 300 Jahren soll im großen Lunda-Reich ein König geherrscht haben, der mit Sorge seinem Ende entgegensah, weil er mit dem Betragen seiner zwei Söhne sehr unzufrieden war. Mehrfach hatten sie sich ungebührlich gegen ihn benommen, hatten auch dem Volke gegenüber ein übermüthiges Benehmen an den Tag gelegt, so daß der Vater entschlossen war, ihnen das Thronrecht zu entziehen. Da dies nur durch List zu bewerkstelligen war, so berief er, als er den Tod herannahen fühlte, seine Tochter zu sich und gab ihr die Reichsinsignien mit der Weisung, daß sie dieselben führen und über das Reich regieren solle. Das Reichskleinod, ein Armband aus den Zähnen der Ahnen

zusammengesetzt, macht den Besitzer in den Augen der Lunda-Neger zum gottähnlichen Wesen und unumschränkten Beherrscher des Lunda-Reichs. Bald nach diesem Vorgang schloß der Vater die Augen, und Lukokescha, seine Tochter, trat die Regierung an. Das Volk erkannte sie unweigerlich als Regentin an, denn sie besaß ja die heiligen Zeichen; auch einer ihrer Brüder brachte ihr seine Huldigung dar, der zweite aber, Bangala-Kinguri, lehnte sich auf und floh, da er die Rache der Schwester fürchtete. Mit ihm zog ein Theil seiner Getreuen, die sich nach ihm Bangala nannten. Sie wanderten nach Westen und trafen zu einer Zeit an den Grenzen Angolas ein, wo die Portugiesen mit der Königin von Ginga und den Pende, den Bewohnern des linken Kuango-Ufers, um die Herrschaft kämpften. Bangala bot den Portugiesen seine Unterstützung an und wurde mit Freuden als Bundesgenosse aufgenommen. Bei dieser Gelegenheit soll er geäußert haben, er besitze eine Waffe, mit der er jeden Ochsen sofort zu Fall brächte, und richtig soll er mit seinem Pfeil einen herbeigebrachten Stier so meisterhaft getroffen haben, daß dieser auf der Stelle verendete. Die Königin Ginga wurde unterworfen, die Pende flohen nach dem Inneren und gründeten am linken Ufer des Kassai ein Reich, welches noch jetzt besteht.

Bangala erhielt zum Lohn von den Portugiesen das ehemalige Gebiet der Pende, welches Angola im Osten begrenzte, und das portugiesische Banner wehte bald als Zeichen seiner Staatszugehörigkeit vor seiner Wohnung. Er sorgte für den Wohlstand seines Landes auf das Beste, nahm manches Praktische von seinen civilisirten Nachbarn an und ließ ausgedehnte Mais-, Maniok-, Bohnen- und Gemüsepflanzungen anlegen. Eines Tages fand man die ernteschweren Felder von Elephanten verwüstet. Bangala veranstaltete sofort ein großes Jagen. Zwanzig gut bewaffnete Jäger folgten der Spur bis zum Thale des Ndalla-Mukongo. Hier trafen sie zwar keine Elephanten, aber gutes Wasser, eine schöne Gegend und viel Tabak, Salz und Holz. Das Ländchen war zum Wohnsitz viel anlockender, als der Landstrich, den sie gegenwärtig bewohnten. In Begeisterung kehrten die Jäger zu Bangala zurück und fanden diesen bald zu einem Wechsel des Wohnsitzes bereit. Es sollte ihm aber nicht vergönnt sein, das gepriesene Paradies zu schauen. Bangala war grausam und blutdürstig geworden. Um die Macht seiner Person zu zeigen, soll jederzeit neben seinem Stuhl zur Rechten ein Knabe und zur Linken ein Mädchen gestanden haben, die jedes ein großes Messer in der Hand trugen. Stand er von seinem Platze auf, dann stieß er erst den Knaben und dann das Mädchen mit der blutigen Waffe zu Boden. Durch solche Tyrannei hatte er das Volk gegen sich aufgewiegelt, dieses wünschte seinen Tod und beschloß den Plan auf dem Umzuge nach dem neuen Wohnort zur Ausführung zu bringen. Die Verschworenen bauten für den Gefürchteten im neuen Heim ein festes Haus, seinen künftigen Palast. Kaum aber hatte er denselben betreten, so wurde die Thür verbarrikadirt und durch ein kleines Loch von oben so viel Fuba (Maniokmehl) hineingeworfen, daß Bangala ersticken mußte.

Der Neffe des Ermordeten, Kulanjingo, bestieg den Thron und führte sein Volk weiter ostwärts nach einem vielgepriesenen Landstrich, welcher Hamba, dem Häuptling der Pende, angehörte. Dieser trat ohne Weiteres ein Stück Gebiet an die Bangala ab, und bald entstand die neue Hauptstadt Kassandsche. Das Verhältniß zu den Eingeborenen gestaltete sich aber mit der Zeit nicht günstig. Mehrere Reibereien trieben die Lage einer Katastrophe entgegen. Desto inniger schloß sich Kulanjingo an N'gongo aus Libollo, aus dessen Familie er einflußreiche Frauen gefreit hatte und an Kalunga, einen Bondo-Häuptling, an. Der Freundschaftsbund führte zu einer Verschwörung gegen Hamba, die in ähnlicher Weise verlief, wie die gegen Bangala. Eine Festlichkeit wurde veranstaltet, und in einem hierfür hergerichteten Wohnraum stand der Thronsessel Hamba's über einem leicht verdeckten, 3 m tiefen Loch. Sobald der Unglückliche seinen Sitz einnahm, verschwand er mit seinem Stuhl in der Tiefe und die Mörder sandten ihm Erde und Verwünschungen in das offene Grab nach.

Dem Volke wurde nunmehr verkündet, daß die bisherige Thronfolge aufgehoben sei und fortan abwechselnd ein Mitglied aus der Familie N'gongo's, Kalunga's und Kulanjingo's herrschen solle. Letzterem habe das Volk zunächst auf Lebzeiten zu gehorchen, dann würde N'gongo und endlich Kalunga in der Nachfolge an die Reihe kommen. Kulanjingo hatte die Beziehung zu den Portugiesen fort und fort unterhalten, er zahlte alljährlich an dieselben einen kleinen Tribut an Elfenbein, wofür die Regierung Händler in das Land sandte, um Factoreien anzulegen. Zum Schutz dieser Häuser erbauten die Portugiesen die Feira (den Markt) in Kassandsche und etablirten dort ein kleines Kommando Soldaten. Oft sollten in den kommenden Kriegen die portugiesischen Soldaten hier ausgehungert werden. Die Anhänger Hamba's setzten sich nach dessen Ermordung zur Wehr, und es folgten mehrere heftige Kriege, in denen die Leute des Gemordeten unterlagen. Kulanjingo wurde feierlich gekrönt und alle Vasallen, auch die Söhne Hamba's huldigten ihm. Seit dieser Zeit aber besteht bei den Bangala eine konservative und eine Umsturzpartei, von denen die letztere die Neffenerbfolge wieder einführen will. Auf Kulanjingo folgte N'gongo, diesem Kalunga-Kamassa, und dann soll der große Bumba den Thron bestiegen haben.

Bumba wollte sich von den Portugiesen der Feira emancipiren; er forderte von dem dort eingesetzten Director einen Tribut an Schnaps und Tabak, und als dieser verweigert wurde, ließ er in seiner Residenz die Trommel rühren und den Verkauf jeglicher Waaren an die Weißen verbieten.

Zu derselben Zeit war in dem Bondo-Dorfe Ndalla-Kissua ein Portugiese erschlagen worden. Die Regierung entsandte den Lieutenant Almeida mit 50 Mann, um von dem Häuptling Strafe einzuziehen, dieser erhielt auch die geforderten Rinder, verlor sie jedoch auf seiner Reise und kehrte sofort zurück, um nochmals denselben Tribut zu fordern. Jetzt aber wurde er verhöhnt und unzart nach Malange heimgesandt. Der Vorfall trug sich 1848 zu. Der Gouverneur schickte jetzt den Major Salis mit einer stärkeren Truppenmacht vor. Ndalla-Kissua wurde eingeschlossen und der Häuptling als Gefangener nach Malange gebracht. Auf ein Kanonenrohr gebunden mußte der arme Teufel mehrere Kanonenschüsse in die Welt donnern hören und kehrte halb lahm und halb taub in seine Heimath zurück. Die Bewohner der Feira richteten nun an den Major Salis die Bitte auch dem übermüthigen Bumba eine solche Züchtigung angedeihen zu lassen. Salis gab dem Folge. Seine Soldaten drangen vor, nahmen gewaltsam Rindvieh weg, aber Bumba selbst entfloh nach dem Yongo-Lande. Er ward seines Thrones entsetzt und Kalunga-Kakistango trat an seine Stelle. Nachdem dieser zwei Jahre in Frieden geherrscht, hörte er von Bumba, und hielt es für seine Pflicht, ihn aufzusuchen und zu ermorden. Der Director der Feira und andere Weiße geben ihm auf diesem Zuge das Geleit. Doch die ganze Gesellschaft fällt unter den Messern der Anhänger Bumba's und dieser selbst kehrt als Herrscher in sein Stammland zurück. Allgemeines Entsetzen ergriff nun die Weißen. Sie flohen nach Malange und bald rückte ein kleines Heer von dort gegen Bumba vor. Dieser entfloh von Neuem über den Kuango und verscholl für einige Zeit gänzlich. Die Portugiesen ernannten Kambollo la N'gongo zum Nachfolger, nach dessen frühzeitigen Tode Kameije zur Herrschaft gelangte, aber

auch dieser starb bald. Plötzlich erschien Bumba, bat in der Feira seine Fehltritte ab und wurde nunmehr als Herrscher anerkannt. Ohne weitere Zwischenfälle regierte er zur beiderseitigen Zufriedenheit bis 1861. Zu dieser Zeit brach unter zwei Unterhäuptlingen in N'Donje ein heftiger Streit über die Thronfolge aus, in den sich die Portugiesen einmischten und an dem auch Bumba theilnahm. In dem Kampfe wurde ein großer Häuptling aus der Familie Kalunga von den Portugiesen gefangen genommen und enthauptet. Im Umsehen stand das ganze Land in hellster Empörung. Die Weißen flohen, die Bangala drangen raubend und mordend in die Factoreien ein, verwüsteten alles weit und breit, und wer von den Weißen in ihre Hände fiel, wurde schonungslos getödtet.

Die portugiesische Regierung sandte zur Wiederherstellung der Ordnung den Major Casal mit 150 Mann gegen die Bangala. Diese flohen, Casal ließ einen Theil der Soldaten beim Häuptling N'gunza, folgte aber mit dem anderen Theil den Flüchtlingen in das Kuango-Gebiet. In einer Ortschaft unweit des Kuango, mußte Casal Lager beziehen. Das Dorf war verlassen, Lebensmittel nicht vorhanden, aber in der Savanne trieben sich Ziegen zerstreut umher. Casal ließ seine Leute ausschwärmen und befahl, die Thiere einzufangen. Plötzlich brachen die Bangala aus einem Versteck hervor, Casal ward vom Pferde geschossen und seine Leute niedergemetzelt. Die Hände Casal's und seine Kopfhaut wurden an Bumba überliefert. Die Sieger drangen nunmehr gegen den Rest der Portugiesen vor, wurden jedoch geschlagen, und als nach wenigen Tagen Major Serra mit Verstärkung eintraf, nahmen die Portugiesen die Feira wieder in Besitz. Drei Monate wurden sie hier von den wilden Horden der Bangala belagert und fast ausgehungert. Serra sah sich verloren und erbat von den Gegnern freien Abzug nach Malange, den er auch erhielt, weil es den Bangala nach der langen Kriegszeit aufrichtig an Wiederherstellung des friedlichen, für sie nutzbringenden Verkehrs mit den Weißen gelegen war.

Die portugiesische Regierung war hiermit nicht zufrieden, sie sandte deshalb den Oberstlieutenant Borga mit dem Mulatten Mendes gegen die Bangala. Beide ließen sich aber bestechen und berichteten so günstig über die Bangala, daß weitere Maßnahmen unterblieben. Mendes, der später zum Richter und Administrator in Ambakka ernannt wurde, hauste dort mit schamloser Willkür, bis es der Regierung zu arg wurde und sie ihn durch Soldaten gefangen nehmen ließ. Da er sich hierbei widersetzte, schlugen ihn die Soldaten wie einen Hund mit Stöcken todt. Mendes' Sohn, der an den Erpressungen und Schurkereien seines Vaters betheiligt gewesen war, sitzt noch jetzt im Staatsgefängniß zu Loanda.

Die Bangala nahmen nach den Bestechungen von Borga und Mendes eine eigenartige Stellung zu den Weißen ein. Sie beraubten sie, wo sie sich in ihrem Lande sehen ließen und verwehrten vollständig den Durchgang durch ihr Land. Dabei kamen sie selbst mit den Produkten des Inneren in die portugiesischen Gebiete und konnten hier ungefährdet Handel treiben. Die portugiesischen Kaufleute begegneten ihnen des Gewinnes wegen sogar mit der größten Freundlichkeit.

Die Thronfolge der Bangala beschränkt sich nach wie vor auf die drei Familien, die der Descendenz der drei Männer Kulanjingo, N'gongo und Kalunga entsprossen sind. Die jedesmalige Persönlichkeit wird gewählt, und hierbei entscheiden in erster Linie die vier mächtigen Häuptlinge, die selbst keine Anwartschaft auf den Thron haben. Es sind dies Kalandula, Kilamba-kia, Moanda, Anzanguele, ein großer Häuptling im Yongo-Gebiet, und Kunga. Sie geben dem Herrscher die Weihe und bei den mysteriösen Feierlichkeiten wohl hin und wieder auch einen langsam wirkenden Gifttrank, denn die Zahl der Familienglieder, welche thronberechtigt sind, ist groß, und viele harren mit Sehnsucht auf die Zeit, wo sie selbst das Scepter führen können. Deshalb ist es erwünscht, wenn die Regenten nicht allzu lange regieren, und thatsächlich hat außer dem großen Bumba kein Herrscher länger auf dem Throne gesessen als drei Jahre. Bumba hat aber auch nie die Weihe der Häuptlinge entgegengenommen, er war klüger wie sie und hat sie nicht den Einfluß gewinnen lassen, den sie bei seinem Vorgänger ausübten. Er begnügte sich mit seiner thatsächlichen Macht und verzichtete gern auf die Glorie der officiellen Einsetzung. Nach dem Tode des alten Bumba kämpften Malengne und Muhungo um den Thron. Beide beherrschten das Land und beraubten sich gegenseitig. Das Raubleben und die größere Freiheit der Häuptlinge muß diesen gefallen, denn noch ist man bei den Bangala nicht zur Neuwahl eines Oberhauptes geschritten.

Betreffs der Geschichte der Lunda gehe ich bis zu dem vorerwähnten Zeitabschnitt zurück, wo Bangala den Verfolgungen seiner Schwester Lukokescha durch die Flucht entging. Es ereignete sich, daß ein herumziehender Jäger, Kibinda-Ilungo mit Namen, aus dem fernen Süden in das Lunda-Reich kam, um in den weiten Waldungen der Lunda, die damals das edle Waidwerk noch nicht kannten, zu jagen. Seine Stärke und Geschicklichkeit verschafften ihm bald einen großen Ruf und ein hohes Ansehen unter den Lunda, und als er zu Lukokescha berufen wurde und ihr ein eben erlegtes prächtiges Wild zu Füßen legte, entflammte das Herz der jungen Königin für den schönen stattlichen Mann und sie machte den kühnen Fremdling zu ihrem Gemahl. Bald war Lukokescha gesegneter Hoffnung und übergab, weil das schwangere Weib in den Augen der Lunda unrein ist, die Reichskleinodien ihrem Gatten. Somit gelangte dieser zur Herrschaft, ließ indeß aus Dankbarkeit seiner Frau gleiche Herrschaftsberechtigung. Nach langer, glücklicher Regierung starb Kibinda-Ilungo und es kam sein Sohn Jamwo auf den Thron, Lukokescha aber behielt als Königinmutter ihre Macht und Würde.

Aus dieser Zeit datiren die Titel Muata-Jamwo und Lukokescha. Letztere ist stets Königinmutter, braucht aber durchaus nicht die Mutter des Regenten zu sein, sondern sie wird gewählt. Sie hat gleiche Rangstufe wie der Herrscher, muß aber diesem wie jede andere Frau des Reiches in allem und jedem gehorsam sein. Der Muata-Jamwo (Matiamo) wird wie ein Gott angesehen, er hat keine Gebrechen, ist schön und kann nicht getödtet werden; da er als überirdisches Wesen auch keine Verwandten besitzen kann, so geht die Thronfolge unregelmäßig vor sich. Stirbt die Lukokescha, so wird ihr viel Volk in das Schattenreich mitgegeben, das heißt, die Hofhenker schlagen alles nieder, was ihnen in den Weg kommt. Die Verstorbene wird alsdann in ganzer Figur auf der großen Grabstätte der Herrscher bei Kababe begraben. Beim Tode des Muata-Jamwo unterbleiben die Massenabschlachtungen, denn man nimmt an, daß er in seinem Leben schon genügend Seelen in das Jenseits befördert hat. Nur vier Menschen, meist Sklaven, werden hingerichtet; außerdem aber werden ein Mann und ein Mädchen mit gebrochenen Beinen in die Gruft hineingelassen, in der sich vom gestorbenen Häuptling nichts als die Haare, Zähne und Nägel befinden. Der Körper wird in den drei Stunden von der Hauptstadt entfernt liegenden Kalanji-Bach versenkt, weil der Lunda den Glauben hat, daß sich der Verstorbene sonst in ein wildes Thier verwandeln würde. Nach dem Tode steigt sofort der neue Muata-Jamwo auf den Thron.

Seit dem ersten Muata-Jamwo hat die Dynastie schon viele andere Regenten zu verzeichnen, die Schütt in seinem Reisewerke namentlich aufführt. Der letzte Muata-Jamwo wurde, wie ich bereits in einem früheren Kapitel erzählte, wegen seines blutigen Regiments im Jahre 1883 ermordet, ein Beweis, daß die Lunda von dem Glauben an die Gottgleichheit ihres Tyrannen abgekommen sind. Auch der neue Regent und sein Nachfolger fielen in kurzen Intervallen unter dem Messer des Mörders. Jetzt aber sollen mit dem gegenwärtigen Muata-Jamwo Ruhe und Ordnung, sowie eine weniger blutdürstige Tyrannei im Lunda-Reiche eingekehrt sein.

Da wo wir das Lunda-Reich berührten, waren Kioko-Dörfer allgemein zwischen den Lunda-Dörfern eingestreut. Erst seit wenigen Jahrzehnten haben sie hier ihren Einzug gehalten. Ihre Heimath liegt im Süden, wo, habe ich aber nicht erfahren können; von welchem Volke sie herstammen, ob von den Lunda, wie einige behaupten, oder von einem anderen Stammvolke, bleibt ebenfalls noch in Dunkel gehüllt. Jedenfalls dringen sie noch jetzt weiter und weiter nach Norden und Nordosten vor und verdrängen, wo sie auftreten, die angesessene Bevölkerung. Es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß die lebhaften und intelligenten Kioko eine große Zukunft vor sich haben.

Das ist alles, was ich über die Geschichte der Bangala, Lunda und Kioko mittheilen kann, von den anderen Stämmen habe ich überhaupt nichts erfahren können. Sie treten auch neben diesen Stämmen in den Hintergrund. Der Historiker mag nach den abgerissenen Bruchstücken recht unbefriedigt sein, aber im Inneren Afrikas giebt es eben im engeren Sinne des Wortes keine geschichtlichen Völker.

Wir kennen unter unseren Kulturvölkern solche, die schnell die Stufen der Entwickelung durchlaufen haben, und wieder andere, die nur nach und nach vorwärts schritten. So standen die Chinesen schon vor 2000 Jahren auf der Entwickelungshöhe, die unsere europäischen Staaten erst vor wenigen Jahrzehnten erreichten. Sie blieben aber stehen und wurden überflügelt. Die Neger nun sind bei ihrem Urzustande stehen geblieben, sie sind wie vor Zeiten Jäger und Fischer und haben sich während der Tausende von Jahren ihres Bestehens nur bis zum mäßigen Ackerbauer emporgeschwungen. Damit ist aber dem Bedürfniß des Schwarzen auch Genüge gethan. Er will nichts Besseres als die Natur, in der er nach Belieben leben kann, und die ihm die Nahrung in den Mund wachsen läßt, ohne daß er sie im Schweiße seines Angesichts dem Boden abringt. Er lebt im Paradies, er arbeitet nicht, aber er erntet und wird jedenfalls so lange am glücklichsten und zufriedensten sein, so lange er von Handelsinteressen, von Handelsintriguen und von dem Einfluß der Weißen verschont bleibt. Aber der Wendepunkt seines Geschicks ist gekommen. Schwarze Händler durchziehen schon seit Jahrzehnten auf gewissen Straßen die Gebiete des Inneren, und der Weiße dringt von allen Seiten in das Herz des dunklen Erdtheils ein. Der weiße Pionnier der Wissenschaft erscheint den schwarzen Naturmenschen als Wunder, sein Anzug, die Waaren, die er bringt und die Künste, die er zeigt, machen ihn in den Augen der Neger zum Gott, aber die Zeit wird nicht ausbleiben, wo der harmlose Eingeborene zu seinem Schaden erfahren wird, daß es unter den allwissenden Weißen auch Leute giebt, die weder Götter noch gute Menschen sind.

Durch Thessalien.

(Mit vier Abbildungen.)

I.

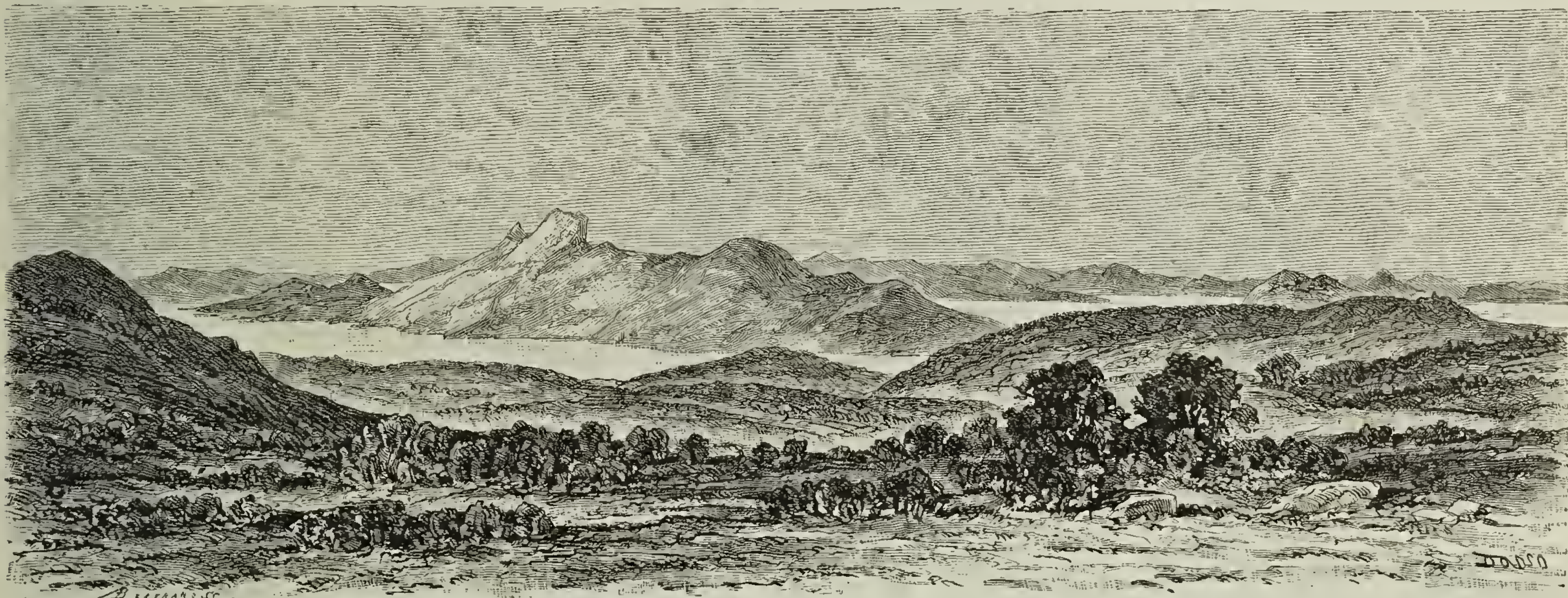
Als das einzige große Eingangsthor Thessaliens muß der Golf von Volo gelten. Im Norden, Westen und Süden umgürten hohe Gebirgsmauern das Land, und im Osten stürzen die Fortsetzungen des Pelion und Ossa steil in das Aegäische Meer. Das berühmte Thal Tempe, durch das der Salamvria (Peneus) diesem Meere zueilt, ist auch nichts anderes als eine von Jasmin und Kirschlorbeer bekränzte wilde Erosions-Schlucht. Dagegen dacht sich gegen den Golf von Volo hin die große centrale Ebene ab, und es sind vergleichsweise nur geringfügige Bodenschwellen, die sich zwischen beide lagern. Ueber die Gebirgsumrahmung der Landseite führen nur felsige Saumpfade, die noch dazu durch Räuber unsicher gemacht werden. In dem Golfe dagegen ist Raum zum Begegnen für sämmtliche Flotten Europas. Kein Wunder, daß sich um den letzteren herum die ganze Geschichte Thessaliens abspielt. Von ihm aus haben ja schon die Argonauten ihren kühnen Zug begonnen.

Es kann kaum etwas Schöneres gedacht werden, als die Einfahrt in den Golf von Volo an einem heißen Sommermorgen. Hinter einem hebt sich das harmonische Profil Euboeas von dem blauen Himmel ab, fruchtbare, mit weißen Dörfchen überstreute Niederungen und darüber kahle Felsen zeigend. Links breiten sich am Fuße des Othrys-Gebirges graue Sümpfe aus, und rechts erheben sich adlernestartig inmitten von Agaven und Oelbäumen die Häuser und Thurmruinen von Trikheri, dessen Bewohner die Meerstraße einst als kühne Piraten unsicher machten.

Hat man die Landspitze von Trikheri hinter sich, so weichen die Küsten wieder weit aus einander, um einen ungeheuren strahlenden Kreis um einen zu bilden. Im Westen öffnet sich die breite Ebene von Almyro, die von röthlichen Hügelgehängen umgeben ist, und im Osten lagert sich, in der Morgenbeleuchtung fast düster erscheinend, die Halbinsel Magnesia mit ihren Maulbeer- und Orangenhainen. Im Norden aber ragt die Masse des sagenreichen Pelion empor, auf den das Schiff seinen Kurs zu lenkt, und indem man näher und näher an denselben hinankommt, leuchten einem die Häusergruppen von Portaria und Makrinitza von der Höhe seines terrassenförmigen Absturzes entgegen, während weiter unten, nahe dem Fuße, Alt-Volo aus dem Grün von Cypressen und Fruchtbäumen herausblickt. Links von dem letztgenannten Orte, der den Mittelpunkt eines entzückenden Bildes ausmacht, thront auf einem Hügel, der die Straße nach Pherae — in das Innere des Landes — sowie auch nach Almyro beherrscht, die alte Feste Kastro, die mit ihren abschüssigen Straßen und ihren fensterlosen Häusern noch heute das eigentliche Türkenviertel bildet. Hart am Strande liegt die junge Neustadt Magasia, deren Hauptgebäude Waarenniederlagen und Kaufhäuser sind, und in deren Straßen und Kaffeehäusern sich die verschiedenen Bevölkerungselemente ein alltägliches Stelldichein geben. Was man hier bei Allen sieht, ist nur das „Nargileh“ — die türkische Wasserpfeife —, im übrigen bewegen sich türkische Pumphosen und Pantoffeln, albanische Fustanellen, gestickte griechische Jacken, lange jüdische Röcke und europäische Kleider bunt genug durch einander. Für gewöhnlich rauchen und träumen alle diese Leute an dem Strande, sobald aber

das Dampfboot naht, kommt Leben in sie, und zum Theil stürzen sie sich dann mit Hast auf die Boote, um an dasselbe hinan zu rudern und mit den Fremden ihre Geschäfte zu machen.

Zu dem frisch pulsirenden Leben an dem Meeresgestade stehen vor allen Dingen die Ruinen der beiden alten Akropolen Pagasae und Demetrias, die als die Zeugen einer dahingegangenen Kultur von einer Vorhöhe des Pelion und von dem Vorgebirge Ankistri herabschauen, in scharfem Gegensatze. Sie erzählen von Jason und dem goldenen Vließe. Die gelbbraunen Quellen, die von der Stelle der zweiten herabrinnen, haben seither durch ihre Ablagerungen eine beträchtliche Strecke des weiten Golfes in einen Morast verwandelt, und die lebende Generation hat das zerbröckelnde Gemäuer zu einem guten Theile dazu benutzt, um sich neue Häuser daraus zu bauen. Inmitten der alten Thorbögen und Trümmer von Demetrias steht heute eine von Eichen beschattete Kapelle. Für gewöhnlich herrscht tiefes Schweigen um die Ruinenstadt, und kaum der Gesang eines vlachischen Hirten läßt sich hören. An einem Tage nur



Die Inseln Euboea und Skiathos nebst dem Oeta-Gebirge, von Trikheri aus.

in jedem Jahre drängt sich ein dichtes Menschengewühl von Volo und von den Dörfern der magnesischen Halbinsel herauf, und um eine ausgetrocknete Cisterne herum. Es erscheinen dann Priester, es ertönen Gebete und Gesänge — und siehe, die trockene Cisterne beginnt sich zu füllen. Es ist der „Tag des Wasserwunders“. Wenn man die sonnenverbrannte, ausgedörrte Landschaft im Sommer durchwandert hat, so begreift man den kindlichen Glauben und die Frömmigkeit, die sich an die geheimnißvolle, mit einem gewölbten Reservoir in Verbindung stehende Quelle knüpft, zur Genüge.



Der Golf von Volo, von Trikheri aus.

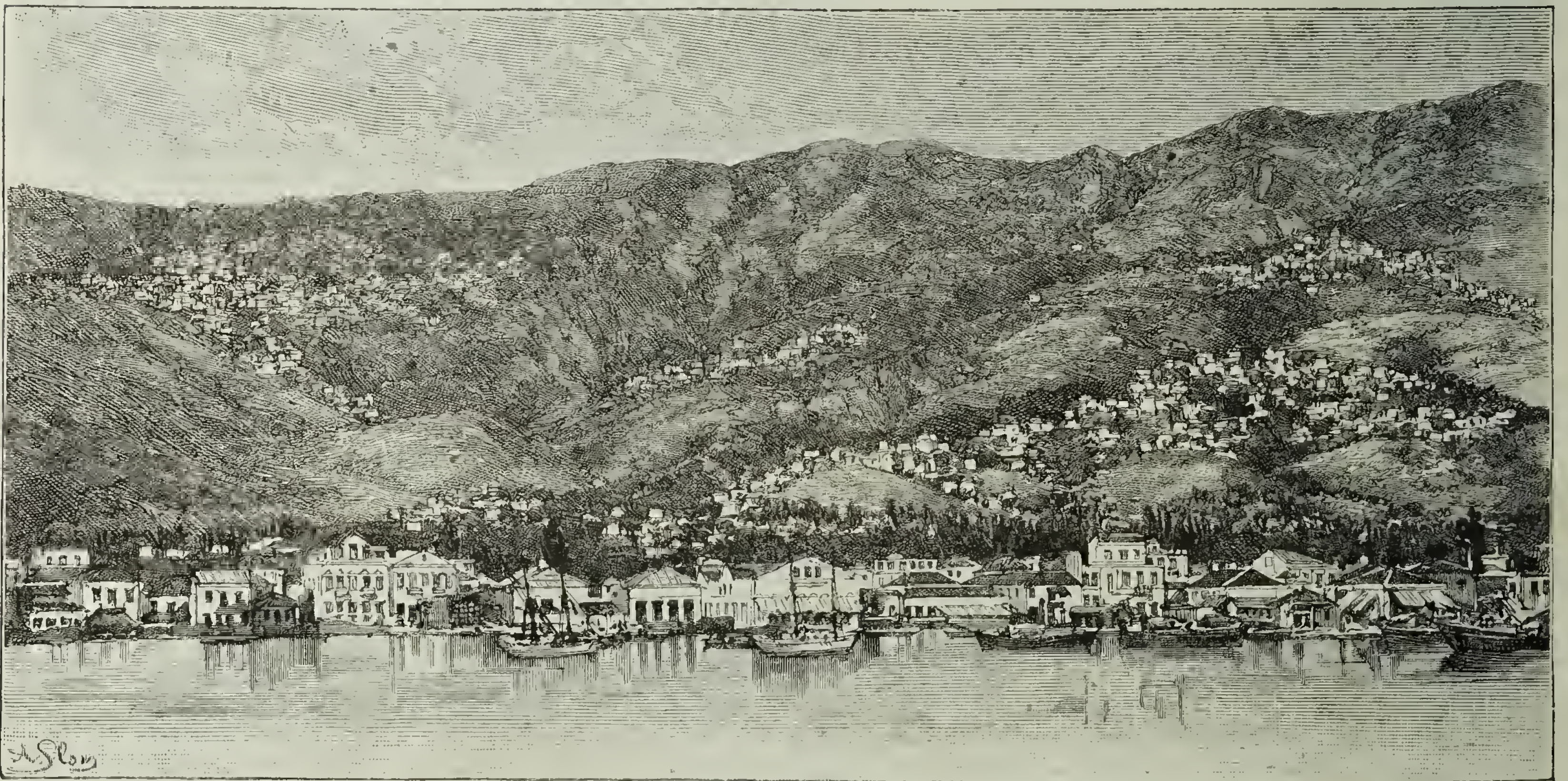
II.

Ein kleiner, etwas alterthümlich ausschauender Raddampfer, der nirgends große Eile hat, bringt uns an einem frühen Morgen von Volo nach Zingheli, das an der Westküste des Golfes gelegen ist, und das den Hafen von Almyro bildet. Unsere Reisegesellschaft — namentlich diejenige, welche im Zwischendeck Platz nimmt — gewährt wieder ein farbenreiches orientalisches Bild. Juden mit Weib und Kind entrollen ihre Matratzen, um sich darauf auszustrecken und ihren unterbrochenen Schlaf fortzusetzen. Türken im Turban schreiten gravitätisch und schweigsam einher, im Vollbewußtsein der Nutzlosigkeit menschlicher Worte; sie bringen ihre verschleierten Frauen ebenfalls auf dem Verdeck unter, dann breiten sie ihre kleinen Teppiche aus, und indem sie darauf niederfallen, verrichten sie bei aufgehender Sonne ihr Morgengebet, das Angesicht nach Mekka gewandt. Nahe dabei ertönen die schneidigen Stimmen griechischer Palikaren[1]), die sich mit den Matrosen streiten. Andere von den jungen Helden Neugriechenlands gehen pfeifend auf und ab und drehen sich mit ihren groben Fingern Papier-

[1]) Freiwillige Soldaten.

cigarretten. Eine Gruppe von Beamten endlich, die in europäische Ueberröcke gekleidet ist, gestikulirt und diskutirt eifrig über irgend eine politische Neuigkeit. Endlich ertönt die Dampfpfeife, die an Bord gekommenen Verkäufer stürzen die Schiffsleiter hinab in ihre Boote, um zurück ans Land zu rudern, und wir setzen uns langsam, wie es sich für den Orient geziemt, in Bewegung.

Volo, Pagasae und Demetrias erscheinen undeutlicher und undeutlicher, bis sie endlich in den grünen Falten des Pelion völlig verschwunden sind. Indem wir uns vorwärts wenden, tauchen aber bald die Klippen „Deukalion“ und „Pyrrha“, die in der Verlängerung des Vorgebirges von Ankistri liegen, vor unserm Augen aus der blauen Fluth. Wir umfahren sie, und dann geht es immer entlang der Ebene von Almyro, auf der reife Getreideähren im Winde wogen. Die armseligen strohgedeckten Lehmhütten von Zingheli, von denen man glauben möchte, daß sie keinem Sturmwinde Stand zu halten fähig seien, und bei denen wir den Küstendampfer verlassen, lohnen sich kaum eines flüchtigen Blickes. Ohne Aufenthalt geht es also landeinwärts, nach Almyro, das sich etwa in Meilenferne in einer Terrainfalte verbirgt. Auf einem Maulthiere dahinreitend, verfolgen wir den Pfad, der bald in dem Bette des alten Amphrysos-Baches, bald neben demselben dahin führt, von Lentiscusgesträuch, wilden Rosen, Baumwollenstauden und Weinstöcken umgeben. Bald sehen wir ab und zu in der Ferne spitze Minarets aus einem See von Grün herauswinken, und endlich gelangen wir zwischen freundlichen Gärten und Orangenhainen, sowie zwischen cypreffenbeschatteten weißen Grabmälern und verfallenden Moscheen hinein in die Stadt, die unser nächstes Ziel ist. Wir sind in Almyro, oder in Kirzini oder Ermer, wie es die Türken nennen. Während seine grünen Vorstadttheile gänzlich von Menschen verlassen erscheinen, so beleben sich die krummen Straßen näher dem Mittelpunkte mehr und mehr, und vor den Khanen und Bazaren, die sich dort befinden, gewinnen wir den Eindruck von einem rührigen Handelsplatze. Der Umsatz, den derselbe in Getreide und Baumwolle zu verzeichnen hat, ist in der That sehr beträchtlich, und sein Tabak genießt heute in Athen einen ebenso guten Ruf, als er ihn dereinst



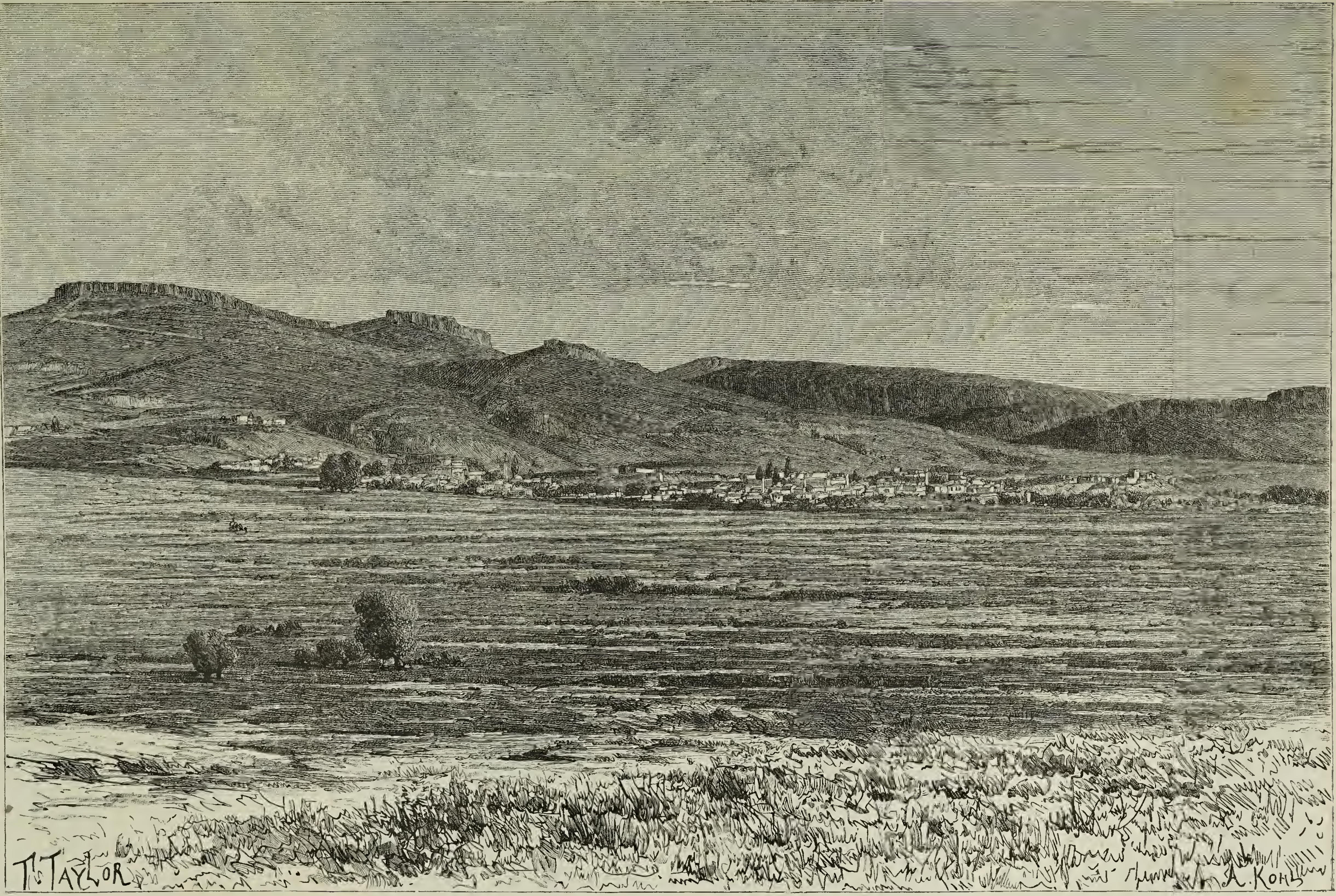
Gestade des Golfes bei Volo.

in Konstantinopel besaß. Es scheint, als ob die Griechen wirklich neues Leben in den Handel und Wandel der kleinen Stadt hineingebracht hätten, nachdem das türkische Pascha-Regiment lange genug auf ihr gelastet hat.

Wir können auch in Almyro nicht umhin, zwei historisch denkwürdigen Punkten einen kurzen Besuch abzustatten: den „Pascha-Bädern“ und dem alten hellenischen Halos, das heute Kuphali genannt wird. Die „Pascha-Bäder“ sind die verfallenen Trümmer der Villa jenes gewaltigen albanischen Fürsten Ali, der von hier aus sowohl dem General Bonaparte und den Türken, als auch den Engländern und Russen Trotz bot, und der eigentlich den Unabhängigkeitskampf Griechenlands einleitete. Aus Lehm und Flußgeschieben erbaut, sehen diese Ruinen älter aus als die zweitausendjährigen, die man anderweit in Thessalien zu sehen bekommt. Inmitten eines dichten Gebüsches von Maulbeerbäumen, Epheu, Rubus und Rosen genießt man von hier aus einen prächtigen Ausblick auf den Golf, dessen Wellen sich an Marmorfelsen brechen.

Nur eine Wegstunde weiter südwärts springt das gewaltige Othrys-Gebirge gegen das Meer hin vor, und auf einem Kegelfelsen, der steil in die Ebene hinabfällt, steht hier das antike Halos. Wir klimmen auf einem beschwerlichen Pfade hinauf, bestrahlt von der glühenden Sonne, und geblendet von dem weißen Gestein. Oben angekommen, fühlen wir uns aber für unsere Anstrengungen reich belohnt, denn von einer geröllbedeckten Halde neben dem alten Gemäuer haben wir einen zauberhaften Blick auf den azurblauen Golf, auf die schwarze Masse des Pelion, auf die grauweißen Terrassen des Othrys und auf die rothe Ebene von Almyro, von der wir glauben könnten, sie stände in Flammen. Nach kurzer Rast unter einem Feigenbaume kehren wir zurück zur Stadt, zwischen ausgetrockneten Getreidehalmen, die ein Zündhölzchen in ein Feuermeer verwandeln könnte, dahin schreitend.

Von Almyro wenden wir uns auf einem schlechten Wege gegen den Flecken Iris-Keni, und von da über den durch die Wirkung der Sommersonne wasserlos gewordenen Wildstrom Cholorenma hinweg gegen das Dorf Aktiseli, oberhalb dessen von dem Abhange der ziragiotischen Berge die Ruinen von Theben herabschauen. Das genannte Dorf ist auch nicht viel mehr als ein Trümmerhaufen von



Pharſalos.

Moscheen und Thürmen, umgeben von einer Wüste; nur ein paar neuerbaute Häuser neben den elenden Lehmhütten haben wir wohl auch hier auf zurückgekehrtes Leben zu deuten. Dahinter stoßen wir wieder auf einen türkischen Friedhof, dessen Grabsteine aus altgriechischen Marmorsäulen herausgeschnitten worden sind, und dicht daneben auf alte Tempelreste, die wahrscheinlich von einem Heiligthum der Demeter herrühren, das schon Homer erwähnt. Nahe dabei lag das Demetrion Strabo's und der Byzantiner, einst eine viel besungene „Stadt der Blumen". Um das moderne Kokina, das an seiner Stelle steht, duften und blühen am Fuße steiler Felswände auch heute noch Blumen in großer Zahl. Wir steigen nun an dem Abhange des ziragiotischen Gebirges empor, an Weingärten und Feigenbäumen und an tief eingerissenen Schluchten vorüber, und nach einstündiger Wanderung stehen wir in den Mauern der Akropolis Thebens von Phthia. Es nimmt uns eine weitere Stunde, die ausgedehnten alten Festungswerke näher zu beschauen, und nebenbei einen Blick auf den grünen Fleck von Almyro zurückzuwerfen, der sich aus der rothen Ebene heraushebt. Die alte Feste ist nur von Westen her nahbar, nach den anderen Himmelsrichtungen stürzt der Fels schroff in wilde Schluchten und in die Ebene hinab.

III.

Ein anderer schmaler Fußpfad führt uns über das ziragiotische Gebirge, das in seinem höchsten Gipfel 1150 m emporsteigt, um sich jenseits desselben mit der Straße von Velestino nach Pharsala zu vereinigen. Zwischen Lentiscusgebüsch, über Haideflächen und durch Buchenwald erhebt man sich von einer Bergterrasse auf die andere, bis man auf der Höhe des Passes dem Pelion einen letzten Abschiedsblick zuwirft. Dann durchmißt man eine wüstenhafte von Stecheichen- und Wachholdergestrüpp bestandene Hochebene, und endlich geht es zwischen langgestreckten braunen Felsen wieder ziemlich steil abwärts.

Eine Rotte wüthender Hunde zeigt unsere Ankunft den wenigen Einwohnern von Tschangli an, und umringt von lärmenden Kindern, mageren Ziegen und großen Ratten genießen wir ihre Gastfreundschaft in einem halbverfallenen Thurme. Südwestlich von dem Flecken, der noch 540 m über dem Meeresspiegel liegt — jenseits einer Schlucht — gewahren wir wieder die Ruinen einer altgriechischen Felsenburg, deren Thore zum Theil ganz gut erhalten sind. Es ist das phthiische Eretria, wo der Römer Titus Quinctius Flaminius auf seinem Zuge gegen Skotussa Stellung nahm. Auf dem Wege dahin werden wir von einem tüchtigen Gewittersturme überrascht, und wir sehen dabei die klassische Landschaft in einer wesentlich anderen Beleuchtung.

Am andern Morgen geht der Weg wieder aufwärts nach Ineli und Jenitzarokhori, bei welch letzterem Orte auf dem Plateau des Karadagh die Ueberreste des alten Skotussa liegen. In den fahlen Felsen daneben hat man freilich Mühe, die von Plutarch und Livius beschriebenen „Hundsköpfe" wiederzuerkennen, die Pelopidas sterben und Flaminius siegen sahen.

Nicht weit hinter Jenitzarokhori kommen wir an einen breiten Wildstrom mit tief eingegrabenem Bette. Es ist der Zanarli — der Enipeus der Alten. Ihm folgend gelangen wir nach Derengli, wo das Thal des Stromes allmählich breiter wird, um endlich in die weite Ebene von Garditza und Trikala einzumünden, jenseits deren sich im fernen Westen die zackige Gebirgsmauer des Pindus erhebt. Man biegt noch um einen letzten Bergabhang herum, und sieht sich gegenüber dem berühmten Pharsalos, das ebenso wie Almyro in einem See von grünem Laube steht.

Die Stadt, die unter ihren 2500 Einwohnern etwa 1000 Türken zählt, hat sich seit ihrer Annexion an Griechenland kaum wesentlich verändert. Ruinenhafte Bassins mit Springbrunnen, alte Platanen daneben, Minarets, hermetisch verschlossene Türkenhäuser, höher oben ein Bischofspalast und eine Hauptkirche, unreinliche enge Straßen, Tabakläden, viel Lärm und wenig Handel — das ist ziemlich Alles, was uns bemerkenswerth scheint. Steigen wir ein wenig höher hinauf, über abschüssiges Brachfeld, so befinden wir uns aber an der Stelle der altgriechischen Burg. Hier sitzt auf seinen Fersen ein Türke in abgerissenen Kleidern und schaut träumend hinaus auf ein großartiges Landschaftsbild: auf die weite thessalische Ebene, und auf das Wirrsal von mächtigen Bergketten und Bergmassen — den Othrys, den Pindus, die Hundsköpfe, den Olymp — die sie umschließen. Wir folgen seinem Beispiele.

Die Akropolis von Pharsalos steht auf einem Felsen, der sich etwa 100 m nahezu senkrecht über den Apidanos, einen Nebenfluß des Enipeus, erhebt. Einige Reste der Umfassungsmauer, ein paar Thore und eine Cisterne sind aber fast alles, was die Stürme der Zeit davon übrig gelassen haben. Zuweilen macht man nur noch unten in der Erde einen interessanten archäologischen Fund. So hören wir in der Stadt von einem Helden „Meros", der in den griechischen Freiheitskriegen irgend welche Rolle gespielt haben soll, und von dem man merkwürdige Erinnerungen besitzen will. Auf unser Befragen führt uns ein alter Graubart in den Garten einer Moschee und zeigt uns das in Frage stehende Monument, und wir lesen darunter auch deutlich die Buchstaben MEROS. Wir erkennen aber auch zugleich, was die Gelehrten des gegenwärtigen Pharsalos übersehen haben: daß vor dem M noch ein verwischtes H und O steht, und daß es sich um den unteren Theil einer antiken Statue Homer's handelt. Der alte Dichter ist also sehr mit Unrecht zu einem neugriechischen Palikari umgestempelt worden. (Schluß folgt.)

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

IX.

(Mit zwei Abbildungen.)

Im Nordosten der argentinischen sowie im Südosten der bolivianischen Republik erstreckt sich zwischen den Fußhügeln der Anden und dem Paraguay ein ungeheures Gebiet, das man in kultur- und wirthschaftsgeographischer Beziehung zu den jungfräulichsten der Erde zu zählen hat. Es ist das Gran Chaco, dessen Ausdehnung mindestens auf $^1/_2$ Million Quadratkilometer zu veranschlagen ist. Dasselbe ist in der Hauptsache erst in dem laufenden Jahrzehnt genauer erforscht worden, dank den Anstrengungen eines Crevaux, der bekanntlich darin sein Leben ließ, sowie eines A. Baldrich,

eines L. Arnaud, eines A. Thouar ꝛc., und erst ganz neuerdings haben es die leitenden Kreise Argentiniens den Einwanderern aus Europa als Kolonisationsfeld zu empfehlen begonnen. Wenn das letztere aber einmal geschehen ist, und wenn Jean M. Yfernet in seinem Buche über die argentinische Republik das Gran Chaco als eine Art wiedergefundenes Paradies schildert [1]), so verlohnt es sich wohl, unsere Schritte auf unseren südamerikanischen Wanderungen auch dahin zu lenken. Im Pullmanwagen gelangen wir freilich zuvörderst noch nicht in diese merkwürdige Wildniß hinein, sondern wir haben uns hier wie in den Anden dem Maulthiere anzuvertrauen, und an viele Orte vermag uns auch selbst dieses nicht zu tragen.

Hinsichtlich der Bodengestalt ist das Gran Chaco eine ebenso vollkommene Ebene wie die Pampassteppe, nur erhebt sich dieselbe im allgemeinen etwas höher, und zwischen dem Rio Vermejo und Rio Pilcomayo liegt sie etwa 330 m über dem Meeresspiegel. Auch die Bodenart ist nicht wesentlich anders, so weit es sich um die oberflächliche Schicht handelt. Es ist weit und breit derselbe Pampaslehm oder Pampaslöß, den wir bei Buenos Ayres zur Genüge kennen gelernt haben. Freilich dürfen wir vermuthen, daß in den höheren Theilen der Chaco-Ebene — in dem „Chaco Centrale“ (zwischen dem Vermejo und Pilcomayo) — sowie in Randgegend andere Schichten in geringer Tiefe darunter lagern, sei es nun älteres Gestein, sei es eine dem Gebiete eigenthümliche eisenschüssige Bildung (Toska), sei es endlich ein undurchlässiger Lehm. Die große Expedition, die der General Victoria im Jahre 1885 durch das Gran Chaco dirigirte, hat allerdings anstehendes Gestein nirgends aufzufinden vermocht. Dagegen hat dieselbe an den meisten Orten schon in geringer Tiefe trinkbares Wasser erbohrt, und gleichzeitig beobachtet,



Der obere Rio Vermejo. (Gran Chaco).

wie auch die Eingeborenen sich Brunnen graben. Neben den Winden dürften in dieser Gegend die großen Ströme mit ihrem theilweise sehr geringen Gefäll und mit ihren vielfachen Ueberschwemmungen und Stromlaufveränderungen von jeher eine große Rolle als Bodenbildner gespielt haben. Dehnen sich doch an den großen Chaco-Strömen noch heute ungeheure Sümpfe aus. Außerdem ist aber auch das Klima in dem Gran Chaco ein anderes. Bereits in dem argentinischen Theile des Gran Chaco stehen wir auf der Schwelle in die Tropen, und wenn wir in den bolivianischen Theil eindringen wollen, so haben wir diese Schwelle sogar zu überschreiten. Die Tropensonne macht aber direct und indirect — durch die Vermittelung der Pflanzenwelt, die sie erzeugt — gleichfalls einen starken Einfluß auf die Bodennatur geltend. Doch in dieser Beziehung stehen wir zunächst noch vor einer langen Reihe interessanter Räthsel, deren Lösung von einer einzelnen militärischen Expedition, wie es die des Generals Victoria war, nicht erwartet werden konnte.

[1]) Jean M. Yfernet, La République Argentine (Buenos Ayres 1885) p. 65 ff. Wir citiren daraus nur folgende Sätze: „Un million vingt vix kilomètres carrés incultes et inexploités, ayant des forêts de bois précieux, d'abondants égoltoirs d'huile minérale, de superbes mines de sel, de soufre, de métaux et des lagunes connues.“ „Un ciel bleu pur, des étoiles plus resplendissantes que nulle part, complètent le tableau sublime de la création du Chaco, avec les diverses et belles lagunes où habitent le cygne au blanc plumage, ainsi que le perle cachée, rafraichissant de leurs eaux transparentes et nuançant d'un tapis vert les champs qui les avoisinent, dont les fleurs exhalent un suave parfum de nard et d'ambroisie dans le calice desquelles vient boire le timide papillon et où viennent voltiger et chanter leurs amours, des oiseaux au plumage le plus variée.“

Was wir durch die Gelehrten, die dieser Expedition beigegeben waren, sowie durch die obengenannten französischen Reisenden wissen, ist nur: daß das Gran Chaco eine Art Uebergangsgebiet zwischen den Pampas, der Monte-Region und dem außertropischen und tropischen Brasilien darstellt, und daß es ein Gebiet von sehr einheitlichem geographischem Charakter ist.

Und wie es mit der Bodenform und Bodenart ist, so ist es auch mit der Vegetation. Bevor man das Gran Chaco näher kannte, glaubte man, es sei im Wesentlichen nur von einer Baumgattung — dem Quebracho — bewachsen. Die genauere Untersuchung hat aber ergeben, daß das Pflanzenkleid ein viel mannigfaltigeres ist, wenngleich ein gewisse Artenarmuth dem Gran Chaco so wenig abzusprechen ist wie den Pampas. Vor allen Dingen fehlt es nicht an zahlreichen Bäumen, deren Holz und Rinde oder deren Früchte dem Menschen beträchtlichen Nutzen zu bringen fähig wären. Der Anchico (Cassia brasiliensis und Acacia Angiga) könnte Schiffsbauholz liefern, der Cedro (Cedrela brasiliensis) sowie der Guayavi (Patagonula americana) Möbelholz, der Lachacho (Tabebuia flavescens, T. Avellanedae), der Urunday (Astronium juglandifolium) und der Quebracho (Loxopterygium Lorentzii und Aspidosperma Quebracho) Eisenbahnschwellenholz, der Azota (Luhea grandiflora) sowie der Quebracho Gerbrinde ꝛc. ꝛc. Auffällig ist es bei dem Pflanzenkleide des Gran Chaco nur, wie die einzelnen Pflanzen lokale Gruppen bilden, und wie hier die eine Species, dort die andere beinahe ausschließlich herrscht. Auf ausgedehnten Strecken des „Chaco Central“ ist der Buschwald von Algaroben vollkommen un-



Toba-Indianer (Gran Chaco).

durchdringlich, an anderen Orten erheben Palmen (Copernicia cerifera, Trithrinax brasiliensis) ihre Häupter über das Unterholz, an anderen wieder giebt es mit Gräsern bestandene breite Lichtungen („Claros“). Auch an salpeterhaltigem Sandboden, auf dem nur wenig oder nichts wächst, fehlt es nicht; und besonders liegt im Süden, zwischen dem Rio Salado und dem Rio Vermejo, eine solche unfruchtbare Strecke.

Das Thierleben des Gran Chaco ist ein sehr reiches, und darauf deutet auch schon sein Name, der aus der Indianersprache stammt und so viel wie „Jagdrevier“ heißt. Auch in dieser Beziehung begegnen sich in dem Gebiete die Formen der Pampas mit denen Brasiliens und des Monte. Häufig sind namentlich die Onze, der Puma, das Guanaco, der Hirsch (Cervus paludosus), das Peccari, der Tapir, der Ameisenbär, das Vizcacha, der Strauß (Rhea Darwini), das Penelopehuhn (Penelope oscura), der Ynlostorch (Ciconia mycteria), verschiedene Reiher ꝛc.

Soweit die beschränkten Erfahrungen, die man bis jetzt mit der Kultivation des Chaco gemacht hat, ein Urtheil gestatten, werden in demselben an zahlreichen Orten genau dieselben Nutzgewächse gezogen werden können, wie in dem benachbarten Paraguay und in Südbrasilien: Bananen, Ananas, Orangen, Citronen, Tabak, Baumwolle (die wild vorkommt), Kaffee, Zuckerrohr, Mandioca, Mais ꝛc. Die Kolonien, welche man bis jetzt in dem Chaco begründet hat, und welche es rasch zu einem hohen Aufschwunge gebracht haben — Ocambo, Las Toscas und Florencia — liegen allerdings besonders günstig, da unfern von ihnen die herrliche Schiffahrtsstraße des Parana vorüberführt. Aber seit man erkannt hat, daß der Pilcomayo bis zu der Dorado-Mündung, und der Vermejo bis zu dem Fort Roca eben-

falls mit Flußdampfern zu befahren sind, haben sich die Aussichten auch für diese gebessert. Daraus, daß die Gegend bis heute unkultivirt geblieben ist, darf man wenigstens nicht ohne Weiteres schließen, daß sie überhaupt unkulturfähig sei. Andere Gegenden Südamerikas waren je ohne Zweifel viel leichter zugänglich als das Gran Chaco, und auch sie sind von der europäischen Einwanderung und ihrer Kultur erst seit einigen Decennien stärker berührt worden. Des Versuches dürfte sich die Kultivation der Gegend immerhin lohnen.

Was es dazu bedarf, das sind aber in erster Linie weitere kräftige Schritte seitens der Regierung. Dieselbe muß Kommunikationswege herstellen und für die Sicherheit der Kolonisten sorgen, wie sie es anderweit gethan hat, und sich mit der großen Indianerhetze, die General Victoria veranstaltet hat, nicht begnügen. Trotzdem, daß die Chaco-Indianer Crevaux und seine Gefährten ermordet und andere Reisende mit dem Tode bedroht haben, dürften dieselben an Wildheit und Unbezähmbarkeit den Ranqueles nicht von ferne gleichkommen. Von Crevaux wissen wir ja mit Bestimmtheit, daß sein Tod ein Act der Blutrache war. Durch zweckmäßige Behandlung würde es also vielleicht gelingen, die Tobas, um die es sich zunächst handelt, sowie auch die Matacos und Chiriguanos, bis zu einem gewissen Grade zu civilisiren. Zu viel wird man ja von ihnen in dieser Beziehung nicht erwarten dürfen, und ein ziemlich ungefüges Kulturinstrument werden die Indianer in dem Chaco wahrscheinlich ebenso bleiben, wie sie es in anderen Gegenden Südamerikas geblieben sind, aber ein guter Theil der Hilfsquellen des Landes wird nach ihrer Bezähmung doch zum Fließen gebracht werden können. Der Anfang zur Pacification des Chaco ist damit gemacht worden, daß die argentinische Regierung entlang dem Salado, sowie entlang dem Vermejo und Pilcomayo eine Anzahl kleiner Forts errichtet, und daß sie zugleich auch eine Art Miliz aus den Reihen der Eingeborenen organisirt hat. Ein großer Theil des Werkes ist aber noch zu thun übrig geblieben, und aus diesem Grunde können namentlich die entlegeneren Gegenden unseren Auswanderungslustigen vorläufig nicht als empfehlenswerthe Ziele bezeichnet werden. Am aussichtsvollsten ist von vornherein ohne Zweifel die Ausbeutung der Waldungen nahe den bereits genannten, schiffbaren Strömen, und damit ist in der That auch bereits begonnen worden. Diesem Wirthschaftszweige wird dann von selbst die Acker- und Pflanzungskultur in den dazu geeigneten Orten folgen. Daß deutscher Unternehmungsgeist sich an dieser Kulturarbeit rechtzeitig betheilige, möchten wir wohl wünschen.

Das Klima des Chaco wird als gesund für Europäer gerühmt, jedoch dürfte wohl auch darin ein Unterschied gemacht werden müssen zwischen dem „Hier“ und dem „Dort“. Die deutschen Unternehmer, welche sich in dem Gran Chaco in irgend einer Weise engagiren, werden in jedem Falle sehr wohl thun, die Dinge vorher sehr im Einzelnen zu prüfen[1]).

[1]) Vergleiche hierzu die Aufsätze von A. Baldrich in dem „Boletin del Instituto Geografico Argentino“, t. V, p. 5 ff., und t. VI, p. 124 ff.; von L. Arnaud in derselben Zeitschrift t. VI, p. 201 ff.; von J. Rhode und J. F. Czetz in der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin“, Bd. 21, S. 59 ff.

Die „Floresta de la Santa Iglesia Catedral de la Ciudad de Santa Marta“, des Nicolas de la Rosa, und ihre alten Nachrichten über die Indianer der Sierra Nevada de Santa Marta.

Von Dr. W. Sievers.

(Fortsetzung aus Nr. 15.)

Die Orejones wohnen in den Uferwäldern am Rio Cesar, wo sie die Schiffahrt oft unmöglich gemacht haben, so daß die größten Hindernisse andauernd zu beklagen waren. Ihren Namen haben auch sie von den Spaniern, weil sie in die Ohrläppchen Löcher gebohrt haben, in welche sie ihre schweren goldenen Ringe hineinstecken, die für Männer und Frauen den größten Schmuck ausmachen, und von sehr grober Arbeit und großem Gewicht sind. Ihr eigentlicher Name ist Tomoco, das im Spanischen Mocos de Oro, goldener Nasenschleim, heißt, da sie auch die Weichtheile der Nase durchstechen, um goldene Ringe einzufügen, oder auch Gold- und Silberdraht, dessen Dicke der Oeffnung, dem Loche in der Nase, entspricht.

Diese Indianer besaßen noch bis vor einigen Jahren bestimmte Götzen und unterhielten in den innersten Wäldern ein Gotteshaus, das sie Tupe nannten, wo sie sich zu ihren Priestern begaben und ein großes Götzenbild anbeteten, das von einem Balken herabhing, mit Blättern und würzigen Zweigen behängt war, eine Federkrone auf dem Haupte und Bogen und Pfeile in den Händen hatte. Um dieses Gotteshaus standen viele Schalen und Eimer mit Getränken, sowie auch eine Anzahl von Bänken für diejenigen, welche sich von den Tänzen ausruhen wollten. Diese Tänze führten sie in einem Kreise auf, in dessen Mitte sie eine Puppe setzten, welche ihnen, durch barbarische Opfer gerührt, ihre eventuellen Erfolge im Kriege anzeigen und alles das auftragen sollte, was sie zu thun wünschten. Zu diesen Aufführungen kamen auch Indianer aus dem Dorfe Guataca in der Gegend der Laguna de Zapatosa. Um diesen Aberglauben aufzuheben, wurde das Dorf Guataca zerstört, und die wenigen Einwohner versetzte man nach dem Dorfe El Peñon, wo der dortige Geistliche sie zu unterrichten hatte.

Die Indianer dieses Dorfes Peñon sind Abkömmlinge der Orejones und haben den Gebrauch der großen Ringe in den Ohrläppchen, doch nicht in der Nase; von ihnen stammte der Orejon-Indianer, welcher in Tamalameque, angespornt durch den Anblick des Bildes der Candelaria del Banco, die Taufe erbat. Die Orejones aus den Bergwäldern üben Raub und Mord, gehen ebenfalls nackt, salben den Körper mit der „vija“, haben langes, lose herabhängendes Haar und Federkronen auf dem Haupte.

Sie essen Wildpret, und roden den Wald aus, um Pflanzungen von Mais etc. anzulegen, wovon sie sich ernähren; auch stellen sie Getränke her, um sich ganz wie die übrigen zur Ehre ihrer Götzen zu berauschen. Die Frauen üben

bei der Entbindung dieselben Gebräuche, Bäder ꝛc. wie die übrigen Stämme, obwohl mit großer Annäherung an die Sitten der Chimiles. Sie verschmähen auch nicht Menschenfleisch zu essen, wenn sie bei ihren Ueberfällen jemand durch Pfeilschüsse tödten können.

Nicht alle ihre Pfeilschüsse sind tödtlich, wenn auch die Pfeile durch den Körper hindurchdringen, und doch sind nicht alle gering zu achten, wenn sie auch oberflächlich sind. Der Grund dafür liegt in der Sitte, daß das Gift nicht auf das Metall des Pfeiles gelegt wird, da sie fürchten, daß das Gift die Schärfe des Metalles vermindern, oder daß umgekehrt das Metall die Wirkung des Giftes beeinträchtigen könnte; sondern sie streuen das Gift auf die Umhüllung zwischen Holz und Metall, so daß, wenn das Garn, das diese Umhüllung bildet, nicht in die Wunde gelangt, dieselbe unschädlich ist, wenn sie auch noch so tief sein mag. Aber wenn dieselbe auch nur oberflächlich und gering, das Gift aber eingedrungen ist, so ist die Wunde unbedingt tödtlich. Diejenigen Pfeile, welche keine Metallspitzen, sondern solche aus Haifischzahn oder gefälltem Holze besitzen, sind, da sie ohne besondere Vorsichtsmaßregeln gleich mit dem Gifte bestrichen werden, gefährlicher als die vorigen, und heißen „sostraos“.

Die Acanayutos verursachten durch ihre wiederholten Angriffe die Zerstörung der Stadt Becerril del Campo und ihre Nachkommen sitzen heute noch in derselben Gegend unter der Leitung der Augustiner Mönche.

Der Name Acanayuto stammt von den zahlreichen Schimpfwörtern, mit denen die Spanier die Indianer bei den Kämpfen anredeten; einer von ihnen soll Ah! Canaille! gesagt haben, woraus in der Sprache der Indianer „acanaya“ geworden ist, und davon kommt nun der Name Acanayutos. Die Sitten dieser Indianer sind sehr ähnlich denen der übrigen; denn sie sind im höchsten Grade bösartig, ehrlos, verrätherisch und verschmitzt. Den Spaniern gegenüber pflegen sie möglichst stumm zu sein, um unschuldig zu erscheinen, verstehen aber meist Alles und ziehen daraus ihre Schlüsse, und auf diese Weise haben die Missionäre die größte Noth mit ihnen, und nichts ist vor ihnen sicher. Nur von der christlichen Lehre wollen sie nichts wissen und stellen sich als unwissend und unvermögend, etwas zu begreifen, während sie doch im Grunde aus reiner Bosheit nichts lernen wollen. Ihre Wohnungen sind mit Palmstroh gedeckt, besitzen aber keine Wände, noch sonst irgend welchen Schutz.

Ihre Galatracht ist die Bekleidungslosigkeit, höchstens einen Schurz führen sie, den sie „guayuco“ nennen, und den sie mit einigen Bändern um den Gürtel befestigen; ihre Schamlosigkeit ist so groß, daß auch die Frauen keine anderen Tücher tragen.

Ihre Pflanzungen dienen zur Kultur von Mais, Yuca ꝛc., aber auch als Vorwand für ihre Verrätherein, denn unter der Vorspiegelung, auf ihre Pflanzungen gehen zu wollen, treiben sie Verkehr mit den Tomocos vom Rio Cesar, die sie, am ganzen Körper mit der „vija“ gesalbt, auf ihren Streifzügen begleiten. Sie sind bereits dazu vorgeschritten, den von ihnen Getödteten die Kleider abzunehmen, was sie in der ersten Zeit der Eroberung nicht thaten. Wenn man sie dann nach der Herkunft der Kleidungsstücke fragt, so behaupten sie, daß sie sie in ihren Wohnungen verborgen gehalten hätten, und, wenn sie zu spät zurückkehren, so erklären sie, daß sie auf der Jagd aufgehalten worden seien, oder sie entschuldigen sich mit allerlei anderen Vorwänden. Auf diese Weise befriedigen sie ihre Gelüste, äußerlich Lämmer, im Inneren Wölfe. Sie besitzen ihren Herrscher, zollen demselben unbedingten Gehorsam und Verehrung und führen Alles aus, was er ihnen aufträgt; da dieser nun dem Rathe der Padres zu folgen pflegt, so hat man sie in der Hand, aber da er nicht Alles erfährt, so giebt es manche Dinge, die sich nicht bessern lassen.

Die sogenannten Pampanillas-Indianer sind die Nachbaren der Acanayutos. Ihr Name kommt von gewissen Schürzen, die sie von dem Gürtel herabhängen lassen bis zum Knie, und ebenso kleiden sich auch die Weiber. Diese Indianer sind friedlich und unterstehen zum Theil der Mission von Becerril, aber die meisten leben in den Wäldern, und ihre Sitten sind so roh, daß trotz ihrer friedlichen Gemüthsart kaum Jemand unter ihnen leben mag. Auch sie legen Pflanzungen an und leben von der Jagd. Sie sind faul und wenig zur Arbeit geneigt, eine üble Eigenschaft aller Indianer und erster besonderer Grund ihrer Widerspenstigkeit und Zurückhaltung. So bleiben sie denn auch stets sehr arm, obwohl ihre Wohnsitze sehr fruchtbar sind, mindestens ebenso sehr wie die ganze übrige Provinz, auch gut bewässert und von fettem Boden. Mit den Acanayutos haben sie gute Beziehungen und beider Stämme Weiber sind in ihren Gebräuchen bei der Entbindung denen der Chimiles ähnlich; denn sie stehen in den Wäldern alle unter einander in Verbindung.

Da alle diese Stämme die Zauberei der Kräuterbereitung kennen und insgeheim einer dem anderen nicht traut, so haben sie ihre bestimmten Kräuterkundigen für Wundbehandlung, und diese Männer nennen sie Quacksalber. Diese Gewohnheit haben sowohl die friedlichen, wie die unbesiegten, wie auch die angesiedelten, seßhaften Indianer.

Sie wollen uns glauben machen, daß die Quacksalber ganz wohl unterscheiden könnten, ob vor einer Erkrankung durch Schlangenbiß die Schlange eigens zu dem Zwecke des Beißens hingeworfen sei, oder zufällig den Mann betroffen habe, und man kann wohl annehmen, daß der, welcher Schlangenbisse kurirt, und der, welcher die Schlange abgesandt hat, unter einer Decke stecken; denn man findet oft Leute, die eine Schlange in die Hand nehmen, sie zum Munde führen, anhauchen und sie sich um den Körper schlingen, daß einem die Haut schauert, und dabei behaupten sie, daß dies nicht in Folge eines Bundes mit dem Teufel, sondern durch Gefeitmachung des Körpers Seitens des Quacksalbers ermöglicht werde. Sie machen Einschnitte in den Körper, führen Pulver ein und trinken allerlei Kräutertränke, die eine bestimmte Anzahl von Tagen gebraut worden sein müssen; doch halte ich diese Kur für mehr lächerlich als ernsthaft.

Der Name Tupe bedeutet dasselbe wie Cerrado (abgeschlossen, hartnäckig), da die Tupes-Indianer in der That die allerrohesten und barbarischsten der Gegend sind. Von dieser Abkunft sind die Tupes-Indianer des Dorfes Tupes aus dem Distrikt von El Valle. Da diese bereits im Unterthanenverhältnisse und in „Demora“ stehen, so sind sie nicht mehr so ganz unwissend, ausgenommen in ihrer Ausdrucksweise. Alle diese Indianer verstehen es, ausweichende Antworten zu geben, indem sie auf jede Frage erklären, es sei so, wie der Fragende glaube, und es ist trotz aller Kreuz- und Querfragen unmöglich, sie zu anderen Antworten zu bringen.

Die Indianer der Serrania de Ocaña sind die Motilones, welche im Anfang unterworfen und in den Llanos von La Cruz angesiedelt, sowie auch in der christlichen Lehre unterwiesen wurden; als aber eine Blattern-Epidemie ausbrach, kamen sie angstvoll zu ihrem Pfarrer, der ihnen empfahl, Bäder zu nehmen und kalte Getränke zu trinken, sowie das Haar zu scheeren, um ihre heiße Natur zu mäßigen und das Fieber zu bekämpfen. Aber diese Maßregeln waren nicht genügend, um sie zu beruhigen, und sie sannen daher auf heimliche Flucht. Eines Nachts verließen sie den Ort und schleppten den Geistlichen mit Gewalt in die Wälder. Nachdem sie sechs Monate im Walde zugebracht

und sich von Zeit zu Zeit über den Stand der Epidemie durch Boten unterrichtet hatten, kehrten sie nach dem Erlöschen der Krankheit in ihr Dorf zurück und brachten ihren Pfarrer wieder mit. Als die Umwohner sahen, daß sie das Haar verloren hatten, nannten sie sie Motilones „die Verstümmelten".

Der Geistliche, welcher nicht gerade gern mit in die Wälder geflüchtet war, hatte seither viel Mißtrauen gegen seine Pfarrkinder, er besorgte nur noch die nothwendigsten geistlichen Handlungen, und verließ das Dorf, so daß er bei einer zweiten Epidemie, die wenige Jahre später ausbrach, nicht mehr im Dorfe anwesend war.

Die Indianer flohen abermals in die Wälder und kehrten nicht wieder nach La Cruz zurück. Von ihnen stammen die Motilones, deren Sitten und Einrichtungen nicht genau bekannt sind; aber da es sicher ist, daß sie in den Wäldern Verbindungen mit den übrigen Kariben-Stämmen besitzen, so ist es auch zweifellos, daß sie etwa dieselben Sitten haben wie diese und leider z. B. in so fern, als sie gern alles tödten, was ihnen in die Hände fällt.

Die Goajiros, von dem Stamme Guagiro, wohnen an der Meeresküste, von der Stadt Rio de la Hacha bis Rio Sucuy. Ueber sie muß mehr berichtet werden, da sie bisher noch nicht unterworfen werden konnten, und einen freiwilligen Waffenstillstand mit den Spaniern, sowie auch ganz besonders mit ihren nächsten Nachbarn unterhalten, mit denen sie im Handelsverkehr stehen, in Folge der Perlenfischerei und des Handelsweges von Rio Hacha nach Maracaibo. Der Name Guagiro heißt etwa: „Tapfer mit Schnelligkeit", denn keiner der Indianerstämme der Küste und des Inneren verbindet Schnelligkeit und Tapferkeit in der Weise wie die Guagiros, insofern sie in ihren Kämpfen Mann gegen Mann streiten. Wenn es Krieg giebt, sei es einen Bürgerkrieg unter ihnen selbst oder einen Feldzug gegen die Spanier, der leicht aus irgend einem geringfügigen Anlaß entstehen kann, so ziehen sie in großen Haufen in den Kampf, bilden einen Zug in Form eines Halbkreises und versuchen den Feind zu überflügeln und ihn zur Uebergabe zu zwingen; dabei schießen sie ihre Pfeile und Lanzen mit so großer Genauigkeit, Treffsicherheit und Geschicklichkeit ab, daß es schwer ist, ihnen zu widerstehen. und es bedarf einer sehr großen Geschicklichkeit, um sich aus dem gefährlichen Halbkreise zu retten, und beständigen Feuerns; denn sobald die Indianer eine Pause im Schießen bemerken, so stürzen sie sich auf die Spanier, da sie sehr wohl wissen, daß die Gewehre erst wieder geladen werden müssen, was sie im Anfang nicht wußten, sondern glaubten, daß Feuer und Kugeln immer von selbst ununterbrochen aus den Gewehren hervorbrächen. Aus allen diesen Gründen ist es durchaus nöthig, im Kriege gegen die Guagiros alle möglichen Kriegslisten anzuwenden.

Ihre Art, den Krieg zu erklären, weicht in vieler Beziehung von der Vernunft ab, wird jedoch meist dieser barbarischen Kriegführung angepaßt. Ein angeblich beleidigter oder geschädigter Häuptling sendet eine Botschaft an den Gegner und stellt seine Ansprüche fest; werden diese nicht bewilligt, so giebt es ohne Weiteres Krieg.

Gewöhnlich besitzen die Häuptlinge stets eine Schaar wohlberittener Krieger, die sofort nach der Kriegserklärung zur Herbeiholung von Hülfsvölkern abreiten. Auf diese Weise können in einem einzigen Tage urplötzlich 10 000 bis 12 000 Krieger herbeigerufen werden, und es ist, als ob die Sanddünen der Küste sie hervorbrächten.

Bei Einzelkämpfen steigt der Guagiro, sobald er seines Gegners ansichtig wird, vom Pferde und schießt den ersten Pfeil auf das Pferd desselben ab, damit jener keinen Nutzen aus seiner Berittenheit ziehen könne, und ihm keine Möglichkeit zur Flucht bleibe.

Dann beginnt der Kampf, bis einer von beiden auf dem Platze bleibt, und bei diesen Kämpfen treten sie einander stets mit vorgebogener linker Schulter gegenüber, und schießen den Pfeil ab, sobald sie sicher zu sein glauben, daß er sein Ziel erreichen wird. Dabei kauern sie sich derart zusammen, daß es sehr schwer ist, daß sie ein Pfeil trifft.

Sie sind außerordentlich geschickt in der Handhabung ihrer Waffen, besonders der Pfeile, und pflegen sich darauf in der Weise einzuüben, daß sie eine Apfelsine, Orange, Pomeranze in die Höhe werfen und versuchen, die Frucht in der Luft zu durchschießen; und in der That haben Leute, denen bei diesem Experiment die Frucht unversehrt zur Erde fällt, weniger Achtung zu genießen als die guten Schützen, so daß die Scham über das dann unter den Umstehenden aufgeschlagene Gelächter allein schon hinreichend zur Uebung in diesem Berufe anfeuert.

Trotz dieses Freimuthes, den sie bei ihren Kämpfen ohne Zweifel zeigen, begehen sie doch viele gewöhnliche Verräthereien, und machen namentlich mit den Weißen, die sie Arijuno nennen, kurzen Proceß, wie das traurige Beispiel eines gewissen Tomas Quintero beweist, den sie vor einigen Jahren tödteten und zwar aus keinem anderen Grunde, als daß er ihr Gebiet betreten hatte, während sie sich gerade von Rio Hacha fern hielten, ohne daß man den Grund dafür gekannt hätte. Denn diese Indianer brauchen, um Jemanden zu tödten, weiter keinen Anlaß, als daß er von der Nachbarschaft eines Ortes ist, wo sie einmal auf irgend eine Weise geschädigt worden zu sein glauben. Sie tödteten ihn daher ohne jeglichen Grund, worauf ganz Rio Hacha einen Kriegszug gegen sie unternahm, und denselben auf so scharfe und blutige Weise führte, daß die Guagiros sich für besiegt erklärten und zum Zeichen ihrer Unterwerfung und als Entgelt für das Blut des Tomas Quintero dem Könige einen zweiköpfigen goldenen Adler schenkten, welcher als Unterpfand ihrer künftig friedlicheren Gesinnung in der Königlichen Kasse niedergelegt worden ist.

Da sie aber sehr wetterwendisch und nicht vertrauenswürdig in ihren Worten und Versprechungen sind, wenn es ihnen gerade paßt, noch auch jemals Sicherheit vor ihren Angriffen vorhanden ist, so geschah es auch in diesem Falle, daß sie bald darauf einige Ueberfälle versuchten; nur eine Bestimmung des Vertrages haben sie gehalten, nämlich nicht in die Stadt Rio Hacha einzudringen.

Niemand kann darauf vertrauen, mit einem Indianer, der ihn beleidigt hat, allein in einer Zusammenkunft die Sache beizulegen, denn auf einen ungewöhnlichen Schrei desselben kommen ungeheure Mengen von Stammesgenossen herbei, und Jemand, der eine derartige Gefahr durchgemacht hat, verglich sie mit den Wanzen, denn ebenso wie diese sich in der geringsten Falte oder Runzel einer Bettdecke zu verstecken verstehen, so auch verbergen sich die Guagiros mit großer Geschicklichkeit hinter der kleinsten Sandanhäufung, sobald sie Spanier auf ihrem Boden merken, und der Betreffende meinte daher, daß, wenn er ihnen einen Namen zu geben hätte, er sie Wanzen nennen würde.

Sie besitzen weder Kaziken noch Gebieter durch Vertrag oder Wahl, sondern diese Stellung nimmt der Wohlhabendste ein, wie z. B. jetzt Capuriche oder Toribio der in der Provinz Hipapa zwischen der Bahia Honda und Chichivacoa wohnt. Da auch ihre Glücksgüter nicht beständig sind, sondern durch die unzähligen kleinen Fehden unter ihnen leicht zerstört werden, so ist die Oberherrschaft nicht dauernd, sondern sie wechselt, je nach dem einer durch Raub ganz besonders reich geworden ist. Reich wird derjenige genannt, welcher viel Vieh besitzt, das sie meist in Folge der verschiedenen Diebstähle erwerben, welche sie bei ihren Besuchen in Rio Hacha ausführen; denn weder

Perlen noch Gold bilden Reichthum für die Guagiros, da sie derselben nicht bedürfen.

Sie haben die beste Pferdezucht im ganzen Lande und schätzen besonders die scheckigen Thiere, welche sie für kräftiger halten als die einfarbigen, und wenn daher ein Pferd fünffarbiges Haar hat, so sagt der Herr desselben: „Mein Pferd ersetzt fünf andere Pferde", und es soll dann auf der Jagd stets eben so viele Stück Wild einholen, wie es Farben besitzt. Es ist dann sehr schwer, sie dazu zu überreden, es zu verkaufen, doch läßt sich der Indianer wohl für eine gewisse Zahl von Ketten, von Korallen, Granaten und anderen Steinen dazu herbei, was dann billiger kommt als bei Bezahlung durch Geld, denn da er dieses letztere nur wenig schätzt, so wird er nur durch viele Geldstücke zufrieden gestellt, und man muß bei einem solchen Kaufe große Schlauheit anwenden.

Die Goagiros haben auch das Laster des Hayokauens, wie die Arhuacos, und wenn ein Indianer auf der Reise etwas Coca mitführt, so ist er halbwegs sicher, gut durchzukommen und billig zu reisen; denn wenn er einen Trupp von einigen hundert Stammesgenossen antrifft, so müssen sie ihn anhalten und ein Geschenk von ihm erbitten, wofür er jedoch ebensoviel wieder erhält, da es bei ihnen wie bei den Arhuacos Sitte ist, genau ebensoviel zu geben, wie man empfangen hat, und so giebt er Jedem eine Handvoll Hayo und stellt sie damit zufrieden. Die Handvoll heißt „Taguara" und wird mit drei Fingern aus dem Cocabeutel genommen, also etwa so viel, wie die Spanier „polvo" nennen. Das ist die Portion, welche sie in den Mund zu stopfen pflegen, worauf sie dann von dem Kalk in dem Poporo genannten Gefäße hinzuthun. Wenn nun ein reisender Indianer dem ihm begegnenden Trupp sagt, er sei „sobrado de fragata", von einer Fregatte übrig geblieben, so helfen sie ihm rasch aus der Verlegenheit; denn jeden, den sie nicht bisher gesehen haben und von dem sie wissen, daß er nicht zu den Bewohnern von Rio Hacha gehört, nennen sie „sobrado de fragata". Denn sie glauben, daß kein Mensch wagen würde, ihr Land zu betreten, wenn er nicht an der Küste Schiffbruch gelitten hätte, was für sie eine recht elende Sache ist, so daß „sobrado de fragata" bei ihnen etwa so viel heißt wie ein „verlorener Mensch".

Sie besitzen ihre Zauberer, welche wohlverstanden dasselbe sind wie die Santones-Mönche der Mauren, insofern auch jene die Zukunft zu erforschen haben, und da sie seit vielen Jahren auf ihre Unterwerfung gefaßt sind, so befragen sie ihren Zauberer darüber. Dieser bildet dann seine Kreise und macht seine Ceremonien, zündet sich eine Cigarre an, und wenn er zufällig den Rücken gegen den Wind kehrt und beim Rauchen der Dampf vom Gesichte wegzieht, so sagt der Zauberer, es sei noch nicht Zeit zur Unterwerfung, wenn aber der Rauch über das Gesicht zieht, so sagt er daß die Unterwerfung nahe bevorstände. Auf diese Weise kommen sie dazu, die Unterwerfung stets in kürzerer oder längerer Frist zu erwarten und pflegen daher stets jeden Spanier zu fragen: „Wann wird eigentlich die Eroberung unseres Landes erfolgen? Unsere Väter sagten uns, daß die Spanier sie bringen würden, unsere Großväter sagten uns dasselbe; jetzt sind sie alle todt und die Eroberung ist noch immer nicht vollzogen." Daher schließen sie, daß alles unwahr sei, und nur deshalb gesagt, um sie zu erschrecken. Sie glauben, daß die Eroberung nichts weiter sei, als eine Frau von schrecklichem Aeußeren, wie wir sagen würden, eine tirasca (Bild einer Schlangenjungfrau, die beim Frohnleichnamsfeste auf einem Wagen herum geführt wird) und sie machen sich dann über diese Conquista (Eroberung) lustig, indem sie sagen: „Conquista, was wird aus den Goagiros werden? Wir sind viele und Du bist ein einzelnes Weib, die nicht viel thun kann." Und dieses Bewußtsein macht sie stolz und hochmüthig.

Der Goagiro ist sehr rachsüchtig und seine Leidenschaft kennt keine Grenzen; denn sobald er sich erinnert, daß einer einen seiner Verwandten tödtete, verwundete oder schlecht behandelte, sei es auch sehr lange her, so beschließt er, dessen Blut zu rächen, bewaffnet sich mit Bogen, Pfeil und Köcher, zieht aus, um den Betreffenden zu suchen, und sobald er ihn gefunden, erinnert er ihn an den Mord und sagt: „Du hast meinen Verwandten getödtet, sein Blut ist noch nicht gerächt, und ich komme nun, um Rechenschaft zu verlangen." Der Angeredete fragt dann, wie viel Entgelt er zu geben habe, und endlich einigen sie sich auf eine gewisse Anzahl von Rindern, Pferden, Maulthieren oder Hennen, und wenn der Schuldige nicht bezahlen kann oder nicht genügend besitzt, so muß er unter seiner Verwandtschaft um Almosen bitten, bis er die geforderte Summe zusammen hat. Die Verwandten haben die Verpflichtung, so viel zu geben wie jeder kann, bis die erforderliche Kopfzahl beisammen ist, die dann dem Gläubiger eingehändigt wird, der weder von dem Wohnsitze des Schuldners fortgeht, noch auch schläft, sich entwaffnet und ruht, bis er befriedigt ist, und sein Vieh vor sich hintreiben kann, worauf dann der andere von dem einen Gläubiger befreit ist, nicht aber von den Verwandten desselben, von denen jeder einzelne dieselbe Forderung stellen kann.

Besonders die Weiber reizen ihre Männer zur Forderung eines Entgeltes, da sie feinfühliger und der Gefahr weniger ausgesetzt sind; sie fangen an zu klagen und zu jammern, gleichgültig, ob der Geschädigte ihr eigener Verwandter oder der ihres Mannes sei, selbst auch wenn sie ihn gar nicht persönlich kennen. Wenn dann der Gatte fragt: „Warum weinst Du?", so beginnt die Frau ihr unmäßiges Geheul, erinnert ihn an die Katastrophe und reizt ihn in ihrer barbarischen Sprache zur Rache auf; und da das Geheul und Geklage der Frauen sehr heftig ist, so pflegen die Goagiros sehr blutgierig zu sein, wenn sie es hören, und der Schuldige muß dann mehr bezahlen, und eine größere Kopfzahl Vieh stellen. Einen Kopf nennen die Goagiros zehn Stück, ob Rinder, oder Schweine, Pferde, Maulthiere oder Federvieh, und daher ist es verständlich, daß, wenn auch nur wenige Köpfe Vieh gefordert werden, die Zahl der Stücke doch oft Hundert übersteigt und es bedarf großer Schlauheit, gegen die Forderung anzukämpfen, besonders wenn der Schuldner ein Arijuna (Weißer) ist. Doch giebt es jetzt unter uns sehr gewitzigte Männer, die aus der Forderung der Indianer Nutzen ziehen, und wenn sie derselben auch zunächst Genüge thun, doch bald darauf ihren Gegner aufsuchen, ihm allerlei Schäden vorspiegeln, die ihnen von Verwandten des Indianers angethan seien und auf diese Weise oft die doppelte Anzahl der verlorenen Rinder &c. wieder zurückfordern, wobei sie sicher sind, diese zu erhalten, da eben der Goagiro-Indianer so lange betteln muß, bis er die Forderung erfüllt hat und auf Rechtspflege und Gerechtigkeit außerordentlich viel giebt.

Die Kleidung der Goagiros ist stets ein großer Mantel von gewirkter Baumwolle, braun gefärbt und mit einem Loch in der Mitte zum Durchstecken des Kopfes. Der Mantel hängt dann über die linke Schulter herab, bis zum Knie, und wird um den Gürtel zusammen gebunden, so daß der rechte Arm und die rechte Schulter für den Gebrauch der Waffen frei bleibt. Sie gehen barfuß, tragen aber einen Hut von Palmenfasern, den sie selbst anfertigen; ebenso kleiden sich die Frauen, die man nur durch ein Armband aus Ketten, die sie am Knöchel befestigen, von den Männern unterscheiden kann. Hierdurch auch zeichnet sich die Reiche vor der Armen aus, indem diese Glas- und gewöhnliche Steine,

jene Korallen und Granaten trägt und auch ähnliche Schnüre um den Hals bindet. Wenn der Indianer oder seine Frau von hoher Abstammung sind, so tragen sie einen weißen Mantel mit farbigen Streifen. Da sie sehr grob und unachtsam gekleidet sind, so zeigen sie Achtung vor den Weißen, die sich reinlich kleiden, und halten einen jeden für einen bedeutenden Mann, wo möglich für einen Verwandten des Königs von Spanien, und besonders für carmoisinrothe Kleider hegen sie die größte Achtung; dennoch wollen sie in ihrem Hochmuth nicht von ihren Meinungen und Sitten lassen.

Diese Indianer haben weder Häuser noch Hütten, noch auch feste Wohnorte, sondern leben nur unter den Bäumen, verändern gern ihre Wohnung, je nach der Jahreszeit und der Möglichkeit, die wild wachsenden Früchte jener Küste zu erlangen, von denen sie sich ausschließlich ernähren, so daß sie zur Zeit der Trupio-Bäume unter ihrem Schatten leben und abwechselnd je nach der Jahreszeit die Guaymaros Caracok-Bäume und andere bevorzugen, je nachdem sie Früchte tragen.

Wenn sie umher schweifen, führen sie ihre Pferde, Rinder, Stuten, Maulthiere, Hühner, Hunde und den gesammten Hausrath mit sich. Doch essen sie nicht alle Tage Rindfleisch, um ihren Viehstand nicht zu vernichten, sondern gehen aus diesem Grunde stets zu den Fasttagen in Rio Hacha, wo sie dann die getödteten Stiere erstehen. Zum gewöhnlichen Leben essen sie Fischblasen, Muscheln, Igel, Krebse, Schildkröten und andere Meeresthiere. Von jagdbaren Thieren verzehren sie Rehe, Gürtelthiere, Landschildkröten und vieles andere, obwohl sie für täglich meist von Vegetabilien, Yuca, trockenen Wurzeln und Früchten des Caracoli, Guaymaro, Cacahnito 2c. leben.

Die Häuptlinge schlafen in Hängematten, die sie in die Bäume hängen, die übrigen ausgestreckt auf der Erde und ebenso die Frauen, ohne jede Unterlage oder Decke, außer ihren baumwollenen Mänteln.

Jeder Indianer nimmt so viele Frauen, als er ernähren kann, und auch darin unterscheidet sich der Reiche von dem Armen; im übrigen leben sie alle in völliger Gemeinschaft, ohne jede Bedenklichkeit, und auch die Eifersucht hindert sie daran nicht. Sie schlafen ziemlich wenig, denn Nachts pflegen sie gerade viel zu essen; niemals aber lassen sie den „Poporo“ und den „Hayo“ aus der Hand, woher sie denn auch stets schwarze Zähne haben, wegen der Wirkungen des Kalks und des schleimigen Saftes der Coca. Und da sie sehr dunkele Haut von der Farbe des Achates haben, eine sehr hohe Gestalt und sehr starke Gliedmaßen besitzen, so gewähren sie einen wilden Anblick. Der Wahrhaftigkeit befleißigen sich diese Indianer nicht, namentlich nicht im Verkehr mit den Spaniern; denn es macht ihnen Vergnügen, diese zu betrügen, und wenn sie uns mit irgend einer traurigen Nachricht in Schrecken setzen können, so thun sie es gewiß. Sie sind der spanischen Nation so feindlich gesinnt, daß, wenn ein Goagiro-Indianer beim Hüten des Viehes oder der Pferde auf der Weide einen Spanier vorbeireiten sieht, er auf das Genaueste die Spuren und Fährten prüft, rasch ein Pferd besteigt, um im gestreckten Galopp nach dem nächsten Rancho zu eilen, und die Bewohner mit dem Rufe: „Ein Weißer kommt vorbei, seine Spur ist schon da!“ warnt. Er theilt mit, welchen Weg der Spanier nimmt, und im selben Augenblick reiten vier oder sechs Faullenzer ab, um die Kunde in den benachbarten Ansiedlungen zu verbreiten. Wenn dann der Arme sich besonders sicher glaubt, so findet er sich von fünfzig oder mehr Goagiros belästigt, welche von ihm Tribut verlangen, und wenn er nichts hat, um sie zu befriedigen, so wird ihm übel mitgespielt, denn in der That haben sie auf diese Art eine Reihe von Spaniern getödtet.

Auch unter den Barbaren giebt es Unterhaltungen und eine derselben ist das Ballspiel, wobei sie sich im Gebrauch der Pfeile üben, ebenso wie unter den Spaniern die Jagd eine Vorschule des Krieges ist. Aus den Testikeln eines Hirsches machen sie ihren Ball, den sie mit Baumwolle füllen. Dann werfen sie ihn in die Luft und einige zehn oder zwanzig Guagiros, jeder mit seinem Bogen bewaffnet, lauern dann und schießen mit Pfeilen auf den Ball, der durch die Gewalt des stoßenden Pfeiles im Moment des Hinabfallens wieder aufwärts in die Luft gerissen wird. Ein zweiter schießt dann seinerseits und während die übrigen zur Feier des Tages tanzen, schießt immer einer nach dem anderen nach dem Balle, wobei sie es zuweilen fertig bringen, daß der Ball zwei bis drei Stunden in der Luft bleibt, wodurch sie sich natürlich vorzüglich auf den Kriegsfall vorbereiten.

Wer nicht schießfähig ist, darf in den Kreis nicht eintreten, bis er durch privaten Unterricht so weit gebracht ist, concurriren zu können.

Die Guagiros treiben einen merkwürdigen Mißbrauch mit ihren jungfräulichen Mädchen, ohne daß bisher hätte nachgewiesen werden können, daß dieser Brauch einen anderen Zweck hätte, als irgend eine andere unvernünftige Sitte, und man wundert sich nur, daß auch die Hebräer die Gewohnheit haben, ihre Jungfrauen einige Tage einzuschließen, wenn die Herabkunft des Messias bevorsteht.

Der Brauch der Guagiros ist der folgende: Sobald die erste Menstruation bei einer jungen Guagira eintritt, baut der Vater eine kleine Strohhütte, in der sie das Mädchen eingeschlossen erhalten, so daß weder Sonne, Mond, Wasser, Luft noch Thau an sie gelangen können. Das nennen sie „in der Cuyma sein“. So bleiben sie 15 Tage hindurch, ohne daß ihnen etwas anderes erlaubt wird, als Wasser und Feuer, was also ein wahres Fasten ist, aus dem sie nach dem Urtheil von Augenzeugen am 16. Tage so dünn, weiß und durchsichtig herauskommen sollen, wie ein feines Stück Papier, bis sie endlich wieder infolge besseren Essens zu Kräften gelangen und die Hautfarbe durch den Sonnenbrand, andere Unzuträglichkeiten und allerlei Plagen jener Küste wieder dunkler wird. Wenn während der Einschließung nach dem Mädchen gefragt wird, so antwortet man: Sie ist in der Cuyma, womit sich jeder beruhigt; fragt aber ihr Bewerber, so weiß er damit, daß sie heirathsfähig geworden ist, und beginnt, Festlichkeiten vorzubereiten.

Unter den Guagiros beerbt nicht der Sohn den Vater, weil der Argwohn vor den Weibern sie veranlaßt, ihr eigenes Geschlecht zurückzusetzen. Und so wird die Ordnung der Natur umgestoßen, indem der Neffe als berechtigter Erbe gilt, und zwar der Sohn der Schwester, jedoch nicht der Sohn des Bruders. Endlich erbt der Sohn der Schwester nicht nur das Gut seines Onkels, sondern auch dessen Weiber, und zwar unter so unverletzlicher Verpflichtung, daß, wenn er sie nicht erhalten kann, einige vorher verschenkt werden müssen, wogegen dieselben sich nicht erheben dürfen, sondern sich dem Gesetz zu unterwerfen haben. Hat er die Fauen aber einmal übernommen, so kann er sie nicht mehr zurückweisen. Wenn ein Guagiro zu seinem Glücke oder durch die Vorsehung veranlaßt im christlichen Glauben stirbt, und seine Habseligkeiten seinen Söhnen hinterläßt, so reichen die Neffen, welche hoffen die Erbschaft zu bekommen, eine Klage bei dem Häuptling ein. Dieser unterrichtet sich dann bei den Bewohnern der Dörfer, den Geistlichen, unter welchen Umständen der Verstorbene dahingeschieden sei, und wenn er findet, daß der katholische Ritus dabei angewendet worden ist, so beschließt der Häuptling, daß er wie ein Weißer gestorben sei und die Söhne daher das Erbrecht hätten, worauf dann die Neffen von der Erbschaft lassen. Ist es aber sicher, daß der Indianer trotz aller Bemühungen der Missionäre in seinem Aberglauben

verschieden ist, so übergiebt der Häuptling die Erbschaft den Neffen, so daß die Söhne enterbt werden. Die Leichenfeierlichkeiten eines in dem heidnischen Glauben Gestorbenen werden je nach der Kaste, der der Todte angehörte, verschieden abgehalten. Sie haben die Kasten Guacamaya (die bedeutendste), Pají, Guacharaca, Mono, Machin, Gallinazo, die also meist nach Vögeln benannt sind. Die Leichenfeierlichkeiten beschränken sich auf Tanzen, Trinken, Essen und Klagen; hat der Angehörige des Todten keine Mittel zur Ausrüstung des Leichenschmauses, so bettelt er sich den nöthigen Betrag zusammen.

Wenn ein Spanier einem Guagiro etwas schenkt, etwa ein Perlenhalsband, einen Mantel, Zwirn oder ein Messer, um ihn sich für das Perlenfischen geneigt zu machen, und der Indianer sagt: „Mein Herz ist zufrieden", so ist dies ein Zeichen, daß er sich über das Geschenk gefreut hat, und man kann dann eine Gegengabe erwarten. Sagt der Guagiro aber nichts, so hat er keinen Gefallen daran gefunden und die Gabe ist aus dem Fenster geworfen.

Viele andere Sitten der Guagiros sind allzu obscön, als daß sie beschrieben werden könnten.

Die Indianerinnen baden nach der Geburt kalt, schlagen die Nabelschnur mit einem Steine ab und stellen ihre Kohlenbecken unter die Hängematten, wie die anderen Indianer. Die Indianerinnen vom Dorfe Menores befolgen in jeder Beziehung diese Einrichtungen, doch hat es den Missionären keine geringe Mühe gekostet, ihnen beizubringen, daß sie nur eine Frau nehmen sollen, denn in Bezug auf die christliche Lehre sagen die Guagiros: „Mein Kopf ist hart wie ein Stück Holz, es ist besser, die Kinder zu unterrichten, deren Kopf noch weich ist." In dieser Beziehung haben die Geistlichen die unsagbarsten Beschwerden mit ihnen, indem sie von ihnen beschimpft werden. Denn die Guagiros sagen: „Der Kapuziner ist das Gegentheil vom Guagiro. Der Guagiro hat das Gesicht glatt und den Kopf voll Haar, der Kapuziner hat das Gesicht voll Haar und den Kopf glatt." In diesem Dorfe leben ein Sergeantmajor und ein Häuptling des ganzen Stammes, der von dem Gouverneur von Santa Marta ernannt und aus dem Geschlecht des Indianers Salguero genommen wird, den alle fürchteten. Aber die Indianer, welche an der Küste leben, versagen in ihrem Stolz und Hochmuth oft den Gehorsam und liegen unaufhörlich in Fehde unter einander.

An jener Küste, besonders in der Nähe des Rio Soeni, giebt es einen Berg, der infolge seiner Buckelform der Bucklige (Corcovado) heißt und die dort lebenden Guagiros haben denselben Namen, Corcovados, erhalten, weil auch sie sich der Natur des Landes in der Weise anpassen, daß sie ebenfalls Buckel haben, ja auch die Hausthiere sollen dort bucklig sein. Die Corcovados haben derartige Feindseligkeit gegen die christliche Lehre gezeigt, daß diese in der That besser ihren Hausthieren hätte gepredigt werden können.

Ihnen benachbart leben die **Cocinas**, welche auch Tirnados heißen (die Rußigen), weil sie ihren Körper mit dem Oele einer Jagua genannten Frucht einreiben. Sie sind noch barbarischer als die übrigen, sehr wenig umgänglich, äußerst jähzornig und stolz. Ihre Sitten sind von Niemandem bisher bekannt gemacht worden, doch werden sie ähnlich denen der Guagiros sein, da sie mit diesen völlig übereinstimmen.

So weit Don Nicolas de la Rosa.

Den Rest seiner Ausführungen über die Indianer wollen wir hier nicht mehr übersetzen, da er nur vage Spekulationen über die Herkunft und Abstammung der Indianer enthält, die von Japhet, den Juden, Carthagern und anderen hergeleitet werden.

Zweck dieses Aufsatzes war nur, die alten Angaben dieses augenscheinlich zuverlässigen Schriftstellers größeren Kreisen zugänglich zu machen; denn daß seine Angaben über die Arhuacos zuverlässig sind, kann ich aus eigener Anschauung bestätigen, und es liegt kein Grund vor, in Bezug auf seine Beobachtungen über die übrigen Indianer anders zu urtheilen.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Alphonse Aubry erstattet in dem „Bulletin" der Pariser geographischen Gesellschaft (1887, p. 439 ff.) einen ausführlichen Bericht über die Forschungen, die er in den Jahren 1883 bis 1885 im Gebiete des Königreiches Schoa und in den Gallaländern angestellt hat. Die Hauptpunkte, die seine Expedition berührt hat, sind Obock, Tadschura, Lac Assal, Kondili, Ankober, Antotto, Dandy, Saka und Bonga. Ankober liegt 2600, Antotto 2890 und Dandy 2570 m hoch. Dann senkt sich das Terrain bis circa 1500 m, um gegen Saka hin nochmals stark anzusteigen. Die Strecke bis zur Grenze von Schoa ist wüst und durch die räuberischen Danakils und Somalis zugleich auch sehr unsicher. Jenseits des Awache-Flusses, wo der Boden rasch ansteigt, und wo Schoa beginnt, kommt man aber plötzlich in eine außerordentlich reiche Gegend, in der geordnete Zustände herrschen. „Hohe Gebirge, die von unermeßlichen Waldungen und von einer üppigen Vegetation bedeckt sind; zahlreiche Ströme mit Wasserfällen, an denen sich grüne Wiesen, Baumwoll-, Mais-, Durrah-, Tief-, Weizen-, Gerste-, Bohnen- und Erbsenfelder hinziehen; buntfarbige Vögel, die den grünen Teppich beleben; ein Frühling, der ewig dauert." So und ähnlich lautet die Schilderung davon, und zugleich spricht der Reisende die Hoffnung aus, daß es der französischen Kolonialpolitik gelingen werde, bald eine sichere Handelsstraße von Obock aus in dieses herrliche Land zu gewinnen.

Bücherschau.

— Karl Wilhelm Schmidt, Zansibar. Leipzig 1888. F. A. Brockhaus. — Zansibar ist uns zwar schon seit Von der Decken ein anziehendes Thema gewesen, aber nachdem es unser afrikanischer Nachbarstaat geworden ist, haben wir ihm wohl oder übel ein noch aufmerksameres Auge zuwenden müssen. Die gewandte, fesselnde und geistvolle Schilderung, die der Verfasser davon entwirft, wird also ohne Zweifel eine große Zahl dankbarer Leser finden. Auf den Inhalt des Buches gedenken wir gelegentlich in etwas ausführlicherer Weise einzugehen.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII.



№ 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Die Weltkarte des Castorius (die sog. Peutinger'sche Tafel).

Von Dr. A. Oppel.

Unter den uns erhalten gebliebenen, auf die Geographie bezüglichen Denkmäler des klassischen Alterthums nimmt die bisher unter dem Namen der „Tabula Peutingeriana" angeführte kartenähnliche Darstellung des römischen Weltreichs und einiger Nachbargebiete, wenn nicht die erste, so doch eine höchst hervorragende und jedenfalls durchaus eigenartige Stellung ein. Zwar kann sie, im vollsten Sinne des Wortes, nicht als ein Original bezeichnet werden, denn dieses selbst ist verloren gegangen, und wir besitzen nur eine einzige, theilweise verstümmelte Abschrift, welche wahrscheinlich aus dem elften oder zwölften Jahrhundert herrührt und sich gegenwärtig in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, als einer deren werthvollsten Schätze, befindet. Wesen und Geschichte dieser für die alte Geographie hochwichtigen Urkunde sind so anziehend und merkwürdig, daß wir es uns nicht versagen können, an dieser Stelle etwas näher darauf einzugehen. Die nächste Veranlassung dazu gab der Umstand, daß vor Kurzem ein Facsimile [1] der Tafel nebst einleitendem Texte erschienen ist. Zugleich benutzen wir die Gelegenheit, einmal um diese wohlgelungene und wohlfeile Ausgabe allen Betheiligten aufs Wärmste zu empfehlen, sodann um der Verlagshandlung und dem Herausgeber für ihre Leistung die verdiente Anerkennung auszusprechen, insbesondere dem letzteren, der es sich hat angelegen sein lassen, den ganzen Stoff mit aller Sorgfalt durchzuarbeiten und alle wesentlichen Gesichtspunkte in ausführlicher und sachlicher Weise zu erörtern; ihm gebührt unter anderem auch das Verdienst, den oben angeführten Namen des Verfassers der Tafel wenn auch nicht zuerst gefunden, so doch dessen Berechtigung nachgewiesen zu haben. Miller's Aufstellungen und Erörterungen sind es, die in den Hauptzügen, jedoch in anderer Anordnung, wiedergegeben werden sollen.

Woher kommt der Name „Peutinger'sche Tafel?" wird man fragen. Durch einen Zufall heißt sie so, lautet die Antwort. Der erste nachweisliche Besitzer war nämlich nicht der Augsburger Rathsschreiber Konrad Peutinger (1465 bis 1547), sondern dessen Freund und Zeitgenosse Konrad Celtes (1459 bis 1508). Dieser, bekannt als Humanist und Bibliothekar Maximilian's I., hatte das merkwürdige Werk auf einer seiner zahlreichen Reisen, die er im Auftrage seines Herrn zum Zwecke der Aufsuchung wichtiger Schriftwerke unternahm, gefunden: wo? läßt sich mit Bestimmtheit nicht feststellen. Fünf Orte nämlich werden dafür genannt, daß sich in ihren Bibliotheken der kostbare Schatz befunden habe; diese sind Worms, Speyer, Colmar, Tegernsee und Basel, und unter ihnen scheint Colmar die meiste Anwartschaft auf das ursprüngliche Besitzrecht zu haben. Auch die Art, wie Celtes die in ihrer Art einzige Handschrift erwarb, ist nicht aufgeklärt; keinesfalls liegt Grund zu der von mehreren Seiten erhobenen Anschuldigung vor, daß er das Werk seinem Auftraggeber in unrechtmäßiger Weise vorenthalten habe. Genug, Celtes brachte das „Itinerarium

[1]) Weltkarte des Castorius, genannt die Peutinger'sche Tafel, in den Farben des Originals herausgegeben und eingeleitet von Dr. Konrad Miller, Professor am Realgymnasium in Stuttgart. Ravensburg, Otto Maier, 1888. 6 Mark.

Antonini", wie er die Karte nennt, bei Gelegenheit eines Besuches, den er K. Peutinger abstattete, mit und ließ sie bei demselben zurück, was wahrscheinlich im Jahre 1507 geschah. Kurz vor seinem Tode (1508) vermachte Celtes das Intinerar letztwillig seinem Freunde, mit dem Ersuchen, dasselbe herauszugeben und dann einer öffentlichen Bibliothek zu überweisen. K. Peutinger fing auch an, das erstere zu thun, insofern er den Versuch machte, eine Abschrift der Tafel herzustellen; (diese Proben sind im Jahre 1591 von M. Welser, seit 1600 Bürgermeister von Augsburg, veröffentlicht worden), aber in der That kam es weder zur Herausgabe noch zur Ueberweisung an eine Bibliothek. Vielmehr gerieth die Tafel in völlige Vergessenheit, bis der eben erwähnte M. Welser zuerst jene Abschriftversuche Peutinger's und nach längerem Suchen das Original selbst, wie es scheint im Jahre 1594 oder 1595, unter nachgelassenen Sachen auffand. Welser ließ nun sofort durch einen gewissen Johannes Moller eine Kopie der Karte herstellen, die er dem derzeit berühmten Geographen Ortelius in Antwerpen übersandte. Hier erschien auch die erste Ausgabe im Jahre 1598; dieselbe hat dadurch einen ganz besonderen Werth, daß durch sie allein zahlreiche Namen, die unterdeß im Original unleserlich geworden sind, erhalten worden sind.

Wie man sieht, ist also die Bezeichnung „Peutinger'sche Tafel" rein zufällig, ja sie besteht fast mit Unrecht; eher hätte das Werk den Namen des Celtes empfangen sollen. Doch daran ist nichts mehr zu ändern. Das Original selbst blieb merkwürdigerweise neben der ersten Ausgabe unbeachtet, bis der Augsburger Rathsherr Jacob Sulzer die Aufmerksamkeit der Gelehrten darauf lenkte. Dieses selbst befand sich damals im Besitze eines Nachkommen K. Peutinger's, des Stiftsdekan Ignaz Desiderius Peutinger in Ellwangen. Dieser verkaufte das werthvolle Werk an den Buchhändler Paul Küz (Kuzius). Nach dessen Tode boten es die Erben zum öffentlichen Verkaufe aus, wobei sie einen möglichst hohen Preis herauszuschlagen suchten. Mehrere Fürsten und einige Städte traten deshalb in Verbindung mit den derzeitigen Inhabern, die schließlich mit dem berühmten Prinzen Eugen von Savoyen handelseinig wurden: um 100 Dukaten wurde die Tabula im Jahre 1720 sein Eigenthum und bildete fortan einen der kostbarsten Bestandtheile der an seltenen Werken reichen Bibliothek des großen Feldherrn; unter anderen befand sich darin der Atlas von J. Bleau, der einen Kaufwerth von 30 000 Thalern gehabt haben soll.

Nach Eugen's Tode trat dessen Erbin, Victoria von Savoyen, die 15000 Druckwerke, 237 seltene Handschriften und 290 Bände mit Kupferstichen umfassende Sammlung gegen eine bis zu ihrem Tode zu zahlende Rente von 10000 Gulden an den Kaiser Karl VI. ab, dessen Bibliothek somit auch die Peutinger'sche Tafel einverleibt wurde. Dies geschah im Jahre 1738. Seitdem wurden mehrere Ausgaben und Nachbildungen veröffentlicht, unter denen besonders diejenigen von Scheyb (1753), Mannert (1824) und Desjardins (1869 bis 1874) genannt werden mögen. Das Original konnte selbst trotz aller Sorgfalt vor theilweiser Zerstörung durch den „Zahn der Zeit" nicht bewahrt bleiben. Wie sich durch Vergleich mit der ersten und der Scheyb'schen Ausgabe ergiebt, sind einerseits an den Rändern viele Stücke abgebröckelt und im Innern einzelne Risse entstanden, andererseits — und das ist am meisten zu beklagen — zahlreiche Namen von Meeren, Seen und Inseln verschwunden oder unleserlich geworden; die Schuld an letzterem Umstande trägt die für die Darstellung der Gewässer verwendete Kupferfarbe.

Wie hat man sich nun die berühmte Tabula vorzustellen? wer hat sie verfaßt? wann ist dies geschehen? welcher Quellen hat sich der Urheber bedient und zu welchem Zwecke hat er die mühsame Arbeit ausgeführt? Das sind Fragen, die in Folgendem Beantwortung finden sollen.

Sprechen wir zuerst von der äußeren Erscheinung! In dieser Beziehung hat man sich 11 Pergamentblätter zu denken, welche im Durchschnitt 34 cm hoch sind; an einander gelegt, bilden sie einen Streifen von 6,8 m. Ursprünglich bestand aller Wahrscheinlichkeit nach die Tafel aus 12 Blättern, deren erstes verloren gegangen ist; es fehlte schon im Jahre 1507. Auf dem erwähnten Streifen war nun das ganze römische Reich dargestellt, außerdem einige Nachbargebiete desselben sowie das persische Reich. Infolge des eben genannten Verlustes aber beginnt das Werk erst mit dem (heutigen) Meridian von Bordeaux, so daß die ganze spanische Halbinsel fehlt; im Osten führt es bis an den Ganges. Entsprechend der damaligen Weltanschauung befindet sich an sämmtlichen Rändern der Ocean, der, wie auch die Binnenmeere, die Meerestheile und die Flüsse, mit kupfergrüner Farbe dargestellt ist. Von dieser heben sich die Landmassen, durch einen gelben Ton bezeichnet, sehr gut ab, aber wegen der fast gleichen Höhe der einzelnen Blätter sind ihre Umrisse, im Vergleich zu unseren Karten, verwischt, verschoben und verzerrt, ihre Richtungen und Dimensionen, entsprechend dem räumlichen Bedürfniß, umgestaltet: die Halbinsel Italien z. B. erstreckt sich in gerader Richtung von Westen nach Osten, ebenso das Adriatische Meer; die Balkanhalbinsel ist fast zu einem Rechteck zusammengequetscht; das Mittelländische Meer zeigt fast überall dieselbe Breite und dergleichen mehr. Daß demgemäß auch die Flußläufe der Wirklichkeit nicht entsprechen können, bedarf weiter keiner Erörterung. Mit der Bemerkung, daß die eingezeichneten Gebirge den Eindruck von an einander gereihten Maulwurfshügeln machen und bald in schwarzer, bald in röthlicher, gelber und rothbrauner Schattirung wiedergegeben sind, hätten wir die physischen Hauptzüge der Tafel erwähnt. Die Namen für die vorkommenden Völker, Länder und Provinzen, sind theils mit rother, theils schwarzer Schrift, eingetragen.

Wir kommen nun zu dem eigentlichen Inhalte, nämlich zu den Ortschaften und den Verkehrswegen. Zur Bezeichnung der ersteren sind nicht, wie es auf unseren Karten geschieht, Kreise oder Sterne 2c. gewählt, sondern der Verfasser hat sich zu diesem Zwecke die Mühe gegeben, Häuser, Thürme und Gehöfte von verschiedener Größe und mannichfacher Färbung einzutragen; die Binnenhöfe sind durch lichtes Blau hervorgehoben; für die Bedachung z. B. verwendete er mit Vorliebe Braunroth. Drei Städte: Rom, Konstantinopel und Antiochia aber sind durch farbige Bilder vor allen anderen ausgezeichnet, weil sie eben zur Zeit der Abfassung der Tafel die Hauptstädte des römischen Weltreichs waren. Die Verkehrswege endlich sind durch rothe, gerade, aber in scharfen Winkeln gebrochene Linien zur Darstellung gebracht und diesen entlang die Entfernungen in römischen Meilen angegeben.

In solcher Gestalt tritt uns die Tabula gegenwärtig entgegen. Ob diese dem eigentlichen Original völlig entspricht, ob der Abschreiber seine Vorlage mehr oder weniger ungenau wieder gegeben, was er verändert hat, das wird sich bis ins Einzelne niemals feststellen lassen, weil eben die ursprüngliche Arbeit unwiderbringlich verloren und die Wiener Abschrift die einzig vorhandene ist. Dafür, daß diese, nicht im dreizehnten Jahrhundert, wie einige Gelehrte wollen, sondern im elften oder spätestens in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts hergestellt ist, giebt Professor Miller mehrere Gründe an, auf die wir hier nicht weiter eingehen wollen. Jedenfalls macht die Schrift von Anfang bis zu Ende einen einheitlichen Eindruck, der dadurch nicht geschmälert wird, daß

sich an manchen Stellen die Hand eines Correctors einmischt. Leider vermag man nicht mehr zu ermitteln, ob der Abschreiber das jetzt verlorene erste Blatt vor sich gehabt hat. Man kann nur so viel sagen, daß dieses im 7. Jahrhundert noch vorhanden war. Um die Mitte dieses Jahrhunderts nämlich arbeitete in Ravenna ein Gelehrter, bekannt unter der Bezeichnung „Anonymus Ravennas", unter Benutzung verschiedener Quellen eine Erdbeschreibung aus und dabei hatte er offenbar die ganze Tafel vor sich. Da nun der Ravennate als Verfasser derselben nicht weniger als 36 Mal einen gewissen Castorius nennt und da die betreffenden Entlehnungen in der Kosmographie des Anonymus mit den entsprechenden Stellen der Tabula im Wesentlichen übereinstimmen, so erscheint Professor Miller's Schluß, daß eben dieser Castorius auch wirklich die sogenannte Peutinger'sche Tafel hergestellt habe, durchaus zuläßig. Daher ist es auch nicht mehr als recht und billig, daß fortan sein Name mit seinem Werke in unmittelbare Verbindung gebracht werde und daß man in Zukunft nur von der „Tafel des Castorius" spricht. Miller schlägt zwar die Benennung „Weltkarte" vor, aber wir finden diesen Ausdruck schon deshalb nicht für zutreffend, weil das Werk nicht die ganze damals bekannte Welt umfaßt. Zudem zeigt Miller selbst auf das Ueberzeugendste, daß Castorius nicht eine Weltkarte in dem damaligen Sinne des Wortes verfassen wollte, sondern das Ziel verfolgte, in erster Linie eine übersichtliche Darstellung der wichtigsten Verkehrslinien, zunächst im römischen Reiche, zu geben. Diesem Zwecke entspricht eben auch das gewählte Format und manches andere. Was übrigens die Verfasserfrage anbelangt, so ist der oben mitgetheilte Schluß schon einmal gezogen worden. Der niederländische Gelehrte Wesseling macht nämlich in einer seiner Abhandlungen (1738) die Bemerkung, der Verfasser der Historia naturalis Provinciae Narbonensis habe bewiesen, daß „Castorius, von dem der Ravennas Anonymus nicht Weniges entlehnt habe, der Verfasser der Peutinger'schen Tafel gewesen sei".

Ist nun somit Castorius schließlich in sein Recht eingesetzt, so muß man bedauern, daß man von ihm nichts weiter als den Namen weiß. Wer er war? wo und wie lange er lebte? diese und andere Fragen vermag man zur Zeit nicht zu beantworten. Nur so viel läßt sich feststellen, daß ein Geschlecht dieses Namens in Rom vorhanden war; so wird ein Castorius martyr als Zeitgenosse des Diocletian erwähnt, ein anderer war Diakon unter Gregor dem Großen, ein dritter starb im Jahre 420 als Bischof von Apt.

Etwas günstiger steht es mit der Möglichkeit, die Abfassungszeit der Tafel festzustellen, weil diese selbst einige Handhaben dazu bietet. Wir möchten davon aber nur das Folgende hervorheben. Wie schon erwähnt, sind die drei Städte Rom, Konstantinopel und Antiochia in so entschiedener Weise durch symbolische Bilder ausgezeichnet, daß man nicht umhin kann, in ihnen die damaligen Hauptstädte des römischen Reiches anzuerkennen. Auf solcher Grundlage läßt sich nun eine weitere Schlußfolgerung um so besser aufbauen, als der Inhalt der drei Bilder bestimmte Fingerzeige giebt. Dasjenige für Rom stellt nämlich einen auf dem Throne sitzenden Herrscher dar; dieser hat die Krone auf dem Haupte, Scepter und Weltkugel in den Händen, den Schild hinter sich zur Linken ruhend; rechts zur Seite steht die Basilica ad sanctum Petrum, von Konstantin dem Großen im Jahre 324 erbaut, wegen ihrer Größe und Pracht von den Zeitgenossen allgemein bewundert. Das Bild will also sagen, daß der Herrscher in Frieden regiert und der christlichen Lehre orthodoxer Richtung zugethan ist. Wenden wir uns nach Konstantinopel, so erblicken wir da das Bild eines Feldherrn, welcher, den buschigen Helm auf dem Haupte, die Linke auf den Schild stützt, hinter dem sich die Lanze befindet, während er die Rechte ausstreckt; die ganze Haltung des Mannes macht den Eindruck der Frische und Thatbereitschaft. Rechts neben dem Feldherrn steht eine Säule, höchst wahrscheinlich dieselbe, welche Konstantin aufstellen und zur Feier seines 25 jährigen Regierungsjubiläums im Jahre 331 mit einer Statue schmücken ließ. Der Sinn des ganzen Bildes läßt sich ohne Schwierigkeit dahin deuten, daß der auf dem Throne sitzende Feldherr, durch Hinweisen mit seiner Rechten auf die Konstantinsäule, Anspruch auf das Erbe des ersten christlichen Kaisers erhebt und bereit ist, sein Recht mit den Waffen zu erlangen. Was endlich Antiochia anbetrifft, so bemerken wir da einen auf reichem Thronsessel sitzenden Herrscher, der, das Haupt mit der Krone und dem für den Orient damals üblichen Nimbus geziert, in der Rechten die Lanze führt, während sich seine Linke auf das Haupt eines Flußgenius stützt, welcher aus einem Schöpfgefäß Wasser auf einen langen Aquäduct gießt. Rechts von dem Herrscher aber befindet sich ein von Bäumen umgebener Tempel, offenbar derselbe, den Antiochus Epiphanes gegründet, Julian aber neu hergestellt und in herrlicher Weise ausgeschmückt hatte. Das Hauptbild für Antiochia will ohne Zweifel besagen, daß der betreffende Herrscher halb in Krieg, halb in Frieden lebt.

Nun fragt es sich, für welche Zeit der Inhalt der eben erläuterten drei Bilder mit den geschichtlichen Ereignissen zusammentrifft? Die Antwort lautet, daß dieses nur für die Jahre 365 und 366 der Fall sein kann, denn nur in diesem Zeitraume gab es zwei Kaiser und einen Thronbewerber, deren Hauptstädte Rom, Antiochia und Konstantinopel waren. In Rom nämlich hat als Herrscher des Abendlandes, Valentinian I. (364 bis 375) seinen Sitz; Antiochien aber ist die bevorzugte Residenz des morgenländischen Kaisers Valens (364 bis 378), in Konstantinopel endlich finden wir vom September 365 bis zum Mai 366 den Prokop, ein Geschwisterkind Julian's, als Gegenkaiser, der sich um das Erbe des Konstantin bewarb und sich in Konstantinopel im September 365 als Kaiser anerkennen ließ. Es kam daher zum Kriege zwischen Valens und Prokop; letzterer aber, in der Schlacht bei Nacolea verrathen und besiegt, wurde im Mai 366 auf Befehl seines Besiegers in grausamster Weise hingerichtet.

Wenn sich also die eigenen Fingerzeige der Tafel des Castorius in ungezwungener Weise dahin erklären lassen, daß dieselbe um das Jahr 365 abgefaßt sei, so bleiben an der Richtigkeit einer solchen Auffassung nur wenige und unwesentliche Zweifelspunkte übrig. Beispielsweise könnte man deshalb Bedenken hegen, weil Prokop nach nur achtmonatlicher Regierung beseitigt wurde und der Verfasser wohl Ursache haben konnte, eine so vereinzelte Thatsache, wie die Herrschaft des Prokop, in sein mühevolles und zeitraubendes Werk aufzunehmen, beziehungsweise als Grundlage der politischen Verhältnisse hinzustellen. Indeß vermögen Einwände solcher Art die Beweiskraft der obigen Kombination zwar in etwas einzuschränken, so doch keinesfalls aufzuheben, zumal auch noch andere Gründe, wie die damaligen Grenzen und die Eintheilung der Provinzen des römischen Reiches, die Sprache und die Schreibweise der Namen, zu einem ähnlichen Ergebniß führen.

Ein weiteres Interesse knüpft sich an die Nachforschung nach den Quellen, welchen Castorius bei der Zusammenstellung seiner eigenthümlichen Tafel gefolgt ist. In dieser Hinsicht wäre es nun scheinbar das nächstliegende, anzunehmen, daß der Verfasser die Resultate der Vermessungen und Zählungen, welche unter J. Cäsar beziehungsweise unter Augustus im römischen Reiche stattgefunden hatten, seiner Arbeit zu Grunde gelegt habe. Indeß läßt sich für

eine solche Auffassung kein Beweis führen. Jene Vermessungs- und Zählungsresultate waren nämlich von Agrippa zu einer Karte und zu einem beschreibenden Werke verarbeitet worden; beide sind aber verloren gegangen; wir wissen daher von dem Inhalt der Karte, die einst auf dem Marsfelde im Porticus Pollae aufgestellt war, äußerst wenig; etwas mehr ist über das Werk bekannt, da sich einige Bruchstücke bei Plinius und anderen Schriftstellern erhalten haben. Diese dürftigen Reste aber geben keinen genügenden Anlaß zu der Meinung, daß Castorius die Arbeiten des Agrippa benutzt habe. Vielmehr scheint es, daß der erstere seine Angaben aus wirklichen Itinerarien zusammengestellt habe, bei deren Sammlung ihm möglicher Weise öffentliche Quellen sowie die Unterstützung der römischen Beamten zu Gebote standen.

Kommen wir schließlich zu dem Zwecke der Tafel, so ist Professor Miller der festen Ueberzeugung, daß es nicht in der Absicht des Castorius liegen konnte, eine wirkliche Karte im gewöhnlichen Sinne des Wortes zusammenzustellen, sondern er wollte eine handliche Uebersicht der wichtigsten Verkehrswege und Orte im römischen Reiche und dessen Nachbargebieten herstellen. Vom Standpunkte einer solchen Auffaßung erklärt sich einerseits die mit der Anlage in Verbindung stehende Verzerrung der Umrisse der Länder und Meere, andererseits aber auch die secundäre Rolle, welche auf der Tafel die Angaben aus der physischen Geographie überhaupt spielen. Wir haben es also bei der Tafel zunächst nicht mit einem rein geographischen Werke zu thun, sondern vielmehr mit einer Art Postkarte. Eine solche aber durfte offenbar auf ein großes Publicum rechnen, denn sie vermochte nicht nur den militärischen und Civilbeamten die ersprießlichsten Dienste zu leisten, sondern konnte auch von allerhand Privatleuten, als Kaufleuten, Vergnügungsreisenden und Anderen, mit Nutzen verwendet werden. Allen diesen war es eben von Wichtigkeit, die Verkehrswege, die davon berührten Orte, sowie die dazwischen befindlichen Entfernungen zu kennen und gerade darüber hat Castorius die ausgiebigsten Mittheilungen gemacht.

Da also die Tafel weder ein officielles Actenstück ist noch von Haus aus wissenschaftlichen Zwecken dienen sollte, so ergiebt es sich fast wie von selbst, daß sie im Hinblick auf die Geographie der damaligen Zeit weder als durchaus vollständig noch als unbedingt glaubwürdig gelten kann. Beispielsweise enthält sie nicht alle viae publicae, die es in der zweiten Hälfte des vierten nachchristlichen Jahrhunderts gab; sodann fehlt es auch nicht an falschen Schreibungen und sachlichen Irrthümern. Aber trotz solcher Mängel ist der Inhalt, den uns Castorius mittheilt, immer noch großartig zu nennen, denn die Länge aller Verkehrswege, welche er angiebt, beträgt 68 651 römische Meilen; davon entfallen 26 675 auf Europa, 31 899 auf Asien und 7977 auf Afrika. Rechnet man dazu die verlorene erste Abtheilung, so dürften etwa 80 000 römische Meilen oder rund 120 000 Kilometer Verkehrslinien herauskommen. Vom Standpunkte der historischen Geographie aber muß man Höffelin unbedingt zustimmen, wenn er die sogenannten Tabula Peutingeriana die detaillirteste und allgemeinste Karte des Alterthums nennt.

Durch Thessalien.

(Mit zwei Abbildungen.)

IV.

Von Pharsalos wenden wir uns südwärts, nach Domoko, das ein gutes Pferd in vier Stunden erreichen kann. Zuerst windet sich der Pfad unterhalb der Akropolis zwischen Hügeln hindurch, dann durchquert er die südöstlichste Bucht der großen Ebene, die im allgemeinen eintönigen steppenhaften Charakter trägt, und die nur hier und da eine Weide- und Kulturfläche, oder ein türkisches Dörfchen enthält. Wir passiren Hadji-Hamar, das sich unser griechischer Führer zu betreten weigert. Draußen auf dem Lande verhalten sich die beiden Rassen eben noch mehr wie in den Städten wie Oel und Wasser zu einander: sich nicht mit einander vermischend, sich wechselseitig verachtend, und sich im Bazar nur mit einander berührend, um einander zu übervortheilen. Weiterhin kommen wir nach dem griechischen Dorfe Vrysia, wo mehrere starke Quellen aus dem Boden heraustreten, um alsbald einen wasserreichen Bach zu bilden, und wo sich die Landschaft zugleich auch viel mehr belebt. Der Bach hat sogar die Ehre, unter einer Brücke hinweg zu fließen, was sonst durchaus nicht landesüblich ist.

Zur Linken begleiten uns auf dem ganzen Wege bis über Vrysia hinaus die Chassidiarischen Berge, deren höchste Gipfel etwa 1150 m erreichen — dunkle, wildzerrissene Massen. Auf einem ihrer äußersten Vorsprünge stehen etwa mittweges zwischen Pharsalos und Domoko die Ruinen von Proërna, das in der alt-thessalischen Schlachtengeschichte vielfach genannt wird. Den Fuß bekleidet hier eine üppige Vegetation, inmitten deren wir mehrere Heerden weiden sehen. Nahe dabei berühren wir das neugriechische Gynaeko-Kastro — „Frauenburg“.

Nun dauert es nicht mehr lange, so erblicken wir in der Ferne auf einer stattlichen Vorhöhe des Othrys-Gebirges Domoko, oder Thaumaces, wie es die Alten nannten. Abermals geht es an einem Hügel vorbei, von dem eine verfallene Moschee, umgeben von weißen Grabsteinen und dunklen Cypressen, herunterschaut. Dann gelangen wir nach den Quellen des Domokitiko-Potami, deren reichliches Wasser das Thal an manchen Orten in einen Morast verwandelt hat. Dann geht es auf einem steilen Felsenpfade langsam aufwärts, und indem wir uns umblicken, genießen wir herrlichere und herrlichere Ausblicke in die Ferne. Schließlich liegt fast das ganze Thessalien, von dem Othrys bis zu dem Olymp und Ossa (S. Abbildung 1), und bis zu dem Pindus wie eine ungeheure Reliefkarte zu unseren Füßen, und bis gegen die „Hundsköpfe“ hin vermögen wir bei der wunderbaren Klarheit der Luft sogar fast alle Details darauf zu lesen. Die Ortschaften erscheinen als grüne Flecken inmitten der grauen Fläche, die Ströme winden sich als weiße Linien durch sie hindurch, und im äußersten Nordwesten heben sich aus der Pinduskette noch deutlich die Felsenmassen der Meteoren heraus. Die vollständigste Rundsicht hat man von der Südspitze des Bergrückens, auf dem Domoko liegt.

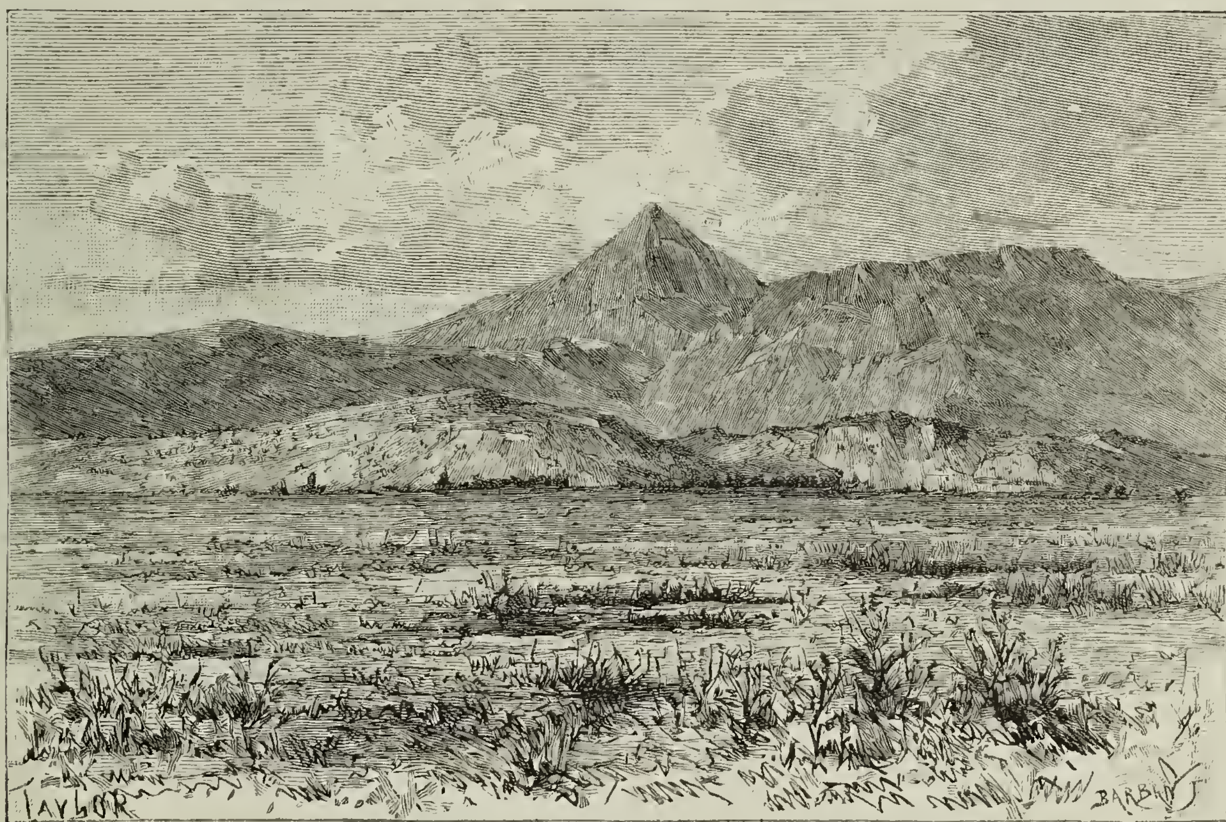
Die Agora des Ortes ist an den Markttagen, wenn die Landbevölkerung mit ihrer malerischen Tracht herauf kommt, ziemlich belebt (S. Abbildung 2). Von ihr aus

laufen die engen, mit Quadersteinen belegten Straßen nach den verschiedenen Richtungen abenteuerlich auf und ab. Etwas höher als das Griechenviertel, dessen Mittelpunkt die Agora bildet, liegt das Türkenviertel mit seinen weißen, von Baumgrün umrahmten Häusern. Das Baumaterial, aus dem die Wohnungen der Lebenden hergestellt worden sind, ist auch an diesem Orte in vielen Fällen Trümmermasse von antiken Bauwerken. Bei gewissen armseligen Häuschen möchte man fast von glänzenden Lumpen reden, mit denen dieselben in solcher Weise behangen sind. Die Vorväter erscheinen in Griechenland beinahe überall so groß, daß es den Nachkommen auch unter günstigeren Verhältnissen, als die obwaltenden gewesen sind, schwer fallen würde, als ihrer würdig zu erscheinen.

V.

Südlich von Domoko stürzt die Anhöhe, auf der die Stadt steht, beinahe ebenso steil ab wie nördlich, wenn auch nicht so tief, und ein Gebirgspfad führt uns hinab auf das Plateau von Daukly, auf dem sich von Fruchtgärten umgeben die schöne Wasserfläche des Nizero-Sees ausbreitet. Südlich davon aber ragt wieder eine graue Gebirgsmasse gen Himmel empor, und nur an einer Stelle öffnet sich darin eine senkrechte, schwarze Spalte. Es ist der Hauptkamm des Othrys-Gebirges und der Engpaß von Pharka, durch den der Weg hinüber führt nach Lamia und nach den Thermopylen. Bis vor kurzem belagerten noch Briganden diese Schlucht, mit dem einen Fuße in der Türkei und mit dem anderen in Griechenland stehend.

Wir verfolgen den Pfad am Fuße des Gebirges und gelangen durch ein paar Wildbäche hindurch, und danach allmählich aufsteigend zu den Hütten von Kaitsa. Die Ankunft von Fremdlingen in europäischer Kleidung ist für diesen verlorenen Ort seit Menschengedenken ein unerhörtes Ereigniß. Die Weiber eilen vor die Thür, sobald sie die Kunde von uns vernehmen, und schauen uns mit großen, dummen Augen verwundert an. Die Männer aber geben uns das Geleite, überhäufen uns mit Fragen und prügeln sich beinahe mit einander um die Ehre, uns Gastfreundschaft erweisen zu dürfen. Wir folgen dem Aeltesten. Da gerade griechisch-katholischer Fasttag ist, so ist die Abendmahlzeit, die uns dargeboten wird, allerdings ziemlich knapp; sie besteht nur aus Feigen, Reis und frischem Wasser, und wir können nicht umhin, sie durch eine Büchse Fleischkonserven zu vervollständigen. Das Nachtlager zu finden, verursacht aber keine große Schwierigkeiten. Die Schafe und Ziegen, die mit der Familie unseres Wirthes den einzigen Wohnraum theilen, werden nach rechts und links bei Seite getrieben, unsere Decken werden auf dem Ehrenplatze in der Mitte ausgebreitet, und rund herum lagern sich die Uebrigen auf den harten Fußboden.



Ossa.

Am nächsten Morgen steigen wir hinauf auf den Felsen, der die Hütten von Kaitsa überragt, und dort befinden wir uns angesichts einer weiteren altgriechischen Burgruine. Indem wir das Gemäuer sowie die herumliegenden Thonscheiben und Marmorbruchstücke betrachten, erhalten wir Gesellschaft in einem weißbärtigen griechischen Priester, der lebhaftes archäologisches Interesse an den Tag legt, und der es den Galatern noch heute nicht verzeihen will, daß sie den Apollo-Tempel zu Delphi zerstört haben.

Indem wir von Kaitsa aus am Fuße des Othrys weiter reiten, gelangen wir an das Südufer des Nizero-Sees, aus dem eine malerische Felseninsel emporragt. Auch diese letztere, die einfach „Nisi“ (νῆσος, Insel) heißt, ist von Ruinen gekrönt, und zwar rühren dieselben aller Wahrscheinlichkeit nach von dem alten Xyniae her. Die Vegetation entlang unserem Wege haucht starke Düfte aus.

Am Abend erreichen wir das Dorf Daukly, das gerade in einem kleinen Bürgerkriege begriffen zu sein scheint, und in dem die eine Hälfte der Bevölkerung die andere zu Gefangenen gemacht hat und mit geladenen Gewehren in einem Hofe bewacht. Wir Fremdlinge werden von den Siegern mit großem Argwohn empfangen, und es gelingt uns nur schwer, in dem Hause des Ortspriesters Quartier für die Nacht zu erhalten. Auch Daukly ist ein wahres Felsennest.

Sobald die ersten Strahlen der Morgensonne durch die Schluchten des Othrys in unser Gemach hineinfallen, machen wir uns wieder auf, und zwischen Tabakfeldern und Feigenbaum-Dickichten, über Haiden und durch die Schluchten

des Enipeus gelangen wir nach Avaritza. Die Bewohner dieses Städtchens fristen in ihrer Abgeschiedenheit von der Welt ein ziemlich ruhiges Dasein, und von den Revolutionen, die das übrige Land so oft heimgesucht haben, sind sie nur selten berührt worden. Höchstens widmete sich dieser und jener darunter seiner Zeit ein wenig dem Räuberhandwerk. Wir sind nicht sobald auf dem platanenbeschatteten Marktplatze von unserem Pferde abgestiegen, da eilen der Stadtkommandant — ein Unterofficier — und der Schullehrer auf uns zu, um uns willkommen zu heißen und uns die



Markt zu Domoko.

Sehenswürdigkeiten der Umgebung zu zeigen: in erster Linie wieder die wohlerhaltene Umfassungsmauer einer alten Akropolis — Meliteas —, und in zweiter Linie das Felsenkloster Hagia Trias, das heute inmitten dieser Mauer steht, und das der Landschaft rund umher Leben und Reiz verleiht. Die Klosterkapelle erhebt sich genau auf der Stelle eines altgriechischen Tempels, von dem noch vier schöne Marmorbänke übrig geblieben sind. In Gesellschaft des Lehrers und des Unterofficiers, sowie eines Mönches, der sich zu uns gesellt, nehmen wir hier, auf die Ketten des Othrys hinausschauend, ein durch guten Humor gewürztes, einfaches Mahl ein. (Schluß folgt.)

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

X.

(Mit fünf Abbildungen.)

Das Land in der großen Gabel, die der Pilcomayo mit dem Paraguay und dem Parana bildet, ist in mehrfacher Beziehung, vor allen Dingen aber in kolonialpolitischer Beziehung, eins der interessantesten in Südamerika. Sobald man sein Kartenbild anschaut, versteht man eigentlich nicht recht, wie dieses Land als „ein Land für sich" gelten kann, und wie es die Stätte eines selbständigen staatlichen Gemeinwesens geworden ist. Die großen Stromläufe, die es begrenzen und umfließen, scheinen es mit seinen gesammten Interessen einerseits an Brasilien und andererseits an Argentinien knüpfen zu wollen, und es sieht aus, als müsse es nothwendigerweise entweder von dem einen oder von dem anderen Reiche einen integrirenden Theil bilden.

Seiner Bodenbildung nach ist es in seiner weitaus

größeren Hälfte — östlich von dem Paraguay — genau dasselbe was Süd-Brasilien ist, ein mäßig erhobenes Tafelland, das von niederen „Cordilleras“ und „Cordilleritas“ durchzogen ist. Seine kleinere Hälfte nur — westlich von dem Strome — gehört dem Gran Chaco an, und wir dürfen bezüglich ihrer also auf das zurück verweisen, was wir in unserer letzten Skizze (S. 280 ff.) von dem argentinischen Chaco gesagt haben. Es ist eine Wildniß, die bis auf weiteres der Tummelplatz von „Indios bravos“ (Tobas, Lenguas) geblieben ist, ähnlich wie die Urwälder des tropischen Brasilien.

Die drei genannten Flüsse aber vereinigen sich an der Grenze des Landes zu einem einzigen Riesenstrome, der südwärts, gegen Buenos Ayres hin fließt, und der bislang die einzige praktikable Ausgangs- und Eingangspforte des Landes gebildet hat.

Seinem Relief nach könnte man also mehr geneigt sein, Paraguay als ein Stück von Brasilien anzusehen, seine hydrographischen Verhältnisse aber stellen es entschieden mehr zu Argentinien. Gerade durch den Zwiespalt, in dem sich die beiden geographischen Momente mit einander befinden, dürfte aber die Selbständigkeit des Landes zu einem großen Theile bedingt sein. Drang auch die hispanische Kultur durch die angegebene Pforte in Paraguay ein, so gelang es ihr doch keineswegs, ganz in derselben Weise darin Wurzel zu fassen, wie weiter abwärts an dem Strome. Es bildete sich daselbst vielmehr zwischen dem portugiesischen und dem spanischen Südamerika eine Art neutrales Gebiet, das dem einen so wenig angehörte wie dem anderen, wenn es auch dem Einflusse des zweiten etwas stärker ausgesetzt war. Man weiß, daß es die Jesuiten waren, die sich der Herrschaft über das Land bemächtigten, die daselbst eine theokratisch-aristokratische Republik gründeten — in einer Zeit, in der man anderweit in Amerika noch nicht an die republikanische Staatsform dachte —, und die dem spanisch-portugiesischen Eingriffe in ihre Unabhängigkeit, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erfolgte, hartnäckigen bewaffneten Widerstand entgegensetzten. Hat man die Jesuiten aber nicht als ein wahrhaft internationales und neutrales Kulturelement zu betrachten? Nachdem dieselben niedergeworfen und vertrieben waren, gehörte der größere Theil von Paraguay allerdings dem Namen nach zu dem spanischen Amerika, aber auch in dieser Zeit erhielt sich die specifisch-paraguaysche Guarani-Sprache — ein Indianerdialekt — als die Landessprache, und im Grunde genommen wußte die spanische Regierung und Verwaltung kaum recht, was mit dem Lande anzufangen sei. Sie schlug es anfangs zu dem Vicekönigreiche Peru, und als sich das nicht bewährte, zu dem Vicekönigreiche Buenos Ayres, mit keiner der beiden Provinzen ist es aber jemals in Wirklichkeit verwachsen. 1810 gewann es gleich den übrigen südamerikanischen Ländern seine Unabhängigkeit zurück, und seither hat es dieselbe allen aggressiven Gelüsten seiner Nachbaren zum Trotz erhalten, und der große Krieg, den Francisco Solano Lopez über das Land heraufbeschwor, vernichtete zwar seinen ganzen wirthschaftlichen Wohlstand und fast seine ganze männliche Bevölkerung, nicht aber seine Selbständigkeit. Von dem Bestreben, Paraguay zu einem südamerikanischen Polen zu machen und es unter sich zu theilen, standen seine siegreichen Nachbaren ab. Damit soll natürlich aber nicht gesagt sein, daß ein solcher Versuch auch in aller Zukunft unterbleiben, und wenn etwa unternommen, mißglücken werde. Nur bis zu dem dermaligen Entwickelungsstande der südamerikanischen Kultur war es dem Lande in Folge der Eigenart seiner geographischen Verhältnisse möglich, sich selbständig zu erhalten.


Junge Guayana-Indianerin. (Paraguay.)

Was die inneren Verhältnisse Paraguays betrifft, so wuchs aus dem Priesterstaate ziemlich naturgemäß das Dictatoren-Regiment heraus, und es bedurfte des erwähnten furchtbaren Kriegssturmes, der in der neueren Geschichte völlig ohne Gleichen ist, um dasselbe wieder hinwegzufegen. Die Jesuiten-Patres hatten die Bevölkerung an Gehorsam und Selbstverleugnung gewöhnt, und so wurde es energischen und befähigten Männern, wie dem Dr. Francia, Carlos Antonio Lopez und Francisco Solano Lopez nicht allzuschwer, sich eine Gewalt über sie anzueignen, wie sie sonst nur ein absoluter Monarch besitzt. Pflanzten die genannten Männer doch auch die Worte „Unabhängigkeit“ und „Patriotismus“ auf ihre Fahne!

Diejenigen Theile von Paraguay, die nach der Zertrümmerung des Jesuitenstaates an Brasilien und Argentinien kamen, verwandelten sich dadurch, daß diese Staaten keinerlei Kultureinfluß auf sie gewannen, rasch wieder in eine vollkommene Wildniß, in der gegenwärtig nur hier und da noch verfallenes Gemäuer aus dem Dickicht herausblickt. Erst das Zeitalter der Eisenbahnen verspricht darin eine Aenderung hervorzubringen, und die betreffenden Gebiete der Kultur wiederzugewinnen — sei es von Buenos Ayres oder von Porto Alegre aus. Bis zu einem gewissen Grade macht sich der Mensch durch die modernen Verkehrsmittel eben frei von der Herrschaft der geographischen Verhältnisse.

Seine hohe Kulturfähigkeit hat Paraguay — innerhalb seiner gegenwärtigen ebenso wie innerhalb seiner früheren Grenzen — zur Genüge bewiesen. Die Ureinwohner hatten

sich, als die Spanier unter Mendoza's Führung die Gegend betraten, hier dichter zusammengeschaart, als es weiter abwärts am Parana oder nach der brasilianischen Küste zu der Fall war, und sie hatten es auch zugleich bezüglich der Staatenbildung und bezüglich der selbstgewachsenen Indianerkultur weiter gebracht, als die Mehrzahl ihrer Nachbarstämme. Das erwähnte Kulturexperiment, das die Jesuiten anstellten, gelang aber in geradezu glänzender Weise, und wenn man gerecht sein will, so wird man den Patres die Anerkennung nicht versagen, daß sie in kurzer Zeit Gewaltiges in der Civilisirung der sogenannten Wilden erreicht haben. Kaum schlechter gelang es den genannten Dictatoren, das Land auf den Bahnen der europäischen Kultur und des europäischen Wirthschaftslebens vorwärts zu bringen, bis der dritte es durch seine Verblendung an den Rand des Verderbens führte. Und hat man die Schnelligkeit, mit der sich Paraguay von dem Unglück erholt hat, das der jüngere Lopez verschuldete, nicht auch als günstiges Zeichen von seiner Entwickelungsfähigkeit zu betrachten? Wir sind geneigt zu glauben, daß es für die Kolonisationsbestrebungen der Gegenwart, und insbesondere auch für die deutschen Kolonisationsbestrebungen mit gutem Grunde als eins der allerverlockendsten Ziele gerühmt wird.

Die erste Frage, die wir zu bedenken haben, wenn wir von Paraguay als von einem Auswandererziele reden, ist natürlich die Acclimatisationsfrage. Paraguay liegt ebenso wie das Gran Chaco auf der Schwelle der Tropenwelt, und mit seinem nördlichen Theile fällt es sogar in dieselbe



Hacienda zu San Ignacio. (Südliches Paraguay.)

hinein. Ist sein Klima also von der Art, daß Nordeuropäer darin leben und gesund bleiben, sowie zugleich auch rüstig arbeiten können? Die besten Kenner des Landes, und darunter vor allen Dingen auch solche, deren Urtheil als ein absolut unbefangenes gelten muß, beantworten diese Frage mit einem entschiedenen Ja[1])! Die Hitze ist während des Sommers (December bis Februar) allerdings über Mittag eine so beträchtliche — bis 39° C. —, daß die landesübliche Siesta sich wohl begreift, die Abende und Morgen sind aber unvergleichlich mild und schön, und die Nächte sind fast immer kühl und erfrischend. Zu Eisbildung kommt es während des Winters höchstens ausnahmsweise, zu Schneefällen niemals, öfters dagegen zu Reif und Nachtfrost, so daß für zartere Kulturen — namentlich für die des Kaffeebaumes — besondere Schutzvorkehrungen getroffen werden müssen. Zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten des paraguayschen Klimas gehören die Temperaturstürze, von denen wir bereits gesprochen haben[1]), dieselben sind aber in Paraguay weit weniger heftig und empfindlich als in Argentinien[2]), wie denn auch der „Pampero“, der das Quecksilber in der Thermometerröhre so plötzlich fallen läßt, sein Ungestüm hier zum allergrößten Theile eingebüßt hat.

[1]) Vergl. namentlich die gründlichen Auseinandersetzungen bei H. Toeppen, Hundert Tage in Paraguay. (Mittheilungen der geographischen Gesellschaft in Hamburg 1884, S. 168 ff.)

[1]) Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 114.

[2]) Man hat es in Paraguay erlebt, daß das Thermometer in weniger als einer Viertelstunde beinahe um 18° C. fiel. Vergl. Toeppen, a. a. O.

Auch dem deutschen Kleinbauern scheint harte Feld- und Waldrodungsarbeit im Freien ganz gut möglich zu sein, und nur in den Mittagsstunden ist ihm eine längere Ruhepause anzurathen, als er sie daheim gewöhnt gewesen ist. Gegenüber den Südstaaten der nordamerikanischen Union verdient Paraguay in dieser Beziehung ohne Zweifel den Vorzug, und selbst gegenüber den Nordstaaten ist es bezüglich der Intensität und Lästigkeit der Sommerhitze eher besser als schlechter gestellt. In Illinois und Ohio verzeichnet man ja im Juli bisweilen auch wochenlang ein tägliches Wärmemaximum von 40 bis 45° C. — Die endemischen Krankheiten Paraguays — ein Wechselfieber („chucho" genannt) und ein Fußleiden (die „aclimatacion") — haben sich bei genauerer Untersuchung sowohl als geringfügig, als auch zugleich als im allgemeinen vermeidlich herausgestellt. Von anderen Krankheiten, namentlich von Lungenkrankheiten, scheint das Land verhältnißmäßig sehr frei zu sein, und ein Fall von Gelbem Fieber — wie in Buenos Ayres, Montevideo — ist daselbst niemals vorgekommen.

Daß die produktiven Kräfte, die in dem Boden und in dem Klima liegen, sehr bedeutende in Paraguay sind, hat noch Niemand zu bestreiten gewagt. Bezüglich der wildwachsenden Pflanzen, die Nutzhölzer und dergl. zu liefern fähig sind, hätten wir da vor allen Dingen alle die Species wieder aufzuzählen, die wir bei der Charakteristik des Gran Chaco genannt haben, und noch zahlreiche andere dazu. Das natürliche Pflanzenkleid des Landes ist fast allenthalben ein sehr dichtes, und an vielen Orten vermag man sich kaum mit Hilfe des Buschmessers („matecon") einen Pfad hindurch zu bahnen. Bisher waren es aber eigentlich nur die Blätter von Ilex Paraguayensis — der bekannte Maté —, die dem paraguayschen Walde in einem beträchtlichen Umfange entnommen wurden.

Von Kulturpflanzen, die man anbaute, gediehen vorzüglich: die Orangen, die einen wichtigen Exportartikel nach Buenos Ayres und Montevideo bilden, und die in den Bergen auch überall verwildert wachsen; der Tabak, der Männern, Frauen und Kindern im Lande das unentbehrlichste Genußmittel abgeben muß; der Mais, der als Hauptbrotfrucht dient (zur Bereitung des „chipa"); die Paraguaybohnen, die die beliebteste Zukost zum Fleische bilden; die Erdnüsse (Arachis hypogaea); die Melonen; der Maniok; die Kartoffel; die Batate ꝛc. Der Reis gewährte in den Sumpfgegenden gute Ernten, wurde aber in Folge der Konkurrenz der asiatischen Reisländer bisher wenig angebaut. Die Kaffeekultur fordert der gelegentlichen Nachtfröste wegen Vorsicht und Sorgfalt, und ebenso auch die Zuckerrohrkultur. Die Baumwollenstaude kommt ausgezeichnet fort, und ihr Produkt wird auch von den Paraguayerinnen in sehr geschickter Weise zu allerlei Geweben verarbeitet. Der Weinstock lieferte gute Trauben, die aber bisher nur ausnahmsweise gekeltert wurden.



Fuhrt des Aguapey.

Hinsichtlich der Viehzucht scheint die Rinderzucht und Schweinezucht die besten Aussichten zu bieten. Die Pferde leiden namentlich im Norden häufig an einer eigenthümlichen Krankheit, die „mal de cadera" genannt wird, und sie werden deshalb vielleicht zunächst vortheilhafter aus Argentinien eingeführt, bis es etwa gelingt, die Wurzel des Uebels zu erkennen und zu beseitigen. Die in Paraguay gezüchteten Schafe lieferten nur eine mittelmäßige Wolle. Der Rinderzucht kommen außer den guten Naturweiden auch die künstlich angesäeten Alfalfafelder zu gute.

Ein schwerer Kampf mit gewissen Landplagen bleibt dem Ackerbauer und dem Viehzüchter, der sich in Paraguay niederläßt, nicht erspart, und wer einen solchen Kampf scheut, oder wer über Nacht zum reichen Manne werden will, der darf deshalb nicht dahin gehen. Freilich ebenso nicht nach Nordamerika, möchten wir hinzufügen! In den Weststaaten der Union sind es häufige und anhaltende Dürrezeiten, Heuschreckenschwärme, harte Winter ꝛc., die ihn

schädigen; hier, in Paraguay, sind es vor allen Dingen Ameisen (besonders in Lehmboden), Bremsen, Fliegen, Zecken und Sandflöhe, deren er sich zu erwehren suchen muß. Und so aussichtslos der Kampf gegen die kleinen Feinde anfangs auch scheinen mag, so bleibt der Mensch bei Ausdauer und Umsicht doch auch hier schließlich Sieger. Die Mehrzahl derjenigen, die als kleine Leute ins Land kommen, bleiben kleine Leute, aber sie brauchen mit ihrer Familie niemals Noth zu leiden. Im allgemeinen wächst ihnen das, was sie bedürfen, ins Haus, wie man zu sagen pflegt, und was



Pflanzung und Indianerlager in den Missiones.

ihnen nicht wächst, das können sie sich für ihren bescheidenen Ueberfluß kaufen oder eintauschen.

Die Raubthiere und Giftschlangen sind in Paraguay bei weitem nicht so schlimm, als man früher immer behauptet hat, und der Jaguar und Puma sowie die „Vibora de la Cruz“ (Bothrops alternatus, die paraguaysche Kreuz-



Posadas.

otter) wiegt als Kulturhinderniß bei weitem nicht so schwer als die Ysau-Ameise, die die Orangenbäume einer Hacienda in wenigen Nächten zu nackten Besen umwandelt.

Die Bevölkerung der Republik soll 1857 nicht weniger als $1\frac{1}{3}$ Millionen betragen haben. 1873, nach dem großen Kriege, belief sie sich aber nur noch auf 221 079 (darunter nur noch 28 746 männliche Bewohner, die über 15 Jahre alt waren!). 1886 war die Zahl der civilisirten Bewohner wieder auf 300 000 gewachsen. Halbcivilisirte Indianer — Guaycurus, Gaugnas, Guayanas (S. Abbildung 1) — gab es außerdem circa 60 000, und wilde Indianer — Tobas, Lenguas, Enimangas — circa 70 000.

Die Zahl der Fremden im Lande wird auf 9000 geschätzt (5000 Argentiner, 1500 Italiener, 600 Brasilianer, 550 Deutsche, 300 Franzosen, 100 Engländer).

Was die praktischen Kolonisationsversuche angeht, die während der letzten Jahre von Deutschland aus in Paraguay gemacht worden sind, so hat man mit Spannung auf San Bernardino geblickt, wo ein solcher Versuch in großem Maßstabe unternommen worden ist. Man wird sich aber doch hüten müssen, aus dem Gelingen oder Mißlingen desselben zu viel zu schließen. Es geschehen bei solchen ersten Versuchen gar zu leicht Mißgriffe in der Zulassung der Leute wie in der Auswahl des Ortes, und es will uns fast scheinen, als sei es in dem gegebenen Falle thatsächlich so gewesen. Nichtsdestoweniger zählte die Kolonie im Jahre 1886 387 Köpfe, und die neueren Berichte von Kolonisten, die ihr angehören, lauten vorwiegend günstig. Bezüglich des Klimas versichern sie beinahe einstimmig, daß „daran nichts zu tadeln“ sei. Die französische Kolonie Villa Hayes ist in jedem Falle lange nicht so weit gediehen, obgleich sie hart am Paraguay-Strome und nahe bei der Hauptstadt Asuncion gelegen ist. Eine Reihe von deutschen Privatleuten, die über bedeutendere Mittel verfügten, wie der Durchschnitt der Auswanderer, haben neuerdings verschiedene Haciendas und Estancias in ihren Besitz gebracht, um dieselben zu bewirthschaften, und von diesen verlautet bislang nur Gutes. Eine größere Unternehmung betreibt gegenwärtig die Leipziger Kolonisationsgesellschaft, die besonders in dem Departement Itacurubi ausgedehnte Ländereien erworben hat. Da sich die Leitung dieser Gesellschaft die Lehren von San Bernardino zu Nutze machen konnte, so ist von ihr vielleicht mancherlei zu erwarten.

Ein großes Hinderniß der Entwickelung Paraguays liegt zunächst noch in seiner schlechten Ausstattung mit Verkehrswegen. Wirklich gute Schiffahrtsstraßen bilden nur der Paraguay und der Tepicuary sowie in beschränkterem Maße der Jejui, der Ipane und der Pilcomayo. Der Parana ist in Folge seiner Wasserfälle und Katarakte (bei Guaira, bei Apipe &c.) nur streckenweise zu befahren. Brücken über die Ströme giebt es im allgemeinen auch nicht, sondern nur Fuhrten (S. Abbildung). Eine Eisenbahn aber besteht nur zwischen Asuncion und Paraguari, und an die Herstellung eines wirklichen Schienenstraßennetzes kann die Regierung des Staates bei der gegenwärtigen Finanzlage kaum denken. Da werden die interessirten Kolonisationsgesellschaften wohl früher oder später selbst Hand anlegen müssen, wenn es zu etwas kommen soll.

Was wir von Paraguay gesagt haben, das können wir ohne weiteres auch auf die sogenannten Missiones, die heute politisch zu Argentinien gehören, die aber geographisch entweder zu Paraguay oder zu Südbrasilien gerechnet werden müssen, ausdehnen. Das ist eben eines von jenen Gebieten, die nach der Vertreibung der Jesuiten wieder verwildert sind, und die man nun der Kultur zurückzuerobern gedenkt. Bei Posadas (S. Abbildung 5) und Santa Ana, am Parana, sowie bei San Pedro und Paggi, am Uruguay, sind auch bereits sowohl mit der Waldbewirthschaftung (der Maté- und Holzgewinnung) als auch mit der Anlage von Plantagen (für Zuckerrohr &c.) bemerkenswerthe Anfänge gemacht worden. Der Uruguay ist allerdings durch seine Katarakten, und insbesondere durch seine großartigen Mocona-Fälle, ein ebenso schlechter Schiffahrtsstrom wie der Uruguay. Es ist aber gute Aussicht vorhanden, daß Posadas in einer nahen Zukunft argentinische Eisenbahnstation werden wird.

[1] Vergl. außer „H. Toeppen, Hundert Tage in Paraguay“ (Hamburg 1884) noch: A. W. Sellin, Die Republik Paraguay und ihre Bedeutung für die Kolonisation (Export 1883, S. 391 ff.); G. Niederlein, Reiseberichte aus den argentinischen Missiones (Dieselbe Zeitschrift 1883, 1884, 1885), und E. Mevert, Reisebriefe aus Paraguay (1882).

Die Mythologie der nordwest-amerikanischen Küstenvölker.

Von Dr. F. Boas in New York.

III.

Der große Verwandler, welchen wir im vorigen Abschnitte (S. 153 ff.) kennen lernten, erscheint als der Sohn der im Himmel wohnenden Gottheit. Die Vorstellung von dieser Gottheit ist aber ziemlich verwirrt, indem dieselbe bald als die Sonne bezeichnet wird, bald unabhängig von ihr erscheint. Dieselbe tritt in zahlreichen Sagen handelnd auf und besonders merkwürdig ist die Sage vom Besuche im Himmel, welche unter den selischen Stämmen weit verbreitet ist. Ich lasse hier einige dieser Sagen folgen.

Das Harz und die Sonne. Ç a t l ö l t χ.

Vor langer Zeit war das Harz ein Mann Namens Mōmhānāts. Dieser war blind. Da er die Sonnenwärme nicht vertragen konnte, ging er Nachts aus, rothen Codfisch zu angeln. Morgens, wenn es tagte, rief ihm dann seine Frau zu: „Komm rasch nach Hause, die Sonne geht auf!“ So kehrte er immer heim, ehe es warm wurde. Eines Tages aber schlief die Frau zu lange, und als sie erwachte, sah sie, daß es hell lichter Tag war. Erschrocken lief sie zum Strande hinab und rief ihrem Manne zu: „Komm rasch nach Hause, die Sonne steht schon hoch am Himmel.“ Jener beeilte sich, so rasch als möglich nach Hause zu kommen, doch es war zu spät! Die Sonne schien so heiß auf ihn herab, daß er zerfloß, ehe er das Ufer gelangte. Da wurden seine beiden Söhne traurig und sprachen zu einander: „Was sollen wir thun? Wir wollen unseren Vater rächen“; und sie beschlossen in den Himmel zu steigen und die Sonne zu tödten. Sie nahmen ihre Bogen und Pfeile und gingen zu der Stelle, wo die Sonne aufgeht. Da beschossen sie den Himmel. Der erste Pfeil blieb im Himmelsgewölbe stecken. Der zweite traf das untere Ende des ersten, und so fuhren sie fort, bis eine lange Kette gebildet war, die vom Himmel zur Erde herabreichte. Der ältere Bruder schüttelte daran, um zu sehen, ob sie stark genug sei. Er fand, daß die Kette fest war, und beide Brüder kletterten daran in die Höhe. Als sie im Himmel angelangt waren, tödteten sie die Sonne mit ihren Pfeilen. Dann dachten sie: Was sollen wir nun thun? und der Aeltere sprach: „Laß uns nun die Sonne werden!“ Und er frug seinen Bruder, wohin er gehen wolle. Dieser

erwiderte: „Ich will zur Nacht gehen, gehe Du zum Tage!“ Und es geschah also. Der jüngere Bruder ward der Mond, der ältere die Sonne.

Die folgende Sage, welche von demselben Stamme erzählt wird, behandelt einen ähnlichen Gegenstand.

Tláiq.

Einst lebte ein Häuptling droben im Himmel, der hieß Tláiq. Er hatte zwei schöne Töchter, und viele Jünglinge kamen, um sie zu freien. Tláiq aber wollte nicht dulden, daß sie heiratheten und tödtete alle ihre Bewerber. In derselben Zeit lebte hienieden ein Häuptling, Namens Aiélen (Schön Wetter); der hatte zwei Söhne. Morgens pflegten die Knaben in den Wald zu gehen, und wenn ihr Vater sie frug, was sie dort thäten, sagten sie, sie wollten ein großes Feuer anzünden. In Wirklichkeit aber suchten sie heimlich Farnwurzeln und aßen dieselben. Endlich hatten sie so viel davon gegessen, daß die Faserwurzeln ihnen zwischen den Fingern hervorwuchsen. Da ward ihr Vater zornig und rief: „Vergeudet nicht eure Zeit mit unnützen Dingen! Geht lieber und holt euch Tláiq's Töchter. Wißt ihr nicht, daß alle jungen Leute sich um sie bewerben?“ Die Knaben nahmen sich ihres Vaters Wort zu Herzen. Sie gingen hinaus mit ihren Bogen und Pfeilen und fingen an, den Himmel zu beschießen. Als sie so eine Kette von Pfeilen gemacht hatten, die vom Himmel bis zur Erde herab reichte, schüttelte der ältere Bruder daran, um zu versuchen, ob sie stark genug sei. Da er sie fest fand, kletterten beide Brüder hinauf und krochen durch ein Loch im Himmelsgewölbe. Droben fanden sie einen Weg, auf dem sie fürbaß gingen. Und während sie so wanderten, sprachen sie zu einander: „Wir wollen Tláiq's Töchter heirathen und ihn beschämen.“ Aiélen aber weinte, denn er glaubte, seine Kinder seien todt.

Als die Brüder eine kurze Strecke gegangen waren, trafen sie eine Reihe blinder Frauen, die um ein Feuer saßen und Pflanzensprossen (pégšin) kochten. Eine derselben vertheilte die fertige Speise an alle übrigen. Da trat der ältere Bruder auf ihren Mantel, und der jüngere nahm ihr immer die gefüllten Schüsseln aus der Hand und verbarg dieselben in der Falte seines Mantels. Als sie glaubte, alle vertheilt zu haben, frug sie ihre Genossinnen: „Habt ihr alle euer Essen bekommen?“ Jene aber erwiederten: „Nein, du hast uns ja noch nichts gegeben.“ Da sprach jene: „Dann muß Jemand hier sein, der unser Essen fortgenommen hat,“ und alle riefen, wie aus einem Munde: „O, Fremder, mache uns sehend; habe Erbarmen mit uns!“ Da kauten die Brüder einige Wurzeln und spien dann den Frauen auf die Augen. So wurden diese sehend und flogen dann als Enten davon. Nur die eine, deren Mantel der ältere Mann mit seinem Fuße festhielt, konnte nicht entfliehen. Er sprach zu ihr: „Sage uns, wo Tláiq wohnt. Wir wollen seine Töchter heirathen.“ Die Ente erwiderte: „O, Tláiq ist ein böser Mann. Er tödtet alle Freier seiner Töchter. Wenn ihr auf eurem Vorhaben besteht, so geht lieber erst zu eurem Großvater; der wird euch Zaubermittel geben, so daß ihr Tláiq bestehen könnt.“

Die Jünglinge folgten dem Rathe der Ente. Sie gingen weiter und gelangten an das Haus ihres Großvaters Pášin (d. h. Einbein, der Kranich). Da dieser nicht zu Hause war, gingen sie weiter, um ihn zu suchen. Unterwegs trafen sie eine Schlange und nahmen derselben ihren Mantel fort. Als sie nun ihren Großvater von weitem an einem Bache stehen sahen, in dem er Lachse fischte, verwandelten sie sich in Lachse, indem sie den Mantel der Schlange umhingen, und schwammen zu der Stelle, wo ihr Großvater stand, die Harpune in der Hand haltend. Als sie zu ihm kamen, hielten sie still. Kaum sah jener die beiden Lachse so dicht vor sich, da schleuderte er seine Harpune, traf beide mit einem Stoße und zog sie ans Land. Während er aber nun nach seiner Fischkeule griff, um die Fische zu erschlagen, verwandelten sie sich in seine Enkel und lachten sehr, weil sie Einbein so getäuscht hatten. „O, meine Enkel!“ sprach Einbein; „Woher kommt ihr? Wohin wollt ihr gehen?“ „Wir wollen Tláiq's Töchter heirathen“, versetzten jene. „So kommt erst mit in mein Haus, damit ich euch stark mache“, sagte Einbein. Er ging voran, und die Jünglinge folgten ihm. Als sie im Hause angekommen waren, fuhr er fort: „Zuerst wird Tláiq euch ein Stachelschwein als Sitz anbieten. Setzt euch auf diesen Stein, damit ihr diese Aufgabe bestehen könnt.“ Indem er so sprach, hieß er sie auf einer Schieferplatte niedersitzen. Da wurde ihr Gesäß in Stein verwandelt. Dann salbte er ihren ganzen Körper mit einem Zauberkraute und warf einen schwarzen, harten Stein (mẹ́sais, Basalt?) ins Feuer, so daß er glühend wurde, zog ihn mit einer Zange aus den Flammen und legte ihn den jungen Männern in den Mund. Vorher hatte er ihnen befohlen, rasch aufzuspringen, sobald er den Stein losgelassen hätte. Sie gehorchten, und da fiel der Stein gerade durch sie hindurch, ohne sie zu verletzen[1]). Er wies sie darauf nach Tláiq's Brunnen und theilte ihnen mit, daß sie dort die Mädchen finden würden.

Die Brüder kamen glücklich dort an, und setzten sich auf die Aeste eines Baumes, der am Brunnen stand. Bald traten die beiden Mädchen aus dem Hause und sangen: „Nicht Tlēχélen's (Schlecht Wetter) Söhne sollen unsere Männer werden, sondern Aiélen's.“ Die beiden jungen Männer freuten sich, als sie das hörten. Am nächsten Morgen kamen die beiden Mädchen wieder zum Brunnen, um Wasser zu schöpfen. Als sie sich nun zum Wasser niederbeugten, sahen sie die Spiegelbilder der Jünglinge im Wasser, und sie fingen an zu weinen, denn sie glaubten, jene seien ertrunken und lägen auf dem Boden des Brunnens. Da spie der eine der jungen Leute ins Wasser, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Nun erblickten die Mädchen die Brüder in den Zweigen des Baumes und freuten sich, daß sie nicht im Wasser lagen. Die beiden Jünglinge sprangen nun herunter. Der ältere nahm das ältere Mädchen, der jüngere das jüngere, und sie gingen zusammen ins Haus.

Dort hieß Tláiq sie sich auf ein Stachelschwein setzen. Da ihr Gesäß von Stein war, so bestanden sie dieses Abenteuer. Dann legte er ihnen die glühenden Steine in den Mund. Sie sprangen rasch in die Höhe, wie ihr Großvater sie gelehrt hatte und blieben unbeschädigt. Darüber freuten sich die Mädchen, und die Brüder wurden nun ihre Männer.

Tláiq aber beschloß, sich auf andere Weise der Jünglinge zu entledigen. Er hatte einen Baum gefällt, und war damit beschäftigt, denselben in Bretter zu zerspalten. Eines Tages bat er seine Schwiegersöhne, mitzugehen und ihm zu helfen. Diese erriethen seine böse Absicht und gingen deshalb zuvor in den Wald zu ihrem Großvater T'amt'am (einem Vogel), und baten ihn um seinen Mantel. Ferner nahmen sie rothe und weiße Farbe mit. Als sie zu dem gefällten Baume kamen, sahen sie, daß Tláiq denselben schon mit Keilen weit aus einander gespreizt hatte. Er hieb nun einen neuen Keil ein und ließ plötzlich seinen Hammer fahren, der in den klaffenden Baum fiel. Da bat er die jungen Leute: „O, kriecht doch in den Baum und holt meinen Hammer.“ Diese thaten also. Kaum

---

[1]) Es ist hier eine Stelle ausgefallen, welche zur Publication in dieser Zeitschrift nicht geeignet war. F. B.

aber waren sie drinnen, da schlug Tláiq den Keil heraus und der Baum schlug mit großer Gewalt zusammen. Die jungen Leute flogen aber beide als Vögel davon und ließen die rothe und weiße Farbe im Baume. Dies quoll wie Blut und Gehirn aus dem Spalte hervor, und Tláiq glaubte, daß er endlich seine Schwiegersöhne getödtet habe. Diese aber waren nach Hause geflogen und hatten dort wieder ihre natürliche Gestalt angenommen. Wie erstaunte Tláiq, als er jene gesund und wohlbehalten am Feuer sitzen sah! Da schämte er sich sehr.

Und er dachte nach, wie er seine Schwiegersöhne anders tödten könne. Früh Morgens warf er seinen Hund ins Meer und ließ ihn sich in einen Taucher verwandeln. Da rief Tláiq seinen Schwiegersöhnen zu: „Steht auf und fangt den Vogel dort!“ Die Brüder nahmen Bogen und Pfeile, liefen zum Strande hinab und schossen den Taucher. So oft sie ihn aber auch trafen, der Vogel war nicht zu tödten und schwamm weiter und weiter fort. Tláiq sagte: „O geht in mein kleines Boot und verfolgt ihn; ihr werdet ihn gewiß mit Leichtigkeit fangen.“ Sie thaten wie Tláiq gesagt hatte und verfolgten den Vogel, der sie weit fort vom Lande lockte. Da rief Tláiq den Wind herbei und erregte einen wilden Sturm, der das Boot verschlingen sollte. Die Jünglinge aber fingen an zu singen und schlugen Takt auf dem Bootrande. Da ward es rings um das Boot schönes Wetter, denn sie waren Aiélen's Söhne. Sie fuhren nach Hause und so sehr auch der Sturm tobte, wo ihr Boot sich befand, war die See glatt.

Die jungen Leute beschlossen nun, sich an Tláiq zu rächen, wenn er wieder versuchen sollte, ihnen Schaden zuzufügen. Am folgenden Morgen rief sie Tláiq: „Kommt, laßt uns gehen und rothen Codfisch fangen.“ Da gingen jene erst zu ihrem Großvater Q'ulquls (ein kleiner Taucher) und liehen sich dessen Mantel, und sie nahmen sich Harz mit, welches sie kauten und in die Form von Walfischen, Haifischen und Seelöwen kneteten. Als sie draußen auf der Fischbank angekommen waren, warf Tláiq seine Angel aus. Da dachten die jungen Leute: „O, wenn die Angel doch den Boden faßte.“ Kaum hatten sie das gedacht, da faßte Tláiq's Angel den Meeresboden. Sogleich warfen sie die gekneteten Harzfiguren ins Wasser, die sich alsbald in wirkliche Thiere verwandelten und sich alle um Tláiq's Boot tummelten. Die jungen Männer sprangen als Taucher ins Wasser und schwammen nach Hause.

Tláiq erschrak über all dieses so sehr, daß ihm seine Gedärme aus dem Leibe fielen. Er ruderte langsam nach Hause. Als sein jüngster Sohn ihn herankommen sah, rief er: „O, wie viele Fische hat unser Vater gefangen!“, denn er hielt die Gedärme, die im Boote lagen, für Fische. Tláiq aber stöhnte und jammerte. Da sprachen die beiden jungen Leute zu dem Knaben: „Schieße deinen Vater mit deinen kleinen Pfeilen.“ Der Knabe gehorchte, und sobald er Tláiq getroffen hatte, krochen die Gedärme wieder in seinen Leib zurück. Tláiq fühlte sich aber noch sehr krank. Er lag im Hause bei seinem Feuer, das nur niedrig brannte, weil er kein Holz mehr hatte. Da schickte er seine Schwiegersöhne in den Wald, um Brennholz zu holen. Diese gehorchten und gingen zu ihrem Großvater, dem Spechte. Sie baten ihn: „Heiße die Baumrinde herabfallen.“ Der Specht erfüllte ihre Bitte und ein großes Stück Rinde fiel zu Boden. Sie trugen dasselbe nach Hause und zerbrachen es daselbst in viele Stücke. Ein kleines Stück gaben sie Tláiq's Sohn und sagten: „Bringe das deinem Vater.“ Der Knabe gehorchte. Als Tláiq aber das kleine Stückchen Rinde sah, ward er sehr zornig, denn er wollte viel Holz haben, um ein großes Feuer zu machen. Die beiden jungen Männer kümmerten sich aber nicht um seine Scheltworte, sondern fuhren fort, die Rinde zu zerbrechen. Diese wurde mehr und mehr und füllte endlich alle Häuser.

Da plötzlich fiel es Tláiq ein, daß er Preißelbeeren haben wollte, obwohl es tiefster Winter war. Die jungen Männer gingen zu ihrem Großvater (einem Schwimmvogel) und baten ihn, zu pfeifen. Dieser erfüllte ihre Bitte, und als er pfiff, da sproßten alle Sträucher. Als er weiter pfiff, blühten sie und trugen endlich Früchte. Die beiden sammelten nun einen kleinen Eimer voll und trugen denselben nach Hause. Dort aßen sie nach Herzenslust. Als Tláiq dieses sah, bat er auch um Beeren, und seine Schwiegersöhne gaben ihm eine kleine Schüssel voll. So rasch er aber auch aß, die Schüssel wurde nicht leer. Da ward er am Ende ungeduldig und warf die Schüssel fort. Sogleich wuchs ihm ein Preißelbeerstrauch zum Nabel heraus.

Tláiq verlangte nun von seinen Schwiegersöhnen, daß sie ihm den Specht fangen sollten, der Kranke zu heilen wußte. Die Brüder gingen zu ihrem Großvater, dem Spechte, und während sie ihn nach Hause trugen, flüsterten sie ihm zu: „Hacke Tláiq die Augen aus, aber zuerst quäle ihn.“ Als sie nun ins Haus kamen, hüpfte der Specht auf Tláiq's Bauch und hackte ihn immer mit dem Schnabel. Dann hüpfte er weiter und weiter an ihm herauf, indem er fortfuhr, mit seinem Schnabel zu hacken. Endlich kam er an Tláiq's Kopf. Dieser wendete sich hin und her, um dem Spechte zu entgehen, doch vergeblich! Derselbe hackte ihm die Augen aus.

Da wollte Tláiq den Aihōs (die doppelköpfige Schlange) haben, um die Brüder zu verderben. Der jüngste derselben fing ihn und während er ihn nach Hause trug, flüsterte er ihm zu: „Friß du den Tláiq!“ Der Aihōs gehorchte. Der eine Kopf fraß ihn vom Kopfe, der andere beim Gesäße anfangend. So starb Tláiq. Die Brüder warfen seine Leiche zur Erde hinab.

Aiélen ist in dieser Sage offenbar der Sonnengott. Dieses wird noch klarer aus einer zweiten Version derselben Sage, welche mir ein alter Mann erzählte, während die erste Version von einer jüngeren Frau herrührt.

Zwei junge Männer, die Söhne Aiélen's (Aiélen ist der Name der Sonne als Mensch) fuhren in ihrem Boote aus, Vögel zu fangen. Als sie weit draußen auf dem Meere waren, fingen sie an, den Himmel zu beschießen und hörten nicht auf, bis sie eine Kette von Pfeilen gemacht hatten, die vom Himmel zur Erde herabreichte. Da stand der ältere Bruder im Boote auf, schüttelte die Kette und fand, daß sie stark war. Er sprach nun zu seinem Bruder: „Ich steige jetzt zum Himmel hinauf. Weine du nicht um mich, sondern kehre nach Hause zurück; setze dich auf das Dach des Hauses und sei froh und guter Dinge.“ Dann begann er in die Höhe zu klettern und bald verlor der jüngere Bruder ihn aus den Augen. Dieser kehrte zurück und sagte zu seinem Vater: „Ich habe meinen älteren Bruder verloren. Ich weiß nicht, wo er geblieben ist, gewiß ist er todt.“ Da weinten alle Leute, die es hörten. Er selbst aber ging auf das Dach des Hauses und spielte dort, denn er wußte, daß sein Bruder im Himmel war.

Als dieser droben anlangte, fand er einen Weg, der durch ein schönes, ebenes Land führte. In weiter Ferne sah er Rauch aufsteigen. Er ging darauf zu und fand den Tintenfisch, welcher behaglich dort lag und Harz kaute. Der Jüngling bat ihn: „O gieb mir etwas Harz.“ Der Tintenfisch erwiderte: „Was willst du damit? Du kannst doch das Harz nicht für deine Zähne gebrauchen.“ Jener aber bat ihn nochmals: „O gieb mir etwas Harz und deinen Mantel.“ Da gab ihm der Tintenfisch beides.

Der Jüngling ging weiter. Bald sah er wieder in der Ferne Rauch aufsteigen. Als er näher kam, fand er eine Reihe blinder Frauen (u. s. w. s. Seite 301). Er frug dann die zurückbleibende Ente: „Wo wohnt Tláiq? Ich will seine Tochter heirathen.“ Die Ente erwiderte: „Folge nur diesem Wege! Dann wirst du an einen Teich kommen, in dem die Mädchen zu schwimmen pflegen. Tláiq hat vier Töchter. Nimm ja keine der drei ältesten zur Frau, denn sie würden dich tödten, sondern nimm die jüngste.“ Da freute sich der Jüngling und ging weiter. Bald traf er den Specht, welcher ihm dieselbe Auskunft gab.

Endlich kam er zu einem See. Da hüllte er sich in den Mantel des Tintenfisches und nahm nun die Gestalt eines solchen an. Bald hörte er die vier Mädchen kommen und singen: „O, ich wollte, der Sonne Sohn käme und nähme mich zur Frau.“ Endlich kamen sie zum Teiche, wo der Jüngling in Gestalt eines Tintenfisches lag. Allen voran ging Yinísaq (von yinís, Zahn), die älteste der Schwestern. Als sie des Thieres ansichtig wurde, erschrak sie sehr und rief: „Hu! was für ein Thier liegt da.“ Die anderen liefen herbei, es auch zu sehen, und dann sprachen sie zu einander: „Wir wollen ihn als Sklaven mit nach Haus nehmen. Wenn Vater ausgeht, Hirsche zu fangen, soll er ihm helfen.“ Yinísaq versuchte ihn zu heben, aber der Tintenfisch saugte sich fest, so daß sie ihn nicht bewegen konnte. Da rief sie die zweite Schwester, aber diese vermochte ihn ebenso wenig von der Stelle zu bewegen. Der dritten ging es nicht besser. Als aber die jüngste ihn heben wollte, ließ er los und ging willig mit ihr. Sie trug ihn nach Hause und legte ihn vor der Thür nieder.

Dann liefen die Mädchen ins Haus zu ihrem Vater und sagten: „O, Vater! Wir haben einen Sklaven für dich im Walde gefunden.“ „Wo ist er?“ frug jener. „Wir haben ihn vor der Thüre niedergelegt“, versetzten die Mädchen. Da hieß Tláiq sie den Sklaven ins Haus bringen. Zuerst ging Yinísaq, ihn zu holen. Der Tintenfisch aber saugte sich fest und ließ sich nicht aufheben. Ebensowenig konnte die zweite und dritte Schwester ihn heben; als aber die jüngste kam, ließ er willig los und ließ sich von ihr ins Haus tragen.

Sie legte ihn neben das Feuer. Als dann Tláiq und seine Töchter Lachse aßen, warfen die Mädchen ihm Fischgräten zu. Er nahm aber nur von der jüngsten Nahrung an. Als es Nacht war, schlich er unbemerkt in die Kammer der jüngsten Tochter, warf den Mantel des Tintenfisches ab, und da sah sie, daß er die leuchtende Sonne war. Und er sprach: „Ich bin Aiélen's Sohn. Ich weiß, du bist besser als deine Schwestern, deshalb will ich dich zur Frau haben. Aber künftighin sollst du mir nicht Nahrung vorwerfen wie einem Hunde. Gieb mir mein Essen in einer Schüssel.“ Als es Tag wurde, hüllte er sich wieder in den Mantel des Tintenfisches und legte sich nieder am Feuer. Wieder warfen ihm Yinísaq und ihre Schwestern Gräten vor. Er aber kümmerte sich gar nicht um sie, sondern wandte sich sogleich der jüngsten der Schwestern zu, die ihm gutes Essen in einer Schüssel vorsetzte, wie er gebeten hatte. Nachts schlich er wieder in ihre Kammer und warf dort den Mantel ab, den er Morgens wieder umhing.

Am folgenden Tage beschlossen die Leute auf die Hirschjagd zu gehen, und sie sprachen zu einander: „Wir wollen den Tintenfisch hinten ins Boot setzen, er soll steuern.“ Sie baten Yinísaq, ihn ins Boot zu tragen, sie konnte ihn aber so wenig heben, wie die zweite und dritte Schwester. Die jüngste aber trug ihn ins Boot. Als sie nun an die Stelle kamen, von der aus sie Hirsche jagen wollten, trug Tláiq dem Sklaven auf, das Boot zu bewachen und darauf zu achten, daß das Seil, mit dem es ans Land gebunden war, nicht riß. Dann gingen alle Leute auf Jagd, und der Tintenfisch blieb im Boote zurück. Unter seinem Mantel hatte derselbe aber den Specht verborgen und flüsterte diesem zu: „Fliege auf die Baumwipfel und warne den Hirsch, damit er fortläuft.“ Der Specht gehorchte und so geschah es, daß die Jäger mit leeren Händen zurückkamen. Sie fuhren nach Hause zurück. Als die Mädchen dann ihren Steuermann, den Tintenfisch, nach Hause tragen wollten, vermochte es keine, außer der jüngsten. Nachts ging er wieder zu ihr und nahm in ihrer Kammer den Mantel ab.

Am folgenden Tage gingen die Leute wieder aus, Hirsche zu jagen und nahmen den Tintenfisch als Steuermann mit. Wieder ließen sie ihn zurück und er sandte den Specht aus, um die Hirsche zu verjagen. Kaum war derselbe fortgeflogen, da warf der junge Mann den Mantel des Tintenfisches ab und saß nun aufrecht im Hintertheile des Bootes. Er strahlte aber hell wie die Sonne. Da kam Tláiq mit den übrigen Jägern wieder mit leeren Händen zurück. Als er nun die Sonne in seinem Boote sitzen sah, fürchtete er sich. Er rief: „Ich will dir meine älteste Tochter zur Frau geben.“ Der junge Mann schüttelte als Antwort seine Schultern, und da fuhr das Boot weit fort vom Ufer. Tláiq rief nun: „Ich will dir meine zweite Tochter geben.“ Wieder schüttelte der junge Mann seine Schultern, und das Boot fuhr noch weiter vom Ufer fort. Auch die dritte Tochter wollte er nicht haben; als Tláiq ihm aber seine jüngste Tochter anbot, schüttelte er sich, und das Boot schwamm zum Ufer zurück.

Als die Leute nun wieder auf Hirschjagd gingen, flüsterte der junge Mann dem Spechte, der unter seinem Mantel verborgen war, zu: „Rufe alle Hirsche hierher zum Ufer.“ Dieser gehorchte. Da kamen die Hirsche herbei und fielen die steile Uferwand herab, so daß sie unten todt liegen blieben. Während alle anderen Jäger nichts gefangen hatten, war sein Boot ganz voll, und als jene zurückkamen, hatte er seine Beute schon zerlegt.

Yinísaq aber wollte den Jüngling gar zu gern zum Manne haben und sprach zu ihrer Mutter: „O siehe, Mutter, gleicht er nicht ganz der Sonne?“ und sie machte ihr Lager schön in Ordnung und schmückte sich, um ihn anzuziehen. Ebenso thaten die zweite und dritte der Schwestern. Die jüngste aber kümmerte sich gar nicht um ihn. Dann luden Yinísaq und ihre beiden jüngeren Schwestern ihn ein, ins Haus zu kommen. Er aber blieb im Boote, bis die jüngste ihn rief. Dann nahm er sie öffentlich zur Frau.

Tláiq aber dachte nur daran, wie er seinen Schwiegersohn tödten könne. Er ging in den Wald, um einen Baum zu spalten (u. s. w., siehe S. 301. Er fliegt dann in Gestalt eines Spechtes aus dem Baume heraus und dicht an den Augen Tláiq's vorüber).

Er beschloß aber sich an Tláiq zu rächen und frug seine Frau: „Weißt du nicht, vor was Tláiq sich fürchtet?“ Jene erwiderte: „Er fürchtet sich vor Walen und anderen großen Seethieren.“ Am folgenden Tage gingen Tláiq und sein Schwiegersohn aus, rothen Codfisch zu fangen. Da kaute der junge Mann das Harz, das ihm der Tintenfisch gegeben hatte und spie es ins Wasser. Sofort verwandelte es sich in Wale (u. s. w., Schluß wie in voriger Version). (Schluß folgt.)

Kürzere Mittheilungen.

Kaiser-Wilhelms-Land.

Am 6. April d. J. hielt Missionär J. W. Thomas, der sich durch einen fünfzehnjährigen Aufenthalt auf Nias ein gründliches Urtheil über die Kultivation der tropischen Inseln zwischen Asien und Australien bilden konnte, und der danach noch längere Zeit auf Neuguinea gelebt hat, vor dem „Centralverein für Handelsgeographie zu Berlin" einen sehr gehaltreichen Vortrag über Kaiser-Wilhelms-Land. Das Bild, welches er von der großen deutschen Besitzung entwarf, ist in der Hauptsache folgendes:

Von den 14000 deutschen Quadratmeilen, welche die Insel Neuguinea enthält, kommen 3255 auf Kaiser-Wilhelms-Land. So weit das Auge der Erforscher bisher über dieses Gebiet hinwegschweifen konnte, erscheint dasselbe mit Waldungen bedeckt. Nur an den Flüssen, und insbesondere an dem gewaltigen Kaiserin-Augusta-Flusse sind hier und da Lichtungen zu gewahren, die mit Gras bewachsen sind. Zum geringsten Theile sind diese Grasflächen aber nicht ohne weiteres zu Viehweiden benutzbar, sondern vorwiegend sind sie von demselben harten Alang-Alang-Grase gebildet, wie die Grasflächen auf den Sunda-Inseln. Wie auf Nias, so werden sich die Alang-Alang-Wiesen aber wahrscheinlich auch auf Neuguinea dadurch, daß man sie wiederholt abbrennt, und daß man die jungen Sprossen von Rindern abgrasen läßt, künstlich in besser brauchbare Futtergraswiesen verwandeln lassen. Im Lande gezogene Rinder würden natürlich eine viel bessere und gesündere Nahrung für die Leute in den Stationen liefern, als Konserven.

Der gerodete Urwaldboden dürfte sich an vielen Orten sehr fruchtbar erweisen, die Rodung selbst wird aber große Schwierigkeiten bereiten. Durch das dichte Unterholz mit seinen Dornengewächsen und Schlingpflanzen kann man sich gegenwärtig nur mit Hilfe großer Messer einen Weg bahnen. — Früher behauptete Goldfunde erwiesen sich allerdings als bloße Schwefelkiesfunde, neuerdings taucht aber doch wieder die Behauptung auf, daß wirklich Gold entdeckt worden sei, und bei der Nähe der australischen Goldfelder würde die Thatsache eigentlich nicht sehr zu verwundern sein.

Was die vier Niederlassungen auf Neuguinea betrifft, so besteht die Bucht von Finschhafen aus einem äußeren und einem inneren Becken, von denen das zweite, gut geschützte, leider durch Korallenriffe für tiefer gehende Schiffe nicht nahbar ist. In Folge dessen liegt die Station am Rande des ersten Beckens, das dem Seegange des Nordwestmonsuns ausgesetzt ist, und wo die Europäer (gegen 50) auch zugleich viel vom Fieber zu leiden haben. Die gute schwarze Erde der Ebene von Finschhafen ist nur 60 cm mächtig und ruht auf stark durchlässigem Korallenuntergrunde, so daß in der trockenen Jahreszeit nichts wachsen will, und daß in „Tanks" aufgefangenes Regenwasser als Trinkwasser dienen muß. — Hinter dem gewaltigen Finisterre-Gebirge, das in seinen Gipfeln bis 3300 m aufsteigt, und das an der Küste nur von einem schmalen Vorlande begleitet ist, könnten vielleicht sehr fruchtbare Plateaus und Landseen liegen, so wie es auf Sumatra der Fall ist. In jedem Falle wissen wir aber noch nichts davon. — Die Einbuchtung von Konstantinhafen, an der weiten Astrolabe-Bai, hat nur Raum für wenige Schiffe, im Nordwesten davon liegt aber eine große und fruchtbare Ebene, von der sich auch ein breites Thal binnenwärts in das Gebirge zieht. Dieses Gebirge ist nur etwa 600 m hoch, und die ganze Gegend macht einen sehr kulturfähigen Eindruck. — Gegen Hatzfeldhafen hin werden die Gebirge wieder viel höher und wilder, an diesem Theile der Küste befinden sich aber mehrere gute Buchten, die vielleicht einmal eine höhere Bedeutung erlangen werden, — vor allen Dingen der große, schöne und stille Friedrich-Wilhelm-Hafen, der Prinz-Heinrich-Hafen, der Alexis-Hafen und der Friedrich-Karl-Hafen. Jetzt giebt es freilich in ihnen noch nichts zu verladen.

Der Kaiserin-Augusta-Fluß (den Herr Thomas zusammen mit Dr. Schrader 380 Meilen stromauf befuhr) ist ein imposanter, prachtvoller Strom von durchschnittlich 400 m Breite und sehr tiefem und gutem Fahrwasser. An seiner größten seenartigen Erweiterung (unter 4° 7′ südl. Br. und 142° 25′ östl. L.) liegt in schöner Umgebung ein volkreiches Dorf. Seitenarme und Inseln sowie auch sogenannte todte Arme giebt es viele, während die Zahl größerer Nebenflüsse in seinem unteren und mittleren Laufe auffälligerweise gering ist. Erst 300 Seemeilen von der Mündung wurden mehrere schiffbare Nebenflüsse von 80 bis 120 m Breite und reichlich 4 m Tiefe entdeckt. Die Ufer erheben sich an dem obersten erreichten Punkte 7 m über den dermaligen Wasserstand, weiter abwärts 4 bis 5 m, und noch weiter abwärts 1 bis 2 m. Wie hoch der höchste Wasserstand steigt, das ist eine wichtige, leider noch nicht genügend aufgeklärte Frage. Die einheimische Bevölkerung legt ihre Dörfer und Felder mit Vorliebe unmittelbar auf dem hohen Ufer an, was wohl darauf hinweist, daß dasselbe vom Hochwasser nicht überfluthet wird. Ueber niedrigere Uferstellen strömt das letztere aber wahrscheinlich auf einen großen Theil der dahinter liegenden Ebenen, die deshalb zum Theil versumpft sind. Bis 45 Seemeilen von der Mündung dehnen sich Wälder an den beiden Ufern aus, weiter aufwärts vorwiegend große Grasflächen, näher der obersten erreichten Stelle aber wieder große Wälder. Bergig ist das Ufer nur ganz theilweise, und die Gebirge, die man an einigen Orten in der Ferne sah, schienen sämmtlich nicht sehr hoch zu sein. Alles in Allem ist die Landschaft am Kaiserin-Augusta-Flusse also grundverschieden von derjenigen an der Küste, und an ihrer hohen Kulturfähigkeit ist kaum zu zweifeln. Nur mehr Menschen würden dazu gehören. Zwei Millionen Javanen müßten in dem Stromgebiete wohnen, dann könnte sie allerlei Erzeugnisse liefern, indem man Abzugskanäle grübe und den Abfluß des Wassers regulirte, so wie es auf Java geschehen ist.

Jetzt ist die Bevölkerung dünn, und auf der ganzen befahrenen Strecke zählte man nicht mehr als 38 Papuanendörfer, in größerer Entfernung vom Flusse aber scheinen dieselben noch seltener zu sein.

Im Gegensatze zu den Bewohnern des holländischen Neuguinea, die durch den Einfluß mohammedanischen Gesindels demoralisirt und verkommen sind, erscheinen die Papuanen von Kaiser-Wilhelms-Land als ein echtes, unverdorbenes Naturvolk, das sich durch die christliche Mission vielleicht auf eine höhere Kulturstufe emporheben ließe, und das dann auch ein Wesentliches zur Entfaltung der Hilfsquellen des Landes beitragen könnte. Freilich würde zu ihrer Erziehung sowie zu der Kultivirung des Landes durch sie viel Zeit und Geduld gehören.

Gegen die Einführung von Kulis erklärt sich Herr Thomas, weil er darin eine Gefahr für die Eingeborenen sieht. Europäer aber sind zur Leistung schwerer Arbeiten des Klimas wegen untauglich. E. D.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Zur Feier ihres sechzigjährigen Bestehens hielt die „Berliner Gesellschaft für Erdkunde“ am 21. April eine außerordentliche Festsitzung, in der Dr. Wilhelm Junker einen Vortrag über das zwischen dem Kibali-Uëlle und Nepoko-Aruwimi liegende Forschungsgebiet und Stanley's Expedition zu Emin-Pascha hielt. Es ist ein buntes Gewirr verschiedenartiger Völkerschaften, die die in Frage stehende Gegend bewohnen: theils Reste der Urbevölkerung, die vor den siegreich vordringenden gegenwärtigen Herren des Landes daselbst hausten, theils diese neuen Herren, theils von denselben herbeigeführte Kolonisten. Zu der ersten Kategorie zählen vor allen Dingen die zwerghaften Akkas, die nomadisirend in kleinen kegelförmigen, von ihren Weibern erbauten Grashütten wohnen, Kolonien von 150 bis 200 Köpfen bilden und vorzügliche Bogenschützen sowie listige Krieger sind. Aus diesem Grunde werden sie von vielen Häuptlingen gern gesehen und als besondere Ueberfallstruppe verwendet. Ackerbau und Industrie treiben sie nicht, und selbst ihre Pfeile beziehen sie von anderen Stämmen. Die Mabode nennen sie Wodschua, die Völker südlich vom Kongo Batua, die Momfu Afifi 2c. — Was die Stanley'sche Expedition betrifft, so ist es wahrscheinlich, daß dieselbe ihr Ziel erreicht hat, wenn die Nachrichten darüber zuvörderst auch noch ausstehen. Von den Aruwimi-Fällen standen Stanley drei Wege zur Verfügung, die Wasserstraße des Nepoko, der dort, wo Junker ihn kennen lernte, schiffbar zwischen steilen Bergwänden dahin fließt; der Weg zum Südwestende des Albert-Nyanza-Sees und dann auf diesem See und dem Nil abwärts; und der Weg über Land, durch das von Junker betretene Gebiet. Auf dem zuerst angegebenen Wasserwege wäre die Expedition nur sehr langsam vorwärts gekommen, weil sie gerade in der Regenzeit, in der gewaltige Wassermassen thalwärts fließen, dahin gelangte. Der zweite Weg würde Stanley durch vollkommen unbekanntes Gebiet geführt haben, das wahrscheinlich von zahlreichen kleinen Staaten der Mabode eingenommen wird, von denen kein einziger die starke Expedition ernstlich hätte aufhalten oder bedrohen können. Am Albert-Nyanza wäre dann ein getreide- und viehreiches Land erreicht worden. Auf dem dritten Wege wären ebenfalls nur kleine Staaten der Mabode, der Momfu, der Loggo und Kalika zu durchziehen gewesen, und weder die Verpflegung noch die Feindseligkeit der Eingeborenen würden hier unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet haben.

— Neue Nachrichten von Emin-Pascha, die am 2. November vorigen Jahres aus Kibero, am Ostufer des Albert-Nyanza-Sees, nach Zansibar gesandt worden sind, enthalten freilich noch immer nichts über Stanley. Emin hat in der Richtung, aus der die Expedition erwartet wird, eine Recognoscirung vorgenommen, dieselbe ist aber ohne Erfolg geblieben. Uebrigens befindet sich Emin-Pascha wohl, er unterhält befriedigende Beziehungen mit den benachbarten Häuptlingen, und er beabsichtigt vor seiner Rückkehr nach Wadelai in seinem Dampfer das Westufer des Albert-Nyanza-Sees zu besuchen. Von Stanley hofft er, daß derselbe gegen Ende des Jahres bei ihm eintreffen werde.

— Auch von dem Major Barttelot und seinem Lager Yambuga sind endlich am unteren Kongo Nachrichten eingegangen. Danach hat Tippoo Tib zwar nichts Feindliches gegen die Expedition unternommen, aber auch seine Versprechungen nicht vollständig gehalten. Statt 600 Mann Verstärkung sandte er dem Major Barttelot nur 250, und letzterer wird infolge dessen erst Anfang Juni von Yambuga aufbrechen können, und zwar, wie es scheint, nach Stanley Falls. Barttelot würde also seinen Plan, Stanley eventuell zu folgen, aufgegeben haben. Von Stanley hatte er seit Oktober vorigen Jahres, wo er Briefe nach dem unteren Kongo sandte, keine Nachricht. In Yambuga war Alles wohl.

— „Nature“ enthält (Vol. 37, p. 582 f.) einen interessanten Brief Emin-Paschas über Blitzschläge in Afrika. Dieselben sind demnach in den Stationen Wadelai, Lado, Wandi 2c. häufig genug, und des öfteren werden Menschen davon getödtet. Häufiger und verheerender sind sie aber in den Gebirgsländern Unyoro und Uganda, sowie auch in Monbuttu. Nur der „Palast“ des Königs Mwanga von Uganda erfreut sich eines Blitzableiters (den A. M. Mackay angelegt hat). Die Sudan-Araber hegen durchgängig den Glauben, daß mit jedem Blitze ein Stück Meteoreisen auf die Erde geschleudert werde, und sie schreiben demselben wegen seines Ursprunges besondere Zauberkräfte zu.

Südamerika.

— Der unermüdliche Patagonien-Reisende Ramon Lista hat in den Sommermonaten der Jahre 1886 und 1887 die Küstengegenden des argentinischen Theiles von Feuerland durchstreift. Bezüglich der wirthschaftlichen Verwerthbarkeit des Landes hegt derselbe die Meinung, daß es sich ausgezeichnet für die Schafzucht eignen werde. Im chilenischen Theile von Feuerland hat J. Seltze ungefähr zu der gleichen Zeit bedeutende Lagerstätten nutzbarer Mineralien entdeckt, und besonders an das Gold-, Silber- und Kupfervorkommen knüpfen sich hohe Erwartungen. (Vergl. Geogr. Mittheilungen, Bd. 34, S. 126.)

Bücherschau.

— A. E. Lux, Die Balkanhalbinsel (Illustrirte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde. Freiburg i. B. 1887. Herder'sche Verlagsbuchhandlung). — Bei dem lebhaften Interesse, das man heute in Oesterreich-Ungarn und Deutschland an der Balkanhalbinsel nimmt, wird dieses Buch Vielen sehr willkommen sein. Außer manchem Elementaren und Allbekannten bietet dasselbe seinen Lesern auch eine beträchtliche Fülle von Unbekanntem oder doch weniger Bekanntem, und es fußt dabei entweder auf den eigenen Anschauungen des Verfassers oder den besten vorhandenen Quellen. Am lesbarsten finden wir den dritten Theil, der die Ortschaften und Routen beschreibt.

Hierzu eine Beilage Andree's Handatlas 2. Aufl. betr.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII.



№ 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Asiatische Eisenbahnen.

Von Dr. Emil Deckert.

I.

(Mit einer Karte.)

In der schwerfälligen Masse des asiatischen Riesenwelttheiles regt sich neuerdings an allen Ecken und Enden wunderbares Leben, und es möchte dem aufmerksamen Beobachter fast erscheinen, als ob daselbst auch sogar in denjenigen Ländern, in welchen man Alles erstarrt und versteinert glauben mußte, kulturgeschichtliche Umwälzungen von unberechenbarer Tragweite bevorständen.

Bislang waren es eigentlich nur Britisch-Indien und Japan, in denen das Rüstzeug der europäischen Civilisation zu vollerer Geltung und Anerkennung gelangte. Da diese Länder durch die Art ihrer natürlichen Begrenzung in einem hohen Grade isolirt und von dem eigentlichen Körper des Welttheiles abgetrennt sind, so war aber das, was in ihnen geschah, für das übrige Asien von sehr geringem Belang. Mochten sie den Handel, Verkehr und Gewerbe mit europäischen Mitteln und Maschinen betreiben lernen, mochten sie Schulen nach europäischem Muster gründen, mochten sie ihre Staatsverwaltungen in europäischer Weise reorganisiren — was ging dies die Bewohner des „Himmlischen Reiches der Mitte" an, und was die Mächte des Islam daneben! Sibirien aber — „das gefrorene Asien" — war zu nichts gut, als zu einem Kerker für Verbrecher.

Heute erhalten wir nun rasch nach einander die Nachricht, daß die Russen, nachdem sie ihre transkaspische Bahn bis Merw und Samarkand fertiggestellt haben, ungesäumt eine sibirische Transkontinentalbahn nach Wladiwostock in Angriff nehmen, daß die Franzosen eine Bahn von Huë nach Hanoï und Langson planen, daß die Siamesen eine Linie Bangkok-Zimme herstellen, daß die Perser eine belgische Gesellschaft damit betraut haben, ihre Hauptstädte unter einander durch Schienenstraßen zu verbinden, daß die Türken im Begriffe sind, der kurzen Strecke Haider-Pascha-Ismid (Konstantinopel-Ismid) eine Fortsetzung nach Angora, Diarbekr und Bagdad geben zu lassen, und daß endlich auch die Chinesen ihren Widerwillen gegen das Dampfroß überwunden haben und daran gehen wollen, Schienenstränge zwischen Taku und Tientsin, Tientsin und Peking, Peking und Nanking, Nanking und Schanghai und Schanghai und Kanton herzustellen. Und so wundersam die Mär auch klingen mag, sie dürfte diesmal ernsthaft zu nehmen sein. In China, ebenso wie in Persien und in der asiatischen Türkei könnte ja wohl der gute Wille, den europäischen Schnellverkehr in umfassender Weise Platz greifen zu lassen, und dadurch eine neue Phase ihrer gesammten Entwickelung einzuleiten, füglich immer noch einmal erlahmen, und die in Frage stehenden öffentlichen Werke könnten daselbst am Ende immer noch einmal in ihren ersten Anfängen stecken bleiben. Ist dasselbe aber auch von den asiatischen Besitzungen Rußlands und Frankreichs denkbar? Wir glauben, unbedingt nicht. Und sobald die große russische Pacificbahn einmal fertiggestellt und in Betrieb gesetzt worden ist, so wird dieselbe aller Wahrscheinlichkeit nach einen Druck und

Zwang auf die ost- und westasiatischen Mächte ausüben — auch ihrerseits die Anlage eines modernen Verkehrsstraßennetzes zu bewerkstelligen —, den diese Mächte gar bald als unwiderstehlich empfinden werden. Mögen sie dann immerhin noch einmal bereuen, daß sie in der fraglichen Hinsicht in europäische Fußstapfen getreten sind, es wird ihnen dieses nichts mehr nützen, sie werden wohl oder übel darin beharren müssen. Rußland wird sich seiner natürlichen Mission als der berufene Kultivator Asiens viel klarer bewußt werden, wenn die Riesenentfernung, die zwischen Petersburg und Kiachta liegt, auf ihren vierten oder fünften Theil verkürzt worden ist, und es wird diese Mission dann zugleich auch viel energischer verfolgen können. Was aber Frankreich angeht, so wird dasselbe durch die Positionen, die es in Hinterindien und am Mittelmeere inne hat, ohne Zweifel sehr in der Lage sein, es dabei auf das Nachdrücklichste zu unterstützen. In Europa dürfte es lediglich blinder Chauvinismus sein, der diesen beiden Staaten gebieten will, sich die Hand zum Bunde zu reichen, in Asien ist es sicherlich etwas mehr. Doch sehen wir uns die asiatischen Eisenbahnen und die Veränderungen, die dadurch mit dem Welttheile vor sich gehen werden, etwas näher an.

Das erste, woran wir zu denken haben, wenn wir die asiatische Eisenbahnfrage diskutiren, ist natürlich die vollkommenere Entfaltung der produktiven Kräfte, die in den verschiedenen asiatischen Territorien schlummern. Daß in dieser Beziehung in sämmtlichen Theilen Asiens noch unendlich viel zu thun und zu erreichen übrig geblieben ist, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel. Was steht da nicht allein von Nordasien zu erwarten! Der Hauptfluch, der auf dem Wirthschaftsleben dieses weiten Landes ruhte, und der eine höhere Blüthe desselben bisher nicht zu Stande kommen ließ, bestand im Grunde genommen doch darin, daß es durch seine geographische Lage und Gestaltung das abgeschlossenste unter allen Ländern der Erde war. Gemeinhin hält man ja wohl die furchtbare Winterkälte, die in Werchojansk an einzelnen Tagen auf —68° C. hinabsinkt, und die die tieferen Bodenschichten nördlich von dem Polarkreise an vielen Orten in sogenannten „ewigen Eisboden“ zu verwandeln vermochte, für das Haupthemmniß der materiellen Kultur des Landes. Es ist aber klar erwiesen, daß der Mensch mit Hülfe von warmer Pelzkleidung und zweckmäßiger Heizung die Kälte Sibiriens ganz gut zu ertragen im Stande ist, und mehr als eine beachtenswerthe Stimme aus Tomsk und Irkutsk versichert uns sogar, daß das sibirische Winterklima mit seiner ruhigen, trockenen, klaren Luft und mit seinen geringfügigen Barometer- und Thermometerschwankungen dem europäischen Winterklima bezüglich des menschlichen Wohlbefindens bei weitem vorzuziehen sei. Was aber die pflanzlichen Kulturen angeht, so hat es die sibirische Winterkälte bekanntlich nicht verhindert, daß das Land sich bis gegen das Eismeergestade hin aus freien Stücken mit einem dichten Forstbestande von Kiefern, Fichten, Tannen, Lärchen und Birken bekleidete, und so sind die einjährigen Gewächse, die der Landmann anbaut — Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln, Rüben, Kraut, Kohl ꝛc. — in ihrem Gedeihen viel mehr von der Beschaffenheit des Sommers abhängig, als von derjenigen des Winters. In der Gegend von Irkutsk und Minusinsk braucht man sich infolge der dauernden Schneedecke, die gegen das Erfrieren Schutz gewährt, nicht einmal vor Wintersaat zu scheuen, und bis in die Breite von Irkutsk hat die hohe Juli- und Augusttemperatur Sibiriens wenigstens den Anbau von Sommergerste ermöglicht. Gute Weide für den Betrieb der Viehzucht giebt es nicht bloß in den Steppengegenden am mittleren Ob und Irtisch, sondern auch noch in den nördlichsten Kreisen, und bei Nischnj-Kolymsk (unter 68° n. Br.) tummelt sich neben dem Renthiere auch sogar noch das junge Füllen. Die Behauptung, daß sowohl die Forstkultur, als auch der Ackerbau und die Viehzucht viel gewaltigere Erträge zu liefern fähig seien, als sie bisher geliefert haben, kann auf diese Weise nicht befremden. Die Forstfläche Sibiriens schätzt man auf reichlich 200 Millionen Hektar, die anbaufähige Ackerfläche auf wenigstens ebenso viel, und der Bestand an Pferden, Rindern und Schafen dürfte sich gegenwärtig bereits auf ziemlich 20 Millionen Stück beziffern. Von der Rolle, die Sibirien im Pelzthierhandel gespielt hat, und die es bei rationellem Betriebe dieses Wirthschaftszweiges für alle Zeiten weiter spielen könnte, dürfen wir an dieser Stelle schweigen, und ebenso auch von dem unerschöpflichen Fischreichthume, den seine Riesenströme und seine nördlichen und östlichen Küstengewässer bergen, sowie von den gewaltigen Schätzen an Gold, Silber und edlem Gestein, die von den kettenbeladenen Deportirten aus seinen Bergwerken zu Tage gefördert worden sind. Dagegen wollen wir es nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß das Land auch sehr bedeutende Lagerstätten von unedlem Metall — von Eisen, Kupfer, Blei ꝛc. — besitzt, und daß an dem Tom, an der Schilka, an dem Wilui, an der Jana und an anderen Orten große und abbauwürdige Kohlenreviere aufgeschlossen worden sind. Sind dadurch nicht auch der Entwickelung der verschiedensten Industriezweige ganz vorzügliche Grundlagen gegeben? Bisher waren die Branntweinbrennerei, die Juchtengerberei und die Talg- und Seifensiederei die einzigen Gewerbe, die wirklich in den sibirischen Städten in Blüthe standen. Sollte das aber immer so bleiben müssen?

Um die mannigfaltigen Hülfsquellen, mit denen Sibirien von der Natur ausgestattet worden ist, zum reichlicheren Fließen zu bringen, und um die Erträgnisse der verschiedenen Wirthschaftszweige sich verdoppeln und verzehnfachen zu lassen, fehlte es eben an nichts, als an einer guten Abzugsstraße. Die großen Ströme, denen der menschliche Verkehr allerwärts auf Erden in erster Linie zu folgen pflegt — der Ob mit dem Irtisch, der Jenisei mit der Angara, die Lena mit dem Aldan und Wilui, die Jana, die Indigirka und die Kolyma — sie fließen hinaus in das unwirthliche nördliche Eismeer, das zu durchfahren wohl einem heldenhaften Entdecker von der Art Nordenskjöld's gelingen konnte, das man aber bisher vergebens als einen Handelsweg zu benutzen versucht hat. Während des Sommers, wenn die genannten Flüsse nicht durch eine harte Eisdecke in Fesseln geschlagen sind, bilden sie in Folge dessen zwar gute binnenländische Fahrstraßen von provinzialem Charakter, nicht aber zugleich auch gute Verbindungsstraßen zwischen dem produktionsfähigen Süden Sibiriens und der konsumtionsfähigen Außenwelt. Selbst der Amur ist in dieser Beziehung noch übel genug beschaffen, denn auch er ist nur etwas mehr als fünf Monate eisfrei, und von dem Meere, in das er mündet, wollen die dichten und der Schifffahrt gefährlichen Nebel auch in der besseren Jahreszeit beinahe niemals weichen. Was nützten dem Bauer der Gouvernements Irkutsk und Krasnojarsk aber die reichen Roggen- und Weizenernten, wenn er für dieselben nur ein eng begrenztes Absatzgebiet hatte!

Um dem Uebel abzuhelfen, hat man sich in russischen Regierungskreisen lange mit dem Plane getragen, die großen Hauptströme des Landes durch Kanäle sowohl unter einander als auch quer über den Ural hinweg mit den Schifffahrtsstraßen des europäischen Rußland in Verbindung zu setzen. Nach reiflicher Erwägung hat man aber doch davon abstehen zu müssen geglaubt, und nur zwischen dem Ob und Jenisei hat man thatsächlich einen Kanal nahezu vollendet. Die Kosten und Anstrengungen, die das Werk an anderen Orten erforderlich gemacht haben würde, wären zu ungeheure ge-

wesen, und die verkehrsgeographische Schwäche, die dem Erdraume anhaftet, wäre dadurch doch nur in sehr nothdürftiger Weise beseitigt worden. Zwischen Jeniseisk und Irkutsk hätte gleichzeitig mit dem Kanalbau namentlich auch eine gründliche Regulirung der schnellenreichen Angara vorgenommen werden müssen, und während des Winters hätte man sich trotz alledem nach wie vor auf den Schlittenverkehr beschränkt gesehen. Für den Transport von Feldfrüchten nach den europäischen Märkten hätte man eigentlich nur den September und Oktober zur Verfügung gehabt. Angesichts solcher Verhältnisse beschließt nun die russische Regierung — gedrängt von politischen und strategischen Motiven — den Bau einer Schienenstraße quer durch das ganze Land. Und was ist in wirthschaftlicher Beziehung die Folge des Baues? Alle Erzeugnisse des sibirischen Bodens erhalten wie durch einen Zauberschlag einen erheblich größeren Tauschwerth, und die Mühe, die auf ihre Gewinnung verwendet wird, fängt an sich zu bezahlen. Gleichzeitig fängt die schwerfällige russische Verwaltungsmaschine in Sibirien rascher und besser zu arbeiten an, man lernt das arg verkannte und mißhandelte Land in Europa richtig schätzen und würdigen, und dasselbe hört endlich auf, ein bloßes Staatsgefängniß zu sein. Es geht mit Nordasien ganz ähnlich, wie es mit Australien ging, als der Schnelldampferverkehr zwischen London und Melbourne eingerichtet wurde. Daß der wirthschaftliche Aufschwung Sibiriens nach Vollendung der sibirischen Pacificbahn ein ebenso rapider sein werde, wie derjenige des Großen Westens der nordamerikanischen Union nach Vollendung der amerikanischen Pacificbahnen, wird man vielleicht nicht erwarten dürfen. Denn einmal wird der Handel und Wandel in dem autokratischen Czarenstaate viel mehr gegängelt und bevormundet als in der demokratischen Republik der Amerikaner — wo der Unternehmungsgeist so zu sagen ganz ohne Zügel einherstürmt —, und sodann wird von dem üblen Rufe, in den Sibirien als Deportationsland der russischen Verbrecher gekommen ist, aller Wahrscheinlichkeit nach immer manches hängen bleiben. Ein irdisches Paradies werden die freien Einwanderer aus Europa in dem Lande schwerlich jemals zu finden vermeinen. Was den Transport von Massengütern betrifft, die das Land hervorzubringen vermag — Getreide, Kartoffeln, Kohlen, Erze 2c. —, so wird derselbe zudem auf der Eisenbahn natürlich immer sehr hohe Frachtkosten verursachen, und das ist ja selbst für die materielle Kultur des nordamerikanischen Westens ein großes Hinderniß. Immerhin wird Sibirien durch die in Frage stehende Eisenbahn ein Wirthschaftsgebiet von viel höherem Range werden, als es vordem gewesen ist.

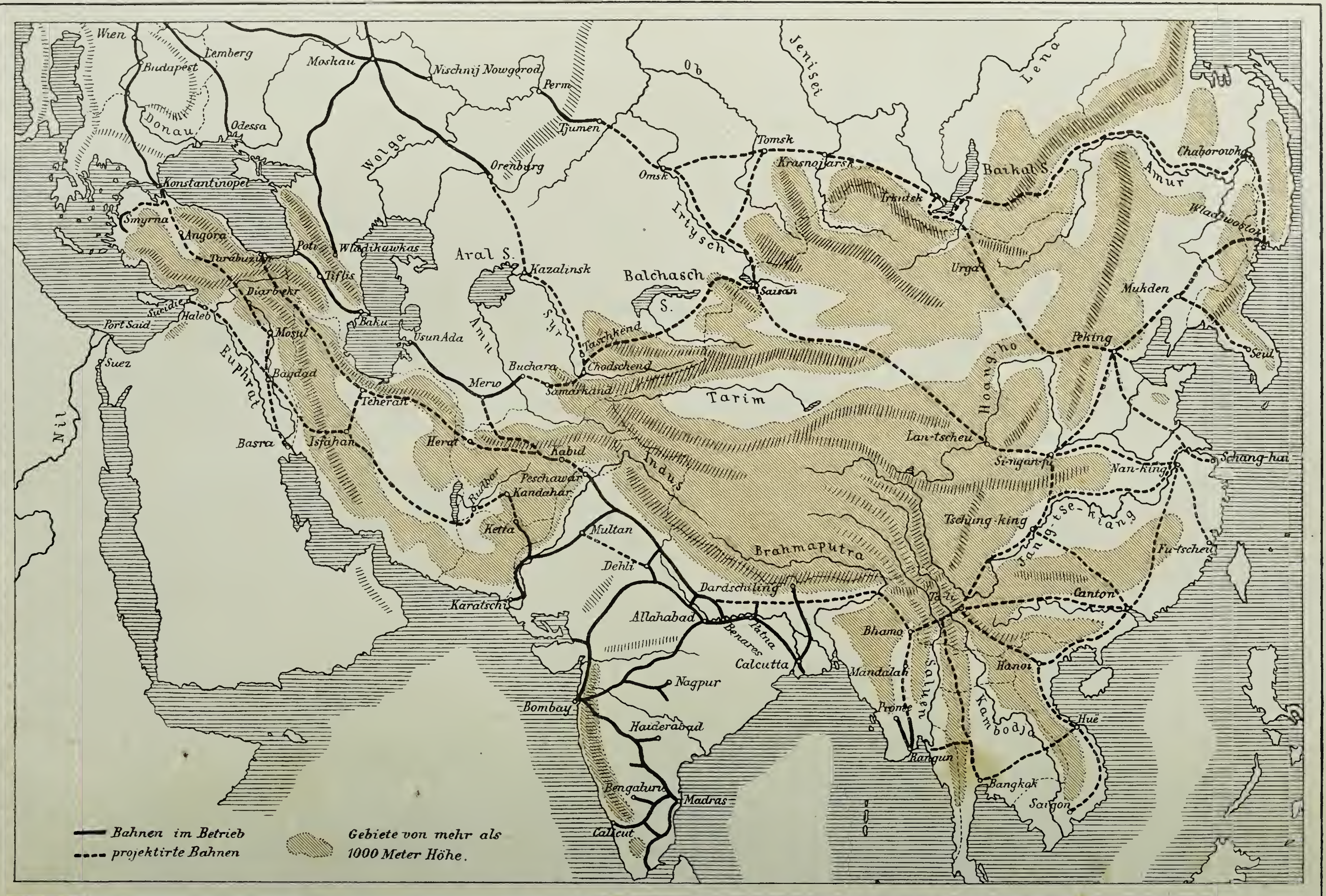
In dem russischen Centralasien sind die günstigen Wirkungen der Schienenstraße, die zwischen dem Kaspisee und Merw-Tschardschui geschaffen worden ist, und die soeben eine Verlängerung nach Samarkand erhalten hat, bereits gegenwärtig in allen denkbaren Wirthschaftszweigen deutlich genug sichtbar. Die Seidenraupenzucht, der Baumwollenbau, die Kultur von Südfrüchten, die Lederindustrie und die Rinder- und Pferdezucht sind daselbst beinahe über Nacht zu einer überraschenden Blüthe gelangt, und die russischen Händler haben unter den Chiwensen und Bucharen ohne große Mühe eine sehr kauffähige Kundschaft gewonnen. Was Wunder, wenn die turkmenischen Völker sich verhältnißmäßig willig unter das russische Joch gebeugt haben!

Wenn der Schienenstraßenbau aber schon in dem asiatischen Rußland so durchgreifende Umgestaltungen des gesammten Wirthschaftslebens zur Folge haben muß, so versteht es sich eigentlich ganz von selbst, daß diese Umgestaltungen noch viel gewaltigere sein werden in China. In dem russischen Asien ging es immerhin bis zu einem gewissen Grade europäisch zu, das Reich der Mitte dagegen war bezüglich der volkswirthschaftlichen Verhältnisse eine ganz andere Welt.

Daß China ein unermeßlich reiches Wirthschaftsgebiet ist, und daß dasselbe unerschöpfliche Hülfsquellen jeder Art zur Verfügung hat, ist zu bekannt, als daß wir an dieser Stelle anders als andeutungsweise davon zu reden hätten. Wenn ein Land nahezu ein Drittheil von sämmtlichen Erdbewohnern in seinen Grenzen einschließt, und wenn dieses Land eine so ungeheure Menschenzahl durch sich selbst nährt und erhält und zu einer hohen, originellen Kultur gelangen läßt, so muß dasselbe wohl unbedingt eine gewaltige Produktionskraft und eine glänzende und vielseitige wirthschaftsgeographische Begabung besitzen. Da braucht man gar nicht daran zu denken, daß der gründlichste Kenner des Landes — unser Ferdinand von Richthofen — von ihm behauptet, es sei „materiell das gesegnetste unter allen Ländern der Erde, eine scheinbar unerschöpfliche Schatzkammer, was die Produkte des Bodens und intelligente menschliche Arbeitskraft betrifft, ein Land von einer unberechenbar großen und wichtigen Zukunft, dessen gigantischer Handel mehr und mehr die Arena des Wettkampfes der Kulturvölker werden wird". Es kann keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß China in seiner Eigenschaft als Wirthschaftsgebiet den ersten Ländern der Erde — Gesammt-Europa, der nordamerikanischen Union und Britisch-Indien — als ebenbürtig an die Seite gestellt werden muß.

Ein großer Theil der Hülfsquellen des reichbegabten Landes — ja vielleicht der größere Theil derselben — verharrte indeß bis auf den heutigen Tag in latentem Zustande. Aehnlich wie in den europäischen Staaten während des Mittelalters, so beruhte die wirthschaftliche Produktion in China beinahe ausschließlich in dem Ackerbau und in dem durch die Menschenhand betriebenen Gewerbe. Thee und Seide — die beiden einzigen Hauptstapelartikel des Landes, die sich bisher von den großen Strömungen des Welthandels haben ergreifen lassen — erzeugte das Himmlische Reich in riesigen Quantitäten, und ebenso auch Reis, Weizen, Hirse, Hülsenfrüchte, Obst, Trauben, Baumwolle, Zuckerrohr, Droguen 2c. Seine Seiden- und Baumwollenweberei, seine Porzellanmanufaktur, seine Papier- und Farbenbereitung, seine Kunsttischlerei, seine Metallgießerei stehen seit uralten Zeiten in hohem Schwunge. Aber hartnäckig verschmähten es die Chinesen, den Dampf und die Maschinenarbeit dabei in Anwendung zu bringen, und die unermeßlich großen paläozoischen Kohlenlager, mit denen ihr Land in den Provinzen Schen-si, Shan-si, Petschili, Szetschuan, Hu-nan 2c. ausgestattet ist, liegen zunächst noch fast vollkommen brach, obgleich die Chinesen die Brennkraft der Steinkohle schon zu Marko Polo's Zeiten kannten. Nach Gold und Silber durchwühlten sie ihren Boden seit lange, aber in durchaus unsystematischer und unrationeller Weise, so daß auch bezüglich des Bergbaues auf Erze, an denen in den Gebirgen von Yünnan und Kwei-tschou sowie an anderen Orten kein Mangel herrscht, noch viel zu thun übrig geblieben ist.

Erklärt nun China, indem es die wichtigste aller europäischen Neuerung bei sich einzuführen beschließt, nicht gewissermaßen, daß es gesonnen sei, in der angedeuteten Beziehung nachzuholen, was es in Folge seiner eigenartigen Entwickelung versäumt hat? Sobald erst einmal Eisenbahnzüge zwischen Peking und Nanking und vielleicht gar zwischen Peking und Moskau hin und her eilen werden, so muß auch das gesammte Wirthschaftsleben Chinas einen anderen Charakter annehmen. Die chinesische Regierung wird dann wohl oder übel ihre alte Abschließungspolitik aufgeben müssen, das chinesische Volk wird einen härteren Konkurrenzkampf mit der auswärtigen Produktion zu bestehen haben, und der



Die asiatischen Eisenbahnen und Eisenbahnprojekte.

Kohlenbedarf der Lokomotiven wird auf die einfachste Weise ganz von selbst dazu führen, daß man die Zauberkraft der „schwarzen Steine“ auch für den Betrieb der Landwirthschaft und der Industrie würdigen und benutzen lernt. Welcher gewaltiger wirthschaftlicher Leistungen hat man sich aber dann von dem Riesenstaate und seiner arbeitgewöhnten, bienenhaft fleißigen Bevölkerung zu gewärtigen!

Von Persien und Türkisch-Asien darf man bezüglich der Hebung der Produktion ebenfalls mancherlei erwarten, sobald daselbst die Aera der Eisenbahnen beginnt. Wenn in diesen Ländern die Entfaltung der wirthschaftlichen Kräfte so sehr hintenan gehalten worden ist, so sind daran ja offenbar auch in erster Linie die schlechten Verkehrswege schuld. Der fanatische und fatalistische Glaube und die schlechte Staatsverwaltung kommen daneben eigentlich nur in sekundärer Weise in Betracht, und dieselben hatten ihre festen Wurzeln im Grunde genommen selbst in der üblen Beschaffenheit der Straßen. An Weizen und Reis sowie auch an Seide könnte Persien leicht das Drei- und Vierfache der gegenwärtigen Menge erzeugen, an vorzüglichem Tabak und an Olivenöl und Baumwolle das Zehnfache, an edlem Weine das Hundertfache, und die ausgedehnten Eisen- und Kohlenlager, die das Land im Nordwesten besitzt, sowie die Naphtaquellen und Schwefel- und Salzlager, die es im Südosten aufzuweisen hat, versprechen ebenfalls noch einmal reiche Ausbeute zu gewähren. Was aber Türkisch-Asien betrifft, so liegen die Dinge dort nicht viel anders. War ja doch das öde liegende Flachland an dem unteren Euphrat und Tigris dereinst eine der ersten Kornkammern der Erde! Und gedeihen ja doch in Syrien und Kleinasien die köstlichsten Früchte, während Armenien und Kurdistan reich sind an ungehobenen Mineralschätzen der verschiedensten Art!

Was endlich Hinterindien anlangt, so mögen sich die Franzosen vielleicht in mancher Hinsicht zu sanguinischen Hoffnungen hingeben, indem sie an die Anlage von Schienenstraßen zwischen Hnë und Hanoï und zwischen Hanoï und Langson gehen. Ein endlicher großer Erfolg bezüglich des wirthschaftlichen Aufschwunges von Tongking und Anam wird aber auch dort schwerlich ausbleiben. Es handelt sich ja auch an dieser Stelle um eminent produktionsfähige Gebiete, und wenn man bedenkt, in welchem Grade die Engländer durch ihre unter-birmahnischen Eisenbahnen die tropischen Kulturen des Irawaddi-Gebietes gefördert haben, so wird man kaum geneigt sein, den französischen Projekten den Vorwurf der Abenteuerlichkeit zu machen. Viel aussichtsvoller als die Kongobahn oder die Senegalbahn sind die hinterindischen Bahnen ganz entschieden.

Die wirthschaftlichen Folgen, die die Verbesserung des Verkehrswesens in den angegebenen Theilen Asiens nach sich ziehen wird, werden aber keineswegs auf die Grenzen dieser Länder beschränkt bleiben, sondern sie werden aller Wahrscheinlichkeit nach weit über dieselben hinausgreifen. Die verschiedenen Schienenstraßensysteme werden der ganzen Natur der Sache nach alsbald Anschluß an einander suchen, und auf diese Weise wird der allgemeine Welthandel und Weltverkehr außer durch die Steigerung der Produktion in den fraglichen Wirthschaftsgebieten auch noch in anderer Weise und ganz direct von ihnen betroffen werden.

Vor allen Dingen handelt es sich dabei um die Verbindung zwischen Europa und Ostasien, sowie zwischen Europa und Indien, und zum Theil auch zwischen der nordamerikanischen Union und Indien. Es kommen bei dem asiatischen Eisenbahubau also alle diejenigen Erdgegenden in Betracht, von denen wir an anderer Stelle nachgewiesen zu haben glauben, daß sie ihrer ganzen Natur nach als die vier Hauptprovinzen des Welthandels gelten müssen[1]). Erscheinen dieselben doch als die am reichsten und vielseitigsten begabten unter allen, und drängen sich doch darauf nicht weniger als drei Viertheile der gesammten lebenden Menschheit — der gesammten Producenten- und Konsumentenschaar — in vier gewaltigen Haufen auf das Engste an einander, um sich durch ihr bienenstockartiges Zusammenleben der höchsten kulturellen und wirthschaftlichen Leistungen fähig zu zeigen. Daß sich zwischen diesen Gebieten die großen Hauptströmungen des Welthandels und Weltverkehrs hin und her bewegen müssen, sobald dieselben sich nicht in unnatürlicher Weise gegen einander abschließen, versteht sich eigentlich ganz von selbst.

Was nun den Verkehr zwischen Europa und Indien-China betrifft, der bei unseren Betrachtungen in erster Linie in Frage kommt, so wurde derselbe bisher bei weitem zum größten Theile auf dem Seewege bewerkstelligt — sei es auf dem alten Seewege um das Kap der Guten Hoffnung herum, den Vasco da Gama am Ausgange des 15. Jahrhunderts entdeckte, oder sei es auf dem neuen Seewege über Port Saïd und Suez, den Ferdinand von Lesseps erst vor kurzem künstlich schuf. Der Ueberlandweg durch Sibirien, der über Tomsk und Irkutsk nach Kiachta führte, war daneben nur von sehr geringem Belang, und die Ueberlandwege durch Türkisch-Asien und Persien durfte man im allgemeinen als so gut wie gar nicht vorhanden betrachten. Die himmelhohen Bergketten und die weiten Wüstenräume, die China und Indien von Europa scheiden, und die die einzelnen asiatischen Wirthschaftsgebiete gleichzeitig in strengster Weise gegen einander abgrenzen, bildeten zu gewaltige Hindernisse, und hätte der Kaufmann auch all die Mühseligkeiten und Strapazen gering achten wollen, die diese Wege von ihm forderten, er hätte sie doch vermeiden müssen, da es um die öffentliche Sicherheit auf ihnen auf das Uebelste bestellt war, und da ihm darauf allenthalben Fanatismus und Räuberunwesen entgegentrat. Mochten die Meeresräume am Kap der Guten Hoffnung und an dem Kap Guardafui, sowie an der indischen und ostasiatischen Küste noch so weit und noch so stürmisch und klippenreich sein, die Fahrt auf ihnen bot den Menschen und Waaren ungleich bessere Aussicht, wohlbehalten an ihr Ziel zu gelangen. Wird das aber auch so bleiben, sobald Asien in allen seinen Theilen mit Schienenstraßen ausgestattet sein wird?

Sobald der europäisch-ostasiatische Ueberlandweg durch Sibirien, der ungefähr viermal kürzer ist als der Seeweg, sich in eine Eisenbahn verwandelt haben wird — was vielleicht schon innerhalb des nächsten Jahrzehnts zu erwarten steht —, so wird derselbe der bei weitem sicherere, raschere und bequemere sein, und die Gründe, die den Welthandel veranlaßten, ihn bisher bei Seite liegen zu lassen, werden auf diese Weise beinahe sämmtlich fortfallen. Nur der billigere Weg wird er nicht werden, und deshalb wird er dem Seewege nicht allen Verkehr zwischen den beiden großen Wirthschaftsgebieten, um die es sich handelt, entziehen können. Daß er es mit einem sehr beträchtlichen Theile thun wird, kann aber nicht im geringsten zweifelhaft sein. Handelt es sich ja doch im bisherigen Verkehr zwischen Europa und China in erster Linie um sehr kostbare Güter, bei denen die Lieferungsfrist eine wichtige Rolle spielt, und bei denen die hohen Eisenbahnfrachten nur einen verhältnißmäßig kleinen Preisaufschlag bedingen — um Thee, Seide, europäische und chinesische Manufakte 2c. Hat die sibirische Pacificbahn namentlich erst einen Anschluß an eine chinesische Bahn von Kiachta nach Peking[2]) oder von

[1]) Vergl. E. Deckert, Die geographischen Grundvoraussetzungen der Hauptbahnen des Weltverkehrs. Leipzig 1882.

[2]) Das bekannte Projekt Meißel.

Semipalatinsk nach Singan-fu und Shanghai gefunden [1]) — und die russische Regierung dürfte in Zukunft mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln dahin drängen, daß dies geschieht —, so werden die Engländer, die die chinesisch-europäischen Welthandelsbeziehungen bislang zum allergrößten Theile vermitteln, die Konkurrenz der Russen sicherlich auf das Schwerste empfinden. Was wird ihnen wohl dabei übrig bleiben, als den mächtigen Gegner so viel als möglich mit den gleichen Waffen zu bekämpfen!

Die Engländer waren bisher aus leicht ersichtlichen Gründen dem Baue einer Schienenstraße von Konstantinopel nach Isfahan und Kandahar und von Iskandarum (bezw. von Seleucia [2]) nach Bagdad und Basra in einem hohen Grade abgeneigt. Sie sahen ja darin, daß Indien ebenso wie China und die anderen asiatischen Länder in der Hauptsache nur von der Seeseite zugänglich waren, die stärkste Stütze ihres Welthandelsmonopols. Indem ihnen aber in Rußland ein so gewaltiger Rival erwächst, werden sie sich dazu verstehen müssen, diesen Projekten näher zu treten, und die Aussicht, daß eine nicht sehr ferne Zukunft uns auch eine europäisch-indische Eisenbahn und vielleicht sogar eine europäisch-asiatische Südpacificbahn bringen wird, erscheint dadurch als eine noch viel bestimmtere. Daß England, wenn es sein wohlverstandenes Interesse wahrnimmt, einen sehr maßgebenden Einfluß auf die Türkei und auf Persien auszuüben vermag, muß man ja wohl glauben. Nicht vergebens hat es in der Voraussicht dessen, was kommen könnte, seine Hand auf Cypern und auf Afghanistan gelegt. — Eine indisch-chinesische Bahn von Sadiya am Bramaputra nach Batang oder Likiang, die im Grunde genommen viel geringere Terrainschwierigkeiten zu überwinden hat, als man immer annahm, hatte für England bisher ebenfalls keine große Eile. Unter den veränderten Verhältnissen dürfte man sich aber in London genöthigt sehen, auch diesen Plan schärfer in das Auge zu fassen, und seine Verwirklichung von China nöthigenfalls zu erzwingen. Außer der russischen Rivalität droht den Engländern ja von Tongking her auch noch die französische.

[1]) Das Projekt Richthofen.
[2]) Das Projekt Dumont. (Vergl. Globus, Bd. 53, S. 190.)

Ob Rußland für seine centralasiatische Eisenbahn dereinst eine Fortsetzung nach Kuldscha und Turfan erstreben wird, bleibe hier dahingestellt. Eine Fortsetzung in nordöstlicher Richtung — gegen den Saisan-Nor hin — wird diese Bahn sicherlich erhalten, und durch ihren Anschluß an die sibirischen Bahnen dürfte sie vielleicht dereinst ein Bestandtheil der asiatischen Centralpacificbahn werden. Ebenso wollen wir die ferner liegende Frage, wie Mitteleuropa und Deutschland in ihren wirthschaftlichen Interessen von den asiatischen Eisenbahnen berührt werden müssen, hier nicht weiter ventiliren. Im allgemeinen darf der Konkurrenzkampf, der zwischen Rußland und England auszubrechen droht, vielleicht von uns mit Freude begrüßt werden.

Daß wir nicht so naiv sind, anzunehmen, die angedeuteten Umwälzungen in Asien werden sich über Nacht vollziehen, brauchen wir nicht ausdrücklich zu betonen. Obgleich in China das Expropriationsverfahren behufs des Baues der Strecke Taku-Tientsin bereits eingeleitet worden sein soll, und obgleich die wirthschaftlichen Reformbestrebungen in dem Marquis Tseng einen einflußreichen Fürsprecher in Peking haben, so muß man sich daselbst immer noch einmal auf einen Rückschlag gefaßt machen. Das Himmlische Reich ist gar zu konservativ in seinem innersten Wesen. Nichtsdestoweniger dürften schon die allernächsten Jahrzehnte wenigstens einen beträchtlichen Theil jener Pläne verwirklicht sehen, und aus diesem Grunde lohnt es sich nach unserer Meinung wohl, daß man sich näher mit ihnen befaßt.

Die technischen Schwierigkeiten, welche die Herstellung der auf dem beigegebenen Uebersichtskärtchen verzeichneten Bahnen zu überwinden haben wird, sind nirgends unüberwindliche, wenn sie auch im Gebiete der südostasiatischen Monsunregen und der nordasiatischen Winterstürme keineswegs geringfügige genannt werden dürfen.

Am ehesten könnten Tibet, Arabien und Nordsibirien dazu verurtheilt sein, den modernen Schnellverkehr für alle Zeiten entbehren zu müssen. Wir vermögen wenigstens gegenwärtig keinerlei Verlockungen in diesen Ländern zu erblicken, die stark genug wären, den Menschen zu veranlassen, auch in ihnen mit den verkehrsfeindlichen Naturgewalten den schweren Kampf aufzunehmen.

Durch Thessalien.

(Mit vier Abbildungen.)

V.

Von Avaritza begeben wir uns zurück nach Domoko, und zwar unter militärischer Bedeckung, weil unsere Gastfreunde fürchten, daß wir von Klephten überfallen werden könnten. Am folgenden Tage setzen wir dann den Ritt auf der Hauptstraße nach Garditza weiter fort. Es ist dies ein schmaler Pfad, der bald zwischen den Felsen am Abhange des Othrys, bald zwischen Getreidefeldern, und bald zwischen Sumpfstrecken nordwestwärts führt. Den wenigen Leuten, die uns begegnen und grüßen, schaut die Armuth und das Fieber, von dem sie leiden, aus den Augen heraus. Die ganze Ebene im Südosten von Garditza verwandelt sich ja im Winter regelmäßig in einen einzigen ungeheuren Sumpf, und nur im Sommer bedeckt sie sich mit Blumen und Saaten, ohne daß sie dadurch aber jemals für die Bewohner ein gesunder Aufenthalt wird.

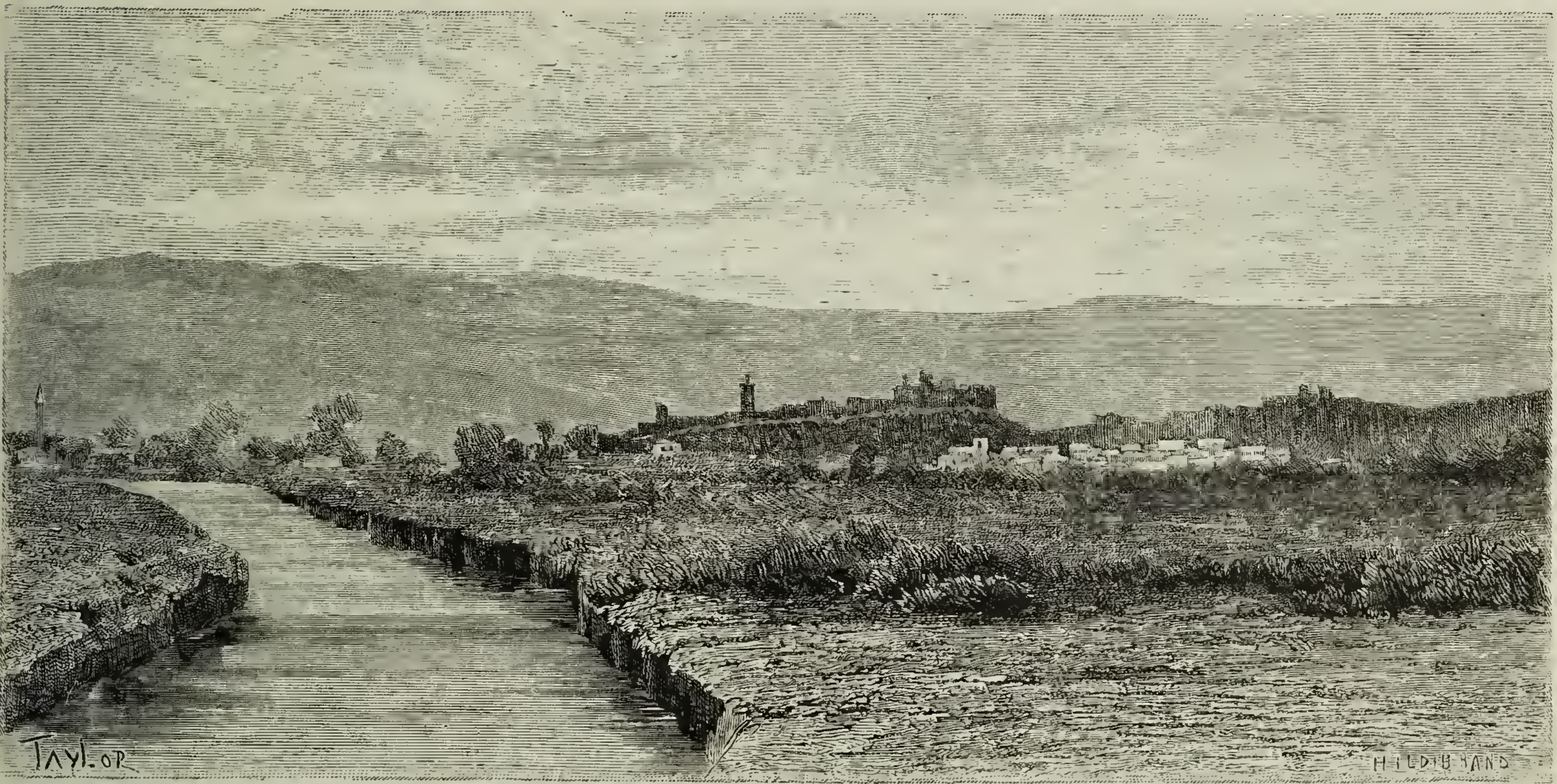
Baumwollenpflanzungen und Tabakfelder, schwarze Kanäle, Cypressen, Moscheentrümmer und verfallene Häuser sind das erste, was wir von Garditza wahrnehmen. Allem Anscheine nach hat die Stadt, die sich an dem Pamisos entlang zieht, eine bessere Vergangenheit gehabt. Jetzt zählt sie nur etwa 7000 Einwohner, darunter eine beträchtliche Menge Türken. Die letzteren feiern, indem wir unseren Einzug halten, gerade den letzten Tag des Ramadanfestes, und wir finden sie daher bei ihren Freudenfeuern und vor den Kramläden guter Dinge, Cigarretten rauchend und nach Kräften schmausend, um in dieser Weise die großen Fasten nach Art des christlichen Karnevals würdig einzuleiten. Bis

weit in die Nacht hinein ertönt der Lärm und Streit, den sie dabei verführen, an unser Ohr, bis endlich Müdigkeit und — Trunkenheit die letzten Gläubigen übermannt hat.

In der Umgebung von Gardiţza züchtet man eine vortreffliche Pferderasse, und wir sehen die hübschen Thiere sich zu Hunderten auf der Haide tummeln. Klein und sehnig von Bau, mit schönem, glänzendem Haar, haben sie eine prächtige Gangart, den Hals stolz emporhebend. Eine der Heerden können wir nicht umhin einer genaueren Inspection zu unterwerfen.

Dann traben wir den Agraphischen Bergen zu, die sich im Westen von Gardiţza erheben, und an denen das Städtchen Blasdu in die Höhe klimmt. Unterhalb des letzteren liegt auf ebenem Terrain die Umfassungsmauer des alten Metropolis, und inmitten derselben stehen die Hütten des Dörfchens Palaeokastro. Während wir uns in diesem archäologischen Museum umschauen, wandern halbverschleierte Frauen zu der kleinen Kirche, und durch die offengebliebene Thür der letzteren trifft die Segnung des Papas auch uns.

Von einem steil abstürzenden Vorsprunge der Agraphischen Berge, im Nordosten von Palaeokastro winkt uns überaus malerisch das Städtchen Phanari entgegen. Auf dem Wege dahin berühren wir den Flecken Loxada. Hier gesellen sich unserer Bedeckung noch eine Anzahl muntere Palikaris hinzu, und nachdem wir die Terrassen von Phanari erstiegen haben, helfen wir so das Städtchen, das ungefähr 1000 Einwohner hat, durch Gesang und Scherz noch mehr beleben. Eine kleine viereckige Burg ist der einzige Ueberrest der wechselvollen Geschichte, die Phanari durchzumachen gehabt hat. In ihm hat jede der Nationen, die das Land umher im Laufe der Zeiten beherrscht hat, ein paar Steine zurückgelassen. Im Nordwesten aber finden sich die Ueberreste eines viel ehrwürdigeren Gemäuers, das den ältesten Zeiten Griechenlands entstammt — des „felsigen Ithome“, von dem schon in den Gesängen Homer's die Rede ist. Die Landschaft dürfte sich seit dem trojanischen Kriege kaum wesentlich verändert haben. Zu unseren Füßen liegt die graue Ebene, aus der hier und da grüne Oasen und weiße Häusergruppen herausleuchten, und im



Trikala.

Nordwesten starren über das obere Peneus-Thal die bizarren Klippen der Meteoren hinweg.

Im Westen von Phanari geht es steil hinab in das Thal von Pyrgo, das von dem Felsenneste Karlista und seinem „Königsstuhle“ überragt wird. Dann gelangen wir, Mauromati in einer Gebirgsnische links, und Kappa mit seinem großen Walde rechts liegen lassend, nach Gelanthi und Episkopi, und bei dem letztgenannten Oertchen gewahren wir auf der Höhe eines grünen Hügelkammes die Ruinen von Gomphi.

Weiterhin nähern wir uns den Ufern des Peneus-Salamoria, der sich hier, nachdem er vorher ziemlich genau südwärts geflossen ist, entschieden gegen Osten wendet. Der Boden bekleidet sich mehr und mehr mit dichtem Gebüsch, und endlich gelingt es uns kaum noch, durch dasselbe vorwärts zu dringen. Vlachische Hirten führen uns aber nach einer Lichtung, durch diese hindurch kommen wir nach einer Fuhrt des Peneus, und mit dem hohen Schloß von Trikala als Leitstern vor uns, erreichen wir glücklich diese Stadt, und das „Hotel des großen Gedankens“ gewährt uns freundlich eine Lagerstätte für die Nacht.

Welches der große Gedanke ist, den die Bezeichnung des Hotels andeutet, das ist an den Ufern des Peneus nicht schwer zu entscheiden. Jeder gute Grieche träumt hier von Konstantinopel und von der Hagia Sophia! Vorläufig hat Trikala freilich noch nicht sehr viel von seinem muselmanischen Charakter verloren, und gegenüber den griechischen Kirchenkuppeln und dem bischöflichen Palaste strecken heute wohl noch sieben oder acht Moscheen ihre schlanken Minarets gen Himmel. Die Juden, welche mehrere Synagogen besitzen, sind noch Herren des Bazars sowie des Handels in Weizen, Mais, Tabak und Cocons. Im nördlichen Stadtviertel hausen während des Winters die Vlachen. Auch das alte Schloß sieht noch ganz so aus wie in der Türkenzeit, und aus den altgriechischen Ruinen, unter den wohl auch diejenigen des schönen Aeskulap-Tempels sein werden, die Strabo rühmt, ist noch wenig neues Leben herausgeblüht. Man müßte denn die Klänge aus „Madame Angot“, die vor einem Restaurant aus den Kehlen einer österreichischen Sängerinnen-Truppe ertönen, als solches gelten lassen. — Von einem Belvedere, auf der höchsten

Stelle der Akropolis, überschauen wir das ganze obere Thessalien von Pharsalos bis Kalabaka.

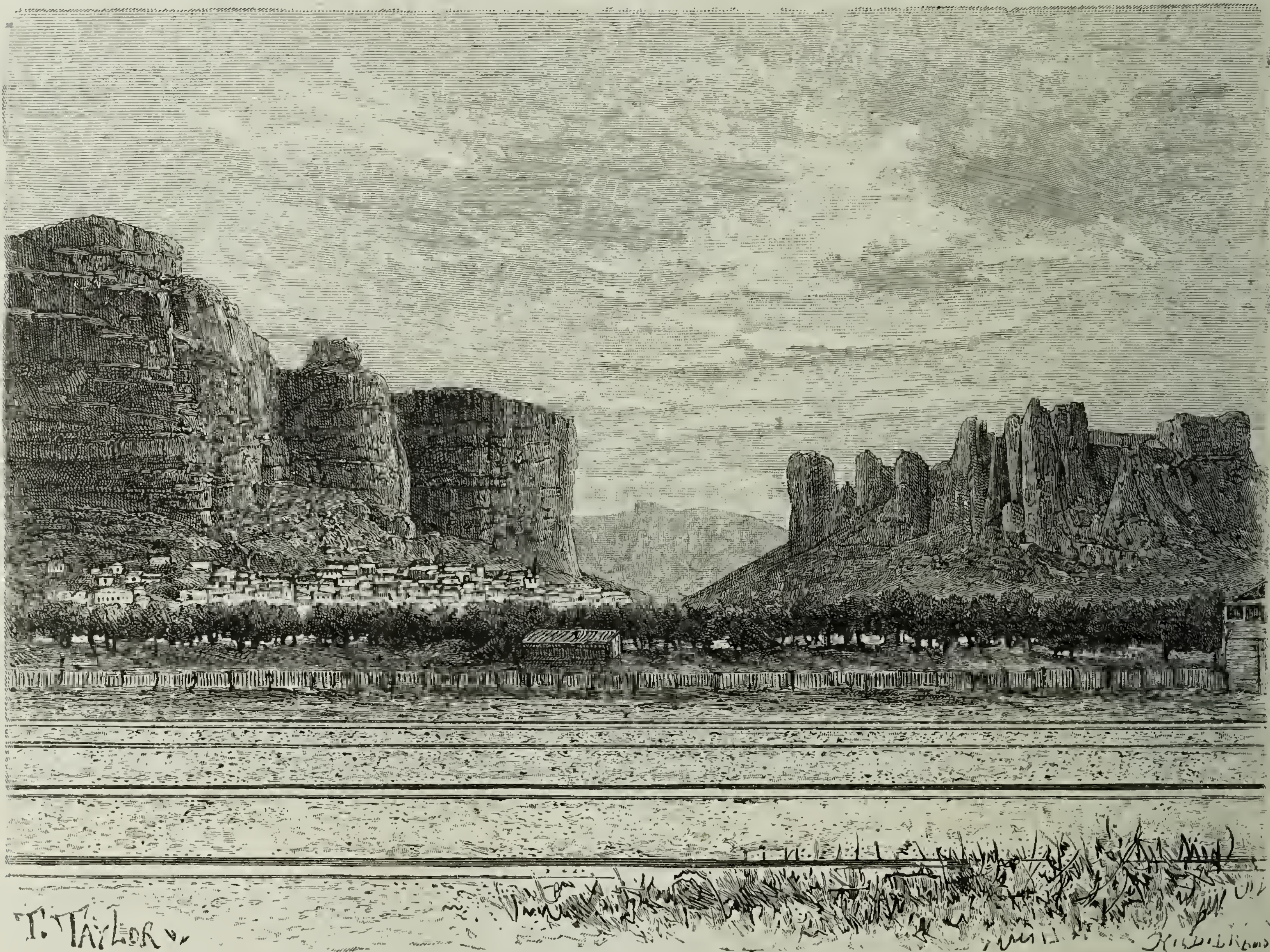
VI.

Durch den Ruf der Meteoren angezogen, wenden wir uns von Trikala im Thale des Peneus weiter aufwärts. Die Vorhöhen des Ardani-Gebirges (Kassia-Gebirges) im Osten und des Kotjaka-Gebirges (Pindus) im Westen treten allmählich näher an einander, und zwischen ihnen hin reitend, kommen wir abends nach Kalabaka, wo uns ein Beamter gastlich aufnimmt — wenn auch nur, um später dafür ein möglichst reichliches Gastgeschenk zu verlangen.

Kalabaka hat etwas von dem Stolze einer gestürzten Königin. Althellenische Mauern, Gräber inmitten seiner Weinberge, Inschriften und Skulpturen in seinen Kirchenmauern erinnern an die klassischen Zeiten, wo die Stadt Aeginion hieß. Seine alte, von Andronicus Palaeologus erbaute Kathedrale, verfallene Springbrunnenbecken und andere Denkmäler zeugen von seinem Mittelalter, in dem es wichtiger Erzbischofssitz war und Stagi genannt wurde. Heute sehen wir dagegen, wie türkische Knaben in einer Schule kauern und Koranverse hersagen, und der erzbischöfliche Palast hat einer sehr unscheinbaren Bischofswohnung Platz gemacht.

Nahebei schauen von einem isolirten Felsen, der durch eine Schlucht von dem übrigen Plateau getrennt ist, die Kuppeln des Stephansklosters herunter, das das reichste Kloster der ganzen Gegend ist.

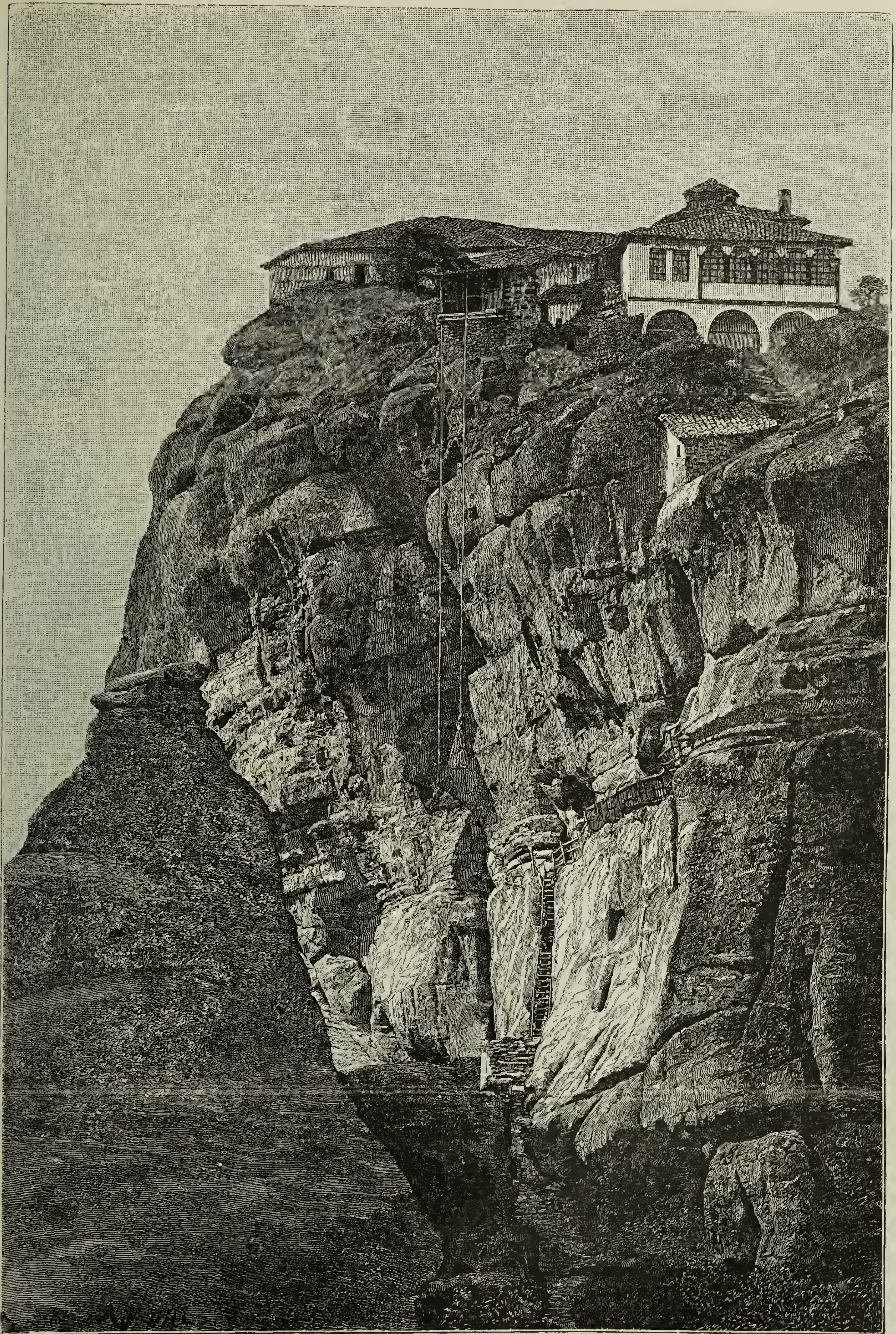
Westlich davon liegt in einer anderen Schlucht das Dörfchen Kastraki, umgeben von Maulbeer- und Orangen-



Kalabaka und Umgebung.

bäumen sowie von Lorbeer- und Rosengesträuch, und dahinter stehen zahlreiche Säulen, Nadeln und Kegel aus Granit, die von anderen Klöstern gekrönt sind. Die meisten derselben — es sind im Ganzen zwanzig — liegen heute in Ruinen, und nur in sieben hausen noch alles in allem etwa 50 Mönche. Die frommen Brüder des einen, das wieder Haga Trias heißt, ziehen uns auf unser Begehr hinauf, wir können uns aber nur in schlechtem Latein mit ihnen unterhalten (S. Abbildung 3).

Endlich kommen wir durch dichtes Gestrüpp am Fuße des Meteoron an. Hundert Meter höher werden auf einer Art Altan, der über die Felswand vorspringt, ein paar Filzmützen sichtbar, mit denen wir eine Unterhandlung beginnen. Eine Winde wird in Bewegung gesetzt, wir kauern uns auf den herabgelassenen Fahrstuhl, und wir werden auch zu der luftigen Höhe emporgetragen. Nachdem wir auf derselben Fuß gefaßt haben, genießen wir abermals einen herrlichen Ausblick. Uns zunächst gähnt die wilde Schlucht von Kastraki, weiterhin starrt die seltsame Welt der alten Felsenklöster, und dahinter breitet sich das obere Peneusthal und die Ebene von Trikala und Garditza aus. Auch die Höhen des Pindus, die Mauer des Othrys und die zerrissenen Felsen der Hundsköpfe sind sichtbar. Die Klostergänge, die hübsche Kirche mit ihrem reichen Schmucke von Wandgemälden, das Refectorium und das Dormitorium, die Schatzkammer und die Bibliothek — die letztere mit zahlreichen seltenen Handschriften — sind uns ebenfalls interessant genug. Dabei trägt man uns übrigens ein ganz gutes Mahl auf, das durchaus nicht wie Kasteiung aussieht.

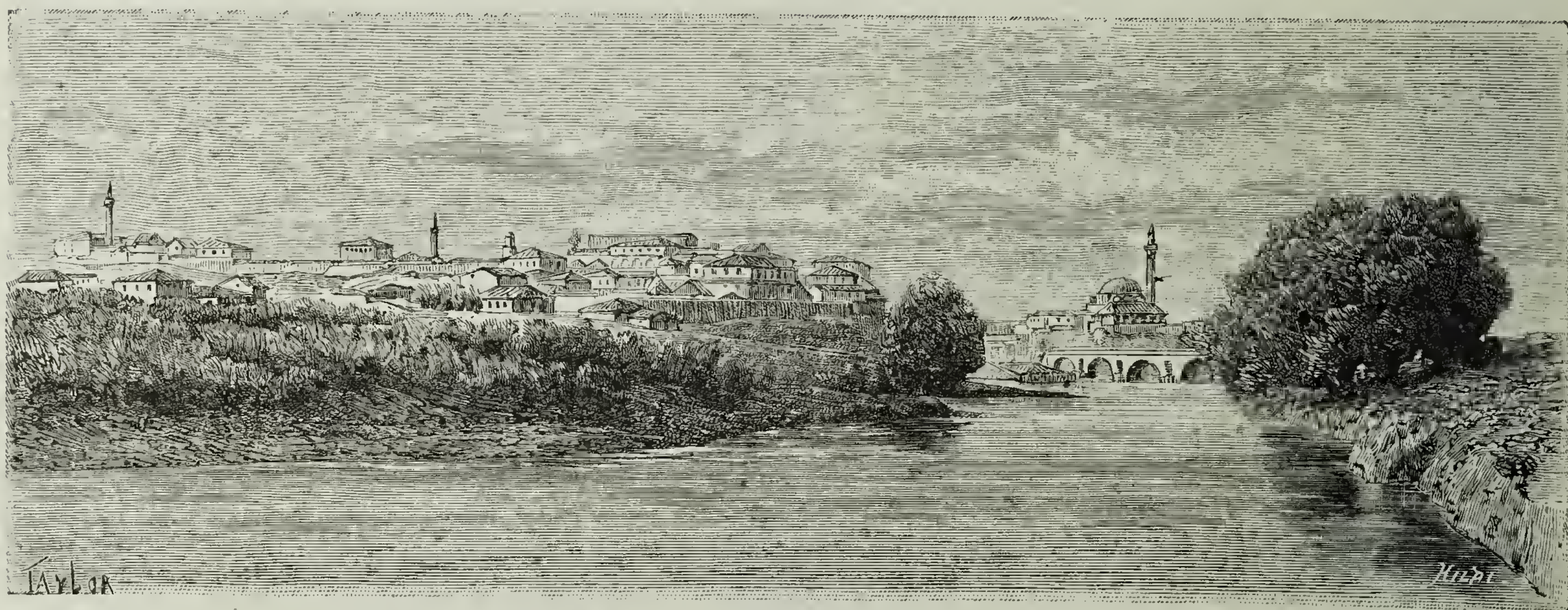


Das Hagia-Trias-Kloster bei Kalabaka.

VII.

Zwischen Trikala und Larissa folgen einander in der Richtung von West nach Ost mit verzweifelter Eintönigkeit die Thäler des Trikalinos und Peneus, von malariaschwangeren Sümpfen begleitet, deren Nachbarschaft unumschränkt vom Fieber beherrscht wird. Man passirt die armseligen Dörfer Bulunista und Kurbali, man besucht bei Palaeo-Gardiki die Ruinen Pelinaeons, und man verfolgt dabei immer die Spur einer altgriechischen Straße. Die tiefe Schlucht hinter diesen Ruinen ist der Sage nach durch ein Erdbeben gebildet worden, bei dem eine Stadt in der Tiefe versunken sein soll. Nicht weit davon, bei Neokari, blickt aus den Umfassungsmauern des alten Pharcadon ein byzantinischer Thurm heraus; und weiter ostwärts liegen rechts vom Peneus, am Abhange des Dobrutza-Berges die Stätten von Peiresiae und Limnaeon. Das Thor des Städtchens Zarko, dessen Gastfreundschaft wir demnächst in Anspruch nehmen, finden wir von zwei in Stein gehauenen römischen Kriegern bewacht. Man hat dieselben bei den Ruinen des alten Phaestos ausgegraben, die in der Nähe liegen.

Von dort geht es in einer wunderlichen türkischen Kalesche an den Ruinen von Atrax, bei Alifaka, vorüber, dann durch den Flecken Kutjokera, und endlich erblicken wir in der Ferne den scharf geschnittenen Kegel des Ossa (S. Abbildung 1 in voriger Nummer), die verschwommenere Masse des Pelion, und dann stolzer als beide den gewaltigen Olymp, jenseits der dunklen Tempe-Schlucht. In der Ebene aber leuchten aus frischem Garten- und Weinbergsgrün die Minarets von Larissa hervor, im ganzen wohl an die dreißig. Bald befinden wir uns in dem Bezirke seiner Vorstädte, die zum Theil aus freundlichen Landhäuschen bestehen, wir überschreiten auf stattlicher Brücke den Peneus, und die Hauptstadt Thessaliens ist erreicht. Unter den Bauten derselben ragen neben den zahlreichen Moscheen namentlich der Bischofspalast und die Metropolitankirche hervor. Die Bevölkerungszahl hat nach dem Vertrage von Berlin erheblich abgenommen, da die gläubigen Türken, um der griechischen Herrschaft zu entgehen, zu einem großen Theile nach Kleinasien ausgewandert sind. Um den Bazar herum sind aber neue Quartiere entstanden, und es hat auf diese Weise den Anschein, als ob der Niedergang der Stadt nur ein vorübergehender sein könne. Zuvörderst hat Larissa noch einen ziemlich ausgesprochenen türkischen Charakter, die neuerdings ausgegrabenen Alterthümer, die wir in dem Hotel Bambakas, in dem Hofe des Gymnasiums und in den Ruinen des alten Theaters in Augenschein nehmen, sowie auch das echt griechische Treiben in und bei dem Bazar verrathen aber, daß die neuen Herren des Landes eifrig am Werke sind, eine gründliche Metamorphose herbeizuführen. Die Türken schicken sich, vor ihren Moscheen und Kaffeehäusern kauernd, in das Unvermeidliche.



Larissa.

Von Larissa führt unser Weg zwischen den durch die sommerliche Sonnengluth zum größten Theile ausgetrockneten Sümpfen von Karaitsar und der Gebirgsmasse der Hundsköpfe — des Karadagh — nach Velestino, das auf der Stelle des alten Pherae gelegen ist. Auf einem Plateau daneben, dessen Fuß von einem Wildstrome umflossen wird, thront noch die alte Akropolis, unter einer Platanen-Anlage sprudelt noch die berühmte Hypereia-Quelle, und an dem Bache, der sich aus ihrem Abflusse bildet, wuchert noch jene reiche Vegetation, die schon Polybius preist. Die türkische Einwohnerschaft — noch etwa dreihundert Familien — wird auch hier allmählich durch die Zuwanderung von griechischen Kolonisten zurückgedrängt. Bei der Akropolis befindet sich das Viertel der vlachischen Hirten.

Hinter Velestino nehmen uns wieder die Schluchten des Ziragiotischen Gebirges auf, durch die verschiedene Wildbäche dem Beoebëis-See — dem letzten Ueberreste des großen thessalischen Landsees der geologischen Vergangenheit — zueilen. Wir berühren flüchtig den Flecken Hagios Georgios, der Gebirgspfad senkt sich allmählich und vor uns liegt wieder im Abendsonnenglanze der Felsen von Pagasae, der Pelion und der Golf von Volo. Bald haben wir den Ausgangs- und Zielpunkt unserer thessalischen Wanderung wieder erreicht. (Nach Paul Monceaux, Tour du Monde; Vol. 54, p. 417 ff.)

Die Mythologie der nordwest-amerikanischen Küstenvölker.

Von Dr. F. Boas in New York.

III. (Schluß.)

Die erzählten Sagen der Çatlóltχ handeln von der Entstehung einer neuen Sonne. Aehnliche Sagen werden von den nördlichen Nachbaren dieses Stammes erzählt, bei denen das Mink als der Sohn der Sonne erscheint. Demgemäß ist auch sein Name in den Sagen, in welchen es als Mensch auftritt, Tléselakila, abgeleitet von Tlésela, Sonne. Die Aehnlichkeit der nachfolgenden Sage mit der Phaëton-Sage ist ganz merkwürdig.

Das Mink. (Kwákiūtl.)

Einst verspotteten die Leute das Mink, indem sie ihm vorwarfen, es habe keinen Vater und keine Mutter. Da weinte es und sagte: „Die Sonne ist mein Vater. Zu ihm will ich hinaufgehen." Die Leute aber lachten es aus und sagten: „Wie willst du denn dort hin kommen? Der Weg zum Himmel ist ja viel zu weit." Mink lief zu seinem Onkel Yalamichomíqē und bat ihn um seinen Bogen und um seine Pfeile. Als es diese erhalten hatte, schoß es den ersten Pfeil ab. Derselbe traf den Himmel, das Haus der Sonne. Dann schoß es den zweiten Pfeil, und dieser traf die Kerbe des ersten und blieb darin sitzen. So fuhr es fort zu schießen, bis eine Kette gebildet war, die vom Himmel bis zur Erde herabreichte. Es kletterte daran hinauf und gelangte an das Haus der Sonne. Es setzte sich vor der Thüre nieder. Bald trat der Sklave der Sonne vor die Thüre, und als er den Knaben dort sitzen sah, eilte er zu seinem Herrn zurück und sprach: „Herr, draußen sitzt dein Kind." Da freute dieser sich, und hieß seinen Sklaven Mink hereinrufen. Als dieser kam und sich am Feuer niedergelassen hatte, sprach der Alte: „Mein Herz ist froh, daß du gekommen bist, mein Sohn. Es ist mir schwer, jeden Tag die Sonne zu tragen, denn ich bin alt und schwach. Fortan sollst du sie tragen." Er ließ Mink baden und gab ihm seinen Ohrenschmuck und seinen Nasenpflock aus glänzenden Haliotisschalen. Der Vater prägte ihm ein, nicht zu rasch zu gehen, damit er die Welt nicht verbrenne. Am folgenden Tage sandte er Mink aus, die Sonne zu tragen. Der Vater saß vor dem Hause und sah seinem Sohne nach, der seinem Befehle folgte und langsam den Himmel emporstieg. Gegen Mittag sammelten sich viele Wolken und versperrten Mink's Weg. Er ward ungeduldig, stieß die Wolken aus dem Wege und fing an rasch zu laufen. Da schien sein Nasenpflock so hell und heiß auf die Erde hinab, daß die Steine zerbarsten und das Wasser anfing zu kochen. Als sein Vater das sah, eilte er herbei, riß ihm den Nasenpflock und Ohrenschmuck ab und schleuderte ihn ins Meer. Eine Frau, welche in ihrem Boote ausgefahren war, fand Mink auf dem Meere umherschwimmend. Sie nahm den kleinen Körper ins Boot und sprach: „Der Arme, er muß schon lange todt sein." Da sprang Mink auf, rieb seine Augen und sagte: „O, ich glaube, ich habe lange geschlafen."

Das Mink. (Tlatlasiqoála.)

Tlēselakīla (das Mink) wollte mit seiner Frau in ein fernes Land ziehen. Er verband zwei Boote mit Brettern und auf diesem Fahrzeuge machte er sich auf die Reise. Plötzlich sagte Tlēselakīla: „O, ich habe meinen Nasenpflock verloren, ich sehe ihn drunten im Wasser." Er sprang ins Wasser. Seine Frau sah ihm nach, und als sie bemerkte, daß er gelogen hatte, und nicht seinen Nasenpflock suchte, sondern Seehunde fraß, ward sie zornig und fuhr mit den Booten von dannen. Als Tlēselakīla wieder auftauchte, sah er das Boot in weiter, weiter Ferne schwimmen. Da rief er seiner fliehenden Frau zu: „Wirf mir meinen Bogen und meine Pfeile zu!" Sie gehorchte. Tlēselakīla nahm dieselben und schoß einen Pfeil gen Himmel. Derselbe blieb dort stecken. Dann nahm er einen zweiten Pfeil, der den ersten traf und darin haftete. So fuhr er fort, bis er eine Kette aus den Pfeilen gebildet hatte, die vom Himmel zur Erde herabreichte. Er schüttelte die Kette und fand, daß sie stark genug war, ihn zu tragen. Dann kletterte er hinauf und kam endlich im Himmel an. Dort fand er seinen Vater Amiéχet (die Sonne), der vor dem Feuer saß und sich wärmte. Er war alt und schwach und freute sich sehr, seinen Sohn zu sehen. Er sprach: „Es ist gut, daß du kommst. Du sollst nun an meiner Statt die Sonne tragen." Morgens gab er ihm seinen Nasenpflock (die Sonne) und prägte ihm ein, nicht zu hoch und nicht zu tief zu gehen, da es sonst auf der Erde zu kalt oder zu heiß werden würde. Tlēselakīla versprach zu gehorchen. Gegen Mittag beugte er sich nieder herabzusehen. Da wurde es heiß auf Erden: das Meer fing an zu kochen, die Steine zersplitterten und die Wälder verbrannten. Als Amiéχet sah, was sein Sohn anrichtete, verfolgte er ihn, ergriff ihn und zerriß ihn in Stücke. Dann schleuderte er ihn auf die Erde hinab, und dort ward er als Mink wiedergefunden.

Alle Wälder waren aber verbrannt, und nur nackte Felsen bildeten die Oberfläche der Erde. Da beschloß Ōmeatl, der Rabe, Erde und Gestrüpp zu erschaffen. Er ging in sein Boot Tátatlta (= es wird groß) und sandte χáoē (einen Vogel) ins Meer hinab, dieselben zu holen. Dieser fand aber nichts und ertrank im Meere. Dann schickte er den Podiceps und die Harlekin Ente aus. Und beide ertranken. Endlich sandte er die Ente χ'émtsiq aus. Diese tauchte bis auf den Grund des Meeres. Lange blieb sie unten und kam endlich mit einem Zweige Spruce wieder herauf. Diesen nahm Ōmeatl dann und machte Berge, Erde und Bäume daraus. Er erschuf die Ceder und sprach zu ihr: „Du sollst den Menschen zum Hausbau dienen", und er erschuf die Spruce und den Hemlock und alle anderen Arten Bäume und machte den Sand am Meere.

Das Mink. (Wikénoq.)

Einst spielte das Mink mit den Enten (Kuaíiqa) Reifen und gewann immer im Spiel. Dann schossen sie mit Pfeilen nach einem Stocke, um zu sehen, wer am besten schießen könne. Auch hierbei gewann das Mink. Da fielen alle über es her und zerbrachen seinen Bogen. Das Mink aber wehrte sich und biß die Enten. Da sagten diese zum Mink, um es zu kränken: „Du hast ja gar keinen Vater." Darüber ward Tlēselakīla traurig und lief weinend zu

seiner Mutter, um sie zu fragen, ob er wirklich keinen Vater habe. Sie tröstete ihren Sohn und sprach: „Laß sie nur schreien. Dein Vater ist droben im Himmel. Er heißt Toatuselákiliš und macht, daß die Sonne scheint.“ Da beschloß Mink, ihn zu besuchen. Er ging zu seinem Oheim Hanatliaχtóo (d. h. der Bogenschütze), und ließ sich einen neuen Bogen machen. Als er diesen bekommen hatte, schoß er einen Pfeil nach dem Himmel und dieser blieb dort stecken. Der zweite Pfeil haftete im ersten, und indem er so fortfuhr, machte er eine Kette, die vom Himmel bis zur Erde hinabreichte. An dieser kletterte Tléselakīla hinauf und gelangte endlich in den Himmel. Droben traf er die Frau Toatuselákiliš — denn sein Vater hatte wieder geheirathet. — Als diese Tléselakīla erkannte, sagte sie: „Dein Vater wird sich sehr freuen, dich zu sehen. Du kannst nun statt seiner die Sonne führen.“ Abends, als es dunkel wurde, kam der Vater heim. Da sagte die Frau zu ihm: „Dein Sohn ist gekommen und will bei dir bleiben. Laß ihn nun an deiner Statt die Sonne führen.“ Toatuselákiliš war sehr froh, und früh Morgens weckte er seinen Sohn. Er gab ihm sein Kleid und hieß ihn langsam hinter den Bergen aufsteigen und warnte ihn, zu rasch zu gehen, da sonst alles verbrennen würde. Mink nahm seines Vaters Kleider und stieg langsam in die Höhe, wie ihm geheißen war. Als aber fast Mittag war, ward er ungeduldig, fing an zu laufen, und setzte so die ganze Erde in Flammen. Die Bewohner der Erde sprangen, um den Flammen zu entgehen, ins Wasser, und wurden da in wirkliche Menschen verwandelt (während sie vorher Halbthiere gewesen waren). Die Frau im Himmel aber rief ihren Mann und hieß ihn Tléselakīla auf die Erde hinabwerfen, da sonst alles verbrennen würde. Toatuselákiliš eilte herbei, riß ihm die Kleider ab und warf ihn zur Erde hinab, indem er sagte: „Wenn du ordentlich gegangen wärest, hättest du immer die Sonne führen dürfen.“ Mink fiel ins Meer zwischen viel treibende Baumstämme. Dort fanden es die Menschen und trugen es nach Hause.

Dieselbe Sage wird von den Bilχula erzählt, welche das Mink Ōtqoáya, seinen Vater Snχ nennen.

Der Besuch bei der Sonne. (Nitinat.)

Zwei Brüder Namens Kumsláaqs und Síaχ'um fuhren einst in ihrem Boote aus, Vögel zu schießen. Nach einiger Zeit ward der ältere Bruder durstig und sandte Síaχ'um ans Land, Wasser zu holen. Als jener zurückkam und Wasser brachte, sprach er: „Sieh doch, wie niedrig heute die Sonne steht! Laß uns sie besuchen.“ Dann schossen sie einen Pfeil nach der Sonne, welcher in ihr haftete. Sie schossen einen zweiten Pfeil in den ersten, und fuhren fort zu schießen, bis sie eine Kette gemacht hatten, die vom Himmel bis zur Erde reichte. Der ältere Bruder schüttelte daran, und da er fand, daß sie stark war, kletterte er hinauf. Seinen Bruder hieß er warten, bis er ihm oben ein Zeichen gäbe. Kumsláaqs schüttelte die Kette, als er oben war und da kletterte Síaχ'um ihm nach. Droben trafen sie einen Mann (die Sonne). Derselbe war anfänglich zornig über die Ankunft der jungen Männer, lud sie aber endlich doch ein zu bleiben, und gab ihnen zu essen und zu trinken.

Aus all diesen Sagen geht deutlich hervor, daß die Stämme dieses Gebietes eine im Himmel wohnende Gottheit kennen, welche ursprünglich mit der Sonne identisch gewesen sein muß. Es würde von großer Wichtigkeit sein, zu untersuchen, ob und in welcher Gestaltung diese Sage bei den Tsimpschian, Haida und Tlingit, bei denen der Rabe eine so wichtige Rolle spielt, vorkommt. So weit unsere heutige Kenntniß reicht, ist sie bei diesen Stämmen nicht gefunden worden. Wichtig ist in Verbindung hiermit die von Gatschet erzählte Sage vom Tskan-Vogel („Globus“ Bd. LII, Nr. 9) und die Thatsache, daß Hoffmann eine dem Tláiq-Mythus sehr ähnliche Sage bei selischen Stämmen des Binnenlandes getroffen hat. Bringen wir hiermit in Verbindung, daß die Sqχōmiš nicht essen dürfen, bis die Sonne hoch am Himmel steht und daß alle Stämme zu ihr gewandt den Dank und die Bitte um tägliche Nahrung sprechen, so werden wir nicht fehl gehen, wenn wir die Sonne als die höchste Gottheit der selischen Stämme ansprechen. In den Sagen ist die Sonne selbst nur eine ihrer Attribute und es wäre vielleicht richtiger, dieselbe als die Gottheit des erleuchteten Himmels zu bezeichnen.

Höchst eigenthümlich ist die Verbindung der Rabensage mit den Mythen von der Himmelsgottheit bei den Stämmen der Kwākiūtl. Die Tlatlāsiqoála erzählten mir die folgende Sage von dem Ursprunge des Raben.

In Ts'éqot lebte ein mächtiger Häuptling. Seine Frau war ihm untreu und trug ein Kind von ihrem Buhlen. Als der Häuptling dieses entdeckte, ward er sehr zornig und sprach: „Warum betrügst du mich so und entehrst mich. Weißt du nicht, daß ich ein gewaltiger Häuptling bin? Ich werde meine Ehre zu retten wissen.“ Da fürchtete sich die Frau, und wagte nicht mehr, mit ihrem Buhlen wie früher zusammen zu kommen. Aber sie erdachte sich eine List und sagte ihm: „Ich werde mich stellen, als sei ich todt, dann wird man mich in ein Todtenhäuschen beisetzen, und dort kannst du wieder zu mir kommen.“ Und sie stellte sich todt. Da brachte sie ihr Mann in ein Todtenhäuschen, das auf dem Begräbnißplatz der Häuptlinge errichtet wurde. Als es dunkel wurde, kam der Buhle dorthin, und die Frau öffnete ihm das Haus. Erst Mittags verließ sie der Mann und die Leute sahen ihn, als er aus dem Todtenhäuschen herauskam. Da gingen sie zum Häuptlinge und theilten ihm mit, was sie gesehen hatten. Dieser glaubte ihnen zuerst nicht, schickte aber einen Sklaven zu dem Todtenhäuschen, um nach der Leiche zu sehen. Als dieser zurückkam, berichtete er, daß das Haus erbrochen und die Frau lebendig sei. Da ward der Häuptling sehr zornig und beschloß seine Frau zu tödten. Er ging hin und erstach sie mit seinem Messer. Dann nahm er ihr das Kind, das sie von ihrem Buhlen trug, und legte es neben seine Mutter ins Grab, damit es umkommen sollte.

Das Kind aber starb nicht, sondern wuchs wunderbar schnell heran. Einst spielten viele Kinder aus dem Dorfe nahe dem Begräbnißplatze mit Bogen und Pfeilen. Plötzlich kam das Kind jener Frau aus dem Todtenhäuschen heraus und nahm einem der Kleinen seinen Bogen und Pfeil fort. Dann kehrte es dorthin zurück, woher es gekommen war. Die Kinder aber fürchteten sich, liefen zum Häuptling und erzählten ihm, was sie gesehen hatten. Dieser sandte wieder einen Sklaven, um nachzusehen, ob die Kinder Wahres berichtet hatten. Als dieser die Nachricht bestätigte, befahl er, den Knaben zu bringen, und er nahm ihn als seinen Sohn an.

Der Knabe schloß Freundschaft mit einem der Dorfkinder und sie waren Tag und Nacht beisammen. Eines Tages sprach des Häuptlings Sohn zu seinem Spielkameraden: „Willst du mit mir zu Qants'óump gehen?“ Da jener einwilligte, verabredeten sie früh Morgens in den Wald zu gehen. Dort schoß des Häuptlings Sohn zuerst einen (Vogel) Tlátsem, und dann einen Specht. Er zog beiden den Balg ab und gab den einen seinem Freunde, während er den anderen für sich behielt. Sie legten sie an und flogen in die Höhe.

Endlich kamen sie in Aikyatsaiensnálaχ, dem Himmel, an. Dort fanden sie einen kleinen Teich, der nahe an Qants'óump's Haus lag und setzten sich an dessen Ufer nieder. Bald kam Qants'óump's Tochter aus dem Hause, um Wasser zu holen. Als diese die Vögel sah, warf sie Steine nach ihnen, um sie zu verjagen; sie waren aber zutraulich und blieben ruhig sitzen. Da fing das Mädchen die Vögel, verbarg sie unter ihrem Mantel und nahm sie heimlich mit ins Haus. Sie brachte ihrem Vater das Wasser, behielt aber die Vögel für sich und nahm sie mit in ihr Zimmer. Kaum waren sie drinnen, so warfen die beiden den Vogelbalg ab, und sie sah nun, daß sie junge Männer waren. Der Häuptlingssohn aber nahm sie zur Frau.

Qants'óump hörte sie drinnen im Zimmer sprechen, und frug seine Tochter, wer bei ihr sei. Sie antwortete: „Hier ist ein junger Mann, der mich zur Frau haben will"; Qants'óump hieß sie nun, mit ihrem Manne herunter zum Feuer zu kommen. Sie aber warnte ihn: „Nimm dich in Acht. Der Boden unseres Hauses ist voller scharfer Nadeln, wenn dieselben deine Füße verletzen, mußt du gleich sterben. Ich habe schon viele Männer gehabt, und alle sind auf solche Weise ums Leben gekommen." Der junge Mann verlangte, daß seine Frau vor ihm hinuntersteigen solle, da sie sich aber weigerte, faßte er sich endlich ein Herz, sprang hinab und rutschte so auf das Feuer zu, daß er die scharfen Nadeln mit seinen Füßen niederdrückte. Dann kamen auch die junge Frau und sein Freund herunter und die Frau umarmte ihren Mann voll Freude, daß er glücklich entkommen war. Und die Frau gebar einen Knaben. Dieser aber entglitt ihren Händen und fiel geradeswegs ins Meer hinab.

Um diese Zeit schickte der alte Häuptling, der Vater des jungen Mannes, gerade einen Sklaven aus, um Treibholz zu holen. Dieser sah die Händchen des Kindes im Meere, nahm es ins Boot, und wickelte es in seine Decke. So brachte er es nach Haus und gab es dem Häuptling, der natürlich nicht wußte, daß das Kind sein Enkel war. Er ließ seine Schwester kommen und bat sie, das Kleine zu säugen. Es nahm aber die Milch nicht und war schon nach einem Tage groß. Der Häuptling wollte ihm zu essen geben, aber alle Nahrung, die ihm geboten wurde, wies es zurück. Der Alte wurde unruhig darüber und ließ alle Leute zusammenberufen, um zu versuchen, ob sie das Kind nicht zum Essen bewegen könnten. Unter anderen kam auch ein alter Mann und rieth dem Häuptling, Seefische fangen zu lassen. Sogleich sandte jener einen Sklaven aus, der bald mit einigen Fischen nach Hause kam. Diesen schnitt der alte Mann die Magen aus und gab sie dem Jungen. Mit Begierde aß dieser sie und schrie gleich nach mehr. Der Häuptling gab ihm eine Kiste Beeren, die aß er auf und schrie nach mehr, und es dauerte nicht lange, da hatte er das ganze Haus leer gefressen. Er rief nun: „Kennt ihr mich nicht? Ich bin Ōmeatl, der Rabe!" Und er ging hinaus und fraß das ganze Dorf leer. Da fürchteten sich alle Leute. Sie zogen fort und ließen ihn allein zurück. Als Ōmeatl nichts mehr zu essen fand, ging er in den Wald, um Leute zu suchen.

Die Angabe, daß Qants'óump den Mann seiner Frau tödten will, erinnert lebhaft an die oben erzählte Sage von Tläiq.

Wir hörten hier von dem Besuche des Mink und der jungen Leute bei der Gottheit. Derselbe Gegenstand wird in zahlreichen Sagen behandelt, welche sich alle dadurch charakterisiren, daß der Himmel, welcher ein Land ist wie unsere Erde, entweder an einer Pfeilkette erreicht wird, daß die Besucher in Gestalt von Vögeln hinauf fliegen oder einen Zugang im fernen Westen, wo die Sonne ins Meer sinkt, finden. Die Besucher heirathen stets eine der Töchter der Gottheit. Ich lasse eine zu dieser Gruppe gehörige Sage der Wikénoq folgen.

Mémaotlemē.

An einem heißen Sommertage gingen vier Brüder hinaus ins Meer, um zu baden. Sie fanden am Ufer einen Baumstamm, auf den sie sich niederlegten, um zu schlafen. Während sie dort ruhten, gerieth der Stamm ins Treiben, und als sie erwachten, war ringsum kein Land zu erblicken. Lange Zeit trieben sie hin und wieder. Endlich sahen sie am Horizont einen schwarzen Streifen. Sie kamen näher und erblickten eine schwarze Küste. Der jüngste Bruder sprang von dem Baumstamm ans Ufer, doch siehe, das Land verschwand, und er ertrank. Nach einiger Zeit gelangten sie an ein ähnliches Land; der zweitjüngste sprang vom Stamme und auch er ertrank. Lange Zeit trieben die zwei Ueberlebenden auf dem Stamme umher. Endlich wurde der zweite Bruder so müde, daß er sich nicht mehr halten konnte, und auch er ertrank. Nur der Aelteste blieb übrig, und nach langer Fahrt gelangte derselbe endlich zu dem Lande des Häuptlings Menis. Hier fand er einen Fluß, der aus einem See herausströmt. Er ging hinauf und setzte sich am Ufer des Sees nieder. Abends kam Lalaq'aiyuqoa, Menis' Tochter, aus dem Hause, um Wasser zu schöpfen. Als sie den Mann erblickte, frug sie ihn, woher er komme, und Mémaotlemē, denn so hieß er, erzählte seine Schicksale. Da lud jene ihn ein, in ihres Vaters Haus zu kommen. Er folgte ihr, und drinnen bot sie ihm aus einer großen Kiste zu essen an. Sie nahm etwas heraus, das er nicht erkannte, mischte es mit Wasser und Crabapples und setzte es ihm vor. Als Mémaotlemē beginnen wollte zu essen, sah er, daß es Menschenaugen waren, und er weigerte sich, solche Speise zu essen. Nach einiger Zeit ging Menis zufällig in ein Zimmer seines Hauses, und als er die Thüre öffnete, sah Mémaotlemē drinnen Seehunde liegen, und er sagte zu Lalaq'aiyuqoa: „Davon koche mir etwas, das pflegt man bei uns zu Lande zu essen." Das Mädchen berichtete ihrem Vater des Gastes Wunsch, und er nahm darauf einen Stock und schlug einen Seehund todt. Die Tochter zerlegte ihn sodann und kochte ihn. Es war ihr aber sehr zuwider, daß Mémaotlemē solche Speise essen wollte, denn die Seehunde waren ihre Hunde.

Menis aber gab seine Tochter dem Gaste zur Frau. Nicht weit vom Hause war ein Fischwehr, und nahe dabei war eine Stange aufgerichtet, auf welcher ein Adler saß, der jedesmal, sobald das Wehr voll Fische war, schrie. Früh Morgens, als Mémaotlemē noch im Bette lag, schrie der Adler. Da stieß Lalaq'aiyuqoa ihren Mann an und sagte: „Gehe doch zum Wehr hinab und nimm die Lachse heraus." Mémaotlemē ging hinab und fand im Wehr die Leichen seiner Brüder. Einem derselben war von einem Raben ein Auge ausgehackt. Da weinte er. Als seine Frau ihn weinen hörte, stand sie auf, ging zu ihm und frug nach der Ursache seines Kummers. Als er ihr die Leichen seiner Brüder zeigte, sagte sie: „Sei nicht traurig, mein Vater wird sie wieder erwecken." Sie holte ihren Vater und dieser trug die Körper ins Haus. Er nahm ein Auge aus der Kiste und setzte es dem einen der Brüder statt des ausgehackten ein, er schüttelte sie und sie wurden wieder lebendig.

Eines Tages spielte einer der Brüder mit einem Stückchen Cedernholz, Lalaq'aiyuqoa verwies es ihm, indem sie sagte,

das Holz sei sehr kostbar und ihr Vater müsse es sehr theuer bezahlen. Hierüber wunderte sich der Mann und erzählte, wie viele Cedern in seiner Heimath wüchsen. Als Mēnis durch seine Tochter hiervon hörte, bat er die Brüder, ihre Verwandten zu besuchen, und ihm dann viel Cedernholz mitzubringen. Jene hatten aber kein Boot. Da gab ihnen Mēnis sein Fellboot und hieß sie abfahren. Sie aber fürchteten sich, in dem Fellboote über das Meer zu fahren. Mēnis ermuthigte sie. Er gab ihnen von allen Arten Thieren, die er als Hunde in den zahlreichen Zimmern seines Hauses hielt, je eins, unter denselben auch ein Stachelschwein, und hieß sie abfahren. Lalaq'aiyuqoa fuhr mit ihnen und sagte: „Steuert immer der aufgehenden Sonne entgegen, und haltet die sinkende Sonne hinter euch, dann werdet ihr eure Heimath erreichen."

Sie gehorchten und erreichten nach langer Fahrt ihr heimathliches Dorf. Niemand hatte das Boot kommen sehen. Der jüngste Bruder sprang ans Land und ging, seinen Vater zu begrüßen. Dieser aber erkannte ihn anfänglich nicht. Dann ließ er sein Haus reinigen und gab ein großes Fest. Die Brüder aber gaben ihm alle Arten von Thieren, das Geschenk des Häuptlings Mēnis. Dann baten sie alle Leute in den Wald zu gehen und Cedernrinde zu holen, die sie Mēnis als Geschenk bringen wollten. Sie beluden ein aus einer Ceder gebautes Boot und fuhren zurück. Lalaq'aiyuqoa hieß sie der sinkenden Sonne entgegenzufahren und die aufgehende Sonne im Rücken behalten. Sie gehorchten, und nachdem sie an den beiden trügerischen schwarzen Inseln vorbeigefahren waren, gelangten sie glücklich zu Mēnis. Die Tochter ging zu ihrem Vater und erzählte, daß man sie gut bewirthet und reich beschenkt habe. Und Mēnis Herz war froh, als er die Cedernrinde, das Boot und all die Sachen sah, welche er noch nicht kannte. Und er beschloß, alles nachzumachen.

Apōtl. (Tlatlasiqoála.)

Einst stand Baákumi vor seinem Hause und sah einen Seehund im Wasser schwimmen. Da sprach er zu seinem Sohne Apōtl: „Gehe doch und erlege jenen Seehund!" Dieser gehorchte. Er nahm eine Harpune und ging mit zwei seiner Vettern in sein Boot, um die Seehunde zu verfolgen. Vorsichtig ruderte er näher. Als sie nahe herangekommen waren, schleuderte Apōtl seine Harpune und traf den Seehund. Dieser schwamm davon und zog das Boot weit hinaus in die hohe See. Fast war das Land ihren Blicken entschwunden, da sprach der eine der Vettern zu Apōtl: „Zerschneide das Harpunenseil, sonst werden wir nie in unsere Heimath zurückkehren." Jener ergriff sein Messer und zerschnitt die Leine. Aber vergeblich; das abgeschnittene Ende sprang zurück und haftete fest am Boote. Nun sahen sie nichts um sich als Himmel und Wasser. Lange waren sie herumgetrieben, da erblickten sie in weiter Ferne eine flache Küste. Der Steuermann sprang, als sie nahe herankamen, ans Land. Dasselbe erwies sich aber als ein Trugbild, und er ging unter. Apōtl und sein Vetter wurden unaufhaltsam von dem Seehunde weitergezogen. Sie kamen an eine Stelle, wo das Meer mit schwarzen Steinen, die wie Holzkohlen aussahen, bedeckt war. Diese ließen sie hindurch. Ebenso gelangten sie durch einen Haufen von dicht gedrängtem Treibholz. Nach einiger Zeit erblickten sie ein Land und Bäume darauf. Der Seehund schwamm darauf zu, und nun waren sie so nahe, daß sie Häuser und Menschen darauf erblicken konnten. Als sie am Ufer angekommen waren, verwandelte sich der Seehund in einen Mann. Apōtl war sehr hungrig geworden, und da er sah, daß einer der Einwohner viel Fischöl hatte, wollte er denselben bitten, ihm etwas Oel und Fische zu geben. Der verwandelte Seehund sprach: „Bitte jenen Mann um Oel; er wird dir etwas geben, aber nimm nicht mehr als vier Becher voll, dann komm zum Boote zurück." Apōtl gehorchte. Kaum hatte er einen Fuß ins Boot gesetzt, so verwandelte der Mann sich wieder in einen Seehund und zog sie weiter. Nach einiger Zeit kamen sie an eine Flußmündung. Dort lud der Lachs Apōtl und seinen Vetter zum Essen ein. Wieder warnte der Seehund, der sich in einen Mann verwandelt hatte, die beiden, nicht mehr als vier Mal zu nehmen; und sie folgten seiner Warnung. Dann fuhren sie weiter und besuchten den Silberlachs und den Fisch hanún. Der letztere sprach zu Apōtl: „Ich kann dir nichts zu Essen geben, aber ich warne dich vor Nōmóqoaqamē, der an jener Landspitze wohnt. Er ist ein Menschenfresser, und ringsum sind die Knochen von den von ihm Erschlagenen angehäuft." Sie fuhren weiter und als der Seehund Nōmóqoaqamē rufen hörte, schwamm er davon, so rasch er schwimmen konnte. Da riß jener eine Fichte aus und warf sie dem Boote nach. Fast hätte er dasselbe getroffen, und der Seehund beeilte sich nun um so mehr, aus seiner Nähe zu kommen. Da riß Nōmóqoaqamē eine Spruce aus und versuchte nochmals das Boot zu treffen. Nicht viel fehlte, so hätte er es getroffen. Der Seehund schwamm nun weiter. Nach einiger Zeit sahen sie ein Boot in der Nähe einer kleinen Insel schwimmen. Es war Niemand darin, aber im Boote sahen sie zwei Heilbutten liegen. Apōtl nahm diese und ging zur Insel. Bald sah er einen Mann, Namens Kinkinánimis aus dem Meere auftauchen, der in jeder Hand eine Heilbutte trug, welche er ins Boot warf. Sogleich sah dieser, daß seine Fische verschwunden waren und rief: „O, wer hat meine Heilbutten gestohlen!" Apōtl fürchtete sich und brachte ihm die geraubten Fische wieder.

Der Seehund schwamm weiter, und endlich gelangten sie zu Amiaéχet (Qants'óump). Dieser gab Apōtl eine seiner Töchter zur Frau und behielt ihn vier Tage bei sich in seinem Hause. Es waren aber in Wirklichkeit vier Jahre, die Apōtl und sein Vetter dort zubrachten. Dann sehnten die beiden Männer sich in ihre Heimath zurück. Apōtl war betrübt, er legte sich ins Bett und wollte nicht mehr aufstehen. Endlich sagte er seiner Frau auf ihr vielfaches Befragen, daß er zurückzukehren wünsche, und diese bat ihren Vater, Apōtl's Wunsch zu erfüllen. Amiaéχet willfahrte ihrer Bitte. Er ging zu Apōtl und frug ihn, ob er mit seinem Vetter allein gekommen sei. Dieser erzählte ihm nun, wie ihr Vetter ums Leben gekommen sei. Da nahm Amiaéχet ein Auge aus einer Kiste, band sich ein Seil um den Leib, das er von seinen Sklaven halten ließ, und tauchte ins Meer hinab. Dort holte er die Gebeine des Vetters, die er dann zusammensetzte. Er setzte ihm neue Augen ein und besprengte ihn dann mit dem Wasser des Lebens. Da stand jener wieder auf. Amiaéχet sprach dann zu Apōtl und seinem Vetter: „Mein Haus steht im äußersten Westen, wenn ihr in eure Heimath zurückkehren wollt, so reist immer der aufgehenden Sonne entgegen"; und er gab ihnen zum Abschiede eine kleine Kiste, in welche er vier Seeotterfelle legte.

Lange, lange fuhren sie der aufgehenden Sonne entgegen. Da sahen sie die Berge ihrer Heimath am Horizonte auftauchen und fanden das ganze Land mit Schnee bedeckt, den Amiaéχet gesandt hatte. Apōtl ging zum Hause seines Vaters. Zu seinem Erstaunen sah er, daß Niemand vor der Thür saß und das Haus ganz schmutzig war. Er trat hinein und fand seinen Vater Baákumi am Feuer sitzen. Er rief ihm zu: „He! Ich bin zurückgekehrt von meiner Reise; ich, dein Sohn Apōtl!" Der

Alte glaubte ihm nicht und erwiderte: „Du lügst, mein Sohn Apōtl ging vor langer Zeit aus, einen Seehund zu jagen und ist nicht wieder zurückgekehrt.“ Da sah Apōtl, daß jener sehr alt geworden war und er weinte vor Betrübniß. Er sprach: „Erkennst du mich nicht wieder, Vater? Ich bin ja Apōtl, dein Sohn.“ Da erkannte ihn Baákumi und sein Herz war froh. Er nahm einen Tanzstab und fing an zu singen, weil sein Sohn zurückgekehrt war. Apōtl aber baute ein neues Haus. Er lud alle Leute ein und beschenkte sie reichlich aus der kleinen Kiste, die ihm Amiaéχet gegeben hatte. Dieselbe wurde niemals leer.

Kürzere Mittheilungen.

Rundschau über die deutschen Schutzgebiete.

Das junge deutsche Kolonialwesen hat sich während der letzten Monate in so erfreulicher Weise weiter entwickelt, wie billig und nüchtern Denkende nur irgendwie erwarten konnten.

Als eine sehr wichtige neue Errungenschaft unserer Kolonialpolitik muß vor allen Dingen der Vertrag bezeichnet werden, welchen der deutsche Generalkonsul Michahelles mit Chalifa, dem Sultan von Zansibar, geschlossen hat, und nach welchem die gesammte Verwaltung des vor unserem Schutzgebiete gelegenen Küstenlandes (einschließlich der Zölle) auf 50 Jahre an die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft verpachtet worden ist. Das deutsche Ostafrika hat dadurch praktisch aufgehört, eine bloße Enclave des Sultanats Zansibar zu sein, und es ist fernerhin keine Gefahr mehr vorhanden, daß beständige Reibereien mit zansibarischen Beamten zu ernsten Konflikten mit diesem Staate führen und die Entfaltung der Hülfsquellen des Landes hemmen könnten.

Gleichzeitig hat sich auch der Grundbesitz der Deutschen Plantagen-Gesellschaft auf der Insel Zansibar beträchtlich vergrößert, was schwerlich verfehlen wird, einen befruchtenden Einfluß auf die Plantagenwirthschaft des Binnenlandes auszuüben. Die Plantagen von M'Busine, Useguha und Leva, die im vorigen Jahre in letzterem begründet worden sind, haben mit Hülfe von leicht zu erhaltender Negerarbeit einen in jeder Beziehung gedeihlichen Fortgang genommen, und die Kultur von Tabak, Baumwolle und Kaffee gewährt nach wie vor gute Aussichten.

Die Expedition der Herren Kund und Tappenbeck in das Innere von Kamerun ist zwar von einem schweren Unfalle betroffen worden, indem dieselbe durch heimtückische Ueberfälle seitens der Eingeborenen eine Anzahl Leute verlor, und indem die beiden Führer dabei verwundet wurden (Lieutenant Tappenbeck ziemlich schwer), dieselbe scheint aber nichtsdestoweniger einen bedeutenden Fortschritt in der Erforschung unseres großen Schutzgebietes an dem Guinea-Golfe zu bezeichnen. Die Expedition drang etwa 400 km in der Richtung auf Adamana vor, es gelang ihr, den Lauf des großen Ndjong-Flusses (der als Edea bei Malimba mündet) klarzulegen, sie erkannte die wichtige Thatsache, daß das Gebiet der ackerbau- und viehzuchttreibenden und ziemlich kultivirten Sudan-Neger sich bis auf 220 km der Küste nähert, und daß dieses Gebiet auch durch einen viel beträchtlicheren Produkten-Reichthum ausgezeichnet ist, als das Land zunächst der Küste.

Dr. Zintgraff und seinem Begleiter, Premierlieutenant Zenner, ist es unterdeß gelungen, seine erste Station in dem Dorfe Balombi, am Elephantensee, anzulegen, und von dort aus während der Regenzeit die nähere Umgebung des Sees zu durchstreifen, um erst bei einbrechender Trockenzeit einen ähnlichen Vorstoß gegen Adamana, wie Kund, zu versuchen. Wünschenswerth wäre es dabei, daß ihm sprachkundige Begleitung zu Gebote gestellt würde, damit nicht etwa Mißverständnisse zwischen den Reisenden und den Eingeborenen zu neuen blutigen Kämpfen führen, statt dieselben, wie es in deutscher Absicht liegt, zu Freunden zu gewinnen.

Im Togolande hat Hauptmann Kurt von François nach kurzem Aufenthalte in Bagida einen ersten größeren Marsch in das Innere angetreten, und die Eindrücke, die er von dem Lande empfangen hat, sind dem Vernehmen nach sehr günstige gewesen.

Was die südwest-afrikanischen Goldfelder angeht, so sind die Erwartungen, die man von denselben gehegt hat, bisher nicht im geringsten getäuscht worden. Zugewanderte kapländische Goldgräber sollen vielmehr noch zahlreiche neue Entdeckungen in dieser Beziehung gemacht haben, der Ausbruch eines wirklichen Goldfiebers scheint aber durch die Präventivmaßregeln der deutschen Regierung hintangehalten worden zu sein. Die deutsche Kolonialtruppe ist thatsächlich ins Leben getreten, jedoch halten sie Sachverständige den wohl bewaffneten Hereros gegenüber nicht für genügend zahlreich. Zur Anbahnung einer umfassenderen Ausbeutung der Viehzucht des Hererolandes hat die Südwestafrikanische Gesellschaft auch ein erstes größeres Schlächterei-Etablissement an der Küste begründet.

Bezüglich Neuguineas haben wir unseren früheren Berichten (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 14 f. u. 111 f.) nur als neu nachzutragen, daß es der Neuguinea-Kompagnie gelungen ist, ihre Arbeitskräfte in den drei Hauptstationen Finschhafen, Hatzfeldhafen und Konstantinhafen erheblich zu vermehren, und dadurch ausgedehntere Strecken der Kultur zu unterwerfen, sowie daß sich das Verhältniß zwischen Leuten der Kompagnie und den Eingeborenen freundlicher und vertraulicher gestaltet hat. Durch die Beobachtungen, welche man von dem Lager Malu aus in der Ufergegend des Kaiserin-Augusta-Flusses angestellt hat, wurden nur die von Anfang an gewonnenen Eindrücke noch weiter befestigt und vervollständigt. Diese Gegend scheint in der That einer der werthvollsten Theile von Kaiser-Wilhelmsland werden zu wollen.

Auf Neu-Pommern (Neu-Britannien) hat Landeshauptmann von Schleinitz auf seiner Recognoscirungsreise noch weitere 80 bis 150 m hoch gelegene Ebenen entdeckt, die er für sehr kulturfähig hält, und zugleich rühmt derselbe auch die vorzüglichen Hafenbuchten dieser Insel. Bei Neu-Mecklenburg fand er gute Häfen nur in der Nähe der Südspitze.

E. D.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— R. D. Beeston hat im vergangenen Jahre von Sandakan (in Nord-Borneo) aus eine Explorationstour nach dem oberen Segama gemacht, hauptsächlich aus Rücksicht auf die daselbst vermutheten Goldfelder. Seinem Berichte zufolge haben sich die von ihm gehegten Erwartungen auch vollkommen bestätigt, und sowohl die Goldseifen als auch die goldhaltigen Quarzriffe gewähren Aussichten auf reichliche Ausbeute. Das Land ist felsig, aber wald- und wildreich. (Vergl. „The Scottish Geographical Magazine“, Vol. IV, p. 218.)

Afrika.

— Unter der Führung von H. H. Johnston, der durch seine Reisen am Kilimandscharo und am Kongo wohl bekannt ist, will eine englische Expedition von der Mündung des Rio del Rey binnenwärts zum Benuë vordringen.

— Die Expedition Montague Kerr's nach Centralafrika (durch Wadelai nach dem Tsad-See), die in Folge der Erkrankung ihres Leiters aufgeschoben worden war, ist jetzt als definitiv gescheitert zu betrachten, da M. Kerr seiner Krankheit in einem südfranzösischen Kurorte erlegen ist (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 16).

— Die Portugiesen thun beständig neue Schritte, um ihren nominellen afrikanischen Kolonialbesitz zu einem thatsächlichen zu gestalten. So haben sie kürzlich Ambrisette und Muculla, südlich von der Kongomündung, mit Besatzungen versehen, und ein gleicher Schritt soll von ihnen auch bezüglich Kinsembos beabsichtigt sein. In Ostafrika haben sie eine Telegraphenlinie von Quilimane nach der Zambesi-Mündung angelegt, sowie auch nach Mompea (60 km binnenwärts). Von der Eisenbahn zwischen Loanda und Ambaca endlich, die im Ganzen 500 km lang werden wird, ist eine Strecke von 60 km fertig gestellt (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 15).

— M. Thomas hatte schon im Jahre 1885 auf bedeutende Phosphat-Ablagerungen im südwestlichen Tunesien (bei Temerza, Mides und Chebika) hingewiesen. Die Untersuchungen, die er im vergangenen Jahre angestellt, haben aber eine noch viel weitere Ausdehnung derselben herausgestellt. Es dürfte sich damit eine neue wichtige Hilfsquelle des französischen Schutzstaates erschließen.

— Nach den Untersuchungen M. Héraud's beträgt der Unterschied zwischen Ebbe und Fluth in der Bucht von Gabes, an der tunesischen Küste, nicht weniger als 2 m. Bei Mehediah sind die Gezeiten noch immer merklich genug, gegen Tripolis werden sie aber allmählich sehr geringfügig. Die Fluthwelle kommt für Tunis von Osten her und bewegt sich erheblich langsamer als die oceanische, nämlich in 24 Stunden. („Revue scientifique“ 1888, I, p. 414.)

— Nach einer Zusammenstellung von A. Wauters sind von 427 Beamten des Kongo-Staates bis December 1887 nicht weniger als 64 gestorben, während 86 andere aus Rücksicht auf ihren Gesundheitszustand vor Ablauf ihres dreijährigen Kontraktes nach Europa zurückgesandt werden mußten. Wenn man bedenkt, daß es vorzugsweise kräftige Leute sind, die man aussendet, so wird man diese Ziffern doppelt erschreckend finden.

— Den officiellen Angaben zufolge bezifferte sich die Ausfuhr des Kongo-Staates während des Jahres 1887 auf $7^2/_3$ Mill. Frcs., sie war also um ziemlich eine Mill. Frcs. bedeutender als im Vorjahre. Außer Kaffee, der mit $1^4/_5$ Mill. Frcs. figurirt, wurden besonders Elfenbein, Kautschuk und Gummi ausgeführt. Die Einfuhr wird für dasselbe Jahr auf 5 bis 6 Mill. Frcs. geschätzt.

Südamerika.

— Der Gouverneur des argentinischen Chubut-Gebietes, G. Fontana, hat eine bewaffnete Expedition in die Anden unternommen, um einer Anzahl von Ansiedlern, die sich daselbst niederlassen wollen, die Stätte zu bereiten, und zugleich auch das wenig bekannte Gebirgsland südlich von dem Lago de Nahuel-Huapi genauer zu erforschen.

— Nach weiteren Mittheilungen aus Cuyaba ist es Dr. K. von den Steinen gelungen, eine reiche ethnographische Sammlung von den Indianerstämmen am oberen Xingu zu erwerben. Als ein besonders wichtiges Ergebniß wird auch die Entdeckung der Reste eines Karaiben-Stammes bezeichnet, der unter dem Namen der Bakairi und Nahugua in der Gegend haust. Der Name „Karaibe“ soll so viel wie „Fremder“ bedeuten und noch heute allgemein angewendet werden.

— Die Goldproduktion von Venezuela hat sich in dem laufenden Jahrzehnt beträchtlich gesteigert. Während dieselbe im Jahre 1882 nur reichlich 8 Mill. Mark betrug, stieg sie im Jahre 1883 auf $10^4/_5$ Mill. Mark, im Jahre 1884 auf $13^4/_5$ Mill. Mark, und im Jahre 1885 sogar auf $16^2/_5$ Mill. Der Grenzstreit zwischen Venezuela und Britisch-Guayana, der zu kriegerischen Verwickelungen zu führen droht, ist durch die Entdeckung vielversprechender neuer Goldfelder verursacht worden.

— Die Nachrichten von der Entdeckung bedeutender Goldlager im Grenzgebiete des französischen und niederländischen Guayana scheinen sich ebenfalls zu bestätigen, und da die in Folge davon zu erwartende Grenzregulirung der französischen Besitzung zu gute gehen dürfte, so hat sich diese letztere davon den erheblichsten Vortheil zu versprechen.

— „L'Étoile du Sud“ giebt die brasilianische Einwandererziffer für das Jahr 1887 auf 55 956 an. Von den in Rio Janeiro Gelandeten 31 310 waren 17 115 Italiener, 10 205 Portugiesen, 1766 Spanier, 717 Deutsche, 274 Oesterreicher und 241 Franzosen. Eine beträchtlichere Zahl Deutsche wird natürlich nach den Häfen von San Paulo, Rio Grande do Sul und Santa Catharina gegangen sein.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII.



№ 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1888.

Rouen.

Von Dr. H. Zschalig.

I.

(Mit acht Abbildungen.)

Unter den abgesetzten alten Hauptstädten Frankreichs, die sich in ziemlich gleicher Entfernung rings um Paris, d. h. durch zwei- bis dreistündige Fahrt von da aus erreichbar, befinden, ist Rouen, das gallisch-römische Rotomagus oder Ratumagus — die Residenz der einst so mächtigen Herzöge der Normandie und gegenwärtig die Hauptstadt des Departements der „Unteren Seine" (Seine Inférieure) — nicht nur die größte, sondern auch bei weitem interessanteste und wichtigste.

Das wenig mehr als halb so große Orleans ist wohl strategisch wichtiger, sonst aber in jeder Beziehung unbedeutender, dazu auffallend unbelebter, und, obgleich es eine der maßgebendsten Städte des alten Frankreich gewesen, doch lange nicht so reich an historischen Erinnerungen als die alte Normannenstadt. Troyes, die einstige Hauptstadt der Champagne, dürfte den Freund malerischer Mittelalterlichkeit vielleicht anfangs durch etwas zahlreichere krumme, schmutzige und unversehrt gebliebene Straßen mit alten, oft geschnitzten Holzhäusern stärker anziehen, als die größere, untere Seineschwester in ihrem vielfach modernisirten Gewande, bald aber wird er in letzterer das an mittelalterlichen Prachtbauten, an Kunstschätzen und Sammlungen reiche, wahre französische Nürnberg entdecken.

Reims, die alte Krönungsstadt der französischen Könige, mit ihrem altehrwürdigen Dom hat sich zwar in den letzten Jahrzehnten infolge mächtigen gewerblichen Aufschwunges und starker Verkehrssteigerung Rouen in der Größe bedeutend genähert (gegenwärtig mit etwa 98 000 Einwohnern), es wird dasselbe aber schwerlich jemals überflügeln. Von Amiens endlich, der Pikardenhauptstadt, die an rührigem Gewerbfleiß und an Fabrikbetrieb Reims wenig nachgiebt, gilt fast das Gleiche. Auch hier ist nur ein Dom — wenn auch eins der schönsten Denkmäler gotischer Baukunst — und dazu ein Museum zu bewundern.

Unter den elf über 100 000 Einwohner zählenden Großstädten Frankreichs, ist Rouen zufolge der neuesten Zählung (von 1886) freilich nur die vorletzte, da es nun auch vom schnellwachsenden Havre — sowie früher von Lille — überholt wurde. Aber unbestritten es ist auch „eine der ersten in Bezug auf die Schönheit seiner öffentlichen Gebäude" [1]) sowie auch in Rücksicht auf seine wirthschaftliche Bedeutung als Handelsplatz und Industrieherd, welch letztere

[1]) Vgl. E. Reclus (Géographie universelle, vol. II), der Rouen allerdings als die siebente Stadt Frankreichs bezeichnet. Nach dem „Annuaire de l'économie politique" von M. Block ist die Uebersicht der französischen Großstädte folgende: Paris 2 344 550 (+ 75 527), Lyon 401 930 (+ 25 327), Marseille 376 143 (+ 16 014), Bordeaux 240 582 (+ 19 277), Lille 188 272 (+ 10 128), Toulouse 147 617 (+ 7328), Nantes 127 482 (+ 3161), St. Etienne 117 875 (— 5938), Havre 112 074 (+ 6207), Rouen 107,163 (+ 1257), Roubaix 100,229 (+ 8472). Von Städten unter 100,000 folgen dann zunächst:

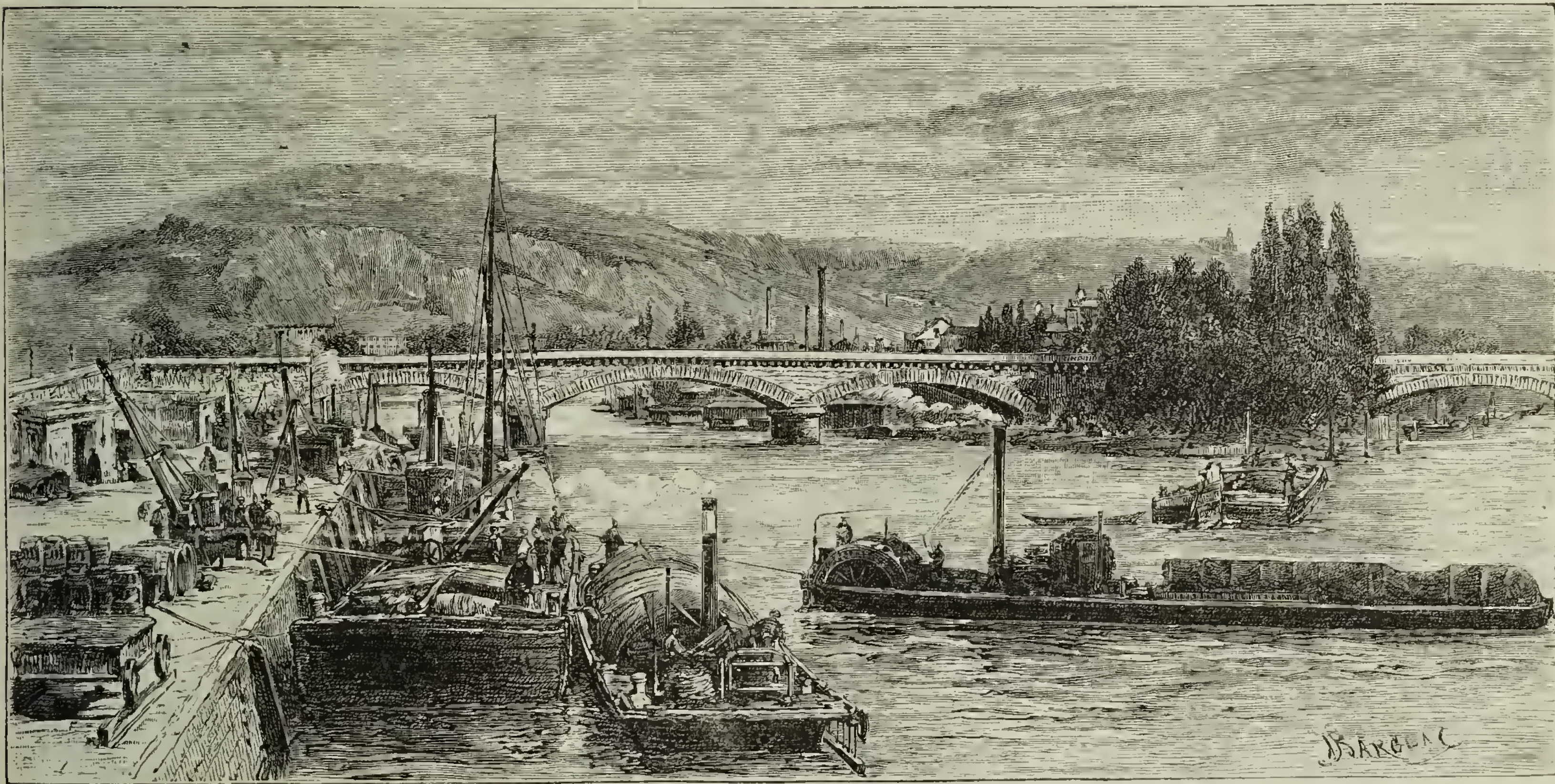


Die Seine bei Bonsecours.

Bedeutung mit der Bewohnerzahl der Stadt selbst in keinem Verhältniß steht. So ließe sich Rouen mehr als die meisten Städte Frankreichs zum Ausgangspunkt interessanter geographischer, volkswirthschaftlicher und kulturhistorischer Betrachtungen machen! Vor allem verdiente jedoch die Stadt von den in Paris weilenden Fremden mehr als bisher besucht zu werden; und wie man die französische Hauptstadt nicht gern verläßt, ohne das gewissermaßen dazu gehörige Versailles oder Fontainebleau gesehen zu haben, so sollte man auch Rouen nicht vergessen.

Wir hoffen, daß die Bilder, die wir in Folgendem vorführen und in denen wir die Stadt in ihrem heutigen Zustande darstellen, Manchem, besonders auch unter denen, die etwa zur bevorstehenden Weltausstellung nach Paris reisen, Lust zu einem solchen Abstecher machen werden. Möchten alle diejenigen, welche das verwirrende Bild der Weltstadt, zumal zur Zeit großer Ausstellungen und Feste, eine klare Anschauung von echt französischem Leben und Treiben nicht gewinnen läßt, unserem Winke folgen, und wir sind überzeugt, daß diese Fahrt nach der Normandie (wenn möglich bis Havre) sie nicht gereuen wird. Dieselbe wird ihnen die wichtigsten Quellen des Reichthums und Glanzes, der sie in Paris blendet, klar erkennen lassen: Frankreichs Boden, seine Gewässer und die Rührigkeit seiner Bewohner.

Die hervorragende Stellung Rouens läßt auf eine ausgesucht günstige natürliche Lage der Stadt schließen. In geographischer Hinsicht gehört das Departement, dessen Hauptstadt es ist, der ausgedehnten, gewöhnlich als Pariser Becken bezeichneten nordfranzösischen Ebene an. Hügelreihen — die gegen die Denudation widerstandsfähigsten ältesten Schichten der in diesem Becken vorherrschenden Kreide- und Tertiärbildungen — gliedern das ungeheure Flachland aber in zahlreiche kleinere Becken und Thalkessel, deren Zusammengehörigkeit oft nur durch die Flüsse angezeigt wird, die ihren Weg durch dieselben genommen haben. Ein solches Sonderbecken bildet nun auch derjenige Theil des Unteren Seinedepartements, der sich nördlich vom unteren gewundenen Seinelauf ausdehnt. Im Westen und Norden vom Meere bespült, aber gegen das Ungestüm desselben geschützt durch 50 bis 250 m hohe Sanddünen und



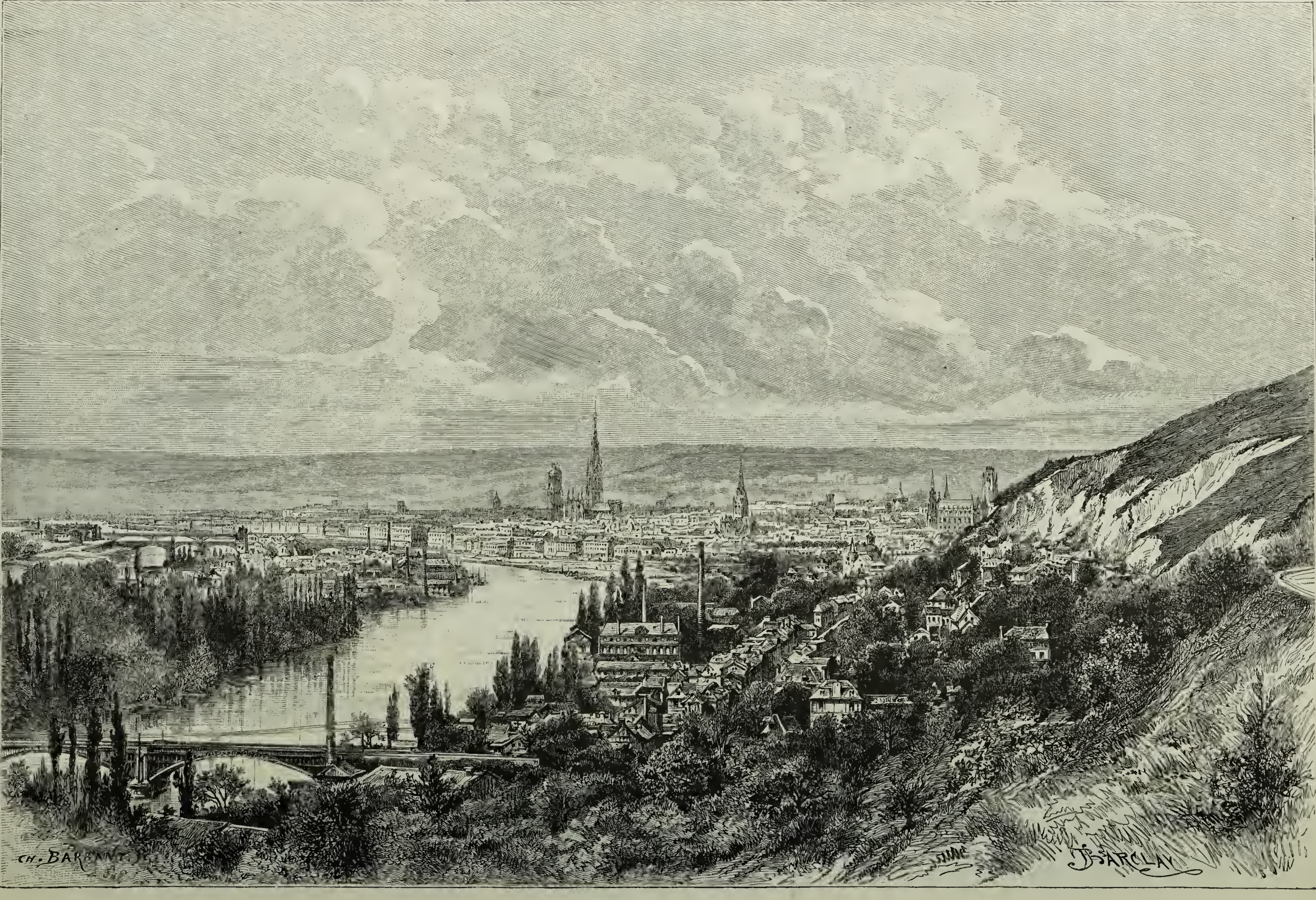
Die neue Brücke.

Kalkfelsen (Falaisen), im Osten und Süden umrahmt von den bis zu 250 m hohen Höhenrücken von Bray und von den Uferbergen der Seine, trägt diese reichbewässerte Landschaft auch in Bezug auf Klima und Vegetation ihr eigenes, sogar schon von der Ober-Normandie und anderen Grenzgebieten verschiedenes Gepräge.

Wenngleich die Ebene von Rouen zum Theil zwischen denselben Breitengraden (49 und 50°) und denselben Isothermen (von 8 und 9°) als beispielsweise die Schaumwein erzeugende Champagne gelegen, und von dieser hinsichtlich der mittleren Jahreswärme nur wenig verschieden ist (Rouen 8,4°, Châlons sur Marne 8,9°) so suchen wir doch — und die feuchtkühle Seeluft, die wir einathmen, sagt uns warum — umsonst nach Reben an den lachenden Hügel- und Ufergeländen der Seine in der Gegend von Rouen (S. Abbildung 1) oder an den höhenreichen, 200 bis 260 m hohen, bewaldeten Kalkbergen, die, mit zahlreichen Ruinen von Burgen, Abteien und Klöstern gekrönt, die Einförmigkeit der weiten Wiesenfluren unterbrechen und im Verein mit zahlreichen Flüssen und Bächen (Bethune, Saône, Durdent, Ganzeville 2c. sowie der Seine mit ihren Nebenflüssen) das Gesammtbild der Landschaft zu einem so lieblichen und malerischen gestalten. Wer besonders einmal im Frühling — der hier, wie in Norddeutschland, im April beginnt — die buntgewirkten weiten Teppiche üppiger Grasflächen überschaute, wer im Wonnemonat Mai die Blüthenpracht der Straßen, Wiesen und Aecker umsäumenden Obstbäume schaute, und im Sommer durch die goldenen Aehrenfelder schritt, wird ebenso sehr von der Schönheit wie vom Reichthume des Ländchens überzeugt sein.

An welchem Punkte desselben werden wir nun seine Hauptstadt zu suchen haben? Wären die Verkehrsverhältnisse von jeher dieselben gewesen, wie heutzutage, wo größere Entfernungen zu Lande in Bezug auf den Austausch von Gütern und die Beförderung von Personen keine so wichtige Rolle mehr spielen, so würde sie unzweifelhaft am

Reims 97 903 (+ 4080), Amiens 80 288 (+ 6118), Nancy 79,058 (+ 5813), Nizza 77 478 (+ 11 199). — Die eingeklammerten Zahlen bezeichnen den Zuwachs oder die Abnahme seit der vorigen Zählung (1881).



Hauptansicht von Rouen.

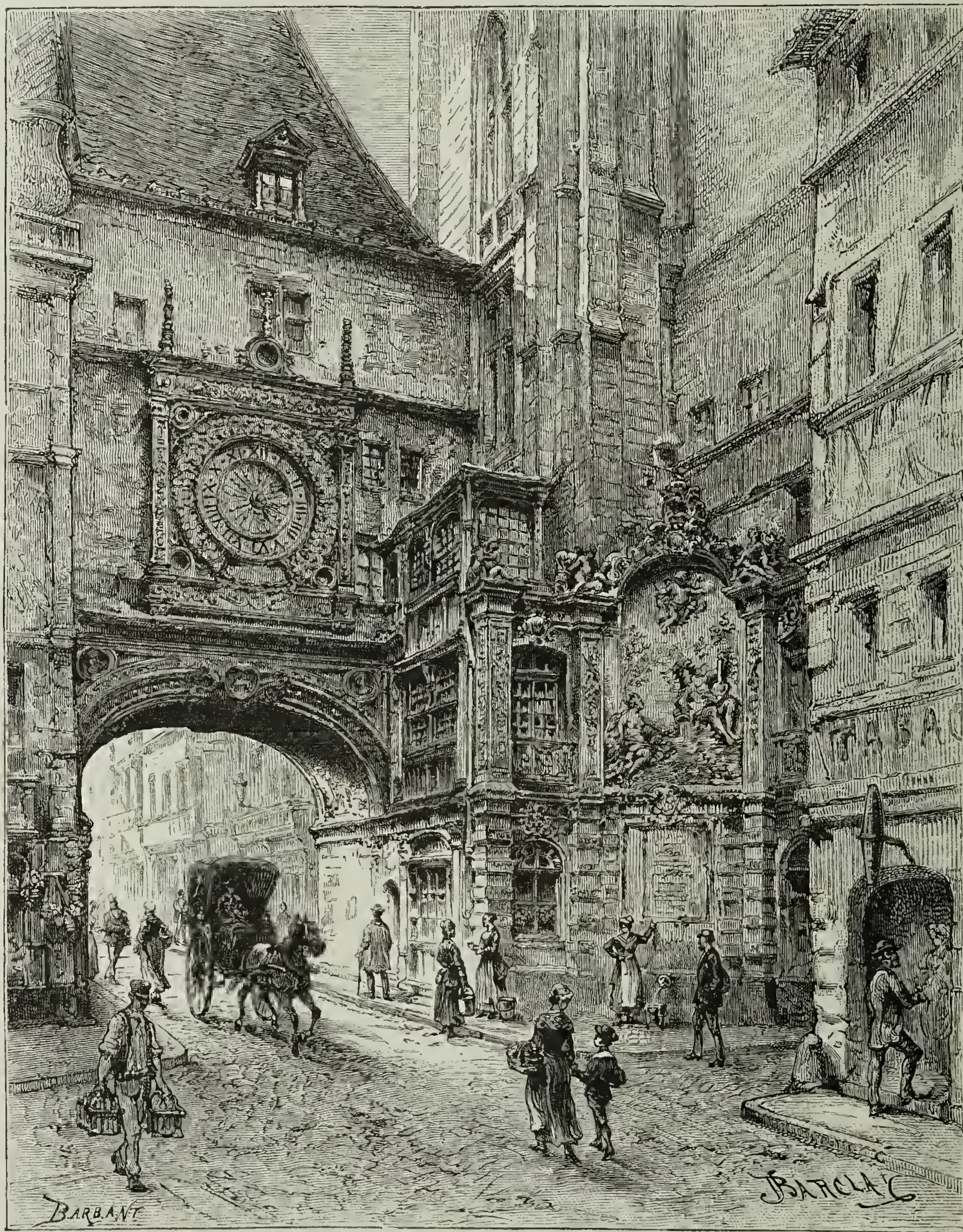
Meere, bezw. an der Seinemündung zu finden sein, und keine andere Stadt als das rasch emporblühende Havre würde es sein, wie es ja gegenwärtig in kurzer Zeit bereits die volkreichste Stadt der Normandie geworden ist. Anders war es in jener grauen — sowie zum Theil auch noch in einer ziemlich grünen — Vorzeit, als das Land noch weniger „von der Kultur beleckt“ und besonders noch nicht von Eisenbahnen durchschnitten war. Zu jener Zeit war die Seine fast der einzige, auf jeden Fall aber der bequemste und wichtigste Verkehrsweg nicht nur für die Normandie, sondern für das ganze nördliche Frankreich; sie war die Hauptlebensader des Landes. Eine Stadt an der Seine, die womöglich die Vortheile der Meeresküste — besonders die für die Schiffahrt so wichtige Erscheinung der Ebbe und Fluth — darbot, und dabei schon ein ziemliches Stück im Inneren des Landes lag, mußte unbedingt den Handel und damit den Reichthum und die Macht an sich reißen. Darum mußte das 129 km landeinwärts liegende Rouen Harfleur,



St. Laurent.

den seiner Zeit bedeutendsten Hafen der Normandie, ebenso überwinden, wie es jetzt seinerseits als Seehafenstadt von Havre überwunden worden ist. — Doch hierauf wollen wir unter Anführung noch weiterer wichtiger Gründe erst später eingehen. Genüge es jetzt zu bemerken, das Rouen da liegt, wo Ebbe und Fluth noch auffallend vorhanden sind und täglich zweimal wiederkehren. Wichtig scheint es ferner, darauf hinzudeuten, daß die Seine daselbst einen ihrer stattlichsten Bogen beschreibt, dessen äußerer Rand trefflich zum Bau einer Stadt, dessen innerer, der Strömung abgekehrte Winkel dagegen zum bequemen Anlegen der Schiffe geeignet ist. — Merkwürdig ist es auf jeden Fall, daß viele große und besonders schöne Städte, wie Paris, Bordeaux, Nantes, New Orleans, Dresden u. s. w., ebenfalls an Flußwindungen, und zwar meist — wenigstens mit ihren ältesten und schönsten Theilen — sich an die äußeren Bogen anschmiegen. — Dazu kommt bei Rouen, daß gerade an dieser Stelle die Uferberge weiter, als es bei vielen

anderen Windungen der Seine der Fall ist, zurücktreten, und daß sie sich dann nach zwei Seiten hin, nach Norden und Nordosten, thalbildend verengen, und nur im Osten einen sanften Abhang (die Côte Ste. Catherine) bis an den Fluß, gleichsam zum bequemen Anlehnen für die Stadt, vorschieben. Zwei kleine Bäche — Robec und Aubette —, aus dem einen dieser Seitenthäler (Darnétal) kommend, durchfließen die Stadt im Osten, zwei andere kleine Flüsse, die bei Clères und Cailly entspringen, vereinigen sich Y-artig in dem am Westende der Stadt gelegenen Thal von Bapaume, das sie in südlicher Richtung durcheilen. Reizender und zugleich vortheilhafter kann man sich kaum die Lage eines Ortes denken. Und diesem Rahmen entspricht das durch denselben umschlossene Bild der vielthürmigen, im prächtig breiten Strome sich spiegelnden Stadt, das der mit dem Zuge von Paris kommende Reisende kurz vor und bei der Fahrt über die Eisenbahnbrücke vor sich hat (S. Abbildung 3), dessen freudige Betrachtung er aber, am rechten Ufer der Seine angelangt, sofort durch eine 1040 m lange Tunnelfahrt durch den Catherinehügel büßen muß. Von



Die Große Uhr.

dem unschönen, schornsteingethürmten linken Stadttheil bemerkt man bei der Ankunft von Paris zum Glück nur sehr wenig. Will man sich nun schnell einen möglichst richtigen und umfassenden Gesammteindruck von der Stadt verschaffen, so begiebt man sich am besten vom Westbahnhof, auf dem man ankommt, nach der nahen, neudurchgebrochenen, parisisch großartigen Jeanne d'Arc-Straße, die einen in der Richtung von Nord nach Süd unmittelbar wieder an die Seine führt. Hier wird man vor allen Dingen die prächtigen, breiten Uferstraßen mit ihrem Leben und Treiben bewundern, und ein Besuch der gerade vor einem befindlichen Neuen Brücke (Pont neuf) gewährt einen aufwärts einen herrlichen Blick auf den gewaltigen, gegen 230 m breiten Strom mit zahllosen Fahrzeugen aller Art, die denselben bedecken, und mit der schönen Steinbrücke (dem früheren Pont neuf [1]), die gleichzeitig den unteren Theil der

[1]) F. von Hellwald erwähnt in seinem bekannten nach „den neuesten Quellen" bearbeiteten Buche: „Frankreich, das Land und seine Leute" (1887!) nur diese Brücke; auch seine sonstigen Angaben scheinen mehr auf eine frühere Zeit Bezug zu haben.

malerischen Flußinsel Lacroix mit den beiden Ufern der Seine verbindet (S. Abbildung 2). Oberhalb der Brücke erblickt man die Hügelkette von Bonsecours.

Begeben wir uns sodann, um einmal die ganze Stadt überblicken zu können, auf den nahen, stromaufwärts liegenden Catherinehügel, so wird uns besonders auffallen, daß die Stadt, die uns beim ersten flüchtigen Seitenblick als ein innerhalb natürlicher Grenzen liegendes Ganzes erschien, einen eigentlichen Abschluß nur an den wenigen Stellen zeigt, wo Berg und Fluß ihn nothwendig geboten. Die in früheren Zeiten Rouen umgürtenden Festungsmauern und Gräben sind schon seit über 100 Jahren (1770 bis 1780) verschwunden und, wie in Paris, durch vornehme Boulevards ersetzt worden — die Boulevards Cauchoise, Jeanne d'Arc, Beauvoisine, St. Hilaire und Gambetta, deren Ring um die Altstadt durch die Kais von Havre, von der Börse und von Paris geschlossen wird. — Ein sechster Boulevard, sowie vier weitere Kais befinden sich am linken Flußufer in der sonst an schönen Anlagen armen Vor- oder Neustadt St. Sever. — Diese breiten, von Bäumen beschatteten, prachtvollen Verkehrswege, an die sich in mehreren Vorstädten noch fast gleich schöne „Avenues" anschließen, nebst den in den letzten Jahrzehnten ausgeführten Durchbrüchen und den zur weiteren Verschönerung der Stadt geschaffenen öffentlichen Gärten und Squares, sind es hauptsächlich, welche der alten Metropole des Nordens neben ihrem alterthümlich engbrüstigen einen modern freiathmenden, großstädtischen Charakter verliehen und damit zugleich die Gesundheitsverhältnisse derselben wesentlich gebessert haben. Für gute Luft hilft außerdem auch die große Menge, in neuerer Zeit noch an Umfang und Zahl vermehrter öffentlicher Plätze sorgen, deren jetzt gegen 40 vorhanden sind.



Rue Harenguerie.

Von schönen Garten- und Parkanlagen sind besonders mehrere der hervorragendsten öffentlichen Gebäude, wie z. B. das Hôtel Dieu, die Präfektur und das Stadthaus (Hôtel de Ville), umgeben. Einen flüchtigen Blick auf den aristokratischen Square Solferino, dem herrlichsten von allen, konnten wir schon bei unserem Gange durch die Jeanne d'Arc-Straße werfen. Eben diesen Blick zeigt dem Leser unser Bild, als dessen schönen monumentalen Hintergrund im Osten er die anmuthige Kirche St. Laurent (jetzt Privathaus) vor sich sieht (S. Abbildung 4).

Die wichtigsten neuen, mittelst großartiger Durchbrüche entstandenen Straßen sind die sich kreuzenden Thiers- und Jeanne-d'Arc-Straße und die Rue de la République, von denen letztere zwei von Süd nach Nord laufen. Früher war die wichtigste der von Süd nach Nord, d. h. von der Seine ausgehenden Straßen die Rue du Grand Pont und ihre Fortsetzung (Rue des Carmes und Rue Beauvoisine) und der Hauptweg der von Ost nach West, d. h. der parallel zur Seine laufenden Straßen die Rue St. Hilaire, Rue St. Vivien, Rue des Faulse, Rue de l'Hôpital, Rue Ganterie und Rue des Bons-Enfants. Diese Hauptstraßen gliederten die Stadt zugleich in vier große Haupttheile. Der naturgemäßen Richtung aller Straßen von Süd nach Nord und Ost nach West verdankte auch übrigens schon das alte Rouen trotz zahlreicher Krümmungen und Winkel eine gewisse Regelmäßigkeit, die es dem Fremden neben dem fortwährenden Auftauchen hoher charakteristischer Kirchthürme wesentlich erleichterte, sich in dem Labyrinth der engen Straßen zurecht zu finden.

Daß übrigens von dem alten malerischen Rouen noch manch interessanter Rest vorhanden ist, beweisen unsere heutigen Bilder aus der oft gemalten Rue de l'Epicérie sowie ein Treppenhof der Rue Harenguerie.

Sonst ist nirgends zu ersehen, wo die Stadt selbst aufhört und die daran grenzenden, stark wachsenden Ortschaften, die sich nach allen Seiten hin in fast ununterbrochener Reihe an einander schließen, beginnen. — Dieser Umstand erklärt es auch warum Rouen zu den langsam und wenig wachsenden Großstädten Frankreichs gehört, und trotz seiner commerciellen und industriellen Regsamkeit nicht mehr Einwohner zählt. Es geht ihm wie Paris: Die Ortschaften der nächsten Umgebung vergrößern sich gewissermaßen auf seine Kosten, weil die Zahl derjenigen immer zunimmt, welche die Vortheile der Großstadt genießen wollen, ohne unter deren Nachtheilen — besonders deren hohen Steuerlasten und theuren Preisen — zu leiden. Betrachtet man also alle die Vororte nur als Glieder oder Arme der Stadt, die, wie die Glieder in der Fabel des alten Menenius Agrippa, ohne den sie ernährenden Magen nicht bestehen könnten, so wäre die Zahl 170 000 als Gesammteinwohnerzahl von Rouen gewiß nicht zu hoch gegriffen. Die wichtigsten und größten dieser Orte sind Sotteville (gegen 15 000 Einwohner), Darnétal (6600), Petit-Quevilly (über 8000), Déville (c. 5500), Barentin (c. 4300).

Wer die Reise nach Rouen von Havre aus auf der Seine macht, was im Sommer bei täglicher Dampfbootverbindung zwischen beiden Städten sehr bequem und in Anbetracht der reizenden Uferlandschaften sehr zu empfehlen ist, lernt die Stadt gleich von einer ihrer imposantesten

Seiten kennen, nämlich ihren Stolz — den Hafen Er befindet sich auf dem linken Ufer der Seine und beherbergt in seinen Docks Schiffe aller Nationen, vom stolzen Dreimaster bis zur bescheidenen Schüte, vom mächtigen Seedampfer an bis zum unscheinbaren Seineboot und Schleppdampfer.

Als Seehandels- und Seinestadt hat man Rouen in der That zuerst ins Auge zu fassen.

Das hohe Ansehen, das Rouen schon im Mittelalter genoß, beruhte fast nur auf seinem Handel, dem es ja auch seine ersten Privilegien verdankte. Bereits zu Anfang des 7. Jahrhunderts wird die Stadt in der Stiftungsurkunde des Marktes von St. Denis zweimal als ein wichtiger Mittelpunkt des Handels erwähnt. Im 10. Jahrhundert bezeichnet Dudon von St.-Quentin die Bewohner Rouens als „mercatores Rotomo commorantes," „die in Rouen wohnenden Kaufleute". Um die Mitte des 11. Jahrhunderts erlangten die Handelsleute von Rouen besondere Freiheiten im Hafen von Dungeneß [1]) woraus zu ersehen, daß die Schifffahrt dabei bereits eine Hauptrolle spielte. Wenn auch der Hafen von Harfleur an sich bedeutender war, so blieb doch Rouen jederzeit die Hauptstadt der Normandie und der eigentliche Mittelpunkt des Handels, und fast bis in die neueste Zeit war es der dritte Handelshafen Frankreichs, während es gegenwärtig allerdings nur noch der fünfte ist [2])



Rue de l'Epicerie.

Rouen erfreut sich als Seehafen im allgemeinen derselben Vortheile und Nachtheile, wie Bordeaux und Nantes. Wesentlich ist vor allem die Beschaffenheit der Mündungsbusen der hierbei in Frage kommenden Ströme, von denen jeder, trotz mancher Aehnlichkeit, seinen eigenthümlichen Charakter hat. — „Die Mündung der Seine", sagt L. Simonin [1]), kann weder mit der Gironde- noch mit der Loiremündung, die gewissermaßen abgegrenzt und disciplinirt sind, verglichen werden; und doch bildet sie auch kein Delta, wie der Rhone und die meisten Flüsse des Mittelländischen Meeres."

Früher überfluthete der Strom weithin das Land, das er durchströmte, und er bedeckte es hier und da mit Sandbänken. Schon Ludwig XIV. wollte deshalb unterhalb Quilleboeuf von holländischen Ingenieuren Dämme anlegen lassen. Die jetzt gezogenen Deiche beginnen bereits oberhalb Berville, wo die Risle in die Seine mündet, wodurch Tausende von Hektaren trockenes Land gewonnen worden sind, und das Flußbett eine bedeutende Verengung erlitten hat. Indem man aber dadurch namentlich der Schifffahrt bis Rouen zu Hülfe zu kommen glaubte, hat man nicht bedacht, daß man ihr auch neue, mit der Zeit vielleicht noch erheblicher werdende Hindernisse bereiten würde. Der Hauptübelstand dieser Einengung besteht darin, daß mit der Fluth nicht mehr dieselbe Wassermenge eintreten kann und daß dadurch auch die Wucht, die dieselbe beim Zurückströmen (der Ebbe) zur Reinigung des Strombettes auszuüben vermag, eine geringere geworden ist. So ist ein Theil der Mündung versandet, und das Flußbett hat sich erhöht, wozu unter anderem auch die durch Unterwaschungen der Küste, besonders des Cap de la Hève, entstandenen Gerölle beigetragen haben. Ja, es haben sich sogar Sandbänke und Untiefen gebildet, welch letztere besonders darum gefährlich sind, weil sie sich fortwährend verändern, so daß trotz der größten Wachsamkeit, die eine fast tägliche Untersuchung des Fahrwassers erfordert, die Schiffahrt darunter leidet. Weitere und vielleicht noch größere Schwierigkeiten aber bieten der Seineschiffahrt die Sandbänke und die theilweise zu geringe Tiefe des gewundenen Stromlaufes selbst dar. Leider scheinen gerade diese Windungen, deren unterhalb Rouen nicht weniger als drei vorhanden sind, die Bildung von Sandbänken und seichten Stellen zu begünstigen, indem sie

[1]) Vgl. A. Giry's interessantes Buch: Les Etablissements de Rouen" (Paris 1883), vol. I, p. 24, wo gleichzeitig auf eine weitere Quelle für die Geschichte des Seehandels der Stadt im Mittelalter hingewiesen wird: De Fréville, „Mémoire sur le commerce maritime de R. depuis les temps les plus reculés jusqu'au XVIe siècle", 2 vol. (Rouen 1857).

[2]) Vergl.: Relevé général du tonnage des Marchandises transportées sur les fleuves etc. Ministère des travaux publics, Paris 1887.

[1]) Vergl.: Revue des Deux Mondes: Les grands ports de commerce, 1878, vol. 25, p. 850 ff.

das an sich schon äußerst geringe Gefälle des Stromes noch mehr hemmen und verlangsamen.

Namentlich zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, wo die in der Seine mehr als in anderen Flüssen gefürchtete Springfluth („mascaret“ oder auch „barre“ genannt) ihren Höhepunkt erreicht, und wo dieser Zusammenprall der übermächtig im Flußbett emporsteigenden Gewässer mit der gegen sie ankämpfenden natürlichen Strömung des Flusses ein ganz außerordentlicher ist, und einen großartigen Anblick gewährt, um deswillen oft zahlreiche Zuschauer von Paris und Havre herbeieilen, kann das Auffahren auf eine solche Sandbank selbst für größere Schiffe verhängnißvoll werden, wie es der Untergang des „Romeo“ am 21. September vorigen Jahres bewiesen. Dieser starke englische, erst 1883 gebaute eiserne Schraubendampfer von 2279 tons Gehalt strandete am Nachmittage des genannten Tages auf seiner Fahrt nach Rouen. Da er sich jedoch in günstiger Stellung befand, hofften die Lotsen, ihn ohne Schwierigkeit



Markt am Hohen Alten Thurm.

wieder flott zu machen, allein die Nachts $1/2$12 Uhr nahende Fluthwelle schlug mit solchem Ungestüm gegen das Schiff, daß sie dasselbe umstürzte, so daß die Masten am Ufer zerbrachen und sieben Reisende und sechs Schiffsleute dabei ihr Leben verloren.

Der gewöhnliche Mascaret wiederholt sich natürlich alle Tage auf der Seine und stört besonders die den Zwischenhandel unter den französischen Häfen besorgenden Küstenfahrer sowie die aus den Kanälen einlaufenden Transportschiffe. Wenn irgend möglich, flüchten sich dieselben dann in den sogenannten „Trait“, eine Art Einbuchtung oder Nothhafen am rechten Seineufer, in ziemlich gleicher Entfernung von Rouen und Tancarville. Fahrzeuge, die diesen Trait nicht zu erreichen vermögen, sind auf den offenen Kampf mit der Fluth angewiesen, und die im Strombette begrabenen Trümmer erzählen, wie dieser Kampf nur zu oft endet.

Aber alle diese Gefahren und Hindernisse, zu denen sich

hauptsächlich noch die Nebenbuhlerschaft des die Flußmündung beherrschenden Havre, und der bereits weiter oben angedeutete Umstand gesellt, daß Rouen in Anbetracht der heutigen Verkehrsverhältnisse zu weit landeinwärts liegt, konnten Rouen als Seehandelsstadt nur bedrohen, konnten es aber aus seiner commerciellen Stellung als Vermittler zwischen Paris und dem Seinebusen nicht verdrängen [1]). Die Stadt hat übrigens kein ihr als Hauptstadt des Departements zu Gebote stehendes Mittel anzuwenden versäumt, um ihren bereits leerer gewordenen Hafen sammt den stiller gewordenen Quais wieder zu beleben. Sie hat vor allem das Fahrwasser abgrenzen und vertiefen lassen, so daß Schiffe von 5 m Tiefgang in den jetzt mit Docks, sowie mit Werften und bequemen Lagerräumen versehenen Hafen einlaufen können, während vor nicht langer Zeit nur Cabotage-Schiffe von höchstens $3^1/_2$ m Tiefgang bis Rouen zu fahren vermochten. — Außerdem besitzt Rouen in Quilleboeuf einen Vorhafen an der Seinemündung, der Schiffe von über 9000 Tonnen Gehalt aufnimmt.

Der zwischen Havre und Tancarville (gegenüber Quilleboeuf) geplante Kanal, gegen dessen Ausführung Rouen mit ziemlich unbegründeter Besorgniß so lebhaft geeifert hat, würde nach L. Simonin's Ansicht nicht Rouen „entthronen", sondern nur die Ausfuhr eines der ersten französischen Häfen erhöhen [2]).

Auf jeden Fall wird Rouen noch der wichtigste Handels- und Umladeplatz für solche Güter bleiben, die höhere Transportkosten, wie sie die Beförderung durch die Bahn verursacht, weniger vertragen, besonders für Bau- und Brennmaterialien, sowie für landwirthschaftliche Erzeugnisse u. dergl. (Bausteine, Kalk, Cement, Ziegel, Dachschiefer, Kohle, Holz, Rübenzucker, Wein, Oel, Heu, Dünger, Erze rc.). Für alle diese Güter bleibt die Seine, deren Tiefe (mouillage) von Rouen bis Paris nunmehr überall — die nach dem Gesetze vom 6. April 1878 ausgeführten Arbeiten, besonders die großartigen, zum Theil beweglichen Schleusenwehre (barrages) und Schleusen von Poses wurden 1886 dem Verkehre übergeben [3]) — auf 3,20 m gebracht worden ist, natürlich der bequemste Weg und Rouen der Mittelpunkt ihres Austausches.

Die neueren und neuesten Zahlen der französischen Zoll- und Seehafenstatistik weisen in der That nicht einen wirklichen Rückgang des Handels von Rouen nach, sondern vielmehr eine relative Zunahme. Im Jahre 1875 betrug die Ausfuhr auf 1086 Schiffen 240 907 Tonnen (darunter 604 Dampfer mit 165 534 Tonnen) und die Einfuhr 222 683 Tonnen auf 953 Schiffen. Im Küstenverkehre liefen 1124 Fahrzeuge von 124 995 Tonnen ein und 1068 Fahrzeuge mit 114 278 Tonnen aus; zusammen also 702 874. Der Seeverkehr war meist nach England, die Küstenschiffahrt aber nach Havre gerichtet. Im Vorhafen Quilleboeuf überstieg die Ein- und Ausfuhr 350 000 Tonnen im Werthe von über 100 Millionen Francs. — Eingeführt wurden hauptsächlich Steinkohlen, Kupfer, Blei, Eisen, Zucker, Baumwolle, Wolle, Hanf, Holz, Farbstoffe und Wein; ausgeführt dagegen vorwiegend Landes- und Industrieerzeugnisse.

Im Jahre 1885 [4]) belief sich die Gesammtausfuhr (einschließlich Küstenverkehr oder Cabotage) auf 912 900 Tonnen und die Ausfuhr auf 158 800, zusammen 1 071 700 Tonnen.

[1]) Vergl. E. Reclus, Géogr. univ. II, p. 758.

[2]) Vergl. Revue des D. M. 1878, T. 25.

[3]) Ausführlichere Beschreibungen nebst entläuternden Abbildungen dieser Arbeiten enthalten die Nummern vom 27. Nov. 1880 und vom 2. Juli 1887 der Pariser Zeitschrift „L'Illustration".

[4]) Vergl. Relevé général du tonnage des Marchandises (par les Ministère des travaux publics) pendant l'année 1885. Paris 1887.

Während aber Rouen in Bezug auf den Tonnengehalt gleich nach Marseille, Bordeaux, Havre, Dunkirchen, also an fünfter Stelle kommt, so nimmt es hinsichtlich der Gesammtwerthe der ein- und ausgefahrenen Waaren (1884: 195 983 314; 1885: 178 428 519 Francs) erst den siebenten Platz ein, indem Boulogne und Cette noch dazwischen treten. Die Zahl der zwischen Rouen und Havre verkehrenden Transportdampfschiffe betrug 1885: 1753, wovon 1518 aufwärts fuhren.

Wenn die Handelsbewegung an Tonnengehalt im Vergleich zu 1884 wieder geringer geworden ist, so war dasselbe auch bei sämmtlichen übrigen französischen Häfen mit Ausnahme von Dunkirchen der Fall. Hinsichtlich der Werthe fand eine Steigerung statt bei Marseille, Dunkirchen und Boulogne, eine Abnahme bei Havre, Bordeaux, Cette, Rouen rc. Am 31. December 1885 besaß Rouen 52 Dampfer mit 3870 Tonnen und 42 andere Schiffe mit 5334 Tonnen Gehalt. Interessant dürften zum Schluß noch einige Angaben über die Handelsbeziehungen Rouens zu Deutschland sein.

Im Jahre 1884 waren 113 deutsche Schiffe eingegangen, darunter 3 leer und 1 in Ballast; ausgegangen 111 Schiffe, darunter 32 mit Ladung, die übrigen in Ballast. Am Jahresschluß befanden sich zwei deutsche Schiffe im Hafen.

Nach einem Bericht des k. k. österreichischen Consularagenten zu Rouen über Schiffahrt und Waarenverkehr im Jahre 1885 [1]) kamen von der gesammten Waareneinfuhr auf Deutschland folgende Beträge:

Hülsenfrüchte . . . . 455 983 von 3 334 473 kg
(nur von Oesterreich übertroffen).
Satzmehl . . . . 637 310 von 648 790 kg
(das übrige von England).
Leindotter, Hanfsamen, Senfsamen rc. 212 258 von 6 999 113 kg
(auf Rußland über 6 Millionen).
Eichenholz, roh oder behauen . . . . 4 654 von 5 001 t
(das übrige von Oesterreich).
Eichenholz, zersägt . . . . 7 725 von 10 948 t
(das übrige von Oesterreich).
Hanf, gebrochen und als Werg . . 106 514 von 236 322 kg
(der übrige meist von England).
Wickenkörner . . . . 4 598 914 von 4 678 914 kg
(die übrigen meist aus Oesterreich).
Stärke . . . . 21 578 von 424 050 kg
(die übrige meist aus England und Oesterreich).
Wein in Gebinden . . . . 522 von 48 335 712 l.
Spiritus (Alkohol) . . . . 107 478 von 123 408 l.
Dazu noch kleine Beträge von Mineralwässern (20 Liter), Medicinalwurzeln (45 kg), rohem Stein und Schieferöl
121 von 4 914 538 kg.
Stearinsäure . . . . 525 von 40 882 kg.

Im Anschluß an die Schiffahrt und den Seehandel sei noch auf den nicht ganz unbedeutenden Antheil Rouens an einem damit eng verwandten Gewerbe, am Seefischfang, hingewiesen. Im Jahre 1884 [2]) betheiligten sich daran aus Rouen 414 Fischer mit 212 Kähnen und erzielten einen Gewinn von 347 873 Francs, während Havre nur 411 Fischer und 195 Kähne zählte und nur einen Gewinn von 219 254 Francs zu verzeichnen hatte. Die wichtigsten Mittelpunkte der Seefischerei am Aermelkanale sind Boulogne, La Houque, Dunkerque, Fécamp, Saint-Valery-sur-Somme, Gravelines, Caen und Calais.

Doch verlassen wir jetzt das Meer, die Seine und den Hafen von Rouen und wenden uns von der etwas zurücktretenden maritimen zu der immer kräftiger und entschiedener hervortretenden industriellen Seite der rührigen Stadt.

[1]) Vergl. Nachrichten über Industrie, Handel und Verkehr aus dem statistischen Departement im k. k. Handelsministerium. XXXIV. Bd., Wien 1887.

[2]) Vergl. Annuaire statistique de la France, Paris 1887, p. 448—449.

Asiatische Eisenbahnen.

Von Dr. Emil Deckert.

II.

Die Veränderungen und Umgestaltungen, welche mit Asien vor sich gehen werden, sobald erst das Zeitalter der Eisenbahnen über den Welttheil hereingebrochen sein wird — diese Veränderungen und Umgestaltungen werden sich natürlich in keinem Falle auf die wirthschaftlichen Verhältnisse der daselbst hausenden Völker beschränken, sondern dieselben werden auch das politische Leben und das gesammte Kulturleben ergreifen. Daß dem neuen Verkehrsinstrumente auch in dieser Hinsicht eine gewaltige Kraft innewohnt, haben wir ja an uns selbst zur Genüge erfahren. Den politischen Institutionen und der Kulturentwickelung unseres europäischen Mittelalters ist durch die Erfindung der Lokomotive ein noch viel definitiveres Ende bereitet worden, als durch die Erfindung des Schießpulvers und durch die großen transoceanischen Entdeckungen des 15. und 16. Jahrhunderts. Sollte die bedeutungsvolle Neuerung in Asien nicht eine ähnliche Wirkung ausüben müssen?

Was wir von den asiatischen Eisenbahnen vor allen Dingen zu erwarten haben, das ist nach unserer Meinung eine gründliche Reorganisation der Staatsformen und Staatsverwaltungen in den verschiedenen asiatischen Territorien.

Unter den geographischen Momenten, die bestimmend auf die eigenartige Organisation der asiatischen Staatswesen einwirkten, standen zwei oben an: Asien war der Erdtheil der territorialen Isolation, und es war gleichzeitig der Erdtheil der territorialen Riesenhaftigkeit. Darin lag aber unserer Ueberzeugung nach sowohl die Stärke als auch die Schwäche der asiatischen Staatswesen wesentlich begründet.

Bei der Art der natürlichen Begrenzung durch weite Wüsten und durch nahezu unübersteigliche Hochgebirgsketten, deren sich China zu erfreuen und über die es sich zugleich auch zu beklagen hat, und bei seiner ungeheuren Ausdehnung ist es ja nicht zu verwundern, daß dieses Reich hinsichtlich seines Bestandes und seiner Einrichtungen eine ganz außerordentliche Dauerhaftigkeit an den Tag gelegt hat. Es ist, wie man weiß, das einzige vier- bis fünftausendjährige Reich, das auf Erden besteht, und die Grundzüge seiner Verfassung sind in der Hauptsache dieselben geblieben, wie zur Zeit des ersten Himmelssohnes Fu-hi, der an die 28 Jahrhunderte vor dem Beginne der christlichen Aera gelebt haben soll. Von außen drohten ihm verhältnißmäßig seltene und geringe Störungen seiner Entwickelung, und der ganze Proceß seiner Geschichte vollzog sich in der Hauptsache innerhalb seiner selbst. China glich auch in dieser Beziehung einem abgeschlossenen Binnenmeere, das sein eigenes System von Strömungen, Wallungen, Fluthungen und Ebbungen hat, und das so gut wie gar nicht von den Bewegungserscheinungen des großen Weltmeeres berührt wird. — Innerhalb seiner Grenzen war es überdies auch nicht im geringsten zweifelhaft, wo der Hauptherd seiner Bevölkerung und seines Staatslebens zu liegen hatte. Zu dieser Rolle war durch ihre hohe und vielseitige Kulturfähigkeit bezüglich des Ackerbaues und der Industrie einzig und allein die Gegend des Hoangho und Jangtsekiang geeignet — das Land der 18 Provinzen, oder das „eigentliche China“, wie wir gemeinhin sagen. Ein Hin- und Herschwanken des politischen Gleichgewichtes, wie wir es in der Geschichte Europas beobachten, war in der Geschichte des Himmlischen Reiches nicht gut denkbar, und wenn auch in einem in der Peripherie gelegenen Landestheile ab und zu eine wilde Gewalt auftauchte, die das Staatswesen umzustürzen drohte — ein Dschingischan oder ein Mantschu-Häuptling —, so hatte diese Gewalt ihr Hauptaugenmerk immer auf das Land im Gebiete der großen Ströme zu richten, und sobald sie sich dort etablirt hatte, so sah sie sich durch die Verhältnisse rasch genug bezähmt, und so war sie gezwungen, in der Hauptsache in denselben Bahnen einher zu gehen, in denen die frühere Herrschergewalt einhergegangen war. Die Dynastien wechselten, die Regierungsprincipien aber blieben dieselben, und wenn die peripherischen Landestheile auch gelegentlich eine kräftige Rückwirkung auf das Centrum — auf die „Blume der Mitte“ — geltend machten, so wurden sie im allgemeinen doch jederzeit von dort aus beherrscht. Auch die Riesengröße des Territoriums und der darauf hausenden Bevölkerung haben wir aber als einen der Faktoren zu betrachten, durch welche die große Stabilität des chinesischen Staatswesens bedingt wird. Das Gesetz der Massen hat eben in dem politischen Leben so gut seine Geltung wie in dem Naturleben — wenn auch vielleicht nicht so absolut —, und Riesenstaaten neigen beinahe in ähnlicher Weise zu großer Langlebigkeit wie Affenbrotbäume und Elephanten. Vorauszusetzen ist dabei nur, daß sie im übrigen auf soliden Grundlagen beruhen, und daß sie ihr Dasein nicht ausschließlich der kriegerischen Energie eines einzigen Despoten zu verdanken haben. Daß dergleichen Riesenstaaten gleichzeitig auch an einer gewissen Schwerfälligkeit der Bewegung laboriren, ist bekannt genug, und bei China ist diese Schwerfälligkeit eine um so ausgesprochenere, als mit den riesigen Dimensionen seines Gebietes und mit seiner äußeren Isolation auch eine ziemlich strenge Isolation der einzelnen Provinzen Hand in Hand geht. Schon zwischen den 18 Provinzen des eigentlichen China erheben sich vielfach mächtige Bergketten, die die Kommunikation zwischen denselben an den meisten Orten sehr schwierig gestalten, zwischen dem eigentlichen China und den ferner gelegenen Landestheilen — der Mantschurei, der Mongolei, der Dsungarei, dem ostturkistanischen und tibetanischen Hochlande — kommen aber zu den trennenden Gebirgsmauern noch menschenleere Stein- und Sandwüsten. Ist es daraus nicht ganz gut zu begreifen, daß das chinesische Staatswesen so zu sagen immer nur sehr schwer und sehr unvollkommen Herr seiner Gliedmaßen wurde? Die peripherischen Provinzen waren bekanntlich ungemein häufig Herde des Aufruhrs, und der Einfluß, den die Centralregierung auf sie geltend machte, war durchgängig ein geringer. Man denke nur außer an Dschingischan noch an Jakub Beg oder an die Häupter der Taiping-Revolution, und man vergegenwärtige sich daneben die Unabhängigkeit, mit der der Dalai-Lama von Lhassa in Tibet schaltet und waltet. Wir haben kaum nöthig, darauf hinzuweisen, daß darin namentlich eine große Unkraft des ungeheuren Reiches in militärischer Beziehung

begründet ist. Auch wenn das alte Bogenschützen-Heer Chinas in ein Heer mit europäischer Bewaffnung und mit europäischer Schulung und Disciplin verwandelt wäre, so würde diese Schwäche fortbestehen.

Welcher Umschwung wird sich aber mit China in dieser sowie anderen Beziehungen vollziehen, wenn dasselbe sich entschließt, alle seine Theile mit einem Netze von Schienenstraßen auszustatten, und wenn es diesen Schienenstraßen zugleich auch eine Fortsetzung in der Richtung auf die Nachbarländer giebt? Da die Eisenbahnen eine hohe raumtilgende und naturüberwindende Kraft besitzen, so werden die beiden namhaft gemachten Charaktereigenthümlichkeiten Chinas ohne Zweifel bis zu einem gewissen Grade durch dieselben schwinden. Das Reich wird enger und kleiner werden, und seine Provinzen werden sich zugleich auch fester an einander fügen. Wie es in den europäischen Staaten geschehen ist, so wird die Centralgewalt auch in China durch das neue Verkehrsmittel eine sehr bedeutende Stärkung erfahren. Die Vicekönige der 18 Provinzen werden einen guten Theil der weitgehenden Befugnisse, die ihnen bisher zugestanden wurden, in die Hände des Kaisers zurückgeben müssen, und für die ferner gelegenen Landestheile wird Loyalität und Reichstreue fernerhin nicht mehr eine schwer zu übende Tugend sein. Was aber die Wehrfähigkeit betrifft, so wird China in Bezug auf sie durch die Schienenstraßen viel eher zu einer wirklichen achtunggebietenden Großmacht höchsten Ranges werden können, als durch die Anlage von europäischen Fortifikationen, durch den Ankauf von Krupp'schen Geschützen, durch die Berufung deutscher Instrukteure ꝛc. Von einem Reiche, das gegen 400 Millionen Bewohner zählt, ist in der fraglichen Hinsicht immerhin manches zu erwarten, und ein Spielball seiner großen Nachbarn — Britanniens und Rußlands — wird dasselbe wohl in keinem Falle bleiben, sobald es gelernt hat, sich des bedeutungsvollsten unter allen europäischen Kriegsmitteln zu bedienen.

Natürlich wird China durch die Eisenbahnen zugleich auch in viel nähere und bedenklichere Berührung mit diesen seinen Nachbaren kommen. Das ist aber auch nicht zu vermeiden, wenn die Regierung zu Peking in ihrer bisherigen Politik verharrt, und die besten Chancen, diese Berührung zu ertragen sowie seine volle Selbstbestimmung zu bewahren, bieten sich dem Himmlischen Reiche doch, wenn es sich in der gleichen Weise ausrüstet wie jene.

In Indien sind die politischen Wirkungen der Eisenbahnen bereits deutlich sichtbar, denn dort hat die Anlage derselben im größeren Maßstabe unmittelbar nach der Bewältigung der großen Revolution begonnen, und wenn die Engländer sich heute daselbst so sicher fühlen und seit 25 Jahren die unbestrittene asiatische Vormacht gewesen sind, so haben sie dies den indischen Schienenstraßen ganz wesentlich mit zu verdanken.

Die geographischen Hauptcharakterzüge der großen britischen Besitzung, die wir hierbei in Betracht zu ziehen haben, sind ja dieselben wie bei China. Auch bei Indien handelt es sich um ein Gebiet von ungemein strenger Abgrenzung und um ein Gebiet von riesenhaften Dimensionen. Den unvermittelten inneren Gegensätzen, die das Land beinahe in einem noch höheren Grade wie China bietet, fehlte nur jener natürliche Schwerpunkt, der der Stabilität des letztgenannten Reiches so sehr zu gute kam.

Die großen Ströme flossen auf der indischen Halbinsel in diametral entgegengesetzten Richtungen aus einander, und mit ihnen zugleich auch die wirthschaftlichen und politischen Interessen der Bevölkerung, und diese oder jene Gegend des dekhanischen Plateaulandes war so gut oder so schlecht zu dem Mittelpunkte eines indischen Gesammtreiches geeignet, wie diese oder jene Gegend der weiten Indus- und Gangesebene. Es ist also nicht sehr zu verwundern, daß Indien, so lange wir es kennen, beständig zwischen Einheitsstaat und Zersplitterung hin und her geschwankt hat. Dieses Schwanken war aber ein um so bedenklicheres, als es wieder und wieder fremden Eroberern gelang, durch die nordwestlichen Gebirgspforten des Landes einzudringen und sich an dem oberen Indus oder an dem oberen Ganges festzusetzen, ohne doch jemals die natürlichen Gebirgsfestungen des Plateaus von Malva und des Dekhan oder des Himalaya vollkommen überwinden zu können. Den Engländern, die von der Seeseite her in das Land kamen, wollte es in der Zeit der ostindischen Kompagnie auch nicht gelingen, diesem Zustande ein Ende zu machen — trotz der klugen Politik des „Divide et impera!“, die sie verfolgten —, und im Jahre 1857 hing ihre Herrschaft über Indien nur noch an einem Haar. Da kam das Zeitalter der Eisenbahnen, und siehe da, welchem indischen Vasallenfürsten könnte es heute noch beikommen, die Gewalt des englischen Vicekönigs zu Kalkutta ernstlich anfechten zu wollen! Es gelingt den Briten gegenwärtig, alle centrifugalen Kräfte, die in dem Lande vorhanden sind, mit Hilfe einer kleinen Beamten- und Söldnerschaar vorzüglich in Zaum und Zügel zu halten, und die staatliche Centralgewalt des indischen Kaiserreiches steht unter der Königin Victoria sicherlich ungleich gefestigter da als unter den Großmogulen. Gebieten nicht die Briten von ihrer starken indischen Position aus den Chinesen so gut wie den Afghanen und Persern? Die politische Einheit Indiens, die vor der Herstellung von Eisenbahnen beinahe undenkbar war, ist heute eine vollendete Thatsache, und Einheit macht stark. Daß die indische Bevölkerung gegen die Barbaren aus Europa — gegen die vielberufenen „Mlécchas“ — zunächst noch von bitterstem Haß erfüllt ist, spielt dabei keine sehr große Rolle, und in London hat man die Hoffnung, den Haß in Liebe zu verwandeln — gleichfalls vor allen Dingen durch die wunderthätigen modernen Verkehrsmittel — noch lange nicht aufgegeben. Einstweilen genügt es, daß man vermittelst der Eisenbahnen und Telegraphen eine sehr wirksame Polizei in allen Distrikten des Landes ausüben kann.

Der Gedanke, den indischen Eisenbahnen einen Anschluß an auswärtige Bahnen, und namentlich an europäische Bahnen, zu geben, ist, wie wir bereits erwähnt haben, in England niemals mit großer Begeisterung aufgenommen worden, und die darauf bezüglichen Projekte eines Cameron und Anderer sind seiner Zeit rasch der Vergessenheit anheimgefallen. Indien beherrscht sich von England aus am besten und bequemsten, und es beutet sich zugleich auch am ungestörtesten aus, wenn es nur von der Seeseite zugänglich ist, das ist klar. Würden deshalb Belutschistan und Afghanistan sowie Tibet und Oberbirmah plötzlich in einem Meere versinken, wie es in der geologischen Vorzeit mit gewissen Erdräumen geschehen ist, so würden die „Rulers of the Waves“ dies aller Wahrscheinlichkeit nach mit großer Freude begrüßen, und einen submarinen afghanischen Tunnel nach Russisch-Turkistan würden sie dann so wenig bauen als einen englisch-französischen Kanaltunnel. Leider steht aber ein solches Ereigniß in einer absehbaren Zukunft nicht zu erwarten, wohl aber droht in einer absehbaren Zukunft eine gründliche Veränderung der wirthschaftlichen und politischen Lage durch die Initiative der Russen. Was bleibt da den Briten übrig, als der Gefahr auch in das Angesicht zu schauen, und derselben zu begegnen, so gut es eben gehen mag. Wir sehen sie auf diese Weise, ohne daß sie viel Aufhebens davon machen, eifrig am Werke, die alten Einfallspforten im Norden und Süden des Takth-i-Suleiman mit Schienensträngen auszustatten, um den Russen auf halbem Wege

entgegenzugehen. Die Terrainschwierigkeiten, welche im Wege standen, werden verhältnißmäßig spielend überwunden, und die Bahn über Kettah nach Kandahar ist so gut wie fertig. Mag Britannien künftig also immerhin nicht mehr so unangefochten in Indien hausen wie vordem, es darf sich mit dem Bewußtsein trösten, daß es an der betreffenden Stelle auch viel stärker und schlagfertiger geworden ist. — Und nicht viel anders wie im Nordwesten Indiens liegen die Dinge im Nordosten, wo die Befestigung der Herrschaft über das neuerlich eroberte Birmah und die Rivalität der Franzosen zu ähnlichem Vorgehen zwingt, und wo eine intimere Berührung mit China wenigstens vorläufig noch keine sehr großen politischen Bedenken hat. Dort sind die Engländer zuvörderst in jeder Beziehung die stärkeren, und dort brauchen sie zugleich auch viel weniger ängstlich damit zu sein, die Initiative im Bahnbau zu ergreifen. Wie ihr wirthschaftliches Interesse sie aber zu der letzteren drängt, das haben wir bereits gesagt.

Was die mohammedanischen Länder Asiens betrifft, so dürften die projektirten Eisenbahnen, wenn sie endlich in das Leben träten, daselbst noch viel wüsteren politischen Zuständen ein Ende bereiten wie in Indien. Um sehr weite und streng begrenzte Landräume handelt es sich auch in diesem Theile Asiens, und der Umstand, daß die geographische Isolation sich bei ihnen in einem noch höheren Grade als bei China und Indien auch auf die einzelnen Provinzen erstreckt, hat die centrale Staatsgewalt daselbst immer zu einer sehr schattenhaften gemacht. Persien und Türkisch-Asien bestehen ja gewissermaßen nur aus zahlreichen Oasen und Oasengruppen in einer Wüste von Sand und Felsen und dürrem Gestrüpp. Staatsbewußtsein und Nationalbewußtsein gab es daher in diesen Ländern so gut wie gar nicht, nur Stammesbewußtsein und Familienbewußtsein, und wäre nicht die Religion gewesen — die sich allenthalben auf Erden als die mächtigste Menschenbezähmerin und Naturüberwinderin bewährt hat —, so wäre es den Schahs und den Sultanen wohl noch viel saurer geworden, ihrer Autorität unter den Stammeshäuptern Anerkennung zu schaffen, als es thatsächlich der Fall war. Daß das Räuberunwesen allerwärts in Blüthe stand, und daß die Verwaltung der in Frage stehenden Staaten eine durchaus corrupte und schlaffe war, hat die Religion nicht verhindert, und auch das gelegentliche Aufflammen wilder Energie in den Staatslenkern vermochte dem traurigen Zustande niemals ein definitives Ende zu bereiten. Sollten nun die Schienenstraßen nicht auch hier Wandel zu schaffen vermögen, sobald sich aufgeklärte Herrscher ihrer in zweckmäßiger Weise bedienen? Die tiefsten Wurzeln des Uebels, an denen die vorderasiatischen Staaten kranken, würden ohne Zweifel damit angegriffen werden können, das brauchen wir nach unseren Ausführungen über China und Indien nicht im Einzelnen nachzuweisen. Würde aber die mohammedanische Welt durch die Consolidirung ihrer Centralgewalten nicht ebenfalls nach außen hin weit wirkungskräftiger werden? Und wäre bei dem aggressiven Geiste, der den Islam von Anfang an beseelt hat, nicht Schlimmes davon zu fürchten? Sollte dann vielleicht eine neue Aera mohammedanischer Welterobererzüge heranbrechen? Es hieße wohl Gespensterfurcht hegen, wenn man das glauben wollte. In demselben Maße, wie die Eisenbahnen die Anarchie bekämpfen, bekämpfen sie ja auch den Fanatismus, und insofern als die vorderasiatischen Eisenbahnen die betreffenden Staaten ebenfalls in engere Beziehungen zu dem Auslande, und insbesondere zu dem Occidente bringen, werden sie der islamitischen Welt wahrscheinlich auch in dieser Hinsicht einen neuen Geist und einen neuen Odem einhauchen.

Was endlich Rußland in Asien angeht, so hat dasselbe offen erklärt, daß es durch seine transkaspische Eisenbahn ebenso wie durch seine sibirische Pacificbahn zuvörderst beinahe ausschließlich strategische und politische Ziele verfolgte. Welcher Art diese Ziele aber sind, das ist unschwer zu erkennen. Um die Bändigung widerspenstiger Stämme und Vasallen und um die Aufrichtung der Autorität des Oberherren kann es sich in Russisch-Asien natürlich nur handeln, soweit die Gegend im Südosten des Kaspisees in Frage kommt. Dort lagen die Dinge bis vor kurzem genau so wie in Persien und in der asiatischen Türkei, und dort hat sich die Zauberkraft der Schienenwege in politischer Beziehung zugleich auch über Nacht glänzend genug bekundet. Die Wölfe sind daselbst zu Lämmern geworden, wie man weiß. Soweit wir aber bei Russisch-Asien an Sibirien zu denken haben, so haben wir uns offenbar nach anderen Zielen umzuschauen. Sibirien ist das einheitlichst gebildete unter den asiatischen Territorien, und die inneren Kontraste, die es aufzuweisen hat, gehen ganz stufenweise in einander über, und wie es durch den einfachen Handstreich einer Kosakenhorde erworben wurde, so war es auch jederzeit durch einen minimalen Kraftaufwand und gewissermaßen spielend unter der Botmäßigkeit des Czaren zu erhalten. In welchem russischen Statthalter oder in welchem Volksstamme Sibiriens wären denn jemals Selbständigkeitsgelüste lebendig geworden? Was von den Eisenbahnen im Inneren des Landes an politischen Erfolgen erstrebt werden kann, das ist also höchstens eine bessere und wirksamere Verwaltung, die der wirthschaftlichen und kulturellen Blüthe förderlich sein könnte. Erfolge anderer Art wirken dagegen an den Grenzen.

Wenn auch der Natur der Sache nach keine innere und äußere Gewalt im Stande sein wird, das eigentliche Sibirien von Rußland loszureißen, so gilt das Gleiche nicht auch von der wichtigen Amur- und Ussuri-Provinz, die Rußland anfangs der sechziger Jahre erwarb, indem es die damaligen inneren und äußeren Verwickelungen Chinas klug zu seinem Vortheile benutzte. In dieser Provinz hat das Chinesenthum zunächst noch sehr festen Fuß, und es ist den russischen Gouverneuren bis auf den heutigen Tag nicht im entferntesten gelungen, dieselbe zu russificiren. Wie anderwärts auf Erden, so zeichnet sich die gelbe Rasse eben auch an dem Amur durch eine erstaunliche Zähigkeit und Widerstandskraft aus, und während aus der Mantschurei und aus Korea eine beständige starke Einwanderung einströmt, so beschränkte sich die russische Kolonisation in Folge der ungeheuren Entfernung von den russischen Bevölkerungsherden in der Hauptsache auf die Begründung von Kosakendörfern. Man kann sich daher in russischen Regierungskreisen der Befürchtung nicht entschlagen, daß ein Wiederverlust des Amur- und Ussurilandes durchaus nicht aus dem Bereiche der Möglichkeit liegt — namentlich wenn China sein Vertheidigungswesen in der berührten Weise mehr und mehr nach europäischer Art gestaltet. Ist ja doch die Hauptquelle der Wehrkraft des Himmlischen Reiches — die Mantschurei — der Amurprovinz zunächst benachbart! Nicht ohne guten Grund waren die Russen in der bekannten Kuldschafrage außerordentlich nachgiebig gegenüber den Chinesen.

Uebrigens ist es aber auch klar, daß man in Rußland nicht bloß daran denkt, seine Defensive gegenüber China zu verstärken. Was man in St. Petersburg durch die Occupation des Amur- und Ussurilandes erreichen wollte — eine gebietende Stellung an dem Stillen Ocean —, das hat man ja thatsächlich bisher nicht erreicht. Der Amurhafen Nikolajewsk, von dem man seiner Zeit so viel erwartete, hat sich als Stützpunkt der pacifischen Flotte Rußlands schlecht genug bewährt, und kaum viel besser ist es mit Wladiwostok gegangen. Hemmt ja doch an beiden Punkten das treibende und stehende Wintereis sieben Monate in

jedem Jahre alle Freiheit der Bewegung, und lagern ja doch um sie herum auch selbst in den Sommermonaten beinahe beständig dichte und gefährliche Nebel! Wie viel besser würden nicht die prächtigen Buchten von Port Lazarew und Wönsan dem angegebenen Zweck entsprechen! Ist es also zu verwundern, daß das Czarenreich seit längerer Zeit sehr begehrliche Blicke auf diese koreanischen Küstenplätze wirft, daß es zu wiederholten Malen Anläufe genommen hat, sie zu besetzen, und daß seine Agenten in der koreanischen Hauptstadt Söul eifrig daran arbeiten, die Regierung des chinesischen Vasallenstaates den russischen Annexionsplänen geneigt zu machen? Fast möchten wir behaupten, daß es nur eine einfache Konsequenz der Eroberung des Amur- und Ussurilandes sei, wenn die Russen gegenwärtig auf die Eroberung des Sungarilandes und Koreas sinnen. Sicher ist es wenigstens, daß der Traum von der atlantisch-pacifischen Macht des Czaren nur dadurch seine Verwirklichung finden kann. Es ist in der Politik eben sehr häufig so: man sieht sich gezwungen, einen gewaltthätigen Schritt vorwärts zu thun, wenn man nicht gemeint ist, einen eben solchen Schritt, den man bereits gethan hat, zurück zu thun. Wären nicht die Engländer, so würde die russische Fahne uns wohl schon seit einigen Jahren aus den genannten koreanischen Küstenplätzen entgegenwehen. Man erinnere sich nur der Affaire von Tsusima und Port Hamilton, die kürzlich zwischen den beiden Mächten spielte!

Wenn Rußland bis jetzt nur außerordentlich zögernd und furchtsam in Ostasien vorging, und wenn es sowohl den Chinesen als auch den Briten in dem politischen Schachspiele Zugeständnisse machte, die ihm unbedingt hart ankommen mußten, so lag dies ohne Zweifel ausschließlich an der Entwickelung seines Verkehrswesens. Es hatte ja bezüglich seiner äußeren asiatischen Politik genau dieselben Schwierigkeiten zu bekämpfen, wie die anderen asiatischen Mächte — vor allen Dingen noch riesenhaftere räumliche Distanzen wie jene. Wie ganz anders wird dies werden, sobald es seinen Schienenstrang von Ocean zu Ocean fertiggestellt haben wird, und sobald es demselben ein paar Verzweigungen in der Richtung auf die chinesische Grenze gegeben haben wird! Dann ist nicht mehr der britische Walfisch der Stärkere in dem Kampfe um die Suprematie in Asien, sondern dann ist es der russische Elephant. Und dann darf sich China nicht mehr auf seinen stillen Bundesgenossen verlassen.

Die politische Perspektive, die sich auf die angegebene Weise in dem asiatischen Welttheile eröffnet, haben wir nicht nöthig, weiter auszuführen. Wir haben ja nicht das Bestreben, die Zukunft vorauszusagen, sondern nur das, die Potenzen möglichst klar zu legen, die an der Gestaltung der Zukunft thätig sind. Es genügt uns, wenn es uns gelungen ist, den Nachweis zu führen, daß durch die Eisenbahnen durchgreifende Umgestaltungen der inneren und äußeren Machtverhältnisse in sämmtlichen asiatischen Staatsgebieten herbeigeführt werden müssen, und daß insbesondere die drei gewaltigsten Weltreiche, die auf Erden bestehen — Britannien, China und Rußland — dadurch in viel engere Beziehungen zu einander gebracht werden.

Um unsere Ausführungen kurz zu resumiren, könnten wir vielleicht sagen: Asien wird sich die Eisenbahnen auch in politischer Hinsicht europäisiren. Wir dürfen uns dabei aber nicht verhehlen, daß es zu viel von der Macht menschlicher Erfindungen verlangen hieße, wenn man annehmen wollte, das Specifisch-Asiatische werde durch sie jemals vollkommen schwinden. Ein beträchtlicher Theil ihrer Isolation und ihrer Riesenhaftigkeit, sowie ihrer daraus resultirenden Schwerfälligkeit wird den asiatischen Staaten auch im Zeitalter der Eisenbahnen anhaften bleiben.

Kürzere Mittheilungen.

Das Amatonga-Land.

Im December vorigen Jahres brachten unsere Tagesblätter die Nachricht von der Einverleibung des Amatonga-Landes in den britischen Kolonialbesitz Südafrikas. Das fragliche Gebiet, dem 1881 im Vertrage zu Pretoria eine gewisse scheinbare Selbständigkeit zuerkannt war, nimmt, allgemein gesprochen, beinahe den ganzen Uferstreifen von der Delagoa-Bai bis zur Lagune Santa Lucia ein. Die Grenze gegen Zulu-Land läuft am Nord- und Westrande der Lagune und ihrer westlichen Verlängerung — der sogenannten „Falschen Bai" — entlang zum Umhlalnwe-Flusse und folgt diesem aufwärts bis zu den Steilklippen der Libombo-Berge. Auf deren Kamme zieht sich die Scheidelinie, fast genau der Küste parallel, nordwärts nach dem Durchbruchsthale des Usutu- oder Maputa-Flusses, der die Grenze im Bogen gegen den Südzipfel der Delagoa-Bucht fortleitet, vor dem sie rechtwinklig abbricht und sich nach dem Indischen Ocean wendet. Da das Land von jeher als Standort der Tsetse-Fliege verrufen war, so wagte sich kaum ein Weißer hinein, und für die Erforschung geschah fast nichts. Heute ist mit dem Zurückweichen des Hornwildes auch die Tsetse-Fliege verschwunden, und man trifft neuerdings auf den Weideplätzen der Maputas stattliche Rinderheerden. Abgesehen von den moorigen Strichen um die Delagoa-Bai und an ihren Zuflüssen sowie an den feuchten Ufern des Santa Lucia-Sees findet sich, wie der englische Reisende Oberst W. Jeffer Loope versichert, „buchstäblich kein Sumpf im Lande". Das Klima ist durchaus zuträglich, und der Boden zeigt eine gewellte Oberfläche, auf der sich in den genügend bewässerten Theilen ein parkartiger Baumwuchs entfaltet hat. Die mittlere Höhe mag 500 bis 600 Fuß über dem Meere betragen. Durch den Pongola, der in einem tiefen Einschnitt längs der Libombos hinströmt, werden die sommerlichen Niederschlagsmassen aufgefangen und in den Maputa abgeleitet, ohne daß gesundheitsschädliche Ueberschwemmungen entstehen können. Außer einigen Kraals der Maputa-Kaffern besitzt das Land weder Dörfer noch Städte, und europäische Niederlassungen fehlen gänzlich. Um die Erwerbung für England nutzbringend zu machen, muß eine Eisenbahn von der Küste nach dem Inneren, wo möglich gleich bis Pretoria, erbaut werden; bequeme Hafenanlagen müssen entstehen und einige Kanäle, welche den für den Hafen nothwendigen Flußlauf reguliren.

Als Ausgangspunkt der zukünftigen Eisenbahn war bisher einmüthig der portugiesische Hafenplatz Lourenzo Marques, im innersten Winkel der Delagoa-Bai, gewählt worden. Dagegen schlägt jetzt Oberst Loope, hauptsächlich um der bereits in Angriff genommenen [1]) Strecke von Lourenzo

[1]) Und zwar guten Theils mit deutschem Gelde; daher auch der offene Widerwille und die Konkurrenzvorschläge des Herrn Loope gegen die „German line"!

Marques nach den Minendistrikten der Draken-Berge Konkurrenz zu machen, eine Bahn vor, die von der alten Kosi-Mündung oder Goldown's Blind River, an der Amatonga-Küste, direkt ostwärts nach Lotiti im Swasi-Lande und weiter in die Transvaal-Republik führen soll. Dieses Projekt würde den Vorzug haben, daß es die großen Terrainschwierigkeiten, welche sich den von Machado, Hall, Farrel und Sir G. Colley beabsichtigten Linien in den Weg stellen, glücklich vermeidet. In mächtiger Steigung werden die Libombos erreicht, in der Ungawuma-Schlucht werden sie durchquert und damit die Swasi-Ebenen betreten, welche bei Lotiti schon 2500 (750 m) Fuß Seehöhe aufweisen. Für den Gesammtaufstieg bleiben von hier aus nur noch weitere 2500 Fuß zu überwinden, wofür sich nach Loope's Vorschlägen eine Route auf Middelburg zu — etwa nach Hall's und Farrel's Aufnahmen — am besten eignet.

Jede Eisenbahn, die Lourenzo Marques zum Ausgang nimmt, wird durch den für Seeschiffe höchst ungünstigen Hafen in ihrer Entwickelung wesentlich beeinträchtigt werden. Auf einem vielfach gewundenen, engen, von Klippen und Untiefen bedrohten Kanale müssen sich die Schiffe durch die ganze Delagoa-Bai tasten, was nur zu häufig mit Verlusten und Unglücksfällen verbunden ist. Desto empfehlenswerther erscheint die hier oben genannte Kosi-Mündung, gegenwärtig ein sogenannter blinder Fluß, weil der zugehörige Wasserlauf durch selbstgebildete Hindernisse seit geraumer Zeit zur Santa Lucia-Lagune abgelenkt ist. Der Kosi oder M'Kusi, wie eine andere Aussprache des Namens lautet, hält von seinem Ursprung an eine vorherrschend nordöstliche Richtung ein, die ihn schnurstracks zu dem verlassenen Gemünde bringen müßte, wenn nicht die bezeichnete Aenderung eingetreten wäre. An der Ablenkungsstelle erweitert sich der Fluß zu einem flachen See und ein niedriges Ufer, das bei Hochwasser überfluthet wird, sperrt das frühere Bett ab. Feuchte Gründe und eine Kette von Seen deuten den einstigen Stromweg an. So lange ein Ausfluß vorhanden war, blieb auch der Mündungstrichter tief und gestattete, falls eine Tradition unter den Eingeborenen Recht hat, den portugiesischen Seeschiffen die Einfahrt, jetzt ist die Oeffnung dagegen versandet, und um wiederum eine Fahrrinne auszufurchen, bedarf es vor allem der Zurückleitung des M'Kusi in sein ehemaliges Bett, was indeß ohne besonderen Kostenaufwand zu ermöglichen ist. Und sollte der M'Kusi allein dazu nicht genügen, so kann durch einen Kanal von zehn engl. Meilen Länge der Pongola zur Mithülfe herangezogen werden. Das überschüssige Wasser eignet sich vortrefflich zum Feuchthalten des Bodens, der bei seiner Zusammensetzung aus schwerem Thon oder leicht sandigem Lehm unter geordneter Berieselung die Mühe des Ackerbauers durch vielfältige Ernten zu lohnen vermag. Noch erhöht wird die Bedeutung des Landes durch den Reichthum an Kohlen, Silber, Kupfer und Gold, sowie ferner für Schafzucht und Baumwollenkultur günstige Vorbedingungen gegeben zu sein scheinen.

Welche Vortheile aus all diesen schönen Dingen dem Amatonga-Gebiet erwachsen können, und wie der in Vorschlag gebrachte Eisenbahn- und Hafenbau dessen Geschicke einst fördern wird — darüber muß die Zukunft entscheiden.

H. Seidel.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Im Hinblick auf die projektirte sibirische Pacificbahn und auf die Bedürfnisse der russischen Flotte in den Gewässern des Stillen Oceans hat das russische Domänen-Ministerium die Entsendung einer neuen Expedition beschlossen, die die Mineralschätze des Ussuri-Landes einer genaueren Erforschung unterwerfen soll. Zum Führer derselben ist der Bergingenieur Iwanow ernannt worden. Man erwartet von der betreffenden geologischen Untersuchung namentlich die Aufschließung wichtiger Kohlenlager und Petroleumquellen.

— General Przhewalski beabsichtigt nach Vollendung seines Reisewerkes über seine vierte Expedition nach Tibet und der Mongolei unverzüglich eine fünfte Expedition nach diesen Gebieten zu unternehmen. Die neue Expedition ist auf zwei Jahre geplant, und dieselbe soll namentlich auch einen weiteren entschiedenen Vorstoß auf Lhassa versuchen. Die Herren Robrowski und Koslow sollen seinen wissenschaftlichen Beistand und 12 Kosaken seine bewaffnete Escorte bilden.

— Nach einem Auftrage der K. Russischen Geographischen Gesellschaft werden die Herren Kusnezow und Rossikow während des kommenden Sommers ihre Forschungen im Kaukasus fortsetzen, der erstere auf dem Gebiete der Pflanzengeographie und der letztere auf demjenigen der Gletscherkunde.

— Um eine regelmäßige Dampferverbindung zwischen Wladiwostock und den Häfen des Ochotskischen und Kamtschatkischen Meeres zu ermöglichen, und dadurch den gesammten Verkehr der pacifischen Küste Sibiriens zu beleben, hat die russische Regierung der Dampfschiffahrtsgesellschaft „Patriotische Flotte" eine jährliche Subvention von 15 000 Rubel gewährt.

— Wjernoje, die Hauptstadt des russischen Iligebietes, die im vorigen Jahre durch ein furchtbares Erdbeben fast gänzlich zerstört wurde, ist durch die von allen Seiten gespendete Hülfe sehr schnell aus ihren Trümmern wiedererstanden und hat ihre Häuserzahl sogar etwas vergrößert (auf 2639 Häuser). Mit Absicht ist aber keine der Neubauten aus Stein oder Ziegeln, sondern alle aus Holz oder Fachwerk hergestellt worden. Fast eine Million Rubel sind zum Wiederaufbau dieser russisch-europäischen Kulturstätte mitten in Asien von außen zugeflossen.

— Einen überraschenden Aufschwung hat neuerdings die südsibirische Stadt Biisk genommen, die bekanntlich nahe dem Punkte liegt, an dem sich Bija und Katun zum Ob vereinigen, und die sich immer mehr zum Centrum des russischen Handels mit der westlichen Mongolei herausbildet. Ihre Einwohnerzahl hatte sich im vergangenen Jahre um 2000 Zuzügler namentlich aus dem innern Rußland vermehrt und damit die für jene Gegenden sehr beträchtliche Ziffer von 21 000 Seelen erreicht.

— Die Grenz-Distrikte Pishin und Sibi, die bereits im Jahre 1879 an Großbritannien abgetreten wurden, sind dem Indischen Kaiserreiche definitiv einverleibt und dem Verwaltungsbezirke des Oberkommissärs von Britisch-Belutschistan unterstellt worden (Vergl. Geogr. Mittheilungen 1888, S. 153).

Afrika.

— Ueber die Nachrichten, die von Major Barttelot in Yambuga nach dem unteren Kongo gelangten, verlautet jetzt aus Brüssel Näheres. Danach betrachtet man die Thatsache, daß der Gefährte Barttelot's, Jameson, ohne Zwischenfall nach Kasongo bei Nyangwe gelangte, und daß er dort von Tippoo Tib die Entsendung einer zweiten Karawane nach Wadelai verlangen konnte, als ein gutes Zeichen. Major Barttelot beabsichtigt danach auch nicht nach dem unteren Kongo zurückzukehren, sondern vielmehr Stanley's Spuren am Aruwimi aufwärts zu folgen, und er wartet dazu nur noch auf weitere Verstärkung. — Die betreffenden Nachrichten gelangten durch Herrn Ward von Yambuga nach Boma, und dieser Herr will sich unverzüglich wieder mit Trägern zurückbegeben, um die von Barttelot vor seinem Abmarsch zurückgelassenen Effecten thalab zu bringen, und dann selbst gleichfalls nach Wadelai vorzudringen (Vergl. S. 304).

Nordamerika.

— Unserem Aufsatze über die nordamerikanischen Höhlen (S. 212 ff. und S. 228 ff.) haben wir nachzutragen, daß bei Bloomfield in Kentucky (südöstlich von Louisville) von einem Herrn J. A. Allen eine neue Riesenhöhle entdeckt worden ist. Die Ganglänge derselben wird auf 7 engl. Meilen (circa 11 km) geschätzt, aber nur etwa zwei Meilen wurden thatsächlich durchforscht. Zahlreiche Spuren weisen darauf hin, daß die Höhle einst den Indianern als Schlupfwinkel gedient hat. Die Tropfsteinbildungen darin sollen sehr schöne sein. — Ebenso ist auch bei Locust Point, am Erie-See (ostsüdöstlich von Toledo, in Ohio), eine große Höhle aufgefunden worden, deren Gänge sich merkwürdigerweise zum Theil unter den Boden des Sees fortsetzen sollen. Der letztere Umstand wäre für die Chronologie der Höhlenbildung selbstverständlich von sehr hohem Interesse.

— Die Vergletscherung der Rocky Mountains ist bekanntlich in der geologischen Gegenwart in Folge der großen Lufttrockenheit, die über dem nordamerikanischen Westen herrscht, eine sehr geringe. Indessen fehlt sie nicht vollkommen, und außer in den Windriver- und Teton-Mountains kommen namentlich auch in den Ketten Colorados beträchtliche Eismassen, die den Namen Gletscher verdienen, vor. F. A. Chapin berichtet in der amerikanischen Zeitschrift „Appalahia“ (Vol. V, Nr. 1) über eine solche an dem Haynes Peak, in der sogenannten Mumiengruppe, westlich von Greeley.

Bücherschau.

— H. Wißmann, Ludwig Wolf, Curt von François, Hans Müller, Im Innern Afrikas. Leipzig 1888, F. A. Brockhaus. — Der „deutsche Stanley“ und seine wohlbekannten Begleiter erstatten in diesem Werke ausführlichen Bericht über die von ihnen in den Jahren 1883 bis 1885 unternommene Expedition zur Erforschung des Kassai. Es versteht sich beinahe von selbst, daß das Buch als einer der bedeutendsten Beiträge zur Afrika-Literatur zu gelten hat. Vor den berühmten Reiseberichten des wirklichen Stanley hat dieselbe namentlich den Vorzug großer Nüchternheit und Exactheit der Darstellung voraus, und von dem Natur- und Völkerleben zwischen Malange, Mona Tenda und der Kassai-Mündung gewährt es offenbar ein Bild von photographischer Treue sowie eine gewaltige Fülle von Belehrung. Die zahlreichen meteorologischen Daten, die Dr. von Danckelmann bearbeitet hat, ebenso wie die astronomischen Ortsbestimmungen und Höhenberechnungen, die anthropologischen Messungen ꝛc. sind zweckmäßiger Weise in einen Anhang verwiesen, und außerdem ist dem Werke eine von Curt von François aufgenommene schöne Karte beigegeben. Die Illustrationen entsprechen nicht durchaus der Höhe, bis zu der sich die graphischen Künste bei uns aufgeschwungen haben.

— Curt von François, Die Erforschung des Tschuapa und Lulongo. Leipzig 1888, F. A. Brockhaus. — Im Anschluß an die Wißmann'sche Kassai-Expedition unternahm der Verfasser im Jahre 1885 zusammen mit dem Missionär Grenfell eine Reise nach den oberhalb von dem Kassai in den Kongo mündenden Strömen Tschuapa und Lulongo, über die er in dem vorliegenden Buche gesondert berichtet. Die Vorzüge, welche wir an dem Hauptwerke gerühmt haben, kommen auch diesem kleineren Werke in einem hohen Maße zu, und es sind eigentlich auch bei ihm nur die Illustrationen, die uns nicht befriedigen. Ein Bild, wie das auf S. 133 stehende, wäre z. B. besser ganz fortgefallen. Besonders interessant ist der ethnologische Inhalt des Buches sowie auch das Urtheil des Verfassers über den Kongostaat. Auch auf der beigegebenen Karte fallen einem die hervorragenden Verdienste, die sich Hauptmann Curt von François um die Erforschung Centralafrikas erworben hat, klar in die Augen.

— Dr. H. J. Bidermann, Neuere slavische Siedlungen auf süddeutschem Boden. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkeskunde II, Heft 5. Dr. Bidermann behandelt in seiner sorgfältigen Arbeit besonders die Ansiedlungen der von den vordringenden Türken vertriebenen Kroaten innerhalb der Grenzen Deutsch-Oesterreichs. Hierher gehören zunächst in Istrien die Tschitschen (Cicci), die vielfach mit den Morlachen und Rumänen verwechselt werden, aber nach dem Autor ein Mischvolk von Rumänen und Kroaten sind, in welchem die letzteren überwiegen; sie waren bei ihrer Einwanderung Paulicianer. Mit ihnen zusammen kamen aber auch zahlreiche reine Kroaten, die selbst eigene Dörfer gründeten, und die Empörung der Bewohner von Clissa gegen die Venetianer (1584) brachte Istrien auch echte Morlachen aus Dalmatien. Auch in die Grafschaft Görz wanderten zu Anfang des 16. Jahrhunderts zahlreiche Tschitschen und Kroaten ein, sowie nach Krain Kroaten und Serben, welche stellenweise die Deutschen verdrängten; selbst im deutschen Steiermark machte sich die Einwanderung aus Slavonien fühlbar, wurde aber hier rasch aufgesogen. — In Niederösterreich bilden sich in Wien selbst und in den benachbarten Fabrikdistrikten, besonders in den Ziegeleien am Wienerberg, Czechenkolonien, von denen manche an der Muttersprache festhalten, andere dagegen rasch germanisirt werden; als ansässige Landwirthe finden sich Czechen nur am linken Donauufer, das ja früher zu Böhmen gehörte. Die zahlreichen kroatischen Dörfer in Oesterreich Unter der Ens sind bis auf geringe Reste germanisirt, besonders in den Jahren 1780 bis 1825. Nur Au und Loimersdorf, dicht an der ungarischen Grenze gelegen, haben sich erhalten. Ein kleiner Distrikt an der kroatischen Grenze ist für Krain bereits 1868 verloren gegangen und an Kroatien abgetreten worden, und einige Gemeinden in Istrien werden von den Kroaten ebenfalls reklamirt; doch sind das nur Verluste für Deutsch-Oesterreich, nicht für die deutsche Nationalität.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIII. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Rouen.

Von Dr. H. Zschalig.

II.

(Mit vier Abbildungen.)

Simonin sagt von dem als Seehafenstadt so sehr durch St.-Nazaire gefährdeten Nantes, indem er es mit Rouen vergleicht[1]), es müsse mehr Industrie treiben, um die eingeführten Rohmaterialen möglichst selbst zu verarbeiten, es müsse danach trachten, gleichzeitig ein großer Handelsplatz und eine große Werkstatt zu werden; ersteres für den ganzen Westen des Landes, letzteres für die Ausfuhr und zur Belebung des Seehandels. St. Nazaire dürfe ihm nicht wie ein Schreckgespenst erscheinen, Rouen sei neben Havre auch nicht verschwunden, aber es habe verstanden, sich umzuwandeln und sich damit zu begnügen, eine der ersten Industriestädte Frankreichs zu werden, als Havre im Seeverkehre die Stelle eroberte, die Rouen seiner Zeit behauptete.

Stolzer noch als auf dieses ehrenvolle Zeugniß kann Rouen auf die Anerkennung sein, die ihm Frankreichs geachtetster Geograph der Gegenwart, E. Reclus, zollt, indem er ihm trotz der Einbuße an Ansehen, die es als Handelshafen erfahren, eine der ersten Stellen unter den Städten Frankreichs einräumt, die es hauptsächlich seiner Baumwollenindustrie verdankt, ja er bezeichnet es in dieser Hinsicht sogar als einen der größten Mittelpunkte Europas[2]).

Ein Blick auf den essenreichen linken Stadttheil, die Vorstadt St. Sever (S. Abbildung 1), von der wir bei unserer Ankunft wenig bemerkten, zeigt uns, wo wir den Hauptsitz der Industrie in Rouen oder das moderne Rouen zu suchen haben, und ein Rundgang durch dieses von Höllenlärm erfüllte Essenlabyrinth belehrt uns ferner, welche Zweige der Großindustrie daselbst vertreten sind. Vor allem ist es, wie schon gesagt und allbekannt, die Baumwollenspinnerei und Weberei, die ja schon seit Jahrhunderten hier zu Hause waren, da Rouen eine der ersten Städte Frankreichs gewesen, in welcher die Baumwolle verarbeitet wurde. Besonders aber seit dem Verluste des Elsaß ist das Departement der unteren Seine die Gegend Frankreichs geworden, wo die Baumwollenspinnerei und Weberei die meisten Menschen beschäftigt, da hier, wie Reclus bemerkt, $^1/_3$ von Allem, was das Land in dieser Hinsicht hervorbringt, gefertigt wird.

Allerdings vertheilen sich die einzelnen Zweige und Arbeitsstätten dieses Gewerbes auf ein größeres Gebiet, und selbst in Rouen würden wir dieselben heutzutage umsonst in einem bestimmten Stadtviertel oder in besonderen Straßen vereinigt suchen, wie es ehemals der Fall war. Trotzdem muß man die Stadt als ihre einheitliche Vertreterin und Leiterin betrachten, da alle Hauptgeschäfte in ihren Händen liegen. Besonders betheiligt sind in der Umgegend Sotteville-lès-Rouen, Bolbec, Caudebec, Déville,

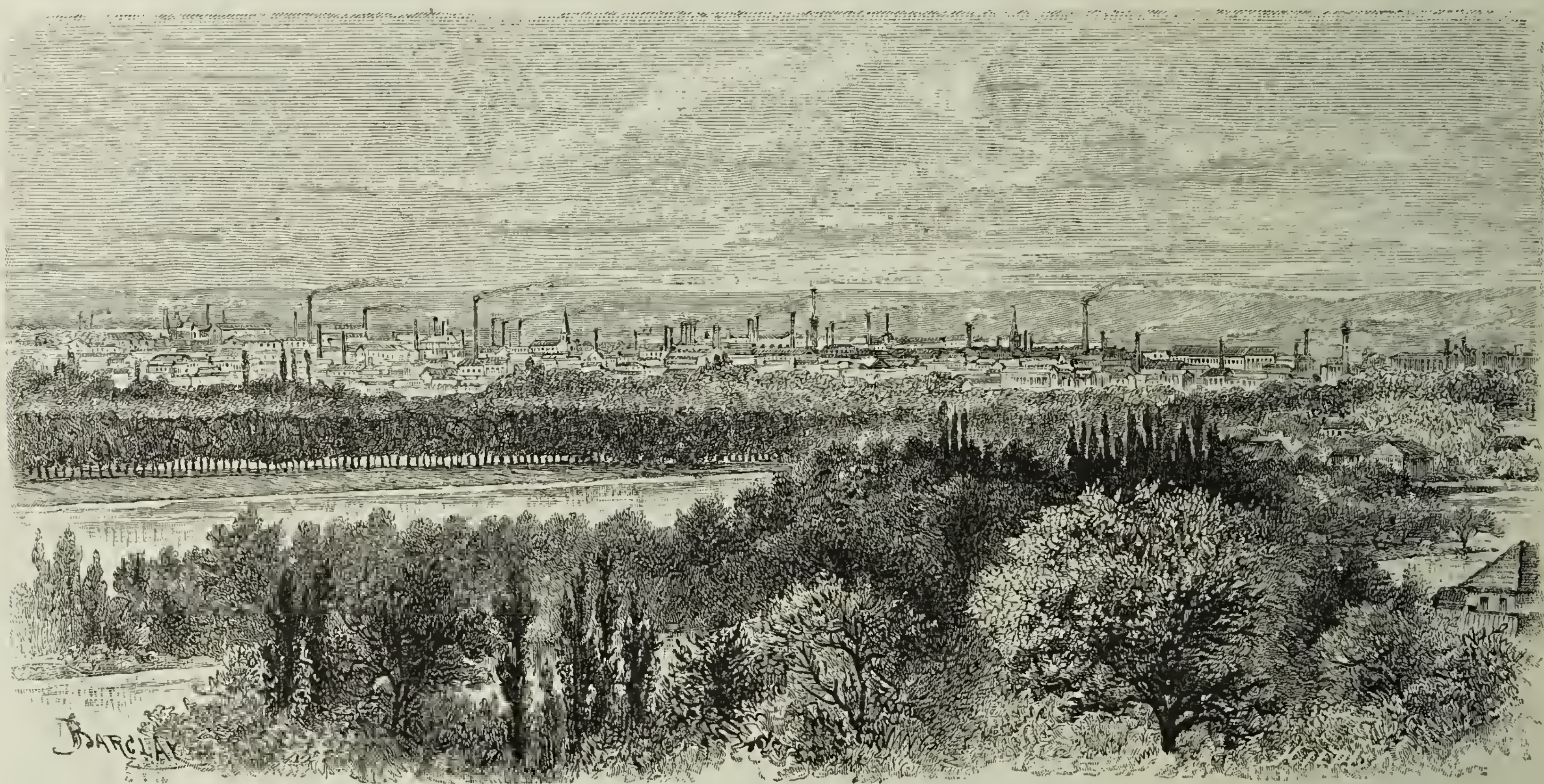
[1]) Vergl. E. Reclus, Géogr. univ., Vol. 2, p. 753 ff.
[2]) Vergl. Revue des D. M. 1877, Vol. 24.

Maromme, Malaunay, Monville, Darnétal und Canteleu. Die Fabriken von Baumwollenwaaren in Rouen lieferten vor 10 Jahren über 80 Millionen Francs Waaren jährlich. Im Jahre 1884 zählte das ganze Departement (eine Angabe über Rouen selbst fehlt im statistischen Jahrbuche[1]), 188 Baumwollenfabriken mit 22 710 Arbeitern, 10 200 Pferdekräften von Dampfmaschinen und hydraulischen Werkzeugen, 1 600 000 gehende und 60 000 ruhende Spindeln, 13 500 gehende und 1000 ruhende mechanische und 1500 Handwebestühle. Das Norddepartement zählt zwar mehr Fabriken (343), aber weniger Arbeiter (9340), Maschinen ꝛc. Die wichtigsten Baumwollenwaaren von Rouen sind: Indienne, Kaliko, Strumpfwirkerarbeiten (Bonneteries), Damenkleiderstoffe und Zeuge für Westen, Decken und Wäsche, sowie Stoffe in Türkischroth, die man ganz besonders als „Rouenneries" bezeichnet. Doch versteht man unter Rouenneries (auch Rouennes, Rouannes, Rouens genannt) vielfach auch alle aus Rouen und dem ganzen Departement stammenden Baumwollen- und Leinenstoffe, die gewöhnlich als Stempel das Stadtwappen von Rouen (ein Lamm mit Kreuz) tragen. Die Hauptabsatzgebiete für die Rouenner Waaren sind die französischen Kolonien, Spanien, Portugal, Italien, Amerika und ganz besonders Algerien.

Was die Wollbearbeitung anlangt, die vor der Baumwollenindustrie die wichtigste Rolle in Rouen spielte, so fehlt es auch jetzt nicht an Spinnereien, nur die jetzt besonders in Elboeuf lebhaft betriebene Tuchmacherei ist bedeutend zurückgegangen. Flachsspinnereien sind gleichfalls vorhanden. Die Rohmaterialien zu beiden liefert zum nicht geringen Theile die Umgegend.

Besonders hervorgehoben zu werden — als Lokalindustrie von Rouen, oder vielmehr von Sotteville und Darnétal — verdient hier noch die erst seit 60 Jahren erfundene, gegenwärtig in großartigem Maßstabe betriebene Fabrikation von Tragbändern (bretelles), deren Begründer ein armer Weber Namens Antheaume war. In Millionen von Metern wandert dieses schmale Gewebe aus umfangreichen Gebäuden jährlich in alle Welt hinaus.

Außerdem finden wir in Rouen noch Fabriken für Kerzen, Seife, Stärke, Leim, Papier, Chemikalien, sowie



Die Vorstadt St. Sever.

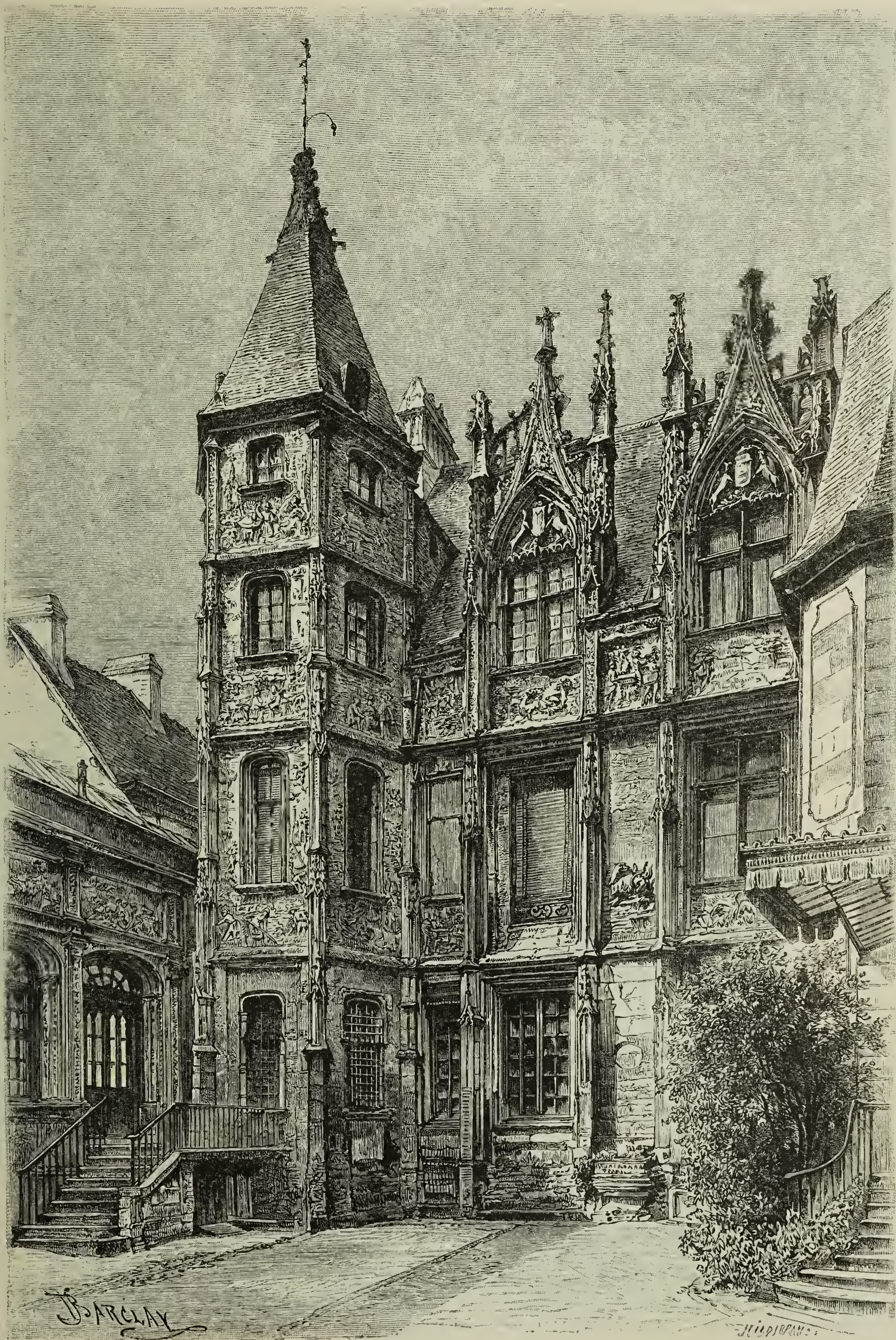
Werkstätten für Horn- und Elfenbeinarbeiten. Besonders sind noch die ausgezeichneten Färbereien und Appreturanstalten der Stadt zu erwähnen, und die seit 1860 mächtig aufblühende Eisenwaarenfabrikation, die ihre ungeheuren Arbeitspaläste besonders in der Fabrikstadt am linken Seineufer errichtet hat. Neben mächtigen Hohöfen, Eisenhütten, Kupfer-, Blei- und Schmelzhütten erheben sich große Maschinenbauanstalten, Werkzeug- und Nagelfabriken, Schneidemühlen u. s. w.

Den großartigsten Eindruck machen vor allem die Eisengießerei- und Maschinenbauwerkstätten von Malétra, die keinen geringeren Flächenraum als 27 Hektar decken, und deren Einrichtung allein auf 30 Millionen Francs veranschlagt werden[2].

Im alten Rouen hatte gewissermaßen jede Straße ihren eigenen Charakter, den ihr meist das Gewerbe, das in ihr vorzüglich ausgeübt wurde, verlieh. So wohnten zum Beispiel fast alle Kattunfabrikanten und Färber an den Ufern des Flüßchens Robec, in der heute ziemlich stillen und verlassenen Rue eau de Robec. Dieses „elende kleine Venedig" (ignoble petit Venise), wie G. Flaubert diese Straße nennt, auf deren zahlreichen Brücken heutzutage die Trödler ihren Kram feilbieten, war vor 60 Jahren noch eine der belebtesten und reichsten Straßen Rouens, und die eigenthümliche Bauart der oft sehr großen und hohen Häuser läßt uns noch ihre ehemalige Bestimmung erkennen. Diese hohen, luftigen, oberen Stockwerke mit ihren oft mehrere Meter weit überragenden Dächern waren die Trockenräume für die gewaschene und gefärbte Baumwolle und die daraus gefertigten Stoffe, die man bei schönem Wetter an großen Stangen erblickte, welche aus jenen vielfach an Stelle der Fenster vorhandenen großen Maueröffnungen weit auf die Straße hinausragten, und dieser oft ein gar buntes Aussehen verliehen, während in den unteren Stockwerken fleißige Hände Erwachsener sowie Kinder mit der Zubereitung der Stoffe, dem Spinnen, Färben, Weben, Scheeren u. s. w. beschäftigt waren.

---

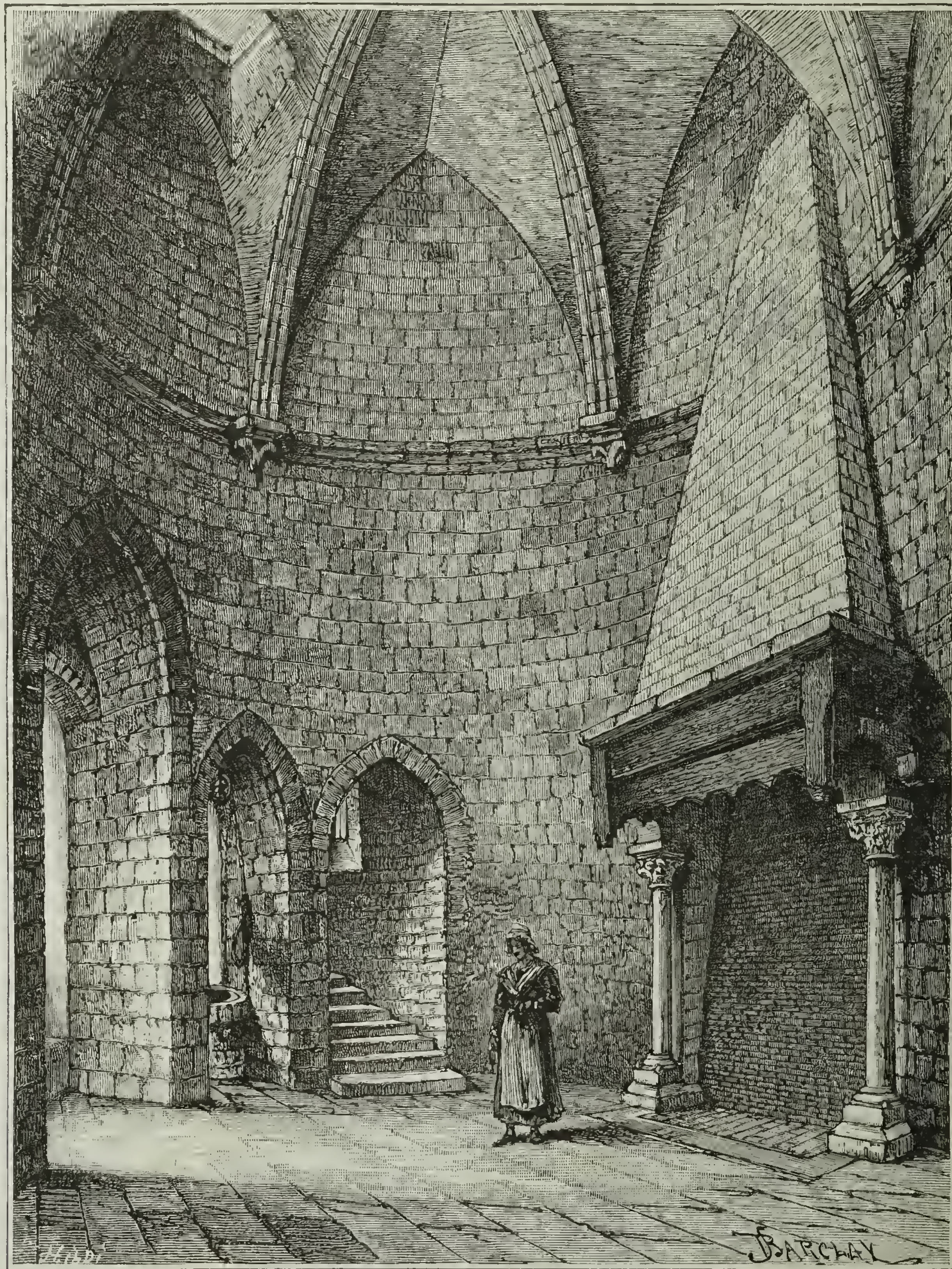
[1] Vergl. Annuaire statistique de la France, 1887, p. 380 ff.
[2] Vergl. Tour du Monde 1887, Nr. 1405.



Hôtel Bourgtheroulde.

Wenn wir aber diese Straße vor mehr als hundert Jahren hätten sehen können, so würden wir darin nicht Baumwollfabrikanten, sondern Tuchbereiter gefunden haben; denn obgleich die Baumwollindustrie dem Bericht der Chroniken zufolge in Rouen schon seit dem 15. Jahrhundert bekannt war[1]), so fing sie doch erst im vorigen Jahrhundert an, eine wichtigere Stelle im Gewerbewesen der Stadt einzunehmen und die Wollverarbeitung zum Theil zu verdrängen. So blieb die Rue de Robec gegen hundert Jahre der Mittelpunkt dieser Industrie, bis die modernen Einrichtungen sie veranlaßten, ihren Sitz in einem größeren Stadtviertel, in Cauchoise und St. Gervais und, da auch hier die Raumverhältnisse bald nicht mehr genügten, auf dem anderen Ufer der Seine, in St. Sever und Sotteville, aufzuschlagen.

Daß seiner Zeit die Wollverarbeitung bezw. die Tuchmacherei der Haupterwerbszweig der Stadt war, zeigt uns schon ihr Wappen, das kreuztragende Lamm. Ein

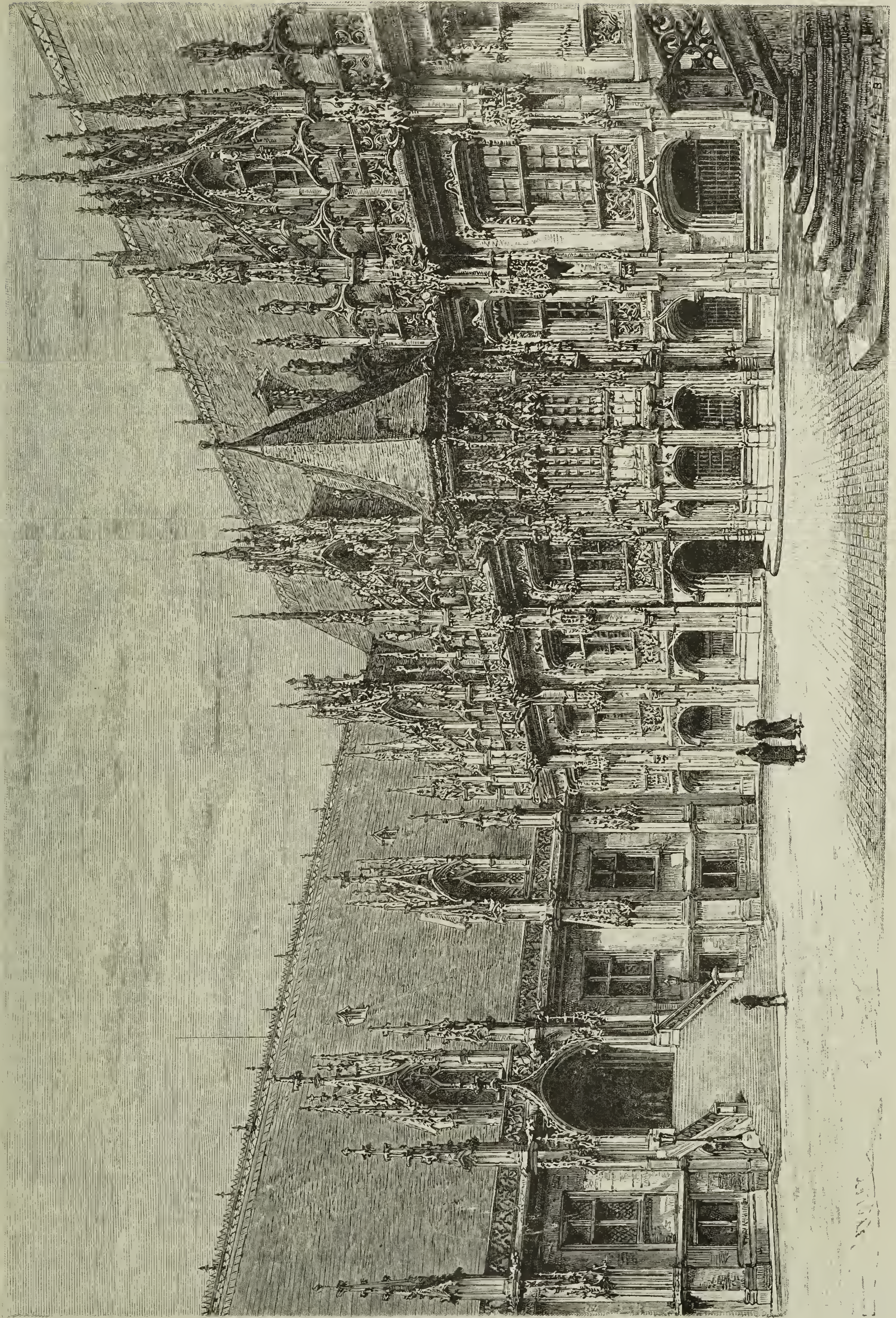


Thurm der Jeanne d'Arc.

interessantes altes Baudenkmal beweist uns aber durch seine bildliche Darstellung dasselbe, nämlich die sogenannte „Große Uhr" („La Grosse Horloge", oder wie die Rouenner mit größerer Hochachtung früher sagten, „Le gros Horloge"). (S. Abbildung 3 in voriger Nummer.)

Dieses Meisterwerk der Uhrmacherkunst (die heute noch richtig gehende Uhr wurde vor 500 Jahren von Jean de Felins gefertigt und ist seitdem fast ohne Unterbrechung und Ausbesserung im Gange und soll noch in so gutem Zustande sein, daß sie noch Jahrhunderte lang gehen kann) befindet sich über einem Triumphbogen, dessen Verzierungen alle dem Schäferleben entnommen sind und dessen Hauptfigur ein von Schafen umringter Hirt ist. — Erbaut wurde dieser Bogen von niemand anders als den reichen Tuch-

[1]) Im Jahre 1421 wurde in der Straße St. Virien von einem gewissen Adom mit dem Beinamen „le Cotonneux" ein Haus gekauft. — Vgl. Tour du M. 1887, Nr. 1404.



Justizpalast.

machern der Rue de la Vanterie der jetzigen Rue de la Grosse Horloge, die einst zu den wichtigsten Straßen der Stadt zählte.

Oft werden die Straßen, wie auch bei uns, nach den darin vertretenen Nahrungszweigen benannt, wie einige noch vorhandene Straßennamen beweisen, z. B. Rue Ganterie (Handschuhmacherstraße), Rue des Bonnetiers (Strumpfwirker- oder Mützenmacherstraße), Quai aux Celliers (Quai der Apfelwein- oder Ciderhändler), Rue de l'Epicerie (Specerei- oder Kolonialwaarenstraße) u. s. w. (S. Abbildungen in voriger Nummer.)

Statt jedoch von diesen meist sehr alterthümlichen Straßen eine umständliche Beschreibung zu geben, auf die wir in Rücksicht auf den Umfang und Zweck dieser Ausführungen verzichten müssen, verweisen wir auf unsere diesbezüglichen Abbildungen, die ebenso durch Wahl wie durch naturgetreue Herstellung wohl geeignet sind, dem Beschauer eine richtige Vorstellung davon zu vermitteln.

Als eine Art Seitenstück zum Uhrthurm kann man das alterthümliche und in der That ziemlich gleichalte Hôtel du Bourgthéroulde [1]) in der Nähe des westlichen Endes der Rue de la Grosse Horloge betrachten, besonders das hintere Hofgebäude des alten Privatpalastes, dessen sechseckiger, dreistöckiger Thurm ebenfalls mit allerlei heiteren Schildereien aus dem Land- und Schäferleben verziert ist. Der einst ebenso reich geschmückte, aber stärker beschädigte linke Flügel stellt außer vier ziemlich unversehrt gebliebenen ländlichen Frühlings- und Sommer- (z. B. Bade-) scenen, in fünf noch recht gut erhaltenen Reliefbildern das Zusammentreffen Heinrich's VIII. von England mit Franz I. von Frankreich auf dem Felde bei Guignes (Champ du drap d'or) im Jahre 1520 dar.

Das merkwürdige alte Gebäude ist in Privathänden und ein Theil dessebeu beherbergt jetzt eine Diskontbank. Zwar wendet demselben ein gegenwärtiger, kunstsinniger Besitzer, der gleichzeitig der Director der Bank ist, seine erhaltende Fürsorge zu, aber diese Fürsorge ist kostspielig und könnte doch leicht einmal nachlassen, weshalb wir dem schon von Manchem geäußerten Wunsche nur beistimmen können, daß so unersetzliche alte Bauwerke, wie dieses, und beispielsweise auch die schon erwähnte, zur Zeit als Wohngebäude, Stallung, Tischlerwerkstatt u. s. w. benutzte alte Kirche St. Laurent vom Staat oder den städtischen Behörden in Schutz oder Besitz genommen werden sollten.

Unmöglich können wir hier, obgleich wir dadurch von der heute ins Auge gefaßten gewerblichen Seite der Stadt noch weiter abgelenkt werden, als streng genommen schon durch die beiläufig eben besprochenen Baudenkmäler, den Platz unerwähnt lassen, den wir im Osten vom Hôtel du Bourgthéroulde vor uns erblicken und den gewiß kein Besucher von Rouen aufzusuchen vergessen, oder gleichgültig überschreiten wird, trotz des ernüchternden Eindruckes, den die ziemlich plumpe, auf hohem, schwerfälligem Sockel sich erhebende Gestalt der Heldin (Alles im Pompadourstil!) auf ihn machen mag, und trotz der ihm durch Bädeker's Gewissenhaftigkeit vielleicht gewordenen Belehrung, daß sich die Stelle, an welcher Johanna von Arc verbrannt wurde, eigentlich etwas weiter nordwestlich am sogenannten Altmarkt (Vieux Marché) befindet, wo jetzt das Théâtre français steht.

Nicht gering mag daher die Aufregung gewesen sein, als diese Thatsache vor einigen zwanzig Jahren, vor der Aufführung der Desnoyer'schen „Jeanne d'Arc" auf diesem Theater durch die Zeitungen bekannt gegeben und so die Zuschauer darauf aufmerksam gemacht wurden, daß der dabei errichtete künstliche Scheiterhaufen sich mithin auf der Stelle des natürlichen erhob, auf welchem die Jungfrau am 30. Mai 1431 den Flammentod fand.

Die Errichtung des Denkmals auf dem jetzt danach benannten Platze erklärt sich daher, daß derselbe früher zum alten Marktplatz gehörte. Trotz der Theilung ist dieser Markt, dem wir uns, nun wiederum auf das Industrielle bedacht, zuwenden, mit seinen neuen großen Markthallen noch jetzt einer der größten und für den Verkauf von Lebensmitteln wichtigsten Plätze der Stadt, wenigstens für den nordwestlichen Theil derselben.

Einen besonders interessanten Anblick in dieser Hinsicht gewähren jedoch die sogenannten „alten Hallen" (Les Anciennes Halles) am Markt des hohen alten Thurmes (Marché de la Haute-Vieille-Tour).

Namentlich an Markttagen, wie Freitags, gewahrt man um dieses „hohe alte" Thürmchen, dessen anmuthig leichter Stil dem 16. Jahrhundert alle Ehre macht, ein gar bewegtes, farbiges Bild, das durch den Gegensatz des düsteren Hintergrundes — der zum Theil noch aus dem 13. Jahrhundert stammenden Hallen — nur um so heiterer und belebter erscheint. Durchschreitet man den Bogen des Thurmes, so gelangt man zu einem kleinen Platze, der „Place de la Basse-Vieille-Tour", wo sich das Bild im Kleinen wiederholt.

Aber nicht immer herrschte hier dasselbe rege Treiben, oder genauer ausgedrückt, hatte es nicht immer denselben Charakter. Anderer Art war der Lärm, den man vor tausend Jahren darauf vernehmen konnte, als die Normannen die Stadt erobert hatten. Hier war es denn auch, wo Richard ohne Furcht im Jahre 996 das erste Schloß der Herzoge der Normandie erbauen ließ. Erst 1204 nach Zerstörung desselben durch Philipp August wurde von diesem am Nordende der Stadt das gewaltige Schloß errichtet, als dessen letzten Rest man den Thurm mit seinen Cyklopenmauern zeigt, der gleichzeitig auch durch die in den Räumen desselben verhörte Jeanne d'Arc berühmt ist (S. Abbildung 3). — Bereits im 13. Jahrhundert begann man dann an Stelle des alten Schlosses die Hallen zu bauen, die man, wie schon bemerkt, in mehrfach erneuerter und erweiterter Form noch dort erblickt, und die gegenwärtig zum Theil zur Aufnahme eines werthvollen Industriemuseums verwendet worden sind.

Treten wir einen Augenblick näher heran an das bunte Markttagstreiben, das uns willkommene Gelegenheit bietet, noch eine wichtige Quelle des Reichthums von Rouen ein wenig genauer zu würdigen, die wir bisher nur erwähnen konnten!

Schon bei Betrachtung der Lage von Rouen durften wir nicht unterlassen, auf die günstigen Vorbedingungen zu einem ergiebigen Landbau hinzuweisen. Die auf dem Markte feilgebotenen Waaren belehren uns nun, daß, wie es das feuchte Klima kaum anders erwarten läßt, es hauptsächlich der Obst- und Gemüsebau ist, der die Umgegend von Rouen auszeichnet, und der hier einen solchen Ueberfluß von Waaren erzeugt, daß dieselben sogar die Märkte von Paris, Havre und London reichlich mit versorgen helfen. — Daß die Blumenzucht daneben ziemlich zurücktritt, erklärt sich aus den obgedachten klimatischen, man könnte fast sagen, blumenfeindlichen Verhältnissen ganz von selbst.

Eine „Gloire de Rouen" suchen wir daher in unseren Rosengärten vergebens. Nur das heitere Dijon und das sonnige Lyon konnten uns solche heißblüthige Prinzessinnen

---

[1]) Die ältesten Theile desselben stammen noch aus dem 15. Jahrhundert, während der Thurm der großen Uhr (ursprünglich der Glockenthurm des „Ancien Hôtel de Ville") Ende des 14. Jahrhunderts, der Durchfahrtsbogen 1527 und der daneben befindliche Brunnen erst 1732 erbaut wurden, das Uhrwerk selbst aber schon 1389 entstand.

der Blumenwelt senden, und nur ein kühlerer Junker, genannt „Flieder von Rouen“ (Syringa rothomagensis) begegnet uns oft in unseren öffentlichen Anlagen und Gärten. Gleichwohl fehlt es Rouen nicht an einem großen, reich ausgestatteten botanischen Studiengarten, dem bereits 1736 auf der Höhe des Faubourg Bouvreuil im äußersten Norden gegründeten und nach einer Zwischenwanderung seit 1835 am ganz entgegengesetzten linken Stadtende in einem alten Park eingerichteten schönen „Jardin des Plantes.“

Was den Obstbau anlangt, so sind nach einer uns darüber von einem der bekanntesten Baumschulenbesitzer Dresdens ertheilten Auskunft unsere Obstzüchter (vor Allem die mittel- und norddeutschen) von der Einführung und Pflege neuer fremder und besonders französischer Sorten überhaupt abgekommen, um durch eigene Veredelung und Pflege die der eigenen Natur des Landes und seiner Bewohner angemessensten Früchte zu erzeugen, da weder die fast nur fürs Auge und kaum für den Gaumen berechneten großen und schön aussehenden Früchte, wie sie auf dem Pariser und Londoner Markt gesucht werden, noch die kleinen sauren, vorzüglich zur Ciderbereitung brauchbaren Sorten bei uns geschätzt und bezahlt würden.

Der Grund zur heutigen Ausdehnung und Vollkommenheit der Obstzüchterei von Rouen wurde bereits im 17. Jahrhundert von Legendre, dem gelehrten und reichen Abt und Curé von Henonville, einem kleinen Dorfe südwestlich von Rouen, gelegt, der seinen Garten in einen Musterobstgarten verwandelte, von wo aus die trefflichsten Fruchtsorten sich durch Verpflanzung und Veredelung bald in der ganzen Gegend verbreiteten [1]). So unzählige Apfel- und Birnbäume, wie rings um Rouen, trifft man daher kaum irgendwo in Frankreich an, nur etwa die noch ansehnlicheren Obstanlagen („cours“) zwischen Havre und Dieppe und in der Gegend von Tours (dem „Garten Frankreichs“) ausgenommen.

Aus diesem Grunde gehört die Normandie auch von jeher zu Frankreich's klassischen Provinzen des Apfelweins, zu dessen Vertilgung die Rouener als brave Weinverächter (wie der Fuchs in der Fabel!) nicht weniger beitragen als zu seiner Gewinnung. Während der Verbrauch von Wein 1883 und 1884 in Paris z. B. auf den Kopf 207 und 201 Liter, von Apfelwein aber nur 5 und 13 Liter betrug, so verhielt es sich in Rouen fast umgekehrt, nämlich: Wein 51 und 49 Liter, Apfelwein 127 und 149 Liter auf den Kopf [2]).

Größere Apfelweintrinker scheint es indeß noch in Caen, Evreux, St. Brieuc, Laval und Alençon zu geben, wo auf den Kopf weit über 200 Liter kommen, und vor allem in St. Lô und Rennes, wo es sogar über 300 Liter sind. Dafür steht Rouen — welcher bedauernswerthe Zustand wohl hauptsächlich dem umfangreichen Fabrikwesen zugeschrieben werden muß — im Alkoholgenuß unerreicht da, nämlich (1884) mit 15,5 Liter auf die Person (Rennes 14,4, Caen 14,1, Amiens 11,1 Liter u. s. w., aber Paris nur 6,5 Liter).

Zum Glück bildet gerade die Beschäftigung mit Acker- und Gartenbau, über die noch Einiges zu bemerken bleibt, ein heilsames Gegengewicht zu der entsittlichenden Macht der Maschine, da die zahlreichen Arbeiter, die den Boden bestellen, zu den nüchternsten, geschicktesten und ordentlichsten des ganzen Landes gehören.

Was die Landwirthschaft im engeren Sinne anlangt, so überwiegt in derselben die Viehzucht, besonders die Rindviehzucht, weil sich ein großer Theil des Landes besser zum Graswuchse, als zum Getreidebau eignet, dessen Erzeugnisse darum für den Bedarf der noch dazu sehr dichten Bevölkerung (über 138 auf den Quadratkilometer) bei weitem nicht genügen.

Das Zurückgehen der Schafzucht, die ehemals, wie vorzugsweise auch in der Pikardie, den meisten Gewinn brachte, hängt mit der Abnahme der Wollindustrie zusammen. Auch die einst so berühmte und einträgliche Pferdezucht hat an Bedeutung abgenommen. Während früher, wie Hellwald berichtet, die „normannischen Pferde“ zu den schönsten, dauerhaftesten in Europa gehörten, so besteht die jetzige Zucht nur noch aus gemischten, hauptsächlich zum Zug geeigneten Rassen, und nur in der Gegend von Aumale und Neuchâtel (in Deutschland durch seine oft für Schweizerkäse gehaltenen „Bondons“ bekannt) finden sich noch die sogenannten „Bidets d'allure“, eine in Frankreich wohlbekannte kleine Art Reitpferde. Der Viehmarkt (Marché aux Bestiaux) von Rouen liegt südlich vom Platze St. Sever und vom Bahnhofe von Orléans.

Wenn wir in der vorliegenden Skizze zunächst versucht haben, Rouen von seiner wichtigsten modernen Seite, d. h. in seiner verkehrswirthschaftlichen, gewerblichen und landwirthschaftlichen Bedeutung darzustellen, so erübrigt uns zur Vervollständigung der Zeichnung, den allgemeineren Umrissen und Farbentönen nur noch einige nähere Erkennungszeichen, einige bekannte Häuser, dem Vordergrunde andeutend beizufügen. Wir begnügen uns mit einer einfachen Aufzählung, die trotz ihrer unvermeidlichen Langweiligkeit doch immer weniger ermüdend ist, als es ausführliche Angaben darüber vielleicht sein würden.

Für die Regelung des Personen- und Güterverkehrs sorgen, von der Schiffahrt abgesehen, drei große Bahnhöfe, von denen der wichtigste der für die Linien von Paris, Dieppe und Havre bestimmte Westbahnhof (Gare de l'Ouest Rive droit) mit einem Zweigbahnhofe auf dem linken Ufer (Gare de l'Ouest Rive gauche) ist; für den Brief- und Drahtverkehr sind außer einem stattlichen Post- und Telegraphengebäude am Börsenkai (Quai de la Bourse) noch Nebenämter am Stadthausplatze (Place de l'Hôtel-de-Ville) und im Westbahnhofe vorhanden. Von den Gebäuden, die dem Handel dienen, sind wegen ihrer monumentalen, gleichfalls dem Börsenkai zugewandten Vorderseite besonders bemerkenswerth der Zollamts-, der Handelsgerichts- und der Börsenpalast, ferner die theils in der Nähe, theils in anderen Stadttheilen befindlichen Gebäude der Handels- und Ackerbaukammern, verschiedener Waarenhallen, besonders der schönen gothischen Leinwandhalle, der schon erwähnten Diskontbank, einer Filiale der Bank von Frankreich, sowie einer Sparkasse und anderer Geldvermittelungsanstalten.

Hervorragende Regierungs- und Verwaltungshäuser sind: die Präfektur, die Gendarmerie, das städtische Octroiamt und das Stadthaus, die ursprüngliche Abtei der Kirche von St. Ouen. In demselben befindet sich zugleich die über 150 000 Bände und 2500 Handschriften, nebst einer Sammlung von Holz- und Kupferstichen, Medaillen, ethnographischen und anderen Dingen enthaltende Bibliothek. Auf dem schönen Platze vor dem Stadthause erhebt sich das wenig schöne, aus den Kanonen von Austerlitz gegossene Reiterstandbild Napoleons, das weder dem großartigen Hintergrunde (St. Ouen und Stadthaus), noch der Größe der dargestellten Persönlichkeit entspricht. Rouen hat somit gerade bei zwei seiner wichtigsten Denkmäler das Unglück gehabt, sie von mittelmäßigen Künstlern ausführen zu

---

[1]) Das noch brauchbare Buch Legendre's über die Kunst, Bäume zu verschneiden (l'art de la taille des arbres) hat sogar vor Kurzem noch eine neue Auflage erlebt. Vergl. Tour du Monde, Nr. 1405, S. 374.

[2]) Vergl. Tableaux des octrois et consommations des „Annuaire statistique“ von 1886/87.

lassen. Bei Jeanne d'Arc gedenkt man übrigens das Versehen durch Errichtung einer neuen Bildsäule vor dem Justizpalast wieder gut zu machen.

Für die Beleuchtung der Stadt sorgen hinreichend zwei große Gasanstalten. An Wohlthätigkeitsanstalten ist ebenfalls kein Mangel. Erwähnt sei nur das von schönen Anlagen umgebene, in der Westvorstadt gelegene Hôtel de Dieu, mit 17 Sälen und 600 Betten, das an Umfang noch bedeutendere Hospice Général in der Nähe der Ostvorstadt Martinville, ein Irrenhaus, eine Blinden- und Taubstummenanstalt, über 10 Krippen und Asyle; und von hierher gehörigen Gesellschaften und Vereinen ein öffentlicher Sanitätsrath und über 20 Gesellschaften für gegenseitige Unterstützung und Versicherung. Fünf ansehnliche Kasernen erinnern endlich daran, daß Rouen auch eine bedeutende Militärstadt ist.

Wenn diese Gebäude auch nicht alle als monumentale Bauwerke und hervorragende Zierden der Stadt bezeichnet werden können, so tragen sie doch alle mit dazu bei, ihrem Aussehen etwas Achtung Gebietendes zu verleihen. Das herrlichste weltliche Gebäude, ein Meisterwerk weltlicher Spätgothik, ist der in seinem Haupttheile bereits unter Ludwig XII., Ende des 15. Jahrhunderts, erbaute und zum „Schiquir“ [1]) der Normandie bestimmte Justizpalast.

[1]) „Echiquier“, früher der gewöhnliche Name für Gerichtshof in der Normandie und in England, wird von dem darin gewöhnlich vorhandenen geschecktem oder gewürfelten Boden oder Tafeltuch abgeleitet, oder steht vielleicht in Beziehung zum althochd. scâh, altfries. skâk, „Raub, Räuberei“; vergl. hochd. Schächer.

Abgesehen vom überladenen neuen Flügel aus dem vorigen Jahrhundert ist es, als ob ein Geist religiöser Weihe und Poesie als Erbtheil der frommkirchlichen Gothik früherer Jahrhunderte aus dem hochbedachten, reichverzierten Mauerwerke athme, dessen tiefer Ernst jedoch, um Reclus' Ausdruck zu brauchen, schon „durch einen Strahl der Renaissance verklärt“ wird (S. Abbildung 4). — Die größte Bewunderung verdient die dem Hofe zugekehrte Seite des Palastes, deren Mittelpunkt der zu den ältesten Theilen desselben gehörige achteckige niedere Thurm bildet. Die auf den ersten Blick verwirrende Menge von Pfeilern, Nischen, Thürmchen, Schnörkeln und Figuren, zu deren Anbringung mit erfinderischem Geiz jedes freie Plätzchen sorgfältigst ausgenutzt scheint, zeigt bei längerem Betrachten in der reichsten Gliederung doch nur die wundervollste Einheit. Der Hauptsaal des Palastes ist der Assisenhof (Cour d'Assises), den man zu den schönsten Sälen ganz Frankreichs zählt. Diesen Ruf verdankt er wohl hauptsächlich seiner prachtvoll getäfelten, theils mit dunkelgefärbten Schnitzereien, theils mit reich vergoldetem Zierrat geschmückten Eichenholzdecke.

Der älteste Raum ist der jetzt als Vorsaal und Wartehalle (Salle des Pas-Perdus) dienende ehemalige Advokatensaal (Salle des Procureurs), der ebenfalls durch seine reiche Holzdecke, deren kühne Wölbung den Beschauer mit Staunen erfüllt, bekannt ist. Der südliche Haupttheil des Palastes rührt von dem französischen Baumeister Roger Ango her, die neuerliche Wiederherstellung desselben in seiner früheren Pracht ist besonders unter der Leitung des noch jungen Architekten Lefort vollendet worden.

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

XI.

(Mit drei Abbildungen.)

Einen ähnlichen geographischen Grund, wie wir ihn für die Selbständigkeit Paraguays angeführt haben (Vergl. S. 294), möchten wir auch für Uruguay geltend machen. Auch bei diesem Lande befinden sich die Verhältnisse des Bodenreliefs und der fließenden Gewässer bezüglich des größeren Ganzen, dem sie zuzurechnen sein könnten, in einem gewissen Zwiespalte, und auch bei ihm resultirt daraus ein Schwanken zwischen rechts und links und eine Art neutrale Stellung.

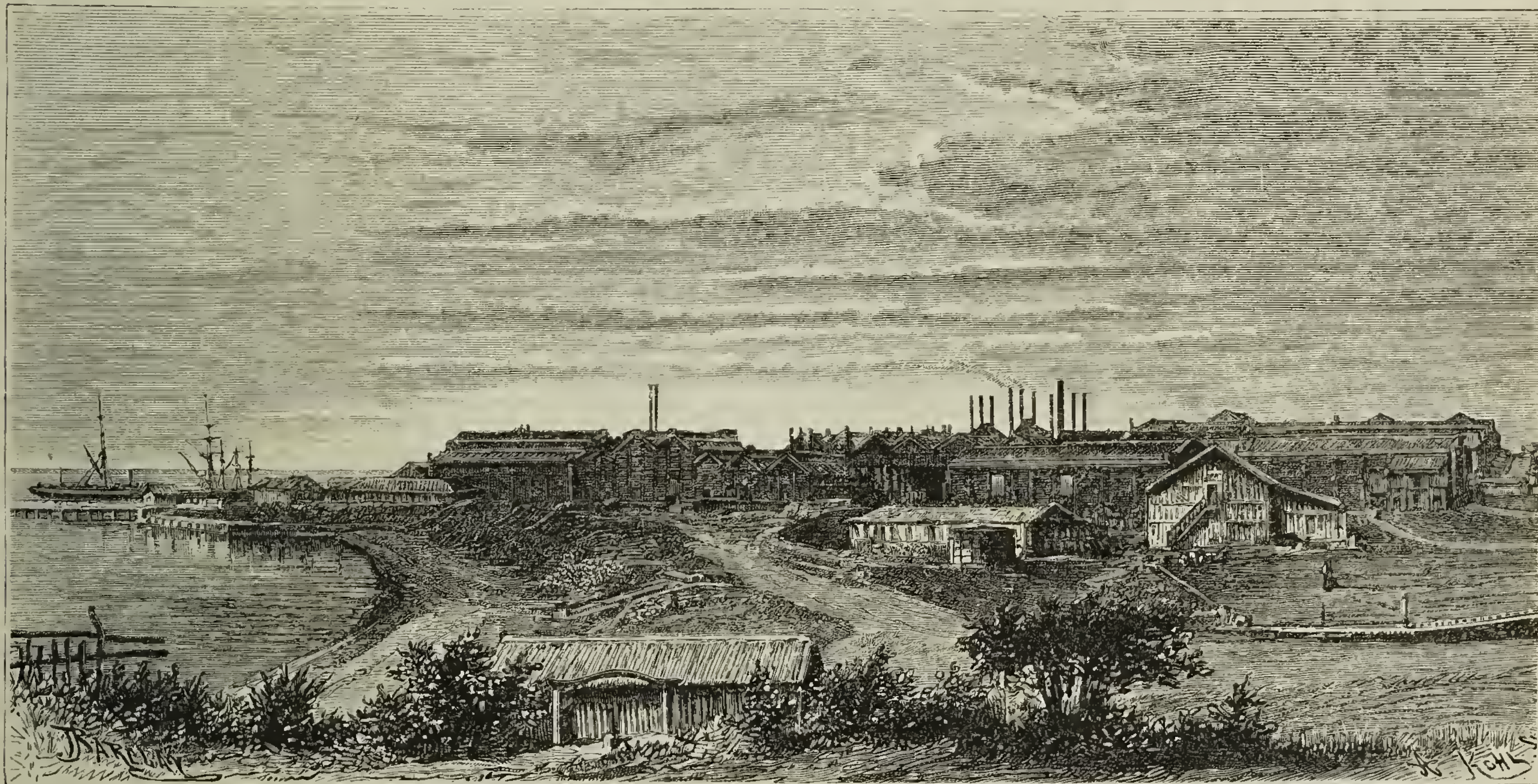
Dem Bodenrelief nach ist Uruguay nichts als die südlichste unter den Provinzen Südbrasiliens. Kein nennenswerther Gebirgskamm trennt es von diesen letzteren, sondern die niederen „Serras“ und „Cuchillas“, die Rio Grande do Sul und Santa Catharina in der Richtung von Nordwest nach Südost durchstreichen, durchstreichen in derselben Richtung auch Uruguay, bis sie in den „Cerros“ von Montevideo und von Colonia ziemlich steil in den Laplata hinabstürzen, und diese „Serras“ und „Cuchillas“ sind auch in geologischer Beziehung in Uruguay genau dieselben wie in Südbrasilien. Es sind in der Hauptsache Sandsteingebirge, aus denen nur hie und da ein Kern von Graniten und krystallinischen Schiefern herausblickt. Die Cuchilla Grande, die in einer Entfernung von 100 bis 150 Kilometern parallel mit der Küste des Atlantischen Oceans und des Laplata-Golfes läuft, hat als eine Fortsetzung der großen brasilischen Küsten-Serra zu gelten, und die Cuchilla de Haedo, die in einem nicht viel größeren Abstande von dem Uruguaystrome parallel mit diesem durch das Land zieht, hat man ebenso als die Fortsetzung der großen brasilischen Binnenlands-Serra zu betrachten. Nur die Lößablagerung der Pampas ist in Uruguay in den meisten Orten eine ähnlich mächtige über dem älteren Gesteine wie in Argentinien, und nur die oberflächlichste und jüngste der geologischen Bildungen würde es also rechtfertigen, wenn man Uruguay als ein geographisches Anhängsel an dieses letztgenannte Land bezeichnen wollte.

Anders ist es in hydrographischer Beziehung. Da fließt die einzige große Schiffahrtsstraße des Landes — der Rio Uruguay, der für 4 Meter tief gehende Seeschiffe bis Paysandu und für 2 Meter tief gehende Fahrzeuge bis Salto zu befahren ist — an seiner Westgrenze südwärts, um sich gegenüber von Buenos Ayres mit dem Parana zu vereinigen, und mit seinen Verkehrsbeziehungen erscheint Uruguay dadurch in viel natürlicherer Weise an Argentinien geknüpft wie an Brasilien. Freilich ist das Netz der Wasserstraßen ein wenig ausgedehntes, in den meisten Strömen beeinträchtigen ähnliche Schnellen wie die Uruguay-Schnellen bei Salto die Schiffbarkeit, und selbst auf dem bedeutendsten Nebenflusse des Rio Uruguay — auf dem Rio Negro — gelangen kleine Dampfer nur bis Mercedes. Dazu liegt auch die Hauptausgangspforte des Landes bei Montevideo, wie wir bereits betont haben (Vergl. S. 49 ff.), und auch

durch den Umstand erscheint Uruguay in einem hohen Grade dem Einflusse seines östlichen Nachbarstaates entrückt.

Dabei ist es vielleicht an dem richtigen Orte, darauf hinzuweisen, daß die hydrographischen Verhältnisse des außertropischen Südamerika überhaupt wenig dazu angethan sind, den Bestand eines großen Einheitsstaates zu begünstigen. Zu einem guten Theile verrinnen ja die Ströme, die dem Parana-Laplata zustreben, im Sande, wie man weiß, und zu einem anderen guten Theile dienen sie wenigstens dem Menschen in keiner Weise als Verkehrsstraßen. Nur wenn die Ströme das letztere thun, verflechten sie aber die wirthschaftlichen und kulturellen Interessen der verschiedenen geographischen Provinzen so eng mit einander, daß diese auch politisch nicht von einander los können. Daß es vor dem Zeitalter der Eisenbahnen schon schwer hielt, die Provinzen des eigentlichen Argentinien in einem und demselben staatlichen Verbande zusammenzuhalten, darf deshalb nicht wunder nehmen; noch weniger aber, daß einzelne peripherische Theile des Laplata-Gebietes, die sich einer höheren kulturgeographischen Begabung erfreuten — wir meinen Paraguay und Uruguay — bis auf den heutigen Tag eine politische Sonderexistenz fristen. Ob eine dichtere Besiedelung, eine durchgreifendere Kultivierung, und ein vollkommener ausgebildetes Schienenstraßennetz viel an dieser Thatsache ändern werden, bleibt aber natürlich abzuwarten. Die selbständige Geschichte der südamerikanischen Staaten hat ja so zu sagen eben erst begonnen, und daß gerade in demjenigen Theile des Welttheils, von dem wir hier handeln, die Entwickelung der politischen Verhältnisse so wenig zu einem definitiven Abschlusse gediehen sind, wie die wirthschaftlichen, ist nicht schwer einzusehen.

In den früheren Zeiten bildete Uruguay ebenso wie Paraguay immer eine Art Zankapfel zwischen den Spaniern und den Portugiesen, und die ersteren wurden des Besitzes der „Banda oriental" eigentlich niemals froh, wenn sie auch ihren Einfluß im allgemeinen etwas kräftiger geltend machen konnten wie ihre Rivalen. In den ersten Decennien unseres Jahrhunderts war das Land bekanntlich als „cisplatinische Provinz" in aller Form dem brasilianischen Kaiserthume einverleibt, und erst in dem Jahre 1830 riß



Fray Bentos (Fleischextract-Fabrik).

es sich von demselben wieder los, um seit dieser Zeit die „Republica Oriental del Uruguay" zu bilden.

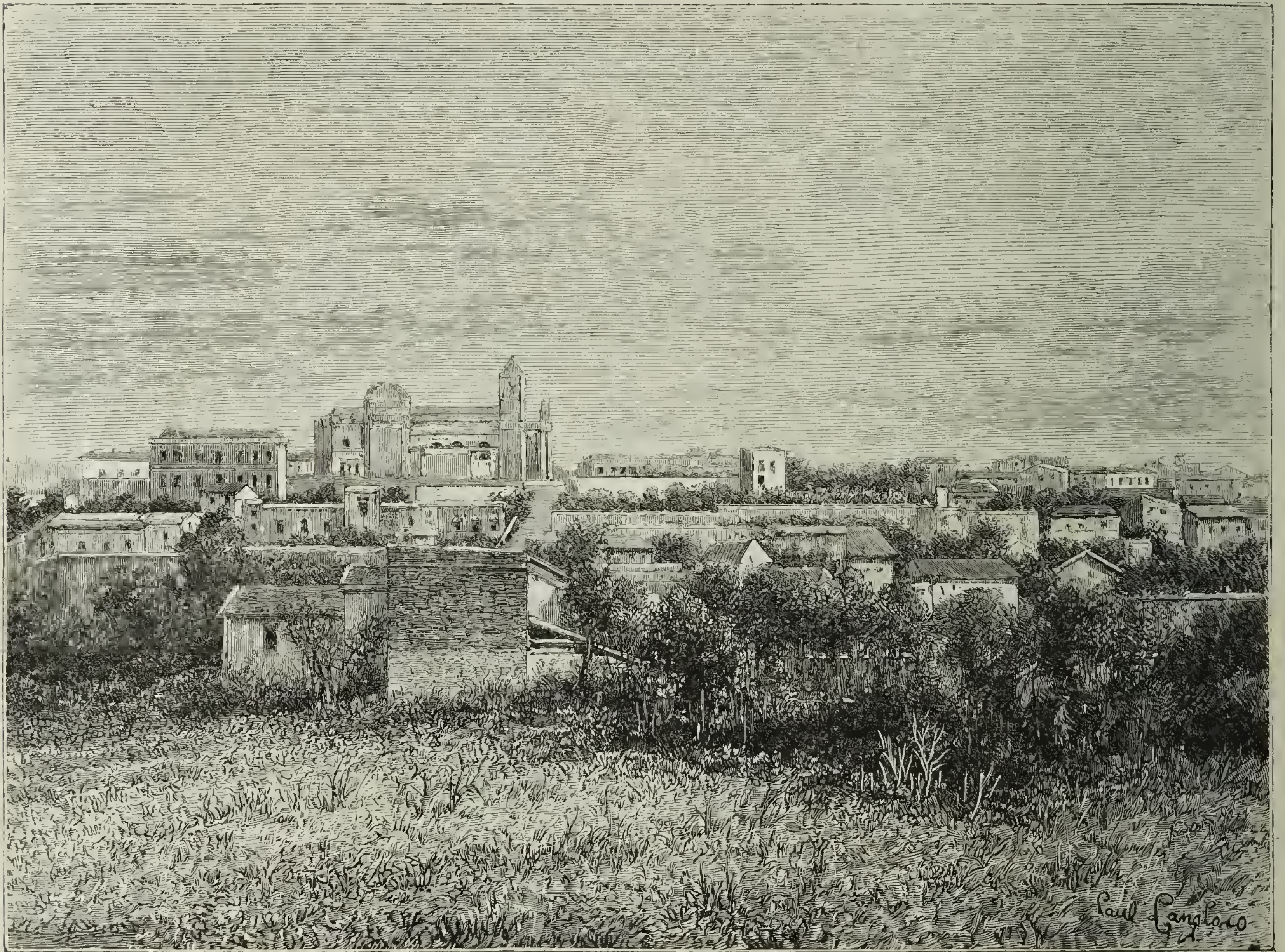
Die häufigen Kriegswirren, in die sich Uruguay verwickelt gesehen hat, haben natürlich auch auf seine inneren Angelegenheiten eingewirkt, und noch viel weniger als in Argentinien ist es hier bis in die neueste Zeit zu einer Festigung der Zustände gekommen. Die Parteien der „Colorados" (Gauchos) und „Blanquillos" (Grundbesitzer) standen einander beinahe immer schroff und feindselig gegenüber, und oft genug kam es zwischen ihnen zu langwierigen und blutigen Fehden, während das Staatsoberhaupt bald diktatorische Gewalt ausübte, bald sich von politischem Morde bedroht sah. So war es mit Venancio Flores, so mit Manoel Flores, und so im Jahre 1886 auch noch mit Maximo Santos. Der Mangel an guten Verkehrsstraßen erschwert natürlich auch hier die Herstellung einer besseren Ordnung, und bisher ist dieser Mangel in Uruguay bei weitem nicht so vollkommen behoben wie in Argentinien. In der Hoffnung, daß ruhigere Zeiten für das Land kommen werden, haben englische Kapitalisten bis zum Jahre 1887 allerdings 556 km Eisenbahnen geschaffen, es macht dies aber immerhin nur 0,3 km auf 10 000 qkm. Insbesondere ist auch noch keine größere Transversalbahn vollständig ausgebaut.

Daß die inneren und äußeren Kriege, die Uruguay heimsuchten, im Verein mit dem Mangel an guten Verkehrsstraßen die wirtschaftliche Entwickelung arg beeinträchtigen mußten, versteht sich ganz von selbst. Eine Hülfsquelle des Landes zwar — die Weidenutzung und die Viehzucht — gelangte zu einer verhältnißmäßig hohen Blüthe, und wenn der uruguaysche Bestand an Rindern i. J. 1884 6 Millionen, der Bestand an Schafen aber 16 Millionen betrug, so sind dies Zahlen, die relativ (auf die Landfläche oder auf die Bevölkerungsziffer bezogen) sogar noch wesentlich höher sind als die argentinischen. Ebenso nahm auch die Schlächterei und die Fabrikation von Fleischextrakt und Fleischconserven einen bedeutenden Aufschwung, und außer den neun großen Saladeros (Schlachtplätzen) in der unmittelbaren Nähe von Montevideo giebt es auch noch zehn andere in den Städten am Rio Uruguay — in Fray Bentos, in

Paysandu und in Salto. Das berühmte Etablissement der erstgenannten Stadt (S. Abbildung 1), das an die tausend Arbeiter beschäftigt — darunter allein 75 Klempner —, und in dem an jedem Tage 800 bis 1200 Ochsen unter dem Messer verbluten, steht in jeder Beziehung den Riesenschlachthäusern von Chicago ebenbürtig zur Seite. 1884 wurden nicht weniger als 853 600 Rinder in den Saladeros geschlachtet. Alles in Allem war der Betrieb des Viehzuchtgewerbes aber bislang in Uruguay nicht weniger roh und raubbaumäßig wie in Argentinien, und erst neuerdings haben aufgeklärte Estancieros hier und da auf Züchtung edler Rassen Bedacht genommen. Auch in dieser Beziehung ist es vor allen Dingen englischer Einfluß, der dem Lande zum Heile zu gereichen verspricht.

In der Naturbeschaffenheit des Landes scheint die Viehzucht in Uruguay noch günstigere Voraussetzungen zu haben wie in Argentinien. Im allgemeinen sind es zwar dieselben einheimischen und eingewanderten Gräser- und Kräuterspecies, die die Weide bilden, wie in den argentinischen Pampas, der Wuchs ist aber in dem feuchteren und gleichmäßigeren Klima ein viel üppigerer, und die gelegentlichen Dürrezeiten sind selten so andauernd und vollständig wie dort. Immerhin richten die letzteren auch unter den uruguayschen Rinderheerden zuweilen schlimme Verheerungen an, und viele Estancieros finden die Schafzucht angezeigter, weil die Schafe nicht so sehr unter dem Wasser- und Futtermangel leiden.

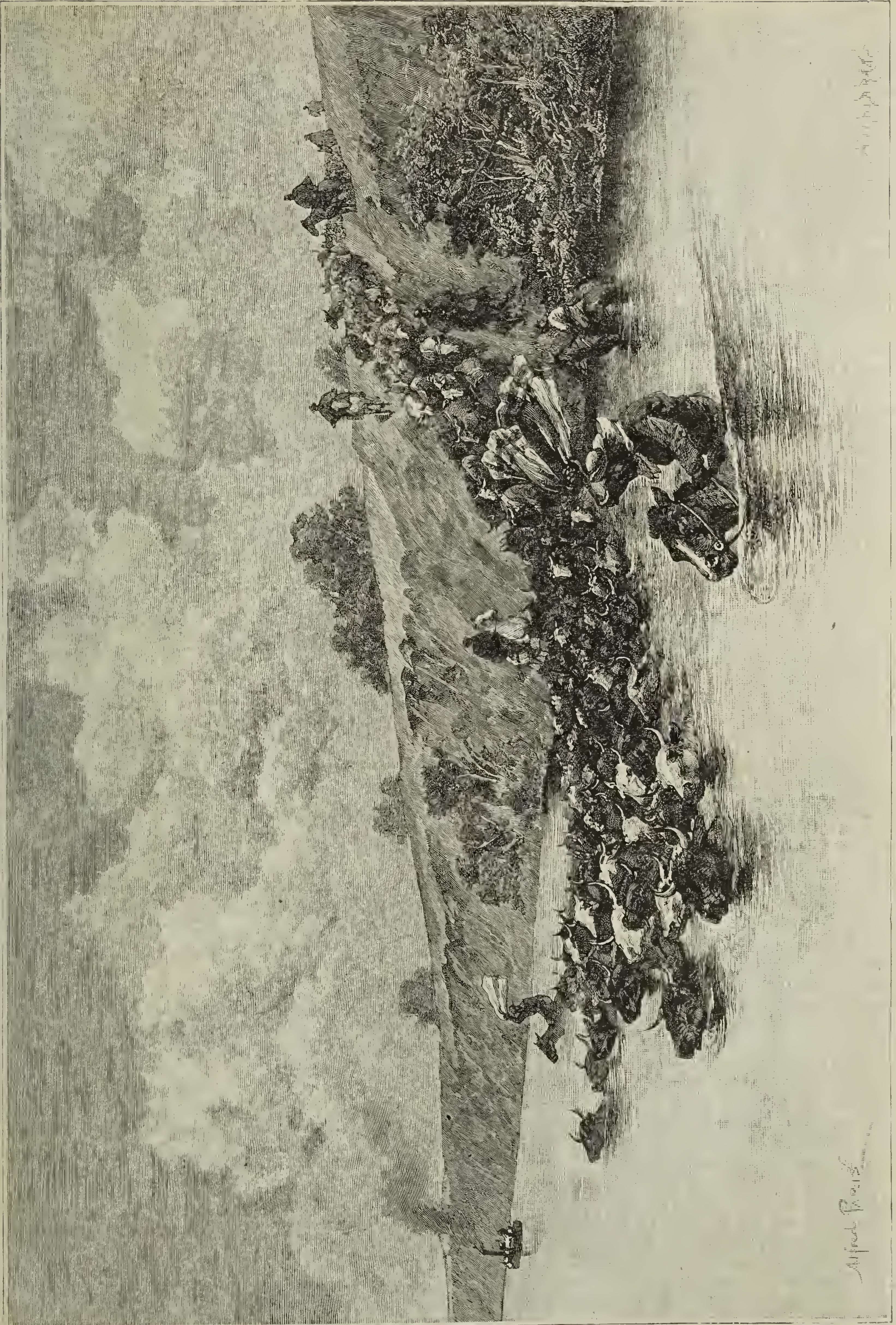
Die anderen Wirthschaftszweige liegen noch sehr im



Paysandu.

Argen, obgleich in Uruguay noch viel weniger als in Argentinien davon die Rede sein kann, daß das Land für alle Zeiten dazu prädestinirt sei, ein bloßes Weideland zu bleiben. Die „Chacras“ der Provinzen Montevideo, Canelones und Colonia bezeugen, daß der Acker- und Gartenbau unter Aufwendung von Fleiß und Sorgfalt vorzügliche Erträge zu liefern vermag, bei Salto haben baskische Estancieros mit Erfolg einen feurigen, süßen Wein, sowie daneben auch Oliven, Orangen ꝛc. gebaut, und von den Provinzen Cerro Largo und Tacuarembo, die heute im wesentlichen noch eine ausgedehnte Waldwildniß bilden, ist nicht gut einzusehen, warum dieselben nicht genau dieselben Kulturen ermöglichen und lohnen sollen, wie Rio Grande do Sul und Santa Catharina. Daß ihre „Cuchillas“ weniger hoch sind, ist sogar als ein wichtiger wirthschaftsgeographischer Vortheil zu betrachten. Mehr als die Viehzucht brauchen aber Acker- und Gartenkultur bessere Verkehrsstraßen und zahlreichere fleißige Hände; und das Gleiche gilt auch von dem Bergbau, der im übrigen an verschiedenen Orten aussichtsvoll zu sein scheint, wenngleich die Goldbergbau-Unternehmungen an den Quellflüssen des Rio Tacuarembo (besonders am Cuñapiru) seiner Zeit verunglückt sind. Die Viehzucht verlangt viel Land und wenig Arbeit, der Ackerbau aber viel Arbeit, und deshalb konnte bis zu der gegenwärtigen Entwickelungsstufe, die das Gemeinwesen erreicht hat, wohl die erstere, nicht aber der letztere prosperiren.

Auf der Landfläche von 186 920 qkm, die Uruguay enthält, wohnten nach der officiellen Statistik im Jahre 1885 nur 582 858 Einwohner, also 3,1 Einwohner auf jeden Quadratkilometer. Das ist für intensive Wirthschaftsbetriebe



Rinderheerde, den Uruguay fuhrtend.

natürlich viel zu wenig, und was dem Lande außer innerem und äußerem Frieden und außer einer vollkommeneren Ausgestaltung seines Verkehrsstraßennetzes zu wünschen wäre, ist deshalb ein ähnlich starker Einwandererstrom, wie er sich neuerdings über Argentinien ergießt. Auch in dieser Beziehung scheinen sich neuerdings tröstliche Blicke in die Zukunft eröffnen zu wollen, und wenigstens in den Regierungskreisen heißt man die neuen Ankömmlinge willkommen, und ist eifrig darauf bedacht, ihre Zahl zu mehren. Die statistischen Erhebungen bezeugen auch, daß das letztere mit Erfolg geschehen ist; denn im Jahre 1882 betrug die Einwandererziffer (die Ziffer der im Lande verbleibenden Einwanderer) nur 1997, im Jahre 1882 aber 3937, im Jahre 1883 4997, im Jahre 1884 5914 und im Jahre 1885 sogar 8950. Was die Nationalität anlangt, so waren von den nicht im Lande Geborenen im Jahre 1880 39 780 Spanier, 36 303 Italiener, 20 178 Brasilianer, 15 546 Argentinier, 14 375 Franzosen, 2772 Engländer und 2125 Deutsche. Der Nachschub aus den romanischen Ländern war also der weitaus stärkste, wir haben aber oben bereits betont, daß die kleine englische Kolonie in verschiedener Beziehung einen sehr maßgebenden Kultureinfluß auf Uruguay geltend gemacht hat. Sollte ähnliches in der deutschen Kolonie, die sich in den letzten Jahren stark vermehrt haben dürfte, nicht auch möglich sein? An den Einwanderern ist es natürlich vor allen Dingen, die politische Ordnung im Lande consolidiren zu helfen.

An der Handelsbewegung Uruguays, die im Jahre 1886 ziemlich genau 44 000 000 Pesos (gegen 180 000 000 Mark) betrug, participirte England mit reichlich 24 Proc., Frankreich mit 13 Proc., Belgien mit $10^1/_2$ Proc., die Nordamerikanische Union mit 9 Proc., und Deutschland nur mit ziemlich 6 Proc. Man kann also kaum behaupten, daß Deutschland darin den Platz einnimmt, den es einnehmen könnte. Wenn sich die deutsche Auswanderung zu einem erheblicheren Bruchtheile nach Uruguay wendete, als es bisher geschehen ist, so würde sich dies vielleicht rasch ändern. Von dem Gedeihen oder Nichtgedeihen der deutschen Kolonie Santa Teresa oder von der schweizerischen Kolonie Colonia Suiza besitzen wir leider keine genaueren zuverlässigen Angaben.

[1]) Vergl. hierzu: The Republic of Uruguay. Issued by authority of the Consulate-General of Uruguay (London 1886); Anuario Eotadistico de la República Oriental del Uruguay (Montevideo 1885); Memoria de la Direccion General de Immigracion y Agricultura (Montevideo 1884); und E. Dussaud, Les Colonies françaises du Rio Uruguay (Revue maritime et coloniale 1883, vol. 79, p. 418 ff.).

Südkalifornien im Jahre 1887.

Von Theodor Kirchhoff.

II.

Von Santa Barbara fuhr ich auf dem Dampfer „Queen of the Pacific" südwärts über San Pedro nach San Diego (445 Seemeilen von San Francisco). Meine Erwartung war, wie ich nicht leugne, sehr hoch gespannt, denn ich hatte in der letzten Zeit so viel über den wunderbaren Aufschwung San Diegos gehört und in den Zeitungen solche staunenswerthe Berichte darüber gelesen, daß ich es kaum erwarten konnte, meinen Fuß aufs neue auf die ungepflasterten Straßen der „Stadt der glänzenden Zukunft" zu setzen. Unser Dampfer lief glücklich in den schönen Hafen ein, der allerdings nicht von Schiffen beengt war, aber doch ein bedeutend lebendigeres Bild als vor fünf Jahren zeigte. Auffallend schien mir, daß unser Kapitän während der Fahrt durch die Bai einen Anker auswerfen ließ und das Schiff diesen herumschwang, ehe er die Wendung nach der Landungsbrücke ausführen konnte, was auf ein ungewöhnlich enges Fahrwasser („channel") schließen ließ. Ein Eisenbahnzug brachte die Passagiere schnell über den weit in die Bai hinausgebauten hölzernen Pfeilerquai nach dem Festlande, und ich begab mich zunächst nach einem Logierhause, das mir als Absteigequartier empfohlen worden war.

Ich stellte mich der Hausbesitzerin, einer schneidigen Amerikanerin, vor und fragte sie, ob sie mir nicht ein hübsches möblirtes Zimmer vermiethen könne, da ich längere Zeit in San Diego verweilen wollte. „You want to buy some lots?" (Wollen Sie nicht ein paar Grundstücke kaufen?), entgegnete sie erregt und erbot sich, mir sofort einige ihr gehörende Bauplätze zu zeigen, die sehr vortheilhaft gelegen und äußerst billig seien. Auf meine wiederholte Frage nach einer Wohnung antwortete mir die Dame gar nicht, sondern fuhr damit fort, mir ihre Grundstücke anzupreisen. Sie wolle mich lieber gleich in ihrem schönen Wagen, der vor der Thür stehe, ausfahren und die „lots" zeigen, ehe ich anderswo kaufe. Sie wäre davon überzeugt, daß ich ein reicher Kapitalist sei, und nur deshalb nach San Diego käme, um hier gutes Grundeigenthum zu erwerben u. s. w. Endlich erhielt ich ein Zimmer, wurde aber bereits in zehn Minuten von meiner unternehmenden Wirthin abgeholt, die mich nolens volens in ihrem „Buggy" spazieren fuhr und mir ihre „lots" zeigte.

Ich muß gestehen, daß mir der rege Geschäftssinn der Dame Ehrfurcht einflößte. Einen besseren Cicerone hätte ich mir gar nicht wünschen können. Binnen einer halben Stunde war mir die gegenwärtige Stellung und die Zukunft von San Diego vollständig klar geworden. Die Einwohnerzahl hatte sich in einem Jahre von 7000 auf 15 000 Seelen vermehrt und mußte in demselben Verhältnisse bis zum Jahre 2000 auf mindestens eine halbe Million Köpfe anschwellen. Meine schöne Führerin erklärte mir die Beziehungen des großen „Boom" zu San Diego auf die deutlichste Weise; und da ich dieselben Auseinandersetzungen später noch viele hundertmal von anderen San-Diegoern zu hören bekam, so will ich sie hier zur Orientirung des Lesers gleich mittheilen.

Die Vereinigten Staaten (so erzählte meine Wirthin) hätten bereits 64 Millionen Einwohner, von denen mindestens eine Million reicher Leute aus dem sibirischen Neu-England nach dem sonnigen Südkalifornien auswandern

wollte. Selbstverständlich müßte San Diego mit seinem schönen Hafen, und nicht die Inlandstadt Los Angeles die Metropole von Südkalifornien werden. Die prächtige Lage der Stadt, die unübertreffliche Bai, das herrliche Klima — dies Alles spräche für San Diego. Ein Kind könne das einsehen! Der Spott der aufgeblasenen Bewohner der Engelsstadt, San Diego habe keine natürlichen Hülfsquellen, kein fruchtbares Hinterland und keinen Handel, würde bald ganz zu Schanden werden, da sich die freilich bis jetzt noch ziemlich öde Umgegend durch die im Bau begriffenen Bewässerungsanlagen bald in lachende Fluren umwandeln müsse. Niemand zweifelt hier daran, daß San Diego nicht nur Los Angeles, sondern auch San Francisco überflügeln werde u. s. w.

Es scheint nun allerdings, daß die schon zweimal verloren gegangene Hoffnung der biederen San-Diegoer auf den glänzenden Aufschwung ihrer Stadt diesmal nicht wieder zu Grabe getragen werden soll, wenn auch das Zukunftsbild mit gar zu prächtigen Farben von ihnen ausgemalt wird. Der neue Wendepunkt des Glücks trat ein, als im November 1885 die „Atchison-, Topeka- und Santa Fé“-Eisenbahngesellschaft die Verbindung ihrer Hauptlinie mit San Diego herstellte und die Bai von San Diego endgültig als ihren Haupthafen am Stillen Meere verkündete. Die Südpacificbahn ist jetzt bemüht, ihr Bahnnetz ebenfalls bis nach San Diego auszubreiten, eine Anzahl kleinerer Eisenbahnen, die dorthin führen sollen, ist im Bau begriffen, eine wahre Völkerwanderung von reichen Touristen und Spekulanten aus dem Osten, die gegenwärtig nach Südkalifornien strömt, hat ihr Augenmerk besonders auch auf San Diego geworfen, große Kapitalien haben sich daselbst angesammelt, und Unternehmungen aller Art, neue prächtige Bauten sind an der Tagesordnung.

Daß die sich in großer Zahl in San Diego aufhaltenden reichen Amerikaner aus den Oststaaten eine recht gute Meinung über die Zukunft dieses Platzes haben mußten, ward mir bei einem näheren Einblick in ihr Thun und Treiben recht gut veranschaulicht. Eine der großartigsten Anlagen ist die neue Villenstadt und das Seebad auf „Coronado Beach“ (dem Seestrand von Coronado), woran ich hier etwas näher eingehen will, da der vor keinen Schwierigkeiten zurückschreckende Unternehmungsgeist der Yankees dadurch so recht bezeichnet wird.

Westlich von San Diego, durch die Bai von der Stadt getrennt, liegt die „Peninsula of San Diego“, ein acht englische Meilen langer Sandstreifen, der von der mexikanischen Grenze nordwärts läuft und den Hafen von San Diego gegen das offene Meer abschließt. In ihrem nördlichen Theile erweitert sich jene Halbinsel zu einer Breite von etwa einer englischen Meile, mit einem Flächenraum von 1100 Ackern. Die im December 1886 noch ganz unbewohnte Halbinsel wurde von fünf Kapitalisten für 110 000 Dollars käuflich erworben, um auf ihr das vornehmste Seebad in Amerika zu errichten. Zunächst baute die Gesellschaft eine 40 Miles lange Wasserleitung und leitete den für die Bewässerung der geplanten Anlagen unumgänglich nöthigen Bedarf des flüssigen Elements vom oberen San Diego-Fluß vermittelst Röhren quer durch die Bai, und am Boden derselben hinlaufend, nach der sogenannten Insel. An einem Park inmitten der Insel, welchen die „Orange-Avenue“, die Hauptstraße, durchschneidet, sollen die Kirchen und Schulen der neuen Villenstadt Platz finden. Breite chaussirte Straßen mit sauberen Gehwegen, Abzugskanäle mit Cementröhren, Gas- und Wasserleitungen wurden über die ganze Insel angelegt. Die Straßen („Avenues“) wurden mit Bäumen bepflanzt und nach diesen benannt — Orangen-, Citronen-, Mandel-, Oliven-, Bananen-, Pommegranaten-, Palm-Straße 2c. — Bäumen, die bei ausreichender Bewässerung in dem mit verwitterten Muscheln durchsetzten lehmigen Boden vortrefflich gedeihen. Ein an die „alte Zeit“ erinnerndes Adobehaus, das aus echten alten Luftziegeln erbaut und mit rothen Dachpfannen von der Mission San Diego gedeckt ist, steht an der Orange-Avenue. Ein Dampf-Fährboot vermittelt den Verkehr mit San Diego, quer durch die Insel läuft eine Eisenbahn nach dem Seestrande, und hohe eiserne Mastbäume mit elektrischen Sonnen verbreiten Nachts ein Licht wie vom Vollmond. Mit einer Auslage von 360 000 Dollars — das Kaufgeld eingeschlossen — waren Plan und erste Anlage einer Villenstadt auf Coronado-Island im Frühjahr 1887 fix und fertig. Mit dem Bau des riesigen Gasthauses „Hotel del Coronado“ wurde um dieselbe Zeit begonnen.

Jetzt wurden die Bauplätze öffentlich versteigert, die, ohne Ausnahme mit Abzugskanälen, und mit Gas- und Wasserleitung vor der Thür, ohne Mühe Käufer fanden. Bedingung war, daß jeder, der auf Coronado Grundbesitz erwerben wollte, sich verpflichten mußte, dort weder Wein noch Bier oder geistige Getränke irgendwelcher Art zu verkaufen. Diese Bedingung stellen ja die reichen Temperenzmucker aus den Yankeestaaten bei der Anlage fast jeder neuen Stadt in Südkalifornien! Sie wollen in ihren vornehmen Villenstädten den öffentlichen Verkauf von Bier, Wein und Spirituosen nicht dulden. Mit obigem Vorbehalt verkaufte die Gesellschaft in vier Monaten für 1 110 000 Dollars Grundbesitz auf Coronado, dessen Werth sich bereits mehr als verdoppelt hat, und sie hat noch eine gleich große Reserve für eigenen Bedarf zurückbehalten.

Zur Zeit meines Besuchs strebte das 30 Fuß über der Fluthhöhe nahe am Seestrande liegende „Hotel del Coronado“, ein Holzkoloß auf einem Unterbau aus Portlandcement, bereits mächtig empor. Das Riesenhotel soll eine Höhe von fünf Stockwerken erhalten. Die gegen das Meer liegende Seite wird von Verandas umkränzt sein, welche nach außen durch Glasplatten gegen den Seewind geschützt sind. Inmitten des Gasthauses, welches Nachts mit Edison's elektrischen Lampen beleuchtet werden soll, wird ein mit einem Glasdach überdeckter Hof liegen, 250 Fuß lang und 150 Fuß breit, der mit tropischen Pflanzen, Springbrunnen 2c. geschmückt und ringsum von Gallerien und Säulengängen umgeben sein wird. Ein Speisesaal, 62 × 156 Fuß groß, ein Theater und Ballsaal, eine Billardstube für 35 Tische liegen in dem Gebäude — einem Prachtbau mit fürstlicher Einrichtung und langen Reihen von Lesezimmern, Parlors, Erfrischungsräumen, Cafés u. s. w., dessen Herstellung auf 700 000 Dollars veranschlagt wird. 500 Arbeiter sind Tag und Nacht daran thätig, Nachts bei elektrischem Licht. Bei Jahresschluß wird das „Hotel del Coronado“ für die Aufnahme von Gästen bereit sein.

In einer zwei deutsche Meilen langen geschweiften Linie bespült der Große Ocean, von dem schroffen mit einem Leuchtthurm gekrönten Vorgebirge Point Loma bis zum mexikanischen Festland, die Halbinsel, — einen herrlichen Weg von feuchtem gelbem Sand für Reiter und Fuhrwerke! Der Badegrund kann nicht schöner gedacht werden. Die Aussicht auf Meer und Stadt und das umbrandete Gestade, auf die vorliegenden Coronado-Felsinseln (die Kroneninseln) und die bläulichen Gebirge ist wunderbar schön unter dem klaren südlichen Himmel. Ein im Bau begriffenes Riesenfährboot wird im Stande sein, die großen Exkursionszüge von Pullmann's Schlaf- und Salonwagen ohne Aufenthalt über die Bai zu befördern, so daß die Reisenden vom atlantischen Gestade, ohne umzusteigen, und ohne ihre Wagen verlassen zu müssen, unmittelbar bis vor das „Hotel del Coronado“ gelangen können.

Binnen Jahresfrist wird sich nach dem Plane der Unternehmer die vor kurzem noch ganz öde Insel mit Blumengärten und Villas bedeckt haben. Es liegt nun allerdings im Bereiche der Möglichkeit, daß die glänzende Villenstadt Coronado nicht das wird, was ihre Gründer, die Yankees, beabsichtigt haben, obgleich sich bis jetzt schon eine erkleckliche Anzahl von Gebäuden, unter ihnen mehrere Hotels und Geschäftshäuser, auf der Insel befinden; aber im schlimmsten Fall sind die Unternehmer durch den Verkauf der Grundstücke bereits vollständig vor Verlust gesichert. Das „Hotel del Coronado“ (der größte Holzpalast in Amerika!) wird immerhin eins der sehenswerthesten Wunder in Südkalifornien bleiben und viele Tausende von Gästen beherbergen, bis es eines schönen Tages — ein Raub der Flammen wird! —

(Fortsetzung folgt.)

Kürzere Mittheilungen.

Alte Erd- und Himmelsgloben.

Ueber den Erd- und den Himmelsglobus von G. J. Blaeu (Amsterdam 1599 bis 1603), wovon je ein gutes Exemplar in meinem Besitze sind, läßt sich Herr Frederik Muller in Amsterdam in seinem Catalogue (1875) folgendermaßen vernehmen: „Beide Kugeln sind reich illustrirt, bemalt und zum Theil vergoldet, mit Messing-Meridian, und befinden sich in den originalen, also gegen 300 Jahre alten Mahagoniholz-Gestellen; der Durchmesser jedes Globus ist 34 cm.“ Da Muller's Exemplare in „ausgezeichnetem“ Zustande erhalten sind, so taxirt er sie zusammen mit 750 Gulden holländische Währung, fügt aber handschriftlich bei, er wäre sie damals (1878) gerne um die Hälfte des Preises los geworden. Ob er sie heute (1888) bereits verkauft hat, ist mir nicht bekannt geworden. Muller fährt in seinem Catalogue fort: Man sehe über den hohen Werth und die außerordentliche Seltenheit von Blaeu's Globen die Preisschrift von P. J. H. Baudet: Ueber das Leben und die Werke G. J. Blaeu's des Aelteren, Utrecht 1871, 8^{0}, pag. 35 bis 52. — Was die Seltenheit betrifft, sagt Baudet, er hegte die gespanntesten Erwartungen, noch einige Exemplare dieser größeren Erdkugeln aufzutreiben, doch vereitelte die Erfahrung leider gar bald seine Hoffnungen; denn Construction und äußere Gestalt machten leider diese Erdkugeln viel hinfälliger, als etwa gleich alte Atlanten, Kartenwerke und geographische Bücher. Das ist auch der Grund, warum diese höchst interessanten Ueberbleibsel einer früheren kunstgewerblichen Industrie in so überaus kärglicher Anzahl uns erhalten blieben, eine Seltenheit, die es äußerst schwer erscheinen läßt, von Blaeu's Globen eine auf persönlicher Anschauung fußende Beschreibung zu geben. — Trotz der allergrößten Bemühungen gelang es dem Herausgeber der oben bezeichneten Preisschrift nicht, in Holland mehr als 2 Paare aufzufinden, das eine im astronomischen Observatorium zu Leyden, das andere im physikalischen Museum zu Amsterdam. Muller selbst hat in seiner beinahe 40jährigen Buchhändler- und Sammler-Laufbahn außer dem ausgebotenen Exemplare nur ein einziges Mal Blaeu'sche Erd- und Himmelskugeln auftreiben können, und dieses einzige Exemplar in traurigem Zustande und von kleineren Dimensionen. — Der ältere Blaeu construirte nämlich Globen von dreierlei Volumen: die größten zu 73 cm, die kleinsten zu 23 cm im Durchmesser. — Was die Wichtigkeit unserer Erd- und Himmelskugeln betrifft, genüge die Bemerkung, daß Blaeu's Globen das zweite Glied derjenigen Kette bilden, wovon der weltberühmte M. Behaimische (1492) zu Nürnberg das erste Glied ist. Alle anderen körperlichen Erddarstellungen, wie die von Schoner, Trisius, Mercator &c., sind verschwunden und verschollen, mit Ausnahme von 3 Globen verschiedenen Alters in der herzoglichen Bibliothek in Weimar und einem in Gent, welch letzterer übrigens jedenfalls jünger ist, als unsere Exemplare. (Siehe Baudet a. a. O., p. 35 bis 37, und Alex. von Humboldt, Histor. Entw. unserer geogr. Kenntn. d. neuen Welt 1852.) Muller fährt fort:

Blaeu's Erd- und Himmelskugeln waren hergestellt durch Kupferstich, so daß die Erd- bezw. Sternbilder mittelst gypsartiger Paste auf den Holzkern aufgetragen wurden. Auf diese Weise war es auch möglich, neue Entdeckungen, sowie jeden anderen Fortschritt auf geographischem Gebiete durch Correcturen auf den Original-Kupferplatten auf den neuen Globus zu übertragen, andererseits Widmungs-Schriften und Jahr der Herausgabe je nach der Sachlage zu ändern. So finden wir z. B. auf Muller's und meinem Exemplare die Zahl 1599, womit jedoch die ziemlich correcte Einzeichnung der Küsten Amerikas und einiger wichtiger Seestraßen nicht stimmt, die im Gegentheil darzuthun scheinen, daß unsere vorliegenden Globus-Editionen eigentlich erst 15 Jahre später, als das irrthümlich stehen gebliebene 1599. Jahr, veröffentlicht bezw. verbessert worden sein konnten. Die höchst interessanten Widmungs- und sonstigen lateinischen Inschriften, die prächtigen Wappenbilder, Ungeheuer, Riesen, sowie auf dem Sternglobus das Portrait des Tycho de Brahe deute ich hier nur an, da ich im „Ausland“ (Stuttgart 1885, Nr. 15) ausführlicher darüber gesprochen habe. Auch über die sonstige Bedeutung dieses unseres älteren Blaeu findet der Leser in diesem Aufsatze der Zeitschrift „Ausland“ Näheres angeführt. — Wir folgen nun weiter unserem Muller in Amsterdam: Der Himmelsglobus, gewidmet Moritz von Nassau-Oranien, ist von höchstem Interesse für jedermann, der um die Geschichte der Astronomie sich kümmern will. Er ist im Anfange des 17. Jahrhunderts veröffentlicht, unsere Exemplare tragen thatsächlich die Zahl 1603. Gemäß der Legende am Himmelsglobus verehrte Blaeu in Tycho de Brahe seinen Lehrer, daher dessen Portrait auf unserem Himmelsglobus. Auch aus dem Werke von G. J. Vossius, De scientiis mathematicis, p. 263, und aus Foppen's Bibliotheca Belgica, p. 408 (wir citiren nach Muller's Catalogue), wird uns das freundschaftliche Verhältniß unseres holländischen gelehrten Buchdruckers und Verlegers zu Tycho de Brahe bestätigt. — Daß die holländische Expedition nach Ostindien unter dem bekannten Friedrich Houtmann um 1596 bereits von Blaeu auf unserem Himmelsglobus verwerthet wird, ersieht man aus der interessanten Legende: Habetis hic, astrorum stadiosi, trecentas et plures Antarctico mundi vertici viciniores stellas u. s. w. (S. „Ausland“ 1885, Nr. 15). Aus De Jonge's Schrift, Entstehung der niederländischen Herrschaft in Ostindien (p. 95 des Originals) könne man übrigens entnehmen, daß die Berechnung unserer Sternkarte nicht dem Befehlshaber Houtmann selbst, sondern dessen Steuermann P. D. Keyser, der aber in der Sunda-Straße

verstorben war, zu verdanken sei, aber nach bekannten Mustern hat der Herausgeber sich wohl mit dem Entdecker identificirt, um so verzeihlicher, als doch Houtmann der Befehlshaber, also Keyser thatsächlich unter dem Kommando Houtmann's seine astronomischen Entdeckungen und Beobachtungen machte.

Daß unser Blaen selbst astronomisch thätig war, daß er also als Frucht seiner Studien bei Tycho de Brahe selbständig forschte, lehrt uns ein Stern im Bilde des Schwan, welcher, wie die Legende dabei besagt, von G. J. Blaen entdeckt wurde.

Wenn man die zwei Paar Kugeln zu Leyden und Amsterdam mit dem werthvollen Paar in Muller's Besitz vergleicht, so ergeben sich, sagte Muller, einige Verschiedenheiten; ebenso wenn man die Beschreibung eines Paares geringerer Dimension, die 1799 Kästner gebracht hat (S. Gesch. d. Mathematik), durchliest, so daß man zum Schlusse kommt: Jedes Paar von des älteren Blaen Globen ist in seiner Art als Unicum vom allergrößten Werthe. Besonders werthvoll sind jedoch unsere Kugeln mit dem Durchmesser 34 cm und dem Datum 1599 und 1603 als unzweifelhafte Originale aus Blaen's Hand selbst. Der ältere Blaen schrieb selbst ein Handbuch über den Gebrauch seiner verschiedenen Globus-Ausgaben, wovon eine Ausgabe von 1638 noch käuflich ist.

Guilhelmus Janssonius Blaen ist zu Alkmar in Holland 1571 geboren, war, wie bemerkt, selbst ein gelehrter und die Wissenschaften wahrhaft liebender Mann, bekannt auch durch die Ausgaben der klassischen Schriftsteller, und starb um 1638, sein Geschäft an seinen Sohn, den jüngeren Blaen, hinterlassend. Außer den ganz prachtvoll ausgeführten Sternbildern auf dem globus coelestis fielen mir auf der Erdkugel außer den Walfischen, Galeeren und anderen Seeschiffen noch einige Dinge besonders auf, z. B. in Südamerika der Volksname Avotocados, was ich für eine alte Bezeichnung der Botokuden halte, obwohl man gewöhnlich das Wort vom portugiesischen Botoko = Holzpflock ableitet (wegen der durch die Lippen und Ohrlappen durchgesteckten Holzstücke); ferner mit Keulen bewaffnete riesige Wilde in Patagonien rc.

Zum Schlusse erwähne ich noch, daß im Bibliotheksaal von Admont in Steiermark ein Paar Globen von Mercator vorhanden sind, sowie im Museum des Stiftes Neukloster ein Paar sehr alte Weltkugeln von J. Ultrajectensis (also aus Utrecht).

Dieselben tragen die Zahl 1589, sind gewidmet „Christiano IV. Daniae Norvegiae Vandalorum et Gothorum regi, duci Schlesvigiae“ etc. und stammen von Jacobus Florentius Ultrajectensis (also aus Utrecht). Der Durchmesser beträgt 34 cm, und die Ausführung ist ähnlich wie bei Blaen, aber weniger prächtig. Der Erhaltungszustand ist recht gut.

Möge diese Reminiscenz gelegentlich der geographischen Ausstellung in Brüssel den einen oder den anderen Leser dazu begeistern, derlei alte Werke der Wissenschaft oder Kunstindustrie vor gänzlichem Verfalle zu bewahren, indem er dieselben (wie ich) entweder käuflich an sich bringt, oder deren würdige Aufstellung und möglichste Conservirung in Stadt-Archiven, Bibliotheken, Klöstern oder Pfarrämtern anstrebt.

Prof. Dr. H. Baumgartner.

Die Eisenbahn von Antofagasta nach Bolivien.

Am 17. Februar ist die Brücke über den Loafluß auf der Eisenbahn, die von der Hafenstadt Antofagasta nach den bekanntlich enorm reichen Silberminen von Huarchaca in Bolivien führen soll, feierlich dem Verkehr eröffnet worden. Diese Eisenbahn geht ganz und gar durch Wüste, und ist gegenwärtig schon in der Länge von 365 km von der Küste aus fahrbar; man hofft, daß sie in weiteren drei oder vier Monaten die bolivianische Grenze erreichen wird, von welcher ihr gegenwärtiger Endpunkt nur noch 15 Leguas entfernt ist. Die einzige Eisenbahnbrücke ist die über den Loafluß, welcher bekanntlich die Grenze zwischen der ehemaligen peruanischen Provinz Tarapacá und dem Zipfel Boliviens machte, der sich zwischen Peru und Chile bis zum Meer hinzog, und in dem der Hafen Cobija lag. Sie ist 300 km vom Hafen Antofagasta entfernt und liegt 3000 m über dem Meeresspiegel. Ueber den Fluß erhebt sich die Brücke 103 m, und sie ist nur 256 m lang, so eng und tief ist das überbrückte Thal. Sie besteht ganz aus Eisen und ruht auf pyramidenförmigen Pfeilern, deren Grundlage ein auf dem soliden Granit der Thalwände aufgeführtes Mauerwerk ist. Die Aussicht von der Brücke nach Osten auf die kolossalen Vulkane an der jetzigen Grenze zwischen Chile und Bolivia ist prachtvoll; besonders schön nehmen sich die beiden Vulkane C. Pedro und C. Pablo aus, die mit ewigem Schnee bedeckt sind, und von denen der erste eine weiße Rauchsäule in die Höhe schickt.

Wenn die Beschaffenheit des Bodens dem Bau der Eisenbahn auch keine großen Schwierigkeiten gemacht hat, so hat derselbe doch mit anderen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, namentlich mit dem gänzlichen Mangel von Bewohnern und mit dem Wassermangel. In einer Erstreckung von 60 Leguas ist kein Tropfen Wasser zu finden, und alles Wasser zum Trinken und Kochen für die Arbeiter und zur Speisung der Maschinen mußte weit hergeschafft werden. Der Extrazug, welcher die Behörden und Gäste zur feierlichen Eröffnung der Brücke brachte, und später noch weiter bis Ascotan, und welcher aus drei Locomotiven und drei Personenwagen bestand, hat auf der Reise hin und zurück für 250 Pesos (nach jetzigem Cours 500 Mark) Wasser verbraucht. (Bekanntlich hat man an den meisten Orten der Küste zum Trinken, Kochen u. s. w. nur destillirtes Meerwasser.)

Ascotan ist eine Anstalt zur Herstellung von Borax und liegt 3750 m über dem Meere.

Prof. Dr. R. A. Philippi.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der Geographischen Gesellschaft von St. Petersburg diskutirt man gegenwärtig die Frage der Errichtung einer meteorologischen Höhenstation auf dem Gipfel des Tschatyr-Dagh, und man befürwortet dieselbe namentlich damit, daß die politischen Interessen Rußlands eine solche wissenschaftliche Warte zwingend erheischen. Wir sind der Meinung, daß die Station sich in einer Lage befinden würde, in der sie zugleich auch der allgemeinen geographischen Wissenschaft unschätzbare Dienste leisten könnte, und wir würden sie deshalb mit großer Freude begrüßen.

— In einem Vortrage vor der Berliner Anthropologischen Gesellschaft verbreitete sich Prof. Nehring über unsere prä-

historischen Hausthiere. Der genannte Herr hat im Gegensatze zu Rütimeyer und Nathusius ein sehr umfassendes Material (insbesondere mehrere Hundert von Wildschwein- und Hausschweinschädeln) zu seinen Untersuchungen zur Verfügung gehabt, und er gelangt auf Grund desselben zu dem Schlusse, daß das Pfahlbauer-Schwein (Sus palustris) nicht als eine besondere Spezies, sondern als die in primitiver Weise gezähmte Form des einheimischen Wildschweines (Sus scrofa ferus) zu gelten habe. Die Vernachlässigung der Pflege der Hausthiere und die damit Hand in Hand gehende Inzucht führe noch heute in Ländern von geringer Kulturentwickelung (in Nordrußland, in den Ländern der Balkanhalbinsel rc.) zu einer Verkümmerung der Rassen. Daraus erkläre sich auch die Uebereinstimmung in dem Knochenbau des Pfahlbauer-Schweines und des indonesisch-melanesischen Schweines. In beschränktem Maße könnten allerdings durch griechisch-römischen Einfluß Kreuzungen zwischen den asiatischen und europäischen Formen stattgefunden haben.

— Der französische Geist ist rastlos am Werke, neue Bravourstücke zu erdenken, durch die er die Fehler, die die Natur bei der Gestaltung der Erdräume begangen hat, zu verbessern strebt. Da das große Projekt des Kanaltunnels an dem Widerstreben der Engländer bis auf weiteres gescheitert ist, so hat der ehemalige Präsident der Pariser Gesellschaft der Civil-Ingenieure, Herr Hersent, den noch viel größer ausschauenden Plan einer Kanalbrücke zur Diskussion gestellt. Die Brücke soll circa 30 km lang werden, 50 m über den Meeresspiegel emporragen, in Intervallen von $1/2$ km von Pfeilern getragen werden, und 800 Millionen Francs kosten. Sobald das Projekt von einer internationalen Ingenieur-Kommission geprüft und gebilligt worden ist, will man an die Gründung einer Kanalbrücken-Gesellschaft gehen, und die Erlaubniß zu dem Bau bei der französischen und englischen Regierung nachsuchen. — Auch wenn der Plan technisch und finanziell ausführbar sein sollte, ist es aber zuvörderst sehr wahrscheinlich, daß dieselben politischen Bedenken, die sich in England gegen den Kanaltunnel erhoben haben, sich auch gegen die Kanalbrücke erheben werden. Ihre vollkommene insulare Abgeschlossenheit ist den Engländern zu lieb.

Asien.

— M. Gauthier hat eine interessante Fahrt von Luang Prabang den Mekhong hinab bis nach Kambodscha unternommen. Dieselbe dauerte 40 Tage, und der Reisende hatte dabei nicht weniger als 20 Katarakte zu überwinden, die ihn wiederholt in äußerste Gefahr brachten. Auf dem Wege gewann er unter anderem auch einen Einblick in das Treiben der Laos, die er als ein lustiges und träges Völkchen schildert, das kaum etwas anderes thut, als lacht, singt und raucht. Handel und Gewerbe befinden sich bei ihnen in den Händen der Chinesen.

— Unserm Aufsatze über die asiatischen Eisenbahnen haben wir nachzutragen, daß der türkische Sultan die Genehmigung ertheilt hat, die Eisenbahnlinie Smyrna-Aidin-Danizli nach Dineir, im oberen Menderesthale, weiter zu führen. Es wird dadurch nicht nur einem reichen Distrikte Kleinasiens die lange entbehrte Abzugsstraße für seine Produktion gewährt, sondern es geschieht damit zugleich ein ernsthafter Schritt zur Verbindung des großen kleinasiatischen Hafenplatzes mit Karahissar, Konia, Kaisarieh und anderen namhaften Verkehrscentren des Binnenlandes. Die Weiterführung der Linie Skutari-Ismid nach Engürieh (Angora) — eine Strecke von 480 km — hat ebenfalls gute Aussichten auf baldige Verwirklichung gewonnen. Man geht wohl nicht irre, wenn man diese wichtigen verkehrspolitischen Thatsachen mit der Fertigstellung der Eisenbahn von Wien nach Konstantinopel in Zusammenhang bringt.

— Der allgemeine Plan der großen sibirischen Eisenbahn scheint gegenwärtig ebenfalls festzustehen. Demnach würden die Hauptstationen der Linie östlich von Tomsk sein: Mariinsk, Aschinsk, Krasnojarsk, Nishnij-Udinsk, Irkutsk, Posolsk, Werchne-Udinsk, Tschita, Nertschinsk, Srjetensk, Grafskiport, Nikolskoi und Wladiwostok. Die Linie verliefe also genau, wie die in Nr. 20 enthaltene Uebersichtskarte der asiatischen Eisenbahnen und Eisenbahnprojecte es zeigt.

Afrika.

— J. F. Ingram, der bereits das Pondo-Land, Zulu-Land und Swazi-Land bereist hat, plant eine neue Expedition nach Umzila's Reiche, nördlich von dem Limpopo. Er beabsichtigt daselbst insbesondere die Forschungen unseres Karl Mauch fortzusetzen.

— Das jüngst herausgekommene englische Blaubuch über Betschuanaland enthält unter anderem einen Bericht F. Johnsons über eine Explorationstour nach dem Matabele- und Maschonalande, welcher constatirt, daß sich auch in diesen Ländern reiche Goldlager befinden. Besonders führt das Alluvium des Amazon, des Gouramapountsie und Umlobordju große Mengen des edlen Metalls, dasselbe fehlt aber in der Gegend nordöstlich von dem Hanyane-River in keinem Bachlaufe und in keinem ausgetrockneten Flußbette gänzlich. Die Gegend ist gebirgig und nur sehr spärlich bewohnt.

Polarregionen.

— Der norwegische Reisende Dr. Frithjof Nansen hat seine Grönlandfahrt thatsächlich angetreten und sich am 9. Mai in Leith zunächst nach Island eingeschifft. Seine Begleiter sind Lieutenant Dietrichson, Herr Sverdruß, Herr Kristiansen und die beiden Lappen Balta und Ravna.

— Prof. Baklund, Mitglied der Kaiserl. russischen Akademie der Wissenschaften, beabsichtigt in Gemeinschaft mit dem Geologen Tschernyschew nach Nowoja Semlja zu gehen und eine Durchquerung dieser arktischen Lande zu versuchen.

— Ueber die Temperaturverhältnisse von Nordgrönland (Upernivik) enthält ein Vortrag des Grönlandfahrers Ryder vor der dänischen geographischen Gesellschaft nachstehende bemerkenswerthe Daten: Die mittlere Jahrestemperatur war — 11,4° C.; die absolute Maximaltemperatur des Juli betrug (1886) + 15,3°, die absolute Minimaltemperatur des Februar sowie des März (1887) dagegen — 40,3°. Sehr charakteristisch für das nordgrönländische Klima sind die Föhnwinde, bei denen das Thermometer zuweilen ganz plötzlich von — 30° C. auf 0° und darüber steigt. (Vergl. „Geografisk Tidskrift“ 9, p. 82 ff.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIII. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Der Charakter der Neuseeländischen Alpen.

Von R. v. Lendenfeld.

(Mit drei Abbildungen.)

Die Südinsel von Neuseeland wird von einer mächtigen, südwest-nordöstlich streichenden Gebirgskette durchzogen. Die Insel selber ist in der Richtung des Gebirges langgestreckt, und es sind ihre Südost- und die Nordwestküsten der Bergkette parallel. Die Insel ist durchschnittlich 160 km breit. Der Hauptkamm, der die Wasserscheide zwischen dem südöstlichen und dem nordwestlichen Oceane bildet, ist durchschnittlich bloß 30 km von der Nordwestküste entfernt, und somit fast randständig. Im mittleren Theile der Insel, wo die höchsten Spitzen und mächtigsten Gletscher angetroffen werden, überragt dieser Hauptkamm alle Nebenzüge sehr bedeutend, und das Land zu beiden Seiten des Gebirges ist ganz niedrig (700 bis 800 m hoch). Im Süden breitet sich das Gebirge zu einem weiten, etwa 1500 bis 1700 m hohen Plateau aus, dem keine besonders hohen Spitzen entragen, und in welches Fjorde — an der Westküste —, sowie Thäler und schmale Alpenseen tief eingeschnitten sind. Im Norden verzweigt es sich dagegen in recht complicirter Weise, und es finden sich hier eine ganze Anzahl von gleich hohen Gebirgsketten; hier giebt es jedoch keine über 3000 m hohen Spitzen.

Der hohe, centrale Theil des Gebirges, in der Mitte der Insel, sinkt auf eine Erstreckung von 150 km nirgends unter 2000 m herab, und es hat der Hauptkamm zwischen dem Haast-Paß (523 m) im Süden und dem Whitecomb-Paß (1284 m) im Norden eine mittlere Höhe von etwa 2500 m.

Der Culminationspunkt dieses Kammabschnittes und zugleich der höchste Berg Neuseelands ist der Mount Cook, dessen Gipfelhöhe sehr genau trigonometrisch gemessen worden ist: sie beträgt 3768 m.

Nach beiden Seiten hin fällt der vielerorts gebogene und zickzackförmig verlaufende Hauptkamm steil ab, und der Kamm selber ist im allgemeinen sehr scharf und nur an wenigen Stellen, wie in einigen Sätteln, flacher und breiter. Nach Nordosten hin ist der Abfall höher und steiler als nach Südosten hin, allein auch hier reicht — abgesehen von den Seitenkämmen — die Isohypse von 1500 m überall nahe (1 bis 6 km) an den Hauptkamm heran.

Die nordwestlichen Seitenkämme streichen im allgemeinen senkrecht zur Hauptkammrichtung, und in dem schmalen Landstriche zwischen dem Hauptkamme und der Nordwestküste giebt es keine Längsthäler. Die südöstlichen Nebenkämme hingegen laufen im allgemeinen von Nord nach Süd und schneiden die Hauptkammrichtung unter einem Winkel von 15 bis 25°, so daß die zwischen denselben liegenden Thäler, obwohl sie dem Hauptkamme nicht streng parallel laufen, als Längsthäler angesehen werden können. Die Querthäler sind in diesem Gebiete sehr unbedeutend. Uebrigens haben die Nebenkämme einen ähnlichen Charakter wie der Hauptkamm: sie sind schmal und steil, und ihre Gradlinien verlaufen großentheils scharf und unregelmäßig.

Die Thäler, sowohl die Längsthäler der Ostseite als auch die Querthäler der Westseite, sind sehr tief eingeschnitten,

aber breit und flach, und enge, tiefe Schluchten finden sich nirgends. In den unteren Partien sind diese Thäler 5 bis 7 km und mehr breit und von Geröll ganz ausgefüllt; sie werden von einem Netze ewig wechselnder Wildströme durchzogen, welche immer neue Geröllmassen in denselben aufschütten. An den Rändern tauchen die steilen seitlichen Berghänge plötzlich unter die Geröllmassen hinab, und es haben diese Thäler im allgemeinen denselben Charakter, wie die größeren Flußthäler in den europäischen Alpen, nur sind sie viel breiter, und die Torrenten in denselben viel weiter ausgebreitet. Auffallend ist es, daß diese breiten, flachen Thäler bis in das Herz des Gebirges reichen, ohne ihren Charakter zu ändern. Die oberen Partien der Thäler sind von großen Gletschern erfüllt, aber die Konfiguration dieser Eisströme zeigt deutlich, daß sich die Thäler mit gleichbleibender Breite und Neigung bis zu den steilen Berghängen, welche sie schließen, erstrecken. Die durchschnittliche Neigung dieser Thäler, sowohl der unteren, wie auch der oberen, vergletscherten Partien, beträgt etwa 3°.

Der Südostabhang des Centraltheiles der Neuseeländischen Alpen besteht aus stark metamorphosirten und überaus versteinerungsarmen Sedimentgesteinen, welche nach Hector, Haast u. A. dem Silur, dem Devon und dem unteren Carbon angehören. Der Nordwestabhang hingegen ist aus Granit und krystallinischen Schiefern zusammengesetzt. Diese beiden Formationsgruppen stoßen nur auf eine kurze Strecke nördlich vom Mount Cook zusammen, und zwar nach Hector im Hauptkamme selbst, nach Haast weiter westlich. Von Norden und Süden her schieben sich gefaltete Schiefer, welche jüngeren Alters sind als der Granit und



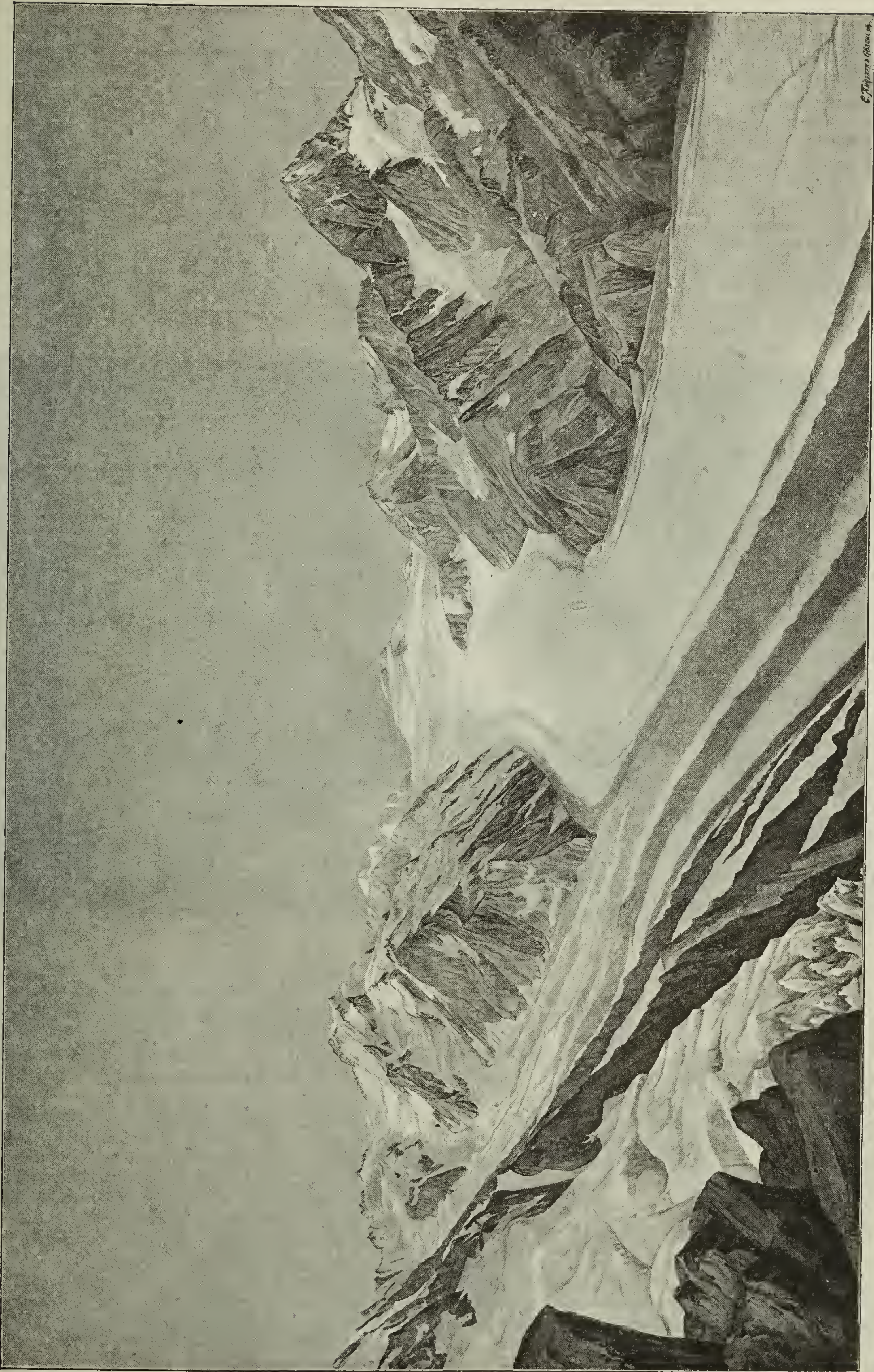
Am Ende des verlängerten Tasmangletschers.

die krystallinischen Schiefer, älter jedoch als das Silur des Ostabhanges, zwischen die beiden erwähnten Formationsgruppen ein. Außerhalb des Gebirges stoßen im Osten mesozoische Formationen an die paläozoischen des Ostabhanges, während im Westen Pliocen und jüngere Gebilde direct auf den Granit folgen. Nur im Norden finden sich unbedeutende Inseln paläozoischer und mesozoischer Gesteine an der Grenze zwischen dem Granit und dem Pliocen.

Die Grenzlinien zwischen den Formationen laufen dem Hauptkamme und den Küstenlinien parallel.

Alle geschichteten Gesteine, welche an der Gebirgsbildung theilnehmen, sind stark gefaltet und stehen theilweise recht steil. Hector stellt sogar lauter auf dem Kopfe stehende Schichten dar. (Handbook of New Zealand 1883 — 1886.) Dies ist jedoch unrichtig. Ich habe Winkel von 53 bis 75° an sehr vielen Orten gemessen, und ich finde — in Uebereinstimmung mit Haast —, daß das ganze Gebirge, oder mindestens der Hauptkamm und die östlichen Nebenkämme, aus großen Falten bestehen, und zwar liegen die Kämme in der Regel in Synklinalen und die Thäler in geborstenen Antiklinalen.

Die jüngeren Formationen lagern sich discordant und ohne bedeutendere Faltenbildung den paläozoischen auf — auch hier stimme ich mit Hector nicht überein —, und ich halte es für höchst wahrscheinlich, daß die Neuseeländischen Alpen während der Devon-Periode, gewiß aber vor der Jurazeit, durch eine mächtige Faltung aufgebaut worden sind. Das hohe Alter der Neuseeländischen den europäischen Alpen gegenüber findet in der Configuration der Thäler seinen Ausdruck, indem diese in ihren obersten Partien und bis ins Herz des Gebirges hinein bereits jenen Grad der Ausbildung erreicht haben, der in den europäischen Alpen



Der Tasmangletscher und seine Umgebung.

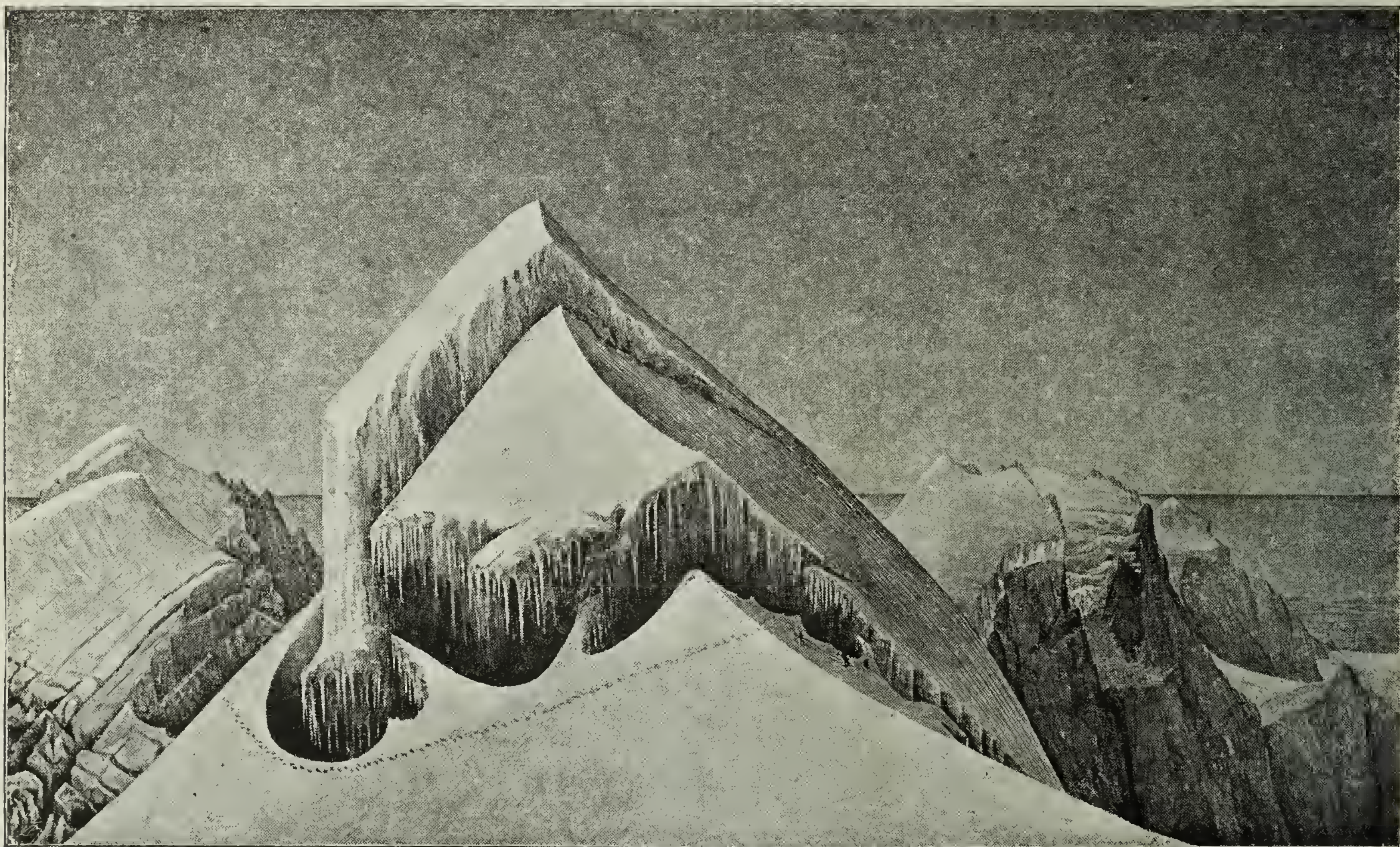
erst in den Hauptthälern und weiter ab vom Gebirge angetroffen wird. Ich möchte noch bemerken, daß Kalk an dem Aufbau des Centraltheiles der Neuseeländischen Alpen nirgends Antheil nimmt.

Der mittlere und südliche Theil der Neuseeländischen Alpen ist sehr stark vergletschert. Kein Land, welches so nahe dem Aequator liegt und nicht höhere Gebirge besitzt als Neuseeland, ist heute von so riesigen Eismassen bedeckt.

Der Centraltheil der Neuseeländer Alpen liegt zwischen dem 42. und 45. Breitengrade, und die Massenerhebung ist eine sehr unbedeutende. Wie oben erwähnt, beträgt die mittlere Höhe des Hauptkammes nur 2500 m, und demnach reichen die Gletscher im Osten bis zu 700 m und im Westen gar bis zu 200 m über dem Meere herab. Der größte Gletscher in Neuseeland — der von mir vermessene Tasmangletscher (Vergl. Lendenfeld, Der Tasmangletscher, Ergänzungsheft Nr. 75 von Petermann's Mittheilungen) — hat eine Länge von 28 km und ist somit länger als der größte Gletscher der europäischen Alpen (der Aletsch-Gletscher, 25 km lang).

Die Schneegrenze liegt am Ostabhange bei 2400 m und am Nordwestabhange bei 1200 m. Die Mitteltemperatur an der Küste beträgt etwa 10°.

Die kolossale Vergletscherung der Neuseeländischen Alpen ist darin begründet, daß Neuseeland in der Mitte des Weltmeeres liegt und die Alpen einer Mauer gleich aus dem Meere emporragen. Die mit Feuchtigkeit gesättigte Luft, welche über den Ocean weht, wird, sobald sie an die Alpen stößt, nach oben abgelenkt; sie dehnt sich hierbei aus und kühlt sich in Folge dessen ab. Der Ueberschuß an Feuchtigkeit, den die kältere Luft nun nicht mehr gelöst erhalten kann, fällt als Schnee herab und nährt die Gletscher. Ueberdies nimmt die Temperatur in den Neuseeländischen Alpen nach oben



Der Hochstetter-Dom.

hin bedeutend rascher ab — nach meinen Beobachtungen — als in den europäischen Alpen, was jedenfalls auf die isolirte Lage des Gebirges zurückzuführen ist.

Gleichwohl ist es erstaunlich, daß diese Einflüsse eine so ungeheure Wirkung haben sollen. Die Gletscher sind auch von ganz unverhältnißmäßig großen Moränen bedeckt, und es sind ihre Zungen größtentheils auf mehrere Kilometer hin von Gesteinstrümmern derart überstreut, daß vom Eise selber gar nichts sichtbar ist. Diese Thatsache sowie meine Messungen an den Gletschern der Ostseite weisen darauf hin, daß die Bewegung der Gletscher — wenigstens jene des Ostabhanges — eine sehr langsame ist.

Obwohl nun Neuseeland heutzutage im gewissen Grade einer Glacialperiode unterworfen ist, so zeigen dennoch die ungeheuren alten Moränen, welche, einem Gürtel gleich, das Gebirge im Osten umziehen, sowie die vielen Gletscherschliffe in den Alpenthälern deutlich, daß zu einer früheren Zeit die Gletscher noch viel größer waren als jetzt. Damals war ein großer Theil des Ostabhanges und des östlichen Vorlandes von Gletschern bedeckt (Vergl. Haast, Geology of Canterbury and Westland), während die Eisströme des westlichen Hanges das Meer erreichten und sich — im Süden — durch die tiefen Fjorde ergossen (S. Lendenfeld, Die Fjorde an der Westküste Neuseelands, Geographische Rundschau 1888).

Die zahlreichen Spuren dieser einstigen Vergletscherung, besonders aber die großen Moränen im Osten des Gebirges, prägen der Landschaft einen eigenthümlichen Charakter auf. Diese Moränen bilden einen gewaltigen Wall, hinter welchem sich die Alpenflüsse zu einer Reihe lieblicher Alpenseen gestaut haben. Im Westen fehlen die Moränen und Seen, da, wie oben erwähnt, die Gletscher des Westabhanges das Meer erreichten, und ihre Moränen dort deponirten.

In der That finden wir eine weit ausgedehnte Untiefe der Westküste vorgelagert: dies ist die alte, allerdings submarine Moräne der westlichen Gletscher der neuseeländischen Eiszeit (S. Lendenfeld, Die Fjorde der Westküste Neuseelands, Geographische Rundschau 1888).

Ueber die Zeit, wann diese Vergletscherung stattgefunden hat, läßt sich nur so viel sagen, daß sie wahrscheinlich mit der australischen Eiszeit synchron war (Vergl. Lendenfeld, Die australische Eiszeit, Globus 1888, S. 1 ff.).

Da die Gletscher der Neuseeländischen Alpen um 1000 bis 1500 m weiter herabreichen als jene der europäischen, und auch die Schneegrenze entsprechend tiefer liegt, so trägt das neuseeländische Gebirge einen viel alpineren Charakter, als ihm seiner Höhe und geographischen Lage nach zukommen sollte. Wenn wir nun aber den oberen Tasmanfirn mit dem oberen Gorner-Gletscher oder dem Fuße des Mont Blanc, welche entsprechend höher liegen, vergleichen, so finden wir doch einen beträchtlichen Unterschied im Detail, welcher im allgemeinen auf eine mächtigere Entwickelung des Firns in den Neuseeländer Alpen zurückzuführen ist. Der Schnee ist weißer und an der Oberfläche weniger in Firneis übergeführt, die Spalten sind größer, und die Gestalt der Schollen zerklüfteter Firnpartien regelmäßiger tafelförmig. Die Contouren sind weicher und die Unebenheiten des Bodens mehr eliminirt. Viele der Gipfel bestehen aus Firnmassen, und Felsen treten nur an verhältnißmäßig wenig Orten zu Tage. Mehrere der Gipfel werden von einer transversalen Spalte durchzogen, ein Fall, der in den europäischen Alpen viel seltener und überhaupt nie in einem solchen Maßstabe vorkommt. Kurz, die Neuseeländischen Alpen tragen einen glacialen Charakter an sich.

Auch im Unterlaufe unterscheiden sich die neuseeländischen Gletscher von den europäischen. Abgesehen von der oben erwähnten, ganz kolossalen Ausdehnung der Moränen müssen besonders die wohlausgesprochenen, seitlichen Längsthäler erwähnt werden, welche die Gletscher von den Berghängen trennen. Diese continuirlichen Längsthäler reichen zu beiden Seiten des Tasmangletschers etwa 17 km weit vom Zungenende hinauf. Ihre Anwesenheit zeigt deutlich, daß die laterale Ausbreitung des Gletschers langsamer vor sich gehen muß, als die Abschmelzung von den Seiten her.

Die Vegetationsgrenze für phanerogame Pflanzen liegt in einer Höhe von etwa 1800 m. Wald giebt es am Ostabhange überhaupt nicht, so daß von einer Waldgrenze nicht gesprochen werden kann. In den Tiefen, in der Umgebung der Gletscherzungen und an den Berghängen zu den Seiten der Thäler, trifft man bis zu einer Höhe von etwa 1200 m hinauf ein dichtes Gestrüpp von äußerst dornigen Pflanzen an, welches fast undurchdringlich ist. Die interessantesten Arten, welche hier massenhaft vorkommen, sind die „wilden Irländer" (Discaria toumatoo) und die „Schwertgräser", (Aciphylla). Die schönen, regelmäßigen, lichtgrünen Aciphylla-Rosetten von äußerst scharfspitzigen, schwertförmigen Blättern, aus denen mannshohe, strahlige Blüthenschäfte aufragen, charakterisiren diese Zone.

Nach oben hin macht das Dorngestrüpp niedrigen Wachholderbüschen Platz, welche fast bis zur Vegetationsgrenze hinaufreichen.

Die zahlreichen alpinen Blumen zeichnen sich dadurch aus, daß sie fast alle weiß sind, so daß angenommen werden muß, daß Weiß die Lieblingsfarbe der Neuseeländischen Alpen-Insekten ist. Ich möchte bemerken, daß Edelweiß — eine unserem Gnaphalium leontopodium überaus ähnliche Form (Gnaphalium grandiceus) — in den Neuseeländischen Alpen sehr häufig ist. Ueber die Art herrscht einiger Zweifel, und nachdem ich am Britischen Museum in London die alpinen Gnaphalium-Arten durchgesehen habe, bin ich zu der Ansicht gelangt, daß das neuseeländische Edelweiß eigentlich nur eine locale Varietät des europäischen ist.

Die auffallende Stachligkeit der subalpinen Pflanzen in den Neuseeländischen Alpen scheint um so paradoxer, da es gegenwärtig gar kein Thier in Neuseeland giebt, welches denselben etwa nachstellen möchte oder könnte. Es ist höchst wahrscheinlich, daß diese Pflanzen ihre Dornen und Stacheln seiner Zeit zur Abwehr gegen die Riesenvögel — Moas — angelegt haben, welche zur Glacialzeit und auch wohl noch später in Neuseeland hausten. Die Riesenvögel sind nun vor dem vordringenden Maori verschwunden, allein die Wehr, welche die Pflanzen gegen die pflanzenfressenden Moavögel im Laufe der Zeit durch Zuchtwahl angelegt hatten, ist geblieben.

Die Fauna der Neuseeländischen Alpen ist sehr arm. Größere Vierfüßler giebt es in Neuseeland überhaupt nicht, und auch die Vögel gehen nicht hoch ins Gebirge hinauf. Große Papageien (Nestor notabilis), einige Entenarten und ein flügelloser Sumpfvogel (Ocydromus australis) sind in der Region der stachligen Gesträuche recht häufig.

Obwohl nun das neuseeländische Gebirge an sich recht großartig ist, so verliert es doch sehr an Schönheit dadurch, daß das Vorland so öde und waldlos ist.

In den europäischen Alpen entzückt uns die Wildheit der Gletscher und Felswände, weil sie zu der weichlichen Kultur der nächsten Umgebung einen so scharfen Gegensatz bietet. Der gewaltige Kontrast erhöht sowohl die Schönheit der wilden Gebirge, als auch diejenige der fruchtbaren, wohl kultivirten Thäler. In Neuseeland fehlt dieser Kontrast ganz: alles ist gleich wild und öde, von Kultur ist nirgends eine Spur, und die wenigen Hirten-Hütten, welche in der Umgebung des Gebirges angetroffen werden, zeigen am deutlichsten den Mangel an Civilisation. Ich muß also jedenfalls den europäischen, gegenüber den Neuseeländischen Alpen, den Preis der Schönheit zuerkennen. —

Nach dieser allgemeinen Beschreibung will ich drei Ansichten in den Neuseeländischen Alpen näher beschreiben, welche sich bieten, wenn man durch das Tasmanthal zum Hauptkamme vordringt [1]).

Wenn man etwa 12 km unterhalb des Tasmangletscher-Endes am Fuße des östlichen Thalhanges etwa 650 m hoch steht (wir kampirten an dieser Stelle eine Woche), so ist man von Rundhöckern — durch den vorhistorischen, viel größeren Tasmangletscher der Eiszeit polirte Felsen — umgeben, zwischen denen die schmalen Blätter der Schwertgräser (Aciphylla) und die lederartigen kelchförmigen Blätter des Ranunculus Lyelli hervorwachsen. Der Bergeshang taucht plötzlich in das weite, flache und ebene Thal hinab, das von dem vielfach verzweigten und netzbildenden Abfluß des Tasmangletschers durchzogen wird.

Im Thalhintergrund sieht man die Endmoräne des Tasmangletschers (etwa 700 m). Links davon liegt der Hauptkamm. Der vorgeschobene, scharfspitzige Mount Cook (3768 m) sieht sehr imposant aus. Nach rechts hin können wir den Hauptkamm über die breite Haidinger-Spitze (3084 m) und die scharfe Kant-Spitze (2908 m) bis zur Kronprinz-Rudolph-Spitze (2924 m) verfolgen. Die vom Hauptkamme nach Osten zum Tasmangletscher herabziehenden Nebenkämme liegen coulissenartig hinter einander.

Wenn man einen dieser Kämme ersteigt, etwa jenen, welcher die vom Hauptkamme zum Tasmangletscher herabziehenden sekundären Linda- und Hochstetter-Gletscher trennt, so gewinnt man von einer kleinen 2098 m hohen Spitze in demselben einen prächtigen Anblick der Umrandung des oberen Tasmangletschers. Wir brachten auf diesem Grate zwei Nächte zu. (S. Abbildung 2.) Zu den Füßen des Beschauers zieht der mächtige $3^1/_2$ km breite Tasmangletscher zu Thal und wir bemerken auf demselben mehrere Moränen, unter

[1]) Die Abbildungen 1 und 2 sind sehr genau von meinen photographischen Aufnahmen kopirt. Die Lage der wichtigsten Punkte ist durch Berechnung nach meinen Theodolitmessungen bestimmt.

denen besonders die Mittelmoräne durch ihre Größe auffällt. Diese entsteht durch die Vereinigung des oberen Tasmanfirn (rechts) mit dem Kronprinz-Rudolph-Gletscher (links). Der erstere ist sehr rein, da er von fast durchaus verschneiten Gebieten herabkommt. Auf dem letzteren können wir fünf oder sechs verschiedene Moränen unterscheiden, die von den Felsrücken herabziehen, welche die Sekundärgletscher im Hintergrunde des Kronprinz-Rudolph-Gletscher-Beckens von einander trennen. Dicht vor uns sehen wir einige Sekundärgletscher, die vom Hauptkamm direct zum Tasmangletscher hinabziehen. Der Hauptkamm selbst ist von der Kant-Spitze bis zum Hochstetter-Dom sichtbar. Die Kant-Spitze (2908 m), der Mount Spencer (2648 m) und die Kronprinz-Rudolph-Spitze (2924 m) krönen als dunkle Felsgipfel den Hintergrund des Rudolph-Gletschers. Dann folgt das vielgipflige Massiv des Mount de la Bèche (3103 m), von welchem ein bedeutender Rücken nach Süden herabzieht. Dieser ist es, welcher den Rudolph-Gletscher vom oberen Tasmanfirn trennt. Am östlichen Hange des Delabèche-Massivs kleben zahlreiche Sekundär-Gletscher, die sich in den oberen Tasmanfirn ergießen. Dahinter sehen wir Mount Green (2815 m) und darüber die runde, von einem transversalen Spalt durchzogene Kuppe des Mount Elie de Beaumont (3075 m); rechts davon in größerer Ferne die Wilzeck-Spitze (3039 m). Der obere Tasmanfirn wird durch den doppelgipfligen Hochstetter-Dom (2840 m) abgeschlossen. Die rechtsliegende höhere Spitze, welche von einem Transversalspalt durchzogen und von einem Gürtelschrund umgeben wird, ist diejenige, welche ich mit meiner Frau am Ostersonntag 1883 bestiegen habe — bis jetzt der einzige Hochgipfel in den Neuseeländischen Alpen, welcher bestiegen worden ist.

Die felsigen, rechts vom Hochstetter-Dom gelegenen Gipfel gehören einem Nebenkamme an, der das Tasmanbecken im Osten abschließt. Zunächst ist der Mount Darwin (2677 m) zu erwähnen — der erste Berg rechts vom Hochstetter-Dom. Von diesem zieht ein langer felsiger Rücken nach links, welcher den Darwin-Gletscher — im Süden dem Beschauer näher — vom oberen Tasmanfirn trennt. Dann folgt die Haeckelspitze (2619 m), welche mit einer kühnen Wand zum Darwingletscher absetzt. Weiter nach Süden — dem Standpunkte näher — steht der hohe und steile felsige Mount Maltebrun (2753 m), der, obwohl fast eben so hoch als der gänzlich vereiste Hochstetter-Dom, fast gar keinen Schnee trägt. In dem Thale am Fuße des Mount Maltebrun, welches von der östlichen Seitenmoräne des Tasmangletschers wie von einer Mauer abgeschlossen wird, finden sich mehrere Terrassen — Spuren eines früher dort befindlichen, durch den Tasmangletscher gestauten Eissees. Wir kampirten auch in diesem Thal, wo noch üppige Alpenvegetation angetroffen wird, mehrere Tage.

An der Stelle, wo der Tasmangletscher um jenen Bergrücken biegt, welcher vom Mount Maltebrun herabzieht, ist derselbe furchtbar zerklüftet, und die östliche Seitenmoräne geht in diesen Klüften verloren.

Die Entfernung des Standpunktes vom Hochstetter-Dom beträgt ungefähr 20 km, was dem Leser eine Vorstellung von den großartigen Dimensionen dieser Alpenscenerie geben wird.

Der Hochstetter-Dom (S. Abbildung 3) steht am oberen Ende des Tasmangletschers. Er besteht aus zwei Gipfeln, von denen der östliche der höhere ist. Beide Gipfel werden von einem Gürtelschrund umgeben, und die höhere Spitze ist überdies noch durch eine Transversalkluft gespalten. Unsere Versuche, den Gürtelschrund im Süden des Berges (links) zu überwinden, wurden durch die Höhe der jenseitigen, senkrechten Eiswand vereitelt, und wir überschritten daher den Hauptkamm östlich von dem Gipfel (das Bild stellt unsere Spitze von Osten gesehen dar), stiegen über den nördlichen, ins Wataroathal führenden Eishang hinab, überwanden den noch Norden hin kleiner werdenden Gürtelschrund und erreichten über den nördlichen Firnhang den Kamm wieder. Der obere transversale Schrund wurde ebenfalls im Norden umgangen, und schließlich erstiegen wir von Norden her die Spitze.

Rechts sieht man die Wilzeckspitze sowie einen Theil der Westküste, links Theile des Mount Elie de Beaumont und im Hintergrunde den Horizont des westlichen Oceans.

Rouen.

Von Dr. H. Zschalig.

III.

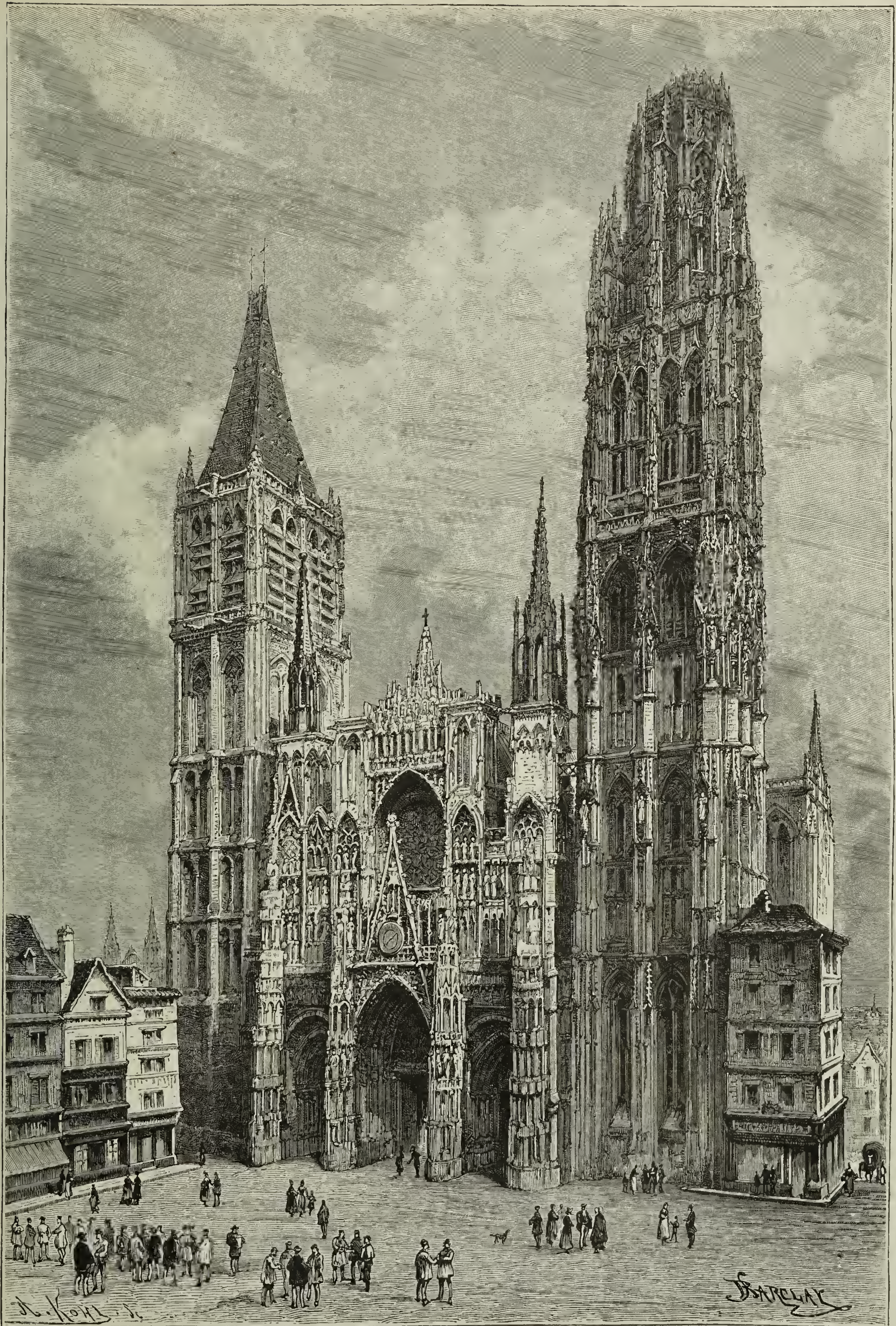
(Mit drei Abbildungen.)

Fast Alles, was wir bis jetzt über Rouen mittheilten, war bestimmt, die hohe volkswirthschaftliche Bedeutung der Stadt zu beleuchten.

Eine Stadt aber von so vielseitigen und hochentwickelten materiellen Interessen muß nothwendig auch die entsprechend höheren geistigen Zustände und Lebensbedingungen, muß gesteigerte Bedürfnisse des Zusammenlebens, sowie Mittel zu deren Befriedigung, also zahlreiche Bildungsanstalten, geistige und künstlerische Genuß- und Luxuseinrichtungen, wie Schulen, Museen, Theater, u. s. w. aufweisen.

Rouen entspricht dieser Voraussetzung auf das glänzendste.

In allererster Reihe ist die Stadt in geistiger Beziehung eine Stadt voller Schulen — voller Schulen jeden Ranges und Zweckes, von den einfachsten, zahlreich vorhandenen Elementarschulen an bis hinauf zu den höchsten Fach- und Gelehrtenschulen. — Fassen wir besonders die höheren Unterrichtsanstalten ins Auge, so ist es in Rouen ganz besonders interessant zu bemerken, in welch innigem Zusammenhange Schule und Leben stehen. In keiner französischen Stadt gleicher Größe giebt es so viel Vorbereitungs- und Fortbildungsanstalten für Handel und Gewerbe. Da finden wir besondere Schulen und Lehrkurse für Handelsrecht, Buchhaltung, Hydrographie, Gewerbe, gewerblich angewandte Chemie und Physik, Geometrie und Mechanik, für Ackerbau und Naturwissenschaften, namentlich Pflanzenkunde, für kunstgewerbliches und künstlerisches Zeichnen und Malen u. s. w. Verhältnißmäßig gering erscheint dagegen die Zahl der Schulen, die für eine allgemeinere Bildung sorgen, und von denen nur die Sekundärschule für Wissenschaften und Litteratur (Lycée Corneille) und ein Lehrer-



Die Kathedrale von Rouen.

seminar (Ecole normale) zu nennen sind. Als Ausbildungs- und Hochschulen für einzelne besondere Fächer sind zu erwähnen: eine Vorbereitungsanstalt für Medicin und Pharmacie, ein geistliches Seminar und eine theologische Fakultät. Dazu treten noch verschiedene wissenschaftliche Gesellschaften, obenan eine Akademie der Wissenschaften und Künste, eine Alterthumskommission und sieben gelehrte und gemeinnützige Gesellschaften.

In architektonischer Hinsicht sind jedoch, was noch hervorgehoben werden muß, nur wenige von all diesen zahlreichen Pflegstätten des Unterrichts und der Wissenschaft beachtenswerth, und zwar mehr durch ihre Größe, als durch ihre Schönheit, wirklich interessant und hervorragend ist keine. Besser sind in dieser Hinsicht die zur Unterstützung von Wissenschaft, Kunst und Gewerbe dienenden Sammlungen daran. Dem Reichthum an solchen, sowie dem Umstande, daß die Stadt selbst einem Museum gleicht, verdankt Rouen auch den Namen Museumstadt (Ville-Musée), wie Levallois, der Verfasser eines bekannten Buches über Corneille („Corneille inconnu") die Stadt nicht mit Unrecht genannt hat. Das wichtigste und reichste dieser Schatzhäuser ist das neue, ein mächtiges Gebäudeviereck bildende Museum am Solferino-Square, an dessen Stelle noch vor 30 Jahren ein elendes, von den engsten, schmutzigsten und ungesundesten Straßen der Stadt durchschnittenes Häusergewirr zu erblicken war. Dort floß auch die zur Sauberkeit der Straßen wenig beitragende Renelle, ein Wässerchen, dessen Ursprung die dereinst das Schloß Philipp August's durchfließende Quelle Gaalor bildete. Das Museum enthält seit Kurzem die früher im Stadthaus untergebrachte große Bibliothek, sowie die schon erwähnte bedeutende keramische Sammlung und eine ziemlich reiche, zwei Stockwerke des südlichen, an der Thiers-Straße gelegenen Flügels füllende Gemäldesammlung, in der außer der französischen, auch die alt-italienische, spanische und niederländische, besonders auch die Rubens'sche Schule zum Theil gut vertreten sind. Berühmte französische Namen darin sind: Poussin, Lemonnier, Mignard, Lesueur, Delacroix und aus Rouen selbst stammend: Géricault und Morel Fatio. Das Alterthumsmuseum (Musée d'Antiquité) ist im Norden der Stadt von der Medicinschule in den Räumen eines alten Klosters untergebracht, an dessen einstige Bestimmung die schöne Diana, die es jetzt überragt, freilich wenig erinnert. Dieses Museum ist namentlich reich an interessanten römischen und gallisch-römischen Funden, wie Sarkophagen, Mosaikarbeiten, Waffen, Werkzeugen, kunstvoll gearbeiteten Schlössern, Münzen, Medaillen u. s. w. Nicht unbedeutend an Zahl und Werth sind jedoch auch die vorhandenen Gegenstände aus späterer Zeit, namentlich mittelalterliche Skulpturen, Trümmer von Steinhauerarbeiten und Holzschnitzerei, gemalte Glasfenster und allerlei kirchlicher Zierrath.

Der Fremde versäume schließlich auch nicht, die in denselben Räumen untergebrachte keramische Sammlung und das hauptsächlich wegen seiner prächtigen Sammlung von Vögeln beachtenswerthe naturhistorische Museum zu besuchen. Einen besonderen Besuch für die Theater, deren Rouen drei besitzt, anzusetzen, lohnt sich dagegen nicht, zumal das Aeußere derselben, wie bei den meisten französischen Theatern (von den großartigen Opernhäusern zu Paris und anderen Großstädten abgesehen), ziemlich einfach und schmucklos gehalten ist. Die beiden wichtigsten, das schon erwähnte Théâter français am Altmarkt und das große „Théâtre des Arts" am Börsenquai wird man ja gelegentlich von selbst sehen. — In unmittelbarer Nähe des letzteren befindet sich übrigens eines der ältesten, merkwürdigsten Häuser der Stadt, genannt „Maison des Carabas" (oder Carados, von seinen ersten Besitzern). Es ist eines jener eigenthümlich hohen Holzhäuser, deren kühne Bauart uns noch heute Bewunderung einflößt, indem jedes der drei oberen Stockwerke über das darunter befindliche hervorragt und das Gebäude, trotz der 400 Jahre, die an ihm vorüberzogen, noch keinerlei Altersschwäche zu verrathen scheint. „Diese reiche Bürgerwohnung des 15. Jahrhunderts", bemerkt E. Noel in seinen Plaudereien über Rouen, „befindet sich fast unmittelbar neben einer der schauderhaftesten Jammerhöhlen des 19. Jahrhunderts, dem verrufenen „Cabaret Alphonse", dem traurigen Sammelplatz der „Sonnen" (soleils) der Stadt, d. h. der Hafenarbeiter, die man des Abends zu Hunderten hier vor den Thüren (weil die inneren Räume meist schon überfüllt sind) stehend ein paar kärgliche Bissen verzehren, vor allem aber dem höllischen und unwiderstehlichen Laster des Branntweintrinkens huldigen sieht. So begegnen sich hier am Platz vor dem Theater des Abends regelmäßig zwei Menschenströme: die Einen der Musenstätte zueilend, um sich daselbst (wenn auch nicht immer nur) des Schönen zu freuen und das Gute und Wahre zu suchen, oder doch edleren Zeitvertreib; die Anderen, willenlos getrieben von dämonischem Verlangen nach dem, was den Menschen aller Geisteswürde beraubt und zum Thier erniedrigt, fröhnen dem furchtbarsten aller „geistigen Genüsse: dem Alkoholgenuß!"

Nicht weit davon in einer der nächsten Seitenstraßen steht aber ein anderes Haus, dem wir uns lieber zuwenden. Von der engen und dunklen Rue Grant-Pont, die durch zahlreiche Luxusgeschäfte, namentlich Schmucksachen-, Goldschmied- und Zuckerbäckerläden, Kleidergeschäfte u. s. w., ein ganz glänzendes Gepräge erhält, gelangen wir sehr bald durch die links sich abzweigende kleine Seitenstraße, Rue du Petit-Salut, in die Rue aux Ours und erblicken hier das Haus, in welchem im 17. Jahrhundert die durch ihre Memoiren bekannte Madame de Motteville wohnte, sowie daneben das Haus, in welchem 1775 Boieldieu und wenige Schritte davon ein drittes, in welchem 10 Jahre später der namhafte Chemiker Dulong geboren wurde.

Etwas nördlich in der Rue Beauvoisine (Fortsetzung der Rue Grand-Pont) liegt ein altes Kloster der Visitandinerinnen. Hier war es, wo der Dichter Gresset bei seinem Aufenthalte in Rouen (also nicht Nevers, wie vielfach behauptet wird) den berühmten und durch ihn verewigten Papagei Vert-Vert kennen lernte.

Zahlreiche Straßennamen, Standbilder und Gedenktafeln erinnern uns daran, daß Rouen eben auch eine Stadt berühmter Männer und Frauen, namentlich aber berühmter Dichter ist, sei es, daß sie darin geboren oder längere Zeit litterarisch in ihr thätig waren. In Rouen und in seinem nahegelegenen idyllischen Landaufenthalt zu Petit-Couronne schrieb P. Corneille, Rouens berühmtester Sohn, seine Meisterwerke. Seinem Andenken gebührt darum auch der schönste Platz von Rouen, die Mitte der über die Insel führenden früher einzigen Brücke; und an seinen Namen erinnert ferner eine Straße und ein Lyceum.

In Rouen begann und beschloß Molière seine Theateraufführungen in der Provinz. Hier war es, wo Voltaire seine „Lettres Anglaises" erscheinen ließ. Hier war der Plan der berühmten „Satyre Menippée," jener gefürchteten politischen Schmähschrift gegen die „Ligue" entstanden. Pierre le Roy, um jene Zeit Domherr (chanoine) von Rouen, war ihr Urheber, und von ihm stammten sowohl der erste Theil der Schrift, wie auch der Rahmen des Ganzen.

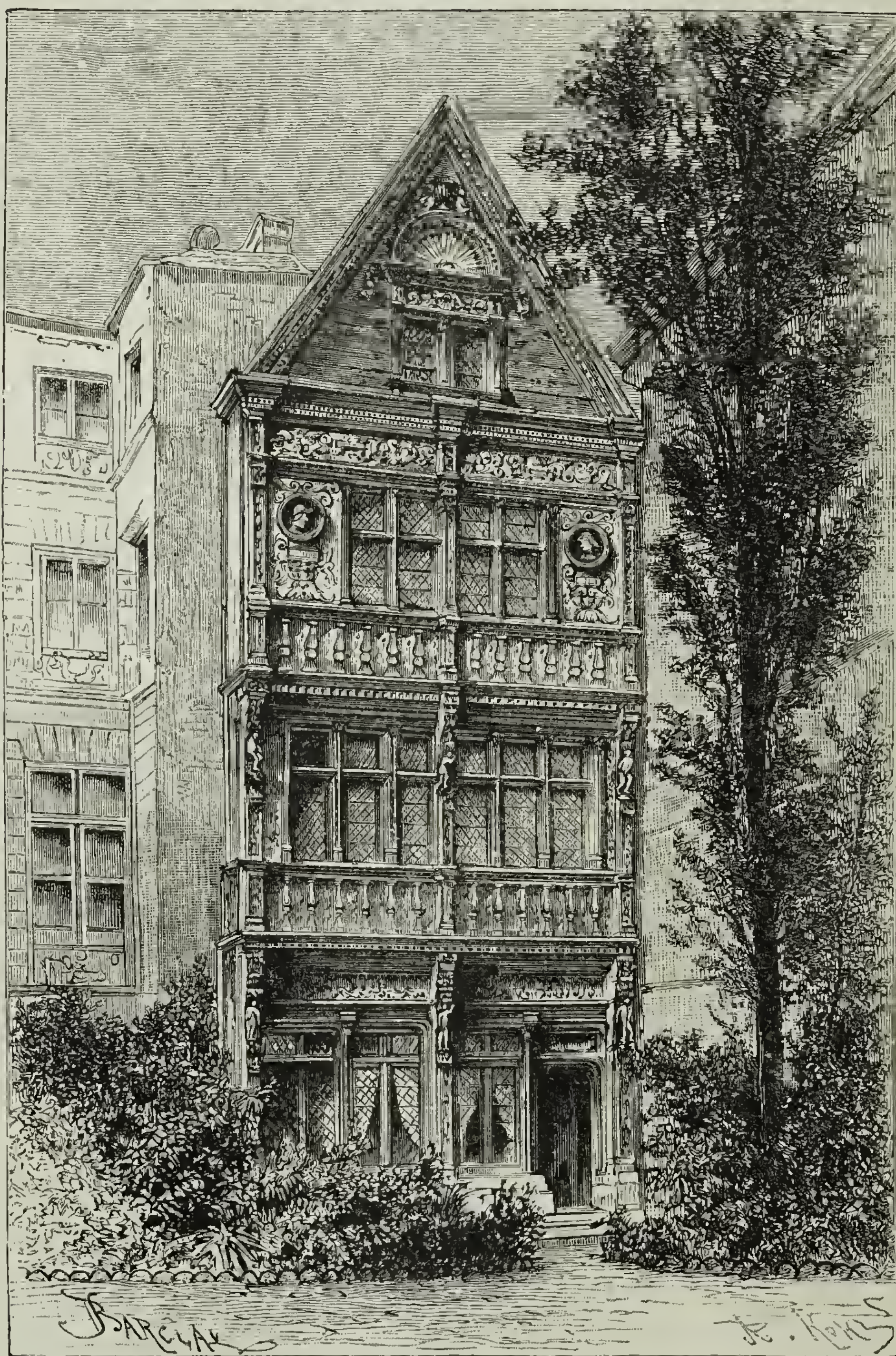
Mathurin Régnier (1573 bis 1613), in der Satyre ein Schüler des Horaz, wenn auch diesem im Stil nicht ebenbürtig, starb in einem Wirthshaus in der Nähe des Altmarktes.



St. Ouen.

In einem jener geschnitzten Holzhäuser, die früher in der Rue de Vanterie standen und einst von reichen Holzschnitzern oder Tuchmachern errichtet worden waren (als Muster und Andenken hat man den Giebel des einen am Square St. André wieder aufgestellt), wohnte Madame de la Mésangère, die Tochter der berühmten Freundin Lafontaine's (Madame de la Sablière). Später verkehrte Fontenelle viel in diesem Hause. — Von anderen berühmten Namen, denen wir in den Straßen oder auf den Plätzen Rouens begegnen, und die Rouen ihre Herkunft verdanken, erwähnen wir nur noch Pascal, der hier seine ersten barometrischen Versuche anstellte, Thomas Corneille, den Bruder „des großen Corneille“ (Pierre), den Dichter Bouilhet, den Schriftsteller Flaubert, L. E. Pouchet, der die Baumwollspinnerei in Frankreich einführte, ferner Jouvenet, den schon genannten Maler Géricault und viele andere [1]) außerhalb Frankreichs weniger bekannte.

Die Schulen, Sammlungen und Denkmäler berühmter Männer der Stadt können nicht verfehlen, Jeden, der Kenntniß davon erhält, mit Achtung für ihre geistige Bedeutung zu erfüllen.



Haus am Square St. André.

Aber Rouen ist und war außerdem noch von jeher eine sehr fromme, oder wenigstens sehr religiöse, d. h. in Frankreich katholische Stadt. Vor allem ist es der Sitz eines Erzbischofs, der hier vielleicht größeres Ansehen und größere Macht besaß und besitzt, als der Papst in Rom. Es ist ja eine bekannte psychologische Thatsache, daß Extreme sich berühren. Aus einem Saulus wurde einst ein Paulus, aus den kühnen, heidnischen Seeräubern des Nordens, die das Beutemachen durch offenen Kampf ebenso wenig als Sünde betrachteten, wie heutzutage noch die Wüstenstämme Afrikas, wurden zahme, christliche Kaufleute und Wollspinner, bei denen nur gelegentlich ein Stück Erbsünde zum Durchbruch kam (Wilhelm der Eroberer!); heute natürlich nicht mehr, oder in den üblichen, gesetzlich geschützten Formen!

Und darum ist Rouen ferner auch eine Stadt von Kirchen. Und gerade diese sind es, durch welche die Stadt den Fremden die allermeiste Bewunderung abnöthigt. — Als besonders charakteristisch für die Kirchen der Normandie ist zu bemerken, daß bei denselben der gothische Stil, wenngleich er auch nicht immer gleich ist, entschieden vorherrscht, während bei uns häufig auch der romanische Stil auftritt. Unsere Soldaten waren im Feldzuge von 1870 nicht wenig erstaunt, oft selbst in den kleinsten Orten großartige gothische Kathedralen zu finden.

Die erstaunliche Zahl von Kirchen, welche Rouen vor der ersten Revolution aufweist — nämlich 37 — erklärt sich zum Theil aus der, wie es scheint, früher einmal größer gewesenen Einwohnerzahl der Stadt. Wenn man älteren Geschichts- und Chronikschreibern glauben soll, betrug dieselbe im 16. Jahrhundert 300 000 (?), während Paris damals nur 600 000 Einwohner zählte.

Seit der Revolution hat sich die Zahl der zum Gottesdienste verwendeten Kirchen auf 14 vermindert. Die drei schönsten von ihnen sind: die Kathedrale, St. Ouen und St. Maclou; und die größte und zugleich stilvollste unter diesen dreien ist unbestritten St. Ouen (S. Abbildung 1). Diese alte Abteikirche hat unserem Gefühle nach, trotz ihrer späterem Geschmacke entsprechenden reichen Gliederung und Verzierung, von allen Kirchen Rouens und vielleicht der Normandie am meisten frühgothisches, das will sagen, specifisch nordisches Gepräge. Ihre Anlage, und namentlich der mächtige, massive, viereckige Mittelthurm, der den ganzen gewaltigen Kreuzbau beherrscht, erinnert uns einigermaßen an den herrlichen Dom zu Drontheim, nur daß hier, wie schon angedeutet, viel weniger äußeres Beiwerk, namentlich hinsichtlich der Strebepfeiler, vorhanden ist. In dieser Hinsicht läßt sich St. Ouen am besten mit dem Kölner Dom vergleichen. Der Haupttheil der Kirche wurde 1318 bis 1339 von Alex Berneval erbaut, und nur das Portal, das mit seinen beiden 86 m hohen Thürmen im Verhältnisse zu dem inwendig 158 m langen, 26 bezüglich 42 m breiten und 32 m hohen Schiff etwas zu niedrig erscheint, ist erst in unserer Zeit errichtet worden.

Der trotz seines Umfanges — Dank seiner feinen Gliederung — leicht und gefällig aussehende, von zwei anmuthigen Seitenthürmchen geschmückte Mittelthurm ist 82 m hoch

[1]) Näheres darüber findet man bei Th. Lebreton: „Biographies rouennaises.“

und endigt in einer von Glockenthürmchen umgebenen Plattform, die man die „Krone der Normandie“ („couronne de la Normandie“) nennt. An Stelle des nördlichen Seitenportales schloß sich die dazu gehörige, jetzt, wie schon beiläufig erwähnt, zum Stadthaus umgewandelte alte Abtei an. Dafür hat man den südlichen Seitengiebel (le portail des Marmousets) in um so größerer Pracht hergestellt. Im Giebelfelde finden wir Mariä Tod, Himmelfahrt und Eingang zum Paradies dargestellt. Von besonderer Schönheit ist auch die Rose des Portales. Den großartigsten und erhebendsten Eindruck macht jedoch das Innere dieses herrlichen Baues auf uns; denn hier vereinigt sich die vollkommenste Harmonie der einzelnen Theile und Linien mit der vollkommensten und ungestörtesten Erhabenheit des künstlerisch-religiösen Gedankens. Das Schiff gliedert sich zunächst in drei, und vom Querschiff an in fünf Seitenschiffe, aber die Einheit wird nicht, wie es bei der sonst gleichen inneren Gliederung der Kathedrale der Fall ist, durch daran sich schließende Seitenkapellen gestört. Die schlanken, in Spitzbogen auslaufenden Pfeilerreihen sind einem Palmenwalde vergleichbar.

„Die Vollendung und Feinheit der Pfeiler“, heißt es in einem „Führer“ durch Rouen[1]), „ist wirklich staunenswerth. Im allgemeinen ist es die Abwesenheit jedes fremdartigen Schmuckes, welche dem Inneren des Gebäudes jenes freie, leichte, fast feenartige Aussehen verleiht, welches in uns eine Empfindung erweckt, wie kaum ein zweites Gotteshaus.“ Von den 135 Fenstern zeichnen sich viele durch schöne alte Glasmalereien aus.

Kaum weniger großartig, wenn auch ganz anderer Art, ist der Eindruck, den die berühmte, schicksalsreiche und mit der Geschichte der Hauptstadt der Normandie und des Landes im allgemeinen ganz besonders eng verwachsene Kathedrale macht. Während uns St. Ouen am vortheilhaftesten von der Seite gesehen entgegentritt, so ist es hier die Vorderansicht des Gebäudes, welche am mächtigsten auf uns wirkt (S. Abbildung 2). Nur stört uns dabei sofort das gewaltige Mißverhältniß zwischen rechts und links, weshalb wir dem Beschauer den Rath ertheilen, den Augenpunkt mehr rechts und vor allem nicht zu hoch zu wählen, und dabei das Gesichtsfeld nach links mit der Hand abzugrenzen, wenngleich auf dieser Seite das Gesammtbild durch die an den prächtigen Thurm sich lehnenden Häuser beeinträchtigt wird. Diese aus dem 16. Jahrhundert stammende Vorderseite mit ihren drei hohen Portalen und ihrer imposanten Rose fesselt uns unwiderstehlich ebenso durch den bewunderungswürdigen Reichthum ihrer Bildhauerarbeiten, wie durch die weise Anordnung derselben, die jeden Schein von Ueberladung fern hält. Die Ungleichheit der Bauart und Höhe der beiden Thürme wird der kundige Beschauer sich selbst aus ihrer verschiedenen Entstehungszeit erklären. Der kleine linke Thurm (la tour St. Romain), der dem Ganzen auch das etwas gedrückte und breite Aussehen verleiht, und der auch durch seine allzu große Nüchternheit vom übrigen absticht, gehört in seinem unteren Theile zu einer alten, durch eine Feuersbrunst zerstörten Kirche und ist bis zur Spitze des Daches nur 75 m hoch. Der hohe rechte Thurm stammt aus dem 16. Jahrhundert und wurde von dem Gelde erbaut, welches die Gläubigen für die Erlaubniß, während der Fastenzeit Butter essen zu dürfen, zahlten, und heißt daher auch Butterthurm (tour de Beurre). Sein oberer Theil besteht aus einer — wenig zu dem wundervoll durchgearbeiteten Unterbau stimmenden — Pyramide aus Gußeisen, die sich bis zu einer Höhe von 151 m erhebt. (Dieser Thurm gehört darum zu den höchsten der Welt.) — Die Kirche gehört zu den ältesten christlichen Kirchen überhaupt. Das erste Gotteshaus auf dieser Stelle wurde 260 bis 270 von St. Mellon erbaut, war jedoch schon Anfang des 5. Jahrhunderts nicht mehr vorhanden. Bald darauf von St. Victrice wieder erbaut, dann von St. Romain und später von Richard von der Normandie vergrößert, wurde sie 980 abermals zerstört. Die darauf unter Wilhelm dem Eroberer von neuem vollendete Kirche wurde 1117 vom Blitze zerstört, welches Schicksal auch die nächste bereits 1284 hatte, und nur die Kapelle der Jungfrau (der älteste Theil der jetzigen Kirche) ist noch ein Rest davon. Aber manche Stürme hatte auch das neue, im Ganzen jedoch jetzt noch stehende Gebäude theils vom Wetter, theils durch die Zerstörungswuth der Menschen — namentlich der Hugenotten, die 1562 das 1530 errichtete Portal zerstörten — auszustehen, bis endlich am 15. September 1822 die Pyramide zerstört wurde, an deren Stelle nunmehr die eiserne getreten ist.

Das schönste der beiden Seitenportale, die beide sehr bemerkenswerth sind, ist das Buchhändlerportal (portail des Libraires), das so genannt wird, weil hier früher die Buchhändler ihre Verkaufsbuden aufzuschlagen pflegten. Man muß, um dasselbe zu sehen, entweder durch die Kirche gehen, oder erst einen Umweg durch die Rue St. Romain machen.

Das Innere der Kirche ist auch hier bedeutender noch als ihr Aeußeres. Das Schiff hat 136 m Länge, 32 m Breite und 28 m Höhe. Besonders beachtenswerth sind die reich ausgestatteten Kapellen und berühmten Gräber, von welch letzteren wir nur die von Rollo, dem ersten Normannenherzog, von Richard Löwenherz, vom Seneschal der Normandie, Pierre II. de Brézé, und von den Kardinälen von Amboise erwähnen. Auch fehlt es nicht an schönen Bildwerken, die z. B. die Jungfrau, die Apostel und Heiligen oder auch Mönche darstellen.

[1]) Rouen, son histoire, ses monuments etc. par Th. Licquet (1867).

Südkalifornien im Jahre 1887.

Von Theodor Kirchhoff.

II. (Schluß.)

Zu den neuen Unternehmungen, welche für San Diego von größter Tragweite sind, gehört das Herbeischaffen einer ansehnlichen Menge von fließendem Wasser, sowohl zur Bewässerung der Felder, Orangenhaine, Weinberge, Obstgärten 2c., als auch zum Bedarfe der Stadt. Wäre man auf die natürlichen Wasserläufe allein angewiesen, so müßte das Hinterland und die Umgebung von San Diego immer eine so wüstenähnliche Gegend bleiben, wie es bis jetzt noch meistens der Fall ist. Man hatte aber die Erfahrung gemacht, daß an vielen Orten in Südkalifornien die Hauptwasserläufe

nicht oben auf der Erde, sondern unter derselben zu finden sind. Bohrungen in dem im Sommer fast ausgetrockneten Bette des San-Diego-Flusses lieferten den Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme, für welche San-Diego-County keine Ausnahme bildet. Man fand unter dem fast ganz von Wasser entleerten Flußbette einen starken Strom klaren Wassers, das denn auch durch Pumpwerke an die Oberfläche gehoben und nach der Stadt und ihrer Umgebung geleitet wurde.

Noch folgenreicher für das Urbarmachen des kulturfähigen Landes in San-Diego-County ist die Anlage großer Wasserreservoirs. Das größte derselben liegt im Sweet-Water-Cañon, 13 Miles südöstlich von San Diego. Durch eine mächtige, 80 Fuß hohe Steinmauer hat man dort eine Bodenfläche von 675 Acker tief unter Wasser gesetzt und auf ihr viele Millionen Gallonen gestaut. Dieses Werk hat 300 000 Dollars gekostet. In zwei anderen, 40 Miles von San Diego im Bau begriffenen Reservoirs, die 450 und 540 Fuß über dem Meeresspiegel liegen, wird alles während des Winters im Gebirge niederfallende Regenwasser und das der kleinen Gebirgsbäche angesammelt und durch eine auf Holzböcken ruhende Wasserleitung (flume) nach den Thälern befördert werden. Sechs Tunnels, von denen einer eine Länge von 1800 Fuß haben wird, müssen dort angelegt werden. Das erforderliche Holz, neun Millionen Fuß „Redwood" und „Pine", wird aus Humboldt-County im nördlichen Kalifornien und vom Puget Sund im Territorium Washington zur See herbeigeschafft; 40 mit je zehn Maulthieren bespannte Lastwagen werden drei Monate Zeit gebrauchen, um das Bauholz vom Hafen in San Diego an Ort und Stelle zu schaffen. Die Ausgaben für dieses großartige Unternehmen werden auf 450 000 Dollars veranschlagt, und 500 bis 1000 Arbeiter haben dabei Beschäftigung gefunden. Binnen Jahresfrist werden durch jene Reservoirs und Wasserleitungen ausgedehnte, bis jetzt ganz nutzlos daliegende Thalflächen und Mesas (Hochflächen) bewässert und in fruchtbares Ackerland, Farmen, Heimstätten, Orangenhaine &c. umgewandelt werden. Den meisten Nutzen werden die Districte Linda Vista, Paradise, Sweet Water und Otay, welche sich für die Zucht von Orangen ganz besonders eignen, von dieser Wasserleitung haben, die in einer Länge von 60 Miles über National City bis nach San Diego geführt werden soll.

Von weittragender Bedeutung für San Diego ist die jetzt schnell voranschreitende Besiedelung der nördlichen Hälfte der Halbinsel Unter-Kalifornien. Die „International Company of Mexico", eine Gesellschaft Kapitalisten aus Connecticut und New York, hat dort von der mexikanischen Regierung etwa 18 Millionen Acker Land erworben und 70 Miles südlich von San Diego in einem fruchtbaren Landstriche an der Bai von Todos Santos die Stadt Ensenada gegründet, welche rasch emporblüht.

Bis vor kurzem lebten in diesem Landstriche, der eine Länge von 300 engl. Meilen von Norden nach Süden mit einer Durchschnittsbreite von 100 Miles hat, nicht viel mehr als 500 Menschen. Jetzt zählt Ensenada allein bereits mehrere Tausend Einwohner, und die Amerikaner strömen schaarenweise nach Unter-Kalifornien (in zwei Wochen im vergangenen December siedelten sich dort 550 Familien an!), und mit ihnen zieht die neuere Kultur ein, vor welcher die Mexikaner bald ganz das Feld räumen müssen. Bei Ensenada errichtet man einen Badeort und ein vornehmes Gasthaus, die den in Südkalifornien liegenden Seebädern ohne Zweifel bald starke Konkurrenz machen werden. Der 18 Miles lange Strand der prächtigen Bai von Todos Santos soll noch vor Abschluß des Jahres in seiner ganzen Länge Nachts mit elektrischem Lichte beleuchtet werden. Im Inneren des Landes entstehen neue Ansiedelungen in Menge, Straßen werden angelegt, Felder bewässert, halbtropische Anpflanzungen ins Leben gerufen u. s. w. — genug, es herrscht an vielen Orten in dem wahrhaft königlichen Besitzthum der International Company ein Leben, als ob es zum Gebiete der Vereinigten Staaten, nicht aber zu Mexiko gehöre. 70 Miles östlich von Ensenada befinden sich ausgedehnte Fichtenwaldungen im Gebirge, wo bereits Dampfsägemühlen errichtet werden, die im Stande sind, 100 000 Fuß Bauholz an einem Tage zu schneiden. Auch Gold, Silber und Kupfer hat man 60 Miles von Ensenada entdeckt. Das Klima im nördlichen Theile von Unter-Kalifornien ist dem in San-Diego-County ähnlich, das Land ist dort aber weit besser bewaldet und bewässert, als nördlich von der Grenze. Alle Produkte Südkaliforniens gedeihen daselbst aufs beste.

Der ansehnliche Dampfer „Carlos Pachuco" macht jetzt dreimal in der Woche die Fahrt zwischen San Diego und Ensenada. Er ist stets mit Passagieren überfüllt und mit Gütern aller Art schwer beladen. Noch vor Abschluß des Jahres wird eine tägliche Dampferlinie zwischen den beiden Plätzen ins Leben treten, für welche die Schiffe schon von New York unterwegs sind. Auch eine Eisenbahn von San Diego nach Ensenada ist bereits vermessen und wird nächstes Jahr gebaut werden. Es liegt im Plane, diese Bahn in östlicher Richtung von Ensenada weiter zu führen, den Coloradofluß bei Point Isabel an seiner Mündung in den Golf von Kalifornien zu kreuzen, mit der Sonora-Eisenbahn (Guaymas-Nogales) in Verbindung zu treten und bei Chihuahua Anschluß an die Mexican-Central-Bahn zu nehmen. Der International Company wurde von der mexikanischen Regierung für einen Zeitraum von zwanzig Jahren Steuerfreiheit für ihren Grundbesitz zugesichert. Auch wird behauptet, daß die ganze Halbinsel der „Zona Libre", d. h. dem Freihandelsbezirk zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten, in nächster Zeit einverleibt werden soll. San Diego, welches nur fünfzehn engl. Meilen von der Grenze und ganz im südwestlichen Winkel des Vereinigten Staaten-Gebietes liegt, würde dadurch eine centrale Lage und ein großes natürliches Handelsgebiet erlangen, was für die Zukunft dieser Stadt von der allergrößten Wichtigkeit ist. Daß der Stadt San Diego je von Ensenada der Rang abgelaufen wird, ist nicht anzunehmen.

National City, die Schwesterstadt von San Diego, ist jetzt mit diesem Platze durch eine „Motorbahn" (eine Art engspuriger Eisenbahn) verbunden, die sich bis ins Otaythal erstreckt. Das Land ist an der ganzen Linie dieser Bahn zu beiden Seiten derselben in städtische Grundstücke „ausgelegt" worden. National City, das jämmerlich hinter San Diego zurückgeblieben ist, beginnt jetzt endlich aus seinem Schlaf aufzuwachen; es wird dort viel gebaut und noch mehr in leeren Grundstücken spekulirt. Trotzdem blickt San Diego, das früher vor dem Namen National City erbebte, heute mit Verachtung auf seinen ehemaligen Rivalen herab und hat sogar vorgeschlagen, den Platz einfach zu annectiren und in „South San Diego" umzutaufen.

Daß das früher so schläferige San Diego heute nur noch von Millionen träumt, ist nicht zu verwundern. Die tollsten Spekulationen sind dort an der Tagesordnung. Die Grenzen der Stadt umschließen den größten Theil der Gelände an der ausgedehnten Bai und sind bereits so weit ins Land hinausgeschoben worden, daß innerhalb derselben Platz für mindestens zwei Millionen Menschen ist. Der noch ganz kahle Stadtpark allein hat eine Ausdehnung von 1400 Acker. Ringsherum ist noch alles eine menschenleere Oede; aber trotzdem wird dort tüchtig in Baustellen spekulirt, denn die neuen Wasserleitungen werden ja bald Blumengärten als Schmuck für die Zukunftsvillas hervorzaubern! Schienenwege — Motorbahnen mit Dampfkraft — umkränzen

bereits die ganze Bai und erstrecken sich wie Fühlhörner weit von der Stadt ins kahle Land hinaus. Die vielen neuen Heimstätten, die man an allen jenen Linien gewahrt, geben den deutlichen Beweis, daß es außer den Landspekulanten auch noch eine Menge Leute in San Diego giebt, die mit der Stadt empor wachsen und sich hier bleibend niederlassen wollen.

Wohin man sieht, wird gebaut. Neue Straßen werden angelegt, Schluchten ausgefüllt, Hügel abgetragen u. s. w. Die Stadt ist mit elektrischem Licht beleuchtet, und in den Gasthäusern herrscht ein Leben wie in großstädtischen Hotels. Die Dampfer, welche zwischen den australischen Häfen und San Francisco fahren, werden binnen kurzem auch San Diego berühren und die Post nach und von dem Osten über die Atkison-, Topeka- und Santa-Fé-Eisenbahn befördern, wodurch die Zeit nach New York erheblich abgekürzt wird. Die Ausfuhr von Waaren und Produkten des Landes (Honig, Rosinen, Orangen und andere Südfrüchte) aus San Diego ist aber bis jetzt noch sehr unbedeutend und wird auch meistens mit der Eisenbahn nach dem Osten verfrachtet. Fast Alles, was zum Lebensbedarf nöthig ist, wird aus San Francisco eingeführt. Die von San Francisco anlangenden Dampfer sind mit Waarengütern aller Art, selbst mit Obst und Gemüse, schwer beladen und fahren fast leer zurück. Dagegen sind sie, auch auf der Rückkehr nach San Francisco, stets mit Passagieren überfüllt, obgleich die Geschäftsreisenden, weil die Dampfer in San Pedro, Santa Barbara und Port Harford an jedem Platze sechs bis acht und noch mehr Stunden Zeit verlieren, die Eisenbahn der Seeroute vorziehen. In Folge der raschen Besiedelung des Landes muß San Diego mit der Zeit auch ein bedeutender Ausfuhrhafen werden. In der Umgegend entstehen so viele neue Plätze, daß es schwer hält, nur die Namen alle zu behalten. Ortschaften, die am meisten genannt werden, sind Escondido, Murieta, Elsinore und Ramona, die sämmtlich „irdische Paradiese“ sind!

Wie schnell die Stadt im Wachsen begriffen ist, davon giebt nicht nur die Bevölkerungszunahme, sondern namentlich auch der unglaublich rasch steigende Werth des Grund- und des persönlichen Eigenthums den deutlichsten Beweis. In der Stadt San Diego stieg die Steuerabschätzung in dem letzten am 1. Juli abschließenden Jahre von $4^1/_2$ auf rund 13 Millionen Dollars. Die Einwohnerzahl, welche im Sommer 1887 etwa 15000 betrug, belief sich am 1. November 1887 bereits auf 23000 Seelen und hat sich in zwei Jahren beinahe versechsfacht! Ich prophezeite San Diego vor fünf Jahren 25000 Einwohner, eine Voraussagung, die in Folge des wunderbaren Emporblühens dieses Ortes ganz nichtig geworden ist. Wundern würde es mich gar nicht, wenn San Diego in weiteren fünf Jahren eine Einwohnerzahl von mindestens 50000 Seelen aufweisen würde. Unmöglich scheint mir dies durchaus nicht zu sein! Deutsche sind in San Diego zahlreich vertreten. Im Sommer 1887 gab es dort 75 deutsche Geschäftshäuser. Auch eine deutsche Wochenzeitung wird bereits in San Diego veröffentlicht.

Die Ueberbleibsel des alten San Diego treten einem bei einer Wanderung durch die Stadt auf Schritt und Tritt entgegen. In keinem südkalifornischen Platze gewahrt man neben modernen Prachtbauten so viele elende Holzbaracken, wie in San Diego. Neben den zahlreich vertretenen, intelligent aussehenden und hübsch gekleideten Fremden nimmt sich die einheimische Bevölkerung sehr hinterwäldlerisch aus. Auch das Element der Tagediebe und Strolche ist in San Diego ungewöhnlich stark an Zahl. Alle träumen sie aber von Millionen! Wer unter den alten Ansiedlern Grundeigenthum besaß, das er viele Jahre lang vergebens zu verkaufen sich bemühte, und dies jetzt plötzlich für eine unglaublich hohe Summe an den Mann bringt, der glaubt Wunder, wie weise er gewesen ist, daß er sein Eigenthum so lange behalten hat. Alle Welt redet in San Diego heute nur von Grundeigenthum und spricht vom „boom“. In wenigen Monaten verdoppelt und verdreifacht sich oft der Werth der städtischen Grundstücke, die zu den erhöhten Preisen ohne Schwierigkeit immer wieder neue Käufer finden. Ob und wann die Sündfluth und der Krach hereinbrechen werden, das bleibt eine offene Frage, über welche ich mir kein Urtheil anmaße. In San Diego glaubt vorläufig kein Mensch an eine Katastrophe.

In jedem zweiten und dritten Hause wohnt ein „real estate broker“, und dieselben erfreuen sich sämmtlich einer zahlreichen Kundschaft. Diese Grundeigenthumsmakler sind die liebenswürdigsten Leute von der Welt, fast jeden Tag fuhr mich einer von ihnen, nicht nur in San Diego, sondern in jeder südkalifornischen Stadt, die ich besuchte, spazieren. Meine neuen Freunde zeigten mir wünschenswerthe Bauplätze, rühmten die großartige Entwickelung ihrer Stadt mit begeisterten Worten und erklärten mir die riesigen Hülfsquellen von Stadt und Land; sie kutschirten mich nach „Ranches“ hinaus, die Käufer suchten, luden mich zu Tisch ein, traktirten mich mit „Cocktails“ und Havannah-Cigarren etc. Keine dieser Spazierfahrten und sehr annehmbaren Mahlzeiten hat mich jemals auch nur einen Cent gekostet!

Während meines Aufenthaltes in San Diego wurde eine Vorstadt öffentlich versteigert, d. h. der Platz, wo dieselbe im Laufe der Jahrzehnte vielleicht das Licht der Welt erblicken wird. Ein Yankee hatte ein Stück Wüstenland, das etwa acht Miles von der Stadt entfernt lag und ihm gehörte, für 10000 Dollars zu voreilig verkauft. Nach einem Monate kaufte er dasselbe Land für 50000 Dollars wieder zurück, ließ einen hübsch gemalten Vorstadtplan davon anfertigen, versteigerte in drei Tagen für 200000 Dollars Bauplätze und behielt noch eben so viel Grundeigenthum in seiner Zukunftsstadt für spätere Manipulationen im Besitz — alles dies in sechs Wochen! Am ersten Tage wurden die neugebackenen Wüstengrundstücke für 25 Dollars, am zweiten Tage für 50 Dollars, am dritten Tage schon für 100 Dollars das Stück verkauft. Kein Mensch denkt aber vorläufig nur daran, dort Häuser zu bauen. Und solche Käufe und Verkäufe sind in Südkalifornien heute etwas Alltägliches!

Kürzere Mittheilungen.

Der Fischfang in den Gewässern des Aralbeckens[1].

Die Wasserfläche des Aralsees oder Aralmeeres — nach russischer Ausdrucksweise — bedeckt etwa 70000 qkm (circa 1250 Quadratmeilen), nimmt jedoch reißend schnell ab; die jährliche Erniedrigung ihres Niveaus ist zu 70 mm festgestellt worden. Aber nicht nur die Wassermasse des Sees mindert sich, sondern auch der Salzgehalt derselben, und das ist ein bedeutsamer Vorgang. Russische Forscher erklären denselben dadurch, daß in Folge der Abschnürung kleiner, zum Eintrocknen

[1] Vergl. Iswestja der Russischen Geographischen Gesellschaft, Bd. 23, Heft 5, S. 654 ff.

verurtheilter Wasserstreifen an den Seeufern dem Gesammtkörper des Sees immerfort Salz entzogen wird, während der Syr und Amu demselben unablässig Süßwasser zuführen. So beträgt denn auch der gegenwärtige Salzgehalt des Sees nur noch 1,09 Proc., und unter seiner Fischbevölkerung findet sich keine einzige echt marine Form, wogegen von seinen Mollusken wieder keine einzige Art eigentlich und ausschließlich dem Süßwasser angehört. Diese Molluskenfauna also ist offenbar dem Untergange zunächst geweiht, dadurch aber auch die Schaar der von ihr sich nährenden Fische, namentlich eine Störart, der Schip (Acipenser schypa Lor.), von der noch weiter zu sprechen ist. — Der Syr und Amu haben auch noch in ihrem Unterlaufe eine schnelle Strömung und führen trübes, lehmreiches Wasser; der nördlichere friert schon Mitte November zu und geht erst Ende März wieder auf; der untere Amu-Darja bedeckt sich erst Ende Januar oder Anfang Februar mit Eis, welches drei bis vier Wochen zu stehen pflegt; der Aralsee selbst wird regelmäßig in jedem Winter an seinen Ufern mit einer Eisborte eingefaßt, die sich bei strenger und andauernder Kälte zuweilen schon bis zur Bedeckung des ganzen Sees erweitert hat.

Amu und Syr bilden bekanntlich Deltas, und in diesen liegen eine Reihe größerer und kleinerer Landseen, die mit den Flußarmen in Verbindung stehen, sich durch ihr klares, reines Wasser auszeichnen und eine vorzügliche Brutstätte namentlich für verschiedene Grätenfische abgeben. Indessen gebührt die erste Stelle unter den Handelsfischen im Aralbecken dem schon erwähnten Schyp-Stör, einem Knorpelfische, der für gewöhnlich ein Gewicht von 14 bis 15 kg oder nach geschehener Ausweidung als Handelswaare ein solches von 10 kg hat. Derselbe steigt im Frühjahr und Sommer zum Laichen flußaufwärts und liefert, je weiter hinauf sein Fang geschieht, um so mehr Caviar; ihn schätzt besonders die russische Bevölkerung. Die Eingeborenen bevorzugen die Barbe, die mit drei Arten in den Aralgewässern vertreten ist und gleichfalls zum Laichen die Flüsse hinaufgeht, und die im Winter theils im „Meere", theils aber, wie der Schyp, in den Deltaseen unter dem Eise gefangen wird. Eine dritte, bisher nicht beachtete, aber noch viel versprechende Art ist die des Alburnus chalcoides — gewissermaßen der Hering des Aralsees, und identisch mit dem den Kaspisee bewohnenden; erst die Russen zeigten, wie man diesen schmackhaften Fisch durch Einsalzen und Einpökeln versandtfähig machen könne. Derselbe steigt zum Herbst in die Flüsse hinauf, wo sich gleichfalls zwei kleinere Süßwasserformen derselben Art finden, jedoch ohne commercielle Bedeutung zu besitzen. Von weiteren, ihr Leben zwischen dem Salzsee oder dem „Meere" und den Flüssen theilenden Fischen des Aralbeckens werden genannt: Zander, Bleie (Abramis brama und A. sapa Pall.), „Säbelfische" (Pelecus cultratus L.), endlich je zwei Arten von Aspius und Acanthobrama. Unter den weniger den Aufenthaltsort wechselnden Fischen des Aralbeckens ragt hervor das Karpfengeschlecht, das in großen Mengen die Deltaseen bevölkert und nebst den Barben und den Welsen von den die Fettfische bevorzugenden Landeseingeborenen besonders geschätzt wird. Der Wels wird im Meere, in den Seen und in den Flüssen angetroffen und erreicht bis zwei Meter Länge. In diese Kategorie gehören ferner Hechte und Barsche, sowie auch Plötzen (Leuciscus rufilus), die indeß weder so massenhaft wie im Kaspischen Meere vorhanden sind, noch auch, wie die dortigen, zur Laichzeit regelmäßige Wanderungen ausführen, endlich Squalius oxianus, der im unteren Amu lebt und bis 23 cm lang wird, während zwei kleinere Arten dieser Fischgattung in den Nebenflüssen des Syr auftreten. Unter den reinen Süßwasserfischen ist am merkwürdigsten die Gattung Scaphirhynchus, die im Aralbecken mit drei Species vertreten ist und außerdem nur noch im Mississippi vorkommt. Die nicht zur Nahrung dienenden Aralfische übergehen wir.

Der Fang wird zum Theil noch sehr primitiv mit Schlepp- und Standnetzen, Reisern, Gattern und Fischgabeln betrieben; die Beschreibung dieser Geräthe unterlassen wir gleichfalls und bemerken nur hinsichtlich der Herstellung der Netze, daß dabei neuerdings eine Gespinnstpflanze Verwendung gefunden hat, die am Amu-Darja wildwachsend vorkommt. Es ist die Turka, eine mannshohe Pflanze mit dünnem Stengel, kleinen lanzettförmigen, schmalen Blättern, und rosenrothen, im Juli aufbrechenden Blüthen (Apocynum venetum), deren Webeprodukt vor dem des Flachses den unschätzbaren Vorzug besitzt, der Fäulniß im Wasser weit länger widerstehen zu können. Erst in der zweiten Hälfte des Mai beginnt man mit dem Fang des Schip; da jedoch der Versandt desselben nach Orenburg und anderen Orten erst mit der kühleren Jahreszeit beginnen kann, so muß der Fisch bis dahin, sei es todt oder lebendig, aufbewahrt werden, und beides hat seine Schwierigkeiten. Im ersteren Falle wird der ausgeweidete Fisch der Länge nach in zwei Hälften zerlegt, eingesalzen und in Eiskellern bis zum Herbst zwar bewahrt, verliert jedoch wegen seiner starken Durchsalzung an Marktwerth. Daher versucht man ihn in den sogenannten „Gärten" lebend zu erhalten. Dies sind kleinere oder größere Wasserflächen, die man vom Ufer her durch Stangen oder Ruthen in Vierecksgestalt eingehegt hat, und die sich 6 bis 100 m in die Länge und im Maximum bis 20 m in die Breite erstrecken. Solche Fischgärten sind namentlich am unteren Syr sehr zahlreich; die meisten Gefangenen (circa 70 Proc.) überstehen darin den ganzen Sommer ohne abzumagern, ja mit Zunahme des Caviargehalts, und können somit im Spätherbst, sei es frisch, im gefrorenen Zustande oder schwach gesalzen, verschickt und gut verkauft werden. Am Amu-Darja liegen die Verhältnisse leider nicht so günstig. Hier sterben die zur Sommerzeit in die Gärten gesetzten Fische vielfach an einer räthselhaften Krankheit. Dieselbe beginnt mit rothen Flecken, die sich an der Afteröffnung und unter den Flossen zeigen, die Haut unterläuft hier mit Blut, schwillt an und bricht zuweilen in offenen Wunden auf; meistens jedoch gehen die Fische schon vorher zu Grunde. Eine Zeit lang glaubten die Fischer, daß äußere Verletzungen etwa an den Pfahlwänden der Gärten an den Krankheitserscheinungen schuld seien; man ließ daher einzelne Exemplare an langen Stricken sich im freien Wasser bewegen, erlebte jedoch, daß sie ebenso eingingen wie die Gartenbewohner. Dabei hängt die Entwickelung der Seuche von Zeit und Ort ab. Vor Ende Juni sterben wenige; zwischen dem 15. Juli und 15. August die meisten, und zwar in 2 bis 3 Tagen; dann beginnt das Sterben nachzulassen und hört von der Mitte des September ganz auf. Die gefährlichsten Strecken sind die im Amudelta, unterhalb der von einem Flußarm durchströmten Seen; oberhalb derselben, z. B. bei Petro-Alexandrowsk, existirt die Krankheit nicht, und im Meere, wofern hier Ufergärten angelegt sind, tritt sie nur noch schwach auf; sie ist ferner unbekannt am Syr-Darja, der nebst seinen Ausläufern keine Seen durchströmt, und so stammen die Krankheitskeime offenbar aus diesen, wo immer sie im Amudelta vorhanden sind. Natürlich liegt der Gedanke nahe, einen Parasiten als Krankheitserreger anzunehmen, doch hat das Mikroskop bisher noch keinen solchen zu entdecken vermocht, und es bleibt der Zukunft vorbehalten, diese Erscheinung aufzuklären, deren Symptome nur äußerst selten bei den aus der Freiheit frisch eingefangenen Thieren bemerkt worden sind. Daß die Plage am Amu-Darja als schwerer ökonomischer Hemmschuh empfunden wird, ist selbstverständlich; der Sommerfang muß hier ja an vielen Orten sofort eingepökelt und damit bis zu einem gewissen Grade entwerthet werden.

Die Fischer im Amudelta gehören vorzugsweise dem Stamm der Karakalpaken an, die mit eigenen Netzen und

Booten ihr Gewerbe treiben; auf dem „Meere“ sind es Kirgisen, die sogenannten Halbner, welche mit fremden Geräthen und Fahrzeugen arbeiten und von deren Besitzern die Hälfte des Ertrages erhalten; bei Petro-Alexandrowsk sind Uralkosaken im Fischfang thätig; die Aufkäufer und Händler sind meistens Russen, daneben einige Tataren und Armenier und ein Hebräer. Statistische Angaben über die Höhe des Fischereiertrages im Uralbecken haben nur bedingten Werth; doch läßt sich die Zahl der gefangenen Schipstöre immerhin mit einiger Sicherheit feststellen, dieselbe belief sich — den Fang im Syr, im Amu und im „Meere“ zusammengerechnet — im Jahre 1885 auf etwa 40000 Stück, von denen über die Hälfte auf Kameelsrücken nach Orenburg, ein weit geringerer Theil nach Taschkent und Merw abgesetzt wurde. Hierzu wird man etwa 1 Million Kilogramm anderer Fischsorten noch hinzurechnen dürfen, und davon geht reichlich ein Viertel vom unteren Amu nach Buchara, während mehr als die Hälfte dem Verbrauche in der Oase Chiwa dient. — Nun lastet aber auf dem Fischergewerbe am unteren Amu noch ein anderer Uebelstand außer dem schon erwähnten, das ist die Schwierigkeit des Transports nach dem Hauptmarkte, nach Orenburg. Während nämlich von Kasalinsk, am Syr-Darja, die Kameelreisen nach Orsk und Orenburg während des ganzen Jahres ohne Unterbrechung vor sich gehen, ist dies vom Amu-Darja ebendorthin nicht möglich, insoweit es sich um die kürzeste und billigste Verbindungslinie handelt, die über das Ustjurt-Plateau führt. Hier setzen mit Ende Oktober so furchtbare Schneestürme ein, daß jede Reise lebensgefährlich wird und eben deshalb unterbleibt. Schon am 10./22. Oktober pflegt jede Expedirung aus der Oase Chiwa nach Orenburg ein Ende zu nehmen, und für den Fischversandt nach letzterem Platz bleibt mithin nur der geringe Spielraum einiger Wochen übrig. Es ist unter solchen Umständen begreiflich, daß eine russische Firma den Versuch machte, ihre Fischwaare zu Schiff über den Aralsee nach einem nördlichen Landungsplatze zu befördern, um sie dort von Kameelen aufnehmen und nach Orenburg bringen zu lassen. Indeß hat dieses Unternehmen in Folge erlittener Verluste nach einigen Jahren wieder aufgegeben werden müssen. Noch kläglicher und wahrhaft abenteuerlich endete ein anderer Versuch einer Handelsschiffahrt auf dem Aralsee, wobei es weniger auf den Fisch- als auf den Weizentransport von Chiwa nach Kasalinsk abgesehen war. Da der Weizen damals in Chiwa zu hoch stand, fuhr der Unternehmer mit seinem Schiffe nach der wüsten Nikolausinsel, um hier Saxaul schlagen und einladen zu lassen. Das Schiff gerieth dort auf den Sand und konnte von seiner aus sechs Mann bestehenden Besatzung nicht wieder flott gemacht werden. Dadurch kam diese letztere in eine höchst gefährliche Lage, die Vorräthe gingen zu Ende, ein Knollengewächs, das man auf der wüsten Insel fand, fristete den von aller Welt Verlassenen zwar noch einige Wochen das Leben, aber trotzdem rückten die Schrecken des Hungertodes immer näher. Da entschloß sich der Eigenthümer mit drei Mann auf einem kleinen Boote nach Osten zur Küste hinüberzufahren, ein Sturm beraubte die Armen des Steuerruders, sieben Tage lang trieben sie auf den Wellen umher, bis sie endlich ganz erschöpft zwischen Amur und Syr ans Land geworfen wurden, wo sie zum Glück auf einen kirgisischen Schafhirten stießen, der sie rettete. Sobald als möglich fuhr der Schiffsherr von Syr aus wieder auf das Meer hinaus, um die beiden auf der Insel zurückgelassenen Menschen zu erlösen, aber fast im Angesicht derselben nöthigten ihn Eismassen, die aus dem Syr herausgetrieben wurden, auf einer anderen Insel zu überwintern, und erst im nächsten Frühjahr konnte er zur Nikolausinsel gelangen, wo die beiden nun todt gefunden wurden, nachdem der zuletzt gestorbene sechs Monate auf derselben zugebracht hatte und erst 40 Tage vor Ankunft der Helfer, wie die Einkerbungen an einem Stock erwiesen, geendigt hatte. Diese Robinsonade hat sich nicht auf dem Ocean, sondern vor fünf Jahren auf dem Zwergmeere des Aral ereignet! Es ist kein Wunder, daß es seitdem noch kein Russe wieder gewagt hat, dasselbe sei es zum Fisch- oder zum Weizenhandel zu befahren.

So harrt der Fischreichthum des Aralsees noch immer einer entsprechenden Ausnutzung. Daß derselbe aber kein geringer ist, dafür legt u. a. eine in unserer Quelle verzeichnete Thatsache Zeugniß ab. Nach einem mächtigen Sturme waren die Ufer des „Meeres“ und der Mündungen des Amur so massenhaft mit ausgeworfenen Fischen bedeckt, daß der Berichterstatter das Gewicht derselben glaubte auf 1 Million Pfund = $16\frac{1}{3}$ Millionen Kilogramm schätzen zu können! Das waren weniger „Rothfische“, wie der Russe die Störarten benennt, als vielmehr die zarteren Sorten der Fluß- und Backfische; von solchen aber wimmeln die im Mündungsbereich der beiden Flüsse gelegenen Seen, die man als natürliche „Gärten“ oder auch — a potiori fit denominatio — als großartige Karpfenteiche (im See Kamyschlybasch, am Syr, wurden kürzlich bei einem Zuge 12000 große Karpfen gefangen) bezeichnen könnte. Die Massen dieser Fischarten nach Orenburg hin abzusetzen, verbietet sich von selbst; somit kann das Marktgebiet für den größten Theil des Fischreichthums im Aral nur nach der anderen Seite, nach Osten hin, gesucht werden: in Turkestan, Buchara, Merw, und das Mittel, diese Gegenden zu erreichen und sie mit guter und billiger Fischnahrung zu versehen, ist gleichsam wie über Nacht gefunden und hergestellt worden — die transkaspische Eisenbahn! Diese schneidet in fast senkrechter Linie von Merw nach Buchara und Samarkand den Amur-Darja bei Tschardschui. Nach diesem Punkt also muß in Dampfern und Segelbooten der Fischertrag vom unteren Amur gebracht werden, um dann mit der Eisenbahn weiter ins Land nach Nord oder Süd hinein zu gelangen. Wahrscheinlich wird dann auch der Fang des Schip mehr und mehr oberhalb Nukus sich vollziehen, nicht nur um Tschardschui näher zu sein, sondern auch, weil sich ja der Fisch dort besser im „Garten“ erhält und bei alledem reicher an Caviar ist. Die Zukunft wird lehren, wie diese Hoffnungen in Erfüllung gehen; so gar schnell dürfte es wohl nicht geschehen.

F. M.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Presse von Odessa diskutirt neuerdings das Projekt eines Kanals, der die Landenge von Perekop durchstechen und die Halbinsel Krim von dem Festlande abschneiden soll, um die Häfen des Asowschen Meeres mit Cherson, Odessa und der Donaumündung in kürzere und geradere Verbindung zu bringen. Man verspricht sich davon eine beträchtliche Hebung des südrussischen Getreidehandels, und die Regierung zu St. Petersburg soll dem Plane sehr geneigt sein. Eine französische Gesellschaft, die sich zu dem

angegebenen Zwecke gebildet hat, gedenkt das Werk ohne jede Staatssubvention in die Hand zu nehmen.

— Es scheint, daß der starke Auswandererstrom, welcher sich von unserem Lande nach Nordamerika bewegt hat, unserem Wirthschaftsleben gegenwärtig in einem sich steigernden Grade zu Gute kommt. Während Deutschland nämlich im Jahre 1882 nur mit 7,78 Proc. an der Außenhandelsbewegung der Vereinigten Staaten betheiligt war, so war dies im Jahre 1887 mit 11,65 Proc. der Fall. Der Antheil Frankreichs fiel in demselben Zeitraume von 12,27 Proc. auf 9,84 Proc., und derjenige Englands von 26,99 Proc. auf 23,84 Proc., so daß der Gewinn Deutschlands also vor allen Dingen von seinen beiden bedeutendsten Welthandels-Rivalen getragen wurde.

Nach dem „Statistischen Jahrbuche" des deutschen Israelitischen Gemeindebundes betrug die Zahl der Juden im Königreiche Preußen im Jahre 1880 363 790, oder 1,33 Proc. von der Gesammtbevölkerung des Staates, im Jahre 1885 dagegen 366 543, oder 1,29 Proc. von der Gesammtbevölkerung. Die Zahl nahm also in dem fraglichen Zeitraume zwar absolut zu, aber relativ ab. Am stärksten war die Zunahme im Stadtkreise von Berlin, wo sie 10 406 betrug. Von den großen Städten enthielten im Jahre 1885 israelitische Bewohner: Berlin 64 355, Breslau 17 655, Frankfurt a. M. 15 554, Posen 6719, Köln 5309, Königsberg 4155, Hannover 3627, Danzig 2837 und Stettin 2501.

Australien.

— David Lindsay, der bekannte südaustralische Forscher, ist von seiner zweiten großen Reise durch das centrale Australien, welche er im September 1887 von Port Darwin an der Nordküste aus unternahm, am 28. April dieses Jahres glücklich in Adelaide eingetroffen. Es begleitete ihn nur ein eingeborener Knabe, und er verfügte über vier Pferde. Das von ihm bereiste Gebiet ist nach seiner Angabe größtentheils für Weidezwecke verwendbar, da es an Wasser nicht fehlt, und Herr Lindsay zweifelt auch nicht, daß es von Squatters für Viehzucht occupirt werden wird, sobald erst die von Port Augusta aus im Bau begriffene große Nordbahn, welche jetzt in der Länge von 705 km bis zur Ueberlandtelegraphenstation The Peake (in 28° 4′ südl. Br. und 135° 52′ östlich von Gr.) im Betrieb ist, weiter ins Innere des Kontinents fortgesetzt ist.

— Am 3. März dieses Jahres begab sich von Finschhafen, an der Ostküste von Kaiser-Wilhelms-Land, auf dem Dampfer „Ottilie" eine wissenschaftliche Expedition nach der Südspitze von Neupommern (Neubritannien). Sie bestand aus dem Kaffeepflanzer von Below, dem Naturforscher Karl Hunstein, 16 Polynesiern und 4 Malayen und bezweckte die Auffindung von für den Betrieb von Zuckerplantagen geeignetem Lande. Der Dampfer verließ am 6. März wieder Neupommern, kehrte aber am 15. dahin zurück, um Erkundigungen über den Erfolg der Expedition einzuziehen. Der Kapitän fand dabei den Hafen so verändert, daß er ihn kaum wieder erkannte. Die Dörfer, welche in der Nähe gestanden, waren nicht mehr vorhanden, die Riffe zeigten eine andere Gestaltung, ganze Landflächen waren verschwunden, große Bäume lagen entwurzelt da oder schwammen im Hafen umher, und die Anhöhen waren mit Bimsstein bedeckt. Von dem ganzen Personal der Expedition fanden sich nur noch fünf Polynesier vor, welche auf hohen Bäumen drei Tage lang ohne Nahrung zugebracht hatten, während sich von den übrigen Mitgliedern keine Spur zeigte. Eine jedenfalls durch einen vulkanischen Vorgang hervorgerufene furchtbare Fluthwelle, welche, wie sich aus der Wassermarke ergab, bis zu einer Höhe von 15 Meter angestiegen war, hatte diese schreckliche Verwüstung und den Untergang der Expedition, mit Ausnahme der fünf Polynesier, herbeigeführt. Die Vermuthung, daß die Herren von Below und Hunstein sich zur Zeit der Katastrophe bereits in den nordwestlichen Bergen der Insel, wohin sie sich begeben wollten, befunden hätten, ist wenig wahrscheinlich. Bereits angestellte weitere Nachforschungen werden darüber bald Aufklärung bringen.

— Die englische Regierung hat die Inseln Fanning, Christmas und Penrhyn im Großen Ocean unter ihre Botmäßigkeit gestellt. Die Fanning-Insel, mit einem vorzüglichen Hafen, enthält Guanolager und es wird auf ihr die Anlegung eines Kohlendepots beabsichtigt. Sie soll auch in dem projectirten Kabel von der Ostküste des australischen Kontinents nach Vancouver City an der Westküste von Kanada die dritte Section bilden. Die etwas südlicher gelegene Christmas-Insel birgt ebenfalls Guano. Penrhyn, die bedeutendste unter den drei Inseln (mit 55 km Flächeninhalt), besitzt ebenfalls einen vorzüglichen Hafen. Obgleich fruchtbar, ist die Zahl ihrer eingeborenen Bevölkerung doch zur Zeit sehr gering, weil letztere von Sklavenschiffen geraubt und nach Peru gebracht wurden. H. G.

Bücherschau.

— Richard Buchta, Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft. Leipzig 1888. F. A. Brockhaus. — R. Buchta ist durch seine Reise sowie durch seine photographischen Aufnahmen am oberen Nil der geographischen Welt in vortheilhaftester Weise bekannt. Sein vorliegendes Buch behandelt den Ostsudan vorwiegend in geschichtlicher und politischer Beziehung, von den ersten Eroberungsversuchen Mehemed-Ali's an bis auf die Zeiten Gessis', Gordon's und Emin-Pascha's. Die durch den Mahdi-Aufstand geschaffenen Verhältnisse in den Nilländern erhalten dadurch eine klare Beleuchtung, und für die von Schweinfurth und Ratzel herausgegebenen Briefe Emin's insbesondere bildet das Buchta'sche Werk, dem zwei gut ausgeführte Karten beigegeben sind, eine Art Schlüssel und Ergänzung.

— Anton Stauber, Das Studium der Geographie in und außer der Schule. Augsburg 1888. Gebr. Reichel. — Als die belgische Regierung im Jahre 1885 einen Preis von 25 000 Francs für das beste Werk über die Popularisation und Förderung des geographischen Studiums aussetzte, da hegten wir die Meinung, daß sich naturgemäß in erster Linie ein deutscher Schulmann diesen Preis erringen müsse. War ja doch die geographische Methodologie in keinem Lande so weit gediehen wie bei uns. Die vorliegende Schrift hat diese Erwartung gerechtfertigt, und wir blicken deshalb mit großer Genugthuung auf dieselbe. Hohe Anerkennung verdient vor allen Dingen die Gründlichkeit, mit der sie ihren Gegenstand behandelt.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIII.



№ 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Joachim Graf Pfeil's Reisen in Ostafrika.

I.

Unter den Reisenden, welche im Dienste der deutschen Kolonisation in Ostafrika thätig waren, ist Joachim Graf Pfeil sowohl der Zahl und Ausdehnung als auch den geographischen Ergebnissen seiner Forschungszüge nach an erster Stelle zu nennen. Kaum einer von den Sendlingen der Ostafrikanischen Gesellschaft hat die Kenntniß des der letzteren zugeeigneten Gebietes in solch umfangreicher Weise erweitert wie er. Ein Bericht über seine Reisen dürfte hier aber um so mehr am rechten Orte sein, als für denselben außer den schon vorhandenen Veröffentlichungen (u. a. in „Petermann's Mittheilungen" 1886, Heft 12, und 1888, Heft 1) noch unbenutzte handschriftliche Materialien, wie Tagebücher ꝛc., zur Verfügung standen.

Zur richtigen Beurtheilung seiner geographischen Thätigkeit dürfte es angezeigt sein, zunächst einen kurzen Blick auf den Lebenslauf und die Bestrebungen des Reisenden zu werfen, weil erstere eben durch die gegebenen Lebensumstände wesentlich beeinflußt wurden.

Am 30. December 1857 zu Neurode in der Grafschaft Glatz geboren, verlebte Joachim Graf Pfeil seine erste Jugendzeit in Schlesien, bis er gelegentlich der Versetzung seines Vaters nach Göttingen kam, wo er das Gymnasium besuchte. Schon frühzeitig machte sich an ihm der in seiner Familie geltende Erfahrungssatz: „Alles, was Pfeil heißt, fliegt", dahin bemerkbar, daß er einen, durch das Lesen von Reiseschilderungen genährten Drang nach Abenteuern in jugendlicher Weise lebhaft bekundete. Diesem Zuge gaben endlich seine Eltern nach, indem sie ihn mit der Hermannsburger Mission im November 1873 nach Natal gehen ließen. Dort führte er ein wechselndes Farmer- und Wanderleben, Land und Leute — namentlich der Zulukaffern — dabei gründlich kennen lernend. Nachdem er 1877 von einem vierteljährigen Besuche bei seinen Eltern zurückgekehrt war, kaufte er sich im Oranje-Freistaat an, um Landwirthschaft, namentlich aber Viehzucht, zu betreiben. In Folge verschiedener Unfälle gab er jedoch nach einigen Jahren diese Unternehmung wieder auf und wandte sich nach den Drakenbergen, wo er eine neue Farm anlegte. — Schon damals trug er sich mit dem Gedanken, ein geeignetes Gebiet zur Begründung einer deutschen Kolonie ausfindig zu machen, und angeregt durch die Wanderungen der Transvaal-Bauern nach dem Norden, richtete er seine Aufmerksamkeit auf das Gebiet zwischen dem unteren Limpopo und Zambesi, welches ihn nebenbei noch dadurch besonders interessirte, daß es bisher nur in den von Erskine und Mauch erforschten Gegenden einigermaßen, im übrigen aber noch gar nicht bekannt war. Dorthin ging sein Streben, und so rüstete er sich denn mit einem von 18 Ochsen ge-

zogenen Wagen und 7 Pferden zu einer Expedition aus. Am 15. September 1881 brach er von seiner Farm in den Drakenbergen auf. In Begleitung eines Engländers, der sich ihm unterwegs angeschlossen hatte, durchzog er zunächst das Flachland des Oranje-Freistaates, dann das südöstliche Transvaal sowie das Swasi-Land, und endlich gelangte er an den unteren Limpopo, den er überschritt. Allerhand Schwierigkeiten mit den Eingeborenen und seinen Trägern — mit denen an Stelle der wegen der Tsetse-Fliege am Enmati zurückgelassenen Zugthiere die Reise fortgesetzt worden war — ferner Lebensmittel-Mangel und Fieberanfälle machten ein weiteres Vordringen gegen den Zambesi unmöglich, und so mußte denn wohl oder übel die Rückreise angetreten werden. Theilweise vollkommen neue Wege einschlagend, traf er im Januar 1883 wieder auf seiner Farm ein. Sein Augenmerk auf dieser Reise war hauptsächlich auf das Studium der Eingeborenen, der Boden- und Vegetationsverhältnisse, der Nutzbarkeit der Flußläufe und anderer kulturtechnischer Punkte gerichtet, wodurch sein Urtheil in Kolonisations-Angelegenheiten sehr gefördert wurde.

Schon im Februar desselben Jahres brach er wieder auf und durchwanderte zu Fuß einen Theil des Swasi- und Tagalandes, die Delagoa-Bai als Ziel nehmend. Von seinen Trägern unterwegs verlassen, wäre er aber beinahe einem heftigen Fieberanfalle erlegen. Ein zufällig daherkommender Händler fand den weißen Mann bewußtlos in einem Sumpfe liegen und brachte ihn nach einer Hütte, wo er sich nach wochenlangem Krankenlager so weit erholte, daß er den Marsch nach der Delagoa-Bai fortsetzen konnte. Hier traf er ein Schiff, auf dem er, die Küstenplätze besuchend, über Sansibar bis nach Aden mitfuhr, wo er abermals ein heftiges Fieber zu überstehen hatte. Im Mai 1883 langte er endlich wieder in der Heimath an.

Hier warf sich Graf Pfeil, indem er sich zumeist in Berlin aufhielt, mit Eifer auf das Studium der geographischen Wissenschaften und auf die Einübung astronomischer Ortsbestimmungen. Nebenbei wirkte er auch für den Kolonialverein, indem er in zahlreichen Städten über Afrika und Kolonisationsfragen Vorträge hielt. Begeistert für den von ihm angeregten und von Dr. Peters lebhaft aufgegriffenen Gedanken, in Ostafrika ein Gebiet für deutsche Kolonisation zu erwerben, betheiligte er sich mit Freuden an der von diesem zur Ausführung gebrachten Expedition, welche am 1. October 1884 Berlin verließ und im November und December desselben Jahres die vom zansibarischen Küstengebiete binnenwärts gelegenen Landschaften Usagara, Nguru, Usegua und Ukami für die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft erwarb. Bei der Eile der Besitzergreifung dieser Landschaften, die übrigens schon zumeist durch Stanley und andere Reisende in der Hauptsache bekannt gemacht waren, bot sich dem Grafen auf dieser Expedition keine Gelegenheit, als Forscher im Großen thätig zu sein, doch versäumte er nicht, Land und Leute mit kundigem Blick im Einzelnen zu beobachten.

Als seine Reisegenossen Dr. Peters und Dr. Jühlke, von denen ersterer nach Deutschland, letzterer nach Zanzibar zurückkehrte, ihn am 7. December 1884 verlassen hatten, begann er bei dem vom Muini-Sagara (d. h. Eigenthümer von Sagara) bewohnten und nach ihm benannten Orte am Mukondogwafluß ein Haus zu bauen, um hier eine Station anzulegen. Dieser Ort erwies sich jedoch als ein Fiebernest schlimmster Art, denn in kurzer Zeit wurden sowohl Graf Pfeil, als auch der mit ihm zurückgebliebene Expeditionsgefährte — Kaufmann Otto — von einem schweren Malariafieber befallen. Letzterer erlag demselben am 24. December, während ersterer, schon dem Tode nahe, nur durch das hülfreiche Eingreifen des französischen Forschers Bloyet und dessen Frau gerettet wurde. Auf deren in Kondoa, einige Stunden von Muini-Sagara entfernt gelegenen Station (der Société Internationale Africaine) erholte sich Graf Pfeil bald so weit, daß er im Februar 1885 mit der lange erwarteten, endlich von Zansibar eingetroffenen Ersatz-Expedition einen Ausflug nach dem in nordwestlicher Richtung, etwa 80 bis 90 km entfernt gelegenen Kodi-Kodi unternehmen konnte. Zurückgekehrt, errichtete er nach einer Wanderung durch das fruchtbare Sima-Thal, am Ausgange desselben gegen den Mukondogwa, unweit von Muini-Sagara, auf einem Hügel ein neues Gebäude, welches den Anfang der nunmehr hier anzulegenden Station bilden sollte. Nachdem er diese erste deutsch-ostafrikanische Station, die er Sima-Thal benannte, so weit gefördert hatte, daß er sie einstweilen zur weiteren Bewirthschaftung seinen schwarzen Leuten überlassen konnte, brach er mit 17 Trägern zu einer Reise nach Zansibar auf, wo er sich für eine ihm aufgetragene Expedition gegen den Nyassa hin ausrüsten wollte.

In der Absicht, für die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft das Besitzrecht über die Landschaft Kutu zu erwerben und den Rufidji auf seine Schiffbarkeit zu untersuchen, nahm er seinen Weg in südöstlicher Hauptrichtung auf diesen Fluß zu. Die zweite Tagereise brachte ihn nach Kondoa, wo er Geschäfte halber bis zum 21. Mai in Bloyet's gastlichem Hause verblieb. Nach Ueberschreitung des Mukondogwa und nach einem zweitägigen Marsche durch die Makata-Ebene, die wegen ihres Lehmbodens in der Regenzeit einen Sumpf bildet, sonst aber dürr und nur mit mannshohem, hartem Grase bewachsen ist, gelangte man, von der hier herrschenden Tsetse-Fliege arg geplagt, nach dem von Wald umgebenen, großen Dorfe Mbamba. Obwohl dasselbe als Kornkammer von zahlreichen Karawanen besucht wird, so war doch bisher nach mehrseitiger Versicherung noch kein Weißer dort gesehen worden, und Graf Pfeil wurde als solcher nicht wenig angestaunt. Hier, wie überall, wenn es die Umstände erlaubten, bestimmte er die astronomische Lage, die er auf 7° 6′ 30″ südl. Br. und 37° 13′ 50″ östl. L. v. Gr. ermittelte. Ebenso bestimmte er auf jedem Lagerplatze mittelst Barometer und Koch-Thermometer die Höhenlage und verzeichnete täglich dreimal die Temperaturen, die Winde und die Bewölkung, sowie die gelegentlichen Niederschläge; auch versäumte er nicht, die Wege und die wichtigen Landschaftspunkte mittelst des Kompasses festzustellen. Mit gleicher Aufmerksamkeit verfolgte er den Wechsel der Erscheinungen in der Bildung und Gestaltung des Bodens, in der Vegetation, im Thierreiche und im Sein und Thun der Bevölkerung. Manche hübsche Beobachtung machte er z. B. über die besonders in Kutu als eine schlimme Landplage auftretenden Ameisenarten, die die Palmen und Feigenbäume untergraben und in großen Massen alles Animalische, Lebende oder Todte, überfallen. Der einen Art, der „Siafu“, konnte sich unser Reisender dadurch erwehren, daß er sich auf wollene Decken legte und die ersten Angreifer mit einem heißen Messer betupfte; alsbald waren die anderen blutgierigen Genossen benachrichtigt, daß hier schweres Fortkommen und sehr befremdliche Behandlung zu finden sei, wonach weitere Angriffe unterblieben. Vor einer kleinen braunen Ameise, die gleich zu Millionen heranzieht, konnte man sich aber nur durch die Flucht retten.

Die Landschaft Kutu umfaßt in der Hauptsache das Quellgebiet des zum Rufu oder Kingani strömenden Mgeta und wird gegen Süden durch den Rufidji und dessen Nebenfluß, den Ruaha, begrenzt. Bei den zahlreichen Quellläufen, welche aus den Rufutu-Bergen, der Grenzscheide gegen Usagara, hervorgehen, ist dieses Land im allgemeinen recht fruchtbar und in den ausgedehnten Gärten

der oft von großen Schilfsümpfen umgebenen Ortschaften wird reichlich Bodenbau betrieben. Palmenhaine und Bambusdschungeln wechseln mit Sümpfen und Grasflächen, welche letztere theilweise für Viehzucht nutzbar sind. — Von Kisaka aus, wo er wegen abermaliger Erkrankung vom 1. bis 7. Juni rasten mußte, besuchte Graf Pfeil den als Sitz böser Geister verrufenen „brennenden See", von dem er schon in Mbamba gehört hatte. Derselbe erwies sich als eine Gruppe heißer Quellen, welche, laut gurgelnd, den von ihrem Sinter gebildeten Kegeln entströmend, ihr Wasser erst in Sinterbecken und dann in einem See ansammeln. Die Temperatur der Quellen betrug 65 bis 72° C. Das kohlensäurehaltige Wasser schmeckte sehr angenehm, etwa wie Selters, doch hatte es einen eigenen Wohlgeruch und bewirkte, reichlich genossen, sehr bald den Rückgang der starken Leberanschwellung, an welcher der Reisende als an einer häufigen Tropenkrankheit zu leiden hatte. Graf Pfeil nannte diese Quellstelle seinem Bruder zu Ehren „Markus-Brunnen." — Am 11. Juni erwarb unser friedlicher Conquistador — unter Hinweis auf den von Weißen besser gewährten Schutz gegen die räuberischen Mafiti — von dem Oberhäuptling Golongo vertragsmäßig die Landschaft Kutu, und er konnte sich nun gegen den Rufidji wenden, den er am 15. Juni bei Magogo, unter 7° 48′ 32″ südl. Br. und 37° 55′ östl. L., erreichte. In zwei Canoes wurde nun die Reise auf diesem Flusse fortgesetzt und derselbe bei beträchtlicher Breite und oftmaliger Theilung bis gegen 39° östl. L. allerwärts für Boote von mäßigem Tiefgange schiffbar befunden. An der gedachten Stelle, wo sich der Strom vor etwa 50 bis 60 Jahren ein neues Bett gegraben hatte, mußte in Folge gewaltsamer Rückforderung der Canoes seitens der Flußanwohner die Fahrt bis zur Mündung aufgegeben und mittelst Fußmarsches die Küste gewonnen werden. Am 25. Juni langte die Expedition bei Kikale, an dem nördlichsten Mündungsarme, an und schiffte sich zwei Tage später nach Zansibar ein.

II.

Nachdem sich Graf Pfeil in Zansibar neu ausgerüstet, und nach der Station Sima-Thal, die unterdessen unter der Leitung des daselbst am 31. August 1886 verstorbenen Gartentechnikers Karl Schmidt große Fortschritte gemacht hatte, zurückgekehrt war, trat er am 6. October 1885 in Begleitung des Lieutenants Schlüter die Expedition gegen den Nyassa an. Dieselbe durchzog zunächst das in südwestlicher Richtung von 1200 bis 2000 m sich erhebende Hochland von Usagara und Uhehe, welches gegen Westen allmählich, gegen Osten und Süden aber steil abfällt. Dieser Höhenentwickelung entsprechend, ist der vom Seewinde getroffene Ost- und Südabhang dicht bewaldet und bildet das Quellgebiet zahlreicher Zuflüsse des Mukondogwa sowie des Ruaha und des Ulanga. Die vom hohen Ostrande des Hochlandes im Windschatten gesetzte westliche Abdachung ist dagegen nur dünn bewaldet und weniger wasserreich, stellenweise sogar sehr trocken, wie z. B. die Laterit-Steppe im Süden des die Uhehe-Berge durchbrechenden Ruaha-Thales. Im allgemeinen erinnerte dieses Hochland den Grafen Pfeil an die baumlosen grasigen Höhen am Oberlaufe des Klip-River im Oranje-Freistaate, und hier wie dort wird denn auch die Viehzucht stark betrieben. Kuhmist dient zur Feuerung und zur Düngung der Gärten. Der Höhenlage entsprechen die mäßigen Temperaturen, die im Durchschnitte um 6 Uhr Morgens 17°, Mittags gewöhnlich 23° — selten 30° — und 6 Uhr Abends 20° C. betrugen. — Die Expedition erreichte am 6. November trotz des entgegenstehenden Verbotes Kurienga, den Wohnsitz des Wahehe-Häuptlings Mqwauiranika, doch gelang es ihr nicht, mit letzterem, der von einer arabischen Karawane aufgehetzt war, über Uhehe zu verhandeln, und so beschloß man denn, zunächst in Mahenge, der Ulanga-Landschaft, einen Versuch zu machen.

Auf dem in steilen Höhenzügen gegliederten Ostabfall des Hochlandes stiegen die Reisenden durch dichten Urwald hinab in die Niederung des Ruaha, nach Kidatu, und wandten sich dann südwärts nach Nalioto, dem Sitze des gleichnamigen Mahenge-Häuptlings. Hier fanden sie einen freundlichen Empfang, und bereitwillig ging Nalioto auf einen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft das Besitzrecht über Mahenge gewährenden Vertrag ein. Derselbe wurde am 5. December 1885 abgeschlossen. Hierauf folgte in feierlicher Weise die Ceremonie der Blutsbrüderschaft, wodurch Graf Pfeil zum Mitherrscher von Mahenge erklärt wurde. Das Kennzeichen dieser Würde, ein kupferner Armring, sollte ihm bald darauf bei dem am Ulanga wohnenden Unterhäuptling Nga-Homa sehr zu statten kommen, denn als dieser wegen der Ueberlassung von Booten und Leuten für die Flußfahrt Schwierigkeiten machte, brauchte Graf Pfeil nur den Ring Nalioto's zu zeigen, um alle seine Wünsche erfüllt zu sehen.

In zwei gut gearbeiteten Einbaum-Canoes wurde die Flußreise am 12. December stromaufwärts angetreten. Der in diesem seinem Mittellauf bisher noch unerforscht gewesene Ulanga durchströmt in vielfacher Theilung ein breites, links von den Uhehe- und rechts von den Lipingo-Bergen gebildetes, zumeist versumpftes und mit hohem Schilfe bewachsenes Thal. Der Hauptarm des Flusses, dessen Tiefe nicht unter 3 m hinabging, oft aber 6 m und mehr erreichte, wurde im Durchschnitt auf 300 m Breite geschätzt, und ein gleiches Maß zeigen oft seine Seitenarme. In Folge der jahreszeitlichen Schwellungen mit ihren Schlammabsätzen erhöhen sich die Flußufer über die Thalsohle, die bei Hochwasser ganz überschwemmt wird. Gleichwohl lebt in diesen Sumpf- und Ueberschwemmungsgebieten verschiedenes Volk, das sich dort vor den Raubzügen der kriegerischen Wahehe gesichert hat, ein elendes Dasein führend. Auch der Herrscher Mtengere, dessen Vater, als ein vertriebener Bruder des Häuptlings von Uhehe, sich mit dem von ihm unterjochten Stamme der Wamatschonde ein eigenes Reich — Ubena — am oberen Ulanga gegründet hatte, mußte wegen der Einfälle seines Wahehe-Onkels auf einer Ulanga-Insel seinen Sitz nehmen. Denselben suchte die Expedition auf und fand ihn ebenfalls sehr bereit, die deutsche Oberherrschaft anzunehmen. Am 3. Januar 1886 kam ein diesbezüglicher Vertrag zu Stande, womit die deutschen Besitzansprüche bis gegen den Nyassa ausgedehnt wurden. Nach Erfüllung dieser Aufgabe trat die Expedition am folgenden Tage die Rückfahrt auf der 250 bis 300 km langen Stromstrecke an und traf, freudig bewillkommnet, am 9. Januar wieder in Nga-homa ein.

Der Aufbruch zur Reise nach der Küste erfolgte am 12. Januar. Zuerst am linken Ufer durch dichten Wald den Ulanga entlang ziehend, überschritt die Expedition denselben oberhalb der Suguli-Fälle, in deren Nähe der Häuptling der Mwera, Namens Mlongora, auf einer Insel seinen Sitz hat. Es gelang am 23. Januar auch mit ihm einen Vertrag abzuschließen, der die Oberherrschaft über sein bis gegen die Küste reichendes Gebiet, Mberera, den Deutschen übertrug. — Die Suguli-Fälle gewähren einen mächtigen Anblick. Die ganze, gewaltige Wassermasse des Ulanga drängt sich unterhalb der Mündung des von Süden kommenden Levego (Luwegu) in eine enge, vielfach gewundene Felsschlucht zusammen und fällt etwa 6 m tief hinab, hierauf in einem Gewirr von Felsen auf mehrere Kilometer sich ausbreitend.

Von hier ab führt der Strom den Namen Rusidji. Seinen nordöstlichen Lauf verlassend, marschirte nun die Expedition in östlicher Richtung durch eine zumeist mit Busch bestandene Ebene — die nur einmal durch die aus ihr unvermittelt hervortretenden Tete-Hügel unterbrochen wird — der Küste zu, die am 10. Februar 1886 bei Kilwa erreicht wurde. Ueber Zansibar begab sich dann Graf Pfeil nach Deutschland, wo er in Berlin, sich wieder eifrig dem geographischen Studium widmend, bis gegen Ende des Jahres verblieb.

Mitte December verließ der Reisende abermals Berlin, um an Stelle des in Kismayu ermordeten Dr. Jühlke als Vertreter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft nach Somali-Land zu gehen. Verschiedene Umstände, die hier nicht berührt werden sollen, verhinderten ihn aber, dieses Amt anzutreten, und so benutzte er die ihm in Zansibar gewordene freie Zeit zu einem Forschungsausflug durch Useguha, Ukami und Usaramo. Am 18. März 1887 trat er in Pangani die Wanderung an, die ihn zunächst längs des gleichnamigen Flusses zum Manga-See führte, den er als ein, nur von den Regenwässern der Umgebung gespeistes, etwa eine deutsche Meile langes und etwas weniger breites Becken mit zeitweiligem Abfluß erkennen lernte. Von hier aus ging er in südlicher Richtung durch eine bisher noch nicht erforschte, zumeist flache und stellenweise sehr trockene Gegend von Useguha, dann durch die zwischen dem Wami und dem Goringori sich ausbreitende Steppe, die sich westlich in der früher erwähnten Makata-Ebene fortsetzt, folgte dann dem Laufe des letztgenannten Flusses bis zum Kingani, und diesem hiernach selbst bis zur Mündung bei Bagamoyo, wo er am 8. Mai eintraf. Auf dieser Reise fand er Gelegenheit, die Karte mehrfach zu berichtigen, im übrigen wandte er aber seine Aufmerksamkeit besonders den für die Kolonisation wichtigen Bodenverhältnissen zu, worüber er in lichtvoller, sachlicher Weise in Petermann's Mittheilungen 1888, Heft 1 Bericht erstattet hat.

Von Bagamoyo trat Graf Pfeil, da er sein Verhältniß zur Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gelöst hatte, über Zansibar die Heimreise an, die ihn im Juni wieder nach Deutschland brachte. Hier blieb er jedoch nicht lange, denn schon im Herbst begab er sich im Dienste der Deutschen Neu-Guinea-Gesellschaft, die seine Tüchtigkeit wohl zu schätzen wußte, nach deren Kolonialgebiet, wo ihm reichlich Gelegenheit geboten sein wird, seine Kenntnisse und Erfahrungen zu verwerthen. Auf der Reise dahin beendigte er im Interesse der deutschen Kolonisation in Ostafrika eine soeben erschienene kleine, aber sehr inhaltreiche Schrift [1], auf die hiermit aufmerksam gemacht sei. — Wünschen wir zum Schluß dem verdienstvollen Forscher und Kolonisator reiche Erfolge und glückliches Bestehen aller Fährlichkeiten, die ihm wie bisher so auch fernerhin auf seiner Laufbahn ja immer begegnen werden. L. C. B.

[1] „Vorschläge zur praktischen Kolonisation in Ostafrika von Joachim Graf Pfeil." (Berlin 1888, Verlag von Rosenbaum und Hart.)

Rouen.

Von Dr. H. Zschalig.

III. (Schluß)

(Mit fünf Abbildungen.)

Als ein wahres Kabinetstück gothischer Kirchenbaukunst im Kleinen könnte man die dritte der drei genannten Kirchen — die von St. Maclou — bezeichnen (S. Abbildung 2). Im 15. Jahrhundert erbaut, ist sie die jüngste von ihnen und hat das Glück gehabt, bis jetzt im Ganzen unversehrt zu bleiben. Bemerkenswerth sind vor allem die reichen Portale und die unvergleichlich schönen, von Jean Goujon aus Holz geschnitzten Thüren. Im Inneren versäume man nicht, die reizende gothische Orgeltreppe und die werthvollen Glasmalereien aus dem 15. und 16. Jahrhundert zu betrachten. Interessant ist auch der nicht weit davon, in der Rue Martinville, gelegene alte Kirchhof (aître), von St. Maclou, an dessen Mauern noch einzelne Figuren von Todtentänzen zu sehen sind (S. Abbildung 3).

Von den übrigen, zum Theil ebenfalls sehr schönen Gotteshäusern (z. B. die schon mehrfach erwähnte Kirche St. Laurent — siehe Abbildung 1) seien noch kurz angeführt: die alte, auf den Trümmern eines Venustempels stehende Kirche St. Paul und die wegen zum Theil sehr alter Glasmalereien besonders berühmten Kirchen St. Romain, St. Patrice, St. Godard und St. Vincent [1]).

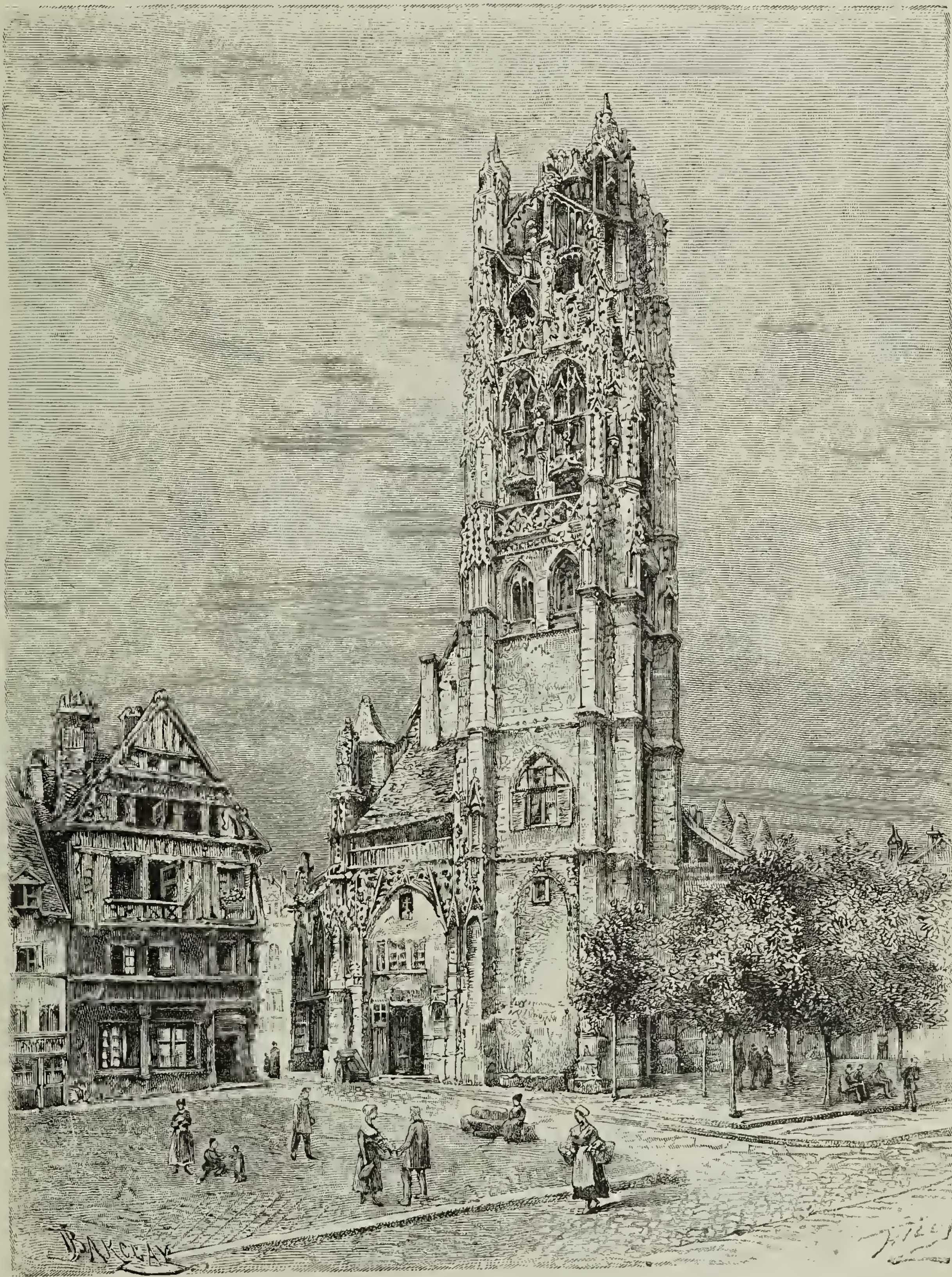
St. Patrice verdient in letzterer Hinsicht sogar allen Kirchen der Stadt vorangestellt zu werden. Am meisten bewundert man das dem Gründer der französischen Malerschule Jean Cousin († 1590) zugeschriebene Fenster des linken Seitenschiffes, welches den Triumph des Christenthums darstellt. Beachtenswerth für Freunde kirchlicher Alterthümer ist auch noch wegen ihrer sehr alten Todtengruft die nicht weit von St. Patrice entfernte romanische Kirche St. Gervais. In dem dazugehörigen Kloster starb 1087 Wilhelm der Eroberer.

Auch eine berühmte Wallfahrtskirche fehlt natürlich der erzbischöflichen Stadt nicht. Freundlich winkt sie herab von den Höhen von Bonsecours (S. Abbildung 1, Nr. 21 dieses Bandes) „und ladet den Pilger zum Beten ein",

[1] M. Noel nennt hier: Traité de la peinture sur verre par Hyacinthe Langlois.

und falls er zugleich ein frommer Geograph ist, daneben zum Herabschauen auf das schöne Seinethal und die schöne Seinestadt, die sich von ihr aus ganz besonders prächtig ausnehmen. Dazu ist die 150 m hoch gelegene Wallfahrtsstätte an sich schon sehenswerth genug, indem sie durch ihren frühgothischen Stil und ihre bunten Fenster-, Wand- und Deckengemälde den Beschauer ganz ins 13. Jahrhundert zurückversetzt. Geradezu verschwenderischen Reichthum zeigen der vergoldete eherne Hochaltar, die Chorstühle und die Kanzel.

Als eine Art romantischen Wallfahrtsort könnte man betrachten: das gleichfalls in der Nähe von Rouen befindliche, viel besuchte Schloß Robert des Teufels, wie die Sage Robert den Ersten oder den Prächtigen, († 1035), den Vater Wilhelm des Eroberers nennt. Die Thaten und die Buße dieses Sagenhelden, der zur Sühne verübter



St. Laurent.

Grausamkeiten eine Pilgerfahrt nach Jerusalem unternahm, lieferten bekanntlich den Stoff nicht nur zu verschiedenen französischen Romanen und Volksstücken, sondern auch zu Raupach's Drama und Meyerbeers berühmter Oper.

Zu höchst interessanten kunsthistorischen Wanderungen, besonders behufs weiterer Studien über noch erhaltene oder als Ruinen vorhandene kirchliche Bauwerke des Mittelalters bietet die Umgegend von Rouen gleichfalls die herrlichste Gelegenheit. Fährt man mit dem Dampfboot flußabwärts, so gelangt man 3 Kilometer unterhalb Canteleu zu den Ruinen der einst prachtvollen Abtei von St.-Georges-de-Boscherville, deren Kirche mit interessanten Wandmalereien aus dem 12. Jahrhundert noch gut erhalten ist. Etwa 19 Kilometer weiter abwärts liegt die noch großartigere Ruine der im 7. Jahrhundert gegründeten Abtei von Jumièges, auf welche in geringer Entfernung die gleichalte Abtei von St.-Wandrille folgt und endlich auf halbem Wege zwischen Rouen und Havre Caudebec, die



St. Maclou.

verkommene einstige Hauptstadt des Ländchens Caux mit ihrer, trotz eigenthümlicher Mischung von Gothik und Renaissance sehr schönen Kirche. Stromaufwärts treffen wir auf zwei besonders schöne Kirchen noch in Elbeuf (St.-Jean und St.-Etienne.)

An die Gothik großen Stils, wie sie uns als vorherrschende Bauart der Kirchen und älteren öffentlichen Gebäude Rouens entgegentritt, reiht sich, derselben nicht unwürdig, eine anmuthige Kleingothik (wenn dieser Ausdruck statthaft), die besonders in Brunnenpyramiden, Grabmonumenten u. dgl. der spielenden Steinmetzphantasie des Mittelalters Ausdruck verlieh.

Der hier abgebildete „Brunnen mit dem Steinkreuze“ (La fontaine de la Croix-de-Pierre s. Abbildg. 4) auf dem Platze gleichen Namens (Place de la Croix-de-Pierre) ist eins der zierlichsten und — durch die sich daran knüpfenden Erinnerungen — merkwürdigsten Denkmäler dieser Art. Platz und Brunnen haben ihren Namen von einem alten Steinkreuz, das im Jahre 1197 von einem gottesfürchtigen Erzbischof zum Andenken an die Ueberwindung eines gottlosen Königs errichtet wurde, der die Kühnheit gehabt, dem Erzbischof ein unfruchtbares Stück Land in Andelys zu entreißen, um sich darauf ein Schloß zu erbauen, der aber von dem durch heilige Zornesworte und Predigten aufgeregten Volke bedroht, sich schließlich bewogen gefühlt hatte, dem beraubten Gottesstreiter ein weit besseres Stück Land zu schenken, als er zuvor besessen. Den Namen des heiligen Siegers nennt uns die fromme Inschrift: TV AS VAINCV GAVTHIER. Den König



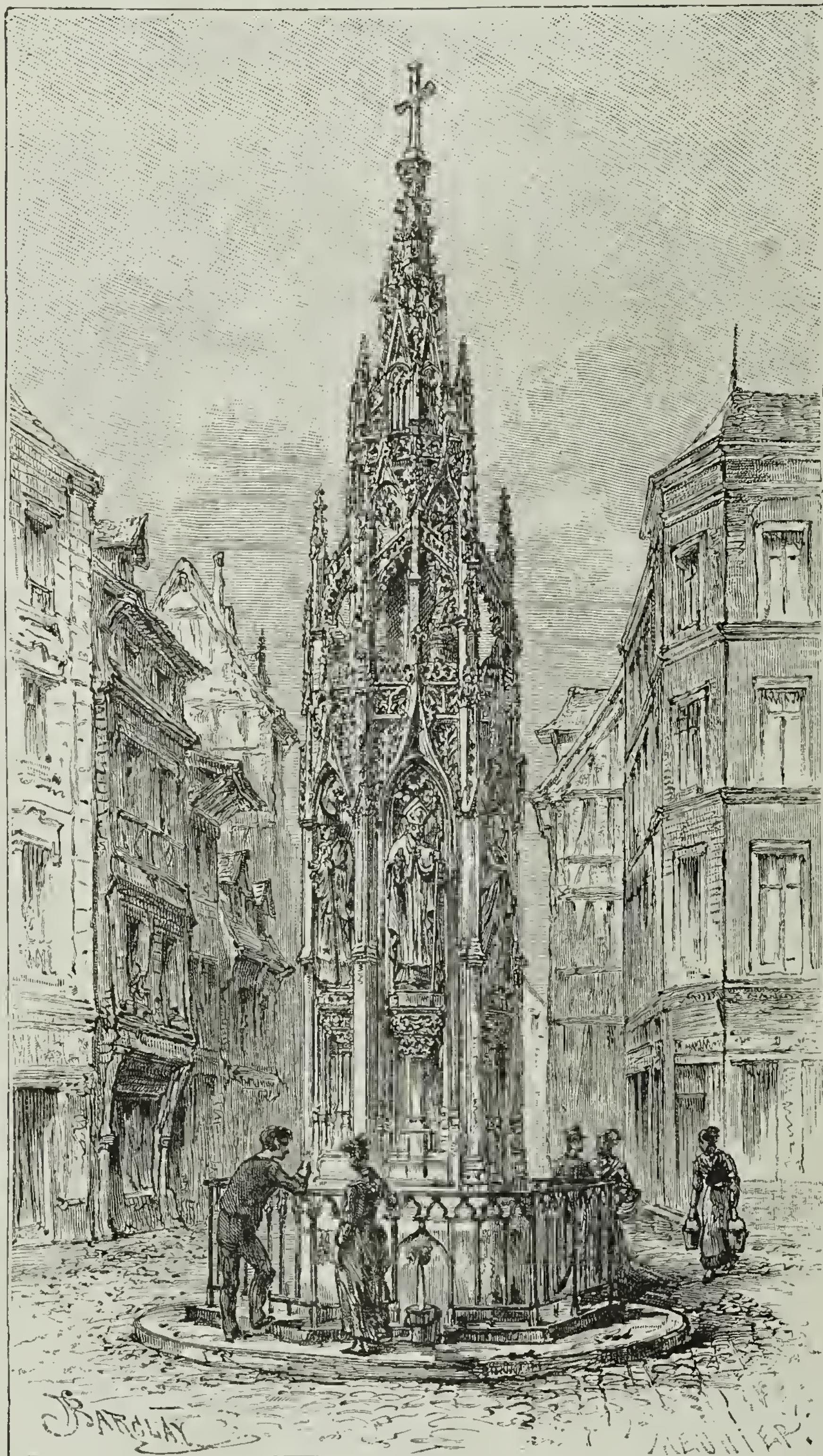
Kirchhof von St. Maclou.

nennt uns die Weltgeschichte: Es war Richard Löwenherz. Das von den Hugenotten 1562 zerstörte Kreuz wurde zwar im 17. Jahrhundert unter Richelieu wieder hergestellt, aber lange nicht so dauerhaft als vorher, so daß es schon Ende des 18. Jahrhunderts wieder umzustürzen drohte. Trotzdem wurde die zur Erleichterung des Verkehres von der voltairianischen Zeit verlangte Beseitigung desselben nur unter der Bedingung gestattet, daß man dafür ein Steinkreuz auf die 1515 errichtete gothische Brunnenpyramide setzte. Aber auch dieses Kreuz sollte den Wechsel der Dinge hienieden erfahren. Schon 1792 wurde es durch die Büste des Bürgers Marat verdrängt, und erst 1816 durch ein neues Kreuz, dieses aber wieder, nachdem es die Stürme der Revolution von 1830 erfahren, erst durch das gegenwärtige ersetzt. Das interessante ältere Kreuz befindet sich im „Jardin de Ste. Marie“, so daß es jetzt zwei Kreuze gleichen Namens in Rouen giebt. Von den übrigen Brunnen der Stadt (deren man früher 36 zählte), sind die sehenswerthesten: „La fontaine de la Crosse“, „La fontaine Lisieux“, „Le Château d'eau“ und das Brunnendenkmal Bouilhet's mit einer wohlgelungenen Büste des Dichters. Das einzige noch vorhandene, leider am wenigsten schöne und alte Thor des alten Rouen ist das Thor „Guillaume le Lion“, am Ostende des „Quai de Paris“ und am Eingange der sehr alterthümlichen „Rue des Arpents“.

Unserer uns einmal gestellten Aufgabe gemäß faßten wir bisher fast nur das heutige Rouen in's Auge. Deshalb dürfen wir es aber zum Schluß doch nicht unterlassen, einen

kurzen Ueberblick auf seine Vergangenheit, von der wir bisher nur gelegentliche Einzelheiten anführten, zu werfen.

Die günstigen Vorbedingungen zur Anlage menschlicher Wohnplätze mußten von jeher die hierher Kommenden zum Bleiben einladen. In der That haben denn auch die beim Bau des Nordbahnhofs gemachten Funde bewiesen, daß längst schon vor dem von Cäsar mehrfach erwähnten Rotomagus der Gallier hier Pfahlbauten vorhanden waren. Als die eigentlichen Erbauer der neueren Stadt sind jedoch die Normannen anzusehen, die das Land unter der Führung von Ogier dem Dänen 841 zum ersten Mal heimsuchten, dann 876 unter Rollo zurückkehrten, es in Besitz nahmen und 912 zum unabhängigen Herzogthume erklärten, bis sie schließlich die errungene Macht über die See ausbreiteten. An allbekannte Thatsachen, wie die Unterwerfung Englands unter Wilhelm dem Eroberer 1066, die Entthronung von Johann ohne Land durch Philipp August 1204, die Rückeroberung Rouens durch die Engländer 1419, die Verbrennung der Jungfrau durch dieselben 1431, und die darauf folgende dauernde Einverleibung der Normandie an Frankreich 1419, brauchen wir nur zu erinnern. Zahlreiche Ortsnamen auf „tal", „by", „tot", „bec", „bu" u. s. w. in der Umgegend von Rouen und in der Normandie (z. B. Darnétal, Caudebec, Yvetot, Bolbec u. s. w.), sowie verschiedene in die französische Sprache übergegangene Wörter sind die einzigen sprachlichen Denkmäler jener Normannenherrschaft. Auch die allmähliche Umwandlung von Roto- oder Ratumagus in Rouen ist jedenfalls unter dem Einfluß der normännischen Betonung entstanden. Im 10. Jahrhundert schrieb man bereits vielfach Rothomum oder Rodamum, woraus dann leicht Roam oder Roan, auch Rohan (mit nasaler Aussprache) entstehen konnte, wie man es in den französischen Uebersetzungen der „Etablissements de Rouen"[1]) im 13. Jahrhundert findet. — Das lebendigste Denkmal des normannischen Volksthums tritt uns jedoch in den „alten Mären", in den Riesen- und Feengeschichten, im Aberglauben (Wärwolf), in den leider auch hier mehr und mehr schwindenden alterthümlichen Volksbräuchen und Festen und in dem thatkräftigen, furchtlosen, sparsamen und gegen Fremde anfangs zurückhaltenden Charakter der normannischen Franzosen entgegen. Besonders zu leiden hatte die Stadt Ende des 16. Jahrhunderts durch die blutigen Kämpfe zwischen Kalvinisten und Katholiken, welche dieselbe abwechselnd zu behaupten suchten, durch einen Orkan 1633, durch eine gewaltige Feuersbrunst 1774 und durch die große Cholera-Epidemie 1832. Welche Rolle sie im letzten Feldzuge als Ausgangspunkt verschiedener wichtiger Truppenbewegungen des deutschen Heeres spielte, ist noch in frischem Gedächtniß.



Der Brunnen mit dem Steinernen Kreuz.

Levallois sagt in Bezug auf das bedeutende historische Gepräge der Stadt: „Wer Rouen nicht besucht, verurtheilt sich, einen Theil und eine Seite des Mittelalters nicht zu kennen." In Bezug auf ihre volkswirthschaftliche Bedeutung, die ähnlich wie die von Lyon, Lille, Reims u. s. w. eine sehr hervorragende und stetig weiter wachsende ist, und ein immer entschiedenes Gegengewicht zu der übermächtigen Landesmetropole auch in politischen Dingen zu bilden verspricht, könnte man die Vermuthung hinzufügen, daß die krankhafte Centralisation in Frankreich ihren Höhepunkt überschritten zu haben scheint, und daß das bekannte „Paris ist Frankreich!" vielleicht bald heißen dürfte: „Paris ist nicht Frankreich!"

Nachtrag.

Der in Nr. 21 des „Globus" (Seite 330) erwähnte Kanal zwischen Havre und Tancarville ist nach bisher dem Verfasser des Aufsatzes unbekannt gebliebenen Berichten bereits seit Ende Juli vorigen Jahres dem Verkehr

[1]) Vgl. A. Giry, Les Etablissements (Verordnung.) de Rouen.

übergeben. Dieser 25 km lange, in weniger als 6 Jahren für ungefähr 25 Mill. Frcs. hergestellte Kanal nimmt seinen Anfang in dem neuerbauten Bassin Bellot — dem neunten von Havre —, durchschneidet sodann die Ebene von Graville, berührt Harfleur, zieht sich sodann an einer Hügelreihe vorüber durch die Wiesen der Gemeinden St.-Vigor, la Cerlangue und Tancarville und tritt in die Seine 96 km unterhalb Rouen.

Sein Hauptnutzen besteht, wie von uns an der genannten Stelle bereits angedeutet wurde, einerseits darin, der Binnenschiffahrt einen Ausweg aus den Gefahren zu eröffnen, welche ihr der Mündungsbusen der Seine bietet, andererseits aber auch darin, den Verkehr zwischen Havre und Paris durch billigere Frachtpreise (die Tonne wird ungefähr 2 Frcs. billiger berechnet) zu erhöhen.



Rue St. Romain.

Zur Geschichte und Kritik der Bevölkerungsstatistik in China und Japan.

Von Dr. A. Oppel.

In den neueren Arbeiten über Bevölkerungsstatistik ist häufig und mit Recht die Klage erhoben worden, daß gerade für die alten Kulturstaaten Ostasiens, insonderheit für China und Japan, die Grundlagen zur Feststellung der Volkszahl sich als mangelhaft erweisen und den subjectiven Annahmen einen weiten Spielraum lassen. Diese wohl begründete Beschwerde steht nun in einem merkwürdigen Gegensatze zu der Thatsache, daß in eben diesen Ländern Ermittelungen der Volkszahl viel früher stattgefunden haben, als in Europa. Während nämlich in unserem Erdtheile Schweden zuerst von allen eine auf bestimmten Registern begründete Bevölkerungsstatistik im Jahre 1775 eingeführt hat, und dessen Beispiele die Vereinigten Staaten im Jahre 1790, und Großbritannien im Jahre 1801 folgten, reichen derartige Unternehmungen in China weit in die vorchristliche Zeit, in Japan dagegen wenigstens bis in das früheste Mittelalter zurück. Bei dem großen allgemeinen und volkswirthschaftlichen Interesse, welches sich an den Vergleich der aus verschiedenen Zeiten stammenden Bevölkerungszahlen ein und desselben Gebiets knüpft, halten wir es für gerechtfertigt, auf die bezüglichen Verhältnisse an dieser Stelle einzugehen, mit dem Bemerken, daß sich die im Folgenden gegebenen Mittheilungen zum großen Theile auf einen vorzüglichen Aufsatz stützen, den Herr P. Mayet im 36. Heft der „Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokio“ veröffentlicht hat.

1. China.

Aus einem der ältesten erhaltenen chinesischen Werke, welches „Kokugo“ heißt und eine Sammlung von staatsmännischen Reden enthält, geht hervor, daß schon in sehr früher Zeit von Staatswegen regelmäßige Register über einzelne Zweige des Volkslebens geführt wurden; so gab es Behörden, denen es oblag, Angaben über die Waisen und die Todesfälle, über das Heer, die Verbrechen u. a. m. aufzuzeichnen. Da nun ferner die Bauern in gewissen Zeiten vom Kaiser zum Pflugscharfest und zur Jagd versammelt wurden, so vermochte man aus allen diesen Factoren die Bevölkerungszahl zu ermitteln. In demselben Werke aber wird auch berichtet, daß der Kaiser Senno, welcher um das Jahr 800 v. Chr. lebte, „den Krieg im Süden verlor und das Volk im Lande Taigen zählen ließ“. Leider ist außer der Thatsache selbst über diese Zählung nichts weiter bekannt, und wir müssen einen Zeitraum von fast 1500 Jahren überspringen, um wieder etwas von statistischen Unternehmungen in China zu hören. Die unter dem Titel „Kokan ichi roku“ citirte Gesetzessammlung nämlich, welche aus dem Jahre 624 n. Chr. stammt, enthält die Bestimmung, daß fortan jährliche Register über die verschiedenen Altersstufen geführt werden, sowie daß alle vier Jahre eine Volkszählung stattfinden solle. Wenn demnach die Chinesen als die Erfinder der periodischen Volkszählungen angesehen werden dürfen, so muß man lebhaft bedauern, daß die Ergebnisse derselben doch nur unvollständig, d. h. nur für einige Jahre, bekannt sind. Die älteste Ziffer stammt nach F. von Richthofen aus dem Jahre 2 n. Chr.; dieser schließen sich auf Grund verschiedener Quellen noch mehrere andere an bis zu der Zählung vom Jahre 1812, der letzten, die stattfand. Im Folgenden sollen zuerst die Gesammtzahlen der Bevölkerung des eigentlichen China unter Angabe der Quelle, der sie entstammen, mitgetheilt werden:

2, 105—7	n. Chr.	50—60 Mill.	Vgl. F. von Richthofen, Verhandlungen der Gesellsch. f. Erdkunde II, S. 35 ff.
um 722	„	52 884 818,	nach Wells Williams, The Middle Kingdom (New-York 1879) II, S. 220.
754	„	52 880 488,	nach dem chinesischen Werke „Sinsennempio“ (Neu verfaßte Chronologie), 1855.
1393	„	60 545 811,	nach Wells Williams und Sinsen.
1579	„	60 692 856,	nach von Richthofen und Wells Williams.
um 1640—50	„	58 914 284,	nach von Richthofen, China I, S. 675; diese Angabe ist aber unvollständig.
1736	„	125 046 245,	nach Wells Williams.
1743	„	150 265 475,	„ „ „
1762	„	198 214 553,	„ „ „
1783	„	284 000 000,	nach von Richthofen, (Verhandl.)
1792	„	307 467 000,	nach Wells Williams.
1812	„	362 447 183,	nach v. Richthofen (Verhandl.), „ein besonders glaubwürdiger Census“.

Vorausgesetzt nun, daß die in den genannten Werken angegebenen Zahlen wirkliche Zählungsergebnisse sind, so fragt es sich, welchen Grad von Zuverlässigkeit sie als solche besitzen. Darauf antwortet F. von Richthofen, daß die Methode der Volkszählung in China je nach den Umständen, zu verschiedenen Zeiten und in den verschiedenen Landestheilen mit verschiedener Genauigkeit ausgeübt worden sei. Im allgemeinen aber bestehen die folgenden gesetzlichen Einrichtungen. An allen Häusern sollen zum Zwecke der Zählung Tafeln, „mönnpai“, befestigt werden, auf denen die Namen der an- und abwesenden Hausbewohner vermerkt sind. Durch Aufschreiben dieser Angaben vermögen nun die damit beauftragten Beamten, als die Vorsteher der Orte, der Bezirke und der Provinzen, die Zahl der Bewohner der betreffenden Gebiete mittelst Zusammenrechnung zu ermitteln. Um aber die Richtigkeit der Angaben auf den Haustafeln zu prüfen, sollen sogenannte Aufschreiber, d. h. Beamte sehr niedrigen Ranges, in jedem fünften Jahre in die einzelnen Häuser gehen, um die Zahl der Bewohner festzustellen. Diese Art der controlirten Selbstzählung, die ja im Grunde den europäischen Einrichtungen entspricht,

würde richtige Ergebnisse liefern, wenn nicht die Familienhäupter ein Interesse daran hätten, falsche Mittheilungen zu machen, beziehungsweise die Zählbeamten zu täuschen oder zu bestechen. Das ist aber nach zwei Richtungen hin der Fall. Zu niedrige Angaben werden nämlich gemacht, weil nach der Kopfzahl die Steuern, die Frohnarbeit und die Militäraushebung bemessen werden, zu hohe, weil eben danach die Vertheilung von Land und Getreide erfolgt. Da die chinesische Regierung die vorkommenden Unregelmäßigkeiten kannte, so wurden bereits im Jahre 1647 Bestimmungen getroffen, wonach falsche Registrirungen Strafen für die Betreffenden nach sich ziehen sollen.

Aus diesen Bemerkungen geht hervor, daß die Ergebnisse der chinesischen Volkszählungen ein unbedingtes Vertrauen nicht verdienen; nach Lage der Sache aber wird man annehmen dürfen, daß zumal die älteren Zahlen eher zu niedrig als zu hoch sind. Vergleicht man nun die mitgetheilten Summen mit einander, so zeigt sich der eigenthümliche Gegensatz, daß während der älteren Epoche von 722 bis 1640/50 die Volkszahl eine verhältnißmäßig äußerst geringe Vermehrung zeigt, seit der Mitte des 17. Jahrhunderts dagegen eine außerordentliche Steigerung derselben stattgefunden hat. Auf den ersten Blick könnte man nun geneigt sein, die Richtigkeit besonders der neueren Zahlen auf das entschiedenste in Zweifel zu ziehen. Da man aber nicht in der Lage ist, die Berechtigung desselben in genügendem Maße zu beweisen, so bleibt nach P. Mayet nichts übrig, als die Möglichkeit zunächst jener enormen Steigerung an der Hand der Vergleichung mit den entsprechenden Vorgängen in Europa ins Auge zu fassen.

Für die Mitte des 17. Jahrhunderts hatte F. von Richthofen, nach Martin Martini Novus, Atlas Sinensis, (Wien 1655), die Bevölkerung Chinas zu 58,9 Millionen angegeben und bemerkt, daß dabei Frauen, Kinder, die Kaiserliche Familie, die Beamten, Eunuchen, Soldaten und Priester ausgeschlossen seien. P. Mayet faßt nun die Worte „Frauen und Kinder“ in der Beschränkung auf die Kaiserliche Familie u. s. w. auf und schlägt die Gesammtbevölkerung zur Zeit des Anfangs der Mantschuherrschaft auf 62 Mill. an. Mit dieser Epoche begann aber nach P. Mayet ein gewaltiger Aufschwung in der Bevölkerungszahl Chinas, denn bereits im Jahre 1736 wurde dieses von 125 Millionen bewohnt; im Verlauf etwa von 90 Jahren war demnach eine Verdoppelung der Bevölkerung eingetreten. Der größere Theil dieses Abschnittes fällt aber in die Regierungszeit des großen Kaisers Kang hsi (1661 bis 1722), „welcher durch sein nach allen Richtungen entwickeltes Herrschertalent eine Stelle unter den größten Fürsten, welche auf Thronen gesessen haben, einnimmt“ (von Richthofen). Ist nun der Satz richtig, daß mit dem wirthschaftlichen Gedeihen eines Volkes auch dessen Seelenzahl stark zunimmt, so kann die erwähnte Verdoppelung auch im Vergleich mit europäischen Verhältnissen nichts Auffälliges haben. Denn nach den Berechnungen, welche der Statistiker Engel in der Zeitschrift des K. Pr. Stat. Bur. und der Verfasser dieses Aufsatzes in Petermann's Mittheilungen niedergelegt haben, ist bei einer Reihe von europäischen Völkern die Verdoppelung noch schneller erfolgt als in China während des Abschnittes von 1644 bis 1736.

Wenn aber in dem Zeitraume von 1736 bis 1792 die Bevölkerung Chinas von 125 bis auf 307 Millionen stieg, so kann man für eine solche Möglichkeit ähnliche Gründe wie vorher anführen. Einmal fällt nämlich in diese Epoche die Regierung des Kaisers Kien lung, der ein würdiger Nachfolger seines Großvaters Kang hsi war. Unter ihm erfreute sich das Land der ungestörten Entwickelung seiner Hülfsquellen, insonderheit wurden auch die dünnbevölkerten Landschaften des Südens und Westens besiedelt und füllten sich rasch. Sodann fehlt es auch in Europa nicht an Beispielen eines ähnlichen Fortschrittes der Volkszahl. Während dieser nämlich in China 1730/1792 dem Verhältniß von 100 : 246 entspricht, hat England nebst Wales während des Zeitraumes 1801/1861 ein solches von 100 : 218 aufzuweisen, wobei der sehr starke Betrag der Auswanderung nicht mit berücksichtigt ist. Wenn aber P. Mayet das Beispiel der Vereinigten Staaten noch zum Vergleich heranzieht, so vermögen wir ihm darin nicht zu folgen, denn, wie bekannt, hat die außerordentliche Zunahme in den letzteren ihren Grund ausschließlich in der Einwanderung, die in auch nur entfernt ähnlichen Beträgen für China nicht in Betracht kommt.

Ueber den Abschnitt 1792 bis 1812 können wir uns kurz fassen; denn wenn in demselben die Volkszahl Chinas von 307 auf 312 Millionen stieg, d. h. um jährlich 0,89 Proc. einfacher Zinsrechnung, so entspricht das beinahe dem Durchschnitt der Volksvermehrung in Europa; man beliebe in dieser Hinsicht Petermann's Mittheilungen 1886, S. 137, nachzusehen.

Ist somit die außerordentlich starke Zunahme des chinesischen Volkes wenigstens im Bereiche der Möglichkeit gelegen, so ist es nicht ausgeschlossen, daß sowohl die neueren wie die älteren Angaben mehr oder weniger von der Wirklichkeit abweichen; von den älteren darf man jedenfalls annehmen, daß sie zu niedrig sind.

2. Japan.

Nach den Ermittelungen des geographischen Bureaus im Ministerium des Innern zu Tokio fand die erste Volkszählung im Jahre 610 n. Chr. unter der Kaiserin Suikô-Tenno statt; in welcher Weise, darüber wird nichts mitgetheilt. Aber da in Japan damals vielfach chinesische Einrichtungen nachgeahmt wurden, so ist die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß man sich auch bei der Bevölkerungsstatistik des beliebten Vorbildes bediente. Weitere Einrichtungen wurden bald nachher insofern getroffen, als unter dem Kaiser Tenji Tenno, 668/672, Civilstandsregister angelegt und im Jahre 702 auf Grund eines Ackergesetzes periodische Volkszählungen von sechs zu sechs Jahren angeordnet wurden. Wie lange man die letzteren fortsetzte, darüber fehlt es an sicheren Nachrichten, denn für den tausendjährigen Zeitraum von 736 bis 1744 ist bisher keine Zahl aufgefunden worden. In der Periode Kio-ho (1715/36) befahl die Tokugawaregierung den Provinzialbeamten und den feudalen Grundherren in jedem sechsten Jahre eine Volkszählung abzuhalten. Hierbei verfuhr man nachweislich nach der chinesischen Methode mit dem Unterschiede, daß die Buke (Samurai) und Matamono (Untervasallen) von der Zählung ausgeschlossen, die Priester dagegen und die Personen auf grundsteuerfreien Grundstücken in dieselbe mit einbezogen wurden. Der Kuriosität wegen mag bemerkt werden, daß bei den Zählungen des vorigen Jahres ein jeder schwören mußte, daß er kein Christ sei. Aus dem Zeitraum von 1744 bis 1804 sind übrigens nur vier Ergebnisse bekannt geworden, die wir weiter unten mittheilen wollen.

Seit dem Jahre 1871 endlich ist die japanische Statistik in ein neues Stadium getreten, denn man hat seitdem nicht nur in der Registerführung und in der direkten Zählung mehrfache Verbesserungen angebracht, sondern man pflegt auch die Ergebnisse alljährlich zu veröffentlichen, und zwar neuerdings in japanischer und französischer Sprache unter dem Titel: „Résumé de statistique de l'Empire du Japon.“ Die Registerführung geschieht in der Weise, daß alle zur Beurkundung des Personenstandes dienenden Mittheilungen —

also über Geburten, Todesfälle, Heirathen, Scheidungen, Aufenthaltswechsel, Adoptionen, Auffindungen Ausgesetzter ꝛc. — schriftlich meist in zwei Ausfertigungen, von den Betheiligten in Person an die Ortsvorsteher überbracht werden, welche die Register zu führen haben. Trotzdem nun die Regierung nach möglichster Vollständigkeit strebt, so haften ihrem Verfahren doch noch mehrere Mängel an. Zunächst gilt dies von der Zahl der unehelichen Kinder, deren Anmeldung in den meisten Fällen unterlassen wird, weil Strafbestimmung dafür fehlt; auch die Rubrik der Todesfälle hat zahlreiche und empfindliche Lücken aufzuweisen und besonders dieser Umstand ist es, der die Ergebnisse der japanischen Statistik etwas von ihrem Werthe einbüßen läßt. Bevor wir aber darauf näher eingehen, mag es gestattet sein, den Betrag der verschiedenen älteren und einiger neueren Bevölkerungssummen anzugeben:

610	n. Chr.	4 988 842	Einwohner
736	„	8 000 000 [1])	„
1744	„	25 682 210	„
1750	„	25 935 711	„
1756	„	26 061 830	„
1804	„	27 579 391	„
1871	„	32 876 134	„
1872	„	33 110 825	„
1881	„	36 358 994	„
1886	„	38 141 217	„

Vorausgesetzt, daß diese Zahlen annähernd richtig sind, so würden sie für die Frage der Volksvermehrung sehr lehrreich sein, denn einerseits hat sich der räumliche Umfang Japans seit den ältesten Zeiten nicht wesentlich verändert, andererseits hat in nennenswerthen Beträgen weder Einwanderung noch Auswanderung stattgefunden, die gesammte Bewegung sich vielmehr unter fast völligem Ausschluß fremder Einflüsse vollzogen.

Nach den vorstehenden Zahlen hat sich nun die Bevölkerung während eines Zeitraumes von 1276 Jahren in dem Verhältniß wie 100 : 765 vermehrt, d. h. jährlich im Durchschnitt um 25 985 Köpfe oder nach dem Maßstab einfacher Zinsrechnung jährlich um 0,52 Proc., ein Procentsatz, der demjenigen Italiens (0,58) ziemlich nahe kommt. Schlägt man die etwa im Jahre 1891 zu erwartende Seelenzahl auf rund 40 Millionen an, so würde sich das japanische Volk in rund 1280 Jahren um das Achtfache der ersten Zählung vermehrt haben, — oder anders ausgedrückt, in jedesmal 160 Jahren war zu der ursprünglichen Summe ein gleicher Betrag hinzugekommen. Legen wir diesen Maßstab an die oben mitgetheilten Einwohnerziffern, so geht daraus hervor, daß die im allgemeinen fortschreitende Bewegung keine ganz gleichmäßige war, denn wenn auch das Ergebniß von 736 ungefähr dem Procentsatze von 0,52 Proc. entspricht, so erscheint dagegen das von 1744 zu gering, da man in diesem Jahre bereits gegen 34 Millionen erwarten durfte. Indeß kann diese Abweichung in keiner Weise ausschlagend sein, weil erfahrungsgemäß die Bewegung der Bevölkerung nicht ganz konstant erfolgt, sondern je nach Verhältnissen aus äußeren und inneren Gründen Abweichungen eintreten. Ueberhaupt ist aber bei längeren Zeiträumen die Bevölkerungsbewegung nach Maßgabe der Zinseszinsrechnung zu beurtheilen und dabei wird der Procentsatz um so geringer, je größer der in Frage kommende Zeitabschnitt ist. Demnach würde die japanische Volkszahl drei Steigerungen erfahren haben, vom Einfachen zum Doppelten, zum Vierfachen und Achtfachen. Die Verdoppelung war bereits um die Mitte des 8. Jahrhunderts erreicht; wann die zweite Stufe vollendet war, läßt sich nicht sagen, da der hierfür zu erwartende Betrag von rund 20 Millionen im Jahre 1744 bereits überschritten war; nach alledem aber scheint es doch, daß während des Mittelalters eine Periode langsamerer Vorwärtsbewegung vorhanden gewesen sei. Eine Aufklärung dieser immerhin zweifelhaften Angelegenheit dürfte man freilich nur in dem Falle erwarten, daß es gelingt, durch Auffindung neuer Zahlen jene tausendjährige Lücke an einigen Stellen auszufüllen.

[1]) Vermuthlich sind hierbei die unter 5 Jahre alten Kinder weggelassen worden; durch deren Hinzufügung würde die Zahl auf etwa 8,8 Millionen steigen.

Wie oben angedeutet, können trotz vielfacher Verbesserungen auch die neueren statistischen Ermittelungen nur eine bedingte Richtigkeit beanspruchen. Vor allem stimmen in den bezüglichen Veröffentlichungen die jährlichen Vermehrungsbeträge mit den Ueberschüssen der Geburten über die Todesfälle nicht überein. Sieht man nämlich von den Jahren 1871/72 ab, so beziffert sich vom 1. Januar 1873 bis zum 31. December 1880 der Gesammtzuwachs auf 3 058 319 Personen, die Zahl der Geburten auf 6 943 186, die Todesfälle auf 5 172 528, der Unterschied zwischen den beiden letzteren auf 1 770 648; folglich bleiben 1 287 671 Personen des Gesammtzuwachses bezüglich ihrer Herkunft unerklärt. Nun sind zwei Fälle möglich: entweder erweist sich der Gesammtzuwachs als zu hoch oder aber die Registrirungen der Geburten und Todesfälle sind falsch. P. Mayet nimmt den letzteren Fall an, indem er darauf hinweist, daß in den betreffenden Jahren die Geburten nicht gleich vollzählig eingetragen, sondern die Register erst nachträglich berichtigt seien; dabei aber sei nicht gesagt, in welchem Jahre die nachträglich hinzugefügten Personen geboren seien. Aus einem von unserem Gewährsmann angeführten konkreten Beispiele geht hervor, daß die Nachträge sich wahrscheinlich auf ältere Personen beziehen; die Zahl derselben betrug im Jahre 1877/78 158 920 Köpfe männlichen Geschlechts. An diese Thatsache darf man wohl den Schluß knüpfen, daß auch die Geburten weiblichen Geschlechts nicht vollzählig eingetragen wurden, doch fehlt es an festen Handhaben, um die Höhe solcher Fehlbeträge zahlenmäßig festzustellen.

Sucht man nun aus den vorhandenen Angaben einen Mittelwerth des jährlichen Procentsatzes der Geburten im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung abzuleiten, so gelangt man nach P. Mayet zu dem Betrage von 2,48 Proc. In Vergleich zu europäischen Verhältnissen gesetzt, muß dieser aber als ein sehr niedriger bezeichnet werden, denn nach Bodio's bekanntem Werke: „Movimento dello stato civile“ finden wir das Maximum mit 4,95 Proc. im Europäischen Rußland, das Minimum mit 2,5 Proc. in Frankreich. Wenn nun auch in Japan künstliche Herabminderungen der Gesammtzahl durch absichtlich herbeigeführten Abortus, durch Kindermord u. s. w. vorkommen, so spielen sie doch keine umfangreiche Rolle, vielmehr liegt die so geringe Vermehrung in dem Umstande begründet, daß die japanischen Mütter ihre Kinder sehr lange (3 bis 6 Jahre) an die Brust legen. Daher folgen sich auch die Neugeburten in entsprechenden Abständen und sehr kinderreiche Familien gehören zu den Seltenheiten; in einigen Theilen Japans herrscht geradezu das Dreikindersystem.

Was nun die Zahl der Todesfälle anbetrifft, so ist P. Mayet der Meinung, daß auch diese nicht vollzählig in den Registern erscheinen; darauf weist auch der Umstand hin, daß mit dem längern Wirken des japanischen Registeramtes die Zahl der Todesfälle unverhältnißmäßig zunimmt. Die Folge davon ist, daß die Gesammtbevölkerung zu hoch erscheint. Auf Grund der bisher gebotenen Registrirungen und unter Berücksichtigung der Fehlbeträge hat Mayet als Mittelwerth der jährlichen Todesfälle im Verhältniß zur

Gesammtbevölkerung 2 Proc. angenommen, ein gleichfalls rechtmäßiger Satz; denn in Europa finden wir als Maximum 4,37 Proc. (in Croatien und Slavonien), als Minimum 1,72 Proc. (in Irland).

Nach den vorstehenden Angaben würde sich die japanische Bevölkerung in dem der Berechnung zu Grunde gelegten Zeitraume von 1873/1880 um jährlich 0,48 Proc. vermehrt haben. Dieser Satz stimmt nun beinahe mit demjenigen überein, den wir oben aus dem Unterschiede der ältesten (610) und jüngsten (1886) Volkssumme nach Maßgabe der einfachen Zinsrechnung hergeleitet hatten. Sind aber diese Positionen richtig, so würde daraus das interessante und wichtige Ergebniß hervorgehen, daß im Gegensatz zu China in Japan während eines Zeitraumes von 1276 Jahren die Volksvermehrung im ganzen eine gleichmäßige und stetige gewesen ist.

Kürzere Mittheilungen.

Professor Heinrich Kiepert in Kleinasien.

Prof. Heinrich Kiepert, welcher augenblicklich in Gesellschaft des Archäologen Dr. Fabricius vom Berliner Königl. Museum zum vierten Male Kleinasien bereist, ist am 26. Mai von einer größeren Rundtour durch Karien glücklich nach Smyrna zurückgekehrt. Die Reisenden hatten am 28. April Aïdin in südwestlicher Richtung verlassen, um quer durch das Gebirge zunächst Milâs (das alte Milasa) zu erreichen. Gleich am zweiten Tage fanden sie unweit des Dorfes Mersin-belen die Ruinen der antiken Stadt Amyzon, welche jetzt Mazün-Kale heißen, auf, und in denselben eine interessante Inschrift des karischen Königs Hidrieus, des Bruders und Nachfolgers des berühmten Geschwister- und Ehepaares Mausolus und Artemisia. Bei scharfem Nordwinde war es auf den Bergen, welche etwa die Höhe des thüringer Inselberges erreichen, empfindlich kühl, aber als sie am 30. April in ihr Nachtquartier — das immer noch hochgelegene türkische Dorf Hadschichanlü — hinabstiegen, überraschte sie der Duft zahlreicher blühender Orangenbäume und eine unglaubliche Fülle der buntesten Blumen auf allen Feldern und Bergen, namentlich auch Rosen; die vollen Weizenähren waren schon gelb und sollten in zwei Wochen geschnitten werden, nur die Gerste war noch grün. Doch war, wie gewöhnlich, nur der dritte oder vierte Theil des ertragsfähigen Landes angebaut, der beste Boden oft nur mit Unkraut (namentlich Disteln und Akanthus) bestanden. Unweit südlich vom Nachtquartier, bei Demirdschi-Deressi, liegen ausgedehnte schon von früheren Reisenden beschriebene Ruinen, welche vielleicht der antiken Stadt Alinda angehören, die in der Geschichte jenes karischen Herrscherhauses eine Rolle spielt. Die „überraschenden Prachtbauten" wurden topographisch aufgenommen und photographirt. Dagegen gelang es nicht, bei dem Bergübergange nach Milas den einst hochberühmten Zeus-Tempel von Labranda und die von Mylasa dorthin führende, 60 Stadien lange heilige Straße wieder aufzufinden. Milas selbst, eine öfters besuchte Stadt, bot, von Inschriften abgesehen, nichts; als Ausnahme bezeichneten es die Einwohner, daß es am 3. Mai dort noch regnete. Charakteristisch für die, doch auch dem Weltpostverein angehörende türkische Post ist es, daß es hier unmöglich war, einen Brief aufzugeben, weil es erstens keine Briefkasten giebt, und weil zweitens der Herr Postmeister, da er sonst nichts zu thun hatte, ins Bad gegangen war. Und das in einer Stadt von 7000 bis 8000 Einwohnern mit zahlreichen griechischen Kaufleuten!

Am nächsten Tage wurden in einer Höhe von 800 m beim Dorfe Karadschahissar die von kyklopischen Mauern umgebenen Reste einer großen antiken Stadt mit Bauwerken und Inschriften aus römischer Zeit entdeckt und bei ziemlich kühlem Wetter untersucht: vielleicht entsprechen dieselben dem bisher vergeblich gesuchten Bargasa des Alterthums. Dann ging es überaus steil hinab zur warmen Küste des herrlichen Meerbusens von Kos, fortwährend durch dichtes Gebüsch von Lorbeer, Myrten, Granaten, Orangen und Weinreben, eine entsetzliche Anstrengung für die Pferde; brauchte man doch zu einer Entfernung von 500 bis 600 Schritt eine volle Stunde. Auch an diesem Tage, dem 5. Mai, fiel einige Stunden lang Regen, zu dieser Zeit eine große Seltenheit. — Hier wurden beim heutigen Gerama die Reste des antiken Keramos untersucht, das Strabo nur ein „Städtchen" nennt, während unsere Reisenden von „gewaltigen Prachtruinen" sprechen. Wie entsetzlich ist dieses Land, eines der schönsten auf Erden, wo jede Quadratmeile ganze Kolonien wie Kamerun und Neuguinea mehr als aufwiegt, unter der Türkenherrschaft heruntergekommen! Doch scheint der neue Tag auch für diese klassischen Gefilde anzubrechen, und die Griechen sind es, denen hier die Zukunft gehört, und die in ihrem Eifer, zu lernen und vorwärts zu kommen, den apathischen Türken mehr und mehr überholen und verdrängen.

Von Geramo führte ein 12 Stunden langer, sehr beschwerlicher Weg, zum Theil über entsetzliche Felstreppen, nach Budrun, dem alten Halikarnassos, Herodot's Heimath; es ist heute eine Seestadt mit Telegraphen- und Dampferverbindung von 6000 bis 7000 Einwohnern, aber noch ohne Gasthaus. Dem Dampfboote, welches wöchentlich einmal von hier nach Smyrna geht, ist es verboten, Briefe mitzunehmen; die werden hübsch langsam zu Lande befördert und brauchen so mehr als eine volle Woche, um die Provinzialhauptstadt zu erreichen — wieder ein hübsches Beispiel türkischen Schlendrians.

Von hier ging es im nördlichen Bogen durch das Innere über Milas und die Ruinen des berühmten Hekate-Tempels zu Lagina und diejenigen von Eskihissar (Stratonike), wo Photographien genommen wurden, nach Mughla und in die lykischen Grenzgebiete, wo zahlreiche unerforschte Gebiete der Untersuchung warteten. Doch liegen über die dort gemachten Funde noch keine Nachrichten vor. R. K.

Süd-Mesopotamien.

In der Mai-Sitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde hielt Dr. B. Moritz einen Vortrag über die Geographie und Ethnographie von Süd-Mesopotamien, welches Land er als Mitglied einer von Herrn L. Simon ausgerüsteten archäologischen Expedition im Jahre 1887 bereist hatte. Der Eindruck, den Süd-Mesopotamien nach den Ausführungen des Reisenden auf den europäischen Besucher macht, ist im allgemeinen ein trostloser. Bei dem Anblicke der weiten Einöden und Sümpfe mit ihrer dünnen, verkommenen Bevölkerung ist es schwer, an die Blüthe des alten Babylonien

zurückzudenken, wo das Land von schiffbaren Kanälen durchzogen und mit reichen Feldern bedeckt war, die mehrhundertfältige Frucht trugen, wo in seinen Städten Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft blühten, und wo seine Hauptstadt der erste aller Kulturherde war. Heute kann man selbst über die einstige Lage dieser Hauptstadt in Zweifel sein. — Als die Hauptursache dieser Umwandlung zum Schlechteren muß der Islam gelten. Schon vor der mohammedanischen Invasion hatten schlimme Ueberschwemmungen stattgefunden, die das Land verheerten. Dazu kamen dann lange und blutige Kämpfe zwischen alten Besitzern des Landes und den neuen Eindringlingen, eine fortschreitende Verarmung und Abnahme der Bevölkerung durch das Raubsystem der neuen Herren und ein allgemeiner Verfall der Kanäle und Dämme. Die Araber hatten für Agrikultur keinen Sinn. Die Türken fanden das Land vor, wie es heute ist, thaten aber nichts zu seiner Wiedererhebung. — Gegenwärtig nimmt die Wüste etwa zwei Drittel des ganzen Landes ein: eine fast ebene Fläche, mit Alkalien bedeckt und beinahe jedes Pflanzenwuchses bar. Hie und da erheben sich Hügel, die bis 30 m emporsteigen, und unter denen Ziegeltrümmer und Scherben verborgen sind. Dies sind alte Kulturstätten, welche bezeugen, daß Mesopotamien einst eins der dichtest bevölkerten Länder der Erde gewesen ist. Bei manchen lassen sich noch ganz deutlich die Straßenzüge verfolgen. Auch hohe Dämme antiker Kanäle ragen an manchen Stellen über die tischplattenähnliche Ebene empor. In der dicken, undurchsichtigen Atmosphäre, die ganz verschieden ist von der klaren syrischen Atmosphäre, erscheinen diese Hügel dem Auge oft als förmliche Gebirge. — Charakteristisch sind der Wüste die Staubstürme, die zugleich die beträchtlichsten Veränderungen im Bodenrelief bewirken. Sie bewegen vor allen Dingen das feine Verwitterungsprodukt der Ziegel von den Trümmerstätten hin und her, schütten damit die Wasserläufe zu, und häufen hohe Dünen daraus auf, welch letztere in fast beständiger sichtbarer Bewegung sind. — Das übrige Drittel des Landes ist beinahe ausschließlich Sumpf. Auch im Alterthume gab es zwar Sümpfe im Lande, dieselben nahmen aber bei weitem nicht einen so großen Raum ein. Bedingt sind dieselben durch die regelmäßigen Ueberschwemmungen der beiden großen Ströme, die das Land durchfließen. Das Steigen derselben findet nur allmählich statt — zuerst (im Februar) im Tigris, und dann (gegen Ende März) im Euphrat. Hierdurch aber werden allmählich nicht nur die Reisfelder, sondern auch weite Strecken der Wüste unter Wasser gesetzt. Ungeheuer war die Hochfluth von 1887. Bei der großen Hitze und den starken Winden folgt dann aber rasche Auftrocknung, und im August enthält der Schatt-el-hai bei Schatra keinen Tropfen Wasser mehr. — Von weitem gesehen, erscheinen die mesopotamischen Sümpfe als unermeßliche grüne Flächen, von dem Schilf und Rohr, das meterhoch aus ihnen heraus wächst und belebt sind sie von zahllosen Wasservögeln, Wildschweinen, Löwen ꝛc. — Die Bevölkerung ist abgesehen von derjenigen in den Städten sehr einheitlich in ihrem Typus, wenn sie auch kaum rein arabisch genannt werden kann, und sie bekennt sich gleich der persischen zum schiitischen Glauben und trägt arabische Kleidung. — Den Bodenformen nach sind darunter Wüstenbewohner — Beduinen — und Sumpfbewohner — Madân — zu unterscheiden. Die ersteren leben von nomadisch betriebener Viehzucht und gelegentlicher Räuberei; die letzteren fristen zusammen mit ihren Büffeln ein merkwürdiges amphibisches Leben und verharren auf einer sehr tiefen Kulturstufe. Die Bewohner der kleinen Kulturoasen sind von beiden zu unterscheiden. Diese treiben etwas Ackerbau, neigen aber in ihren Lebensgewohnheiten (besonders in der Einrichtung ihrer Rohrhütten) sehr stark zum Nomaden hin. Das Nivelliren sowie das Damm- und Kanalbauen verstehen sie vom alten Babylon her vortrefflich. Bei allen ihren Bauten haben sie sich infolge des absoluten Steinmangels aber ganz wie die Alten mit Stroh, Rohr und Erde zu behelfen.

E. D.

Die Scilly-Inseln.

Die Scilly-Inseln haben in den früheren Jahrhunderten eine viel bedeutendere Rolle gespielt als heutzutage. Die Annahme, daß sie identisch seien mit den Kassiteriden Strabo's, hat allerdings vor strengerer Kritik nicht zu bestehen vermocht. Aber in den Zeiten Heinrich's III., Franz Drake's und Cromwell's galten sie mit gutem Grunde als eine der wichtigsten strategischen Positionen der Engländer, und damals waren sie infolgedessen auch zugleich stark befestigt.

1815 wurde die Position aber aufgegeben, und die Festungswerke durften seitdem in Ruinen sinken. Ein paar verrostete Kanonen blicken heute nur noch auf die Meerenge von Saint Mary, ohne irgend jemand ernstlich zu bedrohen. Unter Palmerston dachte man einen Augenblick an die Wiederherstellung der Befestigungen, aber thatsächliche Schritte dazu wurden nicht gethan.

Die Vortheile der Lage der Inseln in einem großen Seekriege — insbesondere gegen Frankreich — springen auf jeder Karte ins Auge. Die halbmondförmige Rhede, die von der Gruppe eingeschlossen wird, ist fähig, die größten Schiffe aufzunehmen und durch geringfügige künstliche Nachhülfe ohne Zweifel zu einer vortrefflichen zu gestalten. Die Inseln St. Mary, St. Agnes, Annet, Samson, Bryer, Tresco und St. Martin würden sich vorzüglich zur Anlage von Forts eignen, und die Straßen zwischen ihnen wären sowohl durch diese Forts als auch durch Torpedos leicht zu schützen. Die feindlichen Angriffe aber würden durch den Mangel jedes Stützpunktes in der Nähe, sowie durch das Vorhandensein zahlloser Klippen und Riffe außerordentlich schwer sein. So wie die Inseln jetzt sind, könnten sie von jedem Feinde leicht genommen werden, und falls sie von einem solchen in ein nordisches Gibraltar umgewandelt würden, so könnten sie für Großbritanniens Handel und Seeherrschaft sehr verhängnißvoll werden.

(Admiralty and Horse Guards Gazette.)

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach den Berechnungen Troinizki's, denen officieller Charakter beizumessen ist, belief sich die Bevölkerung des Russischen Reiches im Jahre 1885 auf rund 109 Millionen, und die Dichtigkeit der Bevölkerung betrug in den 50 europäischen Statthalterschaften 19,3 pro Quadratwerst; in Polen 71,4; in Finland 7,6; in Central-Asien 1,8; in Sibirien 0,4. Vier Städte hatten mehr als 200 000 Einwohner, neun andere mehr als 100 000, und 23 weitere über 50 000. Die Zahl der Geburten beträgt durchschnittlich 3 400 000, die Zahl der Todesfälle 2 500 000, so daß die Bevölkerung also abgesehen von der Einwanderung in jedem Jahre durchschnittlich um 900 000 wächst. Die Einwanderung wird auf eine Million, die Auswanderung

auf 921 000 angegeben, was einen weiteren Ueberschuß von 79 000 ergeben würde. Dabei erkennt die angegebene Quelle aber an, daß die statistischen Zahlen auf Genauigkeit keinen Anspruch machen können, weil besonders außerhalb Europas die Registrirungen vielfach nachlässig gehandhabt werden.

— Dem „Chamber of Commerce Journal" (Vol. VII, p. 100 f.) zufolge bezifferte sich der allgemeine griechische Außenhandel im Jahre 1887 auf rund 203 Mill. Mark, und zwar auf ziemlich 116 Mill. Mk. in der Einfuhr und auf reichlich 87 Mill. Mk. in der Ausfuhr. Bezüglich ihrer Theilnahme an den Einfuhrwerthen hielten sich Rußland und England ungefähr die Wage (jedes Land mit etwa 27 Proc.), ebenso Oesterreich-Ungarn und die Türkei (jedes mit gegen 14 Proc.) und Italien und Rumänien (mit ziemlich 5 Proc.). Bezüglich der Ausfuhr nahm England den ersten Rang ein (mit 40 Proc.), Frankreich den zweiten (mit ziemlich 22 Proc.), Belgien den dritten (mit 10 Proc.), die Türkei den vierten (mit reichlich 9 Proc.), Oesterreich-Ungarn den fünften (mit 7 Proc.), die Vereinigten Staaten von Nordamerika den sechsten (mit $4\frac{1}{2}$ Proc.) und Deutschland erst den siebenten (mit etwas über 4 Proc.).

Asien.

— Graf Aurep-Elmpt hat eine größere Reise in das Innere von Hinterindien angetreten, die sich womöglich bis nach Tibet ausdehnen soll. Besondere Aufmerksamkeit gedenkt derselbe der Ethnologie der Muongs, Moïs, Laos 2c. sowie den Beziehungen dieser Völker zu der alten Kultur der Khmers zuzuwenden. — Die Denkmäler, welche in Hinterindien von den Khmers übrig geblieben sind, bilden gleichzeitig auch den Gegenstand der Untersuchungen der Herren Fournereau, Raffegeaud und Kérantret, die Cochinchina und Kambodscha im Auftrage des französischen Unterrichtsministers bereisen (Vergl. „Compte rendu" der Pariser Geographischen Gesellschaft 1888, Nr. 7 und 8).

— Dr. Walther aus Jena hat im Jahre 1887 zur Untersuchung verschiedener Fragen der dynamischen Geologie eine Forschungsreise nach der Sinai-Halbinsel unternommen, über die er am 5. Mai vor der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin berichtete. Besondere Aufmerksamkeit hatte er den daselbst vorhandenen Korallenbildungen, sowie der Lockerung und Zersprengung der Gesteine durch die Temperaturschwankungen, und der Umlagerung ihrer Bruchstücke durch die Windwirkung zugewandt. Die Thatsache, daß eine junge koralline Bildung nördlich von Thor in bedeutender Höhe über dem Meeresspiegel liegt, erklärt er sich durch eine active Bewegung des Meeres — durch ein Rückweichen, oder so zu sagen ein Auslaufen des Golfes von Suez.

— Da die Sommerregen nunmehr in Ostasien begonnen haben, so ist gegenwärtig keine Hoffnung mehr vorhanden, daß es gelingen werde, die Hoangho-Fluth bereits in dem gegenwärtigen Jahre in ihr früheres Bett zurückzudämmen. Das Bild, welches unser in Nr. 9 des laufenden Bandes enthaltenes Kärtchen von der Lage giebt, bleibt also bis auf weiteres unverändert. — Das Erdbeben von Yünnan, dessen genaue wissenschaftliche Beurtheilung leider für immer ausstehen wird, scheint noch erheblich größere Verwüstungen angerichtet zu haben, als man annahm. Mindestens 5000 Menschen sollen dadurch ihr Leben verloren haben, und von der großen Stadt Shih-ping soll nichts übrig geblieben sein als ein Trümmerhaufen.

Afrika.

— In der Münchener Geographischen Gesellschaft erstattete Dr. P. von Zezschwitz Bericht über seine Reise nach der Westküste Afrikas und nach dem Nigerdelta. Das letztere bezeichnete der Reisende als ein außerordentlich belebtes und wichtiges Handelsgebiet und als die natürliche Hauptpforte des Sudan, von der es zu bedauern sei, daß sie den Anstrengungen Robert Flegel's zum Trotz für Deutschland verloren gegangen sei. Der englische Handel besitzt gegenwärtig daselbst ein beinahe unbestrittenes Monopol. Bonny, Akassa und Benin sind die Hauptplätze, alle drei freilich berüchtigt durch Malaria sowie auch zum Theil durch Moskitos. Die Bemannung des Schiffes, dem Herr von Zezschwitz als Schiffsarzt angehörte, hatte unter den üblen hygienischen Verhältnissen des Nigerdeltas viel zu leiden, und gerade die kräftigsten Konstitutionen wurden in der Regel am heftigsten von dem Fieber ergriffen.

— Die Bohrungen, welche die Londoner „Royal Society" im Nildelta vornehmen läßt, haben bisher erwiesen, daß bei Zagazig Felsen nicht existirt in einer Tiefe von 345 Fuß (103,5 m), bei Kasr el Nil nicht in einer Tiefe von 45 Fuß (13,5 m), bei Kasr Zayat nicht in einer Tiefe von 48 Fuß (25,2 m) und bei Tantah nicht in einer Tiefe von 73 Fuß (21,9 m). (Athenaeum 1888, Nr. 3159, p. 603.)

— Einem Vortrage, den der Missionär Franz Xaver Geyer vor der Münchener Anthropologischen Gesellschaft über die ethnographischen und politischen Verhältnisse im Sudan gehalten hat, entnehmen wir die folgenden Sätze: Das Wort Sudan stammt aus dem Arabischen (von açuad, schwarz) und bedeutet so viel wie „Land der Schwarzen". Heute untersteht das ganze ungeheure Gebiet mit Ausnahme seines südlichen Theiles, am weißen Nil, wo sich Emin-Pascha heldenhaft behauptet, dem Khalifen Abdullahi. Die Bevölkerung zerfällt in Neger und Nigritier. Zu den ersteren zählen namentlich die Schiluk, Dinka, Bari, Nuer, Bongu, Niam-Niam 2c.; zu letzteren die Hadendoa, Bischarin, Omarab, Artega, Beni-Amer, Habab 2c. Die Neger tragen ihren bekannten eigenartigen Typus in sehr verschiedener Ausprägung, sie sind im allgemeinen sehr leichtlebig, lassen sich nur durch Strenge zu geregelter Anstrengung anhalten, und können höchstens nach Generationen an Selbstthätigkeit gewöhnt werden. Manche Stämme zeigen aber ganz schöne geistige Anlagen. Der größte Feind des Negers ist der Islam, und die verderbliche Wirkung der Mahdiherrschaft läßt sich deshalb noch gar nicht absehen. Als ihresgleichen werden die Araber die Neger doch niemals behandeln. — Die Nigritier zeichnen sich durch braune Hautfarbe, langes Haupthaar, regelmäßigere Gesichtsbildung und schlankeren Wuchs vor den Negern aus, sie sind intelligenter als jene, aber auch mißtrauischer und feindseliger gegen die Europäer. An Ausdauer und Genügsamkeit wetteifern sie mit dem Kameel, und besonders dadurch sind sie auf ihrem eigenen Boden dem Europäer im Kampfe überlegen. Ihren Reihen entstammt eine der bekanntesten Figuren des Mahdi-Aufstandes — Osman Digma.

— Nachrichten aus Brüssel geben an, daß die Franzosen im Begriffe stehen, den Posten Kundja am Ubangi zu räumen, so daß dadurch die schwebende Grenzstreitigkeit zwischen dem Kongostaat und Französisch-Kongo erledigt wird.

Australien.

— Die Erträge aus den australischen Goldfeldern haben sich schon seit Jahren beträchtlich vermindert. Nur in Queensland werden noch immer namentlich goldreiche Quarzriffe von hohem Werthe aufgefunden. Die Goldfelder der Kolonie Südaustralien waren nie von Bedeutung, und das ihr in nachstehender Tabelle für das Jahr 1886 zugewiesene Gold stammt meistens (17 490 Unzen zu 63 139 Pfd. St.) aus dem dazu gehörigen Nord-Territorium. In Westaustralien

wurde erst im Jahre 1886 durch den jetzt verstorbenen Ingenieur Edward T. Hardman in dem nördlichen unwirthbaren und unbewohnten Kimberley-Distrikte (26° 15′ südl. Breite und 119° 56′ östlich von Gr.) Gold entdeckt. Die darüber verbreiteten günstigen Nachrichten zogen mehrere Hundert Abenteurer dahin, welche aber meistens sehr unbefriedigt heimkehrten.

Die Reinheit des australischen Goldes ist sehr verschieden. Während z. B. das Victoria-Gold einen durchschnittlichen Werth von 4 Pfd. St. pro Unze hat, wird für Queensland-Gold nur $3\frac{1}{2}$ Pfd. St. gezahlt.

Die Goldausbeute Australiens beziffert sich für die Kolonien:

Für die Kolonie:	Vor dem Jahre 1886		Im Jahre 1886		Im Ganzen	
	Quantum Unzen	Werth Pfd. St.	Quantum Unzen	Werth Pfd. St.	Quantum Unzen	Werth Pfd. St.
Victoria . .	53 727 986	214 911 914	665 196	2 660 784	54 393 182	217 572 728
Neu-Süd-Wales . .	9 639 359	35 727 939	98 446	355 600	9 737 805	36 083 539
Queensland .	4 885 647	17 099 764	340 998	1 193 493	5 226 615	18 293 257
Südaustralien	172 961	691 275	26 315	95 674	199 276	786 949
Total . .	68 425 953	268 430 922	1 130 955	4 305 551	69 556 908	272 536 473
Tasmanien .	419 656	1 608 929	31 014	117 250	450 670	1 726 179
Neu-Seeland	10 789 650	42 297 252	227 079	903 569	11 016 729	43 200 821
	79 635 259	312 337 103	1 389 048	5 326 370	81 024 307	317 663 473

Nordamerika.

— Die geographisch-geologische Landesuntersuchung der Vereinigten Staaten beschäftigt sich im laufenden Jahre namentlich mit Kalifornien, Oregon und Montana, wohin vor kurzem acht verschiedene Expeditionen entsandt worden sind. Außer mit theoretischen Fragen sollen dieselben sich auch mit gewissen praktischen Fragen beschäftigen, so in dem Kaskadengebirge von Oregon namentlich mit der Untersuchung goldhaltiger Quarzgänge, in dem Quellgebiete des Missouri (in Montana) mit dem Aufsuchen von Stellen, an denen Dämme zur Verhütung der furchtbaren Hochfluthen des Stromes errichtet werden könnten etc. Die Triangulationsarbeiten, denen die Expeditionen obliegen sollen, werden in der Hauptsache bereits im Frühsommer zu einem Abschlusse gebracht werden müssen, weil im Juli der sogenannte „summer haze" (Staubnebel) einzusetzen und die Atmosphäre in einem hohen Grade undurchsichtig zu machen pflegt. Von Kalifornien soll eine Karte im Maßstabe von einem Zoll auf zwei amerikanische Meilen hergestellt werden, von Oregon und Montana eine solche im Maßstabe von einem Zoll auf vier Meilen. (Vergl. „Science", Vol. XI, p. 228.)

— Nach einer Mittheilung in „Science" wird die „United States Geological Survey" demnächst auch eine Karte ausgeben, welche die Verbreitung der Indianerstämme zur Darstellung bringt. Das „Bureau of Ethnology" hat nach fast fünfzehnjähriger Arbeit die Klassifikation der Indianer nach linguistischen Familien vollendet und vertheilt auf der Karte die 300 bis 350 bekannt gewordenen Stämme in etwa 60 Familien, von denen jede durch eine besondere Farbe bezeichnet wird. Der vorläufigen Mittheilung nach bewohnen die Familien mit geringen Ausnahmen auch geographisch geschlossene Gebiete; die einzelnen Stämme sind also nicht in der Weise gewandert, wie man gewöhnlich annimmt; am größten ist die Zersplitterung in Kalifornien und Oregon, wo zahlreiche kleine Stämme dicht neben einander wohnen, welche oft nur aus wenigen Familien bestehen, aber linguistisch total verschieden sind. Die Karte, welche von einem ausführlichen „Report" begleitet demnächst erscheinen soll, wird eine der interessantesten Publikationen werden, welche das ethnographische Bureau veröffentlicht hat.

— Dr. Franz Boas hat in der zweiten Hälfte des Mai im Auftrage der „British Association of the Advancement of Science" eine neue Fahrt nach dem nordamerikanischen Westen angetreten, um daselbst seine ethnologischen Forschungen fortzusetzen. Wir hoffen in der Lage zu sein, unseren Lesern über die Ergebnisse dieser Reise seiner Zeit eingehenderen Bericht zu erstatten.

Polarregionen.

— Nach einer Mittheilung von Ch. Rabot an die Pariser geographische Gesellschaft hat der norwegische Kapitän E. H. Johannesen im Osten von Spitzbergen eine neue Insel entdeckt. Die bekannte Hypothese von dem Vorhandensein einer Inselkette, die Spitzbergen mit Franz-Josephs-Land verbindet, gewinnt dadurch eine größere Festigkeit. Die Freiheit der europäischen Küsten von arktischem Treibeis dürfte vielleicht zum Theil mit dieser Insel-Barriere in Zusammenhang zu bringen sein.

— Nach einem Briefe, den Dr. Nansen von den Färoer aus an Professor Helland in Christiania gerichtet hat, ist die Nord- und Westküste von Island in diesem Jahre bereits sehr stark von Treibeis umlagert. Der Reisende ist geneigt, dies als einen sehr günstigen Umstand für seine Grönlandreise zu betrachten, da er glaubt, daß starke Nordwestwinde die Ostküste Grönlands verhältnißmäßig eisfrei gemacht haben.

Bücherschau.

— E. v. Hesse-Wartegg, Kanada und Neufundland. Freiburg 1888. Herder'sche Verlagsbuchhandlung. — E. v. Hesse-Wartegg versteht es in diesen seinen Reisebildern aus Kanada eben so gut wie in den allbekannten älteren aus den Vereinigten Staaten, uns Land und Leute in ihren Wechselbeziehungen lebendig vor die Seele zu stellen. Dabei wird er durch zahlreiche geschickt gewählte und hübsch ausgeführte Illustrationen wesentlich unterstützt. Das Buch muß um so willkommener geheißen werden, als die deutsche Literatur thatsächlich sehr arm ist an Reisewerken über das britische Nordamerika, während die Bedeutung dieses ungeheuren Landes doch in mehrfacher Beziehung allmählich eine sehr hohe geworden ist.

— Dr. Moritz Hoernes, Dinarische Wanderungen. Wien 1888. Karl Graeser. — Ein gedankenreiches und elegant geschriebenes Buch, das den Leser sowohl in das gegenwärtige als auch in das vergangene Kulturleben Bosniens und der Herzegowina viel tiefere Blicke thun läßt wie die meisten anderen Reiseschilderungen, und das auch zugleich allenthalben die Wurzeln nachzuweisen sucht, durch welche dieses Kulturleben in der geographischen Eigenart der betreffenden Territorien haftet. Die Mission, welche Oesterreich-Ungarn durch die Occupation derselben dem Oriente gegenüber angetreten hat, erhält darin eine treffende Beleuchtung.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Globus.

LIV. Band.

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.



Vierundfünfzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1888.

Inhaltsverzeichniß.

1. Größere Aufsätze.

Europa.

Asien.

Afrika.

Nordamerika.

Südamerika.

Australien und Polynesien.

Polarregionen.

Allgemeines.

Deutsche Schutzgebiete.

2. Kürzere Mittheilungen und Notizen.

Europa.

Asien.

Afrika.

Nord- u. Mittelamerika.

3. Bücherschau.

4. Illustrationen.

Europa.

Die Färöer.

5. Karten und Pläne.

Mitarbeiter-Verzeichniß.

(Soweit sich dieselben genannt haben.)

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIV.



№ 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Bericht über eine Reise nach Kwang-si.

Von H. Schroeter.

I.

Von Canton nach Wu-tschou-Fu.

Im Herbste des Jahres 1886 machte ich im Auftrage meiner Principale, der Herren S. & Co., von Canton aus eine Reise nach dem Westflusse, nach einigen Distrikten Kwang-sis, welche nur selten, theilweise noch nie von Europäern besucht worden sind. Die von mir unterwegs gesammelten Notizen hielt ich bisher nicht für interessewekend genug, um sie in der einen oder anderen Form veröffentlichen zu können, da wichtige Ereignisse oder Abenteuer nicht darin verzeichnet stehen. Seit aber neuerdings wieder über die Frage diskutirt wird, ob die Eröffnung des Westflusses für die Europäer von Bedeutung sei, und man in verschiedenen Kreisen schon davon spricht, daß ein oder mehrere Häfen der großen Wasserstraße den Fremden demnächst geöffnet werden sollen, benutze ich den gegenwärtigen Zeitpunkt, ein Scherflein zur Kenntniß des großen Stromes beizutragen, und den freundlichen Leser, welcher an dem Hinterlande des Riesenflusses einmal Interesse gewonnen hat, einen freilich nur kleinen Theil dieses Nährvaters des reichen Canton-Deltas vor Augen zu führen.

Ueber die Veranlassung zu dieser Reise schicke ich erläuternd voraus, daß im Laufe des vergangenen Sommers die Herren S. & Co. große Quantitäten von Cassia-Lignea, nicht wie üblich, in Canton selbst, sondern im Produktions-Lande, in Kwang-si, gekauft hatten. Nach langwierigen Belästigungen aller Art von Seiten der chinesischen Beamten hatte die Waare ihren Weg schließlich wohl nach Canton gefunden, aber dafür waren die mit dem Sammeln beauftragt gewesenen Chinesen nachträglich unerhört chicanirt worden, indem z. B. ihre Häuser versiegelt, sie in das Gefängniß geworfen, und erst wieder freigegeben wurden, nachdem man ihnen große Summen Geldes abgepreßt hatte. Um den Beamten an Ort und Stelle die nöthigen Vorstellungen machen und dem deutschen Konsulate einen authentischen Bericht über die Sachlage geben zu können, unternahm ich die Reise. Meine Hauptaufgabe war somit, die Cassia-Märkte Tai-Wo (in Ping-nam-shin gelegen), sowie Yung, die Kreisstadt des gleichnamigen „Shien“ (d. h. Distriktes) zu erreichen.

Um den chinesischen Beamten, welchen meine Reise ganz und gar unlieb sein mußte, keinerlei Vorwand zu geben, mir Hindernisse in den Weg zu legen, mußte ich die Fahrt leider ganz ohne Begleitung einer Dampfpinasse in einem der bekannten, von chinesischen Mandarinen häufig benutzten Reiseboote, „Hortane“ benannt, unternehmen. Solche Fahrzeuge sind bequem und geräumig genug, aber von großer Schwere und Langsamkeit. Ich werde versuchen, das von mir gemiethete Boot zu beschreiben.

Das Hortan, welches ich benutzte, ist ein schönes, geräumiges und fast neues Fahrzeug, das eigentliche Schiff flach gebaut, 51 Fuß lang, 8 Fuß breit und von nicht ganz 2 Fuß Tiefgang. Von der etwa 8 Fuß langen Plattform am Bug, für die Schiffsmannschaft, gelangt man direct in die $6^1/_2$ Fuß hohe, wohnliche Kajüte, mit drei auf einander

folgenden, durch große Schiebefenster reichlich erleuchteten Passagier-Zimmerchen. Das mittlere diente mir als Wohnzimmer und war, da ich nicht mit Raum zu sparen brauchte, mit jeglichem Komfort, wie mit gepolstertem Sopha und bequemem Schreibtische, sowie mit einer reichen Anzahl von Büchern und Bildern ausgestattet. Im dritten, hinteren Zimmer war für mich eine durch Moskito-Gardinen geschützte, bequeme Lagerstätte aufgeschlagen.

Diesem Gemache folgte im Achtertheile die Küche, zugleich Wohn- und Schlafraum für den größeren Theil meiner 18 Mann starken Bemannung. Ueber dem Steuerruder, etwa 8 Fuß über der Wasserfläche gelegen, ist für den Kapitän und Besitzer des Bootes noch eine Art Privat-Kajüte, wenn man einen 3 Fuß hohen Verschlag, in welchem zwei oder drei Personen eben Platz genug zum Liegen haben, so nennen kann. Hier pflegt die Frau des Kapitäns mit den Kindern zu wohnen; zum Glück hatte ich Gelegenheit gehabt, die Gattin des meinigen, zwei schreiende Unholde auf dem Arme tragend, rechtzeitig kennen zu lernen, so daß ich durch eine Bedingung im Miethcontracte diese weder sehr junge, noch mit besonderen Reizen bedachte Dame sammt ihren Prinzen in Canton zurückhalten konnte.

Ein 15 Zoll über dem Schiffskörper ausladendes Gangbrett führt an den Längsseiten desselben entlang, die Communication der Mannschaft ermöglichend, welche auch von diesem aus mit gegen die nackte Brust gestemmten Stangen das Schiff vorwärts bewegt, wo diese Art zu fahren geboten ist.

Der etwas mürrische, aber brave und fleißig mit Hand anlegende Kapitän brachte also nur seinen 15 jährigen Sohn mit, von mir Fritz benannt, welchen von den Chinesen in „Falitzi" umgewandelten Namen er noch heute führen soll. Die Mannschaft bestand aus zwei Matrosen, deren älterer, der „starke August", unterwegs eine ausgesprochene Liebhaberei für meine Getränke und Cigarren bekundete, ferner aus acht für die Reise vom Kapitän angeworbenen, kräftig gebauten Miethsknechten, welche das von mir nachträglich „Pinguin" getaufte Fahrzeug an einem langen, von der Spitze des Mastes auslaufenden Schlepptau vom Ufer aus den Strom hinaufzuziehen, oder wie erwähnt, mit Bambusstangen vorwärts zu schieben hatten, wenn nicht ein günstiger Wind sie dieser überaus anstrengenden Arbeiten enthob, und sie beim Richten und Wenden des kolossalen Mattensegels behülflich sein mußten.

Ich möchte auch noch meine näheren Begleiter, welche ich in dem dem Bug zu liegenden Zimmer untergebracht hatte, vorführen: Für mich die wichtigste Persönlichkeit war Afook, der Lagermeister und Markthelfer der Herren S. & Co., ein geriebener Chinese, welcher mir trotz seines schlechten „Pidjin"-Englisch vortreffliche Dienste als Dolmetscher erwies, trotzdem er nur wenig Mandarinen-Chinesisch versteht. Ferner begleiteten mich drei „Hong-Coolies" meiner Cassia-Freunde, welche bereits einmal die Reise gemacht hatten, und ein chinesischer Koch, welcher zugleich als Factotum diente, da ich es für richtig befunden hatte, meinen „Boy", welcher mir während einer Tour, wie ich sie vorhatte, nur im Wege gestanden hätte, in Canton zu belassen. Von sämmtlichen Chinesen war nur der genannte Afook der englischen Sprache, oder wenigstens des für meinen Zweck ganz ausreichenden Pidjin-Englisch einigermaßen mächtig. Er war die einzige „fühlende Brust", mit welcher ich mich auf meiner 35 Tage dauernden Reise außer mit meinen Büchern unterhalten konnte, und ich muß diesem Chinesen, welcher noch vor nicht gar vielen Jahren die „Punkah" zog, das Zeugniß ausstellen, daß er für mich unterwegs ein ebenso guter Gesellschafter, als Diener gewesen ist, und stets, wie es die Verhältnisse gerade erforderten, mit richtigem Takt die ihm zukommende Stellung einzunehmen wußte.

Am 8. September vorigen Jahres spät am Abend war es, als wir bei herrlichem Mondschein in den Canton gegenüber liegenden Fati-Kanal fuhren, um, umgeben von einem ganzen Walde von Masten aller möglichen Fahrzeuge, in der gleichnamigen, volkreichen Fabrikstadt gar bald wieder vor Anker zu gehen, damit die Bootsknechte sich für die Anstrengungen des folgenden Tages durch Schlaf stärken konnten.

Aus letzterem weckte sie anderen Tages schon um $4^1/_2$ Uhr Morgens das um uns erwachende Leben der Wassernomaden, und bei Aufgang der Sonne befand sich der „Pinguin" in einem breiten Kanale auf dem Wege nach dem „Birmingham" Süd-Chinas, nach Fat-schan, dieser gewaltigen, 400 000 Einwohner beherbergenden Stadt, in welcher die Rohprodukte des Canton-Hinterlandes für den Export verarbeitet, und von wo aus hauptsächlich die direct von Hongkong, und nur zum verschwindend kleinen Theil via Canton, kommenden europäischen oder einheimischen Import-Artikel in die umliegenden, außerordentlich reichen Distrikte und weiter nach dem Inlande vertheilt werden. Es nahm meinen Leuten fast zwei Stunden, uns durch die unzähligen Boote des Hafens hindurchzuarbeiten, und erst gegen Mittag passirten wir das bekannte große Gildengebäude der Kwangsi-Holzhändler, sowie die letzten Schiffswerften und die ungeheuren Holzlager, welche am West-Eingange des Hafens die Wasserfläche bedecken.

Meine Coolis verlassen jetzt das Schiff, um es vom Ufer aus an unermeßlichen Maulbeerfeldern entlang zu ziehen, welche, so weit das Auge reicht, fast die alleinige Kultur der weiten Ebene bilden. Es werden diese Maulbeersträucher sechs bis sieben Mal im Jahre von oben bis unten ihrer Blätter beraubt, und es machen gerade leergepflückte Felder wohl einen originellen, aber zugleich auch einen kalt winterlichen Eindruck in der sonst so prangenden Herbstlandschaft. Die frischen Blätter werden direct vom Felde in kleine, schlank gebaute, etwa 25 Piculs tragende Boote geladen und gelangen nach wenigen Stunden geschwinder Fahrt den reißend schnell fließenden Strom hinab nach den zwischen Canton und Macao gelegenen Seiden-Distrikten, z. B. nach Laclou und Schuntak, um von den dortigen Seidenraupenzüchtern aufgekauft zu werden.

Im Laufe des Nachmittages erreichen wir, die Sai-tschin-Berge im Südwesten allmählich aus den Augen verlierend, die Ortschaft Sa-hou, woselbst der vermuthlich schon vor Jahrtausenden gegrabene Kanal in einen größeren Flußarm mündet. Leider ist der Fat-schan-Kanal bei niedrigem Wasser im Durchschnitt kaum zwei bis drei Fuß tief. Vor seinem Ausgange bei Sa-hou macht eine weit in das Fahrwasser beider Flußarme sich erstreckende Sandbank seine Ein- und Ausfahrt selbst für ganz kleine Fahrzeuge bei niedrigem Stande der Ebbe unmöglich, so daß vorläufig noch kein Gedanke sein kann an ein Befahren dieses Kanales mittelst europäischer Dampfer. Es ist dies aber ein Uebelstand, welchem im Laufe der Zeit, wenn letztere auch den Chinesen Geld geworden ist, und wenn sich dieselben, um einen directen Wasserweg von Canton nach Sam-schui zu haben, zum Ausbaggern ihrer ursprünglich nur für flach gebaute Dschunken durch den weichen Ackerboden gegrabenen Kanäle bequemen, ohne Zweifel gelöst werden wird.

Gegen 5 Uhr nachmittags passiren wir Li-tschi-yuen und machen das Schiff gegen 7 Uhr am Eingang des Holzmarktes Schui-kong, in der Nachbarschaft einiger Dschunken, für die Nacht fest.

Am 10. September sind meine Chinesen schon vor Sonnenaufgang damit beschäftigt, das Boot mit ihren Bambusrohren durch die uns umgebenden Flöße zu bringen; am andern Ende der Stadt springe ich in den hier noch

klaren Fluß, um ein Bad zu nehmen. Ich überrasche die Bewohner des kleinen Ortes nicht wenig dadurch, daß ich vom Strom wider meinen Willen den Häusern zugetrieben werde, und daß ein dort nur selten gesehener „fremder Teufel“ mitten zwischen die an den Fluß zum Wasserschöpfen gekommenen, oder Wäsche reinigend im flachen Wasser des Ufers stehenden Mägdelein geräth. Ich bin schon im Begriff, der mir am nächsten stehenden, freilich weder schneeweißarmigen, noch besonders königlich dreinschauenden Jungfrau die Kniee zu umschlingen, und mit schmeichlerisch süßen Worten um ein „Chemise“ zu bitten, da mir nicht, wie weiland dem göttlichen Dulder, das schützende belaubte Gesproß zur Seite wächst, als Afook mir mit Handtuch, Schuhen, Pajamas und Vogelflinte im kleinen Sampan folgt und den guten Rath giebt, lieber möglichst weit von den vielleicht etwas prosaisch angelegten Brüdern oder Vettern bewußter Nausikaa in den nahen Reis- und Gemüsefeldern auf Schnepfen zu fahnden. Ich folge also meinem Famulus in das offene Feld hinaus, mit der Flinte am Ufer entlang schlendernd, ohne indessen auch nur einen jagdbaren Vogel zu sehen.

Der größere Theil des Bodens ist noch immer von etwa 4 bis 6 Fuß hohen Maulbeerstauden bewachsen, über welchen mit eigenthümlichem Gesumme unzählige Canthariden schwärmen — diese kleinen, unseren Canton-Droguen-Händlern so wohl bekannten Käfer. Ich erreiche bald ein großes, schönes „Schui-tou“ (Wasserthor), von hübschen Tempeln und einer auf hohem Damm stehenden Pagode umgeben, wo ich aus der Vogel-Perspective ein außerordentlich anschauliches Bild des chinesischen Berieselungssystems mit allen seinen Details gewinne, welches jedem Fremden Achtung vor der hohen Stufe des chinesischen Ackerbaues abzwingen muß. Die aus wolkenlosem Himmel niederstrahlende Sonne treibt mich aber bald wieder unter das schützende Dach meines langsam folgenden Hortaus zurück.

Gegen Mittag erreiche ich Hsi-nam, eine wenig genannte, aber nicht unbedeutende Stadt. Sie ist jedenfalls viel wichtiger, als das 3 engl. Meilen weiter westlich gelegene, in Canton jedermann bekannte Sam-schui, und erfreut sich, da ihren Hafen passirende Schiffe nicht die bei letzterem Platz erst anfangenden „Likins“ zu bezahlen haben, noch ähnlicher Vortheile, wie sie die übrigen sich von Hongkong aus mit europäischen Waaren versehenden Städte des Canton-Deltas genießen. Ein lebhafter Dschunkenverkehr ist der beste Beweis hierfür. Namentlich rohe Baumwolle wird in Hsinam importirt und zu Kleidungsgegenständen verarbeitet.

Sam-schui dagegen, die „Dreiwasserstadt“, von den Chinesen so benannt, weil hier der West- und Nordfluß zusammenströmen, um mit Ausläufern des Ostflusses vereint dem Meere zuzueilen, ist trotz seiner vortrefflichen Lage ein ganz und gar öder Platz, da in ihm die ersten Linkin-Abgaben erhoben werden. Die eigentliche Stadt liegt nicht einmal am Wasser, sondern, von einer zerbröckelnden Mauer umgeben etwa 12 Meilen landeinwärts. Die Linkin-Station, aus einem Komplex von Mattenhäusern und aus auf großen Booten leicht aufgeführten Geschäftsräumen und Wohnungen bestehend, macht höchstens insofern einen gewissermaßen imponirenden Eindruck, als sie stets von einer Unzahl von aus allen Richtungen kommenden Fahrzeugen umgeben ist, welche auf die Untersuchung der darin angebrachten Waaren häufig Tage lang warten müssen. Es sammelt sich dadurch leicht eine große Anzahl von Schiffen aller Art, welche dem nur von Zollbeamten bewohnten Ort das Gepräge einer Handelsstadt geben.

Auch mein Boot würde dem langwierigen Prozeß so gut wie jedes andere dort vorbeipassirende chinesische Passagierfahrzeug unterworfen gewesen sein, wenn der an meinen „Pinguin“ heranfahrende Hafenbeamte sich nicht höflich beim Erblicken eines Europäers, mit einer meiner chinesischen Visitenkarten beglückt, wieder empfohlen hätte. Bei dieser Gelegenheit will ich bemerken, das ich nicht von einer einzigen der vielen, später noch von mir passirten Likin-Stationen auch nur gebeten worden bin, mein Fahrzeug untersuchen zu lassen. Es wäre mir, wenn ich gewollt hätte, somit ein Leichtes gewesen, mehrere Tonnen Ladung mit den Fluß hinauf zu nehmen, und auf diese Weise, wie mir meine Chinesen nahe genug ans Herz legten, ein hübsches Geschäft zu machen. Da ich aber, wie bereits erwähnt, mit einer den Likin-Stationen im höchsten Grade unliebsamen Absicht die Reise unternahm, hatte ich allen meinen Begleitern untersagt, irgend welche Handelsartikel mitzunehmen. Um ihnen die Gelegenheit zu rauben, das Schiff ohne mein Wissen mit Kaufmannsgütern vollzustopfen, und um so jeder Möglichkeit, unterwegs aufgehalten und chicanirt zu werden, vorzubeugen, hatte ich dasselbe definitiv erst kurz vor meiner Abfahrt gemiethet, so daß meine Schiffsmannschaft keine Zeit hatte, die nöthigen Einkäufe und sonstigen Vorbereitungen zum Schmuggel zu treffen. Es mag hier von Interesse sein, zu erwähnen, daß ein recht beträchtliches Quantum europäischer Import-Artikel in Booten, wie dem meinigen, — hauptsächlich von Mandarinen, die eine Durchsuchung ihres Gepäcks nicht zu befürchten haben — den Fluß hinauf seinen Weg findet, und daß ein chinesischer Beamter z. B. eine Fahrt, für welche ich 130 Dollar zu zahlen hatte, ganz umsonst dadurch zu haben pflegt, daß er dem Kapitän seines Hortau stillschweigend erlaubt, den nicht für sein eigenes Gepäck benutzten Raum mit verzollbaren Gütern zu füllen.

Jenseits Sam-schuis, an der Halbinsel Tsching-ki entlang fahrend, erreichen wir das gelbe Gewässer des aus dem Schao-king-hap strömenden eigentlichen Westflusses, passiren ein altes, aber noch gut erhaltenes Fort, welches in früheren Rebellionen von den Kaiserlichen besetzt war, und in dessen Nähe nach den Taiping-Rebellionen eine große Anzahl von Aufrührern enthauptet wurde. Heute ist jene Gegend reich an Briganden, und hart am Ufer fand ich auf langen Bambusstäben, in einem Holzgitter steckend, die Köpfe mehrerer Räuber ausgestellt. Auch noch weiterhin auf meiner Fahrt bemerkte ich die von Raben grausig zerfleischten, frisch abgeschlagenen Häupter verschiedener ihrer Spießgesellen in ähnlich erhabener Stellung! Mein vorsichtiger Schiffsführer war daher trotz meines Hinweises auf meine eigenen Gewehre und die dem Hortau freilich mehr zur Ausstaffirung, als zum Schutz dienenden, vorsündfluthlichen Donnerbüchsen, sowie die im Leutezimmer gegen eventuelle Anfälle von Piraten bereitliegenden Stinktöpfe nicht zu bewegen, nach Untergang der Sonne weiterzusegeln, als wir gerade Gelegenheit fanden, in der Nachbarschaft und unter dem Schutze einiger Handels-Dschunken für die Nacht fest zu machen.

Am folgenden Morgen fuhren wir um die südliche Hälfte der reichen Insel Kwong-li herum, nicht den nördlichen Arm benutzend, wie Lieutenant Bullock, welcher im Auftrage der englischen Regierung den Fluß von Sam-schui aus bis nach Wu-tschou-fu im Jahre 1859 aufnahm, und welcher den von mir passirten Theil des Flusses durch eine Sandbank verbarrikadirt fand. Heute ist dieselbe nach Versicherung meiner Bootsleute von den vielen Hochwassern wieder fortgeschwemmt. Der Fluß hat hier die majestätische Breite von fast einer Meile angenommen. Den dichtbewaldeten Tin-uschan-Klosterberg, die denselben im Norden und Osten umschließenden Höhenzüge und die immer deutlicher am Horizont sich abzeichnenden Berge des Schao-king-hap machen einen gar imposanten Eindruck. Wir nähern uns den Stromengen, an deren Eingang, den Westfluß

prächtig beherrschend, seine zweite Zoll-Barrière, Hou-lik, liegt, ganz und gar wie diejenige Sam-schuis eingerichtet, wo ich wiederum nach Abgabe meiner Karte unbelästigt vorbeipassire. Die Stromengen sind von einer wenig oder gar nicht bewaldeten, jetzt eben nach der Regenzeit[1] aber mit prächtigen grünen Matten bedeckten, einige Meilen mit dem Fluß ganz parallel laufenden Bergreihe gebildet, deren höchste Gipfel ich auf 2000 bis 2500 Fuß schätzen möchte. Die Berge werden hier von dem bis auf den sechsten Theil seiner gewöhnlichen Breite eingeengten Flusse durchbrochen, welchem ich aber den ihm beigelegten Namen „Perlfluß“ nicht zugestehen möchte. Denn in Folge der in diesem Jahre freilich außergewöhnlich früh, aber doch erst vor einigen Wochen beendigten Regenzeit trägt das Wasser von Sam-schui an bis nach Ping-nam-schien eine abscheuliche, nicht gerade schmutzige, aber häßliche, lehmgelbe Farbe. Fast während der ganzen Reise veranlaßte mich dieselbe, mein tägliches Flußbad anstatt am Morgen erst am Abend zu nehmen. Im Winter ist übrigens der ganze Si-kiang rheingrün, was ich während einer kurzen, inzwischen bis nach Schao-king-fu unternommenen Vergnügungstour bestätigt gefunden habe.

Die wildzerklüfteten Hügel, welche theilweise jäh dem Wasser zu abfallen, gewähren einen wirklich großartigen Anblick, zumal sie jetzt noch ihr grünes, sommerliches Gewand tragen. Colquhoun vergleicht in seinem Werke „Across Chrysê“ diese Berglandschaft mit den „Lochs“ des schottischen Hochlandes. Bei den Canton-Chinesen genießt sie eines ähnlichen Rufs, wie ihn etwa in Deutschland der Brocken besitzt.

Auf dem Gipfel eines der Berge am rechten Ufer fesselt die Aufmerksamkeit des Reisenden ein merkwürdiges Steingebilde, das der Laune der Natur die Gestalt eines weiblichen Wesens verdankt. Während mein Schiff, von ausnahmsweise günstigem Winde getrieben, mitten durch die an ihrer engsten Stelle noch immer 600 Schritte breite Stromenge fährt, verdolmetscht Afook mir einen langen „Yarn“ des „starken August“, nach welchem in jenem schönen Zeitalter, als die fünf Genien vom Himmel stiegen, um an der Stelle, wo heute Canton steht, Kornähren in den Boden zu pflanzen, eine minnigliche Kwangtung-Maid ihren aus dem nahen Kwangsi stammenden Anbeter eines schönen Tages schmählich verlor. Derselbe hatte sich, seine Traute ohne Abschied verlassend, urplötzlich wieder nach seinen heimathlichen Bergen aufgemacht. Während dem Don Juan die arme Verlassene thränenden Auges von dem höchsten Punkt des Hügels nachblickte, war sie derartig vom Kummer überwältigt worden, daß die Genien sich ihrer erbarmend und ihr das jähe Ende einer Zeitgenossin ersparend, sie gnädig in Stein verwandelten. Den ihren liebenden Armen treulos Entflohenen metamorphosirten sie gleichfalls in eine Steinsäule, welche einige hundert Meilen den Fluß weiter aufwärts, in seiner Heimath Kwang-si, wohin ihm die strafende Gottheit unter Donner und Blitz gefolgt war, noch heute zu sehen sein soll.

Diese rührende Legende wird jedem dort vorbeipassirenden Reisenden mit einigen Variationen erzählt. Während ich im Schatten des straffgespannten Mattensegels auf dem Verdeck meines Fahrzeuges lag, von meinem Schiffsvolk umlagert, welches behaglich rauchte und sich Mordgeschichten erzählte, und während ich den sich durch die Berge windenden Fluß mit seinen hohen Ufern bewunderte, erschien mir der verwitterte Fels als Loreley, wie sie, eben dem Bad entstiegen, auf üppig schwellendem Moosbett den schlanken Nixenleib ausruht.

„Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh,
Er schaut nicht die Felsenriffe
Er schaut nur hinauf in die Höh.“

Deutlich erkenne ich, wie die sinnend ins Thal schauende Jungfrau ihr goldenes Haar mit blitzendem Geschmeide durchflicht, und leise summt mir jene wundersame Melodei im Ohre, als mich in den Bergen dumpf wiederhallendes Gedonner aus meinen Träumen weckt.

„Ich glaube die Wellen verschlingen
Am Ende noch Schiffer und Kahn.“

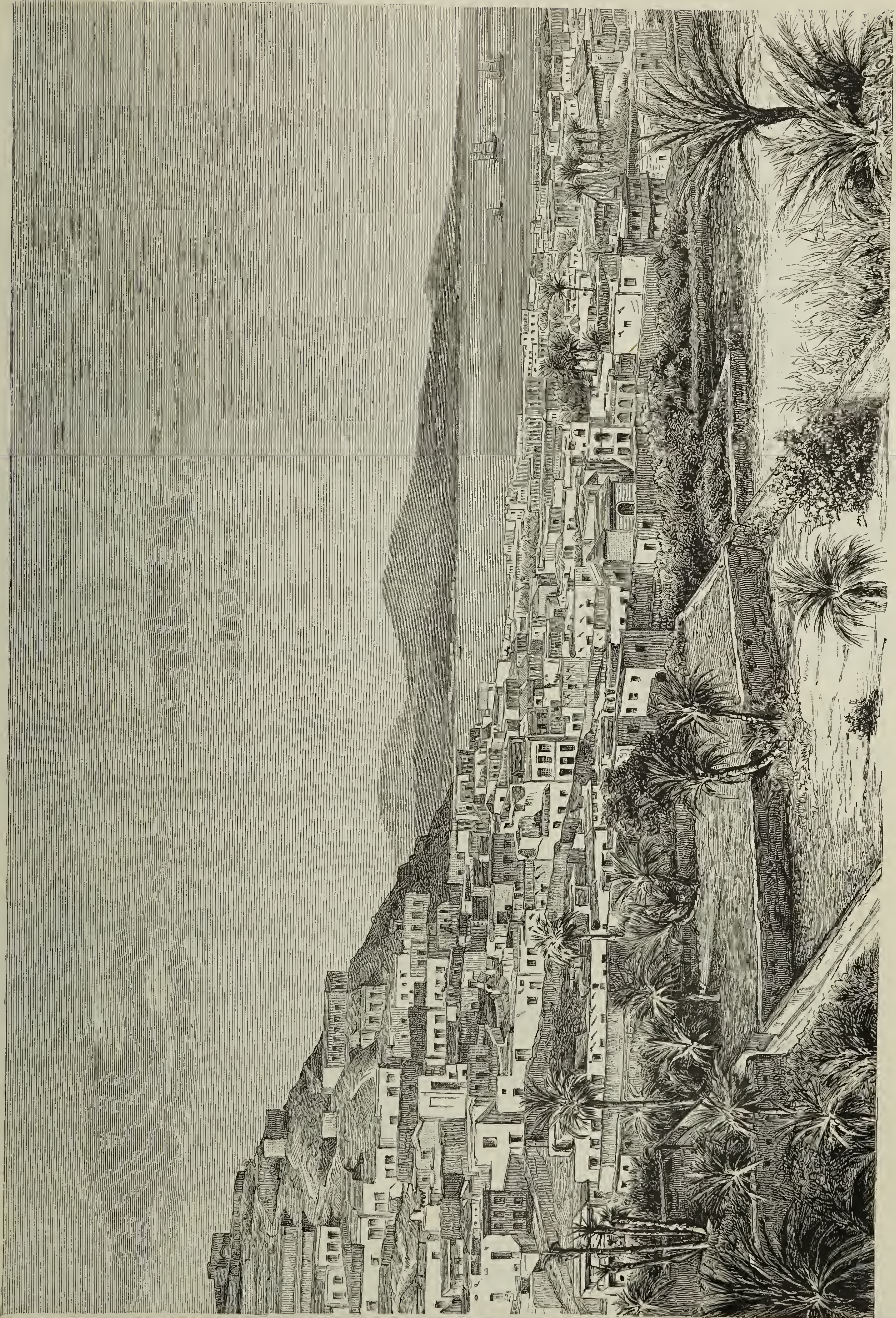
Doch sind es nur Kanonen- oder Böllerschüsse, von Wachtschiffen der chinesischen Regierung abgefeuert, welche, am Ufer vor Anker liegend, plötzlich ein ganzes Flaggenmeer nach chinesischer Manier entwickeln, und mich meinem schönen Boote nach für irgend einen, wer weiß welch hohen Vorgesetzten haltend, mit Gebühr salutiren. Ich kann zu meinem großen Bedauern nicht entsprechend antworten, denn die zur Vertheidigung des Bootes dienenden, dem Kapitän gehörigen Mordgewehre sind in einer solchen, geradezu strafwürdigen Verfassung, daß ich ihnen lieber als Scheibe, denn als Schütze gedient hätte. Meine Coolies müssen sich daher angenehm damit beschäftigen, die alten, im siebenjährigen Kriege fabricirten Dinger, — welche von den Europäern in so großen Quantitäten den Chinesen aufgehängt werden — gründlich einmal von Rost und Schmutz zu reinigen. (Fortsetzung folgt.)

Camille Douls' Erlebnisse unter den Nomaden der westlichen Sahara.

I.

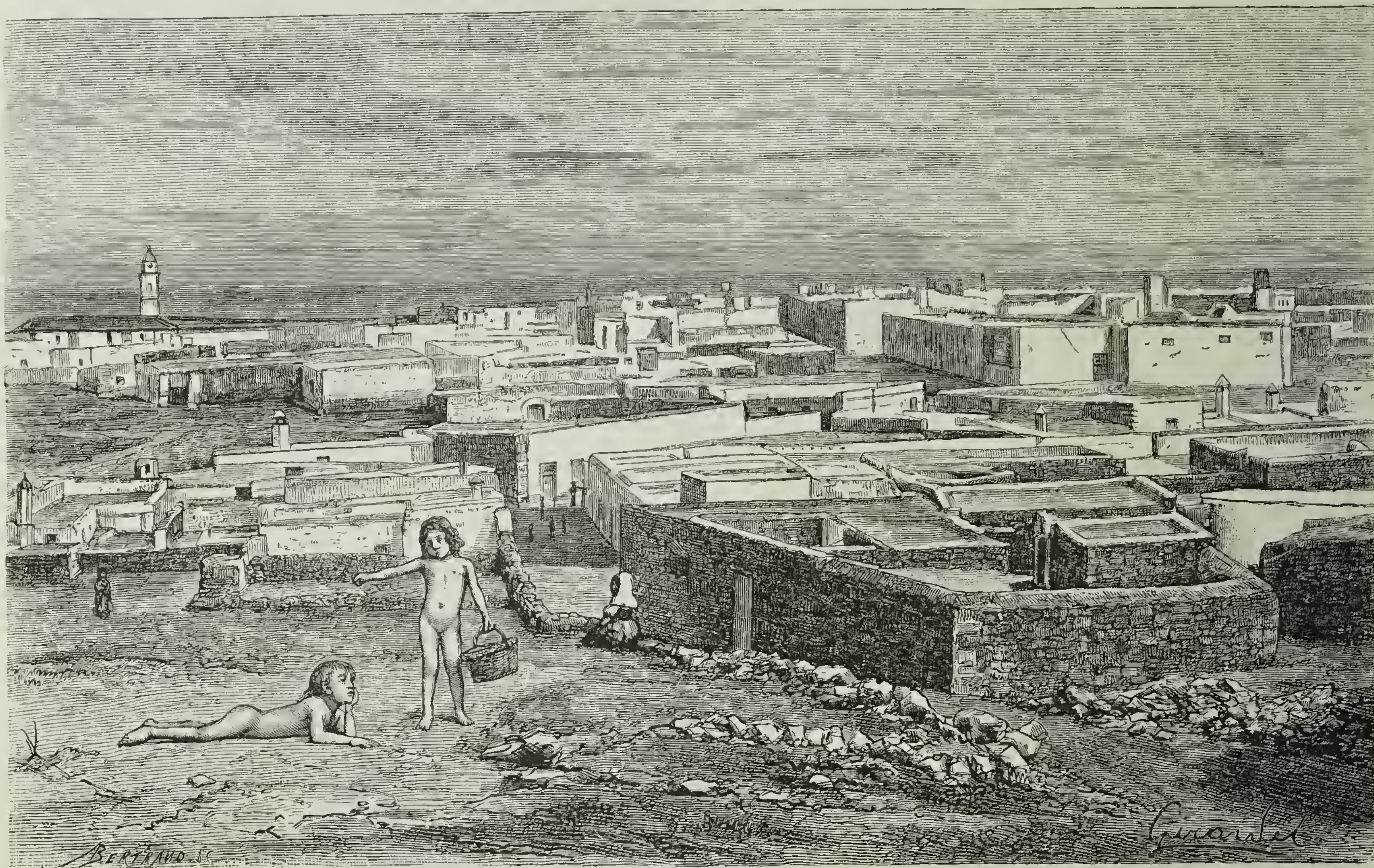
(Mit sechs Abbildungen.)

Die Schicksale der von Dr. R. Jannasch geführten deutschen Handelsexpedition an der ungastlichen Küste der westlichen Sahara sind noch in unser Aller frischem Gedächtniß, und die dadurch eingeleiteten Beziehungen zwischen unserem Lande und Marokko versprechen eine so hohe Bedeutung zu gewinnen, daß uns jede Forschungsreise nach diesen Gebieten auf das lebhafteste interessiren muß. Bei der von Camille Douls unternommenen (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 95) ist dies aber wohl um so mehr der Fall, als diese Fahrt nach der westlichen Sahara offenbar durch die weit angelegten wirthschaftspolitischen Bestrebungen unseres westlichen Nachbarvolkes veranlaßt worden ist, als sich dieselbe durch ihre Kühnheit und Abenteuerlichkeit vor allen anderen neueren Reisen auszeichnet, und als sie auch zugleich zu



Las Palmas auf Gran Canaria.

einer sehr intimen Bekanntschaft des Reisenden mit den Verhältnissen des südlichen Marokko und seiner Nachbarschaft führte. Zum Theil sind es dieselben Wüstenstämme, mit denen es auch Dr. Jannasch und seine Gefährten zu thun hatten, und die Fährlichkeiten und Qualen, die unsere wackeren Landsleute zu bestehen hatten, bevor sie durch den Kaid Dachman von Glimim erlöst wurden, erhalten deshalb durch den Douls'schen Bericht eine nachträgliche gute



Arrecife de Lanzarote.



Die Dromedare und ihr fliehender Hüter.

Illustration [1]). Wir geben aus demselben das Folgende wieder:

Die ersten Monate des Jahres 1886 waren in Marokko durch ein großes historisches Ereigniß bezeichnet: nach zwei denkwürdigen Expeditionen war es dem Sultan gelungen, die Landschaften Sus und Wad Nun seiner Botmäßigkeit zu unterstellen. Seine neue Errungenschaft argwöhnisch hütend, war Muley Hassan aber eifrig darauf bedacht, den

[1]) Vergl. „Tour du Monde", 1888, Nr. 1420 ff.

Europäern das Betreten der betreffenden Gebiete systematisch zu verwehren, und seine Statthalter erhielten deshalb strenge Weisungen, jeden Fremden, dessen sie habhaft würden, als Gefangenen zu behandeln [1]).

Nach einem früheren Aufenthalte in Marokko, bei Gelegenheit dessen ich mich mit der Sprache und Sitte des Landes vertraut gemacht hatte, beschloß ich nichtsdestoweniger in das Sus, das man wegen seines Reichthums und seiner Schönheit als einen wahren Garten der Hesperiden pries, einzudringen. Die einzige Möglichkeit, dies zu thun, schien mir darin gegeben, daß ich mich als Muselmann verkleidete und mich als fremder Glaubensgenosse bei den Eingeborenen einführte, und als die bequemste Eingangspforte in das Land erschien mir die Nachbarschaft von Kap Bojador, das von den Kanarischen Inseln aus mit Hilfe eines kleinen Fahrzeuges verhältnißmäßig leicht zu erreichen war. Von dem Ministerium des Aeußeren mit Empfehlungsbriefen an die Vertreter Frankreichs in Marokko versehen, schiffte ich mich



Landung an der Küste der Sahara.

daher in Havre ein, und kam am 20. December 1886 glücklich in Santa Cruz de Tenerifa, und am 2. Januar 1887 in Las Palmas auf Gran Canaria an. In der Hauptstadt des Archipels (S. Abbild. 1) bot sich aber keinerlei Gelegenheit, an die südmarokkanische Küste zu gelangen, und überall wurden nur Warnungen und Unglücksprophezeihungen laut. Endlich gelang es auf Lanzerote, den Kapitän eines Fischerfahrzeuges für den Plan zu gewinnen. Es wurden die letzten Vorbereitungen beendet, und als mohammedanischer Händler gekleidet, sowie mit zwei kleinen Kisten, in denen sich die zu verkaufenden Waaren befanden, schiffte ich mich noch in den ersten Tagen des Januar nach der

[1]) Aus dem Berichte des Dr. Jannasch („Die deutsche Handelsexpedition 1886“, Berlin 1887) geht hervor, daß der Argwohn des Sultans sich namentlich gegen die Franzosen richtet, während die „Prussi“ sich eines gewissen Wohlwollens von seiner Seite, sowie von Seiten seiner Beamten zu erfreuen hatten.

afrikanischen Küste ein und sagte der europäischen Civilisation bis auf weiteres Lebewohl. Das kleine Schiffchen, das nur 35 Tonnen hielt, das aber in seinen beiden Kabinen 33 Fischer beherbergte, legte die Fahrt nach dem Kap Bojador bei günstigem Winde in etwa 24 Stunden zurück. In Sicht des Vorgebirges angekommen, verhinderte es aber die starke Luftströmung vom Lande her längere Zeit, der Küste zu nahen, und das Schiff trieb deshalb südwärts bis nach Kap Garnet. Dort endlich war es möglich, bis auf ein paar Kabellängen an die Falaisen heran zu kommen; es wurde Anker geworfen, das Boot wurde ausgesetzt, und wenige Minuten später befand ich mich am Fuße der Granitfelsen, die sich etwa 10 m hoch senkrecht aus dem Meere erhoben. Zwei von den Leuten, die das Boot gerudert hatten, erklommen die steile Wand, zogen mit Hilfe eines Seiles die beiden Kisten hinauf, und als dies geschehen war, ebenso mich selbst, sowie einen Korb mit Lebensmitteln (S. Abbildung 4). Dann nahmen wir Abschied von einander, und sie kehrten nach ihrem Schiffe zurück. Ich befand mich nun allein auf afrikanischer Erde, angesichts der ungeheuren Wüste, und gegenüber einer wilden und fanatischen Bevölkerung, die Alles, was Christ heißt, niederzumetzeln pflegt. Nichtsdestoweniger war es nicht Furcht, die mich beseelte. Ich vertraute meinem guten Sterne, setzte mich auf einen Felsen, der das Meer überragt, und träumte eine Weile über die beiden ungeheuren Naturobjekte, die da vor meinen Augen ausgebreitet lagen — das Meer und die Wüste, die den Menschengeist auf das gewaltigste zu ergreifen vermögen —, sowie über den seltsamen Wechsel von gestern und heute. Bis vor wenigen Stunden hatte ich ein ruhiges und angenehmes Leben geführt, wie es die Civilisation ermöglicht, jetzt befand ich mich inmitten einer Wildniß, und es standen mancherlei Gefahren und Abenteuer unter Barbaren bevor. Ich sah das Schifflein, das mich an diese Stelle getragen hatte, ich wußte, daß ich nur ein Zeichen zu geben brauchte, und meine braven Freunde wären zurückgekommen und hätten mich wieder herabgeholt von der unwirthlichen Klippe. Aber ich dachte nicht im entferntesten daran, es zu thun, ich heftete meinen Blick auf das Segel und ließ es ruhig kleiner und kleiner werden, bis ich es endlich nicht mehr sehen konnte. Dann raffte ich mich auf aus meinen Träumen, um meine Umgebung näher zu prüfen. Aus dem steinbedeckten Felsboden, auf dem ich mich befand, sproßte hie und da etwas dürres Gestrüpp heraus, und im Osten wurde der Horizont durch eine lange Reihe von Hügeln begrenzt. Im Norden aber sah ich eine Heerde von Dromedaren dahin ziehen. Ihr beschloß ich mich zu nähern, und nachdem ich meine Kisten und meinen Korb hinter einem großen Steine verborgen, und meinen Revolver sowie meinen Dolch zu mir gesteckt hatte, machte ich auch mich ohne Zögern auf den Weg. Der einzige Mensch, den ich bei den Thieren fand, war ein Negerknabe. Ich rief ihn auf Arabisch an, er schien aber niemals einen Menschen von meinem Schlage gesehen zu haben, und suchte unter Angstgeschrei das Weite (S. Abbildung 3). Aehnlich wie ihr Hüter, verhielten sich auch die Kameele. — Bei zwei anderen Heerden, denen ich danach begegnete, indem ich immer weiter vorwärts ging, war mein Erfolg kein besserer. Die Sklaven, welche die Dromedare bewachten, flohen ebenso — wie ich später erkannte, weil ich einen weißen Burnus trug, während sich die Bewohner der Gegend ausnahmslos in dunkle baumwollene Gewänder hüllen. — Halb verschmachtet von meiner langen Wanderung unter der brennenden Wüstensonne wollte ich mich schon auf den Boden werfen, um neue Kräfte zu sammeln, da gewahrte ich in der Ferne vier Mauren. Auf sie ging ich zu. Es waren zwei jüngere und zwei ältere Männer, deren Haar lang auf die Schultern herabhing, und deren Körper mit Fellen bekleidet war. In der Hand trugen sie Flinten, und an der Seite Dolche. Als sie mich erblickten, zeigten sie sich stark aufgeregt. Ich streckte meine Hand gegen den aus, der mir der älteste zu sein schien, und wünschte ihm auf Arabisch den „Frieden Gottes". Er ergriff sie aber nicht, sondern wich vor mir zurück, wie vor einem wilden Thiere, musterte mich mit wildfunkelndem Auge und erhob seine Waffe. Ohne mich irre machen zu lassen, wiederholte ich meinen Gruß. „Wer bist Du?" fragte mich derjenige, an den ich mich gewendet hatte, barsch. „Ein Knecht Allahs, und ein algerischer Kaufmann, der nach dem Rathschlusse des Herrn an diese Küste geworfen worden ist", war meine Antwort. In



Maurisches Weib.

diesem Augenblicke hatte der jüngste der vier Mauren meinen mohammedanischen Rosenkranz bemerkt, er nahm ihn mir ab, und sagte, indem er damit fort sprang: „Wie schön Dein Rosenkranz ist! Laß ihn mich ansehen." Ebenso hatte einer von den anderen die Spuren meines Revolvers an meinem Burnus wahrgenommen, und indem er ihn aus seinem Verstecke hervorzog, fragte er mich nach dem Gebrauche. Ich versuchte die Waffe dem Räuber wieder zu entreißen. Das war das Signal zum Angriffe auf mich. Ich wurde von den vieren zu Boden geworfen und mit Faustschlägen ins Gesicht mißhandelt; meine Kleider wurden mir vom Leibe gerissen, und als man den Ledergurt bemerkte, den ich unter den Kleidern trug, und in dem ich meine Baarschaft verwahrte, da zerschnitt man denselben mit dem Dolche, so daß die blanke Münze in den Sand rollte. Eine maurische Frau, die gerade vorüber ging, wollte auch einen Antheil an der Beute haben, und als darob lauter Streit und Zank entstand, erschien auch noch ihr Mann, Namens Ibrahim uld Mohammed. Während die vier ersten Räuber nun, um das mir entrissene Gut für sich behalten zu können, die Absicht aussprachen, mich in das Meer zu werfen, so war Ibrahim der Meinung, daß es vortheilhafter sei, mich als Sklaven zu verkaufen, und seine Stimme drang schließlich durch. Er führte mich also in sein nahes Zelt, und er bewirkte es zugleich auch, daß man mir wenigstens mein Hemd und meine zerfetzten Beinkleider zurück gab.

Die aus Kameelhaar gewebten Zelte der maurischen Nomaden sind dunkelfarbig und aus der Ferne kaum von



Abendgebet.

dem Boden zu unterscheiden. Durch einen niedrigen Eingang gelangte ich in dasjenige Ibrahim's und sank sofort erschöpft auf die Binsenmatte, die darin ausgebreitet war. Meine Lippen brannten, und ich verlangte zu trinken. „Gieb dem Christen zu trinken, Eliasise!" gebot der Herr des Zeltes, und ein zwölfjähriges Mädchen reichte mir einen hölzernen Napf mit schmutzigem, brakigem Wasser, von dem ich gierig trank.

Die Nachricht von meiner Ankunft hatte sich wie ein Lauffeuer im Lager verbreitet, und es kamen alsbald eine große Anzahl Mauren herbei, um mich zu sehen. Man bildete einen Kreis um mich, und richtete eine ganze Reihe von Fragen an mich. „Wer bist Du?" — „Ein algerischer Moslim." — „Aber ein Moslim kommt nicht vom Meere her, nur Christen, nur Ungläubige reisen auf dem Wasser." — „Ich bin ein Knecht Allah's, Allah ist der Weiseste, und ich wandele nach seinem Willen." — „Bekenne Allah, und daß Mohammed sein Prophet ist." — Ich bete die Formel her. Nach jedem meiner Worte aber geht leises Geflüster von Ohr zu Ohr. Die ältesten von den Mauren halten es für möglich, daß ich ein Gläubiger sei; die Mehrzahl aber hält an der Ueberzeugung fest, daß ich ein Christ sei, einfach, weil ich von der Seeseite her ans Land gekommen bin. Unterdessen setzen ein paar Weiber das Werk der Plünderung an mir fort, indem sie mir die Knöpfe von den Kleidern, die mir geblieben sind, abreißen, um sie als Haarschmuck zu verwenden.

Plötzlich stürmen mehrere junge Leute herein in das Zelt und verlangen mit Ungestüm gleiche Theilung der Beute unter die Mitglieder des ganzen Stammes. Da ihre For-

derung von Seiten der Zuerstgekommenen nicht erfüllt wird, bemächtigen sie sich meiner, in der offen erklärten Absicht, mich als die Ursache des Streites zu massakriren. Ibrahim uld Mohammed wehrt ihnen aber mit Erfolg, und meine neuen Angreifer entfernen sich unter lauten Verwünschungen. Ich höre dann noch Geschrei und Flintenschüsse in der Ferne, endlich aber herrscht tiefes Schweigen um mich herum, und ich befinde mich mit dem Mädchen, das mir zu trinken gegeben hat, allein in dem Zelte. Dasselbe nähert sich mir, und indem sie ihre Hand auf meine Schulter legt, fragt sie mich: „Wie heißt Du?" — „Abd-el-Malek." — „Warum bist Du ein Christ?" — Ich erhebe den Kopf und sage: „Weißt Du, daß die Menschen in Deinem Lande sehr böse sind? Warum haben sie mich beraubt und mißhandelt? Ich bin ein treuer Knecht Allah's, ich habe niemand Unrecht gethan, und siehe, wie mich Deine Brüder zugerichtet haben." — „Aber, warum bist Du denn über das Meer gekommen? Nur Ungläubige kommen ja von dort. — Habe übrigens keine Furcht. Mein Vater Ibrahim uld Mohammed ist gut, Du wirst in unserem Zelte bleiben, und niemand wird Dir ein Leid zufügen. Den bösen Leuten in unserem „rhiam" (Lager) wirst Du nur immer sagen müssen, daß Du ein guter Moslim bist. Ich selbst werde jedermann dasselbe sagen."

Bald kamen andere Weiber herbei, um den Christen zu sehen. In ein Stück blaues Baumwollenzeug gekleidet, das sie geschickt um die eine Schulter schlingen, während sie den andern Arm sowie auch die andere Brust entblößt lassen, nehmen sie sich außerordentlich stattlich und malerisch aus. Es sind im allgemeinen schöne Frauen (S. Abbildung 5), ihre großen verwunderten Augen vergleichen die arabischen Dichter nicht mit Unrecht mit den Augen der Gazelle, und ihre Bezahnung ist vorzüglich. Mich Fremdling mustern und betasten sie neugierig genug, und eine von ihnen warnt mich auch zugleich, das Zelt zu verlassen, da man mich erwürgen wolle.

Gegen vier Uhr nachmittags kam mein Wirth zurück und kündigte mir an, daß man mich so lange als Gefangenen behandeln werde, bis es sich herausgestellt haben werde, ob ich Christ oder Mohammedaner sei.

Da es Winter war, kam bald danach die Stunde des Abendgebets, und ich folgte Ibrahim zur Verrichtung desselben nach einem Platze in der Mitte des Lagers. Die vorgeschriebene Abwaschung vollzog man in Folge des Wassermangels mit Sand. Dann ertönte das „Allah ist der Größte! Preis sei Allah!" aus dem Munde des Imam, das „Fatiha" (das erste Koran-Kapitel) wurde recitirt, die Umstehenden murmelten die Worte nach, und endlich warfen sie sich nieder auf den Boden und riefen alle: „Allah ist der Höchste! Allah allein ist groß!"

Das ganze Schauspiel hatte etwas überaus Erhabenes: diese wilden Gestalten mit Begeisterung betend und Gott verehrend, und diese Wüstennatur, in der am fernen Horizonte purpurne Wolken mit fahlen Sandhügeln verschmelzen (S. Abbildung 6).

Die Mythologie der nordwest-amerikanischen Küstenvölker.

Von Dr. F. Boas in New York.

IV.

Wir haben im vorigen Abschnitte eine Reihe von Sagen kennen gelernt, die von der Sonne als Gottheit und von der Gottheit im Himmel handeln. Bei den Bilχula knüpft sich an dieselben die eigenthümliche Masmasalániχ-Sage, welche in den früheren Abschnitten schon mehrfach erwähnt wurde. Nach Angabe der Bilχula soll Masmasalániχ (oder Yulátimōt) und der Rabe identisch sein, doch ist es mir nicht gelungen, zu einer klaren Einsicht dieser Vorstellungen zu gelangen. Ich lasse hier diese Sage, welche die wichtigste Stelle unter den Bilχulasagen einnimmt, folgen.

Nachdem der Rabe die Sonne erschaffen hatte, stiegen vier Männer, Yulátimōt, Masmasalániχ, Matlapálitseq und Matlapéeχoeq vom Himmel herab und erschufen die Lachse, gaben den Menschen ihre Erfindungen und machten die Erde bewohnbar. Sie schnitzten den Lachs aus einem Stück Holz und warfen ihn ins Wasser, indem sie ihn hießen fortzuschwimmen. Da sprach Masmasalániχ zum Raben: „Gehe und hole den Hinterhauptknochen des Lachses." Der Rabe flog aus, um denselben zu holen. Er gelangte zum Häuptlinge der Lachse und fand dort den Knochen. Als er aber eben damit fortfliegen wollte, bemerkte der Häuptling, daß jener etwas im Munde hatte und nahm ihm den Knochen wieder fort. (Auf irgend eine Weise, die mir aber nicht erzählt wurde, gelang es dem Raben doch, den Knochen zu erlangen.) Als derselbe dem Lachse eingesetzt war, konnte er geradeaus schwimmen.

Zu jener Zeit gab es noch keine Lachse im Flusse Kchlat bei Nut'ēl. Da der Rabe dieselben aber in jenem Flusse zu haben wünschte, sprach Yulátimōt zu ihm: „Gehe hin zum Häuptlinge der Lachse und hole dir die Fische!" Da schob der Rabe sein Boot Tupánkchtl ins Wasser und fuhr mit seinen vier Schwestern Tsuáastelkchs, Stsuakχchtelchs, Chilχ und Askyániqs zu den Lachsen. Als sie nicht mehr weit von dem Hause des Häuptlings der Lachse waren, landete der Rabe und ließ seine Schwestern sich im Walde verbergen. Abends, als es dunkel war, schlichen sie sich heimlich in das Dorf des Häuptlings und bohrten Löcher in den Kahn desselben. Dann gingen sie zu der Stelle zurück, wo sie ihr Boot gelassen hatten und fuhren am folgenden Morgen zum Dorfe, als seien sie eben erst angekommen. Der Häuptling ließ sie einladen, ins Haus zu kommen und bewirthete sie reichlich. Als sie nun wieder fortfuhren, versah der Häuptling seine Gäste mit Reiseproviant. Der Rabe bat ihn: „Laß deine Tochter die Vorräthe in mein Boot tragen, ich werde sie dort wegstauen." Dann bestiegen sie zusammen das Boot, und als des Lachshäuptlings Tochter im Boote war, rief der Rabe seinen Schwestern zu, so rasch als möglich fortzurudern. Der Häuptling wollte sie verfolgen, als aber sein Boot ins Wasser geschoben war, ging es unter, da der Boden ja vom Raben durchbohrt war. So gelangte dieser mit der Tochter des Häuptlings der Lachse nach Nut'ēl. Dort warfen sie das Mädchen ins Wasser, und seither sind viele Lachse in dem Flusse.

Dieselben konnten aber nicht den Fluß hinaufsteigen, da eine gewaltige Felsmasse seinen Lauf durchsetzte. Zu jener Zeit sandte Snχ den Nóakīla zur Erde herab. Dieser traf unterwegs Masmasalániχ, der ihm ein Boot gab, in welchem er den Fluß Kchlat herabfuhr, bis er zu dem Felsriegel kam. Zu gleicher Zeit sandte Snχ den Xēmtsíoa in Gestalt eines Adlers vom Himmel herab. Auf seinem Wege zur Erde traf auch er Masmasalániχ, welcher ihm den Olachen (Thaleichtys pacificus) gab. Er gelangte nach Kimskuitχ und wanderte den Fjord hinauf, bis er nach Nut'ēl kam. Auch er fand seinen Weg durch den Felsen versperrt, über welchen das Wasser in einem kleinen Rinnsal floß. Da rief Nōakila, welcher oben stand, Xēmtsíoa zu: „Laß uns den Felsen zerbrechen, damit die Lachse den Fluß hinaufsteigen können.“ Es kamen Masmasalániχ, Yulátimōt, Matlapálitseq und Matlapéeχoeq, um zu versuchen, den Fels zu zerbrechen. Es gelang ihnen nicht. Darauf rief Nóakīla den Kranich, welcher vergeblich mit seinem langen Schnabel an dem Felsen pickt. Ebensowenig gelang es dem Donnervogel Saiōtl, den Fels zu zertrümmern. Nun sandte Nóakīla einen seiner Leute nach Atlkō (einem Dorfe der Hēiltsuk), wo ein mächtiger Schamane, Anōyastaích mit Namen, wohnte. Dieser bestieg sein Boot und fuhr nach Nut'ēl. Er stieß mit seiner Lanze gegen den Fels, welcher sofort zerbrach. Nun lief der See ab, das Wasser strömte ins Meer hinab und die Lachse konnten fortan den Fluß hinaufschwimmen.

Zu derselben Zeit, als Xēmtsíoa vom Himmel herabstieg, sandte Snχ vier Männer und zwei Frauen nach Sātsiq herab, wo sie Häuser am Flusse Nuts'qoátl bauten. Ihre Namen waren Ot'oalòstimōt, Yāelóstimōt, Tsītstsíp, Isyúyōt und dessen Schwestern Kulaíyū und Sχimána. Sie trugen das Reibefeuerzeug, den braunen Bären und den Grizzly-Bären. Und Yaēlóstimōt heirathete Isyúyot's Schwester Kulaíyū. Als Xēmtsíoa hörte, daß die Menschen in Sātsq Feuer hatten, sandte er seine Schwester, um Feuer nach Nut'ēl zu holen, und ebenso sandten die Häuptlinge von Nuχálkch und Taleómch ihre Schwestern, welche von Yāelóstimōt das Feuer erhielten.

Masmasalániχ wollte alle Vögel bunt und schön machen. Als er auch den Raben bunt bemalte, war dieser nicht zufrieden, so oft es Masmasalániχ auch versuchte und so schön er ihn machte. Da sprach Yulátimōt zu Masmasalániχ: „Bemale ihn ganz mit schwarzer Farbe.“ Masmasalániχ nahm eine Hand voll Ruß und bestrich den Raben über und über damit. Da flog dieser davon und rief: „Qāχ, Qāχ!“ Und Masmasalániχ machte die Möve weiß; er gab dem Vogel Aichoaχonē seinen Gesang dem K'chitlspèkyan (= einöhrig) den seinen, und machte, daß die Vögel im Herbst gen Süden fliegen, im Frühjahr aber zurückkehren, um zu brüten.

Masmasalániχ band die Erde mit einem Seile aus Cedernbast an den Himmel. Einst streckte er das Seil, und die Erde versank im Ocean; als er es wieder verkürzte, tauchte sie wieder auf. Damals kamen viele Menschen ums Leben. Viele, die sich in ihren Booten gerettet hatten, wurden verschlagen. Diejenigen, welche früher im Westen gewohnt hatten, wurden ostwärts getrieben. Andere wurden von Ost gen Westen, von Norden gen Süden oder von Süden gen Norden getrieben. Als die Wasser sich wieder verliefen, landeten dieselben, und so entstanden alle Völker und Stämme.

Masmasalániχ tritt in einigen anderen Sagen handelnd auf und zwar stets als der weise Rathgeber, welcher auf dem Wege von der Erde zum Himmel wohnt. Der Beschreibung nach trägt er einen großen Hut.

In den obigen Sagen ist der Umstand bemerkenswerth, daß der Name des Häuptlings Nōakīla nicht der Bilχula, sondern der Kwākiūtl-Sprache angehört. Die Thatsache läßt auf eine enge Verbindung der beiden Völker schließen. In der That findet sich die Masmasalániχ-Sage auch bei den Stämmen, welche den Héiltsuk-Dialekt der Kwákiūtl sprechen. Ich hörte dieselbe von den Wik'énoq in folgender Form.

Noaqaua und Masmasalániχ.

Nachdem der Rabe die Sonne befreit hatte, stiegen Noaqaua und Masmasalániχ vom Himmel herab, um alles schön und gut zu machen.

Noaqaua dachte: „O, wenn doch Masmasalániχ das Land und das Wasser schiede“; und Masmasalániχ schied das Land vom Wasser. Und weiter dachte Noaqaua: „O, wenn doch Masmasalániχ den Olachen schüfe“; und Masmasalániχ schuf den fettreichen Fisch. Dann dachte Noaqaua: „O, machte Masmasalániχ doch einen Weg, der auf jenen Berg hinaufführte“; und Masmasalániχ that also. Und weiter dachte Noaqaua: „O, machte Masmasalániχ eine Höhle in diesem Berge und schüfe er viele Beeren auf dem Gipfel. O, schnitzte er Menschen aus Cedernholz, Männer und Frauen, und machte er ihnen Kahn und Ruder.“ Und Masmasalániχ führte alle Gedanken Noaqaua's aus. Weiter dachte Noaqaua: „O, machte doch Masmasalániχ einen Kasten mit vier Fächern für die Tanzflöten.“ Und Masmasalániχ that also. Er machte einen vierfächerigen Kasten. In das Fach vorn links legte er die Flöte des Hámat'sa, rechts vorn die Tsáeqa oder Tloqoála-Flöten, links hinten die des Tanzes Tlōoláχ und rechts hinten die Mítla-Flöten. Dann dachte Noaqaua: „O, machte Masmasalániχ eine fünfstimmige Flöte“, und Masmasalániχ machte eine Flöte mit den Stimmen des qóitsa, t'éiχtlala, kuáiiqa (Enten), áχaχōnē und der Maus. Und weiter dachte Noaqaua: „O, machte Masmasalániχ den Tanzstab; o, ginge er in den Wald und suchte die Ceder; o, machte er die Steinaxt, um die Ceder zu fällen; machte er doch die Kiste, um getrocknete Lachse zu bewahren. O, machte er das Reibefeuerzeug, damit die Menschen Feuer haben, und suchte er gelbes Cedernholz, das lange im Wasser gelegen hat, um es durch Reiben zu entzünden; o, machte er den Bastklopfer und schlüge den Cedernbast weich, um Zunder zu machen.“ Und alle Gedanken Noaqaua's führte Masmasalániχ aus. Weiter dachte Noaqaua: „O, machte Masmasalániχ ein Netz, in dem die Menschen Fische fangen könnten.“ Masmasalániχ versuchte es, doch es gelang ihm nicht. Deshalb ging er zur Spinne, und bat sie, für ihn ein Netz zu machen. Sie erfüllte seine Bitte. Ebenso machte sie den Halsring aus rothem Cedernbast für den Wintertanz, und den Korb, und lehrte Masmasalániχ die Cedern abzuschälen. Und Noaqaua dachte: „O, schärfte Masmasalániχ doch einen Knochen, und gäbe ihn der Spinne, um den Bast damit zu spalten.“ Und Masmasalániχ schärfte den Knochen und die Spinne machte Bastfäden. Dann dachte Noaqaua: „O, machte Masmasalániχ die eßbaren Wurzeln, Häuser, Malereien, Schnitzereien und Masken“; und Masmasalániχ that also. Als alles vollendet war, machten Noaqaua und Masmasalániχ einen großen Lärm am Himmel und die Menschen wurden lebendig. Dann hieß Noaqaua die Menschen heirathen und sprach zu ihnen: „Wenn ihr keine Beeren mehr am Fuße des Berges findet, so benutzet den Weg, den wir gemacht haben; steigt hinauf, droben werdet ihr viele Beeren

finden.“ Die Menschen gehorchten. Viele junge Männer hatten keine Frauen bekommen. Diese hieß Noaqaua durch die Höhle den Berg hinaufgehen und droben die beerensuchenden Frauen rauben. Die jungen Leute liefen nun durch die Höhle den Berg hinauf. Dieselbe war aber an vielen Stellen so niedrig, daß die, welche gar zu ungestüm liefen, sich die Köpfe an der Decke einstießen und so ums Leben kamen. Die übrigen erschienen plötzlich oben auf dem Berge, raubten die Beeren suchenden Frauen, und eilten dann durch die Höhle zurück. Wer nicht rasch genug entfloh, wurde von den Männern, die ihre Frauen vertheidigten, erschlagen.

Dann dachte Noaqaua: „O, lehrte doch Masmasalániχ die Menschen Fallen machen, in denen sie den Waschbären fangen können.“ Und Masmasalániχ lehrte sie Bären fangen und Mäntel aus deren Felle machen. Er sandte vier Männer in den Wald, welche die ersten waren, die Bären fingen.

Und weiter dachte Noaqaua: „O, wenn doch Masmasalániχ einen Wal aus Holz machte und ihn mit Harz bestriche“; und Masmasalániχ that also. Auf einem fernen Berge lebte nämlich der Vogel Qanísltsua, welcher die Menschen zu rauben pflegte. Diesen wollte Noaqaua fangen. Er ließ alle Menschen in den Wal hineingehen, Masmasalániχ verschloß dann den Wal und ließ ihn ins Wasser. Er schwamm zum Hause Qanisltsua's. Dieser sandte der Reihe nach seine drei Söhne Mēmensqamẹ̊nqoa, Maimasemẹ̊nqoa und Yainٰtχsemẹ̊nqoa aus, den Wal zu heben, aber alle klebten an dem Harze fest; der Wal war ihnen zu schwer und zog sie herab. Da sandte Qanísltsua seinen jüngsten Sohn Mamosqamenqoa [1]) aus. Dieser freute sich, er legte seine Adlerkleider an und flog hinab, den Wal zu fangen. Doch auch er klebte daran fest, der Wal zog ihn herab und er lag mit gebrochenen Flügeln auf dem Wasser. Ebenso kam endlich Qanísltua ums Leben.

Und Noaqaua dachte: „Wenn wir alt geworden sind, wollen wir sterben.“ Aber Masmasalániχ wollte immer am Leben bleiben. Der kleine Vogel Q'oéχtsa wünschte aber sehr, daß Noaqaua und Masmasalániχ sterben möchten. Er sagte: „Wo soll ich wohnen, wenn ihr ewig am Leben bleibt? Ich will in eurem Grabe mein Nest bauen und mich wärmen.“ Noaqaua wußte nicht, was er thun sollte und sagte zum Vogel: „Gut, wir wollen sterben, aber nach vier Tagen wieder auferstehen.“ Der Vogel aber war hiermit nicht zufrieden, er wollte, daß sie ganz sterben sollten. Da beschlossen Noaqaua und Masmasalániχ zu sterben und dann als Kinder zurückzukehren. Sie starben und stiegen hinauf in den Himmel, um zu sehen, ob die Leute sie betrauerten. Sie sahen dort, daß alle Menschen wehklagten und da verwandelten sie sich in Bluttröpfchen, die mit dem Winde zur Erde herabwehten. Im Schlafe athmeten die Frauen dieselben ein, und in Folge dessen gebaren alle Kinder. So kehrten Noaqaua und Masmasalániχ zur Erde zurück.

Die hier erzählte Schöpfungssage ist höchst interessant, da sie scheinbar so ganz aus dem Rahmen der Mythen der Nachbarstämme herausfällt. Die Sage als solche ist eine der schönsten, die mir mit diesen Stämmen bekannt geworden sind. Einen direkten Zusammenhang zwischen dem Sonnencyclus und der Masmasalániχ-Sage kann ich bislang nicht nachweisen, obwohl offenbar gewisse Züge der Sage von den Nachbarstämmen entlehnt sind. Wie hier Masmasalániχ und seine Genossen den Menschen die Künste lehren und ihnen ihre Sitten und Gebräuche vorschreiben, so thut es bei den südlichen Stämmen Qanikila, der Gottessohn. Die Sage von dem Vogel Qanísltsua ist direkt von den südlichen Stämmen entlehnt, bei denen der Rabe auf solche Weise den Donnervogel Kunkunχulíkya tödtet. In gewissen Zügen schließt sich der Sagenkreis des Bilχula und Wik'énoq an den der viel südlicheren Qanitschin an, mit denen die Bilχula sprachlich eng verwandt sind, und ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich die Eigenthümlichkeiten ihrer Sagen aus einer Vermischung der selischen Sagen mit Tsimpschian und Kwákiutl-elementen erkläre.

[1]) Die Namen bedeuten: der Einen, Zwei, Drei, Vier heben Könnende.

An die hier besprochenen Sagenkreise schließen sich die Ueberlieferungen vom Monde, welcher ebenfalls eine wichtige Rolle bei den Völkern der Nordwestküste Amerikas spielt. Wir hörten früher von dem Ursprung der neuen Sonne und des neuen Mondes bei den Çatlóltχ. Es ist von Wichtigkeit, daß bei ihnen Mond und Sonne sprachlich nicht differenzirt ist, sondern daß sie Tag- und Nacht-Sonne genannt werden. Bei den Kwákiutl-Stämmen ist dies nicht der Fall. Bei ihnen giebt es einen unabhängigen Sagenkreis, der sich um den Mond concentrirt. Ich lasse eine Reihe dieser Sagen folgen.

Der Mann im Mond. (Bilχula.)

Ein Mann sandte seine Frau jeden Tag in den Wald, Beeren zu sammeln. Eines Tages sah sie daselbst der Mann im Monde, der Sohn Snχ's. Er fand Gefallen an ihr und stieg vom Himmel herab, um bei ihr zu bleiben. Dann kehrte er nach dem Himmel zurück. Die Frau ging nach Hause, hatte aber keine Beeren, da sie statt zu sammeln, mit dem Mondmann zusammen gewesen war. Als sie nun alltäglich ohne Beeren nach Hause kam, obwohl viele im Walde wuchsen, ward ihr Mann mißtrauisch und beschloß, sie zu belauschen. Da fand er sie mit ihrem Liebhaber beisammen. Er schlich unbemerkt nach Hause zurück, beschloß aber, sich zu rächen. Am folgenden Tage sprach er zu seiner Frau: „Du findest ja nie Beeren, ich will jetzt selbst einmal gehen und sehen, ob es keine giebt.“ Er setzte sich nun seiner Frau Hut auf, hing ihren Mantel um, unter dem er ein Messer verbarg und ging zu dem Platze, wo jene einander zu treffen pflegten. Es währte nicht lange, da kam der Mondmann. Als derselbe ihn umfangen wollte, schnitt er mit dem Messer ihm den Kopf ab. Er trug denselben nach Hause, und als seine Frau ihn erblickte, erschrak sie sehr und fing an zu weinen. Er wollte wissen, wer jener sei, und rief alle Leute zusammen, den Kopf zu sehen, Niemand aber kannte ihn.

Snχ stieg nun zur Erde herab, um seinen Sohn zu suchen. Endlich kam er auch zu dem Manne, welcher jenen erschlagen hatte. Er frug: „Hast du meinen Sohn nicht gesehen?“ Jener antwortete: „Nein, ich kenne ihn nicht und habe ihn nicht gesehen.“ Da erblickte Snχ den Kopf seines Sohnes, welcher über dem Feuer hing. Er ward sehr zornig und machte ein großes Feuer auf der Erde, so daß alle Menschen umkamen. Nur die Geliebte des Mondmannes blieb verschont. Sie nahm einen Eimer voll Wasser aus dem Flusse, ehe derselbe austrocknete und fing mit dem Wasser viele kleine Fische (tutóq). Als alles ausgebrannt, und die Flüsse vertrocknet waren, schüttete sie das Wasser in den Fluß, der nun wieder zu laufen begann. Die Fische schwammen darin umher und vermehrten sich rasch.

Der Mond (Wik'énoq).

Kyálōyaqamē lebte bei seinem Vater Q'ōmchq'ōmkila. Eines Tages beschloß er in seinem Boote auszufahren. Er schob das Boot ins Wasser und fuhr hinaus in die weite See. Dort begegnete er Qōmóqoa, welcher versuchte, das Boot und den Schiffer zu fangen. Da befahl Kyálōyaqamē dem Boote, in die Höhe zu steigen, und siehe, es flog davon, wie ein Vogel. Es stieg höher und höher und stieß endlich an den Himmel an. Dort fand Kyálōyaqamē ein Loch, steckte seinen Kopf hindurch und frug: „Wohnen hier oben keine Menschen?" Da hörte er Jemand antworten: „Ja, wir wohnen hier, die Wáχsqem, aber wir sind nicht glücklich, denn wir haben unseren Mund im Nacken." Da sprach Kyálōyaqamē: „Wenn ich dereinst ein Kind haben werde, so soll es heißen wie ihr." Und er fuhr weiter in seinem Boote. Nach einiger Zeit sah er unter sich ein Haus. Das Boot kreiste anfänglich über demselben, und ließ sich dann tiefer und tiefer herab, bis es endlich vor dem Hause landete. In dem Hause aber wohnte Tláqoakila (der Kupferplatten Machende). Seine Frau wiegte ihr Kind, das beständig schrie. Um es ruhig zu machen, sprach sie: „Weine nicht, sonst wird dich Kyálōyaqamē holen." Das Kind schlief ein, die Frau legte sich auch nieder, und als alle schliefen, schlich sich Kyálōyaqamē ins Haus und stahl das Kind aus der Wiege. Nach einiger Zeit erwachte die Frau und, als sie fortfuhr, das Kind zu wiegen, merkte sie, daß die Wiege leer war. Da rief sie: „Tláqoakila! Jemand hat unser Kind geraubt" und weinte sehr. Aber sogleich trat Kyálōyaqamē herein und sagte zu ihnen: „Hört auf zu weinen, hier ist euer Kind, ich wollte nur seinen Namen wissen." Da freute sich der Vater und sprach: „Er heißt Tlatlaqoasila (der Kupfer Zählende). Wenn deine Schwester Kinder bekommt, so laß sie ihrem ältesten Sohn diesen Namen geben. Das zweite Kind, ein Mädchen, soll Tlaqoakilaióqoa (die Kupfer Bemalende), das dritte, ein Knabe, Sēkyōqoála (das tönende Kupfer), und das letzte, ein Mädchen, Tláqoītl (ganz voll Kupferplatten) heißen. Nun fahre weiter zu Aichts'umkila (der Haliotis-Schalen Bearbeitende)." Kyálōyaqamē stieg in sein Boot und flog weiter. Bald fand er Aichts'umkila's Haus; wieder kreiste das Boot über demselben und ließ sich langsam herab. Dann stahl Kyálōyaqamē auch ihm das Kind aus der Wiege, um seinen Namen zu erfahren. Als er es zurückbrachte, sprach Aichts'umkila: „Wenn deine Schwester Kinder bekommt, so soll sie das älteste, einen Knaben, nach unserem Sohne Aichts'umq'ānaχ (der Muscheln Reinigende) nennen. Das nächste, ein Mädchen, soll Aichts'umqa (Armring aus Haliotisschalen) heißen; das dritte, ein Knabe, soll Aiχts'umalitl (voller Haliotisschalen) und das jüngste, ein Mädchen, Aichts'umqanlitl (Kiste voll Haliotisschalen) heißen." Kyálōyaqamē kehrte dann zur Erde zurück und erzählte seinen Schwestern, was er erlebt hatte. Dann stieg er in den Himmel und ward der Mond.

Ein junges Mädchen wartete ihren Bruder, während die Mutter ausgegangen war, Olachen zu fangen. Da der Knabe unaufhörlich schrie, schlug sie ihn in ihren Mantel ein und trug ihn auf der Straße umher und gab ihm einen kleinen Eimer zum Spielen. Da er gar nicht still sein wollte, drohte sie ihm, der Mond werde ihn holen. Und als er noch nicht aufhören wollte, drohte sie ihm zum zweiten, dritten und vierten Male. Da hörte sie der Mond. Er stieg zur Erde herunter, und indem er herabkam, ward er riesengroß. Er nahm den Jungen mit sich hinauf zum Mond. Noch heute kann man den Knaben mit dem Eimer in der Hand im Monde sehen.

Der Besuch beim Monde (Wik'énoq).

Ein junger Mann, Namens Mítla, ging in einem Jahre zehnmal hinauf zum Himmel. Beim ersten Male fand er droben eine Möve und brachte sie mit herunter. Als er zum zweiten Male hinaufstieg, fand er einen Vogel mit rothem Schnabel, beim dritten Male die Salmonberries, dann den Taucher und den Vogel Xéχōχē. Beim sechsten Male brachte er den Vogel Atémkuli mit herab. Als er aber zum zehnten Male hinaufstieg, fand er den Mond Nūsnúselis und kehrte nun nicht wieder. Da weinten und klagten seine Mutter Tléelaiuqs und sein Vater Q'ōmχtóis. Endlich schliefen sie ein. Im Traume sah die Mutter ein schönes Haus vor sich und als sie erwachte, erkannte sie, daß es kein Traumgebilde war, sondern wirklich nahe vor ihr stand. Sie sah ihren Sohn Mítla vor dem Hause spielen und weckte ihren Mann, damit er ihn auch sehen solle. Als der Vater erwachte, sah auch er das Haus und den Knaben und rief: „Da ist ja unser verlorener Sohn!" Sie sprangen auf und liefen auf das Haus zu. Dieses schien aber vor ihnen zurückzuweichen und endlich erkannten sie, daß es in Wahrheit weit fort, droben am Himmel war. Da setzten sie sich nieder und weinten und sangen: „O, unser Sohn spielt droben bei Nūsnúselis. Er weilt im fremden Lande und kehrt nicht mehr zu uns zurück." Als sie so sangen, ging ihre Nichte vorüber, und sie erzählten ihr, daß sie Nútla im Himmel droben hatten spielen sehen. Da sprach jene: „Laßt uns euren Sohn im Tanze wieder erscheinen lassen." Die Eltern waren damit einverstanden. Sie ließen ihre Nichte, die Q'ōqōmétsemqa hieß, in der Gestalt des Mítla tanzen und gaben ihr seinen Namen.

Der Mond (Tatlasiqoála).

Kyáloyaqamē, der Mond, stieg zur Erde herab und wohnte auf der Insel Kayála. Er fing sich Adler, aus deren Schnäbeln er sich eine Rassel machte. Ihre Unterkiefer verarbeitete er zu einem Tanzhute. Da wurde er stark und muthig. Da er ganz allein auf der Insel wohnte, verwandelte er die Möven, die am Strande saßen, in Menschen. Diese bauten ihm ein großes vierstufiges Haus, und verrichteten alle Arten Arbeit für ihren Häuptling. Einst stand Kyálōyaqamē an einer kleinen Landspitze; da öffnete sich plötzlich das Meer, wie ein Rachen, und ein Boot kam aus der Spalte hervor, in dem ein Mann Namens Waȧyekila saß. Dieser trug Kopf und Halsringe aus rothem Cedernbast. Er fuhr auf Kyálōyaqamē zu und gab ihm einen großen Stein, der auf dem Boden des Bootes lag. Dann kehrte er zurück und das Meer schloß sich wieder hinter ihm. Kyálōyaqamē trug den Stein nach Hause. Derselbe war aber so schwer, daß zehn seiner Sklaven mit vereinten Kräften denselben nicht heben konnten.

Kyálōyaqamē sprach nun zu seinen Sklaven: „Laßt uns zum See hinaufgehen hinter unserem Hause. Dort wohnt Wáχaos, der ebenfalls einen großen Stein hat. Wir wollen sehen, wer von uns der Stärkste ist. Sie gingen den Fluß hinauf und als sie bei Wáχaos angekommen waren, forderte Kyálōyaqamē ihn zum Wettkampfe auf. Er frug: „Kannst du meinen Stein heben?" Wáχaos erwiderte: „Ja, ich kann es, aber kannst du den meinen heben?" Auch Kyálōyaqamē glaubte dazu im Stande zu sein. Auf Wáχaos' Verlangen brachte er seinen Stein herbei und dieser hob ihn mit Leichtigkeit. Er selbst aber konnte Wáχaos' Stein nicht heben. Da sprach er zu diesem: „Ich sehe nun, daß du stärker bist als ich. Fortan sollst du mein Bruder sein." Und sie wohnten von nun an gemeinschaftlich in einem Hause und fingen Lachse im Flusse.

Der Mond raubt eine Frau (Tlatlasiqoála).

Eine Frau, Namens Tspilqoláqa, und deren Tochter Tlaluakoakyilakásō lebten zusammen in Tlamnoš; die Tochter war sehr schön und darum beschloß der Mondmann, sie zu rauben. Er stieg vom Himmel herab und bat Tspilqoláqa um etwas Wasser. Bereitwillig schickte diese ihre Tochter zum Brunnen, um frisches Wasser zu holen. Kaum hatte diese aber den Fuß aus der Thür gesetzt, so ergriff sie der Mondmann und nahm sie mit zum Himmel hinauf. Da ward Tspilqoláqa traurig und zog nach Nauéte. Nach einiger Zeit kam der Mondmann wieder herab und bat eine Frau um Wasser. Als Tspilqoláqa ihn kommen hörte, warnte sie jene, nicht hinauszugehen, denn sonst würde der Mondmann sie mitnehmen. Jene hörte aber nicht auf den Rath und als sie vor die Thür trat, entführte sie der Mondmann. Das Mädchen mit dem Eimer kann man noch heute im Monde sehen.

Der Mondmann (Lekuiltoχ).

Einst herrschte in einem Dorfe eine Hungersnoth und alle Vorräthe waren aufgezehrt bis auf eine Kiste voll getrockneter Fischeier. Die Leute lebten von Farnwurzeln, die sie mühselig im Walde suchten und von denen sie sich kümmerlich nährten. Ein Mann und eine Frau hatten zwei Söhne, welche sie zu Hause ließen, wenn sie in den Wald gingen. Sie hatten ihnen aufs Strengste verboten, die Fischeier zu berühren.

Eines Tages, als die Eltern ausgegangen waren, trat ein Mann ins Haus und sagte zu den Knaben: „Weshalb eßt ihr denn keine Fischeier, da steht ja eine ganze Kiste voll.“ Die Knaben antworteten: „Nein, wir dürfen nicht davon nehmen, unsere Eltern haben es uns verboten.“ „Ach was“, sagte der Mann, „nehmt euch nur so viel ihr wollt.“ Der eine der Knaben war nun halb Willens zu thun, was der Fremde gesagt hatte, aber der andere warnte ihn und sprach: „Mutter wird uns schlagen, wenn sie zurückkommt und sieht, daß wir ihre Fischeier genommen haben.“ Da gab der Fremde sich ihnen als der Mondmann zu erkennen und sprach: „Wenn ihr künftighin zu essen haben wollt, so bittet mich nur darum. Ich werde euch hundertfach die Fischeier zurückerstatten, die ihr jetzt euren Eltern nehmt.“ Da aßen die Knaben alle Fischeier auf, und der Fremde ging von dannen.

Nach kurzer Zeit kamen die Eltern zurück, und als die Mutter entdeckte, daß die Fischeier fort waren, schlug sie die Kinder. Diese sagten nichts; aber um Mitternacht, als alle Leute schliefen, gingen sie hinaus zum Ufer und sprachen: „O, mache uns glücklich, du hast es uns versprochen.“ Als sie viermal so den Mondmann angerufen hattten, kamen zahllose Häringe angeschwommen und alle Arten von Lachsen. Sie fingen dieselben, füllten ihre Mäntel mit Fischen und trugen sie zum Hause ihrer Eltern. Dort warfen sie die Fische zu Füßen ihrer Mutter nieder und sprachen: „Siehe, du zürntest uns und straftest uns, weil wir deine Fischeier gegessen hatten. So vergelten wir dir!“ Da freute sich jene, und ließ sich erzählen, wie sie die Fische bekommen hätten, und bald wußten alle Leute, daß jene reich waren. Sie kamen von allen Seiten herbei und kauften Fische für Boote, Mäntel und Felle. So wurde der Vater der Knaben ein großer Häuptling.

Kürzere Mittheilungen.

Die Regulirung der nordamerikanischen Felsengebirgsströme.

Die Amerikaner von der Union geben den Franzosen hinsichtlich der Kühnheit großer Entwürfe, durch die unwillkommenen geographischen Naturverhältnissen Abhülfe geschaffen werden soll, nicht das geringste nach, und es läßt sich auch nicht leugnen, daß sie auf diese Weise manchen schönen Erfolg erzielt haben. Wir denken hierbei vor allen Dingen an die künstliche Oeffnung der Mündung des Mississippi für den größten Oceandampfer sowie an die Schöpfung des complicirten Reservoir-Systemes zur Abschwächung der Hochfluthen im Oberlaufe dieses Stromes. Nach den verheerenden Ueberschwemmungen, die der Ohio im Jahre 1883 anrichtete, faßte man sofort den Entschluß, das letztere System auch auf diesen Tributärfluß des Mississippi auszudehnen. Man wollte auch ihn in seinem Quell-Laufe durch Dammbauten zu künstlichen Seen stauen und sozusagen in Fesseln schlagen. Indem man der Sache näher trat, mußte man aber doch erkennen, daß die natürlichen Voraussetzungen für dergleichen Anlagen in den Alleghanies wesentlich andere sind, wie in Minnesota. Der kühne Entwurf blieb also bis auf den heutigen Tag — ein kühner Entwurf. — Neuerdings taucht nun ein ähnlicher Plan, wie man ihn bezüglich des oberen Mississippi erfolgreich ins Werk gesetzt, und wie man ihn bezüglich des Ohio wenigstens diskutirt hat, auch bezüglich der Felsengebirgsströme, die dem nordamerikanischen Riesenstrome zufließen, auf (Vergl. Science, vol. XI, p. 236 f.). So wie die Dinge gegenwärtig liegen, eilt das Wasser dieser Ströme im Frühjahre in wildem Laufe thalab, keinerlei Nutzen stiftend, wohl aber die Uferlandschaften an tausend Punkten bedrohend und oft genug furchtbar verwüstend. Der Missouri vor allen Dingen zeigte sich vielfach als ein ähnlicher menschenfeindlicher Unhold wie der chinesische Hoangho. Und was hätten die Felsengebirgsströme in der westlichen Wüste für Segen stiften können, wenn sie sanfter geartet gewesen wären! Diese Wüste nimmt einen Raum von $3\frac{1}{3}$ Mill. Quadratkilometern ein — den sechsfachen Flächenraum des Deutschen Reiches, und mehr als das Drittel des Unionsgebietes. Was für ein Gewinn für die Nation wäre es also, wenn die wilden Gewässer, die aus den Schluchten der Rocky Mountains hervorbrechen, auch nur den zehnten Theil von dieser Fläche in fruchtbares Gefilde umwandeln hülfen! Der in Frage stehende amerikanische Plan zielt nun eben darauf ab, die ungestümen Wildlinge zu bändigen, und sie zu zwingen, der Nation den angegebenen Dienst zu leisten. Man will in allen (!) Felsengebirgs-Cañons Querdämme errichten, die hoch und stark genug sind, um die durch die plötzlichen Schneeschmelzen und durch die wolkenbruchartigen Regen verursachten Hochwasser zurückzustauen, und man will dann den künstlich zurückgehaltenen reichen Vorrath je nach Bedarf abfließen lassen, damit er zur Irrigation der tiefer liegenden Thalebenen benutzt werden kann. Die Autorität, die für den Plan eintritt, und die ihn für ausführbar erklärt, ist keine geringere als die des Chefs der nordamerikanischen geologischen Landesuntersuchung, des wohlbekannten Major J. W. Powell, der den nordamerikanischen Westen ohne Zweifel

eifriger und umfassender studirt hat wie jeder andere. — Wir selbst haben an Ort und Stelle einen viel flüchtigeren Einblick in die Verhältnisse und in die Kräfte gewonnen, die in den Cañons der westlichen Ströme walten. Nichtsdestoweniger können wir auf Grund desselben nicht umhin, unsere Skepsis gegenüber dem gewaltigen Entwurfe zu äußern. Die Natur des nordamerikanischen Westens ist uns als eine so ungeheure erschienen, daß wir nicht daran glauben können, sie werde sich durch Menschenwerk so vollkommen überwinden lassen. Etwas mag man ja an besonders günstig gelegenen Orten durch geschicktes Vorgehen erreichen, aber alles in allem fürchten wir, daß der kreißende Berg eine Maus, und nicht einen Elephanten gebären wird. Man halte dies in Amerika der deutschen Vorsicht zu gute. — Um eingehendere Vorstudien zu dem beabsichtigten Werke zu ermöglichen, ist der Kongreß der Vereinigten Staaten um die Gewährung von einer Viertelmillion Dollars angegangen worden. Wenn er diese Summe thatsächlich auswerfen sollte, so würden auch wir dies mit Freuden begrüßen, denn eine Reihe von kostbaren wissenschaftlichen Resultaten würden damit sicherlich erzielt werden können. — Würde der Plan in seinem ganzen Umfange ausgeführt, so würde damit nach unserer Meinung eine der staunenswerthesten Großthaten geschehen sein, deren sich der menschliche Erfindungsgeist und die menschliche Technik überhaupt fähig gezeigt hat. Der große Erfolg würde die Amerikaner dann auch dazu ermuthigen, das oben erwähnte Ohio-Regulirungs-Projekt wieder aufzunehmen, und dann wäre auch der untere Mississippi — dessen alljährlichen Ueberschwemmungen kaum weniger berüchtigt sind wie die des Ohio, des Missouri, des Arkansas 2c. — vollkommen unter die Botmäßigkeit des Menschengeistes gestellt. Wie gesagt, befürchten wir aber, daß es damit im allgemeinen gute Weile haben wird.

E. D.

Das Ssolowiezki-Kloster und seine Bedeutung für Nordrußland.

Auf einsamer Insel im Weißen Meere liegt jenes in der älteren russischen Geschichte als Verbannungsplatz oft erwähnte Ssolowiezki-Kloster, das noch heutigentages, wie einst im Mittelalter, ein Ansehen genießt und eine wirthschaftliche Bedeutung für weite Striche des russischen Nordens besitzt, daß eine neuerliche Darstellung dieser Verhältnisse selbst in Rußland Aufsehen erregte. Verfasser derselben war Dr. P. Fedorof, der seit längerer Zeit den Norden Rußlands zum Gegenstande seiner Studien und Reisen namentlich in ethnographischer Beziehung ausersehen hat, und der kürzlich in der geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg darüber einen Vortrag hielt. Hiernach lassen sich in der gegenwärtigen Klosterbevölkerung fünf Gruppen unterscheiden: die Mönche, die umsonst arbeitenden Pilger, die Pilger schlechtweg, die bezahlten Arbeitsleute, und die Verbannten resp. Arrestanten. Von der zweiten Kategorie, den unentgeltliche Arbeit liefernden Pilgern, treffen jährlich etwa 600 im Kloster ein, wo auf längere Zeit, zuweilen für immer, 1 bis 5 Proc. des überhaupt zugewanderten Volkes zu verbleiben pflegen. Je länger der Aufenthalt im Kloster dauert, um so schwerer wird meistens der Entschluß, dasselbe zu verlassen und draußen den Kampf mit dem rauhen, nördlichen Leben wieder aufzunehmen. Eigentliche Mönche giebt es jetzt dort 228, unter denen 137 aus dem Stande der Bauern, 43 aus dem der Kleinbürger, 18 aus dem der Weltgeistlichkeit, die übrigen aus dem der Soldaten, der Kaufmannschaft, des Adels, der Bedienten 2c. hervorgegangen sind. Die meisten (86 Proc.) pflegen zwischen dem 25. und 36. Lebensjahre ins Kloster zu treten, und die Gesammtzahl der Insassen desselben erhält sich ziemlich constant. Die freiwilligen Pilger-Arbeiter, die von jeher den Hauptstamm der Klosterbevölkerung bildeten, hat entweder ein Gelübde, den heiligen Wunderthätern von Ssolowiezki, dem St. Sossim und St. Sawwatij, zu dienen, dahin geführt, oder einfach die Noth, so daß sie nur der vom Kloster gebotenen Wohnung, Kleidung und Nahrung willen ihre Arbeit darbringen. Die meisten solcher „Freiwilligen“ liefert das Gouvernement Archangel (jährlich etwa 190), sodann Wologda (131), Olonezk u. s. w., und die Leute dieser Kategorie pflegen oft ein bis drei Jahre im Kloster festzusitzen. Dazu kommt dann die Masse der bezahlten Arbeiter resp. Handwerker, die jährlich im Frühling zum Kloster strömen, und für welche dieses bei seinem großen und mannigfaltigen Arbeitsbedarfe immer Verwendung zu finden weiß — eine nie versagende Gelegenheit des Erwerbes, die im armen Norden unschätzbar ist. Wenn das Kloster in früheren Zeiten ein Asyl für Flüchtlinge, selbst Räuber und Mörder, gewesen ist, so hat das jetzt aufgehört, da jedermann dort zu längerem Aufenthalte Heimathspapiere beizubringen hat. Wohl aber sind die Pforten desselben heutzutage geöffnet für Kinder, denen es aus irgend welchem Grunde an ordentlicher Unterkunft draußen gebricht. Es sind Knaben im Alter von 12 bis 14 Jahren, die man so aufnimmt, und deren in den letzten Jahren stets etwa 200 vorhanden waren. Dieselben werden nicht verzärtelt, sondern zu ernster Arbeit angehalten, so daß das Kloster in ihnen eine Schaar jugendlicher Hülfskräfte besitzt, die täglich 11 Stunden lang beschäftigt werden. Indessen geht die Ausnutzung derselben nicht, wie der böse Leumund in Rußland öfter behauptet hat, über das Maß ihrer Kräfte hinaus; so erklärt ausdrücklich unser Gewährsmann. Wie es sich für ein Kloster schickt, verhalten sich die Leute bei ihren dortigen Arbeiten still und friedlich, erweisen sich auch ehrerbietig und gehorsam, aber dem Beobachter entging es nicht, daß der unverkennbare gute Wille und Eifer, der die neu eingetretenen Arbeiter beseelt, allmählich zu erlöschen pflegt, ja daß die älteren Genossen sich über den Eifer der jüngeren gern lustig machen. So vergleicht er schließlich die Arbeiter des Klosters mit Leibeigenen auf Zeit!

F. M.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ueber die Expedition S. J. Michell's und J. F. Needham's nach dem Hukong-Thale bringen die „Proceedings“ der Londoner Geographischen Gesellschaft (vol. X, p. 377 f.) einige weitere Angaben, die wir zur Vervollständigung unseres früheren Berichtes („Globus“, Bd. 53, S. 143 ff.) mittheilen. Große Schwierigkeiten bereitete den Reisenden der Dschungel-Gürtel zwischen der letzten britischen Station in Assam und dem Patkoi-Gebirge, besonders weil die engagirten Träger ihre Dienste versagten, und weil der Dihing-Fluß einen sehr niedrigen Wasserstand hatte und die Bootfahrt nur langsam von statten ging. In Nimrong waren sodann die Elephanten nicht eingetroffen, die die Expedition weiter bringen sollten, so daß Herr Michell

nur mit einer kleinen Abtheilung in dem Gebirge vorwärts dringen konnte, während Herr Needham mit den Uebrigen zurückbleiben mußte. Der Aufstieg zum Patkoi-Passe (1260 m) würde leicht gewesen sein, wenn nicht der dichte Buschwald gewesen wäre, wenn es nicht zugleich sehr anhaltend geregnet hätte, und wenn man des rechten Weges kundig gewesen wäre. In Khatung stießen die beiden Abtheilungen wieder zusammen, aber es war daselbst unmöglich, genügenden Proviant für die Fortsetzung des Marsches zu erhalten. Trotz aller erduldeten Mühseligkeiten sprechen sich die Reisenden günstig über das assamisch-oberbirmahnische Eisenbahnprojekt aus. Von Makum, dem gegenwärtigen Eisenbahn-Terminus im Bramaputra-Thale, soll die etwa 300 engl. Meilen lange Bahn nach dem Ningoung-See, und von dort quer über den oberen Chindwin-Fluß nach dem Irawaddi geführt werden. Dem Topographen Ogle, der die Expedition begleitete, gelang es, trotz der widrigen Umstände, etwa 2000 engl. Quadratmeilen kartographisch festzulegen.

— Das indisch-chinesische Eisenbahn-Projekt, von dem wir wiederholt gehandelt haben, hat in dem englischen Konsular-Agenten Bourne, der längere Zeit in Tschungking gelebt hat, einen Gegner gefunden. Derselbe behauptet in seinem „Report" über die chinesische Provinz Sz-tschwan, daß der Bau einer Eisenbahn von Birmah oder Tongking quer durch Yünnan jedem, der dieses Land aus eigener Anschauung kenne, als wenig rathsam erscheinen müsse. Die thatsächliche Handelsströmung bewege sich nicht zwischen Sz-tschwan und Yünnan, sondern zwischen Sz-tschwan und der Jangtsekiang-Ebene, ebenso wie der genannte Fluß. Auf die Beseitigung der natürlichen und willkürlichen Hindernisse der Jangtse-kiang-Schiffahrt müsse also hingearbeitet werden. Wir sind der Meinung, daß man das eine thun kann, ohne das andere zu lassen. Um die eine mehr oder minder starke künstliche Ablenkung einer Verkehrsströmung handelt es sich ja bei dem Baue einer Schienenstraße immer.

Afrika.

— Nach den von Dr. v. Danckelmann herausgegebenen „Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten", von denen uns das erste Heft vorliegt, ist Dr. L. Wolf mit seinen Begleitern am 28. Februar glücklich in Klein-Popo gelandet, und sodann am 29. März nach dem Binnenlande aufgebrochen. — Außerdem enthält die genannte neue Zeitschrift, die sich die Aufgabe gestellt hat, die Kunde von den deutschen Kolonien zu pflegen, einen eingehenden Bericht über den Verlauf und die Ergebnisse der Kund'schen Batanga-Expedition. (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 319.)

— Ueber die Stanley'sche Expedition nach Wadelai hat H. Ward, der Gefährte Barttelots, am 5. Mai die ersten positiven Nachrichten nach Boma (am unteren Kongo) gebracht, die nicht günstig lauten, deren weitere Bestätigung man aber abwarten muß. Ihnen zufolge haben zurückgekommene Deserteure über Stanley erzählt, daß derselbe bei seinem Marsche auf große Schwierigkeiten gestoßen sei, zahlreiche Leute verloren habe, und nebst Nelson verwundet worden sei. Herr Ward legte den Weg von dem Aruwimi nach Boma in 30 Tagen zurück. Barttelot und Ward besuchten übrigens wiederholt Tippoo Tip in Stanley Falls, um denselben zu veranlassen, Hülfstruppen nachzusenden, wie es aber scheint, ohne wirklichen Erfolg.

Südamerika.

— Vor kurzem ist in Lima, der Hauptstadt von Peru, eine geographische Gesellschaft begründet worden, die sich in dankenswerther Weise die Aufgabe gestellt hat, vor allen Dingen die Kunde des eigenen Landes zu fördern. Sie will zu diesem Zwecke sowohl besondere Expeditionen ausrüsten, als auch eine Zeitschrift herausgeben, in der über die Reisen und Forschungen im Lande eingehend berichtet wird.

— Ueber die Reise der Professoren Kurtz und Bodenbender nach den Anden enthalten die „Geographischen Mittheilungen" (Bd. 34, S. 192) einen ersten kurzen Bericht aus der Feder des Prof. Dr. O. Doering, dem wir Folgendes entnehmen: Die „Travesia" zwischen Mendoza und San Rafael, die vier Tagesritte in Anspruch nahm, hatte oft auf Strecken von 36 bis 78 km kein Wasser, bei Tage stieg das Thermometer auf 25 bis 29° C., und bei Nacht fiel es auf 3°. Der vulkanische Bergzug der Sierra Pintada bot mineralogisch und botanisch viel Interessantes. An den Flüssen südlich von Mendoza herrschte auch reges wirthschaftliches Leben im Bergbau wie im Ackerbau und in der Viehzucht, und nur die Eisenbahnverbindung mit Chile wurde schwer vermißt. Südlich von San Rafael wurde der Cerro Nevado (3300 m) bestiegen, dann ging es nordwestlich nach dem Rio Atuël und nach Colonia Beltran, von wo aus verschiedene Streifzüge in das Hochgebirge unternommen wurden (nach dem Valle Hermoso, dem Rio Santiago rc.). Am 6. Februar waren die Reisenden im Begriffe, sich weiter südlich zu begeben.

Bücherschau.

— Dr. Alfred Hettner, Gebirgsbau und Oberflächengestalt der sächsischen Schweiz. Stuttgart 1887. J. Engelhorn. —

Dr. E. Mehnert, Ueber Glacialerscheinungen im Elbsandsteingebiet. Pirna 1888. —

Es sind dies zwei sehr gründliche, geologisch-geographische Arbeiten, die einander in vortrefflicher Weise ergänzen. Die erste zeigt eingehend, wie die Oberflächengestalt des Elbsandsteingebirges auf das engste mit der inneren Tektonik zusammenhängt, die zweite, wie die dereinstige Vergletscherung des Gebietes viel weiter südwärts reichte, als man bisher annahm (bis Tetschen!), und wie die Schmelzwässer der alten Gletscher ganz wesentlich an der Gestaltung der cañonartigen „Gründe" sowie auch des Elbthales betheiligt waren.

— W. von Freeden, Reise- und Jagdbilder aus Afrika. Leipzig 1888. F. A. Brockhaus. — Dem mit der geographischen Reiseliteratur Vertrauten sagt der Verfasser dieses Buches nicht viel Neues. Da aber die besagte Literatur mehr und mehr zu gewaltigen Bergen angewachsen ist, die selbst der Fachmann kaum noch bemeistern kann, so muß seine Zusammenstellung nichtsdestoweniger dankbar entgegengenommen werden. Der Auswahl und Anordnung der Reise- und Jagdbilder ist Geschick, der Sprache Flüssigkeit und Lebendigkeit nachzurühmen. Gerade für den Sportsmann hätte es sich nur vielleicht gelohnt, die französischen Reisenden in einem ähnlichen Maße neben den deutschen in Betracht zu ziehen, wie die englischen.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIV.



№ 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Der Kuku-Nor.

Von Dr. Emil Deckert.

(Mit zwei Abbildungen.)

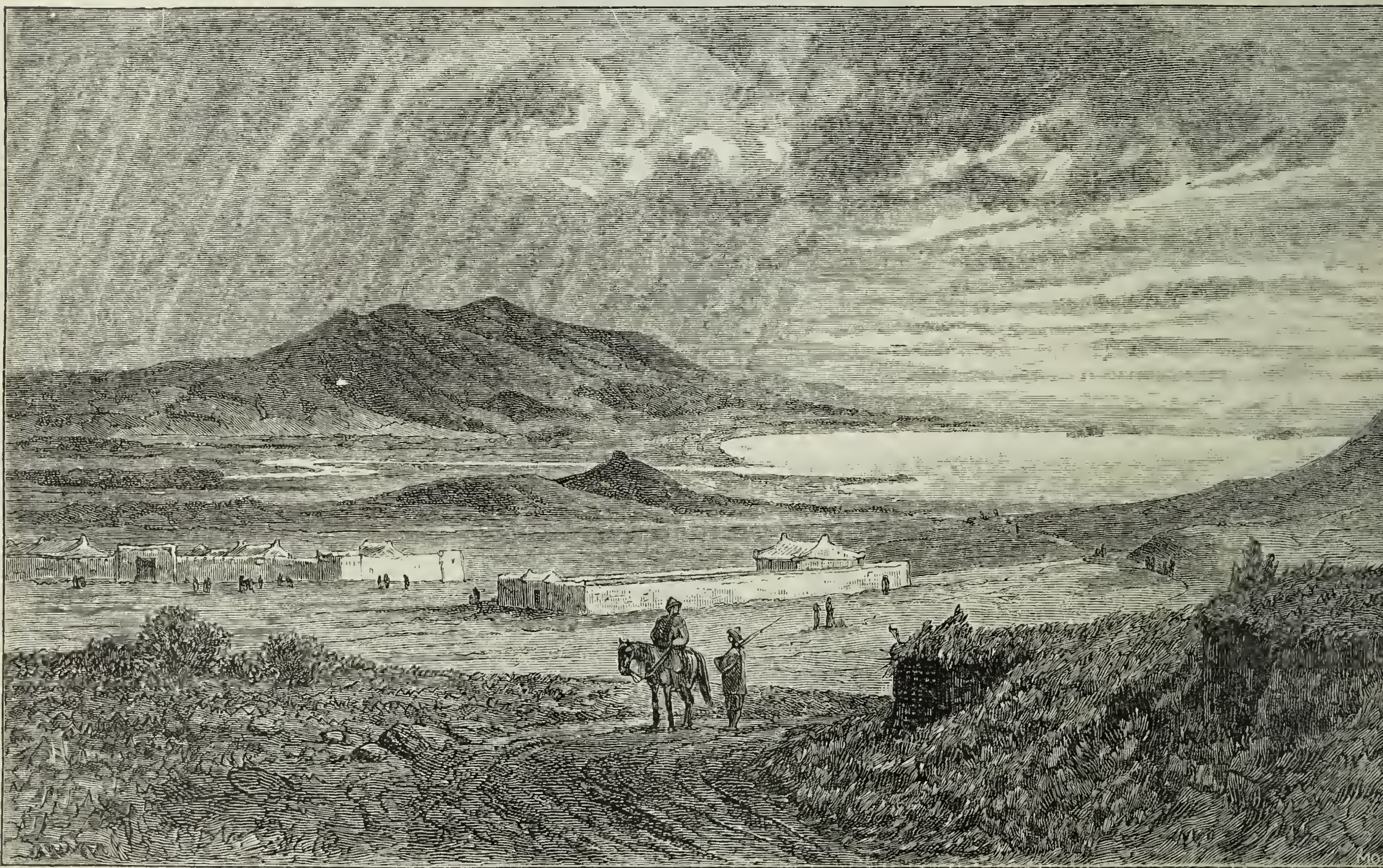
Zu den interessantesten Räthseln, die die geographische Forschung in dem centralen Asien noch zu lösen hat, gehört auch die Eigenart und die Bildungsgeschichte der stehenden Gewässer, die das Land in so beträchtlicher Zahl bedecken. Von den meisten kannten wir bisher kaum viel mehr als die Namen, und wenn es hoch kam, so wußten wir außerdem noch, ob das Wasser, das sie enthielten, salzig oder süß war — eine Thatsache, die sich übrigens in der Regel auch ganz von selbst verstand. Wie groß der Salzgehalt war, welche Tiefe sie hatten, welchen periodischen Schwankungen ihr Spiegel etwa unterworfen war, welche Fauna sie in ihrer Fluth bargen, in welchen entwickelungsgeschichtlichen Beziehungen sie zu den benachbarten Stromgebieten standen 2c., darüber gab es keinerlei Nachricht. War es ja doch bei der Mehrzahl nur ein einziger Europäer — N. von Prshewalski —, der sie geschaut hatte, oder der wenigstens mit seiner Karawane in ihrer Nähe vorbei gezogen war.

Verhältnißmäßig viel bessere Kunde als von den anderen centralasiatischen Seen besitzen wir von dem Kuku-Nor — Dank in erster Linie demselben russischen Forscher, und Dank in zweiter Linie der Szechenyi'schen Expedition, von der wir die Veröffentlichung der wissenschaftlichen Ergebnisse freilich erst demnächst zu gewärtigen haben. Es sei uns deshalb gestattet, mit Hinweis auf diese Quellen und auf unsere Abbildungen eine Charakteristik dieses Sees zu versuchen. Daß auch bei dem Kuku-Nor die gewonnene Erkenntniß noch lückenhaft genug ist, mag sich dabei immerhin herausstellen.

Der mongolische Name des Sees bedeutet so viel wie „blauer See“. Die Chinesen nennen ihn Tsin-hai, die Tanguten Tsok-gumbum. Wie groß die Fläche ist, die der See einnimmt, ist aber bereits eine offene Frage, wie wir denn auch bislang nur ein ganz ungefähres Kartenbild von ihm besitzen. Prshewalski giebt seine größte Längserstreckung auf 106 km und seine größte Breitenerstreckung (zwischen der Galdyn-char-Mündung an seinem Südufer und der Ulan-choschun-Mündung an seinem Nordufer) auf 64 km an, so daß man sein Areal zu etwa 4500 qkm annehmen könnte. Der See würde also nahezu achtmal so groß sein als der Genfer See, und nahezu siebenmal so klein als der Baikalsee.

Die Tiefe des Kuku-Nor, die die Umwohner unermeßlich nennen — wie die Slowaken die Meeraugen der Karpaten, und aus leicht ersichtlichen Gründen —, ist in Wirklichkeit eine sehr geringfügige. Vor der Mündung des bereits erwähnten Galdyn-char — also an der Südseite — lothete Prshewalski in dem Uferabstande von 1 km nur 9,5 m, in dem Abstande von 2 km nur 15,6 m, und in dem Abstande von 3 km nur 17,7 m. Daß die Tiefe in der Mitte 50 m erreichen oder übersteigen werde, ist daher kaum anzunehmen, und von dem Wasservolumen, welches der See enthält, darf es als ziemlich sicher gelten, daß es viel geringfügiger sei, wie bei dem ungeheuer tiefen Genfer See. So weit man aus der allgemeinen Konfiguration der Gebirgsumrandung einen Schluß ziehen darf, so ist es übrigens wahrscheinlich, daß seine

größte Tiefe näher dem Südufer als dem Nordufer liegt, wenn auch natürlich in der größten Weitung, also gegen Westen hin. Aus dieser westlichen Weitung des Sees ragen augenscheinlich aus etwas erheblicherer Tiefe auch zwei steilwandige Felseneilande auf, von denen das größte Tschagan heißt und ein von zehn Lamas bewohntes Kloster trägt, während das andere unbewohnt ist und als Sitz eines bösen Geistes bei den abergläubischen Mongolen und Tanguten in einem sehr üblen Rufe steht. Aus der engeren Osthälfte ragen drei Inseln hervor, die aber eigentlich nichts anderes sind, als hohe Kiesbänke, und Alles in Allem scheint es, daß die Osthälfte des Sees in rapider Auffüllung mit Sand und Geröll begriffen ist. Zum Theil ist auch dies in der Gestaltung der nächsten Umgebung begründet, zum Theil in dem größeren Niederschlagsreichthume der ganzen Gegend im Osten, und zum Theil in der Richtung der Sandstürme, die vom Westen her über die Seefläche hinweg brausen. Die flachwellige und kiesige Beschaffenheit des Landes östlich von dem See deutet an, daß wir es daselbst nur mit einer bereits ausgefüllten Verlängerung des Sees zu thun haben, und der kleine Nachbarsee Chara-Nor hing offenbar noch vor relativ kurzer Zeit mit dem Kuku-Nor zusammen. Wie insbesondere die Sand- und Staubstürme zur Ausfüllung des Sees beitragen, davon konnte sich Prschewalski auf seiner dritten Reise prächtig überzeugen, indem er die Eisdecke, die ihn noch gegen Ende Februar bedeckte, mit einer dicken Schmutzlage überzogen fand. Wenn sich im Laufe eines einzigen Winters eine solche Sand- und



Ansicht des Kuku-Nor.

Staublage auf dem See anhäufen kann, die bei dem Schmelzen des Eises auf den Grund hinab sinkt, so versteht es sich von selbst, daß im Laufe eines Jahrhunderts oder eines Jahrtausends eine Lage von sehr bedeutender Mächtigkeit zum Absatze kommen muß. Daß die centralasiatischen Stürme auch Steine und groben Kies durch die Lüfte zu wirbeln vermögen, hat Prschewalski bei verschiedenen Gelegenheiten ebenfalls erfahren (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 197). Die Wildströme, die von den Gebirgen herabkommen, haben wilde Schluchten in diese letzteren hineingerissen, und obzwar sie im Winter und Frühjahr beinahe leer sind, so ist ihr Wasser- und Sedimentreichthum doch zur Zeit des feuchten Sommermonsuns ein sehr gewaltiger — wie wir bereits hervorgehoben haben, besonders im Osten. Der Hauptzufluß des Sees — der Buchain-gol — führt in der Sommerzeit, wenn auf dem Nan-schan die Gletscherenden abschmelzen, auch eine große Menge von Wasser und von Sinkstoffen, derselbe lagert aber die letzteren zu einem großen Theile unterwegs — auf dem Plateau, über das er dahinströmt — ab, und auf diese Weise trägt er verhältnißmäßig viel weniger dazu bei, den See auszufüllen.

Was die Gebirgsumgebung betrifft, von der der See rings umgürtet ist, so tritt dieselbe am unmittelbarsten an seine Ufer vom Süden her — im Kuku-Nor-Gebirge, das in der Gegend des Sees zu 4500 m hohen Gipfeln aufsteigt, aber infolge der centralasiatischen Lufttrockenheit nirgends mit ewigem Schnee bedeckt ist. Da der Spiegel des Sees nach Prschewalski etwa 3200 m über dem Meere gelegen ist, so erhebt sich das genannte Gebirge in seinen höchsten Gipfeln ungefähr 1300 m über den See, während seine

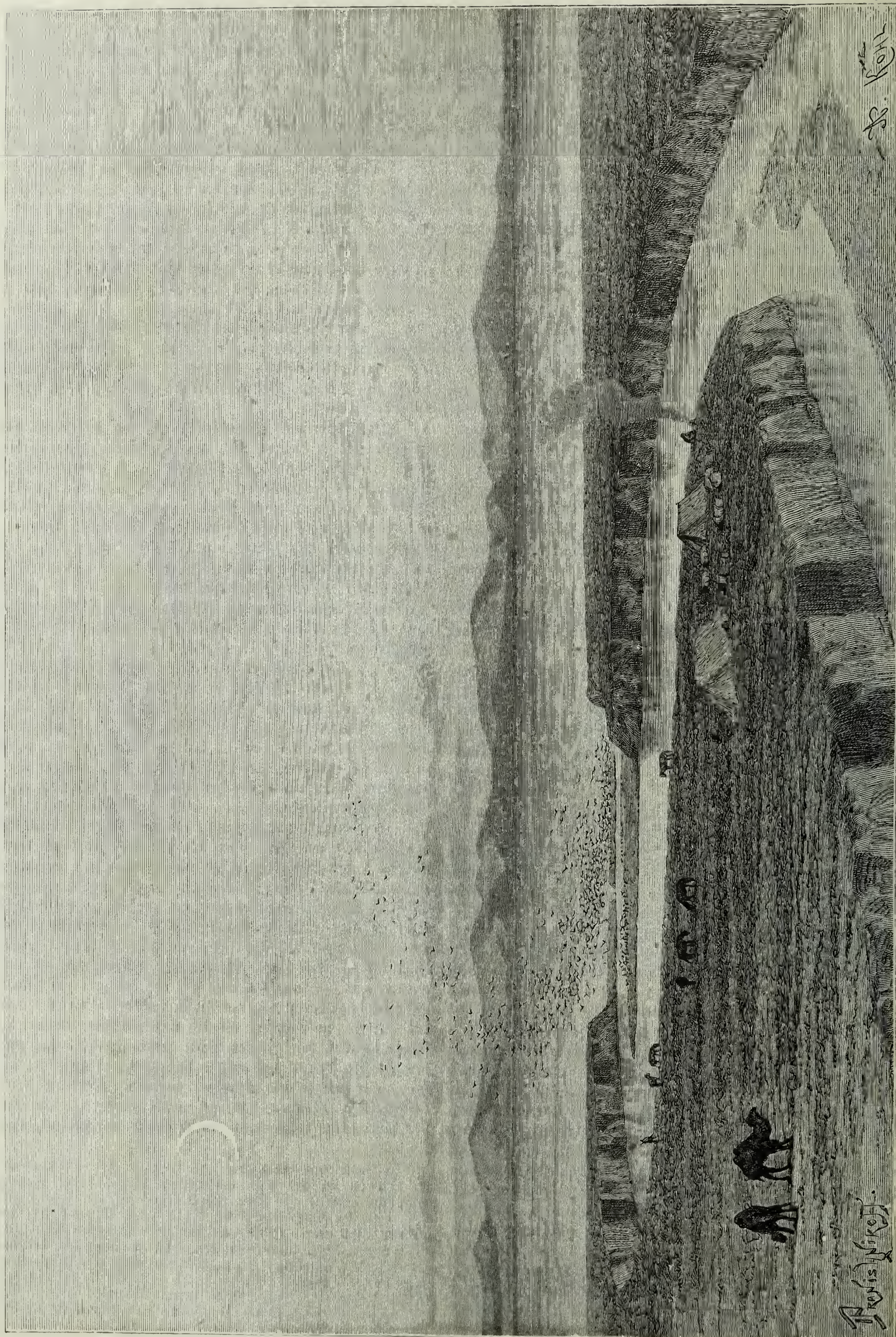
bekannten Paßhöhen zunächst dem See nur 250 bis 700 m höher liegen. Der viel gewaltigere Nan-schan, im Norden des Sees, berührt die Wasserfläche desselben nur mit seinen Vorketten und Ausläufern ziemlich unmittelbar, so daß man seine schnee- und gletscherbedeckten Hochgipfel, die zum Theil an die 6000 m messen sollen, von dem Seeufer nirgends erblickt. Das Landschaftsbild, welches der See dem Beschauer gewährt, athmet infolgedessen feierlichen Ernst, wie die Landschaftsbilder der centralasiatischen Gebirge beinahe alle, und dieser Ernst wird durch den steppenhaften Charakter, den alle Niederungen sowie auch alle der Südsonne exponirten Hänge tragen, noch sehr bedeutend erhöht. Nur das Kuku-Nor-Gebirge wendet dem See seine vegetationsreiche, d. h. mit zerstreutem Gebüsch bestandene Seite zu. Eine flache Kieszone, die im wesentlichen nur mit harten Steppengräsern („Moto-schirik") bewachsen ist, schiebt sich infolge der oben erwähnten starken Sedimentation, die sich an dem See vollzieht, allerwärts zwischen den Gebirgsfuß und die Wasserfläche hinein, am breitesten und ausgedehntesten ist dieselbe aber im Osten.

Wer den Kuku-Nor deswegen, weil er von allen Seiten her, namentlich aber vom Osten her, beständig mit Gebirgsschutt ausgefüllt wird, einfach in die Reihe der aussterbenden Seen stellen wollte, der würde nach unserer Meinung doch vielleicht einen voreiligen Schluß ziehen. So lange ihm auf allen Seiten durch einen hohen Gebirgswall der Abfluß verwehrt wird, und so lange von diesen Gebirgen eine Wassermenge herabfließt, die nicht vollkommen durch die Verdunstung wieder aufgezehrt wird, so lange kann dies unmöglich geschehen. Mit dem Boden des Sees wird sich immer zugleich auch sein Spiegel heben, und wenn seine Fläche irgendwo durch junge Uferbildungen mehr und mehr eingeengt wird, so wird er sich anderweit durch ein allmähliches Steigen des Spiegels entweder erweitern oder vertiefen. Jahreszeitlich und vielleicht auch in längeren Perioden mag das Wasservolumen starken Schwankungen unterworfen sein — wir wissen auch darüber nichts Näheres —, im allgemeinen wird sich dasselbe aber gleich bleiben, so lange das centralasiatische Klima sich gleich bleibt. Seen mit Abfluß haben in Gegenden starker Sedimentation nur eine ephemere geologische Existenz, und man darf sie mit Oskar Peschel's geistreichem Worte gar wohl als „Jugendreize im Angesichte des alternden Planeten" bezeichnen, von Seen ohne Abfluß aber gilt dies nicht, sie haben ein viel längeres Leben, sobald ihre Abgrenzung gegen die benachbarten Entwässerungsgebiete eine strenge ist. Die Zeit, in welcher der Genfer See und der Bodensee vom Erdboden verschwunden sein werden, läßt sich leicht berechnen, die Zeit, in welcher dasselbe mit dem Kuku-Nor der Fall sein wird, kaum. Es ist ja dabei auch zu berücksichtigen, daß der Damm, welcher den See umgiebt, gerade dort, wo er am niedrigsten ist — im Südosten — durch die Sandstürme ebenso beständig erhöht wird, wie der Seeboden. Was wir nach diesen Erwägungen behaupten dürften, wäre vielleicht: daß der Kuku-Nor eine ausgesprochene Tendenz verrathe, in dem muldenförmigen Längsthale zwischen dem Kuku-Nor-Gebirge und dem Nan-schan, dessen Ostwinkel er einnimmt, weiter westwärts zu rücken. In einer zukünftigen geologischen Zeit, die sich freilich nicht absehen läßt, würde er also nahe dem Quelllaufe des Buchain-gol und am Fuße des Rittergebirges zu liegen kommen. Es liegt hierin eine merkwürdige Analogie zu dem bekannten Thalaufwärtsrücken der Wasserfälle, nur daß man es bei letzteren mit viel kleineren Zeiträumen zu thun hat. Ist unser Schluß richtig, so versteht es sich von selbst, daß die Salinität des Wassers im Kuku-Nor sich mehr und mehr steigern wird, bis sie vielleicht dereinst diejenige des Todten Meeres in Palästina erreicht.

Gegenwärtig ist der Salzgehalt des Kuku-Nor-Wassers ein sehr geringer, so daß man dasselbe sogar trinken kann, und wir sind geneigt, diesen Umstand für ein wichtiges Indicium bezüglich der Entwickelungsgeschichte, die der See bereits durchgemacht hat, zu halten[1]). Vor allen Dingen liegt für uns in dem schwachen Salzgehalte der erste von den Gründen, die uns bestimmen, den Kuku-Nor in seiner gegenwärtigen Gestalt für eine verhältnißmäßig junge geologische — oder vielleicht besser gesagt geographische — Bildung zu halten. Das Salzigwerden des Wassers begann natürlich von dem Augenblicke an, als das in Frage stehende Längsthal zwischen dem Kuku-Nor-Gebirge und dem Nan-schan keinen Abfluß mehr hatte; da dasselbe aber heute noch so sehr wenig vorgeschritten ist, so denken wir, daß der Augenblick, in dem die Schließung des Thales erfolgte, noch nicht so sehr weit hinter uns zurück liegen kann. Den Dabasun-Nor, der auf der Südseite des Kuku-Nor-Gebirges liegt — und zwar bemerkenswerther Weise nahe der Westecke eines ähnlichen Längsthales — und der durch die starke Salinität seines Wassers eine Haupt-Salzfundstätte Chinas ist, halten wir für viel älter.

Fragen wir uns nach dem Orte, wo das Thal des Buchain-gol vor kurzem noch eine Oeffnung gehabt haben kann, so weisen uns alle Verhältnisse — die hypsometrischen ebenso wie die geognostischen — auf die Gegend im Südosten. Während die langgestreckte Mulde nämlich im Westen, Süden und Norden von alten, hohen und zusammenhängenden Gebirgswällen aus Gneiß und Schiefer abgeschlossen ist (von dem Rittergebirge, dem Kuku-Nor-Gebirge und dem Nan-schan), so sind die viel niedrigeren Sättel, die gegen den Sinin-gol und Hoangho hin liegen, so weit sie uns bekannt sind, zu einem guten Theile aus ähnlichen Kiesmassen gebildet wie die nächste Umgebung des Sees. Es ist also durchaus wahrscheinlich, daß sie erst in einer späten geologischen Zeit durch dieselben Sandstürme geschaffen worden sind, die noch heute im Osten des Sees so gewaltige Kiesberge aufhäufen, und daß der Buchain-gol vorher zusammen mit dem Balema-gol und den anderen Strömen, die heute in den See münden, ein Tributärstrom des Hoangho war. Zu einem See konnte sich der Buchain-gol natürlich auch damals stauen lassen, aber es war dies ein Süßwassersee, und in seiner Gestalt und Ausdehnung wich er sicherlich beträchtlich von dem heutigen Kuku-Nor ab. Ob diese Zeit mit einer Periode zusammenfällt, in der Centralasien ein wesentlich feuchteres Klima besaß, vermögen wir bei dem dermaligen Stande der geographischen Forschung nicht zu entscheiden. Es sind aber Anzeichen vorhanden — namentlich in der früher viel beträchtlicheren Ausdehnung der Thian-schan-Gletscher —, daß eine solche Periode thatsächlich einst vorhanden war. Damals konnte sich der Buchain-gol seinen Weg siegreich durch die Gebirgspforten dem Hoangho und dem Meere zu bahnen, als es aber trockener wurde, da saugte die Luft den größten Theil seines Wassers auf und beraubte ihn damit zugleich der Kraft, die Hindernisse, die ihm die mächtiger und mächtiger werdenden Nordweststürme in den Weg thürmten, dauernd zu überwinden. Sein Gebiet wurde von demjenigen des Hoangho abgedämmt, und

[1]) Nach den Analysen, die der russische Akademiker K. Schmidt an den von Prshewalski mitgebrachten Proben vornahm, enthielt das Kuku-Nor-Wasser (in der Gegend des Südufers) im Spätherbst 1872 1,114 Proc. Mineralsalze, im Winter 1880 aber 1,399 Proc.; und zwar in beiden Fällen zur reichlichen Hälfte Chlornatrium, demnächst Natriumsulfat, Magnesiumcarbonat, Chlormagnesium, Kaliumsulfat ꝛc. Die Schwankungen des Salzgehaltes dürften wohl mit den jahreszeitlichen Schwankungen der Wassermenge zusammenhängen (Vergl. das „Bulletin de l'Académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg, Vol. 28, p. 1 ff.).



Andere Ansicht.

er bildet im Verein mit seinen Nebenflüssen den Kuku-Nor. Dies ist für uns vorläufig die wahrscheinlichste Entstehungsgeschichte des Sees. Belehren uns dereinst centralasiatische Forscher, gestützt auf ein umfangreicheres Induktionsmaterial — das zunächst noch aussteht —, eines Besseren, so werden wir dies aber dankbar über uns ergehen lassen. Jede Zeit kann eben nur das Material in das Gebäude der geographischen Wissenschaft hineinarbeiten, was ihr herbeizuschaffen möglich war.

Die tangutische Sage, welche sich an den See knüpft, scheint unsere Theorie insofern bestätigen zu wollen, als auch sie von einer Zeit redet, in der es den Kuku-Nor nicht gab. Einst lag er nach dieser Sage im Schoße der Erde verborgen bei Lhassa, und erst zu einer Zeit, in der Menschen daselbst hausten, brach er an seiner gegenwärtigen Stelle aus der Tiefe hervor, Tod und Verderben stiftend, Heerden und Menschen verschlingend, und eine förmliche Sündfluth anrichtend.

Das Kulturleben, welches an dem Kuku-Nor gedieh, ist ein geringes. Der See ist zwar ziemlich fischreich, aber auch das Fischergewerbe wird nur in sehr beschränktem Umfange an seinen Ufern betrieben. Sich weit auf ihn hinaus zu wagen, hat kein Anwohner den Muth, denn alle kennen sein Gewässer als äußerst heimtückisch — durch Kiesbänke, Untiefen, Felsklippen, Stürme und andere „böse Geister“. So fanden die europäischen Reisenden nicht einen einzigen Kahn auf ihm vor. Nur wenn ihn um die Mitte November eine starke Eisdecke überzieht — die gewöhnlich bis Ende März andauert —, entsteht ein lebhafteres Treiben auf ihm. Dann schreiten zahlreiche Pilgerzüge über ihn hinweg, um den Klosterheiligen der Insel Tschagan ihren Tribut zu zollen. Der Graswuchs in der Uferumgebung des Sees ist viel üppiger als weiter im Westen, derselbe ermöglicht aber ebenfalls nur einer sehr beschränkten Zahl von Nomaden die Existenz in seiner Nähe. Außerordentlich reich und bunt ist das Vogelleben auf ihm — die Zahl der Seeadler, Möven, Gänse 2c., die sich direkt oder indirekt von seinem Fischreichthume nähren [1]).

[1]) Vergl. Prshewalski, Reisen in Tibet (Jena, 1884), S. 174 ff.; G. Kreitner, Im fernen Osten (Wien, 1881), S. 716 ff.; L. von Loczy, Die Umgebung von Hsi-ning-fu („Globus“, Bd. 52, S. 166 f.).

Camille Douls' Erlebnisse unter den Nomaden der westlichen Sahara.

II.

(Mit vier Abbildungen.)

Als die Nacht hereinbrach, begaben sich die Mauren nach ihren Zelten. Die Familie meines Wirthes, die aus Vater und Mutter sowie aus fünf Kindern und zwei Sklaven bestand, sammelte sich um das Feuer, das vor dem Eingange entzündet wurde, und das einzige Geschäft, das nach dem Eintreiben der Heerden noch besorgt wurde, war das Melken der Kameele (S. Abbild. 1). Dann wurde jedem eine Schale Milch gereicht, und auf die Matte gelagert, überließen sich alle dem Schlafe.

Am nächsten Morgen rief Ibrahim zum Gebete, und auch ich mußte mich, obschon ich mich wie zerbrochen fühlte, erheben, und ihm hinaus vor das Zelt folgen.

Was mich lebhaft beunruhigte, waren meine Kisten, von denen ich fürchtete, daß sie die Mauren finden würden. Um dem dadurch drohenden Unheile so viel als möglich vorzubeugen, beschloß ich nach kurzem Ueberlegen, mein Geheimniß einfach meinem Wirthe zu enthüllen. Dessen Sympathie mußte ich mir ja doch vor allen Dingen zu sichern suchen. Als ich es ihm mitgetheilt hatte, sann er eine Weile nach, dann sagte er: „Es ist gut!“ und entfernte sich. Nach etwa halbstündiger Abwesenheit kehrte er mit einem gesattelten Dromedare und zehn bewaffneten Mauren, die ich den Tag vorher gründlich kennen gelernt hatte, zurück. Die meisten derselben erklärten offen ihr Mißtrauen in meine Worte: daß sie fürchteten, von mir in einen Hinterhalt gelockt zu werden, und daß an der betreffenden Stelle meine christlichen Gefährten hervorbrechen werden. Denn daß ich ein Christ sei, das schien allen außer Zweifel zu stehen. Der älteste von ihnen sagte aber: „Laßt ihn uns nur nach der Stelle hinführen, damit wir die anderen Ungläubigen finden. Sind die Kisten nicht dort, so ist seine böse Absicht ohne weiteres klar, und wir können ihn dann erwürgen und ins Meer werfen.“ Und seine Stimme drang durch. Um sich meiner ganz zu versichern, wurde ich aber mit eisernen Ketten an den Füßen und Händen gefesselt und in solcher Weise auf das Kameel gehoben.

Begleitet von mehreren Frauen, die auch etwas von der Beute haben wollten, gelangte unser Zug an das Meer — wie ich alsbald erkannte, aber ziemlich weit von der Stelle, wo ich gelandet war. Als die Mauren nach längerem Marsche nichts von den Kisten sahen, äußerten sie lebhafter und lebhafter ihren Zweifel an der Wahrheit meiner Erzählung, und auch Ibrahim erklärte mir, daß Unheil meiner warte, wenn ich sie getäuscht hätte. — Konnten die Kisten nicht bereits von anderen weggetragen worden sein? Man drohte damit, mich lebendig im Sande zu begraben, wenn ich gelogen hätte. Meine ganze Situation war bereits eine sehr verzweifelte, da erblickte ich genau an der Stelle, wo ich sie versteckt hatte, meine beiden Kisten, und ließ ein lautes „Allah sei gepriesen!“ ertönen. Alsbald stürzten sich meine Begleiter auf die Beute. Ibrahim aber wies sie drohend in ihre Schranken zurück, und setzte es durch, daß die Theilung durch ihn, als durch den, welcher das größte Recht auf sie erworben hatte, geschah. So holte also er alle Schätze — Halsbänder, Armspangen, Ohrringe, Parfümerien 2c., und was ich sonst zum Verkaufe an die Nomaden für geeignet gehalten hatte — hervor, und vertheilte sie. Dreiviertel der Dinge waren den Barbaren vollkommen unbekannt, und Seifenstückchen führten sie zum Munde, als seien es Eßwaaren. Es war ein Schauspiel, das sich dem Gedächtniß unauslöschlich einprägt: Diese Barbaren, die in der einen Hand den Dolch und in der anderen den Rosenkranz hielten, und die Allah für die Reichthümer priesen, die er ihnen sandte, indem sie mich beraubten. Den Pro-

visionskorb hatte ich wohlweislich mit nichts füllen lassen, als mit Brot, Früchten und Wasser, damit ihr Inhalt meinen muselmännischen Charakter nicht etwa in Frage stellte. Nur eine Sardinenbüchse hatte sich aus Versehen mit eingeschlichen. Auf Befragen erklärte ich aber, daß eine sehr wirkungsvolle Medicin darin enthalten sei. Deshalb galt sie auch für eine der größten Kostbarkeiten, die ich herbeigebracht hätte, und als solche fiel sie dem Vertheiler, Ibrahim, anheim. Die Weiber, die den Zug begleitet hatten, erhielten, was übrig blieb: Schachteln, Cartons, Flaschen &c.

Endlich wurde der Rückweg nach dem Lager angetreten. Ibrahim befand sich, im Gespräch mit ein paar anderen, ziemlich weit entfernt von mir, und ich sah mich zuletzt nur noch von vier oder fünf jüngeren Leuten umgeben. Gerade die jungen Mauren aber hatten Tags vorher auf das entschiedenste meinen Tod verlangt. Ich vernahm, wie sie jetzt mit einander rathschlagten. Endlich waren sie mit einander einig. Sie stürzten sich auf mich, verbanden mir den Mund, und gruben mit ihren Dolchen und mit den Brettern von meiner Kiste ein Loch in den Sand. Dann stellten sie mich aufrecht in dasselbe hinein, und schütteten es wieder zu, bis ich bis an die Schultern im Sande begraben war. Da das Tuch vor Mund und Nase mir das Athmen beinahe unmöglich machte, so glaubte ich mein Ende nahe. Aber meine Peiniger wollten mich so rasch nicht sterben lassen, sie lösten das Tuch und ließen mich wieder athmen, und gleichzeitig hatten sie einen Napf mit



Lagerleben der maurischen Wüstenstämme.

Wasser vor mein Grab gestellt, von dem sie sicher waren, daß ich ihn niemals aus eigener Kraft erreichen konnte — nur um mich dadurch noch mehr zu quälen. Nicht sobald fühlte ich etwas von meiner Kraft zurückkehren, da stieß ich einen lauten Schrei aus, und auf ihn eilten die anderen herbei. Ich konnte nun die jungen Mauren mit meinem Fluche bedrohen, Ibrahim an die Pflichten der Gastfreundschaft mahnen, und — obzwar durch den Druck des Sandes von Erstickungsanfällen bedroht — das Sterbegebet aus dem Koran hersprechen. Das letztere war meine Rettung. Man rief bestürzt: „Unheil über unser Haupt! Das kann kein Christ sein!“ Man grub mich aus, man ließ mich wieder aus meinem Grabe heraussteigen, man hob mich, nachdem man mir die Arme entfesselt hatte, wieder auf das Kameel, und wir gewannen das Lager.

Nahe den Zelten begegneten wir zwei weißen Kameelen, auf denen zwei verschleierte Mauren in vornehmer Tracht saßen, die keine Waffen trugen, sondern nur den Rosenkranz durch die Finger gleiten ließen. Meine Begleiter liefen auf den jüngeren von ihnen zu und küßten sein Kleid. Kaum war ich im Zelte angekommen, da traten auch die beiden Fremden herein, und der jüngere von ihnen streckte mir seine Hand entgegen und wünschte mir den Frieden Allah's. Dann betrachtete er mich einige Minuten schweigend, und indem er wieder anfing zu sprechen, schlug er zugleich auch seinen Schleier zurück, so daß ich sein Gesicht sehen konnte — ein stark gebräuntes Gesicht mit schönen, regelmäßigen Zügen und sanften, melancholischen Augen. Sein Begleiter nannte ihn Sidi-Achmed-el-Bakkai, woraus ich erkannte, daß ich es mit dem Sohne eines Groß-Scherifs zu thun

hatte. „Bist du ein Gläubiger?" fragte er mich, und als ich die Frage bejahte, hieß er mich bekennen, daß Allah der Größte und Höchste, und Mohammed sein Prophet sei. Dann ertönte aus seinem Munde wiederholtes: „Allah sei gelobt. Darum hat er dich die schwere Prüfung bestehen lassen und dein Leben bewahrt. Du wirst auch deinen Vater, deine Mutter, deine Brüder und dein Weib wiedersehen." Und als die Mauren in das Zelt traten und sich ehrfurchtsvoll hinter ihm aufstellten, da wandte er sich zu ihnen und sprach: „Meine Brüder, für mich ist dieser



Lager des Scheikh Mel-Aynin.

Mann ein Gläubiger, und ihr habt Unrecht gethan, ihn zu fesseln und zu berauben. Aber Allah ist barmherzig. Mißhandelt ihn nicht weiter." Dann verschleierte er sich wieder, bestieg sein Kameel, segnete die Umstehenden und ritt mit seinem Begleiter — der sein „Thaleb" war — davon. Es war mein erster Freund unter den Mauren.



Wüstenbrunnen.

Am anderen Tage erhielt ich den Besuch eines gewissen Sidi Mahmud, der Scherif und Thaleb war, und aus Tafilelt stammte. Dieser galt bei den Mauren für einen großen Weisen, weil er etwas mehr als sie selbst von der Welt gesehen hatte. In das Zelt eintretend, grüßte er mich kaum, dann musterte er mich lange stillschweigend und mit seinem Rosenkranze manipulirend, während sich das Zelt wieder mit Mauren füllte. Endlich brach er das Schweigen und fragte mich: „Wie heißt du?" — „Abd-el-Malek." — „Aus welchem Lande stammst du?" — „Aus Algerien, im Norden der Sahara." — „Was treibst du?" — „Ich bin Kaufmann." — „Aber warum kommst du von der See-

seite?" — „Ich war auf der Rückreise aus dem Sudan, da erlitt ich Schiffbruch. Ich pries Gott, daß er mich an eine Küste geworfen hatte, an der Gläubige wohnten. Aber sie haben mich als Räuber und Mörder behandelt." — Ein allgemeines Murmeln erhob sich. Aber der Scherif fuhr fort: „Ich glaube dir nicht. Ich bin in Mogador gewesen und habe Christen gesehen. Du siehst aus wie sie. Bist du Sbaniol (Spanier)?" — „Nein." — „Inglese (Engländer)?" — „Nein." — „Prussia (Preuße)?" — „Nein." — Damit war der Vorrath an Namen von christlichen Nationen erschöpft, und nach einigem Besinnen fragte er nur noch, ob ich „Canarie" (Von den Kanarischen Inseln) oder „Consul" sei. — Nun bot ich meine Beredtsamkeit und meine Argumente auf, um ihn von meiner Rechtgläubigkeit zu überzeugen. — Mit Sidi Mahmud und den Unterrichteteren schien mir dies auch zu gelingen, und nur die jungen wiederholten immer wieder: „Ein Gläubiger kommt nicht übers Meer." So mußte der Scherif schließlich gestehen, daß er die Frage nicht entscheiden könne, und daß es in der Wüste nur einen Mann gäbe, der Klarheit schaffen könne: den Scheikh Mel-Aynin.

Nach dem Weggange Sidi-Mahmud's war ich allein, und ich begab mich hinaus ins Freie, lagerte mich in den Sand und versank ermüdet in eine Art Halbschlaf. Da fühlte ich mich an meiner Schulter berührt, und ich sah vor mir Eliasise. „Abd-el-Malek, fühlst du Schmerzen?" fragte sie. — „Ja", antwortete ich. „Siehe nur die Eisen an meinen Füßen. Und ich fürchte, daß man mir noch mehr Schlechtes zufügen wird." „Es thut mir leid", fuhr sie fort. „Ich wollte, du wärest einer von den unsrigen." — „Wenn ich nun ein Christ wäre, was würdest du von mir denken?" — „Ich würde dich bedauern, weil dich meine Brüder dann tödten würden. Ich würde dir aber zur Flucht helfen. Ich würde ein Feuer an der Küste anzünden und eines von den Zelten der Christen, die auf dem Meere schwimmen, herbei rufen, damit es dich aufnähme." Diese kindliche Rede und Hingebung rührte mich auf das tiefste. Ich dankte ihr, mußte aber doch bei meiner Versicherung bleiben, daß ich ein Gläubiger sei, und konnte sie nur bitten, ihren Brüdern diese Ueberzeugung auch beizubringen. Dann wurde sie bei ihrem Namen gerufen, und wie eine Gazelle war sie verschwunden.

Am anderen Tage traten wir die Reise zu dem Scheikh Mel-Aynin an — Ibrahim, ein paar andere und ich. Wir passirten mehrere Zeltlager, in denen Groß und Klein herbei lief, um den „Christen" zu sehen. In dem Lager, in welchem wir am Abend Rast machten, war die Haltung der Leute eine mir entschieden feindselige. Nach dem öffentlichen Gebete, an dem ich wieder lebhaften Antheil nahm, reichte mir aber eine alte Maurenfrau freundlich eine Schale mit Milch, indem sie versicherte, daß sie nicht glaube, daß ich ein Christ sei, weil ich so gut zu Allah gebetet habe.

Am Abend des vierten Tages erreichten wir das Lager des Scheikh und Groß-Scherif Mel-Aynin — desselben Mel-Aynin, der ein Jahr vorher seine Sendlinge ausgeschickt hatte, damit sie die beiden spanischen Reisenden Quiroga und Cervera, die durch das Adrar gingen, ermorden sollten. Meine Begleiter hatten mir von ihm versichert, daß er sehr reich, sehr fromm und sehr heilig sei, daß er vier legitime Frauen habe (während die Mauren sonst monogamisch leben), und daß er Wunder thun könne — ohne freilich von den letzteren mit eigenen Augen etwas gesehen zu haben.



Maurische Tänzerin.

Das Lager Mel-Aynin's bestand aus einer großen Zahl eng zusammengedrängter Zelte, in deren Mitte sich ein viel stattlicheres erhob, das durch seine kuppelförmige Gestalt, sowie durch seine weiße Farbe schon von fern seinen europäischen Ursprung verrieth. Es herrschte zwischen den Zelten ein buntes Leben, und eine Menge von Kriegern drängte sich vor dem Zelte, in welchem der Scheikh Audienz gab. Meine Ankunft war ein Weltereigniß, und jedermann wollte das wunderbare Wesen sehen, das „von dem Meere" hergekommen war. Alle Typen der westlichen Sahara waren vertreten: die Uled-Delim mit ihren wilden Gesichtszügen und ihrem langen auf die Schultern herabhängenden Hauptghaar; die Regibat, durch ihre stolze, aristokratische Haltung ihre scherifische Abstammung bekundend; die Larussiin, durch ihre vorstehenden Kieferknochen die Mischung mit Negerblut verrathend; die Wad-Nuni; die Filali 2c. Ihren Fanatismus mir gegenüber legten viele an den Tag, und wiederholt bedurfte es aller Energie meiner Begleiter, damit sie sich nicht meiner bemächtigten. Der Scheikh vertheilte gerade Reliquien und wunderthätige Heilmittel an die Nomaden, und diese erwiesen ihm jede denkbare Verehrung. Er saß auf einem schönen marokkanischen Teppich, und durch seinen Schleier hindurch sah man eigentlich nichts von ihm als seine funkelnden Augen. Von Zeit zu Zeit fielen diese letzteren auch auf mich, den man vor den Zelteingang postirt, und endlich gebot er, mich näher zu bringen. Ich küßte ihm, gleichwie es die Nomaden gethan hatten, die ausgestreckte Hand, und er that einige kurze, aber wohlwollende Fragen an mich. Den Namen Algerien kannte er. Seine Frage, ob ich die „Fatiha" kenne, bejahte ich, und auf sein Verlangen sagte ich sie her. Ebenso schrieb ich meinen vorgeblichen Namen auf seinen Wunsch mit arabischer Schrift in den Sand, dabei betonend, daß ich kein Schrift-

gelehrter oder Thaleb sei, sondern das Schreiben nur so weit verstehe, als es mein Beruf nöthig mache. — Als ich alle seine Fragen zu seiner Zufriedenheit beantwortet hatte, wandte er sich mit lauter Stimme an die Versammelten und sagte: „Meine Brüder, Ruhm sei Allah! Dieser Mann ist in Wahrheit ein Gläubiger. Nehmt ihm seine Fesseln ab, gebt ihm zurück, was Ihr ihm genommen habt, und behandelt ihn in Eurem Stamme als Euren Bruder." Das war sein Urtheil.

Alsbald machten wir uns auf, um die Rückreise anzutreten. Meine Begleiter schienen von dem Ergebnisse freilich nur halb befriedigt, das erkannte ich daraus, das sie mir die Fesseln nicht sofort abnahmen, wie der Groß-Scherif befohlen hatte. Ihre Ueberzeugung war in Wirklichkeit doch nicht gewonnen, sie behielten noch immer das Mißtrauen, daß ich ein Christ sei, aber am unangenehmsten war es ihnen offenbar, daß sie mir zurückerstatten sollten, was sie mir geraubt hatten.

In ihrer Verlegenheit kamen sie auf den Gedanken, von dem Groß-Scherif Mel-Aynin noch an eine andere Instanz zu appelliren: an einen Hadj Ibrahim aus Tafilelt, der ob seiner Pilgerfahrten weithin berühmt war. Um zu ihm zu gelangen, bedurfte es nur eines eintägigen Umweges. Wir fanden einen schlichten, gutmüthigen Alten, der in eigener Person seine Schafe hütete, und der den Vortrag meiner Angelegenheit lächelnd anhörte, und dann sagte: „Das ist ein Türke! Nicht wahr, du bist ein Türke?" Ich antwortete selbstredend gern mit Ja! Ich sei aus Algerien, und also natürlich ein Türke. „Er konnte nichts anderes sein als ein Türke, er ist ein guter Muselmann! Die Türken in Alexandrien sehen genau aus wie er", bekräftigte der Heilige, und meine skeptischen Begleiter mußten sich schließlich auch ihm gegenüber bescheiden. Wir kamen in das Lager zurück, es wurde eine Versammlung berufen, ich wurde feierlich zum „Bruder" erklärt, die Ketten wurden mir abgenommen, ich bekam ein paar Felle und ein paar blaue Baumwollenfetzen zur Bekleidung, wie die andere Jugend sie trug, und obendrein auch noch eine Flinte und einen Dolch, ganz wie ein Krieger der Uled-Delim. Von all den Gegenständen, die man mir genommen hatte, gelang es mir freilich nur einen zurück zu erhalten: meine Boussole, die mir zur Festlegung meiner Kreuz- und Querzüge in der Wüste von höchstem Werthe war.

Zwei Tage später brach unser Lager gegen Südosten auf, um mit Ennadjem, dem Schwiegervater Ibrahim's, zusammenzustoßen. Dabei gab es reiche Gelegenheit, sich in das tägliche Leben und in die Sitten der Nomaden einzuweihen. Das erste ist natürlich an jedem Tage das Gebet, das eine Stunde vor Sonnenaufgang durch Weckrufe seitens der Familienhäupter — nöthigenfalls auch durch Scheltworte und Schläge — vorbereitet wird. Dann werden die Kameele mit dem Gepäck und den Zelten beladen, während die Schafe und Ziegen voraus getrieben werden, um einen Vorsprung zu gewinnen. Dann werden die Palankine der Frauen — große Körbe mit Lederboden — an den Kameelen befestigt, und endlich setzt sich der Zug in Bewegung. Anfangs geht es in geschlossener Reihe rüstig vorwärts, allmählich beginnen die Thiere sich aber niederzubeugen und nach den Pflanzen zu haschen, die am Wege wachsen, und schließlich löst sich der Zug auf, und es geht langsam vorwärts, indem die Thiere nebenbei zugleich weiden.

An einem Lagerplatze angekommen, richten die Frauen die Zelte auf, die Sklaven schleppen dürres Gestrüpp zum Feuermachen herbei, die Kinder schlagen Funken mit dem Steine, und die Männer lassen die Kameele niederknieen und sorgen für die Heerden. Dann lagert sich Alles um die Feuer, eine Stunde nach dem Abendgebete werden die Kameele gemolken, und die Milch wird von der Frau des Zeltherrn unter die Familienglieder vertheilt. Unter den Kindern giebt es dabei nicht selten Zank und Streit. Da man die Milch gern warm trinkt, die Holznäpfe sich aber nicht an das Feuer setzen lassen, so macht man vielfach Kieselsteine glühend heiß und wirft sie dann hinein. Dann streckt sich die Familie dicht zusammengedrängt — um die nächtliche Kälte besser zu überwinden — auf die Matte, ein langer Teppich wird über die ganze Gesellschaft hinweg gebreitet, und alle schlafen. Die Sklaven lagern sich, in ihre Kleider gehüllt, inmitten der Heerden.

Am folgenden Tage wiederholen sich diese Bilder genau in derselben Reihenfolge.

Interessant ist es, die Jugenderziehung der Nomaden zu beobachten. Man ist erstaunt, Kinder in den Zelten an den ernstesten Gesprächen theilnehmen zu sehen. Die Kenntniß der arabischen Schrift ist ganz allgemein verbreitet, und der Unterricht steht in hohen Ehren. Natürlich handelt es sich vorwiegend um das Studium und die Interpretation des Koran. Die vielfache Uebung in theologischen Gesprächen macht die Leute aber zu wirklichen Rednern. Es giebt übrigens gewisse Stämme, die aus dem Jugendunterrichte einen Beruf machen, so vor allem die Filahi. Wenn einer von diesen „Tolbas" (Schriftgelehrten) im Lager erscheint, so sammelt sich abends, sobald die Zelte aufgeschlagen sind, die Jugend beiderlei Geschlechts mit großem Eifer um denselben herum, um mit Holzkohle auf Brettchen Buchstaben zu malen und Koranverse zu lernen. So lange der Thaleb nicht da ist, lehren die Aelteren die Jüngeren.

Es nahm etwa 14 Tage in Anspruch, bis wir zu Ennadjem kamen. Derselbe war sehr reich, besaß 50 Dromedare, 500 bis 600 Schafe und Ziegen und drei Sklaven. Er empfing uns gut, und freute sich sehr, seine vier Enkel zu sehen, gegen mich aber konnte er das Mißtrauen des alten Fanatikers lange nicht überwinden. Als dies aber durch meine Diplomatie einmal geschehen war, erwies er mir doppelte Freundlichkeit.

Während wir uns auf der ganzen vierzehntägigen Reise von der Küste bis nach dem Lager Ennadjem's ausschließlich von Kameelmilch und Gerstenbrei genährt hatten, bekamen wir hier auch wieder Fleisch zu essen; denn um unsere Ankunft zu feiern, schlachtete Ennadjem drei Hammel. Obwohl ohne Salz und ohne Würze und in sehr barbarischer Weise servirt, mundete die lange entbehrte Kost vorzüglich. Die Knochen, welche Mark enthielten, wurden in galanter Weise den Frauen dargeboten.

Auf dem Marsche gegen Norden, der nun erfolgte, herrschte großer Wassermangel, und nur alle zehn Tage stießen wir auf einen Brunnen. Diese Brunnen sind in Wirklichkeit zumeist bloße Cisternen, die von den Mauren an geeigneten Orten gegraben werden, und in denen sich das Regenwasser sammelt. Man schöpft das letztere mit Hülfe von ledernen Eimern, und benutzt es außer zum Tränken der Kameele in der Regel auch zum Vornehmen einer wirklichen Waschung.

In der Gegend von Semur erfolgte die Niederkunft einer Frau, der Marsch wurde dadurch aber ebenso wenig aufgehalten als durch das Werfen der Kameele oder der Ziegen. Am Abend, als die Zelte aufgeschlagen waren, wurden zur Feier des Ereignisses nur ein paar Flintenschüsse abgefeuert, und der Vater hatte die Glückwünsche der Stammesgenossen entgegenzunehmen. Die Mutter bestreicht ihr Gesicht nach der Niederkunft mit einem Knaben immer über und über mit dem Safte der Henna-Wurzel, wie es scheint, aus hygienischen Gründen. Bei der Geburt eines Mädchens thut sie es nur mit der Hälfte des Gesichts. Aehnliches geschieht bei Mädchen und Frauen übrigens auch allmonatlich.

Das Hauptspiel, mit dem sich die jungen Leute belustigen, besteht darin, daß sie einen von sich in die Mitte nehmen, und ihn durch Zurufe und Schläge aufreizen, bis es ihm durch Luftsprünge und Ausfälle gelingt, einem anderen eine Niederlage beizubringen, und dieser an seine Stelle treten muß. Es wird dabei ein hohes Maß von Gewandtheit sowie auch von Wildheit entfaltet.

Von Sennur ging der Marsch wieder nordwestlich, gegen das Kap Bojador hin — durch eine traurige, unfruchtbare Stein- und Sandwüste, die die Nomaden „Nagg" nennen. Kameele, Schafe und Ziegen wurden vorher doppelt reichlich getränkt, damit sie die nun folgenden Entbehrungen leichter ertrügen. Ich selbst gerieth von der Hitze der Gegend schon nach Ablauf des ersten Tages in einen eigenthümlichen Hallucinationszustand, der auch den Eingeborenen wohlbekannt ist, und der von ihnen „ralg" genannt wird. Man mußte mich gewaltsam aus demselben wecken, und man sagte mir, daß er zum Irrsinn führen könne. Die Thiere litten Unsägliches, und es bedurfte großer Anstrengungen, um sie vorwärts zu bringen. Die ausdörrende Wirkung, welche der Ostwind und der von demselben emporgehobene feine Sand auf Zunge und Gaumen ausübt, macht es einem auch begreiflich, warum die Mauren die untere Hälfte ihres Gesichtes verhüllt tragen.

Endlich erreichten wir die fruchtbaren Steppen in der Nähe des Kap Bojador, die „kddâ", wie die Mauren sie nennen —, und dort nahmen wir einen mehrtägigen Aufenthalt. Dort war ich Zeuge von einer maurischen Hochzeitsfeier.

Wie bei allen Mohammedanern, so besteht auch bei diesen Wüstenstämmen der Brauch, daß der Bräutigam seine Braut zu kaufen hat. Die letztere gilt fünf, sieben, zehn oder zwölf Kameele, je nach den Verhältnissen. Dabei ist aber zu beachten, daß das Wort Kameel nur im fictiven Sinne zu nehmen ist, und daß der wirkliche Betrag ebenso oft in Kleinvieh oder in Douros bezahlt wird. Zur Feier des Tages, an dem die Vermählung des jungen Paares stattfindet, gehört vor allen Dingen der Tanz einer Bajadere, die in dem gegebenen Falle ein etwa vierzehnjähriges Mädchen von graziösem Körperbau und mit schmachtenden Augen war, und deren leidenschaftliche Bewegungen von dem Klange einer Schalmei und eines Tambourin begleitet wurden (S. Abbildung 5). Im übrigen wurden Flinten abgeschossen, Glückwünsche gewechselt, Koranverse hergebetet, und zu großen Portionen Gerstenbrei, in warme Milch getauchte Datteln verzehrt.

Bericht über eine Reise nach Kwang-si.

Von H. Schroeter.

I. (Fortsetzung.)

Den Ausgang der Stromenge erreichen wir gegen $1\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags und damit wieder das offene, weite Land, nämlich die fruchtbare Schao-king-fu-Ebene, welche sich von Gebirgen umgeben friedlich vor uns ausbreitet. Sie ist reich an Pagoden jeglichen Genres, und mehr als ein Dutzend derselben umgiebt die Stadt.

Bald nachdem wir die Berge verlassen, springe ich mit Afook und Tsuenschen, einem meiner Cassia-Freunde, am linken Ufer ans Land, gebe meinem Käpitän Ordre, uns bei Schao-king-fu zu erwarten und mache mich nach den Marmorfelsen auf, welche ich nach $2\frac{1}{2}$ Stunden langem, sehr anstrengendem Marsch durch Reis- und Gemüsefelder — an Fischteichen und unzähligen Gänseheerden, durch welche jene Gegend besonders berühmt ist, vorbei — erreiche.

Diese in Canton dem Namen nach sehr wohl bekannten, aber nur von wenigen Fremden besuchten Felsen sind die letzten Ausläufer eines von Osten nach Westen sich hinziehenden, von der Ting-u-schan-Höhenkette herkommenden, steinigen Gebirges. Die „sieben Sternberge", wie die wörtliche Uebersetzung ihres chinesischen Namens heißt, bestehen aus sieben theilweise fast senkrecht aus der flachen Ebene aufsteigenden, in einem Halbkreise zusammenliegenden, wild zerklüfteten Marmorfelsen von 130 bis 160 Fuß Höhe und machen so, einsam in der Ebene stehend, einen gar seltsamen Eindruck.

Ihr dunkles Gestein ist hie und da von Bäumchen oder Strauchwerk bewachsen, und an den steilen Wänden wie Schwalbennester klebend, sind mehrere kleine Tempel angebracht, deren höchstgelegenen ich erklettere. Nach sehr anstrengendem Steigen, die künstlich gehauenen Stufen hinauf, und an massiven, eisernen, von frommen Pilgern an den Wänden befestigten Ketten mich hinaufziehend, erreiche ich schweißtriefend die Spitze, um mich an einer prachtvollen Aussicht in das schöne Land zu laben. Ein freundlicher alter Priester reicht mir einige Schalen erfrischenden Thees, und nachdem ich auf an der Wand angebrachten, mit religiösen Inschriften bedeckten Schiefertafeln mich und meine Begleiter neben verschiedenen wohlbekannten Touristen verewigt habe, klettere ich auf allen Vieren wieder den Fels hinunter, um die berühmte Höhle zu besuchen.

Dieser Marmorfels schließt nämlich eine wildzerklüftete, bis zu 60 Fuß über den Erdboden aufsteigende, zu einem chinesischen Tempel umgestaltete Grotte ein, welche in solcher Weise hat ausgebaut werden können, daß z. B. die verschiedenen Buddhas und sonstigen Heiligen direct in die marmorne Wand, oder in die aus dem Boden wachsenden röthlichen Felsriffe gehauen sind. Die einzelnen Felsenkammern sind nur matt durch hie und da einfallendes Licht erleuchtet, welches der ganzen Scene ein romantisches Gepräge giebt. Ueberall an den Wänden hängen prächtig geformte, im Fackellicht meiner Führer magisch erglänzende Tropfsteingebilde, und ganz aus denselben bestehend, zieht sich eine allmählich sich verengernde Höhle in den dem Gebirge zu aufschwellenden Erdboden hinein, in eine Entfernung von etwa 300 Fuß, geräumig genug, sie ungefährdet passiren zu können. Ich war leider nicht im Stande, mehr als etwa die Hälfte der Höhle zu besuchen, da von den Regengüssen des Sommers nachgebliebene Wasserpfuhle mir ein weiteres Vordringen unmöglich machten. Ich bemerkte jedoch einige seltsame Tropfsteinformationen, bei deren erstem Anblick man wirklich im Unklaren ist, ob die prächtigen Hautreliefgebilde antidiluvianische Riesenmenschen, Ichthyosauren und dergleichen Ueberbleisel einer untergegangenen Welt, oder Wunderbauten der Natur sind.

Es ist sehr zu bedauern, daß weder der an ihnen vorbeifahrende Colquhoun diese Felsen besucht, noch daß ein

Jünger der Geologie dieselben bis heute sachgemäß untersucht hat.

Das nahegelegene Schao-king-fu erreiche ich spät am Abend, und nach entsetzlichem Irrmarsche durch die Straßen der in der späten Stunde wie ausgestorbenen Stadt finde ich erst gegen 9 Uhr meinen „Pinguin“ glücklich wieder, welcher neben einer Reihe von auf das Land gezogenen, und wie weiland in der Phäakenstadt ganze Gassen bildenden Fahrzeuge ruhig vor Anker liegt.

Schao-king-fu war ehemals die Hauptstadt von Kwangtung, welchen Rang es Canton hat abtreten müssen, seit letzterer Platz durch seinen Handel mit den Barbaren und durch die im Laufe der Zeit immer lästiger werdenden Fremden die besondere Aufmerksamkeit der Beamten auf sich lenkte. Der Gouverneur von Kwangtung, dem in seiner Eigenschaft als Vicekönig von Kwangtung und Kwangsi das der letzteren Provinz näher liegende Schao-king-fu viel bequemer als Residenz sein mußte, war daher gezwungen, Canton zu derselben zu erheben. Seit jener Zeit hat Schao-king-fu seine ehemalige Bedeutung verloren, zumal zwei am Ein- und Ausgange des Hafens inzwischen errichtete Likinstationen nicht gerade dazu beigetragen haben, Handel und Gewerbe der Stadt zu heben.

Die für von Westen herkommenden Güter bestimmte Station Won-kong-tscheong passire ich früh Morgens am 12. September, an welchem Tage meine Coolies mich durch das Sam-neong-hap bis nach Luk-pu schleppten.

Mehrere große Pfandhäuser bezeugen, daß dieser Platz einigen Reichthum besitzt, für den europäischen Handel hat er aber nur wenig Interesse, obgleich er einigen Canton-Kaufleuten gut genug durch eine abscheuliche Cassia bekannt ist. Hinter der theilweise auf hohen Pfählen am Ufer erbauten Stadt streckt sich eine reizende Hügelkette in das Land hinein, vom Flusse aus gesehen an das rheinische Siebengebirge erinnernd. Hier übernachtete ich.

Am Mittag des 13. September erreiche ich den kleinen Flecken Yuet-sching, welcher durch einen sehr schönen Tempel berühmt ist. Derselbe ist der Mutter des Drachen geweiht und wenn er auch, was Schönheit oder Reichthum der Ausstattung anlangt, vor ähnlichen Gebäuden Cantons nichts voraus hat, so gewährt er doch ein besonderes Interesse durch eine an den Ort sich knüpfende Legende. Sein Hauptanziehungspunkt besteht nämlich — in der ersten Etage des inneren Pavillon gelegen — aus einem durch Holzgitter nur schwach gegen den Andrang des Publicums geschützten Boudoir. Dasselbe ist mit einem reich ausgestatteten Frauenbett geschmückt und gefüllt mit etwa 20 Exemplaren der verschiedensten Bestandtheile einer vornehmen chinesischen Damentoilette, von reichgestickten Beinkleidern und weiten, eleganten Seiden- und Pelzjacken, bis auf winzige Schühchen und kostbarsten Haarputz — auch mit wohlbesetzten Frisirtischen, Spiegelchen und Wasserpfeifen. In diesem Gemach hält sich einmal im Jahre, am 8. Tage des 5. Mondes, die Mutter des Drachen auf, freilich unsichtbar der Mehrzahl der Menschen, aber von einigen besonders gläubigen Andächtigen zeitweise deutlich gesehen. Ueber den Dächern des Städtchens und den benachbarten Fluren schwebend, gießt sie im Auftrage der himmlischen Mächte Glück und Segen auf die von nah und fern an jenem Tage hier zusammenströmenden Landeskinder aus, macht Lahme und Kranke gesund und bescheert namentlich andächtig betenden Frauen bisher versagt gewesenen Kindersegen.

An diesem Tempel fährt keine Dschunke, kein Passagier- oder Postboot vorbei, ohne daß sämmtliche Insassen, vom höchsten den Fluß gerade bereisenden Mandarinen bis zum Schiffsjungen des Hortau zum Tempel wandern. Auch meine Begleiter besuchen in verschiedenen Abtheilungen die geräumigen, auf ebener Erde gelegenen Opferstätten, um zwischen brennende Kerzen eines der Altäre ein gekochtes Huhn, etwas Schweinefleisch, Reis, Fisch, Gemüse und Salz zu stellen. Sie befeuchten sich die Hände mit Samschu, besprengen mit demselben, Gebete murmelnd, auch den Erdboden, und letzteren mit der Stirn nach neunfachem Beugen des Oberkörpers ebenso oft berührend, verrichten sie den üblichen „Koutou“ vor den Heiligenbildern. Hätte mich der Lärm der während dieses Aktes von den Priestern geschlagenen Trommeln und Zimbeln nicht nervös gemacht, wer weiß, ich wäre vielleicht selbst andächtig mit in die Knie gesunken, wie dies dem strenggläubigsten Protestanten ja auch in einer katholischen Kirche soll zustoßen können. Das gleichgültige Grinsen der stupiden Bonzengesichter störte mich aber nicht minder in meiner Andacht, und ich folgte daher dem freundlichen Abt, der mir die Sehenswürdigkeiten des Tempels — unter anderen auch das im Klostergarten gelegene Grab der Drachenmutter, einen ganz unscheinbaren kleinen Steinhügel — zeigte. Diese mythologische Gestalt war in grauer Vorzeit eine in der ganzen Nachbarschaft wegen ihrer hohen Weisheit und Tugend berühmte Jungfrau, welche ihre bejahrten Eltern bis zu deren Tode mit rührender Liebe gepflegt hatte, um dann selbst in ungewöhnlich hohem Alter unvermählt zu sterben und von ihren Nachbarn in jenem Grabe beigesetzt zu werden. Einige Zeit nach ihrem Tode erschienen nun fünf wohlgekleidete, von Niemandem gekannte Jünglinge von wunderbarer, überirdischer Schönheit, welche an dem Grabe andächtig beteten, wie die Chinesen es nur bei demjenigen ihrer Mutter zu thun pflegen. Als aber das neugierige Volk zusammenströmte, verwandelten sich die jungen Männer urplötzlich in Schlangen oder Drachen, welche zischend in dem Erdboden an einer noch heute dem frommen Wallfahrer gezeigten Stelle verschwanden. Zum Andenken an dieses Wunder wurde der Tempel erbaut, und so entwickelte sich allmählich die Drachensage, auf welche ich noch einmal ausführlicher zurückzukommen Gelegenheit haben werde.

Auch das Fremdenbuch ließ ich mir vorlegen, in welches bemittelte Chinesen, besonders Mandarine, für die Erhaltung des Tempels gespendete kleine Summen zusammen mit ihrem Namen zu verzeichnen pflegen. Nachdem ich meinen Obolus entrichtet, und mit deutschen Buchstaben meinen Namen zwischen die chinesischen Charaktere all' der hohen Würdenträger eingeschrieben habe, nehme ich von dem wohlwollend lächelnden und beim Fortgehen mich mit dem blühenden Zweige eines im Kloster wachsenden Akazienbaumes beschenkenden alten Herrn Abschied. Als auch die Chinesen ihr „Joßpidjin“ beendigt, und ihre für ein leckeres Mahl bestimmten Gerichte auf das Hortau zurückgetragen haben, begeben wir uns wieder auf die große Heerstraße.

Ehe ich jedoch mit meiner Erzählung fortfahre, kann ich mir nicht versagen, einen kleinen Scherz zu berichten.

In jenes Fremdenbuch trug nämlich auf mein Geheiß Afook, der Vielgenannte, meinen Namen auch mit chinesischen Charakteren neben meinen deutschen Buchstaben ein. Ich muß gestehen, ich hätte damals gern gewußt, welchen Titel mein Schildträger seinem Herrn gegeben hatte. Als contractlich verpflichteten Federführer der Firma S. & Co. konnte mich der Biedere doch unmöglich zwischen alle die Männer der chinesischen Wissenschaft und die hohen Beamten einzeichnen. Ich traute zwar meinem Dolmetsch Findigkeit genug zu, den richtigen Ausdruck zu treffen, war aber doch sehr erstaunt, als der große Sinologe Felix Soachs bei meiner Rückkehr nach Canton die in Abschrift heimgetragenen Charaktere wörtlich mit: „Großer Schriftgelehrter und Handelsherr des Abendlandes“ übersetzte.

Ich hoffe, daß meine hohen Vorgesetzten so wenig, wie mein alter Schuldirektor das ambrosische Haupt schütteln werden, wenn sie erfahren, daß nach Füllung jenes Buches die in dasselbe eingetragenen Namen und Titel auf an den Wänden des Klosters angebrachten Steintafeln eingemeißelt und so der Nachwelt aufbewahrt werden.

Durch etwas einförmig gewordene Hügelketten uns am linken Ufer entlang windend, steuern wir gegen Abend einem in den Fluß hineinragenden, merkwürdigen Gebilde zu, bei dessen Anblick man unwillkürlich an die Ruine eines mittelalterlichen Ritterschlosses denken muß. Je mehr man sich aber derselben nähert, desto mehr nimmt der wildzerklüftete, 150 Fuß hoch aus der Wasserfläche ragende Marmorfels die Gestalt eines gigantischen Hahnenkammes an, welchen Namen er auch im Volksmunde führt. Der Fels war früher der Schlupfwinkel eines berüchtigten Räubers, und meine Bootsleute erzählten sich eine Reihe Gruselgeschichten, während wir vorbeifuhren. Afook, welcher von Samschu voll jenes Geistes war, der, anstatt die Zunge zu begeistern, sie zu lähmen pflegt, konnte mir dieselben leider nicht verständlich interpretiren!

Dicht bei dem Felsen steht ein zerfallener Wachtthurm, eins der den ganzen Fluß in einer Entfernung von 10 li sich hinaufziehenden Häuschen, welche fast sämmtlich von den Taiping-Rebellen mehr oder weniger zerschlagen worden sind. Sie enthielten früher je eine Schaar Soldaten, welche, wenn Handelsdschunken von Piraten angegriffen wurden, in kleinen Booten den ersteren zu Hülfe eilten, und durch eine weithin tönende Glocke die übrigen auf den hohen Abhängen der Ufer gebauten Stationen, sowie die benachbarten Fahrzeuge, auf die Gefahr aufmersam machten, um gemeinschaftlich auf die Räuber jagen zu können. An Stelle dieser Häuschen liegen jetzt, in vielen Fällen unweit der alten Ruine, kleine scharfbewaffnete Polizeiboote, in deren Nachbarschaft die Handelsfahrzeuge während der Nacht festmachen, was auch ich mehrfach zu thun genöthigt war.

Am 14. September gelangte ich bis zur Stadt Tackhing, einem ziemlich umfangreichen und, wie die Stadtmauern besagen, einen Tscheh-schien, d. h. Kreisrichter, beherbergenden Platz, der aber einen grausig öden und todten Eindruck macht. Der Bruderkrieg muß hier schrecklich gehaust haben. Die halbe Stadt, selbst die Yamens und Tempel, liegen noch in Trümmern, und auf den Festungswällen jagen sich in hohem, wildwachsendem Gras erbärmliche kleine Ponies, den Militär-Mandarinen gehörend, mit verwahrlosten Rangen; aus dem zerbröckelnden Gestein der Stadtmauer hängen in großen Gebüschen Wawa- und andere Stauden herab, ganze Straßen sind unbewohnt, und nur erbärmliche Hökerläden repräsentiren den Geschäftstheil des halbausgestorbenen Platzes. So ungefähr, denke ich, müssen manche deutsche Landstädte nach dem dreißigjährigen Kriege ausgesehen haben! Tackhing ist übrigens hübsch gelegen, und die Aussicht vom Boot aus auf die gegenüberliegenden Berge ist im Strahl der untergehenden Sonne geradezu entzückend.

Am Morgen des 15. September haben meine Leute eine schwere Arbeit beim Umschiffen eines weit in den Fluß vorspringenden Ausläufers des uns noch immer auf beiden Ufern folgenden Gebirges zu bestehen. Bald 150 Fuß hoch über der Wasserfläche von den Fels-Abhängen herab, bald in der grellen Sonne ununterbrochen am flachen Ufer entlang das schwere, aus Bambus geflochtene Schleppseil ziehend, bald kleine in den Fluß mündende Bäche und Kanäle durchwatend, ja zeitweise durchschwimmend, häufig tief im weichen Boden versinkend, flößt dem Europäer das unermüdliche Fortstürmen der halbnackten, braunen Kerle wirklich Respect ein. Von des Morgens früh 4 oder 5 Uhr bis nach Sonnenuntergang dauert die Tagesarbeit. Während der ganzen Reise, in den heißesten fünf Wochen, welche das vergangene Jahr Canton beschieden hatte, wurde nur ein einziges Mal einer meiner Coolies, von der Tag auf Tag aus wolkenlosem Himmel auf uns herabstrahlenden Sonne getroffen, so schwach, daß er sich für einige Zeit der schweren Arbeit fernhalten mußte. Wir erreichten Tusching, ein richtiges Kuhbauerndorf, welches sich aber einiges Handels erfreut. An seinem Eingange ist eine große, schwimmende Likinstation für die den Fluß passirenden Waaren erbaut. Es war bereits nach Sonnenuntergang, als wir im Schutze derselben vor Anker gingen. Da wir nur noch zwei Tage von dem neuerdings so viel genannten Wu-tschou-fu entfernt sind, entschließe ich mich, meinen langsamen „Pinguin" zurückzulassen, und schon gegen 3 Uhr am folgenden Morgen befinde ich mich in Begleitung Afook's und eines meiner Cassia-Freunde in einem für die Fahrt gemietheten, leichten Fischerkahn auf dem Wege nach genannter Handelsstadt, während mein Schiff mir langsam folgt.

Die uns von Canton aus am Ufer folgende, heutzutage bis an die Grenze von Tonkin geführte Telegraphenlinie zur Rechten lassend, wird mein kleines Boot von seinem Besitzer zusammen mit der Frau und einigen halbwüchsigen Kindern, welche wohl alle in dem Boot geboren sind, den Strom hinaufgeschleppt, von der jüngsten Tochter — einem sympathischen, etwa 7 Jahre alten Kinde, dessen sanfter Rehaugen ich mich noch jetzt erinnere — gewissenhaft gesteuert. Die bisher theilweise dicht an das Ufer kommenden, theilweise tief in die Ebene zurücklaufenden Berge zeigen immer reichlicheren Baumwuchs. Hart am Ufer werden mächtige Fichten gefällt, um zu großen Floßen zusammengefügt, sich auf den Weg nach dem Canton-Delta zu machen. In prachtvoller Waldlandschaft passire ich gegen 2,30 Nachmittags die Grenze von Kwangsi, welche von zwei wie Fingerhüte geformten, etwa 9 Fuß hohen, überkalkten Steinhaufen, ohne jegliche Inschriften, mit einigen daneben stehenden Akazien, am rechten Ufer des Flusses näher bezeichnet wird.

Im Westen wird bald auf hohem Ufer die erste Pagode Wu-tschou-fu's sichtbar, wir lassen zwei Inselchen mit darauf gebauten Tempeln zur Linken, und passiren um 4 Uhr nachmittags die erste, auf großen, schweren Kähnen erbaute Likinstation. Wir winden uns durch unzählige, große Holzflöße und Ladungsboote jeglichen Genres, sowie durch große und kleine Dschunken, Passagierfahrzeuge und Sampans hindurch, an der auf ziemlich hohem Ufer erbauten Stadt entlang, und erreichen gegen $4^3/_4$ Uhr die am Eingange des Fuho gelegene zweite Likinstation. Wir verlassen nun das gelbe Gewässer des Westflusses, und nachdem wir noch einige hundert Schritte den krystallklaren Fuho-Fluß, dessen Mündung gleichfalls einen Theil des Hafens ausmacht, hinaufgefahren sind, lohne ich meine Fischerfamilie ab, während einer meiner Begleiter es unternimmt, mein Gepäck in einem Blumenboot, welches mir als Nachtquartier dienen muß, unterzubringen. Ich besteige eine Art „Praja", von dem Schutt der Stadt augenscheinlich im Laufe der Jahre gebildet, und durch ein Gewirr von Straßen wandernd, erreiche ich im Dunkeln die hoch auf einem Bollwerk der Stadtmauer gelegene Telegraphen-Station, um nach Canton zu telegraphiren, und von dem Englisch sprechenden, chinesischen Dirigenten derselben begleitet, von meinem Blumenboot Besitz zu nehmen.

Es war dies eines der in Canton so wohl bekannten Fahrzeuge, welche sich durch eben so große Sauberkeit auszeichnen, wie chinesische Gasthäuser im allgemeinen es durch Unreinlichkeit thun. Für die Zeit, welche ich auf meinen „Pinguin" zu warten hatte, wurde es von mir zur Residenz erhoben, nachdem seine früheren Insassen ausquartiert wor-

den waren, und ehe dies geschah, gab ich in dem am besten mit einem „Café chantant“ zu vergleichenden Boot dem Telegraphen-Director, sowie auch meinen Leuten, ein kleines chinesisches Diner, um mich mit dem aufgeweckten, kaum 20jährigen Jünger Stephan's ausführlich über den Handel der Stadt und Nachbarschaft unterhalten zu können.

Am 17. September erhob ich bereits um 6 Uhr Morgens meine von der harten (nach chinesischer Manier nur von einer Matte belegten) Pritsche wie zerschlagenen Glieder, um, ehe die Sonne es unmöglich machte, einen schon Tags zuvor bei meiner Einfahrt in die Fuho-Mündung mir aufgefallenen, am rechten Ufer genannten Flusses steil emporsteigenden Hügel zu erklettern, wo ich von einem alten, gänzlich zerfallenen Lehm-Fort aus eine wunderschöne Aussicht auf die uns umgebenden Gebirge genoß und eine klare Vogelschau auf das zu meinen Füßen sich ausbreitende Wu-tschou-fu hatte.

Es ist dies bekanntlich eine der wichtigsten Handels-Städte unserer Nachbar-Provinz Kwangsi. Sie mag etwa 30 000 Einwohner haben und besteht aus einer umwallten Altstadt, welche sich einen kleinen Hügel hinaufzieht und aus geräumigen Vorstädten, nach der Wasserseite zu. Der gesammte Häuser-Komplex liegt am linken Ufer, in dem vom Fuho und Westfluß gebildeten Winkel, und der im Halbkreis sich um die Vorstädte ziehende Hafen hat alle Anzeichen großer Geschäftigkeit in Gestalt unzähliger aus- und einladender Dschunken. Dasselbe beweisen mir, indem ich den etwa 300 Fuß hohen Hügel hinabklettere und mich nach der Stadt wieder übersetzen lasse, die Straßen derselben, welche auch ohne die Aufmerksamkeit, welche ich in meiner europäischen Kleidung natürlich errege, von wohlgekleideten und von emsig Waaren hin und her transportirenden Chinesen gefüllt ist. Fast der ganze Geschäftstheil liegt in einer langen, gut gehaltenen, mit dem Fuho-Fluß parallel laufenden Straße, welche ich übrigens durchaus nicht mit der „Queen's Road“ Hongkongs vergleichen möchte, obgleich ich ihr in einem schwachen Augenblick diesen Namen in meinem Tagebuche gegeben habe. Sie rühmt sich etwa 15 offener Ladengeschäfte, in welchen europäische Import-Artikel verkauft werden. Diese Etablissements sind kaum von denjenigen Cantons zu unterscheiden. Man findet eigentlich von allen für den chinesischen Konsum in Hongkong importirten Artikeln etwas, wenn auch nur in geringen Quantitäten, vertreten. Ich werde diesen mir unter den Händen mehr, als ich anfangs beabsichtigte, anschwellenden Blättern, den Handel Woo-chow-foos angehend, noch ein besonderes Kapitel anfügen.

Sämmtliche Kaufleute sind übrigens Cantonesen, nicht nur in dieser, sondern in jeder anderen von mir in Kwang-si besuchten Stadt oder Ortschaft. Ich habe überhaupt gefunden, daß alle Handelsbeflissenen in Kwang-si, sei es nun, daß sie mit europäischen oder mit einheimischen Waaren handeln, daß sie einem umfangreichen Geschäft oder einem Hökerladen vorstehen, aus Canton, also so zu sagen aus dem Auslande, stammen. Bei jeglichem Geschäft und allen, wenn auch noch so einfachen, industriellen Unternehmungen, bei welchen Intelligenz erforderlich ist, soll es ebenso schwer sein, mit den Cantonesen zu konkurriren, wie zum Beispiel im westphälischen Korngeschäft mit den Israeliten.

Als ich mit verschiedenen Kaufleuten Wu-tschou-fu's Freundschaft geschlossen und den Tag mit Orientiren über sein Geschäft verbracht hatte, traf gegen Abend auch der von den Likinstationen nach Einhändigung meines vom Canton-Vicekönig ausgestellten Reisepasses ohne Belästigung durchgelassene „Pinguin“ ein. Bald lag ich auf bequemem Rollstuhl, welchen, wie üblich, mein Freund, der „starke August“, in Erwartung eines Glases Feuerwassers und einer Cigarre auf dem Bug meines Schiffes aufgestellt hatte. Bei einer Flasche edlen Rebensaftes und einer kräftigen Manila vergaß ich bald die Strapazen des 12 Stunden langen Wanderns durch die heißen Straßen der Stadt.

Kürzere Mittheilungen.

Der Thian-schan.

In einem Vortrage, den Andreas von Krasnoff am 2. Juni d. J. vor der Berliner Geographischen Gesellschaft hielt, verbreitete sich derselbe namentlich über die gegenwärtige und einstige Vergletscherung sowie über die Vegetationsverhältnisse des Thian-schan. Gegenwärtig liegen vor allen Dingen noch vier kleine Gletscher am Chan-Tengri, dieselben waren aber, wie aus Moräne-Anhäufungen, Rundhöckern und Gletscherschliffen mit Sicherheit zu schließen ist, einst viel ausgedehnter. Aehnliches war auch der Fall bei den anderen großen Gletschergruppen, die das Gebirge enthält — bei der Gruppe in den Quellgebieten des Juyltschek-Flusses und des Jirtasch-Flusses sowie bei derjenigen auf der Höhe des Musart-Passes. Auch am Issikul zieht sich eine alte Endmoräne hin. Die Geschiebe der Moränen sind vielfach durch ein staubartiges Cement, das nichts anderes ist als äolischer Löß, zu einem Konglomerat verkittet. Die Lößablagerungen finden sich auch im Thian-schan vorwiegend an den Ostabhängen, die den trockenen Staubwinden ausgesetzt sind, während die Nordwestwinde Feuchtigkeit herbeibringen. — Die Pflanzenwelt des Gebirges zeigt namentlich sehr interessante Anpassungserscheinungen. Das vergletschert gewesene Gebiet wird von der Waldvegetation streng gemieden. Die Südhänge tragen eine dürftige, steppenhafte Kraut- und Grasvegetation. Im übrigen stimmen 66 Proc. aller gesammelten Arten mit europäischen Arten überein. Es giebt Edelweiß, Gentianen, grüne Grasmatten, Carex-Sümpfe, genau wie in den Alpen; dagegen fehlen vollkommen Torfmoore, und ebenso auch Azaleen und Rhododendrons, offenbar weil sie die starken centralasiatischen Temperaturschwankungen nicht zu ertragen vermögen. Europäische Baumformen finden sich nur in geschützten Thälern.

Die Hauptbevölkerung des Thian-schan bilden die Kara-Kirgisen, die bis zum Mai in den Vorbergen hausen, dann aber mit ihren Heerden hinauf ziehen auf die Matten des Hochgebirges, wo sie bis Anfang August verbleiben. In den Thälern wird etwas Weizen von ihnen gebaut. Am Issikul giebt es acht Dörfer und eine Stadt, die von kleinrussischen Bauern, Kosaken und Tataren bewohnt sind, die aber eher im Begriffe stehen, vollkommen tatarisirt als russificirt zu werden.

Aus dem Matebele-Lande.

Von dem englischen Reisenden und Jagdliebhaber F. C. Selous liegen neuere Nachrichten vor über seine Streifzüge im Matebele-Lande. Er weilte zuletzt bei den Maschunas, zwischen 17° und 19° südl. Br., deren Land er in Begleitung der Herren J. A. Jameson, A. C. Fountaine und F. Cooper nach den verschiedensten Richtungen durchreiste. Mit Hülfe eines zuverlässigen Kompasses, und gestützt auf die früheren Aufnahmen von Baines gelang es ihm auch, eine rohe Uebersichtskarte des Gebietes zu entwerfen, die gegen die sonstigen Darstellungen einige nicht unerhebliche Aenderungen aufweist. Namentlich verwirft Herr Selous mehrere Angaben unseres Landsmannes C. Mauch, der z. B. Musigaguwas Kraal am oberen Bembesi, wo der Fluß den Matschabi-Rücken durchbricht, und Indaimas Kraal (nach Selous östlich der Matoppo-Matschabi-Berge belegen) falsch eingetragen haben soll. Indessen wechselt hier zu Lande, wie Lieutenant E. A. Maund in einem englischen Blaubuch-Bericht (C. — 4643, Februar 1886) hervorhebt, die Lage der Niederlassungen sehr oft. Denn je nach dem Willen und den Bedürfnissen der Eingeborenen werden die Kraals ebenso schnell gegründet wie verlegt. Als erste Bedingung gilt die Nähe eines für Mensch und Thier ausreichenden Wassers, dann geräumiger Weidegrund und ziemlicher Vorrath von Holz. Ist letzteres auf Meilen im Umkreise nicht mehr zu haben, oder fehlt es den Heerden an Futter, so wird der alte Kraal verbrannt und ein neuer, meist desselben Namens, irgend wo anders an geeigneter Stelle erbaut. Unter Umständen kann ein Kraal bis zehn Jahre auf seinem Platze verbleiben. Der Injati-Kraal liegt heute 50 engl. Meilen von seinem früheren Standorte entfernt, und Gubuluwajo ist 18 engl. Meilen nördlich von dem Flecke zu suchen, den es sechs Jahre zuvor einnahm.

Gegen Baines behauptet Herr Selous die Existenz zweier Thaba-Insimbi-Ketten, die nach seiner Karte nördlich von 19° südl. Br. und östlich von 31° Ost v. Gr. zu suchen sind. Mit seinem Freunde Fountaine unternahm Herr Selous eine Besteigung der Ostspitze des Wedsa-Berges (unter 32° östl. L.). Er fand den ganzen Berg aus Massen eines sehr eisenreichen Gesteins gebildet, so daß der Kompaß den Dienst versagte. Neu ist auf Selous' Karte ferner die Zeichnung des Flußnetzes im Westen der Matoppo-Kette, wo der Reisende, etwa von 30° östl. L. an, die Wasseradern ohne Ausnahme zum Gwai oder Guai, einem südlichen Tributärströme des Sambesi, verlaufen läßt. Der Rutapi- oder Utopa-Fluß aber, den Selous 1878 nahe der Quelle überschritt und zum Gwai rechnete, soll nach den Ermittelungen von David Thomas nicht jenem, sondern dem Sengwe zugehören.

Eine interessante Entdeckung machte Herr Selous bei Sinoia, unweit des Angwa-Flusses. Er beobachtete hier ein mächtiges, kreisrundes Loch von 100 Fuß Tiefe und mehr, bei 20 Yards Durchmesser. Den Boden bedeckte ein klares Wasser von wundervoll kobaltblauer Farbe und von solcher Reinheit, daß man die Steine des Grundes noch weit hinab deutlich erkennen konnte. Das Wasser setzte sich unterirdisch in einer Höhlung gegen 60 Yards weit fort. Von außen führte, ungefähr 100 Yards von dem Rande des Kessels entfernt, ein schräger Stollen oder Tunnel im Winkel von 45° zum Boden des Loches hinab. Die Eingeborenen benutzen den Stollen, um bequem an das Wasser zu gelangen. Herr Selous neigt zu der Ansicht, daß hier die Spuren ehemaliger Goldgräberei vorliegen, wie er ja schon mehrfach auf seinen Fahrten Anzeichen früherer Arbeiten nach Gold gesehen hat. Auch war es ihm vergönnt, östlich vom Mount Hampden ein voraussichtlich sehr ertragreiches Goldfeld (zwischen 17° und 18° südl. Br. und 31° 30′ östl. L.) zu entdecken. Die Fruchtbarkeit des Bodens und seine auskömmliche Bewässerung lassen den Schluß zu, daß dem Matebele-Lande, wenn sich der Strom der Goldsucher hierher wendet, eine blühende Zukunft bevorsteht.

Merkwürdig ist nur, daß Herr Selous in seinem Berichte ganz die Tsetsefliege vergißt, von der er auf seinen jüngsten Fahrten wohl nicht weniger geplagt worden ist, als auf den früheren. H. Seidel.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach Jules de Guerne („Excursions zoologiques dans les îles de Fayal et de San Miguel“) hat die Landfauna der Azoren einen ausgesprochen europäischen Charakter, und ebenso auch die Süßwasserfauna. Zahlreiche Species sind aber kosmopolitisch, da sie Mittel zu weiten Wanderungen über die Oceane besitzen. Die Kraterseen, welche einen sehr jugendlichen Ursprung haben, konnten sich erst ganz neuerdings mit Thieren bevölkern; da die Einwanderer aber einen sehr geringfügigen Kampf um die Existenz mit anderen Arten zu führen hatten, so geschah dies verhältnißmäßig sehr rasch. Da Europa das zunächst gelegene Festland ist, so ist es leicht begreiflich, daß von dort aus die zahlreichsten Arten den Archipel glücklich erreichten. Der alpine Charakter der Azorenfauna wird von dem genannten Forscher bestritten.

Asien.

— Oberst Bobyr, der während des Jahres 1887 mit der Untersuchung des Sajanischen Gebirges beschäftigt gewesen ist, hat der Geographischen Gesellschaft zu Irkutsk den ersten Theil seines Berichtes eingeliefert, in welchem er den Kossogol und seine Umgebung behandelt. Das Westufer des genannten Gebirgssees wird von der steil abfallenden Tian-hai-Kette gebildet, das Ostufer zeigt sanftere Formen. Bewaldet sind die umgebenden Berge infolge des trockenen Klimas nur in ihren Nordabhängen. Kassuten, Darkaten und Urigen bilden die Bevölkerung der Gegend.

— Der Geologe J. Makerof, der im vergangenen Jahre auf die Initiative des Generalgouverneurs von Ostsibirien, des Grafen Ignatjef, gleichfalls Forschungsreisen im Sajanischen Gebirge und in anderen der Mongolei benachbarten Gegenden gemacht hat, wird dieselben nächstens wieder aufnehmen und hat zu diesem Zwecke eine nicht unbeträchtliche Reiseunterstützung von der Russischen Geographischen Gesellschaft empfangen.

— Die „Records of the geological survey of India“ (vol. 20, p. 170 ff.) enthalten eine Reihe von Mittheilungen von E. J. Jones über die Kohlen- und Erzlagerstätten von Ober-Birmah. Die ausgedehntesten Kohlenfelder liegen danach in den Thälern des Chindwin und Paulaung,

sind kretaceischen oder tertiären Alters, und liefern zum Theil ein gutes Brennmaterial. Leicht zugänglich sind aber nur die Chindwin-Felder. Silber- und Bleierze finden sich namentlich bei Bawzain und Kyantat in den Shan-Bergen südsüdöstlich von Mandalay. — Die topographische Aufnahme des Landes schreitet ungeachtet des revolutionären Zustandes, in dem sich Oberbirmah noch immer befindet, rüstig vorwärts, und nach dem neuesten „Survey Report“ ist bereits eine Fläche von 15 000 engl. Quadratmeilen mit einem Triangulations-Netze überzogen, während auf 11 000 weiteren Quadratmeilen wenigstens eine vorläufige Kartirung erfolgt ist.

— In den „Transactions of the Asiatic Society of Japan“ verbreitet sich J. Edkins über persische Elemente in den japanischen Volkssagen. Der persischen Mithras-Sage entspricht eine japanische, wenn hier der Held auch weiblich erscheint. Wie bei den (alten) Persern, so ist auch bei den Japanesen dem Holz, dem Wasser, dem Feuer, der Erde ꝛc. ein gottähnlicher Geist beigegeben. Bei beiden Völkern sind der Sonnengottheit weiße Rosse geweiht. Die japanische Schöpfungssage läßt die verschiedenen Dinge in ähnlicher Reihenfolge entstehen. In der Shinto-Religion wie in der Parsi-Religion giebt es eine dunkle Unterwelt, in der die abgeschiedenen Seelen wohnen. Nach Edkins deutet alles dies ebenso wie die linguistische Verwandtschaft auf einen gemeinsamen Ursprung beider Nationen und Kulturen hin, der im alten Babylonien zu suchen sein dürfte.

— Die transkaspische Eisenbahn äußert ihre Wirkungen unter anderem darin, daß in den bucharisch-turkistanischen Landen ungefähr eine doppelt so große Fläche als früher mit Baumwolle bestellt worden ist, wobei vielfach amerikanische Samensorten benutzt wurden.

— Die erste persische Eisenbahn, die etwa 15 km lang von Teheran nach Schah-Abdul-Asim führt, soll am 20. Juni eröffnet werden in Gegenwart des Schah, für den ein prächtiger Salonwagen hergerichtet worden ist. Erbauerin der Bahn ist eine belgische Gesellschaft, an der jedoch russische Kapitalisten sehr stark betheiligt sind, und dieselbe hofft, sich dadurch die Konzession für eine Linie vom Kaspischen Meer zum Persischen Golf, die etwa 1200 km lang sein würde, gewinnen zu können. Der Bau war sehr kostspielig (circa 175 000 Mark pro Kilometer), da das Material größtentheils aus Belgien über den Kaukasus bezogen werden mußte.

— Dem Vernehmen nach soll eine belgische Gesellschaft vom türkischen Sultan die Genehmigung zum Bau einer Eisenbahn von Jaffa nach Jerusalem erhalten und die Schwellen sowie einen Theil des Betriebsmaterials bereits an Ort und Stelle gesandt haben.

— Die zahlreichen Untersuchungen über naturgegebene Wege und Verkehrsrichtungen, die jetzt im Anschluß an das große sibirische Eisenbahnunternehmen in dem großen asiatisch-russischen Waldlande angestellt werden, fördern allerlei unerwartete Resultate zu Tage. So hat ein Bergingenieur Podgajezki in der letzten Sitzung der Russischen Geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg als Frucht eingehender, an Ort und Stelle vorgenommener Erhebungen die Ansicht ausgesprochen, daß die Tura, an welcher die Handelsstadt Tjumen liegt — und seitlich an einem Nebenflusse der Meßplatz Irbit —, keineswegs die beste und kürzeste Verbindungsstraße vom nördlichen Rußland nach Tobolsk darstellt, sondern daß diese Stellung der Tawda zukommt, die unterhalb der Tura in den Tobol einläuft. Dieser Fluß ist während der Schiffahrtsperiode auch für große Fahrzeuge zugänglich, die bis 5 Fuß (1,52 m) Tiefgang, und selbst bei außergewöhnlich niedrigem Wasserstande noch $3^1/_2$ Fuß (1,06 m) haben dürfen. Im oberen Gebiete desselben sitzen Wogulen, im unteren Tataren, daneben aber sind in überwiegender Zahl Russen vorhanden, die sich durch Fleiß, Unternehmungsgeist und Wohlstand auszeichnen. Die Gesammtbevölkerung an der Tawda beträgt in 88 Ansiedelungen 16 500 Seelen, und da sich unter anderen dort auch eine Tuchfabrik findet, welche einen jährlichen Umsatz von 150 000 Rubel aufzuweisen hat, so läßt sich das Gewicht der auf dem Flusse schon jetzt beförderten Lasten auf etwa 350 000 Pud = 57 $326^1/_2$ Metercentner veranschlagen.

Afrika.

— Die beiden schwedischen Reisenden G. Valdau und K. Knutson haben ein Wesentliches zur Erforschung des deutschen Kamerungebietes beigetragen. Ersterer besuchte die von Bamokos dicht bevölkerten Nordhänge des Kamerun-Gebirges und erstieg dieselben bis 900 m Höhe, und letzterer erforschte namentlich den Lauf des Memeh-Flusses.

— Joseph Thomson ist nach einem Briefe an Sir J. D. Hooker Anfang Mai glücklich in Mogador eingetroffen, und im Begriffe, sich durch die Provinz Schedano zunächst nach Safi zu begeben. Von dort will er nach Demenat (Tamnat) gehen um den gänzlich unbekannten Atlas im Osten und Nordosten der marokkanischen Hauptstadt zu erforschen. Das Ansehen, dessen sich England in Marokko erfreut, wird der Sicherheit und den Plänen des Reisenden ohne Zweifel sehr zu statten kommen. — Der vergangene Winter ist nach Thomson's Mittheilungen auch in Marokko streng und spät, und von starkem Regen- und Schneefall begleitet gewesen. Während die durchschnittliche winterliche Niederschlagsmenge nämlich in Mogador nur 18 Zoll beträgt, betrug sie in diesem Jahre 32 Zoll. (Vergl. Nature, vol. 38, p. 112.)

— Außer den Berichten über Stanley, welche kürzlich durch Herrn Ward an den unteren Kongo gelangt sind (Vergl. „Globus“, Bd. 54, S. 16), reden auch die Gerüchte, welche sich in Zansibar verbreitet haben, von dem Untergange der Stanley'schen Expedition, oder wenigstens von einer äußerst verzweifelten Lage derselben. Dem gegenüber verlautet neuerdings unter den Arabern in der Gegend von Suakin, daß „ein weißer Pascha“ am Gazellenflusse angelangt sei und durch seine Eroberungen die Anhänger des Mahdi in Schrecken setze. Man ist in England geneigt, diese Nachricht, die gleichzeitig von verschiedenen Ueberläufern aus dem Lager Osman Digmas nach Suakin gebracht worden ist, auf Stanley und seine glückliche Ankunft in der Nähe seines Zieles zu deuten.

— Nach R. G. Haliburton, der sich zur Zeit in Oran aufhält, existirt in Nordafrika eine ähnliche Zwergrasse wie in dem äquatorialen Afrika (S. „Globus“, Bd. 53, S. 159). Dieselbe wird merkwürdiger Weise ebenfalls mit dem Namen „Akkahs“ bezeichnet, und ihre Körpergröße beträgt nur 4 Fuß. John Drummond Hay, der ehemalige englische Gesandte in Marokko, bezeugt die Richtigkeit der Beobachtung. (Vergl. Nature a. a. O.)

— Zwischen Tiaret und Trenda in Algerien hat man ein Kohlenlager entdeckt, das sich nahezu über 40 qkm erstrecken soll. Da die betreffende Gegend zugleich auch Erzlagerstätten der verschiedensten Art enthält — besonders solche von Eisen, Kupfer und Blei — so steht zu erwarten, daß sich daselbst bald eine beträchtliche Bergbauthätigkeit entfalten werde.

— Ungeachtet der Schwierigkeiten, die Italien bei seinen kolonialpolitischen Plänen in der Gegend von Massaua gefunden hat, scheint dasselbe gesonnen zu sein, auf dem einmal betretenen Wege weiter vorwärts zu gehen. So hat es sich dem Vernehmen nach von dem verstorbenen Sultan von Zansibar, Said Bargasch, die zansibarische Exclave Kismayu abtreten lassen, und es macht Miene, die dadurch gewonnenen Ansprüche dem widerstrebenden neuen

Sultan gegenüber nöthigenfalls mit Gewalt durchzusetzen. Ein höherer Kulturwerth kann dem in Frage stehenden Gebiete unbedingt nicht abgesprochen werden. Der Dschuba-Fluß, an den sich für uns Deutsche von Klaus von der Decken her traurige Erinnerungen knüpfen, ist zwar in seiner Eigenschaft als Schiffahrtsstraße noch sehr wenig erforscht, und an seiner Mündung durch eine große Barre gesperrt, es kann aber nicht bezweifelt werden, daß ihm entlang einer der besten Naturwege in das Innere der Galla-Länder sowie nach Kaffa und Südabessynien führt. Die Bucht von Kismayu ferner muß als der einzige gute Naturhafen zwischen der Bucht von Lamu (bei Deutsch-Witulaud) und dem Kap Guardafui gelten. Daß der Sultan den Forderungen Italiens, sobald dieselben energisch geltend gemacht werden, aus eigener Kraft nicht widerstehen kann, versteht sich von selbst, und Deutschland, das durch sein afrikanisches Schutzgebiet an dem Ausgange der Angelegenheit lebhaft interessirt ist, hat unseres Erachtens wenig Grund, der eng befreundeten Macht durch seine Intervention Schwierigkeiten zu bereiten. Wenn Italien das Werk der Kultivation in den Galländern kräftig an die Hand nehmen will, und dadurch mittelbar weitere Erfolge in Bezug auf Abessynien erringt, so kann uns dies bei unseren eigenen Bestrebungen nur willkommen sein.

Nordamerika.

— Unter dem Namen American „Folk-Lore Society“ hat sich in Nordamerika eine Gesellschaft zur Erforschung des Gebietes der „Folk-Lore“ im weitesten Sinne gebildet, an deren Spitze Herr Francis James Child steht, und welche die besten amerikanischen Arbeiter auf diesem Gebiet zu Mitgliedern zählt. Sie giebt unter dem Titel „The Journal of American Folk-lore“ eine hübsch ausgestattete Vierteljahrsschrift heraus, deren Redaktion in den Händen der Herren Franz Boas, T. Frederick Crane, J. Owen Dorsey und W. W. Newell liegt und deren erstes uns vorliegendes Heft einen reichen und vielversprechenden Inhalt bietet. Als Arbeitsfeld sind nach dem Programm ins Auge gefaßt: zunächst die Ueberreste dessen, was die englischen Auswanderer bei der ersten Ansiedelung mitbrachten, soweit sich unter den nüchternen und auch in ihrem Aberglauben durchaus modernen Yankees Traditionen erhalten haben; dann das reiche und noch kaum in Angriff genommene Gebiet des Negeraberglaubens und ihrer Geschichten und Traditionen in den Südstaaten, von denen neuerdings „Uncle Remus“ so interessante Proben ans Licht gebracht hat; endlich natürlich die immer noch bei weitem nicht genügend erforschten Ueberlieferungen der letzten Indianer. Untrennbar von der „Folklore“ der englischen Ansiedler sind natürlich die der Einwanderer anderen Stammes, besonders wenn dieselben in geschlossener Masse schon länger zusammenwohnen, wie die Franzosen in Kanada, die Spanier in Mexiko, und vielleicht auch die Deutschen in West-Virginien. Die Gesellschaft wird auch diesen die entsprechende Aufmerksamkeit schenken. Daß auch die Forschungen in anderen Erdtheilen sorgsame Beachtung finden werden, versteht sich von selbst; es ist schon des vergleichenden Studiums wegen unumgänglich nöthig und auch in dem Programm ausdrücklich vorgesehen. Wir begrüßen die Gründung der amerikanischen Gesellschaft mit Freuden und werden unsern Lesern von den wichtigeren durch sie veröffentlichten Arbeiten regelmäßig Mittheilung machen.

Südamerika.

— Professor Dr. Brackebusch von der Universität Cordoba ist seit Januar d. J. auf einer geologischen Forschungsreise nach dem Norden der Provinz San Juan begriffen, und L. Arnaud ist von der argentinischen Regierung damit beauftragt worden, die Provinzen Tucuman, Salta und Jujuy bezüglich ihrer bergmännischen Hülfsquellen näher zu untersuchen.

— Die Ackerbau-Kolonie „Neu-Germania“ in Paraguay, die gegenwärtig mehr als 100 deutsche Ansiedler zählt, prosperirt nach der „Kolonialzeitung“ in durchaus wünschenswerther Weise. Eine Gesellschaft neuer Ankömmlinge aus Sachsen, die demnächst erwartet wird, wird auch ein kleines Dampfschiff mitbringen, das den Verkehr zwischen der Kolonie und Asuncion vermitteln soll.

— Die dem Staate gehörenden Eisenbahnen Chiles erreichen gegenwärtig die Länge von 1096 km, und die auf den Bau und Ausstattung derselben mit rollendem Material verwendeten Summen haben 51 104 552 Pesos betragen. Die Länge der Privateisenbahnen beträgt 1558 km. Die meisten derselben dienen hauptsächlich dazu, Erze nach den Hafenplätzen zu schaffen. Die Eisenbahnen, deren Bau vom Staate jetzt in Angriff genommen ist, und für die nach dem Beschlusse des Kongresses in dem laufenden Jahre 1888 die Summe von 3 519 000 Pfd. St. (die durch eine Anleihe aufgebracht werden soll) bestimmt ist, werden die Länge von 969 km haben. Diese Eisenbahnen sind einmal die Verlängerung der langen Eisenbahn, welche in dem großen Längsthal zwischen der hohen Cordillere und dem Küstengebirge von Santiago nach dem Süden verläuft, bis Osorno, und zweitens verschiedene Bahnen, welche von den Städten im Inneren nach Hafenplätzen führen werden. An der wichtigen Eisenbahn, welche den Atlantischen Ocean mit dem Stillen Meer verbinden soll, wird auf chilenischer Seite noch nicht gebaut, auf der anderen Seite ist sie aber bis Mendoza fertig, und es wird bald der Tunnel durch die Anden in Angriff genommen werden. A. Ph.

Bücherschau.

— Alexander Supan, Oesterreich-Ungarn. (Länderkunde des Erdtheils Europa, Herausgegeben von Alfred Kirchhoff, 2. Theil.) Wien, Prag und Leipzig 1887. — Gleich dem Penck'schen „Deutschen Reich“ zählt auch dieser zweite Theil der „Länderkunde des Erdtheils Europa“ zu den hervorragendsten Zierden der deutschen geographischen Literatur, und man darf bezüglich beider Bände ohne Bedenken sagen, daß sie keiner guten privaten oder öffentlichen Bibliothek fehlen sollten. Hinsichtlich der Ausstattung stehen sie ebenbürtig neben den entsprechenden Theilen der berühmten „Géographie Universelle“ von Elisée Reclus, und hinsichtlich des Inhaltes übertreffen sie dieses französische Werk noch sehr wesentlich. Strenger als dieses Werk scheiden sie alles bloße Bädecker-Wissen von der Behandlung aus, und gründlicher als dieses suchen sie die verschiedenen Kulturphänomene aus den Terrain-Verhältnissen heraus zu erklären. Ganz vorzüglich finden wir in Supan's „Oesterreich-Ungarn“ namentlich die geographische Bedingtheit der politischen und wirthschaftlichen Zustände beleuchtet.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIV. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Bericht über eine Reise nach Kwang-si.

Von H. Schroeter.

II.

Nach den Tai-wo-Cassia-Bergen.

Mehr als die Hälfte des folgenden Morgens — des 18. September — ging dadurch verloren, daß mein Koch seine primitive Küche mit neuen Vorräthen, mit Hühnern, Tauben, Gemüsen und Eiern, und auch meine Begleiter die ihrige mit frischen Victualien ausrüsteten, so daß wir uns erst gegen Mittag durch die kein Ende nehmenden Dschunken und Floße des reißenden Stromes arbeiten konnten, um auf den Weg nach meinem nächsten Ziele, Ping-nam-schien, zu gelangen.

Glühende Hitze lagert noch immer auf dem durch die Hügellandschaft sich ergießenden Strom, dessen spiegelglatte Fläche nur selten von einem Luftzug bewegt wird. Während meiner ganzen Reise hielt sich mein Thermometer überhaupt fast beständig zwischen 23° und $26^1/_2$° R., stieg sogar einige Male auf 28° und 29° R. im Schatten. Nur zwischen 3 und 6 Uhr morgens pflegte sich die Luft auf 18° R. abzukühlen. Kein Tropfen Regen fiel vom Tage meiner Abreise bis zu dem meiner Rückkehr von dem fast immer klaren Firmament.

„Nach Westen hin nach Westen
Beflügle dich mein Kiel."

Meine flachbäuchige Arche rühmt sich leider keines solchen, sondern windet sich unter dem eintönigen Gekreisch meiner, lange Stangen nach rückwärts stoßenden Ruderknechte am linken Ufer hinauf. Nach langer, schwerer Arbeit fahren wir an der 8 Meilen langen, und etwa $1^1/_2$ bis 2 Meilen breiten Insel Tscheong-tschou vorbei, die einem einzigen großen Garten und Park vergleichbar ist, welcher, von prächtigem Bambus umgeben, mit seinen wohlgepflegten Fruchtbäumen, Plantagen rother Datteln, üppigen Reis und Lotusfeldern, in der Sonne glitzernden Fischteichen, unzähligen kleinen Gehöften und Dörfern einen unermeßlich reichen Eindruck macht. Zwischen Tscheong-tschou und einer zweiten, aber bedeutend kleineren Insel, Sui-wo-tschou, hindurchschauend, wird in weiter Ferne eine ziemlich große Stadt am rechten Ufer sichtbar, Yung-hue genannt, welche, ihren hoch die übrigen Dächer überragenden Pfandhäusern nach zu schließen, nicht ganz unbedeutend sein kann.

Wir passiren ein von hohem Ufer herabschauendes, hübsches Joß-Haus, dem Jupiter Tonans oder dem „Großvater des Donnergottes", wie die wörtliche Uebersetzung des chinesischen Namens lautet, geweiht, und wir erreichen die Stromschnellen, sowie die in ihnen liegenden Fischerfelsen. Das Gefälle des Flusses wird hier beträchtlicher, die anstrengendste und stellenweise sogar gefährlichste Arbeit meiner Leute fängt jetzt erst an. Das Bett des Stromes ist seiner ganzen Breite nach felsig geworden, und in rasend schnellem Laufe schießen die Wassermengen über den flachen Boden weg, eine gefährliche Stromschnelle nach der andern bildend. Hier haben die an den Ufern wohnenden Fischer über einzelne aus dem Wasser ragende oder dicht unter der Oberfläche liegende Felsen große und kleine Steinblöcke geschafft, welche im Laufe der Jahre — vielleicht Jahrhunderte — 6 bis 20 Fuß über die Oberfläche gestiegen sind und so einen ganz eigenthümlichen Eindruck machen. Im Hochsommer,

während der Regenzeit, soll übrigens die Mehrzahl vom Wasser verdeckt sein. Jetzt gleichen sie, aus der Ferne gesehen, riesigen Finger- oder Zuckerhüten. Der Strom ist an vielen Stellen so stark, daß die Fische sich in ihm nicht halten können, sondern gegen den Anprall des Wasserschwalls geschützt, unterhalb der Felsen zu stehen lieben. Um nun der sich hart an das Gestein haltenden Fische besser habhaft zu werden, pflegen die Fischer von den künstlichen Steinbauten aus ihre mit Metallkugeln beschwerten Klebenetze über die Gründlinge zu werfen und sie so sicher an das Tageslicht zu ziehen.

Schon in Wu-tschou-fu hat mein Kapitän einen Lootsen sammt dessen Schüler, beide kräftige, große Menschen, engagirt, welche uns am Ufer entlang, wo das Wasser bald 2, bald 30 und mehr Fuß tief ist, hinauf führen. Der Lootse selbst steht vorn auf dem Bug, mit langer Fühlstange das Flußbett vor und neben sich sondirend. Hinter ihm, dicht vor der Kajüte, steht sein Gehülfe, nach dem Kommando seines Herrn das schwere, 20 Fuß lange, über den Bug wegragende Steuerruder handhabend, oben auf dem Verdeck führt der Kapitän das hintere Steuerruder, zwei oder drei Coolies stoßen das Schiff vom Ufer oder von den im Wasser liegenden Felsen ab, während die übrige Mannschaft bald hoch über uns auf den Felsenriffen, bald ganz im Wasser stehend, das in allen Fugen erzitternde und ächzende Schiff an langem Schleppseil im Zickzack langsam nach vorwärts ziehen.

Gegen Abend machen wir im Schutze eines Wachtbootes für die Nacht fest, am Eingange des prachtvollen Yung-tau-hap, eines gewaltigen Felsenthors, in welchem die Wassermengen ähnlich, wie im Schao-king-hap, zusammengedrängt werden. Der im Westen vor uns lagernde Höhenzug, vom Strahl der hinter ihm verschwindenden Sonne mit magischem Lichte beleuchtet, gewährt einen imposanten Anblick. Die grotesken Gestalten der auf die Wasserfläche wie gezauberten, auf dieselbe lange gespenstige Schatten werfenden Fischerfelsen, das eigenthümliche Geräusch der an ihnen sich brechenden, verführerisch rauschenden und im Strom geheimnißvoll fortmurmelnden Fluthen, die erhabene, mit einbrechender Nacht auf dem majestätischen Strome lagernde Ruhe — dies alles muß auch auf den Blasirtesten einen unvergeßlich großartigen Eindruck machen. Colquhoun vergleicht solche Scenen mit Doré'schen Landschaften.

Eine große Anzahl ähnlicher Stromschnellen erstreckt sich bis nach Ping-nam-schien, und von da weiter nach Nan-ning-fu.

Meine Reise nach ersterem Platz nahm von Wu-tschou-fu aus fast fünf Tage in Anspruch. Regelmäßige Spaziergänge, welche ich früh am Morgen und gegen Abend zu machen pflegte, abgerechnet, habe ich keine Veranlassung gehabt, an das Land zu gehen, um die unbedeutenden Ortschaften am Ufer zu besichtigen. Ich passirte aber drei große Likinstationen — Tang-schien, Mung-kong und Pakma. An vielen Stellen sind noch die Spuren der großen Ueberschwemmung des Jahres 1885 sichtbar, welche ganze Ortschaften fortspülte, und die Felder meilenweit ihres Humus beraubte oder mit Sand überdeckte! Wo die Natur nicht selbst ausreichenden Schutz gegen die im Sommer anschwellenden Wasser geschaffen hat, haben die fleißigen Chinesen hohe Deiche auf beiden Seiten des Flusses gebaut, welch letzterer während der großen Ueberschwemmungen 40 bis 50 Fuß über sein gewöhnliches Winterniveau gestiegen sein muß, um die Dämme überspülen zu können. Die vielen neuen Häuser sind aber ein deutlicher Beweis, daß das Volk sich schnell von dem großen Unglück erholt hat; in diesem Jahre bedroht sie auch schon wieder ein neues, denn die Regenzeit ist gar zu schnell zu Ende gegangen, und wohin ich auch komme, klagen die Landleute über die große, ihre Felder verderbende Dürre.

Die Berge treten zeitweise ganz in weite Ferne zurück. In der Ebene gedeihen, vorläufig noch nicht merklich von der Trockenheit leidend, Reis, Gerste, alle möglichen Gartenfrüchte und Mais, besonders aber Grundnüsse, welche entweder geröstet gegessen werden, oder zur Fabrikation von allerlei süßem Gebäck benutzt werden, oder — zum überwiegend großen Theil — zur Gewinnung des bekannten Grundnuß-Oeles dienen, während die ausgepreßte Frucht ein geschätztes Düngemittel liefert. Ganze Haine schwerbeladener und mit ihren Zweigen bis auf den Erdboden sich senkender Pumelo-Bäume umschließen allerorts die Gehöfte, dagegen sind Bananen, Orangen, Lychee und dergleichen Früchte nur äußerst spärlich vertreten.

Die Bewohner sind kräftige, gesunde Leute, von dem Bauernstande Kwangtungs wenig verschieden, — die mir überall auffallende Häßlichkeit des weiblichen Geschlechts vielleicht ausgenommen. Dieselbe scheint dadurch zu erklären zu sein, daß die Frauen der Arbeiter überall auf dem Felde tüchtig mit Hand anlegen müssen, und nicht, wie in der Nähe Cantons, im Hause sitzen, um sich mit Seidehaspeln und dergleichen häuslichen Arbeiten zu beschäftigen. Selbst wohlhabende Bauerfrauen verkrüppeln sich nicht die Füße; diese abscheuliche Manier, den Körper zu verunstalten und zu schwächen, habe ich überhaupt nur ganz ausnahmsweise in Kwangsi beobachtet. Die kleinen Dorfschaften und Städte enthalten mit Ausnahme von Wu-tschou-fu keine Häuser und Straßen, welche mit denjenigen Cantons an Größe sich nur annähernd messen könnten. Alle menschlichen Wohnungen sind einfach, ja dürftig gebaut, und auch im Innern nicht besser eingerichtet.

Die ungewöhnlich große Armuth, welche man Kwangsi zuschreibt, habe ich aber nur stelleinweise vorgefunden. Die Menschen kennen eben nur wenig Bedürfnisse, welche sich aber schnell genug steigern werden, wenn erst die Schiffahrt das Inland dem Meere und der Kultur näher gerückt hat.

Am 5. Tage nach meiner Abreise von Wu-tschou-fu erreiche ich den Pingnam-Distrikt, in welchem der berühmte Cassia-Markt Taiwo liegt. Gegen 2 Uhr nachmittags am 22. September passire ich den Hafen desselben, Molam. Hier landen meine Cassia-Freunde, um sich über die Lage des Geschäftes, das uns zu der weiten Reise veranlaßt hat, zu orientiren. Von einem in Molam ansässigen Freunde begleitet, kehren sie aber, auch mich au fait zu setzen, bald nach meinem Hortan zurück, der gegen 5 Uhr nachmittags die Kreisstadt erreicht. Ping-nam-schien liegt am linken Ufer des Westflusses, welcher hier noch die doppelte Breite des Rheins bei Köln hat. Gleich allen andern am Ufer des Stromes gebauten Städten sind seine dem Wasser zu gelegenen Häuser auf langen Pfählen gebaut, und die ganze Stadt besteht aus zwei oder drei in einer Linie mit dem Wasser laufenden Straßen. Ihr Handel ist absolut unbedeutend. Sie beherbergt in ihren von der Taiping-Rebellion her noch in Schutt und Trümmern liegenden Mauern den Tscheh-schien, sagen wir „Landrath," des Taiwo-Cassia-Distriktes, dem ich mich gleich nach meiner Ankunft durch Einsendung meines Reisepasses, eines Briefes von meinem Canton-Konsul und meiner chinesischen Visitenkarte meldete.

Am folgenden Tage, am 23. September, ließ mich derselbe von sechs Polizeisoldaten, unter Anführung seines im langen, seidenen Rock kommenden Polizeiobersten abholen, und nach kurzem Gang durch das in den engen Straßen vor Neugierde mich schier erdrücken wollende Volk, erreichte ich das halbzerfallene Yamen dieses Beamten. Derselbe, ein freundlicher, schon ganz weißer, alter Herr,

ungefähr wie ein deutscher Oberförster aussehend, empfing mich auf das höflichste. Ich unterhielt mich mit Hülfe meines Afook, welcher in seine feinsten Seidenjacken gekleidet, einen eleganten Fächer ebenso geschickt, wie in Canton die Maßruthe bewegte, ungefähr $1\frac{1}{2}$ Stunden lang mit diesem fließend Cantonesisch sprechenden Beamten über die mich zu ihm führende Angelegenheit. Ich will mit derselben den Leser nicht aufhalten, da es sich nur um die Firma S. & Co. näher interessirende Geschäfte handelte, die mit dem Transitpaß-System in Verbindung stehen, welches in unseren zwei Provinzen ja leider heute noch nicht zu den Vollkommenheiten dieser Welt gehört.

Der prächtige alte Herr — welcher übrigens, wie ich inzwischen aus seinem Bericht über meine Reise an den Canton-Vicekönig auszufinden Gelegenheit gehabt habe, bei all' seiner offenbaren Biederkeit eine Art chinesischer Jesuit muß — gab mir darauf seinen Polizeiminister (das übliche Ehrengeleite) sowie einen Brief an den Tai-wo-si, d. h. den Bürgermeister von Tai-wo mit, und nach nochmaligem Gang durch die miserable Stadt war ich in Begleitung meiner sieben „Beschützer" bereits gegen 12 Uhr wieder in meinem „Pinguin", um den Fluß hinunter, Molam noch an demselben Nachmittage zu erreichen.

Sehr hatte ich zu bedauern, gegen die mir freilich aufgezwungene Schutzmannschaft nicht erfolgreich protestirt zu haben. Bisher war ich, wo ich auch erschien, ganz unerwartet gekommen. Trotzdem ich stets in europäischen Kleidern ging, hatte das Publikum keine Zeit gehabt, sich von seinem Erstaunen zu erholen, und ich war gewöhnlich seinem Gesichtskreis entrückt, oder in dem schützenden Hinterstübchen eines der mich überall freundlich empfangenden cantonesischen Kaufleute verschwunden, ehe sich um meine Person eine allzu lästige Menschenmenge sammeln konnte. Bisher trug ich meine Haut für eigene Rechnung und Gefahr zu Markte, seit ich aber officiell unter dem Schutze der Mandarinen stand, dieselben also für mein persönliches Wohl verantwortlich waren, änderte sich die Sachlage gewaltig. Es war mein Reiseprogramm gewesen, in Tai-wo mit Hülfe der Beamten Tragstühle zu engagiren und über Land durch die Cassia-Distrikte bis nach Yung-schien zu reisen. Dieser Plan wurde aber gänzlich vereitelt.

Früh am Morgen des 24. September hatte sich nämlich die gesammte Einwohnerschaft Molams, einer etwa 1300 Köpfe zählenden Ortschaft, um mein Boot versammelt, auf mein Erscheinen gespannt wartend. Das Gedränge war, als ich landete, so groß, daß ich das Städtchen zu Fuß passiren mußte. Am Ende desselben erwarteten mich nun Afook und meine Cassia-Freunde, welche von einer Anzahl primitiver Tragstühle begleitet waren. Dieselben bestanden aus zwei Bambusrohren mit einem dazwischen hängenden Sitzbrettchen und wurden von je zwei Coolies getragen, welche uns der während der Nacht von meinem Kommen unterrichtete Tai-wo-si mit neun Soldaten entgegen gesandt hatte. Die letzteren bildeten, zusammen mit meinen Pingnam-Polizisten und meinen eigenen Leuten, eine ganz ansehnliche Schaar, welche sich unter Führung des auf einer kreischenden Schiebkarre von einem Cooli sich voranfahren lassenden Polizeilieutenant langsam der Stadt Tai-wo zu bewegte.

Dieselbe liegt an einem nach der Regenzeit fast ganz austrocknenden, bei Molam mündenden Flüßchen, inmitten einer reichen, meilenweit sich ausdehnenden Ebene. Der Platz beherbergt etwa 4000 Einwohner und ist ein regelmäßiger Markt für dahin zum Austausch gebrachte Landesprodukte; auch hat er kleinen Detailhandel mit europäischen Waaren. Für die Fremden ist er hauptsächlich dadurch von Interesse, daß hier die von den Bauern aufgekaufte Cassia-Barke gesammelt und über Molam nach Canton verschifft wird.

Nach einer kurzen, kaum dreiviertel Stunden währenden Fahrt auf schmalem Wege, durch die sorgfältig wie ein großer Garten gebauten Felder, erreiche ich das oben erwähnte, nur noch wenig Wasser führende Flüßchen, welches von einer noch ganz neuen, wirklich elegant gebauten Brücke in kühnem Bogen überspannt ist.

Hier erwartet mich die von dem Kommen des „rothborstigen Barbaren" durch die Soldaten unterrichtete halbe Einwohnerschaft der Stadt, welche im Jahre 1870 zum ersten und letzten Male von einem Bleichgesichte besucht worden war. Meine Stuhlträger sind kaum im Stande, sich durch die Menschenmenge nach dem Yamen des Tai-wo-si den Weg zu bahnen und die Thore vor den nachdrängenden Gaffern zu schließen. Ich werde in den zum Empfang der Gäste dienenden, auf den Vorhof hinaussehenden, nach zwei Seiten offenen, aber sehr verlotterten Empfangspavillon geführt, aus welchem der einen Bückling nach dem anderen machende, in voller Staatsuniform mich begrüßende Beamte, ein noch ganz junger Mensch, mir entgegenkommt. Er selbst reicht mir und meinen Begleitern Thee, beim Niedersetzen jeder Tasse eine tiefe Reverenz machend, er behandelt meine Begleiter, denen er doch die verkleideten Coolies ansehen mußte, wie seinesgleichen, beugt bei jeder Frage und Antwort das Haupt, kurz er ist von einer geradezu unheimlichen Höflichkeit. Der aufgeregte Pöbel hat inzwischen die Yamen-Thüren aufgebrochen und den ganzen Vorhof angefüllt, so daß die Hühner im Hofe auf die Dächer fliegen müssen. Ein ähnliches Pandämonium habe ich nie gesehen. Dicht gedrängt, Kopf an Kopf, steht die gaffende Volksmenge um uns. Die Soldaten treiben sie einmal nach dem anderen bis auf die Straße zurück, aber nach einigen Augenblicken haben die Chinesen ihren Weg zurückgefunden. Der Mandarin läßt einige der Hauptschreier festnehmen und abführen, aber die Volksmenge nimmt eine so drohende Haltung an, daß die Leute von den Soldaten wieder freigegeben werden müssen. Nie hatte ich einen schlagenderen Beweis, wie machtlos der chinesische Beamte auf dem Lande, wo er keine Truppenmassen zur Seite hat, einem aufgeregten Volke gegenüber ist. Dem Bürgermeister perlt der Angstschweiß von der Stirn, während ich die Scene sehr scherzhaft oder wenigstens interessant gefunden haben würde, wenn der Beamte unter Hinweis auf die johlende Menschenmenge nicht alle möglichen Argumente angewandt hätte, mir die Reise nach den Cassia-Bergen auszureden. Er jagt meinen Begleitern Schrecken durch Erzählungen über in der Nachbarschaft Tai-wos hausende Räuber und Mörder ein; und daß ich in dieser einmal aufgeregten Stadt unmöglich die für eine mehrere Tage währende Ueberland-Reise nach Yung-schien nöthigen Vorbereitungen treffen konnte, mußte ich bald einsehen. Ich merkte, daß der Beamte von seinem Ping-namschien-Vorgesetzten geheime Instruktionen hatte, mich nicht aus den Augen zu lassen, und mich möglichst bald auf den Rückweg nach Canton, wenigstens aus dem Bereiche seines Distriktes, in welchem er für meine Sicherheit haftete, zu schaffen.

Meine Versicherung, daß das freundlich grinsende und jeder meiner Bewegungen aufgerissenen Auges folgende Volk wohl neugierig, aber harmloser als der Pöbel mancher Gegenden in Europa sei, half auch nichts. Der Chinese war nicht dazu zu bewegen, mir die für die beabsichtigte Reise nöthigen Coolies zu verschaffen! Afook geht auf meinen Befehl selbst in die Stadt, um Führer und Stuhlträger zu miethen, er kehrt aber mit der Nachricht zurück, daß es allen Chinesen untersagt worden ist, mir irgend welche Dienste zu leisten.

Inzwischen geht kostbare Zeit verloren, und ich muß dem Chinesen daher erklären, nach meinem in Molam auf mich wartenden Boote zurückkehren, vorher aber die Stadt ansehen zu wollen. Letzteres konnte der Herr natürlich nicht verhindern. Um mich aber nicht in irgend eine Gefahr laufen zu lassen, entschloß sich der in fieberhafte Aufregung gerathene, wohl schon an Verbannung nach Sibirien denkende Beamte, mich selbst zu begleiten. Nie habe ich etwas Komischeres erlebt: der vor Wuth wie ein Puter roth gewordene Mandarin muß mir und meinen vor Bosheit lachenden chinesischen Begleitern wie ein Bärenführer im Triumphzuge zu Fuß von einer Straße in die andere folgen.

Ich besuche die zum Lagern der S. & Co.'schen Cassia benutzt gewesenen, jetzt ganz und gar leer dastehenden Lagerräume, während die hinter uns lärmende Bevölkerung uns alle nicht im Komplimentirbuch verzeichneten, von mir nur theilweise verstandenen Phrasen nachruft. Nachdem ich die großen, geräumigen Markthallen der sehr wohlhabenden Stadt, in welcher die Landbevölkerung sechsmal per Monat ihre Produkte austauscht, besichtigt habe, nehme ich von meinem Bürgermeister Abschied. Als ich in Begleitung meiner bewaffneten Schaar wieder auf dem Wege zum Boote war, hat der brave Beamte sich vermuthlich ebenso degoutirt auf die Opiumbank gestreckt, wie ich ungerechter Weise den armen Afook dafür verspottet habe, die „Reise nach den Cassia-Bergen“ so schön arrangirt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Camille Douls' Erlebnisse unter den Nomaden der westlichen Sahara.

III.

(Mit sieben Abbildungen.)

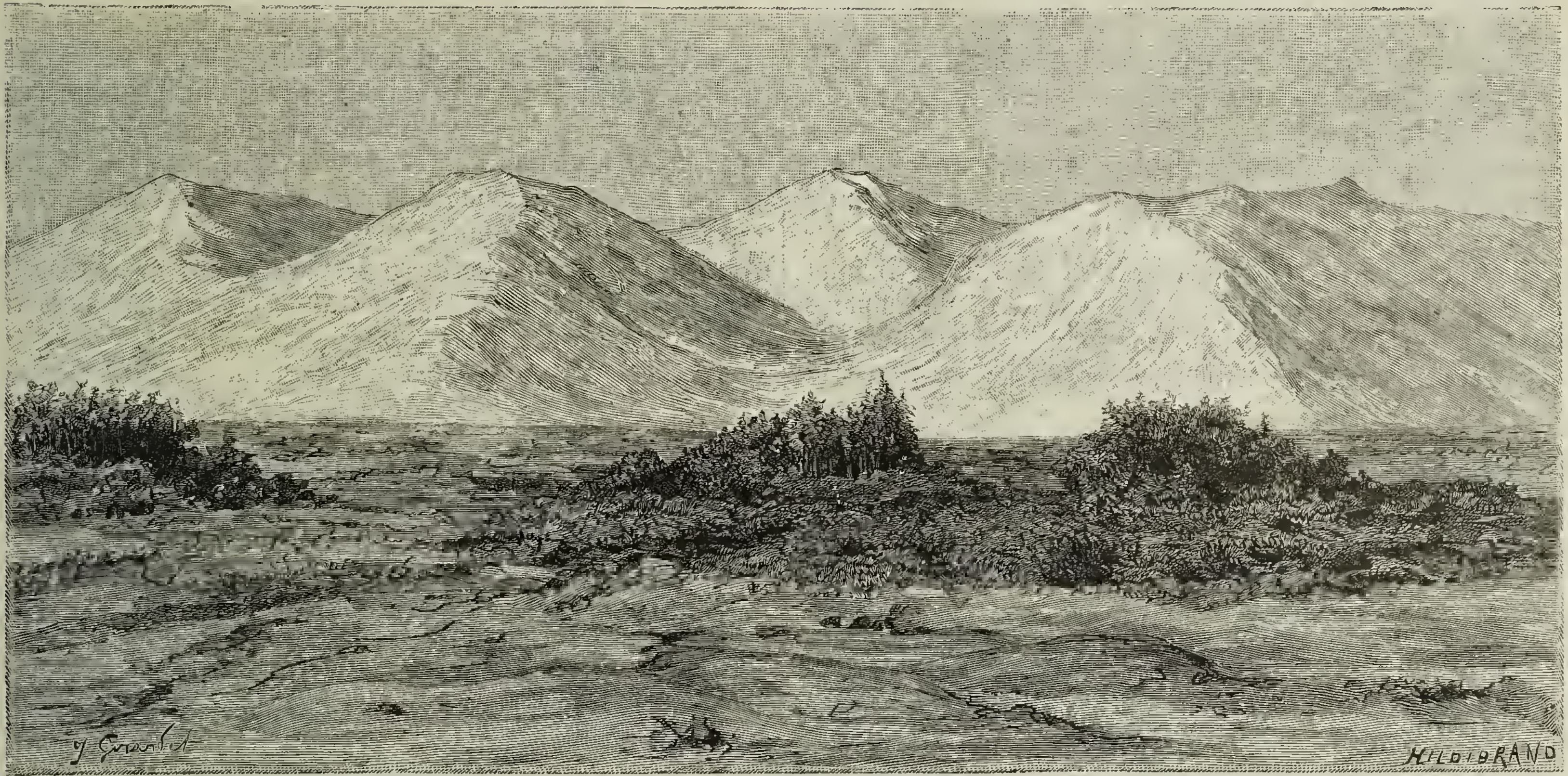
Von Kap Bojador wandten wir uns gegen Norden. Einer der ersten Tagemärsche war durch den Ueberfall einer Karawane bezeichnet, bei dem die Uled-Delim, denen ich angehörte, ihre ganze Wildheit entfalteten. Die dargebotene Gelegenheit, zu morden und zu plündern, läßt sich ja gerade dieser Wüstenstamm niemals gern entgehen. Das Erscheinen einer Anzahl beladener Kameele am Horizonte deutete nicht so bald auf eine vorüberziehende Handelskarawane, als ein paar Späher ausgesandt wurden, um das Nähere über dieselbe zu erforschen. „Es ist eine Karawane, die von Tenduf kommt und mit Datteln beladen nach Tyris zieht“ hieß es; „sie besteht aus 48 Kameelen, 30 Männern, 10 Weibern und mehreren Kindern, die dem Stamme der Uled-Tyderarin angehören.“ Sofort wurde der Angriff beschlossen. Man lud die Kameele ab, man brachte die Frauen und Kinder in einer Terrainfalte in Sicherheit, man griff zu den Flinten und Dolchen, man schwang sich auf die Reitthiere, und in der Stärke von 80 Kriegern ging es dem Opfer entgegen. In der Entfernung von 200 bis 300 Metern stieß Ibrahim, der die Expedition führte, ein lautes „Bismillah!“ aus, dabei sein Gewehr in die Luft abfeuernd, und der Schrecken des Namens der Uled-Delim that das übrige. Die Kaufmannskarawane dachte kaum an Vertheidigung, sie versuchte zu fliehen, nur fünfen gelang dies aber thatsächlich, die 25 anderen wurden von der Uebermacht ihrer Verfolger ereilt und erbarmungslos niedergemetzelt. Dann wurde die Beute vertheilt, die Frauen und Kinder wurden als Gefangene mitgenommen, und der Marsch ging weiter, als sei nicht das geringste geschehen. Ich hatte das gräßliche Schauspiel in der Nachhut, die nur im kritischen Falle einzugreifen hatte, mit anzusehen.

Der Zug ging nun längere Zeit der Küste entlang, immer durch eine trostlose Sand- und Steingegend, in der nur hie und da eigenthümliche Tumuli („brurj“) zu bemerken waren — Gräber von schiffbrüchigen und von den Mauren ermordeten Europäern, wie man sagte.

Als wir bei dem Sagiat-el-Hamra ankamen, trat ein Ereigniß ein, das für meine Beziehungen zu den Mauren entscheidend genannt werden muß. Ibrahim hatte mich nämlich allmählich sehr lieb gewonnen, und er ließ mir durch zwei junge Leute kundgeben, das er mich zu seinem Schwiegersohne ausersehen habe, und mir seine Tochter Eliasise zum Weibe geben wolle. Nach vielfachen Verhandlungen wurden wir auch mit einander eins, und es wurde ausgemacht, daß ich die Braut für sieben Kameele heimführen solle. Woher sollte ich aber die sieben Kameele nehmen? Ich beschloß, diese Schwierigkeit zu benutzen, um mich von den Uled-Delim zu trennen. Ich ging also zu Ibrahim und sagte ihm, daß ich ihm die Mitgift nur einhändigen könnte, wenn er sich dazu verstünde, mich nach dem Wad-Nun zu dem Kaid Uld-Beyruk zu führen, und wenn er mich dann durch das Sus und durch Marokko nach meiner Heimath ziehen ließe. Einige Monate später würde ich zu ihm zurückkehren und ihm das Verlangte und mehr bringen — „inch Allah“ („wenn es Gott gefällt“). Ibrahim nahm meinen Vorschlag auch thatsächlich an, und er willigte ein, in einigen Tagen mit mir den Marsch nach Süd-Marokko zu unternehmen.

Zuvor aber wollte mein Wirth noch eine Partie Schaf- und Ziegenfelle verkaufen, und das konnte nicht gut anders geschehen als in Tenduf. Ich bat ihn, mich auch dahin mitzunehmen, da ich eine vorzügliche Gelegenheit darin erblickte, eine weitere völlig unbekannte Gegend kennen zu lernen. Ibrahim gewährte mir auch diesen Wunsch, und mit nur noch einem Begleiter, sowie mit drei Reitkameelen und zwei Lastkameelen, machten wir uns auf, als ganzen Proviant nur ein paar Hände voll Gerste und einen Schlauch Wasser mit uns führend. Der Marsch ging aufwärts im Sagiat-el-Hamra (S. Abbild. 1 und 2) und war außerordentlich strapaziös. Wenn wir am Abend gerade ein Zeltlager erreichten, so nahmen wir die Gastfreundschaft des betreffenden Stammes in Anspruch, und dieselbe wurde

uns in einer sehr methodischen und diskreten Weise gewährt. Man sorgte für unsere Thiere, man führte uns in das Zelt des Reichsten, man wies uns daselbst den Ehrenplatz an, man reichte uns die erste Schale Milch, und man be-



Das Sagiat El-Hamra.

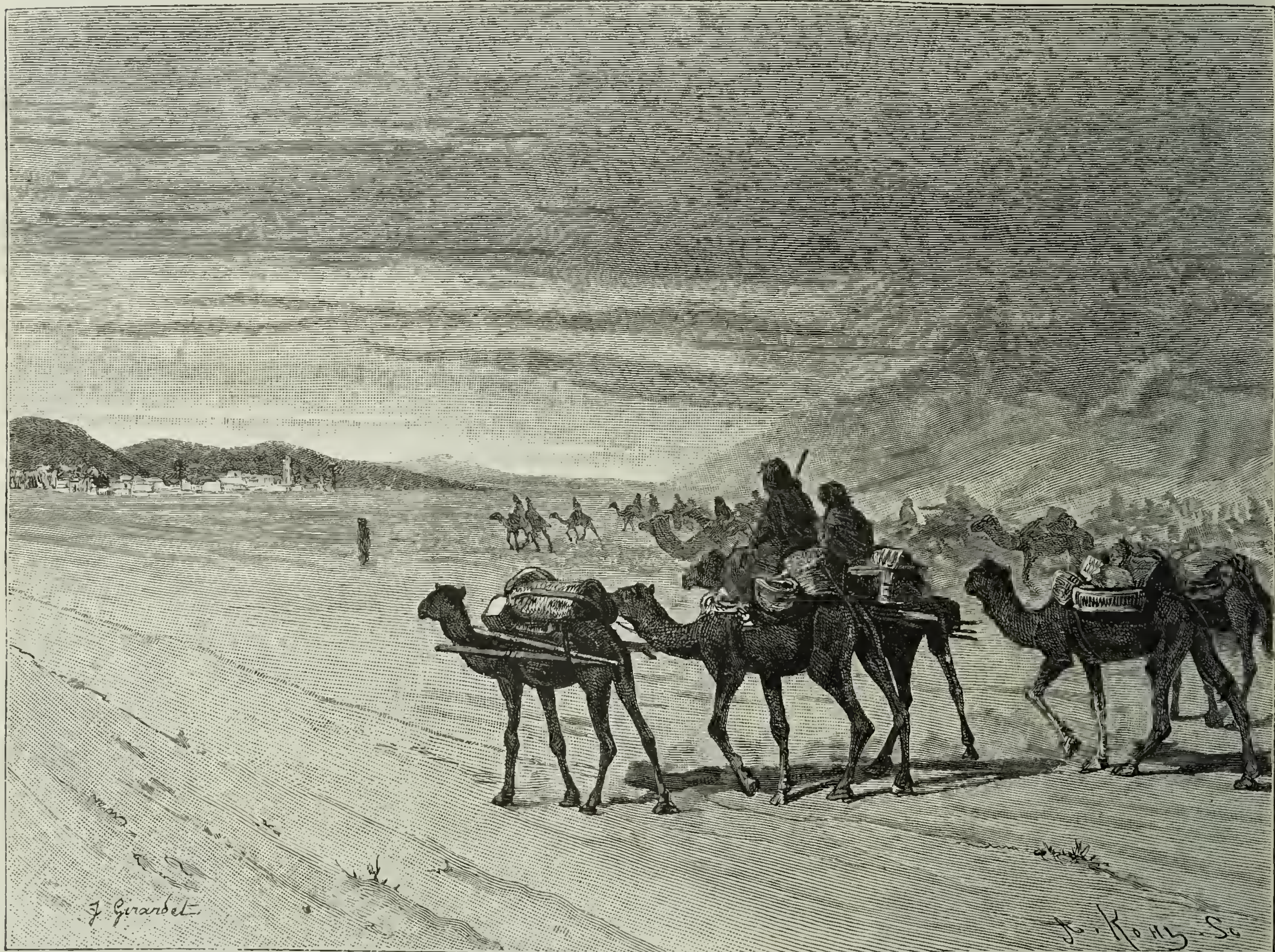
Schlucht zwischen dem Sagiat El-Hamra und dem Wad-Draa.

deckte uns in der Nacht mit der wärmsten Decke. — Einige Male traf es sich, daß nur Frauen in den Zelten anwesend waren. Dann durften wir uns denselben der allgemeinen Sitte gemäß nur bis auf etwa 20 Schritte nähern, die Frau des Zeltherrn kam aber dann heraus, hieß uns willkommen und lud uns ein abzusteigen und uns in der Nähe

zu lagern, uns dabei ein Feuer anzündend, Decken herbeibringend, und ein Abendmahl bereitend. — Auf der Hälfte der zehn Tage, die wir nach Tenduf auf dem Wege waren, trafen wir freilich keine Zelte, und in diesem Falle hatten wir uns ohne Matten und ohne Milch und Gerstenkuchen zu behelfen. Wir litten dann insbesondere auch sehr von der Kälte der Nächte.

Nachdem wir zuletzt noch das Plateau El Hamada überschritten hatten, kamen wir in Tenduf an — einem Flecken, den die Verhältnisse der städtelosen Sahara zur weithin berühmten Hauptstadt erhoben haben. Mir ging es beim ersten Anblicke des Ortes eigentlich nicht anders wie den Nomaden. Die kleine Häusergruppe und das von Palmen umgebene Minaret, welches ich am Fuße der Hügelkette erblickte, entlockte mir laute Jubelrufe. Vier Monate war ich in der Wüste herumgeirrt, ohne das kleinste massive Bauwerk und ohne einen Palmbaum zu erblicken — so hatte Tenduf auch für mich überwältigend großartige Dimensionen. Am letzten Tage unserer Reise hatten wir uns noch einer Karawane anschließen können, die demselben Ziele wie wir zustrebte. Sobald wir, mit ihr am östlichen Abhange angekommen, Tenduf erblickten, warfen wir uns alle zu Boden nieder und recitirten die „Fatiha“, und dann erschallte aus aller Munde ein mächtiges „Preis sei Allah!“ Für die meisten Mitglieder der Karawane waren wohl Jahre vergangen, ohne daß sie irgend welche Stadt zu sehen bekommen hatten.

Erst im Jahre 1857 von dem Marabut Bel-Hamedj begründet, hat Tenduf in Wirklichkeit einen beträchtlichen Aufschwung genommen und eine hohe commercielle Bedeutung erlangt. Seine Häuser sind aus lufttrockenen Ziegeln gebaut, und sein einziges Monument besteht in einer Moschee und dem dazu gehörigen weithin sichtbaren Minaret, aber sein Brunnen hat auffallend frisches Wasser, seine Gärten bringen einige Früchte hervor, und eine ganze Reihe von natürlichen Karawanenstraßen von dem Sudan her strahlen in ihm zusammen. Besonders ist sein Sklavenmarkt dadurch bedeutend, und der große „akubar“ des Jahres 1887 brachte über 500 Neger herbei, die von hier nach allen Theilen Nordafrikas verhandelt und vertrieben wurden. Außerdem spielen Giraffenfelle sowie Kameel- und Ziegenhaare eine Hauptrolle unter den Handelsartikeln des Platzes. Was die herbeigeführten Sklaven betrifft, so schienen sich dieselben sammt und sonders einer ausgezeichneten Gesundheit zu erfreuen. Auf die Bevölkerung des Ortes scheint übrigens das Herbeiströmen des Negerelementes bereits jetzt einen ganz entschiedenen Einfluß ausgeübt zu haben, denn dieselbe ist viel dunkler als die übrige Saharabevölkerung, von der sie sich sonst in Sitte und Tracht nicht unterscheidet.



Ankunft in Tenduf.

Wir blieben drei Tage in Tenduf und wohnten bei einem Kaufmanne aus Wad-Nun, der Handel in Fellen und Datteln trieb, und bei dem wir auch unsere Ladung an den Mann brachten. Die Rückreise, die wir danach antraten, ähnelte in allen Stücken der Hinreise, nur daß wir den Weg dabei etwas weiter nördlich nahmen, und Tekna passirten.

Als wir in unser Lager zurückkamen, fanden wir dasselbe in Trauer versetzt. Zwei junge Leute waren mit einander

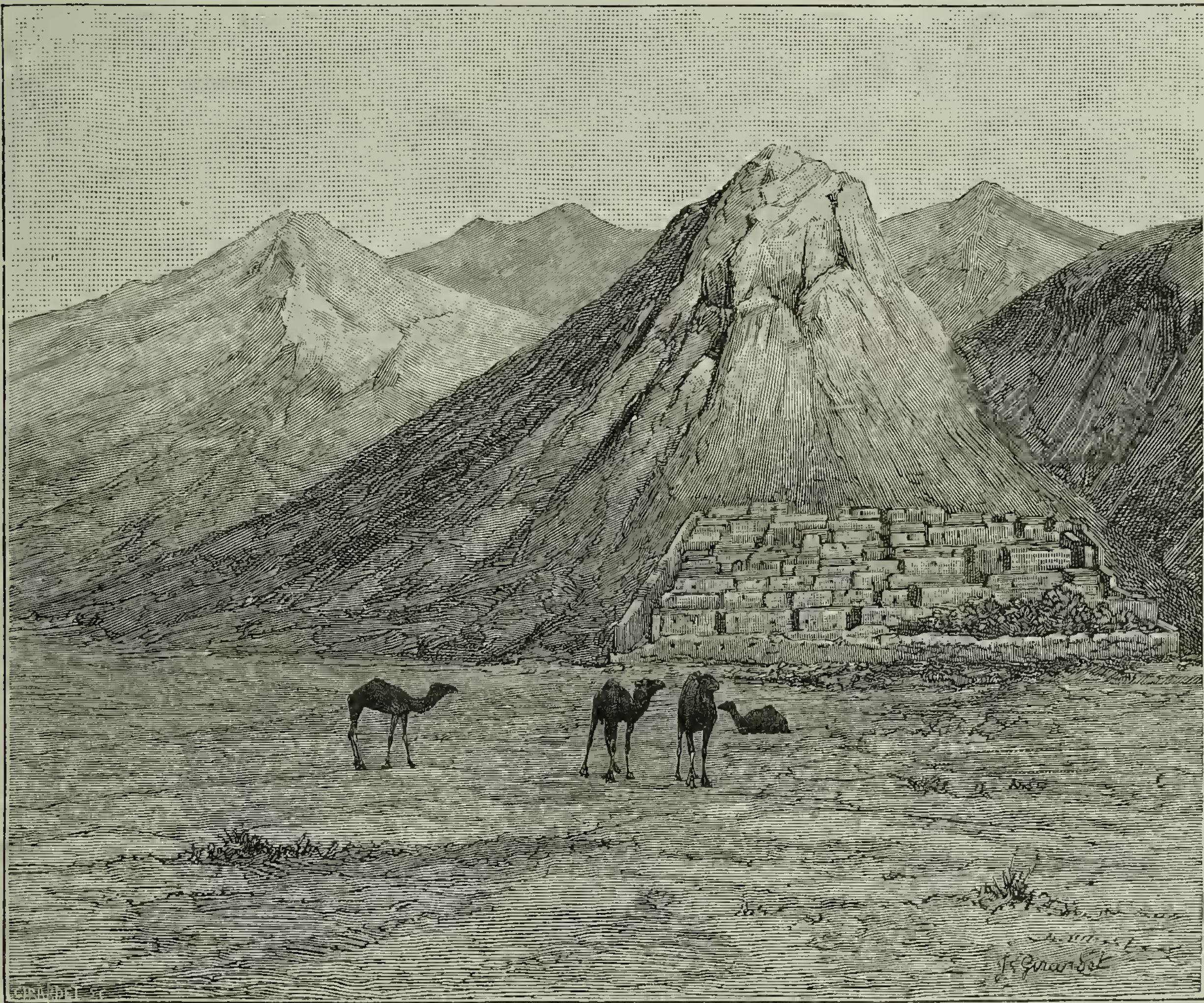
in Streit gerathen, hatten zu den Waffen gegriffen, und einer war tödtlich verwundet worden, während der andere die Flucht ergriffen hatte. Die Frauen klagten, und ein paar Mauren hielten, mit dem Gewehre in der Hand Koranverse betend, die Todtenwache. Das Begräbniß war nicht weniger einfach, als das Leben im Lager ist. In seine Kleider gehüllt, wurde der Leichnam auf ein Kameel geladen, in einer kleinen Entfernung von den Zelten wurde ein Grab gegraben, und in dieses wurde der Todte hineingesenkt, das Gesicht gegen Osten gewandt. Dann wurde Sand über ihn hinweggeschüttet, und ein einziger Stein am Kopfende diente ihm als Denkmal. Die ihm das Geleite gaben, recitirten auf dem ganzen Wege die entsprechenden Koranverse.

Einige Tage später rief Ibrahim seine Stammesgenossen zusammen, um meine Verlobung mit Eliasise zu feiern. Er ließ vier Hammel schlachten, man sang, man tanzte, und ein Thaleb pries mich in einer langen Rede glücklich, daß es mir nach so vielen überstandenen Gefahren vergönnt sein sollte, mein übriges Leben zwischen der reizenden Eliasise und den Kameelheerden zu verbringen.

Am nächsten Morgen wurde dann endlich der Marsch gegen Wad-Nun angetreten. Begleitet wurden wir von einer Anzahl Stammesgenossen, die in Glimim junge Kameele verkaufen wollten, so daß unsere Karawane alles in allem aus 20 Leuten und 35 Kameelen bestand.

Das Land zwischen dem Sagiat-el-Hamra und dem Wad-Draa zeichnet sich vor anderen Gegenden der Sahara dadurch aus, daß es von vulkanischen Bildungen durchsetzt ist, und es erhält dadurch einen ganz eigenthümlichen Charakter.

Nachdem wir den Wad-Drâa erreicht und durchfuhrtet hatten — den ersten Sahara-Fluß unter denen, die ich zu sehen bekam, der wirklich Wasser enthielt — kamen wir nach dem ersten südmarokkanischen Dorfe, Namens Ksar-el-Abiar. Mit welcher Freude ich diese kleine Häusergruppe begrüßte, vermag ich nicht zu sagen. Das Land umher war freilich immer noch unwirthlich und öde genug, und der ganze Baumwuchs, den ich erblickte, bestand aus ein paar Berberfeigen. Nichtsdestoweniger glaubte ich einen Vorgeschmack der Civilisation zu empfinden, und der Wüste und ihrem wilden Nomadenleben glaubte ich hier Valet sagen zu dürfen. In der Ferne zwischen den Bergen winkten mir nun die fruchtbaren Thäler und die zahlreichen Dörfer des gesegneten Sus.



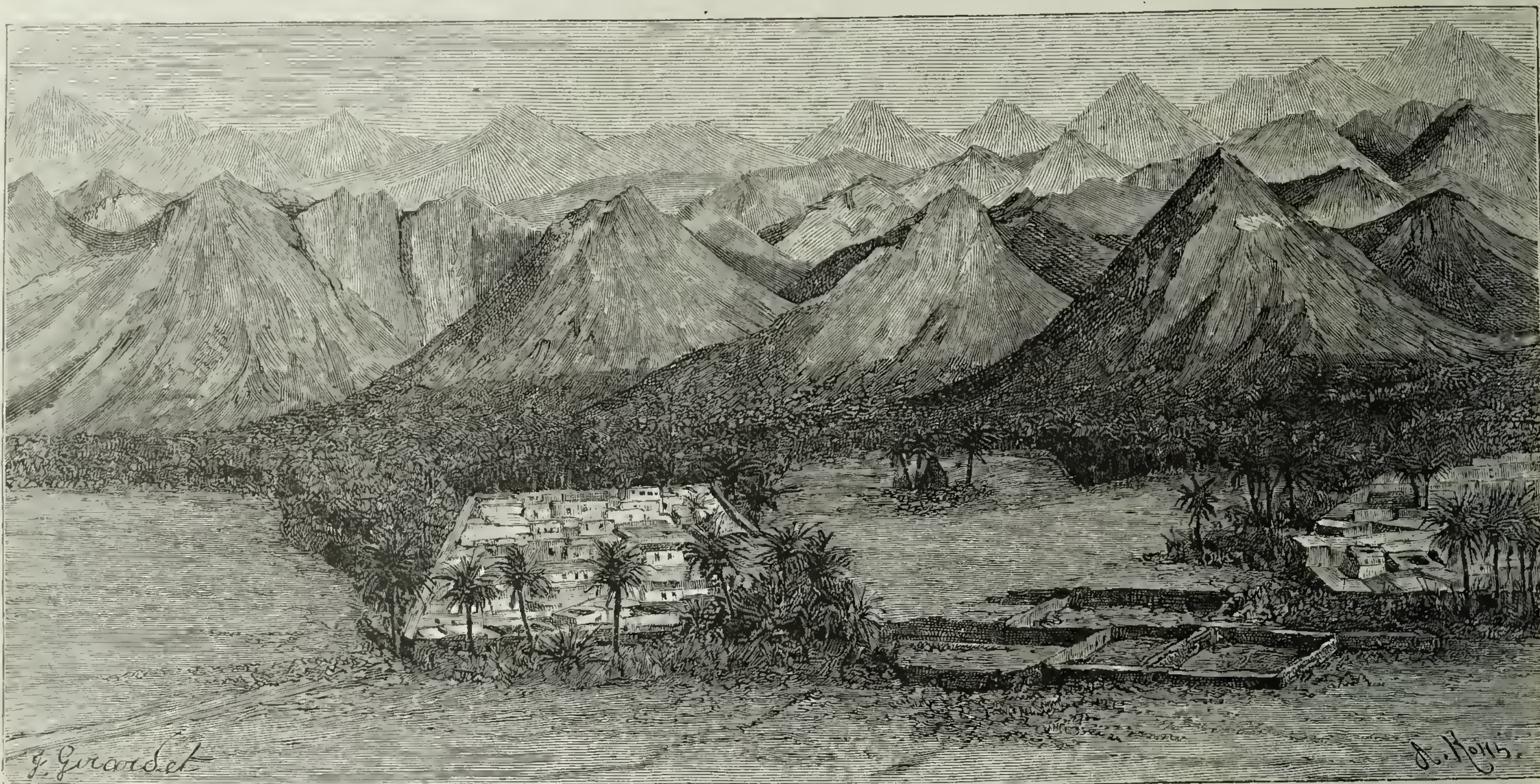
Ksar-El-Abiar.

Gleich nach unserer Ankunft in Glimim geleitete mich Ibrahim zu dem Kaid Dagman-Uld-Beyruk, stellte mich ihm als Moslim vor, und setzte ihm die Gründe auseinander, die mich veranlaßten, in meine Heimath zurückzukehren. Kaid Dagman hegte nicht das geringste Mißtrauen gegen mich, sondern behandelte mich mit großer Gastfreundschaft, und ich nahm also in seiner Stadt von Ibrahim und meinen anderen Begleitern Abschied.

In Glimim durfte ich allenthalben frei umhergehen. Die Stadt liegt an einem Hügelhange, inmitten frischen Gartengrüns, und seine Doppelmauer besitzt fünf Thore. Die Juden bewohnen wie in allen anderen mohammedanischen Städten ein besonderes Stadtviertel, aber sie scheinen sich hier einer besseren Achtung zu erfreuen als anderweit in Marokko. Jedes Jahr wird eine große Messe in Glimim abgehalten, zu der die Sahara-Nomaden herbeiströmen, um ihre Einkäufe zu machen.

Man kann überhaupt sagen, daß die Bewohner des Wad-Nun in jeder Beziehung die Vermittler zwischen den Berbern des Sus und den Nomaden bilden. Sie sprechen dieselbe Sprache wie die letzteren und kleiden sich auch in dieselbe Tracht. Die Landschaft untersteht seit langer Zeit der Familie Uld-Beyruk's, und sie bewahrte früher dem Sultanat Marokko gegenüber erfolgreich ihre Unabhängigkeit, bis sich der Kaid im Jahre 1886 vollkommen Muley-el-Hassan unterwarf, und seine Hauptstadt eine starke marokkanische

Besatzung erhielt. Die Regierung Uld=Dagman's ist eine rein patriarchalische, der geringste Wad=Nuni hat freien Zutritt zu ihm, täglich giebt er unter dem Vordache seines Hauses Audienz, und er waltet sowohl über die häuslichen Bedürfnisse



Auf der Grenze zwischen Sus und Wad=Nun.

Glimim, die Hauptstadt von Wad=Nun.

als auch über die Staatsangelegenheiten persönlich. Ich sah ihn z. B. den Hufbeschlag seiner Maulthiere und Esel persönlich leiten. In seinen Lebensgewohnheiten ist er so einfach als nur denkbar, obgleich er für sehr reich gelten muß.

Nach einigen Ruhetagen in der Stadt Uld=Beyruk's gab ich ihm meine Absicht, weiter zu reisen, zu erkennen, und ungesäumt sandte er mir ein Reitthier nebst einem Soldaten, der mir als Führer dienen sollte. Ebenso gab er mir eine „gilabia“ — ein langes, weißwollenes Gewand —, damit ich dieselbe statt meiner Fellkleidung anlegte, und er empfahl mir an, seinen Bruder Abidin aufzusuchen, der sich gerade bei dem Sultan befand.

Zwei Stunden von Glimim erreichten wir Aït=bu=Amram und damit zugleich die ostwestlich streichende Bergkette, die Wad=Nun von dem Sus trennt. Es war eine herrliche kleine Oase, die dem Wasserlaufe des Wad=Om=Elaxaer ihr üppiges Palmengrün verdankt. Ich stieß daselbst auf eine Anzahl Berber, unter denen einige Arabisch sprachen, so daß ich mich mit ihnen unterhalten konnte. Sie äußerten offen ihre Unzufriedenheit mit der Annexion ihres Landes an Marokko, schienen auch nicht sehr fanatisch zu sein und durchaus keine Abneigung gegen die Europäer zu hegen. Sie sagten mir, daß sie wohl ganz gern auch nach Algerien gehen würden, und ich bin überzeugt, daß sie es mit großem Gleichmuth aufgenommen haben würden, wenn ich ihnen offenbart hätte, daß ich ein Christ sei. Bis zum Jahre 1886 hatte das Sus eine förmliche Republik gebildet, indem jede Kabyle sich ihren Scheikh wählte, wie sie wollte, und indem sie weder Zehnten noch sonstige Abgaben zahlten. Jetzt war das aber alles ganz anders geworden.

Nun ging es durch die Gebirgsgegend von Aït=bu=Amram, die den reichsten und wichtigsten Theil des Sus



Oase im Aït=Bu=Amram.

bildet, und wo der Sultan angeblich bei Erckschisch ein Silberbergwerk betreiben läßt. Es giebt daselbst allerwärts Quellen und Bäche, die Felder tragen gute Ernten, und die Dörfer liegen dicht bei einander und sind von fleißigen Menschen bewohnt.

Von Agln und Massa an führte mein Weg nahe an der Küste hin, dann durchquerte ich das herrliche Thal des Wad Sus, und so kam ich nach Agadir, das am Fuße des Atlas und an einem prächtigen Naturhafen liegt. Beim Kap Ghir umging ich hierauf das Atlas=Gebirge, um an dessen Fuße durch die Provinzen Haha und Uled=bu=Sba nach der marokkanischen Hauptstadt Marakesch zu gelangen. Hier suchte ich alsbald den Scheikh Abidin auf.

Gleichzeitig mit mir war unter der Führung von Sir Kirby Green eine englische Gesandtschaft in Marakesch eingetroffen und der Zufall wollte es, daß einer von den englischen Herren — ein Herr Ferguson — im Hause Abidin's erschien, indem ich mit diesem letzteren im Gespräch begriffen war. Ich war aufs höchste überrascht, als ich den jungen Europäer sah, und konnte meine Bewegung so schlecht verbergen, daß dieser sofort den Christen in mir erkannte und mich als solchen ansprach. Nicht befürchtend, daß mir angesichts von Europäern noch irgend welche ernstliche Gefahr drohen könnte, offenbarte ich jetzt mein Geheimniß, und ich erfuhr dagegen, daß man mich in Europa todt oder gefangen glaubte, und daß der französische Konsul Lacosta einen eingeborenen Boten abzusenden im Begriffe war, um über meine Auslösung zu verhandeln. Auf die Einladung des Herrn Ferguson (der die Gesandtschaft zu seinem Vergnügen begleitete) begab ich mich sodann mit

nach dessen Wohnung, die aus einem Zelte inmitten eines schönen Gartens bestand, und dort plauderten wir bei einer Tasse Thee noch lange über die Abenteuer meiner Reise und die Neuigkeiten aus Europa. Dann schlug mir mein neuer Freund vor, mich bei der englischen Gesandtschaft einzuführen, und als ich auf den schlechten Zustand meiner arabischen Kleidung hinwies, lieh er mir sein eigenes marokkanisches Gewand, dessen Weichheit mir ganz wunderbar vorkam. So ritten wir zusammen nach dem Palaste der sogenannten „Mammnia“, der den europäischen Gesandten zur Wohnung zu dienen pflegt.

Herr Kirby Green empfing mich sehr herzlich, denn er hatte viel von mir sprechen hören, auch Lady Green hieß mich willkommen, und ich verbrachte einige sehr schöne Stunden auf der englischen Gesandtschaft. Vor dem Abschiednehmen sagte mir der Gesandte noch, daß ich mich in Marakesch nicht in Sicherheit glauben dürfe, und daß ich besser thäte, die Gastfreundschaft, die mir seine Gattin anbiete, anzunehmen. Ich dankte aber und erklärte, daß ich es vorziehen müsse, meine Rolle als Muselmann bis an die Küste zu spielen.

So kehrte ich also zu meinem Wirth Abidin zurück. Derselbe empfing mich mit einem Lächeln der Verachtung und antwortete auf meine Begrüßung nichts weiter als „Christ!“ Und als ich ihn erstaunt ansah, sagte er: „Ja, du bist ein Christ und hast uns betrogen. Ein Moslim nimmt keine Geschenke von den Ungläubigen, er besucht sie nicht in ihren Häusern, und er trinkt keinen Thee aus ihren Gläsern. Du bist ein Ungläubiger.“ Auf meine Einwendungen antwortete er kein Wort weiter, als ich mich aber anschickte, sein Haus zu verlassen, vertraten mir auf seinen Wink zwei Sklaven den Weg. Es waren zwei riesige Sudanneger, mit starken Muskeln und bestialischen Gesichtern. Angesichts ihrer blieb mir nichts übrig, als mich zurück zu wenden zu Abidin und ihm die Verwünschung zuzurufen, die ich oft genug gehört hatte: „Verflucht sei der Tag, an dem du geboren wurdest!“

Die Nacht, die nun folgte, wurde mir ziemlich lang, ich wiegte mich aber in meinen Träumen von Europa und der Rückkehr in die Heimath und schlummerte schließlich ein. Plötzlich wurde ich unsanft geweckt, und vor mir standen fünf Neger, mit Säbeln an der Seite. Ich erhob mich und mußte wohl oder übel folgen. Der Marsch ging hinter einem Fackelträger her, durch eine Reihe von krummen und finsteren Straßen, in denen wir wiederholt über schlafende Bettler stolperten; endlich kamen wir bei dem Dar-el-Maghsen in einer Dependenz der Wohnung des Kaids der Kasbah an. Durch einen Gang hindurch und über mehrere Höfe hinweg brachte man mich hier in einen niedrigen und feuchten Raum des Erdgeschosses, dessen ganzes Ameublement in einer alten Binsenmatte und einem Wasserkruge bestand. Hier erwarteten mich beim spärlichen Scheine einer Oellampe zwei Kerle, bei deren Anblick ich zitterte. Sie hielten in ihrer Hand einen Hammer und schwere Eisenketten, und nachdem man mich gezwungen hatte, mich niederzulegen, schmiedete man mir zum zweiten Male unzerreißbare Fesseln an die Füße. Dann verließ mich die Häscherbande, die schwere Thür schloß sich, und ich glaubte mich in meinem Grabe zu befinden. Alle die schönen Träume von der Heimath waren wieder dahin. Ich begriff da, wie das Haar eines Menschen in wenigen Stunden ergrauen kann.

Als es Morgen wurde, weckte mich das Rasseln der Schlüssel an meiner Kerkerthür aus meinem dumpfen Brüten, und es traten drei Menschen herein: zwei Soldaten und ein Mann mit europäischem Gesicht. „Wer seid ihr?“ fragte mich der letztere in gutem Französisch. „Man hat mir gesagt, ein Franzose.“ „Das ist richtig“, antwortete ich, „und ihr, seid ihr nicht ein Landsmann von mir?“ „Beinahe, denn ich stamme aus Belgisch-Luxemburg. — Warum hat man euch in Fesseln gelegt?“ sagte er. „Der Sultan pflegt dies mit Europäern nur im äußersten Falle geschehen zu lassen. Habt ihr irgend ein Verbrechen begangen?“ — Ich erzählte ihm, daß ich Süd-Marokko als Reisender besucht habe, und daß der Sultan vielleicht fürchte, daß ich ein Spion sei. Das letztere bestätigte der Mann, und zugleich erklärte er mir, daß er gekommen sei, um mir so viel als möglich nützlich zu sein. Er sei Waffenschmied und Deserteur aus der algerischen Fremdenlegion, und nach mancherlei Abenteuern und Strapazen sei er durch das Rif nach Fez und Marakesch und in das Lager des Sultans gekommen, in dem er sein Metier ausübe und ziemlich heimisch geworden sei. Er erklärte sich bereit, mir zur Flucht zu verhelfen. Ich sah aber einen einfacheren Weg in der Intervention des englischen Gesandten, und bat deshalb den Mann, zu Sir Kirby Green zu gehen, und diesen über meine Lage zu unterrichten.

Das übrige ist einfach: Sir Kirby Green begab sich sofort zum Sultan, verlangte von diesem meine Freigebung, und seine Schritte waren auch von einem augenblicklichen Erfolge begleitet. Mit den Herren von der englischen Gesandtschaft und dem belgischen Renegaten, dem ich Repatriation auswirkte, gelangte ich dann nach Mogador, wo mir unser Konsul Lacoste jede weitere Förderung zu Theil werden ließ, und über Safi und Masagan kehrte ich nach Europa zurück.

Die Aufhebung der Sklaverei in Brasilien.

Von Dr. W. Breitenbach.

Aus Brasilien kam in der ersten Hälfte des Monats Mai die frohe Botschaft von der sofortigen, bedingungslosen Aufhebung der Sklaverei. Das Mitte März dieses Jahres ans Ruder gekommene Uebergangs-Ministerium Alfredo hatte dem Parlament einen diesbezüglichen Gesetz-Entwurf vorgelegt; derselbe wurde am 9. Mai von der Deputirten-Kammer und am 14. Mai vom Senat angenommen. Noch an demselben Tage gab die Regentin Dona Isabella als Stellvertreterin des noch immer in Europa weilenden schwer kranken Kaisers Don Pedro II. durch ihre Unterschrift dem Gesetz ihre Sanction. Die Bevölkerung der stolzen und schönen Kaiserstadt Rio de Janeiro begrüßte mit lautem Jubel diese große menschenfreundliche That des Parlamentes, und dieser Jubel pflanzte sich fort in alle Provinzen des weiten Kaiserreiches und fand seinen Wiederhall in der ganzen gebildeten Welt. Die sofortige,

bedingungslose Aufhebung der Sklaverei in Brasilien im Mai 1888 ist eine That, welche mit goldenen Lettern ins Buch der Geschichte eingetragen zu werden verdient. In Nord-Amerika konnte die Befreiung der Schwarzen vom Joche der Sklaverei nur durch einen blutigen Bürgerkrieg und unter den größten Opfern an Gut und Menschenleben bewirkt werden. In dem in Europa, namentlich auch in Deutschland so sehr verrufenen und vielfach verkannten Brasilien wird das gleiche hohe Ziel erreicht auf friedlichem Wege, ohne Revolutionen und Bürgerkrieg, ohne Blutvergießen, vielmehr durch einen wohlüberlegten Beschluß des Parlamentes und in voller Uebereinstimmung mit dem Willen und Wunsche der großen Mehrheit des Volkes. Ein solcher friedlicher Sieg aber steht uns höher als blutige Errungenschaften; die Civilisation, die Kultur der Menschheit nehmen sich besser aus im Zeichen des Friedens denn im Zeichen des Krieges, des Blutes. Daß ein solches Gesetz im brasilianischen Parlamente schnell und mit großer Majorität Zustimmung finden konnte, beweist, daß die Vertreter des brasilianischen Volkes in Deputirten-Kammer und Senat wohl im Stande sind, große und schwierige sociale und wirthschaftliche Aufgaben im Geiste unserer Zeit zu lösen.

Das jetzige Sklaven-Befreiungs-Gesetz ist die letzte Etappe eines langen, mühsamen Weges, auf den es sich verlohnt, einen flüchtigen Blick zu werfen. Die Sklaverei in Brasilien ist alt. Bereits unter der portugiesischen Kolonialherrschaft fand eine massenhafte Einfuhr von Negersklaven aus Afrika statt und diese wurde noch größer, nachdem durch ein Gesetz vom 6. Juni 1755 den Eingeborenen des Landes mit Ausnahme einiger besonders wilder Stämme (z. B. Botokuden) die Befreiung von der Sklaverei zugesichert worden war. Die Botokuden wurden erst im Jahre 1831 für frei erklärt. Der Handel mit Negersklaven nahm naturgemäß immer größere Dimensionen an, denn auf den nach und nach an Zahl zunehmenden Plantagen, in den wachsenden Städten ꝛc. wurden immer mehr Arbeitskräfte gebraucht. Mit List oder Gewalt holte man die armen Menschen aus Afrika oder kaufte sie für wenig Geld von den Negerhäuptlingen. Niemand weiß zu sagen, wie viel Neger im Laufe der Jahre nach Brasilien geführt worden sind, wie viele in den Sklavenschiffen eines elenden Todes gestorben, wie viele an Gewaltthätigkeiten ihrer Herren und Aufseher, durch Hunger oder durch die furchtbaren Bluthunde zu Grunde gegangen sind. Schwer drückte die Sklavenkette die Neger auch in Brasilien, wenn auch im allgemeinen die Behandlung derselben hier eine ungleich humanere gewesen ist, wie z. B. in Nord-Amerika oder in den spanischen Ländern.

Der afrikanisch-brasilianische Negerhandel dauerte bis zum Jahre 1831. Dank dem energischen Vorgehen Englands wurde in dem genannten Jahre dieser Handel untersagt. Natürlich lebte er trotz dieses Verbotes noch eine Zeit lang fort, noch manches Sklavenschiff wurde auch nach 1831 noch von englischen Kreuzern abgefangen und vernichtet. Allmählich aber hörte er doch gänzlich auf, dagegen blühte der Sklavenhandel im Inneren des Landes ruhig weiter, bis in die letzten Jahre hinein, wo eine hohe Steuer auf den An- und Verkauf von Sklaven, sowie auf den Handel mit solchen von Provinz zu Provinz gelegt wurde.

Da die Kinder der Sklavinnen in Brasilien ohne Ausnahme dem Stande der Mutter zu folgen hatten, so nahm nach 1831 die Sklaverei trotz des Aufhörens der Einfuhr neuer Sklaven auf dem Wege natürlicher Vermehrung immer noch zu. Infolge der vielfachen Blutmischungen aller Abstufungen zwischen Schwarzen und Weißen gab es nicht nur schwarze Sklaven, sondern auch braune, gelbe, fast weiße, bei denen man kaum die Abstammung von Negern erkennen konnte.

Ein großer Schritt vorwärts auf dem Wege zur Abschaffung der Sklaverei geschah im Jahre 1871 kurz vor der Reise des Kaisers nach Europa. Das liberale Ministerium Rio Branco legte dem Parlament ein sogenanntes Abolitions-Gesetz vor. Nach demselben sollten vom Tage der Annahme des Gesetzes an alle von Sklaven geborenen Kinder frei sein; bis zu ihrer Großjährigkeit sollten die Kinder bei der Mutter, resp. dem Herrn derselben bleiben, nachher könnten sie thun und lassen, was ihnen beliebte. Außerdem sollte ein staatlicher Emancipations-Fonds gegründet werden, aus dessen Mitteln nach bestimmten Grundsätzen Sklaven losgekauft werden sollten. Am 28. September 1871 nahm die Kammer dieses sehr weise Gesetz Rio Branco's unter dem endlosen Jubel der Bevölkerung von Rio de Janeiro an. In der Hauptstadt wurden großartige Festlichkeiten veranstaltet, die viele Millionen gekostet haben; in allen Städten und Ortschaften des Reiches wiederholten sich dieselben in mehr oder minder großartiger Weise.

Das September-Gesetz vom Jahre 1871 hatte die Wirkung, daß ein allmähliches Aussterben der Sklaverei stattfand. Abgesehen von der Beihülfe des gleich näher zu besprechenden Emancipations-Fonds konnte man ziemlich sicher annehmen, daß Brasilien beim Beginn des kommenden Jahrhunderts sklavenfrei sei, und zwar sklavenfrei geworden durch einen klugen gesetzlichen Act, ohne daß ein Bürgerkrieg ausgebrochen wäre, ohne Verluste an Gut und Menschenleben, und ohne eigentliche Schädigung selbst der Sklavenhalter. Diese allmähliche Beseitigung der Sklaverei sollte nach dem Willen der Regierung und der Volksvertretung noch unterstützt und beschleunigt werden durch den Emancipations-Fonds. Dieser Fonds entstand aus den Erträgnissen einer jetzt eingeführten Sklaventaxe, aus den Einkünften von Staatslotterien und einer Steuer auf den Verkauf von Sklaven. Bis zum Jahre 1882 sollen aus diesem Fonds etwa 15 000 Sklaven mit einem Kostenaufwand von fast 30 Millionen Mark freigekauft worden sein. So verschwindend klein die Zahl der freigekauften Sklaven erscheint, so groß ist die für dieselben gezahlte Summe. Für den mit brasilianischen Verhältnissen auch nur oberflächlich Bekannten ist das leicht erklärlich. Es handelte sich um die Verwendung öffentlichen Geldes, und da ist in Brasilien die größte Mißwirthschaft an der Tagesordnung. Für alte, unbrauchbare, vollkommen arbeitsunfähige Sklaven, die nur einen Werth von wenigen Mark hatten, wurden Tausende bezahlt. Die Besitzer solcher Unglücklichen hatten die beste Gelegenheit, die ihnen zur Last fallenden Schwarzen los zu werden und sich selbst dabei auf Kosten des Staates zu bereichern. Mochten die armen unglücklichen, arbeitsunfähigen Neger sehen, wie sie fertig wurden! Aus dieser Verschleuderung der Gelder des Emancipations-Fonds wird das massenhafte Umherlungern alter Neger und Negerinnen in den brasilianischen Städten erklärlich.

In dem ganzen Zeitraum von 1871 bis 1882 hat sich die Zahl der Sklaven von 1 542 130 auf 1 346 648 vermindert; davon entfallen nach den officiellen Angaben 132 777 auf Todesfälle, so daß die Zahl der in 10 Jahren freigekauften und freiwillig freigelassenen 142 805 beträgt. Diese letztere Zahl, in der die oben erwähnten 15 000 durch den Emancipations-Fonds losgekauften enthalten sind, wirft ein helles Licht auf die öffentliche Wohlthätigkeit in Brasilien, deren Bethätigung vom nächsten Jahre ab eine geradezu staunenswerthe wird. Vom Jahre 1883 ab kommt nämlich ein ganz neuer Zug in die Bewegung;

den Anstoß dazu gab die kleine Provinz Ceará. Hier war es gelungen, durch die von Vereinen und Privatpersonen gesammelten und hergegebenen Gelder die Thätigkeit des Gesetzes von 1871 und die freiwillige Freilassung von Sklaven so zu unterstützen, daß am 25. März genannten Jahres dem letzten Sklaven der Provinz die Freiheit geschenkt werden konnte! Die Nachricht hiervon breitete sich schnell aus und fachte eine allgemeine Abolitionsbewegung an, deren schließliches Resultat das Gesetz vom Mai dieses Jahres ist. Alle Provinzen wollten das Beispiel Cearás nachahmen. Junge, ehrgeizige Schriftsteller und Redner, die sich schnell und mühelos Namen und Stellung erwerben wollten, priesen in Wort und Schrift die Abschaffung der Sklaverei als ein höchst verdienstvolles Werk, Zeitungen eröffneten Sammellisten zur Begründung von Emancipationsfonds, besondere Emancipationsvereine sammelten Geld zum Loskauf von Sklaven, Konzerte und Theatervorstellungen wurden zu gleichem Zweck veranstaltet. Auf den Gegenstand bezügliche Schauspiele wurden verfaßt und aufgeführt, in denen auf der Bühne einem Sklaven unter dem brausenden Zujauchzen der Zuschauer der Freibrief übergeben wurde. Kein Tag verging, an dem man nicht in den Zeitungen las, Herr So und so habe bei Gelegenheit seines Geburtstages oder der Hochzeit seiner Tochter einigen seiner Sklaven die Freiheit geschenkt. Die Redaktion lobte den Herrn als sehr menschenfreundlich und forderte zur Nachahmung auf.

Freilich wurde auch in dieser begeisterten Zeit viel Unfug getrieben. Leute, die sich einen Namen machen wollten, schenkten armen, alten, arbeitsunfähigen Sklaven die Freiheit, um sie nicht mehr unterhalten zu müssen, die vermeintlichen Menschenfreunde entpuppten sich bei näherem Zusehen nur zu oft als elende Schurken. Auch wurden die gesammelten Gelder vielfach ebenso verschleudert wie die des staatlichen Emancipationsfonds. Ist es doch vorgekommen, daß Sklaven mehrere Male freigekauft worden sind! Wir wollen auf diesen Schwindel, der in Brasilien nichts Auffallendes ist, nicht weiter eingehen. Jedenfalls wurde in den nächsten Jahren viel erreicht. Mit Riesenschritten nahm die Sklaverei ab, so daß am 30. März 1887 nur noch 723 419 vorhanden waren, d. i. in fünf Jahren eine Abnahme um 623 229. Durch das neue Gesetz werden also wohl etwa 600 000 Sklaven frei geworden sein.

Seit 1883 stand die Aufhebung der Sklaverei in der ersten Reihe der innerpolitischen Fragen Brasiliens, die öffentliche Meinung forderte dieselbe, und kein Ministerium konnte umhin, zu dieser Angelegenheit Stellung zu nehmen. Die Ministerien der letzten Jahre (Dantas, Saraiva, Cotegipe) haben sich — oft contre coeur — mit derselben befassen müssen, konnten aber für ihre Vorlagen keine Majorität erlangen, da sie nicht die sofortige und bedingungslose Abschaffung der Sklaverei forderten, sondern dieselbe erst im Jahre 1890 resp. 1895 beseitigt wissen wollten, und auch dann nur unter dem Vorbehalt, daß die Sklaven vor ihrer endgültigen Freilassung noch drei bis fünf Jahre gegen Lohn bei ihren bisherigen Herren zu arbeiten gezwungen sein sollten.

Die Forderung der Aufhebung der Sklaverei ist eine liberale. Es ist bezeichnend, daß die letzten Ministerien, die sämmtlich konservativ waren, doch dieser Angelegenheit sich widmen mußten und die Frage sogar unter einem konservativen Ministerium zum Austrag gebracht wurde. So mächtig überwog der Volkswille die konservativen Parteiforderungen und die Wünsche der Sklavenhalter in den Kaffee-Provinzen des Kaiserreiches. So unbedeutend der jetzige Ministerpräsident João Alfredo auch sein mag, sein Name wird in der Geschichte Brasiliens und der Civilisation unvergessen bleiben, neben dem Rio Branco's, der den ersten energischen Anstoß zur Aufhebung der Sklaverei gab. Derjenige Mann aber, der beide Male seinen ganzen Einfluß zu Gunsten der Erleichterung des Looses der Sklaven in die Wagschale geworfen hat und so zur Erreichung des von ihm unentwegt im Auge behaltenen großen Zieles wesentlich beigetragen hat, das ist der Kaiser Don Pedro II., dem daher der Maibeschluß seines Parlamentes zur ganz besondern Genugthuung gereichen muß. Wir aber können das brasilianische Volk zu der großen That seines Parlamentes nur aus vollem Herzen beglückwünschen und wir freuen uns, daß es gelungen ist, die Sklaverei, diesen Schandfleck unseres Jahrhunderts, auf dem Wege ruhiger, friedlicher Entwickelung zu beseitigen. Möge der Beschluß des brasilianischen Parlamentes der Anstoß zu einem neuen wirthschaftlichen Aufschwunge des großen, reichen, südamerikanischen Kaiserstaates sein!

Kürzere Mittheilungen.

Die Gebirge Südfrankreichs.

In der Berliner Geographischen Gesellschaft entwarf Dr. Fritz Frech am 2. Juni ein Charakterbild von den Gebirgen Südfrankreichs. Wie die Bewohner Südfrankreichs in allen ihren Eigenthümlichkeiten zu denjenigen Nordfrankreichs in einem scharf ausgesprochenen Gegensatze stehen, so ist dies auch der Fall mit der geographisch-geologischen Natur des Landes. Man kann daselbst drei Haupt-Ausbildungsformen der Landschaften unterscheiden: diejenigen des Alpen-Hochgebirges und seiner Vorberge, diejenigen des sogenannten Centralplateaus und diejenigen der Tiefebene. Letztere bestehen vorherrschend aus marinen Sedimenten, und nur in dem Rhonebecken nehmen junge fluviatile Bildungen einen größeren Raum ein, wie denn an der Rhonemündung noch heutigen Tages alljährlich ein Landstreifen von 57 m Breite durch die Stromablagerungen neu geschaffen wird. Wo künstliche Bewässerung durch Kanäle möglich ist, da ist die Rhoneebene reich bebaut und dicht bevölkert, anderwärts aber ist sie eine halbe Wüste. — Während die südfranzösischen Alpen ihre geologische Jugend schon durch ihre schroffen Formen verrathen, so thut sich das hohe geologische Alter des Centralplateaus durch die starke Abgeschliffenheit desselben kund. In der Karbonzeit war auch das Centralplateau alpin in seinem Charakter, seither haben aber die Atmosphärilien das Gebirge so durchgreifend umgestaltet, daß davon so gut wie nichts mehr übrig geblieben ist. Die von Südsüdwest nach Nordnordost streichenden Züge sind heute stark verebnet, und der Wechsel der Formen

ist nur durch die Erosion und durch jüngere Vulkanausbrüche bedingt, sowie hier und da durch nachträgliche Versenkungen. Urgestein — Geiß, Granit und alte Schiefer — setzen das Gebirge im wesentlichen zusammen. Die ausgedehnte Kalkzone, die sich daran anlehnt, zeigt sich sehr vegetationsfeindlich, sie besitzt Quellen nur in ihren cañonartig eingeschnittenen Thälern, die das Gesammt-Plateau in eine große Zahl von Einzelplateaus gliedern. Der Südhang der Kalkzone ist durch einen geologischen Abbruch steil, der Nordhang dagegen sanft. Auf der Höhe des Plateaus sucht man den Wassermangel durch Cisternen in wenig erfolgreicher Weise zu bekämpfen. — Die Vulkankegel sind als eine junge Verzierung der alten Gegend anzusehen, sie sind besonders zahlreich in der Auvergne und gehen dort Hand in Hand mit kohlensäurehaltigen Quellen, übrigens finden sich aber vulkanische Kegel und Decken bis an die Küste hin, und bei Agda wurde dadurch Veranlassung zu einer Nehrung gegeben. — In den südfranzösischen Alpen zeigt sich die ungleiche Denudation in ihrer ganzen Gewalt. Vor kleinen Rinnsalen lagern ähnlich wie im Vintschgau ungeheure Schuttkegel, und ausgedehnte Muren bedecken mit ihrem lockeren Gebirgsschutte blühende Kulturen. Zum Theil liegt die Wurzel dieses Uebels in der schlechten Forstkultur, an der Südfrankreich so lange gekrankt hat. In den südfranzösischen Alpen hat die Kulturfläche ebenso- wie die Bevölkerungszahl erschreckend abgenommen — die letztere in den Jahren 1836 bis 1866 um 25 000 Köpfe. Erst in neuerer Zeit hat man den Kampf mit den Wildwässern in systematischer Weise aufgenommen, indem man Thalsperren in denselben angebracht und die Aufforstung der Gebirgshänge begonnen hat. Die Thalsperren im großen Maßstabe haben sich nicht bewährt, wohl aber die kleinen Sperren, die hoch oben in der Nähe der Quellen beginnen, und dann in großer Zahl hinab steigen, um den ganzen Abfluß zu verlangsamen. Der Waldbaum, welcher mit dem besten Erfolge angepflanzt wird, ist die Eiche. — Die Bergzüge der Provence sind in geologischer Beziehung sehr eigenartig, im wesentlichen stellen sie aber ein Urgebirge dar, das sich gleichzeitig mit den Alpen gebildet hat.

Vom Yang-tse-Fluß [1].

Für denjenigen, welcher die Zustände des östlichen Asiens zum Gegenstande seiner Studien gemacht, bringt ein neues Buch über diesen Gegenstand häufig eine gewisse Enttäuschung. So groß die Zahl der Bücher ist, welche sich mit denselben beschäftigen, so bleiben sie meistens doch in schon betretenen Bahnen. Nicht so das Buch von Little. Englischer Gewohnheit gemäß hat der Verfasser seinen Stoff nicht geordnet, er will nur die in seinem Tagebuch in flüchtigen Zügen niedergelegten Eindrücke etwas dauernder gestalten; er schreibt angenehm, erhebt sich weit über den gewöhnlichen „globe trotter" und weiß seinen Aufzeichnungen auch einen wissenschaftlichen Werth zu geben; er ist auf mehr als einem Gebiete zu Hause und spricht über manches seine Ansicht offener aus, als man dies erwarten sollte; so beispielsweise über die Verbreitung des alten neben dem neuen Testament unter den Chinesen, über die Opiumfrage und anderes. Wir wollen hier weder ein Inhaltsverzeichniß noch einen Auszug aus seinem Werke geben, sondern dasselbe nur in einer Hinsicht ins Auge fassen, nämlich kurz andeuten, wie er über den Handel und die Entwickelung Chinas denkt.

Er beginnt seine Betrachtung mit einer Uebersicht über die Zustände des Landes, dessen Bewohner so lange gekämpft haben, um sich vor der Vermischung mit den Fremden zu bewahren, und die trotz ihrer ungeheuren Menge die Aufgabe einer größeren Anzahl Menschen, im Allgemeinen glückliche Zustände zu bewahren, wenigstens annähernd gelöst haben. China ist, trotz mancher Uebelstände, nicht schlecht regiert; der Kontrast zwischen der bittersten Armuth und dem Protzenthum, in Europa so gewöhnlich, ist hier eine Ausnahme; das Volk ist ruhig, hat Achtung vor dem Gesetz, der Unterricht ist gut, die Kosten der Verwaltung gering, sie werden nur auf zwei Mark per Kopf veranschlagt. Man kann also ihrem Streben, sich gegen die aus dem Westen und aus dem Osten kommenden Fremdlinge abzuschließen, eine gewisse Berechtigung nicht absprechen.

Die Fremden, die in China am zahlreichsten sind — die Missionäre und die Kaufleute — haben daher unwilligen Ohren zu predigen, und beide haben zur Gewalt ihre Zuflucht genommen, sind aber auch mit einander uneins; trotzdem aber muß auf dem eingeschlagenen Wege fortgefahren werden, um die bis jetzt erzielten, immerhin verhältnißmäßig unbedeutenden Erfolge zu vergrößern.

Daß die englische Einfuhr verhältnißmäßig nur unbedeutend ist, braucht nicht durch Zahlen nachgewiesen zu werden, und die Umstände, welche den Handel verhindern, die mögliche Entwickelung zu erreichen, sind etwa folgendermaßen zusammenzufassen: der schlechte Zustand der Verkehrswege, die Vernachlässigung des Bergbaues, die zahlreichen inländischen Zollstationen. Fassen wir diese drei Punkte etwas näher ins Auge, so ergiebt sich, daß der Mangel an guten Verkehrsmitteln den nachtheiligsten Einfluß übt.

Als die Fahrt auf dem großen Fluß 600 (engl.) Meilen weit bis Han-kon frei gegeben wurde, vervierfachte sich der Handel von Shanghai in kurzer Zeit; als späterhin die 400 Meilen lange Strecke bis I-tschang dem Handel eröffnet wurde pflückte man bald die Früchte, trotzdem I-tschang eine arme Bergstadt ist und nur als Zugang zu Szechuen Bedeutung besitzt. Und gerade dieser Zugang ist durch die Umstände erschwert; die Chinesen können sich nicht entschließen, Tschung-king frei zu geben, und die englische Regierung, sagt Little, behandelt sie zu zärtlich. Der Grund, der vorgebracht wird, um die Bedingungen des Vertrages von Tschi-fu unausgeführt zu lassen, daß nämlich die Dschunkenführer ihren Erwerb verlieren würden, obwohl an sich richtig, ist nicht stichhaltig, da die Erfahrung, die man an andern Stellen gemacht hat, deutlich beweist, daß durch Vermehrung des Verkehrs auf den Hauptadern, wenn derselbe auch in fremde Hände übergeht, doch auch die einheimische Schiffahrt in solchem Maße gewinnt, daß schließlich auf den Seitenlinien mehr Leute beschäftigt sind, als vorher je auf der Hauptlinie der Fall war.

Um jedoch einen vollständigen Umschwung herbeizuführen, wäre es nöthig, dem Volke den freien Gebrauch der Mineralschätze zu gestatten; gerade in dem Widerstand, den die Obrigkeit hinsichtlich dieses Punktes zeigt, liegt eine Hauptursache, weshalb der Handel sich nicht entwickeln kann. Es ist einfach eine Schande, wenn in dem 1000 Meilen vom Meere gelegenen I-tschang die Dampfer importirte japanische Steinkohlen brennen müssen, während die Stadt, wie von Richthofen zeigt, am Rande eines der reichsten Kohlenlager der Welt liegt. Wenn man diese Lager, das Eisen, die kostbaren Metalle und die Petroleumquellen richtig exploitiren würde, so würde der Handel eine nie geahnte Entwickelung erfahren.

Die chinesische Regierung ist von traditionellem Mißtrauen gegen Privatunternehmungen erfüllt; die bestehende chinesische Dampfschiff-Gesellschaft und die Gesellschaft zur Ausnutzung der Kaiping-Kohlenwerke arbeiten beide unter den Auspicien der Regierung und die Leiter derselben sind hochstehende Mandarinen. Das Kapital allerdings ist großentheils durch den Handelsstand beschafft, und die Theilnehmer beklagen

---

[1] Through the Yang-tse Gorges; or Trade and Travel in Western-China by Archibald John Little. London, Sampson Low und Co., 1888.

sich bitter über das Ausbleiben der Rechnungslegung und die mageren Dividenden, welche ausbezahlt werden. Man ist denn auch so mißtrauisch gegen derartige Unternehmungen geworden, daß der Handelsstand der Aufforderung der Regierung, das Kapital für den Bau der Eisenbahn von Tientsin nach Taku zu beschaffen, durchaus nicht nachgekommen worden ist, so daß man schließlich doch zu der von europäischen Syndikaten gebotenen Hülfe wird greifen müssen.

Dadurch wird jedoch nichts an der Thatsache geändert, daß die hohen chinesischen Beamten allen Handelsunternehmungen feindlich gegenüberstehen, und wenn es ihnen nicht glückt, Eisenbahnen und Bergwerke nach ihrem eigenen System und mit Hülfe einiger untergeordneter Ausländer anzulegen, so wird das Feld, welches, wie man gehofft hatte, sich fremdem Unternehmungsgeist in China öffnen würde, ein sehr beschränktes bleiben, und die Centralisation der Verwaltung, welche in den letzten Jahren mehr und mehr fortgeschritten ist, endlich zu einer organischen Aenderung der Regierung des Kaiserreiches führen, deren Resultat man nicht vorhersehen kann.

Wenn keine gewaltsame Umwälzung eintritt, muß nach und nach der Wohlstand des Volkes und damit seine Kauffähigkeit zunehmen; wenn wir aber die Zahlen, welche Little mittheilt, betrachten, sehen wir, wie unbedeutend der europäische Handel im Westen, und wie stationär er überhaupt noch ist. Es betrug

		1879	1886
die Einfuhr aus allen Ländern	Pfd. St.	20 557 000	21 870 000
die Ausfuhr nach allen Ländern	Pfd. St.	18 070 000	19 300 000
Insgesammt	Pfd. St.	38 627 000	41 170 000

Die Einfuhr in Shanghai betrug 12 876 000, die Einfuhr in I-tschang nur 347 100 (1886), die Ausfuhr von I-tschang 500 100 Pfund Sterling.

Von den 18 Provinzen Chinas empfangen 12 mit 234 Millionen Einwohnern ihren Bedarf von Shanghai, ebenso die 3 im Westen gelegenen mit $90\frac{1}{2}$ Millionen Bewohnern, während andere 3 Provinzen mit $60\frac{1}{2}$ Millionen zur Deckung ihres Bedarfes auf Hongkong angewiesen sind.

Dem Werthe nach empfing das westliche China 9 Proc. der über Shanghai kommenden Waaren, während die Bevölkerung 27,9 Proc. derjenigen des ganzen auf genannten Hafen angewiesenen Gebietes ausmacht.

Das dritte Hinderniß endlich für die Entwickelung des Handels sind die zahlreichen Zollstationen im Binnenlande. Bis nach I-tschang, 1000 Meilen von Shanghai, geht die Waare, wenn der Einfuhrzoll einmal bezahlt ist, ohne weitere Abgabe; auf den weiteren 400 Meilen bis Tschung-king zählt man aber etwa 12 Zollstationen.

Allerdings befreit die nochmalige Bezahlung des halben Eingangszolls die Waare von jeder weiteren Abgabe, nicht aber von den Vexationen und dem Zeitverlust, denen man durch die häufigen Untersuchungen bloßgestellt ist; ohnedies wäre mit Rücksicht auf den Reichthum des Landes eine baldige Erhöhung der Kauffähigkeit zu erwarten.

Alle, welche an der Ausdehnung des Handels ein Interesse haben, sollten dahin zu wirken suchen, das angegebene Ziel zu erreichen. Man darf den Handel nicht wie in europäischen Ländern, sich selbst überlassen. Wie gehässig es scheinen möge, wir müssen zugeben, daß der erreichte Fortschritt einzig dem Zwang zu danken ist, und dieser Zwang muß fortdauern. Die Handelskammern sollten das Publikum anregen und die Ministerien bewegen, tüchtige Beamte nach China zu schicken, wo die Persönlichkeit derselben in Handelssachen eine viel größere Bedeutung besitzt, als sie in Europa je erlangen könnte.

Ohne angetrieben zu werden, sind die Chinesen kaum geneigt, selbst viel zu thun. —

Auf andere Abschnitte des interessanten Werkes kommen wir vielleicht noch zurück. E. M.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Untersuchungen Netschajef's im Kama-Gebiete scheinen zu erweisen, daß der Kaspische See sich noch in der postpliocänen Periode bis gegen Tschistopol ausdehnte. Die gelbbraunen, sandigen Lehme enthalten eine ganze Reihe von Fossilien, die mit der aralo-kaspischen Fauna vollkommen übereinstimmen, so namentlich: Dreyssena polymorpha, Pisidium fontinale, Paludina achatina, P. impura, Limnaeus fuscus, Helix pulchella, Hydrobia caspia. Jetzt liegt die betreffende Gegend etwa 70 m über dem Spiegel des Kaspischen Sees.

— In Petersburg ist, seitdem daselbst meteorologische Beobachtungen angestellt werden (d. i. seit dem Jahre 1743), die mittlere Temperatur des 15./27. Mai niemals eine so niedrige gewesen, wie im Jahre 1888, sie betrug nämlich nur 2,5° C. Ursache dieser Erscheinung war das Einsetzen einer nordöstlichen, polaren Luftströmung, welche vom 24. bis 27. Mai anhielt und am 26. und 27. auch Schnee mit sich brachte. Nur zweimal im 19. Jahrhundert ereigneten sich in der 2. Hälfte des Mai noch stärkere Kälterückfälle, nämlich am 19./31. Mai 1810 (1,2° C.) und am 17./29. Mai 1815 (1,8° C.).

— Das französische Ackerbau-Ministerium hat eine statistische Zusammenstellung über die Forstflächen in den verschiedenen Staatsgebieten Europas veranlaßt. Danach beträgt die gesammte europäische Forstfläche — abgesehen von der Türkei sowie von Bulgarien, von Bosnien und von der Herzegowina, von welchen Ländern keine zuverlässige Daten vorlagen — 286 989 Millionen Hektar, d. i. etwa 18,7 Proc. von der Gesammtoberfläche des Welttheils. Großbritannien und Irland ist der waldärmste Staat Europas, da nur 4 Proc. seiner Oberfläche waldbedeckt sind, und da nur 0,036 ha Wald auf jeden Einwohner entfallen. In Dänemark sind 4,8 Proc. der Landfläche von Forsten eingenommen (0,09 ha auf den Einwohner); in Portugal 5 Proc. (0,11 ha auf jeden Einwohner); in Holland 7 Proc. (0,05 ha auf jeden Einwohner). Am waldreichsten sind Rußland und Schweden, ersteres mit 200 000 Mill. Hektar oder mit 37 Proc. seiner gesammten Landfläche (mit 3,37 ha auf jeden Einwohner), und letzteres sogar mit 39 Proc. seiner Landfläche (mit 3,84 ha auf jeden Einwohner). Norwegen besitzt nur die größte Forstfläche, wenn man dieselbe auf die Bevölkerungszahl bezieht (nur 29 Proc. der Landfläche, aber 4,32 ha pro Kopf). Frankreichs Waldfläche wird auf 9,888 Mill. Hektar angegeben, also auf 17,7 Proc. der ge-

sammten Landfläche (0,25 ha pro Kopf). Man vergleiche mit dieser Zusammenstellung diejenige von Otto Krümmel in Andree-Peschel's physikalischem Atlas des Deutschen Reichs.

Asien.

— Eduard Glaser hat das Ziel, welches er sich auf seiner dritten Reise nach Arabien gesteckt hatte, glücklich erreicht, und das Gebiet des alten Sabäischen Reiches nach allen möglichen Richtungen hin gründlich durchforscht. Vor allen Dingen ist es ihm auch gelungen, nach Mârib — der Hauptstadt des Sabär-Reiches — vorzudringen. Die Zahl der Inschriften, welche er dort und anderweit gesammelt hat, beläuft sich auf nicht weniger als 840, und das von ihm untersuchte Gebiet umfaßt nunmehr reichlich zwei Dritttheile der arabischen Halbinsel.

— Nach einem Aufsatze von Armand David in den „Missions Catholiques" (20ème année, p. 260 f.) erhebt sich der Boden der Stadt Peking gleich demjenigen anderer chinesischer Städte, die ein höheres Alter besitzen, sehr merklich über das Niveau der umgebenden Landschaft, und derselbe besteht in der Hauptsache aus Asche und Schlacken, die von dem Verbrennen von Steinkohlen und damit vermischter Thonerde herrühren. In der Trockenzeit, die acht bis zehn Monate anhält, sieht man nun öfters Leute eifrig damit beschäftigt, den von den Karren-Rädern fein geriebenen Straßenstaub mit einer Schwinge zu bearbeiten. Sie suchen und finden dabei angeblich in beträchtlicher Menge kleine Diamanten, die zur Herstellung von Porcellanbohrern verwendet werden. Daß die Chinesen kleine Quarzkrystalle mit Diamanten verwechseln, ist nicht anzunehmen.

— Der letzte russische Reisende — Herr Rjessin — der im Jahre 1887, vom Baron Korff, dem Generalgouverneur des Amurgebietes, beauftragt, die Ostküste Kamtschatkas bereist hat, bestätigte in einem jüngst vor der Petersburger Geographischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage die auch anderwärts bezeugte Thatsache, daß dort durch die zahlreich verkehrenden amerikanischen Walfisch- und Robbenfänger die Kenntniß der englischen Sprache namentlich unter den Tschuktschen weit verbreitet ist; er habe selbst Kinder bei diesem Volke Englisch sprechen hören, während unter den Kamtschadalen der Russificirungsproceß unverkennbare Fortschritte mache. Auch die Klagen über den rücksichtslosen Vernichtungskrieg, den die Amerikaner gegen die Seethiere führen, sind nicht neu, ebensowenig wie diejenigen über den zu Lande wüthenden und von den Eingeborenen selbst ins Werk gesetzten gegen die Pelzthiere, der namentlich den Zobelbestand arg gemindert hat.

— Die „Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie" bringen in dem vierten Heft des laufenden Jahrgangs eine ausgedehnte Positionsliste von Plätzen in Niederländisch-Indien, so daß wir einen besonderen Hinweis auf dies reichhaltige Verzeichniß für geboten erachten. Unter vierzehn Titeln geordnet finden sich hier nicht weniger als 206 geographische Ortsbestimmungen eingetragen, die nach Länge und Breite meist bis auf Zehntel-Sekunden genau berechnet sind. Als Quelle hat eine 1887 erschienene Schrift gedient „Geographische Ligging van verschillende Plaatsen in Nederlandsch-Indie". Den Längen ist die zu oberst gesetzte Länge des Observatoriums von Batavia (106° 48′ 25,5″ östl. v. Greenwich bei 6° 7′ 40,1″ südl. Br.) zu Grunde gelegt, wonach die Ortslängen auf Java — bis auf acht — telegraphisch ermittelt wurden, während alle anderen durch Chronometer-Uebertragungen aus einer der erstbestimmten Positionen ihre Ableitung fanden. Für die Insel Java sind im Ganzen 40 Positionen gegeben, für den Rhio (Riauw)-Archipel (zwischen Singapore und dem Aequator) 16 — für Sumatra (Ost- und Westküste) 22 — für die Inseln an der Westküste Sumatras 12 — für die Inseln Banka und Billiton (im Osten und Westen der Gaspar-Straße) je 7 und 5 — für die Westküste Borneos 15 — Südküste 8 — Ostküste 10 — für die Makassar-Straße und Celebes 46 — für die Molukken 22. Rechnet man hierzu noch die Position für das englische Singapore (Flaggenmast auf dem Hügel 1° 17′ 36″ nördl. Br. und 103° 50′ 41″ östl. v. Gr.) und für zwei kleine Inseln in der Java-See, so kommt die vorher bezeichnete Summe heraus.

Nordamerika.

— Der Commodore A. H. Markham ließ am 11. Juni vor der Londoner Geographischen Gesellschaft einen Vortrag über die Hudsonsbay und Hudsonsstraße in ihrer Bedeutung als Verkehrsweg verlesen. Die Ausdehnung des Golfes beziffert sich danach auf 500 000 engl. Quadratmeilen (circa 1 300 000 qkm) und die Tiefe im Durchschnitt auf 70 Faden. Stürme sind im Hochsommer weder häufig noch furchtbar, das Meer ist vollkommen frei von Klippen und treibenden Eisbergen, und selbst die Nebel sind selten und von kurzer Dauer. Die Hudsonsstraße ist im Minimum 45 Meilen (70 km) breit, 150 bis 300 Faden tief, und ebenfalls gänzlich frei von Klippen und Untiefen. Der Schiffahrt stehen auf diese Weise namentlich während des August keinerlei natürliche Hindernisse entgegen, und der Etablirung einer Dampferlinie nach Fort Churchill mit einer daran angeschlossenen Eisenbahn nach Winnipeg bieten sich die besten Aussichten. Die Segelschiffahrt im allgemeinen, und namentlich diejenige früherer Zeiten war vielmehr von Wind und Wetter abhängig als die Dampfschiffahrt, aber auch sie hatte in den fraglichen Gewässern von jeher nur einen sehr geringfügigen Procentsatz von Verlusten zu verzeichnen. — Die bisherigen Vorstellungen von dem nördlichen amerikanischen „Mittelmeere" waren bekanntlich wesentlich andere. A. H. Markham darf sich übrigens bei seinen Darlegungen auf die Erfahrungen und Anschauungen berufen, die er im Jahre 1886 am Bord des „Alert" an Ort und Stelle sammeln konnte.

— Die Aufnahme der kanadischen Binnenlands-Gewässer, an der bereits seit fünf Jahren gearbeitet wird, ist gegenwärtig etwa zur Hälfte vollendet. Augenblicklich ist Commander Boulton mit der Untersuchung der Georgian Bay beschäftigt, die durch die Gefahren, welche sie der Schiffahrt bietet, sehr berüchtigt ist. Dann soll der Obere See an die Reihe kommen. Vergl. „Nature", vol. 38, p. 132.

— Aus Kalifornien kommen neue Berichte über das Auffinden von Menschenspuren in Schichten, welche seither unbestritten für tertiär gehalten wurden. Im Gebiete des Sacramento-Flusses liegen ausgedehnte weiße Quarzsande, welche ihres Goldgehaltes wegen unter Anwendung kolossaler hydraulischer Maschinen abgebaut werden; dieselben haben an der Aufrichtung der Sierra Nevada theilgenommen und sind stellenweise bis zu 6000 Fuß über den Meeresspiegel erhoben, absolut unabhängig von dem heutigen Flußsysteme, welches gegen 4000 Fuß tief in sie hineinschneidet; eine ausgedehnte Basaltdecke hat sie früher überlagert, ist aber nur an wenigen Stellen erhalten. In einem Seitenthale des Sacramento, dem Spring Valley, hat man schon seit mehreren Jahren in diesen Kiesschichten ausgehöhlte Steine gefunden, welche offenbar von Menschenhand geformt waren und als Mörser gedient hatten. Anfangs legte man dem Vorkommen wenig Gewicht bei, aber seit durch die Entdeckung des Talaveras-Schädels die Aufmerksamkeit der Kalifornier auf die Reste des Tertiärmenschen gelenkt wurde, hat man sie sorgsam gesammelt und bis jetzt schon gegen 300 zusammengebracht. Diese Zahl schließt jeden Zufall aus; die Mörser sind aus trachytischem Gestein gemacht, das sich sonst

in dem Kieslager nicht findet; sie sind überhaupt die einzigen größeren Steine im Kies. Einzelne hat man in situ noch mit dem Stößer darin gefunden. Auch in natürlichen Flußeinschnitten kommen solche mitunter zum Vorschein, und diese waren den früheren Bewohnern der Gegend, den Digger-Indianern, wohl bekannt, wurden aber von ihnen mit abergläubischer Scheu betrachtet und um keinen Preis berührt; sie selbst bedienten sich überhaupt keiner Mörser, sondern enthülsten die Eicheln, ihr Hauptnahrungsmittel, in passenden Felslöchern. — Seither hat man die weißen goldführenden Schichten des Sacramento-Thales, welche unmittelbar auf zersetzten Kreideschichten auflagern, unbestritten für pliocänen Alters gehalten. Ein genügender Beweis dafür ist allerdings nicht erbracht, denn sie enthalten von Versteinerungen nur schlecht konservirte Blattabdrücke, die Professor Ward nicht einmal der Gattung nach sicher zu bestimmen wagte; die Lava-Decke stammt aus Lassens Peak und wird gewöhnlich an den Schluß der Pliocänzeit gestellt. Herr Skertchly, der den Fundort neuerdings untersuchte und dem Londoner „Anthropological Institute“ darüber berichtete, möchte die Kiese allerdings für ein Aequivalent der Eiszeitformation, welche in Kalifornien fehlt, halten, aber er hat dafür keinen anderen Beweis, als das Vorkommen der Mörser, die als Menschenwerk unter allen Umständen dem Diluvium angehören sollen.

— Die Bevölkerung der Republik Costarica — der blühendsten unter den centralamerikanischen Republiken — beläuft sich nach dem neuesten Census auf 193 144, was gegen das vorhergehende Censusjahr (1883) eine Zunahme von 11 071 ergiebt.

Südamerika.

— Dem neuesten statistischen Jahrbuche der „Vereinigten Staaten von Venezuela“ (1887) zufolge ist diese Republik in einem rüstigen kulturellen und wirthschaftlichen Fortschritte begriffen. Ihre Einwohnerzahl bezifferte sich am 1. Januar 1886 auf 2 198 320, die der Hauptstadt Caracas auf rund 70 000, die von Valencia auf 36 000 und die von Maracaïbo auf 32 000. — Der Außenhandel belief sich im Jahre 1885 bis 1886 in der Einfuhr auf $47^1/_6$ Mill. Bolivars (circa 38 Mill. Mark), und in der Ausfuhr auf $82^1/_3$ Mill. Bolivars (66,6 Mill. Mark). An der Einfuhr waren betheiligt: die Nordamerikanische Union mit reichlich 30 Proc., England mit ziemlich 21 Proc., Frankreich und Deutschland je mit circa 19 Proc. Kaffee, Gold, Kakao, Häute, Nutzhölzer und Tonkabohnen waren die Haupt-Ausfuhrartikel.

Australien und Polynesien.

— Die „Proceedings“ der Londoner Geographischen Gesellschaft enthalten in ihrem Juni-Heft (p. 351 ff.) einen ausführlichen Bericht über die Forschungen C. M. Woodward's auf den Salomons-Inseln. Dem Vernehmen nach beabsichtigt der Reisende sich demnächst wieder nach diesem Archipel zu begeben, um seine Untersuchungen weiter fortzusetzen.

— Indessen die Entwickelung des australischen Schienenstraßennetzes in Victoria, Neu-Süd-Wales, Queensland und Südaustralien rapide Fortschritte macht, ist vor Kurzem auch in Nordaustralien eine erste Strecke — die zwischen Palmerston und Pine Creek — in Betrieb gesetzt worden. Dieselbe verdient um so mehr Beachtung, als damit der große transkontinentale Schienenweg auch von Norden her in Angriff genommen worden ist.

Allgemeines.

— Die Vorbereitungen für den Internationalen Geologen-Kongreß, der sich am 17. September in London versammeln wird, schreiten rüstig vorwärts. Diskutirt soll besonders werden: die geologische Karte von Europa; die Klassifikation der cambrischen und silurischen Formation sowie auch des Tertiär; das Wesen der krystallinischen Schiefer ꝛc. Mit dem Kongreß wird eine Ausstellung von Karten, Büchern, Gesteinen ꝛc. verbunden werden, und außerdem sind auch verschiedene kleinere und größere Exkursionen in Aussicht genommen.

Bücherschau.

— Spiridion Gopčević, Serbien und die Serben. 1. Band. Das Land. Leipzig 1888. B. Elischer. — Die Aspirationen des Verfassers bei der Abfassung dieses Werkes waren keine geringen, denn derselbe ging gemäß seiner ausdrücklichen Erklärung darauf aus, ein „streng wissenschaftliches, monumental angelegtes Werk“ über Land und Leute von Serbien zu schreiben. Im deutschen Schulsinne entspricht nun der uns vorliegende Band den Anforderungen, die man an ein solches Werk stellt, nicht. Dazu ist es im ersten Kapitel zu elementar und skizzenhaft und in den darauf folgenden bis zum siebenten zu journalistisch-touristisch und zu subjectiv. Nichtsdestoweniger halten wir das Buch für ein außerordentlich verdienstvolles, und wir sind der Meinung, daß es thatsächlich eine schwer empfundene Lücke in der staatenkundlichen Literatur ausfüllt. Die Kapitel acht bis vierundzwanzig behandeln nicht, wie der Titel des Bandes sagt, das „Land“, wohl aber in sehr eingehender Weise das serbische Wirthschafts- und Staatsleben, und sie stützen sich dabei auf die besten vorhandenen Quellen. Die Ausstattung des Werkes mit Abbildungen und Tafeln ist eine prächtige, und auch die beigegebene Karte verdient hohes Lob.

— Mehlis, Dr. C., Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande. Zehnte Abtheilung. Mit vier lithographirten Tafeln. Leipzig 1888. Dunker und Humblot. Der bekannte pfälzische Alterthumsforscher und Mitarbeiter unseres Blattes hat in dieser zehnten Abtheilung seiner Studien eine Anzahl von in den verschiedensten Blättern veröffentlichten Aufsätzen vereinigt, welche sich sämmtlich mit den ältesten Befestigungsanlagen der Rheinpfalz, von den Ringwällen bis zu den ältesten Burgbauten mit Thürmen und Bossenquadern beziehen. Der Autor verficht mit ebensoviel Geschick als Glück die Ansicht, daß die Ringwälle, wenn sie auch zum Theil schon aus der jüngeren Steinzeit stammen, doch auch in den späteren Völkerstürmen — in der Völkerwanderung, und am Rhein selbst noch zur Zeit der Normannen- und Hunneneinfälle — als Zufluchtsstätten gedient haben, und daß aus ihnen direct unter dem Einfluß romanischer Baumeister die ältesten Burganlagen hervorgegangen sind. Die Sammlung der zerstreuten und theilweise schwer zugänglichen Aufsätze wird jedem Freunde der deutschen Alterthumsforschung sehr willkommen sein. Ko.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIV.



№ 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Die Färöer.

Von Dr. H. Schunke.

I.

(Mit einer Karte und fünf Abbildungen.)

Wo der Atlantische Ocean durch die Annäherung Grönlands an das nordwestliche Europa zu einem engen Kanale zusammengeschnürt wird, erhebt sich der Meeresboden aus großen Tiefen und bildet eine unterseeische Bank, die nur an wenigen Stellen die Tiefe von 250 Faden übersteigt. Diese unterseeische Bodenschwelle verläuft von Schottland nach Island und begründet die geographische Zugehörigkeit Islands zu Europa und somit auch die der Färöer. Diese kleine Inselgruppe erweckt in mehr als einer Hinsicht unser besonderes Interesse. Alle Eigenthümlichkeiten des nordwestlichen Europa sind ja auf diesem engen Raume ausgeprägt. Berücksichtigt man den geologischen Bau dieser Inseln, ihre Fjorde und Küstenbildungen, ihr gleichmäßiges, feuchtes Klima, ihre Erzeugnisse, ihre Bevölkerung, deren Lebensweise und Beschäftigungen, so kann man getrost die Behauptung aussprechen: Die Färöer sind eine nordische Welt im Kleinen.

Von der nächsten Festlandsküste, der norwegischen, ist die Inselgruppe 600 km, von den Shetlandinseln 300 km und von der isländischen Küste 450 km entfernt. Sie besteht aus 26 größeren und kleineren Inseln, von welchen jedoch nur 17 bewohnt sind. Durch einen breiteren Meeresarm, den Suderöefjord, werden die Inseln in zwei Gruppen getheilt, in eine nördliche, von welcher die namhaftesten Fuglöe, Svinöe, Wideröe, Bordöe, Kunöe, Kalsöe, Oesteröe, Stromöe, Waagöe, Myggenaes, Kolter, Hestöe, Naalsöe, Sandöe, Skuöe, Store und Lilla Dimon sind, und in eine südliche mit Suderöe und einigen kleineren. Die ganze Inselgruppe liegt zwischen 61° 26′ und 62° 24′ nördl. Br. und 6° 11′ und 7° 35′ westl. L. von Greenwich; die äußersten Punkte sind auf der beigegebenen Karte eingetragen. Verbindet man den südlichsten, östlichsten und westlichsten Punkt durch Linien, so erhält man ein Dreieck, dessen Westseite 93 km, dessen Nordseite 72,5 km und dessen Südostseite 112 km lang ist; der Rauminhalt dieses Dreiecks beträgt 3354 qkm und würde — auf norddeutsche Gebiete übertragen — die Fläche zwischen Berlin, Neu-Strelitz und Stettin bedecken. Der thatsächliche Flächenraum der Inseln aber beträgt nur 1333 qkm — so viel als der des Herzogthums Sachsen-Altenburg — und davon kommen auf Stromöe 385, auf Oesteröe 270, auf Suderöe 149 qkm.

Fast alle Eilande haben eine langgestreckte Gestalt und streichen von Nordnordwest nach Südsüdost. Dieselbe Richtung haben auch die meisten der schmalen Sunde und offenen Fjorde, welche den nördlichen Theil der Gruppe trennen und gliedern, sowie auch die breiteren Meerestheile im Süden — der Suderöefjord, der Skuöefjord und der Skaapenfjord. Manche Fjorde sind durch schmale Querdämme an ihrer Mündung abgeschnürt und geschlossen. Offene wie geschlossene Fjorde zeigen nur geringe Tiefen und setzen sich landein-

wärts als tiefe Thäler fort. Keiner der geschlossenen erreicht an Tiefe die skandinavischen Seen oder die schottischen Lochs, der tiefste hält 65 Faden. Unter den offenen ist der nach Oesteröe tief einschneidende Skaalefjord mit 40 bis 50 Faden der tiefste. Nach Südwesten und Nordosten hin fällt der Meeresboden steil ab; die Hundert-Fadenlinie verläuft 30 bis 40 km von der Küste entfernt.

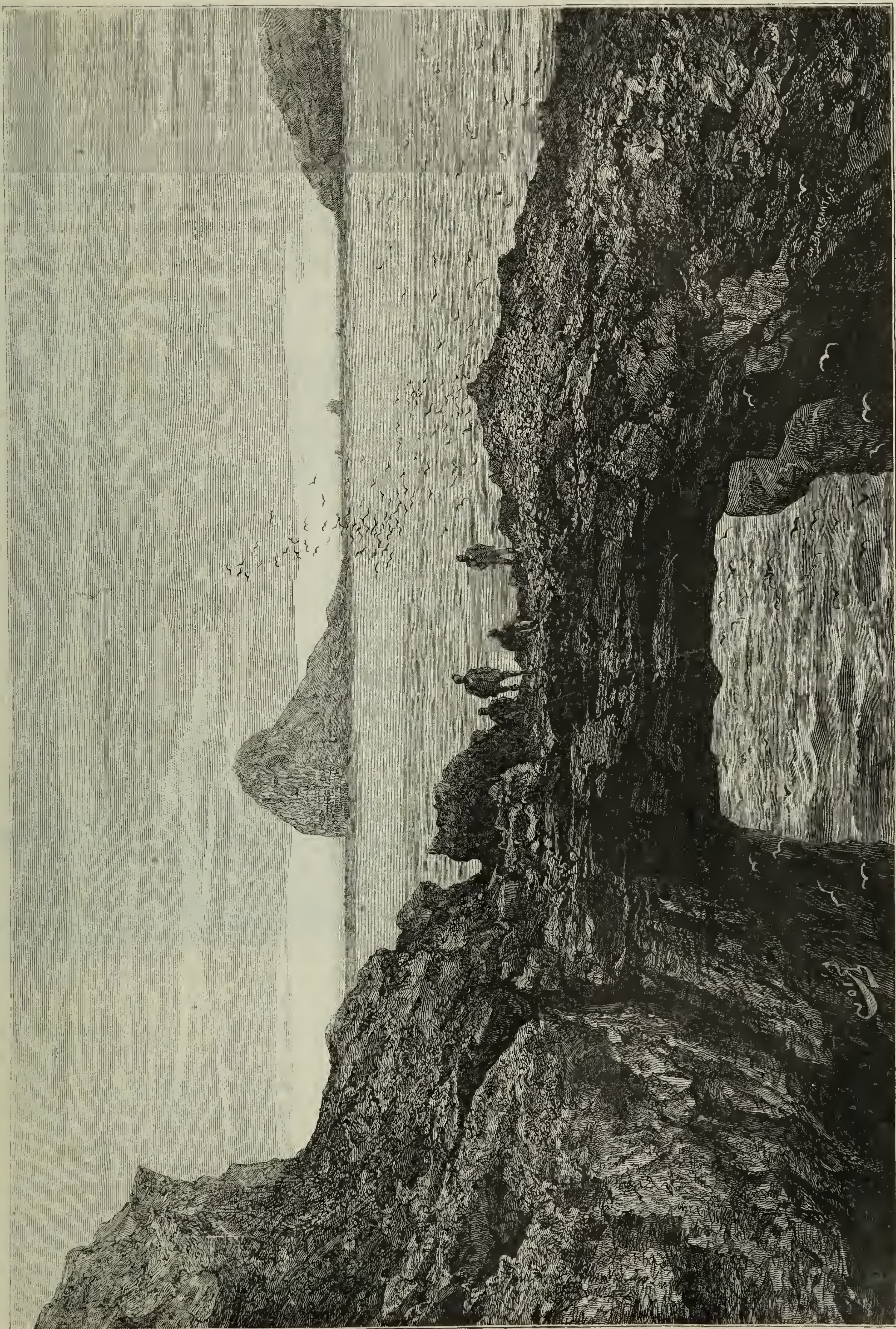
Der weitaus größte Theil der Inseln ist steil und hoch; manche derselben bestehen nur aus schmalen Gebirgsgraten, welche jählings auf einer oder auf beiden Seiten zum Meere abstürzen. Die größeren Inseln, wie Stromöe, Oesteröe, Suderöe u. a., zeigen wohl einige Mannigfaltigkeit im Oberflächenbau, doch besitzen auch sie durchweg gebirgigen Charakter und nur wenig ebenes Land. Die äußere Ge-



Uebersichtskarte der Färöer.

stalt der Hügel- und Gebirgslandschaft zeigt unregelmäßige, flach zugespitzte Massen, scharfe Grate, jähe, steile Abhänge — mit einer Neigung von 25 bis 30° — einen ausgeprägten Stufencharakter und Anhäufung von herabgestürzten Blöcken und Trümmern auf den einzelnen Absätzen. Die höchsten Erhebungen sind der Slattaretind auf Oesteröe, 970 m hoch, und das Skiellingefjeld auf Stromöe, 800 m hoch; zahlreiche andere Gipfel bleiben nur 50 oder 100 m hinter diesen höchsten zurück, so daß die durchschnittliche Erhebung dieser beiden Inseln 300 m beträgt. Die übrigen Inseln sind ebenfalls alle hoch und gebirgig; auf Waagöe erhebt sich der Stojatind über 600 m; von gleicher Höhe ist der höchste Gipfel auf Kuröe; 550 m der im Nordosten von Kalsöe; 380 m der auf Naalsöe, Thorshavn gegenüber; und der höchste Punkt auf Suderöe, das Kvannafjeld, ist 540 m hoch.

Eine ganz charakteristische Erscheinung für die Färöer sind die zahlreichen und sehr schön ausgebildeten Thäler. Sie sind nur Fortsetzungen der Fjordenbetten und im Ver-



Naturbrücke auf Sandöe.

hältniß zu ihrer geringen Länge recht breit. Ein solches Thal zieht sich vom Fjorde aus 3 bis 5 km weit von hohen Felsenwänden eingeschlossen dahin und erweitert sich plötzlich zu einem amphitheaterartigen Thalkessel — zu einem Circusthale, welches ringsum von terrassenartigen Felsenwällen umrahmt wird. Die Circusthäler sind eine Eigenthümlichkeit der Färöer. Die Thalsohle erhebt sich 40 bis 50, ja 100 m, das Thal setzt sich auf dieser Stufe weiter fort und wiederholt die Circusbildung zwei, drei oder mehrere Male, um dann auf der Hochfläche in ein anderes Thal unter denselben Erscheinungen abzufallen oder mit einem steilen Absturze zum Meere zu endigen. Die Wasserscheide zwischen zwei solchen Thälern ist so wenig ausgeprägt und so undeutlich, daß es oft schwer fällt, dieselbe genau festzustellen. Ein treffliches Beispiel bietet das Kolfaredal, aus dem Kollefjord nach Leinum, auf Stromöe. Die Scheitelstrecke dieses Hohlpasses liegt nur etwa 80 m über Meer, wird aber von 600 m hohen Seitenwänden überragt. Ein ähnliches Querthal findet sich auf derselben Insel zwischen Saxen und Qvalvig; auf Oesteröe verbindet in gleicher Weise ein langer, ebener, niedriger Paß das Ende des Fundingfjordes mit dem des Skaalefjordes, und auf Sandöe und Suderöe sind ähnliche Erscheinungen zu verzeichnen. Würde das Meer um 80 oder 100 m steigen, so würden viele dieser Thäler als Sunde erscheinen; Stromöe würde drei Inselklippen, Oesteröe zwei, Boröe ebenfalls zwei, Sudoröe drei Inseln bilden. Zuweilen öffnen sich die Circusthäler geradenwegs zum Meere mit steilem Abfall

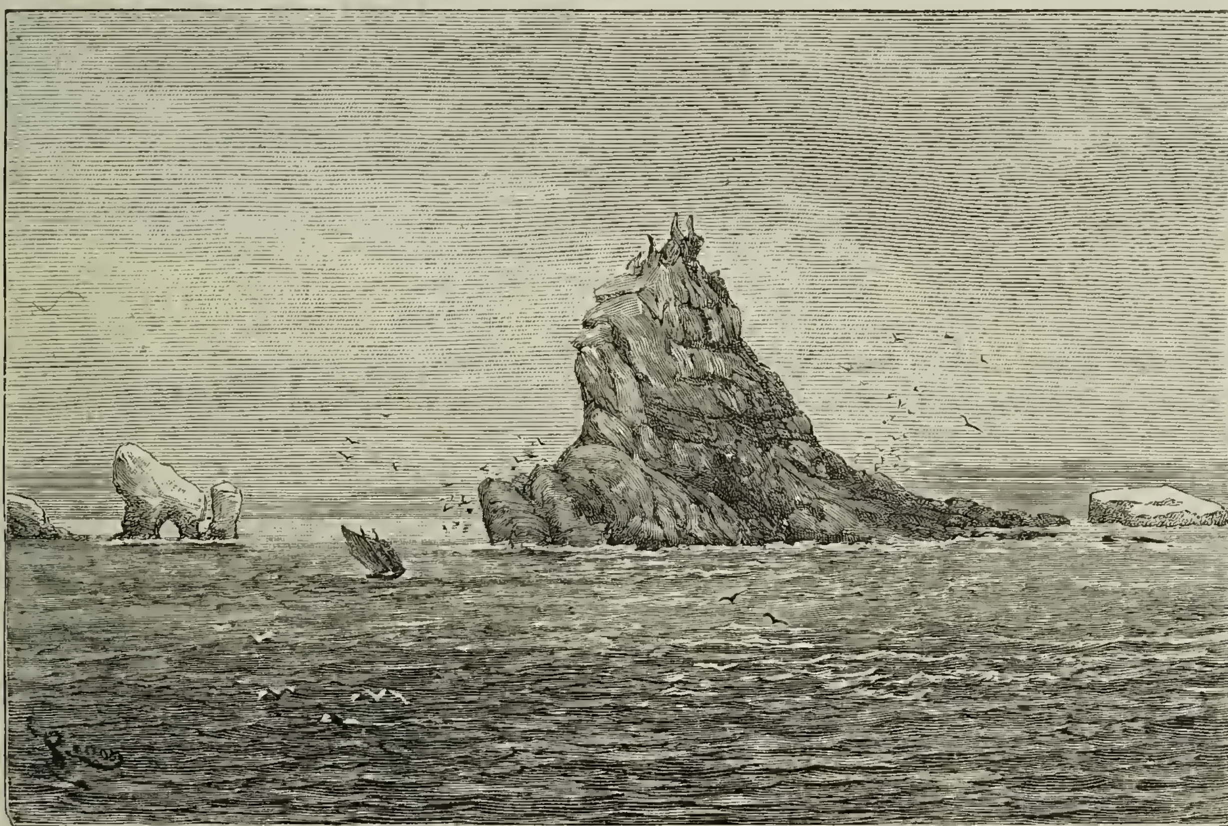


Der Trelle Nypen.

und stellen alsdann den oberen Theil eines Thales dar, dessen unteres Ende durch die Abnagung des Meeres weggerissen worden ist. Ein Beispiel eines solchen Falles findet sich auf Oesteröe, zwischen dem Andafjord und Fuglefjord; dieser Circus ist 1 km lang und ebenso breit; und ein anderes in dem schönen Zirkelthale (1 km lang, 20 m breit), welches plötzlich bei dem steilen Felsen Tiödnenaes am Südufer des Qvalböefjordes auf Suderöe abgeschnitten ist. Auch im Hügel- und Berglande finden sich bis zu einer Höhe von 400 m vereinzelte Circusthäler; ihre Gewässer stürzen sich in zahlreichen Wasserfällen zum Meere hinab. Die Hochthäler auf Stromöe und Oesteröe liefern auch hierzu treffliche Beispiele.

Ihrem gebirgigen Charakter entsprechend zeigen die Inseln durchweg steil abstürzende Küsten. Manche Inseln haben nur wenige Stellen, wo eine Landung bewirkt werden kann. So besitzt Store Dimon nur einen Landungsplatz, und auch dieser ist nur bei ruhigem Wetter zugänglich. Eine gewöhnliche Besteigung der Insel ist jedoch auch dann noch der Steilheit der Wände halber unmöglich: es müssen vielmehr Menschen und Güter an Seilen in die Höhe gezogen werden. Die großartigsten Küstenbildungen finden sich auf Stromöe, von Westmanhavn bis Stakken (an der äußersten Nordspitze). Felsenwände von 600 m Höhe stürzen hier senkrecht zum Meere ab, und bei Myling, an der Nordwestspitze von Stromöe, erreichen dieselben sogar die Höhe von 700 m. An derselben Küste erheben sich zwischen Saxen und Munlen auch alleinstehende Felsenmassen und einzelne Basaltsäulen, die sich recht wohl mit architektonischen Kunstwerken, Orgeln u. dergl. vergleichen

lassen. Aehnliche steile Felsen, wenn auch von geringerer Höhe, finden sich auf Oesteröe, Waagöe und anderen Inseln. Der Volksglaube schreibt hier, wie auch anderwärts in der Welt, die Entstehung solcher wilden Felsenwände bösen Mächten zu und belegt sie mit dem Namen Teufelsmauer, Hexenküche u. s. w. Unsere Abbildung (2) zeigt die Felsenwand „Trelle Nypen" (Hexenfestung) von der äußersten Südspitze von Waagöe. Alle Wände haben eine so frische Bruchfläche, als ob der Absturz eben erst erfolgt wäre. Ueberhaupt zeigt sich wohl an wenigen Stellen der Erde die zerstörende und abnagende Kraft der Meereswogen in so augenfälliger und großartiger Weise wie an den Färöer. Selbstverständlich sind die dem offenen Oceane zugekehrten Westküsten weit mehr der Vernichtung ausgesetzt als die geschützteren Ostküsten. Ueberall ist die Küstenlinie zerklüftet, unterwühlt und ausgewaschen, so daß bald nur noch einzelne, bis 150 m hohe Säulen, „Drangar" (Einsiedler) genannt, stehen geblieben, bald tiefe Höhlen entstanden sind, die an düsterer Erhabenheit den benachbarten schottischen Küsteninseln durchaus nicht nachstehen; bald hat das Meer riesige Felsenthore durchwaschen, deren Decke 100 m und mehr über dem Meeresspiegel liegt (Siehe die Abbildung der Sodagjoöbrücke Seite 51) und noch ist das Meer fortwährend thätig, den letzten bestehenden Rest dieser basaltischen Klippen zu verschlingen, so daß sich für manche kleineren Eilande die Zeit bestimmen läßt, wenn sie nicht mehr sein werden. So wurde — um nur ein Beispiel aus der Neuzeit anzuführen — am 7. November 1885 der Felsen Munken (Mönch), der südlichste Punkt der Gruppe, der bis dahin den Seefahrern als Wahrzeichen gedient hatte, vom Meere verschlungen. Ein anderes lehrreiches Beispiel für die zerstörende Thätigkeit des Meeres bietet das Inselchen Tindholm im Westen von Waagöe, einer der malerischsten Felsen der ganzen Inselgruppe (S. Abbildung 3). Offenbar ist diese Klippe zuerst durch die Bildung des Dragsundes von der Hauptinsel losgesprengt worden, alsdann haben die Wogen einzelne Stellen unterwühlt und Einstürze und eine weitere Zertrümmerung verursacht, an anderen Stellen aber den lockeren Basalt völlig durchwaschen, so daß sich hier das eigenartige Schauspiel der Bildung von Höhlen und Felsenthoren mehrfach wiederholt.



Tindholm.

Alle diese sonderbaren Erscheinungen in den Umrissen und im Oberflächenbau finden ihre Erklärung in dem geologischen Bau der Färöer und in den Kräften, welche während der Eiszeit und nach derselben auf den Inseln ihr Spiel getrieben haben.

Der geologische Bau der Inseln[1]) ist ein sehr einfacher: Sie bestehen aus über einander geschichteten Decken basaltischer Gesteine mit dazwischen geschalteten Lagen von Tuff, und auf Myggenaes und Suderöe auch mit Schichten von Lehm, Thon und Kohle. Am Kollefjord und Kalbacksfjord auf Stromöe lagern zwischen dem Meeresspiegel und 450 m Höhe zwanzig Decken Basalt, die durch Tuffschichten von einander getrennt sind. Die Gesammtmächtigkeit der basaltischen Formation wird auf den nördlichen Inseln bis zu 3000 m berechnet. Die ältesten Bildungen treten auf Suderöe und Myggenaes zu Tage, nämlich die kohleführenden Schichten; unter diesen liegen noch bis zu einer Tiefe von 1200 m eruptive Gesteinsmassen. Die Basaltschichten streichen und fallen auf den nördlichen Inseln nach Südost, auf Suderöe ist die Neigung der Schichten eine nördöstliche. Die petrographische Zusammensetzung der Basalte auf den verschiedenen Inseln und in den verschiedenen Lagen zeigt nur geringe und unwesentliche Abweichungen; sie zeigen die größte Verwandtschaft mit den schottischen, irischen, isländischen und nordamerikanischen Basalten[1]).

Man hält die Färöer für die spärlichen Reste eines früheren, über weite Strecken sich ausdehnenden Hochlandes,

[1]) Vergleiche: James Geikie, On the Geology of the Faeröe Islands (Transactions of the Royal Society of Edinburgh. Vol. XXX, Part I, 1880—1881, p. 217); und Amund Helland, Om Faeröernes Geologi (Geografisk Tidskrift af Kgl. danske geogr. Selskab. 4. Bind. Aargang 1880). Beide gelehrte Forscher untersuchten 1879 den geologischen Bau der Inseln; ihre vortrefflichen Arbeiten decken sich im wesentlichen und stellen Alles, was bisher über die Färöer geliefert worden ist, in den Schatten. Siehe ebenda weitere Quellennachweise.

[1]) Vergl. Dr. A. Osann: Ueber einige basaltische Gesteine der Färöer. Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie. Jahrg. 1884, I. Bd., S. 45.

auf welchem gewaltige Vulkane, denen die basaltischen Massen entquollen, standen. Dieses ausgedehnte Hochland ist durch zerstörende Kräfte aller Art, durch Meereswogen und Abwaschung der Oberfläche, vernichtet worden. Ehedem war man der Ansicht, die Basaltdecken seien das Erzeugniß unterseeischer vulkanischer Ausbrüche und die dazwischen-



Festungsanlagen von Thorshavn.

liegenden kohleführenden Schichten seien durch angesammeltes Treibholz entstanden; in neuerer Zeit bestreitet man jedoch eine unterseeische Bildung der Basaltdecken, weil in den Tuffschichten nirgends Reste von Lebewesen des Meeres



Dorf Eide nebst Fjord.

zu finden seien, die kohleführenden Schichten nur aus Resten von Landpflanzen bestünden, und das Verhalten der Basaltschichten ganz das von gewöhnlichen Lavaströmen sei. Zweifelhaft bleibt nur, ob die Massen aus einer großen Spalte hervorgedrungen sind, oder ob sie mehreren vulkanischen Herden entstammen; die letztere Ansicht hat —

zieht man die petrographische Zusammensetzung in Betracht — die meiste Wahrscheinlichkeit für sich. Jedenfalls aber hat der Herd dieser gewaltigen Ausbrüche in größerer Entfernung von den Färöer und gewiß im Westen derselben gelegen. Für diese Annahme spricht die durchgängige Neigung der Schichten und Decken nach Osten, sowie auch die geringe Tiefe des Meeres im Westen der Inseln und nach Island zu. Die wenig festen Basalte und die noch lockereren Tuffe setzten dem Anprall der Meereswogen nur geringen Widerstand entgegen, wie wir bereits früher gesehen haben.

Ein weiterer zerstörender Faktor war das Eis. Auch die Färöer haben ihre Eiszeit gehabt, und man hat auf allen Inseln und sehr häufig die Spuren der einstigen Vergletscherung nachweisen können. Als solche gelten Gletscherschliffe, Ritzen und Schrammen in anstehendem Gestein, Rundhöcker — felsige Hügel, welche durch das darüber geglittene Eis auf der Stoßseite glatt polirt worden sind, auf der Leeseite aber alle ursprünglichen Unebenheiten bewahrt haben — und in den Thalsohlen die Grundmoräne der einstigen Gletscher, welche den sogenannten Geschiebelehm liefert. Aus der Richtung der Ritzen und Schrammen kann man mit Leichtigkeit die Richtung der Eisbewegung erkennen. Es lag die Vermuthung nahe, die ungeheure Eismasse, welche zur Eiszeit den größten Theil des nördlichen Europa bedeckte, möchte sich bis zu den Färöer erstreckt und auch diese mit überzogen haben. Dem ist aber nicht so [1]). Die Färöer haben vielmehr eine eigene, völlig abgesonderte Eisdecke gehabt, welche sich von der Mitte der Inselgruppe aus strahlenförmig nach allen Richtungen hin bewegte. Diese Annahme wird nicht bloß durch die Richtung der Gletscherschliffe bestätigt, sondern vornehmlich dadurch, daß der Geschiebelehm nur die Trümmer einheimischer Gesteinsarten enthält, und daß dem Gerölle der Inseln fremdartige Gesteinsmassen — sogenannte Findlinge — welche die Eismassen vom Festlande mitgebracht haben würden, fast völlig fehlen. Die wenigen erratischen Blöcke, welche sich an der Flachküste von Thorshavn finden, sind ohne Zweifel durch zufällig angetriebene Eisschollen übergeführt worden. Da sich die Spuren der Vergletscherung bis in die Höhe von 500 m wohl nachweisen lassen, so muß das Gletschereis eine Mächtigkeit von mindestens 500 bis 600 m gehabt haben. Als dann diese mächtige Eisbedeckung zusammenschmolz und schwand, müssen die großen Massen der Schmelzgewässer die wenig festen basaltischen Schichten furchtbar durchwühlt und abgewaschen haben. Vielleicht sind dieselben noch in wirksamer Weise von heftigen atmosphärischen Niederschlägen am Ende der Eiszeit und nach dem Abgange derselben unterstützt worden. Das Ergebniß dieser überaus starken Auswaschung ist die jetzige Oberflächenbeschaffenheit des Landes; ihr verdanken namentlich die Circusthäler, die engen Schluchten und selbst die Fjorde ihre Entstehung. Im Verhältniß zu den großartigen Zerstörungen, welche die Schmelzwässer der Eiszeit auf die Oberfläche ausgeübt haben, ist der Betrag der heutigen überaus gering; auf Rechnung dieser sind nur unbedeutende Einschnitte in den Thalsohlen, in denen sich die heutigen Flüsse bewegen, zu setzen.

Die heutigen klimatischen Verhältnisse der Inselgruppe stehen selbstverständlich ganz unter dem Einflusse des Golfstromes. Die mittlere Julitemperatur beträgt 12° C. und die mittlere des Januar 3° C.; es herrscht also ein sehr gleichmäßiges Klima: Den Verhältnissen entsprechend ist der Feuchtigkeitsgehalt der Luft ein sehr hoher; die häufigen und dichten Nebel und die große Menge der feuchten Niederschläge bekunden dies zur Genüge. In Thorshavn fallen jährlich etwa 2000 mm Niederschläge, die sich auf 267 Regentage vertheilen. Lästig sind die häufigen und heftigen Stürme, von welchen die Inseln heimgesucht werden, und die auf den Hochflächen keinen Baumwuchs aufkommen lassen. Starke Winde treiben die Gewässer in die Fjorde hinein und durch die Sunde hindurch, und erzeugen Strömungen und Strudel, die ebenso berüchtigt sind, wie die Scylla und Charybdis im Alterthum, und zwar mit viel mehr Recht, denn es entstehen dadurch sehr heftige Meeresbewegungen, auf welche die Küstenfahrer sorgfältig zu achten haben. Daneben erzeugen diese Strömungen an der Sohle der Sunde sowie an den Ufern derselben durch Abnagung sehr beträchtliche Veränderungen.

[1]) Vergl. James Geikie, Prehistoric Europe; ebenda die anschauliche Karte.

Ueber die Schwankungen des Wasserstandes im Kaspischen Meere, im Schwarzen Meere und in der Ostsee in ihrer Beziehung zur Witterung.

Von J. von Goerne.

Mit Recht schreibt man den Winden einen Einfluß auf den höheren oder niederen Wasserstand der mehr oder minder von den Oceanen abgeschlossenen Meeresräume zu. Ist dieser Einfluß aber für Perioden von kurzer Dauer als ein vollberechtigter anzusehen, so tritt er doch zurück bei Ermittelung der Ursachen, welche eine langsam sich vollziehende Aenderung der mittleren Wasserstände eines Meeresraumes zur Folge haben.

So zeigen das Kaspische, das Schwarze Meer und die Ostsee deutlich eine Jahres-Periode, wenn man die mittleren Wasserstände der verschiedenen Monate einer Vergleichung unterzieht.

Erst in neuester Zeit scheint es Dr. E. Brückner in Hamburg gelungen, eine natürliche und annehmbare Erklärung des letztgenannten Phänomens zu geben, nachdem schon seit Jahren durch namhafte Hydrographen Versuche in dieser Richtung gemacht worden waren.

Die einen wollten die Erklärung der Aenderung des Wasserspiegels der Ostsee ausschließlich auf Rechnung der Windverhältnisse gesetzt wissen, so daß nördliche und östliche Winde, indem sie das Wasser zur Nordsee drängen ein Sinken, westliche dagegen ein Steigen des Ostseespiegels hervorrufen. Von der höheren oder niederen Temperatur, sowie von dem Luftdruck und Niederschlag wurde ganz abgesehen. Dem letzteren räumte man einen besonderen Einfluß auf die mittleren Wasserstände nicht ein. Nachdem nun aber Seibt (1885) gezeigt, daß die Bewegung der Wasserstände in den einzelnen zur Beobachtung gekommenen Jahren durch-

aus nicht so trefflich mit den Windverhältnissen übereinstimmte, wie man bisher annahm, so mußte man sich zur Begründung der gedachten Erscheinung anderen Ansichten zuwenden.

Seibt glaubt dieselbe nun in einer jährlich wiederkehrenden, der Deklination der Sonne folgenden Fluthwelle suchen zu sollen, welche in den Nebenmeeren — hier also der Ostsee — zur Erscheinung kommt, während sie in den Oceanen durch die täglichen Ebbe- und Fluthərscheinungen völlig verdunkelt wird. Von anderer Seite (v. Maydell) leugnete man diese Ansicht, fand aber keine andere Erklärung der periodischen Schwankungen der Wasserstände in geschlossenen Meeren. Es ist dies um so mehr zu verwundern, als gerade der letztgenannte Forscher zuerst für das Schwarze Meer den Nachweis beibrachte, daß die Aenderung des Mittelwassers alljährlich eine Folge der veränderlichen Niederschlagsmengen, also auch einer verschiedenen Wasserführung der Flüsse sei.

Wie im Folgenden nun des Näheren gezeigt werden soll, hat Dr. E. Brückner diesen Gedanken aufgenommen und weiter verfolgt; er führt den Beweis für seine Richtigkeit an der Hand von Beobachtungen, welche während einer langen Reihe von Jahren mit großer Sorgfalt in den oben genannten drei Meeren ausgeführt worden sind.

Am schlagendsten gelingt der Beweis natürlich für das Kaspische Meer. Hier stehen zwei Beobachtungsstationen (Baku, 25 Jahre, und Aschur-Ade, in der Bucht von Astrabad, 17 Jahre) zur Verfügung. Aus den dortigen Beobachtungen ergiebt sich der niedrigste Wasserstand für den Monat März, der höchste für den Juli und August. Die Amplitude der Schwankung beläuft sich auf über 0,3 m, woraus sich auf eine Volumänderung von etwa 165 cbkm schließen läßt.

Da diese Aenderungen des Wasserstandes alljährlich mit großer Regelmäßigkeit stattfinden, und die monatlichen Pegelhöhen der Wolga zu Astrachan mit denen des Kaspischen Meeres zur Winter- und Sommerzeit gut übereinstimmen, so dürfte ein Zweifel an dem ursächlichen Zusammenhange zwischen der Wasserzufuhr durch die Wolga und der Höhe des Meeresspiegels ausgeschlossen sein. Hierbei ist noch zu bemerken, daß eine sehr erhebliche Verspätung ($1\frac{1}{2}$ Monat) des höchsten Standes des Meeres gegen den der Wolga stattfindet. Gerade dieser Umstand spricht wesentlich für den ursächlichen Zusammenhang beider Phänomene: ist nämlich das eigentliche Hochwasser der Wolga abgeflossen, so wird der Meeresspiegel so lange steigen, bis die gegen den Juli und August hin stark zunehmende Verdunstung von der Oberfläche die Wasserzufuhr paralysirt.

So leicht nun, wie beim Kaspischen Meere ist der ursächliche Zusammenhang beim Schwarzen Meere allerdings nicht einzusehen, indessen ist es Dr. Brückner auch hier an der Hand der vorliegenden Daten gelungen, die jährliche Schwankung auf die Wasserführung der Zuflüsse — insbesondere der Donau, des Dnjepr und des Don — nachzuweisen. Auch hier zeigt sich wie im Kaspischen Meere eine Verspätung der Epochen, wenngleich dieselbe erheblich geringer ist: im April und Mai zeigt sich der höchste Stand der Flüsse, und schon im Mai und Juni der höchste des Meeresspiegels. Vielleicht könnte für diese Verschiedenheit die ungleich schnell vor sich gehende Erwärmung und die damit gleichen Schritt haltende Geschwindigkeit in der Verdunstung der Wassermassen beider Meere geltend gemacht werden.

Ein zwar sekundärer, aber doch immerhin beachtenswerther Factor für die Bildung des sommerlichen Maximums ist übrigens auch in der Ausdehnung der Wassermassen durch die Wärme zu erkennen; dieselbe beträgt im Schwarzen Meere bei der Erwärmung von der Februar- auf die Maitemperatur ca. 44 cbkm.

Gehen wir nun zur Betrachtung der jährlichen Schwankungen des Spiegels der Ostsee über, so finden wir hier naturgemäß ungleich complicirtere Verhältnisse, als sie die oben genannten Meere darboten.

Zwar findet sich auch hier im Sommer der höchste und im Frühjahre der niedrigste Wasserstand. Jedoch gestaltete sich dies bei den einzelnen Beobachtungsstationen allerdings nicht mit so absoluter Regelmäßigkeit, wenn man statt der Mittel für die Jahreszeiten die für die einzelnen Monate nimmt: es ergab sich nämlich für den Beobachtungsort Swinemünde während der drei Jahrzehnte von 1855 bis 1884, daß außer den schon erwähnten Minimis im Winter und den Maximis im Sommer der November im ersten jener drei Decennien ein Minimum, im zweiten ein erhebliches Maximum und im letzten ein wesentlich geringeres Maximum aufwies, woraus sich schließen läßt, daß bei der Ostsee noch andere Faktoren als die hier unwesentlich erscheinenden Wasserzuflüsse thätig sein müssen, um das Niveau derselben zu heben oder zu senken. Zu letzterer Schlußfolge ist man um so mehr gedrängt, als für die Oder für eine lange Reihe von Jahren im August ein Minimum, für die Ostsee dagegen ein Maximum beobachtet wurde.

Bei den skandinavischen Flüssen (dem Glommen) dagegen treffen die Maxima mit denen der Ostsee annähernd zusammen. Da hiernach die Flüsse am Steigen und Sinken des Ostseespiegels nur geringen Antheil zu haben scheinen, so muß man andere Gründe für den hohen Wasserstand des Sommers geltend zu machen suchen. Zu diesen sind einerseits vielleicht die direct auf die Meeresfläche niederfallenden Regenmengen und andererseits die thermische Ausdehnung des Wassers zu betrachten. Letztere veranschlagt man auf 30 cbkm, ein Volumen, welches ein Heben des Ostseespiegels um 8 cm darstellt. Freilich wird die letztere Zahl durch die in der warmen Jahreszeit zunehmende Verdunstung modificirt.

Ist nun aus allen diesen Daten ersichtlich, daß die Verhältnisse, die in der Ostsee das Niveau beeinflussen, erheblich verwickeltere sind, als im Kaspischen und Schwarzen Meere, so möchte man sich doch der Ansicht zuwenden, daß es im wesentlichen die Windverhältnisse sind, welche den Ostseespiegel heben und senken. — Glaubt man nun in dieser Weise einen wahrscheinlichen Grund für die jährliche Periode des Wasserstandes der Ostsee gefunden zu haben, so harrt noch eine andere Erscheinung der Erklärung; es betrifft dies die säkularen Schwankungen des Wasserspiegels. Schon im Verlaufe weniger Jahre nimmt man wahr, daß der mittlere Wasserstand jedes geschlossenen Wasserbeckens ein anderer ist. Welche Gründe hierfür bei den in die Betrachtung gezogenen drei Meeren für diese Erscheinung angeführt werden können, soll im weiteren erläutert werden.

Im Kaspischen Meere, welches seine Wassermassen, die durch Verdunstung verschwinden, nur durch den Regen und die Zuflüsse wieder ersetzen kann, nahmen wir in längeren Zeiträumen sehr erhebliche Schwankungen des gesammten Wasserspiegels wahr. Die Beobachtungen, in Baku und Aschur-Ade ausgeführt, sind auf einen gemeinsamen Nullpunkt bezogen und zeigen, daß in der Zeit von 1851 bis 1865 das Niveau des Kaspischen Meeres ein niedriges war, und daß von 1866 ein stetiges Steigen (bis um 0,75 m) stattgefunden hat. Da die Beobachtungen an beiden Orten in gleicher Deutlichkeit zu Tage traten, so muß die Annahme, als könnten Fehler vorliegen — veranlaßt etwa durch Bodenschwankungen, wie dies bei dem naphtareichen Baku immerhin denkbar wäre — abgewiesen werden. Für das Schwarze Meer sind die Beobachtungen noch ein wenig kurz, doch zeigt sich auch hier, daß bis 1880 ein Ansteigen des Wasserspiegels, also wie im Kaspischen Meere, stattgefunden hat.

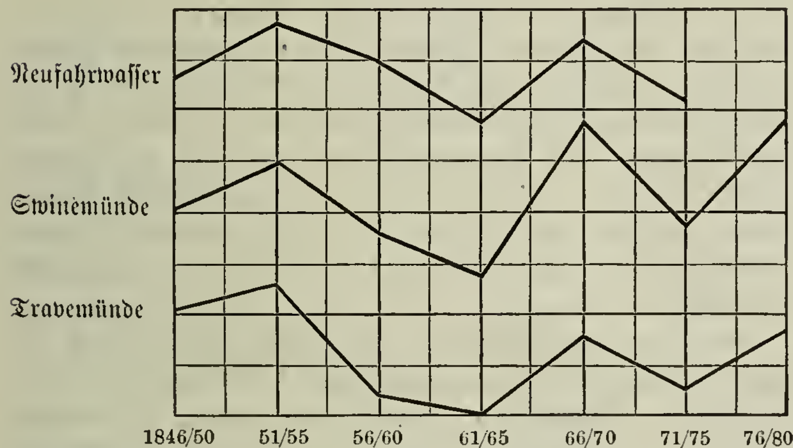
Auch die Ostsee bietet ein analoges Bild, wenngleich die Unterschiede im Niveau hier nicht nach Decimetern,

sondern nur nach Centimetern gemessen werden können; indessen sind sie auch hier so markant, daß sie nicht wohl Beobachtungsfehlern u. s. w. zugeschrieben werden können. Die beifolgende graphische Darstellung (Figur 1) zeigt dies überdies so deutlich, daß Zweifel in der That

Fig. 1.

Ostseepegel.

Maßstab der Ordinaten zur Natur 1 : 10.



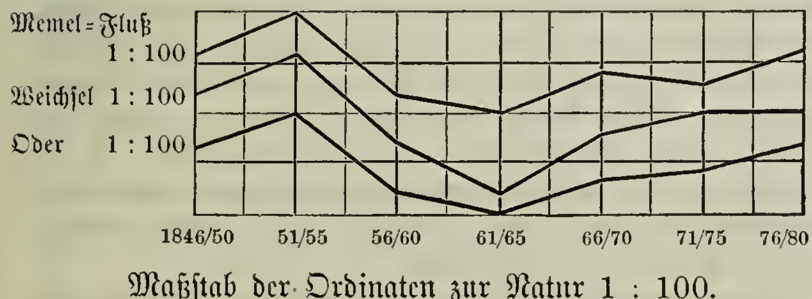
ausgeschlossen erscheinen. Wie man ersieht, verläuft die Bewegung des Wasserstandes auf den drei dargestellten Stationen Neufahrwasser, Swinemünde, Travemünde in demselben Sinne, wobei noch bemerkt werden muß, daß auch sieben andere Stationen fast den gleichen Verlauf der Kurve in denselben Jahren aufweisen.

Bei weitem großartiger sind aber die Schwankungen des Meeresspiegels im Kaspischen Meere, denn sie bringen hier geradezu Aenderungen der Küstenumrisse hervor: Inseln werden bald über dem Wasser sichtbar, bald verschwinden sie wieder, sie werden zu Halbinseln, und zeigen sich wieder als die ersteren. Ist es da zu verwundern, daß die Menschen schon frühe diesen Erscheinungen ihre Aufmerksamkeit schenkten? — So weit nun Beobachtungen über die Ostsee und das Kaspische Meer vorliegen, kann man als Resultat derselben mit Sicherheit den Satz aussprechen: das Kaspische Meer sowohl wie die Ostsee zeigen Schwankungen ihres Spiegels, die in lang andauernden Perioden in beiden Meeren gleichzeitig und parallel verlaufen. Die Schwankungen des Ostseespiegels besitzen aber die bei weitem geringere Amplitude.

Wie als bekannt vorausgesetzt werden darf, zeigen die Gletscher Perioden, welche in einem Vorstoßen und Zurückweichen derselben bestehen. Bei näherer Betrachtung dieser Perioden hat sich nun das Resultat ergeben, daß dem Vorstoßen der Gletscher ein Steigen, dem Zurückweichen ein

Fig. 2.

Säkulare Schwankung des Wasserstandes der Oder, Weichsel und des Memel-Flusses.



Maßstab der Ordinaten zur Natur 1 : 100.

Sinken des Kaspischen Meeres entspricht, derart, daß die letztere Bewegung der der Gletscher voraus ist. Dies hängt nun, wie eingehende Untersuchungen und Beobachtungen über die Niederschlagsmengen im Gebiet des Kaspischen Meeres gezeigt haben, mit diesen zusammen: den Schwankungen des Kaspischen Meeres entsprechen die Schwankungen der Niederschlagsmengen, und diesen wiederum in langen Perioden sich zeigende Schwankungen der Witterung, die Klimaschwankungen.

Um auch für die Ostsee die Ursachen zu erkennen, welche die säkularen Schwankungen ihres Wasserstandes bedingen, unterziehen wir die Wasserführung ihrer Zuflüsse einer näheren Betrachtung. Am deutlichsten giebt den Zusammenhang hier die beistehende graphische Darstellung der wichtigsten Nebenflüsse der Ostsee: der Weichsel, der Oder und des Memelflusses (Fig. 2) im Vergleich mit Figur 1. Die Beobachtungszahlen sind so dargestellt, daß einer Aenderung des Wasserstandes um 20 cm eine Aenderung der Ordinate um 2 mm entspricht.

Unzweifelhaft wird klar, daß die Bewegung des Wasserstandes schon dieser beiden Flüsse mit der Bewegung des Wasserstandes von Lustrum zu Lustrum fast parallel geht.

Eine Entscheidung ist nun noch zu fällen: ob nämlich beiden Erscheinungen eine gemeinsame Ursache zu Grunde liegt, oder ob eine die Ursache der andern ist.

Denkbar wäre es, die Windverhältnisse als gemeinsame Ursache beider Erscheinungen anzusehen: die regenbringenden Westwinde stauen die Ostsee und erhöhen das Flußniveau. Die trockenen Ostwinde beeinflussen das Sinken beider Spiegel. Indessen zeigt die Beobachtung von Zahlen einzelner Meeresstationen, daß die Bewegung des Wasserstandes der Ostsee sich dem der nächstgelegenen großen Ströme mehr als denen entfernterer Theile anschließt: die Abhängigkeit des Ostsee-Niveaus und der Wasserführung der Flüsse ist dargethan.

Da wir nunmehr überzeugt sein dürfen, das die säkularen Schwankungen des Kaspischen Meeres, der Ostsee und auch — auf Grund anderer, freilich eine kürzere Zeitdauer umfassender Beobachtungen — die des Schwarzen Meeres, sich auf die Schwankungen des Wasserstandes der Flüsse und deren Zufuhr zurückführen, und letztere uns zweifellos auf säkulare Schwankungen der Niederschläge schließen lassen, so können wir nunmehr wohl auch, ohne auf Widerspruch zu stoßen, behaupten, daß die säkularen Schwankungen der Pegelbeobachtungen in Flüssen und Meeren auf säkulare Schwankungen des Klimas einen Schluß gestatten. Da diese Ansicht außer durch die angedeuteten Beobachtungen auch in der von Lang verfaßten Abhandlung über die Erklärung der Größenänderung der Gletscher der Alpen durch analoge Schwankungen des Niederschlages und gleichzeitige der Temperatur eine Stütze findet, so ist das Gebiet, für welches eine Klimaschwankung als erwiesen zu erachten ist, ein erhebliches zu nennen. Es umfaßt die Gebiete jener drei zur Beobachtung gekommenen Meere, sowie auch der Nordsee und der Alpen, so daß man sagen darf: fast ganz Europa ist nahezu gleichzeitig gleichsinnigen Klimaschwankungen unterworfen. Fragt man weiter, ob auch andere weiter entferntere Gebiete — etwa die asiatischen — gleiche oder ähnliche Phänomene erleben, so kann diese Frage bejaht werden: auch in Barnaul und Nertschinsk gemachte Beobachtungen über Niederschlagsmengen lassen eine Theilnahme jener Gegenden an der Klimaschwankung erkennen. Aehnliches lehren für Nord-Afrika die Schwankungen des Nilwassers in einzelnen aufeinander folgenden Lustren. Auch in Nord-Amerika zeigt sich Analoges in der Hebung und Senkung des Spiegels der großen Seen, insbesondere des Michigan-Sees. Letzterer, der bis gegen 1860 gesunken war, ist seitdem um 3 m gestiegen.

So ergiebt sich denn das Resultat, daß die Länder der nördlichen Halbkugel gegenwärtig zu gleicher Zeit säkularen Klimaschwankungen unterworfen sind, und zwar fand eine relative Trockenperiode um 1830, eine nasse Periode um 1850, eine abermalige Trockenperiode um 1860 statt, der wiederum eine zweite nasse Periode zu folgen scheint.

Bericht über eine Reise nach Kwang-si.

Von H. Schroeter.

II. (Fortsetzung.)

Daß ich nicht nach Canton zurückgehen wollte, ohne überhaupt Cassia haben wachsen zu sehen, war mein fester Entschluß. Wir hielten daher am Abend mit dem frachtsuchend von Wu-tschou-fu nach Molam versegelten Kapitän einer Cassia-Dschunke Kriegsrath, zahlten die Soldaten unter dem Vorgeben, nach Canton zurückkehren zu wollen, ab und verließen zum Schein den Hafen, um bald wieder vor Anker zu gehen.

Am folgenden Morgen, am 25. September, kleidete ich mich in einen chinesischen Anzug Afook's, setzte einen breitrandigen Cooli-Hut auf und band bequeme Stroh-Sandalen an meine Füße. Schon um 3 Uhr war ich unter Führung des Cassia-Schiffers mit Afook und einigen Coolies auf dem Wege zurück nach Tai-wo. Als die Sonne aufging, lag dasselbe weit hinter uns. Nach dreistündigem Gange durch das reiche Ackerland überstiegen wir eine vom Regen nacktgewaschene, 500 bis 600 Fuß hohe Hügelkette, und nach einer halben Stunde weiteren scharfen Marsches erreichten wir einige hübsch bewaldete Anhöhen, auf welchen die ersten Cassia-Plantagen sichtbar wurden.

Nun auch etwas über Cassia, diese so wohl bekannte Drogue, von welcher bis zu 80 000 Piculs alljährlich von Canton und Packhoi nach Europa, Amerika und Indien verschifft werden! Die chinesische „Cassia-Lignea“, in Deutschland besser als „Zimmet“ bekannt, wächst in Kwangtung in der Präfektur Loting, in Kwang-si in den von mir besuchten Tai-wo- und Yung-schien-Distrikten. Im Taiwo-Lande bildet ihre Kultur einen wichtigen Erwerbszweig der Bergbevölkerung. Um eine Plantage einzurichten, pflanzt der Bauer auf den Abhängen seiner Berge kleine, aus Samen gezogene Cassia-Bäumchen, im Alter von ein bis zwei Jahren, in einer Entfernung von 15 Zoll in den Boden. Aus den sich schnell und kräftig entwickelnden Wurzeln derselben pflegen, wenn die Bäume einige Jahre gestanden haben, weitere Sprößlinge zu wachsen, und nachdem die kräftigsten Bäume eine Höhe von acht bis neun Fuß, und am Boden die Dicke eines Zolles oder mehr erreicht haben, werden sie hart über der Erde abgeschnitten. Im nächsten Jahre kommt die Reihe an die inzwischen herangewachsenen Bäumchen, und so geht es weiter, bis der Boden mit Wurzelwerk gefüllt ist. Aus diesem schießen die übrigens auch durch Nachpflanzen ergänzten Bäumchen hervor, deren kräftigste alljährlich dem Hackmesser des Cassia-Bauern zum Opfer fallen.

Also im März und April, wenn die Frühlingsluft den Saft in den Bast treibt, werden die eben Blätter schießenden, sechs bis acht Jahre alt gewordenen Bäume nach den zu den Füßen der Hügel liegenden Bauernhäusern geschafft, und die kleineren Zweige entfernt, worauf der saftige, wohlriechende Bast des Stammes in 15 bis 17 Zoll langen Stücken mittelst primitiver Schälmesser losgetrennt wird. Der kahle Stamm hat jetzt nur noch als Brennholz Werth. Von der geschmeidigen, feuchten Borke wird dagegen die der Luft ausgesetzt gewesene, daher geschmacklose und zähe äußere Haut — die Epidermis — mit einem hobelartigen Instrument geschält. So der Sonne ausgesetzt, rollt die Borke zusammen, um in ein bis zwei Tagen für den Transport nach dem nächsten Marktflecken und weiter nach Canton genügend ausgedörrt zu sein. Hier wird sie in die im Handel bekannten Bündelchen gepackt und so gelangt sie zur Verschiffung. Die Fremden lassen die Cassia für Europa in Kisten von 50 Catties und für Amerika in ebenso schwere Ballen packen, während die für ihre Adoptiv-Heimath Indien kaufenden Parsis ihre Waare in Kisten von 60 Catties fortsenden.

In den Konsumländern wird die Cassia von der Hausfrau in der Küche, oder vom Bäcker und Konditor für allerlei Gebäcke und Konfitüren benutzt, in den Gewürzmühlen auch häufig zum Ausmischen mit dem von Ceylon und den Molukken kommenden „echt-ostindischen“ Caneel benutzt. Nach Behauptung von zwei großen Canton-Cassia-Gelehrten, dient unsere jetzt ja so billig gewordene Cassia in Europa neuerdings auch zum Gerben feiner Leder, doch habe ich diese Mittheilung vorläufig nur mit Vorsicht aufgenommen. Es ist überhaupt bemerkenswerth, daß gerade hier in Canton die widersprechendsten Meinungen darüber herrschen, zu welchen Zwecken der größere Theil dieser hauptsächlich nach London, Hamburg, Triest und New York verschifften Drogue verwandt wird.

Cassia ist ein Artikel, mit welchem die Europäer in jenem goldenen Zeitalter, in welchem es nur wenige Dampfer und keinen Telegraphen in China gab, schöne Geschäfte in Canton gemacht haben. Seit Jahren sind aber die Märkte zu Haus so überfüllt worden, daß der Werth eines Piculs Cassia Lignea seit dem Jahre 1871 allmählich von 22 auf 5,80 Dollars gefallen ist. In London und Hamburg hat sich jetzt ein so großer Vorrath angesammelt, daß man damit Europa für Jahre versorgen kann. Der niedrige Preis hat wohl Einiges mit der Qualität der heute unter dem Namen Cassia Lignea bekannten Waare zu thun, denn in die Mitte eines jeden Bündels Cassia wird seit langer Zeit schon ein mit jedem Jahre leider größer werdender Prozentsatz von Cassia-Bruch von den chinesischen Händlern gepackt. Diese Mischung kann indessen leicht durch Anlegen eines Extra-Preises vermieden werden, und reine Cassia Lignea, wie sie vor 20 oder 30 Jahren verschifft wurde, ist somit auch heutzutage noch in Canton zu haben, wird aber nur selten noch bestellt. Die eigentlichen Cassia-Röhren scheinen während der letzten Jahrzehnte eher besser, als schlechter geworden, auch nicht minder gut geschält zu sein, wenn ich ganz alte Muster mit heutiger Waare vergleiche. Nach Ansicht chinesischer Freunde, welche seit Jahren kein Interesse mehr am Geschäft haben, ist die heutzutage vom Inlande hier eintreffende Waare auch ebenso wohlschmeckend und kräftig duftend, also ebenso ölhaltig, wie sie es vor 25 Jahren war.

Eine junge Cassia-Pflanzung macht von weitem den Eindruck einer Obstbaumschule. Die Blätter werden 6 bis 10 Zoll lang, 2 bis $3^1/_2$ Zoll breit und zeichnen sich durch ein besonders schönes und frisches Grün aus. Läßt man den Baum größer werden, was meistens auf den Gipfeln der Hügel oder dicht um die Gehöfte herum geschieht, so erreicht er die Dicke und Größe eines mittelgroßen Zwetschen-

baumes. Im Sommer gedeihen auf ihm in kleinen Büscheln unzählige Früchte von der Größe einer getrockneten Johannisbeere die, was Gestalt anlangt, am ehesten mit Eicheln Aehnlichkeit haben. Dieselben werden getrocknet, ehe sie ganz reif sind und gelangen unter dem nicht ganz korrekten Namen „Cassia flores" („Cassia Buds") in den Handel. Von unsern Hausfrauen werden sie Gewürznelken genannt.

Der Cassia-Baum hat ein sehr zähes Leben. Man kann die dickeren Stämme z. B. ringsum in einer Höhe von 12 Zoll ihrer dicken Borke entkleiden, ohne daß sie absterben. Der Bauer beraubt diese — wohlverstanden ausgewachsenen — Stämme, um die Cassiafrüchte nicht zu gefährden, ihrer wohlriechenden, weichen Schale aber nur in Stücken von ½ bis 1 Fuß Länge und 1 bis 3 Zoll Breite. Diese Waare wird meistens von Chinesen zur Bereitung von Medizinen benutzt. Die feineren Sorten kommen indessen von Cochin-China, der Heimath der kostbaren, nur in kleinen Quantitäten exportirten Saigon-Cassia; es gelangen einzelne Stücke solcher Cassia-Rinde in den chinesischen Handel, welche ihres besonderen kräftigen Geruchs wegen mit geradezu fabelhaften Preisen von Chinesen bezahlt werden. Ich habe z. B. auf dem Canton-Zollhause einzelne Stücke gesehen, welche je in ein zierliches, reich mit Perlmutter, ja mit Silber und Gold ausgelegtes Rosenholzkästchen verpackt waren und sammt dem letzteren mit 100 Taels Werth deklarirt wurden. Es ist nämlich unter den abergläubischen Chinesen der reicheren Klasse Sitte, in Krankheitsfällen sich mit solchen und ähnlichen kostbaren Medizinen zu beschenken. Ich bin übrigens geneigt, zu glauben, daß die der Cassia-Rinde zugeschriebenen Heilkräfte auf demselben Schwindel beruhen, welcher dem koreanischen und mongolischen Ginseng zu solch unglaublichen Preisen verhilft.

Die für die Gewinnung der eigentlichen Cassia-Lignea bestimmten Bäumchen werden, um gerade wachsen zu können, den Sommer hindurch gerodet, d. h. ihrer kleineren Aeste mit den ungemein saftigen Blättern bis zu einem gewissen Grade entkleidet. Dieselben wandern in mächtigen Bündeln ins Thal, wo sie in großen Schuppen gekocht werden. Aus dem so gewonnenen, aromatischen Saft wird vermöge eines höchst primitiven Distillir-Processes das geschätzte Cassia-Oel gewonnen. Da die Likin-Stationen auf dem Wege nach Canton auf dasselbe einen unerschwinglichen Zoll — neben demjenigen des kaiserlichen Zollamtes — erheben, wird das Oel in Zinngefäßen über die Berge nach Packhoi geschafft und von da über Macao nach Hongkong transportirt, anstatt auf dem ihm von der Natur bestimmten Wasserwege nach Canton zu gelangen. In Europa gebraucht man das Cassia-Oel bei der Herstellung von Parfümerien und Seifen und für allerlei Destillationszwecke.

Ich hielt mich während des ganzen Tages in jenen Bergen auf, welche, 100 bis 500 Fuß hoch, außer mit Cassia auch vielfach mit Lärchen und Fichten bewachsen sind. Das Thalland ist überall sorgfältig angebaut, die Bevölkerung freundlich und gesittig, wie man es nicht besser wünschen kann. Von dem Wasser eines rauschenden Bächleins getrieben, bemerkte ich auch zum ersten Mal in China einige Wassermühlen, je sechs Holzblöcke in Bewegung setzend, welche Reis aus der Hülse lösten. Der Boden zeigt überall die Spuren großer Fruchtbarkeit, welche aber außerordentlich mit den erbärmlichen Holz- und Lehmhütten kontrastirt, in denen die sorglosen Bauern leben. Ich kehrte bei einigen derselben ein, um mir den Prozeß des Pflanzens, Schneidens und Schälens von Cassia, sowie auch die Oelfabrikation ad oculos demonstriren zu lassen. Ich kaufte Exemplare aller bei der Cassia-Ernte benutzten Instrumente und nahm eine ganze Anzahl von jungen Cassia-Bäumchen mit, welche jetzt im S. & Co.'schen Garten in Canton stehen und bereits die ersten Sprößlinge schießen. Unter meinen Reliquien will ich besonders einige selbstgeschnittene Cassiastöcke erwähnen. Den schönsten derselben wandelte sich mir seitdem in einen wunderschönen Spazierstock mit reich geschnitztem Griff um.

Während meines Ganges durch die Cassia-Berge jagte ich einige Rebhühner auf. Dies war das erste und einzige Mal, daß ich jagdbare Thiere während meiner ganzen Reise sah — außer gelegentlich hoch über mich wegstreifenden Enten. An diesem einzigen Tage hatte ich natürlich meine mich auf allen andern Ausflügen begleitende Jagdflinte zurückgelassen, weil ich eine gefährliche Expedition zu unternehmen geglaubt und nur eine schwere Winchester-Büchse mitgeschleppt hatte.

Wild ist überhaupt selten in Kwang-si, wenigstens in der Nähe des großen Stromes. Die Provinz ist aber reich an Tigern, von welchen jeden Sommer einige Exemplare nach Canton zum Verkauf kommen. Ein von einem hiesigen Thierfreunde großgezogenes, in Canton s. Z. lammfrommes und unter dem Namen „Turandot" bekanntes Tigerfräulein hat vor einigen Jahren in Begleitung seiner Milchbrüder, zweier chinesischer Pudelhunde, sogar seinen Weg bis nach dem zoologischen Garten der deutschen Hauptstadt gefunden. Leider fand ich während meiner Reise keine Gelegenheit, eines Tigers persönliche Bekanntschaft zu machen. Die Landbevölkerung wußte aber viel von dem nächtlich in die Gehöfte brechenden, Schweine und Hunde, zuweilen auch Kinder fortschleppenden Räuber zu erzählen. Die in Cassia- und anderen Dschunken gelegentlich nach Canton kommenden Tiger pflegen daselbst Tage lang umhergetragen und für ein sinnloses Geld den Europäern angeboten zu werden, bis sie endlich halbverhungert von chinesischen Apothekern gekauft werden. Letztere schlachten die Thiere und bereiten aus den Knochen und Sehnen derselben eine kostbare Medizin. Sie bezahlen häufig einen Dollar per Catty „brutto" für ein nicht allzu groß gewordenes junges Thier.

Ich unterließ bisher zu erwähnen, daß an diesem für mich speziell so interessanten Tage in Tai-wo Markt war. Schon früh am Morgen begegneten mir in langer Reihenfolge unzählige Menschen beiderlei Geschlechts, welche ihre Landesprodukte — Cassia, Holzkohle, Reis, Grundnußöl, auch glattes, schönes Rindvieh, fette Schweine, Hühner und Enten — in genannter Stadt verkaufen gingen, um entweder Kleiderstoffe und allerlei Fabrikate (auch europäische Manufakte, oder solche Landesprodukte einzutauschen, welche ihr eigener Bezirk gerade nicht hervorbrachte. Tai-wo liegt im Herzen einer außerordentlich fetten Gegend. Aus seinen Thoren führen nach allen Richtungen der Windrose auslaufend gutgehaltene Feldwege. Unter der Last ihrer in jener Gegend überall gebrauchten, ein entsetzliches Geräusch verursachenden Schiebkarren keuchen die Menschen in unabsehbarer Reihenfolge wieder ihren Dörfern und Gehöften zu, als ich mich spät am Nachmittag auf dem Rückwege Tai-wo wieder nähere. Auf Schritt und Tritt begegnen mir Männer, Frauen und Mädchen. Letztere zum schönen Geschlecht zu zählen, würde aber auch hier eine unverdiente Aufmerksamkeit sein. Eine fixe, adrette Bauerndirne habe ich nur ganz vereinzelt in Kwang-si gesehen, und ein Haideröslein „jung und morgenschön" hat mir nirgends am Wege geblüht. Trotz meiner Landeskleidung merkten mir die Dörfler natürlich sofort den Nicht-Chinesen an, sobald sie mich voll ins Gesicht faßten. Noch jetzt muß ich lächeln, wenn ich an all die verblüfften Gesichter denke, welche mir nachschauten, um über die merkwürdige Vision nachzudenken und ihre Ansicht auszutauschen. Uebrigens möchte ich hier erwähnen, daß im Gegensatze zu den lärmenden Schild-

bürgern Tai-wos, die beim Aufgraben der Grundnüsse beschäftigten Landleute ihre Arbeit nur selten verließen, um ihrem Erstaunen, mit dem in Cantons Nachbarschaft und in der Stadt selbst so wohlbekannten „Fanquailoh“ Luft zu machen.

Die Stadt Tai-wo zur Rechten lassend, um dem Hafenfuß von Bürgermeister, welcher mir immerhin, wenn auch nicht nach meinem Geschmack, Gastfreundschaft gewährt hatte, nicht noch einmal Unannehmlichkeiten zu bereiten, erreichte ich gegen 6 Uhr Nachmittags nach 15 stündigem Marsch in der heißen Sonne mein unweit Molam vor Anker liegendes Boot.

Erzählungen der Suaheli-Neger in Zansibar.

Aus der Erinnerung aufgeschrieben von **Olga Toeppen.**

Durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Zansibar hatte ich mir die Sprache der dortigen Eingeborenen — das Kisuaheli — so angeeignet, daß ich es vollständig verstand und fließend sprach. Es gewährte mir ein ganz besonders großes Vergnügen mich mit unseren Dienern in längere Gespräche einzulassen, und so tiefer in Geist und Wesen des Volkes einzudringen. Trotz ihrer einfachen Denk- und Sprechweise, wird man oft eine bewundernswerthe Logik in dem, was die Neger sagen, finden. — Später ließ ich mir Fabeln und Märchen von ihnen erzählen, deren einige ich hier wiedergebe. Ich habe mich bemüht, mich dabei möglichst wenig von ihrer einfachen Ausdrucksweise zu entfernen.

In den meisten Geschichten spielen Thiere die Hauptrollen, und unter diesen sind wieder der Haifisch und der Löwe die Helden, vielleicht weil sie die von den Negern am meisten gefürchteten Thiere sind.

I.

Die Geschichte vom Esel des Wäschers.

Es war einmal ein Affe, der Freundschaft mit einem Haifisch schloß. — Nahe einer Stadt war ein großer Baum, von der Art, welche man Affenbrotbaum nennt; derselbe wuchs an einem tiefen Wasser; die Hälfte seiner Zweige überschattete die Stadt, und die andere Hälfte reichte über das Wasser. Der Affe pflegte jeden Tag dorthin zu kommen, um von den Früchten des Baumes zu essen, während der Haifisch unter dem Baume im Wasser war; er pflegte zu dem Affen zu sagen: „Gieb mir etwas Futter, mein Freund“, und dann warf der Affe ihm etwas hinunter. So ging es viele Tage und viele Monate, bis eines Tages der Haifisch zu dem Affen sagte: „Du hast mir immer viel Gutes gethan, ich möchte gerne, daß Du einmal mit mir in mein Heim kämest, damit ich Dir Deine Wohlthaten belohnen kann.“ Der Affe antwortete ihm: „Wie sollte ich dahin gelangen? Wir können nicht im Wasser gehen, wir Thiere vom Lande.“ Jener erwiderte: „Ich will Dich tragen, und kein Tropfen Wasser soll an Dich herankommen; komm laß uns gehen!“ Der Affe willigte ein, setzte sich auf den Rücken des Fisches, und so traten sie die Reise an. Als sie die Hälfte des Weges hinter sich hatten, sagte der Hai: „Du bist mein Freund, ich will Dir nun die Wahrheit sagen.“ Der Affe: „Erzähle mir!“ Der Hai hub an: „Dort, bei mir zu Hause, wo wir jetzt hingehen, ist unser Sultan sehr krank, und es ist uns gesagt worden, daß das einzige Heilmittel für ihn ein Affenherz sei!“ Der Affe antwortete hierauf: „Du hast nicht wohlgethan, mir dies nicht gleich zu sagen.“ „Wie das?“ entgegnete der Hai. Der Affe dachte nach und sagte zu sich selbst: „Mein Leben ist doch schon verspielt, ich will ihm jetzt eine Lüge sagen, vielleicht kann mich das noch retten.“

Der Haifisch fragte ihn: „Warum bist Du so still geworden? Wirst Du nicht sprechen?“ Der Affe entgegnete: „Ich habe Dir nichts zu erwidern, weil Du mir nicht gleich die Wahrheit sagtest, so daß ich mein Herz hätte mitbringen können!“ Verwundert fragte der Hai: „Hast Du denn Dein Herz nicht hier?“ Hierauf der Affe: „Weißt Du denn gar nichts von uns? Wenn wir ausgehen, lassen wir unsere Herzen in den Bäumen, und gehen nur mit den Körpern umher; aber Du wirst mir nicht glauben; Du wirst sagen ich fürchtete mich! laß uns also weiter, zu Deiner Heimath gehen, dort tödte mich, und Du wirst sehen, ob Du mein Herz finden kannst.“

Der Haifisch glaubte dem Affen und bat: „Laß uns doch zurückkehren, damit Du Dein Herz holst.“ Der Affe sagte: „Damit bin ich nicht einverstanden, laß uns lieber nach Deinem Heim gehen.“ Doch jener fuhr fort: „Nein, nein, laß uns erst an den Baum zurückgehen, Dein Herz zu holen, damit wir dann weiter kommen.“ Der Affe überlegte: — ich thäte besser einzuwilligen, was die Rückkehr an den Baum betrifft, — was ich dann weiter thue — das weiß ich! — Sie gingen und kehrten zu dem Baume zurück; der Affe kletterte hinauf und sagte: „Warte hier auf mich, Haifisch, ich gehe um mein Herz zu holen, damit wir fort können.“ Er kletterte auf den Baum und setzte sich ganz still hin. Der Haifisch rief ihn — er blieb still. Jener rief wieder und sagte: „Laß uns nun gehen!“ Der Affe antwortete ihm: „Wohin sollen wir gehen?“ Der Hai: „Nach meinem Heim.“ Der Affe: „Bist Du verrückt?“ Der Hai: „Wieso?“ Der Affe: „Hälst Du mich denn für eines Wäschers Esel?“ Der Hai: „Was ist's mit dem Esel des Wäschers?“ Der Affe: „Das ist etwas ohne Herz und Ohren.“ Der Hai: „Wie ist die Sache mit dem Esel? Erzähle mir, mein Freund, damit ich weiß, was das heißt.“ Und jener erzählte: „Ein Wäscher hatte einmal einen Esel, den er sehr liebte. Einmal lief der Esel fort in den Wald und blieb dort viele Tage, bis der Wäscher ihn selbst vergaß; aber der Esel wurde sehr fett dort im Walde. Da kam ein Hase und sah den Esel, dem der Schaum vor dem Munde stand vom vielen Essen, und er sprach zu sich: „Dieses Thier ist fett!“ und ging und erzählte es dem Löwen. Dieser aber erholte sich gerade von einer Krankheit und war sehr abgemagert. Der Hase sagte zu ihm: „Morgen werde ich Dir Fleisch bringen, damit Du essen kannst.“ Der Löwe war's zufrieden. Der Hase lief fort, ging in den Wald und fand den Esel, welcher ein weiblicher Esel war. Und er sagte zu der Eselin: „Man schickt mich, um Dir einen Heirathsantrag zu machen.“ „Von wem?“ fragte sie, und der Hase sagte: „Von

dem Löwen". Die Eselin willigte ein, freute sich sehr und sprach: „Nun wohl! laß uns gehen!" Und sie gingen, bis sie bei dem Löwen ankamen. Dieser hieß sie näher treten. Sie setzten sich. Der Hase gab dem Löwen einen Wink, indem er ihm sagte: „Das ist Fleisch für Dich — ich gehe nun fort", und zum Esel sagte er: „Ich gehe, nach dem Rechten zu sehen, bleibe Du hier bei Deinem Manne." Kaum war er fort, so stürzte der Löwe sich auf die Eselin, um sie zu zerreißen; es entstand ein harter Kampf. Die Eselin schlug den Löwen mit den Hufen, und jener verletzte den Esel mit seinen Krallen. Der Esel warf den Löwen zu Boden, lief davon, und ging in seinen Wald zurück. Der Hase kam nun und sagte: „Nun Löwe, hat's geschmeckt?" Der Löwe antwortete: „Ich habe den Esel nicht, weil ich zu kraftlos bin; er schlug mich mit den Hufen und ging davon, obgleich ich ihm viele Wunden beigebracht habe." Der Hase tröstete den Löwen: „Beruhige Dich!" Sie verhielten sich nun viele Tage ruhig, bis die Eselin von ihren Wunden genesen, und der Löwe zu Kräften gekommen war. Dann ging der Hase zum Löwen und sprach: „Was meinst Du, soll ich Dir jetzt das Fleisch bringen?" Der Löwe antwortete: „Ja, bringe es, ich werde es in zwei Stücke reißen." Der Hase ging in den Wald, wo ihn der Esel willkommen hieß und ihn nach seinem Befinden fragte. Statt aller Antwort sagte der Hase: „Dein Bräutigam wartet auf Dich." Die Eselin sprach: „Neulich, als Du mich hingeführt hast, hat er mich sehr gekratzt, jetzt habe ich Angst." Der Hase sagte: „O, das ist nichts, das ist so seine Art der Unterhaltung." „Gut, denn laß uns gehen!" Sie gingen, bis sie ankamen. Kaum sah der Löwe sie kommen, als er auf die Eselin los sprang und sie in Stücke riß. Nun sagte er zum Hasen: „Nimm dies Fleisch und brate es, aber ich will nichts davon außer der Eselin Herz und Ohren. Der Hase bedankte sich, ging und briet das Fleisch, wo der Löwe ihn nicht sehen konnte. Und er nahm das Herz und die Ohren und aß selbst davon, bis er satt war; und den Rest versteckte er und bewahrte ihn für sich auf. Der Löwe kam und sagte: „Gieb mir nun das Herz und die Ohren." Der Hase fragte: „Wo sind sie?" „Was meinst Du damit", sagte der Löwe, „solltest Du sie nicht für mich braten?" Der Hase antwortete hierauf: „Dies war eines Wäscher's Esel, wußtest Du das denn nicht?" „Was hat denn das für eine Bewandtniß, daß der kein Herz und keine Ohren hat"? fragte der Löwe. Der Hase erwiderte: „Du Löwe, bist eine erwachsene Person, und das ist Dir noch nicht klar? Wenn dies Thier Herz und Ohren hätte, wäre es zum zweiten mal hergekommen? Das erste mal als es herkam, sah es, daß es getödtet werden sollte, und lief fort; und doch kam es zum zweiten male. Nun, wenn es ein Herz hätte, würde es gekommen sein?" Der Löwe sagte: „Es ist Wahrheit in Deiner Rede."

So erzählte der Affe dem Haifisch, und fuhr dann fort: „Und Du willst einen Wäscher's Esel aus mir machen? Geh heim und glaube nicht, daß Du mich wieder fängst; unsere Freundschaft ist zu Ende; lebe wohl!"

II.

Der Betrüger und der Hamali [1])

Es war einmal ein Mann, der es liebte, viele Sachen einzukaufen und dann den Betrag dafür schuldig zu bleiben; besonders betrog er immer die armen Hamali, welche ihm die Lasten nach Hause trugen.

[1]) Hamali = Lastträger.

Eines Tages kaufte er eine Kiste Gläser und suchte nach einem Mann, der ihm dieselbe tragen sollte; als er einen gefunden hatte, sagte er zu ihm: „Was willst Du lieber, daß ich Dir Deinen Lohn auszahle, oder daß ich Dir drei Worte sage, die Dir in der Welt von Nutzen sein werden?" Jener, der des Reichen Schliche kannte, antwortete: „Geld bekomme ich alle Tage, ich will Dir die Kiste für die Worte tragen, die Du mir sagen willst." Er lud die Kiste auf seinen Rücken, und sie machten sich auf den Weg. Als sie ein Drittheil der Strecke gemacht hatten, sagte der Hamali: „Diese Kiste ist sehr schwer, Herr, zu schwer für mich; sage mir eins Deiner Weisheits-Worte, daß ich Kraft zum Weitergehen bekomme."

Der Herr sprach: „Wenn einer zu Dir sagt, daß Sklaverei besser sei als Freiheit, so glaube ihm nicht."

Der Träger sah ihn scharf an; er wußte: der Eigenthümer dieser Kiste ist ein Betrüger, aber es ist besser, ich warte, bis wir angekommen sein werden. Und sie gingen weiter. Als sie das zweite Drittel des Weges zurückgelegt hatten, bat der Hamali: „Nun sage mir Dein zweites Wort!"

Jener sprach: „Wenn Jemand Dir sagt, daß Armuth besser sei als Reichthum, dann glaube ihm nicht!"

Sie gingen weiter, bis sie am Hause anlangten. Der Sklave sagte: „Nun, Herr, laß mich das dritte Wort hören!" Der Reiche, welcher merkte, daß der Hamali etwas im Sinne hatte, sprach: „Setze erst die Last nieder." Der Träger antwortete: „Jene zwei Worte gefielen mir so gut, sage mir das dritte, vielleicht daß es mir Kraft zum Niedersetzen meiner schweren Kiste giebt."

Der Herr sprach: „Nun wohl! Wenn einer Dir sagt, daß Hunger leiden besser sei, als satt sein, dann glaube ihm nicht."

Jener rief: „Geh' weg, Herr, ich will meine Last herunter setzen." Er hob die Kiste hoch über den Kopf und ließ sie fallen. Der Besitzer derselben schrie laut: „Oh! oh! Du hast meine Kiste und alles was darin ist, zerbrochen!"

Jener sagte: „Und wenn Dir einer sagt, daß in der Kiste ein einziges unzerbrochenes Stück sei, dann glaube Du ihm auch nicht!"

Anmerkung: Die Hamali, deren es etwa 250 in Zansibar giebt, sind Sklaven im wahren Sinne des Wortes. Sie sind des Sultans Eigenthum, stehen unter Aufsicht arabischer Beamter, müssen von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang hart arbeiten und sich dabei von wenigen „peessa" (kleinen Kupfermünzen im Werthe von $2^1/_2$ Pfennig) ernähren. Sie werden von den indischen Kaufleuten, für die sie ja hauptsächlich arbeiten, da der größte Theil des Handels in ihren Händen liegt, meist sehr rauh behandelt, und man kann sich vorstellen, daß ihre Liebe für die Arbeitgeber nicht sehr groß ist. So ist es wohl sehr leicht möglich, daß obige kleine Geschichte sich wörtlich so ereignet, und sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hat.

III.

Der Tabak.

Als der Tabak in die Welt kam, sahen ihn kluge Männer und rochen ihn; die weisen Männer, welche nach diesen kamen, sahen ihn und nahmen und rauchten ihn. Aber als die Narren von Pemba [1]) ihn sahen, dachten sie, es sei etwas zum Essen, nahmen und aßen ihn.

[1]) Pemba ist eine zum Sultanat Zansibar gehörige kleine Insel, die zwischen dem 4. und 5. Grad südlicher Breite liegt.

Kürzere Mittheilungen.

Aus Südafrika.

Vor der Handelskammer zu London verlas am 14. Mai dieses Jahres John Mackenzie einen Vortrag, der sich mit den Zuständen und der politischen Lage in Britisch-Südafrika beschäftigt. Das Schriftstück bietet auch für Nichtengländer so viel Bemerkenswerthes, daß wir uns einen kurzen Hinweis darauf nicht versagen können. Der Vortrag geht von der Krisis in den Jahren 1882 und 1883 aus, wo es um die Ordnung und Eintracht in Englands südafrikanischen Kolonien schlimm genug aussah und ein fester Griff nöthig wurde, den Besitz zusammenzuhalten. Trotzdem bestehen noch immer mancherlei große und schwere Mißstände fort; namentlich fehlt es den Ländern südlich vom Zambesi an einem kräftigen Regimente, das auch erfüllt, was es verspricht. Die Sachlage wird klar aus einer Uebersicht, die Redner von den einzelnen Theilen Anglo-Afrikas entwirft. Die Kapkolonie steht voran. So bereitwillig Herr Mackenzie dieser die Möglichkeit einer „Selbstverwaltung" zuerkennt, so ernstlich und eifrig räth er davon ab, nun gleich auch alle übrigen Gebiete mit jenem Rechte zu beglücken. In Natal scheinen bei den Reichthümern des Bodens und den weitgehenden Handelsbeziehungen die Verhältnisse schnell einer blühenden Zukunft entgegenzureifen. Die Entwickelung des Oranje-Freistaates hängt von der Stellung der Bevölkerung und ihrer Führer zu England ab, während sich Transvaal zur Zeit noch sehr spröde benimmt. Die Boers, deren gerechte Klagen in England vor Thron und Volk ungehört verhallt sind, liegen jetzt festgebannt im englischen Netze, zumal England sie noch von dem freien Verkehre mit dem Inneren abgesperrt hat. — Das Trans-Kei-Gebiet oder der Südzipfel Kaffrarias ist jüngst zur Kapkolonie geschlagen, wohingegen Pondo-Land mehr oder weniger unter direkter Verwaltung des britischen Reiches steht. Nach den Auslassungen des Redners soll im Pondo-Lande deutscher Einfluß thätig wirken, doch erfahren wir nicht, zu welchem Zwecke. Für Swasi-Land wird die schleunige Erklärung des englischen Protektorats beantragt, wie solches seit December vorigen Jahres über das Amatonga-Land (Siehe „Globus", Bd. 53, S. 334 f.[1]) bereits verhängt ist, und gleiche Wünsche hegt Herr Mackenzie bezüglich des Betschuana-Landes und der Gebiete nördlich vom Limpopo. Sehr wichtig scheint ihm ferner der Ausbau des schon bestehenden Schienennetzes, wichtiger aber noch ein gründliches Studium von Land und Leuten in Südafrika, etwa in der Weise und in dem Umfange, wie es britischerseits in Ostindien geschehen ist. Der Regierung aber wird unverhüllt ein rasches Zugreifen empfohlen, damit ja nicht jemand anders ein Bröcklein vorwegnehme. Sehr besorgnißerregend findet Herr Mackenzie namentlich die Versuche der Boers, das Swasi-Land mit Transvaal zu vereinigen. Redner sieht im Geiste schon die Erfolge seiner Politik voraus, d. h. wenn sie zur Annahme und Ausführung kommt, deren Ziel eine einige und loyale „Dominion of Austral-Africa" vom Kap bis zum Zambesi unter der Flagge Groß-Britanniens sein wird! — Was sagen nun Englands Nachbarn in Süd-Afrika zu diesen Zukunftsplänen? H. S.

[1] Wir bitten, daselbst zwei Druckfehler zu berichtigen; erstlich muß es statt Loope überall Coope heißen, und zum andern werden S. 335 linke Spalte: die Libombos nicht in „mächtiger" sondern in „mäßiger" Steigung erreicht.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die sachverständigen Gutachten, welche über die kritische Lage der Teplitzer Quellen abgegeben worden sind, stellen den Zusammenhang derselben mit dem Dux-Ossegger Kohlenbergbau außer allem Zweifel. Oberbergrath Professor Dr. Waagen in Prag stellt in seinem Gutachten die Alternative: entweder die Teplitzer Quellen aufzulassen, oder den Betrieb der Kohlenwerke im Porphyrgebiete einzustellen, und er bezeichnet das letztere als das richtigere. Während die Thermen schon 1100 Jahre lang ihr segenspendendes Wasser geliefert haben, und die Existenz einer blühenden Stadt bedingen, seien die Bergwerke erst seit zwei Jahrzehnten im Betriebe, und voraussichtlich werde ihr Abbau auch nur noch zwei weitere Jahrzehnte dauern. Dann werde nur ein Feld der Verwüstung übrig bleiben, und die berühmten Quellen werden verschwunden sein. Falls man die Bergwerke auflasse, so sei Aussicht vorhanden, daß die Quellen noch Jahrhunderte hindurch fließen.

— Nach der „Russischen Revue" (XVII, p. 109) gehören die Kohlenlager im Donez-Becken zu den reichsten der Welt. Bis in die sechziger Jahre war die Produktion derselben geringfügig, seit der Herstellung der Eisenbahnen nach Asow und Rostow steigerte sie sich aber gewaltig, und jetzt beträgt sie jährlich etwa 85 Mill. Pud (ca. 28 Mill. Ctr.). Eine Schwierigkeit der Weiterentwickelung liegt namentlich in der periodischen Unwegsamkeit der „Schwarzerde", durch die die Anlage von zahlreicheren Sekundärbahnen dringend geboten erscheint. Außerdem lassen die Hafenverhältnisse in Taganrog mancherlei zu wünschen übrig. Der hohe Zoll auf englische Kohlen hat infolgedessen nichts zur Hebung der Produktion beigetragen.

Asien.

— Dem französischen Vicekonsul Pavie ist es zweimal gelungen, von Luang-Prabang und dem Laos-Lande nach Tongking vorzudringen, trotz der Unsicherheit, die während der letzten Jahre daselbst geherrscht hat. Das erste Mal ging er den Nam-hu, einen Nebenfluß des Mekhong, aufwärts und erreichte auf diese Weise die von französischen Truppen besetzte Stadt Chan, das zweite Mal wandte er sich direkt

nach Osten und gelangte über Muong-Son und Muong-Het nach Hanoi. Die zweite Reise wurde am 6. April angetreten und am 14. Mai beendet, nahm also nicht viel mehr als 5 Wochen in Anspruch (Vergl. „Compte rendu“ der Pariser Geogr. Ges., 1888, p. 282).

Afrika.

— Emin-Pascha hat unter dem Datum des 25. und 31. Oktober und 2. November einen Brief an Dr. Felkin in Edinburgh gesandt, nach dem Stanley noch immer vergebens in Wadelai erwartet wurde. Die Beziehungen Emin's zu den benachbarten Negerkönigen — besonders zu Kabrega von Unyoro — ließen mancherlei zu wünschen übrig, und die Verbindung mit der Küste war deshalb ziemlich schwierig. Nur die kleinen Häuptlinge seiner nächsten Nachbarschaft, unter denen der Bari-Häuptling Befo der namhafteste ist, verhielten sich freundlich. Während er den Brief schrieb, begab sich Emin-Pascha von Wadelai nach Kibiro, am Ostufer des Albert-Nyanza. Von dort wollte er sich aber wieder nach Msoa, am Westufer des Sees, begeben und seinen Dampfer nach Wadelai zurück schicken, während er selbst eine Reise nach Walendu zu unternehmen im Begriffe war.

— Im nördlichen Marokko ist H. de la Martinière im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums eifrig mit archäologischen Forschungen beschäftigt. Einem Berichte an die Pariser Geographische Gesellschaft zufolge hat der Reisende in der Umgebung von Tanger eine ganze Reihe von römischen Mauerresten entdeckt. Nach Mitte April gedachte er Mekines zu erreichen.

— Kaum von seiner Reise in dem Mashuna-Lande zurückgekehrt (Vergl. „Globus“, Bd. 54, S. 30), ist F. C. Selous von Neuem aufgebrochen, um zunächst nach der Mündung des Tschobe in den Zambesi vorzudringen, und dann die Länder im Norden des oberen Zambesi zu durchstreifen.

— Camille Douls, von dessen Abenteuern wir kürzlich ausführlich berichtet haben, beabsichtigt eine neue Reise nach der Sahara zu unternehmen. Er hofft, daß ihm der Pariser Municipalrath eine Unterstützung zu Theil werden lassen wird.

Nordamerika.

— W. S. Green und H. Swanzy sind im Auftrage der Londoner Geographischen Gesellschaft nach Nordamerika abgereist, um die vergletscherte Partie der Selkirk-Kette einer Untersuchung zu unterwerfen. Die Direktion der kanadischen Pacificbahn hat den beiden Herren ihre Unterstützung zugesichert. Nebenbei gedenken dieselben sich auch über die Fischerei-Verhältnisse des nordwestlichen Nordamerika zu unterrichten.

Südamerika.

— Nach einer Mittheilung H. A. Coudreau's an den französischen Unterrichtsminister war der Reisende am Neujahrstage 1888 glücklich an den Quellen des Maroni angekommen, nachdem er vorher die Quellen des Itany besucht hatte. Das Kartenbild erfährt durch seine Beobachtungen insofern eine Veränderung, als die Quellen des Itany um einen halben Grad weiter westlich zu verlegen sind, und die Quellen des Maroni um den gleichen Betrag weiter südwestlich. Die Höhe des Tumac-Humac-Gebirges beträgt in der betreffenden Gegend 600 bis 800 m, ist also auch beträchtlicher, als man bisher angenommen hat, und das Plateau in seiner Umgebung erhebt sich etwa 300 m über den Meeresspiegel. Das Klima von Ober-Guyana bezeichnet der Reisende als gesund und angenehm; die mittlere Temperatur beträgt 24° C., die Maximaltemperatur im allgemeinen 30°, und die Feuchtigkeit ist viel geringer als in den Küstenstrichen. Trotz der großen Strapazen und Entbehrungen, denen seine Expedition ausgesetzt war, fühlte sich Coudreau nicht einen einzigen Tag unwohl. Die Rucuyenne-Indianer, die die Gegend bewohnen, und deren Zahl sich auf etwa 4000 beläuft, treiben etwas Ackerbau und sind sehr friedliebend. — Es wäre demnach wohl möglich, daß die Coudreau'sche Expedition für die Entwickelung des französischen Guyana eine höhere Bedeutung erlangen könnte. (Vergl. „Compte rendu“ der Pariser Geogr. Gesellschaft 1888, S. 292.)

— Die Reise des Oberst Labre nach Bolivia (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 95) hat die Aufmerksamkeit der Welt wieder in einem höheren Grade auf den gewaltigen Madeira-Strom und seine Bedeutung als Wasserweg gelenkt. Der etwa 1500 km lange Lauf des Stromes ist nicht nur unterhalb der Fälle von San Antonio, sondern auch oberhalb derselben auf einer großen Strecke vorzüglich schiffbar, und ebenso sind es auch seine Quell- und Nebenflüsse (der Guapore, der Mamore, der Madre de Dios, der Beni, der Aquiri ꝛc.), so daß sich die Gesammtlänge der natürlichen Wasserwege oberhalb San Antonio auf 6000 bis 7000 km schätzen läßt. Die Länge der schnellenreichen Strecke, die als absolut unschiffbar gelten muß, beträgt aber nicht weniger als 300 km. Die schlimmste Stelle heißt ganz bezeichnend „Höllen-Kessel“ („Caldeirão do Inferno“). Eine andere schlechte Eigenschaft des Madeira spricht sich schon in seinem Namen aus, der so viel bedeutet als „Holz-Strom“ — von der ungeheuren Zahl schwimmender Baumstämme, die auf ihm abwärts treiben, und die sich zuweilen zu förmlichen natürlichen Flößen zusammenschließen. Namentlich kleinere Schiffe schweben dadurch in beständiger Gefahr. Die Stämme kommen zumeist aus den Urwäldern am Beni und Madre de Dios.

— Der Eifer, mit dem die Chilenen ihre Eisenbahnverbindungen mit Bolivia zu vervollkommnen streben, äußert seine Rückwirkungen auch auf die Brasilianer, und diese diskutiren in Folge dessen heute eifriger als je das Projekt einer Madeira-Mamoré-Bahn. Die Vorstudien dazu hat die brasilische Regierung bereits früher machen lassen, die Ausführung scheiterte aber an den finanziellen Schwierigkeiten. Abgesehen von der zweifelhaften Rentabilität, bei der man zunächst nur mit den Produkten der bolivianischen Silberminen und der brasilianischen Urwälder rechnen kann, verursacht natürlich der Mangel an Arbeitern große Bedenken. Die Baumaterialien wären auf den natürlichen Wasserstraßen verhältnißmäßig leicht an Ort und Stelle zu bringen.

Allgemeines.

— Auf der im nächsten Jahre stattfindenden Pariser Weltausstellung soll unter anderem geographischen Material auch ein ungeheurer Riesenglobus ausgestellt werden, der ungefähr 13 m im Durchmesser hat. Die terrestrischen Raumverhältnisse sollen daran nach verschiedenen Richtungen hin zu klarer und richtiger Anschauung kommen. Beispielsweise wird die Stadt Paris darauf nicht ganz einen Quadratcentimeter einnehmen. Die sorgfältige Ausführung vorausgesetzt, würde der Riesenglobus ein prächtiges Seitenstück zu dem bekannten Lingg'schen Erdprofil abgeben (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 128). Als die Verfertiger werden die Herren T. Villard und C. Cotard genannt.

— Als Seitenstück zu der von uns erwähnten Schnellfahrt des „Athenian“ (S. „Globus“, Bd. 53, S. 224) haben wir diejenige des Cunard-Dampfers „Etruria“ zwischen Liverpool und New York zu verzeichnen. Dieselbe

nahm von Roches Point nach Sandy Hook Bar nur 6 Tage, 1 Stunde 47 Minuten in Anspruch, und hat als die schnellste Oceanfahrt zu gelten, die man kennt. Dabei ist auch noch zu beachten, daß der Dampfer sich streckenweise wegen Nebel nur unter Halb-Dampf bewegen konnte.

— In den „Annales des sciences politiques“ unterwirft L. Delavaud die deutsche Kolonialpolitik einer kritischen Prüfung. Er glaubt, daß Deutschland sich mit seinen Errungenschaften nicht zufrieden geben, sondern dieselben auf Kosten anderer Kolonialmächte, und insbesondere auf Kosten Frankreichs auszudehnen streben werde. Namentlich sei in Marokko, in Syrien und Kleinasien, und in China und Japan viel von Deutschland zu fürchten. Der deutsche Einfluß sei dort im Wachsen, der französische dagegen im Schwinden.

— Die Londoner Geographische Gesellschaft zählt ihrem neuesten Jahresberichte zufolge nicht weniger als 3391 Mitglieder, und ihre jährliche Einnahme beträgt reichlich 8000 Pfd. St. (circa 160 000 Mark).

Bücherschau.

— Prof. Dr. Albrecht Penck, Die Bildung der Durchbruchthäler. Wien 1888. Selbstverlag des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse. — Diese kleine Schrift behandelt in sehr lichtvoller und umfassender Weise eine der wichtigsten und schwierigsten Fragen der physikalischen Geographie. Das Resultat, zu dem der Verfasser durch die kritische Prüfung der einschlägigen deutschen, englischen und amerikanischen Literatur gelangt, ist im wesentlichen dieses: 1) „Die Neigung der Flüsse, ihr Bett inne zu behalten, wenn sie einmal im Einschneiden begriffen sind, führt auf den verschiedensten Wegen zur Bildung von Durchbruchthälern. — Schichten werden aufgewölbt, vom Firste rinnen die Gewässer abwärts und graben sich Furchen ein. Allmählich wird das Gewölbe abgetragen, und die Denudation präparirt seine einzelnen Bausteine je nach ihrer Widerstandsfähigkeit heraus, aber unbekümmert hierum bleibt der Lauf der Flüsse bestehen, sie schneiden quer durch aufragende escarpements hindurch“. So z. B. der Donau-Durchbruch durch den Jura. — 2) „In anderen Fällen fließt ein Strom auf einer Ebene dahin, er beginnt einzuschneiden und legt dort ein Thal fest, wo sich zufällig sein Lauf befand. Allmählich wird seine Umgebung denudirt, die weichen Gesteine werden fortgewaschen, und die harten bleiben stehen; dabei zeigt sich, daß der Fluß gerade neben weichen Gesteinen sein Bett in härtere eingeschnitten hat. Die Denudation räumt neben seinem Thale eine breite Furche aus, so daß man sich nun verwundert fragt, wie es kommt, daß der Fluß gerade neben einer scheinbar ihm sehr zusagenden Senke dahinfließt. Allein dieselbe ist jünger als der Fluß und sein Thal.“ So z. B. die mittleren Donau-Durchbrüche zwischen Ulm und Krems. — 3) „Endlich aber behält der Fluß seinen Lauf fest dort, wo eine Schwelle sich quer über sein Bett erhebt. Er schneidet sein Bett ein in dem Maße, als sich die Umgebung hebt, und schließlich sieht man sein früheres Bett hoch über dem heutigen, wie längs des Rheines zwischen Bingen und Bonn. Aber nie floß der Fluß da oben, er floß immer unten im Thale, aber seine Ufer rückten in die Höhe.“ So außer dem Rheinthale unterhalb Bingen namentlich auch das Elbthal der Sächsischen Schweiz und das Eiserne Thor der Donau. — 4) „Es erhöht ein Fluß sein Bett (durch Schuttanhäufung) so lange, bis er über eine niedrige Wasserscheide quer durch ein Gebirge abfließen kann.“ So wahrscheinlich der Rhein-Durchbruch zwischen Schaffhausen und Basel. — 5) „Endlich aber knüpfen sich Durchbruchthäler an Seen. Ueberall, wo Wasser an einem glitzernden Spiegel aufgedämmt ist, sucht es seinen Abfluß einzuschneiden, sucht es seine Umwallung am niedrigsten Punkte derselben zu durchbrechen.“ So die Durchbruchsthäler, welche von den großen noch bestehenden oder erloschenen Seen des deutschen Alpenvorlandes ausgehen, sowie die Durchbruchsthäler mancher afrikanischer Ströme.

— Iwan von Tschudi, Der Tourist in der Schweiz. Zürich 1888. Orell Füßli u. Comp. — Es ist dies ein Reisetaschenbuch, das sich von anderen seiner Art in sehr vortheilhafter Weise dadurch unterscheidet, daß die praktischen Angaben und Fingerzeige, die es giebt, in einem hohen Grade durchgeistigt erscheinen, und daß ihm in Folge dessen nicht im geringsten der Vorwurf der Trockenheit und Dürre gemacht werden kann. Mit Gebirgspanoramen, Stadtplänen und Karten aufs reichste ausgestattet, behandelt es außer der Schweiz zugleich auch einen beträchtlichen Theil Norditaliens. Der Umstand, daß es in der dreißigsten Auflage vorliegt, beweist uns auch, daß es sich zahlreiche Freunde erworben hat. — Ein unentbehrliches Supplement des Buches bilden die „Achtzig Touristen-Karten für Schweizer-Reisen“, die der Handlichkeit wegen separat erschienen sind; und ebenso auch desselben Verfassers „Praktische Reiseregeln“, dem 50 Routenkarten beigegeben sind.

— Dr. M. Höfler, Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit. Mit einem Vorwort von Friedrich von Hellwald. München, Stahl 1888. 8°. 243 S. Das reiche Gebiet der Volksmedizin hat bis jetzt noch bei weitem nicht die Beachtung gefunden, welche ihm als einer der interessantesten Abtheilungen der Folk-lore zukommt. Freilich bietet das Sammeln des nöthigen Materials ganz ungewöhnliche Schwierigkeiten; nur ein Landarzt, der durch langen Aufenthalt ganz mit seinem Bezirke verwachsen ist und sich das unbedingte Zutrauen der Bevölkerung erworben hat, kann mit Erfolg solche Ueberlieferungen sammeln; auch er kann nur in abgelegeneren Gebirgsgebieten noch auf reiche und unverfälschte Ausbeute rechnen; und wo sind die Gebirgsärzte, denen, von der Fähigkeit ganz abgesehen, im Ringen um den täglichen Erwerb dazu die Zeit bleibt? Der Verfasser ist einer von diesen Glücklichen und sein Buch verdient wohl die empfehlende Vorrede, welche ihm Friedrich von Hellwald mit auf den Weg gegeben. Mit Bienenfleiß hat er eine Unmasse von Thatsachen nicht nur zusammengetragen, sondern auch gesichtet und übersichtlich geordnet. Er hat freilich in den Alpen ein ungewöhnlich reiches Feld zur Benutzung gehabt, auf dem sich gar mancher altheidnische Zug in voller Reinheit erhalten hat; aber auch aus unseren Mittelgebirgen sind diese noch lange nicht ganz verschwunden, und es wäre sehr zu wünschen, daß recht viele Kollegen des Verfassers sein Buch studiren und durch einschlägige Mittheilungen aus ihrem Bezirke ergänzen möchten. Ko.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIV. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Die Färöer.

Von Dr. H. Schunke.

II.

(Mit sechs Abbildungen.)

Die Färöer wurden im 9. Jahrhundert durch skandinavische Seefahrer besiedelt und leisteten als Stützpunkt zu weiteren Entdeckungsreisen, als Schlupfwinkel bei Raubzügen, oder als Speicher für Nahrung und Güter vortreffliche Dienste. Mancher berühmte Seefahrer — wir nennen nur Christoph Kolumbus (1467) — hat im Laufe der Jahrhunderte seinen Fuß auf den felsigen Boden der Färöer gesetzt. In jenen Zeiten, wo der Verkehr zwischen den nordischen Ländern sowie nach Island und Grönland bedeutungsvoller als heutzutage, und wo manche nordische Insel in gewissem Sinne ein wichtiger Kulturherd war, mag auch die Bedeutung der Färöer eine höhere gewesen sein als in der Jetztzeit. In unserem Jahrhundert haben sie die Schicksale ihres Mutterlandes Dänemark getheilt; sie sind zu Anfang von den Engländern besetzt, ihrer Werthlosigkeit halber aber bald wieder aufgegeben worden, und als 1814 im Kieler Frieden Dänemark Norwegen an Schweden abtreten mußte, behielt es sich das Besitzrecht über Grönland, Island und die Färöer vor. Heutzutage ist auf den Färöer alles dänisch, und nur einige Anklänge an das Altnordische sowie an die isländische und schottische Mundart deuten auf die früheren und heutigen nachbarlichen Beziehungen hin.

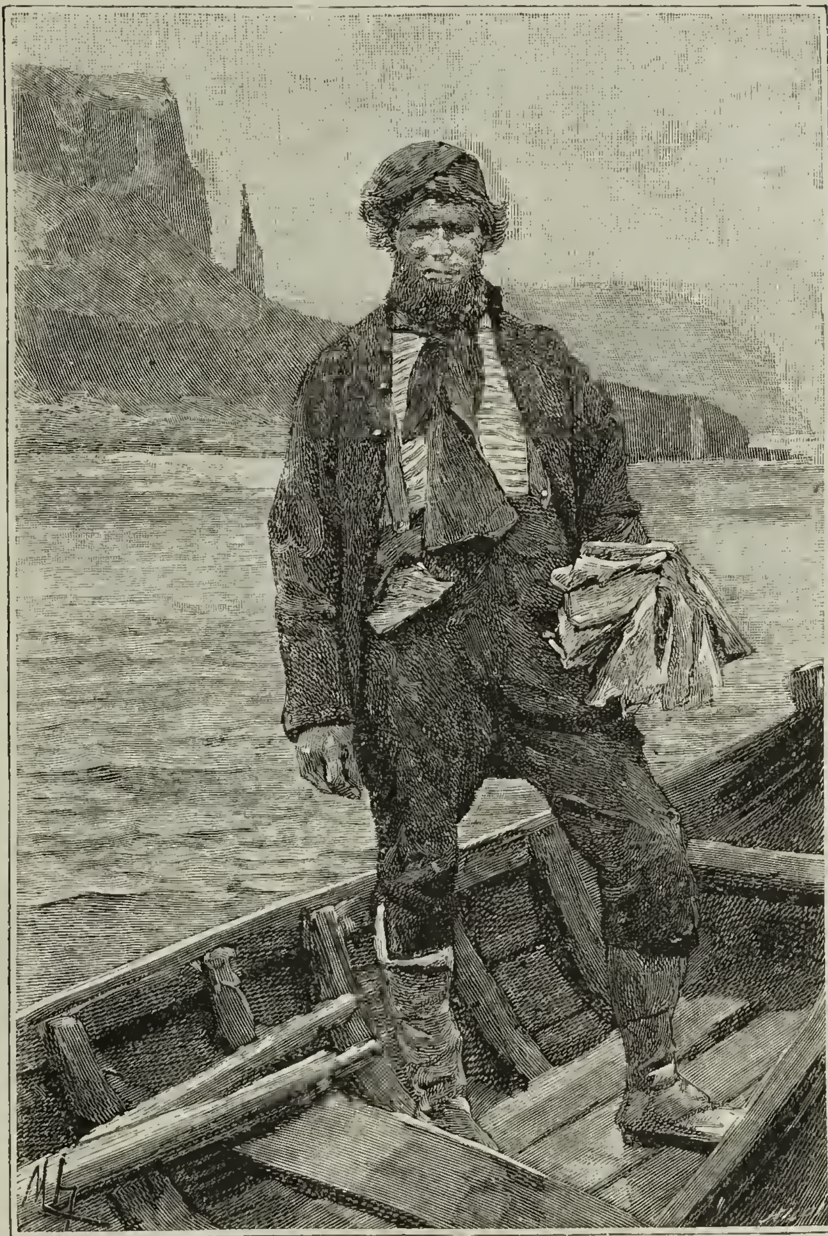
Man sieht dem Färinger auf den ersten Blick seine germanische Herkunft an. Er ist, wie die alten Wikinge, groß und stark von Körperbau, trägt blondes Haar und rothen Bart; in seinem Antlitz wohnt ein Zug von Kälte und Schwermuth; er ist schweigsam und ernst, wie die Natur der Felsen, die er bewohnt. Seine Kleidung zeigt nichts Auffälliges; er trägt eine kurze· schwarze Tuchjacke, die mit großen Knöpfen geschmückt ist, kurze Beinkleider, und lange, bis an die Knie reichende, wollene Strümpfe, über welche, sobald es auf die See geht, die großen Fischerstiefeln aus Seehunds- oder Ochsenfell gezogen werden. Als Kopfbedeckung tragen die Männer eine braune wollene Kappe mit rothem Streifen. (S. Abbildung 1 und 2.) Die färingischen Frauen ähneln einander alle: alle haben dasselbe eirunde Gesicht, eine lange Nase mit breiten Flügeln, blaue Augen, eine gebräunte Haut, eine untersetzte Körpergestalt und sind in ihrem Wesen mehr nachdenklich und träge als feurig und lebhaft. Sie tragen keinerlei Kopfputz, sondern lassen ihre schönen aschgrauen Haare in zwei Zöpfen herabhängen. Gerühmt wird der fromme religiöse Sinn der Insulaner, sowie die große Sittenreinheit, die trotz des bedenklich nahen Zusammenlebens der Dienstboten bewahrt wird, und das friedliche, gesetzmäßige Verhalten; Körperverletzungen gehören zu den größten Seltenheiten und niemand erinnert sich einer Mordthat.

Die Hauptnahrungsquellen der Färinger sind die Schafzucht, der Fischfang und das Einsammeln von Vogelfedern



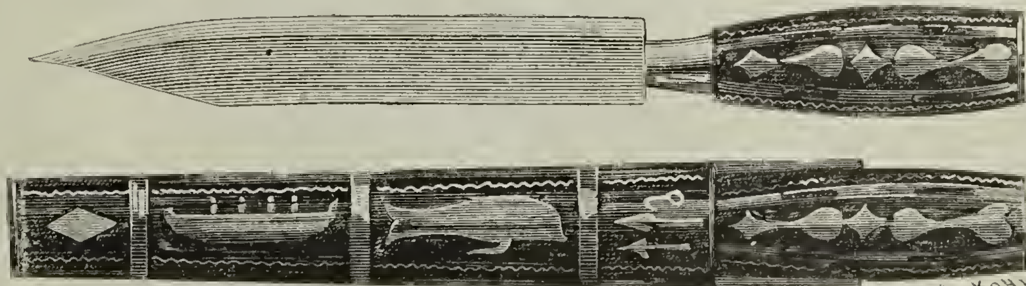
Hammelschlachten.

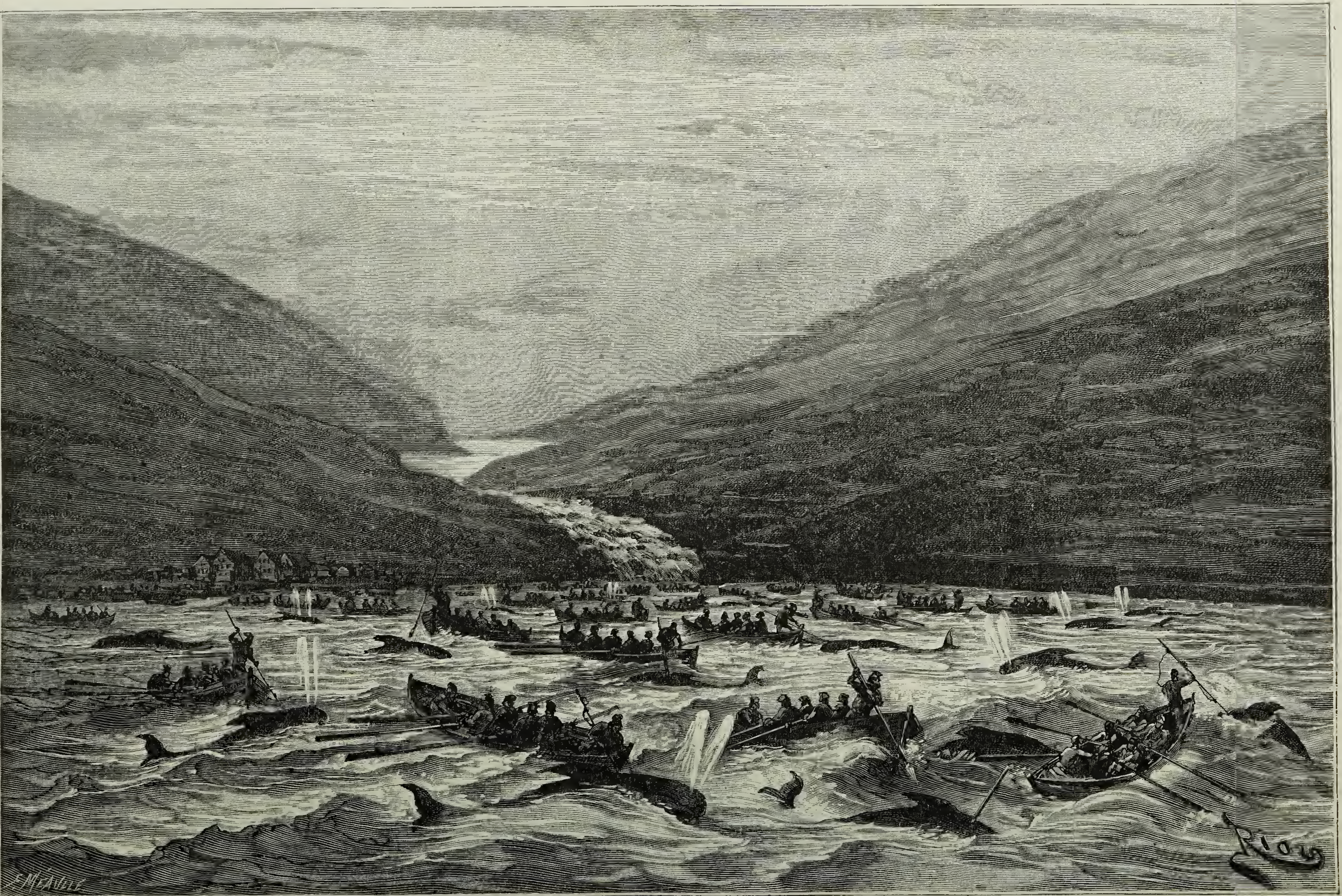
und Eiern. Schon die ersten Entdecker sollen auf den Inseln große Schafheerden angetroffen haben, und heute mögen mehr als 200 000 Stück auf denselben leben. Dieselben machen, nebst den Erträgnissen des Fischfanges, den ganzen Reichthum der Bewohner aus. Was für den Eskimo der Hund, für den Lappen das Ren, für den Grönländer der Seehund, für den Südamerikaner das Lama ist, das ist für den Färinger das Schaf. Die armen Thiere sind fast völlig verwildert und leben Sommer wie Winter in den Gebirgen ohne Stall und ohne ein schützendes Dach. Bei der Spärlichkeit der Pflanzenwelt ist die Nahrung oft recht knapp; im Winter suchen sie mühsam unter der harten Schneedecke ihr kärgliches Futter, das sie leider nicht immer erreichen können. Hält das Frostwetter länger an, als Dezember und Januar, so gehen viele zu Grunde, sie verhungern, und oft findet man ihren Magen angefüllt mit Wolle, die sie sich abgezupft und verschlungen haben. Dazu ist der Winter nicht ihr einziger Feind; im Frühjahre richtet der große Seerabe unter den Lämmern große Verwüstungen an, so daß die Regierung früher die Vertilgung einer Anzahl dieser Raubvögel jedem Färinger zur Pflicht machte. Wie viele Schafe alljährlich zu Grunde gehen, beweisen die überall auf den Weideflächen zerstreut umherliegenden Knochenreste nur zu deutlich. Im Juni begiebt sich der färingische Heerdenbesitzer, unterstützt von seinen Dienstleuten und den eigens zu diesem Zwecke abgerichteten Hunden, auf die Suche nach den ihm gehörigen Schafen, die er an dem Zeichen wieder erkennt, welches er ihnen im verflossenen Jahre aufgedrückt hatte. Hat er eine genügende Zahl zusammen gebracht, so wird auf einer Art Anger die Schafschur vorgenommen. Man bedient sich dazu aber nicht, wie bei uns, der Scheere, sondern zupft einfach die Wolle mit den Händen los. Man hat dieses Verfahren vielfach als eine Barbarei verurtheilt, allein es ist für die Thiere keineswegs so schmerzhaft, als man annimmt; die Wolle würde schon von selbst abfallen, oder als lästiger Wärmeschutz von den Thieren an den Felsenwänden abgerieben werden, wenn man sie nicht davon befreite. Das Abzupfen der Wolle ist auch zweckmäßiger als die glatte Schur, weil dadurch das Thier in dem immerhin kühlen Klima besser gegen die schroffen Gegensätze in der Erwärmung geschützt ist. Die Wolle ist lang, fein und weich wie Seide. Sie wird theils im Lande selbst zu Tüchern, Kleidern und vor allem zu Strümpfen verwebt, theils ausgeführt.


Färöer-Insulaner.

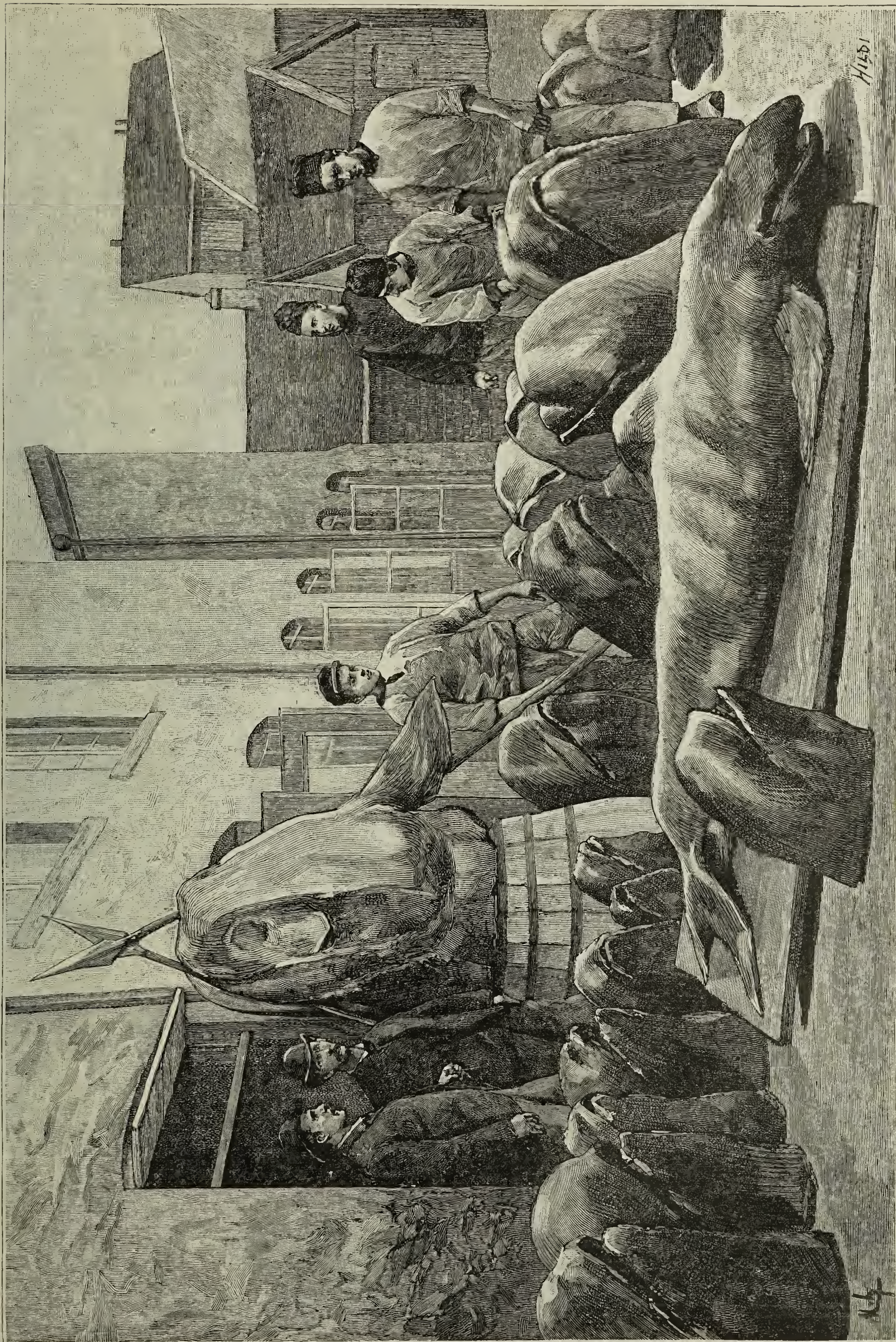
Eine große Anzahl der Schafe — 40 000 bis 50 000 Stück — wird jährlich geschlachtet; und das Fleisch, das Fett, die Eingeweide, die Felle, kurz Alles findet Verwendung. Ein großer Theil des Fleisches bleibt im Lande und ist ein Hauptnahrungsmittel der Bewohner. Dasselbe wird im Herbst in einer besonderen Trockenhütte — dem Kiadl — aufgehängt; diese Bude zeigt breite Fugen und Ritzen zwischen den Brettern, sodaß die scharfe kalte Luft überall durchdringen kann. Dadurch wird das Fleisch äußerlich völlig trocken, erhält eine feste Kruste, bleibt aber im Innern schön saftig und kann Monate lang aufbewahrt werden, ohne zu verderben. Es wird in rohem Zustande genossen und soll wohlschmeckender sein, als man nach dem Aussehen vermuthen sollte. Dem Umstande, daß es außer den abgerichteten Schafhunden keine andere Hunde auf den Färöer giebt, schreibt man es zu, daß hier die Bandwurmkrankheit unbekannt ist, die auf Island und in anderen schafzuchttreibenden Ländern eine wahre Landplage geworden ist.

Unter den Thieren des Meeres, deren Fang eine weitere Erwerbsquelle der Färinger bildet, steht ein kleiner Delphin, der Grindewal (Globicephalus globiceps Cuv.) obenan. Im Volksmunde wird er auch Putzkopper (Butzkopf) genannt, wegen des breiten, gewölbten Stirntheils; er wird 6 bis 8 m lang und hat jederseits in der Kinnlade 9 bis 14 Zähne. Im September kommt derselbe in großen Heerden an die färingischen Küsten selbst in die Buchten und Häfen hinein, und dann sind die sonst so ruhigen Hafenorte wie umgewandelt. Frauen und Kinder springen wie närrisch vor Freude durch den Ort und schreien: Grindewal, Grindewal! Auf diese frohe Nachricht hin werden alle Boote in Bereitschaft gesetzt. Die Bootsführer kommen herbei und ertheilen die Befehle zum Kampfe. Die Fahrzeuge gehen in ge-


Messer zum Delphin-Tödten.



Delphin-Fischerei.



Delphin-Schlächterei.

schlossenem Zuge, durch ausgebreitete Segel oder kräftige Ruderschläge in Bewegung gesetzt, vor und umgehen im Halbkreise die Heerde. Die Grindewale wollen entfliehen, werden aber durch die Boote immer weiter nach dem Hintergrunde der Bucht gedrängt. Es bleibt ihnen kein Ausweg, dem Blutbade zu entrinnen; wenn sie auch auf kurze Zeit untertauchen, so müssen sie doch bald wieder an die Oberfläche kommen, um zu athmen. Nun beginnt eine allgemeine Schlächterei: Eine Weile sieht man nichts als Spieße, Piken, Harpunen, Eisenspitzen, zertrümmerte Schädel, zerstochene Leiber, zuckende Fleischklumpen. Die Menschen scheinen wie berauscht durch den Anblick des Blutes; sie hauen, schlachten, tödten. Weithin färbt sich das Meer roth von Blut, und die schreckliche Würgerei nimmt erst ein Ende, wenn alle Wale getödtet sind, und das sind manchmal mehr als hundert Stück! (S. Abbildung 4.) Darauf werden die Thiere an's Land gezogen, abgehäutet und zerhackt. Das Fell wird gegerbt und dient zum Verfertigen fester Riemen. Das Fleisch wird frisch und gesalzen genossen und ist an Geschmack dem fetten Rindfleisch ähnlich. Der Speck wird zu Thran gekocht, die Blase gegerbt und als Aufbewahrungsgefäß für denselben benutzt.

Die Bucht von Westmanhavn gilt für einen bevorzugten Jagdplatz, doch bleiben Walzüge manchmal ein und zwei Jahre lang aus, und es entsteht dann ein bedeutender Ausfall in den Einnahmen der Färinger. Wie tief der Grindewal-



Häusliches Leben der Insulaner.

fang in die Lebensgewohnheiten des Volks eingreift, zeigt das reichgeschnitzte Speckmesser, das aus Kirkeböe an der Südwestküste von Stromöe stammt (S. Abbildung 3).

Nach dem Fange sondert man ein Zehntheil der Beute ab und macht daraus drei Theile: einen Theil für die Kirche, einen Theil für die Geistlichkeit und einen Theil für den Staat. Von den übrig gebliebenen neun Zehntheilen wird ein Hundertstel für die Schulen und ein Hundertstel für die Armen aufbewahrt; der Rest wird getheilt. Jedes Mitglied einer Fischerfamilie, die Kinder mitgerechnet, erhält seinen gesetzlichen Theil.

In guten Jahren werden 2000 bis 3000 Stück Grindewale gefangen; ein Thier giebt etwa 1 Tonne Thran, und die jährliche Ausbeute des „Grindefangst“ beträgt etwa 150 000 Mark. Seit 1886 besteht in Thorshavn eine englische Gesellschaft zur Ausbeutung des Grindewalfanges, die „Normal Company Limited“, welche von einem Schweden von Geburt, H. Oeström, geleitet wird. Derselbe hat — entsprechend seinem Berufe — vor seiner Wohnung ein paar mächtige Walfischkinnladen als Thorpfeiler aufgerichtet. In dem großen Schlacht- und Waarenhause riecht Alles nach Fischthran, Alles ist von Fett durchdrungen, überall hängen Theile von Walkörpern, und auf den Gängen bewegt man sich zwischen Mauern von Fischfleisch. Die Gesellschaft macht gute Geschäfte.

Außer dem Grindewale werden auch Heringe und besonders Kabeljane gefangen, doch bietet dieser Fang nichts den Färöer Eigenthümliches dar. (Fortsetzung folgt.)

Bericht über eine Reise nach Kwang-si.

Von H. Schroeter.

III.

Am 26. September war mein Boot in wohlthuend schneller Fahrt den breiten, reißenden Strom abwärts auf dem Wege nach Tang-schien, bei dessen Zollstation ich es gegen Mittag festmachen ließ.

Tang-schien liegt an der Mündung des Flusses Sang-kiang, und zwar am linken Ufer. Die Altstadt ist von einer während der Rebellion ganz unversehrt gebliebenen Festungsmauer umgeben. Sie liegt auf einer Anhöhe, und um die Wälle herum zieht sich die Geschäftsstadt. In ihrem Hafen ist es, wo die von Packhoi über Land kommenden europäischen Import-Artikel, sowie die an den Ufern des Sang-kiang wachsenden Landesprodukte — Cassia, Grundnußöl und Grundnußkuchen, Indigo, Papier, ferner Schweine, Kuhhäute und Kuhhörner, und vor allem Holz — zur Verschiffung gelangen, um nach Wu-tschou-fu und Canton, oder auch den Fluß aufwärts transportirt zu werden, soweit es die Likin-Stationen gestatten.

Von Packhoi führen bekanntlich mehrere Handelsstraßen nach dem Westflusse, besonders nach Nan-ning-fu. Die uns hier interessirende geht von Packhoi, bezw. Lien-tschou-fu einen kleinen Fluß hinauf, nach dem großen Markte Wuh-lin-tschon, wo die Schiffahrt des Packhoi-Flusses aufhört. Hier werden die Waaren auf dem Rücken von Coolies über das Gebirge nach Pei-lin-schien geschleppt, was einen ganzen Tag, oder mehr, in Anspruch nimmt. Von da finden sie auf dem Sang-kiang ihren Weg nach Yung-schien oder weiter nach Tang-schien, wo sie den Westfluß erreichen.

Der Sang-kiang schwillt während der Regenzeit zu einem rauschenden Strome an, gegen Ende des Sommers trocknet er aber zum größten Theile aus. Er führte nur noch sehr wenig Wasser in seinem Bette, als ich ihn auf dem Wege nach Yung-schien bereiste. Die Entfernung über Land von Tang-schien nach genanntem Orte ist vermittelst Tragsessel in drei Tagen zurückzulegen, die Reise soll aber nach Aussage der Eingeborenen außerordentlich beschwerlich sein, da man unterwegs nur in elenden Dorfschenken Nachtquartier findet. Ich hatte mir, wohl in Folge des starken Marsches durch die Tai-wo-Cassia-Berge, ein freilich nur geringfügiges Fieber zugezogen, welches mich an Vorsicht mahnte, und ich beschloß daher, die bequemere Fahrt den Fluß hinauf im Boote zu unternehmen, zumal es mich reizte, die Ufer dieses noch nie von einem Europäer bereisten Flusses, von dessen Schönheit mir die Chinesen viel erzählt hatten, auszukundschaften.

Der Kapitän meines nur zwei Fuß tief gehenden „Pinguin" erklärte mir leider, dem Wasserstande des Flusses und dem allgemeinen Gerede der in unserer Nähe geschäftig ein- und ausladenden Bootsleute nach zu schließen würde sein Fahrzeug vermuthlich gar zu häufig unterwegs im Sande stecken bleiben und daher möglicherweise 14 Tage bis nach Yung-schien gebrauchen. Ich mußte mich daher entschließen, ein Fahrzeug zu miethen, welches für den Fluß besonders gebaut war. — Um nicht wieder ein ähnliches Schicksal, wie in Tai-wo, zu haben, entschloß ich mich, den Tang-schien-Mandarin gar nicht zu besuchen, und ihm so keine Gelegenheit zu geben, sich um mich zu bekümmern. Derselbe schickte aber trotzdem bald nach meiner Ankunft sechs Soldaten an Bord, um mich gegen eventuelle Unliebenswürdigkeiten des Pöbels zu schützen, weil gleich nach meiner Ankunft das Gerücht von der Anwesenheit eines Fremden sich wie ein Lauffeuer verbreitet und die halbe Einwohnerschaft des etwa 2000 bis 3000 Seelen zählenden Städtchens sich mit allen Zeichen der Ungeduld um mein Fahrzeug versammelt hatte.

Das Aufsuchen und Engagiren eines passenden Fahrzeuges nahm leider viel Zeit in Anspruch. Am 27. September gegen Mittag verließ ich endlich meinen schwerfälligen „Pinguin", um auf ein 35 Fuß langes, 5 Fuß breites und etwa 10 Zoll tiefes Schiff, „Pirat" getauft, überzusiedeln.

Zwei meiner Cassia-Freunde waren in Tai-wo zurückgeblieben, und so begleitete mich nur einer derselben, sowie Afook und mein unter dem Namen „Jette" reisender Koch. Letzterer war zuvor einmal vier Tage fieberkrank gewesen, und hatte mich selbst kochen und braten lassen. Gleich das erste von Afook gemordete und von Federn gereinigte Huhn, welches ich anstatt im Kochraume in meiner Kajüte in die Pfanne legte, war aber in Butter und Salz augenscheinlich wieder lebendig geworden, wenigstens bespritzte es alle meine Bücher und Papiere. Der stets zu fett gerathenden Bratkartoffeln auch herzlich müde geworden, war ich daher nicht wenig froh, als ich ihn mittelst gewaltsam aufgezwungener Portionen Chinins glücklich wieder kurirt hatte.

Leider bestand der, wie ich nachträglich ausfand, sehr liebenswürdige Tang-schien-Beamte darauf, daß ich drei Söhne des Mars gleichfalls mitnahm. Meine Schiffsmannschaft bestand schon aus dem Bootführer, seinen drei erwachsenen Söhnen, sowie aus vier meiner Pinguin-Ruderknechte, so daß unser enges Boot recht stark bemannt war. Aehnlich wie ein Canton-Sampan war dasselbe durch eine Art schiebbaren Bambusflechtwerkes gegen die Strahlen der Sonne geschützt.

Um $1\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags verlassen wir den trüben, gelben Westfluß, um für einige Zeit SSO steuernd in prachtvolles grünes Gewässer zu gelangen. Der Fluß windet sich in allen Richtungen durch ein sandiges Bett, welches an einzelnen Stellen eine Viertel-Meile, an anderen kaum 100 Fuß breit, überall aber so ausgetrocknet ist, daß das klare Bergwasser nur in einer oder mehreren Rinnen läuft und fast überall zu durchwaten ist. An vielen Stellen bildet es Sackgassen. Die eine Hälfte meiner Coolies stößt den „Piraten" von den Seitenbrettern aus im Wasser vorwärts, die andere trabt, vor ein Schleppseil gespannt, in den flachen Stellen desselben, oder am Ufer entlang. Die Leute marschiren häufig zwei Stunden lang ununterbrochen im feuchten Elemente. Ueberall, wo das Wasser besonders breit, und daher auch reich an flachen Stellen ist, haben die Besitzer der vielen, den Fluß regelmäßig befahrenden Boote Bambuszweige in den weichen Sand gesteckt, um das sich fast täglich ändernde Fahrwasser näher

zu bezeichnen. Trotzdem sitzen wir unzählige Male im Sande fest, und sämmtliche Insassen des Schiffes müssen öfters in das seichte Wasser springen, um den „Piraten“ wieder flott zu machen und in tieferes Wasser zu schieben.

Den Fluß befahrende Boote, die während der trockenen Jahreszeit nie mehr als 150 bis 200 Piculs tragen, sitzen häufig Stunden lang, ja einen halben Tag im Sande, allen ähnlich schwer beladenen Fahrzeugen den Weg versperrend. Auf diese Weise sammeln sich leicht 15 bis 20 Schiffe, welche eines nach dem anderen ihre Bedienung an's Land schicken, um mit Schaufeln und mit einer Art Pflug gemeinsam einen Weg durch den Sand zu graben.

Die hohen Ufer sind hübsch mit Fichten, Bambus und grünem Gesträuche bewachsen, aber sehr selten passiren wir ein Gehöft; nur Holzfäller und Köhler scheinen dicht am Ufer zu wohnen. Nicht eine einzige Dorfschaft ist zu erblicken. Am Abend schließen wir uns einigen Booten an, um uns gegen etwaige Räuber gegenseitig schützen zu können.

Am 28. September ist der „Pirat“ schon gegen Sonnenaufgang wieder unterwegs. Die üppig bewachsenen Berge werden immer reizender, entbehren aber aller Landmarken. Keine über die Hügel ragenden, fernen Gebirgsketten, keine Tempel oder Pagoden, die vom Bergesrande in das Thal schauen, unterbrechen das Waldbild und die Einfachheit. Schon Tags zuvor habe ich angefangen, mit Hülfe des mich stets begleitenden Kompasses eine Karte des Flusses zu zeichnen, ich verderbe aber viel Papier mit fruchtlosen Versuchen. Der „Sang=kiang“ oder „Mäander“, wie ich ihn lieber nennen möchte, windet sich bald nach SW, bald nach SO, bald ganz nach Norden zurück, so daß ich mehr als einmal eine mir besonders auffallende Hügelkette auf das falsche Ufer setze und die Arbeit von neuem anzufangen habe. Erst auf der Rückreise, als ich den Fluß abwärts, also erheblich schneller durch schon bekannte Gegenden fuhr, bin ich im Stande gewesen, ein einigermaßen richtiges Bild von dem Laufe des Flusses zu entwerfen.

Gegen Mittag passiren wir Tschun=sam=kou, eine Stromschnelle, in welcher das Wasser in der trockenen Jahreszeit auf 25 Fuß Breite zusammengedrängt wird, während sich dasselbe im Frühjahr und Hochsommer einen anderen, viel breiteren Weg bahnt, dessen eben erst ausgetrocknetes Bett ich deutlich erkennen kann. Nur nach unendlicher Anstrengung gelingt es meinen Bootsleuten, den das Felsgestein rauschend durchbrechenden Wasserschwall zu besiegen.

Wir begegnen vielen stromab fahrenden und aus dicken Bambusrohren gebildete Floßen, die 20 Fuß lang und 10 Fuß breit, häufig zu sechs und acht an einander befestigt sind. Ein jedes trägt etwa 20 bis 30 Piculs. Die auf diese Weise von Pei=liu=schien oder Yung=schien kommenden Waaren erreichen nach schneller Fahrt, ohne oft im Sande stecken zu bleiben, wie die meisten Boote, Tang=schien. Auf solchen Floßen findet auch unsere Cassia ihren Weg nach jenem Hafen, um dort in Canton=Dschunken übergeladen zu werden, während die sich allmählich ansammelnden Bambusrohre, eine enorme Wasserfläche bedeckend, gelegentlich den Westfluß hinuntergeführt werden. Gegen Abend erreichen wir das Dorf Itschong, das am Ausgange eines munter plaudernden Waldbaches liegt. Die Eingeborenen haben demselben den poetischen Namen „Myrr=ha“ gegeben, und er vereinigt sich hier in lauschiger Kühle mit dem „Mäander“. Für die Nacht schließen wir uns wieder einigen Schiffern an, welche in kleinen Booten von ihrem eine Theuerung voraussehenden Familienoberhaupte ausgesandt worden sind, um Getreide zu kaufen — wie einst die Brüder Joseph's von ihrem alten Vater Jakob.

Am folgenden Morgen berühren wir Kom=kai=hue, einen kleinen Marktflecken, in dessen Nachbarschaft mich eine Reihe hoher Felsen, die schroff in das Wasser fallen, lebhaft an die prächtigen Externsteine des Cheruskerlandes erinnern. Zu ihren Füßen nehme ich im Strahl der goldenen Morgensonne ein Bad in den grünen Fluthen des am Fuße der Felsen unergründlich tiefen Flusses. Zugleich schüttele ich die letzten Ueberreste des Fiebers ab, das mich seit zwei Tagen an mein Boot gefesselt hat, und neugestärkt erklettere ich das grüne Ufergelände, zu einem prachtvollen Spaziergange über Berg und Thal den Weg mir durch das Dickicht bahnend.

„O Wandern, o Wandern
Du freie Burschenlust,
Da weht Gottes Odem
So frisch in die Brust,
Da singet und jauchzet
Das Herz zum Himmelszelt,
Wie bist du doch so schön
O du weite, weite Welt.“

Gegen Mittag erreiche ich auf dem rechten Ufer einen hohen, kuppelartigen Berg, der hart am Wasser liegt, und etwa 1000 Fuß hoch ist, und von welchem aus eine weit sich hinziehende, bis zu 2000 Fuß hohe Bergkette nach SO läuft. Die gewaltige, breite Bergkuppe, die hie und da mit Feldern bedeckt ist, bildet eine natürliche Festung. Während der Rebellion diente sie den Taipings als Sammelstelle und Hauptquartier. Mehrere Tausend Aufrührer hielten sich dort Jahre lang verschanzt, die jenseits der Berge liegenden Thäler plündernd und verwüstend, bis sie, wie überall, durch den Verrath ihrer durch Aemterverleihung von der kaiserlichen Regierung gekauften Anführer gezwungen waren, weiter binnenwärts, nach den Gebirgen in der Nähe Tongkings, zu fliehen. Ich nenne den Berg die „Taiping=Burg“. Die Nachkommen jener und ähnlicher Räuberschaaren sind es auch, welche während des letzten Krieges als „Schwarz=Flaggen“ den Franzosen so viel zu schaffen machten, und es noch heute thun.

Am Fuße des Berges mündet in den „Mäander“ ein kleines Flüßchen — die „Wong=wa“, an deren Ufern ein imposanter Höhenzug entlang zieht, der nach Osten zu in der Ferne verschwindet. Sein höchster Gipfel, der „Druidenstein“ erinnert an eine altgermanische Opferstelle. An der Mündung des Flusses liegt, nach ihm benannt Wong=wa=mou („mou“ = „Mund“), ein kleiner, armseliger Ort. Hier überholen wir einen nach Pei=liu=schien versetzten Beamten, der mit allen seinen geputzten Su=tschou=Frauen und seinen Kindern und Dienern, in einem großen Hortau, wie ich es in Tang=schien zurückgelassen, im Sande steckt. Von letzterem Platze ist er nun schon acht Tage unterwegs, und sein Bootsführer gedenkt noch eine weitere Woche zu gebrauchen, um die kleine Strecke nach Yung=schien zurückzulegen.

An den Abhängen der Berge findet man immer noch nur äußerst selten eine kleine Ortschaft im Grün versteckt, dagegen Holzfäller und Köhler in Menge. Ich mache auch hier die Bemerkung, daß die Frau nicht den kleinsten Antheil beim Kampf ums Dasein zu tragen hat.

Ueberall sind schöne Fische unterwegs zu kaufen, und muß ich vor allen den „Kwai=Yue“ („Gespensterfisch“) nennen, einen prächtig gezeichneten, kleinen Raubfisch, der der Forelle ähnlich ist, und der es auch an Zartheit und Geschmack beinahe mit dieser aufnehmen kann.

Der „Mäander“ verdient noch immer seinen Namen; seine Ufer werden aber geradezu entzückend. Die von hohem Schilf, prächtigen Farrenkräutern, lang aufschießenden Gräsern und fremdartigem, in allen Farben schimmerndem Gebüsch überwucherten Uferabhänge, welche im schönsten Blumenschmuck prangend, ein gigantisches Makart=Bouquet

neben dem andern bilden, darüber die dicht mit Lärchen- und Fichtenwaldungen bewachsenen Hügelketten, und die in wilder Ueppigkeit gedeihenden, graziösen Bambushaine — das Alles von den letzten Strahlen der den Horizont mit rosigem Schimmer verzaubernden Sonne geküßt —, dazu der Aufgang des Mondes und eine erhabene Stille, die nur von dem Locken der zur Ruhe gehenden Waldvögel unterbrochen wird, — das sind Erinnerungen, welche für ewig in meine Seele geschrieben bleiben werden!

Kwang-si ist sehr reich an Schweinen, und die vielen mit diesen angenehmen Thieren beladenen Canton- und Fa-tschan-Dschunken beweisen, daß auf dem Westfluß eine große Anzahl derselben nach diesen Plätzen zur Verschiffung gelangt. Wird Wu-tschou-fu einmal Vertragshafen, und können Dampfer die Thiere schnell nach Canton liefern, so wird sich auch dieser Export noch bedeutend heben!

Wir passiren die Tschi-tscho-schan-Berge, durch welche sich der „Mäander“ in so zahlreichen Schlangenwegen windet, daß wir uns während eines ganzen Tages unserm Ziele nur um wenige Meilen nähern. Diese bis zu 800 Fuß hohen Berge bestehen aus steilen Felsen, deren schwarze Schieferwände direkt von der Wasserlinie aufsteigen und einen imposanten Anblick gewähren.

Am 1. October endlich erreichen wir Sih-leon, einen am linken Ufer gelegenen, kleinen Marktplatz, von welchem alljährlich 2000 bis 3000 Piculs Cassia zur Verschiffung nach Canton gelangen. Frühmorgens lassen die von der Wasserfläche aufsteigenden und nur langsam in der Luft verrinnenden Thaunebel die Ortschaft in der Ferne fast wie ein europäisches Städtchen, mit einem stolzen Schloß an seinem Eingange, erscheinen. Näher herangekommen, entpuppt sich das hohe Gebäude aber als ein schönes, großes Pfandhaus. Der Platz ist der erste seit Tang-schien, welcher sich geweißter und ziegelgedeckter Häuser, sowie auch einiger Läden rühmt, die Einwohnerschaft schätze ich aber auf höchstens 1000 Köpfe. Der Fluß ist hier schon so flach geworden, und der „Pirat“ sitzt so häufig im Sande fest, daß ich mich entschließe, den Weg nach Yung-schien von hier aus über Land zurückzulegen. Nach langem Handeln gelingt es Afook, für mich, den Cassia-Chinesen und sich selbst Bergstühle anzuschaffen, und gegen 11 Uhr sind wir bereits auf dem Wege durch das Gebirge, von zweien meiner Bootsleute und von den drei Soldaten gefolgt. In schnellem Tempo schleppen die Coolies uns durch die Thalschluchten und über die Hügelketten in freier werdendes Land, welches sorgfältig angebaut und mit unzähligen kleinen Ortschaften und Gehöften besäet ist. Auch hier ist der Boden reich an Cerealien, zumal an schönen Reisfeldern, die sich terrassenförmig die Hügel hinaufziehen, und von den die Berge hinabrinnenden Bächen aus getränkt werden.

Wie schon an vielen Stellen des Tai-wo-Landes, bemerke ich auch hier in den Feldern sinnreiche Anstalten, das Wasser von einer niedrigen Terrasse auf eine höher gelegene zu leiten: Die Landleute bauen über dem Bette eines rauschenden Baches auf hohem Gerüst ein ganz aus Bambus angefertigtes, 25 bis 35 Fuß hohes Rad, das wie ein Mühlrad zusammengesetzt ist. Anstatt der Schaufeln hat dasselbe Reihen von schräg hängenden beweglichen Bambusrohren, welche, während sie durch das Wasser treiben, von demselben gefüllt werden. Nachdem sie den höchsten Punkt erreicht haben, wenden sie sich in Folge des Niedergangs des Rades um und gießen ihren Inhalt in einen oben angebrachten, mit dem Ufer in Verbindung stehenden Behälter. So ist das Rad im Stande, Tag und Nacht Wasser in die höher gelegenen Felder zu schaffen, ohne daß die Arbeitskraft von Menschen oder Thieren in Anspruch genommen wird.

Grundnüsse, primitive Vorrichtungen, diese wichtige Oelfrucht auszupressen, oder aus der Borke einer wild wachsenden Pflanze Papier zu gewinnen, ferner auf den Hügeln wachsende Cassia, und elegante Bambusstauden, welche sich durch ein besonders zartes, leichtes Rohr auszeichnen (das, nach Canton verschifft, zur Fabrikation von Schreibpinseln dient), fesseln hauptsächlich das Auge. Auch Indigo und Zucker finde ich angebaut. Die Hauptkultur von Indigo liegt übrigens in Pei-liu-schien, das durch die Ausfuhr dieses Artikels besonders berühmt ist.

Ueberall, wo ich an einer Dorfschenke halte, damit meine Equipage sich von dem ermüdenden Marsch mit Thee oder Reiswasser („congree“), erfrischen kann, sammelt sich die Einwohnerschaft neugierig um den Europäer. Ich werde aber freundlich aufgenommen, wohin ich auch komme, zumal wenn ich meiner Gewohnheit nach versuche, mit dem Dorfältesten unter Ueberreichung einer Cigarre ein paar Worte zu wechseln.

Gegen 5 Uhr Nachmittags erblicke ich von den letzten Ausläufern der Hügelkette in weiter Ferne die zackigen Gipfel des Nan-schan-Gebirges, und zu meinen Füßen in der Thalebene erheben sich die hohen Tempel sowie die Pfandhäuser und Dächer Yung-schiens, der größten Stadt, welche ich jenseits von Wu-tschou-fu besucht habe.

Schon unterwegs hatten meine Leute gehört, in Yung-schien sei es nicht geheuer, dasselbe sei von Rebellen belagert, und die ganze Nachbarschaft sei von Räuberbanden umschwärmt. Da an solchen Gerüchten aber nur immer ein kleiner Theil wahr zu sein pflegt, hatte ich mich um die Erzählungen und die Bitten meiner Leute, nach meinem Boot zurückzugehen, nicht gekümmert. Hier möchte ich einschaltend von neuem darauf aufmerksam machen, daß das am „Mäander“ gelegene Yung-schien eine Kreisstadt ist, etwa 10 000 Einwohner zählt, und einen „Tscheh-schien“ in seinen seit der Taiping-Rebellion wieder neu aufgebauten Mauern beherbergt. Die Altstadt — das durch Wälle geschützte Centrum der Stadt — liegt noch theilweise in Trümmern; es wohnen in ihr die Beamten, Soldaten und einige Privatleute, aber auch die Tempel, Pfandhäuser und Geldgeschäfte befinden sich dort. Die ziemlich umfangreichen Stadtmauern sind ungefähr zur Hälfte mit Vorstädten (Gehöften, Hütten und Stallungen) umgeben. Im Südwesten schließt sich an eins der engen Stadtthore, in das offene Feld mündend, der Geschäftstheil der Stadt, durch dessen Mitte sich eine schöne und nach chinesischen Begriffen breite Straße zieht, welche sammt ihren Nebengassen nach dem Lande zu geschlossen werden kann. Als ich mich der Festungsmauer nähere, finde ich das Stadtthor nicht nur verschlossen, sondern auch mit rohen Stämmen verzimmert und unzugänglich gemacht, und eine Proklamation an dem Thor verbietet bei Verlust des Kopfes jedermann, ohne schriftliche Erlaubniß sich in die Altstadt zu schleichen. Von den Mauern aber wehen Fahnen und Standarten wie im Kriege, und Hunderte von frisch angeworbenen, in nagelneuen Uniformen steckenden Söldnern, die Piken, Lanzen und allerlei verrostetes europäisches Schießgewehr schwingen, johlen mir entgegen. Die halbe Einwohnerschaft umringt den nie gesehenen Fremden, als ich, auf die Rückkehr eines auf Kundschaft in die Vorstadt vorausgeschickten Begleiters wartend, vor dem Eingange der Stadt im Felde stehe. Nur nach vieler Mühe finde ich, von der vor Aufregung jubelnden und schreienden Plebs gefolgt, meinen Weg durch die mit Menschen gefüllte Straße, um bei einem chinesischen Freunde — dem Spediteur meiner Firma — Unterkunft zu finden. Mein würdiger Gastfreund, ein kräftiger, wohlgenährter Canton-Chinese, prügelt bald mit Hülfe meiner Soldaten das lärmende Publikum aus dem geräumigen Hausflur und riegelt, unbekümmert

um das draußen schreiende Volk, das laut rasselnde, schwere Thor demselben vor den Augen zu; bald sitzen wir dann an einem mit chinesischen Gerichten reich besetzten Tische, und neben Samschu würzen einige von den Soldaten den langen Weg über Stock und Stein mitgeschleppte Flaschen Rüdesheimer das leckere Mahl. Behaglich Dampfwolken von uns blasend, hören wir nun, daß der Tscheh-schien des Distriktes schon seit Wochen mit dem benachbarten Mandarin in Streit lebt. Letzterer sei während der Taiping-Rebellion ein berüchtigter Anführer gewesen, durch Uebergabe der Verwaltung jener damals nur schwer zu erobernden Berglandschaft habe die chinesische Regierung sich aber Frieden von ihm erkauft. Der jetzt steinalt gewordene Taiping sei immer ein unruhiger Nachbar gewesen, die Grenzstreitigkeiten hätten allmählich zu gelegentlichen kleinen Kämpfen geführt und wären jetzt in offene Fehde ausgeartet. Seit einigen Tagen habe der Yung-schien-Beamte daher die Thore der Stadt offiziell schließen lassen, und durch diesen plötzlichen Belagerungszustand sei die Provinzial-Regierung gezwungen, aus allen benachbarten Distrikten Soldaten zu Hülfe zu senden. Dem Gesetz des Landes entsprechend, dürfe der Yung-schien-Beamte nicht eher die Thore der Altstadt wieder öffnen, bis entweder der Rebell aus seinen Bergen geräuchert sei, oder — was wahrscheinlicher — bis der Gouverneur von Kwang-si einen neuen Vertrag mit dem Friedensstörer geschlossen habe. Letzterer habe nämlich ebenso viel, oder mehr Anhang in jenen Gegenden, als der Vertreter der Kaiserlichen Regierung, und er habe demselben z. B. sagen lassen, er wolle auf Yung-schien losmarschiren, um dessen Wälle niederzureißen. Wenn man nun auch kaum glaube, daß es so weit kommen werde, so sei doch die Gegend mehr oder weniger aufgeregt.

Das mich nach Yung-schien führende Geschäft hielt mich daselbst volle zwei Tage. Es kostete mich unendliche Mühe, meinen Willen durchzusetzen, und mit dem hinter seinen Mauern verschanzten Tscheh-schien in Verbindung zu treten. Alle Zugänge der Festung waren verschlossen, und der Beamte schickte meinen an langer Leine in einem Korbe über die Stadtmauer beförderten Reisepaß sammt dem Brief meines Konsuls uneröffnet zurück. Auf die ihm meinerseits schriftlich zugegangene Mittheilung, ich würde Yung-schien überhaupt nicht verlassen, bis ich von ihm empfangen worden sei, und auf mein Anerbieten, den Oberbefehl über die Stadtmiliz übernehmen und seine Truppen bis zum Erscheinen des Feindes nach preußischem Drill einexerziren zu wollen, gelang es mir endlich, meinem Dolmetsch Afook die Erlaubniß zu erwirken, an einer für ihn herabgelassenen Bambusleiter die Stadtmauer zu erklettern. Ich selbst konnte auf diesem nicht gerade vornehmen Wege natürlich nicht folgen, doch war ja mein Zweck erfüllt, als mein von dem Tscheh-schien sehr höflich empfangener Vertreter ein Antwortschreiben desselben an den deutschen Konsul in Canton zurückbrachte.

Während der so lange fruchtlos bleibenden Verhandlungen, welche meine Leute mit den Thorwächtern der Stadt pflogen, machte ich eine äußerst strapaziöse Tour nach dem oben erwähnten Nan-schan-Gebirge. Afook mußte zurückbleiben, zwei meiner Boot-Coolies begleiteten mich aber, und ebenso ein in Yung-schien geworbener Führer. Als ich vom Dache des Hauses meines Gastfreundes, von welchem aus ich eine wundervolle Aussicht über die ganze Stadt und Umgegend genoß, dieselbe mittelst scharfen Fernglases besichtigte, hatten die zackigen Felsen jener prächtigen Gebirgskette meine Sehnsucht geweckt. So machte ich mich denn am Tage nach meiner Ankunft gegen 4 Uhr Nachmittags nach diesen originell geformten, bis zu 4000 Fuß hohen Felskegeln auf, welche von Yung-schien aus gesehen an die Zinken eines Riesenkammes erinnern.

Die Luft ist so klar, daß ich mich in der Entfernung leider gewaltig getäuscht habe. Von meiner Wohnung aus hatte ich mir als Ziel ein an den Felsabhängen klebendes, weißes Gebäude ausgesucht, welches nach meiner Schätzung in drei Stunden zu erreichen sein mußte, und nach den Angaben meiner Leute ein Kloster oder Hospiz sein sollte. Es nimmt mir aber gerade zwei Stunden länger Zeit, als ich gerechnet hatte, die Behausung zu erreichen, und nach entsetzlich anstrengendem Klettern an dem steilen Felsen hinauf ist es 9 Uhr geworden, als ich in stockfinsterer Nacht das ungastlichste und abscheulichste Quartier finde, welches ich in meinem Leben kennen gelernt habe. Wie ich am folgenden Morgen näher auskundschaftete, ist nämlich jenes Gebäude nicht ein Kloster, sondern eine Art Felsenhöhlung, deren Eingänge von roh aufgeführten, weiß übertünchten Lehmmauern gebildet sind. Das an die Schlupfwinkel Ulrichs von Lichtenstein erinnernde Felsenverließ beherbergt auch keine gastfreundlichen, buddhistischen oder taoistischen Mönche, sondern dient ungefähr einem Dutzend chinesischer Literati zur Wohnung, welche sich hier in der Einsamkeit, fern dem Getriebe der Welt, ihrer Studien halber aufhalten, und sich von einem mit großer Hornbrille bewaffneten, alten Männchen für eins der großen Staatsexamen vorbereiten lassen. Diese Jünger der Wissenschaft haben augenscheinlich seit Wochen kein fremdes Gesicht gesehen, und als nun plötzlich gar ein von der Anstrengung des Kletterns keuchender Europäer sie in ihren Studien stört, ist erst der Schrecken so komisch, und dann die unverhohlen zu Tage tretende Unlust, mir Obdach zu geben, so groß, daß es des Zusammenhaltens all meiner chinesischen, von den Kwangsi-Leuten kaum verstandenen Phrasen, und einiger Dreistigkeit bedarf, nicht mit meinen schon zurückweichenden Begleitern hinausgeworfen zu werden, und die Thür sich wieder schließen zu sehen. Die bekanntlich alle Europäer instinctiv hassenden chinesischen Studenten — die zukünftigen Beamten — machen endlich, als ich vernehmlich mit silbernen Thalern klimpere, ein etwas freundlicheres Gesicht, und man bietet uns sogar Thee an und erlaubt meinen Leuten, sich nach Schlafplätzen umzusehen. Nie vergesse ich aber die Enttäuschung, als meine Begleiter meiner Reisedecke eine Flasche entwickeln, welche anstatt goldenen Rheinweins eine in Yung-schien gezogene Probe Cassia-Oels enthielt.

Das Nachtquartier, welches ich in dem abscheulichen, wohl nie gereinigten Verließ auf einer harten Pritsche finde, unter der ein vernachlässigtes Schwein seine Gegenwart in deutlichster und unangenehmster Weise ankündigt, gehört mit zu meinen unangenehmsten Erlebnissen. Unzählige Moskitos durchschwirren den heißen Raum, und schon bald, nachdem alle Insassen desselben — die vielfüßigen Kriecher, Hüpfer und Summer ausgenommen — zur Ruhe gegangen sind, muß ich, übel zerstochen, und auf die Gefahr hin, von Tigern angefallen zu werden, das Freie suchen.

„Und find ich kein Herberg,
So lieg ich zur Nacht
Wohl unter blauem Himmel,
Die Sterne halten Wacht.“

Ich wecke meine Begleiter, als eben der folgende Tag graut. Wir erklettern eine weitere Anhöhe, und schaudernd sehe ich all die abschüssigen Felsabhänge hinunter, die wir in dunkler Nacht Abends zuvor haben passiren müssen. Durch einen prachtvollen Sonnenaufgang werde ich bald für alle Strapazen entschädigt. Ich bemerke übrigens, indem ich wieder ins Thal steige, noch eine ganze Anzahl von meist leer stehenden Felsenwohnungen, die wie diejenige meiner Wirthe gebaut sind, auch ein kleines taoistisches Kloster, in welchem eben Frühmesse abgehalten wird. Unterwegs er-

quicke ich mich an dem Safte wild wachsender, grüner Orangen und an einer Art Blaubeere, welche hie und da aus dem fast ganz kahlen Gestein des Berges wächst. Mein Körper ist aber in Folge der Anstrengung wie zerschlagen, als ich gegen 11 Uhr Morgens wieder bei meinem Gastfreunde in Yung-schien eintreffe.

Die Nachricht, daß der Mandarin der Stadt sich inzwischen bereit erklärt hat, meinen Dolmetscher zu empfangen, scheucht aber bald die Müdigkeit aus meinen Gliedern, zumal sich Nachmittags eine fabelhafte Aufregung der Stadt bemächtigt. Mehr oder weniger übertriebene Gerüchte, daß in der Nachbarschaft einige Hundert Mann plündernd und sengend umherstreifen, ohne zu wissen, welcher der beiden streitenden Parteien sie sich anschließen sollen, dringen in die Vorstadt. Die Bürger derselben verbarrikadiren daher die nach dem offenen Lande führenden Thore, und mein energischer Wirth beschäftigt sich damit, ein halbes Dutzend alter „Minié"-Büchsen mit Pulver und Eisenstückchen zu laden, wobei ich natürlich behülflich bin. Als aber gemeldet wird, daß auch auf der vor zwei Tagen noch von mir passirten Landstraße das Bauernvolk sich zusammenschaart, muß ich dem Rathe meines Gastfreundes folgen, am anderen Morgen in aller Frühe aufzubrechen, und den Wasserweg benutzend, heimlich den Platz zu verlassen. Meinen in einer Opium-Spelunke untergebrachten Soldaten und Stuhlträgern war nach Ansicht meiner Leute nicht recht zu trauen, somit erhielten dieselben keine Nachricht von meiner Abreise. Schon um 4 Uhr Morgens, am 4. October, gleite ich also in einem kleinen Sampan, nur von meinen Cantonesen begleitet, den Fluß hinab, um den in Sih-leong zurückgelassenen „Piraten" gegen Abend ungefährdet zu erreichen.

Während der Rückreise nach Tang-schien kam ich durch dem Leser schon bekannte Gegenden; ein kleines Ereigniß verdient aber wohl, aufgezeichnet zu werden:

Zwei Tage, nachdem ich Sih-leong verlassen, gehe ich nach dem Abendessen im Mondschein am Ufer in der Nähe meines vor Anker liegenden Bootes spazieren, als ich um ein großes Feuer hockend, eine Anzahl von Chinesen bemerke. In deren Nachbarschaft, auf dem Rande von auf den Sand geschobenen Bambusflößen sitzt eine große Anzahl von Vögeln, sämmtlich den Kopf in den Federn bergend. Dieselben haben ungefähr die Größe und Gestalt einer Gabelweihe, dabei aber Schwimmfüße wie die Gänse, während der kräftige Schnabel und lange Hals einem Mittelding von Schwan und Reiher zu gehören scheint. Es sind Kormorane, mit welchen von Pe-lin-schien kommende Chinesen einen Fischzug den Fluß hinunter machen. Die mit Ausnahme der grauweißen Brust schwarz gezeichneten Vögel sind so zahm, wie es kaum eine Heerde Schafe sein kann. Sie lassen sich von mir am langen Halse, wie eine Katze am Schwanze, emporhalten, ohne nur mit den Flügeln zu schlagen; bei Vögeln habe ich selten etwas ähnlich Indifferentes gesehen. Daß in den anscheinend so trägen Thieren aber Leben steckt, habe ich Gelegenheit gehabt, zu beobachten. Ich lasse nämlich eine Fischfahrt für mich arrangiren.

Am folgenden Morgen gegen 2 Uhr, als der Mond untergegangen, und es stockfinstere Nacht ist, wecken mich meine Leute; unweit meines Bootes liegen drei etwa 15 Fuß lange und 4 Fuß breite Floße im Wasser, deren mittleres mich und einen hinter mir stehenden Fischer aufnimmt. Ueber den vorderen Rand der beiden anderen, von je zwei Fischern besetzten Floße weit hinausragend, hängt in einem korbartigen Drahtgeflecht je ein hell brennendes Kienfeuer, auf dem Rande der beiden Floße aber sitzen die vor Aufregung mit den Flügeln schlagenden Vögel, zusammen 27 Stück, und in einer Linie fahrend, schieben die Fischer unsere drei Floße mittelst langer Stangen in die dunkle Nacht hinaus. Ich muß vorausschicken, daß sämmtlichen Vögeln ein dünner Faden dicht über den Flügeln den Hals verschließt und daß dieselben seit 24 Stunden gehungert haben. Bald nachdem wir unseren Ankerplatz verlassen, stürzt einer der schwarzen Vögel nach dem andern ins Wasser, um schwimmend und tauchend auf die im Fackellicht erschreckt stehen bleibenden Fische zu stoßen und sie mit kräftigem Schnabel zu packen. Sind die Fische klein genug, um den durch die Schnur eingeengten Schlund zu passiren, so schluckt sie der Vogel hinunter und erhält so seine Nahrung. Die Thiere sind aber eben so dumm wie gierig, suchen sich mit Vorliebe Fische aus, welche so groß sind, daß sie mit dem Kopf vor jenem Faden stecken bleiben, und zeitweise mit dem Schwanze derart aus dem Schnabel ragen, so daß der Vogel sich kaum über Wasser halten kann. Einer der das Floß vorwärts stoßenden Fischer hält nunmehr dem Vogel seine Stange entgegen, und dieser gleitet mit seinen Schwimmfüßen den glatten Bambus seitwärts hinauf. Der Fischer ergreift ihn an den Füßen, und hält den Vielfraß so lange über einen in der Mitte des Floßes stehenden Korb, bis der Fisch ausgewürgt ist. Darauf wird der dumme Vogel wie ein Stück Holz wieder ins Wasser geworfen, um auf neue Beute zu fahnden. Jeder der Kormorane trägt an einem Fuße eine kleine Schlinge. Es passirt ihm nämlich gelegentlich, daß er einen allzu starken Fisch greift, mit welchem er das Gleichgewicht verliert, so daß er ersticken würde, wenn ihm sein Herr nicht zu Hülfe käme. Derselbe zieht in solchen Fällen den geduldigen Vogel, mit seiner Stange in die Schlinge greifend, auf das Floß, hält den Jäger sammt seiner Beute über den erwähnten Korb, und nach Bereicherung desselben schleudert er den Vogel zu neuer Arbeit in den Fluß.

Ich selbst, in der lauen Luft nur mit leichtem Schurz bekleidet, springe im Fackellicht von meinem nur wenig aus dem Wasser ragenden Floß mehrmals mitten unter die Vögel, um ihnen bei Entledigung der gefangenen Fische behülflich zu sein. Ueberhaupt werde ich diesen nächtlichen Fischzug an den von unseren Fackeln hell erleuchteten Ufern des schönen Flusses nicht so bald vergessen.

Nach etwa dreiviertel Stunden haben sich 40 bis 50 kleine und große Fische in den Körben meiner braunen Kameraden gesammelt. Diese letzteren bringen mich nach meinem Boot zurück, ich nehme ihnen einen Theil der Fische gegen recht reichliche Bezahlung ab, und meine neuen Freunde verschwinden bald wieder, jeder eine große Cigarre dampfend, hinter der nächsten Krümmung des hohen Ufers.

Drei Tage nach meiner Abreise von Yung-schien erreichte ich Tang-schien, siedelte in meinen „Pinguin" über und besuchte diese, lediglich als Speditions-Platz dienende, und fast gar keinen eigenen Handel treibende Stadt. Die in Yung-schien zurückgelassenen Soldaten waren mir die Strecke von genanntem Platze nach Sih-leong glücklicherweise über die Berge gefolgt und in Sih-leong an Bord genommen worden, so daß ich im Stande war, mich ihrem Herrn — dem Tang-schien-Beamten — gleich nach meiner Ankunft, spät am Nachmittage für den folgenden Morgen anzumelden, um ihm für die Söldner zu danken. Bald nach Sonnenuntergang hielt aber ein Troß von Yamen-Läufern am Ufer, einen großen Tragstuhl umstehend. Der Herr „Landrath", ein freundlicher, steinalter Herr, kommt selbst, mich zu begrüßen, da er am folgenden Morgen nach einem benachbarten Kloster reisen muß, um die Heiligen um den seit zwei Monaten ausgebliebenen Regen zu bitten. Er ist vor Jahren „Kapitän" (vermuthlich chinesischer Konsulatsbeamter) in Batavia gewesen, und will die Gelegenheit nicht

versäumen, wieder einmal mit einem Europäer zu reden. Er spricht etwas Holländisch, ich selbst Plattdeutsch, und so unterhalten wir uns ein Stündchen auf das Prächtigste über den großen Krieg von 1870 bis 1871, über unsern greisen Heldenkaiser und seinen gewaltigen Kanzler, sowie über die Rebellen in Yung-schien, die drohende Hungersnoth und dergleichen. Ich muß freilich gestehen, daß mein Afook sehr bald wußte, daß „Kan-nit-verstahn" ein deutlicher Wink für ihn war, uns mit seinem Sprachtalent aus der Verlegenheit zu helfen. Beim Abschied machte ich dem würdigen, alten Herrn eine große Freude damit, daß ich ihm auf seinen Wunsch eine, auf meinem Schreibtische stehende Photographie des Fürsten Bismarck verehrte, welche er feierlichst versprach, zu einem Familien-Erbstück machen zu wollen.

Der Verfall des Staates Magdalena. (Colombia.)

Von Dr. W. Sievers.

In Nr. 15 und 18 des 53. Bandes dieser Zeitschrift habe ich einige ältere Nachrichten des Nicolas de la Rosa über die Indianer der Provinz Santa Marta aus unverdienter Vergessenheit hervorgezogen.

In dem Buche des Nicolas de la Rosa, der „Floresta de la Santa Iglesia Catedral de la Ciudad de Santa Marta" finden sich jedoch auch recht ausführliche Bemerkungen über die in der Provinz Santa Marta vorhandenen Städte, Dörfer und Ansiedelungen der Spanier sowohl wie der Indianer.

In meinem Reisewerke über die Sierra Nevada de Santa Marta und auch in meiner wissenschaftlichen Abhandlung über dieselbe (Zeitschrift der Berliner Gesellsch. f. Erdkunde, 1888, S. 157), habe ich über den allgemeinen Verfall des Staates Magdalena, welcher der früheren Provinz Santa Marta mit Ausschluß des Distriktes von Ocaña entspricht, nähere Angaben gemacht, die darin gipfelten, daß das jetzige Departamento — der frühere Staat — Magdalena, der nordöstlichste Theil der Republik Colombia, in einem namentlich seit der Revolution von 1860 immer mehr zunehmenden, zur Zeit wahrhaft erschreckenden Zustande des Verfalles begriffen sei.

Diese Beobachtungen, welche sich mir bei jedem Reisetage mehr aufdrängten, werden durch die Nachrichten des Nicolas de la Rosa entschieden bestätigt, insofern derselbe eine Reihe von Ortschaften aufzählt, welche im Jahre 1740, zur Zeit der Abfassung jenes Buches, noch existirten, jetzt aber spurlos verschwunden sind. Uebrigens scheint der Verfall des Staates Magdalena auch um 1740 schon begonnen zu haben, da Don Nicolas eine Reihe von Ortschaften namhaft macht, die bereits zu jener Zeit eingegangen waren.

Die Provinz von Santa Marta zerfiel im Jahre 1740 in sieben Unterabtheilungen: die Pfarreien von Santa Marta, San Sebastian de Tenerife, San Miguel de Tamalameque, Ocaña, Valencia de Jesus, Valle Dupar und Rio de la Hacha. Heutzutage gehört, wie bereits bemerkt, der Distrikt Ocaña nicht mehr zum Staate Magdalena, und die Gegend von San Sebastian de Tenerife und Tamalameque habe ich nicht besuchen können; einen persönlichen Vergleich des früheren und des heutigen Zustandes konnte ich daher nur in den alten Pfarreien von Santa Marta, Valencia de Jesus, Valle Dupar und Rio de la Hacha anstellen.

Leider giebt Don Nicolas keinerlei Einwohnerzahlen an, so daß dieselben mit den heutigen nicht verglichen werden können, wohl aber ergiebt sich aus der einfachen Aufzählung der damals vorhanden gewesenen Dörfer ganz klar der augenscheinlich erfolgte bedeutende Rückschritt.

Betrachten wir zunächst den Distrikt von Santa Marta, so ist es eine bekannte Thatsache, daß die Stadt Santa Marta selbst nur noch ein Schatten ihrer einstigen Größe ist. Abgesehen von dem allgemeinen Verfall der spanischen Kolonien und der Republik Colombia im besondern, liegt der Grund für die Verödung Santa Martas wesentlich in der Eröffnung der Dampfschiffahrt auf dem Rio Magdalena, durch welche Santa Marta von dem Lebensnerv der Republik abgedrängt und auf diese Weise gänzlich lahm gelegt wurde, während der Verkehr sich vollständig dem neuerstandenen unteren Endpunkte der Dampferlinie, Barranquilla, zuwandte, das jetzt durch eine Eisenbahn mit dem Hafen Salgar (Sabanilla) verbunden ist. Allerdings hat man in Santa Marta Anstrengungen gemacht, um die verlorene Stellung als größter Import-Hafen des ganzen Landes wieder zu gewinnen und zu diesem Zwecke eine Eisenbahn über Ciénaga nach Pueblo Nuevo an der Ciénaga Grande gebaut, von wo aus wöchentlich mehrmals Dampfer nach Barranquilla gehen; und diese Eisenbahn soll auch nach dem Cerro de San Antonio am Rio Magdalena oberhalb Barranquilla weitergeführt werden, um auf diese Weise den Handel aus dem Innern abzufangen. Allein auch in Barranquilla sieht man diesen Bemühungen nicht unthätig zu, sondern plant schon 1886 die Anlegung eines neuen Hafens, welcher dem Versanden nicht so ausgesetzt sein soll, wie die Rhede von Salgar, auf welcher die Dampfer eine sehr weite Strecke vom Lande entfernt ankern müssen; denn der Hafen von Santa Marta hat den ungeheuren Vortheil, daß die größten Dampfer fast unmittelbar bis an die Werften gelangen können, was der Rhede von Salgar und Sabanilla gänzlich mangelt. Es wird sich nun voraussichtlich ein Konkurrenz-Kampf zwischen den Städten Santa Marta und Barranquilla entspinnen, in welchem jedoch die erstere im Nachtheil sein dürfte, da sich nun einmal der gesammte Handel in Barranquilla festgesetzt hat und nach Eröffnung des neuen Hafens Puerto Belillo die Waaren auch nicht öfter umgeladen zu werden brauchen, als auf dem Wege über Santa Marta. Im Jahre 1886 war Santa Marta gänzlich todt, und monatlich verkehrten nur drei Dampfer in dem prachtvollen Hafen der Stadt. Ich glaube, daß damals höchstens 1500 bis 2000 Menschen in der Stadt Santa Marta lebten, während Barranquilla 25 000 Einwohner besaß.

Von den übrigen Ortschaften, die noch in der Gegend von Santa Marta existiren, zählt auch Don Nicolas bereits den größeren Theil, nämlich San Pedro, Mamatoco, Bonda, Masinga, Taganga, Ciénaga und Gaira auf, dagegen fehlt bei ihm die neu entstandene große Ansiedelung Rio Frio am Flusse gleichen Namens. Der Unterschied in der Größe von Santa Marta und Ciénaga mag sich seitdem gerade umgekehrt haben, da Santa Marta aus einer volkreichen Stadt ein ödes todtes Städtchen, Ciénaga aus einem

Fischerdorfe eine bedeutende Stadt geworden ist. Auch scheint Pueblo Nuevo bei Ciénaga erst seit 1740 entstanden zu sein. Aber dafür zählt Don Nicolas noch die beiden Dörfer Purificacion de Geriboca und Santa Ana de Tangica in seiner Tabelle auf, so daß wir zwei neuentstandenen Dörfern auch zwei eingegangene gegenüberstellen können. Allerdings scheinen in nicht allzu ferner Zeit weitere Ansiedelungen erlöschen zu sollen, wie namentlich Masinga und Taganga. Jedenfalls ist der Umstand, daß überhaupt zwei Ortschaften vollständig verschwinden konnten, für den Fortschritt des Landes kein günstiger zu nennen, und noch weniger, daß diesen zwei erloschenen Orten nur zwei neu entstandene gegenübergestellt werden können.

Die gewaltigen Wälder des Westabhanges scheinen zur Zeit des Don Nicolas de la Rosa gar nicht bevölkert gewesen zu sein, doch giebt derselbe an, daß an dem Rio Sevilla eine Stadt gleichen Namens gestanden habe, welche jedoch schon lange vor 1740 wieder zerstört worden sein muß; wenigstens weiß unser Schriftsteller (S. 178) nichts näheres mehr über den Untergang derselben anzugeben, behauptet aber, daß die Chimiles-Indianer die Urheber desselben gewesen seien, und daß noch einige Reste der Stadt damals existirt hätten. Heutzutage finden sich dort, wo die Straße den Fluß Sevilla überschreitet, ein paar Ranchos im Walde. Dagegen bestand in der Mitte dieses Jahrhunderts an dem Rio de la Fundacion ein Dorf gleichen Namens, welches jedoch 1886 in Auflösung begriffen war; die Einwohner zogen nördlich nach Cataca, einer viele Viehzucht treibenden Ansiedelung, welche stark emporblühte. So wandern, wie es scheint, die Ortschaften von Zeit zu Zeit, und traurige Trümmer im Walde sind nach einigen Jahrzehnten die einzigen Zeugen vormals bewohnter Stätten.

Auf ein weiteres Beispiel dieser Art stoßen wir bei der Betrachtung des Distriktes von Valencia de Jesus, indem nämlich auch diese Stadt einestheils ihren Platz gewechselt hat, andererseits zum Dorfe herabgesunken ist. Zuerst wurde Valencia de Jesus in den Sabanen des Ariguaní, am Fuße der Sierra de San Sebastian gegründet, dort wo heute die Hütten von Pueblo Viejo stehen. Die jetzigen Bewohner behaupten, daß man die Ansiedelung in Folge der unerträglichen Mückenplage habe verlegen müssen, allein unser Gewährsmann sagt (S. 147), daß die Indianer, namentlich die Chimiles und Orejones den Anlaß dazu gegeben hätten, welche auch noch um 1740 durch fortwährende Raubzüge die Bewohner von Valencia de Jesus in Schrecken versetzten. Aus diesem Grunde soll die Einwohnerzahl von Valencia sehr abgenommen haben und heute ist es nur noch ein elendes Dorf, ohne alle und jede Bedeutung.

Auch das durch Kupferminen bekannt gewordene Camperucho wird schon von Nicolas de la Rosa erwähnt, weil dort eine Frau Doña Manuela Manuaceli eine Gold- und eine Smaragden-Grube gehabt haben soll, die jedoch ebenfalls in Folge von Einfällen der namentlich in dem Walde am Rio Garupal seßhaften Indianer verlassen werden mußten.

Wenn wir nun zu dem Distrikte von Valle Dupar übergehen, welcher Name jedoch jetzt von den Behörden dort selbst Valle de Upar geschrieben wird, so finden wir, daß auch diese Stadt außerordentlich gesunken ist, so daß sie von den Umwohnenden „der Kirchhof der Lebendigen“, „el cementerio de los vivos“ genannt wird. Ihre Kirchen sind zum Theil zerfallen, der früher lebhafte Handel auf dem Rio Cesár, dessen Wasser die Holzflöße nach Mompox am Magdalena trugen, ist verschwunden, und es wird jetzt überhaupt nichts mehr von Valle de Upar aus-, noch dahin eingeführt.

Von anderen Orten in dem Distrikte von Valle de Upar kennt Nicolas de la Rosa die Städte Villa Nueva und San Juan, sowie die Orte Molino und Urumita, ferner Tupes, und in der Nevada die Indianerdörfer Atanquez und Sayrino. Von diesen ist Tupes auf einige Hütten reduzirt worden, Urumita befindet sich im Verfall, Villa-Nueva und San Juan sind emporgekommen. Sayrino besteht nur aus wenigen Häuschen, und Atanquez ist jetzt Hauptort des Nevada-Territoriums. Außerdem erwähnt de la Rosa die Dörfer San Agustin de Fariaz de los Cariaquiles und San Francisco de Pondore, welche heutzutage nicht mehr vorhanden sind. Dem gegenüber scheinen neu entstanden zu sein: die Indianerdörfer Rosario, Marocaso und San José, letzteres sicher erst 1875, erstere wahrscheinlich nicht viel früher, da zu Anfang der siebziger Jahre die colombianische Regierung anfing, die in der Nevada zerstreut lebenden Arhuaco-Indianer zu Dörfern zu vereinigen. Neu entstanden sind auch wohl die noch nicht zu Dörfern entwickelten Viehhof-Komplexe El Patillal und La Vega. Merkwürdig ist, daß de la Rosa den Ort Badillo nicht nennt, welcher eine ziemlich alte Kirche besitzt, die jedoch wahrscheinlich bald allein stehen wird, da die wenigen Häuser des Dorfes mehr oder weniger im Einsturze begriffen sind.

Was endlich den Distrikt von Rio Hacha betrifft, so ist diese Stadt selbst wahrscheinlich noch eine der besseren des Staates Magdalena, doch muß auch sie früher doppelt so groß gewesen sein, als jetzt, da im Jahre 1867, bei Gelegenheit eines Aufstandes, die ganze westliche Hälfte derselben vollständig abbrannte; an ihrer Stelle erhebt sich jetzt der Kirchhof.

Nicolas de la Rosa erwähnt von den jetzt im Distrikte Rio de la Hacha liegenden Dörfern kein einziges, mit Ausnahme von Barrancas, dagegen fehlen Papayal, Treinta und merkwürdiger Weise auch Fonseca, welches wahrscheinlich ein nicht sehr junger Ort ist. Auch Dibulla, an der Nordküste, ist bei De la Rosa nicht angeführt. Neueren Ursprungs scheinen die Indianerdörfer San Miguel und Santa Rosa zu sein, während San Pedro nicht mehr existirt und San Antonio schon zu De la Rosa's Zeit bestand. Die Dörfer La Cruz, Toco und San Nicolas de Menores, sämmtlich im Gebiete der Goajira-Indianeran gelegt, mit denselben bevölkert und als Missions-Stationen eingerichtet, sind vollständig verschwunden. San Juan de Rincon Moreno, welches an der großen Straße längs des Rio Rancheria zwischen Rio Hacha und Barrancas lag, hat in Folge der unaufhörlichen Angriffe der Indianer verlassen werden müssen, ebenso el Paso, Boquerones und Soldado, welches letztere, als Hauptort des neugegründeten Territorio de la Goajira, von den Goajiro-Indianern anfangs der achziger Jahre dreimal eingeäschert worden ist.

Während wir im Vorstehenden diejenigen Veränderungen auseinandergesetzt haben, welche seit 1740 in der ehemaligen Provinz Santa Marta — dem jetzigen Departamento Magdalena — der Republik Colombia, vor sich gegangen sind, lassen die genauen Mittheilungen des Don Nicolas de la Rosa über die seit der Eroberung überhaupt verschwundenen Städte und Indianerdörfer einen Ueberblick über die Gesammtveränderungen seit 1520 zu. Danach sind auch von spanischen Neugründungen eine ganze Reihe schon vor 1740 vom Erdboden wieder vertilgt worden, und zwar Ortschaften von, wie es scheint, nicht geringer Bedeutung; die Zahl der zerstörten Indianerdörfer ist aber wahrhaft erschreckend und giebt Kunde von der wahrscheinlich früher sehr bedeutenden Zahl der Ureinwohner, sowie der Verminderung derselben seit der Eroberung.

Was zunächst die von den Spaniern selbst wieder aufgegebenen Städte betrifft, so haben wir schon von Sevilla berichtet, das den Chimiles-Indianern zum Opfer gefallen zu sein scheint.

Am Westabhange der Nevada, nahe bei der heutigen Stadt Ciénaga, lag Córdoba am gleichnamigen Flusse, welches ziemlich bedeutend gewesen sein muß, da der Gobernador von Santa Marta dort seinen Stellvertreter hatte[1])! Neuerdings ist Ciénaga vielleicht in Erinnerung an die einstmals in der Nähe vorhanden gewesene Stadt wiederum San Juan de Córdoba genannt worden.

Wir erwähnten schon oben, daß das Dorf Dibulla oder Dibuya nicht bei De la Rosa erwähnt wird; dagegen findet sich bei ihm der Name des Flusses Dibuya und zwar in Verbindung mit einer weiteren untergegangenen Stadt, Salamanca de la Ramada, nach welcher das Gebirge zwischen der Küste und dem Rio Rancheria auch Sierra de la Ramada hieß. Wahrscheinlich steht nun Dibulla an der Stelle des ehemaligen Salamanca de la Ramada. Ueber dieselbe berichtet De la Rosa wie folgt:

Die Stadt Salamanca de la Ramada lag an der Mündung des Rio Dibuya, einer der vielen Flüsse, welche den Weg von Santa Marta nach Rio Hacha kreuzen. Die Mündung des Rio Dibuya liegt 30 leguas östlich von Santa Marta, und 15 leguas westlich von Rio Hacha. Die Stadt gehörte zum Distrikt von Rio Hacha, dessen Gobernador hier seinen Statthalter besaß, doch scheint sie kirchlich zum Bisthum von Santa Marta gehört zu haben. Niemand vermag sich jetzt (1740) noch daran zu erinnern, ob die Stadt groß oder klein gewesen und wann sie verlassen worden ist, wenn man aber richtige Schlüsse aus gewissen vorhandenen Thatsachen macht, so ergiebt sich, daß ihre Bevölkerung nicht gering gewesen sein kann, da sie zwei Geistliche besaß — den Don José Lavañinos und Bartolomé de Aguilar; es müssen aber einer Pfarrei mit zwei Geistlichen doch wenigstens 500 Einwohner entsprechen. Es kann keinen Zweifel darüber geben, daß ihre Zerstörung während des Einfalls des Golonzón[2]) stattfand, welcher im Jahre 1655 erfolgte, und man kann annehmen, daß Golonzon die Stadt verbrannte, ebenso wie er es mit Santa Marta machte, und obwohl dies nicht ganz sicher ist, so kann man es doch mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen. Einen Beweis für die damalige Zerstörung der Stadt giebt ferner der Umstand, daß der Pfarrer Lavañinos zur selbigen Zeit nach Santa Marta floh. Es mag ja sein, daß auch schon lange vorher die Raubzüge der Feinde zur See, und der Indianer zu Lande die Bewohner der Stadt derart in Schrecken setzten, daß dieselbe allmählich zu veröden anfing, allein der letzte Stoß muß der Stadt durch obigen Einfall vor etwa 80 Jahren versetzt worden sein.

Ueberhaupt scheint die Nordküste früher sehr viel stärker bevölkert gewesen zu sein, und in keinem Theile des Staates macht sich der allgemeine Verfall so sehr geltend, wie dort. Außer Salamanca de la Ramada lagen noch zwei andere Städte auf dem Wege zwischen Santa Marta und Rio Hacha. Die eine hieß Palencia, oder wie der Geschichtsschreiber von Venezuela — Oviedo — sie nennt, Tudela; die andere hieß Vetoma. Vetoma lag am Meeresufer zwischen den Paßübergängen von Maroma und besaß in ihrer Umgebung weite Sabanen, welche 1740 noch existirten und einer großen Menge Rindvieh zur Weide dienten. Ihre Zerstörung wurde sowohl durch die Indianer als auch durch die Piraten verursacht, und die bedeutenden Goldwäschen, die in den benachbarten Bächen betrieben wurden, mußten brach liegen bleiben. In der Stadt Vetoma hatte der Gouverneur von Santa Marta seinen Stellvertreter, und damals nannten sich die Paßübergänge Pasos de Vetoma, da man von ihnen aus zu der Stadt hinabstieg. Später wurde dieses verändert in Pasos de Maroma, d. h. Seilpaß, wegen des abschüssigen, schwierigen und gefährlichen Weges über jene Berge.

Die Stadt Palencia oder Tudela wurde wahrscheinlich von dem Galizier Losada, dem Eroberer jener Gegenden, gegründet und lag an dem östlichen Abhange der Pasos de Rodrigo. Dann wurde der Name vermuthlich in Palencia verändert, um das Gedächtniß des Losada auszutilgen, und heute noch bewahrt nicht nur ein Bach in der Nähe den Namen Palencia, sondern auch einige Baulichkeiten, welche eine Familie aus Santa Marta dort besaß. Auch in Palencia hatte der Gobernador von Santa Marta einen Stellvertreter, und auch hier gab es reiche Goldminen und gutgelegene Schächte, deren Abbau jedoch mit der Zerstörung der Stadt ebenfalls aufhörte. Heutzutage befinden sich auf dem ganzen Wege von Santa Marta nach Dibulla nur die oben erwähnten Ortschaften Bonda, Masinga und Mamatoco, aber zwischen Masinga und Dibulla liegt kaum noch irgend welche Hütte, und der Weg ist in einem so verwahrlosten Zustande, daß außer den beiden Postboten kein Mensch mehr darauf verkehrt. Die vielleicht noch vorhanden gewesenen kleinen Ansiedlungen sind in Folge von Fiebern und der wahrhaft ungeheuerlichen Fliegenplage verlassen worden.

Die oben genannten Städte waren spanischen Ursprungs. Wenn wir nun zu der Liste der verschwundenen Indianerdörfer übergehen, so finden wir eine lange Reihe von Namen, welche zum Theil noch auf der Karte als Bezeichnung von Oertlichkeiten existiren, in Wahrheit aber keinerlei Bevölkerungsansammlungen mehr bedeuten.

Vor allem scheinen nördlich von Santa Marta an der ausgezackten Küste eine ganze Anzahl von Fischerdörfern gelegen zu haben. In den leicht zerstörbaren Grünschieferketten, welche nördlich von Santa Marta den äußersten Vorsprung der Nevada bilden, hat sich das Meer eine Reihe von kleinen, tief einschneidenden Buchten ausgewaschen, welche die Namen der nach Nicolas de la Rosa früher dort vorhanden gewesenen Dörfer der Indianer noch heute bewahren, das sind die Ancones von Concha, Chengue, Gayraca, Nahuange und Cinto, an welchen früher die gleichnamigen Dörfer standen. Von dem Dorfe Concha waren 1740 noch Spuren und Reste der Kirche vorhanden, die sehr groß und geräumig gewesen sein soll. Das Dorf scheint schon vor dem Einfalle des Piraten Cox am 2. Juli 1673 verbrannt worden zu sein, da bei demselben kaum noch Indianer in Concha zu finden waren, und die meisten sich bereits nach Geriboca zurückgezogen hatten, nur einige waren noch vorhanden, von denen die Piraten den Weg nach Santa Marta erfahren konnten, wodurch denselben die Einnahme und Plünderung der Stadt ermöglicht wurde. In Chengue gab es eine große Saline, deren Salz sich durch dickes Korn und glänzend weiße Farbe auszeichnete und welche Staatseigenthum war. Auch von dem Dorfe Gayraca gab es 1740 noch Spuren sowie die Cisternen, aus welchen die Bewohner in Folge des Mangels an fließendem Wasser ihren Trank schöpften.

Nicolas de la Rosa erwähnt ferner das Dorf Tamaca, welches an dem gleichnamigen Bache lag, den die Quelle des Rio Gaira, gewöhnlich la Cabecera de Minca genannt, speist. Das Wasser ist sehr frisch, klar und weich, gilt für das beste der ganzen Provinz und wird zur Bewässerung mehrerer Felder verwandt. An der Stelle dieses Dorfes fand ich nichts weiter, als eine vollkommen verfallene Kaffee-Hacienda des Don Julian de Mier aus Santa Marta. Dieser besitzt auch die Hacienda von Papares, welche am Ufer des Rio Papares oder Toribio liegt, außer-

[1]) Wahrscheinlich wurde Cordoba 1655 beim Einfall des Piraten Guillermo Gauzón verbrannt.

[2]) Guillermo Golonzon, eigentlich Gauzón, ein englischer Pirat, brandschatzte am 3. Dec. 1655 die Stadt Santa Marta.

ordentlich fruchtbar ist, und wegen dieser Eigenschaft auch von Nicolas de la Rosa rühmend hervorgehoben wird.

Sodann erwähnt unser Gewährsmann das Dorf Corinca, ohne jedoch anzugeben, wo dasselbe gelegen habe, so daß ich, da mir dieser Name niemals vorgekommen ist, im Unklaren über seine Lage bin.

Zwischen Masinga, den Pasos de Rodrigo und der Küste breitet sich ein niedriges Hügelland aus, welches zahlreiche Sabanen trägt, und von kleinen Bächen durchflossen wird, die theils zum Rio Manzanares, theils zum Rio Jordan eilen. In dieser Gegend sollen auch nach De la Rosa zahlreiche Ortschaften sämmtlich nahe bei einander gelegen haben, von denen Masinguita möglicherweise identisch ist mit Masinga la Vieja, am Rio Manzanares. Hier fand ich auf einem kleinen Hügel die gewaltigen, steinernen Fundamente eines Hauses, sowie auch Topfscherben und Reste einer gepflasterten Straße, welche in schnurgerader Richtung über Thäler und Hügel von NW nach SO, und von der Küste nach dem Innern führte. Von den übrigen Ortschaften ist der Platz von Giro Casaca noch bekannt, die anderen Dörfer, welche De la Rosa nennt, sind wohl bis auf den Namen verschwunden; sie hießen: Daunama, Origua, Chimaguey, Maquenque, Chingueyca, Dionca und Mamacasaca.

Auch in dem Distrikte von Valle de Upar sind eine Menge von Indianerdörfern zerstört worden, an deren Stelle 1740 noch Viehhöfe desselben Namens vorhanden gewesen sind. Von allen den von De la Rosa genannten Namen kann ich jedoch heute nur noch Cañaveral identificiren, welches in der Gegend von Fonseca liegt. Das Dorf Chiriaymo dürfte wohl an dem Flusse gleichen Namens gelegen haben, welcher auf dem linken Ufer des Rio Cesar in denselben mündet. Ob das Dorf Peña-Gorda in der heutigen Ansiedlung La Peña wieder erkannt werden kann, ist mir zweifelhaft. Jedenfalls müßte die Größe des Dorfes seitdem stark abgenommen haben, da es ursprünglich ein Pfarrdorf (Parroquia) gewesen ist. Die übrigen angeführten Indianerdörfer — Mazamorra, San Pedro, Uniaymo und Santa Cruz de San Mateo — vermag ich nicht mehr unterzubringen.

Von den im Distrikt von Rio Hacha von De la Rosa als untergegangen angegebenen Dörfern, kommt mir nur Morocaza bekannt vor, vielleicht ist dasselbe in dem heutigen Marocaso, am Rio Marocaso, ein wenig oberhalb der Mündung desselben in den Rio Rancheria, wieder zu erkennen. Möglicherweise ist auch Zahirino identisch mit der heutigen Ansiedlung Sairin am oberen Rancheria, doch wird auch im Distrikte von Valle de Upar ein Dorf Sayrino als 1740 vorhanden angegeben. Wo die übrigen von De la Rosa erwähnten Dörfer des Distriktes Rio Hacha gelegen haben können, ist mir unbekannt geblieben. Ihre Namen waren: Santa Cruz, Sancóna, Zicarára, Chimirunhue, Cototáme, Ariguani und El Cercado, an welchem letzteren Orte sich 1740 noch ein Ackerfeld erhalten hatte.

Man sieht an diesen Aufzählungen von Namen, wie viel stärker die Bevölkerung zur Zeit der Eroberung durch die Spanier gewesen sein muß, und man erkennt deutlich, daß die Entziehung so sehr vieler Arbeitskräfte, sowie die Zerstörung so zahlreicher Ortschaften und Ackerfelder dem Aufkommen der Provinz Santa Marta gewiß keinesfalls förderlich sein konnten. Wir wundern uns nicht, daß auch in republikanischer Zeit der Verfall des Staates Magdalena immer unaufhaltsamer wurde, so daß eine Hebung dieses gänzlich verarmten, unglücklichen Landes, wenigstens unter den jetzt herrschenden Zuständen in Colombia, kaum mehr möglich sein dürfte.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Professor M. Holl hat in den „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien" (Bd. XVIII, H. 1), die Resultate seiner anthropologischen Untersuchungen in Vorarlberg veröffentlicht. Demnach herrscht heute in Vorarlberg geradeso wie in Tirol der brachycephale und hyperbrachycephale Schädeltypus ganz entschieden vor, während in früheren Zeiten wahrscheinlich der dolichocephale Typus vorherrschte. Professor Holl neigt dazu, dies durch Transformirung zu erklären (also nicht durch Einwanderung einer fremden Rasse). Die Zahl der Schädel, die er gemessen hat, betrug 907.

Asien.

— In einem Vortrage vor der Pariser Geographischen Gesellschaft verbreitete sich Louis Blanchet über das Schiffahrtsstraßen-Netz in Cochinchina und Cambodscha. Die großen Ströme Donnai, Saigon, Vaico und Mekhong sind durch eine ungeheure Zahl von „Arroyos" und Kanälen mit einander verbunden, auf denen ein reger Bootverkehr herrscht. Die Exportartikel Cochinchinas und Cambodschas — Reis, getrocknete und gesalzene Fische, Baumwolle, Häute, Holz, Elfenbein ꝛc. — gelangen auf diesen Wegen nach den großen Märkten Saigon und Tscholon, um von da nach Singapore und Hongkong weiter verschifft zu werden. Die Wasserstraßen sind übrigens um so wichtiger, als der Eisenbahnbau in den fraglichen Ländern auf sehr große Schwierigkeiten stößt, und als man insbesondere mit der 72 km langen Strecke zwischen Saigon und Mytho, die man hergestellt hat, sehr schlechte Erfahrungen gemacht hat. — Die innere Verkehrspolitik der Kolonialregierung müßte sich deshalb darauf richten, die Wasserwege thunlichst weiter zu vervollkommnen und auszubauen. Die Dampfer der „Messageries fluviales" befahren gegenwärtig bereits eine Gesammtstrecke von 3000 km. Im Mekhong gehen sie aber bis jetzt nur bis an den Fuß der Stromschnellen von Sambor, obgleich diese Schnellen nach Fésignys Untersuchungen (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 95) keineswegs als eine unüberwindliche Schwierigkeit gelten können, und obgleich Gatier seine Fahrt von Luang-Prabang thalwärts nur bei den Fällen von Khong zu unterbrechen genöthigt war. Auch der ganze Auslands-Verkehr der siamesischen Provinz Battam-bong, im Nordwesten von Kambodscha, ist von der Natur auf die Wasserwege von Französisch-Indien gewiesen.

Afrika.

— Ueber die Nachrichten, die Herbert Ward von der Lage des Major Barttelot nach dem unteren Kongo

gebracht hat, verlautet jetzt Näheres. Demzufolge litt die Besatzung des Lagers am Aruwimi sehr durch Nahrungsmangel und Krankheit, namentlich wegen der ausgedehnten Sümpfe in seiner Nachbarschaft. Barttelot entsandte verschiedene Recognoscirungs-Abtheilungen aus, und dieselben fanden die Straße, die Stanley gezogen, mit zahlreichen Menschengebeinen bedeckt, was auf heftige Kämpfe deutet, die zu bestehen waren. Tippo Tib wurde wiederholt um Verstärkungen angegangen, bis April aber ohne irgend welchen Erfolg. Stanley hatte sich in der Richtung auf Chartum bewegt, und Barttelot war sehr geneigt, seinen Spuren zu folgen. — Nach einer Mittheilung des „Mouvement Géographique“ (1888, p. 59), befindet sich Kapitän Van Gèle nunmehr auf der Fahrt nach den Aruwimi-Fällen, um dem Major Barttelot die begehrte Hülfe zu bringen. In Begleitung der Herren Bodson, Baert und Hinck ist er am 26. April auf dem Dampfer Stanley von Leopoldville aufgebrochen. — Aus eigener Initiative hat sich bereits vor Van Gèle der Stationschef von Bangala, Van Kerckhoven, auf einem Stationsdampfer nach Stanley-Falls begeben, um Tippo Tib zu veranlassen, endlich in der gleichen Richtung vorzugehen. Da Bangala nahezu mittwegs zwischen Leopoldville und Stanley-Falls (sowie auch Yambuga) liegt, so darf man vielleicht hoffen, daß vor Van Gèle auch noch von anderer Seite eine Hülfsexpedition in Yambuga eintrifft.

— Die Internationale Afrikanische Gesellschaft zu Paris hat kürzlich beschlossen, eine Expedition auszusenden, die Stanley und Emin-Pascha zu Hülfe eilen soll. Zum Führer derselben ist Charles Soller, der verschiedene Reisen in Nordwestafrika ausgeführt hat, ausersehen worden. Die Hülfe, die die Expedition bringen soll, dürfte, dafern sie überhaupt nöthig ist, ziemlich spät kommen.

— Von Lupton-Pascha, dem lange Verschollenen, der seiner Zeit in die Gewalt des Mahdi gerieth, sind bei den englischen Vorposten zu Korosko Nachrichten eingelaufen. Ihnen zufolge befand sich Lupton Ende November 1887 wohl, und er hoffte, wenn man ihm nur Geld schickte, bald nach Europa zurückkehren zu können. Der englische Bevollmächtigte in Aegypten, Sir E. Baring, soll sofort Schritte gethan haben, ihm die gewünschte Summe zu senden. Der Brief Lupton's kommt aus Omdurman (bei Chartum).

— Lieutenant Wißmann ist nach einem fünfmonatlichen Kuraufenthalte auf Madeira fast vollkommen wieder hergestellt nach Deutschland zurückgekehrt, nachdem er vorher in London von der „R. Geographical Society“ die ihm ertheilte goldene Medaille in Empfang genommen, und dabei einen Bericht über seine letzten Beobachtungen in den Ländern südlich vom Kongo erstattet hat. Auf Madeira hat er auch die Bearbeitung seiner mit Pogge unternommenen Reise bewirkt. — Ebenso hat sich Lieutenant Tappenbeck von der schweren Verwundung, die er sich auf der bekannten Expedition in das Innere von Kamerun zugezogen hatte, rasch wieder erholt, und derselbe steht dem Vernehmen nach im Begriffe, demnächst wieder nach Afrika zurückzukehren.

Australien und Polynesien.

— In West-Australien sollen Goldfelder von unermeßlicher Reichhaltigkeit entdeckt worden sein. Die Entwickelung der im übrigen so stiefmütterlich ausgestatteten Kolonie dürfte infolgedessen plötzlich viel rascher vorwärts gehen, als es bisher der Fall gewesen ist. Die analysirten Erze sollen im Durchschnitt 27 Unzen Gold auf die Tonne enthalten haben.

— René Allain diskutirte in der Juni-Sitzung der Pariser Geographischen Gesellschaft die Thunlichkeit einer Annexion der beiden einsamen oceanischen Inseln Clipperton (10° 20′ nördl. Br. und 109° 10′ westl. L. von Greenwich) und Waihu (27° südl. Br. und 109° 20′ westl. L.), sowie auch des Santa-Cruz-Archipels an Frankreich. Von Clipperton glaubt er, daß es nach Eröffnung des Panama-Kanales eine hohe verkehrsgeographische Bedeutung erlangen werde.

Allgemeines.

— Das Organisations-Komitee des 7. Internationalen Amerikanisten-Kongresses hat nunmehr ein ausführliches Programm für seine am 2. bis 5. Oktober abzuhaltenden Sitzungen entworfen. Der erste Tag soll der Geschichte der Entdeckung der Neuen Welt, der Geschichte des praekolumbischen Amerika und der Geologie Amerikas, der zweite Tag der Archäologie, der dritte Tag der Anthropologie und Ethnographie, der vierte Tag der Linguistik und Paläographie gewidmet sein. Die hauptsächlichsten Gegenstände, über die verhandelt werden soll, sind: Der Name „Amerika“ (Berichterstatter: Herr Cora); neueste Forschungen über Chr. Kolumbus (Berichterstatter: Herr Gelcich); Fahrten nach der Neuen Welt im Anfange des 16. Jahrhunderts, insbesondere die Reisen der Franzosen (Berichterstatter: Herr Gaffarel); die Stellung der Huazteken und ihre Beziehung zur Geschichte Mexikos (Berichterstatter: Herr Seler); Vorgeschichte und Wanderungen der Chibchas (Berichterstatter: Herr Uhle); die Frage der direkten Verbindung der Alten und Neuen Welt in der praekolumbischen Zeit; Alterthümer aus Veracruz (Berichterstatter: Herr Strebel); der Gebrauch von Formen bei Herstellung der Thongeräthe in Mexiko und Peru (Berichterstatter: Herr Reiß); Herstellungsart und Ornamentation der gewebten Stoffe im praekolumbischen Amerika (Berichterstatter: Herr Stübel); Küchenabfälle in Brasilien (Berichterstatter: Herr G. H. Müller); die Lehre von den geographischen Provinzen in ihrer Bedeutung für die Ethnologie des amerikanischen Kontinents (Berichterstatter: Herr Bastian); anthropologische Klassifikation der wilden Stämme des praekolumbischen und des heutigen Amerika (Berichterstatter: Herr Virchow); das Alter und die Herkunft der amerikanischen Rasse (Berichterstatter: Herr Cora); Schädeldeformationen der alten Indianer (Berichterstatter: Herr Virchow); Beziehungen der nordwestamerikanischen Küsten-Indianer zu den asiatischen Völkerschaften (Berichterstatter: Herr Aurel Krause); Anthropologie der Bewohner Alt-Mexikos zur Zeit des Cortez (Berichterstatter: Herr Hartmann); Recht und Sitte im alten Mexiko (Berichterstatter: Herr Grossi); Hausthierrassen im alten Peru (Berichterstatter: Herr Nehring); Nutzpflanzen der alten Peruaner (Berichterstatter: Herr Wittmack); Sprachfamilien am Amazonas und Orinoko (Berichterstatter: Herr Adam); Linguistik der Stämme im centralen Südamerika (Berichterstatter: Herr von den Steinen); Quichua und Aymara (Berichterstatter: Herr Steinthal); die Aehnlichkeit der chinesischen und toltekischen Schriftzeichen (Berichterstatter: Herr Charnay). Beitrittserklärungen zum Kongreß sowie andere Mittheilungen ꝛc. sind an den General-Sekretär des Organisations-Komitees, Herrn Dr. Hellmann, Berlin SW., Königgrätzer Straße 120, zu richten.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIV.



№ 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1888.

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

XII. [1])

(Mit vier Abbildungen.)

Um von Uruguay aus die große Stromader wieder zu erreichen, an deren Ufern aus wir unsere „Wanderungen" begannen, haben wir die beiden Provinzen Corrientes und Entre-Rios zu durchqueren, und dabei lernen wir eigentlich dasjenige Stück des außertropischen Südamerika kennen, das in den verschiedensten Beziehungen als das reichste und kulturfähigste gelten muß. Sind schon in Paraguay, in den Missiones und in Uruguay die Naturverhältnisse im allgemeinen sehr dazu angethan, außer der Viehzucht auch den Ackerbau zu begünstigen, so scheint dies in Corrientes und Entre-Rios in einem noch weit höheren Grade der Fall zu sein. Und wenn die beiden Provinzen in der letzteren Hinsicht bisher ebenfalls nicht das geleistet haben, was man von ihnen erwarten sollte, so hat man die Ursache davon in ähnlichen Umständen zu suchen, wie in Uruguay und Paraguay. Auch das „argentinische Mesopotamien" — wie man die beiden Provinzen ganz treffend zu nennen pflegt — empfand bis in die siebziger Jahre unseres Jahrhunderts hinein die üble politische Ordnung, die in dem größten Theile des außertropischen Südamerika herrschte, die Einwanderung war unbedeutend, und die extensiv betriebene Viehzucht warf in dem dünn bevölkerten Lande leichtere und sicherere Erträge ab.

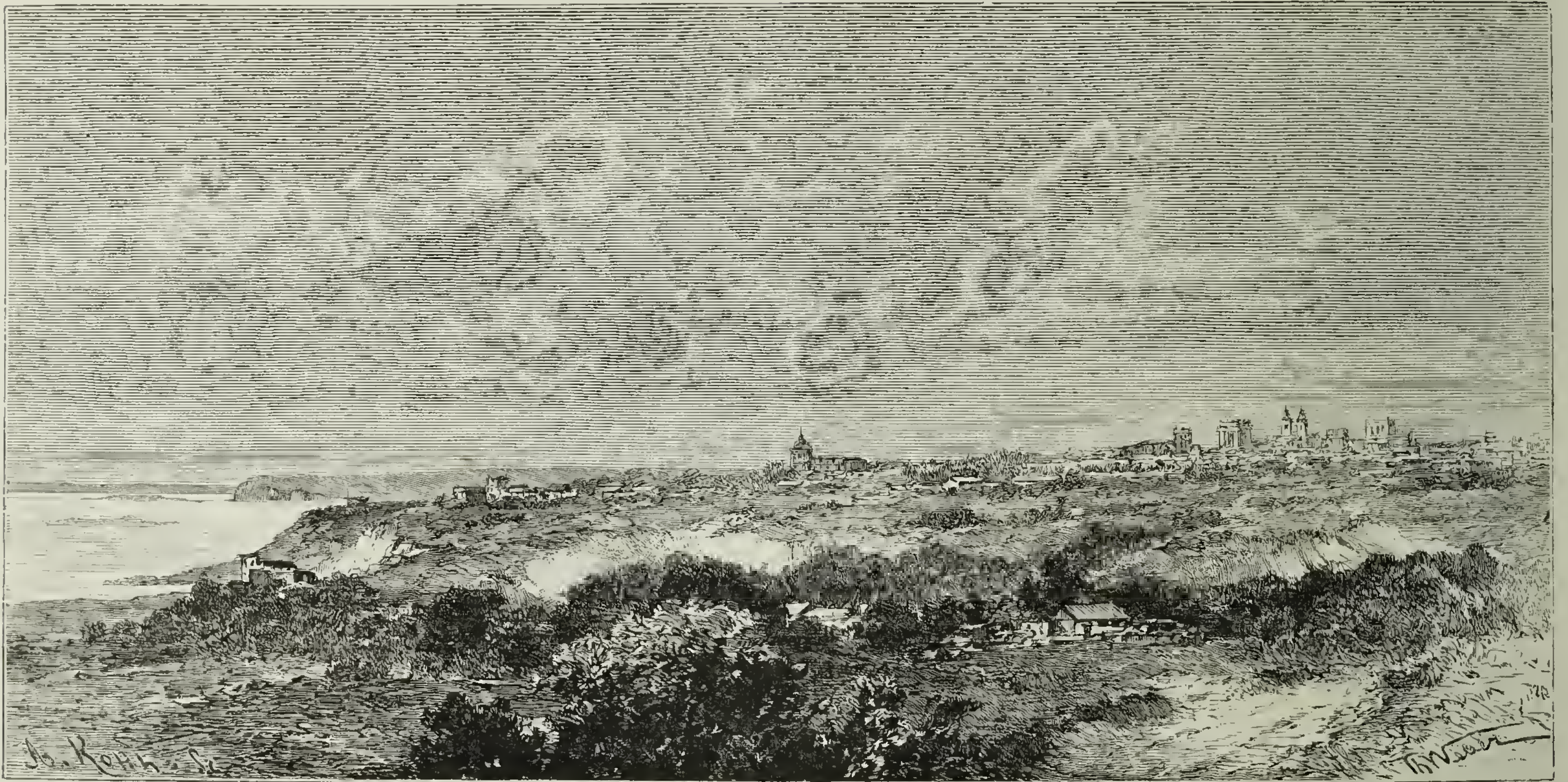
Der erste kulturgeographische Vorzug, den Corrientes und Entre-Rios — namentlich aber die letztere Provinz — vor den anderen Theilen des in Frage stehenden Gebietes voraus haben, liegt ohne Zweifel in ihrer bequemen natürlichen Zugänglichkeit. Im Osten der langgestreckten Stromhalbinsel, die im Mittel nur etwa 200 km breit ist, bildet der Uruguay bis Salto hin eine für kleine Seeschiffe benutzbare, vorzügliche Wasserstraße, und im Osten der Parana-Paraguay bis zur Stadt Corrientes und darüber hinaus eine noch viel vorzüglichere. In dem flachen südwestlichen Theile von Entre-Rios, der ein junges, durch die theilweise Ausfüllung des Laplata-Golfes entstandenes Alluvialland darstellt, zweigen sich von dem Parana auch eine ganze Anzahl Delta-Arme ab — der Paranacito, der Pillo, der San Lorenzo, der Pabon (Ibieuy) ꝛc. —, die ebenfalls gut schiffbar sind; und außerdem durchziehen noch zahlreiche andere Wasseradern — wie der Gualeguay, der Rio Feliciano, der Rio Corrientes — das Land, die sich wenigstens während des größeren Theiles des Jahres mit größeren oder kleineren Booten befahren lassen. In diesem Theile seines Gebietes hat Argentinien auch selbst die mit natürlichen Wasserstraßen am besten ausgestatteten Gegenden der nordamerikanischen Union nicht zu beneiden.

Hinsichtlich seiner Bodenbildung ist das argentinische Zwischen-Strom-Land von einer Erhebung beherrscht, die von Nordnordost nach Südsüdwest mitten hindurch streicht, und die zugleich die Wasserscheide zwischen dem Parana und dem Uruguay bildet. Im Norden — in Corrientes — erscheint dieselbe stark verflacht, und von lagunenbedeckten

[1]) Vergl. Bd. 53, S. 344 ff.

Niederungen durchsetzt, während sie im Süden — in Entre-Rios — stark undulirt und in zahlreiche niedere „Cuchillas“, die kaum irgendwo die Höhe von 80 m übersteigen, gegliedert ist. Zwischen Parana — der Hauptstadt von Entre-Rios — und Diamante stürzt diese Erhebung steil in den Parana hinab (S. Abbildung 1), anderwärts an diesem Strome sowie auch an dem Uruguay, dacht sie sich allmählicher ab, und im Südwesten schließen sich ihr die bereits erwähnten flachen Alluvial-Landschaften an, die zwar zur Zeit des Niederwassers mehrere Meter über den Wasserspiegel emporragen, dagegen aber zur Zeit des Hochwassers regelmäßig überfluthet werden. Die geognostische Zusammensetzung des „Landrückens“ ist dieselbe wie in Uruguay und in der westlichen Monte-Region. Es handelt sich auch hier im wesentlichen um eine Lage von röthlichem Pampas-Löß, die sich in größerer oder geringerer Mächtigkeit auf einem Grundgerüst aus älterem Gestein — Gneiß, Granit, metamorphischem Schiefer — ausbreitet, und die dieselbe Entstehungsgeschichte gehabt haben muß wie an den anderen Orten (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 113 ff.). Die Ströme und Bäche, die von der Höhe herab zumeist raschen Laufes entweder dem Uruguay oder dem Parana zu fließen, haben sich in den Löß hinein tiefe Thäler gegraben, ohne aber die krystallinische Grundlage dieser Formation irgendwo in bemerkenswerther Weise bloß gelegt zu haben.

Die jährliche Regenmenge beträgt in Corrientes (Stadt) 133 cm, in Concordia (am Uruguay) 117 cm und in Parana 93 cm, die Befeuchtung des Bodens ist also ganz unbedingt eine reichliche zu nennen. Freilich fällt der größte Theil der Niederschläge an einer vergleichsweise sehr geringen Zahl von Frühlings- und Herbsttagen und in starken Gewittergüssen, während namentlich der Winter sich durch anhaltende Trockenheit auszeichnet. Infolgedessen zeigen auch die fließenden Gewässer sämmtlich einen sehr starken Wechsel von Hoch- und Niederwasser. Aber die Quellen versiegen fast nirgends vollständig, es gibt keine „Salinas“ und „Salitrales“ sowie auch keine Flugsandstrecken — wie im Westen des Parana — und der Acker- und Gartenbau kann der künstlichen Bewässerung an vielen Stellen vollkommen entrathen. Wenn man namentlich von Entre-Rios



Die Stadt Parana.

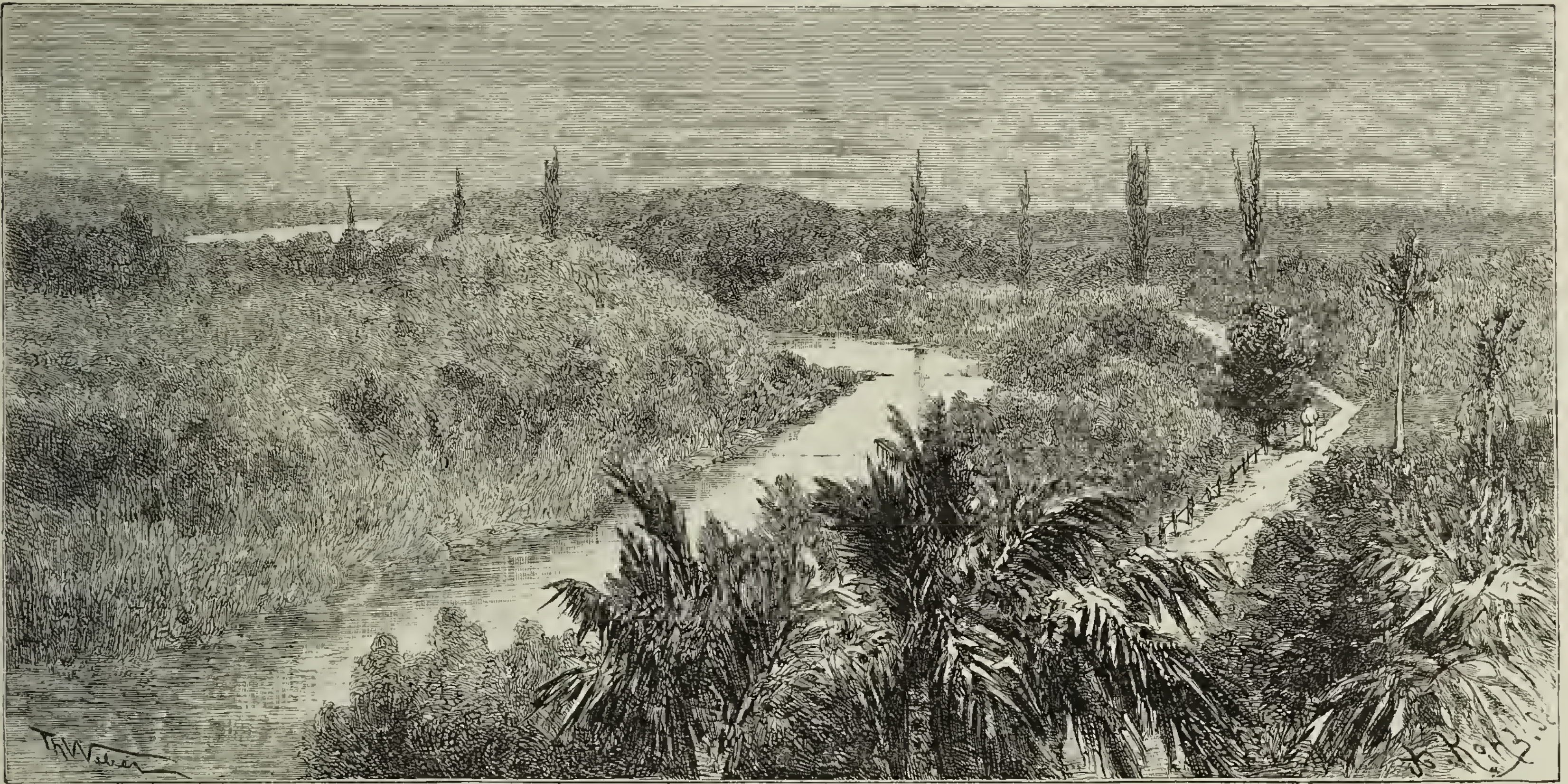
behauptet hat, daß dasselbe dazu bestimmt sei, die eigentliche Kornkammer Argentiniens zu werden, so wagen wir dem also nicht zu widersprechen. Thatsächlich sind die Ernteerträge der Ackerbaukolonien bei Parana, bei Diamante und bei Concepcion auch bereits sehr reiche gewesen [1]). Die Plagen, mit denen der Landmann am meisten zu kämpfen hat, sind auch an diesen Orten verschiedene Insekten — namentlich eine schwarze Ameise, die die Fruchtbäume bedroht, und die Heuschrecke. In jedem Falle sind dieselben aber in Corrientes und Entre-Rios nicht schlimmer als in anderen Gegenden des Landes, während die übrigen Verhältnisse doch ungleich günstiger liegen wie dort.

Das natürliche Vegetationskleid des höher gelegenen Landes ist durch einen bunten Wechsel von Grasland (Pampa) und Busch- und Hochwald charakterisirt, und die Arten, die dasselbe zusammensetzen, sind in der Hauptsache dieselben, welche wir in der Monte-Region sowie in Paraguay kennen gelernt haben. Die ausgedehnte Waldstrecke der „Selva de Montiel“, im Nordosten der Stadt Nogoya, besteht vorzugsweise aus Mimosen und Lorbeer- und Myrthenarten, von denen eine große Anzahl technisch sehr gut verwendbar sind. Die Provinz exportirt daher auch eine ganz beträchtliche Menge Holz.

Zu einer außerordentlichen Ueppigkeit entfaltet sich die Pflanzenwelt in dem niederen Deltalande des Parana. Dort wuchern neben Humboldtweiden (Salix Humboldtiana) verwilderte Pfirsichen, Bambusen, Scitamineen, Orchideen rc., und die Bäume und Sträucher sind an dem Tageslichte durch Lianen zu einem undurchdringlichen Dickicht mit einander verflochten, während sie unter der Erde mit ihrem Wurzelwerke in ganz ähnlicher Weise zusammenhängen. Durch diesen letzteren Umstand fördern die Pflanzen den beständig fortschreitenden Landbildungsprozeß an der Parana-Mündung in sehr energischer Weise. Zur Zeit der Hochfluthen, die auch an der Mündung des Stromes noch sehr mächtige sind, reißt das Wasser zwar öfters einzelne durch solches Wurzelwerk verflochtene Landstücken los und trägt sie als Naturflöße oder

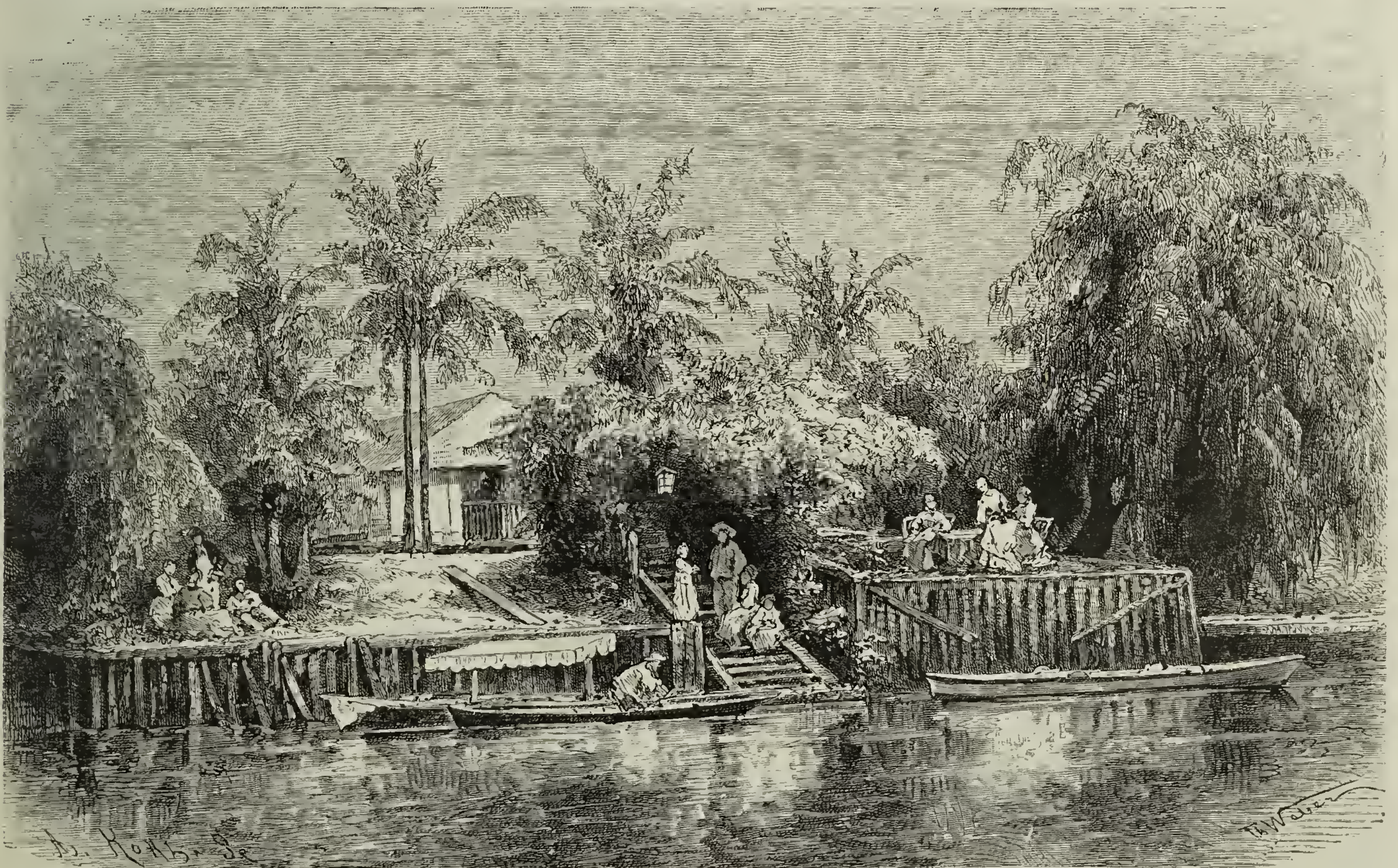
[1]) Das Departement Diamante erzeugte 1887 an Weizen und Leinsaat für 4 Mill. Mark.

als schwimmende Inseln — „camalotes“ — weit fort (S. Abbild. 4), es sind dies aber doch nur vergleichsweise geringfügige Zerstörungen, und der besagte Prozeß schreitet demungeachtet rasch weiter vorwärts. Zu den direkten Schlammablagerungen des Flusses kommen auch hier die Staubablagerungen der trockenen „Pamperos“, die sich in



Im Delta des Parana.

dem Laub- und Astwerke der Pflanzen ebenfalls fangen, um später von den Wurzeln festgehalten zu werden. — Zur Besiedelung und Bebauung eignet sich dieses junge Land natürlich nicht, und abgesehen von beschränkter Weidenutzung



Landhaus am Parana.

höher gelegener Strecken erscheint es dazu verurtheilt, eine von Jaguaren bewohnte Wildniß zu bleiben.

Was die thatsächliche Entwickelung der hier in Frage stehenden Provinzen betrifft, so belief sich die Einwohnerzahl von Corrientes im Jahre 1870 auf 129 000, im Jahre 1882 aber auf 204 000, und diejenige von Entre-Rios im ersteren



Naturflöße auf dem unteren Parana.

Jahre auf 135 000, im letzteren aber auf 188 000, bedeutende Fortschritte sind also auch hier unleugbar. Durch die stärkere Einwanderung lernte zugleich in der Bevölkerung, die ursprünglich ein Gemisch von Guarani-Indianern und Spaniern darstellte, das weiße Element mehr und mehr die Oberhand gewinnen. In Entre-Rios belief sich die Zahl der Ackerbaukolonien im Jahre 1875 nur auf zwei (San José und Rio-Urquiza), während sie im Jahre 1885 bereits 24 betrug. Mit Weizen, Mais, Gerste, Flachs, Kartoffeln, Erdnüssen (Mani) ꝛc. bestellt waren im Jahre 1885 etwa 73 000 ha, das bedeutet von der Gesammtfläche der Provinz (circa 112 000 qkm) allerdings noch immer nicht mehr als 0,66 Proc.

Alles in allem gilt wohl von Entre-Rios und Corrientes noch mehr wie von Uruguay und Paraguay das Wappäus'sche Wort: „Nichts fehlt diesen Ländern zu einem raschen materiellen und politischen Aufschwunge als eine zahlreichere, arbeitsame, sittlich frische Bevölkerung, und keinem Zweifel kann es unterliegen, daß eine planmäßig organisirte, gehörig geschützte Ansiedelung von Einwanderern germanischen Stammes binnen wenigen Jahrzehnten diesen Landstrichen eine nicht geahnte volkswirthschaftliche und kommerzielle Bedeutung geben würde [1].“ In den letztvergangenen Jahren war der bei weitem größte Theil der neuen Ankömmlinge auch in Entre-Rios und Corrientes italienischen Ursprungs; dem neueingeströmten englischen und deutschen Elemente kommt aber auch hier der Ruhm zu, das rüstigste Vorwärtsstreben zu vertreten — dem englischen bezüglich der Veredelung der Schaf- und Rinder-Rassen sowie bezüglich der Vervollkommnung der Schlächter-Industrie, und dem deutschen bezüglich der Hebung des Ackerbaues und des städtischen Handels und Gewerbes. Die namhafteste Fleischextrakt-Fabrik von Entre-Rios, die neuerdings angefangen hat, derjenigen von Fray Bentos erhebliche Konkurrenz zu bereiten, ist diejenige unseres Landsmannes Kemmerich zu Santa Elena (nördlich von Parana). Daß die Eisenbahnen ihre belebende und kulturfördernde Kraft auch an Entre-Rios und Corrientes bewährt haben, brauchen wir kaum hinzuzufügen. Vor allen Dingen gilt dies von der wichtigen Linie, die Parana, Nogoya, Tala und Concepcion del Uruguay, und auf diese Weise die beiden großen Hauptströme quer durch Entre-Rios mit einander verbindet. In ihrer Nähe sind sozusagen über Nacht sehr ausgedehnte Landstriche dem Pfluge gewonnen worden. Schließt sich ihr erst eine Linie Parana — Nueva-Alemania — Concordia an, sowie ferner eine Linie Monte-Caseros — Mercedes — Corrientes, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach das ganze argentinische Mesopotamien mehr und mehr von der Stufe eines Viehzuchtgebietes auf diejenige eines Ackerbaugebietes emporsteigen. An Parana, der Hauptstadt von Entre-Rios, ist der Aufschwung, den das Land neuerdings genommen hat, nicht weniger sichtbar, wie an den Städten westlich von seinem mächtigen Strome. Gegenwärtig mag sie etwa 25 000 Einwohner zählen. In ihrer günstigen Verkehrslage und als ein zukünftiger Hauptknotenpunkt des argentinischen Eisenbahnnetzes steht ihr aber ohne Zweifel eine noch viel bedeutendere Entwickelung bevor [1].

[1] J. E. Wappäus, Deutsche Auswanderung und Kolonisation (Leipzig 1846), S. 100.

[1] Vergl. hierzu: Gustav Niederlein, Das argentinische Entre-Rios und seine Bedeutung für die deutsche Kolonisation (Export 1881, Nr. 1, 2 und 3).

Die Färöer.

Von Dr. H. Schunke.

II. (Fortsetzung.)

(Mit drei Abbildungen.)

Einen beträchtlichen Beitrag zum Lebensunterhalte der Färinger liefert die Vogelwelt durch ihre Eier, ihre Federn und ihr Fleisch. Der Reichthum der Färöer an Vögeln ist ja ein ungeheurer, und im Norden von Stromöe und Oesteröe sowie überhaupt an den entlegeneren Punkten umschwirren sie zu Millionen die Abhänge und Felsen. Wasserscheerer (Puffinus Anglorum), Pinguine (Alca impennis, A. torva und Mormon arcticus), Papageientaucher (Uria troile und U. grylle), Seemöven (Sterna, Lestris), Sturmvögel (Procellaria pelagica, P. glacialis), Taucher (Colymbus arcticus, Podiceps), Seeraben (Graculus) nisten hier — wie auch anderwärts im hohen Norden — in ungeheuren Schaaren, so daß sie, wenn sie etwa durch einen Flintenschuß aufgescheucht werden, thatsächlich die Sonne verfinstern. Auch hier beobachtet man, daß der Schreck, der ihnen beim Aufscheuchen zugefügt wird, nicht lange anhält, sondern daß sie sehr bald ihre alten Plätze wieder einnehmen. Sie verursachen mit ihren Flügeln ein solches Getöse und vollführen ein so betäubendes Geschrei, daß man vor solchem Höllenlärm sein eigenes Wort nicht hört.

Die Unerschrockenheit und Geschicklichkeit der Färinger im Ausnehmen der Vogelnester ist bewundernswerth. Um zu den Eiern zu gelangen, befestigen sie sich an Seile und lassen sich über fürchterliche Abgründe hinab. Bisweilen sind sie genöthigt, ihre Füße gegen die scharfe Kante eines Felsens zu stemmen und sich weit wegzuschleudern, um beim Zurückfallen in die Nähe einer Höhlung zu kommen, in welcher sie Nester vermuthen. Nisten die Vögel in tiefen Grotten, so binden sie sich vom Seile los, befestigen dasselbe an einem Felsblocke, bringen ihre Beute an sich und nehmen hierauf ihren gefährlichen Posten in der Luft wieder ein. Ist die Jagd vollendet, so läßt man sich in die Höhe ziehen und kehrt oft verwundet und grausig beschunden durch das Anstoßen an den scharfen Kanten zurück. Bleibt aber das Seil an einem Steine oder sonst an einem Gegenstande hängen, so kann der Unglückliche weder hinauf noch hinab und muß oft stundenlang zwischen Himmel und Erde schweben, ehe Hülfe gebracht werden kann. Es wird auch erzählt, daß manche Vögel ihre Nester durch Hacken mit dem Schnabel sehr muthig vertheidigen und ihren Fein-

den nicht unerhebliche Verwundungen zufügen (S. Abbildung 3).

Die immer wiederkehrenden Bezeichnungen Fuglefjord, Fugleberg, Fuglöe kennzeichnen zur Genüge das häufige Vorkommen von Vögeln; manche Inseln sind in der That weiter nichts als Vogelberge. So wird Store Dimon nur von einer Familie (mit den Dienstleuten aus 28 Köpfen bestehend) bewohnt, welche sich ausschließlich mit dem Einsammeln von Vogeleiern und Federn und mit der Zurichtung von Vogelbälgen beschäftigt. In der Mitte der Insel erhebt sich ein halbes Dutzend mit Stroh gedeckter Bretterhütten auf einer mit spärlichem Grün bewachsenen ebenen Fläche: das sind die Wohnungen der Leute. Man fragt sich mit Recht, wie dieselben bei der großen Beschwerlichkeit des Zuganges und bei der Abgeschlossenheit von allem Verkehr mit der Welt und den nächsten Nachbarn nur leben können, und man wird durch sie sehr lebhaft an die deutschen Halligbewohner erinnert. Auch auf dem benachbarten Lille Dimon sind reiche Vogelheerde. Dieser schwarze Basaltfelsen ist aber unbewohnt und nur Schafe theilen sich mit der geflügelten Welt in den Raum. Wenn die Eiersammler zu dieser außerordentlich steilen Insel kommen, klettert der beherzteste und geschickteste von ihnen an eingeschlagenen eisernen Stäben von Stufe zu Stufe bis zur Höhe; alsdann wirft er das Seil, das er mit hinaufgenommen hat, mit hinab und hilft seinen Gefährten beim Hinaufsteigen. Lille Dimon wird vorzugsweise von Papageientauchern bewohnt; dieselben halten sich in tiefen Löchern an den steilen Abhängen auf. Um sie zu fangen, überdecken die Jäger die Höhlen mit einem Netze und treiben die aufgescheuchten Vögel hinein.



Eine Mühle.

Der Ertrag der verschiedenen Zweige der Landwirthschaft ist äußerst gering. Wohl findet sich in den Mulden der niedrig gelegenen Thäler und an den Küstensäumen Ackererde, und zwei Drittheile der Bevölkerung treiben neben dem Fischfang auch etwas Landwirthschaft, allein das Klima ist dem Getreidebau so ungünstig, daß Roggen, Gerste und Hafer nicht in allen Jahren zur Reife gelangen. Gemüsepflanzen, insbesondere Kartoffeln und Rüben, gedeihen in genügender Menge. Obstbäume bringen ihre Früchte nicht zur Reife, aber in den von Mauern und Zäunen geschützten Gärten der Ortschaften im Süden der Gruppe werden Stachelbeer- und Himbeersträuche gezogen. — Auf Suderöe verhält sich das Kulturland zur gesammten Oberfläche der Insel wie 1 : 36; auf den nördlichen Inseln wie 1 : 96.

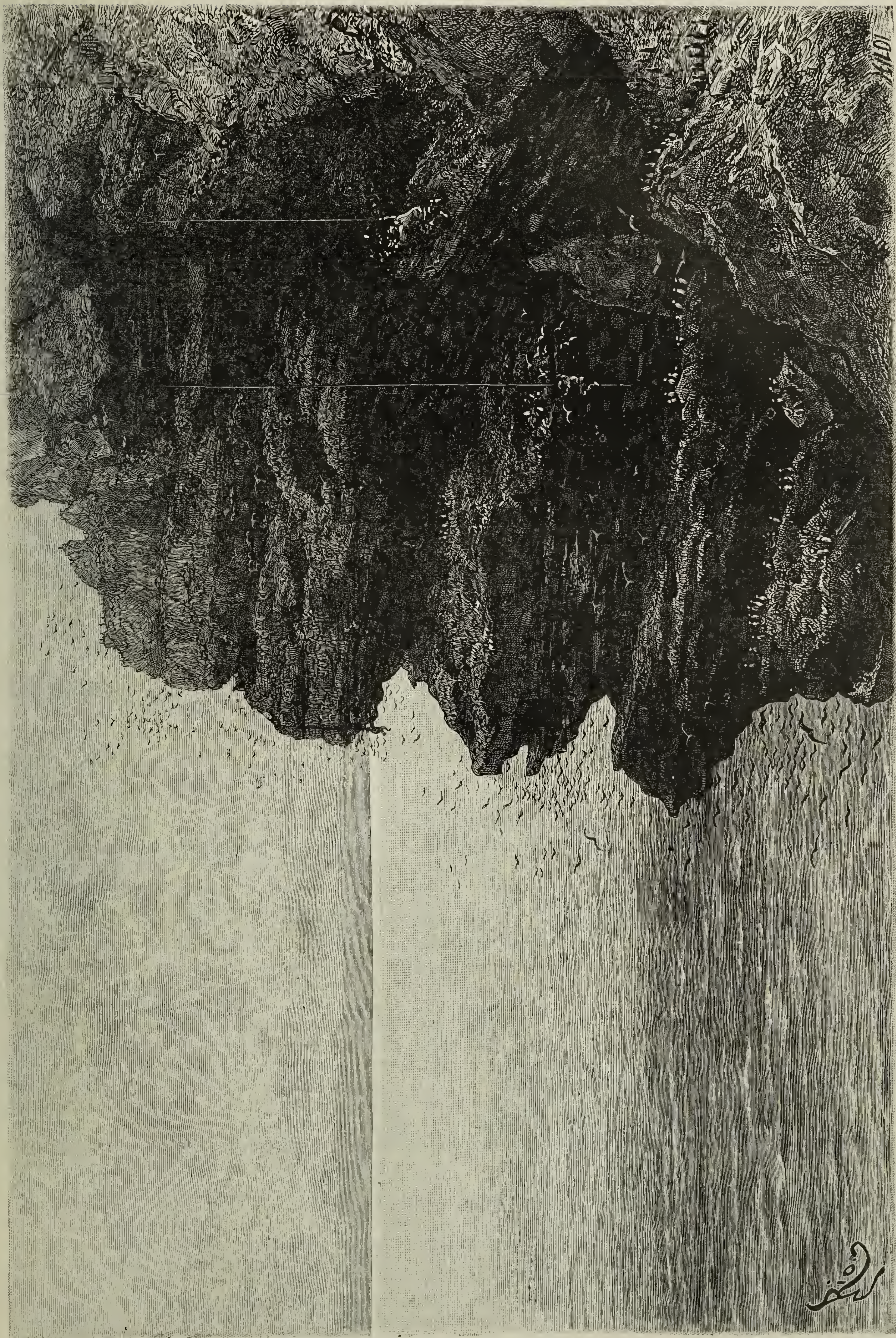
Von den Hausthieren ist noch das Pony zu erwähnen; und zwar liefern die Färöer neben den Shetlandinseln die kleinsten Thiere dieser Rasse. Aber gerade dieser geringen



Dorf am Kalsöfjord.

Größe halber kommt das Pony auf den Färöer wenig zur Verwendung, zum mindesten lange nicht in dem Maße, wie das verwandte isländische Pferd in seiner Heimath.

In neuerer Zeit hat man versucht, die Kohlenlager auf Suderöe auszubeuten, ohne indeß nennenswerthe Erfolge erzielt zu haben. In der Regel liegen zwei, manchmal aber auch noch mehr Flötze übereinander, deren Mächtigkeit aber außerordentlich schwankt (zwischen 0,20 und 0,30 m bis 2 und 4 m; an einer Stelle will man sogar eine Mächtigkeit von 20 m gefunden haben). Die Kohle ist theils eine der schottischen sehr ähnliche Glanzkohle, theils ist sie der Braunkohle ähnlich und zeigt noch deutlich die Holzfasern



Nestausnehmer bei der Trollhoved-Klippe.

und Jahresringe der Pflanzen, die sie bildeten. Die Flötze sind an mehreren Stellen abbauwürdig: Ein Lager findet sich im Norden von Suderöe bei Qvalböe und das andere in der Mitte derselben bei Trangisvaag. Das erstere versuchte die dänische Regierung abzubauen; sie hat indeß neuerdings die Gruben aufgegeben, da die Kohle zu geringwerthig und die Ausbeute nicht lohnend war [1]). Die Einwohner von Qvaböe holen sich aus den verlassenen Gruben auf sehr einfache Weise das Brennmaterial für ihren Hausbedarf und sollen jährlich gegen 100 Tonnen gewinnen. Das andere, viel abbauwürdigere Lager bei Frodböenypen am Trangisvaagfjord besteht aus zwei Flötzen, die durch eine 8 m mächtige Schicht Schiefer und braunen Thon getrennt werden. Man hat die Ausdehnung dieses Kohlenlagers auf 2000 ha und die mögliche Ausbeute auf 14 Mill. Tonnen geschätzt. Seit 1887 beutet eine französische Gesellschaft „Compagnie normale de pêcheries" das Lager aus, um nicht Kohlen aus England einführen zu müssen. Die Kohle ist etwa von der Güte der mitteldeutschen Braunkohle und die besten Sorten haben folgende Zusammensetzung:

Kohlenstoff	60,9	61,0	56,7
Wasserstoff	4,1	3,9	3,9
Sauerstoff und Stickstoff .	20,3	18,2	17,4
Asche.	2,5	2,5	10,7
Hygroskopisches Wasser . .	12,2	14,4	11,3

[1]) Vergl. Johnstrup, Om Kullagene paa Faeröerne samt Analyser etc. Oversigt over det Kgl. Dansk Vidersk. Selsk., 1873, p. 147.

Ueber die Entstehung dieser Kohlenlager sind die Meinungen getheilt. Die Einen halten dieselben für eine Bildung aus Pflanzen, welche einst an Ort und Stelle gediehen; die Anderen dagegen meinen, sie seien aus vorweltlichen Baumstämmen entstanden, welche durch Meeresströmungen angetrieben und von vulkanischen Auswurfsstoffen, von Tuff und Basalt, überdeckt worden seien. Die letztere Ansicht, welche besonders von englischen und norwegischen Gelehrten bekämpft wird, kann deshalb nicht die richtige sein, weil nach dem einstimmigen Zeugnisse aller Geologen die Färöer in einer jüngeren Erdperiode niemals unter den Spiegel des Meeres getaucht gewesen sind, und das müßte doch geschehen sein, wenn die Baumstämme über die Inseln ausgebreitet worden sein sollten.

Da ein Waldbestand den Inseln gänzlich fehlt, so ist es für die nördlichen derselben, die keine Kohlenlager besitzen, von hoher Bedeutung, daß sich in den muldenförmigen Hochthälern ausgedehnte Torfmoore von 1 bis 2 m Mächtigkeit finden. Man betrachtet dieselben mit Recht als eine Hinterlassenschaft der Eiszeit, dadurch entstanden, daß flache Wasserbecken, deren noch eine große Anzahl vorhanden sind, von Wasser- und Sumpfpflanzen besetzt und ausgefüllt wurden. Lehrreich ist, daß man an dem Boden der Moore zahlreiche Wurzeln und Zweige von Buschwaldpflanzen, anscheinend Wachholder und Birken, gefunden hat. Gebüsch und Niederwald, die heute beide fehlen, müssen also in früher Zeit auf den Inseln vorhanden gewesen sein; dieser Umstand würde natürlich auf eine große Veränderung der klimatischen Verhältnisse in der Vorzeit hinweisen.

Die Mythologie der nordwest-amerikanischen Küstenvölker.

Von Dr. F. Boas in New York.

V.

Außer Sonne und Mond leben noch eine Anzahl Geister im Himmel. Der merkwürdigste unter diesen ist der Tsōnóqoa der Kwakiūtl, welcher von den Wik'ēnoq Atsi oder Tlipáatstitlána, von den Bilχula Sṇēṇéiq genannt wird. Ich glaube aus einer Reihe von Andeutungen schließen zu müssen, daß derselbe eine mythische Form des Grizzlibären ist. Eigenthümlich ist, daß Besucher des Tsōnóqoa von demselben oft ebenso belohnt werden, wie die Besucher der Gottheit von der letzteren.

Der Sṇēṇéiq (Bilχula).

Ein Mann, Namens Iálit, saß einst mit seiner Frau zusammen am Feuer. Die Frau hielt ihr Kind auf dem Schoße, und als dasselbe schrie, gab sie ihm die Brust und stillte es. Zufällig blickte sie in die Höhe und sah auf dem Dache über dem Rauchfange etwas Weißes, das sich bewegte, wie eine keuchende Brust. Sie rief ihren Mann und machte ihn darauf aufmerksam. Da nahm er seinen Bogen und Pfeil und schoß danach. Da sahen sie, wie das Weiße herunterfiel. Als es nun dämmerte, weckte die Frau ihren Mann und sprach: „Stehe doch auf und sieh, was du gestern Abend geschossen hast." Er erhob sich und sah draußen einen jungen Sṇēṇéiq todt liegen. Sein Pfeil hatte ihm gerade die Kehle durchbohrt und er war so groß wie vier Büffel. Iálit grub nun ein tiefes Loch, warf den Sṇēṇéiq hinein und deckte ihn wieder mit Erde zu. Nur die weiße Kehle ließ er unbedeckt. Er erzählte Niemandem, daß er das Ungeheuer getödtet hätte. Einst fuhren nun eine Anzahl Männer den Fluß hinauf und sahen bei Nutltléiχ den alten Sṇēṇéiq auf einem großen Felsen sitzen und weinen. Da fürchteten sie sich und kehrten nach Nuχálkch zurück. Als Iálit von ihrem Abenteuer hörte, ging er mit zwei Freunden flußaufwärts, um den Sṇēṇéiq zu sehen. Als sie ihn auf dem Felsblocke erblickten, kehrten die zwei Freunde um, denn sie fürchteten sich. Iálit aber fuhr furchtlos weiter. Als er an dem Felsblocke ankam, auf welchem der Sṇēṇéiq saß, schob er seinen Kahn ans Ufer, stand auf und lehnte sich gegen den Stein. Da hörte der Sṇēṇéiq auf zu weinen und wischte sich die Augen aus. Iálit sprach: „Mein Lieber, ich möchte dir helfen. Sage mir, warum weinst du so sehr?" Der Sṇēṇéiq antwortete: „O, ich habe meinen Sohn verloren. Ich weiß nicht, wohin er gegangen ist und fürchte, er ist todt." Dann nahm er ein Kupfer und gab es Iálit. Er fuhr fort: „Siehst du das Häuptlingshaus dort droben auf dem Berge? Es gehört meinem Sohne." Iálit antwortete: „Ich sehe nichts." Da fuhr ihm der Sṇēṇéiq zweimal mit der Hand über die Augen, und nun erblickte jener das schön bemalte Haus. Der Sṇēṇéiq schenkte ihm das Haus mit allem, was drinnen war und sagte: „Wenn du nach Nuχalkch zurückgekehrt bist, so baue vier eben solche Häuser." Als er so geredet hatte, erhob er sich und wollte fortgehen. Iálit frug ihn:

„Wohin gehst du?“ Der Snē̦néiq antwortete: „Ich verlasse nun dieses Land und gehe nach Naus“ (bei Fort Rupert). Iálit aber kehrte nach Nuχálkch zurück. In den folgenden vier Jahren baute er vier Häuser und trug alles, was in des Snē̦néiq Hause war, zum Meere hinab. Und er bemalte seine Häuser ebenso, wie droben auf dem Berge des Snē̦néiq Haus bemalt war.

Snē̦néiq.

Eines Abends weinte die Tochter eines Häuptlings und wollte sich nicht beruhigen lassen; da sprach ihre Mutter, eine schöne Frau, mit langen Haaren: „Lege dich hin und sei ruhig, sonst wird der Snē̦néiq kommen und dich holen.“ Um Mitternacht, als alle schliefen, kam der Snē̦néiq in Gestalt einer alten Frau an die Thür und sprach zu dem Kinde: „Komm her, ich habe hier trockenen Lachs für dich, nimm hin und iß.“ Das Kind kam aber nicht. Da sagte die Alte: „Komm her, ich habe hier Bergziegenfett. Nimm und iß.“ Das Kind ging an ein Astloch in der Wand und sagte: „So reiche es mir hier durch.“ Die Alte kam herbei, blies in das Loch, das sogleich sehr groß wurde, ergriff das Kind und steckte es in einen Korb, den sie auf dem Rücken trug. Da schrie die Kleine: „O, Snē̦néiq hat mich in ihren Korb gesteckt!“ Die Eltern erwachten. Sie machten ein großes Feuer, um sehen zu können und verfolgten die Snē̦néiq. Als sie ihr aber nahe kamen, versank dieselbe in die Erde und so verloren sie ihre Spur. Da kehrten sie betrübt nach Hause zurück. Snē̦néiq gelangte endlich nach Hause und sprach zu ihrer Sklavin Nusqēeχtitḷputsáaχ: „Siehe her, ich habe eine Schwester für dich gefunden.“ Snē̦néiq hatte sie einst in ihrem Korbe ebenso geraubt wie jetzt das Mädchen. Die Sklavin rief die letztere zu sich und sprach zu ihr: „Wenn Snē̦néiq dir zu essen geben will, so nimm es nicht, sonst wird es dir ergehen, wie es mir erging. Siehe, ich aß von dem Bergziegenfett und da bin ich an der Erde festgewachsen.“ Sie zeigte ihr nun, daß ein Seil aus ihr herauswuchs und sich in der Erde verzweigte, gerade wie eine Wurzel. Sie sagte weiter: „Verstecke das Essen unter deinem Mantel und thue, als äßest du.“ Als Snē̦néiq zurückkam, bot sie dem Mädchen Bergziegenfett an. Dieselbe folgte aber dem Rathe der Sklavin und stellte sich nur, als ob sie äße. In Wahrheit verbarg sie das Fett unter ihrem Mantel. Nach einiger Zeit hörte die Snē̦néiq ein Kind schreien und lief fort, dasselbe zu holen. Vorher sagte sie zu dem Kinde, es solle im Hause bleiben, denn sie wolle ihm eine Schwester holen. Als die Snē̦néiq fort war, rief die alte Sklavin das Kind herbei und sprach: „Nimm du Snē̦néiq's Handschuhe, die dort hängen. Stecke sie dir an die Finger und erwarte draußen die Rückkehr Snē̦néiq's.“ Das Mädchen that, wie die Sklavin sie hieß. Sie stellte sich an den Abhang einer Schlucht, und als die Snē̦néiq zurückkehrte und sah, daß die Kleine ihre Finger gegen sie bewegte, fürchtete sie sich so, daß sie in die Schlucht hinabfiel und dort todt liegen blieb. Da ließ die Sklavin das Mädchen an einem Seile hinab und ließ sie die Brüste der Snē̦néiq abschneiden und kochen. Sie sprach: „Wenn Snē̦néiq's vier Söhne von der Jagd nach Hause kommen, so setze ihnen dieses Gericht vor, dann werden sie sterben.“ Bald kamen diese nach Hause. Sie frugen nach ihrer Mutter und Nusqēeχtitḷputsáaχ antwortete: „Sie wird wohl bald kommen. Sie ist mit ihrem Korbe ausgegangen, Sklaven zu fangen. Wir haben unterdeß für euch gekocht; hier ist euer Essen“; und da nahm das Mädchen den Topf, in dem die Brüste gekocht waren und setzte ihn den Söhnen vor. Sie nahm einen Löffel voll und gab ihn dem Aeltesten! Dieser sprach: „Dies schmeckt ja gerade wie unserer Mutter Milch.“ Dann gab sie dem zweiten einen Löffel voll. Dieser schmeckte und sprach: „Du hast Recht. Es schmeckt genau wie unserer Mutter Milch“, und so sprachen auch die beiden jüngsten, als sie geschmeckt hatten. Die alte Sklavin aber hieß sie ruhig sein und essen. Sie gehorchten, als sie aber aufgegessen hatten, fielen alle todt nieder. Als die vier Kinder der Snē̦néiq — vier Wölfe — todt waren, warfen sie die Leichen zu der Alten in die Schlucht hinab. Dann sprach die Sklavin: „Gieb mir das Fell einer Bergziege.“ Das Mädchen gehorchte. Da zupfte sie die Haare aus und machte ein langes Seil. Dann füllte sie einen Korb mit Fleisch und Fett, band dem Mädchen das Seil um und ließ es nach Hause gehen. Sie hielt das aufgerollte Seil fest, und ließ es auslaufen, während das Mädchen fortging. Endlich gelangte das Kind nach dem Hause seiner Eltern. Drinnen weinte die Mutter, und da ging die Kleine außen an die Wand des Hauses, dort, wo das Bett stand, in dem die Mutter schlief, und klopfte an die Wand. Die Mutter hörte das Geräusch und sandte ihren jüngsten Sohn hinaus, um nachzusehen, wer da sei. Als dieser seine verlorene Schwester erblickte, lief er zurück und erzählte seiner Mutter, daß sie zurückgekehrt sei. Sie aber glaubte ihm nicht und sprach: „Rede keine Thorheiten, deine Schwester ist lange todt.“ Da es wieder klopfte, sandte sie ihren ältesten Sohn hinaus, nachzusehen. Bald kam derselbe zurück und sprach: „Ja, da draußen steht unsere Schwester. Sie läßt dir sagen, du sollst das Haus reinigen, dann will sie hereinkommen.“ Da glaubte die Mutter es. Sie reinigte ihr Haus und das Mädchen trat herein, setzte sich ans Feuer und aß mit ihrer Mutter und ihren Brüdern. Dann sprach sie zu dem einen: „Hole doch meine Kiste, welche draußen vor der Thür steht.“ Derselbe gehorchte, konnte aber die Kiste nicht heben, obwohl sie sehr klein war. Alle Leute, einer nach dem anderen, gingen hinaus, die Kiste zu heben, keiner aber vermochte es. Da ging das Mädchen selbst hinaus und hob die Kiste an ihrem kleinen Finger auf. Sie öffnete sie und gab allen Geschenke. Dann sprach sie: „Geht Morgen immer dem Seile nach, an dem ich festgebunden war, in den Wald. Dort werdet ihr eine alte Frau finden, die am Boden festgewachsen ist. Versucht doch, sie zu befreien.“ Die Leute thaten also. Sie fanden die Alte und hieben das Seil durch, das sie mit dem Boden verbunden hielt. Da strömte Blut daraus hervor und sie starb.

Tl'ipáatstitḷána (Bilχula).

Es war einmal ein Mann, der war mit seiner Frau unzufrieden und jagte sie fort, um sich eine neue Frau zu nehmen. Darüber wurden seine Söhne betrübt und liefen in den Wald, um nicht wieder zurückzukehren. Der älteste Bruder hatte seinen Bogen und seine Pfeile mitgenommen und schoß viele kleine Vögel. Diese gab er seinem Bruder und sprach: „Kehre du lieber nach Hause zurück. Ich will weit, weit fortgehen und du würdest nicht so weit gehen können. Nimm die Vögel und kehre um!“ Der Kleine weigerte sich aber, seinen Bruder zu verlassen, und schließlich willigte derselbe ein, ihn mitzunehmen. Sie gingen weit, weit den Fluß hinauf. Endlich erblickten sie ein Lachswehr und da sprach der ältere Bruder zu dem jüngeren: „Hier müssen Leute wohnen.“ Der Kleine sah sich rings um, konnte aber Niemanden finden und sprach zu seinem Bruder: „Nein, Niemand ist hier, es muß wohl ein Vorübergehender das Lachswehr gebaut haben. Laß uns hier bleiben und ein Haus bauen.“ Als das Haus fertig war, ging der ältere Bruder täglich zum Lachswehr hinab, während der jüngere oben blieb und die Fische trocknete. Während nun der ältere Bruder unten am Flusse war, hörte der Kleine

plötzlich ein eigenthümliches Geklapper oben am Berge. Er blickte auf und sah eine Frau herabkommen, deren Haar und deren rother Mantel mit Adlerdaunen bestreut war. An den Füßen trug sie Tanzschellen und sie klapperte beständig mit dem Munde. Da sie gerade auf das Haus zukam, fürchtete der Knabe sich und versteckte sich. Er sah nun, wie sie die Thür öffnete, an der Schwelle stehen blieb, und wie ihr Mund plötzlich riesenlang wurde und sie alle Lachse von den Trockengestellen fraß. Dann ging sie wieder fort. Als der ältere Bruder wieder herauf kam und alle Lachse verschwunden sah, wunderte er sich, daß der Kleine so viel gegessen hatte. Er sagte aber nichts, und jener erwähnte auch nicht den Besuch der Frau. Sie aßen zusammen einen Lachs, den der Aeltere mitgebracht hatte und legten sich schlafen. Als am folgenden Tage der Bruder wieder zum Flusse hinabgegangen war, kam die Frau wieder und fraß alle Lachse auf. Als er nun Abends alle Lachse verschwunden fand, frug er seinen Bruder: „Wie kommt es denn, daß du so viel ißt?“ Jener antwortete: „Ich habe gar nichts gegessen, jeden Tag kommt eine Frau hier her, stellt sich an die Thür und dann streckt sie ihren Mund bis zum Feuer aus und frißt alle Lachse.“ Da nun die Frau am dritten Tage wieder kam, beschloß der ältere Bruder, ihr aufzupassen. Morgens ging er wieder zum Flusse hinab, kam aber gleich darauf unbemerkt zurück, nahm Bogen und Pfeil und versteckte sich im Hause. Es währte nicht lange, da kam die Frau und fing an, die Lachse zu fressen. Sie war aber noch nicht zur Hälfte fertig, da schoß sie der junge Mann in ihre riesige Brust. Sie schrie vor Schmerzen und entfloh. Da sprach der ältere Bruder zu dem Kleinen: „Ich will sie nun verfolgen. Bleibe hier, gehe aber sparsam mit den Fischen um, damit du genug hast, bis ich wieder komme.“ Dann ging er fort. Die Frau hatte aber auf dem Wege Daunen verloren, und Blut bezeichnete ihre Spur, welche von der Erde zum Himmel hinaufführte.

Als er eine Zeit lang gegangen war, kam er bei Masmasalániχ's Hause vorbei, der einen großen Hut trug. Er frug denselben: „Hast du nicht eine kranke Frau hier vorbeikommen sehen?“ Jener antwortete: „Ja, ich sah sie, es ist Tl'ipáatstit̲lána, die Tochter At̲lq'ontóm's. Sie schien halb todt zu sein.“ Der junge Mann folgte der Spur weiter, die ihn ganz hinauf in den Himmel führte. Endlich gelangte er an einen kleinen See, aus dem ein Fluß entsprang, und sah At̲lq'ontóm's Haus nahe am Ufer stehen. Da streute er sich die Adlerdaunen auf den Kopf, hüllte sich in seinen Mantel und setzte sich am Ufer des Sees nieder. Er war aber ein großer Zauberer und hatte gemacht, daß Niemand den Pfeil sehen konnte, mit dem er Tl'ipáatslit̲lána getroffen hatte. Die Adlerdaunen auf seinem Kopfe ließ er aussehen, als sei sein Kopf in Rauch gehüllt.

Er hatte nicht lange so gesessen, da kamen zwei Töchter Tli'páatstit̲lána's aus dem Hause, um Wasser zu holen. Als sie am Ufer einen Mann verhüllt von einer Rauchwolke sitzen sahen, wußten sie sogleich, daß derselbe ein Medicinmann sein müsse, und sie liefen zurück ins Haus, um zu erzählen, daß er draußen sitze. Tli'páatstit̲lána's Mann hatte aber schon alle Medicinmänner kommen lassen, um die Frau zu heilen. Keiner aber hatte es versucht. Er hatte seinen Diener At̲lχulátenum [1]) an die Thür treten und der Reihe nach die Medicinmänner rufen lassen. Der Sṇēṇéiq, der Donnervogel, der Kranich, der Grizzly und der Braune Bär waren gekommen: keiner konnte sie heilen.

Da sandte er hinaus, den Fremdling zu holen und versprach ihm eine der vier Töchter der Kranken zur Frau, wenn er sie wieder gesund mache. Die Leute saßen um die Kranke herum, konnten aber den Pfeil nicht sehen. Sie sangen und brauchten Trommeln und Pfeifen, aber sie ward nicht besser. Der junge Mann sprach nun: „Bringt mir einen Cederzapfen.“ Als er denselben erhalten hatte, zerbrach er ihn und legte die einzelnen Schuppen vor die Trommeln, die an einer Seite des Feuers standen, und als er nun singend um das Feuer herumging, begannen dieselben zu trommeln. Die Frau saß an der entgegengesetzten Seite des Feuers. Er sprach nun: „Deckt Matten über mich und die Kranke.“ Die Leute gehorchten, und da zog er den Pfeil ungesehen aus ihrer Brust, zerbrach ihn in viele Stücke, so daß er ihn in der Hand verbergen konnte und ging hinaus. Draußen warf er den Pfeil ins Wasser und wusch sich. Die Frau aber war wieder besser geworden.

Die Leute frugen ihn nun, welches der vier Mädchen er nehmen wolle. Sie hatten aber schon unter einander verabredet, daß er die Jüngste nehmen solle, die eine große Zauberin war. Da dieselbe sehr hübsch war, wählte er wirklich sie. Dann gingen sie zusammen zur Erde hinab. Als sie zu dem Platze kamen, wo der junge Mann seinen Bruder verlassen hatte, fand er denselben todt und seinen Leichnam verwest. Nur das Gerippe lag da, von dem aber ein Oberschenkel fehlte, den die Vögel fortgetragen hatten. Es hatte dem jungen Manne geschienen, als sei er nur einen Tag lang im Himmel gewesen; er hatte aber in Wirklichkeit ein Jahr dort geweilt. Da nahm die Frau etwas Lebenswasser, das sie aus dem Himmel mitgebracht hatte, und träufelte ihrem Schwager davon etwas in die Nase, ins Ohr und in den Mund und wusch seinen Körper damit. Da erhob er sich, als wenn er nur geschlafen hätte; aber fortan hinkte er, denn es fehlte ihm ein Knochen.

Die Beiden mit der jungen Frau reisten nun den Fluß hinab, bis sie zum Dorfe ihres Vaters kamen. Ein wenig oberhalb desselben trafen sie viele Leute, die gerade Brennholz holten. Da sandte der jüngere Bruder dieselben zurück zu dem Vater, um ihm zu erzählen, daß seine Söhne zurückgekehrt seien. Und er ließ ihm sagen, das Haus zu reinigen, denn sonst werde die junge Frau seines Sohnes nicht hineingehen. Die Leute gehorchten und der Vater ließ sein Haus reinigen. Dann sandte er zwei Männer, um seine Söhne aufzufordern, zu kommen.

Diese aber ließen ihm sagen: „Schicke erst deine neue Frau fort und nimm unsere Mutter zurück, dann wollen wir kommen.“ Als der Vater gethan hatte, wie sie verlangt, gingen sie ins Haus.

Im Laufe der Zeit gebar die Frau des älteren Bruders ein Kind. Sie hatte aber ihrem Manne eingeschärft, ja nicht zu lachen, wenn er seine frühere Geliebte sähe. Eines Tages bat sie ihren Mann, zum Flusse hinab zu gehen und etwas Wasser zu holen. Er that, wie sie gebeten hatte. Unten aber begegnete er seiner ehemaligen Geliebten und da lachte er, denn er freute sich, sie wieder zu sehen. Als er den Eimer voll Wasser seiner Frau brachte, da war das Wasser blutroth, und daran erkannte sie, daß er gelacht hatte, als er seine Geliebte gesehen. Sie ging fort und Niemand wußte, wohin sie verschwunden war.

Tlem̥áē. (Tlat̲lasiqoála.)

Die Tochter eines Häuptlings erkrankte und ihr Körper war über und über mit Geschwüren bedeckt. Da beschloß ihr Vater, sie zu verlassen. Er befahl allen Leuten, ihre Habseligkeiten zu packen, und früh Morgens beluden sie

---

[1]) At̲lχulátenum wird beim Wintertanze durch eine roth und grün gestreifte Marke dargestellt. Die Streifen laufen schräg von links oben nach rechts unten über das ganze Gesicht. der Tänzer trägt einen ebenso gestreiften Stab. Sein Platz ist an der Thür. Er ist gleichsam Herold der im Tanze auftretenden Götter.

ihre Boote und fuhren von dannen. Das arme Mädchen blieb ganz allein im Dorfe zurück. Einst kratzte sie ein Geschwür am rechten Oberschenkel, so daß die Kruste sich löste und siehe, sogleich verwandelte dieselbe sich in einen Knaben. Sie fühlte sich plötzlich wieder gesund, stand auf und legte das Kind in eine Muschel, die sie in einem hohlen Baume verbarg. Täglich ging sie, um nach dem Kinde zu sehen, und bemerkte, daß es rasch heranwuchs. Sie gab ihm den Namen Tlemáē (Geschwür), da es aus ihren Geschwüren entstanden war. Als das Kind größer geworden war, kehrte es mit der Frau zum Hause zurück. Der Knabe baute nun ein Lachswehr im Flusse und ließ sich von seiner Mutter einen Bogen und vier Pfeile machen. Am ersten Tage fing er einen Lachs im neu erbauten Wehr. Sie schnitten ihn auf und hängten ihn über das Feuer, damit er daselbst trockene. Dann gingen sie wieder zum Wehr hinab und fanden zwei Lachse; als sie aber mit denselben zum Hause zurückkamen, sahen sie, daß der erste gestohlen war. Sie wußten nicht, wer der Dieb war, denn sie hatten Niemand kommen sehen. Da ihnen, während sie wieder zum Wehr gingen, auch die neu gefangenen Lachse gestohlen waren, beschloß Tlemáē, aufzupassen und den Dieb zu ertappen. Er hängte die drei Lachse, welche sie dieses Mal gefangen hatten, über das Feuer, nahm seinen Bogen und die vier Pfeile und versteckte sich im Hause, während er seine Mutter wieder zum Lachswehr hinunter sandte. Es dauerte nicht lange, da hörte er draußen eine Stimme rufen: „Hü! Hü!“ und bald trat eine Tsonóqoa in die Thür. Sie trug einen großen Korb auf dem Rücken, und streckte ihre langen Arme aus, um die Lachse zu nehmen und in denselben zu legen. Da schoß Tlemáē seine Pfeile auf sie ab. Der erste traf sie in die linke Brust, der zweite in die rechte, der dritte links in die Seite, der vierte rechts. Da schrie Tsonóqoo vor Schmerz und lief von dannen, und schlug mit den Händen um sich, so daß alle Bäume umfielen. Tlemáē verfolgte sie, indem er den umgeworfenen Bäumen und der Blutspur nachging, über vier Berge und durch vier Thäler. Endlich kam er zu einem Teiche und setzte sich daselbst nieder, um zu warten, bis Jemand käme. Als er daselbst eine kleine Weile gesessen hatte, kam die jüngste Tochter Tsonóqoa's, Wälalitliloχ, mit einem Eimer aus dem Hause, um Wasser zu holen. Tlemáē rief sie an: „He! wer bist du?“ Sie war so erschrocken, da sie nur rief: „O! O!“ Er frug nochmals: „Wer bist du?“ Da antwortete sie: „Ich hole Wasser für meine Mutter, die sehr krank ist.“ „Was fehlt ihr denn?“ frug Tlemáē. „Sie ging aus, um Essen für uns zu holen, und kam sehr krank zurück; wir wissen nicht, was ihr fehlt.“ „Ich bin ein Doktor“, sprach Tlemáē, „und kann sie heilen. Sage deiner Mutter, ein Doktor säße am Brunnen und wolle ihr helfen.“ Die Tochter kehrte rasch ins Haus zurück und man rief Tlemáē dann hinein. Er sah sogleich die vier Pfeile, die für alle anderen unsichtbar waren, und versprach, die Mutter gesund zu machen. Da versprach diese ihm als Lohn ihre jüngste Tochter Wälalitliloχ zur Frau. Er hüllte sich dann in ein Blanket und ließ sich die Stellen zeigen, wo die Tsonóqoa Schmerzen hatte. Er beugte sich dann über sie und zog mit den Zähnen die Pfeile aus ihrem Körper. Da schrie Tsonóqoa vor Schmerz: „ananá!“ Kaum aber waren die Pfeile entfernt, so war sie wieder gesund. Sie gab ihm zum Lohn ihre Tochter zur Frau.

Dieselbe Sage wurde mir in folgender Form von den Nēmkis erzählt:

Tlemáē.

Die Tochter eines Häuptlings war über und über mit Geschwüren bedeckt und verlor endlich ihren Verstand. Da verließen sie alle, und als sie wieder zur Besinnung kam, fand sie sich mit einem Hunde allein. Da weinte sie und kratzte ihre Geschwüre, so daß das Blut zur Erde floß. Plötzlich bemerkte sie, daß eine kleine Hand aus ihrer Brust hervorwuchs. Als sie hinab sah, verschwand dieselbe sogleich wieder. Sie schloß die Augen, und nach einer kleinen Weile erschien die Hand wieder, um wieder zu verschwinden, sobald sie hinab sah. So geschah es drei Mal. Da dachte sie: „Ich will meine Augen geschlossen halten und sehen, was geschieht.“ Da fühlte sie, daß die Hand weiter und weiter herauswuchs und endlich ein ganzer Mensch herauskam. Als dieser ganz herausgekommen war, fühlte sie sich wieder ganz gesund. Sie nannte ihn Tlemáē. Dieser wurde rasch groß und sprach zu seiner Mutter: „Komm, laß uns zum Flusse hinabgehen und ein Haus aus Zweigen bauen.“ Dann ließ er sich von seiner Mutter eine Harpune machen. Als sie ihm dieselbe gab, wollte er zum Flusse hinabgehen, um Lachse zu fangen. Es war aber nicht ein Fisch im Flusse. Da nahm Tlemáē vier Fichtennadeln. Er warf die erste in den Fluß und sprach zu ihr: „Werde ein Silberlachs.“ Zur zweiten sagte er: „Werde ein dog-salmon.“ Aus der dritten machte er eine Forelle und aus der vierten ein Humpbacksalmon. So wurde der Fluß voller Fische, die er dann fing (u. s. w.; er geht dann zu Tsonóqoa, die ihm außer der Fackel des Todes und dem Wasser des Lebens noch alle ihre Tanzsachen giebt und kehrt zurück). Tlemáē glaubte vier Tage bei Tsonóqoa gewesen zu sein, es waren aber in Wahrheit vier Jahre. Er ging zurück zu seiner Mutter, fand aber nur noch ihre Gebeine, denn sie war längst gestorben. Da besprengte er sie mit dem Wasser des Lebens. Sie rieb sich die Augen und stand auf, als habe sie lange geschlafen.

Nach einiger Zeit beschloß Tlemáē, die Welt zu durchreisen. Er sah Möven auf dem Meere schwimmen und rief ihnen zu: „Wohin geht ihr?“ Sie erwiderten: „Wir gehen in die weite Ferne.“ „So laßt mich mit euch gehen!“ „Nein, unser Boot ist nicht gut, sein Bug geht zu tief.“ Da rief Tlemáē die Gänse an und frug sie, wohin sie gingen: „Wir wollen Wurzeln graben“, erwiderten die Gänse. „So laßt mich mit euch gehen.“ „Nein, unser Boot ist zu schwer beladen.“ Dann rief Tlemáē den Taucher Tl'opánā, der auf seine Frage antwortete, er gehe in die weite Ferne. „So laß mich mit dir gehen.“ „Nein, mein Boot geht zu tief“, erwiderte jener. Auch die Ente, welche ging, Wurzeln zu graben, und die kleine Ente (χúpē), welche weit fortzog, konnten ihn nicht mitnehmen. Er frug dann den großen Taucher, welcher auch in die weite Ferne reiste. Dieser frug Tlemáē, wohin er wolle. Er antwortete: „Ich will Kyíqamē besuchen.“ „Was willst du dort?“ frug der Vogel. „Ich will mir eine Frau holen.“ „Gut, so gehe mit mir.“ Sie fuhren eine Strecke lang, da sprach der Taucher: „Wir werden nun gleich ins Meer hinabtauchen. Wenn du fühlst, daß du ersticken mußt, so kneife mich, damit ich dich Luft schöpfen lasse.“ Tlemáē that, wie der Vogel ihn geheißen hatte, und als sie vier Mal getaucht hatten, gelangten sie in Kyíqamē's Land. Dort sahen sie einen Teich, und der Vogel hieß Tlemáē sich in einen hohlen Stamm verbergen. Dann flog er fort.

Bald kam Kyíqamē's Sklave und holte den Stamm, in welchem Tlemáē verborgen war, als Brennholz, und warf ihn neben das Feuer nieder. Kyíqamē hatte vier Töchter, und Tlemáē hörte nun, wie er die jüngste schalt, weil sie noch keinen Mann hatte. Er sprach zu ihr: „Ich wollte, Tlemáē käme und holte dich.“ Da schlich er heimlich in ihre Kammer. Als das Mädchen hereinkam, gab er sich ihr zu erkennen und sie erzählte ihm, daß Kyíqamē ihr schon oft erzählt habe, er werde kommen. Am nächsten

Morgen ging sie hinunter und erzählte ihrem Vater, Tlemáē sei gekommen und habe sie geheirathet. Dieser wollte es zuerst nicht glauben, bis Tlemáē selbst herunter zum Feuer kam. Vier Tage lang blieb er oben, dann ließ er Kyíqamē durch seine Frau bitten, ihn wieder hinabzusenden. Dieser willfahrte seiner Bitte; er schenkte ihm das Wasser des Lebens und schickte ihn nach der Erde zurück. Wieder fand er seine Mutter todt, und erweckte sie mit dem Wasser des Lebens. Tlemáē aber liebte seine zweite Frau mehr als die erste, deshalb war Tsonóqoo's Tochter eifersüchtig und wollte ihre Kräfte mit der zweiten Frau messen. Sie verwandelte dieselbe zuerst in den Vogel Kúltēm. Darauf verwandelte jene sie in einen Raben. Und sie maßen nochmals ihre Kräfte. Die Tochter Tsonóqoa's verwandelte die Tochter Kyíqamē's in einen Specht. Da fraß diese die Hauspfosten auf, so daß das Dach einstürzte. Diese verwandelte dann die erstere in eine Dohle, und beide kehrten in ihre Heimath zurück.

Kürzere Mittheilungen.

Die Kultur der Malediven-Insulaner [1]).

Einem interessanten Vortrage über die Kultur der Eingeborenen der Malediven, den Dr. Michael Haberlandt vor der Wiener Anthropologischen Gesellschaft gehalten hat, entnehmen wir die folgenden Ausführungen: Der Malediven-Archipel besteht aus einer sehr großen Anzahl von Inseln und Inselchen korallinen Ursprungs; wie manche sagen, aus 2000, wie andere meinen, aus 12 000. Nicht alle sind aber bewohnt, und die Bevölkerung beziffert sich wohl insgesammt kaum viel höher als auf 20 000. Dieselbe ist singhalesischen Ursprungs und wahrscheinlich aus Ceylon eingewandert, zu welcher Insel die Malediven auch im Alterthume in einem Abhängigkeitsverhältnisse standen. Außer den geschichtlichen Urkunden bezeugen dies namentlich die Haut- und Haarbeschaffenheit und die Sprache, und die letztere repräsentirt ähnlich wie die Sprache der wilden Wädda (Veddah) auf Ceylon eine alte Sprachstufe des Singhalesischen. Die Abzweigung der Maledivenbevölkerung von derjenigen Ceylons fand also sehr frühe statt, vielleicht im Beginne der christlichen Aera, als die ceylonesische Monarchie in höchster Blüthe stand und der jugendliche Buddhismus die Singhalesen zu allerlei größeren Unternehmungen ermunterte. — Die Araber bewirkten eine Ueberführung der Bevölkerung zum Islam, sowie damit zugleich auch eine Lockerung der Zugehörigkeit zu Ceylon, wahrscheinlich um den Anfang des 13. Jahrhunderts. Eine Analyse des Wortschatzes der Malediver ergiebt, daß 60 Proc. desselben singhalesisch, 10,6 Proc. persisch, und 24,3 Proc. arabisch oder unbestimmbar sind. Die Schrift ist ebenfalls singhalesisch, obzwar daneben auch die arabische Schrift den Insulanern bekannt ist, und die letztere mancherlei Einfluß auf die erstere geltend gemacht hat. — Die Kokospalme und die Fischerei bilden die Hauptnährquellen, es werden aber auch verschiedene Gewerbe, wie Mattenflechterei, Weberei, Stickerei, Tischlerei und Goldschmiedekunst betrieben. Sehr bedeutend sind die nautischen Leistungen der Malediven-Bewohner, und von den Arabern ist ihnen sowohl der Gebrauch des Quadranten als auch der des Kompaß wohl bekannt. — Das heutige politische Abhängigkeitsverhältniß der Inseln zu Ceylon beschränkt sich darauf, daß alljährlich eine feierliche Gesandtschaft mit Geschenken nach der „großen Insel" abgesandt wird. Im übrigen ist der Archipel völlig sich selbst überlassen und unabhängig, und der Sultan läßt sich auf jedem der 13 Atolle (Distrikte) von einem Statthalter („Nayb") vertreten. Das Gerichtswesen zeigt viele Anklänge an Indien, und ebenso auch die bestehende Kasten- oder Berufsrangordnung. Hinsichtlich der Religion ist dem Islam sehr wahrscheinlich der Buddhismus vorangegangen, und daraus erklärt sich mancher seltsame Brauch und Aberglaube, der als Ueberlebsel aufzufassen ist. Auf dem Gebiete des Privatlebens der Malediver hat der Islam mit seiner unheilvollen Auffassung des Geschlechtsverhältnisses ganz und voll obgesiegt. — Die Kultur der Malediven ist somit als eine durchaus hybride zu bezeichnen, und es ist daselbst „in der Abgeschiedenheit des Meeres thatsächlich und im kleinen Maßstabe entstanden, was auf dem großen indischen Festlande trotz der mohammedanischen Ueberfluthung nicht gelingen konnte — ein kleines arabisirtes Indien". E. D.

[1]) Vergl. die Sitzungsberichte der Anthropologischen Gesellschaft zu Wien, 1888, S. 30 ff.

Die Moa-Frage.

Der letzte Moa ist bekanntlich nach allgemeiner Annahme erst von einem Maori auf Neuseeland erschlagen worden und die Ausrottung dieser Riesenvögel somit in die allerneueste Zeit zu setzen. Es hat aber immer einzelne Forscher gegeben, welche dieser Ansicht widersprachen, und sie haben neuerdings in Herrn Edward Tregear einen sehr wichtigen Bundesgenossen gefunden. Herr Tregear hat in einem Vortrage, welchen er dem Londoner Anthropological Institute einsandte, die Moa-Frage vom linguistischen Standpunkte aus untersucht und gleichzeitig auch die neuseeländischen Traditionen, auf welchen die Behauptung von einem Zusammenleben der Maoris und der Moas beruht, einer erneuten Prüfung unterzogen. Die Resultate dieser Prüfung sind wesentlich negativ. Die Maoris haben bekanntlich eine sehr genaue und zuverlässige Tradition, sie kennen noch die Namen der Häuptlinge, welche die Einwanderer nach Neuseeland führten, sowie die Namen von deren Kanoes und die Punkte, wo sie landeten, und sie bewahren sogar noch Schmuckgegenstände, welche ihre Urväter mitbrachten. Engländer und gebildete Maoris haben auch die alten Sagen und Lieder um die Wette gesammelt, und unsere Kenntniß derselben ist eine ziemlich vollständige. Aus den ersten Häuptlingen sind mythische Heroen geworden, deren Heldenthaten denen des Herkules nicht nachstehen; dieselben erscheinen mit Vorliebe in Gesellschaft riesiger Thiere; Tinirau wird von einem Walfisch begleitet, Tangaroamihi von einer riesigen Eidechse; mit einem Moa zusammen wird aber kein Held genannt, so nahe das gelegen haben würde, wenn die Maoris diese lebend gekannt hätten. Herr Tregear hat überhaupt nur in einem Falle eine bestimmte Erwähnung eines Kampfes mit dem Moa gefunden; in der Legende von Pontini und Whaiapu wird nämlich erzählt, daß Ngahue auf einer Fahrt längs der Küste der Nordinsel (Wairere) den Moa erschlagen habe. Wer oder was der Moa gewesen, wird dabei nicht gesagt, auch kein

näherer Bericht über den Kampf gegeben. Ngahue aber ist eine durchaus mythische Persönlichkeit, die Personification des Nephrits, welchen er auf der Mittelinsel bei Arahura für alle Zeiten niedergelegt hat; er wurde aus seiner Heimath vertrieben durch Hine-tu-a-honga, die Großnichte des Gottes Maui. Die Zeugnisse über seine Fahrten dürften also für die Existenz des Moa zur Maori-Zeit kaum beweisender sein, als die der alten griechischen Göttersagen für die Existenz der Centauren oder der lernäischen Schlange.

Wohl kommt auch sonst noch der Moa hie und da in den Sagen vor, aber nicht als ein zu bekämpfendes oder zu jagendes Thier; der Name ist den Dialekten von Tahiti, Hawaii, Samoa und anderen gemeinsam und bedeutet, neben zahlreichen anderen Gegenständen, wenn auf einen Vogel angewandt, überall unseren Haushahn, der den Polynesiern schon lange bekannt ist und der jedenfalls auch den Maori bei ihrer Auswanderung nicht unbekannt war. Da sie ihn aber auf ihrer Wanderung nicht mitnahmen oder wenigstens nicht mit nach Neuseeland brachten, wurde die Erinnerung an ihn allmählich undeutlich und der Moa zu einem sagenhaften Wesen, das übernatürliche Dimensionen und Eigenschaften annahm, aber eigentlich nur noch im Sprichwort weiter lebte. Daß es Federn besessen und eßbar gewesen, war fast das einzige Genauere, was man noch wußte. Moafedern sollen noch hier und da im Besitz von Häuptlingen gewesen sein, aber sie werden beschrieben als von glänzender Farbe und mit einem Auge gezeichnet wie Pfauenfedern; der Moa glich aber in seiner Befiederung, wie Funde beweisen, wahrscheinlich ganz dem neuholländischen Emu; die Federn, von denen übrigens schon lange kein Exemplar mehr existirt, können somit nicht von ihm hergerührt haben. Auf die massenhaft vorkommenden Moaknochen scheinen die Maoris erst durch die Europäer aufmerksam geworden zu sein; trotz ihrer Armuth an zu Waffen geeignetem Material haben sie die Schenkelknochen des Moa niemals verwendet. Nirgends findet man auch den Versuch einer Darstellung des riesigen gefiederten Zweifüßlers, nirgends eine Beschreibung oder einen Bericht darüber, wie sein Fleisch gemundet habe. Heute ist freilich der Moa wieder in allen neuseeländischen Hütten bekannt. Haast, Hector, vor allen Colenso haben, um die Aufmerksamkeit der Eingeborenen auf die Moa-Reste zu lenken, Abbildungen nicht nur der wichtigsten Knochen, sondern auch des reconstruirten Dinornis allenthalben verbreitet und die Maoris darauf aufmerksam gemacht, daß die Knochen von einem Vogel stammten. Dadurch erst und durch die Bemühungen der Missionäre in den Schulen ist die halbvergessene Tradition von einem Vogel Moa wieder aufgeweckt worden. Denken wir uns einen ähnlichen Vorgang in Deutschland; er hat ja thatsächlich stattgefunden. Als die Mönche von Banz in den Jura-Schichten den wohlerhaltenen Kopf eines riesigen Sauriers fanden, sahen sie in ihm den unzweifelhaften Beweis für die Existenz der Drachen und Lindwürmer, mit denen die alten Helden gekämpft, und die deutschen Sagen und Ortsnamen bieten für die Existenz von Drachen in der ältesten schon fast historischen Zeit wahrhaftig doch mehr Anhalt als die neuseeländischen für die des Moa.

Jedenfalls verdient der von Herrn Tregear geführte Nachweis für die weite Verbreitung des Namens Moa für den Haushahn volle Beachtung; seine Beweiskraft für die Moafrage könnte nur dadurch geschwächt werden, wenn man sich der Ansicht der Herren Martinet und Lesson anschließen wollte, welche in dem mythischen Hawahiki der polynesischen Wandersagen die Nordinsel von Neuseeland und somit die Heimath und den Ausgangspunkt der Polynesier sehen; dann würde die Sache sich allerdings auch so deuten lassen, daß die Auswanderer in ihrer neuen Heimath den Namen Moa auf den Haushahn übertragen hätten, der ihnen erst dort bekannt wurde. Von den Mitgliedern der Anthropological Society scheint aber Niemand dieser neuen Theorie Bedeutung beizulegen. Ko.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach einer Mittheilung der „Deutschen Rundschau für Geographie“ hat der bekannte Balkanforscher Professor Franz Toula eine Reise nach der Krim unternommen, um behufs geologischer Vergleiche das Jaila-Gebirge zu untersuchen.

— Wie die Engländer es allen anderen Nationen voransthun in der Schnelligkeit der Ueberwindung der oceanischen Räume, die zwischen ihren Inseln und den anderen Welttheilen liegen (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 224 und Bd. 54, S. 63), so thun sie es auch hinsichtlich der festländischen Räume innerhalb ihrer Inseln. Der schnellste Eisenbahnzug, der sich auf letzteren bewegt, ist ein Zug der „Great Northern“, der zwischen London und York $51\frac{1}{4}$ engl. Meilen ($82\frac{1}{2}$ km) in der Stunde, und zwischen Hithin und Peterborough, sowie zwischen Grantham und Newark sogar 55 engl. Meilen ($88\frac{1}{2}$ km) in der Stunde zurücklegt. Die Entfernung zwischen London und Edinburgh ($392\frac{1}{2}$ Meilen = $631\frac{1}{2}$ km) wird von dem besten Zuge in $8\frac{1}{2}$ Stunden, d. i. mit einer Fahrgeschwindigkeit von $49\frac{1}{2}$ Meilen pro Stunde bemeistert; diejenige zwischen London und Glasgow (423 Meilen = $680\frac{2}{3}$ km, mittelst der „Midland“) in $9\frac{1}{3}$ Stunden, d. i. mit einer Fahrgeschwindigkeit von $48\frac{1}{2}$ Meilen pro Stunde.

— In Belgien hat am 31. Dezember 1887 eine Volkszählung stattgefunden, die für das Land eine Einwohnerzahl von 5 974 743. (also nahezu 203 pro qkm) ergeben hat. Auf die centrale Provinz Brabant kommen davon 1 091 083 oder 332 pro qkm, auf die Bergbau-Provinz Hennegau 1 041 713 oder 280 pro qkm, und auf das Arrondissement von Brüssel 709 000 oder 640 pro qkm.

— Auch Italien soll seinen „Canal des Deux Mers“ erhalten. Wenigstens hat der Ingenieur Vittore Brocca das Projekt dazu entworfen und in allen Einzelnheiten studirt. Der Kanal soll in der Gegend von Civita Vecchia, am Tyrrhenischen Meere, seinen Anfang nehmen, dem Lago di Bolsena und Lago Trasimeno Abzug gewähren, den Apeninen quer durchschreiten, und bei Fano das Adriatische Meer erreichen. Seine Länge soll gegen 300 km, seine Breite 100 m, seine Tiefe 12 m betragen. Neben diesem Riesenwerke würden sich die übrigen intermarinen und interoceanischen Kanäle in der That sehr bescheiden ausnehmen. Die Vortheile davon springen auch deutlich genug in die Augen, wenn man die langgestreckte Halbinsel ansieht; jedoch verlohnt

es sich zuvörderst wohl kaum, davon viel zu reden. Die Kosten werden auf 400 Millionen Mark veranschlagt.

Asien.

— Die Forschungen Nikolski's in der Gegend des Balkasch-Sees werfen auf dieses große Wasserbecken ein ganz neues Licht. Die herkömmliche Annahme, daß der Balkasch-See in einer jungen geologischen Zeit ebenso mit dem Aral-See zusammengehangen habe wie der Kaspi-See, bestehen danach vor der genaueren Prüfung nicht, da die Bodenschwelle, die im Westen des Sees liegt, von sehr hohem Alter ist und aus jurassischen, devonischen und anderen alten Ablagerungen besteht. Sie erhebt sich auch ca. 370 m über den Meeresspiegel, während der Balkasch-See 280 m und der Aral-See nur 50 m hoch liegen. — Dagegen ist es durchaus wahrscheinlich, daß sich der in Frage stehende See bis in eine nicht sehr weit zurück liegende Zeit gegen Osten viel weiter erstreckt hat und den Sassyk-kul, den Ala-kul, sowie sogar den Jebi-Nor mit umfaßt hat. Das Wasser dieses Sees war, wie aus der übereinstimmenden Fischfauna zu schließen ist, entweder süß oder schwach salzig. Die Steppe, die den Balkasch-See heute umgiebt, hat im NW Thonboden, der sich im Frühjahre mit Wassertümpeln bedeckt, im SO dagegen Sandboden, der in einer gewissen Tiefe reich ist an Quellen. — Vom November bis April ist der See regelmäßig mit einer starken Eisdecke überzogen (Vergl. „Compte rendu", 1888, 325).

— Dr. Guppy ist Ende vorigen Monats nach Batavia aufgebrochen, um die Korallenriffe des ostindischen Inselmeeres genauer zu untersuchen. Unter anderem will er namentlich auch Christmas-Island, das man für eine der ältesten Korallen-Inseln dieser Gegend hält, besuchen.

— Die „Meteorologische Zeitschrift" (1888, S. 237) enthält auf Grund der Wild'schen Arbeiten eine Zusammenstellung von Temperatur-Angaben aus Werchojansk, das bekanntlich als der kälteste Punkt auf der ganzen Erde gilt. Dieser nordsibirische Ort hat danach eine durchschnittliche Januar-Temperatur von — 53,1° C., und eine Juli-Temperatur + 13,8°. Unter — 60° sinkt das Thermometer außer im Januar auch im Dezember und Februar sehr häufig. Der stärkste Kältegrad, der überhaupt beobachtet wurde, beträgt — 64,5°, der höchste Hitzegrad dagegen + 30,4°, so daß die Extreme also 94,9° aus einander liegen. — Baron Toll, („Globus", Bd. 53, S. 211) giebt die niedrigste beobachtete Temperatur auf — 68° an, was eine noch größere Differenz zwischen dem stärksten Kälte- und dem höchsten Hitzegrade ergeben würde (98,4°).

— Dem gewaltigen Baue des britischen Weltreiches scheint der letzte Schlußstein noch immer nicht eingefügt zu sein. Kaum haben wir unseren Lesern über die Annexion der Inseln Fanning, Christmas und Penrhyn im Großen Oceane berichtet (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 368), so kommt aus Singapore die Nachricht, daß am 6. Juni auch auf Christmas-Island im Indischen Oceane, das nicht mit seinem polynesischen Namensvetter verwechselt werden darf, die britische Flagge aufgepflanzt worden ist. Die betreffende Insel liegt unter 11° südl. Br. und 106° östl. L. und besteht nach den kürzlichen Ausführungen W. J. L. Wharton's vor der Londoner Geographischen Gesellschaft aus korallinen Bildungen, die auf einem vulkanischen Grundgerüste aufsitzen und zu beträchtlicher Höhe über den Meeresspiegel emporragen. Was die Engländer mit der Insel anzufangen gedenken, ist zunächst nicht recht ersichtlich. Die Lage derselben vor den Straßen in den Java- und Sunda-See ist ja zur Seeherrschung der Wege nach Ostasien und Neu-Guinea eine günstige, aber ihre steilen Ufer sind schwer nahbar, es fehlt an einem guten Naturhafen — nur im Nordwesten findet sich ein leidlicher Ankerplatz für kleine Schiffe — und es herrscht Mangel an Trinkwasser. Obzwar von einer dichten Vegetation überzogen, war Christmas-Island bisher doch niemals bewohnt. Daß die Briten sich schon auf viel unwirthlicheren Felsen wohnlich eingerichtet haben, weiß man aber.

— Nach einem Vortrage P. Ramanathan's vor der ceylonischen Abtheilung der „R. Asiatic Society" bilden die sogenannten „Moors" ihrer Schädelform wie ihren Sitten nach keine besondere Rasse, die von den Tamilen und Singhalesen verschieden ist, sondern sie sind nur Tamilen, die vor ihrer Einwanderung in Ceylon zum Mohammedanismus bekehrt worden waren. Die Verschiedenheiten zwischen den „Moors" der indischen Küstengegenden und denjenigen Ceylons seien lediglich daraus zu erklären, daß die Einwanderung von Mohammedanern aufhörte, als das holländische Regiment begann, das diesem Glauben feindlich war. Höchstens ein kleiner Bruchtheil der betreffenden Volksklasse sei vielleicht auf eine alte Einwanderung aus Arabien zurückzuführen.

Afrika.

— Graf S. Teleky, der bekannte ungarische Afrika-Reisende, hat eine glückliche Besteigung des Kenia, im Norden des Kilimandscharo (bis 4500 m), ausgeführt. Im Dezember vorigen Jahres befand er sich an dem Baringo-See (westlich vom Kenia), und von dort gedachte er sich nach Samburu zu wenden, um besonders den beiden großen Seen, die sich daselbst befinden sollen, einen Besuch abzustatten.

— Der französische Reisende Jules Borelli dagegen hat von Antotto (im Königreich Schoa) aus Jiren (im Königreich Dschimma) erreicht, und will von dort versuchen, nach seinem Hauptziele Kullo (im Südosten von Kaffa) vorzudringen. Auf dem zurückgelegten Wege hat er namentlich zahlreiche Höhenmessungen ausgeführt. (Vergl. „Compte rendu", 1888, p. 287.) Unter glücklichen Umständen wäre also recht wohl ein Zusammentreffen Borelli's und Teleki's in der „Terra incognita" südlich von Abessynien möglich.

— In der Gegend des Nyassa-Sees dauert der kritische Zustand, der durch das feindliche Auftreten der Araber für die schottischen Missionsstationen geschaffen worden ist, an, und Dr. Croß theilt aus Ukonde (im Norden des Sees) mit, daß es nach einem stattgehabten unglücklichen Gefechte nothwendig werden dürfe, den Posten zu räumen, wenn nicht etwa innerhalb einer Woche Beistand herbei käme. Der Versuch der Herren Buchanan und Johnstone, die Araber zu beschwichtigen, wäre demnach vollkommen gescheitert, wie denn diese beiden Herren in Makanjiras (im Osten des Sees) selbst vollständig ausgeplündert worden sind (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 192).

— Da die Ausführung der viel berufenen Kongo-Eisenbahn trotz der günstigen Berichte, die von Cambier's Aufnahme der Route verlauten, wahrscheinlich noch lange auf sich warten lassen wird, so ist man in Brüssel an die Begründung einer Gesellschaft gegangen, die sich die Herstellung von praktikablen Straßen entlang dem Kongo zur Aufgabe machen soll. Die Straßen sollen ausschließlich auf den Ochsenkarren-Verkehr berechnet sein, und mit einem System von Fähren über den Kongo und seine Nebenflüsse in Verbindung gesetzt werden. Man hofft dadurch die wirthschaftlichen Hülfsquellen des Kongostaates bald so weit zu entfalten, daß man sodann auch an den Bau der Eisenbahn herantreten kann. Eine andere Gesellschaft will die Anlage von Gasthäusern und die Verproviantirung des Personals der verschiedenen Stationen in die Hand nehmen.

— Die Nachricht von dem „weißen Pascha“, der mit starker Truppenmacht am Bahr-el-Ghasal angekommen sei, erhält durch neue Ankömmlinge in Suakim fortwährend noch Bestätigung, und es wird derselben auch noch hinzugefügt, daß der Pascha ein Engländer sei, und daß die Bewohner von Darfur mit ihm gemeinsam gegen den Mahdi zu Felde ziehen. Auf wen diese Nachricht zu deuten sein soll, wenn nicht auf Stanley oder Emin, ist völlig unerfindlich.

— In den Zeiten, in denen es sich noch um die Frage handelte, ob Deutschland überseeischen Besitz erwerben solle oder nicht, haben uns die Gegner der Kolonialpolitik immer gern Algerien als ein abschreckendes Beispiel hingestellt. Dem gegenüber ist zu beachten, daß die Franzosen gegenwärtig im Begriffe zu sein scheinen, mehr und mehr mit großer Genugthuung auf diese Kolonie zu blicken. Ohne Zweifel hat Algerien sehr viel Geld und Blut gekostet, aber jetzt scheint doch die Zeit gekommen zu sein, wo allgemeiner Friede in dem Lande herrscht, und wo die Hülfsquellen desselben reichlicher und reichlicher fließen lernen. Nach einem Vortrage, den Herr Sabatier aus Oran kürzlich vor der Pariser handelsgeographischen Gesellschaft gehalten hat, tauscht Algerien heute mit seinem Mutterlande alljährlich für ca. 500 Mill. Francs Waaren aus, so daß es in dem Gesammthandel des letzteren mit reichlich 16 Proc. figurirt. Die Linienlänge der Eisenbahnen beträgt 2020 km, die Fläche der Weinberge 80000 ha, der Ertrag derselben 2 Millionen Hektoliter, die Kopfzahl der Heerden 16 Millionen. — Herr Sabatier ist aber der Ueberzeugung, daß die Weinbergsfläche sich auf $^1/_2$ Million Hektar steigern lassen wird, und daß ebenso der Viehbestand und die Weizenernte einer Vervielfachung fähig sind. — Auch der Engländer Grant Allen, der den letzten Winter in Algerien zugebracht hat, spricht sich auf Grund seiner Beobachtungen sehr günstig über die kolonisatorischen Erfolge Frankreichs in Algerien aus, und zugleich betont derselbe, daß die französische Herrschaft als eine große Wohlthat für den schwarzen Erdtheil zu betrachten sei. — Die Heuschreckenplage, die das Land in diesem Jahre verheert hat, hat zwar für einen großen Theil der Bevölkerung arge Noth mit sich gebracht, es kann aber kaum einem Zweifel unterliegen, daß diese Krise rasch überwunden werden wird.

— Nach dem französischen Missionär Denoît ist das Königreich Uganda, das in den Berichten Stanley's, Emin-Pascha's und anderer Reisenden so viel genannt wird, älter als die meisten anderen centralafrikanischen Königreiche. Der Begründer desselben soll Kintu geheißen und im 10. bis 12. Jahrhundert gelebt haben. Nach ihm soll eine Reihe von 36 bis 87 Königen über das Land regiert haben. Daß Pater Denoît geneigt ist, anzunehmen, Kintu sei Christ gewesen, weil er nur eine Frau besessen haben soll, und weil der Lubales-Kultus erst nach seiner Zeit eingeführt worden sein soll, dürfte sich füglich durch eine Voreingenommenheit des Missionärs erklären. Nach Abessynien, wo das Christenthum so frühe und so fest Wurzel gefaßt hat, ist es von dem Albert-Nyanza, an dem Uganda liegt, doch noch ein guter Weg. (Vergl. „Compte rendu“ der Pariser Geogr. Gesellschaft 1888, p. 289.)

Nordamerika.

— Die Seismologie wird demnächst eine bedeutende Förderung von Amerika aus erhalten. George E. Goodfellow hat daselbst das große Erdbeben von Sonora, das am 3. Mai 1887 stattfand, und das von Toluca in Mexiko bis Santafé in Neu-Mexiko, sowie von El Paso in Texas bis Fort Yuma in Arizona gespürt wurde, einer eingehenden Untersuchung unterworfen; und C. E. Dutton hat alle Materialien über das Erdbeben von Charleston gesammelt, dessen Stöße sich vom 27. August desselben Jahres an monatelang wiederholten, und dessen Schüttergebiet am 31. August etwa zwei Millionen Quadratkilometer umfaßte. Der letztgenannte Forscher ist nun gegenwärtig damit beschäftigt, beide Erdbeben in einer Monographie der Geologischen Landesuntersuchung vergleichend zu behandeln.

— Die amerikanischen Irrenärzte Bannister und Hektoen veröffentlichen in dem „American Journal of Insanity“ eine interessante Untersuchung über die Beziehungen, welche in Amerika zwischen Wahnsinn und Rasse bestehen. Danach ist stiller Wahnsinn (Melancholie) verhältnißmäßig häufig unter amerikanischen Bürgern von germanischer und skandinavischer Abstammung, rasender Wahnsinn dagegen unter denjenigen von keltischer Abstammung. Die bekannte Thatsache, daß der Wahnsinn viel öfter unter Fremdgeborenen vorkommt als unter Einheimischen, erklären die Herren nicht sowohl daraus, daß eine verhältnißmäßig große Zahl von Defektiven, Nervösen und Epileptikern aus Europa einwandern (wie vielfach irrig behauptet wird), als vielmehr daraus, daß die neuen Ankömmlinge einen starken Wechsel der Scene und Gesellschaft über sich ergehen lassen müssen, daß sie am meisten Schwierigkeiten im Kampfe um ihr Dasein zu bestehen haben, daß ihnen in der neuen Heimath am häufigsten Enttäuschungen bereitet werden, daß sie an Heimweh leiden rc. Wir selbst sind geneigt, die ganze Frage in erster Linie als eine Frage der Acclimatisation anzusehen, und bei dem „Wechsel der Scene“ vor allen Dingen an die schroffen, physikalisch-geographischen Gegensätze, die zwischen der Alten und Neuen Welt bestehen, zu denken. Die übrigen aufgeführten Umstände wirken aber natürlich damit zusammen.

— Die Zeitungen haben in den letzten Jahren mehrfach Berichte über die Zunahme des Wodu-Kultus in Hayti und auf den Antillen überhaupt gebracht und stellen denselben als einen echt afrikanischen Schlangendienst mit Kannibalismus und unsittlichen Gebräuchen dar. Im ersten Hefte des „Journal of American Folklore“ beschäftigt sich Herr Newell eingehend mit dem Wodu und kommt zu dem überraschenden Resultate, daß weder der Name noch die angeblichen Gebräuche afrikanischen oder heidnischen Ursprungs sind. „Wodu“, französisch „Vaudoux“, in Amerika gewöhnlich „Woodoo“ geschrieben, ist das französische „Vaudais“ und stammt von Petrus Waldus und seinen Waldensern, denen im fünfzehnten Jahrhundert in Frankreich alle die Schändlichkeiten nachgesagt wurden, die man das ganze Mittelalter hindurch von allen Ketzersekten zu erzählen wußte. Von den eigentlichen Waldensern wurde der Name Vaudais auf Hexen und Zauberer im allgemeinen übertragen; in manchen Dialekten Frankreichs hat sich das Wort in dieser Bedeutung heute noch erhalten, und der Waadtländer nennt sich darum heute noch nicht Vaudais, sondern Vaudois; mittelalterliche Rechtsbücher setzen eine schwere Strafe für den, welcher einen anderen Vaudois nennt. Vaudac ist im Rhonethale der gefürchtete böse Geist, welcher Ueberschwemmungen der Rhone macht und das plötzliche Aufsteigen und Toben des Genfer Sees verursacht. Mit den französischen Auswandern ist der Ausdruck nach den Antillen und zu den Negern gekommen; was von den Wodu-Opfern erzählt wird, stimmt fast wörtlich mit den Berichten mittelalterlicher Schriftsteller über die Gräuel der Vaudais, nur, daß an die Stelle des Satans eine wirkliche Schlange getreten ist; die Rinderopfer und die geschlechtlichen Ausschweifungen sowie der Wehrwolfglaube, figuriren in diesen gerade so gut, wie in den neuesten Berichten Sir Spenser St. John's von Hayti. Der Autor verhält sich denselben gegenüber sehr skeptisch und legt auch den angeblichen Aussagen verurtheilter Wodu-Verehrer und Priester

und Priesterinnen kein sonderliches Gewicht bei, da dieselben gerade so gut durch die Tortur erpreßt sind, wie die Geständnisse der Vaudaises des fünfzehnten Jahrhunderts. Daß Wodu-Priester und Priesterinnen die abergläubischen Neger auf Hayti ausbeuten, stellt Newell durchaus nicht in Abrede; giebt es ja doch große und aufgeklärte amerikanische Städte genug, in welchen „Woodoo-Doktors" mit großer Kundschaft prakticiren, und zwar nicht nur bei der Negerbevölkerung. Wohl aber bestreitet er entschieden, daß man auf Hayti von einem Rückfall in afrikanischen Kannibalismus reden könne, wie Spenser St. John gethan. Bei den gerichtlich verhandelten Fällen hat es sich theils um den Brotneid rivalisirender „Papalois" gehandelt, theils wohl auch um Denunciationen aus anderen unlauteren Ursachen; sie stehen mit den europäischen Hexenprocessen genau auf derselben Linie und werden heute noch in derselben Weise geführt.

Australien und Polynesien.

— Einer Mittheilung des „Export" (1888, S. 407 f.) zufolge hat die wirthschaftliche Entwickelung des Königreichs Hawaii im Jahre 1887 eine merkliche Hemmung erlitten, zum Theil infolge eines großen Brandunglückes und zum Theil infolge politischer Umwälzungen. Die Ausfuhr des kleinen Inselreiches bezifferte sich 1887 nur auf ca. $9\frac{1}{2}$ Dollars, gegen ca. $10\frac{1}{2}$ Millionen Dollars im Vorjahre, und die Einfuhr stieg von 4 878 000 Dollars nur auf 4 944 000 Dollars. Der Hauptartikel der Ausfuhr war nach wie vor der Zucker (für 8,7 Millionen Dollars), die Zuckerernte war aber durch die herrschende Trockenheit eine geringere als 1886. Bananen, Reis, Kaffee kommen als Ausfuhrartikel nur nebenbei in Betracht. Die Einfuhr erstreckte sich vorzugsweise auf Industrieartikel und Getreide. Was die Richtung des Hawaiischen Außenhandels betrifft, so bewegte sich derselbe zu beinahe 91 Proc. nach den Vereinigten Staaten, zu 4,28 Proc. nach England, zu 1,27 Proc. nach Deutschland und zu 1,12 Proc. nach Australien und Neuseeland. Die Einwanderung war nur stark aus Japan, während die vor einigen Jahren eingewanderten Zuckerplantagen-Arbeiter von den Azoren das Land wieder verließen. Auf der Insel Hawaii wird zwischen dem Hafen Hilo und den Zuckerplantagen des Inneren der Bau einer Eisenbahn geplant.

Allgemeines.

— Die Pariser „Geographische Gesellschaft" beabsichtigt mit der nächstjährigen Universalausstellung einen Internationalen Geographen-Kongreß zu verbinden, und es sind zu diesem Zwecke bereits Einladungen an die verschiedenen geographischen Gesellschaften Frankreichs und des Auslandes ergangen. Als besonders erwünscht bezeichnet man eine Bearbeitung der Entwickelungsgeschichte der geographischen Wissenschaft in den letzten hundert Jahren (seit dem Revolutionsjahre 1789!).

Bücherschau.

— Dr. Wilh. Götz, die Verkehrswege im Dienste des Welthandels. Stuttgart 1888. Ferdinand Enke. — Verfasser bezeichnet sein umfangreiches Werk als „eine historisch-geographische Untersuchung", und bei der Lektüre desselben erkennt man, daß der Ton dabei auf das Wort „historisch" zu legen ist. Auf die Naturverhältnisse der in Frage kommenden Erdräume wird zwar allenthalben Bezug genommen, den leitenden Gesichtspunkt giebt aber die fortschreitende Verkürzung der Entfernungen durch den fortschreitenden Menschengeist ab, und die ganze Anordnung des Stoffes ist in Uebereinstimmung damit eine streng chronologische. Vom Jahre 3000 v. Chr. werden wir an der Hand eines reichen und guten Quellenmaterials bis zum Jahre 1887 herabgeführt, und wenn wir an diesem Ziele angekommen sind, so werden wir gestehen müssen, daß wir sehr viel aus dem Buche gelernt haben, und daß die Arbeit eine hochverdienstliche ist. Am stärksten und gründlichsten zeigt sich der Verfasser in der Behandlung der älteren Perioden, am schwächsten und oberflächlichsten in der Behandlung der neuen. — Für verunglückt halten wir die Einleitung und den darin gemachten Versuch, den Begriff und die Nothwendigkeit einer „geographischen Entfernungswissenschaft" zu begründen, sowie dieser Wissenschaft ihre Stelle im Lehrgebäude der geographischen Wissenschaft anzuweisen. Glücklicherweise ist der Zusammenhang zwischen dieser Einleitung und dem eigentlichen Werke aber kein allzu enger. Außerordentlich interessant und instruktiv — auch geographisch — sind die beigegebenen Isohemeren-Kärtchen, und dieselben legen auch zugleich Zeugniß ab von dem gewaltigen Fleiße, den der Verfasser bei seiner Untersuchung aufgewendet hat.

— J. Hann, die Vertheilung des Luftdruckes über Mittel- und Süd-Europa. Wien 1887. Eduard Hölzel. — Die Penck'schen „Geographischen Abhandlungen" bringen in dem zweiten Hefte ihres zweiten Bandes eine hochbedeutsame und für den betreffenden Erdraum grundlegende Arbeit aus der Feder des Altmeisters der deutschen Meteorologen. In streng kritischer Weise zeigt uns dieselbe, wie richtige und zuverlässige Isobarenkarten herzustellen sind, um uns dann die Resultate der Prüfung selbst vorzuführen, und so viel als möglich auch zu den Ursachen der Erscheinungen vorzudringen. Außerordentlich interessant sind in letzterer Beziehung namentlich die Ausführungen des zweiten Kapitels. Allen denen, die sich eingehender mit den Vorgängen im Luftkreise beschäftigen, bietet die Abhandlung eine unentbehrliche Ergänzung zu der berühmten „Klimatologie" desselben Verfassers.

— J. Duclout, Mapa de la Republica Argentina. Buenos-Ayres 1888. Ernst Nolte. — Eine recht brauchbare, saubere Karte der Argentinischen Republik, die der deutschen Verlagsfirma in Buenos-Ayres ebenso zur Ehre gereicht, wie dem französischen Bearbeiter, und die bei dem hohen Aufschwunge, den der betreffende südamerikanische Staat neuerdings genommen hat, doppelt willkommen geheißen werden muß. Der Maßstab (1:4 000 000) ermöglichte neben einer großen Fülle von Namen eine deutliche Zeichnung und eine gut lesbare Schrift, und außer den fertigen und geplanten Eisenbahnen findet man namentlich auch die mit Ackerbaukolonien besetzten Distrikte besonders markirt.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIV.



№ 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Die antarktischen Regionen.

Von Arthur Silva White, Sekretär der Königlich Schottischen Geographischen Gesellschaft.

(Mit einer Karte.)

Innerhalb des Südpolarkreises giebt es einen Raum von nahezu 8 000 000 englischen Quadratmeilen, wo alle Naturkräfte sich vereinigt haben, um eine Schranke aufzurichten, die nur an wenigen vereinzelten Punkten von den kühnen Seefahrern der Neuzeit durchbrochen worden ist. Die Thatsache, daß in diesem Raume — oder genauer gesagt, innerhalb des 70. südl. Breitenkreises — eine große, vergletscherte Landmasse existirt, ist aber hinreichend bewiesen, und diese Landmasse allein dürfte nach Dr. John Murray eine Ausdehnung von nahezu 3 500 000 Quadratmeilen haben.

In Ermangelung genügender Angaben können ihre Grenzen und ihre Ausdehnung allerdings nur annähernd festgestellt werden, während ein Theil der schon gelieferten Angaben noch auf Bestätigung wartet. Daß eine große kontinentale Fläche den Südpol umgiebt, kann aber unter keinen Umständen bestritten werden; und es erübrigt nur ihre Lage genau festzustellen sowie alle ihre Theile zu erforschen, soweit sie unseren modernen Mitteln zugänglich sind, und es steht zu hoffen, daß dies bald ein Gegenstand edlen Wetteifers unter den Nationen werden wird.

Meine Absicht in dem gegenwärtigen Aufsatze ist es, die wahrscheinlichen Grenzen des antarktischen Kontinentes festzustellen, und in knapper Form die Thatsachen vorzuführen, welche von den wenigen Seefahrern, die seine Grenzen erforscht haben, gesammelt worden sind.

Die alten spekulativen Geographen hegten den Glauben, daß eine Landmasse am Südpol nothwendig sei, um das Gleichgewicht mit den bekannten Ländern am Nordpol herzustellen, und daher zeigen beinahe alle alten Karten eine „terra australis incognita“ von bedeutender Ausdehnung. Die Reisen von Kerguelen und Cook — und ohne Zweifel auch der Geist eines Zeitalters, das größere Genauigkeit forderte — führten zwar zur Vernichtung dieser Theorie, aber als Biscoe nach Süden segelte und am Südpolarkreise, südlich von Madagaskar, Land entdeckte (Enderby-Land), wurden die alten Theorien wieder lebendig. Fünf verschiedene Expeditionen machten nun den Versuch, die Eismassen, die den antarktischen Kontinent umgeben, und die einen Schutz gegen jeden Angriff gewähren, wie ihn die gesammten Flotten der Welt kaum bieten könnten, zu durchbrechen.

Ein Holländer, namens Dirik Guerritz, soll der Erste gewesen sein, der im Januar des Jahres 1600 in diese entfernten südlichen Regionen eingedrungen ist. Sein Schiff, das einer von Simon de Cordes geführten Flottenabtheilung angehörte, wurde von einem heftigen Sturme bis zum 64° südl. Br., südlich von der Magellans-Straße, getrieben. Mehrere Kapitäne von Schiffen, die mit Walfischfang beschäftigt waren (Weddell 1822 bis 1824, Biscoe 1830 bis 1832, Balleny 1839 rc.), haben die Gegend seit dieser Zeit flüchtig besucht, aber die einzigen wirklichen Expeditionen dahin sind die folgenden gewesen:

Cook 1772 bis 1775, Bellinghausen 1819 bis 1821, D'Urville 1837 bis 1840, Wilkes 1838 bis 1842 und Roß 1839 bis 1843. Auch der „Challenger“, im Jahre 1874, kreuzte den Südpolarkreis in der Absicht, Beobachtungen zu machen über die Tiefe, die Temperatur und die spezifische Schwere der See in der Nachbarschaft des Eises, aber sein Aufenthalt war nur ein kurzer. Der „Challenger“ ist übrigens das einzige Dampfschiff, das sich innerhalb des Südpolarkreises bewegt hat, und zwar besaß er keinerlei Schutzvorrichtungen gegenüber dem Eise. Einzig die Schiffe unter der Leitung von Roß waren speziell für die südliche Forschung ausgerüstet, und diese Expedition hat auch bei weitem die bedeutendsten Erfolge erzielt. Unsere Kenntniß der physikalischen und geographischen Verhältnisse der antarktischen Regionen stammt überhaupt beinahe ausschließlich von der britischen Expedition unter Roß, der französischen unter d'Urville und der amerikanischen unter Wilkes. Diese drei Expeditionen durchforschten die antarktischen Regionen ungefähr zu derselben Zeit und mehrfach zugleich auch an derselben Stelle, und daher entstand ein gewisser nationaler Wetteifer zwischen den verschiedenen Befehlshabern, der leider bei den Amerikanern und Franzosen in einem ärgerlichen Dispnt, die Priorität der Entdeckung des östlichen Theiles von „Wilkes-Land“ betreffend, ausartete.

Roß brachte mit seinen beiden Schiffen, „Erebus“ und „Terror“ drei Jahre, hauptsächlich in den antarktischen Regionen, zu, um wichtige physikalische Fragen — unter anderen die des terrestrischen Magnetismus — zu untersuchen. Er errichtete vorübergehend an verschiedenen Stellen magnetische Observatorien, von denen aus gleichzeitige Beobachtungen gemacht wurden, während er sich selber am Pole befand. Sein Hauptstreben war, den magnetischen Südpol zu erreichen, aber es wird so oft im Laufe dieses Artikels Gelegenheit geben, auf sein Werk zurückzukommen, daß es jetzt unnöthig ist, näher darauf einzugehen.

Die amerikanische Expedition unter Wilkes bestand aus den beiden Schaluppen „Vincennes“ und „Peacock“, der Brigg „Porpoise“, den beiden Schonern „Sea-gull“ und „Flying-Fish“ und dem Proviantschiff „Relief“, und ihr Zweck war, den höchsten südlichen Breitengrad zu erreichen. Ob diese Expedition Wilkes-Land eher entdeckt hat, als die französische oder nicht, oder ob dieser Theil des antarktischen Kontinents schon früher von dem englischen Kapitän Balleny entdeckt worden war, wollen wir dahingestellt sein lassen. Wilkes segelte 1500 engl. Meilen an der Küste entlang und fand überall, wo er sich ihr nähern konnte, eine gleichförmige, senkrechte Eismauer.

Die französische Expedition unter d'Urville bestand aus den Schiffen „Astrolabe“ und „Zelée“ und war beauftragt, unter anderen größeren wissenschaftlichen Zwecken, einen einzigen Versuch zu machen, den höchsten Breitengrad zu erreichen, indem sie die Route Weddell's verfolgte. Ihre Bemühungen blieben gänzlich erfolglos, denn sie konnte nicht weiter vordringen als bis zum 65. Breitengrade, und überall wo man gehofft hatte, ein offenes Meer zu finden, stieß man auf unüberwindliche Eismassen. An einer anderen Stelle aber, wie schon erwähnt, entdeckten und „annektirten“ die französischen Seefahrer Adélie-Land — womit sie sich einigermaßen trösten konnten.

Seit der Rückkehr dieser Expeditionen sind keine weitere Forschungen in den antarktischen Regionen angestellt worden. Vor einigen Jahren, bei Gelegenheit der britischen Naturforscherversammlung in Aberdeen, wurde eine Kommission gebildet, um eine weitere Expedition zu Stande zu bringen, ohne daß dadurch aber irgend welche Fortschritte in der fraglichen Richtung gemacht worden wären. Ernster schienen sich vor kurzem die Australier der Sache annehmen zu wollen. Die Regierung von Victoria erbot sich 5000 Pfd. St. beizusteuern, um zwei Schiffe auszurüsten, welche die antarktischen Länder südlich von der Gegend, wo die Untersuchungen von Roß aufhörten, durchforschen sollten — vorausgesetzt, daß die Regierung des Mutterlandes eine gleiche Summe zu diesem Zwecke spenden würde. Sir Allen Young hatte sich bereit erklärt, den Befehl der Expedition zu übernehmen und außerdem auch noch aus seinen eigenen Mitteln 2000 L. zur Deckung der Kosten beizutragen. Nachdem aber der Schatzkanzler die Angelegenheit „in Erwägung gezogen“ hatte, lehnte die Centralregierung den Vorschlag ab.

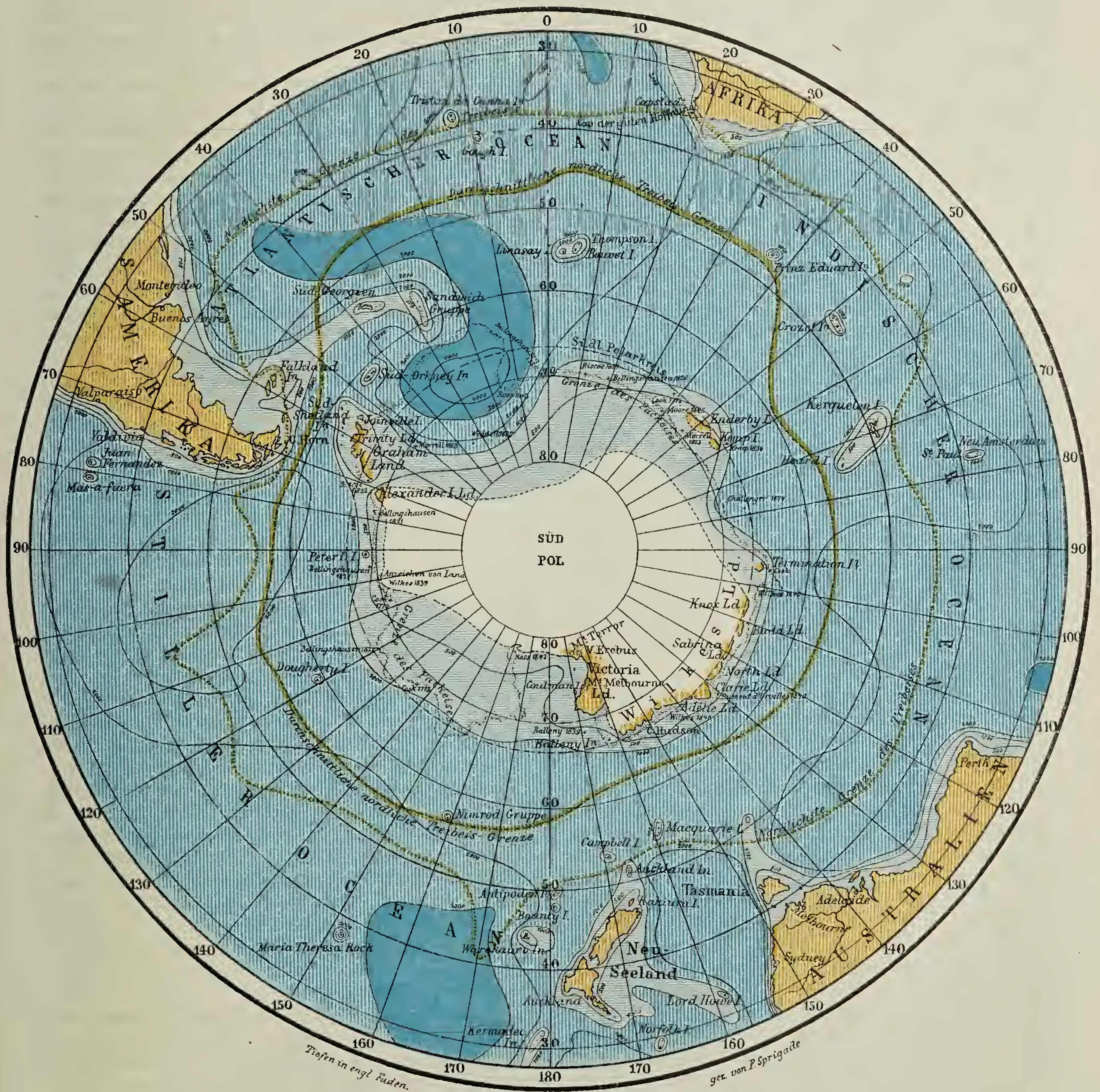
Nach diesen Vorbemerkungen wollen wir in kurzem die hauptsächlichen physikalischen und geographischen Verhältnisse klarzulegen suchen, die im äußersten Süden bestehen. Die ganze ungeheure Fläche von vier und einer halben Million Quadratmeilen, die von dem 70. Grad südl. Br. umschlossen wird, bildet eine Welt von Eis, die bis jetzt nur von den drei erwähnten Expeditionen betreten worden ist. Die Führer dieser drei Unternehmungen — die Kapitäne Cook, Weddell und Sir James Clark Roß — waren sämmtlich Engländer. Unter diesen drei kühnen Reisenden hat Kapitän Roß den höchsten südlichen Breitengrad — nämlich $78^1/_4{}^0$ — erreicht, so daß er also nur 700 Seemeilen von dem geographischen Südpole entfernt blieb, während er Otago, auf Neuseeland, 2000 Seemeilen hinter sich gelassen hatte. Er entdeckte dabei eine hohe vulkanische Landmasse, die sich durch acht Breitengrade ausdehnte, und die er Victoria-Land nannte — das südlichste bekannte Land der Erde. Seine durchschnittliche Erhebung beträgt 8000 bis 10 000 Fuß, und seinen höchsten Gipfel, einen thätigen Vulkan, den Mt. Erebus, schätzt Roß auf 12 367 Fuß über dem Meeresspiegel. Die weitere Fahrt südwärts verhinderte eine senkrechte Eismauer, die 200 bis 250 Fuß hoch war, und an der man in östlicher Richtung entlang segelte, ohne auf einer Strecke von 450 Meilen eine Oeffnung zu finden. Weddell erreichte im Südosten des Kap Horn 74° 15′ südl. Br. und kehrte in einer verhältnißmäßig offenen See, die er auf seiner Karte als „schiffbar“ bezeichnet, wieder um. An dieser Stelle hatte er kein Packeis, wohl aber viele Walfische und zahllose Vögel in Sicht. Um zu zeigen, wie wenig man sich auf die Schiffbarkeit dieser Meere verlassen kann, mag aber bemerkt werden, daß Roß einige Jahre später, dieselbe Route verfolgend, zehn Grad nördlicher als Weddell auf eine undurchdringliche Packeismasse stieß.

Kapitän Cook erreichte im Jahre 1774 71° südl. Br., unter 107° westl. L., entdeckte aber kein Land, obwohl es einige hundert Meilen nach Osten hin unzweifelhaft solches giebt.

Nachdem wir nun, wie gewisse ungeduldige Romanleser, das letzte Kapitel überblickt haben, so wollen wir jetzt auf das Vorwort zurückkommen.

Von dem 70. Breitenkreise bis zu dem Südpolarkreise giebt es eine Zone, in welcher an mehreren Punkten Land entdeckt worden ist, wovon die Hauptmassen an dem Südpolarkreise zwischen dem 100. und 160. Grade östl. L. liegen. Von dem Südpolarkreise bis zum 63. Breitengrade breitet sich eine Zone aus, in der die Temperatur des Meeres sowie auch die der Luft selten — selbst im Hochsommer — über den Gefrierpunkt des Seewassers steigt, und welche daher das ganze Jahr hindurch mit Eis bedeckt ist. Die Fläche des antarktischen Oceans wird durch den Südpolarkreis begrenzt, von welchem bis zum 40° südl. Br. ein tiefer Meeresgürtel die Erde umgiebt, der unter den modernen Geographen als die Große Südsee bekannt ist. Ihre nördliche Grenze ist zugleich die südliche des Süd-Atlantischen, des Süd-Pacifischen und des Süd-Indischen

Oceans. Einzig durch die südliche Verlängerung Südamerikas unterbrochen, bespült die Südsee die Ufer von keinem anderen Kontinente. Sie hat eine durchschnittliche Tiefe von zwei Meilen, und aus ihrer ungeheuren Fläche ragt nur eine Anzahl zerstreuter Inseln empor, von denen die häuptsächlichsten Neuseeland (Süd-Island) und Tasmanien sind. Ausgenommen eine einzige Stelle — bei der Weddell umkehrte —, wird dieser große Ocean gegen den antarktischen Kontinent hin allmählich seichter, gerade wie um die anderen Kontinente herum die Meerestiefen geringer werden, je näher man ans Land kommt. Als die durchschnittliche Grenze des Treibeises kann man im allgemeinen den Breitengrad von Kap Horn annehmen. Man kann also sagen, daß die antarktischen Regionen in diesem Raume



Die Südpolar-Regionen.

eingeschlossen sind, oder besser: in dem Raume, der von dem 60° südl. Br. begrenzt wird, welche Linie gleichbedeutend ist mit der Jahres-Isotherm von 32° Fahrenheit (0° Celsius).

Mit Ausnahme der Inseln sind sämmtliche antarktische Länder von Eis umlagert. Wo die Gestade niedrig sind, erhebt sich eine senkrechte Eisklippe durchschnittlich 175 Fuß über dem Meeresspiegel, welche ein für den Forscher unüberwindliches Hinderniß bildet. Hier entstehen jene mächtigen Eisinseln und Eisberge, die für das antarktische Meer so charakteristisch sind. Die Tiefe des Wassers betrug an einer Stelle, die eine Meile von der Eismauer entfernt war, und an der Lothungen vorgenommen wurden, nur 260 Faden, an einer andern dagegen ungefähr 400 Faden. Die Eismauer ist weiter durch Packeis beschützt, das aber mindestens im Sommer von dem stürmischen Wetter dieser Region fortwährend zerrissen und in nördlicher Richtung

fortgetrieben wird. Diese Eismassen dehnen sich mitunter auf mehrere Hundert Meilen aus. Roß hatte sich bei seiner ersten Fahrt auf einer Strecke von 200, auf seiner zweiten Fahrt auf einer Strecke von 250 Meilen durch ein solches Eisfeld durchzuarbeiten. Das Land übersteigt, wo man es über den Eiswall hinweg sehen kann, selten eine Höhe von 2000 bis 3000 Fuß. Die höheren Länder sind 1) das schon erwähnte Victoria-Land, 2) die Länder im Süden von Kap Horn, zwischen dem 55. und dem 75. Grade westl. L., welche von Bellingshausen (1821), Biscoe (1832), und d'Urville (1838) entdeckt wurden. Die übrigen Länder, die man kennt, erheben sich nirgends zu bedeutender Höhe. Die verschiedenen Landstriche zwischen dem 65. und dem 70. Breitenkreise sind verhältnißmäßig gut bekannt, aber Victoria-Land ist der einzige Theil des Kontinentes jenseits des 70. Grades, von dem wir wirklich zuverlässige Kunde besitzen.

Die Existenz der höher erhobenen Länder, die auf der Karte verzeichnet sind, kann leichter bewiesen, und ihre Grenzen können genauer bezeichnet werden, als es bei den tiefer gelegenen möglich ist. Wenn es sich um die letzteren handelt, werden wir sogar manchmal in Zweifel gelassen, ob die sogenannten Länder, die von Reisenden gesehen worden sein sollen, wirkliches Land und nicht viel mehr Eis oder Wolken gewesen sind, denn es giebt Fälle, wo das erblickte Land sich in Nebel aufgelöst hat, oder von der Stelle weggeschwommen ist — vor den Augen der enttäuschten Entdecker. So z. B. wurde, wie Sir Wyville Thomson berichtet, an Bord des „Challenger“ in lebhafter Weise über das Auftauchen eines Landes diskutirt, als plötzlich ein Theil desselben ruhig davon schwamm; und die östliche Spitze von Wilkes-Land, die von der amerikanischen Expedition entdeckt und auf der Karte eingetragen worden ist, wurde von Kapitän Roß einfach übersegelt! Das Wort, daß der Schein trügt, ist in der That in den antarktischen Regionen ganz besonders wahr. Solche Täuschungen kommen aber meist nur bis zu der Höhe vor, bis zu welcher in diesen Regionen der Dunst steigen kann. Der obere Theil einer Wolke wird oft durch eine scharfe, unregelmäßige Linie begrenzt, und die unteren Theile werden von Dunst in den verschiedensten Stufen der Kondensation ausgefüllt, so daß der Eindruck eines bergigen Landstriches entsteht. Am täuschendsten sind diese Erscheinungen nahe bei dem Rande des Packeises, wo sich vor dem Blicke eine weite Fläche von Schnee und Eis ausbreitet, und besonders daraus erklärt es sich, daß der eine Reisende dort Land verzeichnet, wo der andere später eine offene See vorfindet. Man muß sich wundern, daß solche Fehler nicht häufiger vorgekommen sind. In einer Welt von Eis ist es auch manchmal sehr schwierig, zu unterscheiden, ob ein ferner Punkt eine Bergspitze auf einer ausgedehnten Landmasse oder nur ein kleines eisumgebenes Eiland ist. Dazu erheben sich die höher gelegenen Inseln und Länder auch steil aus der See heraus und sind in ein ewiges Gewand von Schnee und Eis gehüllt, indeß nur einzelne steile Wände, wo der Schnee nicht liegen kann, und einzelne hervorstehende schwarze Felsen Zeugniß von ihrer wirklichen Bildung geben.

Aber trotz allen diesen Hindernissen, welche einer genauen Kenntniß der antarktischen Regionen entgegen stehen, kann an der Existenz einer großen vergletscherten Landmasse daselbst nicht gezweifelt werden. Folgende festgestellte Thatsachen mögen den Beweis für diese Behauptung liefern:

1. Das allmähliche Seichterwerden des Meeresbodens gegen den Pol hin;

2. der blaue Schlamm um den Pol herum am Rande des Eisfeldes, der die Zerstörungsprodukte kontinentaler Felsen führt;

3. die Abwesenheit irgend welcher deutlich markirter, lokaler antarktischer Gegenströmung;

4. der Charakter der antarktischen Eisberge, die zu ihrer Entstehung einen Kern von festem Land von beinahe kontinentaler Ausdehnung nöthig haben;

5. kontinentale Felsen, Blöcke und andere Zeugen von der Beschaffenheit des Bodens, welche auf den Eisbergen gefunden werden;

6. die stete Bewegung des Eises gegen Norden und Osten rings um den Pol herum, als ob sie radienartig von einem und demselben Centrum ausginge.

Das Zeugniß aller Forscher seit Cook's Reisen ist auch durchweg mit dieser Annahme in Uebereinstimmung gewesen.

Die Eisnatur der betreffenden Meere ist der Abwesenheit irgend welcher lebhaften Strömungen an der Oberfläche zuzuschreiben. In den arktischen Regionen macht der Golfstrom seinen mildernden Einfluß überall bemerkbar, das Eis zerbrechend und eine beständige Cirkulation verursachend. Es ist nun wahr, daß wir nur sehr spärliche und unvollkommene Kunde haben von den Meeresströmungen in den antarktischen Gewässern. Eins ist aber im allgemeinen und ohne zu theoretisiren sicher: eine ständige nördliche und östliche Strömung, die eine Schnelligkeit von 20 bis 30 Meilen pro Tag besitzt, bewegt sich von dem Pole aus in der Richtung auf Neuseeland und Kap Horn. An der Küste von Südamerika gabelt sich diese Strömung, und der stärkere Arm geht nordwärts und bespült die Küsten von Chile und Peru (indem er dabei die Temperatur dieser Länder erniedrigt), der schwächere dagegen wendet sich nach Osten und Norden um das Kap Horn herum. Die Richtung, die ein Eisberg nimmt, ist daher zuletzt immer die nach Nordosten und die tägliche Schnelligkeit seiner Bewegung beträgt ungefähr 16 Meilen — außer in der Nachbarschaft des Kap Horn, wo die Eisberge bis zum 40° südl. Br. eine etwas nördlichere Bahn verfolgen, um erst dann in ihre östliche Richtung zurückzukehren und gleichzeitig die Schnelligkeit ihrer Bewegung zu vermindern. Sobald die Eisberge durch einen Vorgang, der später beschrieben werden soll, von dem Orte ihrer Entstehung losgelöst sind, bewegen sie sich mit einer Schnelligkeit vorwärts, welche dreiviertel Meile in der Stunde nicht überschreitet. Erst nach Westen getrieben, und später nach Norden und Osten, trifft man sie in der ersten Saison nach ihrer Abtrennung ungefähr 70 Meilen nördlich von der mehrfach erwähnten Barriere an. Beinahe an der Stelle, wo das Eisfeld aufhört, findet man, daß die Tiefsee-Ablagerungen aus einem sehr reinen Diatomeen-Schlamm bestehen, aber sobald man sich dem antarktischen Kontinente nähert, mischen sich die Diatomeen mit den Sedimenten von dem Kontinente, welche die Eisberge fallen lassen, und zusammen bilden sie einen blauen Schlamm, der bei näherer Untersuchung sämmtliche mineralischen Theilchen und Felsfragmente zeigt, die man in der Nähe des Landes zu finden pflegt; sie ähneln in vielen Beziehungen den Ablagerungen, welche in gleichen Tiefen unweit der atlantischen Küste von Britisch-Nordamerika gebildet werden. Daher würden es die Tiefsee-Ablagerungen in Verbindung mit den Tiefen ermöglichen, die Stellung und Ausdehnung des antarktischen Kontinents mit ziemlicher Genauigkeit aufnehmen zu lassen.

Die beständige Niedrigkeit des atmosphärischen Druckes in den antarktischen Regionen (unter 29 Zoll) ist eine merkwürdige Erscheinung in der Meteorologie. Sie scheint am merklichsten zu sein zwischen dem 40. und 70. Breitengrade — selbst in den Sommermonaten — und verursacht die heftigsten West- und Nordweststürme. Murray schätzt die gesammte jährliche Niederschlagsmenge auf 30 Zoll. Die Winde wehen im Wirbel um den Südpol. Von der Zone,

in welcher die südöstlichen Passatwinde herrschen, bis zum Südpolarkreise, herrschen westliche Winde, mit mehr oder weniger Stärke und Dauer, durch alle Jahreszeiten hindurch. Unsere Kenntnisse hinsichtlich der Winde innerhalb des Südpolarkreises sind äußerst dürftig, aber es ist wahrscheinlich, daß in den Sommermonaten (im Januar, Februar und März — der einzigen Jahreszeit, in der diese Region besucht worden ist) die Winde nach Westen oder nach Osten wehen, ohne große Beständigkeit und Regelmäßigkeit. Wetterextreme folgen einander mit großer Schnelligkeit, und es giebt fast beständige Niederschläge.

Die schönen Erscheinungen der Aurora Australis sind von allen antarktischen Reisenden bemerkt worden, meist in der Nähe oder innerhalb des 68. Breitengrades. Sie sind von den gleichartigen Phänomenen in den arktischen Regionen darin verschieden, daß die Länge der senkrechten Strahlen größer und ihr Erscheinen und Verschwinden häufiger und plötzlicher ist — gleich dem Blitze —, sowie auch darin, daß sie oft vollständig farblos sind. Lieutenant Wilkes, der Zeuge eines besonders schönen Südlichtes war, beschreibt es auf folgende Weise: „Es übertraf alles, was ich früher gesehen hatte. Seine Verwandlungen waren überraschend, es funkelte und blitzte vom Zenith bis zum Horizont. Schöne Lichtstrahlen, die von einem Punkte am Zenith herzukommen schienen, leuchteten plötzlich am Himmel auf, gleich elektrischen Funken in dem Vacuum. Einmal vereinigten sie sich zu einem fächer- oder schirmähnlichen Körper, dann wieder schossen sie mit Blitzesschnelle über den ganzen Himmel, sämmtliche Farben des Regenbogens auf einmal, oder in rascher Abwechselung zeigend. So wunderbar war das Phänomen, daß selbst unsere Matrosen fortwährend in bewundernden Ausrufen über seine Pracht ausbrachen. Die beste Lage, es zu beobachten, war die, sich auf dem Deck auszustrecken und emporzuschauen.“ (Fortsetzung folgt.)

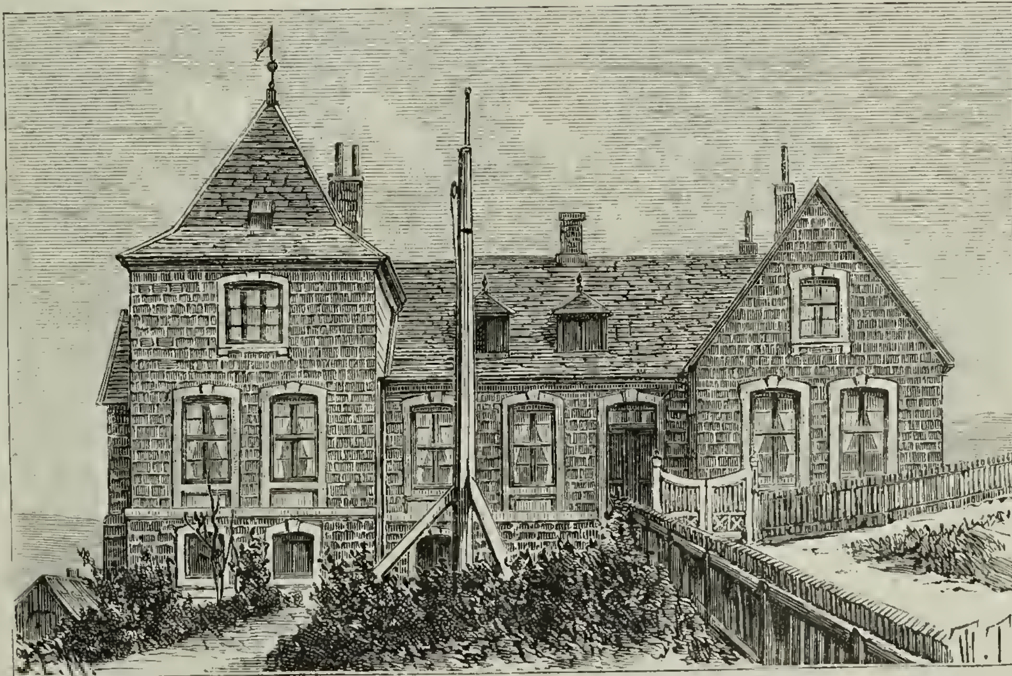
Die Färöer.

Von Dr. H. Schunke.

III.

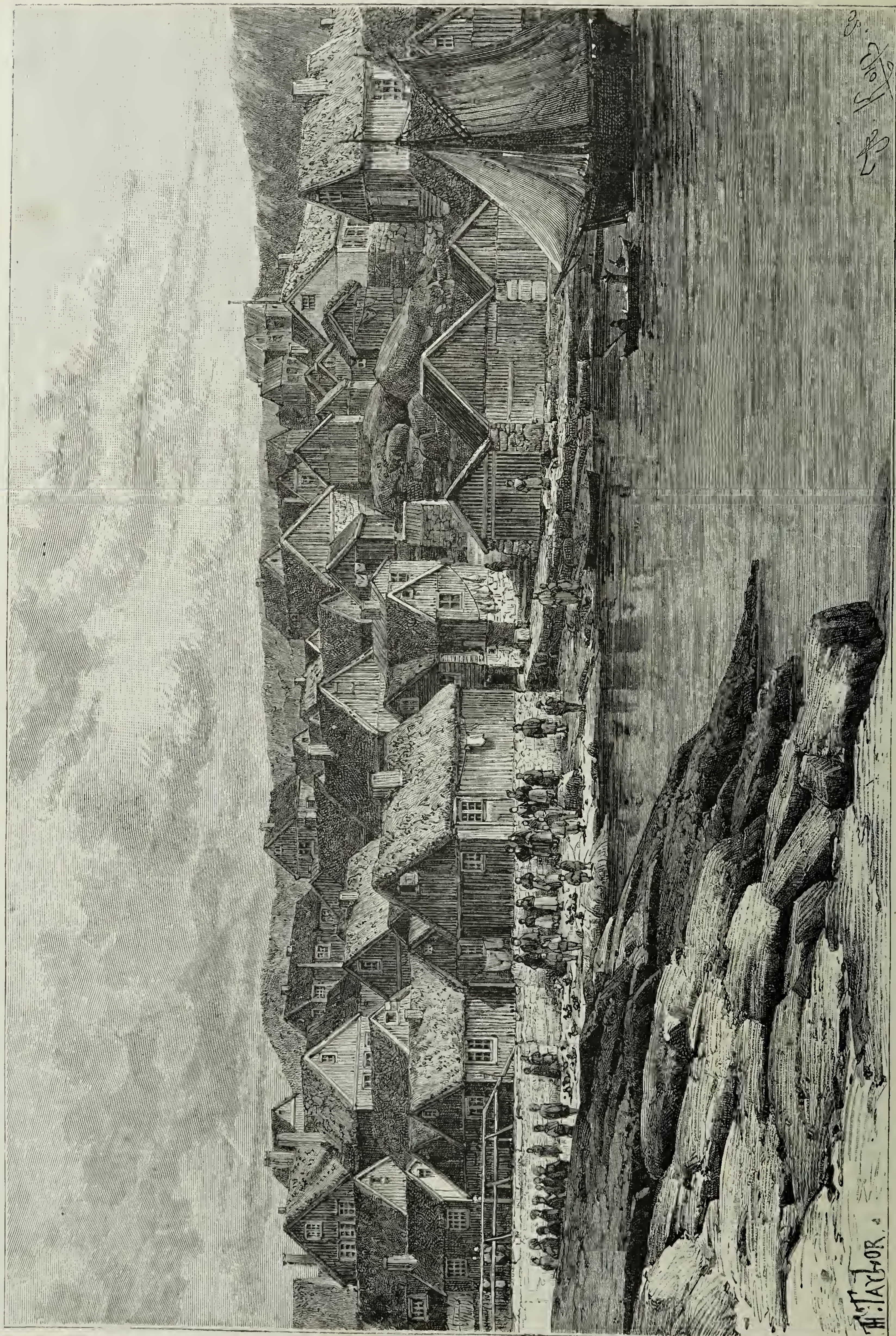
(Mit sieben Abbildungen.)

Der politische Mittelpunkt der Inselgruppe, die von etwa 12 000 Menschen bewohnt wird [1]), ist Thorshavn, die dem Thor geweihte Stadt, im Hintergrunde einer geräumigen Bucht an der Ostküste von Stromöe gelegen. Die Rhede ist breit und tief und besitzt einen guten Ankergrund. Im Sommer kann die Landung leicht bewirkt werden, im Winter jedoch ist der Hafen nicht immer eisfrei; doch aber gilt Thorshavn als der beste Landungsplatz der nördlichen Gruppe. Die Stadt steigt von einem schmalen Ufersaume ziemlich steil den Abhang auf, von dessen Höhen sie überragt wird. Die Straßen sind eng und winkelig und nur mangelhaft gepflastert; die den steilen Abhang hinaufführenden haben Treppen, über die bei Regenwetter aller Unrath von oben herabgespült wird. Die Häuser stehen regellos und zerstreut neben einander; auf eine alte Bretterhütte folgt ein neues Steinhaus. Es fehlt aber nicht an neumodischen Häusern, die von umzäunten Gärten umgeben sind, in welchen neben allerhand Zierpflanzen Ebereschen, Ahorne, Vogelbeerbäume, Weiden und kleineres Gesträuch zur Noth gedeihen. Eine auffällige Eigenthümlichkeit der Stadt ist es, die flachen Dächer der Häuser mit Rasen zu bedecken, so daß sie in ihrem sommerlichen Schmucke thatsächlich hängende Gärten darstellen; man bringt alsdann Schafe darauf, bindet dieselben am Schornsteine an und läßt sie das üppige Grün abweiden. Die älteren Häuser sind alle nach einem Plane erbaut und typisch für den Häuserbau auf den Färöer. Sie bestehen aus einem Erdgeschoß, welches als Küche und Aufbewahrungsraum dient und nur durch den Schornstein oder den Eingang Licht erhält, und aus einem Obergeschoß, das die durch Glasfenster erhellten Wohnräume enthält. Der Unterbau besteht meist aus Steinblöcken, während der Oberbau durchweg aus bearbeitetem Holze hergestellt wird. Gewöhnlich sind die Häuser Doppelhäuser und durch eine Bretterwand von einander geschieden. Das Aeußere der



Haus des Statthalters.

[1]) Nach der letzten Zählung am 1. Februar 1880: 11 220 Einwohner; davon kommen auf Oesteröe 2712, auf Stromöe 1153 und auf Suderöe 1974 Einwohner.

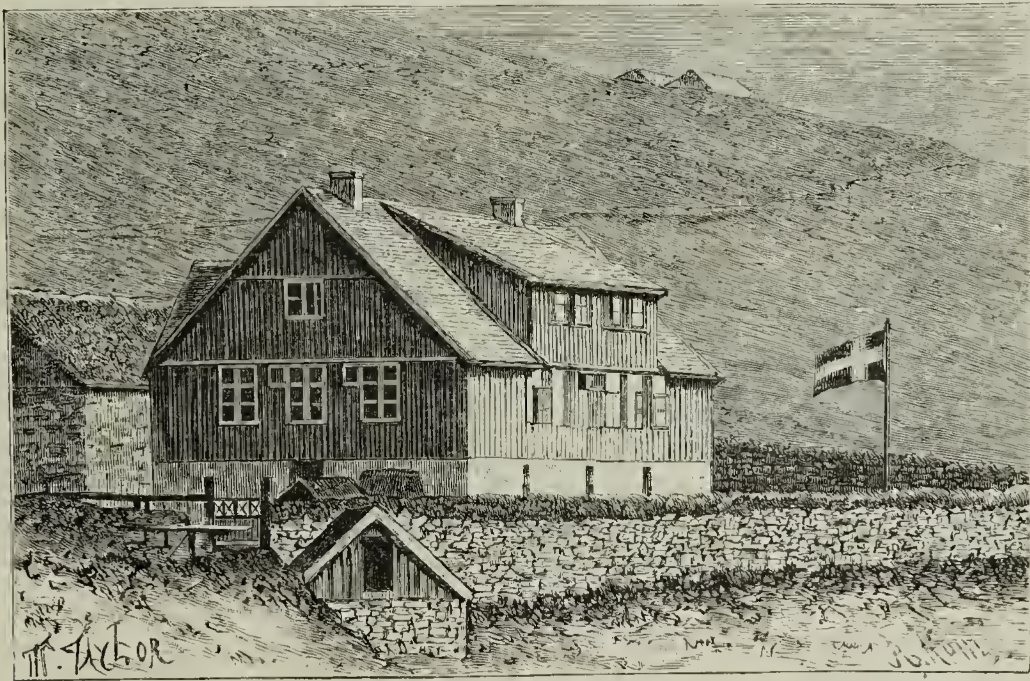


Thorshavn.

Wände sowie die Giebel werden häufig mit Erzeugnissen oder Sinnbildern der Fischerei geschmückt. Im Inneren freilich belästigen den Fremden oft der häßlichste Rauch- und Torfgeruch und die abscheulichen Ausdünstungen des Fischereigewerbes.

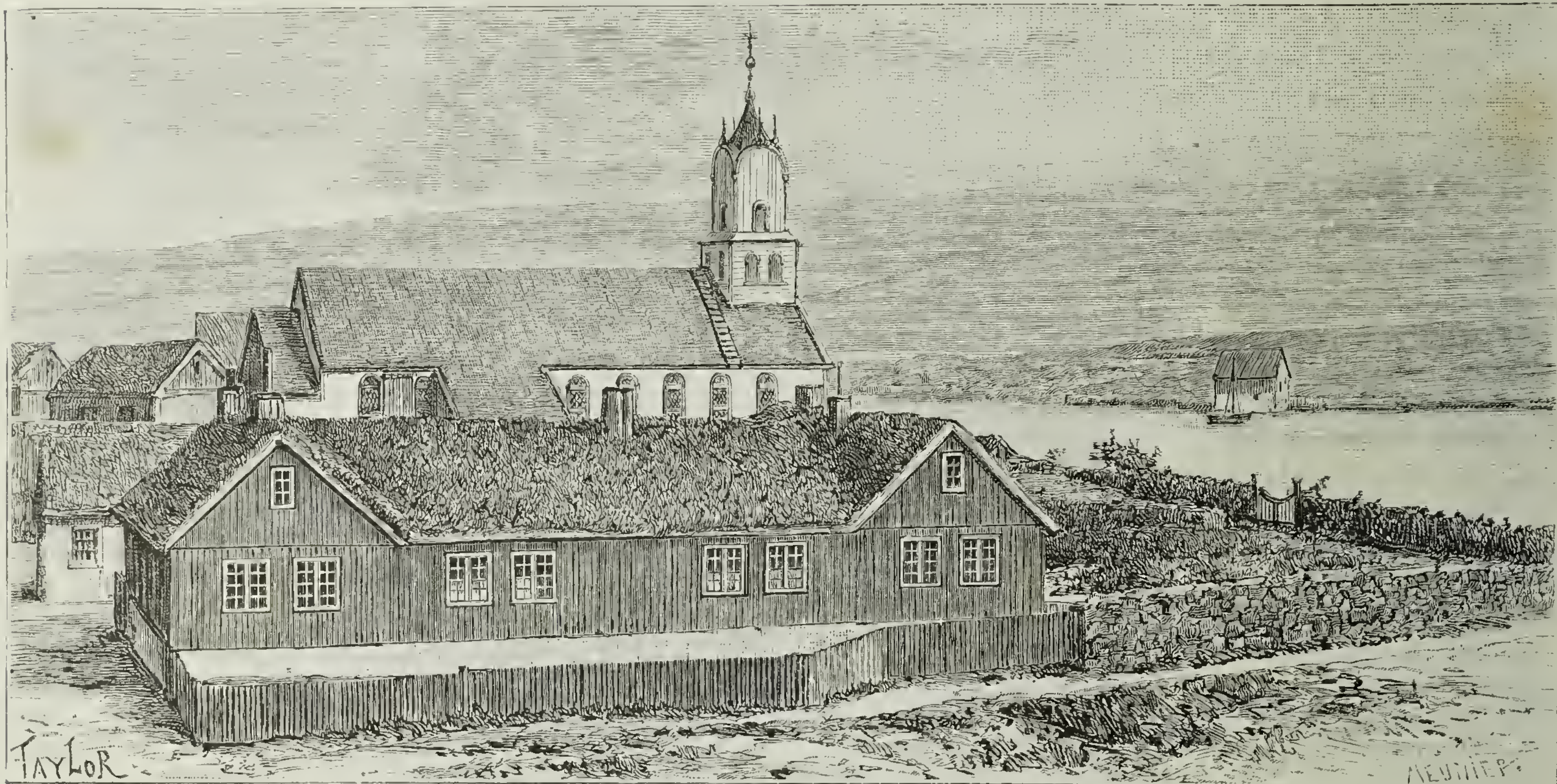
Thorshavn ist der Sitz der Regierung (des Amtmannes), der Steuer- und Gerichtsbehörden und des obersten Geistlichen (des reformirten Bischofs). Die Amtswohnungen dieser Behörden, die große und schöne Kirche und die neben derselben stehende Lateinschule, sind die stattlichsten Gebäude des Orts, denen sich nur noch die Wohnungen einiger wohlhabender Kaufleute zugesellen. Selbst ein Krankenhaus befindet sich in der Stadt; es ist zwar nur ein einfaches am Strande gelegenes Holzhaus, wird aber von einem tüchtigen Arzte geleitet. Auf einem Hügel am Westende der Stadt steht das einzige Denkmal derselben: eine Erinnerungssäule an die Anwesenheit des Königs Christian IX. im Jahre 1874. Auf der die Stadt überragenden Anhöhe erhebt sich die Festung, die freilich den Anforderungen, die man heutzutage an ein Festungswerk stellt, nicht im entferntesten entspricht. Sie beherbergt 10 bis 20 färingisch-dänische Polizeisoldaten, welche den ein- und auslaufenden Schiffen Signale geben, die meteorologischen Beobachtungen verzeichnen und die Ordnung in der Stadt aufrecht erhalten. Sie verdankt ihre Entstehung einem norwegischen Priester, Magnus Heinesen, der sich nach Einführung der Reformation im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts hier niederließ, um dem Evangelium zu dienen. Er verließ jedoch, von der Sucht nach Abenteuern getrieben, seinen Beruf und wurde Seefahrer, d. h. er machte mit seinem schlecht ausgerüsteten und nur mit wenigen Genossen bemannten Schiffe Jagd auf die Seeräuber, die damals die nordischen Gewässer unsicher machten; selbst mit türkischen Piraten bestand er Kämpfe. Er befürchtete nun mit Recht, die Seeräuber würden ihn in seinem Schlupfwinkel aufsuchen und angreifen, und deshalb befestigte er die Stadt und bewehrte sie mit eroberten Festungsgeschützen. Bald drang der Ruf des Inselhelden bis an den Hof des Königs Friedrich II. von Dänemark, und dieser belohnte Magnus dadurch für seine Heldenthaten, daß er ihm eine dänische Fregatte anvertraute — eine Gunst, die dem wackeren Kämpfer zum Nachtheile gereichte. Er bemühte sich jetzt um so eifriger, die Gewässer von Seeräubern zu säubern und bemächtigte sich dabei sehr geschickt eines englischen Schiffes, das eben mit seinem auf den Färöer gemachten Raube entfliehen wollte. England forderte Genugthuung und Schadenersatz, behauptete, die Waaren kämen von den Schetland-Inseln, und klagte den Feind der Seeräuber selbst des Seeraubes an. Die eifersüchtigen Landsleute — welchem Glücklichen fehlte es jemals an Neidern — gaben falsches Zeugniß, und so wurde Heinesen der Seeräuberei bezichtigt und 1589 hingerichtet. Zu spät wurde man gewahr, daß man einen Unschuldigen verurtheilt hatte, und die Nachkommen feiern das Andenken an seine kühnen Fahrten und seinen Märtyrertod noch in überlieferten Gesängen.


Straße in Thorshavn.


Haus des Bischofs.

Ein anderer wichtiger Hafenplatz auf Stromöe ist das an der Südwestküste gelegene Kirkeböe; das Meer an der Südspitze ist ein äußerst stürmisches, und da ist Kirkeböe ein willkommener Zufluchtsort und Nothhafen. Vor der Bucht liegen zwei kleine Inseln, welche gänzlich mit Eidergänsen bedeckt sind. Der Ort besteht nur aus wenigen Häfen und ist zwischen dem Meere und grünenden Höhen malerisch gelegen. Hinter der kleinen refor-

mirten Kirche befindet sich die Ruine einer alten gothischen Basilika. Ein Bischof Hilarius wollte kurz vor der Einführung der Reformation hier eine prächtige Kathedrale für die ganze Inselgruppe schaffen, das Bauwerk gelangte indeß nicht zur Vollendung, weil es an Geldmitteln mangelte und weil unterdeß ein Wechsel in den kirchlichen Anschauungen eingetreten war. Es ist bewunderswerth, daß die Säulen, Bögen und Mauern so lange und so erfolgreich den Unbilden des feuchten Klimas widerstanden haben, wenn man namentlich bedenkt, daß der Mörtel für die Bausteine erst

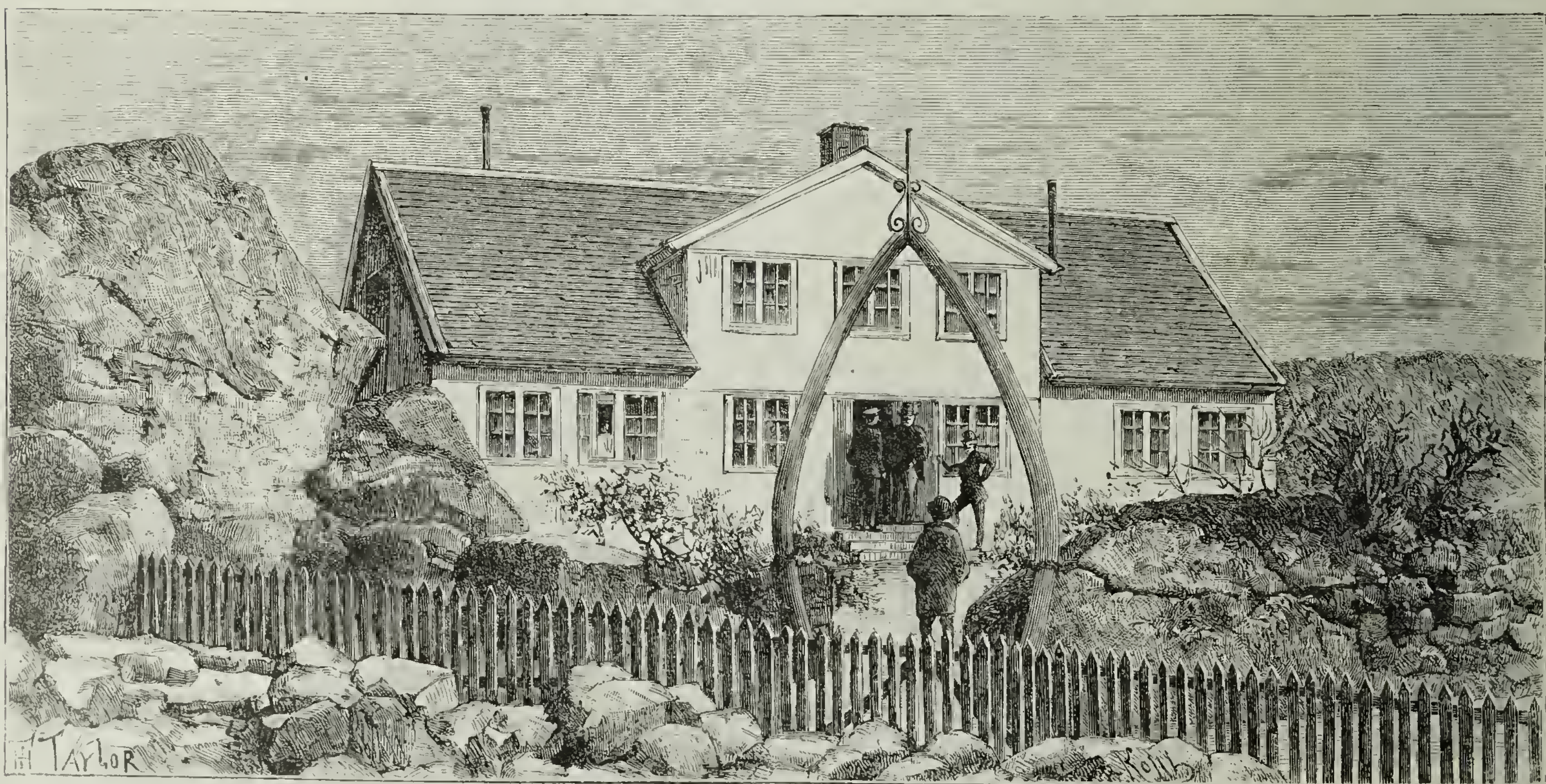


Kirche und Lateinschule in Thorshavn.

mühsam aus den Kalkschalen von Muschelthieren hergestellt werden mußte.

Weiterhin an der Westküste von Stromöe liegen die Orte Qvivig, mit einer schmucken Holzkirche, und Westmannhavn, dessen landschaftliche Eigenthümlichkeiten und dessen Bedeutung für den Fischfang schon hervorgehoben wurde.

Auf Oesteröe ist der im Nordwesten der Insel gelegene Ort Eide der bedeutendste (Siehe Abbildung 5 in Nr. 4).



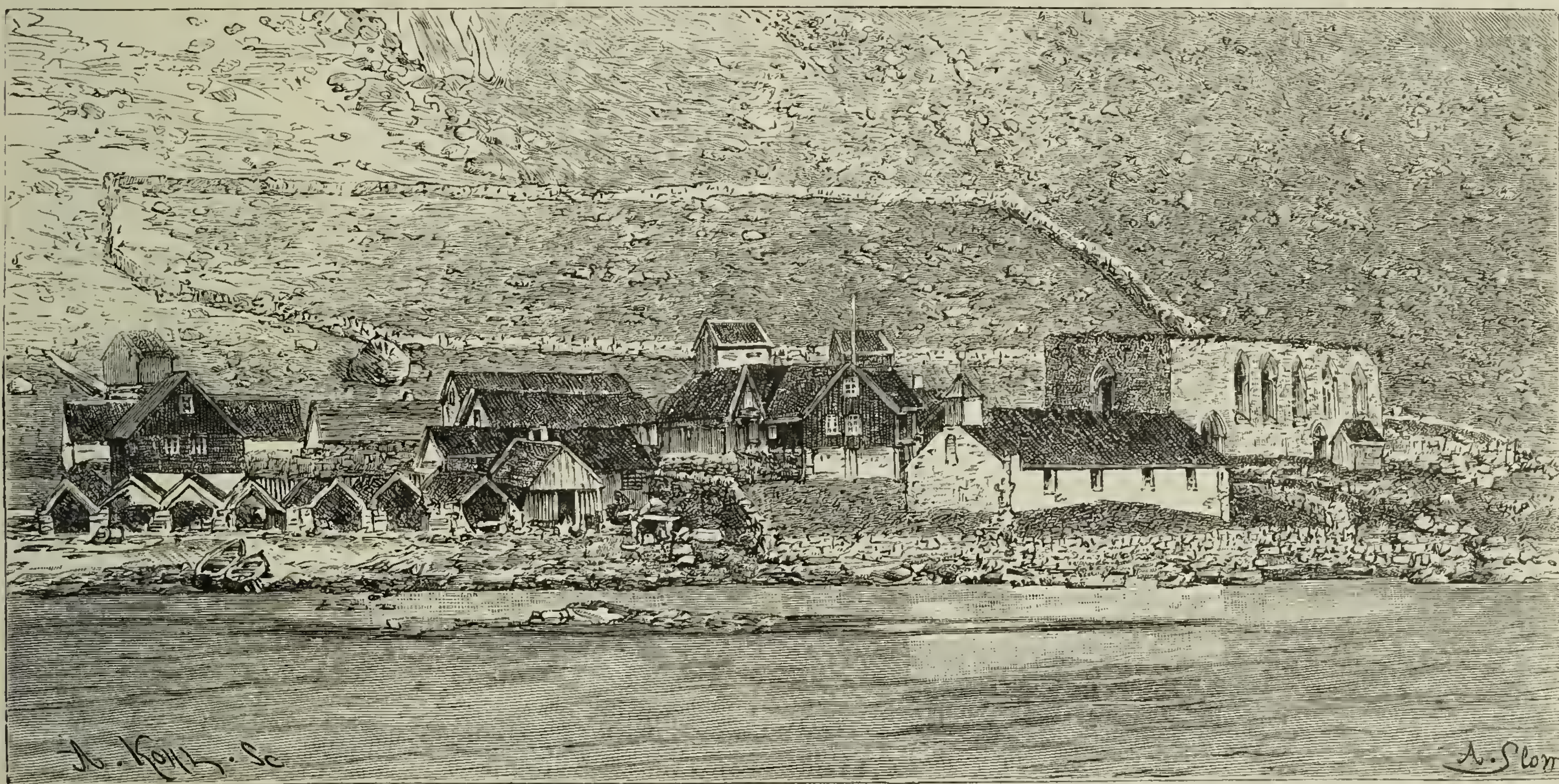
Haus eines Großhändlers.

Die Holzhäuser liegen zusammengeschaart auf einer Vorstufe der Anhöhen, die nach Osten zu im Slattaretind, dem höchsten Punkte der Insel gipfeln. In seiner Nähe befinden sich berühmte Vogelberge. Die Abbildung zeigt die Bewohner des Ortes mit der Heuernte beschäftigt. Von den übrigen nördlichen Inseln ist nur noch ein Ort, Klaksvig, zu erwähnen. Er liegt im Südwesten von Bordöe im Hintergrunde des tiefeinschneidenden Bordöevigs, dessen Sohle sich als flache Thalmulde nach dem nur wenige hundert Schritte entfernten Fjorde des nördlichen Ufers

hinzieht. Der Ort besitzt eine Kirche aus Holz mit einem würdigen umzäumten Friedhofe, gilt als Handelsplatz für alle Bedürfnisse des Vogel- und Fischfangs und zählt gegen 1000 Einwohner. — Der Verkehr der Orte unter einander wird meist auf dem Seewege bewirkt, da regelrechte Wege nirgends vorhanden sind. Nahe gelegene Orte, wie etwa solche auf der Ost- und Westküste von Stromöe, kann man wohl auch zu Fuß über das Gebirge erreichen, man muß aber, wie in den Alpen, ein guter Bergsteiger sein. Da bei einem derartigen Wege ein Gefährt irgend welcher Art ausgeschlossen ist, so müssen die Lasten auf dem Rücken getragen werden. Die einheimischen Lastträger befestigen dieselben durch lederne Riemen an der Stirn und ziehen ihre Bürde nach Art der Stiere.

Beamte, Geistliche und Aerzte haben oft bitter unter den Schwierigkeiten des Verkehrs zu leiden. Ein Pfarrer hat zuweilen fünf bis sechs Kirchspiele zu versorgen, die oft auf mehreren Inseln zerstreut liegen.

Um einzelnen Gemeindegliedern die Tröstungen der Religion zu bringen, Neugeborene zu taufen u. dergl., muß er nicht selten eine volle Tagereise unternehmen. Zuweilen hindern auch Stürme die Rückkehr über den Fjord und er ist gezwungen, tagelang mit den armen Fischern zu leben, ihr elendes Lager zu theilen und am Ende die weite und theure Fahrt noch aus seiner eigenen Tasche zu bezahlen. Nicht besser ergeht es den Aerzten, deren vier auf der Inselgruppe wirken: gar mancher ist von seinem Krankenbesuche nicht wieder heimgekehrt. Und das sind hochgebildete Männer, die ihre Studien in Kopenhagen und auf anderen Hochschulen vollendet haben und in allen Stücken auf der Höhe der Wissenschaft stehen! — — Thorshavn gegenüber liegt Naalsöe — die Nadelinsel — die ihren Namen von ihrer Gestalt erhalten hat. Sie ist ein schmaler Landstreifen, dessen südliches, 400 m hohes Ende von einer durchgehenden Höhlung, die das Meer ausgewaschen hat, durchbohrt ist. Am schmalen Nordende liegt auf einer flachen Rasenebene, beide Küsten berührend, der einzige Ort der Insel — Eide. Von Thorshavn aus kann man den Flecken bei ruhigem Wetter und günstigem Winde in zwei Stunden erreichen. Am Südende der Insel befindet sich eine Kupfergrube, von der sich der Besitzer großen Ertrag verspricht, über die aber,



Dorf Kirkebö.

ihrer geringen Ausbeute halber, manches Scherzwort unter den Färingern umgeht.

Der Ort, der in neuerer Zeit immer mehr an Bedeutung gewonnen hat und Thorshavn vielleicht in der Kürze überflügeln wird, ist Trangisvaag, der Hauptort auf Süderöe. Die Hafenbucht ist 3700 m lang nnd 580 m breit, ist gegen alle Winde viel besser geschützt als z. B. Thorshavn, ist das ganze Jahr hindurch völlig eisfrei und gewährt auch den größesten Fahrzeugen einen bequemen Zugang und sicheren Ankergrund. Die nahen Kohlenlager haben bereits eine starke Einwanderung hervorgerufen, und so ist in neuester Zeit die Bevölkerung erheblich gewachsen und der Hafen belebter geworden.

Der wirthschaftliche Zustand der ganzen Inselgruppe würde überhaupt ein weit blühenderer sein, wenn zwei der sehnlichsten Wünsche der Färinger in Erfüllung gehen würden: Herabsetzung der hohen Ein- und Ausfuhrszölle und bessere Verbindung mit dem Festlande. Zwar bringt das Mutterland alljährlich namhafte Opfer: die Staatseinkünfte sind stets geringer als die Ausgaben (Einnahmen 63000 Kronen, Ausgabe 74000 Kronen jährlich), aber es könnte doch noch manches zum Wohle der Färinger geschehen. Dieselben leiden oft Mangel am allernöthigsten und müssen einen großen Theil ihrer Bedürfnisse durch eigene unvollkommene Erzeugnisse decken, die sie von auswärts viel billiger und besser beziehen könnten, wenn die Zölle nicht zu hoch wären. Die benachbarten Schetland-Inseln besitzen eine telegraphische Verbindung mit England, nach Thorshavn aber kommt nur im Sommer alle acht Tage ein dänisches Postschiff, das den amtlichen Verkehr vermittelt. Ist aber das Wetter ungünstig, so kommt das Schiff gar nicht an die Inseln heran, und diese sind alsdann 14 Tage lang und noch länger von allem Verkehre mit der Außenwelt abgeschnitten. Und sollte eine telegraphische Verbindung ohne Einfluß auf den Fisch- und Fleischmarkt der Färöer bleiben?

So viel ist gewiß: die armen Einsiedler auf den Färöer würden durch die Anlegung eines Telegraphen und durch die Einrichtung einer öfteren Dampferverbindung nicht blos der festländischen Kultur näher gerückt, sondern es würde auch dadurch ohne Zweifel ihre ganze wirthschaftliche Lage wesentlich gehoben werden.

Bericht über eine Reise nach Kwang-si.

Von H. Schroeter.

IV.

Zurück nach Canton via Ting-u-schan.

Eine schnelle Fahrt von kaum acht Stunden brachte meinen „Pinguin“, welcher diesmal anstatt am Ufer, wie auf dem Hinwege, mitten durch die Stromschnellen und durch die Fischerfelsen hindurchsteuerte, nach Wu-tschou-fu, woselbst ich mich $1\frac{1}{2}$ Tag lang aufhielt. Ich erneuerte daselbst die auf dem Hinwege gemachten Bekanntschaften cantonesischer Kaufleute und sammelte Notizen über den Handel der Stadt. Auch ließ ich mir eine den Fluß aufwärts gelegene Zündholzfabrik zeigen. Dieselbe ist ganz nach europäischem Muster gebaut, die in Canton gemachten Maschinen sind indessen sehr primitiver Natur und arbeiten schlecht. Die Zündmasse muß von Hongkong den weiten Weg herauf geholt werden, und trotzdem die für die Fabrikation der Holzschachteln erforderlichen Fichtenwaldungen in nächster Nähe der Fabrik stehen, ist dieselbe vorläufig nur ein Kuriosum und soll nach Ansicht chinesischer Freunde, ein verlustbringendes Unternehmen sein.

Dem Handel der Stadt widme ich noch ein besonderes Kapitel.

Am Vormittag des 9. Oktober verließ ich den Hafen Wu-tschou-fu's, um am folgenden Tage bis zur Mündung des Loting-Flusses zu gelangen, an welcher ein ärmliches Nest — Loting-kong-hou — liegt. Loting-tschou, die Präfekturstadt, ist ähnlich wie Tai-woo ein großer Markt für Cassia Lignea. Ehemals waren die von Loting kommenden Cassiabezüge wegen ihrer schlechten Qualität berüchtigt, seit aber die Plantagen im Laufe eines Viertel-Jahrhunderts sorgfältiger haben kultivirt werden können, ist die von Loting kommende Cassia nach Ansicht aller Sachverständigen allmählich ebenso gut geworden, wie die von Tai-woo und Yung-schien verschiffte, freilich machen die Canton-Kaufleute noch heute drei Kreuze bei Erwähnung des Namens „Loting“, und der Tradition gemäß, will man nur „Tai-woo“-Waare kaufen, es ist aber eine unleugbare Thatsache, daß mehr als der dritte Theil sämmtlicher von den Europäern unter dem Namen „Tai-woo-Cassia“ gekauften Waare in den Loting-Distrikten gewachsen ist.

Es war meine Absicht, den seichten Loting-Fluß hinauf bis zu dem durch seine Strohmatten bekannten Lintan und von da über Land weiter nach dem Cassia-Platz zu reisen, woselbst eine von den Herren S. & Co. gekaufte Quantität Cassia Lignea von den Mandarinen mit Beschlag belegt worden war. Ich war bereits im Begriff, ein passendes Fahrzeug zu miethen, als meine Chinesen mir die Nachricht brachten, die bewußte Waare sei inzwischen freigegeben worden und habe bereits Loting-kong-hou auf dem Wege nach Canton passirt. Da die ganze Cassia-Saison in Loting bereits vorüber war und es somit nicht mehr in meinem Interesse liegen konnte, durch das Aufsuchen dieses Ortes weitere neun Tage zu verlieren, entschloß ich mich, die projektirte Fahrt ganz aufzugeben. Lintan allein hatte für mich nicht genügendes Interesse, da die nach diesem Platze benannten Matten auch in Canton von aus Lintan bezogenen Coolies angefertigt werden, und da man unsere Matten-Industrie viel besser in dem Hauptproduktionsdistrikt Tung-kun, in Cantons (bezw. Hongkongs) Nachbarschaft, beobachten kann.

Am 12. Oktober besuchte ich Schao-king-fu, welches ich vor einem Monat nur in dunkler Nacht kennen gelernt hatte. Die von hohen Mauern umgebene Altstadt enthält sehr viele Tempel und Yamens, welche freilich im Laufe der Jahre, seit der Vicekönig nach Canton übergesiedelt ist, allmählich verlassen und vergessen worden sind.

„Ihre Mauern sind zerfallen
Und der Wind streicht durch die Hallen“

muß man unwillkürlich beim Anblick all der vom Unkraut überwucherten Tempel und Mandarinensitze, sowie der sonstigen, an die Herrlichkeit der alten Residenzstadt erinnernden Staatsgebäude rufen.

Die Hauptgeschäftsstraße enthält einige kleine Läden, in denen europäische Artikel verkauft werden. Der ganze Handel Schao-king-fu's ist aber ein rein lokaler, und außer Grundnüssen und Grundnußöl, die für Fatschan bestimmt sind, exportirt der Platz eigentlich nur Cerealien nach den nahegelegenen Ortschaften. Der Verkehr mit dem Canton-Delta ist absolut unbedeutend.

Auf meiner Rückkehr durch die Stromschnellen des Schao-king-hap frappiren mich überall die Verheerungen, welche die andauernde Hitze auf den seit reichlich zwei Monaten von keinem Tropfen Naß erquickt gewesenen Bergen angerichtet hat. Die vor vier Wochen noch frischgrünen Gräser und Gebüsche haben eine fahlgraue Farbe angenommen. An vielen Stellen sind sie auch von bösen Buben abgebrannt, so daß die schwarzen Brandstellen sich wie gigantische Schatten auf der in der Sonne glühenden Berglandschaft abzeichnen. Ueberhaupt erscheinen die ihrer frischen Farbe beraubten Ufer meinen freilich wohl noch von den Bergen des Yung-schien-Flusses her verwöhnten Augen lange nicht so schön, wie bei meinem ersten Besuch. Ich verstehe jetzt, daß Canton-Touristen, welche ja im Sommer — also während der die Natur verjüngenden Regenzeit — niemals, und nur während der trockenen Wintermonate gelegentlich jenseits unserer Sonntags-Piknik-Plätze gelangen, ein weniger enthusiastisches Urtheil über die Schönheit des Schao-king-hap abgeben, selbst wenn sie nicht im europäischen Hochgebirge groß geworden sind.

Am 13. Oktober verlasse ich schon vor Sonnenaufgang mein im Hafen von Houlik während der Nacht verankert gewesenes Boot, um eine Tour nach den am linken Ufer gelegenen Ting-u-schan-Bergen zu machen. Es bestehen dieselben aus einem von Osten kommenden, unweit Houlik und Kwong-li einige Zeit lang mit dem Fluß parallel laufenden Höhenzuge, welcher, die Schao-king-fu-Ebene im Halbkreis umschließend, bei dem Sam-neong-hap vom Strome durchschnitten wird. Der höchste Gipfel dieses Höhenzuges — der eigentliche „Ting-u-schan“ — ist ein etwa 3000 Fuß hoher, ganz und gar kahler Berg, dessen steile Wände wenig Interesse bieten; vor demselben steigt aber eine Art Vorberg, etwa 1200 Fuß hoch, aus der Ebene auf, dessen eine, dem Wasser zuliegende Seite mit dichtem Walde bewachsen ist.

In der Mitte des letzteren liegt das berühmte Kloster Ting-u-schan, eins der schönsten unserer beiden Provinzen.

Es beherbergt etwa 200 buddhistische Mönche und Klosterdiener, sowie 30 bis 40 junge Knaben, welche als Novizen auf den heiligen Beruf vorbereitet, und dabei dem Volksmunde nach etwas zärtlicher, als nöthig, behandelt werden. Die in mehreren Reihen sich den Berg hinaufziehenden Tempelhöfe, das reich ausgestattete Heiligste und Allerheiligste mit seinen vergoldeten Insassen — den Bildnissen Buddha's und anderer Heiligen — die geräumigen Hallen sowohl, als auch die Alkoven der Mönche, zeichnen sich durch Reinlichkeit, reiche Ausstattung und sorgfältige Pflege aus, und beweisen deutlich, daß das Kloster sich vieler wohlhabender Freunde und liberaler Gönner erfreut. Dasselbe ist weit und breit durch den Einfluß berühmt, den es auf den bekannten Regendrachen ausübt, welcher über ihm in den felsigen Abhängen des steil aufsteigenden Berges wohnt. Dieser Drache ist die Personifikation der göttlichen Allmacht über das Wohl und Wehe des Landes, sei es nun, daß sich die Gottheit in segenbringenden Regenschauern, in großer Dürre, oder in das Land verheerenden Stürmen und Ueberschwemmungen äußert.

Das befruchtende Naß sammelt sich an den Gipfeln der Berge, wohin der Drache auf Befehl der überirdischen Mächte die Regenwolken treibt. Unsichtbar dem menschlichen Auge, wirkt er dort oben für das Glück oder Unglück der Sterblichen, je nach deren Verdienst. Steigt er strafend ins Thal hinab, dicht über den Erdboden fliegend, so hat er Tod und Verderben im Gefolge. Am 11. April 1878 erschien er im Tornado, und zerschlug mit seinem geschuppten Schweif allein in Canton mehr als 1000 Häuser, um innerhalb weniger Minuten 10000 Menschen in Schutt und Trümmern zu begraben. Zweimal in diesem Jahrzehnt verheerten ungeheure Ueberschwemmungen die Felder, ganze Dorfschaften wurden weggeschwemmt, und gar viele Menschenleben gingen auch dabei zu Grunde! Ist der Drache aber dem Volke gnädig gesinnt, so gießt er im Frühling und Sommer in regelmäßigen Schauern aus hohen Wolken das segenbringende Naß in die Gefilde und tränkt die Erde, bis die Früchte gereift sind. Der Regendrache ist es, dessen langgeschweiftes Abbild wir während der Frühlings=Prozessionen durch die Straßen Cantons tragen sehen. Bei diesem Anlaß bittet das Volk die himmlischen Mächte um ein fruchtbares Jahr.

Gegen Ende des vergangenen Sommers zog sich der Drache plötzlich in die Verstecke der Berge zurück, und daher war die Regenzeit zu Ende, ehe die Reisfelder genügend befruchtet waren, um die Reife der Aehren zu ermöglichen; „und so verdarb der schöne Gottessegen“ in der Gluth der Sonne. Ich selbst hatte ja während meiner Reise vielfach Gelegenheit, die Folgen des ausbleibenden Regens auf den mit jedem Tage mehr ausdörrenden Feldern zu beobachten. Die Sorge des Volkes um seine Reisfelder wuchs mit jeder Stunde und bemächtigte sich allmählich auch der großen Städte. Unser großer Vicekönig Tschang=tschin=tung sah sich sogar veranlaßt, gefolgt von den höchsten Beamten der zwei Provinzen in Trauerkleidern barfuß durch die Straßen Cantons nach den „Weißen Wolken“ (einem in Cantons unmittelbarer Nachbarschaft liegenden Höhenzuge) zu begeben, um an der den Canton=Touristen so wohlbekannten, von einem kleinen Kloster umgebenen „Quelle“ den Drachen um den fruchtbringenden Regen zu bitten. Als dieses nichts half, schickte er bald nach meiner Rückkehr nach Canton einen hohen Beamten mit großem Gefolge nach dem Ting=u=schan=Kloster, welcher von dort heiliges Wasser nach Canton zu bringen beauftragt war. In des Klosters Nachbarschaft, mitten in der Waldeinsamkeit, umgeben von lianen=überwachsenen, majestätischen Baumriesen und üppig wucherndem, undurchdringlichen Gebüsch, springt nämlich auch hier ein kräftiger Quell aus dem Gestein des Berges, der in das Thal hinabrauschend und in Millionen glitzernder Fünkchen zerstiebend, einen 120 Fuß hohen Wasserfall bildet. Ehe das silberhelle Wasser den Berg weiter hinunter fährt und allmählich zu einem polternden, das Steingeröll wild übersprudelnden Bache anschwillt, bildet es am Fuße des Wasserfalles einen kleinen, überaus reizenden, krystallklaren See. Hier, dicht unter dem herunterstürzenden Wasser ist es, wo der Drache haust. Der von buddhistischen und taoistischen Mönchen begleitete Mandarin — der Abgesandte des Pontifex maximus der ganzen Nation, nämlich des Kaisers, des Sohnes des Himmels — erfüllte seinen merkwürdigen Auftrag so:

Er schlachtet einen schwarzen Hund, wirft den noch warmen Körper sammt einem von Canton mitgebrachten, großen, lebendigen Fische dem Drachen zum Opfer in die Fluthen, und kühlt dann in demselben eine eiserne, in einem flackernden Feuer rothglühend erhitzte Pflugschaar. Während die Fluth noch aufzischt und die Jünger der beiden Priestersekten ihre Liturgien recitiren, füllt der Beamte eine große Porzellanurne mit dem heiligen Quell. Letztere zu empfangen, gehen die hohen Mandarine Cantons dem Sendboten bei seiner Rückkehr bis an den Landeplatz seines Bootes entgegen und bringen sodann die kostbare Flüssigkeit in feierlicher Prozession nach dem Tempel des Drachenkönigs. Vor dem Abbilde desselben bleibt die gefüllte Vase eine Nacht stehen, um am folgenden Tage auf den Gipfel der „Weißen Wolken“ gebracht zu werden. Dort wird ihr Inhalt in kleine Krüge gefüllt und im Angesichte Cantons symbolisch als Regensaat für die durstigen Fluren der Hauptstadt von kleinen Kindern mittelst grünender Zweige ausgesprengt.

Ich muß gestehen, ich wußte damals, als ich am Fuße des Wasserfalles stehend, mich an den stolzen Kaskaden und der üppigen Natur erfreute, noch wenig von der Heiligkeit des vor mir liegenden Bergsees, oder besser des Wasserbeckens. Ich ließ mich daher verleiten, in den lockenden, eiskalten Fluthen ein Bad zu nehmen und mich von dem perlenden Gischt des grollenden Drachen überraschen zu lassen. Die Krallen des Ungethüms, an dessen Brust ich lag, spürte ich nicht, wohl aber vernahm ich fernes Donnern aus dem Felsenharnisch, an welchen ich mich zu klammern suchte; ich würde dem Ungeheuer unfehlbar zum willkommenen Opfer gefallen sein, wenn dasselbe nicht, dank einer himmlischen Weisung, an die Eingeweide des Berges gefesselt gewesen wäre.

Den Rückweg nach meinem Boote nahm ich über Logau=tscheong, eine kleine Ortschaft, bei welcher der auf dem Ting=u=schan entspringende Bach mündet. Den Canton= oder Hongkong=Touristen, welche jene Gegenden einmal besuchen wollen, wird bei dieser Gelegenheit zu erfahren von Interesse sein, daß man das Ting=u=schan=Kloster, wie auch den Wasserfall, am schnellsten von obengenanntem Platze aus erreicht, und daß man sich ja nicht von seinen Bootleuten verleiten lassen soll, in Hou-lik oder in Kwong=li auszusteigen. Man findet in dem Kloster gastfreundliche Aufnahme, sowie auch gute Bettstellen mit Moskitonetzen. Damen müssen allerdings nach dem Klostergesetze in einem besonderen Zimmer schlafen. Der allmächtige Dollar wird es indessen wohl ermöglichen, daß Eheherren auch in diesem Gebäude ihre Gattinnen während der Nacht nicht allein zu lassen brauchen. Weiter möchte ich empfehlen, ja nicht zu versäumen, die nahegelegenen Marmorfelsen — die „Sieben Sternberge“, welche ich näher beschrieben habe — zu besuchen. Zu dem Zwecke soll man bis an das westliche Ende von Schao=king=fu, an die Landestelle Nam=mun=hou fahren, von wo die Felsen nur 10 Li oder $3\frac{1}{2}$ eng=

lische Meilen entfernt liegen. Ich rathe besonders an, entweder den Hin- oder den Rückweg durch die Stromengen zu Fuß zu unternehmen; ein schöner Weg führt am linken Ufer entlang das ganze „Hap" hindurch. Dampfpinassen sind in Canton stets zu haben, so daß man die außerordentlich lohnende Tour ohne irgend welche Beschwerden in zwei oder drei Tagen machen kann, falls man nicht vorziehen sollte, eine längere Rast in dem Ting-u-schan-Kloster zu halten, und in seinen herrlichen Waldungen einige Tage zu verweilen.

Am 14. Oktober machte ich mich von Kwong-li aus auf den Weg nach Canton, wechselte am Eingange des Fatschan-Kanals — bei Sahou — meine im Sande stecken bleibende Arche mit einem pfeilschnellen „Pantoffelboot", und erreichte noch an demselben Abend den angenehmen Käfig der Kanton-Bleichgesichter — die Niederlassung der Fremden, Shameen — von dessen Rasenplätzen die flanellhemdbekleidete Jugend nach Beendigung des Tennis-Spiels soeben den geräumigen Hallen des Klubs zueilte.

Die Britisch-Afrikanische Gesellschaft und die Afrika-Forschung von 1788—1888.

Von H. Seidel.

Selten hat die Kulturwelt von den Tagen des Alterthums bis heute für die Durchführung einer einzigen Aufgabe mehr Zeit, Mittel und Kräfte geopfert, als für die Erschließung des schwarzen Erdtheils von jeher aufgewandt worden sind. Aegypter, Griechen und Römer haben sich bereits an der Lösung afrikanischer Räthsel versucht; aber nur unsichere und schwankende Nachrichten sind uns durch sie übermittelt, da ihre Geographen aus lückenhaften, oft ungenauen oder mißverstandenen Quellen schöpften und durch zufällige Namensgleichheit grundverschiedener Thatsachen zu den abenteuerlichsten Schlüssen verleitet wurden. Auch ist, Aegypten abgerechnet, die geographische Kenntniß der Alten nirgends weiter als 400 bis 600 km um den Nordrand Afrikas binnenwärts vorgedrungen.

Mit der Ausbreitung der arabischen Herrschaft wird zwar die Grenze der „terra incognita" erheblich verengert, besonders an der afrikanischen Ostküste, welche die Araber schon sehr frühe bis nach dem goldreichen Sofala hinab bereisten. Zum Unglücke aber verwirrten sie ihr Wissen durch gehaltlose Hypothesen oder müßige Fabeln, so daß ihre geographischen Schriften in Zeiten unvollkommener Information über jene Räume durch das hyperkritische Bemühen mancher Gelehrten mehr Schaden als Nutzen gestiftet haben.

Christliche Forscher erschienen in Afrika im allgemeinen nicht vor der Umsegelung des Erdtheils durch die Portugiesen; höchstens, daß auf den im Mittelalter beliebten Pilgerfahrten zum heiligen Grabe, der eine oder der andere seinen Weg über die Sinai-Halbinsel und durch Unterägypten nahm. So besuchte in den Jahren 1336 bis 1341 und 1350 der deutsche Reisende Ludolf von Suchen das Nildelta und Kairo und erstattete über seine Erlebnisse in einer knapp gehaltenen Schilderung Bericht. Nach der Eröffnung des indischen Seeweges tauchten aber Europäer an verschiedenen Stellen des Kontinents auf. Am ehesten lockte Abessynien — das Reich des mythischen Erzpriesters Johannes — die abendländischen Gäste an sich, darnach das alte Wunderland der Pyramiden, und in Westafrika Senegambien und Timbuktu. An den Küsten Oberguineas setzten sich fast sämmtliche Großhandelsmächte jener Tage fest. Selbst vom Kongo klangen Nachrichten herüber, wo italienische Kapuziner-Missionäre das Werk der Heidenbekehrung versuchten. Ueber die Gebirgsländer des Atlas, über Tripolis und Barka, erfuhr man in Europa vor Shaw, Hebenstreit, Höst und Desfontaines, aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, kaum eine irgend verläßliche Kunde. Gründlicher wurden die holländischen Besitzungen am Kap durchforscht, weil hier ein ganzes Volk mit seinem Troß unaufhaltsam von Weideplatz zu Weideplatz gegen das Innere vordrängte, daher auch für diesen Theil Afrikas zuerst die Anläufe einer geordneten Landesvermessung vorliegen, an welcher um 1777 der Engländer Patterson fleißig arbeiten sah. Im übrigen ruhte auf dem schwarzen Erdtheile geheimnißvolles Dunkel, und es bedurfte eines großartigen Anstoßes, um die Aufmerksamkeit Europas auf die weite „terra incognita" jenseits des Mittelländischen Meeres hinzulenken. Dieser Anstoß ward durch Kapitän Cook's ruhmvolle Weltumsegelungen gegeben. Die Begeisterung für geographische Entdeckungen erfüllte von nun an die weitesten Kreise, und wo irgend auffällige Lücken in der Kenntniß unseres Planeten sich offenbarten, wurden Schiffe und Forscher hingesandt, um den Schleier zu lüften und das Antlitz der Erde in immer schärferen Linien zu zeichnen.

Unbekannt war damals vor allem noch Afrika, dann Asien und ein großer Theil Amerikas, wo man eben aufs neue die Suche nach der sagenhaften Anian-Straße aufgenommen hatte. Während aber im Osten und Westen der Umfang des Wissens sich stetig erweiterte, boten die Karten Afrikas im Inneren beharrlich eine leere Fläche dar, auf welcher „der Geograph, gestützt auf die Autorität des Leo Africanus und des nubischen Schriftstellers Edrisi, mit zögernder Hand einige Namen von unerforschten Flüssen und ungewissen Völkern eintrug" (Sir Joseph Banks).

Um das afrikanische Dunkel endlich zu erhellen, that sich daher in England vor jetzt 100 Jahren eine Zahl bedeutender Männer zusammen, mit der Absicht, eine Gesellschaft zur systematischen Erforschung Afrikas ins Leben zu rufen. An der Spitze der Vereinigung stand ein Begleiter von Cook's erster Reise — der Botaniker **Sir Joseph Banks**, unter dessen Leitung am 9. Juni 1788[1]) die Britische

[1]) Zum Gedächtniß dieses Tages brachten Petermann's Mittheilungen im diesjährigen Junihefte eine längere Abhandlung, betitelt: Ein Jahrhundert der Afrikaforschung. Zum hundertjährigen Gedenktage der Gründung der African-Association. Von Prof. Alex. Supan. Mit 10 Karten, die Fortschritte der Afrikaforschung von 1788 bis 1888 zeigend, einer größeren Uebersichtskarte zur Unterscheidung der bekannten, erkundeten oder ganz unbekannten Gebiete rc. rc.

„Association for promoting the Discovery of the Interior Parts of Africa“ ihre Begründung erfuhr. Hauptzweck der Gesellschaft war, wie ihr Name sagt, die Erschließung Innerafrikas; doch sollten über den wissenschaftlichen Zielen keineswegs die praktischen vergessen werden, was die „Association“ im ersten Bande ihrer „Proceedings“ ausdrücklich bemerkt. „Von allen Vortheilen“, heißt es dort, „welche eine bessere Kenntniß der inneren Gegenden von Afrika gewähren würde, ist der wichtigste die Ausbreitung des Handels und die Förderung der britischen Industrie“.

Um ihrem Unternehmen den Erfolg zu sichern, ging die neue Gesellschaft von vornherein höchst vorsichtig und planmäßig zu Werke. Namentlich waren es folgende Momente, durch welche ihre Thätigkeit bahnbrechend und vorbildlich für die Zukunft gewirkt hat:

Die Britisch-Afrikanische Gesellschaft faßte erstens ganz bestimmte geographische Fragen ins Auge und suchte sodann die Forschungsarbeit von aller persönlichen Willkür und Regellosigkeit zu befreien, damit jeder Vergeudung von Zeit und Geld gesteuert werde.

Zweitens bemühte sich die Gesellschaft angelegentlich um die Wahl ihrer Reisenden und scheute sich nicht, für die wissenschaftliche Ausbildung ihr geeignet erscheinender oder sonst schon bewährter Personen die nöthigen Mittel aufzuwenden. So hat sie z. B. unseren Landsmann Ludwig Burckhardt gefördert, der, obwohl ein Fremder wie Friedrich Hornemann, mit diesem zu den frühesten Sendlingen der „Association“ gehört.

Drittens erkannte die Gesellschaft sehr bald, daß Durchquerungen des Festlandes das beste Mittel seien, um schnell über die Haupträthsel der afrikanischen Geographie ins Klare zu kommen. — In diesem Sinne ist die Erforschung des schwarzen Ertheiles fortan gehandhabt worden. Trotz aller Mißerfolge hielt man das Endziel, eine Reise durch Afrika von Ocean zu Ocean, in den betheiligten Kreisen unverrückbar fest, und die Fortschritte der letzten Jahrzehnte haben reichlich dafür belohnt.

Die Thätigkeit der Britisch-Afrikanischen Gesellschaft wandte sich aus wissenschaftlichen, wie praktischen Interessen, zunächst dem Niger-Probleme zu. Timbuktu, zu dessen Erreichung schon 1618 eine englische Handelskompagnie gegründet worden war, übte noch immer „eine zauberhafte Anziehungskraft aus“, und die Frage nach der Richtung des Nigerlaufes gehörte zu den brennendsten für die damalige Erdkunde. Trotz älterer richtiger Angaben, die den Niger in den Benin-Golf münden ließen, klammerten sich die Geographen des vorigen Jahrhunderts an die Fabel, daß dieser Strom in äquatorialer Richtung nach Osten fließe und in einem Binnensee oder Sumpf endigen müsse. Von 1790 bis 1830 sehen wir jetzt in schneller Folge einzelne Forscher oder größere Expeditionen nach den Negerreichen des West-Sudan ausziehen. Die ersten Vorstöße unter Ledyard, Lucas und Houghton schlugen fehl, bis Mungo Park 1795 seine berühmte Reise durch ausgedehnte Strecken unbekannten Landes zum Niger antrat, den „er auf der Hinreise bis Silla verfolgte und auf der Rückreise bei Bammako verließ“. Aber weder Park noch Hornemann, der 1798 von Norden her zum Niger durchbrechen wollte, konnten völlige Aufklärung über die Nigerfrage geben, die trotz vielfacher theoretischer Lösungsversuche bis 1830 ihre räthselhafte Natur bewahrte. Die endliche Schlichtung des Streites knüpft sich an die englischen Forscher Clapperton und Lander, von denen der erstere durch seine Reisen von 1822 bis 1824 und von 1825 bis 1827 den mohammedanischen Central-Sudan erschloß, während der andere das Werk vollendete, indem er 1830 den Niger stromabwärts befuhr und dessen Ausfluß in den Beningolf bestätigte. Nehmen wir noch hinzu, daß der Franzose Caillié in den Jahren 1827 und 1828 die erste glückliche Timbuktu-Reise ausführte, so ist das Niger-Problem bis 1830 in den Grundzügen gelöst worden. Ein wichtiger Abschnitt in der Entdeckungsgeschichte Afrikas war damit beendet; neue Fragen rückten in den Vordergrund — zunächst die Erforschung der Nilquellen, wohin die „African-Association“ ihren letzten Reisenden, Linand de Bellefonds, aussandte, der zur selben Zeit, als Caillié in Timbuktu weilte, den weißen Nil befuhr. Bald darauf, am 23. Juli 1831, löste sich die Britisch-Afrikanische Gesellschaft als solche auf und ging in die „Royal Geographical Society“ über, die ein Jahr zuvor in London gegründet worden war.

Die 57 Jahre, vom Eingehen der „African-Society“ bis heute, lassen sich hinsichtlich der afrikanischen Forschungsarbeit in vier größere Perioden zerlegen.

Die erste Periode von 1830 bis 1850 ist die Zeit gemessener Fortschritte im Norden und Süden des Erdtheils und wird bedingt durch die Eroberung Algiers seitens der Franzosen, durch die wiederholten Vorstöße der Aegypter gegen die Aequatorialzone und durch die Auffindung des südlichsten der centralen Seenbecken, des Ngami, den der unermüdliche Livingstone 1849 entdeckt. In Abessynien arbeiten Russeger, Rüppel, Ferret, Galinier, Krapf und Beke, und von 1837 bis 1848 überziehen die Brüder D'Abbadie einen großen Theil des Landes mit ihrem trigonometrischen Netz. Langsam, aber stetig tritt die innere Gestaltung Afrikas ans Licht, so daß Alex. v. Humboldt, beim Vergleich der früheren Zustände des Wissens mit den neueren seine lebhafte Freude äußert, „da, wo lange alles geschlummert, wo man oft hyperkritisch sich bemüht, das schon Erstrebte wiederum wegzuleugnen, da unter unseren Augen Großes erwachsen und sich entwickeln zu sehen“ (In einem Briefe an K. Ritter über Zimmermann's Karte der oberen Nilländer, aus 1843).

Die zweite Periode, von 1850 bis 1862, umfaßt die Lösung des Nil- und Zambesi-Problems und bringt zugleich unerwartete Aufschlüsse aus der Sahara und dem Sudan, wo Heinrich Barth auf sechsjährigen Reisen (1850 bis 1855) die räumliche Kenntniß jener Gegenden fast um das Zehnfache erweitert, während im Osten Erhardt, Rebmann, Krapf, Burton, Speke und Grant das muthmaßliche afrikanische Binnenmeer in einzelne Seen auflösen, von denen der Ukerewe bereits 1862 als das Hauptquellbecken des Nil erkannt wird. Im Verfolge der Zambesi-Forschung kreuzt Livingstone 1856 als der erste Europäer den dunklen Kontinent, betritt 1859 die Ufer des Schirwa- und Nyassa-Sees und empfängt durch zuverlässige Erkundigungen die Nachricht von einem bedeutenden Flußsysteme im Westen der innerafrikanischen Becken.

Die dritte Periode, von 1862 bis 1877, führt zur Entdeckung des Kongo-Laufes, wodurch die Forschungen im äquatorialen Ost- und Westafrika an einander geschlossen werden. Den Glanzpunkt bildet Stanley's denkwürdige Fahrt vom indischen zum atlantischen Gestade, der sich in rascher Folge eine stattliche Zahl mehr oder minder glücklicher Expeditionen englischer, deutscher, französischer, belgischer, amerikanischer u. a. Reisenden auf demselben Gebiete anreiht. Nebenher laufen im Norden die ausgedehnten Wanderungen unserer Landsleute v. Beurmann, Vogel, Rohlfs, Nachtigal, Schweinfurth, Junker u. a., unterdeß im Süden Hübner, Mauch, Merensky, Mohr und Gustav Fritsch durch fleißige Untersuchungen dem deutschen Namen neue Ehren erringen.

Die vierte Periode, seit 1877, ist die Zeit des Ausbaues und der tropisch-afrikanischen Kolonisation, ausgezeichnet

durch eine allseitig mit Eifer betriebene und verfolgte Aufklärung der letzten noch schwebenden Fragen, sowie durch das Streben der europäischen Staaten, auf dem jungfräulichen Boden Besitz zu erwerben. Kräftiger als je zuvor betheiligt sich Deutschland an diesem Wettstreit. Weite Räume werden unter den Schutz des Reiches gestellt; seine Kriegsschiffe erscheinen in den afrikanischen Gewässern und untersuchen zu Nutz und Frommen des deutschen Handels Küsten, Häfen, Flüsse, Strömungen, Wetter und Wind. Unsern Forschern voran weht das Banner der Heimath, und die „deutsche Afrikanische Gesellschaft“ wirbt Jahre hindurch [1]) in allen Ständen um Theilnahme an dem von ihr vertretenen Werk.

Wir sehen davon ab, bei der Ueberfülle des Stoffes irgend eine der vorstehend charakterisirten Perioden genauer zu beleuchten und widmen statt dessen zum Schluß den „Aufgaben der Zukunft“ noch einige Worte. Vor allem müssen wir mit Professor Supan der jüngst öfter geäußerten Meinung entgegentreten, als seien die Zeiten der Entdeckungen in Afrika für abgeschlossen zu betrachten. Das ist ein gefährlicher Irrthum, der die Afrikaforschung leicht auf verkehrte Bahnen lenken kann und leider schon gelenkt hat! Trotz aller Erfolge der Neuzeit warten in Afrika immer noch bedeutende Aufgaben der Lösung. Am mindesten bekannt ist gegenwärtig noch die nördliche Wüste. Zwischen dem 15. und 25. Grad nördlicher Breite durchlaufen nur vier dünne Routenstränge die Sahara. Der mittlere Sudan von Darfur bis Timbuktu ist nicht besser erschlossen, als das ostafrikanische Seegebiet, trotzdem dort die Forscher seit 66, und hier erst seit 30 Jahren am Werke sind. In der Nähe des Aequators bleiben drei weitere Striche noch übrig — das Mandingoland, hinter der Küste von Oberguinea, die Liba-Region, so genannt nach jenem See, der „Jahrzehnte hindurch hier sein Unwesen trieb“, und die Galla-Somali-Länder im Osten. Dorthin besonders ist die europäische Forschung zu lenken, und der Reisende, der sich dies Feld erwählt, darf sicher sein, daß ihm die Möglichkeit zu überraschenden Entdeckungen nicht benommen ist.

Zudem liegen die drei letztbezeichneten Gebiete innerhalb des Interessenkreises der Kolonialmächte. Wie sehr die Entwickelung der deutschen Togo-Kolonie von der Exploration des Hinterlandes abhängt, hat kürzlich Ernst Henrici schlagend bewiesen. In der Liba-Gegend berührt sich der Kongostaat mit unserm Kamerungebiet und den englischen Erwerbungen am Benue, und die Somali-Halbinsel scheint von Großbritannien und Italien zu künftigen Besiedelungen ausersehen zu sein. Die große Entdeckungsperiode aber, die vor 100 Jahren mit der Gründung der „African Association“ ihren Anfang nahm, ist heute noch längst nicht zum Abschluß gebracht, und erst dann, wenn das rohe Gezimmer vollendet ist, kann mit dem inneren Ausbau begonnen werden.

[1]) Leider zersplitterte zu Anfang dieses Jahres die Auflösung diesen Verein deutscher Freunde der Afrikaforschung (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 32).

Kürzere Mittheilungen.

Vulkan-Eruptionen in Japan.

Eine verheerende vulkanische Eruption, die kürzlich bei „Makamats“ (vielleicht Wakamatsu in der Provinz Iwashiro, nordwestlich von Tokio) stattgefunden, und zahlreichen Menschen das Leben gekostet haben soll, veranlaßt uns, einen kurzen Rückblick auf die bisher stattgehabten Vulkan-Eruptionen Japans zu werfen. — Von dem japanischen Riesenvulkane Fusi-yama, der sich 3800 m über den Meeresspiegel erhebt, behaupten die japanischen Annalen, daß derselbe erst im Jahre 286 v. Chr. entstanden sei, bezw. daß er seine Vulkannatur erst in diesem Jahre offenbart habe. Zu gleicher Zeit soll sich auch durch eine instantane Landsenkung der große See Omi (Biwa) gebildet haben, und im Jahre 80 v. Chr. soll demselben die Insel Tsikubu-sima entstiegen sein. Diesen Berichten dürfte aber vielleicht ein gut Theil Legende anhaften. Viel besser bezeugt und viel glaubwürdiger sind die Aeußerungen vulkanischer Thätigkeit in der neueren Zeit. Da haben wir vor allen Dingen an den großen Ausbruch des Fusi-yama im Jahre 1707 zu erinnern, der zwei Monate andauerte, und bei Gelegenheit dessen sich die Gestalt des gewaltigen Berges durch Bildung eines neuen Ausbruchs-Kraters sehr erheblich veränderte. Die ausgeworfene Asche bedeckte die Felsen, Häuser und Tempel viele Meilen weit, in Yeddo, das 80 km vom Berge entfernt ist, wurde die Sonne davon verfinstert, und man hörte das Getöse, das mit der Eruption Hand in Hand ging, ganz deutlich. Die Eruption wurde auch von starken Erderschütterungen begleitet, die besonders entlang der Küste großen Schaden anrichteten. — Eine andere schlimme Eruption des letztvergangenen Jahrhunderts war die des Assama-yama (nordnordwestlich vom Fusi-yama), der etwa 2500 m hoch ist. Der Lavastrom, welcher sich im Jahre 1783 aus dem Krater dieses Berges ergoß, ist noch heute meilenweit zu verfolgen, und er sowie der ihn begleitende Regen von Asche und von vulkanischen Bomben zerstörten zahlreiche Dörfer und ausgedehnte Waldungen, und vernichtete Tausende von Menschenleben. — Im Jahre 1792 hatte der Osengatake (Unzensan, auf Kiu-siu, am Simabara-Golfe) eine ähnlich furchtbare Eruption, die 53 000 Menschen das Leben gekostet haben soll. — Das gegenwärtige Jahrhundert war zwar keineswegs frei von vulkanischen Ausbrüchen, dieselben waren aber sämmtlich nicht besonders verheerend, und diejenige des Jahres 1888 scheint bisher unter allen die heftigste gewesen zu sein. Namhaft zu machen sind hier: die Eruption des Mi-take (auf Sakura-sima, im Kako-sima-Golf von Kiusiu, 1828) des Komaka-take (auf Jeso, 1852 und 1856); des O-yama (auf Nipon, 1853); des Tarumai (auf Jeso, 1867 und 1874); des Sirame-san (auf Nipon, 1872) und des Aso-take (auf Kiusiu, 1874).

Der Grenzstreit zwischen Britisch-Guyana und Venezuela.

Einen wichtigen Beitrag zu der in der Ueberschrift erwähnten Frage giebt Herr P. M. Netscher in einem vor kurzem erschienenen Werke über die Geschichte der Kolonie Guyana [1]).

Es handelt sich dabei bekanntlich darum, ob man Amacuru und Moruca als Grenze des englischen Guyanas zu

[1]) Geschiedenis van de Kolonien Essequebo, Demerary en Berbice van de vestiging der Nederlanders aldaar op onzen tijd. Door P. M. Netscher. Met twee Kaarten. 's Gravenhage 1888. Marbinus Nyhoff.

betrachten hat, und diese Frage gewinnt eine höhere Bedeutung, seitdem auf dem streitigen Gebiet Gold gefunden ist und einige Engländer sich dort niedergelassen und den Schutz ihrer Regierung nachgesucht haben. Letztere hat denselben auch gewährt und durch eine Abtheilung Militär ein altes verlassenes Fort, welches dort lag, wieder besetzen lassen. Die englische Regierung giebt sich außerdem die größte Mühe, ihr Besitzrecht womöglich durch Beweise zu unterstützen, und sie hat zu diesem Zwecke u. a. auch in den alten niederländischen Archiven — ob mit Erfolg ist ungewiß — durch einen nach den Niederlanden geschickten Beamten nachsuchen lassen.

Ueber die Grenze hat von jeher Unsicherheit geherrscht. Hartsinck (Beschrybnig van Guiane of de Wilde kust in Zuid America 1770) sagt, daß er nicht mit Sicherheit angeben kann, ob der Barima, der sich in die Orinocomündung ergießt, oder der einige Meilen östlicher gelegene Wainy die Grenze zwischen dem damals spanischen (jetzt venezuelanischen) und niederländischen (jetzt englischen) Besitz bildet, nimmt aber auf der Karte, die er seinem Werke beigiebt, letzteres an.

Auf der Karte des Major von Bouchenröder (1798), wird der Barima als Grenze angegeben, und Sir Robert Schomburgk nimmt (um 1840) den Amacuru, ein westlich von der Barima gelegenes kleines Flüßchen an; nach den spanischen Karten soll dagegen der viel östlicher gelegene Moruca (Morocco) oder gar der Pomeraon die Grenze bilden; manchmal wurde letztere gar bis an den Essequebo hinausgeschoben, und Venezuela scheint jetzt seine Ansprüche bis eben dahin auszudehnen. Die englischen Ansprüche werden hauptsächlich dadurch zu begründen versucht, daß schon im 17. Jahrhundert in der Nähe der Mündung des Barima und Amacuru ein holländischer Posten bestanden und demnach das niederländische (jetzt englische) Gebiet sich bis an den Orinoco erstreckt habe.

Gerade in Bezug auf den zuletzt erwähnten Punkt macht Herr Netscher in einem besonderen Nachtrage interessante Mittheilungen, deren Inhalt wir auszugsweise folgen lassen:

Im 17. und 18. Jahrhundert errichteten die Kommandeurs aller niederländischen Kolonien in Guyana in den abgelegensten Theilen ihrer Bezirke, um mit den Eingeborenen, den freien Indianern, Handel zu treiben, kleine Posten, die, manchmal mit einer gewissen Uebertreibung „Forts“ genannt wurden. Sie bestanden in der Regel aus einem „Posthouder“ oder „Ritlegger“ und ein oder zwei europäischen Gehülfen, gewöhnlich Soldaten, „Cyleggers“ genannt, und ein paar Indianern oder Negersklaven. Das Holzgebäude war gegen Angriffe durch einen Wall oder eine Pallisadirung geschützt, und die Flagge der W. Ind. Kompagnie wehte vor demselben.

Es scheint sicher zu sein, daß in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wie Hartsinck angiebt, ein von Essequebo vorgeschobener Posten in der Nähe der Barima-Mündungen angelegt war, aber Netscher's Nachsuchungen im Staatsarchiv haben ihm die Sicherheit verschafft, daß dieser Posten schon im Jahre 1683 oder 1684 nicht mehr bestand, und also entweder von den Feinden genommen oder aufgegeben worden war. Man findet nämlich in dem im Niederländischen Staatsarchiv vollständig seit 1680 vorhandenen Briefwechsel der Kommandeurs von Essequibo und Pomereon den Posten am Barmia nicht erwähnt. In einem Berichte (vom 8. IX. 1691) über den Zustand der Kolonie Essequebo werden zwei Außenposten (am Demerary und am Pomereon) erwähnt, ohne daß ein Posten am Barima genannt wäre; in einem späteren Berichte (14. VI. 1703), wird von der Anlage neuer Posten berichtet, doch auch wird hier der Barima nicht genannt. Uebrigens hatte die W. Ind. Comp. bereits 1685 von dem Handel nach dem Orinoco Abstand genommen.

Als der Pomereon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts verlassen wurde, ist wahrscheinlich der dortige Posten nach der Moruca-Mmündung verlegt worden. Derselbe scheint eine gewisse Bedeutung besessen zu haben, denn 1797 wurde von ihm ein ernstlicher Angriff der spanischen Truppen mit Glück abgeschlagen. Auf einer im Staatsarchiv befindlichen, vermuthlich aus der Mitte des 18. Jahrhunderts herrührenden Karte wird der Wainy als Grenze angegeben, doch nirgendwo ist ein westlicher gelegener Posten erwähnt. Es ist darum unerklärlich, das von Bouchenröder 1798 auf seiner Karte die Grenze bis an den Barima verschob, um so mehr als er jene Gegend nicht aus eigener Anschauung gekannt zu haben scheint, was sich auch daraus ergiebt, daß er die Namen Amacuru und Barima mit einander verwechselt.

Auf Grund aller dieser Thatsachen kommt Herr Netscher zu dem Schlusse, daß sowohl die englische Behauptung: der Barima oder Amacuru sei die Grenze, als auch die Behauptung der Spanier (resp. Venezuelas), ihr Gebiet erstrecke sich bis zu dem Pomereon oder Essequebo, zurückzuweisen sind, daß man vielmehr den Moruca als Grenze der beiden Gebiete an der Küste anzunehmen hat. Von hier aus wäre nach Netscher's Ansicht die Grenzlinie nach dem Punkte im Inneren zu ziehen, wo im ganzen 18. Jahrhundert ein Posten am Cayouni bestand, dessen Lage allerdings nicht mit Bestimmtheit angegeben werden kann, da es in einem Berichte vom 14. VI. 1703 nur heißt, daß dieser Posten „oben in der Savanne auf sechs Wochen Fahrt vom Fort Kijckoveral“ gelegen war; ob dies derselbe Punkt ist, den die Karte von Schomburgk angiebt, ist daher zweifelhaft; möglicher Weise lag er jedoch früher höher am Flusse und ist später erst mit Rücksicht auf feindliche Angriffe weiter stromabwärts verlegt worden. Uebrigens ist die ganze Westgrenze von Essequebo nie genau bestimmt gewesen und in den Archiven finden sich verschiedene Klagen über Belästigung von Seiten der Spanier, worauf der König von Spanien Abhülfe versprach, die jedoch nie gebracht wurde. E. M.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Der bekannte englische Reisende Alfred Everett, der 19 Jahre in den Tropen zugebracht und sich besonders um die thiergeographische Durchforschung Borneos und der Philippinen hervorragende Verdienste erworben hat, ist aus Gesundheitsrücksichten nach England zurückgekehrt. — Ebenso befindet sich auch der Borneo-Reisende John Whitehead nach achtmonatlichem Herumklimmen auf dem Kina Balu wieder auf der Heimreise (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 159).

— Durch einen offiziellen „Report“, den der englische Vicekonsul W. J. Archer für das englische Parlament verfaßt hat, erfahren wir Näheres über die Reise dieses Herrn in dem nördlichen Siam. Dieselbe erstreckte sich von Zimmé am Meping aufwärts bis zur chinesischen Grenze, nordostwärts bis zum Mekhong und westwärts bis über den Meyum — zu einem guten Theile also über Gebiete, die Europäer vorher nicht betreten haben. Besondere Aufmerksamkeit widmete der Reisende den Bevölkerungs- und Wirth-

schaftsverhältnissen, und in dieser Hinsicht sind namentlich seine Ausführungen über die Thai-Bevölkerung und über die siamesischen Kolonien — die zum guten Theile Zwangskolonien sind — interessant. Als den eigentlichen Bevölkerungs-Heerd der Thai sieht er das sogenannte „Thai Yai“ an, von wo aus sich die in viele Stämme zersplitterte Rasse südwärts ausbreitete. Ihr mischten sich andere Rassen aus Birmah, China, Tonking rc. bei, so jedoch, daß in jeder Niederlassung jede Rasse ursprünglich ihr gesondertes Quartier hatte, um sich erst im Laufe langer Zeiträume mit den anderen zu amalgamiren. Am vorgeschrittensten ist die Amalgamation in Bangkok, am wenigsten fortgeschritten in Zimmé, in Muang Fang (das erst vor neun Jahren begründet wurde) rc. Da jede Rasse außer ihrer Tracht, Sitte und Sprache auch ihren Namen beibehält, und da jede Rasse die andere mit ihrem besonderen Namen bezeichnet, so ist der ethnologische Wirrwarr in Ober-Siam aller Orten ein ungeheuerer. — Zimmé ist ein wichtiger Handelsplatz, durch den die Straßen aus Yünnan und den Shanstaaten nach Mulmein führen, und den zahlreiche Maulthier- und Pony-Karawanen passiren, um im Dezember Landesprodukte nach diesem Hafen zu befördern und im Februar Baumwollenstoffe von dort zurückzubringen. Die Karawanen zählen in der Regel 50 bis 100 Thiere. — Elephanten werden nur bei der Ausbeutung der Wälder sowie bei der Bestellung der Reisfelder verwendet.

Afrika.

— Nach einem Berichte, den Curt von François am 6. April nach Deutschland abgesandt hat, ist die von ihm geleitete Expedition im Togo-Lande bisher in der glücklichsten Weise von statten gegangen. Am 4. März wurde die erste Hauptstation Salagh, am 22. März weiter Jendi und am 5. April Gambaga erreicht. Der letztere Ort ist etwa 300 km von der Küste entfernt und liegt bereits im Gebiete der Fallata-Völker. Von da wollte Hauptmann François am 7. April nach Waga-Dugu, das 300 km weiter binnenwärts liegt (unter 11° 15′ nördl. Br.), aufbrechen.

— Nach einem Briefe, den Barttelots Begleiter Jameson am 15. April d. J. von Kasongo nach Zansibar gesandt hat, scheint sich Tippoo Tip endlich dazu entschlossen zu haben, die geforderte Verstärkung nach Yambuga zu senden, so daß Major Barttelot mit 900 Mann den Spuren Stanley's folgen kann. Die in Yambuga befindlichen Europäer sollen sich sämmtlich guter Gesundheit erfreuen. — Casati, der Gefährte Emin-Paschas, hat mittlerweile mitgetheilt, daß Stanley auch im Dezember v. J. noch nicht an seinem Ziele angelangt war.

— In Zansibar sind am 31. Juli Nachrichten über Emin-Pascha und Stanley eingelaufen. Danach ist es wahrscheinlich, daß der vielberufene „weiße Pascha“ am Gazellenflusse identisch ist mit Emin-Pascha. Von einem entscheidenden Schlage des Mahdi bedroht, soll sich Emin Anfang April trotz seiner schwierigen Lage dazu entschlossen haben, die Offensive gegen denselben zu ergreifen und mit seinem kleinen Heere so rasch als möglich am linken Nilufer über Lado vorzudringen. Als die Boten aus dem Inneren aufbrachen (Anfang April), erschien das Unternehmen noch wenig aussichtsreich, den Nachrichten aus Suakim zufolge muß dasselbe aber trotzdem von gutem Erfolge begleitet gewesen sein —, wie es scheint namentlich dadurch, daß es dem deutschen Helden gelang, Bundesgenossen unter den Eingeborenen zu gewinnen. — Von Stanley waren im März Gerüchte zu Emin-Pascha gedrungen, die einander widersprachen. Nach den einen soll seine Expedition nach schweren Verlusten an Menschen und Vorräthen in der Gegend zwischen Maboda und dem Albert-Nyanza von feindlichen Stämmen aufgehalten worden sein; und nach den anderen soll sie nach heftigen Kämpfen mit den Eingeborenen des Matongora-Mino-Distriktes in unbekannter Richtung weiter gezogen sein. — Die Könige von Unyoro (Kabrega) und Uganda (Mbanga) befanden sich zu der Zeit, als die Boten Emins ihre Länder durchzogen, mit einander im Kriege.

— Ueber das traurige Schicksal der zehn Europäer, die sich in den Händen des Mahdi befinden — Lupton-Beys, Slatin-Beys, Neufelds, Urwalders rc. — enthält das letzte Heft der „Geographischen Mittheilungen“ (S. 219 ff.) einen ersten zuverlässigen Bericht, der im Mai d. J. von Chartum nach Kairo gelangt ist. Danach sind die Gefangenen täglich den ärgsten Demüthigungen und Mißhandlungen durch die Mahdisten ausgesetzt. Mit gutem Grunde finden die „Mittheilungen“ diese Thatsachen tief beschämend für ganz Europa — namentlich aber für das stolze England, das die Zustände im Sudan verschuldet hat, und das die nach Befreiung Seufzenden ebenso thatenlos in den Händen ihrer Peiniger läßt, wie es seiner Zeit Gordon untergehen ließ.

— Der schottische Missionär S. Arnot entfaltet seit sieben Jahren in Centralafrika eine ähnliche Wirksamkeit wie seiner Zeit Livingstone. Das Hauptfeld seiner Thätigkeit liegt im Lande Urua, am oberen Kongo (Luapula), und seine Hauptstation heißt Mukurru. Um ihn zu unterstützen, sind im August des Jahres 1887 zwei andere Missionäre — die Herren Swan und Faulkner — von Bihé nach dem Inneren aufgebrochen.

— Der Kongostaat hat einen neuen schweren Verlust erlitten durch den Tod des Lieutenants Deane, der seiner Zeit die Station Stanley Falls gegen die Araber vertheidigte. Derselbe verlor sein Leben auf einer Elephantenjagd bei Lukolela. — Gleichzeitig hat auch General Strauch sein Amt als General-Administrator des Kongostaates niedergelegt, und Lieutenant E. Baert, der besonders den Mongala-Lauf erforscht hat, ist nach Ablauf seines dreijährigen Kontraktes nach Belgien zurückgekehrt. Die Herren Jungers, Gustin und Le Marinel gedenken den Dienst des Kongostaates ebenfalls zu quittiren. — Ferner sind auf unbestimmte Zeit nach Belgien gegangen: Hauptmann Cambier, der bekannte Leiter der Kongobahn-Aufnahme, sowie Generalgouverneur Janssen, und Hauptmann Van Gèle, sowie Lieutenant Roget wollen dem Beispiele dieser Herren folgen. — Es ist damit wieder einmal mehr Raum für neue Kräfte geschaffen, als für das Gedeihen des Kongowerkes erwünscht sein kann.

Bücherschau.

— Ina von Binzer, Leid und Freud einer Erzieherin in Brasilien. Berlin. Richard Eckstein's Nachfolger. — Sehr lebendige, von Geist und Humor gewürzte Schilderungen des brasilianischen Lebens und Treibens, die man mit Vergnügen liest, und aus denen man zugleich auch mancherlei lernt.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIV.



№ 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Die antarktischen Regionen.

Von Arthur Silva White, Sekretär der Königlich Schottischen Geographischen Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Unter den ungünstigen physikalischen Bedingungen, welche in den antarktischen Regionen walten, hat die höhere Pflanzenwelt natürlich daselbst keine Repräsentanten. Dagegen giebt es ungeheure Mengen von Diatomeen und mikroskopischen Pflanzen, die den verschiedensten Gattungen und Arten angehören, und die das Hauptfutter für die Seethiere bilden. Die Diatomeen findet man an der Oberfläche des Wassers, und ihre Panzer sammeln sich auf dem Meeresboden in der Nähe des 60. Breitengrades an und bilden außerhalb des blauen Schlammes der antarktischen Regionen einen reinweißen Diatomeen-Schlamm. In der Nähe des Eisfeldes findet man die hellblaue Farbe der See häufig durch einen schmutzigbraunen Ton getrübt, der von den daselbst sehr zahlreichen Organismen herrührt.

Die Seethiere nähren sich wechselseitig von einander, je nach ihrer Stellung in dem Reiche der Schöpfung, werden aber zuletzt alle von jenen winzigen Organismen, die den Ocean in ungeheurer Menge beleben, gespeist. Auf dem Eise und im Wasser giebt es unzählige Seehunde. Roß hat drei Spezies beobachtet, die in ihrer Farbe und Größe ziemlich verschieden waren. Ihre Farben variirten zwischen einem dunklen Grau, daß schön mit Flecken und Streifen von einer wesentlich dunkleren Farbe durchsetzt war, und einem fast vollkommenen Weiß. Die größeren, welche viel weniger zahlreich waren wie die kleineren Arten, waren mit mächtigen Zähnen bewaffnet, die ihnen ebenso wie ihre Kopfform, eine Aehnlichkeit mit dem Eisbär verliehen, und sie sind in der That ähnlich gefährliche Thiere, wenn man sich ihnen nähert. Der größte, der von Roß und seinen Begleitern getödtet wurde, wog 850 Pfund und lieferte 16 Gallonen Oel; er maß beinahe 12 Fuß in der Länge und sechs Fuß im Umfange, und beim Oeffnen des Magens fand man 28 Pfund Fische darin. Der mittelgroße Seehund — genannt See-Leopard von der Zeichnung seines Felles — sowie der weiße antarktische Seehund sind beide so zahm, daß man sich unbesorgt ihnen nähern und sie erlegen kann. Dann sind auch noch Seelöwen und Seeelephanten südlich von Kap Horn gesehen worden. Die weiblichen Seelöwen vertheidigen ihre Jungen mit großer Wuth und die männlichen versuchen durch ihr trotziges Gebrüll allen Eindringlingen Furcht einzuflößen. Die Wunden, die man bei ihnen sieht, zeugen auch von ihren wilden Kämpfen unter einander.

Das wichtigste Erzeugniß der Gegend bilden aber die Walfische. Diese sind von allen antarktischen Reisenden gesehen worden, trotzdem daß ihre Zahl durch die Thätigkeit der Walfischfänger in der letzten Zeit sehr vermindert worden ist. Sie gehören beinahe ausschließlich der Spezies mit Rückenflossen an und halten sich vorwiegend an dem Rande des Eisfeldes auf. Einige von denen, die von Roß beobachtet wurden, waren von riesiger Größe und mitunter so zahm, daß sie nicht einmal dem Schiffe Platz machen wollten. Nordkapern begegnet man auch.

Fettgänse sind sehr zahlreich zu See und zu Land; ihr Geschrei ist öfters trotz des Sturmes hörbar, und man

hat es bisweilen an Stellen vernommen, die mehr als 100 Meilen von jedem bekannten Lande entfernt waren. Es sind sehr große Vögel, die oft 60 bis 70 Pfund wiegen und sich hauptsächlich von Crustaceen nähren; wenn man ihnen den Magen öffnete, hat man bisweilen auch zwei bis zehn Pfund Kieselsteine herausgenommen. Weiße und blaue Sturmvögel, welche durch ihr Geschrei die Nähe von beträchtlichen Eismassen verkünden, sind ebenfalls in großen Mengen vorhanden, und auch schwarze Albatrosse, Kaptauben, Möven und andere Seevögel sieht man in bedeutender Zahl. Luft und See sind in der That allenthalben voll von Leben.

Die Eisverhältnisse bilden aber die hervorragendste Eigenthümlichkeit der antarktischen Regionen. Der Reisende, welcher die gemäßigte Zone verläßt, um in die gefrorenen Gewässer des fernen Südens einzudringen, bedarf in erster Linie eine bedeutende Kenntniß der Schiffahrt im Eis, und um sich längere Zeit daselbst aufzuhalten, hat er ein Schiff von mehr als gewöhnlicher Stärke nöthig, damit es nicht zerdrückt wird, wenn es zwischen die Eismassen geräth.

Was ist also die Lebensgeschichte dieser schwimmenden Eisberge und Eisinseln? Sie stammen alle von jener ursprünglichen Eiskappe her, welche den Südpol umgiebt, und welche dort — seit Jahrhunderten vielleicht — wächst und sich bewegt wie ein lebendes Wesen. Jedes Jahr wird ihre Stärke durch eine frische Schneeschicht vermehrt, die von den Sonnenstrahlen in mehr oder weniger festes Eis verwandelt wird. Langsam bewegt sich die ungeheure, schwerfällige Masse über die niedriger gelegenen Länder dem Meere zu, durch ihr großes Gewicht Felsen und einzelne Blöcke zermalmend, dieselben zuweilen in sich einschließend und mit sich führend, um sie endlich, nachdem sie sie geglättet und geschliffen hat, auf dem Meeresboden niederzulegen. Es wird versichert, daß die Mächtigkeit der Eisdecke mehrere englische Meilen betragen soll, indessen ist es, in Ermangelung positiver Beweise und angesichts der Analogie, die das Inlandeis Grönlands gewährt, wahrscheinlicher, daß sie nicht eine so bedeutende Mächtigkeit besitzt. Sir Wyville Thomson ist der Meinung, daß ihre durchschnittliche Stärke nicht mehr als 1400 Fuß betrage. Diese Annahme begründet er mit der Thatsache, daß das Eis, bei der Temperatur, die es in den antarktischen Regionen bei seiner Berührung mit der Erdoberfläche besitzt (d. h. über dem Gefrierpunkt), eine Eissäule von mehr als 1400 Fuß nicht tragen kann ohne zu schmelzen. Nach seiner Berechnung wird ein Druck von nicht weniger als einer Vierteltonne pro Quadratzoll auf das Eis ausgeübt, und aus den Beobachtungen zu urtheilen, die bei den großen Gletschern gemacht worden sind, die ihren Ursprung dem Inlandeise von Grönland verdanken, muß unter diesem ungeheuren Druck ein fortwährendes Zerschmelzen und Wiedergefrieren stattfinden. Nach dieser Theorie wird die Frontalseite der Eismauer bei ihrem Fortschreiten tiefer und tiefer ins Wasser (das an diesen niedriggelegenen Ufern im Verhältniß seicht ist) hineingeschoben, bis das geringere spezifische Gewicht des Eises eine aufwärtsdrängende Spannung verursacht, die dann das Losreißen und Wegschwimmen von mächtigen Theilen der Mauer zur Folge hat. Aber eine andere Ursache der allmählichen Zerstörung der Mauer ist in den heftigen Frösten und in dem plötzlichem Temperaturwechsel zu suchen, wodurch eine Zerspaltung der Eismassen verursacht wird, deren Bruchstücke dann von den herrschenden stürmischen Winden losgerissen werden. Im Winter, wenn die Luft eine Temperatur von 40 bis 50° unter Null, und das Wasser eine solche von 28 bis 30° über Null hat, kann die ungleichmäßige Ausdehnung jener Theile der Masse, die einem so großen Temperaturunterschiede ausgesetzt werden, nicht verfehlen, die Lostrennung von größeren Massen zu verursachen. Im Sommer ist die Luft dagegen selten mehr als drei oder vier Grad, niemals aber mehr als acht oder zehn Grad kälter wie das Wasser, und daher kommen solche Lostrennungen dann seltener vor. Die Tiefe, in welcher der erstgenannte Loslösungsprozeß stattfinden kann, wurde von Sir W. Thomson auf beträchtlich über 290 Faden geschätzt. In der Nähe der großen Eismauer von Süd-Victoria-Land hat Roß in Tiefen von 290 und 410 Faden Messungen gemacht, und dabei grünen, mit vulkanischen Steinen vermischten Schlamm herausgebracht, in beiden Fällen zog er also den Schluß, daß der Rand der Mauer weder auf dem Meeresboden noch auf Felsen ruhen konnte. Im ersten Falle war die Frontalseite der Eismauer an der höchsten Stelle nur 107 Fuß über dem Meeresspiegel. Von dieser Stelle an bis etwa zehn Meilen weiter ostwärts, wo sie ungefähr 80 Fuß hoch war, ward die Mauer immer niedriger, dann aber fing sie wiederum an zu steigen. Was jenseits der Barriere lag, konnte Roß selbst nicht von der Mastspitze seines Schiffes aus sehen, doch erhielt er einen einzigen Blick in die geheimnißvolle Region. Die Mauer, welche eine durchschnittliche Höhe von 150 Fuß hatte, sank an einer Stelle auf 50 Fuß, so daß die darüberliegende Fläche sichtbar wurde. „Sie schien“, sagt Roß, „ganz glatt zu sein und machte den Eindruck einer ungeheuren Ebene von mattem Silber“. Riesige Eiszapfen hingen von jeder hervorragenden Spitze der senkrechten Felsklippe herunter — ein Beweis dafür, daß es mitunter thaut.

Der Rand des Eisfeldes ist von einer dunkelblauen Farbe und immer sehr charakteristisch. Er besteht meist aus schweren Eisschollen, die von dem Meere zerwaschen, zerstückelt und zu Massen von sehr unregelmäßiger Form zusammengehäuft sind. Das Packeis der antarktischen Meere ist eben in Folge der heftigen Stürme weit mehr zersplittert als in den arktischen Regionen, wo die See gewöhnlich viel ruhiger ist. Die Nachbarschaft des Eisfeldes wird dem Seefahrer durch ein schönes meteorologisches Phänomen, welches darüber sichtbar wird — das sogenannte „ice-blink“ — verrathen, das als ein heller Streifen, der oben bisweilen von einer dunklen Wolke begrenzt ist, beschrieben werden kann.

Roß versuchte sechs Wochen lang durch das Packeis südlich von Kap Horn zu dringen, aber seine Schiffe wurden fortwährend von der nordwärtsgehenden Strömung ergriffen und zurückgetragen, und nachdem er mancherlei Gefahren bestanden, mußte er den Versuch endlich aufgeben. Von der Art dieser Gefahren kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß die antarktischen Eisberge manchmal eine Größe von vier Meilen im Durchmesser haben, also förmliche Eisinseln sind, und daß das Zusammenstoßen und Auseinandergehen bei ihnen jederzeit erwartet werden muß. Auch das Treibeis wird gleich schwimmendem Holze von den Wogen hin- und hergeschleudert, und der Zusammenstoß mit einer größeren Masse könnte jederzeit ein gewöhnliches Schiff ins Verderben stürzen. Die plötzlichen, heftigen Stürme, die diesen Regionen eigen sind, und die mit noch gefährlicheren Windstillen abwechseln, wo die Schiffe hülflos mitten im Eise herumschwimmen, bereiten dem Seefahrer andere Gefahren, das oft nebelige Wetter und die blendenden Schneegestöber verschlimmern seine Lage noch mehr, während die freie Bewegung seines Fahrzeuges noch weiter verhindert wird durch die rasche Bildung von neuen Eismassen, wodurch häufige kurze Wendungen an den engen offenen Stellen nöthig gemacht werden. Das Manipuliren mit den gefrorenen Tauen wird ebenfalls beinahe vollkommen unmöglich, wo die Wellen gefrieren, sobald sie auf das Deck fallen, und mit

Aexten abgehauen werden müssen. Ein Sturm mitten im Packeis oder eine darauf folgende vollkommene Windstille gehören also zu den bedenklichsten Lagen, in die sich ein arktischer Reisende befinden kann. Das Landeis, obwohl nicht mehr als fünf oder sechs Fuß über dem Meeresspiegel, und darum wahrscheinlich nicht über 40 Fuß stark, geht so unmerklich in den Schnee über, der sich von den höher gelegenen Landstrichen bis zum Ufer in ununterbrochener Fläche ausdehnt, daß es einem beinahe unmöglich gemacht wird, sich irgend eine Vorstellung von der Küstenlinie zu machen.

Indem sich der Reisende dem Pole nähert, wird sich die Nachbarschaft jedes größeren Eiskörpers, außer durch eine fühlbare Erniedrigung der Lufttemperatur, auch durch eine Veränderung in der Farbe der See kundgeben, er wird sich von einer Menge von weißen Sturmvögeln umschwärmt sehen, und er wird von schwimmenden Eisbergen und Eisberg-Bruchstücken in allen Stadien des Verfalles umgeben sein. Bei nebeligem Wetter wird er wahrscheinlich von der Nachbarschaft der Eisberge durch den Lärm des Wellenschlages an ihren Seiten gewarnt werden.

Die Eisberge — besonders die, welche man in den niedrigeren Breitengraden trifft — nehmen jede denkbare Gestalt an. Der „Challenger" z. B. hat einen gesehen, der „giebelförmig war, und der einen herrlichen, offenen gothischen Bogen in der Mitte und einen über 200 Fuß hohen, spitzen Thurm trug. Er glich einer prächtigen, schwimmenden Kathedrale, die aus Sapphiren gebildet und in mattes Silber gefaßt war". Unter anderen Reisenden beschreiben Wilkes und Roß die wunderbare Schönheit dieser Paläste, Dome und Inseln, welche aus festem Eise geschnitten, mit Schnee bestäubt, und — zum Beweise ihrer Wirklichkeit — oft von Fettgänsen bewohnt sind. Weiter gegen den Pol hin sind die Eisberge aber, weil sie noch nicht so zerfallen sind, gleichmäßig tafelförmig.

Treibeis trifft man in der Südsee für die Regel nicht unter einer niedrigeren Breite als am 58. Grad, aber in den strengen Wintern von 1832 und 1840 wurden Eisinseln bis zum 42. Grade beobachtet, und zuweilen sind sie 600 oder 700 Meilen von der Eismauer entfernt gesehen worden. Im Dezember 1854, sowie im Januar, Februar und März des nächsten Jahres, soll es eine mächtige schwimmende Insel gegeben haben, die von 21 verschiedenen Schiffen gesehen worden ist. Sie erschien in der Form eines Hakens, wovon das längere Stück eine Länge von 60, das kürzere von 40 und die dazwischen eingeschlossene offene Bucht einen Durchmesser von 40 Meilen hatte, ihre Höhe aber betrug an einer Stelle mehr als 300 Fuß. Diese ungeheure Eisinsel bereitete der Schiffahrt, wie man sich wohl denken kann, die größten Gefahren. Eins der Schiffe, welche in die Bucht hineinsegelten, war so glücklich, den Rückzug in Sicherheit bewerkstelligen zu können, aber ein Emigrantenschiff — der „Guiding Star" — wurde vollständig eingeschlossen und ging mit Mann und Maus zu Grunde.

Die Färbung der Eisberge ist eine prächtige. Die Hauptmasse hat das Aussehen von feinstem Zucker, die Spalten, Höhlen und Vertiefungen sind vom reinsten und tiefsten Azurblau, in der Nacht glühen und leuchten sie, und man hat Grund zu glauben, daß viele bis zu einem gewissen Grade phosphoresciren. Aehnlich wie die arktischen Eisberge sind sie auf allen Seiten von senkrechten Klippen umgeben. Einige sind über zwei Meilen, andere sogar vier Meilen im Umfang, während sie mitunter, wie bereits erwähnt, einen Durchmesser von vier Meilen besitzen. Sie haben gewöhnlich eine gleichmäßige Höhe von ungefähr 175 Fuß, während 90 Prozent ihrer ganzen Masse unter dem Wasser verborgen ist. Aber auch höheren Eisbergen ist man öfters begegnet, und die höchsten, welche Cook sah, sind auf 300 bis 400 Fuß geschätzt worden. Indem sie nach Norden schwimmen, werden sie immer mehr und mehr geneigt und verlieren allmählich ihr tafelförmiges Aussehen, bis sie in den wärmeren Gewässern ganz zergehen.

Hiermit beendigen wir unsere flüchtige Skizze von den Ländern und den physikalischen Verhältnissen der antarktischen Regionen. Da diese Länder im fernsten Süden — ganz anders wie ihre Antipoden-Länder — von allen Seiten und zu jeder Jahreszeit zugänglich sind, so wären sie schwerlich so lange unerforscht geblieben, wenn sie irgend welche bedeutende Vortheile für den Handel oder für die Schiffahrt gewährt hätten. Unsere ziemlich umfangreiche Kenntniß der arktischen Regionen stammt ja auch nicht daher, daß diese Regionen einen besonderen Anspruch gehabt hätten, wissenschaftlich erforscht zu werden, sondern vielmehr daher, daß so lange es eine nordöstliche und eine nordwestliche Durchfahrt, d. i. eine kurze Durchfahrt über den Pol hinweg nach Indien zu entdecken galt, der Handel in seinen Versuchen nicht müde wurde, die gefrorenen Barrieren des Nordens zu durchbrechen. In den antarktischen Regionen war der Handel im Gegensatz dazu nur mit dem Seehund- und Walfischfang interessirt.

Den Naturwissenschaften bieten diese Regionen beinahe jungfräulichen Boden, und bis sie systematisch erforscht und darüber durch synchronische Beobachtungen eine gründliche Kenntniß gewonnen worden ist, ist keine von diesen Wissenschaften genügend für ihre Untersuchungen über die Eigenschaften des Erdballes ausgerüstet.

Es kann noch lange dauern, ehe die Völker erkennen werden, wie sehr ihr allgemeiner Fortschritt von dem Fortschritte der Wissenschaft abhängig und bedingt ist, aber man darf die Hoffnung hegen, daß es immer eine Anzahl Männer geben wird, die es als ihre Pflicht betrachten werden, den öffentlichen Sinn von der Wichtigkeit der Erforschung der äußersten Enden der Welt — selbst der des unbekannten Kontinents des fernen Südens — zu überzeugen.

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

XIII.[1]

(Mit sieben Abbildungen.)

In Europa führen alle Wege nach Rom, wie man zu sagen pflegt, in dem außertropischen Südamerika führen alle nach Buenos-Ayres. Nachdem wir das ungeheure Gebiet des Laplata-Stromes durchstreift und hinsichtlich seiner kulturellen und wirthschaftlichen Hilfsquellen — so viel als uns eben möglich — geprüft haben, sehen auch wir uns wieder auf dem Wege nach der südamerikanischen Riesenstadt, deren Aufschwung in den letzten Jahrzehnten ein so

[1] Vergl. „Globus", Bd. 54, S. 81.

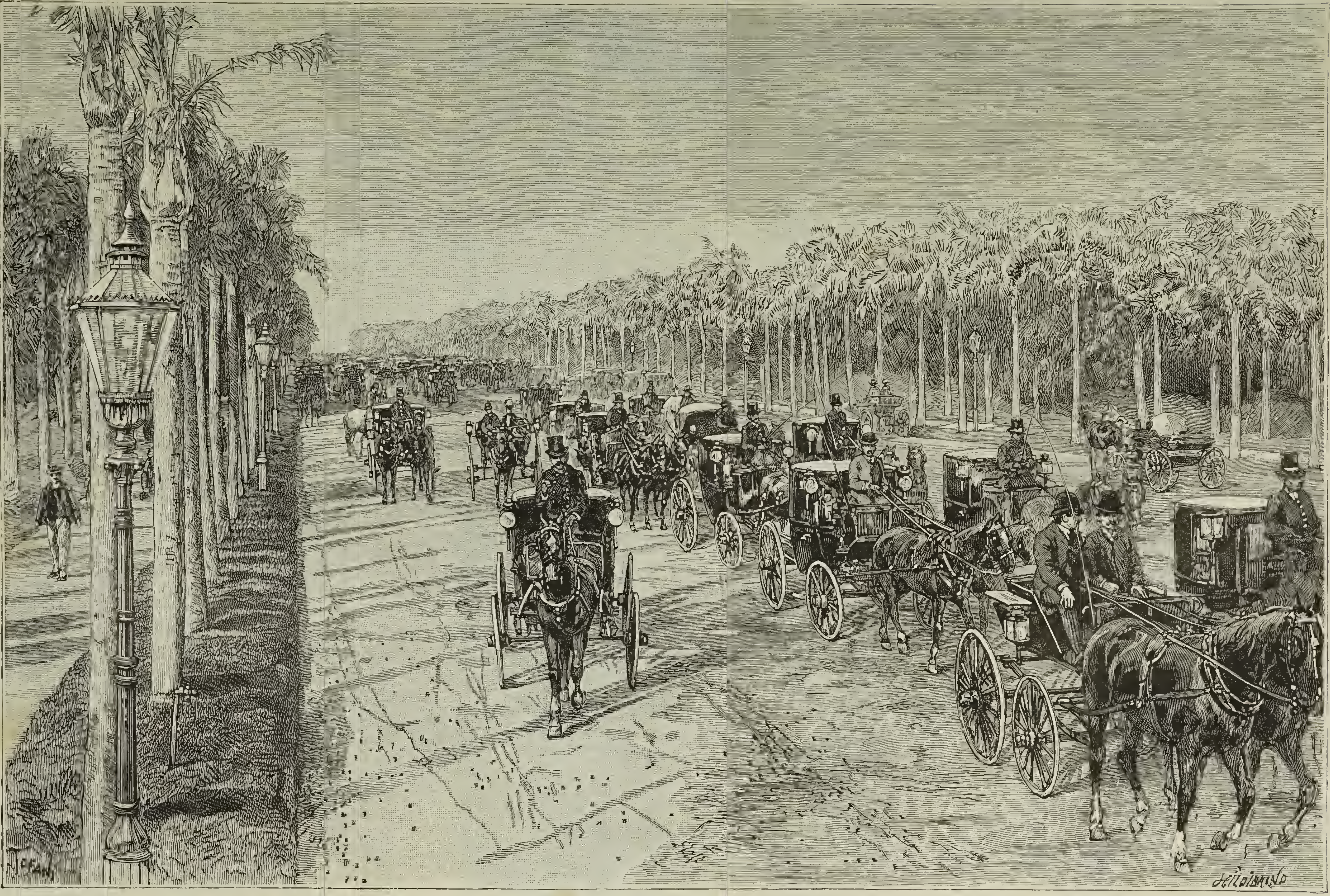
wunderbarer gewesen ist. Wir steigen von dem hohen Ufer des Stromes bei Parana hinab, wir begeben uns auf einen jener luxuriös eingerichteten Dampfer, die den Verkehr zwischen dieser Stadt und Buenos-Ayres vermitteln, wir

La Recoleta in Buenos-Ayres.



Die Avenue des Elften September in Buenos-Ayres.

werfen noch einen flüchtigen Blick auf das hochaufstrebende Santafé, das Parana gegenüber liegt, und wir gelangen zwischen flachen, niedrigen Inseln und einförmigen Uferwäldern wieder hinab in den unabsehbar breiten Laplata-



Die Sarmiento-Avenue im Parque Tres de Febrero.

Golf, bis wir uns endlich von neuem vor den Molen von Buenos-Ayres, und angesichts jener interessanten Landungsscenen befinden, von denen wir bereits früher berichtet haben (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 65 ff.). Wir finden nun Gelegenheit, in einer Umgebung, die uns bereits vertraut geworden ist, auszuruhen von den Strapazen, die wir gehabt haben. Denn wenn auch das Dampfroß zu Land und Wasser die Rundtour, welche wir zurückgelegt haben, heute an den meisten Orten zu einer ziemlich harmlosen und bequemen gestaltet hat, so konnten wir es doch nicht vermeiden, hie und da ziemlich tief in die Wildniß hinein zu gerathen, in der es mit dem Lebenskomfort, an den wir Kulturmenschen uns nur zu sehr gewöhnt haben, aufhört. Wir schlendern also wieder mit anderen Schlenderern in der Calle Florida auf und ab, wir sitzen mit alten Bekannten zusammen in den Kaffeehäusern, wir begeben uns wieder hinaus nach den hübschen Anlagen der Recoleta, nach der Plaza des Elften September (S. die Abbildungen 1 und 2), und nach dem Parke des Dritten Februar, und das Bild des Reichthums und des Kulturlebens, das wir an diesen Orten beobachten, erscheint uns doppelt glänzend, nachdem wir in den Pampas sowie in den Gebirgs- und Waldwildnissen so vielfach sein Gegenbild geschaut haben. Nur die Palmen der berühmten Avenida der Sarmiento in dem Parque Tres de Febrero sehen etwas frostig und dürftig aus, wenn wir sie mit denen in der Gegend von Asuncion vergleichen, und es scheint uns, daß der „Pampero“ ihnen zeitweise viel übler mitspielt, als er es in der Gegend näher dem Wendekreise mit den Palmen thut (S. Abbildung 3). Im übrigen benutzen wir unseren nochmaligen Aufenthalt in der südamerikanischen Weltstadt dazu, die bereits gewonnenen Anschauungen so viel als möglich zu befestigen und zu berichtigen.

Bevor wir sodann von den Ufern des Laplata Abschied nehmen, unterlassen wir es nicht, der blutjungen Rivalin von Buenos-Ayres einen Besuch abzustatten, die nach dem Strome selbst benannt ist, und deren Begründung erst sechs Jahre zurück datirt. Es muß uns ja interessiren, zu sehen, wie unter günstigen Umständen auch auf dem südamerikanischen Boden eine Stadt sozusagen vor unseren Augen

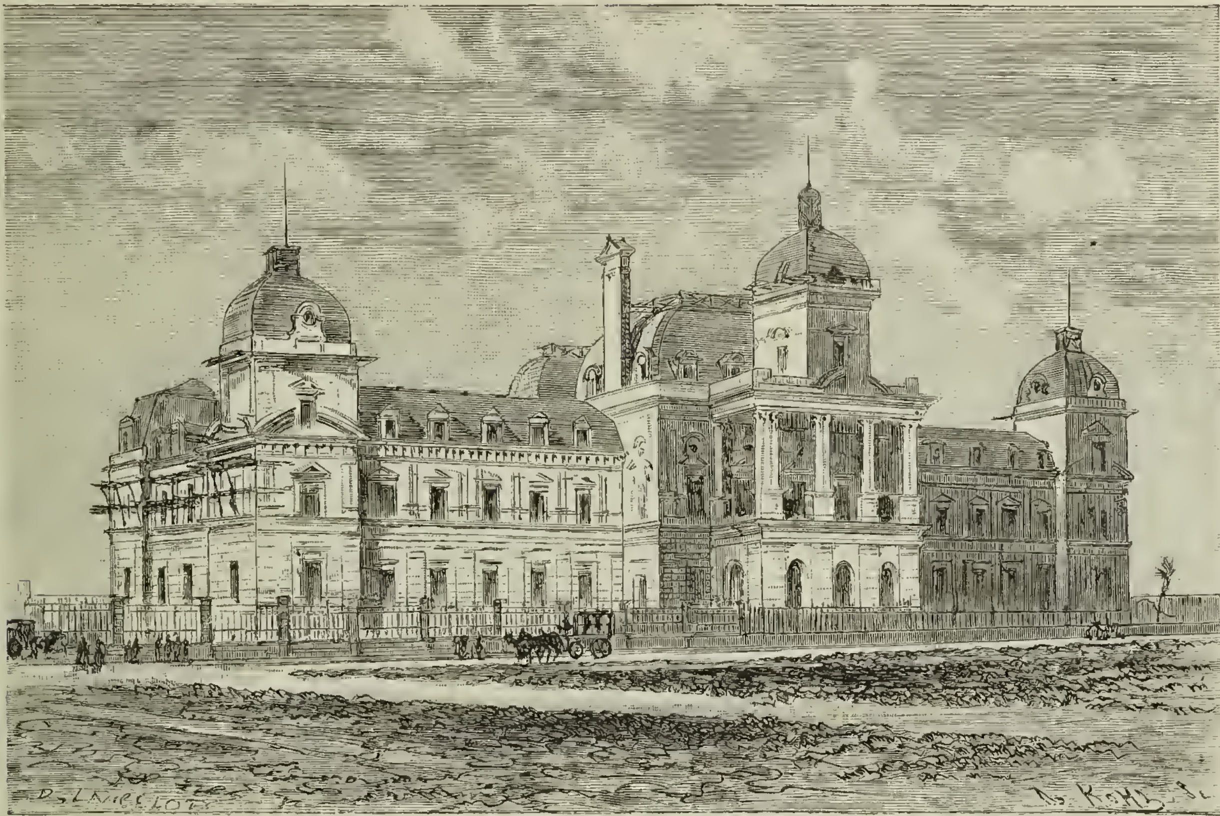


Begründung der Stadt Laplata.

emporschießt, und die Eisenbahn ermöglicht es uns, sie rasch und leicht genug zu erreichen.

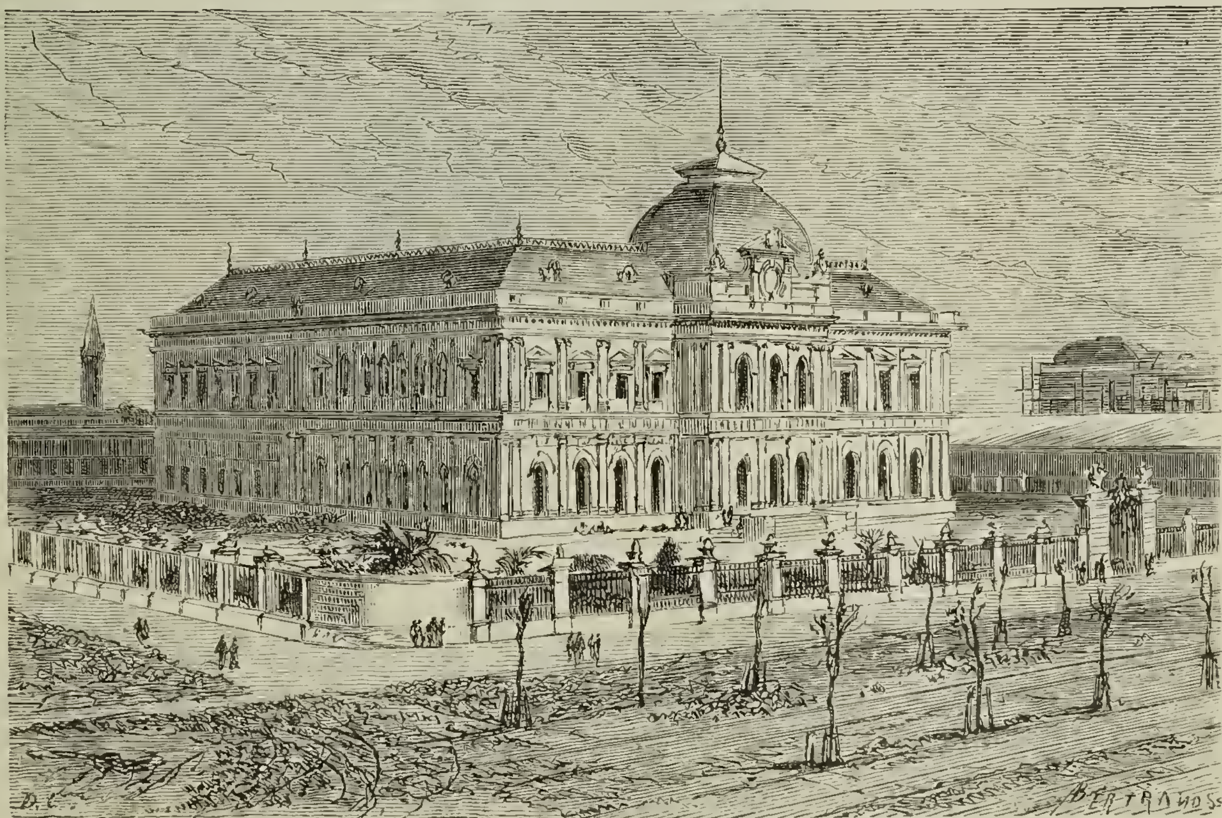
Im Jahre 1880 dehnte sich an der Stelle der Stadt Laplata noch öde distel- und grasbestandene Pampas-Ebene aus, auf der nur die Gauchos mit ihren Rinder- und Schafheerden ihr Wesen trieben. Da ereignete sich eine Revolution, in der die Nationalregierung von Argentinien und die Provinzialregierung von Buenos-Ayres einander in blutiger Fehde gegenüber standen, und nachdem die letztere zur Kapitulation gezwungen war, wurde der Beschluß gefaßt, die Stadt Buenos-Ayres gänzlich von der Provinzialregierung zu befreien und fernerhin nur als Hauptstadt des Gesammtstaates gelten zu lassen — in ähnlicher Weise wie das nordamerikanische Washington. Die Provinzialregierung sollte sich anderweit eine Stätte suchen. Statt aber eine der kleinen Binnenstädte als solche zu erwählen, entschied sich dieselbe durch den Einfluß des Gobernadors Dardo Rocha dazu, an der besagten wüsten Stelle, unfern der Ensenada-Bucht des Laplata-Golfes eine vollkommen neue Stadt zu gründen, in der sie hausen könnte. Unverzüglich schritt man ans Werk. Es wurden von den betreffenden Estancieros vier Quadrat-Leguas Land gekauft, es wurden Straßen und öffentliche Plätze abgesteckt, es wurden Baustellen zu billigen Preisen an Unternehmer überlassen, unter der Bedingung, daß sie alsbald eingezäunt und bebaut würden, und am 19. November 1882 fand unter festlichem Gepränge, zu dem außer den Gauchos und Estancieros der Umgebung auch zahlreiche Bewohner von Buenos-Ayres herbeieilten, die Einweihung der neuen Stadt statt, noch ehe ein einziges Haus derselben dastand (S. Abbildung 4). Wenige Jahre vergingen nun, und die junge Gründung erwies ihre Lebensfähigkeit auf das glänzendste. Es erstand ein stolzer Gouvernementspalast, der denjenigen von Buenos-Ayres weit in den Schatten stellt (S. Abbildung 5), ein kaum weniger stolzer Justizpalast, ein Parlamentsgebäude, ein Cabildo, ein Polizeigebäude, ein Provinzialmuseum, ein Provinzial-Gesundheitsamt, ein Schulrathsgebäude, ein astronomisches Observatorium, ein Theater, und um diese öffentlichen Gebäude gruppirten sich sehr zahlreiche stattliche Privat- und Geschäftshäuser. Sechs Jahre nach ihrer Be-

gründung gewährten die berühmten nordamerikanischen Städtewunder Chicago und San Francisco bei weitem nicht ein so imposantes Bild, und auch Washington gedieh viel langsamer zu seinem heutigen Glanze. Mit der Begründung der letztgenannten Stadt hat die Begründung von Laplata aber selbstverständlich eine viel größere Aehnlichkeit, als mit derjenigen der beiden erstgenannten Städte. Bei Chicago ebenso wie bei San Francisco und bei der Mehrzahl der anderen mit pilzartiger Raschheit gewachsenen Städte Nordamerikas handelt es sich in erster Linie um eine wirthschaft-



Der Gouvernementspalast in Laplata.

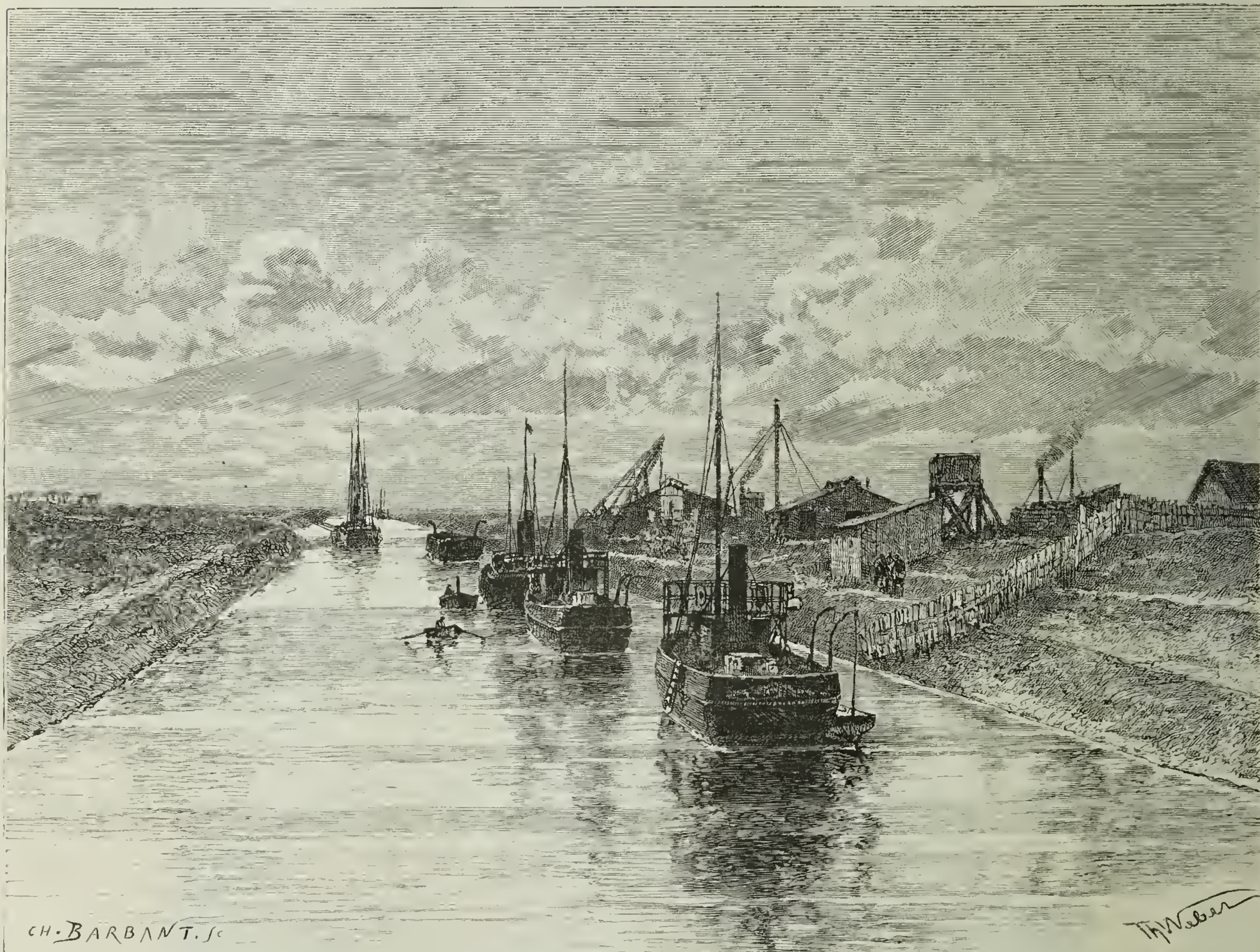
liche That, bezw. um eine wirthschaftliche Entwickelung, bei Washington sowie bei Laplata dagegen handelt es sich vor allen Dingen um eine politische That, bezw. um eine politische Entwickelung. Das bezeugt schon die Aufzählung der öffentlichen Gebäude. Das Wachsthum der südamerikanischen Regierungs-Hauptstadt war aber wohl hauptsächlich des-



Die Hypothekenbank in Laplata.

wegen ein noch rapideres als dasjenige ihrer nordamerikanischen Schwester, weil die Politik in dem Leben der südamerikanischen Völker bekanntermaßen eine noch viel aktivere Rolle spielt als in dem der nordamerikanischen. Wenigstens in den Zeiten George Washingtons und Benjamin Franklins traten die politischen Interessen bei den Nordamerikanern hinter anderen Interessen zurück. Bei den Porteños ist, wie wir schon früher betont haben, die Politik das Hauptgewerbe, und wie dieselbe in den zahllosen Bürgerkriegen oft genug zerstörend und hemmend auf die Blüthe der städtischen Gemeinweisen einwirkte, so schuf und förderte sie ausnahmsweise hier auch einmal die Blüthe eines solchen.

Daß die Wurzeln der Größe von Laplata allein in dem Entschlusse und in der Thatkraft der Staatsmänner gelegen habe, die sie gründeten, können wir aber nicht glauben, so despotisch Entschlüsse und Persönlichkeiten auch zu Zeiten in den südamerikanischen Republiken wirken. Es bedurfte auch hier einer gewissen Gunst der Natur, die dem menschlichen Willen zu Hülfe kam, und die politischen Absichten mußten sich bis zu einem gewissen Grade von den wirthschaftlichen tragen lassen. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätte Laplata unmöglich innerhalb der kurzen Frist von sechs Jahren zu einer Einwohnerzahl von 30000 bis 40000 (im Januar 1887 : 30800) gedeihen können. Man hätte die schönen Regierungspaläste ausführen und mit Beamten füllen können, die Straßen wären im allgemeinen leer geblieben. Was gleichzeitig mit den öffentlichen Bauten entstand, war aber ein rühriges großstädtisches Leben und Treiben rings um dieselben herum, und es hat zugleich auch ganz den Anschein, als wolle sich dasselbe in den kommenden Jahren noch gewaltig weiter steigern. In dem großen Bahnhofsgebäude, das einen empfängt, wenn man die 60 km lange Eisenbahnstrecke zwischen Buenos-Ayres und Laplata zurückgelegt hat, beobachtet man ein reges Kommen und Gehen, und den Banken, die der Spekulationsgeist neben den Regierungspalästen errichtet hat — der Provinzialbank, der Hypothekenbank (S. Abbildung 6) — scheint es auch nicht an Kundschaft zu fehlen, ebensowenig wie den Hotels und Kaffeehäusern, den städtischen Markthallen, den Pferdebahnen 2c.



Der Kanal von Laplata.

Einen guten Theil des lebhaften Geschäftstreibens von Laplata hat man natürlich auf Rechnung der rührigen Bauthätigkeit zu erklären, die durch den erwähnten politischen Akt hervorgerufen wurde. Man bedurfte dazu Holz, Steine, Eisen, Maschinen, Hände, Geld, Kredit — und das Alles mußte aus der Ferne herbeigebracht werden. Aber ganz ist das überraschend schnelle und hohe Aufblühen der jungen Stadt, die aus dem Boden herausgestampft worden ist, wie einst Wallenstein's Heere, auch damit nicht erklärt. Um die Erscheinung vollkommen zu begreifen, haben wir uns vielmehr hinab zu begeben nach der bereits erwähnten Ensenada sowie nach dem Schiffahrtskanale, der diese Einbuchtung des Laplata-Golfes mit der Stadt und ihren Docks verbindet (S. Abbildung 7). Dort lernt man ein ähnliches gewaltiges Werk der Wasserbaukunst kennen, wie man sie in London und Liverpool sowie in Hamburg bewundert hat. Dasselbe soll bis zum 1. September 1886 mehr als zehn Millionen Mark verschlungen haben, es kann aber keinem großen Zweifel unterliegen, daß sich dieses Anlagekapital so gut verzinsen wird, wie irgend eins in Argentinien — wenn nicht für die Unternehmer, so doch für das Gemeinwesen. Hier hat man ja eben an jene natürliche Gunst angeknüpft, mit der man bei der Begründung der Stadt rechnen durfte. Denn was bei Buenos-Ayres so ungemein schwierig ist — das Herannahen großer Seedampfer an die Küste, das ist bei der Ensenada relativ leicht möglich, und es war eigentlich nur der sumpfige Alluvialboden um die Bucht herum, der es verhinderte, daß bisher etwas anderes daselbst entstand als ein armseliges Fischerdorf und eine Quarantäne-Station. Dadurch daß man nun die

Bucht künstlich bis an das Weichbild der Stadt verlängert, schafft man den besten Zugang für Seeschiffe, den Argentinien überhaupt besitzt. Bislang ist das Werk noch lange nicht vollendet, und es sind zunächst nur kleine Küstenfahrzeuge, die bis Laplata hinauf gelangen können, aber man arbeitet rüstig daran weiter, und es wird aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr lange dauern, so lernt Laplata für Buenos-Ayres dieselbe Rolle spielen, wie Bremerhafen für Bremen, oder wie Havre für Rouen und Paris. Daß Buenos-Ayres von seiner jungen Rivalin dereinst in den Schatten gestellt werden wird, glauben wir ja nicht — dazu arbeitet die argentinische Hauptstadt viel zu eifrig an der Amelioration ihres eigenen Hafens, und dazu scheinen uns alle Wurzeln der Blüthe derselben zu tief zu liegen [1]), aber an einen fernerweiten starken Aufschwung von Laplata glauben wir angesichts seines Kanales, sowie angesichts der Ensenada gern. Die Sümpfe an der Ensenada, die zu Zeiten von dem Rio Laplata her überfluthet werden, werden vielleicht später zum Theil durch Eindämmung in fruchtbares Land verwandelt werden. Einstweilen erleichterten sie sehr die Herstellung jenes Kanales, der $7^3/_4$ km lang, anfänglich 156 m, dann 60 m breit und 6,40 m tief ist. — Der Baugrund, auf dem Laplata steht, erhebt sich ähnlich wie der von Buenos-Ayres, sehr beträchtlich (9 bis 12 m) über den Strom.

Was den Bauplan betrifft, nach dem die Stadt angelegt ist, so stehen wir nicht an, demselben unseren Beifall zu zollen. Ebenso systematisch und streng wie jeder andere neuweltliche Stadtplan, stellt derselbe doch kein reines Schachbrett dar, wie Buenos-Ayres und die Mehrzahl der nordamerikanischen Städte, sondern den sich rechtwinklich kreuzenden Straßen, die nordwestlich und nordöstlich verlaufen, entspricht ein System von Diagonalstraßen, die rein nördlich und rein östlich gehen, und die mit jenen auf größeren und kleineren Squares in spitzen Winkeln zusammenlaufen. Dadurch wird unseres Erachtens ein gut Theil der Geistlosigkeit und Langeweile, die den reinen Schachbrettstädten nothwendigerweise anhaften muß, vermieden, und an gewissen Kreuzungspunkten werden dadurch ganz hübsche architektonische Effekte ermöglicht.

Um das Baumgrün auf den Squares, sowie auch in dem großen Parke, der sich an der Seite der Stadt ausdehnt, die dem Strome zu gelegen ist, sieht es natürlich zunächst noch dürftig aus, und daran spürt man am meisten das Kindesalter der Stadt. Der Pampashauch und der Pampaslöß ließ ja auch hier keinen natürlichen Baumwuchs aufkommen, den man als Zierde der Stadt hätte benutzen können. Man hat aber schnell wachsende Eukalypten und Akazien, sowie auch Palmen und andere Bäume und Sträucher in ziemlicher Menge gepflanzt, und so ist Aussicht vorhanden, daß es in Laplata auch in dieser Beziehung in einer nicht sehr fernen Zukunft ähnlich aussehen lernt wie in Buenos-Ayres. Die Pflasterung der Stadt ist vortrefflich, und abends strahlt auf den Straßen elektrisches Licht.

Als einen großen Vortheil müssen wir ansehen, daß die Trinkwasserfrage durch einen artesischen Brunnen und durch eine große Wasserleitung eine befriedigendere Lösung gefunden zu haben scheint in Buenos-Ayres.

Indem wir von Begründung der Stadt Laplata sprechen, dürfen wir schließlich an dieser Stelle auch nicht vergessen, daß deutsche Arbeit dabei in sehr hervorragender Weise betheiligt gewesen ist. Bei der internationalen Konkurrenz, die bezüglich des Parlamentsgebäudes und des Stadthauses ausgeschrieben war, trugen deutsche Architekten den Sieg davon, und unter ihrer Leitung wurden diese sowie zahlreiche andere Bauten, die zu den schönsten der Stadt gehören, ausgeführt. Der Schiffahrtskanal von Laplata ist das Werk des holländischen Wasserbau-Ingenieurs Waldorp. Im übrigen giebt es aber wohl kaum eine europäische Nation, die nicht dieses oder jenes Verdienst bei der Ausführung des Gesammtplanes zu beanspruchen hätte.

[1]) Vergl. unsere darauf bezüglichen Ausführungen in unserer früheren Skizze, „Globus“, Bd. 53, S. 67 f.

Erwerb und Besitz bei den Papua von Neuguinea.

Von Dr. A. Oppel.

Das viel gebrauchte Wort von der Ueberfülle und dem verschwenderischen Reichthume der tropischen Vegetation hat nicht selten die Meinung hervorgerufen, daß der Mensch, namentlich so lange er auf der Naturstufe verharrt, um zu leben, nur in jene schier unerschöpflichen Vorräthe hineinzugreifen und sich davon nach Bedürfniß anzueignen brauche, so daß ihm die produktive Thätigkeit, d. h. die Arbeit, die vielen unter den Kulturmenschen so hart ankommt, erspart sei; befreit von dem Zwange des Broterwerbes, unter dem diese seufzen, könne jener ganz sich selbst, dem Nichtsthun und dem Vergnügen leben. In der That aber wäre nichts falscher als eine solche Anschauung von der Lebensweise der uncivilisirten Tropenbewohner und im Speziellen der Papuas von Neuguinea. Denn wenn es schon richtig ist, daß die Pflanzenwelt zwischen den Wendekreisen — unter Voraussetzung einer ausreichenden Regenmenge — sich üppiger und reicher entfaltet als in unseren Breiten, so gehören doch weitaus die meisten wildwachsenden Pflanzen, vom Standpunkte der Genießbarkeit aus beurtheilt, wie bei uns unter das „Unkraut“; die für den täglichen Gebrauch dienenden Nährstoffe aber müssen durch Bodenanbau oder auf andere Weise gewonnen werden. Demnach muß auch der Papua, wenn er nicht verhungern will, ein bestimmtes Maß regelmäßiger Thätigkeit entfalten, um die verbrauchten Nahrungsstoffe zu ersetzen: er muß arbeiten, wenngleich seine Art von Arbeit sich selbstredend ganz wesentlich von der unsrigen unterscheidet. Für den natürlichen Verstand der Eingeborenen spricht der Umstand, daß, da nicht allerorten dieselben Naturverhältnisse vorliegen, sie dieselben in einer ihren Bedürfnissen entsprechenden Weise auszunutzen verstehen. Daher wie im anthropologischen Typus und in den ethnologischen Merkmalen überhaupt im ganzen Gebiet keineswegs eine starre Gleichmäßigkeit herrscht, so nehmen auch die Formen des Erwerbs und des Besitzes je nach den Oertlichkeiten eine etwas verschiedenartige Gestalt an.

Wenn wir uns nun im Folgenden etwas mit dem Erwerb und Besitz der Papua Neuguineas, speziell der Bewohner der Nord- und Ostküste beschäftigen wollen, so knüpft sich daran nicht nur ein allgemeines ethnographisches Interesse, sondern es kommt auch eine Art nationaler Theilnahme mit ins Spiel, insofern nämlich die Papua der Nordküste — des Kaiser-Wilhelmslandes — wie allbekannt, unter der Schutzherrschaft des Kaisers von Deutschland stehen. Die Thatsachen und Beobachtungen aber, durch welche wir die wirthschaftlichen Zustände charakterisiren wollen, entstammen dem kürzlich erschienenen Reisewerke des Dr. Otto Finsch [1]), des verdienstvollen Reisenden und Forschers, der mit dem kleinen Dampfer „Samoa" jene Gegenden untersuchte und dadurch den Grundstein zu ihrem Erwerbe seitens der Neuguinea-Gesellschaft legte. Die „Samoafahrten", das wollen wir nicht unterlassen hier hervorzuheben, sind Reiseschilderungen, die sich ebenso sehr durch ihren reichen vielseitigen und vielfach ganz neuen Inhalt, als durch den Gegenständen angepaßte, anziehende, durch Witz und Laune gewürzte Darstellung, sowie schließlich durch zahlreiche, meist gut ausgeführte Bilder, auszeichnen. Die „Samoafahrten" sind zugleich das erste Originalwerk, welches von einem deutschen Reisenden über Neuguinea geschrieben ist, und daher berufen, in unserer geographischen Literatur eine hervorragende Stellung einzunehmen.

Die Papuas der Nord- und Ostküste Neuguineas — von Humboldt-Bai bis Milne-Bai — sowie der benachbarten Inseln und Inselgruppen sind, wie bereits angedeutet, der Hauptsache nach Ackerbauer von beschränkter Seßhaftigkeit, letzteres insofern als sie nicht immer dieselben Gegenden innehaben, sondern nach Bedürfniß oder bei gegebenem Anlaß ihre ursprünglichen Wohnsitze verlassen, und ihre leicht, aber zweckmäßig gebauten Häuser an anderen, passender erscheinenden Plätzen errichten. Diese Eigenthümlichkeit erklärt auch die Beobachtung, daß der eine Forscher eine Gegend bewohnt fand, in der ein anderer keine Menschen sah, und umgekehrt.

Die Wohnstätten der Papuas sind an der Küste wenigstens stets von Kokospflanzungen umgeben, und die Kokospalmen sind daher das eigentliche Leitmotiv von Neuguinea; wo sie erscheinen, zeigen sie das Vorhandensein von Menschen an; wo sie fehlen, giebt es auch keine Bewohner. Die Kokospalme ist eben eine Kulturpflanze, die, um ergiebig zu sein, eine bestimmte Behandlung erfordert. Da nun die verschiedenen Theile des in Rede stehenden Gebietes in ungleichmäßiger Dichte bewohnt, manche aber unbewohnt sind, so richtet sich danach auch das Vorkommen und die Häufigkeit dieser so nützlichen Palme. Einige Küstenabschnitte lassen sie fast ganz vermissen, so die Strecke von Chads-Bai bis Dyke-Acland-Bai und manche Theile von Kaiser-Wilhelmsland, in anderen findet man reichliche Bestände, so z. B. auf den d'Entrecasteaux-Inseln, speziell an der Südostküste von Normanby — „wahre Wälder" von Kokospalmen — und ebenso am Nordrand der Milnebai. Zahlreiche Kokospalmen sah Finsch auch auf dem Inselchen Sanssouci und auf der gegenüberliegenden Küste des Kaiser-Wilhelmslandes; dieses Kopragebiet, das einzige von einiger Bedeutung an der ganzen Nordküste Neuguineas, scheint sich etwa 15 km weit bis in die Gegend von Lapar-Point hinzuziehen; weiter inlands erhebt sich das Toricelli-Gebirge.

Aber der Anbau der Papua beschränkt sich nicht auf die Kokospalme, sondern umfaßt außerdem noch viele andere Gewächse wie Yams, Taro, süße Kartoffeln, Zuckerrohr, Bananen, Bohnen, Tabak, Betelpfeffer, Melonen, Kürbisse, Sago, Pandanus und vereinzelt auch Mais. Während aber die Kokospalme sich allgemeiner Verbreitung erfreut, treten die übrigen Fruchtarten mehr oder weniger vereinzelt auf, indem hier diese Pflanzen, dort jene bevorzugt werden; ziemlich gleichmäßig und fast überall findet man Jams, Taro und Bananen angebaut, Mais aber nur da, wo sich fremder Einfluß geltend gemacht hat, nämlich in der Nähe des Kap de la Torre, infolge des längeren Aufenthaltes des kürzlich verstorbenen Reisenden Miclucho Maclay, und auf dem Inselchen Oroani, nahe der Milnebai, wo der Maisbau durch die Mission eingeführt worden ist.

Im weiteren Unterschiede von der Kokospalme sind die Pflanzungen mit den jeweilig gebauten Früchten keineswegs auf die Küste beschränkt, sondern reichen weit in das Binnenland hinein und finden sich sogar hoch in den Gebirgen; auch liegen sie nicht immer in der unmittelbaren Umgebung der Ansiedelungen, vielmehr sind sie oft in beträchtlicher Entfernung davon angelegt — meist an Bergabhängen oder mitten im Urwalde; an den Bergen werden mitunter die steilsten Stellen ausgesucht. So waren vom Schiffe aus z. B. auf Goulvain in der d'Entrecasteaux-Gruppe selbst an den Abhängen der steilen Kraterschluchten Plantagen der Eingeborenen zu sehen; als solche erwiesen sich ferner die von weitem kahl, grün und braun erscheinenden Flecke auf der Insel Bloisseville, wo in etwa 350 m Höhe am Kraterrande ein großes Dorf mit 20 Häusern stand; ja an der Goodenough-Bai lassen sich mit dem Fernglase in noch bedeutenderen Höhen — nicht selten bei 1300 m — unmittelbar unter der Waldregion, welche die Kammhöhe bedeckt, und selbst auf den höchsten Kuppen Kultivationen, Fußpfade, grüne Wiesen und einzelne Häuser wie Sennhütten erkennen.

Wie schon die Auswahl des Platzes andeutet, verfahren die Leute bei ihrem Bodenanbau nach einem bestimmten System. Diese Beobachtung tritt auch bei der eigentlichen Behandlung und Bearbeitung des Bodens hervor. Zunächst wird derselbe nämlich von den wildwachsenden Pflanzen gesäubert, was bei den oft mehrere Hektare großen Stücken für Menschen, die noch in der Steinzeit leben, sehr mühevoll und anstrengend ist. Man nimmt zwar das Feuer zu Hülfe, aber die Bäume verzehrt dieses nicht; die kleineren von ihnen werden daher mit der Steinaxt umgehauen, von den großen, zum Theil vom Feuer gefällten, die Aeste abgehackt, so daß nur die Stämme übrig bleiben, die dem Klima nicht allzulange Widerstand leisten. Auf solche Zurichtung des Landes folgt meist das Einzäunen desselben, das zum Schutz gegen wilde Thiere dient und wie jene Arbeit von sämmtlichen Dorfbewohnern gemeinsam geschieht. Der Zaun wird an der Astrolabe-Bai aus etwa mannshohen Stäben des wilden Zuckerrohrs gefertigt, die durch das später erfolgende theilweise Ausschlagen der Wurzeln dem Ganzen besondere Festigkeit verleihen; Eingangsöffnungen werden aus Rücksicht auf das Eindringen wilder Schweine nicht freigelassen, aber gewisse Vorrichtungen zum leichteren Ueberklettern werden angebracht. Wo Wildschweine fehlen, wie z. B. auf Fergusson, unterläßt man das Einzäunen.

Nach erfolgter Einfriedigung wird das Stück Land in so viele Theile unterschieden als das betreffende Dorf Familien zählt, und nun erst beginnt die spezielle Bearbeitung. Die Männer graben mittelst eines spitzen Stockes („Udja") den Boden, der darauf von den Frauen mit Hülfe einer Art schmaler Schaufeln zerkleinert und aufgelockert wird. „Ich fand", sagt Finsch, „über den Landbau an der Astrolabe-Bai

---

[1]) Samoafahrten. Reisen in Kaiser-Wilhelmsland und Englisch-Neuguinea in den Jahren 1884 und 1885, an Bord des Deutschen Dampfers „Samoa". Von Dr. Otto Finsch. Mit 85 Abbildungen nach eigenen Originalen des Verfassers und 6 Kartenskizzen. Hierzu ein einzeln käuflicher Ethnologischer Atlas „Typen aus der Steinzeit Neuguineas" enthaltend. Leipzig, F. Hirt und Sohn, 1888.

dieselbe musterhafte Wirthschaft, wie ich sie schon von der Südküste Neuguineas und aus Neubritanien kannte. Das Erdreich sah, sorgfältig aufgelockert, wie gesiebt aus. Die Ranken des Yams wanden sich an regelmäßig eingesteckten Stangen, zwischen denen andere Pflanzen wuchsen, wie in einem Hopfenfelde empor.“ In der Nähe des Friedrich-Wilhelms-Hafens fanden sich größere Bestände von Zuckerrohr in ausgezeichneter Entwickelung; Rohr von 6 cm Durchmesser, in Knotenabständen von 10 bis 11 cm und einer Länge von 4 m war nicht Seltenes! „Solches Zuckerrohr ist jedenfalls doch erst durch fortgesetzte Kultivation veredelt worden und diese den Eingeborenen und ihrem Fleiße zu danken.“ Ueber die große Sorgfalt des papuanischen Bodenanbaues spricht Finsch bei jedem Anlasse, besonders aber fiel ihm diese in Fergusson (d'Entrecasteaux) auf, wo eine Musterfarm, an Akkuratesse einer Ziergärtnerei vergleichbar, beobachtet wurde. „Man fühlte sich wie in einen Hopfengarten versetzt, so regelmäßig erhoben sich die Ranken des Yams an Stangen aus reichem, schwarzen Humus, der durchgesiebt schien. Zwischen dem Yams standen Taro, Zuckerrohr, Bananen und bunte Blattpflanzen, alles in schönster Ordnung und in größere Familienfelder getheilt.“ Nicht selten kommt es vor, daß die Bewohner von kleinen Inseln ihre Aecker auf der benachbarten Festlandsküste anlegen; dann errichten sie in den Pflanzungen kleine Hütten, einestheils zum Aufenthalt während der Bestellung und Ernte, anderentheils zum Schutze; gerade während der Feldarbeit pflegen nämlich am häufigsten Ueberfälle stattzufinden, „weil sich dann in der allgemeinen Verwirrung am leichtesten ein paar Frauen oder Kinder erschlagen lassen, was jeder Papuakrieger als sehr ruhm- und ehrenvoll betrachtet“. Die Männer pflegen daher auch bei der Feldarbeit, wie fast stets, ihre Waffen bei sich zu tragen.

Je nach der Jahreszeit bieten die Plantagen der Papuas einen verschiedenen Anblick dar, denn die betreffenden Früchte werden nicht zur selben Zeit reif; damit wechselt auch die Zusammensetzung der Nahrung. An der Astrolabe-Bai z. B. bildet das Hauptnahrungsmittel von März bis August der Taro, eine Aroidee, von der sowohl die wohlschmeckenden Wurzelknollen, als auch die ein beliebtes Gemüse liefernden Blätter gegessen werden; von August bis November tritt dafür Yams mit seinen stärkemehlreichen und gutschmeckenden Knollen ein. „Wie die Arbeit, so der Lohn“, dieser Spruch des weißen Mannes bewährt sich auch bei den dunklen Papuas; denn auf Grund des sorgfältigen Anbaues werden, stellenweise wenigstens, zahlreiche und vortreffliche Früchte gewonnen. Auf Normandy (d'Entrecasteaux) z. B. erhielt Finsch Kokosnüsse von ungewöhnlicher Größe, bis 73 cm im Umfang, und 11 englische Pfund schwer. Die Leute von Trobriand brachten eine Menge Yams, darunter wahre Riesenexemplare von 12 bis 17 Pfund Schwere und fast 2 m Länge. Daneben fanden sich allerdings auch Gegenden, wo den Samoafahrern nur wenige und schlechte Früchte angeboten wurden, ein Zeichen, daß wie der Boden, so auch der Anbau und die Ernte sich verschiedenartig zeigt.

Von besonderem Interesse ist die von Finsch gemachte Beobachtung, daß an verschiedenen Stellen Neuguineas die Eingeborenen Tabak pflanzen; solcher fand sich z. B. an der Astrolabe-Bai, auf der Dampier-Insel, bei Finschhafen, Hatzfeldthafen, Venushuk, Gaußbucht, Massilia und Angriffshafen. Der einheimische Tabak, dessen Anbau auch an der Südküste vorkommt, stimmt in Aussehen und Blüthe mit dem gewöhnlichen Bauerntabak überein und dient theilweise zum Tausch in dem Verkehre der Eingeborenen unter einander, gelegentlich wohl auch mit Fremden. Die Leute von Massilia z. B. hatten den Samoafahrern viel Blättertabak in Bündeln, sonst aber kaum etwas anzubieten; eine Menge Blättertabak — „Kas“ — brachten auch die Eingeborenen von Hatzfeldthafen. Im Gegensatze zu den Bewohnern der Südostküste Neuguineas haben die Papuas der ganzen Nordostküste kein Rauchgeräth, sondern sie wickeln aus den unfermentirten, etwas getrockneten Blättern mit Hülfe eines großen Baumblattes als Decker eine Art Cigarette, die in Brand zu halten Mühe macht; vielleicht aus diesem Grunde raucht kein Papua eine ganze Cigarette, sondern er thut nur ein paar Züge und reicht sie dann seinen Genossen. Da neben Tabak in ganz Melanesien auch der Genuß des Betel vorkommt, und letzterer sein Hauptverbreitungsgebiet auf dem benachbarten südostasiatischen Archipel hat, so wird man wohl mit Finsch die Vermuthung aussprechen dürfen, daß beide Gewächse von daher nach Neuguinea gekommen sind. Wie? das läßt sich leicht erklären, denn der Verkehr zwischen Westguinea und den Molucken bietet keine Schwierigkeit; über das Wann? dagegen schweigt die Geschichte.

Gegenüber den Erträgen des für ein Naturvolk immerhin vielseitigen und wohl entwickelten Bodenanbaues spielen die Ergebnisse von Jagd und Fischfang eine untergeordnete Rolle, zumal die Jagd, denn Neuguinea hat wenig große, fleischgebende Thiere, und wenn man z. B. gewisse Känguruarten, erlegt, so scheint es fast mehr wegen des Felles, die vielerwärts zu Schmuck Verwendung finden, als wegen des Fleisches zu geschehen. Jedenfalls suchen aber die Leute die Natur, wie es eben geht, ihrem Gaumen dienstbar zu machen; dahin gehört z. B. die eßbare Erde, von der Finsch zwei Mal spricht, nämlich bei Venushuk und beim Sechstrohfluß, kurz vor der Humboldtbai. An letzterem wurde sie in Form flacher, 20 cm breiter Kuchen angeboten. Nach der qualitativen Untersuchung des Herrn Venator in Trier besteht die etwas fettig, wie getrockneter bläulichgrauer Thon aussehende Masse aus „vorherrschend Magnesia, Eisenoxyd, Thonerde, Kieselsäure und Spuren von Kalk und Phosphorsäure“. Sie dient den Eingeborenen übrigens nicht als Nahrung, sondern als Leckerei. Die Leute am Angriffshafen schienen gewisse Nähmuscheln zu lieben, so Batissa violacea und B. angulata, Neritina Petiti.

Von einigem Belang, stellenweise sogar von beachtenswerther Bedeutung ist dagegen die Fischerei im Nordosten Neuguineas. Die dazu dienenden Geräthe sind mannigfaltig; in erster Linie nennen wir Netze, in Filetmanier gefertigt, darunter sehr große Zugnetze, ferner eigenthümliche konstruirte Fallen und mehrzackige Speere. Angeln kennt man nicht, wohl aber Fischhaken aus Schildpatt oder Tridacna-Muschel, die man an einer langen Leine hinter dem schnellsegelnden Kanu herzieht; der weiße leuchtende Muschelstift in Verbindung mit dem daran befestigten hellfarbigen Faserbüschel genügen, ohne besonderen Köder, Raubfische — meist Boniten — zum Anbeißen zu reizen. Auf Trobriand fängt man mit starken hölzernen Haken mit Vorliebe Haifische. Außer den genannten Boniten (einer Thunfischart, durchschnittlich von 9 kg Gewicht) fängt man noch kleine, sprottenartige Fische. An einigen Stellen versteht man sogar das Räuchern der Fische; so in Massilia, wo die Thiere in Form einer Spirale, Fisch an Fisch, jeder mit der Schwanzspitze die Schnauze berührend, an einem Stocke befestigt werden. Wegen des Mangels an Salz können sich aber auch geräucherte Fische nicht lange halten, und nehmen bald einen üblen Geschmack an.

Im Zusammenhange mit der Fischerei ist der Wasserfahrzeuge zu gedenken, von denen es mehrere Formen giebt. Zu den einfachsten gehören die besonders an der Ostküste gebräuchlichen Catamarans; dies sind einfache Bambuflöße von etwa 3 m Länge und 1 m Breite. Komplicirter sind die Kanus z. B. an der Astrolabebai, die aus einem aus-

gehöhlten Baumstamme von 6 m Länge und 60 cm Tiefe, aus einem durch Querstangen mit dem Stamme verbundenen Auslegerbalken, und aus einer von den Querstangen getragenen Plattform bestehen; letztere dient zur Aufnahme von Personen, Vorräthen und Waffen. Die vollkommensten Fahrzeuge von ganz Neuguinea sind die vielfach auf den d'Entrecasteaux-Inseln vorkommenden, bis 20 m langen Segel-Kanus, deren Konstruktion indeß ohne Zeichnung nicht gut erklärt werden kann. Wir verweisen daher auf den den „Samoafahrten" beigegebenen „Ethnologischen Atlas, Typen aus der Steinzeit Neuguineas enthaltend", Taf. VI.

Einen weiteren, wenn auch nicht belangreichen Bestandtheil der wirthschaftlichen Thätigkeit der Papua bildet die Viehzucht; diese beschränkt sich in der Regel auf Schweine und Hunde. Die ersteren sind Abkömmlinge der Wildschweine, von denen Neuguinea zwei eigenthümliche Arten besitzt. Die Thiere werden von den Frauen mit großer Sorgfalt gepflegt und werden ganz zahm; überhaupt sind Ferkel nebst jungen Hunden die erklärten Lieblinge der Papua-Frauen, und Finsch sah nicht selten Frauen außer ihrem Kinde noch ein kleines Schweinchen säugen. Wie die Schweine, werden auch die Hunde gegessen, aber nur bei festlichen Gelegenheiten aufgetischt. Außer diesen beiden Thierarten findet man an der Astrolabe-Bei noch Hühner; sie sind aber nicht Hausthiere im Sinne der unseren, werden auch nicht des Fleisches und der Eier, sondern hauptsächlich der Federn wegen, die als beliebter Kopfputz dienen, in beschränkter Zahl gehalten. In den Dörfern sieht man vielfach nur ein paar Hähne, während die Hennen meist versteckt im Walde leben.

Im Vorstehenden war ausschließlich von den auf Beschaffung von Nahrungs- und Genußmitteln gerichteten Beschäftigungen der Papuas die Rede; aber damit ist ihre Thätigkeit noch lange nicht erschöpft, vielmehr ist noch der Summe von Arbeit und Nachdenken Erwähnung zu thun, welche auf die Herstellung der Waffen, der mancherlei Geräthe und der zahlreichen, oft mit großem Geschicke zusammengesetzten Schmuckgegenstände verwendet wird, nicht zu reden von den Häusern, die stellenweise als wahre Kunstwerke bezeichnet werden müssen. Indeß würde uns die Erörterung aller dieser Verhältnisse viel zu weit führen. Wir beschränken uns daher auf die Erwähnung solcher Arbeitsleistungen, welche über das gewöhnliche Bedürfniß hinausgehend, einen Handelsartikel abgeben. In dieser Richtung ist vor allem der Töpferei zu gedenken, wie sie an mehreren Stellen z. B. auf der Teste-Insel (nahe den Louisiaden), auf dem Inselchen Bilibili (bei Friedrich-Wilhelmshafen) und an der Gauß-Bucht betrieben wird. Die Herstellung der Töpfe ruht durchaus in den Händen der Frauen und geschieht in der Weise, daß aus dem Thon mit den bloßen Händen wurstartige Rollen geformt, und diese dann an- und übereinandergelegt werden, bis das gewünschte Gefäß in rohen Umrissen dasteht. Darauf wird die Außenseite geglättet, eine Art Handelsmarke eingeritzt und der Brand ausgeführt. Man macht in Bilibili vorzugsweise zwei Arten Töpfe, solche mit weiter Oeffnung zum Kochen und solche mit enger als Wassergefäße. „Wie Port Moresby an der Südostküste Neuguineas das Centrum der Töpferei und des Topfhandels bildet, so Bilibili für die Astrolabe-Bai und wahrscheinlich weiter hinaus." Die Töpfe — „Wab" — welche Finsch in Konstantinhafen sah, stammten von dort, und bei einem Besuche, den die Bilibiliten unserm Reisenden abstatteten, brachten sie gleich ganze Kanu-Ladungen ihres Fabrikates mit. Die Töpfe der Leute an der Gauß-Bucht stimmen in der Form mit denen von Bilibili überein; doch gab es hier außerdem noch Gefäße von kolossaler Größe, die als Behälter für Sago dienten. „Keramik", sagt Finsch, „schien auch hier eine Quelle des Wohlstandes und Reichthums, denn es gab Töpfe im Ueberfluß."

Was nun fernerhin den Handel anbelangt, so beschränkt sich dieser im wesentlichen auf das regelmäßige Tauschgeschäft, das die Leute mit Hülfe ihrer Kanus unter sich treiben, und wovon wir den vornehmlichsten Zweig — den Topfhandel — eben erwähnt haben. Der Verkehr mit Fremden, d. h. mit Weißen, war bis zur Besitzergreifung seitens Deutschlands und Englands ein durchaus gelegentlicher, und nur auf das vereinzelte Erscheinen von Schiffen und Forschern beschränkt. Infolgedessen hatten bis zu Finsch' denkwürdiger Küstenfahrt manche Gruppen von Eingeborenen überhaupt noch keinen Weißen gesehen. Daher erklärt es sich auch, daß das allgemeine Verhalten der Leute je nach den Oertlichkeiten ein durchaus verschiedenes, ja fast entgegengesetztes war: an dem einen Punkte nämlich zeigten sie sich gegenüber der Annäherung der Samoafahrer scheu, zurückhaltend und fast abweisend, an einem anderen waren sie freundlich und entgegenkommend, ja liebenswürdig, an einem dritten waren sie unschlüssig, ob sie mit den Ankömmlingen in Verkehr treten sollten, an einem vierten benahmen sie sich so lärmend und übermüthig, daß Vorsicht geboten schien u. s. w. Wenn nun aber auch an den meisten Orten Neigung zum Stehlen hervortrat, so schwebten die Samoafahrer doch nirgends in einer ernstlichen Gefahr, und das verdient hervorgehoben zu werden gegenüber der Beobachtung, daß an gewissen Theilen der Ostküste die Unsitte des Kannibalismus noch im Schwunge ist. Ebenso verschiedenartig wie das allgemeine Benehmen zeigte sich die Kenntniß der Eingeborenen hinsichtlich fremder Gebrauchsgegenstände. Viele Gruppen hatten nicht die geringste Ahnung, was sie mit den ihnen vorgezeigten europäischen Sachen, wie Eisen Messer, Spiegel u. dergl. machen sollten. Andere wieder nannten dies und jenes oder verlangten sogar, daß ihnen bestimmte Dinge vorgelegt würden. Die Leute von Bongu an der Astrolabe-Bai z. B. forderten hauptsächlich Eisen, Beile und Aexte, deren Gebrauch durch den Aufenthalt des russischen Naturforschers Miclucho Maclay bekannt geworden war: um Messer dagegen gaben sie weniger, für andere Artikel aber wie Spiegel, Glasperlen, Fingerringe u. dergl. zeigten nur Frauen und junge Leute Interesse. Ueberhaupt machte Finsch die Erfahrung, daß bunter oder glänzender europäischer Tand bei den von ihm besuchten „Wilden" keineswegs so wirkungsvoll ist, wie es in einigen Theilen Afrikas der Fall sein mag; solche Sachen erregen wohl Aufmerksamkeit, verlieren aber die Anziehungskraft bald. Der Sinn der Leute richtet sich vielmehr auf Praktisches, also z. B. auf Eisen in irgend einer ihnen passenden Form. Am begehrtesten sind kleiner Stücke Flacheisen, in Ermangelung solcher Hobeleisen, ja selbst starkes Bandeisen, weil derartige Eisenstücke ganz in derselben Weise an die knieförmigen Holzstiele der Steinbeile befestigt werden können, wie die selbstgefertigten Steinklingen.

Aus den sämmtlichen, vorstehend gemachten Mittheilungen dürfte das zweifellose Ergebniß hervorgehen, daß die Papuas von der Nord- und Ostküste Neuguineas ihre regelmäßige Beschäftigung haben, d. h. daß sie arbeiten. Die Art ihrer Arbeit ist freilich von der unsrigen recht verschieden. Ein gewisser Eifer, zumal bei neuen Dingen, ist wohl vorhanden, aber das Feuer, das sie bei solchen Gelegenheiten entwickeln, erlischt, wie mit Stroh genährt, bald. Ein volles Tagewerk schwerer, anstrengender Arbeit durchzuführen, ist daher ihre Sache nicht, wenigstens nicht gegenüber den von den Weißen gestellten Anforderungen. Denn, daß es den Leuten an Geduld und Ausdauer schlechthin fehle, wird man nicht behaupten wollen; wenn man die Sorgfalt ihres Ackerbaues, die mühsame zeitraubende Herstellung der Schmucksachen,

die Langwierigkeit der Holzbearbeitung an Waffen, Kanus und Häuser bedenkt! Leute, die so schöne Kanus besitzen wie die Bewohner der Astrolabe-Bai, oder Leute, die 50 luxuriöse Bauten errichten wie sie an der Humboldt-Bai stehen, wird man nicht faul nennen können. Was den Unterschied in der Auffassung und Leistung von Arbeit bewirkt, das ist die Gewohnheit oder anders ausgedrückt die Eigenart der Lebensverhältnisse, die in gewissen Theilen von Neuguinea ganz unberührt und ungeschmälert ist, und daher die vorhandenen Gegensätze mit voller Schärfe hervortreten läßt.

Zum Schluß mag noch auf eine Eigenthümlichkeit hingewiesen werden, die wohl schon gelegentlich berührt worden ist, ich meine die bemerkenswerthe Verschiedenartigkeit in den Besitzverhältnissen der Eingeborenen Neuguineas. Gar zu leicht verbindet sich mit dem Begriff des Naturzustandes die Meinung als ob da allgemeine Gleichheit des Besitzes herrschte. Aber das ist ein großer Irrthum! Denn auch hier giebt es Reich und Arm, auch hier genießt, wie überall in der Welt, der Wohlhabende ein größeres Ansehen als der Dürftige, und auch hier ist der jeweilige Wohlstand von zwei Hauptbedingungen abhängig, einerseits nämlich von der Gunst des Wohnorts, anderseits von dem Fleiße und dem Geschick der Bewohner. In manchen Gegenden machten in der That die Eingeborenen auf die Samoafahrer den Eindruck der Aermlichkeit, so z. B. die von Dampier-Insel und bei Cap Rigny an der Maclayküste; erstere waren armselig wie ihre roh aus einem Baumstamm gezimmerten Kanus und brachten nichts als ein paar alte vertrocknete Kokosnüsse, einige Betelnüsse und Tabakblätter, hatten aber keinerlei Waffen, und von sonstigen Arbeiten nicht viel mehr. An anderen Punkten dagegen schienen die Leute in Wohlstand und Behäbigkeit zu leben, so z. B. auf den d'Entrecasteaux, bei Guap, an der Gaußbucht und Bilibili. Solcher Papua-Reichthum findet seinen Ausdruck in dem entsprechenden Besitz an dem, was der Papua eben für werthvoll hält, und das sind besonders Lebensmittel, Waffen, Geräthe, Werkzeuge, Kanus und Schmucksachen. Geld dagegen ist unbekannt, selbst in der Form von Muschelgeld, das bekanntlich in Neubritannien unter den Namen „diwarra“ vorkommt.

Daß die vorstehend geschilderten Zustände im Erwerb und Besitz der Papua am längsten gedauert haben, unterliegt keinem Zweifel, denn die Erfahrung lehrt, daß die Kultur von Naturmenschen, so eigenartig sie auch sein mag, dem Vordringen fremden Einflusses keinen zähen Widerstand entgegenzusetzen vermag. Die Zersetzung tritt ein, und zwar um so schneller, je häufiger der Verkehr stattfindet und je entschiedener die Ankömmlinge das mitunter nur vermeintliche Recht der höheren Civilisation geltend machen. Tod und Verderben hat bisher der weiße Mann vielfach in der Südsee unter die ohnehin dünnen Schaaren der Eingeborenen gebracht. Man denke an Tasmania und an Neuseeland! Möge es den Vertretern unseres Volkes, denen zum ersten Male die Aufgabe gestellt wird, mit Eingeborenen zusammen zu leben, beschieden sein, einen besseren modus vivendi zu finden!

Kürzere Mittheilungen.

Die Ausrottung der Seekuh.

Nordenskiöld's Behauptung, daß Rhytina Stelleri wenigstens in einem Exemplare noch bis 1854 gelebt habe, hat die Frage nach der Ausrottung der Seekuh wieder einmal zu lebhafterer Diskussion gestellt und für eine kurze Zeit sogar hie und da die Hoffnung geweckt, die interessante Art noch in irgend einer abgelegenen Bucht des Beringsmeeres lebend vorzufinden. Leonhard Stejneger, der im Auftrage der amerikanischen Regierung anderthalb Jahre in diesen Gewässern verweilte, hat aber alsbald nachgewiesen, daß das Thier, welches Nordenskiöld's Gewährsmänner gesehen haben, eher alles andere gewesen sein kann, als eine Rhytina, und er giebt nun in der Dezembernummer des „American Naturalist“ nach russischen Quellen eine Geschichte der Ausrottung der Seekuh, welche die ältere Annahme von deren Ausrottung vor 1768 vollständig bestätigt.

Als Steller 1741 die Seekuh entdeckte, war das riesige Thier schon auf die Gestade der Beringsinsel und der Kupferinsel beschränkt, wo es sich in Heerden an der Mündung der Bäche und Flüßchen aufhielt und dort die Algen — besonders die größeren Laminarien — abweidete. Es war das offenbar der letzte erhaltene Rest einer früher weit verbreiteten Spezies, die bei ihrer Wehrlosigkeit und Hülflosigkeit an allen von Menschen besuchten Küsten längst ausgerottet war. Stejneger hat sorgsam alle Weideplätze, welche ihnen an den Küsten beider Inseln Nahrung bieten konnten, untersucht im ganzen 15 — und so kann die Anzahl der Thiere schon bei ihrer ersten Entdeckung nicht mehr als höchstens 1500 betragen haben. Von dem Moment an, wo die Nachricht von diesem Thiere und seinem wohlschmeckenden Fleische nach Kamtschatka kam, besuchten alle Jagdexpeditionen, welche zur Seeotterjagd an den Aleuten oder an der Küste von Nordamerika auszogen, die Inseln, um sich zu verproviantiren und brachten meist den ersten Winter dort zu, um eine möglichst große Quantität Fleisch einzusalzen. Das hülflose Thier wurde harpunirt und ans Land geschleppt, von seinem Fleisch aber nur so viel verwendet, als sich am ersten Tage verarbeiten ließ, da es am zweiten schon verdorben war. Diese rasch vorschreitende Fäulniß zwang auch die Jäger, für ihre Nahrung immer neue Seekühe zu tödten und nur einen ganz geringen Theil ihres Fleisches zu verwerthen. Stejneger hat aus den Akten in Petropaulowsk nicht weniger als 21 größere Expeditionen notirt, welche von 1743 bis 1763 auf der Beringsinsel überwinterten; von 1754 bis 1755 waren es 133 Leute, welche ausschließlich von Seekuhfleisch lebten. So ist es kein Wunder, daß schon 1754 der Bergingenieur Jakovleff, der mit der Erforschung der Minen auf der Kupferinsel beauftragt war, nicht mehr auf dieser Insel überwintern konnte, weil die Seekuh — neun Jahre nach der Entdeckung — dort schon vollständig ausgerottet war. Eine Menge Thiere gingen ganz nutzlos zu Grunde, indem sie von einzelnen Jägern verwundet wurden, und dann nicht ans Ufer gebracht werden konnten; sie flüchteten aufs hohe Meer, verendeten dort, und blieben völlig unbenutzt, wenn nicht die Wellen sie noch am selben Tag ans Ufer spülten. Jakovleff versuchte vergeblich, die Behörden von Kamtschatka zu einer Schutzmaßregel für die nützlichen Thiere zu bewegen, die Ausrottung dauerte also fort.

Schon mit dem Jahre 1763 hörten die Ueberwinterungen der Jagd-Gesellschaften auf der Beringsinsel auf; die Seekuh war so selten geworden, daß sie nicht mehr das nöthige Fleischquantum liefern konnte. In den vier Jahren bis 1768 mag sich die Zahl wieder ein wenig vermehrt haben, denn eine Expedition unter Popoff, welche 1768 Blaufüchse auf der Insel jagte, konnte wieder hauptsächlich von Seekuhfleisch leben, aber als 1772 Demitri Bragin dort überwinterte, suchten seine Jäger vergeblich nach dem Thiere. Seitdem ist nie wieder ein Exemplar gesehen worden, und die Angabe Sauer's, daß Rhytina Stelleri in 1768 ausgerottet worden, muß als definitiv richtig angesehen werden. Ko.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Dem kürzlich erschienenen „Statistischen Jahrbuche" (Jahrgang 1888) entnehmen wir folgende Daten über die wirthschaftliche Entwickelung des Deutschen Reiches. Die Ausfuhr des Reiches bezifferte sich im Jahre 1887 auf 3 190 147 000 Mk. (gegen 3 051 371 000 Mk. im Jahre 1886), die Einfuhr auf 3 188 798 000 Mk. (gegen 2 944 854 000 Mk. im Jahre 1886). In der Ausfuhr verhielt sich der Werth der Fabrikate zu dem der Rohstoffe ungefähr wie 3 : 1, in der Einfuhr dagegen ungefähr wie 1 : 2. Der Rauminhalt der deutschen Handelsflotte betrug 1887 1 284 703 Tonnen, wovon reichlich 35 Proc. auf die Dampfer kamen. Die Nordseeflotte lernte die Ostseeflotte im Verlaufe der letzten Jahrzehnte immer mehr überwiegen, was in sehr deutlicher Weise die zunehmende „Oceanität" des deutschen Wirthschaftslebens bekundet. 1871 bis 1875 faßte die Ostseeflotte 458 943 Tonnen, die Nordseeflotte 555 519 Tonnen, 1887 dagegen die Ostseeflotte nur 396 666 Tonnen (davon 30 Proc. Dampfer), die Nordseeflotte aber 888 037 Tonnen (davon 37 Proc. Dampfer). Insgesammt wurden im Jahre 1886 von deutschen Schiffen 63 517 Seereisen unternommen (gegen 47 317 in den Jahren 1873 bis 1875), und in den sämmtlichen Häfen des Reiches liefen 57 014 Schiffe (10 048 236 Tonnen) ein. Die Schiffahrtsbewegung von Hamburg betrug 1886 : 7 491 423 Tonnen (12 963 Schiffe), diejenige von Stettin 2 077 665 Tonnen (6654 Schiffe), diejenige von Bremerhaven 1 863 739 Tonnen (2607 Schiffe). — Eisenbahnen besaß das Reich 1886 bis 1887 37 966,9 km, also 70,2 km auf je 1000 qkm und 80,6 km auf je 100 000 Einwohner. Die Zahl der auf sämmtlichen Linien zurückgelegten Personenkilometer belief sich in demselben Wirthschaftsjahre auf 8 385 161 000, diejenige der zurückgelegten Tonnenkilometer auf 16 516 277 000, was in beiden Fällen, namentlich aber in dem ersteren, eine starke Zunahme gegen das Vorjahr ergiebt. — Das deutsche Telegraphennetz maß Ende 1886 86 199 km, und die Zahl der eingegangenen Telegramme betrug 16 906 117, die Zahl der eingegangenen Briefe aber 1 223 239 000. — Die Kohlenproduktion des Reiches bezifferte sich 1886 auf 73 682 000 Tonnen, die Roheisenproduktion auf 3 528 700 Tonnen, die Roggenernte auf 6 092 849 Tonnen, die Haferernte auf 4 855 894 Tonnen, die Weizenernte auf 2 666 423 Tonnen, die Gerstenernte auf 2 337 206 Tonnen und die Kartoffelernte auf 25 143 229 Tonnen. — Durch Auswanderung verlor das Deutsche Reich im Jahre 1886 99 712 Personen, während die natürliche Bevölkerungszunahme (der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle) 512 396 betrug.

— Welche Bedeutung die deutsche Kolonisation für Rußland gehabt hat, zeigen die neuesten statistischen Aufstellungen über die Zahl der Fremden in Rußland. Danach wurden in den Jahren 1764 bis 1866 nicht weniger als 549 Ackerbaukolonien in Rußland begründet, und mehr als 75 Proc. derselben durch deutsche Einwanderer. Weitaus der größte Theil dieser Kolonien befindet sich in den Gouvernements Samara, Saratow, Krim, Cherson, Jekaterioslaw und Bessarabien.

— Nach Dr. Hans Reusch, vom norwegischen meteorologischen Institut, sind Erdbeben in Norwegen eine viel häufigere Erscheinung, als man gewöhnlich glaubt. Im Jahre 1887 ereigneten sich nicht weniger als 23, von denen freilich nur einige so stark waren, daß sie allgemein empfunden wurden. Die stärksten beobachtete man auf den Bömmel-Inseln, auf den Lofodden Vaerö und Röst, und bei Bodö. Auffällig zahlreiche schwache Stöße wurden auf Ytterö, das sehr weit draußen im Oceane liegt, notirt (Vergl. „Nature" 38, p. 326).

— Henri Meyners d'Estrey wird im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums eine Forschungsreise in die Gebirgsgegenden Skandinaviens unternehmen, und dabei seine Aufmerksamkeit namentlich gewissen ethnologischen und anthropologischen Fragen zuwenden.

Asien.

— Der russische Reisende Lidsky hat in den letzten Monaten das östliche Buchara und Karateghin durchforscht. Seine Absicht, von Schaar-i-sabz über den Sangardak-Paß nach Hissar zu gehen, wurde im Juni noch durch die Schneemassen vereitelt, die den Paß füllten, und er mußte deshalb auf einem Umwege nach dem Thale des Surkhan gelangen. In diesem von alljährlichen Ueberschwemmungen heimgesuchten Wiesenthale drang er bis Garm und Karatagh vor. Von da aus besuchte er Faisabad und das obere Daschti-Bidona-Thal. Das letztere ist in Wahrheit eher ein Plateau zu nennen — eins von den bekannten „Pamirs" oder „Syrten", die die Gegend charakterisiren. Es lagert sich zwischen die Thäler des Surkhab und des Kafirningan. — In der Hauptsache ist das Land in seinen tieferen Theilen fruchtbar, und in seinen höheren Theilen von Wald bedeckt. Eine große Schattenseite ist aber seine strenge Gebirgsumrahmung und seine schwere Zugänglichkeit. Der Paß, der von Karateghin nach Samarkand führt, liegt volle 3850 m hoch. — Der Schnee erschwerte dem Reisenden oft das Fortkommen außerordentlich, und an vielen Stellen war dasselbe nur durch das Legen von Filzbändern zu ermöglichen (Vergl. „Compte rendu" der „Pariser Geogr. Gesellschaft", 1888, p. 336).

— Der englische Konsul E. L. Oxenham bespricht in seinem Konsularberichte aus Kiang-su die bekannte Stromlauf-Aenderung des Hoangho (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 129, 224 und 383) und vertritt dabei die Meinung, daß der Beschluß der chinesischen Regierung, den Fluß in sein nördliches Bett zurückzuleiten, ein weiser zu nennen sei. Falls es dem Hoangho gestattet werde, sein neues Bett bei-

zubehalten, so werde daraus nichts als Unheil für die tief gelegene, dicht bevölkerte und wohl bebaute Provinz Kiang-su hervorgehen. Die durch das Hochwasser des Jangtsekiang gespeisten Seen (Hung-tse-hu, Kao-jeu-hu, Kuang-jang-hu, Lo-jang-hu rc.) seien ohnehin schon eine beständige große Gefahr für die Gegend. Um ähnliche Katastrophen wie die von 1887 für die Zukunft zu verhüten, solle man sich aber nicht damit begnügen, den Dammbruch bei Tschöng-tschui zu verstopfen, sondern man solle gleichzeitig eine umfassende Aufforstung der Gebirge von Schan-si und Schen-si vornehmen. Wir fürchten, daß Herr Oxenham bei diesem seinen Vorschlage nicht genügend mit dem durchlässigen und waldfeindlichen Lößboden Nordwest-Chinas rechnet. Thatsächlich ist übrigens die fragliche Dammbruch-Stopfung bis jetzt nicht gelungen, und der Sommermonsun ist soeben im Begriffe, neue gewaltige Regenfluthen auf Schan-si, Schen-si, Kuang-su und Ho-nan niedergehen zu lassen, so daß bedrohliche neue Hochwasser in den Tributärströmen des Hoangho sowie in dem Hoangho selbst unausbleiblich erscheinen.

— Die aus Atjeh einlaufenden Berichte sind fortdauernd sehr trübe gefärbt, und mehr als je beherrschen die Angelegenheiten von Atjeh alle andere Fragen in Niederländisch-Indien. Trotz aller Desinfektion nimmt die Berri-Berri-Krankheit zu, sie wüthet nicht allein unter den den Anstrengungen des Krieges bloß gestellten Soldaten, sondern ergreift auch die in den Bureaux thätigen Officiere und die europäischen Frauen; letzteres ist bisher noch nie beobachtet worden, und diese ganz neue Erscheinung scheint darauf hinzudeuten, daß der Grund der Krankheit weder in dem in den Kasernen und Militärgebäuden enthaltenen Ansteckungsstoffe, noch in der übergroßen Abmattung der von derselben ergriffenen Personen zu suchen ist. Erregt also in dieser Hinsicht die weitere Ausbreitung der Krankheit große Aufmerksamkeit, so ist dies auch hinsichtlich der Veränderungen, welche ihre Erscheinungen zeigen, der Fall. In neuerer Zeit sind plötzliche Todesfälle durch Berri-Berri vorgekommen, ohne daß vorher bei den betreffenden Personen das kleinste Symptom der Krankheit beobachtet worden wäre. Unter diesen Umständen hat die so entsetzlich um sich greifende Krankheit mehr und mehr den schrecklichen Charakter des Unerforschlichen und Unvermeidlichen angenommen. Kein Wunder, daß die Stimmung sehr gedrückt ist. Auch der Guerillakrieg dauert fort; die Concentration der Truppen hat den Feind nicht ermüdet, sondern ihn, wie es scheint, in der Ueberzeugung bestärkt, daß das Verschwinden der holländischen Truppen aus Atjeh nur eine Frage der Zeit ist.

— Nach einer Mittheilung des russischen Reisenden Korotnew, der zum Zwecke zoologischer Beobachtungen die hinterindische Inselwelt bereist hat, hat sich die Stätte des durch den bekannten Vulkanausbruch zerstörten Anjer auf Krakatau nicht blos rasch wieder mit einer üppigen Vegetation bekleidet, sondern es sind darauf auch bereits wieder mehrere kleine Ortschaften entstanden. Das Meer dagegen fand Korotnew noch weit und breit mit Bimsteinstücken bedeckt, und ohne alles Thierleben (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 237 f.).

— Der offizielle Bericht über die Fortschritte des britischen Nord-Borneo seit 1881, wo die betreffende Kompagnie ihren „Charter“ erhielt, lautet sehr günstig, und derselbe verdient namentlich im Hinblick auf unser Kaiser-Wilhelmsland Beachtung. 1883 waren die Ausgaben der Borneo-Gesellschaft noch fünfmal größer als die Einnahmen, heute sind die Einnahmen größer als die Ausgaben. Der Export der Kolonie bezifferte sich 1883 auf 159 000 Dollars, 1887 aber auf 535 000, und der Import stieg in dem gleichen Zeitraume von 429 000 Dollars auf reichlich eine Million. Sehr bedeutend hat sich die Tabakkultur entwickelt, und das betreffende Produkt rivalisirt erfolgreich mit demjenigen Sumatras. Im übrigen sind die Hauptexportartikel: Bienenwachs, eßbare Vogelnester, Kampfer, Kokosnüsse, Kaffee, Früchte, Nutzhölzer rc. — Die Fläche der Kolonie wird auf 31,106 engl. Quadratmeilen angegeben und die Einwohnerzahl auf 150 000. Verhältnißmäßig beträchtlich war die chinesische Einwanderung, und es wird derselben, da ihr ein guter Theil der wirthschaftlichen Entwickelung zu danken ist, keinerlei Hinderniß in den Weg gelegt.

Afrika.

— Der englische Reisende Joseph Thomson, von dem wir wiederholt berichtet haben (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 239 und Bd. 54, S. 31), hat den Atlas ohne jede bemerkenswerthe Abenteuer überschritten und von Gundafy aus einige Exkursionen unternommen. Zuletzt hat ihm der Kaid des Ortes aber Schwierigkeiten bereitet, indem er ihm verboten hat, das Zelt vor seiner definitiven Abreise fernerweit zu verlassen. Thomson kehrte von Gundafy aus auf einem südlicheren Wege nach Amsmiz zurück, während sein Begleiter Crichton-Browne dem Nefis-Flusse folgen und auf diese Weise nach Amsmiz gelangen sollte.

— Camille Coquilhat, der an der Begründung und Verwaltung des Kongostaates in einem hervorragenden Maße betheiligt gewesen ist, hat ein Buch über den oberen Kongo geschrieben, in dem er besonders von der Aequator-Station sowie von den Bangala und von Stanley Falls handelt. Trotz der kritischen Lage, die durch die Araber-Invasion in der Gegend geschaffen worden ist, hält er an der Hoffnung fest, daß die europäische Civilisation und der europäische Handel daselbst eine Stätte finden werden, sobald sich nur erst mehr Kapitalien in dem Kongo-Werke engagiren.

— Die Gründung des Forts Seguiri, die der französische Oberst Gallieni im April d. J. beendigt hat, ist nach „Tour du Monde“ (27ème année, Nr. 1439) ein ziemlich schwieriges Werk gewesen. Das Land zwischen Niagassola und Seguiri, das von der betreffenden militärischen Expedition zu durchmessen war, war nicht nur beinahe vollkommen unbekannt, sondern auch von einer dichten Urwaldvegetation bewachsen, und von zahlreichen Bächen und großen Strömen durchflossen, die von der Artillerie und den Wagen nur vermittelst Brücken überschritten werden konnten. Bei Kokoro mußte namentlich eine große Hängebrücke aus Eisendraht hergestellt werden. Steine zum Bau, sowie auch Holz fand man zwar in der Nähe des ausersehenen Platzes, aber trotzdem kostete es Mühe genug, sie an Ort und Stelle zu bringen. Den Kalk mußten die Muscheln des Niger liefern. Glücklicherweise verhielten sich die Eingeborenen freundlich, sie leisteten beim Baue hilfreiche Hand, und es gelang ebenso die Sofas von Samory von einem Angriffe fernzuhalten. Nachdem das Fort fertiggestellt ist und eine auf ein ganzes Jahr verproviantirte und mit Munition versehene Compagnie Senegal-Tirailleure sich darin häuslich eingerichtet hat, hat Frankreich einen neuen starken Stützpunkt für seine aggressive Kolonialpolitik im Nigergebiete gewonnen. — Seguiri liegt an dem Zusammenflusse des Tankisso mit dem Niger. — Daß das Fort mit Niagassola durch eine Telegraphenlinie verbunden worden ist, berichteten wir bereits früher (S. „Globus“, Bd. 53, S. 240). In Ober-Guinea soll es den Franzosen gelungen sein, sich die Schutzherrschaft über Abeokuta, im Hinterlande von Lagos, zu sichern, so daß der französische Einfluß also auch in der nächsten Nachbarschaft des deutschen Togo-Gebietes im Wachsen zu sein scheint.

— Die Expedition des Lieutenant Plat nach Futa-Djallon, welche Oberst Gallieni entsandt hat, ist

von dem besten Erfolge begleitet gewesen, und sie hat dazu geführt, eine ganze Anzahl „Almamys“ unter das französische Protektorat zu stellen. Freilich hat dies nicht verhindert, daß der Offizier Olivier von den fanatischen Eingeborenen ermordet worden ist.

— Charles Soller befürwortet in dem „Bulletin“ der Handelsgeographischen Gesellschaft zu Paris (X, p. 280 ff.) die wirthschaftliche Nutzbarmachung der Insel Arguin, die nahe dem äußersten Nordpunkte der Küste des französischen Sudan gelegen ist, und die sich nach seiner Meinung sowohl in vorzüglicher Weise dazu eignen würde, als Hauptplatz der aussichtsvollen westafrikanischen Fischerei, als auch als ein Hauptausgangspunkt der Karawanenstraßen nach Timbuktu zu dienen. Mit gutem Grunde weist Herr Soller dabei auf die Erfolge der von Donald Mackenzie im Jahre 1878 am Kap Dschuby gegründeten englischen Faktorei hin, die nur den Nachtheil habe, auf einer schlechter nahbaren, niedrigen Insel, und zu nahe bei dem Festlande zu liegen, so daß sie bereits dreimal von den europäerfeindlichen Sahara-Nomaden überfallen und zerstört werden konnte (zuletzt im Jahre 1887). Der Kanal zwischen Arguin und dem Festlande ist $1\frac{1}{2}$ Meile breit, und die daselbst gelegene Rhede ist gut zugänglich und sicher. Vor zweihundert Jahren war die Insel Arguin kurbrandenburgischer Besitz.

Südamerika.

— Marcel Monnier hat in einer der letzten Sitzungen der Pariser Geographischen Gesellschaft über seine Reise quer durch Südamerika (1886 bis 1887) Bericht erstattet. Seine ursprüngliche Absicht, in der Republik Ecuador die Anden zu übersteigen, um dann im Thale des Rio Pastassa zum Amazonas zu gelangen, mußte er aufgeben, weil die Bevölkerung des Plateaus gerade von großer Furcht erfüllt war durch den heftigen Wiederausbruch des Tunguragua-Vulkans, der an dem Wege lag. Dagegen drang er in Peru über die West-Cordillere zum Marañonthale, bei Pataz, und dann von Tayabamba über die Ost-Cordillere zum Huallaga-Thale vor, um den Rio Huallaga bis zu seiner Vereinigung mit dem Marañon, also auf einer Strecke von 550 km zu verfolgen, und vermittelst eines Floßes („balsa“) seine 42 Stromschnellen zu passiren. In einer Faktorei am Marañon gelang es ihm, einen kleinen Dampfer zu miethen, und mit Hülfe desselben die Pastassa-Mündung, sowie auf diesem Flusse aufwärts fahrend, das Gebiet von Ecuador zu erreichen. Die Feindseligkeit der Achuelos-Indianer und die wachsenden Hindernisse der Stromschiffahrt zwangen den Reisenden aber dort bald umzukehren. Den Marañon und Amazonas abwärts kam er dann über Manaos nach Para, nachdem er zwischen dem Pacifischen und Atlantischen Ocean eine Wegstrecke von ungefähr 7000 km zurückgelegt hatte.

Australien und Polynesien.

— Die Herren von der deutschen Neuguinea-Expedition sind sämmtlich wieder nach Deutschland zurückgekehrt, und ihre Berichte sollen demnächst von der Neuguinea-Compagnie veröffentlicht werden. Der Botaniker der Expedition, Herr Dr. Max Hollrung, hat außerdem am 7. Juli vor der „Berliner Gesellschaft für Erdkunde“ einen längeren Vortrag über seine Forschungen im Kaiser-Wilhelmsland gehalten. Von der Entwickelungsfähigkeit der großen deutschen Kolonie hegt dieser Reisende eine sehr günstige Meinung.

— Lieutenant Israel hat, im Auftrage von Kapitalisten der Kolonien Victoria und Westaustralien, im Juli d. J. von Perth aus eine Forschungsreise zu wissenschaftlichen und kommerziellen Zwecken unternommen. Begleitet von acht Mann reiste er zunächst per Eisenbahn nach dem 85 km nach Nordost gelegenen Städtchen Newcastle, und von da aus dann in nordöstlicher Richtung zwischen den Salzlagunen Mouger und Moore weiter.

— Eine andere „Exploring Party“ kehrte im Juli dieses Jahres von den Campton Plains unter 30° 55′ südl. Br. und 122° 25′ östlich von Gr. in der Kolonie Westaustralien zurück und will dort große Strecken gut begrasten und reichlich bewässerten Landes entdeckt haben, welches sich für Ackerbau und Weidezwecke bestens eignet.

— Kapitän Kitchen lief im Mai dieses Jahres auf seiner Fahrt von San Francisco nach England bei der im Jahre 1767 von Carteret entdeckten Pitcairn-Insel an. Dieselbe wird bekanntlich von den Nachkommen der Meuterer auf dem englischen Schiffe Bounty bewohnt, welche im Jahre 1789 ihren Kapitän Bligh mit 18 Mann in einem offenen Boote auf der See aussetzten, sich dann Weiber von Otahaiti holten und mit diesen sich auf Pitcairn niederließen. Erst im Jahre 1824 erhielt man die erste Kunde von ihnen. Die Insel, berichtet Kapitän Kitchen, ist nur $2\frac{1}{4}$ miles (3,72 km) lang und eine mile (1,60 km) breit und steigt bis zu einer Höhe von 310 m an. Im Centrum liegen fruchtbare Thäler mit gutem Quellwasser. Die Bewohner zählen zur Zeit 112, von denen ungefähr drei Viertel aus Weibern und Kindern bestehen; sie sprechen gut Englisch. Ihr Körperbau ist hoch und kräftig, ihre Gesichtsfarbe ziemlich dunkel, und sie haben durchweg auffällig schlechte Zähne. Ihre Kleidung ist zwar sehr einfach, aber doch reinlich und schicklich. Sie besitzen ein Schulhaus und eine Kirche mit einer Orgel — einem Geschenk der Königin von England — sowie auch eine kleine Bibliothek. Sie sind sehr religiös und neigen dem Methodismus zu, doch feiern sie anstatt des Sonntags den Sonnabend. Die Leute des Kapitän Kitchen tauschten Orangen, Bananen, Kürbisse, Melonen, zierliche Körbchen, Kränze von getrockneten Blumen, Muscheln u. s. w. gegen Mehl, Schiffszwieback, alte Kleider, Angelhaken und andere Artikel von ihnen ein.

— Bezüglich der wirthschaftlichen Entwickelung von Kaiser-Wilhelmsland ist ein neuer wichtiger Schritt vorwärts geschehen, indem die Neuguinea-Compagnie eine regelmäßige Dampferverbindung zwischen Finschhafen und Cooktown (auf dem australischen Festlande) hergestellt hat. Im Anschluß an die Hauptdampfer, die allmonatlich auf dieser Linie verkehren, sollen Zwischendampfer mit Kelano, Konstantinhafen, Hatzfeldhafen, Kaluna, Matupi, Mioko und Kerendare verkehren.

Bücherschau.

— G. Stutzer, das Itajahy-Thal und die Kolonie Blumenau. Goslar 1887. Ludwig Koch. — Die Lektüre dieses kleinen Büchelchens ist allen denen, die sich für die Frage der deutschen Auswanderung und Ackerbau-Kolonisation interessiren, angelegentlich zu empfehlen, da es die Verhältnisse, welche in der namhaftesten deutschen Kolonie Südbrasiliens obwalten, eingehend, klar und wie es scheint, zugleich auch nüchtern und objektiv beleuchtet.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIV.



№ 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Deutsch-Witu-Land.

Von Lieutenant A. R. Schmidt.

(Mit einer Karte.)

An der Ostküste Afrikas lenken Deutsch-Ostafrika und Deutsch-Witu-Land, die beiden deutschen Schutzgebiete, unser Interesse in hohem Grade auf sich. Durch die nachstehenden Ausführungen und die beigegebene Kartenskizze unternehme ich es, die Leser in das letztgenannte Gebiet einzuführen.

Das Witu-Land umfaßt die etwa 25 Quadratmeilen große Besitzung der deutschen Kolonialgesellschaft, und das Land des deutschen Schützlings Sultan Achmed von Witu, welches von der Grenze des Gesellschaftsbesitzes an der Küste sich bis zum Nordende der Manda-Bucht erstreckt. Im Jahre 1885 trat Sultan Achmed an den Deutschen Clemens Denhardt das auf der Karte als „Deutsch-Witu-Land" bezeichnete Land mit allen Hoheitsrechten vertragsmäßig ab. Das Land sollte begrenzt sein: im Westen durch den Magogoni, im Süden durch den Osi, im Osten durch den Indischen Ocean, im Norden durch den Mkonumbi-Creek und durch gerade Linien, welche die Plätze Mkonumbi, Fungasombo und Witu verbinden, ferner durch eine gerade Linie, welche Witu mit dem fernsten Punkte des Magogoni verbindet. Dieses Land befand sich jedoch zur damaligen Zeit nicht vollständig in dem thatsächlichen Besitze des Witu-Sultans, indem Theile desselben von Zansibar-Söldnern okkupirt waren. Durch die Grenzregulirung vom Dezember 1886 indeß wurde der Besitz des Sultans Achmed in dem deutsch-englisch-zansibaritischen Abkommen festgesetzt, und zwar wurde hierbei nicht der Osi als Grenzlinie im Süden, sondern eine künstliche Linie — von einem Punkte 650 Schritt [1]) östlich von Kipini bis zu Kikoni [2]) gezogen — bestimmt, während als Nordgrenze des Sultanats das Breitenparallel durch die Nordspitze der Insel Kwaihu bezeichnet wurde. Eine Abgrenzung des Sultanats nach dem Inneren wurde jedenfalls wegen der hier noch sehr unklaren Verhältnisse nicht vorgenommen. Da Denhardt im Juni 1886 das von ihm vertragsmäßig erworbene Land an Se. Durchlaucht den Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg, Präsidenten des Deutschen Kolonialvereins, zum Zweck der Bildung einer Kapitalgesellschaft, verkauft hatte, so war hiermit der Besitzstand dieser unter dem Vorsitz Sr. Durchlaucht gebildeten „Deutschen Witugesellschaft" geregelt; bereits im September 1886 war uns, zwei Bevollmächtigten Sr. Durchlaucht, das Land zur Erforschung und Bewirthschaftung übergeben worden.

Der Sultan Achmed ist der Nachfolger des Fumo Luti, seines Onkels (nicht seines Vaters, wie solches die ihm von deutschen Forschern zu Theil gewordene Bezeichnung Achmed ben Fumo Luti besagen würde), welcher letztere auf Siu residirte und dort harte Kämpfe gegen die Araber, welche die Herrschaft ihres Zansibarsultans auf die Insel Patta ausdehnen wollten, zu bestehen hatte. Vorübergehend haben auch die Vorgänger Achmed's — die Nabahani, wie sich die Familie nennt — ihre Herrschaft auf die Inseln Manda

1) Von der Mitte des Forts aus auf dem Strande gemessen.
2) Eigentlich ist Kiko sprachlich richtig.

und Kwaihu erweitert gehabt, ein Umstand, der auch seiner Zeit zum Geltendmachen von Ansprüchen für Achmed benutzt worden ist. Als nach dem Tode Fumo Luti's Achmed als Aeltester in der Familie nach mohammedanischem Brauch folgte, zog dieser es vor, die Kämpfe mit den Arabern nicht fortzusetzen, sondern auf das Festland, wo bereits vorher die Orte Kipini und Kau am Osi von Fumo Luti begründet waren, überzusiedeln. Doch auch an diesen Plätzen konnte er sich nicht gegen die arabische Macht auf die Dauer halten, weswegen er sich weiter zurückzog nach dem jetzigen Witu — der Stadt, die er unter dem Schutze des den Ort umgebenden Urwaldes anlegte und befestigte, und wo er nunmehr fast 27 Jahre residirt. Bis zum Jahre 1885 hat sich Achmed in der verborgenen, verpallisadirten und bewachten Stadt gegen die Angriffe der Araber gehalten und ihnen theilweise sogar erhebliche Verluste zugefügt, indeß würde er wohl dem damals besonders heftigen Vorstoß der zahlreicher als vorher aufgetretenen Zansibarsoldaten unter dem Said Bargasch'schen General Mathews nicht mehr lange haben widerstehen können, wäre er nicht gerade zur rechten Zeit unter den Schutz der deutschen Regierung genommen worden. Durch diesen Schutz ist nun der Sultan in der Lage, unbehindert von seinen bisherigen Erbfeinden in seinem durch die Grenzregulirung erheblich erweiterten Lande zu walten, indem durch jenes Abkommen die Autorität der Deutschen sowohl als des Sultans sehr gestiegen ist. Zu bedauern bleibt nur, daß die Orte Kipini und Kau am Osi dem Sultan nicht zugesprochen wurden und daß so die deutsche Witu-Gesellschaft nicht im Mitbesitze des Osi als des natürlichen Grenzflusses ist; doch ist zu hoffen, daß die Zukunft uns hier manche und noch weit wichtigere Errungenschaften bringen wird.

Ich gehe nun zu einer Skizzirung von Land und Leuten über, wobei ich mir vorbehalte, auch andere zum Witu-Land in Beziehung stehende Völker und Orte in den Kreis meiner Betrachtungen zu ziehen.

Für das Witu-Land bezw. für den Witu-Sultan hört man häufig den Namen Suaheli-Land und Suaheli-Sultan gebrauchen. Es ist dies aber insofern nicht richtig, als erstens die Grenzen des Witu-Landes, mit denen des viel ausgedehnteren Suaheli-Landes, dessen Küste sich ja an der ganzen Zansibarküste hin erstreckt, sich nicht decken; zweitens der Sultan von Witu folgerichtig immer nur der Beherrscher einer beschränkten Zahl von Suaheli ist, während er andererseits auch andere Eingeborene — Waschensi — zu seinen Unterthanen zählt; und drittens man von den Eingeborenen auch nicht die Bezeichnungen „sultan ja Suaheli" und „barra ja Suaheli" — wenigstens letzteres auf das Witu-Land bezüglich — vernimmt.

Die Insel Lamu, mit der gleichnamigen etwa 15000 Seelen zählenden Hauptstadt an der Nordostseite, an der — allerdings in einiger Entfernung, wegen der gefährlichen Korallenriffe — die Dampfer der „British India Line" vierwöchentlich anlegen, ist vom Festland nur durch einen 100, an den weitesten Stellen 400 m breiten Kanal getrennt; dieser ist aber von der Südspitze der Insel aus, wo der Südwest-Monsun — „Kaskasi" — zu seiner Zeit mit gehöriger Kraft hineinbläst, nicht ohne Gefahr zu passiren, während umgekehrt zur Zeit des Nordost-Monsuns — „Kusi" — die Passage vom Festlande nach der Insel schwierig ist, so daß bei Märschen — z. B. nach Mkonumbi — der Fußmarsch und die Ueberfahrt auf der weiter nördlich befindlichen Fähre weit sicherer erscheint. In dem Kanal befinden sich außerdem viele Sandbänke und Korallen, die bei niedrigem Wasserstand für einen des Wasserweges nicht genau Kundigen gefährlich sind. Tiefer und breiter hingegen ist der die Inseln Lamu und Manda scheidende Kanal, während letztere Insel wiederum vom Festlande durch einen an den meisten Stellen nur schmalen und ganz seichten Wasserstreifen allerdings — ohne steinigen Untergrund — geschieden ist. Bekannt sind bereits die Vorzüge der Manda-Bucht, welche die größten Kriegsschiffe aufnimmt, und ihnen Schutz gegen den Monsun gewährt, während bei Lamu größere Schiffe geschützt nicht Anker werfen können, so daß bei besonders heftigem Südwest-Monsun ein Anlegen der Postdampfer verhindert wird. Immerhin erleichtert die Thatsache, daß wenigstens der Regel nach alle vier Wochen die Post die Witu vorgelagerten Inseln anläuft, sehr die Kolonisation des Witu-Landes. Beim Nordost-Monsun ist auch der Bootsverkehr von der Insel Lamu nach dem Festlande selbst in der Formosa-Bai möglich, während zur Zeit des „Kaskasi" diese doch zu exponirt erscheint. Vom Lamu-Kanal gehen mehrere Meeresarme ins Innere hinein, und zwar der Südspitze der Insel Lamu gegenüber der Creek von Mkonumbi, von dem sich nach Südwest der Kimbo- oder Kiongue-Creek abzweigt. In demselben Breitenparallel mit Kipungani etwa geht der Hedio-Creek ins Innere ab. Der bedeutendste Meeresarm zweigt sich aber nördlich der Insel Manda ab und erstreckt sich mehrere Meilen ins Land hinein. An diesen Theilen der Küste ebenso wie längs der in Rede stehenden „Creeks" finden wir zahlreiche Mangrovesümpfe, während weiter nördlich und auch südlich in der Formosa-Bai die Küste sandig wird.

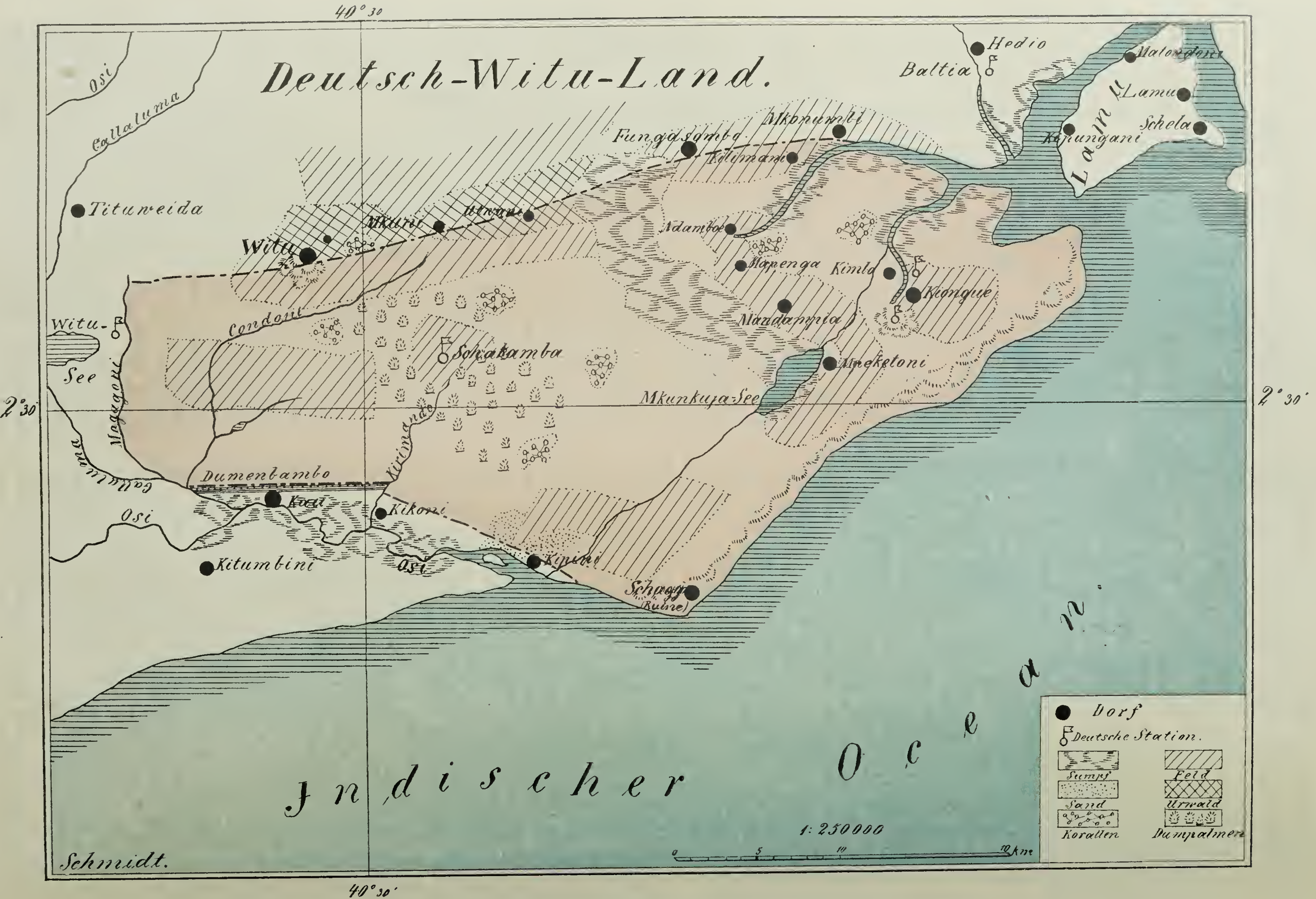
Das Witu-Land weist nur äußerst geringe Erhebungen auf, welche eine Höhe von 80 m über der Hochfluthmarke des indischen Oceans nicht übersteigen; im Westen und Nordwesten, dem Gebiet der Softavaretta-Galla, steigt das Land stärker an, bis es sich endlich zu den viel versprechenden, noch gänzlich unerforschten Hochländern der Borani-Galla erhebt. Der Boden ist im allgemeinen fruchtbar; bei Witu selbst und an einigen Orten, wo viele Korallen zu Tage treten, nimmt die Güte desselben ab; am Osi kommt in Folge der Wirkung der Gezeiten (bis an den Beledsoni) viel salzhaltiger Sand vor, der, obschon sonst wenig brauchbar, zur Anlage von Kokosnußplantagen auffordert. Im Galla-Land und am Tana ist der Boden fetter; dort findet sich auch besseres Weideland, so daß die Suaheli ihre Heerden früher zum größten Theile den Galla zur Pflege übergaben, da die meist harten, wenig Saft enthaltenden Gräser im Witu-Lande keine gute Nahrung für das Vieh bilden.

Der Pflanzenwuchs des Landes besteht im allgemeinen aus Dumpalmenstrecken, meist mit Mimosen oder Savannengras durchsetzt, oder aus Savannenstrecken, vereinzelt finden wir noch — so bei Witu, bei Utwani, bei Mpeketoni — kürzere Urwaldstrecken, deren das Galla-Land mehrere aufweist. Nur selten — so bei Kipini, von wo aus nach Norden an der Formosabai sich Dünen entlang ziehen — sieht man nicht anbaufähigen Sand. Bei der großen Zahl von Sklaven, die sich die meisten Leuten halten, ist ein für afrikanische Verhältnisse ziemlich bedeutender Theil des Landes bebaut; auch werden alljährlich immer neue Wald- und Steppenstrecken in Kultur genommen, während andere, deren Boden nicht mehr ertragfähig genug ist, verlassen werden. Häufig bildeten — wenigstens bis vor kurzer Zeit noch — auch Kriegszüge der Araber und der einzelnen Negerstämme, sowie Sklavenjagden, Veranlassung zum Aufgeben der Niederlassungen; auch geben die Eingeborenen bisweilen an, durch besonders ungünstige klimatische Verhältnisse zum Verlassen innegehabter Dörfer bewogen worden zu sein.

Bei einer Schilderung der Bewohner des Witu-Landes beginne ich mit dem Sultan Achmed. Derselbe ist ein etwa 70jähriger Mann, der gegenwärtig durch Elephantiasis, ein — in jenen Ländern bekanntlich sehr häufig auftretende Leiden — zumeist an seinen Wohnraum und an die „Kitanda"

(Negerbettstelle) gefesselt ist, und nur mit großer Mühe einige Schritte gehen kann, da die Elephantiasis seit bereits einer längeren Reihe von Jahren an einer sehr unangenehmen Stelle des Körpers aufgetreten ist. Achmed erscheint — oder er will vielleicht gerade erscheinen — als sehr frommer Mohammedaner; stets wenn man ihn besucht, wird man ihn im Koran lesend antreffen. Trotzdem muß man entschieden gestehen, daß er nach mohammedanischen Begriffen ein sehr aufgeklärter, toleranter Herrscher ist, speziell in religiösen Sachen; so unterstützte er in höchst anerkennenswerther Weise die Neukirchener Missionare bei Anlage ihrer Station im Piokomolande. Den Deutschen bringt er großes Wohlwollen entgegen, besonders wohl deshalb, weil es Deutsche waren, die ihm zuerst hülfreiche Hand boten, und weil er durch den Schutz der deutschen Regierung, außer der Befreiung von seinen Erbfeinden, die ihm hierdurch zu Theil wurde, einen großen Theil seines beanspruchten Landes wiedererhalten hat, während er, wenn ein Angehöriger einer anderen Nation seine Stadt besucht oder sein Land berührt, diesem großes Mißtrauen entgegenbringt. Im übrigen ist er, obgleich er durch schlau betriebenem Handel nach Negerverhältnissen ein ungeheuer reicher Mann geworden, sehr geizig; auch theilt er mit den gewöhnlichen Negerhäuptlingen eine gewisse Habsucht, die besonders in der Behandlung der Weißen an den Tag tritt; da diese in der Regel viele für ihn sehr begehrenswerthe Dinge mitbringen, weiß er ihnen, wenngleich in durchaus verbindlicher Form, viel dergleichen zu entlocken, was für den Europäer häufig eine nicht gerade angenehme Art der Besteuerung ist. Indeß zeigt er sich hierfür auch immer dankbar, wie überhaupt sein zuvorkommendes Wesen den Deutschen gegenüber nur rühmend hervorzuheben ist. Mir hat er auch während der Zeit meines Aufenthaltes in Witu große und sehr schätzbare Gefälligkeiten erwiesen. Bei seinen Unterthanen genießt Achmed großes Ansehen und er übt bedeutende Macht aus; außerdem reicht seine Autorität weit über die Grenzen seines Landes zu den Galla, Waboei, Wapokomo, sein Name aber sogar noch viel weiter hinaus; angeredet wird Achmed zumeist als bana inkuba (großer Herr), oder munyemui (Herr der Stadt), bisweilen als sultan. Den Namen „Simba“ (Löwe), den Brenner als seinen Beinamen angiebt, hatte Achmed nur in seiner Knabenzeit gewissermaßen als Spitznamen; wenn Dr. Fischer aber sagt, daß Achmed als wenig kriegerisch veranlagt, diesen Namen nicht verdiene, so kann ich dies als nicht zutreffend bezeichnen, da mir gegenüber die Eingeborenen gerade immer das feurige, ungestüme Wesen Achmed's in seiner Jugend in ihren Erzählungen hervorhoben; jetzt freilich, wo er durch häufige Fieberanfälle geschwächt ist, die sein immerwährendes Leiden mit sich bringt, und der damit verbundene Aufenthalt im geschlossenen nicht immer besonders parfümirten Raum, merkt man wenig von seinem kriegerischen Sinn. Indeß hört es Achmed nicht gern, wenn er als „Simba“ bezeichnet wird. Als ich ihm z. B. im Decken'schen Reisewerk die ihn behandelnden Stellen in die Suaheli-Sprache übersetzte, zeigte er sich, als er dort als „Simba“ vorgeführt wurde, nicht besonders freudig überrascht. Seinen Harem, aus mehreren Suaheli- und Galla-Frauen bestehend, behütet er sorgfältig und läßt diese Damen nicht an's Tageslicht, geschweige denn Europäern zu Gesicht kommen. Die Art und Weise, wie er mit den Haremsdamen bei seinem Alter und seiner Krankheit verkehrt, eignet sich nicht zur Besprechung. An Kindern hat er nur eine Tochter, wie überhaupt die Zahl der Kinder bei den Suaheli meist eine geringe ist. In Betreff der Verwahrung und der Lebensweise der Frauen gelten bei den vornehmen Suaheli in Witu dieselben Normen, wie beispielsweise bei den Arabern in Kairo und Zansibar, wie sie der Islam mit sich bringt.

Der Nachfolger des Sultan Achmed ist Fumo Bakari, der Mann jener Tochter, als Sohn des Fumo Luti, sein Vetter und Schwiegersohn. Fumo Bakari ist ein friedlich gesinnter, lenkbarer, gutmüthiger Suaheli-Neger, der den Deutschen sehr geneigt ist und auch einiges Verständniß für europäische Kultur zeigt; es ist zu hoffen, daß sein großes einst zu ererbendes Vermögen dem Lande zu gute kommen wird, während sein Schwiegervater die Dollars verborgen und auch, wie man vermuthet, zum Theil vergraben hat. Die herrschende Klasse in Witu bilden die Suaheli, welche zum größten Theil von Patta stammen, indem die meisten von dort zugleich mit Achmed ausgewandert sind. Dieselben leisten ihrem Sultan strengsten Gehorsam und bringen ihm große Verehrung entgegen. Nach dem Sultan und dem Thronfolger gelten als die Vornehmsten unter den Suaheli einzelne Scherife — Nachkommen des Propheten, deren es selbst unter den Suaheli-Negern ziemlich in jedem größeren Orte einen oder mehrere giebt; nach ihnen kommen die Mitglieder der Herrscherfamilie. Von den anderen Suaheli erwähne ich den Kathi, dem die Gerichtsbarkeit (theils in Gottesgerichten bestehend), untersteht, und den Malim (den Schulmeister) wozu ein des Schreibens und Lesens Kundiger genommen wird; in den Schulen selbst wird der Koran auswendig gelernt und von praktischen Sachen die Anleitung zur Anfertigung von Strohmatten ertheilt. Die Thätigkeit dieser Suaheli, welche bekanntlich durchweg — wenigstens im Witu-Lande — Mohammedaner sind, besteht ausschließlich im Besuchen der Moscheen deren (jedes Dorf eine, wenn irgend angängig, aus Korallen gebaute, hat), zu den nach dem Islam vorgeschriebenen Zeiten, in gegenseitigen Besuchen (besonders der Sultan und die Europäer werden von den meisten mit täglichen Besuchen beehrt) und in dem Besuch des Schanri-Platzes (des Berathungsortes), wo die Tagesneuigkeiten ausgetauscht und über irgend welche wichtige und unwichtige Sachen berathen wird. Dabei gehen sie stets sehr sauber gekleidet; angethan mit einem weißen, bis auf die Füße herabreichenden Suahelihemd und einer in Siu oder Lamu gewebten, eigenartigen, weißen Suahelikappe auf dem Kopf, dem unvermeidlichen Spazierstock, dem Zeichen des freien Mannes, in der Hand, promeniren sie durch die Stadt, und machen, wenn es hoch kommt, auch wohl einen Spaziergang auf die von ihren Sklaven bearbeiteten Schambas (Felder) hinaus, um diese zu kontroliren. Als strenge Mohammedaner enthalten sich die Suaheli des Witu-Landes vollkommen des Genusses der geistigen Getränke, wovon im Lande selbst nur der Palmwein (tembo) ins Gewicht fällt; letzterer wird von ihnen nur unmittelbar nach der Gewinnung, wo er noch süß ist und nicht berauschend wirkt, als tembo damu genossen, vom Tage nach der Gewinnung jedoch als tembo mkali verschmäht. Die sonstige Lebensweise ist wie die der meisten Neger sehr einfach und unterscheidet sich kaum von der der Sklaven. Reis oder bisweilen auch nur Negerhirse — wenn ersterer zu theuer ist — bilden mit den anderen Feldfrüchten die Nahrung der Leute; nur an hohen Feiertagen (sikkukuu genannt) oder bei besonderen Gelegenheiten wird gemeinsam ein Stück Vieh geschlachtet. Der juna (Freitag) wird als mohammedanischer Sonntag auch von Sklaven nicht zur Arbeit benutzt. Die letzteren, welche keine Suaheli sind, sondern im Gegensatz zu diesen als „Waschensi“ (Barbaren oder Heiden) bezeichnet werden, die verschiedenen Stämmen des Inneren angehören, leben meist in einer sehr gelinden, ihnen selbst durchaus nicht unangenehmen Sklaverei. Sie heirathen unter einander nach Belieben, erhalten eine Hütte und ein Stück Land für sich zum Bebauen und müssen allerdings ihren Herren (in Witu selbst ist Sultan Achmed Herr fast aller Sklaven, von denen er jedoch den Suaheli


Deutsch-Witu-Land.
Indischer Ocean.
Lamu
Lamu
Schela
Kipungani
Hedio
Baltia
Tituweida
Callaluma
Osi
Witu
Mkunumbi
Fungasombo
Kitimani
Adamboe
Mapenga
Kimla
Kiongwe
Mandampia
Mpeketoni
Mkunkuja-See
Sokakamba
Condoni
Witu-See
Magagoni
Dumenbambo
Kau
Kikoni
Kipini
Kitumbini
Schaggi (Ruine)
Kirimando
2°30'
40°30'
Dorf
Deutsche Station.
Sumpf
Feld
Sand
Urwald
Korallen
Dumpalmen
1:250000
0 5 10 20 km
Schmidt.

nach Bedürfniß eine Anzahl überläßt) den oft ziemlich ausgedehnten Landbesitz kultiviren. Indeß haben die Leute stets genügend, um ihre sehr geringen Bedürfnisse zu befriedigen. In einzelnen Plätzen des Witu-Landes ist auch die Einrichtung von den Sklavenhaltern — soweit sie größere Rindviehheerden besitzen — getroffen, an zwei Tagen der Woche (in der Regel Mittwoch und Donnerstag), die gemolkene Milch ihren Sklaven zur Nahrung oder Verwerthung zu geben — eine Einzelheit, die ich als Beispiel für die gewiß anerkennenswerthe Fürsorge der Herren für ihre Sklaven anführen wollte. Außer den erwähnten Suaheli und den Waschensi wird die Einwohnerschaft des Witu-Landes gebildet durch einige Galla (Wapokomo) die sich daselbst theils freiwillig niedergelassen haben, theils als Sklaven leben; unter letzteren befindet sich auch eine große Zahl ihren früheren Herren, besonders dem Zansibarsultan entlaufener Sklaven, Watuballi genannt, sowie einzelne auf Kriegszügen erbeutete Sklaven, unter welchen ich sogar bereits Massais sah, die zum Hüten der Suaheliheerden verwandt wurden. Außerdem ist die zu keinem bestimmten Stamm gehörende Küstenbevölkerung zu erwähnen. Diese rechnet sich meist zu den Suaheli, wie überhaupt der Begriff Suaheli ein sehr unklarer ist. Die Suaheli bilden eigentlich eine Mischrasse von Arabern und Eingeborenen und den Nachkommen dieser Mischlinge; im allgemeinen indeß nennt sich jeder, der kein Araber ist, aber der sich besser als ein Waschensi dünkt, Suaheli. Auch einige Araber in Lamu und auf dem Witu-Festland, die mit dem Regiment des Zansibar-Sultans unzufrieden waren, dokumentirten diese Unzufriedenheit dadurch, daß sie sich zum Suaheli-Stamme rechneten; letzteres thut, wie erwähnt, auch die Küstenbevölkerung, ohne Rücksicht auf ihre wirkliche Abstammung. Wie nun die einzelnen Stammesgenossen, — z. B. die Bewohner von Patta, Lamu, Mombassa, Zansibar, welche meist Suaheli sind — von einander sehr verschieden sind, so zeigt auch ihre Sprache (das Kisuaheli) in den einzelnen Dialekten große Abweichungen; ich persönlich habe den Zansibar- und den Lamu-Dialekt kennen gelernt und besonders bezüglich der Wortbildung, zum Theil auch bezüglich der Aussprache — nicht in demselben Maße in grammatikalischer Beziehung — erhebliche Verschiedenheiten gefunden.

Außer der Bestellung der Felder werden im Witu-Lande auch einige Handwerke betrieben, besonders das Tischler-, Schmiede-, Schneider- und Drechsler-Handwerk; auch Silberschmiede findet man nicht nur auf den Inseln und an den Küstenplätzen, sondern auch an Orten des Inneren; in Lamu und besonders in Siu ist außerdem noch die Spinnerei, Weberei und Wollknüpferei im Betrieb und liefert zum Theil bedeutende Industrieerzeugnisse. Auf dem Festland ist besonders das Schmiedehandwerk, in dem trotz der mangelhaften Werkzeuge Tüchtiges geleistet wird, wie man z. B. an den Waffen der Neger sieht. Hübsche Erzeugnisse der Schnitzerei bilden die Thüren, welche besonders auf der Insel Patta, aber auch auf dem Festlande, mit vieler Mühe, durch Schnörkel, arabische Inschriften und Bilder verziert hergestellt werden; ferner sah ich ein Meisterstück der Drechslerei von Siu beim Sultan Achmed, nämlich Schachfiguren, die weißen Figuren aus Elfenbein, die anderen aus Horn gefertigt; das zugehörige Schachbrett war allerdings ziemlich primitiv. Das Schachspielen bildete bisweilen einen Zeitvertreib der gebildeten Suaheli; die Spielregeln waren wie die unsrigen (ist ja doch das Schachspiel aus Asien erst zu uns gelangt), die Figuren wurden bezeichnet mit: roch (Thurm), ferass (Pferd = Springer), fil (Elephant = Läufer), sultan (König), wezir (Minister = Königin), askari (Soldaten = Bauern). An übrigen Spielen bildeten Kartenspiele (unserm Sechsundsechzig ähnelnd) und Stein- und Brettspiele einen Zeitvertreib der Suaheli.

In den meisten Orten finden wir auch Medizinmänner, deren Sache die Verabreichung von Arzneien und die Wundbehandlung ist; oft wird besonders weiter im Innern großer Unfug hiermit getrieben, und hat ein derartiger Medizinmann dort meist den Ruf eines Hexenmeisters par excellence; an der Küste und in deren Nähe jedoch wird das Gewerbe des Medizinmannes meistentheils nur nebenbei betrieben. Nach dem Einblick, den ich in diese Verhältnisse gethan habe, muß ich sagen, daß die Leute, soweit sie ihre Kenntnisse von den Arabern haben, auf einer erstaunlich hohen Stufe in medizinischer Beziehung stehen, besonders was die Wundbehandlung anlangt. Die Medizinmänner haben sehr große botanische Kenntnisse, besonders ganz genaue Kenntniß der verschiedenen Wurzeln und Pflanzen, die sie zur Herstellung von Arzneien, und bisweilen auch zur Verabreichung als Gegengift bei Schlangenbissen, vergifteten Pfeilschüssen und dergleichen anwenden. Auch ist mir von ganz glaubwürdigen Schwarzen versichert worden, daß sie ausgezeichnete Mittel haben gegen venerische Krankheiten, die ja dort in so erstaunlichem Maße auftreten. Die meisten Leute, wenigstens die ärmeren Neger scheuen übrigens die geringen Kosten einer derartigen Kur, welche bei Harnröhrenkatarrhen eine innerliche (Zubereitung gewisser Arzneien: Wurzeln mit Hammelfett und Wasser gekocht), bei Syphilis eine (auch die Zähne stark angreifende) Schwitzkur ist, indem der Patient in Tücher und Decken eingeschlagen und durch Anbrennen einer Mischung verschiedener tropischer Gewürze eingeräuchert wird; ich kenne Fälle, wo diese Kur ein sehr stark vorgeschrittenes Leiden in weniger als sieben Tagen beseitigte! — Gegen Verwundungen wird häufig zum Brennen und Schneiden gegriffen, sonst auch häufig das Schröpfen angewandt; das Kneten liebt jeder Suaheli; dasselbe wird zumeist von Sklavinnen oder Surias (Nebenfrauen, wie sie der Islam in unbegrenzter Zahl gestattet), besorgt. Gegen die klimatischen Krankheiten, denen auch der Eingeborene — besonders, soweit ihm Arbeit und Bewegung fehlt — sowie der Araber und Indier sehr ausgesetzt ist, freilich hat der Medizinmann keine Mittel. Im allgemeinen ist jeder Europäer sehr gesucht als Arzt, und hat, mögen auch noch so renommirte Medizinleute am Orte sein, einen großen Zuspruch von Patienten, den ich wenigstens trotz aller angewendeten Mittel mir vom Halse zu schaffen für unmöglich erkannt habe.

Die Bewohner von Witu werden sämmtlich vom Sultan zum Waffendienst nach Belieben herangezogen, d. h. sie werden im Bedürfnißfalle mit Gewehren, welche der Sultan in ziemlich bedeutender Zahl (mehrere Hundert Stück verschiedener Art) besitzt, ausgerüstet und nach Belieben verwandt; wie wir später sehen werden, leisten auch die Galla zum großen Theil dem Sultan Achmed Heeresfolge und großentheils ebenso die Waboni. In dem Lande der deutschen Witu-Gesellschaft hingegen hat diese selbst mit der Anwerbung arabischer Soldaten, wie sie der Sultan von Zansibar hat, begonnen.

Wie schon erwähnt, sind die Suaheli, obgleich sie in mancher Beziehung aufgeklärt erscheinen, im großen und ganzen eifrige Mohammedaner. Dies spricht sich auch in der Art und Weise aus, wie sie andere nichtmohammedanische Völkerschaften beurtheilen, z. B. sogar die ihnen freundschaftlich gesinnten und nahe stehenden Galla und Waboni auf der einen Seite, auf der anderen aber die zwar mohammedanischen, aber hinterlistigen und räuberischen Sanali, die den Suaheli schon viel Schaden zugefügt haben. Als ich mich einst bei einigen Suaheli über einzelne auf die Galla und Waboni bezügliche Details erkundigte, gaben sie mir ungefähr folgendes zur Antwort: Die Galla und Waboni

haben keine Ueberlieferung und kein Buch (Koran), sie kennen unseren Gott und den Propheten nicht; solche Leute verdienen als Sklaven aufgegriffen und auf unsere Felder geschleppt zu werden, um für uns Sklavenarbeit zu verrichten; da sind die Somali immer noch besser, die haben doch Verstand und besitzen das Buch, das sie lesen können, und glauben an Allah und den Propheten! — Jedoch nicht alle sind so fanatisch; der Fanatismus muß jedenfalls erst künstlich bei den Negern von orthodoxen Scherifen und Malim's (Schulmeistern) entfesselt werden, ehe er solche Form annimmt. Dann richtet er sich aber natürlicherweise auch gegen die Christen mit, obgleich man selten Aeußerungen dieserhalb hört. Fest steht — wie mir einzelne gebildete Neger, bei denen ich mich erkundigte, sagten — daß auch die mohammedanische Sekte der Ostküste, zu welcher die Suaheli gehören, in etwa sechs Jahren, wo nach ihrer Lehre der Wind nur noch aus dem Südwesten kommen wird, und wo die europäischen Schießwaffen ihren Dienst versagen werden, einen Mahdi, Namens Mohammed ben Abdulmutalim (wie man ihn nannte) erwartet, unter dessen Führung sie die in Afrika anwesenden Europäer, die Gallas und sämmtliche heidnischen Stämme entweder überwältigen oder zum Islam bekehren, und mit dem sie dann, den Südwest benutzend, nach Europa segeln und dies Land überfluthen und mit Hülfe der Türkei dem Islam gewinnen werden.

Ein großer Prozentsatz glaubt an dieses Märchen, die meisten jedoch ohne die Andersgläubigen wirklich deßhalb mit ihrem Hasse zu verfolgen. — Im übrigen giebt es an der Ostküste drei Sorten von Mohammedanern: die Araber und Suaheli, die Hindus, und die fanatischten endlich, von denen nachher noch die Rede sein soll — die Somali.

Die meisten Gebräuche der Suaheli sind daher auch übereinstimmend mit den Vorschriften des Islam, nur daß im Inneren noch mancher Aberglaube und manche heidnische Beimischung hinzutritt, und daß sich so bisweilen spezifische Eigenthümlichkeiten herausbilden. Die Ceremonien bei der Geburt, der Beschneidung und der Trauer sowie dem Begräbnisse, sind in Witu die gleichen wie in Zansibar. Nach dem Tode werden die vornehmsten in möglichster Nähe der Moschee begraben; um Ungläubige (Sklaven) kümmert man sich gar nicht, sondern überläßt es ihren Genossen, für die Bestattung zu sorgen. Die Hochzeitsfeierlichkeiten beginnen, nachdem die Ceremonien in der Moschee beendet sind, mit dem üblichen Schmaus, worauf dann, nachdem alle, auch die Armen, reichlich gegessen haben, die Fest- und Waffentänze folgen; hierbei wird die Frau dem Ehemanne übergeben.

Die Frauen der wohlhabenderen Suaheli haben keine Beschäftigung, während ärmere die Wirthschaft und die Küche besorgen müssen, und Sklavinnen besonders zum Wasserholen, Holztragen und der Arbeit auf den Feldern verwandt werden. Was die Sittlichkeit des weiblichen Geschlechts anlangt, so ist dieselbe zwar nicht zu rühmen, es giebt auch in den meisten Plätzen eine Anzahl öffentlicher Mädchen, immerhin aber ist sie noch hervorragend zu nennen im Vergleich zu der der männlichen Personen, bei denen Unnatürlichkeiten der widerwärtigsten Art nicht zu den Seltenheiten gehören. Es ist dies vor allen Dingen auf den Einfluß der Araber zurückzuführen, die mit den guten Lehren des Islam auch die mit der Zeit bei einem entnervten Geschlechte aufgekommenen Laster den Küstenbewohnern aufoktroyirten. (Fortsetzung folgt.)

Dieulafoy's Ausgrabungen in Susa.

Nach dem Französischen der Madame Jane Dieulafoy.

(Mit fünf Abbildungen.)

VII [1]).

Die Fortsetzung der Ausgrabungen auf der Stätte des alten Susa drohte dem Dieulafoy'schen Ehepaare unmöglich gemacht zu werden, da man in Arabistan des festen Glaubens lebte, daß die Fremden schuld seien an der in Disful eingetretenen Teuerung, an den täglich drohenden schwarzen Wolken und sündfluthartigen Regengüssen, an allerlei Krankheiten, kurz an allem Unheil, das in den letzten Jahren über das Land gekommen und das, allerlei schlimmen Anzeichen zufolge, noch bevorstehe, weil man die frommen Schläfer der Vorzeit in ihrem tausendjährigen Schlummer gestört und den Schoß der Erde seiner Talismane beraubt habe.

Trotzdem, und ohne die Gewährung eines sicheren Schutzes seitens der iranischen Regierung, machten sie sich im Oktober des Jahres 1886 wieder nach Persien auf und erreichten nach einem kurzen Aufenthalte in Maskat im November glücklich Buschir und Basra, und von dem letzteren Orte gingen sie den Tigris hinauf nach Amarah. Hier wurde die Expedition diesmal mit Freuden begrüßt, und ebenso machte es wenig Schwierigkeiten, Maulthiere für den Transport der Ausrüstungsgegenstände zu finden. Eine Karawane aus Disful zeigte sich bei der Aussicht auf gute Belohnung überaus dienstfertig. Um sich vor Ueberfällen auf dem von unbändigen Räubernomaden belagerten Wege zu sichern, galt es nur noch M'sban, den Scheikh der Beni-Laam, zum Freunde zu gewinnen.

Im letzten Frühjahr war ein von Amarah nach Susa gesandter Courier von den Beni-Laam ergriffen, mißhandelt und seiner Depeschen beraubt worden, und die Reisenden, die seit sechs Monaten ohne jede Nachricht aus der Heimath gewesen waren, hatten das ihnen dann von einem Reiter überbrachte Briefbündel, welches sein Bruder „gefunden“, nur gegen eine ansehnliche Belohnung ausgeliefert erhalten.

So bat man M'sban um einen Geleitsbrief, damit Aehnliches sich nicht wiederhole. Nach einigem Zögern schrieb er Folgendes nieder:

„Aufgepaßt, ich sage es euch einmal, ich sage es euch zweimal, daß Niemand es wage; die Besitzer dieses Geleitsbriefes auch nur zu berühren, oder die an diese Franzosen gerichteten Briefe an sich zu nehmen.“

Als Dieulafoy diesen Geleitsbrief in den Händen hatte, folgten die Reisenden Lazem, dem Sohne des Scheichs, welcher von seinem Vater beauftragt worden war, ihnen

---

[1]) Vgl. „Globus“, Bd. 52, S. 289 ff. und Tour du Monde 1888, Nr. 1411 ff.

das Geleit zu geben. Beim Anblick der Fremden stürzten Männer, Weiber und Kinder mit wüstem Geschrei aus ihren Zelten herbei. Mit besonderer Beharrlichkeit sah sich Madame Dieulafoy vom jüngsten, etwa sieben Jahre alten Sohne M'sban's verfolgt. Dieser hatte struppiges Haar, trug am Halse eine silberne, reich mit farbigen Steinen verzierte Kette und im linken Ohr eine große, schwere 8 als Schmuck. — Madame Dieulafoy, die an den tollen Sprüngen des Jungen Vergnügen fand, entdeckte plötzlich zwischen Hemd und Brust des Kleinen ihr feines Taschentuch, worauf sie rasch danach griff und, wie sehr die Hand des Knaben auch den Raub zu vertheidigen suchte, so erwies sich doch die der rechtmäßigen Eigenthümerin stärker. Rasch entfloh nun die ganze lästige Begleitung, und mit ihnen waren zahlreiche Taschentücher, Messer, sowie auch einiges Kleingeld der Reisenden verschwunden.

Es begann bereits zu dunkeln, und man begab sich zurück in das Zelt des M'sban, wo auf einigen noch glimmenden Kohlen knorriges Astwerk zum Anzünden bereit lag. Rasch war eine helle Flamme entfacht, bei deren Licht die Gesichtszüge der rings umher lagernden Araber scharf hervortraten. Dumpfes Schweigen herrschte, ein böses Omen für die Gäste. Zuerst erschien der Pilau für die Christen, dann erst der Reisberg für die Muselmänner, in dessen Tiefe M'sban sogleich seine Hand versenkte, um einige Hammelkeulstücke ans Tageslicht zu fördern, worauf er sorgfältig das Fleisch von den Knochen ablöste, um diese dann seinen Untergebenen zuzuwerfen, welche sie wie Hunde auffingen. Als der Scheikh gesättigt war, überließ er das Reisgericht der Gefräßigkeit seiner Untergebenen, und nachdem ein Kübel mit Wasser zur Reinigung der Hände und des Mundes herumgereicht worden war, gab M'sban, indem er aufstand, das Zeichen zum allgemeinen Ausbruch, worauf die Araber sich in die Zelte der Frauen verfügten.

Nach ungestört verbrachter Nacht nahm man vom Scheikh der Beni-Laam Abschied.

Am 1. Dezember kamen die sehnlich erwarteten Depeschen vom Dr. Tholazan und De Balloy an, mit der günstigen Meldung, daß die Wege nach Susa frei seien, worauf die Diener Mohammed, Abdallah und Reza sofort durch Madame Dieulafoy von dem auf den nächsten Tag festgesetzten Ausbruch unterrichtet wurden. Diese waren gerade bei dem in Persien so beliebten, höchst einfachen Fliegenspiel, das weder körperliche, noch geistige Anstrengung erfordert. Nachdem die Spieler auf einem Teppich einander gegenüber sich niedergelassen, wirft jeder einen Kran vor sich hin. Bald kommen erst vereinzelt, dann in mehr oder weniger zahlreicher Gesellschaft summend und surrend Fliegen herbei, und es gilt nun die lästigen Stiche derselben ruhig zu ertragen; denn Abwehr hieße dem Gegner in die Hände arbeiten, da das ganze Spiel darauf hinausläuft, abzuwarten, auf welchem der Geldstücke eine Fliege sich niederläßt. Oft wird die List beobachtet, die Krans heimlich mit Honig oder Fett zu bestreichen.

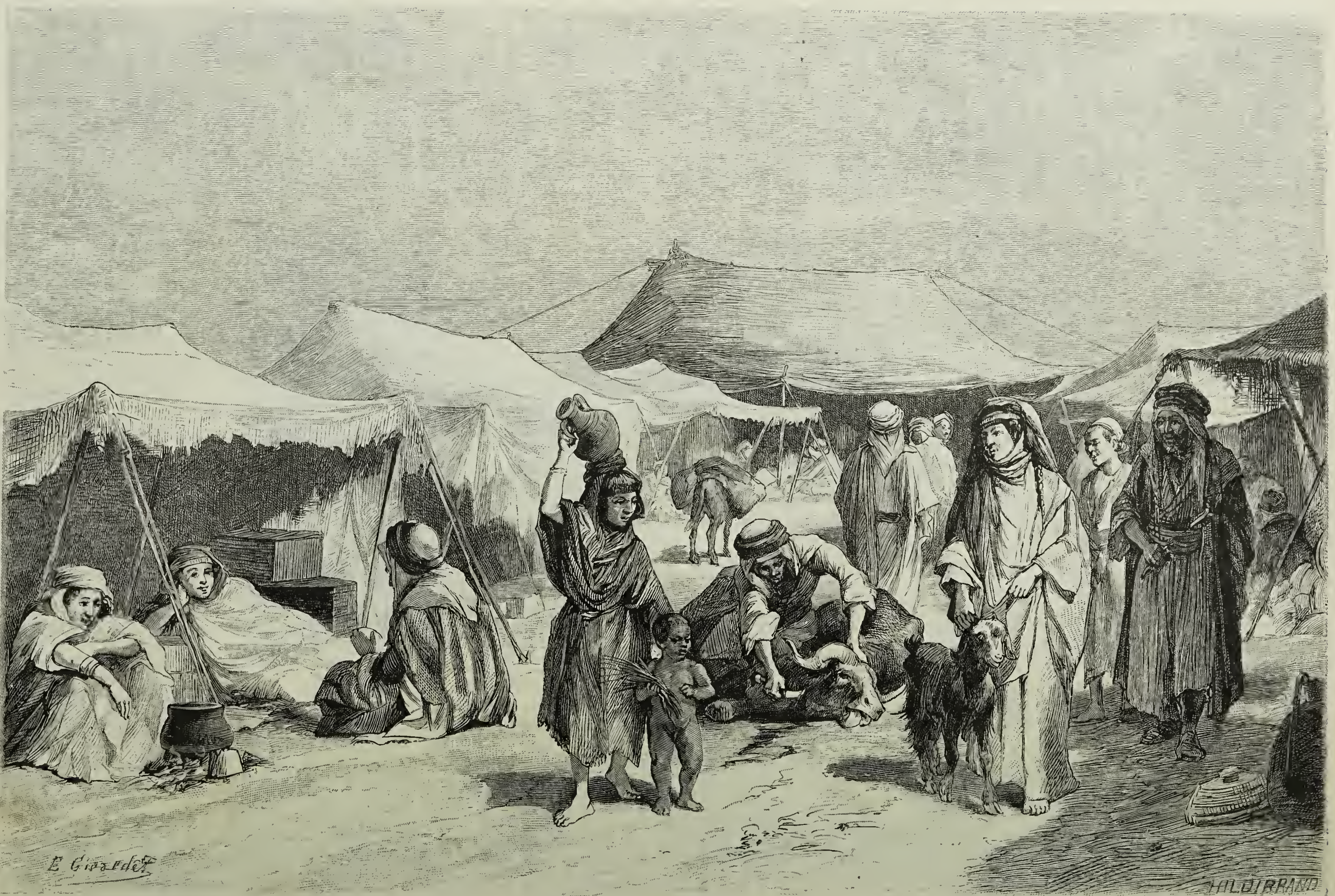


Arabischer Fischer.

Am 3. Dezember waren die Reisenden, von Attar geführt, unterwegs und fuhren in sechs Belem den Mahmudieh-Kanal hinab. Nach vierstündiger Fahrt hielten die Barken gegenüber den Dattelpalmen von Saf-Saf. Da ihre eigenen Zelte am Danielsgrabe zurückgeblieben waren, so mußten die Reisenden sich mit der Hälfte des Zeltes der Mauleseltreiber begnügen, welches man von diesen gemiethet hatte. Vier Stücke eines aus Ziegenhaaren hergestellten Stoffes dienten als Dach, und die Scheidewand zwischen dem Schlafraum der Christen und demjenigen der Mohammedaner bildete das zusammengestellte Gepäck.

Um Mitternacht brach ein gewaltiger, sturmgepeitschter Regen los, worauf Regen und Nebel während der nächsten 24 Stunden sich beständig ablösten. — Herr Babin hatte einen heftigen Fieberanfall. Der Kranke erregte das Mitleid einer schönen Araberin, welche aus einem benachbarten Lager gekommen war, um den Mauleseltreibern Butter zum Verkauf anzubieten. Sie äußerte ihr Mitgefühl dadurch, daß sie sich Nase und beide Ohren mit der Schale einer von dem Kranken verzehrten Apfelsine vollstopfte, worauf sie stolz in ihr Lager zurückkehrte.

Bald darauf erschienen halbnackte Büffeltreiber, und einer derselben (S. Abbildung 1), wie Poseidon mit einem Dreizack bewaffnet, bot einen großen Fisch zum Verkauf an, den er im frischen Wasser des Kanals gestochen hatte. Am Abend kamen Reiter, um den Lastviehbestand der Karavane zu zählen und den Tribut einzuholen, welchen jede



Zeltlager des Scheikhs Mentschet.

unter dem Schutz des Scheikhs der Beni-Laam reisende Karawane zu zahlen verpflichtet ist.

Man hatte am 3. Dezember das Lager von Saf-Saf nur mit der Hälfte des Gepäcks verlassen können, da Attar nicht das ganze Vieh zusammenzutreiben vermocht hatte. Bis gegen 2 Uhr führte der Weg nur durch wüste Steppe; dann gelangte der Zug zum ausgetrockneten Hor, der mit dichtem Gestrüpp bedeckt war. Nur langsam vermochte man vorwärts zu dringen, da bei dem vom Regen schlüpfrigen Boden die Maulthiere oft ausglitten, wobei das schwere Gepäck zuweilen herabfiel und Menschen und Thiere verletzte. Dazu verfinsterten schwarze Gewitterwolken die Luft, und dicht über der Erde schwirrten unzählige Insekten.

Endlich gelangte die Karawane zu einer Lichtung, woselbst sie einige armselige Nomadenzelte vorfand. Neben diesen wurde gelagert, um den nahenden Orkan erst vorüber gehen zu lassen. Aehnlich wie in Saf-Saf wurde rasch ein schützendes Dach aufgeschlagen und das kleinere Gepäck so aufgestellt, daß es als Abwehr für Regen und Sturm dienen konnte.

Gegen Abend erschien Attar mit der anderen Hälfte der Karawane.

Am nächsten Morgen, dem 6. Dezember, hatte der Gewitterregen aufgehört, die Luft war lind und mit Wohlgerüchen erfüllt; stückweise war sogar durch das dünne Gewölk der Himmel zu schauen, und nur leise wurde das Schilfrohr von einem sanften Winde bewegt. Nach 9 Uhr wurde aufgebrochen, indem die Hälfte des Gepäckes unter Attar's Schutz zurückblieb.

Als am 10. Dezember die Karawane den Hor verlassen hatte, passirte sie eine wellenförmige Ebene. Vier Stunden später erreichte sie ein großes, unter dem Schutze des Scheikhs Menschet stehendes Lager der Beni-Laam.



Arabische Gefangene.

Da Menschet wenig zu trauen war, so wurde das Zelt hier nicht aufgeschlagen, doch rieth Attar's Sohn, Vater, nicht davon ab, „den Räuber, Dieb und Mörder" Menschet in seinem Zelte aufzusuchen, da der Scheikh kaum wagen dürfte, das Gesetz der Gastfreundschaft zu verletzen.

Menschet's stechende Augen, seine gebogene Nase, überhaupt seine einem Raubvogel gleichenden Züge hatten wenig Vertrauen Erweckendes, doch wurden die Reisenden zunächst ganz gut empfangen. Nachdem der Scheikh den eben frisch gerösteten Kaffee für die Gäste eigenhändig bereitet hatte, suchte er seine Neugier durch folgende Fragen zu befriedigen:

„Woher kommst Du? Wohin gehst Du? Welcher Religion gehörst Du an? Wie viel Kinder hast Du? Wie viel Frauen hast Du? Lebst Du in Deiner Heimath unter einem Zelte? Hast Du vorher auch schon Pferde und Hammel gesehen? Sind in Deiner Heimath die Büffel eben so schön wie in Arabien? Was enthalten diese großen Kisten? Warum sind sie so schwer?" Sie sind ganz mit Kugeln gefüllt.

Menschet's Neugier schien befriedigt zu sein, und Dieulafoy bat ihn jetzt um die Ermächtigung, den Stamm zu besuchen. Während Jean-Marie als Wache bei dem Gepäck zurückblieb, verließ Dieulafoy mit seiner Gattin, nachdem sie sich mit ihren Flinten bewaffnet, das Zelt und betraten die breite Straße, an deren beiden Seiten mehr als 100 Zelte aufgeschlagen waren (S. Abbildung 2). Nachlässig lagerten, in schöne braune Aba (Mäntel) gehüllt, Männer, Weiber und Kinder umher, auf grauen, mit grellfarbigen Franzen versehenen Teppichen. Hier wurde ein junger Büffel geschlachtet, dort häutete man mehrere fette Hammel ab. In keinem der Zelte fehlte auf dem Feuer der Topf mit dem unvermeidlichen Pilau. Obgleich dieser Räuberstamm weder ein Korn Reis säet, noch eine Aehre Korn erntet, so lebt er doch in einem Ueberfluß, welchen arbeitsamere Nomaden nicht kennen.

Am späten Abend betraten die Reisenden zu gleicher Zeit das Scheikhzelt mit zwei gefesselten Männern (S. Ab-

bildung 3). Menschet gab den Gefangenen ein Zeichen, sich ans Feuer zu setzen, und Dieulafoy erhielt auf seine Anfrage den Bescheid, daß er auf Befehl des Gouverneurs von Disful die Sträflinge auf zwei Monate habe fesseln lassen, da diese drei persische Pilger getödtet hatten. Auf Dieulafoy's Hinweis, daß diese Strafe den Satzungen des Korans nicht entspreche, entgegnete der Scheikh, die Pilger seien nur getödtet worden, weil sie sich vertheidigt hätten, außerdem nütze es ihm nichts, so arme Leute wie die Gefesselten hinrichten zu lassen.

Nach dem Essen sprach Menschet gegen seine Gäste die Befürchtung eines nächtlichen Ueberfalles aus und bat sie daher, ihm ihre Gewehre zu leihen. — Lachend wurde dieses Ansinnen zurückgewiesen, und um dem Scheikh zu zeigen, wie wenig Glauben man seinen Befürchtungen schenkte, wurde beim Scheine zweier Lichter Domino gespielt.

Gegen 1 Uhr Nachts wurde das Zelt rasch aufgerissen, ohne daß jedoch die Hunde angeschlagen hätten, drei Schüsse ertönten dicht hinter der Zeltwand, worauf mit bestürztem Gesicht Menschet hereinkam mit dem Ausrufe: „Die Räuber sind da, leiht mir Eure Flinten, kommt mir zu Hilfe und helft die Fliehenden verfolgen!"

Als die Reisenden jedoch in diese Falle nicht gingen und sich auf das entschiedenste weigerten, vor Tagesanbruch das Zelt zu verlassen, zog Menschet sich wuthschäumend zurück.

Der Rest der Nacht verging in ungestörter Ruhe.

Am Morgen kam Attar an. Leider erwies sich, daß der im Verhältniß zum Gepäck geringe Viehbestand wieder abgenommen hatte, da ein Kameel, das ein Bein gebrochen hatte, im Stiche gelassen werden mußte; auch war ein Maulthier unbrauchbar geworden.



Tscharwadar.

Sofort erbot sich der Scheikh zum Leihen von Lastthieren und schlug seinen Sohn zum Führer vor.

Den ersten Vorschlag nahm Dieulafoy an, ließ sich auf Führerschaft jedoch nicht ein, da er den Weg nach Susa genau kannte. Aber Menschet ließ sich nicht abweisen, und so bot Dieulafoy ihm fünf Kran Führerlohn an. Da der Scheikh damit nicht zufrieden war und zu feilschen begann, zeigte ihm Dieulafoy seinen Geleitsbrief, worauf der liebenswürdige Gastfreund sich verblüfft zurückzog.

Zehn Minuten später erschien Mohammed mit der Meldung, daß, während er geschlafen, ein Sack Reis, der Inhalt einer Theebüchse, die statt dessen mit Asche gefüllt worden war, ein Hammel und zwei Hühner gestohlen worden waren, welcher Verlust sich als unersetzlich erwies, da der Scheikh das strenge Verbot ergehen lassen hatte, den Fremden nicht irgend etwas zu verkaufen. So sahen diese sich genöthigt, mit Datteln, welche die Diebe zurückgelassen und mit regendurchnäßtem Brot fürlieb zu nehmen.

Um die Mittagszeit erschien ein Scheikh aus der Nachbarschaft, der ein etwas mehr Vertrauen erweckendes Aeußeres hatte. „Sind die Franzosen noch bei Dir?" fragte er Menschet, worauf sie mit einander flüsterten und das Zelt verließen, um sich besser aussprechen zu können. Im selben Augenblicke ertönte Freudengeschrei, und es erschienen ein alter Mollah und einige zerlumpte Perser auf Mauleseln. Beim Anblick der Reisenden riefen sie aus:

„Die Franzosen sind da, wir wollen uns unter ihren Schutz stellen und die Reise gemeinsam machen!"

Die Muselmänner kamen aus Kerbela, wo sie am Grabe Mohammed's gebetet hatten, und wo sie von der Habgier der Mollahs ausgesogen worden waren. Dieulafoy miethete die Maulesel der Pilger zum Tragen des Gepäckes, und am nächsten Morgen wurde die Reise gemeinsam angetreten.

Als Dieulafoy beim Aufbruche dem Menschet Vorwürfe darüber machte, daß unter seinem Zelt ihnen so viel gestohlen worden war, entgegnete dieser: „Beim Namen Allah's schwöre ich, daß ich Euch nichts gestohlen habe. Alle Männer meines Stammes sind ehrlich, sie erwerben ihr Eigenthum mit der Waffe in der Hand. Sollte Euch Etwas fehlen, so haben es Euch meine Weiber und Kinder gestohlen. Lohnt es sich der Mühe, so untergeordneten, gewissenlosen Wesen etwas vorzuwerfen?"

Ein dichter Nebel bedeckte die Ebene. Bald gelangte die Karawane in einen lichten Tamarindenwald. Es zeigte sich ein Fluß, der mit Mühe durchwatet wurde. Als letzter stieg Fellahyee — der ihnen von Menschet aufgedrungene Führer — ans Ufer. Er machte der Schule seines Vaters Ehre, indem er den Maulthiertreibern beim Frühstücken die besten Bissen wegstahl. Gegen zwei Uhr setzte die Karawane sich wieder in Bewegung. Die Sonne hatte die Nebel siegreich durchbrochen, und heiter war die Stimmung der Reisenden. Der alte Mollah hatte einen Gesang angestimmt, in welchem fromme Erinnerungen mit sehr irdischen Hoffnungen vereint waren. — Vom Fluß an erstreckte sich ein jeder Vegetation bares ödes Flachland in grellstem Gelb. Da erschienen plötzlich am Horizonte schwarze, bewegliche Punkte. Fellahyee rief aus: „Dochmanha" (Feinde)! Die Treiber hielten sofort. Unglaublich schnell wurden die Thiere dicht zusammengetrieben; denn Raschheit giebt bei den Männern von Disful den Ausschlag, nicht die Waffe.

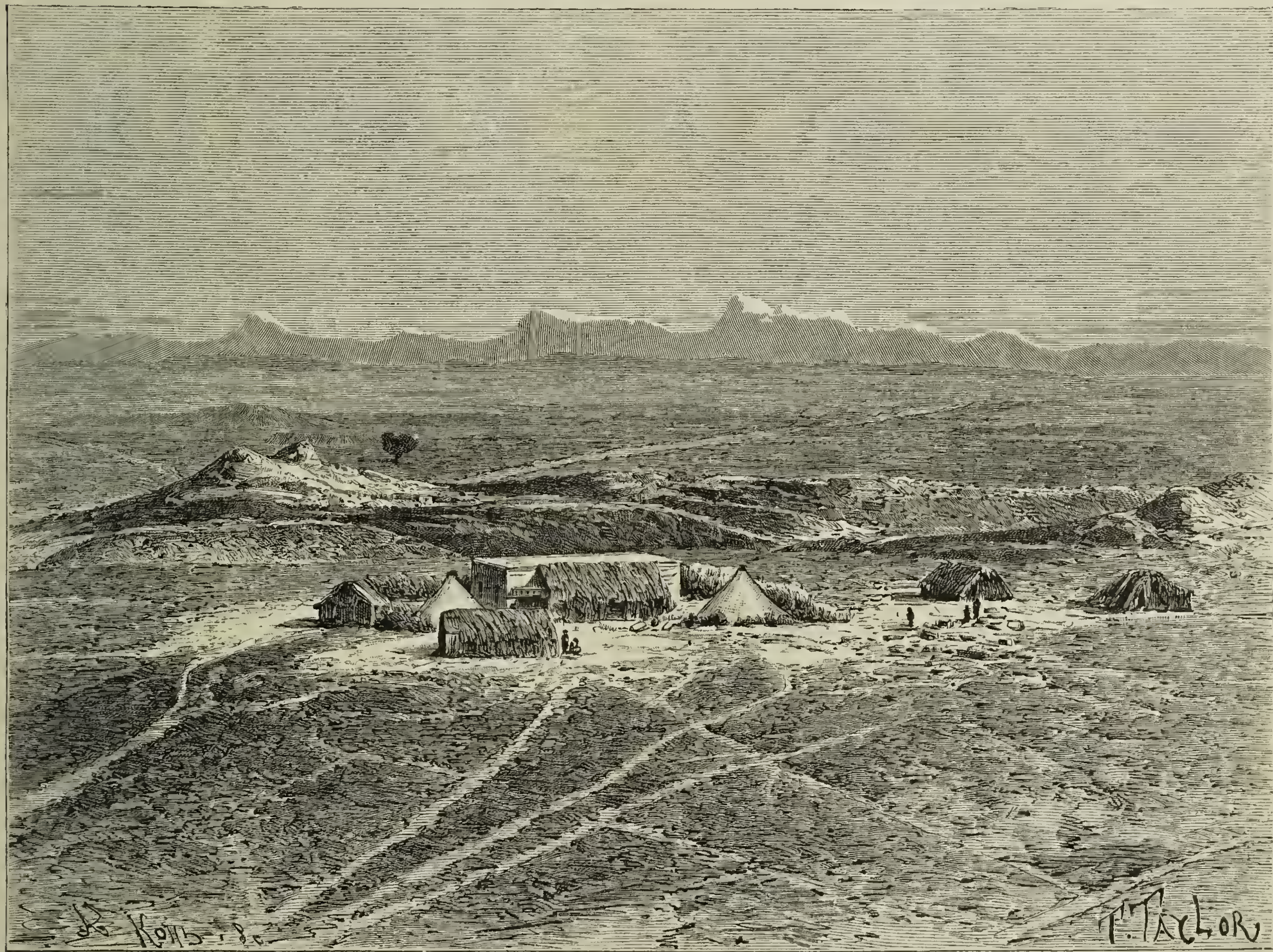
Rasch wurden sämmtliche Karabiner und Revolver geladen und zum Zielen angelegt. Da rief Fellahyee erregt aus: „Bei Allah, schießt nicht, es sind Freunde!" Darauf sprengte er dem Führer der Bande entgegen, küßte ihn wiederholt und überzeugte ihn offenbar von dem zweifelhaften Erfolge eines Angriffes. Während sie aber friedlich

nahten und sich mit Dieulafoy höflich unterhielten, zeigte sich in der Ferne eine neue Schaar Araber. „Du hast zu viele Freunde in dieser Ebene", rief Dieulafoy Fellahyee zu. „Halte diese, wenn Dir ihr Leben lieb ist, in gehöriger Entfernung!" — Als die Karawane wieder gesichert schien, ging die Reise weiter. — Dieulafoy schlug Fellahyee vor, sich seinen Freunden anzuschließen, um wieder zu seinem Stamme zurückzukehren. „O nein, ich werde auf der ganzen Reise Euer Führer bleiben!"

Bei Sonnenuntergang zeigten die Treiber auf große weiße Punkte hin, die sich auf einer grünen Wiese zu bewegen schienen. Es waren flüchtige Gazellen. Längs der Wiese rieselte ein Bach. Hier wurde Rast gehalten.

Am nächsten Tage kam die Karawane am Doßelladsch vorüber, durchschritt eine abschüssige, kieselreiche Hügellandschaft und gelangte endlich in das Becken der Kertha. — Bald war der Tumulus von Susa und die weiße Spitze vom Danielsgrab in Sicht; die Hoffnung jedoch, Susa noch am Abend zu erreichen, erwies sich als trügerisch, weil es unmöglich war, über die durch Gewitterregen angeschwollenen Flüsse zu gelangen.

Fellahyee benutzte den Aufenthalt, um die mitreisenden Pilger zu berauben und schien eben im Begriff zu sein, den alten Mollah zu erdrosseln, als Dieulafoy durch das Geschrei des Furchtsamen herbeigerufen, Fellahyee nöthigte, von seinem räuberischen Vorhaben abzustehen. Als er dann auch die Hoffnung, schließlich wenigstens noch einen erhöhten Führerlohn zu erbetteln, vereitelt sah, schied er mit der Drohung, daß er von sich hören lassen würde!



Susa.

Seit zwei Tagen waren die Reisenden ganz ohne Reis. Zum Glück hatte Mahmud noch etwas Mehl, das, mit Wasser angerührt, über glühender Asche gebacken wurde. Die Nacht über hielten sie abwechselnd Wache. Als Dieulafoy im Gebüsche ein verdächtiges Geräusch vernahm, gab er nach der entsprechenden Richtung sechs Revolverschüsse ab, worauf alles ruhig blieb.

Am Morgen des 11. Dezember wurde der „Kelek" fertig gestellt. Nachdem die Schläuche gefüllt waren, wurde er in Bewegung gesetzt und nach der Sandbank gelenkt, auf welche man bei Tagesanbruch das Gepäck getragen hatte. Zwei Koffer, welche die Schätze der Reisenden zur Hälfte enthielten, wurden aufgeladen und Madame Dieulafoy fuhr mit denselben über den Strom. Die Bootsleute trugen die Koffer ans Land und sodann das Fahrzeug selbst so weit am Ufer hinauf, als es die Strömung nöthig machte, um an die richtige gegenüberliegende Stelle zu gelangen.

Inzwischen sah Madame Dieulafoy sich allein bei dem werthvollen Gepäck; ein 300 m breiter Fluß trennte sie von ihrem Gatten und dessen Begleitern. Da brachen plötzlich aus dem Sumpfdickicht acht mit langen Spießen bewaffnete Araber hervor. Als sie nach dem ersten Schreck ihre Geistesgegenwart wiedererlangt hatte, schrie sie ihnen mit möglichst männlicher Stimme entgegen: „Ich habe noch 14 Kugeln zu Eurer Verfügung, holt noch sechs Eurer Freunde herbei!" Eingeschüchtert durch den auf sie gerichteten Revolverlauf machten sie Halt. Nach 30 bangen Minuten erschienen Dieulafoy und Jean-Marie, und so war die Gefahr glücklich überstanden.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang setzte sich der Zug wieder in Bewegung; aber die Tscharwadare (S. Abbild. 4) hatten oft viele Mühe, die auf dem schlammigen, unebenen Wege fortwährend ausgleitenden Maulesel vorwärts zu bringen. Gegen zehn Uhr gelangte man an den Schawur, welcher in Folge der Winterregen ebenfalls angeschwollen war. Es war aber unmöglich, in der Dunkelheit eine Furt zu entdecken, so daß man gezwungen war, erst den Morgen abzuwarten.

Am 12. Dezember erfolgte dann der Uebergang über den Schawur ohne weiteren Zwischenfall. Büffeltreiber, welche die Reisenden umringten, hatten jedoch einen Koffer mit Jean-Marie's Werkzeugen gestohlen, den sie indessen sofort wieder aus dem Schilfrohr herbeiholten, als man ihnen mit dem Tödten zweier Büffel drohte.

Sobald die Rückkehr der Reisenden in der Gegend bekannt wurde, kamen ihre besten Arbeiter rasch herbeigelaufen, schrien vor Freude und küßten die Kleider ihrer Arbeitgeber. Die Hirten vom Danielsgrabe brachten die unter dem Schutze des Motavelli zurückgelassenen Zelte, schlugen sie rasch auf, und die ermüdeten Reisenden überließen sich der schwer verdienten Ruhe.

Am 15. Dezember begannen sodann die Arbeiten an der alten Citadelle von Kudurlagamer, jener Festung, welche nach der Meinung des Aristagoras ihrem Besitzer eine dem Jupiter gleiche Macht lieh, und die noch zur Zeit Alexanders für uneinnehmbar galt, wenn sie nicht durch Flucht des Königs oder durch Verrath in die Hand des Feindes fiel.

Nach zweimonatlichen Ausgrabungen hatten 50 Arbeiter in den beiden Gräben I und J, von denen der eine quer-über zum Zugange der eigentlichen Festung, der andere von einer ziemlich in der Mitte sich befindenden Vertiefung gezogen worden war, nur einige Bruchstücke von steinernen Stieren gefunden, welche denjenigen im Apadâna des Artaxerxes glichen, doch von kleinerem Maßstabe waren; ferner die Gewandung einer spät-griechischen Statue; einige Ziegel aus gebranntem Lehm mit archäischer Keilschrift; und einige mächtige, durch runde Thürme befestigte Grundmauern.

Bei den Ausgrabungen im Tumulus Nr. 2, östlich von der Citadelle, stieß man eines Tages auf sehr dicke, rohe Lehmmauern, welche aus regelmäßig gesetzten Ziegeln bestanden. Diese Mauern waren von senkrechten Schächten und Grabhöhlen durchlöchert, worin sich viele, theils liegende, theils stehende, durch harten Thonmörtel mit einander verbundene Urnen befanden, deren spitze Basis fest und tief in das Mauerwerk eingelassen war. Als eine dieser Einfassungen zertrümmert wurde, sah man auf der Schmalseite großer Ziegel die Bruchstücke einer menschlichen Figur. Die zu Staub gewordenen Gebeine vermischten sich mit der Erde; andere Urnen, deren Mündungen mit einer Steinkugel versehen waren, enthielten wohlerhaltene Skelette.

Die Lage dieser Todtenstätten, sowie auch das öftere Vorfinden von arsakischem Kleingeld, welches wohl für einen asiatischen Charon bestimmt war, bewiesen unzweifelhaft, daß zur Zeit der Parther die Stadt schon unter ihren eigenen Trümmern begraben lag, da die Bewohner sie als Leichenstätte benutzten.

Nachdem man zum Theil die erste Befestigungslinie bloß gelegt hatte und auf der anderen Seite des Außenwerkes auf ähnliche Mauern gestoßen war, fand man noch ein sorgfältig gelegtes Fliesenpflaster. Die unerträgliche Hitze, welche die Reisenden aus Susa forttrieb, verhinderte sie, das Endergebniß der Ausgrabungen abzuwarten.

Eine zweite Ausgrabung F war in der Längsseite des Tumulus vorgenommen worden. Dieser Graben war dazu bestimmt, den muthmaßlichen Weg, welcher den äußersten Vorsprung des Festungswerkes mit der Oeffnung der Höhle verband, zu durchschneiden. Man stieß dabei auf ein fast viereckiges Becken, das auf einen großen Hof schließen ließ.

Jenseits von dieser Senkung und etwas östlich von der Axe des Tumulus, fanden die Ausgrabungen H statt. Auch hier stieß man überall auf sehr tiefe und ungeheuer große Mauern aus Lehmziegeln, die oft von Schächten durchbrochen waren und als Todtenstätten dienten. Auch hier war das Ergebniß der Ausgrabung ein nur geringes; einige wunderschöne emaillirte Ziegel, hübsches Thongeschirr, ein kleiner Elfenbeinkopf, einige Trinkgefäße aus nummulitischem Kalk, Zauberformeln in hebräischen Schriftzügen, Cylinder, Eimer, Waffen, Glasfiolen, parthisches Geld, das war Alles.

Was den achämenidischen Tumulus anlangt, so fand man die Fliesenpflasterung des vor dem Thronsaale sich befindlichen Hofes mit 3 bis 4 m Erde bedeckt. Hier war die Ausbeute eine reiche. Dieulafoy verfolgte bei den Ausgrabungen hauptsächlich das Ziel, die großen Linien einer alten Architektur — große Baudenkmäler — bloß zu legen, da diese die vollkommensten Aeußerungen der geistigen und wirthschaftlichen Entwickelung eines Volkes sind.

Die langen, mitten durch den rechtwinkligen Tumulus gezogenen tiefen Gräben L und F mußten aus Zeitmangel liegen gelassen werden.

Die im vorigen Jahre gemachte Entdeckung von Ziegellagern, welche im hohen Grase versteckt lagen, in diesem Sommer jedoch durch die Gluthstrahlen der Sonne zu Tage getreten waren, erweckten die Baulust Dieulafoy's in hohem Grade.

Was die Ausgrabungen im achämenidischen Tumulus anlangte, so beabsichtigte Dieulafoy:

1. die Ring- und Befestigungsmauern wieder herstellen zu lassen;
2. den Palast des Artaxerxes bloß zu legen;
3. nach dem Standorte der großen Treppe zu forschen, deren Absatz man in einer von den Sassaniden wieder hergestellten Mauer begegnet war;
4. die noch nicht beendete Ausgrabung am Fundorte der emaillirten Löwen zum Abschluß zu bringen.

Am 18. Dezember wurde, wie schon seit mehreren Tagen, fleißig gesät und gebaut.

Usta Hassan schwang die Maurerkelle und verschmierte einige Löcher, die von den habgierigen, nach dem muthmaßlichen Schatze der Franzosen Verlangen tragenden Arabern in das Mauerwerk geschlagen worden waren. Er theilte die Wohnung (S. Abbild. 5) und gewann zwei Stuben, ein Eßzimmer und einen Lagerraum zum nächtlichen Verschlusse der Werthsachen.

Die Mythologie der nordwest-amerikanischen Küstenvölker.

Von Dr. F. Boas in New York.

VI.

Während die bisher besprochenen Sagen von überirdischen Wesen und den Gestirnen handelten, sollen in dem folgenden Abschnitte eine Reihe von Ahnensagen gegeben werden. Dieselben spielen eine ungemein wichtige Rolle im Leben dieser Stämme. Bekanntlich sind dieselben durchweg in Geschlechter getheilt, welche bei den nördlichen Stämmen je ein Thier als Wappen führen. Diese Geschlechter sind wieder in Unterabtheilungen getheilt, die ihre Abstammung von einem sagenhaften Ahnen ableiten, der große Abenteuer bestanden hat. Die meisten Schnitzereien von Nordwestamerika stellen derartige Sagen dar. Bei den großen Festen, welche häufig gefeiert werden, machen die Häuptlinge die Abenteuer dieser Ahnen zum Gegenstande ihrer Reden. Die Sagen tragen im ganzen Gebiete einen sehr gleichförmigen Charakter. Interessant ist es, zu beobachten, daß die mannigfachen Sitten und Gebräuche der einzelnen Stämme und Geschlechter auf die Erlebnisse eines solchen sagenhaften Ahnen zurückgeführt werden.

Ich lasse zunächst eine Sage der Tsimpschian folgen:

Tsumšáišk.

Tsumšáišk fuhr einst mit seinen drei Schwägern aus, Seehunde zu jagen. Obwohl sie viele sahen, gelang es ihnen nicht, dieselben zu erlegen. Drei Tage lang blieben sie aus, ohne etwas zu fangen. Am Abend des dritten Tages wurden sie sehr müde, und Tsumšáišk beschloß Anker zu werfen und die Nacht über zu ruhen. Sie befanden sich gerade am Fuße eines steilen Berges. Zuerst banden sie einen schweren Stein an ein Seil aus Cedernzweigen, warfen denselben als Anker aus, und legten sich nieder schlafen. Gerade an dieser Stelle lebte aber Nuguläkš (ein Walfisch) am Grunde des Meeres. Der Stein fiel auf das Dach seines Hauses und weckte ihn aus seiner Ruhe. Da sagte er zu seinem Sklaven, dem Hai (Nótuk): „Stehe auf und siehe, was dieses Geräusch verursacht.“ Der Sklave gehorchte. Er tauchte auf und sah das Boot, dessen Anker gerade auf dem Dache des Hauses lag. Er kehrte zu seinem Hause zurück und berichtete, was er gesehen hatte. Nuguläkš schickte ihn zurück und trug ihm auf, den vier Männern zu befehlen, den Anker fortzunehmen. Der Sklave gehorchte. Er schwamm zum Boot und klopfte an dasselbe. Die Männer erwachten von dem Geräusch und Tsumšáišk frug den im Buge des Bootes sitzenden Mann: „Was verursacht dieses Geräusch?“ Derselbe blickte in das Wasser und sah den Fisch, der beständig gegen das Boot schlug. Er sagte: „Es ist ein Haifisch.“ Tsumšáišk versetzte: „So fang ihn und wirf ihn weit fort.“ Sein Schwager that also und der Fisch schwamm zu seinem Hause zurück. Er sprach: „Tsumšáišk hat mich nicht verstanden. Sie haben mich hart angefaßt und weit fortgeworfen.“ Nuguläkš sandte ihn nun nochmals hinauf und wieder klopfte er an das Boot, um sich verständlich zu machen. Da wurde Tsumšáišk zornig und sprach zu seinem Schwager: „Nun fange den Fisch und mache ihn todt.“ Der Schwager fing ihn, riß ihm die Vorderflossen aus und warf ihn ins Meer. Da schrie er jämmerlich, eilte zu Nuguläkš und klagte: „O, Tsumšáišk hat mir die Arme ausgerissen.“ Da hieß dieser ihn sich niederlegen.

Es war nun alles stille und die vier Männer schliefen. Nuguläkš aber ging mitten in der Nacht aus, ergriff das Boot und zog es auf den Grund des Meeres herab. Links vor der Hausthür (beim Eintreten) setzte er es auf den Boden. Die vier Männer aber schliefen ruhig weiter. Der im Buge des Bootes sitzende Mann träumte morgens, es regne, denn das Wasser tropfte ihm beständig ins Auge. Er erwachte und erblickte erstaunt das fremdartige Haus. Er glaubte zu träumen und rieb sich die Augen. Als er sie aber wieder öffnete, das Haus wieder sah, die Leute sprechen und das Feuer knistern hörte, wußte er nicht, wie ihm geschehen war. Er versuchte das Boot in Schwankung zu bringen, merkte aber, daß sie festsaßen. Da weckte er Tsumšáišk und rief: „Siehe, Jemand hat uns ins Wasser heruntergezogen:“ Da erwachten alle und sahen sich erstaunt um.

Nuguläkš aber freute sich, daß die Leute bei ihm waren. Er ließ seine Sklaven (die Fische) Holz spalten und Feuer machen, und ließ das Haus reinigen. Dann schickte er einen Sklaven zu den Männern und ließ sie einladen, ins Haus zu kommen. Sie traten ein und sahen, daß das Haus viele Stufen hatte. Sie weinten vor Furcht, denn sie sahen, daß das Haus ganz mit Fischen bemalt war und viele schreckliche Wesen darin wohnten. Nuguläkš aber lud sie freundlich ein, heranzukommen und sprach zu Tsumšáišk: „Du sollst mein Bruder sein.“ Er schenkte ihm seinen Mantel, der ganz aus Seegras gearbeitet war, und lud ihn ein, zwei Tage dort zu bleiben. Tsumšáišk aber wollte ihm ein Gegengeschenk machen und bat einen seiner Schwäger, die Kiste zu holen, welche in dem Boote stand, und in der Bergziegenfett und Farbe und Feder zum Bemalen des Gesichtes lag. Diese gab er Nuguläkš, welcher sie dankbar annahm und aus dem wenigen Fette, der wenigen Farbe und der einen Feder sehr viele machte. Dann lud er alle Häuptlinge, die mit ihm unten im Meere wohnten, zu einem großen Feste ein. Ehe sie eintraten, legten dieselben ihren Tanzschmuck an und verwandelten sich in Fische. Nuguläkš schenkte jedem Bergziegenfett, Farbe und Feder und sprach dann zu Tsumšáišk: „Nun achte auf, was hier geschieht.“ Plötzlich drang das Wasser ins Haus ein, und die Fische fingen an zu tanzen. Selbst Tsumšáišk's Kahn und der Stuhl auf dem er saß, tanzte. Als der Tanz zu Ende war, verlief das Wasser wieder. Dann beschenkten Nuguläkš und all die anderen Häuptlinge Tsumšáišk und befahlen ihm, alles, was er gesehen habe, auf der Oberwelt nachzumachen. Abends setzten die vier Männer sich wieder ins Boot, und als sie fest schliefen, brachte Nuguläkš den Kahn wieder an die Oberfläche des Wassers. Früh morgens, als der Mann im Buge des Bootes erwachte, fühlte er dasselbe auf dem Wasser schaukeln. Er weckte seine Brüder und seinen Schwager und rief: „Seht, was mit uns geschehen ist.“ Sie erwachten alle. Sie sahen, daß sie wieder auf der Oberfläche des Wassers waren und fühlten, daß das Boot schaukelte. Sie blickten sich um und sahen, daß Tang und Seegras auf ihrem Körper, ihren Kleidern und auf

dem Boote festgewachsen war. Sie fuhren nach Hause zurück, aber dort erkannte sie niemand. Man hatte sie für todt betrauert, denn nicht zwei Tage, sondern zwei Jahre waren sie auf dem Grunde des Meeres gewesen.

Tsumšáiškk aber baute ein großes Haus und schmückte es aus, wie das des Nuguläkš. Daher gebrauchen die Nachkommen seiner Schwester noch heute den Haus- und Tanzschmuck, den er vom Grunde des Meeres heraufbrachte. So ward er der Ahne des Walgeschlechts.

Die folgende Ahnensage sammelte ich bei den Bilχula.

Tsāeaχlitl.

Tsāeaχlitl war Häuptling in Sātsq. Einst ging derselbe ins Gebirge, um den Berggeist T'óolatlitl zu sehen, welcher eine Hündin Namens Numáualaχsuts hat, die er auf den Armen umherträgt, und die für ihn Bergziegen fängt. Endlich fand Tsāeaχlitl den Geist und er wollte seine Kleider und Waffen mit ihm austauschen. Dieser aber war nicht mit dem Angebote einverstanden, sondern tauschte nur seinen Tanzstab gegen den des Häuptlings aus. Da gewann Tsāeaχlitl Macht über die Bergziegen und fing zwanzig jeden Tag. Er rief alle Leute zusammen und gab ihnen ein großes Fest. Er hatte aber so viel Fleisch, daß er zwei Häuser viermal damit füllen konnte. Dann baute er sich vier große Häuser. Sein Geschlecht lebt noch heute in Sātsq.

Bei den südlichen Stämmen, den Kwákiūtl, zeigen die Sagen der Hauptgeschlechter und der Unterabtheilungen dieser Geschlechter einen auffallenden Unterschied. Die Ahnen der Hauptgeschlechter stiegen meist in Vogelgestalt vom Himmel herab, während die Ahnen der Unterabtheilungen Menschen waren, die abenteuerliche Begegnungen mit Geistern hatten. Die folgende Sage behandelt die Abstammung eines Hauptgeschlechtes der Naqómqilis von C. Scott.

Lélaχa.

Zwei Adler und ihr Junges flogen vom Himmel hernieder nach *Xúmχatē* (C. Scott). Dort nahmen sie ihre Federkleider ab und wurden Menschen. Der Vater hieß Nálaχōtau, die Mutter Anqālayuqoa, der Sohn Lélaχa. Sie bauten sich ein Haus in *Xúmχatē* und lebten daselbst. Eines Tages ging Lélaχa in seinem Boote aus, um Seehunde zu fangen, und sah einige auf einer Klippe liegen. Vorsichtig ruderte er näher und traf einen mit sicherem Wurfe der Harpune. Sogleich sprang der Seehund ins Wasser und zog das Boot weit hinaus ins Meer. Dann verwandelte er sich in einen ungeheuren Tintenfisch, welcher das Boot in die Tiefe zog und Lélaχa tödtete. Dieser aber erwachte zu neuem Leben, tauchte wieder auf und flog als Adler zum Himmel.

Da er nicht zurückkam, betrauerten ihn seine Eltern, denn sie glaubten er sei todt. Sie tödteten zwei Sklaven und bestrichen die Pfeiler des Hauses mit ihrem Blute. Zwei andere banden sie vor dem Hause fest. Da plötzlich sahen sie einen Adler von der Sonne auf ihr Haus herniederschweben, und sie erkannten ihren Sohn. Er trug eine kleine Kiste in den Klauen, welche er schüttelte. Da hörte man vielerlei Gegenstände darinnen rasseln. Und um seinen Hals hing ein Ring aus rothgefärbtem Cedernbast. Dann verwandelte er sich wieder in einen Menschen, und die Herzen seiner Eltern waren froh. Sie zündeten ein großes Feuer an, und er begann zu tanzen. Aus der Kiste nahm er viele Flöten hervor, mit denen er die Stimmen der Adler nachahmte; und er trug die große Doppelmaske Naχnakyaqumtl (die innere Maske stellte einen Mann, die äußere einen Adler vor). Nach dem Tanze bewirthete er alle Leute. Er hatte eine große Schüssel, welche einen Tintenfisch vorstellte. Diese füllte sich stets von selbst mit Fischöl, ohne daß Jemand etwas hineinschüttete. Lélaχa hatte einen Sohn, welcher den Namen Qaqālis erhielt. Er war der Stammvater des Geschlechtes Lélaχa.

Hélikilikila und Lō̱tlemáqa (Tlatlasiqoala).

Hélikilikila stieg vom Himmel herab zur Erde, einen Halsring aus rothgefärbtem Cedernbast tragend. Er baute sich ein Haus und zündete ein Feuer darin an. Als das Haus vollendet war, stieg eine Frau aus der Erde empor, Namens Lō̱tlemáqa. Er sprach zu ihr: „Du sollst hier bei mir bleiben und meine Schwester sein.“ Beide wohnten fortan an zwei entgegengesetzten Ecken des Hauses. Eines Tages forderte Hélikilikila seine Schwester auf, mit ihm ins Freie zu gehen. Dort wollte er seine Kräfte zeigen. Sie setzten sich dort auf zwei große Steine, und er hieß Lō̱tlemáqa, ihm einen großen Stein bringen. Hélikilikila ergriff ihn und schleuderte ihn weit fort in einen See. Der Stein aber tauchte bald wieder auf und schwamm auf dem Wasser. Am Abend desselben Tages lud er viele Leute zum Feste ein. Als alle versammelt waren, tanzte er selbst und Lō̱tlemáqa. Zuerst tanzte Hélikilikila, und Lō̱tlemáqa schlug den Takt dazu. Er trug einen kurzen Stab, den er bald in die Luft schleuderte. Da traf er zehn Leute, die alle von dem Stabe erschlagen wurden. Die Kwats'énoq hatten aber von Hélikilikila's Halsring gehört und wünschten denselben zu besitzen. Deshalb fuhren sie heimlich zu seinem Hause und kamen an, als jener schlief. Ein junger Mann versuchte sich ins Haus zu schleichen und den Halsring zu rauben, als er aber eben die Thüre öffnete, fiel er nieder, und eine fremde Gewalt zwang ihn, unaufhörlich um das Haus zu laufen und zu schreien. Da erhob sich Hélikilikila, trat vor die Thür und sprach: „Warum wollt ihr meinen Halsring rauben? Bittet mich doch darum, dann gebe ich ihn euch.“ Und sie baten ihn: „O, heile jenen jungen Mann, laß ihn nicht sterben. Wir sandten ihn, den Ring zu rauben.“ Da ging Hélikilikila ins Haus zurück, holte den Ring und gab ihn dem jungen Manne. Nun ward dieser gesund; sein Herz war froh, und die Kwats'énoq reisten nach Hause zurück. Seitdem tanzen sie den Wintertanz Tsetsáeqa, bei dem die Ringe aus rothgefärbtem Cedernbast gebraucht werden. Nun begann Lō̱tlemáqa zu tanzen, und Hélikilikila schlug den Takt dazu. Sie trug einen ausgestopften Minkkopf auf der Stirn, und plötzlich im Tanze rief sie: „mamamamamamá!“ Da fiel Hélikilikila todt nieder. Das hatte Lō̱tlemáqa gethan. Aber bald erstand er auf, und nun wechselten sie die Rollen: Hélikilikila tanzte und Lō̱tlemáqa schlug den Takt. Da schleuderte er seinen Stab auf sie. Blut strömte sogleich aus ihrem Munde hervor, und sie fiel todt nieder. Hélikilikila aber heilte sie wieder. Dann warf er den Stock in die Luft, so hoch, daß er nicht wieder zurückkam.

Hélikilikila nahm sich eine Frau Namens Ts'éqamē (Tsaēqamē). Von dieser hatte er zwei Töchter. Naualakoáalis und Ts'éqamē. Die letztere ward die Frau von Nomóqois, Q'anikilaq's Bruder. Sie hatten einen Sohn Namens Nēmōqotsâliš.

Nomasénχilis (Tlatlasiqoala).

Nomasénχilis stieg vom Himmel herab und baute ein Haus. Auf seinem Wappenpfahl saßen zwei Adler, die sein Haus bewachten. Er hatte drei Kinder. Das älteste war eine Tochter, welche den Namen Aikyáoeqa erhielt. Sie war blind. Dann folgte ein Sohn Namens Tlēχyálikila und endlich eine Tochter Namens Naχnaisilaóqoa.

Einst wollte Aikyáoeqa nach Yaqamális (Hope Island)

fahren, um Beeren zu sammeln. Sie fuhr mit einem ihrer Sklaven im Boote fort, und da sie lange unterwegs zu sein schienen, frug sie ihren Sklaven: „Wo sind wir? Wir sollten doch bald in Yaqamális sein?“ Da sprach dieser: „Ich weiß nicht, wo wir sind, ich sehe nicht mehr Yaqamális, und ich sehe nicht mehr die Adler auf deinem Wappenpfahle.“ Lange fuhren sie umher, ohne Land zu sehen. Endlich tauchte in weiter Ferne eine Insel auf, und als sie näher kamen, erblickte der Sklave ein Haus. Dort wohnte Tláqoakila. Als dieser das Boot sah, lud er beide ein, in sein Haus zu kommen. Und er nahm Aikyáoeqa zur Frau. Nomase̥nχilis aber betrauerte seine Tochter, als sei sie todt. Sein Herz war betrübt und er ließ seine Leute den Wappenpfahl umstürzen und ins Meer werfen. Da trug ihn die Fluth nach Yaqamális, und Nomase̥nχilis baute sich daselbst ein neues Haus.

Aikyáoeqa aber gebar zwei Kinder, Tláqoakila und Tlāsutewális. Eines Tages legte sie dieselben am Feuer nieder und ging zum Meere, Muscheln zu sammeln. Die Kinder spielten am Feuer umher und fielen zum Oefteren auf die Füße ihrer Großmutter. Endlich ward diese ungeduldig und sagte: „Nun laßt das. Stört mich nicht immer. Ich weiß ja nicht einmal, wo eure Mutter herstammt.“ Die Kleinen wurden betrübt hierüber und frugen ihre Mutter, als sie zurückkam: „Mutter, wo ist deine Heimath? Großmutter sagt, sie wisse nicht, woher du gekommen.“ Da sprach die Mutter: „Ich fuhr mit einem Sklaven weit ins Meer hinaus und gelangte nach langen Irrfahrten hierher.“ Da sagten die Kinder: „O, erfreue uns, laß uns zu unserm Großvater gehen.“ Da erzählte sie ihnen, daß jener Nōmasénχilis heiße und ein mächtiger Häuptling sei. Ihr Vater gab ihnen ein Kupferboot, und die Mutter sagte ihnen, ehe sie fortfuhren: „Ehe ihr meine Heimath erreicht, werdet ihr die Adler auf unserm Wappenpfahle schreien hören.“ Sie fuhren ab und nach langer Zeit hörten sie zwei Adler schreien. Da wußten sie, daß sie Nomase̥nχilis's Haus erreichen würden; und als sie ankamen, beschenkten sie ihren Großvater mit vielen Kupferplatten. Ihr Vater hatte nämlich ihr Boot mit denselben beladen. Das Boot, die Ruder und der Schöpfer waren von Kupfer und Nomasénχilis verwunderte sich, als er das sah. Nach einiger Zeit sehnten die jungen Männer sich nach Hause zurück und baten ihren Großvater, sie zurückzusenden. Da füllte er ihr Boot mit Pelzdecken, und sie kehrten in ihre Heimath zurück.

Walasnomóqois (Kwákiūtl).

Walasnomóqois kam von der Sonne zur Erde herab und baute sich ein Haus in Tsáχis (Ft. Rupert). Sein Sohn war Om'aχtálatlē. Dieser sah viele Seehunde und Seeottern auf Q'ámsiχtlē (Shell Island). Er nahm einen Stamm Treibholz, den er als Boot benutzte, fuhr hinüber und fing dieselben. Dann gab er ein großes Fest und schenkte jedermann Otternfelle und Seehundsthran. Dann fuhr er nach Kyókχ und ging den dort mündenden Fluß hinauf. Daselbst traf er einen Mann Namens Mákakyu, welcher ihm ein Boot schenkte. Alsdann fuhr Om'aχtálatlē gen Osten und traf im Lande der Mamaleleqála mit Qawatileqála zusammen. Dieser lud ihn ein, mit in seine Heimath, ins Land der Tsawat'ēnoq zu gehen. Om'aχtálatlē folgte ihm und bekam dort Qawatileqála's Tochter, Häaχ'qolátlemaqa zur Frau. Sein Schwiegervater gab ihm ein großes Haus, dessen Dachbalken doppelköpfige Schlangen (Sisiutl) waren. Er zog nun mit seiner Frau nach Ky'áqa (nahe Ft. Rupert) und baute daselbst ein Haus. Die beiden Pfosten vorne in seinem Hause sind zwei Männer: Yéq'ent'eqa (etwas, das drinnen spricht) und Wawēχēmitl (der Redner). Die hinteren Pfosten sind ebenfalls Männer: Lēχélaχsta (der Prahler) und Hasaqawásui (versucht lauter zu sein als alle übrigen). Die beiden vorderen Pfosten tragen unmittelbar die Längsbalken, welche Sisiutl darstellen, während die hinteren Pfosten mit einem Querbalken bedeckt sind, der einen Sisiutl (oder Wolf?) darstellt. Die Thür des Hauses hängt oben in Angeln, und wer nicht schnell herausläuft, wird von ihr erschlagen. Seine Tanzmaske ist ein Wolf, welcher auf dem Kopfe getragen wird, und Olikyen heißt. Der Tanz, welchen Q'awatiléqála ihm gab, heißt Walasaχáq (etwas Großes, von oben Gegebenes). Als er das Haus vollendet hatte, gab er ein großes Fest und alle Pfosten und Balken wurden lebendig. Die Sisiutl fingen an, ihre Zunge zu bewegen und die Männer, welche hinten im Hause stehen, sagten ihnen, wann ein böser Mann hereinkam. Dieser wurde sogleich von den Sisiutl getödtet.

S'e̥ntlaē (Kwákiūtl).

Se̥ntlaē, die Sonne, stieg in Gestalt eines Vogels zur Erde herab, verwandelte sich in einen Menschen und baute ein Haus in Yiq'āmen. Von dort wanderte er nach Qomoks und besuchte dann die Tlauitsis, die Ne̥mkiš, die Náqoartoq, und kam endlich nach Tliksíuaē im Lande der Kwákiūtl, wo er sich in Q'aioχ niederließ. Unter jedem Stamme nahm er eine Frau, und sein Geschlecht führt den Namen Sisintlē. In Tliksíuaē beschloß er zu bleiben und nahm eine Frau aus dem Stamme der Kwákiūtl. Von ihr hatte er einen Sohn, Namens Tsχtsχālis. Auf jeder Seite seines Hauses ist eine große Sonne gemalt. Die Hauspfosten sind Männer, welche Sonnen tragen. Ihr Name ist Lōlóχts'otpes, und sie waren Sklaven Se̥ntlaē's. Die Querbalken über den Pfosten stellen ebenfalls Männer dar; die Längsbalken Seelöwen. Die Stufen zum Hause sind drei Männer, Namens Tlénonis. Im Wintertanze gebrauchen die Sisintlē die Sonnenmaske, Tléselaqemtl, beim Tanze Yáuiχa die Maske des Hundes, Kuloχsā, der mit Se̥ntlaē vom Himmel herabgekommen sein soll (der Name soll bedeuten, die roth durch die Wolken scheinende Sonne). Der Wappenpfahl der Sisintlē heißt Sentléqem. Der Pfahl stellt eine Reihe über einander stehender Kupfer dar. Darüber ist ein Mann, Namens Láχt'otpes (Sing. von Lōlóχt'otpes; der Name soll bedeuten: der nur Fremden etwas Schenkende), welcher den Arm zur Rede erhoben hält; zu oberst ist die Sonnenmaske von einem Strahlenkranz umgeben.

Wéqaē (Wíwēqaē).

Wéqaē stieg vom Himmel zur Erde herab und baute sich ein Haus in T'ékya. Er hatte drei schöne Töchter, welche vor diesem Hause zu sitzen pflegten, um dort Matten zu flechten. Ihre Gesichter waren mit rother Farbe bunt bemalt. Eines Tages kamen vier junge Wölfe auf sie zugelaufen. Sie fingen dieselben und nahmen sie mit ins Haus, und sie gewannen sie so lieb, daß sie sie Abends mit ins Bett nahmen. Die Wölfe aber rasten im Hause umher, und deshalb beschlossen die Schwestern, sie wieder laufen zu lassen. Nur den jüngsten, dessen Fell sehr schön gezeichnet war, behielten sie. Da träumte die jüngste der Mädchen von den Wölfen, und sie sprach morgens zu ihrem Vater: „Ich will den jungen Wolf zu seinen Eltern zurückbringen. Aengstige dich nicht und weine nicht um mich, die Wölfe werden mir nichts anhaben.“ Sie nahm den jungen Wolf auf die Arme und trug ihn zum Hause der Wölfe. Da gaben ihr diese den Wolfskopfschmuck und eine Rassel, die so groß war, daß zwei Leute sie tragen mußten. Sie sagten zu ihr: „Dein Vater wird nun ein großer Häuptling werden.“

Als das Mädchen zurückgekommen war, baute Wéqaē ein großes Haus, und beschloß, um Kunkunχulikya's (des Donnervogels) Tochter zu werben. Er wanderte zum Hause des Donnervogels und warb um dessen Tochter: „Laß uns zuerst unsere Kräfte messen, damit ich sehe, ob du stark und mächtig bist“, sprach Kunkunχulikya. Er hieß jenen sich an der Mitte der Wand niedersetzen und ließ dann das Wasser des Meeres höher und höher steigen, so daß es das ganze Haus füllte. Wéqaē nahm ein Stückchen Schiefer in die Hand, drückte dasselbe auf den Boden und dasselbe wuchs mit dem wachsenden Wasser, so daß er immer auf dem Trockenen saß. Da sah der Donnervogel, daß jener stark war, und gab ihm seine Tochter. Als Wéqaē zurückkam, malte er den Donnervogel an sein Haus.

Dann beschloß er die Tochter des Häuptlings der Wik'énoq zur Frau zu nehmen. Durch diese Heirath gewann er die Geister der Hámats'a. Der Häuptling hieß ihn, sein erstes Kind Ts'ẹmqoa nennen.

Dann ging Wéqaē nach Bilχula, um sich daselbst eine Frau zu nehmen. Er fand alle Leute in einem Hause versammelt. Ihre Gesichter waren zerkratzt und sie weinten, weil ihr Lachswehr zerstört war. Wéqaē lachte über ihren Kummer; er brach einen gewaltigen Baum mitten durch und baute ihnen ein Lachswehr. Da freuten sich jene und ihr Häuptling gab ihm zum Lohne seine Tochter, der er viele mit Haliotisschalen besetzte Fellmäntel mitgab. Wéqaē ward zornig, daß man ihr nicht mehr und nichts Besseres gegeben hatte, und tödtete diese Frau.

Als er zurückkam, reinigte und malte er sein Haus und gab ein großes Fest.

Siát̲lqam (Çat̲lóltχ).

Vor langer, langer Zeit stieg Siát̲lqam vom Himmel herab. Er trug das Vogelkleid Xoáeχoē und ließ sich in N̰gáiçam (bei Mudge) nieder. Er wurde der Stammvater der Çat̲lōltχ. Mit ihm kam seine Schwester Tésit̲la, welche so groß war, daß sie zwei Boote bedurfte, um über das Meer zu fahren. Die Geschwister durchwanderten alle Lande, und besuchten die Nanaimo, Nísiut̲l, Tlahūs und viele andere Stämme, die alle ihre jüngeren Brüder wurden.

Die hier erzählten Sagen beziehen sich auf die Entstehung des Totems der verschiedenen Geschlechter. Nur die Hauptgeschlechter stammen unmittelbar von dem Totem ab; in den meisten Fällen verlieh dasselbe einem der Ahnen einen besonderen Schutz und wird seitdem als dem Geschlechte freundlich betrachtet. Aber selbst die Hauptgeschlechter haben nicht immer unmittelbar ein Totem, sondern viele erwarten dasselbe durch die Thaten der Urahnen. Das Geschlecht Omeat̲l stammt unmittelbar vom Raben ab, und derselbe ist sein Totem, ebenso stammt das Geschlecht Lélоχa unmittelbar vom Adler, Sēsintlē von der Sonne ab. So weit mir bekannt geworden, sind diese aber die einzigen unter den Kwákiūt̲l, welche ihren Ursprung vom Totem ableiten. Weder die Sage von Hélikilikila, noch die von Nomasẹnχilis oder Walasnomóqois, sagen irgend etwas über das Totem aus. Bei den Kwákiūt̲l sind die wichtigsten Totems die folgenden: Sonne, Mond, Rabe, Adler, Donnervogel, Grizzlybär, Tsōnóqoa, Sisiūt̲l, Qōmóqoa, Walfisch. Eine Gruppirung derselben, wie bei den Tlingit ist nicht vorhanden, vielmehr haben häufig mehrere Geschlechter gemeinsam dieselbe Figur, je nach den Sagen, welche einem der Ahnen zugeschrieben werden. Es würde vielleicht richtiger sein, diese Figuren mit dem Namen Wappen, statt Totem zu bezeichnen, denn wenngleich in der Mehrzahl der Fälle — bei den nördlicheren Stämmen immer — die Wappenfigur als Stütze des Geschlechtes erscheint, so fehlt es nicht an solchen, wo dieselbe nur an eine Großthat der Ahnen erinnert. So führt die Unterabtheilung Kuéχakila des Geschlechtes Omeat̲l den Sisiūt̲l, welcher von Kuéχakila erlegt wurde, als Wappen. Jedenfalls ist das Totem der südlichen Stämme nicht identisch mit dem der Tlingit und Naida, und wir gewinnen den Eindruck, daß sich dasselbe nur durch den Einfluß der letzteren zu seiner gegenwärtigen Form entwickelt hat.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die russischen Reisenden Kalinowsky und Delatkewitsch haben der Petersburger Gesellschaft der Naturforscher die Berichte über ihre $2\frac{1}{2}$ jährigen Forschungsreisen in Korea eingesandt, die besonders über die Gegend zwischen Söul und der russischen Grenze viel werthvolles Material enthalten. Die Karte der Halbinsel, welche Petermann's Mittheilungen seiner Zeit veröffentlicht haben (Bd. 29, Taf. 10), soll dadurch in verschiedener Hinsicht berichtigt und vervollständigt werden.

Afrika.

— Lieutenant Wißmann hat eine neue Afrika-Reise angetreten, die in einer gewissen Beziehung zu der Stanley- und Emin-Pascha-Frage, sowie auch zu der ostafrikanischen Araber-Frage steht. Zunächst begiebt sich der rühmlichst bekannte Reisende nach Zansibar, und von dort aus wendet er sich eventuell durch Deutsch-Ostafrika nach dem Gebiete des Weißen Nil. — Gleichzeitig haben auch die Amerikaner unter Lieutenant Schufeldt eine förmliche Stanley-Entsatz-Expedition organisirt, die ebenfalls von Zansibar aus in das Innere vordringen soll; und in Deutschland ist die Ausrüstung einer Expedition zu Emin-Pascha, die nebenbei handelspolitische Ziele verfolgen soll, im Gange. — Was die neueren Nachrichten vom Bahr-el-Ghasal betrifft, so deuten dieselben darauf hin, daß der fragliche „weiße Pascha“ eher Stanley als Emin sein dürfte. Jüngst in Suakim angekommene Pilger aus Sokoto reden von einer ganzen Colonne von weißen Männern, mit denen sie am Bahr-el-Ghasal vier Tage kampirt haben.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIV.



№ 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Deutsch-Witu-Land.

Von Lieutenant A. R. Schmidt.

(Fortsetzung.)

Das Klima des Witu-Landes läßt sich nicht mit einem Worte als zuträglich oder unzuträglich bezeichnen; es kommt dies natürlicherweise ganz auf die Lage der einzelnen Ortschaften, und bei europäischen Niederlassungen ganz auf die Auswahl der Stationsplätze an. Witu selbst, diese im Urwalde gelegene Stadt mit drückender Temperatur, wo durch den Urwald die regelmäßigen und erfrischenden Winde von der Stadt abgehalten werden, mit ihren engen Gassen, ihrer Unreinlichkeit in den Häusern, und mit dem schlechten Trinkwasser der unmittelbar bei den Kloaken befindlichen Brunnen, ist beispielsweise sehr ungesund; ebenso einzelne in der Nähe von Mangrovesümpfen gelegene Orte, besonders an der Küste, wofern diese nicht sandig ist. Andererseits bietet das Land wiederum für Ansiedelungen auch in sanitärer Hinsicht recht günstige Plätze dar, was allerdings in noch höherem Maße in dem höher gelegenen Galla-Lande — dem Hinterlande von Witu — der Fall ist. Ein durch seinen Handel sehr wichtiger, wenn auch klimatisch ungünstiger Platz des Witu-Landes, der sich vorläufig allerdings noch in den Händen des Zansibar-Sultans befindet, ist Kau am Osi. Dieser Ort ist rings von Flüssen, an deren Ufern sich Mangrovesümpfe hinziehen, umgeben; es sind dies im Süden der Osi, im Westen der in den Osi sich ergießende Magogoni, im Norden ein den Magogoni und den Kirimando verbindender Kanal — der Dumembamba (verdrehtes Wort, eigentlich Mtomembamba, enger Fluß) — und im Osten der Kirimando. Diejenigen, welche vom Norden aus nach Kau gelangen wollen, müssen den Ort Kikoni (eigentlich Kikoni-Fähre) passiren, um hier auf einem Kanu über den Kirimando gesetzt zu werden. Das Uebersetzen und die Kontrole wurde hier früher von Soldaten des Said Bargasch ausgeführt, so daß wir Deutschen theilweise ganz davon ausgeschlossen waren. Seit dem Dezember 1886 indeß befindet sich Kikoni im Besitze der deutschen Witu-Gesellschaft.

Kau ist wegen seiner niedrigen Lage inmitten der Sümpfe ein sehr ungesunder Ort. Die Bevölkerung von Kau wird gebildet durch wohlhabende Araber und Suaheli, welche durch schwungvollen Betrieb vom Sklavenhandel reich geworden sind und noch weiter reich werden, aber auch den sonstigen Handel, neben drei Banianen, die sich am Orte befinden, in der Hand haben; ferner durch eine Anzahl von Repräsentanten der verschiedenen benachbarten Stämme, z. B. Galla, welche große Viehheerden in der Nähe haben; und Wapokomo, die theils als Sklaven dienen, meist aber kommen, um die reichen Erträgnisse ihrer Felder abzuliefern. Auch Somali kommen häufig nach Kau, um dort Vieh- und auch Elfenbeinhandel zu treiben. Für den Elfenbeinhandel ist Kau überhaupt ein wichtiger Platz, indem nach hier sowohl von Gallas als auch von Somali viel Elfenbein aus dem Inneren gebracht wird. Sonst sind die Hauptplätze für den Elfenbeinhandel Kismayu, Siu und (so lange durch die Anwesenheit Achmed's der Handel dort betrieben wird) Witu. Auch für den Kautschuk-Aufkauf ist

Kau ein wichtiger Platz, wie auch von hier aus der ganze Bedarf der am Tana ansässigen Stämme gedeckt wird. Der Sultan von Zansibar hat daselbst eine stärkere Besatzung — zur Zeit 100 geworbene arabische Söldner, unter einem ebenfalls arabischen akadi (Hauptmann) stehend, eine Zahl, die 1886 auf 250 erhöht war. Zu jener Zeit hatte ich mich einige Wochen dort aufgehalten; es war mir jedoch damals der Einlaß in die Stadt nur unter den größten Schwierigkeiten und nach mehreren vergeblichen Bemühungen gelungen, und war ich dann den ärgsten Anfeindungen seitens der Araber, besonders des akida, und der Said Bargasch'schen Partei, die jeden Deutschen fanatisch mit ihrem Hasse verfolgten, ausgesetzt. Durch die Grenzregulirung sind aber auch dann diese Verhältnisse sehr zu unseren Gunsten verändert worden, so daß ich später, wenn ich den Ort einmal wieder passirte, stets gute Aufnahme fand.

Die Produkte der Feldwirthschaft, welche das Witu-Land liefert, sind Reis, Mais, Negerhirse, Bataten, Mhogo, Bohnen, Zuckerrohr, Bananen, Ananas, Kürbisse und Wassermelonen; ferner Kokosnüsse bis ziemlich weit in das Innere (etwa drei Meilen) hinein; und Mangos, die, einmal angepflanzt, auch ohne Pflege gedeihen und sich vermehren, wie wir an den Stellen der verlassenen Dörfer sehen; endlich nicht zu vergessen Tabak, von dem man glaubt, daß er bei besserer Pflege und technischer Zubereitung auf dem Weltmarkte eine Rolle spielen wird; und Sesam, der besonders zur Zubereitung des Sesamöls durch von Kameelen gedrehte Mühlen (alte ägyptische Mühlen) verwandt wird. Von diesen Produkten wird jedoch keines in solchem Maße angebaut, daß eine Ausfuhr jetzt schon stattfinden könnte; im Gegentheil, die Eingeborenen sind noch auf den Import aus anderen tropischen Gebieten (besonders beim Reis von den Komoren, Indien, Madagaskar her) angewiesen. Zu hoffen ist indeß wohl, daß auch Versuche, die mit werthvollen tropischen Produkten von der deutschen Kolonial-Gesellschaft und von den anderen dort thätigen Deutschen vorgenommen werden, zu einem günstigen Resultate führen; besonders der Kaffee, den das Somali-Land und das Boranigalla-Land in ganz guter Qualität liefert, gleichwie Baumwolle und Tabak, dürften zum Anbau zu empfehlen sein; Kokosnußplantagen werfen, nach fünf Jahren zwar erst ertragfähig werdend, dann sicheren Gewinn ab.

Freilich sind auch hier, wie überhaupt im binnenländischen Ostafrika, die Arbeiterverhältnisse zur Zeit noch ungünstige, und wäre es Unrecht, sich über diese Schwierigkeit hinwegzutäuschen. Doch zeigt sich diese Schwierigkeit meiner Erfahrung nach im Anfang immer größer. Es ist schwer, die genügende Anzahl Leute zur Arbeit zu erhalten, und erhält man sie, so fordern sie vom Europäer meist einen Preis, im Vergleich zu dem ihre Arbeitsleistung — und mit dieser wird der Europäer überhaupt schwer zufrieden sein — minimal ist. Indeß zeigt sich doch — wenigstens habe ich Gelegenheit gehabt, dies zu beobachten — daß sich dem Europäer mit der Zeit erstens mehr Arbeitskräfte und zweitens auch zu billigeren Löhnen zur Verfügung stellen; außerdem — und dies ist die Hauptsache — findet man durch Benutzung der Sklaven reicher Grundbesitzer häufig zu sehr geringen Preisen Gelegenheit, Arbeiter zu erhalten, und diese sind dann auch gerade die besten Arbeiter; in letzterem Falle kann man sogar die Arbeiterverhältnisse als leidlich gute bezeichnen. Solche Grundbesitzer, die einen größeren Sklaven-Etat haben, als sie für ihre Zwecke bedürfen, finden sich in jedem Orte; in Witu ist hierbei besonders mit Sultan Achmed zu rechnen, in Kiongue fand ich bei dem dort sehr einflußreichen Suaheli Mohamed ben Abdrchman in dieser Beziehung schätzenswerthe Hülfe, und ebenso in Kimbo bei dem Ortsältesten. Dies sei nur als Beleg angeführt, daß es meistens möglich sein wird, die Verhältnisse zum eigenen Vortheil zu benutzen, wenngleich man sich über die bestehenden Schwierigkeiten nicht hinwegtäuschen darf.

Der Bestand an Rindviehheerden ist in mehreren Plätzen des Witu-Landes ein ziemlich bedeutender, Schaf- und Ziegenheerden finden sich überall, gleichwie besonders Federvieh. Das Rindvieh kommt indessen nicht besonders gut fort; viele Stücken gehen zumal in den ungünstigen Jahreszeiten, wie die Leute sagen, an Fieber ein. Wird ein Stück Vieh erst einmal krank, so krepirt es stets sehr bald, spätestens im Verlaufe weniger Tage; die Neger ziehen es dann vor, das Stück bald zu schlachten, da sie Fleisch von gefallenem Gethier nicht genießen. An dem schlechten Fortkommen des Rindviehs ist übrigens jedenfalls nicht das schlechte Klima oder das Vorkommen bösartiger Fliegen, wie die Eingeborenen häufig angeben, sondern deren mangelhafte Pflege schuld, da sie das Vieh den Tag über den scharfen, gefährlichen Sonnenstrahlen aussetzen, während sie es in der Nacht vielfach bis an die Knöchel im Sumpfe stehen lassen, anstatt es zu diesen Zeiten in luftigen Stallungen unterzubringen und so auch mehr die das Vieh beunruhigenden Insekten abzuhalten, obwohl gerade die als besonders gefährlich verrufene Tsetsefliege im Witu-Lande nicht vorkommt. Einen Grund für das schlechte Gedeihen des Viehs bildet auch die mangelhafte Nahrung, indem die harten Gräser, welche die Natur selbst produzirt, die ausschließliche Nahrung desselben bilden.

Sonst kommen noch Esel, die zum Lasttragen, und ganz vereinzelt Kameele, die zum Drehen der Oelmühlen verwandt werden, vor; von Pferden sind die ersten Exemplare im vorigen Jahre eingeführt worden; es dürfte hier das Somalipferd besonders zum Import geeignet sein. Edlere Arten kommen im tropischen Klima nicht fort, wie man z. B. an den arabischen Pferden in Zansibar und sogar in Aden sieht.

Einen Haupterwerbszweig bildet in Witu die Bereitung des Kautschuk; Kautschuk-Lianen finden sich besonders in den Urwäldern zwischen Pangani und Witu, bei Mpeketoni und Kipini, sowie im Galla- und Waboni-Lande. Zur Ehre des Sultans Achmed muß erwähnt werden, daß derselbe in seinem Lande einer eigennützigen, für den Augenblick allerdings sehr vortheilhaften, Ausbeutung der Wälder steuert. Der Preis des frasila (35 Pfd.), Kautschuk variirt zwischen 8 und 11 Dollars, war auch gelegentlich noch erheblich geringer. Der Kautschuk des Witu-Landes wurde bisher von den Indiern nach Zansibar oder gleich direkt nach den großen Kautschuk-Märkten besonders in Indien versandt; jetzt haben wir Deutschen schon begonnen, den Kautschukhandel an uns zu ziehen, und haben hierin sowohl die Deutsche Witu-Gesellschaft als auch der im Sultansgebiete operirende Herr Gustav Denhardt erfreuliche Resultate erzielt. Außer Kautschuk bildet Elfenbein den Hauptexportartikel daselbst; der Elfenbeinhandel muß indeß noch sehr gehoben werden, da bisher, trotz des Vorhandenseins von größeren Quantitäten an den Handelsplätzen der Witu-Küste und auf den Inseln, nur wenig gekauft wurde, indem bisher die Hindus und Banianen allein den Handel in der Hand hatten und diese nicht genügend kauften; auch geht bisher ein großer Theil des Elfenbeins nach den Plätzen der nördlichen Somali-Küste und von da nach Aden. Meiner Ansicht nach bieten sich der deutschen Kolonialgesellschaft im Witu-Lande für den Elfenbeinhandel günstige Aussichten. Im übrigen kommen für den Ausfuhrhandel noch in Betracht: Straußenfedern, die, wenn auch in geringer Quantität, aus dem Galla- und Waboni-Lande kommen; Felle; Hörner; in ganz geringer Menge wird an der Mandabai Ambra, ein weiches von der Meeresbrandung ausgeworfenes Harz, das zum Räuchern

dient, gefischt. Andere Ausfuhrartikel müssen durch Plantagenbetrieb erst geschaffen werden. Obwohl in den Wäldern des Witu-Landes die verschiedenartigsten und auch wohl zu verwerthende Holzsorten vorkommen (auch Ebenholz kommt zahlreich vor, dies jedoch meist nur mit recht schwachem Kern, da solches bereits sehr ausgebeutet ist), so ist doch an einen Export vor der Hand noch gar nicht zu denken, da hierfür noch keine Kommunikationen bestehen. Was den Import von Waaren nach dem Witu-Lande anlangt, so befindet sich dies Geschäft ausschließlich in den Händen der Indier, die allerdings zum Theil selbst Abnehmer der großen europäischen Handelshäuser auf Zansibar sind. Einer auf dem Kontinente selbst sich etablirenden und daselbst Handel treibenden Gesellschaft möchte ich auf dem Gebiete des Einfuhrhandels wenigstens zur Zeit noch keine günstigen Aussichten stellen. Zu meiner Freude höre ich indeß, daß in der letzten Sitzung der Deutschen Kolonialgesellschaft durch den Referenten, Herrn Konsul Weber, auch auf diesem Gebiete schon von Erfolgen berichtet werden konnte.

Die Niederschläge, von denen naturgemäß die Fruchtbarkeit des Landes abhängig ist, sind — wozu auch die reichliche Bewaldung des Landes selbst und besonders der angrenzenden Distrikte beiträgt —. sehr reichlich. Die Regenzeiten fallen in die Monate Mai und Juni (große Regenzeit) und November und Dezember (kleine Regenzeit, und Zeit der schwersten Gewitter); aber auch die anderen Jahreszeiten bringen öftere Regenfälle, mit Ausnahme meistentheils der Monate Januar, Februar und März, welche die heißesten und trockensten des Jahres sind.

Die Jagd ist in vielen Strecken des Witu-Landes und besonders des Galla-Landes lohnend; man trifft besonders alle Raubthierarten, Büffel, Rhinocerosse, in den Flüssen Nilpferde, mehrere Antilopenarten, Wildschweine und sehr viel Geflügelwild an, so daß ich eine Reihe von theilweise erfolgreichen und interessanten Jagdzügen unternahm.

Als Zielpunkt für unbemittelte Auswanderer wird das Witu-Land als solches in absehbarer Zeit nicht in Frage kommen, wegen der auch für gesunde Europäer, wenn sie sich dort eine lange Reihe von Jahren oder auf Lebenszeit aufhalten wollen, immerhin vorhandenen klimatischen Gefahren. Vielleicht bietet bezüglich der Auswanderung in späterer Zeit einmal gleich dem Kilimandscharo-Gebiete das Boranigalla-Land bessere Aussichten. —

Bisher sind im Witu-Lande thätig: die Deutsche Witu-Gesellschaft in Deutsch-Witu-Land, wo sie einige Stationen, — auch eine auf der Insel Manda, in günstiger Lage zur Mandabucht — angelegt hat; ferner im Sultanat Witu Herr Gustav Denhardt (sein Bruder Clemens, der Begründer der deutschen Kolonie, lebt seit über drei Jahren in Deutschland); der Bevollmächtigte des Sultans Achmed, mit einer kleinen Zahl von Beamten; und endlich zwei deutsche Kolonisten, die bei Hedio in günstiger Lage eine Niederlassung, welche sie Baltia nannten, begründeten.

Ich sehe in dem Witu-Lande hauptsächlich einen Schlüsselpunkt für sein reiches Hinterland — sowohl für die Gebiete am Tana und die Galla-Länder (vornehmlich mit dem Hochlande der Borani-Galla) als auch für die bisher von Europäern nur berührten hoffnungsreichen Somali-Länder, die im Norden einen ausgedehnten Küstenstrich besitzen; ich lasse daher die kurze Beschreibung einzelner Völkerschaften, welche zu Witu in besonderer Beziehung stehen, folgen.

(Fortsetzung folgt.)

Dieulafoy's Ausgrabungen in Susa.

Nach dem Französischen der Madame Jane Dieulafoy.

(Mit sieben Abbildungen.)

VIII.

Die an den Ufern der Kercha zahlreich lagernden Nomaden brachten in Ueberfluß Eier, Hühner, Hammel und saure Milch zum Verkauf. Die früheren Arbeiter, welche von flinkeren verdrängt zu werden fürchteten, kamen herbei und griffen sofort nach Hacke und Schaufel.

Die Reisenden erfreuten sich eines Wohlseins, das sie bis dahin noch nicht empfunden, sogar in geselliger Hinsicht, denn sie wurden von Besuchern fast überlaufen. So kamen am 16. in Begleitung des Imam Dschuma von Disful mehrere berittene Muselmänner.

Vor kurzem hatte Mozaffer el-Molk die Kühnheit gehabt, zu befehlen, daß von der niederen mohammedanischen Geistlichkeit Steuern erhoben werden sollten. Ein solches Verbrechen war noch niemals in Arabien begangen worden. Mollah's und Akhonda's erhoben ein Geschrei wie lebendig gerupfte Seeadler und wandten sich an den Imam Dschuma von Disful, welcher ihre Sache aufs wärmste vertrat. So begann die religiöse Behörde einen offenen Kampf mit der bürgerlichen Regierungsgewalt.

Mozaffer el-Molk beharrte bei seinem Befehl.

Als der Imam Dschuma von Disful nach zweistündigem Aufenthalt nach Nedschef weitergereist war, indem er erklärt hatte, daß er niemals seine Zustimmung zur Erhebung einer so gottlosen Steuer geben würde, versammelte sich das Volk in den Moscheen. Die sonst friedliebenden Disfuler waren jetzt ganz wild. Immer drohendere Nachrichten drangen zum Palast des Mozaffer el-Molk, worauf dieser von Furcht ergriffen, Mohammed Taher beschwor, die böse Angelegenheit beizulegen und durch Zurückziehung des Steuerbefehles die Rückkehr des Imam zu bewirken. Dieser zeigte sich den Friedensvorschlägen geneigt; seine Rückkehr glich einem Triumphzuge.

Als er und seine Begleiter die Reisenden besuchte, kam das Gespräch auf die wichtigsten volkswirthschaftlichen Fragen: auf die theuren Brotpreise, auf das allgemeine Elend, auf das überregenreiche vergangene Jahr und die gegenwärtige Trockenheit; dies Alles sollten die Franzosen verschuldet haben. Der Imam Dschuma wunderte sich, daß diese in ihren leichten Zelten sich nicht vor nächtlichen Ueberfällen fürchteten. Er meinte, daß kein Araber oder Perser es wagen würde, auf diesen wüsten Anhöhen zu lagern, wo des Nachts böse Geister vorüberziehen und ungesunde Winde streichen. Was nützen Waffen gegen eine Legion Geister? — „Hast Du Kinder"? fragte er Madame Dieulafoy. — Auf ihre verneinende Antwort hin sagte er: „Nicht einmal Töchter?" — Als sie auch diese Frage ver-



Arabisches Mädchen.

neinte und hinzufügte, daß man in Frankreich ganz zufrieden sei Töchter zu haben, sagte ein schlauer Araber, der sich offenbar der Unwissenheit seines Vorgesetzten schämte: „Das ist ganz natürlich!

In Frankreich bildet der Bart das einzige Unterschiedszeichen der beiden Geschlechter; Männer und Frauen tragen dieselbe Kleidung und führen dieselbe Lebensweise; beide können lesen, schreiben, rechnen, reiten und mit Flinte und Revolver umgehen.

In Arabien ist das freilich ganz anders! Bei uns sind Frauen und Mädchen nicht einmal gut genug zum Pilau-Ueberwachen!"

Als der Imam sich verabschiedet hatte, erschien Papi Khan und sein Neffe Mohammed Khan.

Papi war der Vater des epileptischen Kindes, welchem Madame Dieulafoy im vergangenen Jahre aus Ermangelung von Bromkali nur eine regelmäßige Lebensweise verordnet hatte, während in Arabien Alkohol und andere Reizmittel von den Zauberern gegen Epilepsie gebraucht werden. Madame Dieulafoy hatte nun, ihrem gegebenen Versprechen gemäß, das wirksamste Heilmittel mitzubringen, drei Flaschen Brom zur Verfügung. Als Herr Houssay die erste Dosis abgewogen hatte und Papi sagte, er solle in einigen Tagen wiederkommen, fing dieser an zu schreien, er wolle alle drei Flaschen haben, damit sein Sohn sobald als möglich den ganzen Brom schlucken und gesunden könne. Auf die Zurückweisung dieses Ansinnens entfernte er sich unter lauten Verwünschungen.



Inangriffnahme der Arbeiten.

Mohammed Khan verkündete den Reisenden den Friedensschluß zwischen seinem Stamm und demjenigen der Segvends und schien auf diesen diplomatischen Erfolg nicht wenig stolz zu sein. Außerdem war er unübertrefflich im Stehlen der den Beni-Laam gehörenden Büffel und im vollständigen Ausplündern von Karawanen. Selbstbewußt beabsichtigte er sich von seinem Vater zu trennen und etwa 30 Familien mit sich zu führen. Da er jedoch kein Zelt besaß und es außerdem sehr fraglich war, ob Kerim Khan dem aufständischen Sohne das zur Bestellung eines Ackers nöthige Korn geben würde, so bat Mohammed die Reisenden ihm 100 Toman zu leihen und schwur bei Allah, dieselben mit Zinsen zurückzuerstatten. — „Du hast sehr Unrecht, Deinen alten Vater zu verlassen", sagte Madame Dieulafoy, „Du bist sein Aeltester, und er liebt Dich zärtlich. Mit ihm zusammen kannst Du ruhig, glücklich und sorglos leben". — Er erwiderte hierauf: „Mein Weib und meine Mutter können einander nicht ausstehen. Sie werden sich noch umbringen."

Am 16. Dezember war M. Houssay in Begleitung von Msa-ud und Jean-Marie nach Disful abgereist, am 19. kam er wieder mit einer zahlreichen Karawane, welche mit Gepäckstücken beladen war, die man während des letzten Sommers in einem Zimmer des Palastes eingeschlossen hatte. Außerdem brachte Houssay 120 Kisten mit, die er Krämern in Disful, die darin indischen Zucker bezogen, abgekauft hatte. Dem Oeffnen der Koffer folgte eine unangenehme Ueberraschung. Die Hitze hatte unzählige Bohrwürmer hervorgebracht, welche die in den Koffern befindlichen Zwilligkleider bis auf die Hornknöpfe vernichtet hatten.

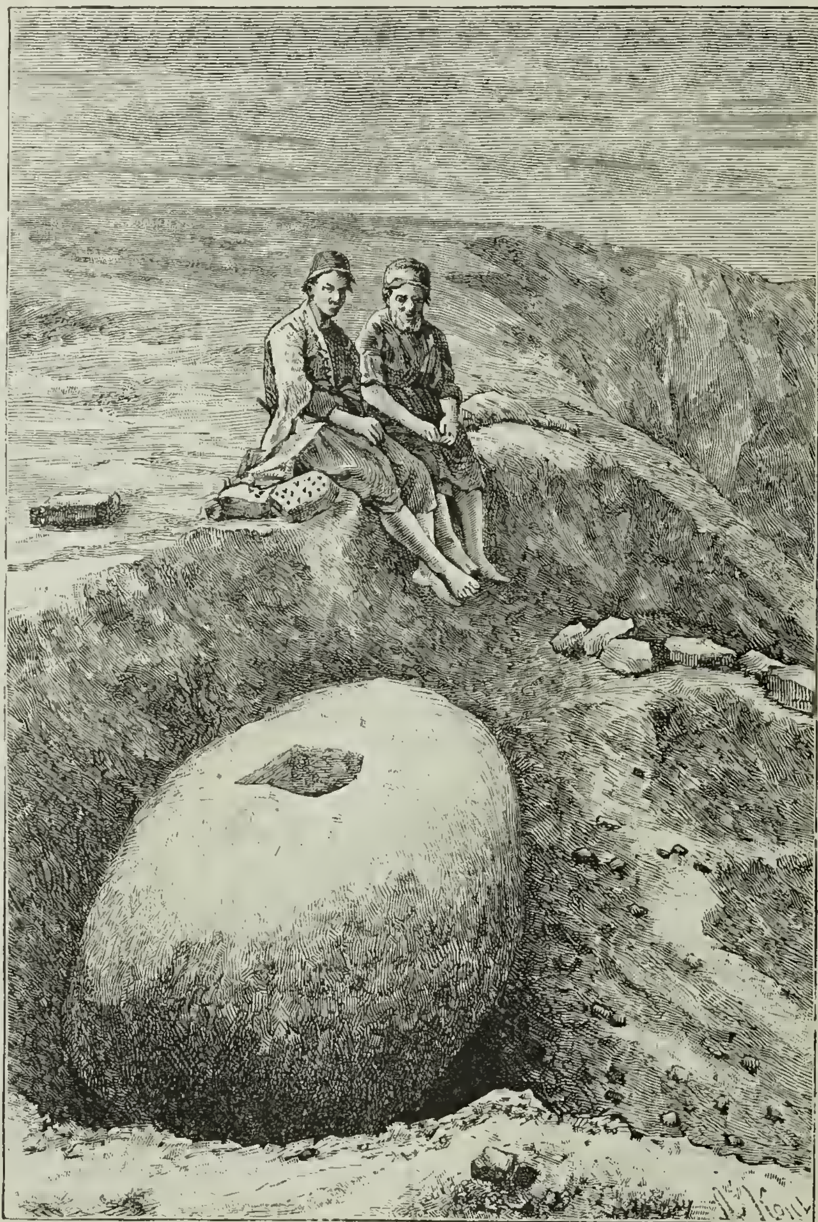
Papiere, Bücher, Winkelmaße hatten ebenfalls furchtbar gelitten, und nur die Photographien befanden sich in einem etwas besseren Zustande.

Am 19. Dezember kamen in der Verlängerung des Löwengrabens emaillirte Basreliefs zum Vorschein, die durch weite Zwischenräume von einander getrennt waren, was die Ausgrabung sehr erschwerte. Hier stieß die Schaufel auf Zahnschnitte oder Palmetten, da kam ein Relief aus dem Rumpf eines Thieres zum Vorschein, noch weiter ein Bruchstück einer Mähne, eine Tatze oder ein Auge.

Es war unmöglich, die Haufen von Materialien methodisch zu ordnen, ohne die einzelnen Stücke, welche fest untereinander lagen, zu zertrümmern. Die mit dem Messer losgetrennten Stücke wurden ohne weiteres nach dem Lager geschickt. Die Löwenbruchstücke ließen sich zusammensetzen, denn die Zeichnung der Friese ist immer die gleiche; leider sind aber die Farben nicht überall dieselben.

Das Fell des Thieres ist immer weiß, der Grund des Basreliefs immer in mattem Türkisblau dargestellt. Jedoch die Farben der Muskulatur und der Mähne wechseln. Der Email schien gelitten zu haben. Wenn zuweilen ein Bruchstück in die Höhe gehoben wurde, bemerkte Madame Dieulafoy auf dem Schutt, mit welchem es zusammenhing, einen feinen blauen Ueberzug, der sich von der Steingutmasse abgelöst hatte. Oft geschah es, daß die losgelöste, aber noch nicht abgefallene Glasur bei der ersten Reinigung abging. Und doch konnte man die glasirten Ziegel nicht eher einpacken, als bis man sie von anhaftender Erde und dem dicken Mörtel befreit, weil sie sonst zweifelsohne ihrer vollständigen Zerstörung entgegen gegangen wären. — Der türkisblaue Ueberzug des Grundes ist zerbrechlicher als alle anderen Emailarten. Unter dem abgelösten Schmelz bewahrte jedoch die Steingutmasse in matteren Tönen ihre ursprüngliche Farbe.

Nicht so verhielt es sich mit den überschmolzenen Ziegeln der letzten Ausgrabung. Vielleicht ließ diese Zerbrechlichkeit die achämenidischen Töpfer auf die Terracotta verzichten und veranlaßte sie, eine poröse Masse zu bilden, mit welcher sich die Lösungen besser verbanden. Um die allzu zerbrechlichen Schmelzüberzüge zu festigen, tauchte Madame Dieulafoy sie in eine Lösung von Gummi arabicum. Ein in ganz schlechtem Zustande befindlicher Ziegel wurde auf diese Weise vor gänzlichem Zerfall verschont und nach halbjährigem Liegen in der Erde unversehrt wieder herausgenommen. Dennoch sah Madame Dieulafoy in der Folge von diesem Verfahren ab, da sie des Erfolges doch nicht vollkommen sicher war.



Goud-Stein.

Den 21. Dezember. Nach Fertigstellung des Hauses (S. Abbildung 5 in Nr. 8) wurden die dazu gebrauchten Arbeiter wieder bei den Ausgrabungen verwendet.

Der rechtwinkelig gelegene Hof zwischen dem Thronsaal und den Hauptthüren, mußte im Osten von zwei Flügeln begrenzt worden sein, der eine mit den Terrassen und Gärten in Verbindung stehend, der andere mit den Palästen des Tumulus Nr. 2. — Achtzig Arbeiter begannen die Ausgrabungen in der Verlängerung des Grabens C.

Die äußere Abtragung der Befestigungen wurde mit Erfolg vorgenommen. Nachdem man die Kiesschicht durchstochen, wurde eine Mauer untergraben. Als diese einstürzte, erblickte man ein Grabgewölbe und einen zu demselben führenden Gang; denn die Befestigungen im Osten und Westen haben den Parthern als Todtenstätte gedient. Die Oeffnung des Schachtes befand sich 40 cm unter der jetzigen Bodenfläche. Der mit Erde und kleinen Thonscherben verstopfte Gang mündete in einen durch eine Ziegelmauer gebohrten Tunnel. Die mehr oder weniger rissigen Urnen, welche bis an den Rand mit Erde gefüllt waren, standen aufrecht. — Der Thonmörtel, welcher sie verband, war so hart und fest, daß ihm mit der Picke nur schwer beizukommen war. — Vier Urnen wurden bloßgelegt, hinter denen man noch andere erblickte. Zwei der besten Arbeiter, Agha und Barmi (= der Regnerische, so genannt, weil er während eines großen Platzregens unter einem Baume geboren wurde) sollten am nächsten Tage mit der Bloslegung der Todtenstätte beginnen.

Vom liebenswürdigen Scheikh Mohammed Taher, dem die Reisenden es dankten, einst vor einer Steinigung bewahrt zu bleiben, erhielten sie einen herzlichen Brief, in welchem er sie bat, den Ueberbringer des Briefes, Maschte Mahommed Ali, einen großen, gutmüthig und ehrlich aussehenden Menschen, der vor kurzem zum zweiten Motavelli ernannt worden war, als Aufseher anzustellen, welche Bitte gern erfüllt wurde.

Als am 21. die Reisenden von der Todtenstätte heimkehrten, erschien Msaud in großer Aufregung, um Mahommed Ali wegen Diebstahl anzuzeigen. Es galt den Arbeitern zu zeigen, daß man nicht gewillt war, Diebstähle ungestraft zu lassen.

Sobald alle Arbeiter versammelt waren, wurde der Dieb gerufen; aber als man ihm sein von ihm als Aufseher verübtes und daher doppelt schweres Unrecht vorhielt, leugnete er. Hierauf wurde er gefesselt in das Haus geführt, um bis zu seinem Geständniß im Lagerraum ohne Essen und Trinken eingeschlossen zu bleiben.

Der Tag verging ohne weiteren Zwischenfall. Doch als

am Abend die Arbeiter ihren Tagelohn holten, verlangten die kühnsten von ihnen die Befreiung Mohammed Ali's und als diese ihnen verweigert wurde, versammelten sich alle am Danielgrabe. Am nächsten Morgen erschien kein einziger von ihnen, um Schaufel oder Hacke zu holen.

Eine Stunde nach Sonnenaufgang rief man die Aufseher herbei. Dieulafoy sagte ihnen, daß zur Strafe für die Unpünktlichkeit der Lohn fortan um ein Drittel herabgesetzt werden sollte, und daß diejenigen, welche bis Mittag ihre Arbeit nicht aufnehmen würden, sich als entlassen zu betrachten hätten.

Noch vor 12 Uhr waren alle auf ihrem Posten. Nun galt es sich noch mit dem Gefangenen auseinandersetzen. Das einzige Mittel, ihn zum Geständniß zu zwingen, war ihn auf den Koran schwören zu lassen.

Zu dem Behufe schickte man zwei Arbeiter zum Imam nach dem Koran. Feierlich brachten sie einen in Seide eingewickelten Band. Da jedoch beim Anblick desselben der Dieb ruhig blieb, schöpfte Dieulafoy Verdacht, öffnete das Buch und fand, daß es nicht der Koran war. Diesen konnte man überhaupt nicht erlangen, da er an zwei Stunden von Susa lagernde Nomaden ausgeliehen worden war.

Um ihren Zweck dennoch zu erreichen, legte Madame Dieulafoy dem Diebe eine Hugenottenpartitur vor, indem sie vorgab, daß dies der Koran in französischer Sprache sei. Der Gefangene drückte ehrfurchtsvoll die Partitur an die Stirn, küßte eine mit möglichst vieler Druckschwärze versehene Seite, wurde sehr unruhig, und gestand den Diebstahl ein, worauf er in Freiheit gesetzt wurde.



Apadâna Artaxerxes.

Als Madame Dieulafoy die letzten Gepäckstücke nach ihrem Zimmer getragen hatte, erschien ein alter Araber, um einen kostbaren Talisman zum Kauf anzubieten. Es war ein wundervoller Türkis von der Größe einer halben Nuß, als Teufelsfratze modellirt und in einen goldenen Ring gefaßt. Das Kleinod wurde erworben.

Am 24. übernahm Madame Dieulafoy die Leitung der Arbeiten im Gemüsegarten. Das Kartoffellegen mußte sie jedoch ganz allein besorgen, da die Disfuler durch die Berührung mit den Knollen sich zu beflecken fürchteten.

Kaum irgendwo hatte die Natur sich so verschwenderisch in ihren Gaben gezeigt, als „seiner Zeit in Susiana" mit seiner überaus üppigen Vegetation, die es seinen reichen Wassern verdankte.

Die alten Schriftsteller berichten, daß Susiana von vier großen Strömen, dem Pasitigris, dem Koprates, dem Choaspes und dem Eulaeos durchflossen war. — Wohl haben diese Namen sich geändert, doch ist es leicht im Karun den Pasitigris, im Ab-Disful den Koprates und in der Kercha den Choaspes oder Khubasp (Strom der schönen Pferde) wiederzuerkennen.

Letzteren Namen haben die Perser überhaupt vielen Flüssen beigelegt. Nur dem Eulaeos allein entspricht kein neuerer Flußname.

Nordwärts von den Ruinen, und einen Farsang [1]) vom Palast entfernt, liegen noch die mächtigen Dämme eines weiten ausgetrockneten Kanals. Dieulafoy versicherte, daß dies der Eulaeos sei, nämlich ein Ableitungskanal vom Cho-

[1]) Madama Dieulafoy schreibt „farsack" (?), aus parasanga = 30 Stadien oder $^3/_4$ deutsche Meilen.

aspes, welcher dazu diente, diesen Fluß mit dem Koprates zu verbinden. So lag die Hauptstadt der Elam zwischen drei großen Strömen, wie in der Riesenmasche eines Netzes — dem Choaspes oder der Kercha im Westen, dem Koprates oder Ab-Disful im Osten, dem Eulaeos im Norden, und alle drei Flüsse waren schiffbar.

Wie haben die Zeiten sich geändert! — Keine einzige Stadt, nicht einmal ein armseliger Weiler liegt heutzutage aufwärts oder abwärts von Susa an den Ufern der Kercha. Wüst und öde ist heute das Land. Der einst so berühmte Choaspes verliert sein träg hinfließendes Wasser in den chaldäischen Ebenen, welche er durch die schädlichen Dünste der von ihm gebildeten Sümpfe verpestet, die sumpfigen Kanäle, in welche er sich ergießt, sind unbefahrbar.

Der wasserreichere Karun ist im Winter bis Schuster, im Sommer bis zum Damm von Ahwas schiffbar.

Was den oft eingedämmten und lächerlich gekrümmten Schawur anlangt, so ist dieser zum Befahren ebensowenig geeignet.

Der Scheikh Ali hatte den Reisenden gerade heraus erklärt, daß der einzig für sie passende Weg derjenige auf dem Ab-Disful sei. Er gab an, daß dieser Fluß von den Felsen von Kalai-Bender, welche acht Farsang von Susa gelegen sind, bis zu seiner Mündung in den Karun befahrbar sei; doch hielt er die Fahrt für außerordentlich gefährlich.

Andererseits sagten Machte Papi, Usta Hassan, sowie sämmtliche Arbeiter, daß der Ab-Disful nicht befahrbar sei.

Es galt demnach selbst zu prüfen. Zu dem Behufe wurden zwei Reiter nach Ahwas und zwei Leute zu Fuß nach Schuster geschickt, um den Flußlauf zu untersuchen und Schiffe zu miethen.



Ausgegrabene Säulen.

Seit der Vertreibung des Unter-Motavelli vergingen die Tage einförmig und in ungestörtem Frieden, niemals wurde fleißiger gearbeitet.

Die Ausgrabungen wurden in der entdeckten Höhle von 12 Arbeitern fortgesetzt. Am 23. wurde unter vielen irdenen Scherben eine kleine Statue der Anaitis gefunden; am 24. fand man eine schwarze, mit persischer Keilschrift bedeckte Marmorplatte. Dicht neben dieser Platte stand eine schlecht gebaute, theilweise aus Erde, theilweise aus Säulenstumpfen und Trümmern von behauenen Steinen errichtete Mauer. Mehrere Bruchstücke gehörten einer Thürumrahmung an. Hie und da fand man einige abgelöste Emailtheile, die wie es schien, vom Löwenfries stammten.

Ein günstiger Zufall beschleunigte den Erfolg der Arbeiten. Die Hirten am Danielsgrabe trieben mit Vorliebe ihr Vieh in die feuchten Schluchten, in welchen es eher grünte als in der trockenen Ebene. Besonders gern suchten sie solche auf, in welchen sie Freunde zu finden hofften. Unter gemeinsamen Gesprächen spähten sie dann eifrig herum nach irgend welchem kostbaren Funde.

So kam es, daß eines Tages der Schäfer den Reisenden eine Hand voll Bronzestücken brachte, die er in der großen Höhle, ungefähr 60 m hinter der Stelle, an welcher die Arbeiter gerade gruben, gefunden hatte.

Sofort wurden die Ausgrabungen an der bezeichneten,

Stelle aufgenommen und bald kam ein ungeheurer Rollstein zum Vorschein (S. Abbildung 3). Am oberen Theile desselben bemerkte man eine ausgemeißelte Höhlung, die für die Metallpfanne bestimmt war, in welcher sich die Thürangel bewegte. Das Ganze ruhte auf einer Kiesunterlage. Rechts stand die kleine Alabastervase, in welche man die Denkschriften zu legen pflegte. Schon vorher jedoch war diese Thür erbrochen worden, und man hatte unter dem Steine einen engen Weg ausgegraben und die Cylinder oder die mit dem Namen des Erbauers versehenen Siegel entwendet. In der Erde fand man getriebene Bronzeblätter, die unzweifelhaften Beschläge von Thürpfosten aus Cedernholz, dessen Fasern noch an den Nägeln hafteten. Die Zeichnung war einfach, anmuthig und frei aus der Verwendung der Stoffe hergeleitet. Man denke sich eine Blendung, die aus Metallplatten zusammengesetzt ist, deren Seitenlänge einen Fuß beträgt. Jede Platte ist mit der benachbarten durch drei Bronzebändchen verbunden, die in den Thürflügel jene bei den assyrischen Verzierern so beliebten großen Nuten (Falzen) gräbt, welche die Steinmetzen als Lagerfugen und Steinsprünge bezeichnen. Der Mittelpunkt jeder Platte ist mit einer doppelten Gänseblume verziert, deren Umrisse mit dem Hammer getrieben sind, und da diese Metallplättchen unter sich vernietet und an die Bohlen befestigt werden mußten, so umgab man sie mit einer Reihe rundköpfiger Nägel; worauf man noch Nägel an die Spitzen der Blumenblätter und in die Mitte des Fruchtknotens schlug. Das aufgefundene Bruchstück ist eins dieser Vierecke und zeigt alle wesentlichen Bestandtheile der Verzierung.



Bibi-Msanda.

Die in kolossalen Verhältnissen eingemeißelte Pfanne, die Trümmer schöner Thüreinfassungen und die übrigen eben genannten Funde beweisen klar, daß hier sich das äußere Thor befand, welches den königlichen Wohnsitz mit der Stadt in Verbindung setzte. Dieulafoy schloß aus dem Style des Mauermantels, aus der Inschrift, sowie aus den Marmorbildwerken, noch mehr aber aus der Lage der Fliesenpflasterung in der Nähe der Riesenpfanne, daß alle diese verschiedenen Denkmäler aus der Achämenidenzeit stammen.

Seit dem 24. Dezember herrschte anhaltender Regen. Madame Dieulafoy war überglücklich, denn der Herr des Regens (barometer-Barunçaheb, ein Wort susianischer Bildung), zeigte schönes Wetter an, außerdem war eine großartige Entdeckung gemacht worden. Vor kaum 14 Tagen hatte Dieulafoy die Arbeiten in einem neuen Graben vornehmen lassen, welcher dazu bestimmt war, die vermutheten, zwischen dem Apadâna und den Pylonen gelegenen Wohngebäude zu durchschneiden und nach einer Anhöhe zulief, die noch gar nicht untersucht worden war. Mehrere Tage lang hackte, grub und schaufelte man umsonst. Eines Tages jedoch wurde eine Todtenurne bloß gelegt, in der sich ein noch wohl erhaltenes Skelett befand. Dieulafoy glaubte am nächsten Tage auf die Fundamentslinie des Apadâna zu stoßen, worauf er die Arbeiten an der bis dahin so wenig ergiebigen Stelle vollständig aufzugeben gedachte. Da kam am Abend Dor Ali herbeigestürzt, als man gerade im Begriffe war, das am Fuße eines Tumulus gefundene Bruchstück einer Statue auf einem Karren wegzuführen. „Ich habe einen wunderschönen Gegenstand gefunden“, rief er noch ganz athemlos aus. „Die Arbeiter behaupten, daß dies Gold sei, ich halte es aber für einen Kaschy.“ Die Perser bezeichnen unter diesem Namen die Email-Verkleidung des Steingutes, welche im 12. Jahrhundert in Kaschan gearbeitet wurde.

Der Fund erwies sich als ein Block aus schneeweißem Steingut. Auf einem der äußeren Ränder sah man in erhabener Arbeit eine schöne Halbkugel von gelbem Email. Blaue, grüne und weiße Sterne bedeckten die Halbkugel, welche von einem Strahlenkranze umgeben war. Das Stück war nicht vollständig, doch erwies es sich als ein Meisterwerk der Töpferkunst. Dieulafoy hielt es für das Bruchstück eines apokalyptischen Panthers.

Am 1. Januar war der neue Graben bis zur Kiesfundamentlinie des Apadâna vertieft worden.

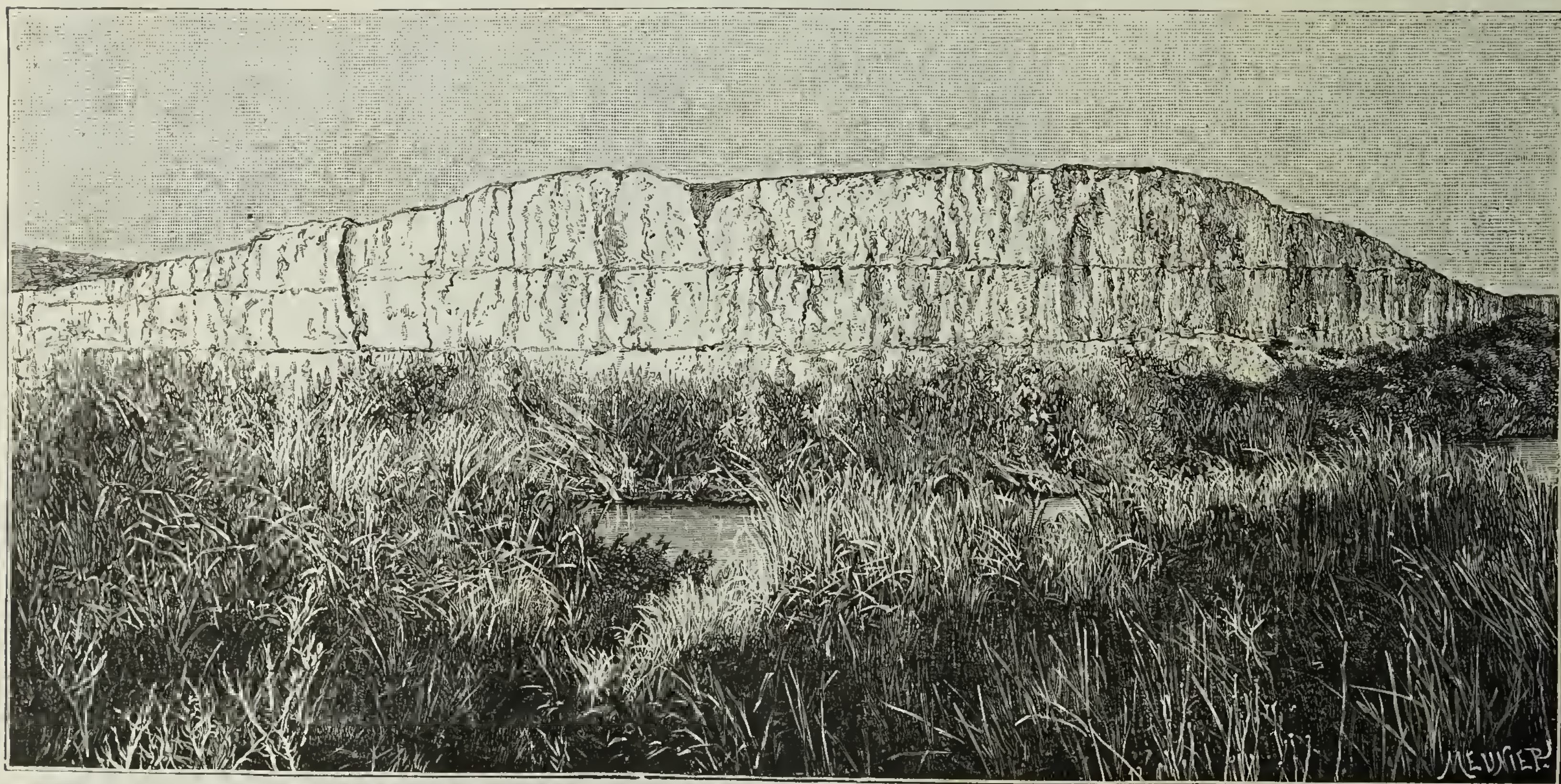
Dieulafoy war höchst überrascht, als er bemerkte, daß die Fliesenpflasterung an manchen Stellen fehlte und daß hie und da die Kiesel Raum ließen für Mauern, die aus noch größerer Tiefe emporragten. Sofort wurden Hacken und Schaufeln an den von Kies befreiten Stellen in Be-

wegung gesetzt und bald zeigten sich ungeheure Grundmauern, welche mit wundervollen Emailziegeln wie gespickt waren. Diese Grundmauern waren gestützt von einer sorgfältig gebauten Ziegelmauer, die wiederum auf festem Trümmerwerk ruhte. Man hatte jetzt das Stockwerk desjenigen Dariuspalastes erreicht, welches zur Zeit des Xerxes vom Feuer zerstört, von Artaxerxes Memnon 80 Jahre später nivellirt und mit einer neuen Kiesschicht bedeckt wurde, als der König den Plan zum Baue des neuen susianischen Apadâna faßte.

Jeden Abend wurde der Lagerraum um 30 bis 40 weiße, feste und solide Fliese bereichert, deren Ränder mit erhabenem, außergewöhnlich gut erhaltenem Email von bewunderungswürdiger Schönheit bedeckt waren. — Zuerst erschienen drei Ziegel, welche über einander gelegt, die Zeichnung eines langen Aermels ergaben, ferner schwarze Füße, welche mit goldgelben Halbstiefeln bekleidet waren, sowie schwarze Beine und Hände.

Durch Zusammenstellung der Bruchstücke gewann Dieulafoy Personen von natürlicher Größe, und als er diese wieder zusammenstellte, so waren es zwei fast vollständige Krieger, bei deren einem nur ein Mittelstück in der Brust und bei dem anderen eines in der Gesichtshöhe fehlte.

Es waren von der Seite dargestellte, vorwärts schreitende Bogenschützen mit dem Wurfspieße in den Händen. Die Gewänder sind in den Farben verschieden, im Zuschnitte jedoch alle gleich, der Rock an der Seite geschlitzt, das Hemd kurz und langärmelig, an den Hüften mit einem Gürtel zusammengezogen, das Wams auf der Brust geschlossen. Die vom Handgelenke bis zum Ellbogen offenen Wamsärmel lassen die reichen Hemdfalten hervorquellen. Eine reiche Borte umrändert die Stoffe. Der Kopf trägt eine grüne Fransenkrone, welche an den Kameelhaarstrick erinnert, welcher noch heute die Stirn der Araber umgürtet. Die Ohren und Handgelenke sind mit goldenen Ohrringen und Armbändern beladen. Die Fußbekleidung von schönem Gelb ist am Spann mit Knöpfen und Stäbchen geschlossen. Außerordentlich reich sind die verschiedenfarbigen Stoffe. Der erste der Krieger trägt gelbes, mit blauen und grünen Gänseblumen gesticktes Wams und Gewand über einem



Durchstochener Hügel.

Hemde von dunkelfarbigem Purpur; der zweite ist mit weißem Stoff bekleidet, welcher mit schwarzen Wappenschildern bedeckt ist, unter denen die Citadelle von Susa besonders hervortritt. Vereinzelte Stücken geben Proben von weißen mit Blumen und Sternen besäten Gewändern, von blauen Schuhen und gelben Aermeln.

Der Typus der Personen allein verändert sich nicht. Die Haut ist immer schwarz, der Bart mit blaugemaltem Schatten umrahmt mit seinen Locken schmale, carminroth geränderte Lippen. Die Haare sind gelockt, wie der Bart.

Der Entwurf ist bewunderungswürdig, die Zeichnung groß und edel, die Technik überraschend in ihrer ebenso großen Einfachheit als Vollkommenheit. Der Faltenwurf erinnert an die äginetische Kunst. In Persepolis und am Danielsgrabe hatten die Reisenden schon die Bekanntschaft dieser berühmten Krieger gemacht, doch war die Krone der persepolitanischen Krieger aus Metall und von gerader Form. Ein wichtigerer Unterschied als der in der wenig belangreichen Kopfbekleidung bestand darin, daß die Krieger von Persepolis Arier und weißer Rasse waren, die von Susa jedoch, ebenso wie die Bogenschützen, welche Memnon, der Sohn der Aurora, zu Priamus Hilfe herbeibrachte, schwarze Hautfarbe hatten.

Die interessanten anthropologischen Studien, welche M. Houssay an in den Todtenurnen gefundenen Skeletten vorgenommen hatte, und die Messung der jetzigen Bewohner von Susiana ließen auf die Existenz einer früheren Negerrasse in Elam schließen. Die gefundenen Unsterblichen würden jedoch zum susianischen Theil der königlichen Wächter zählen. Sie sind schön in Linien und Farben und haben schöne Formen. Als keramisches Kunstwerk stehen sie weit über den mit Recht so berühmten Basreliefs des Lucca della Robbia.

Und doch waren die Mittel, welche den Künstlern zur Verfügung standen, die allergewöhnlichsten: ein grober Thon, der in feste Formen gedrückt, unzweifelhaft noch einmal mit dem Bossirholz überarbeitet wurde und von Farben das Türkisblau, das Mangan, Gelb, Weiß und ein Anflug von Purpur.

Am Abend des 1. Januar wurde, nachdem die Arbeiter bezahlt worden waren, ein langer Spazierritt im Thal

unternommen. Man ritt die Tumuluslinie entlang, welche vom Takhte Soleiman bis zu einer im Nordosten von Susa gelegenen Anhöhe sich am Enläus hin erstreckt.

In dieser Richtung waren weiße Steine bemerkt worden, die sich als drei Säulenbasen achämenidischen Styls erwiesen, jedoch von kleinerem Maßstab waren, als diejenigen des Apadâna.

Auf der Anhöhe waren zwei Gräber frisch ausgegraben worden.

Wie seltsam ist die Ueberlieferung, welche die Araber veranlaßt, die antiken Tumuli sich als Grabstätten auszuwählen und auf den zerstörten Bauwerken verschwundener Geschlechter den letzten Schlaf zu schlafen! Je nachdem die Heerden rechts oder links, im Norden oder Süden weideten, beerdigten die Väter ihre Vorfahren in der Landschaft von Dschundi Kapur, bei dem Danielsgrab, auf den Berghöhen von Doßelladsch, auf dem Ackerland von Soleiman, von Susa, Sendschar oder auf den kleinen runden Berghügeln, denen man gar keine Beachtung schenken würde, wenn sich daselbst nicht von Zeit zu Zeit frisch aufgeworfene Erdhügel von Menschenlänge bemerkbar machten. Die zuletzt ausgegrabenen parthischen Todtenurnen beweisen, in welch weite Vergangenheit man zurückgreifen müßte, um den Ursprung dieser Sitte zu finden. Die jetzigen Gräber ruhen auf den Trümmern der Vergangenheit und schützen diese vor Entweihung der Menschen.

Am 2. Januar kamen die nach Schuster, Ahwas, Bende-Akhil und Kalai-Bender abgesandten Boten unverrichteter Sache wieder zurück. Sie erklärten einstimmig, daß niemand es wagen wollte, einen wegen seines Pesthauches und wegen der in seinem Wasser und an seinen Ufern hausenden Ungeheuern und Bestien so gefährlichen Fluß zu befahren.

Es blieb nun nichts Anderes übrig, als die verschiedenen Bruchstücke von Säulenkapitälen auf Karren nach Ahwas zu schaffen.

Jean-Marie arbeitete am Gestell, welches die vier im vergangenen Jahr mitgebrachten Räder verbinden sollte, aber es fehlte an Zugvieh und Geschirr.

Am nächsten Tage reiste M. Houssay nach Disful, um den Gouverneur zu bitten, gegen entsprechendes Entgeld ihnen seine beiden Artilleriepferde zu leihen. Im Falle der Weigerung war Houssay beauftragt worden, sämmtliche Sattler der Stadt mitzubringen, damit diese das Geschirr herstellten, während man die Maulthiere und Fuhrleute einübte.

Am Abend fand am Fuße der Citadelle ein Leichenbegängniß statt. Die Orientalen verstehen besser als wir die Majestät des Todes zu würdigen. Sie kennen nicht den im Abendlande so beliebten Todtenschmuck, wie Blumengewinde und dergleichen, einfach und in aller Stille begraben sie ihre Todten.

Seit dem 2. Januar stand das Lager unter Wasser. Nachdem die einzelnen Stücken der Bogenschützen nummerirt und aufgezeichnet worden waren, wurden sie in 20 Kisten verpackt.

Als die letzte Kiste geschlossen worden war, erschien ein alter Scheikh, welcher Einnehmer der direkten Steuern war und dessen Zelte sich im Norden vom Tumulus befanden. Er behauptete, die Franzosen hätten ihren Palast auf derjenigen Stelle gebaut, auf welcher seine Heerden täglich vorbeizuziehen pflegten, und daher verlangte er zur Entschädigung ein Messer. Als man ihm erklärte, daß er kein Recht dazu hatte, etwas zu fordern, daß man ihm das Messer jedoch geben wollte, falls er dieses als Freundschaftszeichen und Geschenk guter Nachbarn betrachten wollte, rief er aus: „Ihr sprecht so weise wie ein Mollah, gebt mir aber doch das Messer".

Am 8. Januar hatte die Ueberschwemmung fast ganz aufgehört, ein Regenbogen umspannte den noch feucht nebligen Horizont. Der Graben der Unsterblichen jedoch blieb unzugänglich, da er noch unter Wasser stand.

Seit Beginn der Woche hatten die Arbeiter die Ausgrabungen am Apadâna wieder aufgenommen und legten in einer Tiefe von zwei bis drei Metern die Fliesenpflasterung bloß.

Der Boden unter der Ostkolonnade zeigte sich reicher an starkwurzligem Gebüsch, irdenen Scherben und anderen kleinen Trümmerstücken als an Marmorbildwerken.

Glücklicherweise war die Westkolonnade eine um so reichere Fundstätte. Man fand daselbst nicht allein drei Säulenbasen, sondern auch das Bruchstück eines kannellirten Säulenschaftes und bei diesem den Körper eines derjenigen paarweise zusammengestellten Stiere, welche das wichtigste Element der Kapitäle des Apadâna bilden. (S. Abbild. 4 u. 5.)

Alle diese Stücke lagen auf derselben Stelle, auf welcher sie vor 2000 Jahren zu Grunde gingen.

Was den Kopf des Stieres anlangte, so ließ dieser sich noch fortschaffen, der Körper des Thieres jedoch, welcher aus einem einzigen Marmorblock ausgehauen war, wog allein mehr als 12 000 kg. Man berechnete daher gar nicht erst den Kubikinhalt des Säulenschaftes; denn bei seiner Schwere war an eine Fortschaffung desselben an die Küste nicht zu denken.

Am 9. Januar kam Houssay zurück und berichtete, daß der Gouverneur von Disful ihn sehr kühl empfangen und die beiden Artilleriepferde verweigert hatte, da er seine Zustimmung zur Fortschaffung der Palastfliese nicht geben konnte.

Ueberdies herrschte gerade Aufruhr in der Stadt, was nicht zur Hebung der üblen Laune des Untergouverneurs beitrug.

So waren die Reisenden einzig auf die Hilfe der Sattler von Disful angewiesen.

In den ersten Tagen des Februar mußten 12 Thiere mit Geschirr versehen sein. Der Plan, die Tumuli der Ebene weiter zu untersuchen, wurde, nach Durchschneiden eines derselben, der schon Jahrhunderte lang vom Schawur unterwaschen worden war, und indem man den Fußboden eines Hofes und eingestürzte Mauern, aber keinerlei Spuren vornehmer Wohnungen gefunden hatte, aufgegeben. (S. Abbildung 7.) Inzwischen verlängerte sich der Kriegerfries immer mehr. Nach und nach wurden auch die Lücken ausgefüllt. Fast verzweifelte man daran, ein vollständig erhaltenes Bogenschützenantlitz zu finden, denn das Gesicht war immer die bevorzugteste Zielscheibe der Zerstörer gewesen. Schließlich kam jedoch ein Emailziegel mit Wange, Nase, unterem Augenlid eines von vorn dargestellten Auges und sorgfältig gekräuseltem grünen Haar noch zum Vorschein.

Emailwaaren von derselben Farbe und demselben Styl als die bereits genannten, stellen Bogenschützen dar, die ihren Brüdern entgegenkommen. So sind uns alle Einzelheiten ihrer Tracht bekannt. Die Hand eines der Krieger berührt eine weiße Keilschrift.

Wie in Persepolis, so bezogen auch diese Krieger die Wache vor einer großen Inschrift, welche den königlichen Stammbaum enthielt und welche berichtete, daß der Palast unter dem Schutz Ahuramasda's (Ormuzds), des höchsten Gottes, gestellt war.

Neben dieser Hand wurden Emailziegel entdeckt, auf welchen in drei Sprachen der Name des Königs Darius und derjenige des Ostanes stand, welch letzterer das Haupt der Verschwörer gegen den Magier Smerdis war. Dies Dokument bestärkte Dieulafoy in der Vermuthung, daß die Krieger vom Palast des Sohnes des Hystaspes stammten.

Der Name des Darius steht im Stammbaum aller achämenidischen Herrscher; aber Ostanes ist der treue Begleiter Darius des Ersten.

Auf die Emailziegel mit erhabener Arbeit folgten halberhabene Friese, deren Zeichnung in ihrem griechischen Styl an die Zierrathen erinnerte, welche die Basreliefs der Löwen umgaben. Nur die Krone ist verschieden, statt der an den Seiten emaillirten Zackenreihe sah man dreireihige blaue Mauerzacken auf weißem Grunde.

Als am 12. Januar die Sonne unterging, erschien der erste vom Consul von Bassorah gesandte Bote, der mit großer Freude empfangen wurde. Hastig öffnete zunächst jeder seine Briefe; dann kamen die Zeitungen an die Reihe.

Madame Dieulafoy machte ferner zwei werthvolle Erwerbungen.

Tagtäglich kamen Nomadenfrauen, um alterthümliche Steine zum Kauf anzubieten. Gewöhnlich kaufte die Französin die angebotenen Gegenstände ohne danach zu fragen, wie die Verkäuferinnen zum Besitz ihrer Kleinode gekommen.

An diesem Abend brachte die schöne Verwandte eines der benachbarten Scheikhe zwei entzückende Cylinder. Bibi Msanda gehörte demselben Stamm an, wie die Mehrzahl der arabischen Arbeiter der Expedition. (S. Abbild. 6.)

In Anbetracht der sorgfältigen Kleidung der jungen Frau wurde sie von Madame Dieulafoy besonders rücksichtsvoll empfangen. Die Araberin trug ein gelbes Hemd, einen purpurrothen Schleier und Turban, welcher in anmuthigem Faltenwurf ihren Kopf umschloß. Ihre weiten, zugespitzten Aermel reichten fast bis zur Erde.

Vergeblich war Madame Dieulafoy's Bemühen, die Frau zum Verkauf ihres Anzuges zu veranlassen; obgleich das Weib die Tochter eines hohen Beamten der Wüste war, besaß sie doch nur ein einziges Hemd.

Auf dem einen Cylinder aus Bergkrystall bemerkte man einen geflügelten Stier mit menschlichem Antlitz und hohem Diadem gekrönt. Ein vierzeilige Inschrift in susischer Schrift gab den Namen des Besitzers und denjenigen der Schutzgöttin an. Rings um den zweiten war eine Scene von köstlicher Lebenswahrheit dargestellt. Der feine Styl wies auf die künstlerisch kundige Hand eines griechischen Steinschneiders hin.

Als Madame Dieufaloy die Kleinode an die Schnur reihte, an welcher die früher gekauften sich schon befanden, fragte Bibi Msanda:

„Wirst Du das schöne Band um den Hals oder um das Handgelenk tragen?“

Sie wußte freilich nicht, daß die Französin, einer Biene gleich, nicht für sich arbeitete.

James' Reise in der Mantschurei.

Von H. Seidel.

Die Mantschurei gehört noch immer zu den weniger bekannten Räumen unserer Erde, obschon sie hart vor den Thoren des ostasiatischen Völkerverkehrs liegt, und als die natürliche Grenzfeste zwischen der russischen Macht im Norden und China und dem Bereich des englischen Einflusses im Süden, das Interesse der Geographen, Politiker und Stratagen, gleichmäßig beansprucht. Von den Provinzen nördlich der großen Mauer darf sich keine höherer Bedeutung für China rühmen, weshalb wir dankbar jede Nachricht verzeichnen, die unsere Kenntniß des mantschurischen Landes erweitert. Die neueste Kunde von dort brachte uns ein Engländer, ein Beamter der indischen Regierung, Herr E. M. James, der in Gesellschaft zweier Freunde, des Dragonerlieutenants Herrn Younghusband und des Herrn H. Fulford, aus dem Konsulatsdienste, im Jahre 1886 eine längere Reise durch die Mantschurei ausgeführt hat. Die Expedition war anfänglich nach Südchina bestimmt, wählte aber später die Mantschurei zu ihrem Arbeitsfelde, einmal wegen des verhältnißmäßig bequemeren Reisens daselbst, und sodann, weil dieses Gebiet den Herren mindestens ebenso unbekannt schien, wie das zuerst ins Auge gefaßte. Mit der letzteren Voraussetzung befanden sie sich allerdings in einem erheblichen Irrthum, der lediglich aus dem Beiseitelassen der deutschen und russischen Schriften über die Mantschurei herzuleiten ist.

Von den älteren, heute noch werthvollen Quellen scheinen ihnen nicht mehr als die Berichte der Jesuiten Verbiest (1692), Regis, Jartou und Friedel (1709 und 1710), aus der „Description de la Chine et de la Tartarie Chinoise“ von Du Halde, natürlich in englischer Uebertragung, zugänglich gewesen zu sein. Von neueren Autoren werden Ravenstein, Meadows, Alex. Williamson und Konsul Adkins erwähnt. Russische Namen, einzig den Archimandriten Palladius ausgenommen, fehlen gänzlich, ebenso die deutschen von Eberhard Ysbrand Ides (1692) und Lorenz Lange (1715 bis 1736) bis herauf zu L. v. Schrenk, Gustav Radde und Ferdinand v. Richthofen.

Den etwas volltönenden Lobsprüchen der Engländer auf die Verdienste der Herren James und Genossen können wir darum nicht ohne weiteres beistimmen, namentlich nicht, wenn wir uns der Beschreibung erinnern, welche Oberst Wenjukow bereits 1873 in seinem Buche über die „russisch-asiatischen Grenzlande“ von der Mantschurei geliefert hat. Das Ergebniß der James'schen Reise besteht, kurz gesagt, in der Ersteigung der Hochgipfel im Schang-pai-schan, in dem Aufschluß der von Europäern zuvor nicht betretenen Straße von Hun-tschun über Ninguta nach Kirin, und endlich, was die Hauptsache ist, in der anziehenden Schilderung des Lebens und Treibens, wie es sich gegenwärtig in jenem fernen Erdenwinkel abspielt.

Von Ying-tsu, am Unterlaufe des Liau-Flusses, trat die Expedition am 19. März 1886 ihren Marsch an. Die Stadt Ying-tsu wird für gewöhnlich als Niu-tschwang bezeichnet, worunter, genau genommen, ein Platz sieben bis acht deutsche Meilen[1]) binnenwärts am Liau-ho zu verstehen ist. Ursprünglich war Niu-tschwang der Hafen, aber bei dem schnellen Landzuwachs, der an der ganzen Küste des Busens von Liau-tung stattfindet, ist das Meer soweit fortgedrängt, daß die Schiffe jetzt vor Ying-tsu ankern

[1]) Nach solchen (15 = 1° i. Aeq.) ist hier immer gerechnet.

müssen. Die Herren wandten sich zuerst nach Mukden, der alten Mantschu-Residenz, mit einem kaiserlichen Palaste, mit Triumphbogen, Tempeln und Denkmälern aus vergangener glänzender Zeit. Die Stadt umschließt gegen 200 000 Einwohner; sie hat ihren vornehmen Charakter treu bewahrt und verdient mit Rücksicht auf ihre fruchtbare Umgebung und ihre vortreffliche Lage noch heute das Lob, das ihr der Kaiser Kiën-lung einstmals gesungen hat. In Mukden miethete Herr James 20 Maulthiere, die er später auf 26 vermehrte, da der Marsch in dem vorherrschend bergigen Lande eine möglichste Verkleinerung der Lasten nothwendig machte. Der Weg führte von Mukden gerade östlich am Hun-ho hinauf — einem Zufluß des Liau — durch ein freundliches, gut bewaldetes Thal. Am zweiten Tage wurde Fu-schun-tschang erreicht, ehedem ein chinesischer Grenzposten und der erste Platz, welcher in die Hände der Mantschu fiel. Unfern des Ortes läuft die ursprüngliche Befestigungslinie vorbei, jener vielgenannte Pallisadenzaun, der die südliche Mantschurei oder die Provinz Schöng-king schon lange vor Beginn unserer Zeitrechnung zum Besitze Chinas hineinzog. An einem Tributär des Hun, dem Su-tsu-ho, reiste man weiter nach Sarhu, dem Schauplatze der großen Entscheidungsschlacht zwischen Chinesen und Mantschu. Eine Marmortafel mit doppelter Inschrift erzählt von dem denkwürdigen Tage. Darauf wurde Yung-ling berührt mit seinen historischen Grabstätten, dann Yenden oder Hing-King, vor Alters die „Hauptstadt des Glückes", jetzt ein niedliches Dörfchen mit verfallenen Mauern und Thoren, dann endlich der einstige Herrschersitz Lao-tsching, heute ein Trümmerfeld. Chinesische Ansiedler haben sich zahlreich in den lieblichen Thälern ringsumher niedergelassen, und die dichten Forsten fallen schnell vor der Axt des Landmannes. Ein paradiesischer Blumenflor schmückt die wiesigen Gründe, bunte Wasservögel beleben Flüsse und Bäche, und von den Bergen schallt der Ruf des Fasanen.

Dem Su-tsu-ho folgend, gelangten die Reisenden bis zur Wasserscheide und jenseits derselben im Thale des Hun-kiang, der in den Yalu mündet, nach Tung-hwa-hsiën, dem Sitze eines höheren Verwaltungsbeamten. Mittlerweile hatten die Frühlingsregen begonnen; jedes Rinnsal tobte mit Hochfluth daher, wodurch die Expedition so viel Aufenthalt erlitt, daß sie erst nach Monatsfrist, von Mukden gerechnet, in Mau-erh-schan am Yalu eintraf. Ein Versuch, dem Fluß bis zu seiner Quelle nachzugehen und von dort zum Tumen hinabzusteigen, erwies sich als unausführbar. Die Reisenden mußten sich zum Uebergang in das Gebiet des Sungari entschließen. Am Nebenflusse „Nr. Zwei" des oberen Yalu — die Chinesen belegen die Nebenflüsse statt mit Namen häufig mit Zahlen — erstieg man in zwei Tagen die vulkanische Kette des Schang-pai-schan oder das „lange weiße Gebirge", welches sich als Wasserscheide zwischen dem Yalu und Sungari aufthürmt. Der Paß lag in 3000 Fuß Höhe, unfern der Quellen des Tang-ho, der sich später mit dem Sungari vereinigt. Politisch zählt das Land hier schon zur Provinz Kirin, die etwa die ganze Mitte der zur Zeit den Chinesen noch gebliebenen Mantschurei umfaßt. Der Gouverneur von Kirin hatte wenige Monate vorher in der Pekinger „Amtlichen Zeitung" einen Bericht veröffentlicht, wonach er sämmtliche Schluchten des Schang-pai-schan nach Ginseng-Suchern oder neuen Ansiedlern durchforscht haben wollte. Wie er versicherte, wäre die Gegend vollkommen ruhig und frei von verbotenen Niederlassungen. So schrieb der würdige Mandarin; nur schade, daß die wahren Zustände seiner Provinz den schönen Bericht schmählich Lügen straften. Es wimmelte in dem Lande von fremden Kolonisten; es fehlte nicht an Ginseng-Sammlern, die in den feuchten Gebirgswäldern nach der hochbegehrten Wurzel graben, durch deren geheimnißvolle Kräfte die bezopften Lebemänner im „Himmlischen Reiche" ihr Dasein zu verlängern hoffen. Mit den Ackerbauern waren auch Goldsucher und allerlei verdächtige Gesellen in der Provinz erschienen, so daß Räubereien und Mordanfälle nicht selten vorkamen. Doch davon hatte der Herr Gouverneur seinem Hofe wohlweislich kein Wörtchen gemeldet. Weil jede dauernde Besiedelung des Landes verboten ist, und die Einwanderer deshalb auf den Schutz der Behörden nicht zählen können, so haben sie zur Selbsthülfe gegriffen und sind unter sich zu Gilden zusammengetreten, mit Vorständen, Stellvertretern und Richtern an der Spitze. In den Händen dieser Oberleiter liegt die Regelung aller Verhältnisse, sowie die Gewalt über Leben und Tod. Der Regierung in Kirin sind die Gilden nicht unbekannt; ja sie bedient sich derselben häufig und mit Glück zur Verfolgung der Räuberbanden, trotzdem sie theoretisch vor dem Gesetz keinerlei Existenzberechtigung haben. Denn nach chinesischer Hofpolitik soll das Stammland der regierenden Herrscher möglichst uneingeschränkt der einheimischen Bevölkerung, den Mantschu-Tataren, verbleiben. Noch gegenwärtig darf der Chinese gesetzlich nicht mehr Grund dort besitzen, als er für sein Haus und sein Grab gebraucht. Abweichend von den übrigen Provinzen hat die Verwaltung der Mantschurei einen durchaus militärischen Charakter. Sämmtliche leitende Stellen sind statt mit Civil-Gouverneuren mit höheren Mantschu-Offizieren besetzt, welche beide Gewalten in einer Hand vereinigen.

Die Landestruppen setzen sich ausschließlich aus Mantschu-Söhnen zusammen; kein Chinese findet Aufnahme. Jeder Mantschu, der mannbar geworden ist und den Bogen spannen kann, wird unverzüglich bei einem der acht Milizkorps oder Banner, deren jedes an seiner besonderen Fahne kenntlich ist, eingetragen. Damit erhält er Anspruch auf einen Monatssold von 1 Taël oder 5,50 Mark nach unserem Gelde. Ein steuerfreies Stück Land wird ihm zum Anbau zugewiesen, das er aber meist an Chinesen verpachtet. Tritt er ganz in den Heeresdienst ein, so steigt sein Sold auf 5 bis 7 Taël monatlich. Die Folge ist, daß die Mantschu-Jünglinge, statt sich redlich von ihrer Hände Arbeit zu nähren, müßig die Yamens oder Regierungsgebäude umlungern und um dauernde Anstellung betteln. Diesem Mißstande zu steuern und zugleich, um eine straffere Ordnung in der wichtigen Grenzprovinz herbeizuführen, hat die Regierung in Peking 1885 einen hohen Würdenträger, den General Mu, als Oberkommandeur nach der Mantschurei geschickt, der, unabhängig von allen sonstigen Beamten der Provinz, in erster Linie eine gründliche Reorganisation der Streitkräfte vornehmen soll. General Mu ist nun am Werke, die eben geschilderten Faulenzer zu ordentlichen Soldaten einzudrillen. Merkwürdig ist es, daß in der chinesischen Armee und namentlich unter den mantschurischen Truppen noch immer der Bogen seine Rolle spielt. Trotz Krupp'scher Kanonen und moderner Wiederlader erscheint dies mittelalterliche Gewaffen fortgesetzt auf dem Exerzierplatz, und es gewährte unseren Reisenden viel Spaß, wenn sie die zukünftigen Mantschu-Helden an Pfeil und Bogen ihre Griffe üben sahen.

In dem stellvertretenden Vorsteher der Gilden fand Herr James einen freundlichen Berather und zuverlässigen Führer, der ihn und seine Gefährten durch die Wildnisse am oberen Sungari sicher auf den höchsten Gipfel des Schang-pai-schan geleitete. Der Weg war äußerst beschwerlich; erst mit zunehmender Meereshöhe lichtete sich allmählich der dichte Schatten der Wälder. Riesenhafte Lärchenbestände kamen

zu Gesicht. Auf den sanfteren Hängen wuchsen Birken und Fichten, bis auch diese seltener wurden, und die Landschaft ein parkähnliches Gepräge erhielt. Ueppige Wiesen folgten darauf, in deren saftigem Grün zahllose Blumen von allen Farben prangten — ein Paradies für die Sammler, die ihre Schätze später dem Direktor des königlichen botanischen Gartens in Kew vorlegten. Nach dem Urtheil dieses Herrn begreift die mantschurische Flora auf der Strecke von Mukden bis Kirin gegen 500 blühende Pflanzen, 32 Farnkräuter und 10 Bärlapparten und Schachtelhalme. Auffallenderweise enthält sie aber sehr wenig endemische Arten; höchstens ein halbes Dutzend wirklicher Neuheiten sind durch die James'sche Sammlung bekannt geworden. Der Pflanzenteppich stimmt durchaus mit der nordostasiatischen Flora überein, deren charakteristische Formen mit geringen Ausnahmen über die ganze nördlich gemäßigte Zone verbreitet sind. Die Fauna zeichnet sich namentlich durch einen großen Reichthum an Vögeln aus. Am Chanka-See wartet des Ornithologen trotz der Vorarbeiten Prshewalski's unter der gefiederten Welt eine reichliche Ausbeute neuer und seltener Arten. In den Wäldern hausen kostbare Pelzträger, Hirsche und Rehe, aber auch Bären, Wildkatzen und Tiger, letztere sogar in erheblicher Menge. Eine Plage für Mensch und Thier werden im Sommer furchtbare Mückenschwärme, die dem feuchten Klima, den Sümpfen und Wäldern ihr Dasein verdanken. Kein Ort ist vor ihnen sicher, mit Sonnenuntergang schließt man ängstlich Thür und Fenster, und oft wird ein Rauchfeuer im Hausflur entzündet, um die Quälgeister zu vertreiben. Die Pflüger tragen bei ihrer Arbeit Eisenkränze auf dem Kopf, woran Stücke brennenden Zunders befestigt sind, und brennenden Zunder in der Hand — alles zur Abwehr der lästigen Feinde.

Wir verließen die Reisenden im Angesicht der schroffen, nadelscharfen Hörner auf dem „langen weißen Gebirge“. Der Abhang vor ihnen schimmerte blendend hell, aber nicht von Schnee, sondern von verwittertem Bimsstein, der hoch und dicht die Kegel umkleidet. Schnee hatte sich nur hie und da in geschützten Schluchten erhalten; aber von ewigem Firn, den übertriebene Schilderungen früherer Tage auf die Berge gehäuft, war keinerlei Spur zu entdecken. Ueber die weißen Bimssteinmassen klommen die Forscher mühsam empor; endlich war die Höhe gewonnen, und jetzt — 350 Fuß in der Tiefe — lag ein prachtvoller Kratersee mit leuchtend tiefblauem Wasser, auf dessen ruhiger Fläche die phantastischen Zacken der Berg-Corona umher sich friedlich spiegelten, während oben am Rande der Wind in sausendem Zuge vorbei strich. Gern hätten die Herren den See besucht, doch die Schroffheit der Wände vereitelte ihr Bemühen. Lieutenant Younghusband unternahm deshalb eine Besteigung des östlichen höheren Hornes, die auch nach vieler Mühe gelang. Die Gipfelhöhe ward auf 8000 engl. Fuß bestimmt.

Den Rückweg wählte die Expedition über T'ang-ho-ku an der Vereinigung des Tang mit dem Sungari. Auf schwieriger Straße begleitete sie letzteren Fluß bis Kirin, der Provinzialhauptstadt, die sich in strategisch vorzüglicher Lage am linken Flußufer ausbreitet. Der Platz zählt zwischen 75000 und 100000 Einwohner, ist aber abscheulich schmutzig und bietet außer der großen Waffenfabrik mit englischen und deutschen Maschinen und der Pulvermühle auf dem anderen Ufer wenig Sehenswerthes.

Von Kirin zog die Reisegesellschaft nach chinesischer Sitte in Karren den Sungari abwärts durch die nördlichen Ebenen auf Zizikhar zu. Bis Pe-tu-na erstreckten sich reiche Kulturen von Hirse, Bohnen und Hanf. Am Einfluß des Nonni in den Sungari hatten die Hochfluthen der Störme die Ufer überschwemmt und das Land auf Meilen im Umkreise in einen See verwandelt. Im Norden der Konfluenz begannen die mongolischen Steppen mit ihrer unstäten Bevölkerung, ihren grasenden Pony- und Schafheerden und ihrem kärglichen Ackerbau. Achtzehn Tage kreuzten die Reisenden in der einförmigen Gegend[1]); immer dieselben Scenen boten sich ihnen dar, so daß sie ermüdet die geplante Tour von Zizikhar nach Aigun und Blagoweschtschensk am Amur abbrachen und in südöstlicher Richtung quer durch die gewellte Steppe nach Hulan, an der Mündung des Hulan-ho in den Sungari, vordrangen. In und um Hulan beobachteten sie mit Vergnügen das schnelle Aufblühen dieser erst seit kurzem besiedelten Zone. Leider mangelt es noch an einer geordneten kräftigen Verwaltung, die dem Räuberunwesen ein Ende zu machen versteht. In Pe-tun-lin-tsu und Pa-yen-schu-schu, wo französische Missionäre stationirt sind, die sich allgemeiner Liebe und Achtung erfreuen, wurde den Fremden mehrfach von den Unthaten der Buschklepper erzählt. Die Behörden fühlten sich sogar veranlaßt, der Expedition bis San-sing eine militärische Bedeckung mitzugeben, die aber im Ernstfalle wahrscheinlich wenig genutzt hätte. San-sing, der nächste bedeutende Platz, liegt am rechten Ufer des Sungari, der hier auf kurzer Strecke von drei kräftigen Nebenflüssen verstärkt wird. Gleichwohl hat die schöne Wasserstraße abwärts zum Amur bis heute für das Land so gut wie gar keinen Werth. Die chinesische Regierung verbietet jede Besiedelung unterhalb San-sings; sie thut nichts zur Belebung des Handels nach dem Amur; sie sucht vielmehr durch starke Befestigungswerke ihr Gebiet vor einem kriegerischen Unternehmen der Russen auf dem Sungari hermetisch zu schließen. Das Sperrfort ist mit fünf großen Krupp'schen Kanonen armirt; eine sechste, wahrscheinlich auch hierher bestimmte, war auf der Ueberlandtour in einen Sumpf gerathen und mußte liegen bleiben, da vor Einbruch des Winters an den Weitertransport nicht gedacht werden konnte.

Von jetzt ab zogen unsere Forscher wieder gen Süden, zunächst den schiffbaren Mutan-kiang, sonst die Khurkha genannt, hinauf über Wei-tsu-ho nach dem starken Waffenplatze Ninguta an der Vereinigung mehrerer Straßen. Die Stadt ist der Mittelpunkt eines beträchtlichen Handels und gilt als der Wachtposten gegen den russischen Ussuri-Distrikt. Sie besitzt eine Telegraphenstation mit Anschluß an die Pekinger Linie, wie denn die Chinesen danach streben, sämmtliche Grenzorte aus militärischen Rücksichten telegraphisch mit der Hauptstadt zu verbinden. Vierzehn Meilen südlich von Ninguta liegt Hun-tschun, der letzte chinesische Posten, hart an der russischen Grenze und durchaus Garnisonplatz. Die Besatzung verfügte trotz der Wichtigkeit des Ortes über eine völlig unzureichende Bewaffnung, alte glattläufige Flinten und ungeheuerliche Donnerbüchsen, an denen zwei Mann zu tragen hatten. Vor der Grenze waren unlängst neue Befestigungen erbaut, denen gegenüber in geringer Entfernung auf russischem Grund und Boden ein Kosakenpiket von 200 bis 300 Mann stationirt ist. Die Engländer wagten es, obwohl ohne Pässe, die Grenze zu überschreiten. Der russische Kommandeur, Oberst Sokalowski, empfing die Fremden in liebenswürdigster Weise, bewirthete und beherbergte sie und zeigte ihnen die militärischen Anlagen auf seinem einsamen Außenposten. Am nächsten Morgen besuchten sie die Hauptstation „Novaviyesk“, womit das Nowokijewskoje der Russen gemeint ist, auf dem nördlichen Ufer der Possiet-Bai in malerisch schöner Lage mit einer griechischen Kirche und dreißig Häusern. Der Hafen gehört zu den besten des ganzen Ussuri-Landes, wird aber

---

[1]) Im ganzen den Spuren des Archimandriten Palladius (1870) folgend.

mindestens zwei Monate jährlich von Eis besetzt, wodurch er bedeutend verliert. Dazu kommt, daß die chinesische Grenze von der Mündung des Tumen ab bis im Rücken von Wladiwostok sich nur ein bis zwei Tagemärsche von der See entfernt hält. Bei Ausbruch eines Krieges vermag China diesen Zipfel durch einen schnellen Handstreich völlig zu isoliren, und damit gehen sämmtliche Häfen und Ansiedelungen für die Russen verloren. In richtiger Erkenntniß dieser Gefahr denkt man im Zarenreiche darum fortgesetzt an eine Vorschiebung der Grenze in die Mantschurei, zumal die jetzige Scheidelinie des russischen Amur- und Ussuri-Gebietes strategisch überhaupt nicht befriedigt. Wasserstraßen wie der Amur und Ussuri dienen wohl dem Verkehr, nicht aber der Vertheidigung des Landes. Besetzen die Chinesen irgend eine feste Stellung im kleinen Chinggan, so können sie den Ussuri und den unteren Amur bis Chabarowka gänzlich von dem Mittel- und Oberlauf des Stromes abschneiden. Setzen sie sich gar in der Nähe von Strjelka fest, so bewirken sie die Trennung des gesammten Amurbeckens von Transbaikalien. — Jetzt werden uns die Eroberungsgelüste der Russen zur Genüge verständlich. Außerdem locken Koreas prachtvolle beinahe eisfreie Häfen, während die russischen, von Süden nach Norden gerechnet, zwei bis sechs Monate im Jahre durch Eis gesperrt werden. Selbst Wladiwostock kann seinen Namen: „Beherrsche den Osten“ nicht wahrmachen, da die Bai in jedem Winter acht bis zehn Wochen fest zufriert.

Mit Unbehagen gewahrt man in England, wie die Russen „hungerigen“ Blickes nach der Mantschurei und Korea schauen, nur auf die Gelegenheit wartend, um auf Kosten der Nachbarn neue Länder an sich zu reißen. Jeder Schritt vorwärts bedroht aber nicht bloß China allein, sondern ebenso sehr die britische Hegemonie in Ostasien und den dortigen Meeren. Deshalb geht Englands Bestreben dahin, China von den gefährlichen Absichten der Russen zu überzeugen und es anzuspornen, seine Grenzen so stark wie möglich zu befestigen, seine Heere, seine Waffen auf den besten Stand zu bringen, um im Kriegsfalle in voller Rüstung auf dem Platze erscheinen zu können. — Der Reisebericht des Herrn James hat uns gelehrt, wie China diese Politik zu verwirklichen sucht. —

Auf dem Rückmarsche, den die Expedition auf derselben Linie, wie sie gekommen, antrat, theilten sich die Mitglieder, indem die Herren Younghusband und Fulford den Weg über Ninguta nahmen, während Herr James allein von Hun-tschun gleich den nordwestlich gerichteten Maulthierpfad nach dem Dorfe Omoso, in der Mitte zwischen Kirin und Ninguta, einschlug. Er mußte dabei die Ausläufer des Schang-pai-schan überschreiten, wo Räuberhorden die Gegend unsicher machten, und die Schwierigkeiten des Geländes das Vordringen hemmten. Ungleich besser erwies sich dafür die Straße Ninguta — Kirin, die besonders auf ihrem östlichen Theile im Thale des Mutan-kiang für den Verkehr wie für militärische Unternehmungen sehr wohl geeignet ist. —

Den Abschluß fand die Reise in einem Ausfluge nach der Handelsstadt Kuan-tsching-tsu, in den steppenartigen Ebenen westnordwestlich von Kirin. Der Ort beherbergt an 100 000 Einwohner und wird besonders zur Zeit der Wintermessen viel besucht. In den Straßen wogt dann ein Treiben, wie in der City von London. Das benachbarte kleine Hsiau Pa-kia-tsu ist die Residenz des bischöflichen Coadjutors Monsignor Boyer, der hier mit zwei Amtsbrüdern Schulen und Kirche versieht und die katholische Missionsthätigkeit unter der Bevölkerung leitet. Fast genau südlich, mit geringer Abweichung gen Westen, läuft die große Straße nach Mukden, auf der sich die Reisenden jetzt mit möglichster Eile in die Provinz Schöngking hinüberbegaben. Bis Ying-tsu, dem einstigen Ausgangspunkte der Expedition, blieben die Freunde beisammen; dann trennten sie sich, und Herr James, der seine Heimkehr beschleunigen mußte, ging über die Halbinsel Liau-tung (wie sie Richthofen nennt) nach Port Arthur[1]), der Hauptstation für die nordchinesische Flotte. Dreizehn Forts schützen den Platz; von den Wällen drohen Krupp'sche Kanonen; großartige Docks sind im Bau; für Torpedos, Seeminen und all dergleichen ist ausreichend gesorgt, so daß Herr James mit der beruhigenden Ueberzeugung abreiste, Port Arthur werde für jeden Angreifer „eine harte Nuß zu knacken sein“. —

Monate später verlas Herr James in der Geographischen Gesellschaft zu London seinen vorläufigen Bericht, dem eine ausführliche Beschreibung der Reise in Buchform jüngst nachgefolgt ist.

---

[1]) Den Leser wird der Hinweis interessiren, daß Port Arthur 1881 durch das deutsche Kanonenboot „Iltis“ besucht und vermessen wurde, worüber die Karte (1:15 000 in Tfl. 6 der „Annalen der Hydrographie ꝛc.“ 1882, II, vorliegt.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Einer Notiz der „Geographischen Mittheilungen“ zufolge haben die Professoren Dr. A. Wichmann aus Utrecht und Dr. M. Weber aus Amsterdam im Juli d. J. eine Forschungsreise nach den kleinen Sunda-Inseln angetreten, während die Expedition nach den Kei-Inseln in Folge der Erkrankung des Lieutenant Posthumus Meijes dem Geologen Wertheim unterstellt worden ist.

— Der Präsident des englischen Alpenklubs, Clinton Dent, hat eine Reise nach dem Kaukasus unternommen, um die Hochgipfel dieses Gebirges in den Fußstapfen Douglas W. Freshfield weiter zu erforschen; und A. F. Mummery hat im Juli d. J. den Koschtautau (5209 m) glücklich erstiegen.

Afrika.

— M. G. Rolland hat sich seit längerer Zeit die geologische Untersuchung der algerischen Sahara zur Aufgabe gemacht. Als Hauptbildungen derselben bezeichnet er: kretaceische Gesteine, pliocäne Ablagerungen und Sanddünen. Die pliocänen Ablagerungen, deren Alter durch gewisse fossile Helix-Arten sicher bestimmt werden konnte, nehmen nach seinen Angaben etwa die Hälfte des ganzen gewaltigen Gebietes ein.

— Die Ausdehnung und die Bevölkerung des Französischen Sudan beziffert sich nach einer Aufstellung F. Quiquandons auf 920 000 qkm und 2,6 Millionen Einwohner. Davon kommen auf die Schutzgebiete des Futa-Dschallon 150 000 qkm und 600 000 Einwohner;

auf die Schutzstaaten der „Toncouleurs" (Dinguiray, Nioro und Segu) 362 000 qkm und 110 800 Einwohner; auf den Schutzstaat Samory 360 000 qkm und 1,5 Million Einwohner; und auf den Schutzstaat Bambara 12 500 qkm und 89 000 Einwohner. Die Distrikte des eigentlichen Senegambien endlich sind auf 131 000 qkm und 239 800 Einwohner zu veranschlagen (Vergl. „Mouvement géographique", 1888, p. 64).

Nordamerika.

— Professor J. Kollmann hat die ältesten amerikanischen Schädel — den berühmten kalifornischen Calaveras-Schädel, den von Rock Bluff in Illinois, den von Pontemelo in Argentinien, verschiedene andere aus dem „tertiären" Pampas-Lehme dieses letzteren Landes — einer vergleichenden Untersuchung unterworfen, und ist dabei zu dem Resultate gelangt, daß die ersten Bewohner Amerikas im wesentlichen dieselben Rassenmerkmale getragen haben wie die Indianer von heute. Die amerikanische Rasse zeigt also bezüglich des Zeitenlaufes ein ganz ähnliches Sich-gleich-bleiben wie bezüglich der räumlichen Vertheilung.

Südamerika.

— Der französische Reisende Thouar ist nebst seinem Gefährten Novis von seiner südamerikanischen Reise nach Frankreich zurückgekehrt, und wird demnächst vor der Pariser Geographischen Gesellschaft über seine Beobachtungen und Erlebnisse Bericht erstatten.

— Die Goldfelder von Niederländisch-Guayana, von denen die hauptsächlichsten an den Flüssen Surinam, Saramaca und Maroni liegen, haben im letztvergangenen Jahrzehnt eine hohe Bedeutung erlangt. 1876 lieferten sie nur für etwa 50 000 Gulden Ertrag, 1886 dagegen für mehr als eine Million.

Australien und Polynesien.

— Ueber die kürzlich den deutschen Besitzungen in der Südsee hinzugefügte Pleasant-Insel, südsüdwestlich von Jaluit (Marschalls-Inseln) auf 0° 30′ südl. Br. und 166° 48′ östl. L. gelegen, dürfte die folgende Notiz von Interesse sein. Von mäßiger Höhe über dem Meere und von ungefähr kreisrunder Form, mag die Insel einen Umfang von 10 bis 15 Seemeilen haben. Am Strande ist sie ringsum von einem Kranze von Kokospalmen umgeben; das Innere scheint von dichtem Urwald bedeckt zu sein. An der Ost-Küste befinden sich viele Hütten, von Kanoes war jedoch beim Passiren der Insel nichts wahrzunehmen.

— Der Regierungsstatistiker der Kolonie Victoria, Herr Heylyn Hayter, hat kürzlich die Ergebnisse seiner Berechnungen über die australische Bevölkerungsstatistik veröffentlicht. Danach bezifferte sich die Gesammtbevölkerung Australiens am 1. Januar 1888 auf 2 800 886, so daß Zunahme seit dem Vorjahre 100 921 oder 3,6 Proc. betrug. (In Deutschland beträgt die durchschnittliche jährliche Zunahme nur 0,7 Proc.) Victoria hatte an dem angegebenen Tage 1 036 118 Einwohner, Neu-Süd-Wales 1 042 919, Queensland 366 940, Südaustralien 312 421 und West-Australien 42 488. Auf das Nord-Territorium wären außerdem noch ungefähr 5000 Einwohner zu rechnen. Bemerkenswerth ist hierbei namentlich, daß Neu-Süd-Wales seine Nachbarkolonie Victoria nunmehr um eine Kleinigkeit überflügelt hat, und daß die Bevölkerungszahl von Süd-Australien nicht zugenommen, sondern (um 337) abgenommen hat. Die letztere Erscheinung muß man in einem so jungen Lande — das bekanntlich von dem deutschen Auswandererstrome ziemlich stark berührt wird — sehr befremdlich finden. Die Einwanderung in Australien war aber im Jahre 1887 (64 856) auch im Ganzen geringer als im Jahre 1886 (um 5671). — Einen geringeren Aufschwung wie die Bevölkerung des australischen Festlandes nahm übrigens auch Neu-Seeland, dessen absolute Volkszahl 603 361, und dessen Zuwachs nur 13 975, oder noch nicht 2,4 Proz. betrug. Tasmanien hatte eine Einwohnerzahl von 142 478. — Was die Volksdichtigkeit anlangt, so beträgt dieselbe nunmehr in Victoria 4,5 pro Quadratkilometer, in Neu-Seeland 2,2, in Tasmanien 2,1, in Neu-Süd-Wales 1,3, in Süd-Australien 0,3, in Queensland 0,2 und in West-Australien 0,01.

Bücherschau.

— J. L. de Lanessan, La Tunisie. Paris 1877. Félix Alcan. Es ist dies die beste wirthschaftsgeographische Charakteristik des französischen Schutzstaates in Nordafrika, die wir kennen, und dieselbe verdient unseres Erachtens auch bei uns in Deutschland Beachtung in weiteren Kreisen. Was an ihr besonders angenehm berührt, ist der kritische Blick, mit dem die Hilfsquellen Tunesiens gemustert werden, und die Freiheit von aller Schönfärberei. Unter den landwirthschaftlichen Kulturen werden besonders eingehend behandelt: der Getreidebau, die Oliven- und die Dattelpalmen-Kultur, und namentlich bezüglich dieser drei Wirthschaftszweige wird die Ueberzeugung ausgesprochen, daß ihre Intensität einer bedeutenden Steigerung fähig sei. Der Anbau von Südfrüchten wurde bisher ebenso sehr durch die unzweckmäßige Besteuerung der Bevölkerung wie durch den sommerlichen Wassermangel hintenangehalten. Im übrigen lag die Hauptschwäche des Landes in dem Fehlen jeder Art Straßen, und derselben würde am zweckmäßigsten durch den Ausbau eines Eisenbahnnetzes abgeholfen werden. Hafen-Ameliorationen würden bei Tunis, Sousse, Mahadia, Gabes ꝛc. verhältnißmäßig leicht sein. Als ganz besonders aussichtsreich wird die Entwickelung der Marmorbrüche von Schemtu bezeichnet.

— Prof. Fr. Behr, Neue Karte von Australien. Stuttgart 1888. Jul. Maier. — Eine Karte im Maßstabe von 1 : 12 500 000, die ebenso gut für den Hand- wie für den Wandgebrauch geeignet ist, und die außer dem australischen Festlande zugleich auch die wichtigsten Inselgruppen Polynesiens umfaßt. Bezüglich des Kolorits betrachten wir es als einen Fehler, daß die britischen Besitzungen nicht schärfer von den holländischen unterschieden werden, und außerdem hätten auch wohl bei allen Verkehrslinien die Fahrzeiten angegeben werden sollen.

Berichtigung.

Wir bitten auf S. 127, Sp. 1, Zeile 19 ff. von unten zu lesen: „Die Stätte des durch den bekannten Vulkanausbruch von Krakatau zerstörten Anjer." Der Vulkanausbruch von Krakatau zerstörte Anjer (auf Java) indirekt durch seine Fluthwelle.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIV. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Die Landwirthschaft in China.

Von Dr. Joseph Grunzel.

1. Die historische Entwickelung.

Nirgends tritt die Thatsache, daß die Landwirthschaft in staatlich organisirten Ländern die ursprünglichste und grundlegenste aller erwerbenden Thätigkeiten der menschlichen Gesellschaft ist, und daß ihre Entwickelung nicht nur mit allen anderen wirthschaftlichen Faktoren, sondern auch mit den politischen und sozialen Institutionen in innigster Wechselwirkung steht, deutlicher zu Tage, als in China. So weit Geschichte und Sage reichen, finden wir die Chinesen als ackerbautreibendes Volk, und die ältesten Chronisten bereits preisen den Ackerbau als den wichtigsten Faktor individueller Wohlfahrt und nationalen Reichthums; ihm allein sei eine gedeihliche Entwickelung der Volkskräfte und alle Ordnung im Staate zu danken. Daher auch die Verehrung, in welcher bei den Chinesen seit jeher die fruchtbare „gelbe“ Erde stand, daher auch das Ansehen, dessen sich die Landleute zu jeder Zeit erfreut haben. Nach den Gelehrten und Beamten des Reiches bilden die Landleute die erste Klasse der Bevölkerung [1]), und der Kaiser selbst zog ehedem einem alten Brauche zufolge im Frühjahre in Bauerntracht drei Furchen, um das zum Staatsopfer für den Himmel nöthige Getreide zu gewinnen [2]).

Zum Verständniß der heutigen volkswirthschaftlichen Zustände Chinas im allgemeinen und der landwirthschaftlichen insbesondere, müssen nicht nur die klimatischen und geographischen Naturbedingungen des Landes und die sozialen Einrichtungen des Volkes, sondern auch die Phasen der Geschichte in Bezug auf die Volkswirthschaft — hier vor allem auf die Grundvertheilungsverhältnisse — gehörig in Rücksicht gezogen werden. Man würde sich sehr täuschen, wollte man nach der so oft aufgestellten grundfalschen Behauptung von der Erstarrung der chinesischen Kultur auch auf eine Erstarrung der in der Volkswirthschaft einmal zu Geltung gekommenen Prinzipien schließen; im Gegentheil, so radikale und tiefeinschneidende Umwälzungen, wie sie in unseren Ländern ohne eine nachhaltige Revolution kaum denkbar wären, wurden in China nach eingehenden Studien der competenten Körperschaften einfach im Wege eines kaiserlichen Erlasses durchgeführt. Soziale Fragen, welche unsere Zeit beschäftigt haben und zum Theil noch beschäftigen, haben dort im Laufe der Jahrhunderte bereits verschiedene Lösungen erfahren, welche ein werthvolles Material zur Abstrahirung allgemeiner Gesetze bieten.

Die Chinesen führen die Erfindung des Ackerbaues bis auf den zweiten der drei großen Herrscher Chinas zurück,

[1]) Du Halde, Description de la Chine. Paris 1790. I, 274 f.

[2]) J. H. Plath, Geschichte des östlichen Asien. München, 1860. — S. W. Williams, Agriculture in China etc. in „Chinese Respository“, vol. III, p. 121: „The ancient emperors themselves ploughed the soil, and the empresses cultivated the mulberry trees. The annual ceremony of ploughing, performed by the emperor at the present day, has a great tendency to elevate the occupation of tilling the soil in the estimation of the people. They there see a man, who is thought but little less then a god, and by far the highest person in the world, condescending to show them that they are not forgotten.“

welche nach den drei mythischen Perioden der himmlischen, irdischen und menschlichen Mächte vom Jahre 2953 (?) an das Reich beherrschten. Fu-hi, der erste große Herrscher, lehrte seinem Volke den Fischfang und die Jagd und erweiterte sein Gebiet, welches ursprünglich auf die jetzige Provinz Schen-si beschränkt war, nach den fruchtbaren Ebenen von Ho-nan und Schan-tung. Da aber Jagd und Fischfang für die steigenden Lebensbedürfnisse des Volkes auf die Dauer nicht ausreichten, so führte Schen-nung („der göttliche Ackerbauer") den Ackerbau ein, indem er alle Pflanzen selbst auf ihren Werth erprobte. Der spätere Kaiser Hoang-ti vollendete sein Werk durch den Bau fester Wohnsitze, durch die Gründung von Städten und Dörfern und durch die Eintheilung des Landes in bestimmte Distrikte. Seine Gemahlin erwarb sich ein großes Verdienst um das Aufblühen der Seidenzucht[1]). Nachdem sich die große Landüberschwemmung unter der Regierung des Kaisers Jao (2357 bis 2255) verlaufen hatte, sandte dieser Kaiser den berühmten Schun aus, um die üppig aufgeschossene wilde Vegetation auszuroden und die Moräste auszutrocken, während Jü durch Kanalisirungen und Dämme das noch vorhandene Wasser ableitete und die Erde wieder bewohnbar machte. Dieses Werk wurde auch unter den beiden folgenden Kaisern Schun (2255 bis 2208) und Jü (2207 bis 2197) erfolgreich fortgesetzt. Namentlich letzterer suchte nicht nur die Kulturfähigkeit des Bodens auf eine höhere Stufe zu bringen, sondern erleichterte auch durch den Bau von Straßen und Kanälen den Austausch der gewonnenen Bodenprodukte.

Ueber die Eigenthums- und Produktions-Verhältnisse in diesen ältesten Zeiten finden sich wichtige Bemerkungen stellenweise im Schi-king (Buch der Oden), den Schriften des Philosophen Meng-tse, vor allem aber im dritten Buche des Schu-king (Jü-kung), welches eine kurze Beschreibung Chinas zu Jü's Zeiten giebt, von dem es übrigens auch herrühren soll[2]). Es zerfällt in zwei Theile, von denen der erste eine Uebersicht der wichtigsten Arbeiten Jü's in jeder der neun Provinzen des Reiches enthält, während der zweite vorwiegend geographisch ist und sich mit der Beschreibung der Gebirgsketten und Ströme beschäftigt. Die neun (später zwölf) Provinzen waren besonderen Gouverneuren untergeordnet, welche keinen Gehalt bezogen, sondern auf einige Landesabgaben angewiesen waren[3]). Im übrigen war der Boden Gemeingut aller, und jeder Mann von 20 bis 60 Jahren, welcher über die zur Bebauung und Vertheidigung erforderlichen physischen Kräfte verfügte, hatte das Recht, so viel Boden zu okkupiren, als ihm, und wo es ihm gut dünkte[4]). Später wurden die Felder, wahrscheinlich zu Steuerzwecken, bezüglich ihrer Güte in neun Klassen getheilt. Von Produkten spielen die „fünf Feldfrüchte" (wu-ko) eine große Rolle, nämlich Reis (tas), Weizen (mo), Hirse (schu), Moorhirse (tsi, Sorgo) und Bohnen (tou)[5]); ferner werden erwähnt der Maulbeerbaum (sang), welcher im unteren Thale des Hoang-ho besonders gebaut wurde, der Firnißbaum (tsi), Fichten (sung), Cypressen (po) und Bambusrohr (tschu) als Nutzpflanzen, außerdem verschiedene Arten Gemüse (schu) und Baumfrüchte (ko), Rohr zu Pfeifen (tsing), und Binsen (mao)[1]). Der Thee kommt erst unter der Tsin-Dynastie im 5. Jahrhundert n. Chr. in Aufnahme[2]).

Der erste Schritt zur Umwandlung des Staatseigenthums in Privateigenthum geschah im Jahre 2197, als an Stelle des verstorbenen Kaisers Jü, damit sein Andenken immer in Ehren gehalten werde, seinem Sohne die Kaiserkrone angetragen wurde und so das bisherige Wahl-Reich in der nunmehrigen Dynastie Hia (2207 bis 1766) erblich wurde. Zugleich wurde ihm das von seinem Vater besessene Grundstück als in seiner Familie erbliches Eigenthum zugesprochen. Wir werden nun sehen, wie dieser an und für sich unbedeutende Schritt alle die weiteren schwerwiegenden Konsequenzen im Keime in sich barg. Um seine Dynastie zu festigen, vertheilte der neue Kaiser die Statthalterstellen an die Mitglieder des Kaiserhauses und gab ihnen einen gewissen Grundcomplex als Majorat, indem dasselbe stets auf den ältesten Sohn vererbt wurde; diese wiederum besetzten die verschiedenen, ihnen untergebenen Stellen des Reiches mit ihren Kreaturen und wiesen denselben gleichfalls einen Grundbesitz zu, doch haftete dieser nicht an der Familie des Betreffenden, sondern an dem Amte und ging demgemäß auf seinen Nachfolger über. So wurde das ganze Land in Lehen und Pfründen vertheilt. Im Laufe der Zeit gingen, da in Folge der Schwäche der beiden folgenden Dynastien die centralisirende Gewalt die decentralitischen Bestrebungen der einzelnen Majoratsherren nicht mehr aufzuwiegen wußte, aus diesen Majoratsherren die Wang oder Könige (Fürsten) hervor[3]), welche mit ihren Rivalitäten die chinesische Geschichte der folgenden Jahrhunderte füllen.

Wie gut die Einrichtung ursprünglich gemeint war, ersehen wir aus folgender Stelle des großen Encyclopädisten Ma-tuan-lin[4]): „Die alten Kaiser und Könige haben sich niemals das Eigenthum des Reiches angemaßt; denn sie vertheilten es in verschiedene Fürstenthümer und Herrschaften. Der König hatte für sich ein Territorium von 1000 Quadrat-Li; die Kung und die Hou besaßen auch 100 Li, die Po 70, die Tsu und die Nan jeder 50 Li. Außerdem gab es in der dem Kaiser gehörigen Domäne Landstriche und Städte, deren Einkommen seinen Kung und Khing oder Räthen zugetheilt war. Daher gehörte während dieser Periode alles Land im Reiche dem Staate. Das Volk bekam es von ihm, bebaute es, ernährte sich von den Erzeugnissen und zahlte die Steuern. So erfüllten die unteren Klassen ihre Pflichten, und die oberen übten über sie eine väterliche Aufsicht. Da niemand zu reich noch zu arm war, lebte alles in vollendeter Eintracht." Diese Eintracht währte nicht lange. Die einzelnen Fürsten vergaben einzelne Theile ihres Lehens an Nebenzweige der Familie und an Personen, welche sich besonders verdient gemacht hatten, als Afterlehen; die After-Lehnsleute standen dann zum Lehensfürsten in demselben Verhältnisse, welches zwischen diesem und dem Oberlehnsherrn, dem Kaiser, bestand. Dieses complicirte Vasallensystem gelangte zu seiner vollen Blüthe im zwölften Jahrhundert, als die Schang-Dynastie gestürzt wurde; in nicht weniger als 70 größere Fürsten-

[1]) K. Gützlaff, Geschichte des Chinesischen Reiches. Stuttgart, 1847, S. 18 ff.

[2]) J. Legge, Chinese classics, III: The Shoo-king. Proleg. 201 fg. Eine Karte des alten China, Text und Commentar, S. 93 (2. Theil). — Vgl. ferner E. Biot, Mémoire sur le chapitre Yukong du Chou-king et sur la géographie de la Chine ancienne. (Journal Asiatique 1842.) — J. H. Plath, China vor 4000 Jahren. (Sitzgsber. d. k. bayer. Akademie der Wissenschaften, 1869. Bd. I, S. 119; Bd. II, S. 49.)

[3]) Mémoires conc. l'histoire de l'empire chinois. Chang-Hai, 1780—82. Vol. II.

[4]) J. Sacharoff, Ueber das Grundeigenthum in China. Arbeiten der k. russ. Gesandtschaft zu Peking. Aus d. Russ. nach dem in Petersburg 1852—57 veröffentl. Original von Dr. C. Abel und F. A. Mecklenburg. Berlin, 1858. 2 Bde.

[5]) J. H. Plath, Nahrung, Kleidung und Wohnung der alten Chinesen. München, 1869.

[1]) Plath, China vor 4000 Jahren, S. 260, 267 fg.

[3]) J. Klaproth, Journal Asiatique, 1835.

[2]) Gützlaff, Geschichte des Chinesischen Reiches, S. 42.

[4]) Klaproth, Notice de l'Encyclopédie littéraire de Ma-touan-lin, intitulée Wen hian thoung k'hao. Journal Asiatique, p. 9.

thümer und an 1000 nicht unbedeutende Feudalherrschaften war damals das Reich zersplittert; ein Jahrhundert später, unter Wu-Wang (1100) zählte das Reich sogar gegen 1800 Fürstenthümer und Herrschaften (bei 13 Millionen Einwohnern [1]), welche in fünf Klassen geschieden wurden. Die fortwährenden Kämpfe aber unterdrückten allmählich die kleineren Herrschaften zu Gunsten der großen, so daß wir bereits gegen das 6. Jahrhundert v. Chr. nur 165 Fürstenthümer finden, und selbst in dieser Zahl sind die Barbarenstaaten mit inbegriffen, welche China namentlich von Norden her bedrängten [2]). Dieses Feudalsystem wich von dem, welches nach der Eroberung Englands durch die Normannen von Wilhelm I. (1069) eingeführt wurde, und welches später in Folge der Uebernahme des römischen und lombardischen Lehnsrechtes sich in Mitteleuropa ausbildete, bezüglich seiner Entstehung nur wenig ab — in China vollzog sich die Wandlung allmählich und auf friedlichem Wege, während sie in Europa auf dem Rechte der Eroberung beruhte —, in seinen weiteren Erscheinungen und Konsequenzen fällt aber das chinesische mit dem europäischen Feudalsystem zusammen. Hier wie dort wurde der kleine und mittlere Grundbesitz, der allein eine gesunde Entwickelung des Bauernstandes ermöglicht, von dem größeren verschlungen und der Bauer war es hier wie dort, welcher mit seinem Gut und Blut die Kosten der unausgesetzten Rivalität der Feudalherren zu bezahlen hatte.

Dennoch hatten die Staatsmänner, wenigstens in den ältesten Zeiten, für eine würdige Existenz der kleinen Bauern vorgesorgt, und zwar in einer für die chinesische Auffassung der Staatsidee höchst charakteristischen Weise. In China galt von jeher nicht die Arbeit, sondern der Grund und Boden als Kapital; nur der Grundbesitz erfreute sich des staatlichen Schutzes und zahlte als Aequivalent dafür die Steuern. Diese Anschauung erhielt sich bis in die Zeit, als bereits der Gewerbe- und Handelsstand ein mächtiger Faktor des wirthschaftlichen Lebens geworden war; vollständig wurde mit diesem physiokratischen System überhaupt nie gebrochen, und noch heute hält man den Merkantilismus mit einem wohlgeordneten Staatswesen für unvereinbar. Da die Lehnsfürsten und Beamten des Reiches nur Nutznießer, nicht aber Bearbeiter des Bodens waren, so wurde neben der Lehenseintheilung eine speziell den kleinen Bauern zu gute kommende Vermessung des Landes und eine gleichmäßige Parzellirung in der Weise getroffen, daß jeder sowohl an der Bodenproduktion, als auch an den Steuerabgaben gleichen Antheil erhielt. Zu diesem Zwecke adoptirte man folgendes originelle System. Jedes Quadrat-Li (zu 900 Mou) wurde in neun gleiche Quadrate getheilt, von denen das mittlere Eigenthum des Staates blieb, und für diesen bebaut wurde, während die umliegenden acht Quadrate, jedes zu 100 Mou, an acht Familien zur eigenen Bebauung vergeben wurde. Der mittlere Regierungsantheil betrug jedoch in der That nur 80 Mou, da 20 Mou unter die acht Familien gleichmäßig zu Gemüse- und Obstgärten vertheilt wurden. Auch die übrigen Stände, die Handwerker und Kaufleute, wurden mit Ackergrund betheiligt, erhielten jedoch nur ein Fünftel von dem, was für die Landleute bestimmt war; zuweilen erhielten auch die erwachsenen Söhne, welche zu Lebzeiten des Vaters in dessen Dienste bleiben mußten, ebenso auch Wittwen und Waisen, einen bestimmten Antheil. Außerdem wurde der Boden, da ja seine Eigenschaften nicht überall dieselben waren, in drei Kategorien eingeschätzt, und bei der Vertheilung darauf sowie auch noch auf andere Umstände Rücksicht genommen, wie ja überhaupt diese geometrische und schachbrettartige Eintheilung des Landes nur als ideell und systematisch anzunehmen ist; in der Praxis dürfte sie doch etwas anders ausgefallen sein. Damit aber das System sich in dieser Weise erhalten könne, durfte kein Besitzer über das ihm zugewiesene Grundstück im Wege des Verkaufes, der Verpfändung oder der Verpachtung verfügen. Diese für die ganze chinesische Administration Chinas maßgebende Grundvertheilung führte den Namen der „kommunalen" oder die Bezeichnung Tsing-t'ien (Brunnenfelder), weil das Wort Tsing im Chinesischen graphisch in einer dieser Vertheilung ähnlichen Weise dargestellt wird [1]). Sie erinnert an die Grundverhältnisse der alten Germanen, Kelten und Slaven, welche gleichfalls ursprünglich kein individuelles, sondern eine Art von kommunalem Eigenthum kannten. Die älteste Grundvertheilung der Germanen war die nach Markgenossenschaften, indem das Ackerland sowie meist auch Wiesen nach ihrer Bodenbeschaffenheit und Ertragsfähigkeit an die einzelnen Genossenschaften abgegeben wurden [2]). Die Grundvertheilung der Kelten beruht auf dem Clan, einer weit verzweigten Geschlechtsgemeinschaft, welche aus dem angesehensten Zweige einen Häuptling an ihre Spitze wählt. Derselbe überweist den einzelnen Mitgliedern ein entsprechendes Grundstück, aber nicht zu frei verfügbarem Besitz, sondern zu lebenslänglicher Nutznießung [3]). Bei den Südslaven bildete und bildet theilweise noch die Hauskommunion die Grundlage der Agrarverfassung, über welche der Hausvater unumschränkte väterliche Gewalt übt; er trägt jedem Mitgliede die täglich zu verrichtenden Arbeiten auf, kann Grundstücke beliebig kaufen und verkaufen u. s. w. [4]). Abweichend davon ist die Agrarverfassung in Rußland, welche sogar noch nach der Aufhebung der Leibeigenschaft (im Jahre 1861) bis heute beibehalten wurde. Die Bauerngemeinde bildet eine große Gemeinschaft — den Mir — unter dessen männliche Glieder die Feldmark periodisch in einzelnen Losen gleichmäßig vertheilt wird [5]). Die chinesische Einrichtung nähert sich am meisten dem russischen Mir, nur wurde in China die Vertheilung nicht vom Gutsherrn, wie in Rußland, sondern vom Staate an die einzelnen Familien vorgenommen, und dadurch der Bauer viel unabhängiger zu seinem Lehensherrn gestellt.

Nur der streng konservative Geist des chinesischen Volkes erklärt die erstaunliche Thatsache, daß sich dieses System der Feldervertheilung während der Regierungszeit dreier Dynastien, also fast zwei Jahrtausende hindurch, ohne durchgreifende Aenderung forterhielt. Erst gegen das Ende der Tschou-Dynastie, um das Jahr 350 v. Chr. machten Umstände verschiedener Art dieses System unmöglich. Vor allem waren es die zahllosen Bürgerkriege, welche zwischen den einflußreichsten Feudalstaaten um die Obermacht geführt wurden, und welche das Land zu keiner Ruhe kommen

[1]) Mémoires conc. l'histoire de l'empire chinois. XV, 247. — K. F. Neumann, Lehrsaal für das Mittelreich. München, 1836, S. 6.

[2]) Klaproth, Notice de l'Encyclopédie littéraire de Ma-touan-lin. Journ. As., p. 113. Ma-tuan-lin zählt sogar zur Zeit der Thronbesteigung der Schang-Dynastie im 18. Jahrh. an 30 000 Lehen, doch dürften hierin auch alle Pfründen mitgerechnet sein, welche an einem Amte hafteten und keinen feudalen Charakter an sich trugen.

[1]) J. Sacharoff, Ueber das Grundeigenthum in China, S. 5 f. — 1 Mou = 6,31 Ar.

[2]) v. Maurer, Geschichte der Markverfassung in Deutschland, S. 1 f.

[3]) G. Schönberg, Handbuch der politischen Oekonomie. Tübingen, 1885—86. Bd. II; und Meitzen, Agrarpolitik, S. 153.

[4]) A. Summer-Maine, De l'organisation juridique chez les slaves du sud. Paris, 1881.

[5]) A. v. Harthausen, Studien über die Zustände und das Volksleben, wie die ländlichen Einrichtungen Rußlands, III, 28, 30, 138 fg. — Roscher, Nationalökonomik des Ackerbaues. Stuttgart, 1885, S. 192, 229 fg.

ließen; vermehrt wurden diese Mißstände noch durch die Streitigkeiten in der kaiserlichen Familie, welche herrschsüchtige Minister und Weiber mit Ränken und Intriguen umgarnten[1]). Der Landmann, durch die stürmischen Zeiten geängstigt, bearbeitete zunächst seinen Antheil und vernachlässigte den mittleren Regierungsantheil vollständig, andererseits bewirkte die ungleiche Vermehrung der Bevölkerung sowohl, als auch die ungleiche Befähigung der Bearbeiter, daß die eine Familie zu wenig, die andere zu viel besaß; kurz, das alte soziale Gleichgewicht schwand zusehends, und das so künstlich angelegte System fiel vollständig über den Haufen. Um diese anormalen Zustände zu beseitigen, beschloß der Minister Schang-Jong eine vollständig neue und einfache Güterordnung einzuführen. Im Jahre 350 v. Chr. wurde zuerst im Lehensstaate der Tsin-Fürsten, welche später in der Geschichte noch eine bedeutende Rolle spielten, ein Edikt erlassen, durch welches die alte Gütervertheilung aufgehoben und es jedermann freigestellt wurde, so viel Land in Anbruch zu nehmen, als es ihm gutdünkte, und nach eigenem Belieben abzugrenzen. Dieses so erworbene Land wurde volles Grundeigenthum, über welches der Besitzer jeder Zeit durch Verkauf oder andere Mittel verfügen konnte. Diese Maßregel, welche sich im Tsin-Lehen in aller Ruhe und zu allgemeiner Zufriedenheit vollzog, wurde auch von einzelnen benachbarten Staaten angenommen und nach der Vereinigung sämmtlicher Lehen unter der neuen Dynastie der Tsin im Jahre 221 v. Chr. als für das ganze chinesische Reich giltig publizirt[2]).

So lange die Bevölkerung eine sehr dünne war, bewährte sich auch dieses System, da ja jeder so viel Land okkupirte, als er bebauen konnte und wollte. Ganz anders aber gestalteten sich die Verhältnisse, als die Bevölkerungszahl unverhältnißmäßig rasch zunahm, und die politischen Wirren zur Zeit der Thronbesteigung und des Falles der Tsin-Dynastie (255 bis 206) die Landwirthschaft in vielen Gegenden total ruinirten. Tausende, ja Millionen von Menschen verloren ihre Existenz, indem sie ihre Grundstücke nothgedrungen zerstückeln und Stück für Stück verkaufen mußten. Auf der anderen Seite bereicherten sich einige Leute, indem sie diese Stücke zusammenkauften und einen Großgrundbesitz schufen, auf welchem die ehemaligen Besitzer als Pächter gegen die Hälfte des Ertrages arbeiten mußten. Aehnlich ging es auch im alten Sparta. Auch dort schwand im Laufe der Zeit die lykurgische gleichmäßige Vertheilung von Grund und Boden, und trotzdem die Veräußerung von Erbgütern und die Abtrennung eines Stückes vom Stammgute verboten, und der Handel in Grundstücken überhaupt für schändlich gehalten wurde, so häufte sich dort ebenfalls der Grundbesitz in den Händen Weniger an[3]), und wirkte auf die Landwirthschaft ebenso verderblich wie die Latifundienbildung im alten Rom[4]). Auch in China merkte man bald, wie verhängnißvoll die neue Ordnung der Dinge wirken werde. Ma-tuan-lin betrachtet mit Recht das Edikt der Tsin-Dynastie als den Beginn einer neuen Phase, und er läßt bei dieser Gelegenheit seiner Mißbilligung über dasselbe freien Lauf. „Unter den ersten drei Dynastien und vor ihnen war das Reich nicht Eigenthum der Monarchen; die Tsin waren die ersten, welche einen Menschen zum Herrn über alles machten. Unter den ersten drei Dynastien waren die Leute nicht Eigenthümer des Bodens; aber als die Tsin die alte Vertheilung abschafften und das Eigenthum dem Volke als theilbare Erbschaft überließen, so gaben sie etwas, was sie nicht hätten geben sollen, und nahmen etwas, was zu entziehen sie nicht das Recht hatten“[1]).

Vergeblich waren alle Maßregeln der folgenden Han-Dynastie (206 v. Chr. bis 220 n. Chr.), diesem unhaltbaren Zustande ein Ende zu machen. Der nächste Gedanke war, das Privateigenthum wieder in Kommunalwirthschaften zu vertheilen, wie sie vor dem Edikt der Tsin bestanden hatten, da die Schwierigkeiten der Wiedereinführung jedoch einigen Staatsmännern unüberwindbar schienen, so begnügten sie sich mit der Forderung, daß eine gesetzliche Grenze bestimmt werden sollte, über welche hinaus niemand Grundbesitz in einer Hand vereinigen dürfe, und daß der Verkauf von Grundstücken (wie in Sparta) verboten werden sollte. Aber selbst diese verhältnißmäßig milde Reform scheiterte an dem Widerstande der Großgrundbesitzer, welche darin eine Schädigung ihrer Interessen erblickten, und mit denen sich die Regierung nicht verfeinden wollte. Sie behalf sich, so gut es ging, mit Steuernachlässen und Subventionen, das Uebel wurde aber dadurch nicht eingeschränkt; auf der einen Seite wurde das Verbrechen, auf der anderen Corruption und Luxus großgezogen. Im Jahre 9 n. Chr. wußte ein begabter Minister, namens Wang-mang, die Mißstimmung des Volkes zu benutzen, indem er sich durch seine Reformpläne eine große Popularität erwarb und gestützt auf dieselbe der herrschenden Dynastie den Thron entriß. Als nunmehriger Kaiser sah er sich genöthigt, dem gegebenen Versprechen nachzukommen, und er erließ ein Edikt, welches die neue Güterordnung folgendermaßen feststellte: „Aller Grundbesitz im Lande wird kaiserlich; kein Unterthan darf mehr als ein Tsin Landes (gleich 6,16 Hektar) und acht Sklaven männlichen Geschlechtes haben; der Verkauf des Landes ist verboten, damit jeder die Quelle seiner Nahrung behält. Die Ländereien, welche nach diesem Gesetze sich in einer Hand zu viel befinden, verfallen der Krone und werden den Dörfern je nach Bedürfniß zugetheilt. Wer an der Weisheit dieser Maßregeln zweifelt, wird verbrannt; wer sie verletzt, getödtet[2]).“ An derselben Klippe aber, an welcher alle früheren Reformpläne zu nichte wurden, scheiterte auch seine Verordnung. Die Reichen setzten derselben großen Widerstand entgegen, und da der neue Kaiser sah, daß er sich ohne dieselben nicht werde halten können, so gab er ihrem Drängen nach und hob nach dreijährigem Bestande seinen Erlaß wieder auf.

Nicht viel größeren Erfolg hatten die Reformen späterer Fürsten. Der erste Versuch ging von der Tsin-Dynastie (265 bis 419) aus, welche eine Art Klassen-Eintheilung dem neuen Agrargesetze zu Grunde legte. Die erste Klasse, welcher jeder arbeitsfähige Mann von 16 bis 60 Jahren angehörte, sollte 70 Mou und jede Frau 30 Mou, die zweite Klasse, welche einerseits aus Jünglingen von 13 bis 15 Jahren und andererseits aus Greisen von 61 bis 65 Jahren bestand, die Hälfte dessen bekommen, was der ersten Klasse zugesprochen wurde; die Fürsten und höheren Beamten sollten verhältnißmäßig mehr erhalten. Da aber diese Dynastie mit widrigen Verhältnissen zu kämpfen hatte, war es ihr unmöglich, den Reformplan im ganzen Reiche zu realisiren, die ganze Wirkung beschränkte sich auf einzelne Versuche, welche hie und da in geringem Maßstabe unternommen wurden.

Dagegen gelangte eine ähnliche Klasseneintheilung unter der fremden Eroberer-Dynastie Wei (386 bis 534) wenigstens im nördlichen China zur Durchführung. Diese Dynastie, welche im Norden Chinas ein selbständiges Reich

[1]) Gützlaff, Geschichte des chinesischen Reiches. S. 52.
[2]) Sacharoff, Ueber das Grundeigenthum in China. S. 9 fg.
[3]) Duncker, Geschichte des Alterthums. III, 368 fg.
[4]) Roscher, Nationalökonomik des Ackerbaues. S. 151. — Mommsen, Römische Geschichte. I, 266 fg.

[1]) Klaproth, Notice de l'Encyclopédie littéraire de Ma-touan-lin. Journ. As., p. 11.
[2]) Sacharoff, Ueber d. Grundeigenthum in China, S. 15, 16.

gründete, kämpfte mit zwei anderen südlichen Staaten um die Alleinherrschaft, und mußte daher vor allem trachten, durch eine Ordnung der Staatseinkünfte dieselben zu erhöhen und das Volk durch populäre Maßregeln für sich zu gewinnen. Im Jahre 485 wurde daher die folgende Güterordnung festgesetzt: Jeder erwachsene Mann im Alter 15 bis 60 Jahren erhielt 40 Mon Ackerfeld und außerdem jede Familie noch 20 Mon für Maulbeerpflanzungen und andere Nutzbäume. Minderjährige, Greise und Frauen bekamen dann, wenn sie ein Hauswesen für sich ausmachten, die Hälfte dieses Antheiles. Ebenso erhielten die Verwandten des kaiserlichen Hauses, die Fürsten sowie die Beamten ein ihrer Würde entsprechendes Grundstück, das in Fürstenfamilien vererbt wurde, dagegen bei Aemtern stets auf den Nachfolger in demselben überging. Um auch in aller Zukunft jeder Ungleichheit vorzubeugen, sollte, ähnlich wie bei den Juden in jedem Jubeljahre (49) und nach dem Jahre 622 v. Chr. in jedem Sabbathjahre (7) die soziale Ungleichheit wieder ausgeglichen werden [1]), auch in China im ersten Monate jeden Jahres eine neue Vertheilung vorgenommen werden. In äußerst vorsichtiger Weise aber umgingen die Wei-Fürsten die Klippe, an welcher die frühere Reform scheiterte. Kein Begüterter wurde zur Herausgabe seines illegalen Grundbesitzes gezwungen, es wurde ihm dagegen freigestellt, alles das, was er über das gesetzliche Maß besaß, zu veräußern, verboten wurde aber einerseits über die gesetzliche Grenze hinaus Grund und Boden zu erwerben, andererseits von der gesetzlichen Menge etwas zu veräußern. Auf diese Weise wurde wenigstens im Wei-Staate eine soziale Nivellirung angebahnt.

Dieses System wurde von der folgenden Sui-Dynastie (590—618), unter welcher wieder ganz China vereinigt wurde, beibehalten und von der Thang-Dynastie (618—907) mit geringer Modifikation auch im südlichen China zur Durchführung gebracht. Dieselben Ursachen aber erzeugten von neuem dieselben Wirkungen. Innere Kriege und Unruhen machten die gesetzliche Bestimmung, daß jeder sein Feld selbst zu bestellen habe, unmöglich, dadurch verarmte wieder eine Schichte der Bevölkerung, man war gezwungen, mit Umgehung des Gesetzes Land zu verpfänden oder zu verkaufen, was schließlich so allgemein wurde, daß die Regierung die Verpfändung und den Verkauf gesetzlich erlaubte, wodurch das ganze Vertheilungssystem wieder zusammenfiel. Aus dem Staatseigenthum wurde wieder Privatbesitz.

Dazu kamen übrigens auch noch neue Faktoren, welche auf die weitere Entwickelung der chinesischen Agrarpolitik bestimmend einwirkten. Wie im alten Athen [2]), galt auch in China nur der Grund und Boden als wirkliches Kapital und wurde demnach allein als Steuerobjekt behandelt. Als aber in den ersten Jahrhunderten nach Christus Gewerbe und Handel einen bedeutenden Aufschwung nahmen, gewahrten die chinesischen Staatsmänner, die der immer größer werdenden Geldnoth der Regierung abhelfen mußten, daß auch diese Faktoren der Volkswirthschaft sehr gut zur Besteuerung herangezogen werden können. Um nun aber ein möglichst einfaches und allgemein giltiges Steuersystem zu ermöglichen, wurden im Jahre 780 durch ein Gesetz alle bisherigen Beschränkungen der Landwirthschaft, des Gewerbes und des Handels fallen gelassen, und die Steuern nicht mehr nach der Arbeitskraft, dem Alter und dem Grundbesitze, sondern einfach nach dem Vermögen, dem Kapital bemessen, mochte dasselbe nun in Grundbesitz, Arbeitsmaterial, Waaren oder Geld bestehen; zu diesem Zwecke wurde das ganze Volk in neun Vermögensklassen eingetheilt. Also bereits im Jahre 780 n. Chr. kamen in China die Freiheiten zur Welt, welche sich Europa erst seit dem vorigen Jahrhundert erkämpft hat. Die Folgen blieben aber auch in China nicht aus. Der Großgrundbesitz fraß den kleinen auf, der Landbau wurde total vernachlässigt, weil der arme Bauer im Handwerker- oder Kaufmannstande eine bessere Existenz erblickte, aber auch hier fanden nicht alle ein entsprechendes Unterkommen: die soziale Frage war auch hier das Resultat. Die Regierung erließ wenigstens einige Bestimmungen zu Gunsten der Pächter, so durfte der Pachtzins im Verhältniß zum Ertrage nicht zu hoch bemessen sein, kein Pächter durfte vertrieben werden, so lange er seinen Verbindlichkeiten nachkam u. s. w. Diese sozialen Uebelstände blieben nicht ohne Rückwirkung auf den Staat. Binnen 53 Jahren (907—960) folgten sich fünf Dynastien auf dem chinesischen Thron; die mongolischen Völkerstämme im Norden erkannten die günstige Gelegenheit und fielen ins Land ein, welches nur einen ohnmächtigen Widerstand leisten konnte; und so kommt es, daß wir im Jahre 1280 einen Mongolenfürsten als Herrscher in China antreffen, dessen Dynastie (Juan) sich bis zum Jahre 1368 erhielt. Daß diese Dynastie für die chinesischen Verhältnisse kein Verständniß mitbrachte, läßt sich aus der nomadischen Lebensweise dieses Volkes leicht erklären; so erließ Kublai-Chan im Jahre 1230 eine Verordnung, daß in einem gewissen Umkreis um die Hauptstadt der Grund und Boden nicht angebaut werden dürfe, damit genügende Weideplätze für die zahlreichen Mongolenpferde da wären.

Doch hatte bereits vor dem Mongolen-Einfalle die Sung-Dynastie sich bemüht, die den Bauernstand ernstlich bedrohenden Gefahren zu beseitigen, und zu diesem Zwecke waren die leitenden Staatsmänner auf einen Gedanken verfallen, welcher nach der Vertreibung der Mongolen durch die Ming-Dynastie (1368—1644) wieder aufgenommen wurde. Es wurden nämlich die Kronländereien, welche der Regierung von ausgestorbenen Familien oder abgeurtheilten Verbrechern, aus unbebauten Fluß- und Seebezirken, ferner aus den den Buddha- und Tao-Priestern abgenommenen Grundstücken zufielen, nicht mehr an Arme vertheilt, weil sie ja dadurch wieder vom Großgrundbesitz verschlungen wurden, sondern nur verpachtet. Um diese Kronländereien rasch entsprechend auszudehnen, wurde gesetzlich verordnet, daß mit Ausnahme des Adels jeder das 100 Mon übersteigende Land gegen eine gewisse, im Verhältniß zum jährlichen Zins festgesetzte Entschädigung der Regierung zu überlassen hätte. Trotz des anfänglichen Widerstandes gelang die Maßregel, die Kronländereien erweiterten sich unter der Ming-Dynastie auf ein Siebentel der ganzen bebauten Fläche des Landes, und es wurde auf ihnen ein eigener selbständiger Bauernstand groß gezogen [1]).

Diese Verhältnisse erhielten sich auch unter der heutigen Taing-Dynastie, welche seit 1644 herrscht; eine gesunde Agrarpolitik war die hauptsächlichste Sorge eines jeden größeren Fürsten. So traf z. B. Kang-hi mehrere Maßregeln zum Schutze des kleineren Grundbesitzes [2]), und wenn auch sonst der Landbau ziemlich frei sich entwickelte, so erlangte er doch niemals die Freiheit — zu Grunde gehen zu dürfen.

Welche Ziele die heutige Agrarpolitik verfolgt, und wie die heutige Organisation der Landwirthschaft beschaffen ist, soll in einem zweiten Artikel auseinandergesetzt werden.

[1]) Duncker, Geschichte des Alterthums, I, 532.
[2]) Böckh, Staatshaushalt der Athener, S. 408, 635 fg., 645 fg.

[1]) Sacharoff, Ueber das Grundeigenthum, S. 26.
[2]) Mémoires conc. l'histoire de l'empire chinois. XI, 236.

Dieulafoy's Ausgrabungen in Susa.

Nach dem Französischen der Madame Jane Dieulafoy.

(Mit vier Abbildungen.)

IX.

Es war nicht länger möglich in Ungewißheit zu bleiben, Dieulafoy beauftragte daher Usta Hassan, einen letzten Versuch zu machen, von den Mauleseltreibern der Stadt Thiere zu leihen.

Zwei Tage später kam der brave Maurer mit bestürztem Gesicht zurück und berichtete, daß ein Beamter ihm mitgetheilt habe, der Divan würde den Franzosen, sobald ihre Mittel erschöpft wären, das Fortschaffen der ausgegrabenen Schätze verbieten.

Ein Bote des Gouverneurs, der mit Usta Hassan ankam, brachte vom trefflichen Doktor Tholozan einige liebenswürdige Zeilen und einen Brief vom französischen Bevollmächtigten. Letzteres Schreiben erinnerte kurz und bündig an den zwischen der französischen und persischen Regierung geschlossenen Vertrag und an dessen bevorstehende Verfallszeit. Wenn also der Transport nicht beschleunigt wurde, so war zu befürchten, daß die mit Frankreich eingegangenen Verpflichtungen unerfüllt blieben.

Dieulafoy sandte den Boten mit dem Gesuch an Mozaffer el-Molk zurück, die Fuhrwerke nicht aufzuhalten. Dann wurde einer der besten Arbeiter, Mirza, mit dem geheimen Auftrage nach der Stadt geschickt, den Seïd („Fürst“) Tscharwadar zur Förderung der Angelegenheit mit nach Susa zu bringen.

Schon am 1. Februar kam Mirza mit sehr schlechten Nachrichten zurück. Kaufleute, Priester und Ferasch hatten übereinstimmend erzählt, daß nach den aus Ispahan erhaltenen Verhaltungsmaßregeln, die Franzosen wohl gezwungen sein würden, ihre Kisten nach Teheran zu schaffen, damit Se. Majestät das Beste davon zurückbehalten könne.

Am 4. Februar erschien Seïd Ali, der verschuldete, jähzornige, rohe und halbnärrische König der Seïds, mit drei Tscharwadaren und elf starken Mauleseln. „Wir sind ihrer vierzehn“, sagte er. (S. Abbildung 1.) Sofort gab man sich der schweren Aufgabe hin die Maulesel zu Zugthieren „auszubilden“. Eifrig wurde auch an der Verpackung des Säulenkapitäls gearbeitet, worauf man einen Hebebaum errichtete.

Zwanzig Arbeiter unter Jean-Marie's Leitung gingen anfangs damit so ungeschickt um, daß Hebestange, Stein und Kiste sich in der Luft umdrehten und herabstürzten, zum Glück jedoch ohne jemand zu treffen.

Das Gepäck erhielt durch folgenden Zufall noch einen Zuwachs. Als Madame Dieulafoy eines Tages den prachtvollen vor kurzem ausgegrabenen Stier betrachtete, überzeugte sie sich zu ihrer großen Betrübniß nur von neuem von der Unmöglichkeit der Fortschaffung des Kolosses. In einem Anfall von Aerger schlug sie mit einem Hammer stark auf das Thier. Da löste sich plötzlich ein riesiger Block davon ab, daß die Umstehenden kaum rasch genug ihre Füße retten konnten.

Am 12. Februar erhielt Dieulafoy auf seinen Brief an Mozaffer el-Molk folgende Antwort:

„Die in Susa entdeckten Gegenstände sollen, gemäß einem Befehl aus Teheran, in Susa verbleiben, deshalb ist Maulthierbesitzern und Nomaden untersagt worden, den Christen Lastthiere zu leihen.“

Dieulafoy antwortete rasch und bestimmt:

„Die französische Regierung ist rechtmäßige Besitzerin von der Hälfte der ausgegrabenen Schätze. Ich verlange daher sofortige Theilung und werde den Gouverneur persönlich dafür verantwortlich machen, wenn durch seine Schuld der Transport bis zum Beginne der Wallfahrtszeit nicht beendet ist.“

Gleichzeitig benachrichtigte Dieulafoy den Hakem, daß nächstens sieben mit Steinen gefüllte Kisten nach Ahwas geschickt werden sollten.

Am 15. Februar kam Mirza Tagy zurück, schlug sein Zelt in der Nähe des Hauses auf und erklärte, daß er von Mozaffer el-Molk beauftragt sei, die Interessen Sr. Majestät wahrzunehmen.

Tagy ließ sich jedoch leicht bestechen und trat in den Dienst der Franzosen, indem er die Führung der Transportstücke übernahm, welche nicht für den Seïd Tscharwadar bestimmt waren. Er ritt nach der Stadt und versprach Kameele und Maulthiere mitzubringen.

Die ganze letzte Zeit hatte so große Anforderungen an die Kasse der Expedition gestellt, daß man gezwungen war, 100 Arbeiter fortzuschicken, um die täglichen Ausgaben dadurch zu verringern. Seit drei Tagen nun trieben sich die armen Arbeitlosen an den Gräben herum und baten unter Thränen um Beschäftigung, indem sie sich auch mit dem niedrigsten Lohne zufrieden geben wollten. Die Franzosen waren jedoch gezwungen sich unerbittlich zu zeigen, weshalb die meisten zu ihrem Stamme zurückkehrten. Nur zehn der beharrlichsten waren geblieben, in der Hoffnung, sich wieder Zutritt zur Arbeit verschaffen zu können.

Bei den fortgesetzten Ausgrabungen im Gange der Unsterblichen zeigten sich nach den Bogenschützen apokalyptische Thiere aus Terracotta, susianische Inschriften und zuletzt nichts weiter als Thonerde.

Vom 16. bis 20. Februar herrschte ununterbrochener Regen. Am 21. endlich zeigte sich aber die schon sehr heiße Sonne, welche außerordentlich rasch den Boden austrocknete. Es handelte sich jetzt darum, einen schon mit drei Kisten beladenen, tief eingesunkenen Karren in Bewegung zu setzen. Die Maulesel schlugen aus, wobei sie Menschen verletzten und das Geschirr zerrissen. Trotzdem aber 40 Arbeiter an den Rädern schoben, kam das Gefährt kaum 10 Schritt vorwärts. Die zu schwachen Felgen gruben tiefe Furchen. Man war also gezwungen, das Fahrzeug durch Wegnahme einiger Steine zu entlasten, worauf es sich schließlich in Bewegung setzte (S. Abbild. 3). Es hatte jedoch das Mißgeschick in eins der frischen Gräber am Danielsgrabe zu versinken, worauf unter den Arbeitern große Aufregung entstand, so daß Dieulafoy sich gezwungen sah, Gewalt zu gebrauchen.

Die eigentliche Abfahrt wurde auf den nächsten Tag festgesetzt.

Als Antwort auf seinen Brief erhielt Dieulafoy am 4. März vom Khan die Nachricht, daß dieser noch vor Beginn der Pilgerzeit am Danielsgrabe erscheinen werde und

bei dieser Gelegenheit die zwischen ihm und Dieulafoy schwebenden Streitigkeiten beizulegen gedenke.

Indessen trat unvermuthet Regen ein, so daß man am Worthalten des Khan schon zu zweifeln begann, als eines Morgens mehrere Ferasch ankamen, welche für Se. Excellenz Zelte aufschlagen sollten.

In der Zwischenzeit hatte auf Wunsch des Seïd Tscharwadar, der es nicht erwarten konnte, die andere Hälfte des Transportpreises einzustecken, der Karrenzug sich in Bewegung gesetzt.

Am 28. Februar gelang es nach furchtbaren Anstrengungen um den Tumulus herum zu kommen, am 1. März legte der Zug 1 km, am 2. 4 km zurück. Herr Houssay hatte die Leitung an Stelle des erkrankten Herrn Babin allein übernommen.

Eines Morgens umringten darauf die Arbeiter Madame

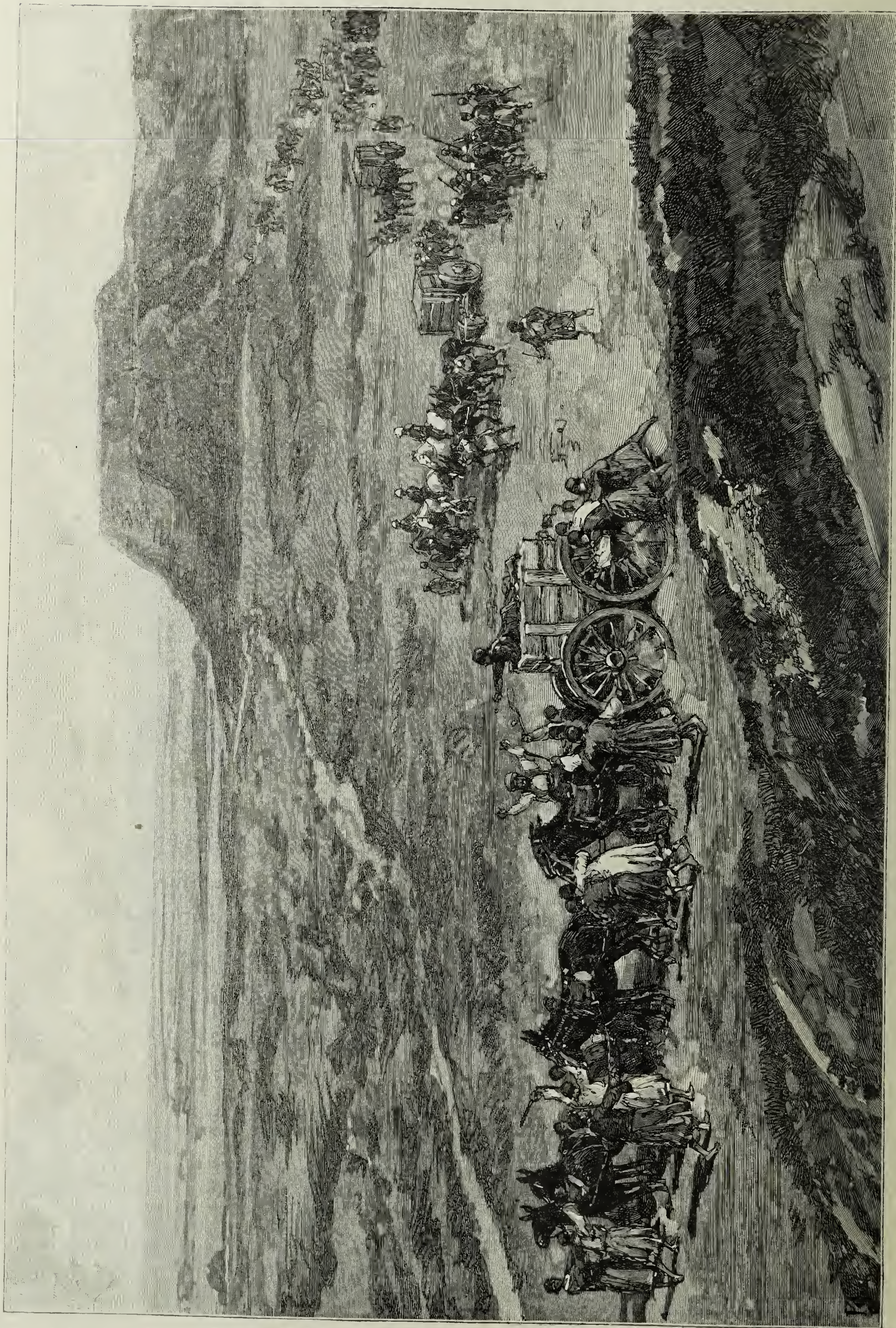


Tscharwadar.

Dieulafoy und meldeten, daß der Khan, vom Ordu begleitet, ankomme. Gleichzeitig schleppten sie Mehl und Kleidungsstücke herbei mit der Bitte, dieselben vor den Leuten des Hakem einzuschließen, auch sich ihrer Weiber anzunehmen, die in Gabr nicht sicher sein würden.

Die Sachen wurden eingeschlossen, die Weiber jedoch überließ man ihrem Schicksale, zumal diese wenig nach Schutz verlangten.

Als der Khan sein Zelt betreten hatte, ließ Dieulafoy ihn begrüßen und ihm seinen Besuch ansagen. Die auf die Stunde des Sonnenunterganges festgesetzte Zusammenkunft verlief ziemlich kühl. Am nächsten Tage, gegen die siebente Morgenstunde, machte der von mehreren Beamten begleitete Mozaffer el-Molk seinen Gegenbesuch. Madame Dieulafoy empfing sie im Hause, um sie bald vor die offenen Lattenkisten zu führen, welche die Bruchstücke des doppelköpfigen Stieres enthielten. Er durchschritt den Palast, wo es zehnmal mehr Steine gab, als die Franzosen im Stande waren hinwegzuführen. Als der Khan vor den 200 Kisten stand, welche den Fries der Bogenschützen und den Löwen-



Unterwegs nach dem Karun.

fries enthielten, erbot sich Dieulafoy, mehrere derselben öffnen zu lassen. Mozaffer el-Molk sah davon ab und begab sich wieder hinab zum Danielsgrabe, nachdem er die Franzosen zum Frühstück eingeladen hatte.

Wundervoller Sonnenschein vergoldete die Landschaft. Gegen Abend wurde ein Wettschießen vorgenommen, an welchem die Franzosen sich mit Karabinern betheiligten, während der Khan mit einer zwei Meter langen Entenflinte bewaffnet war.

Seine Abreise war auf 12 Uhr Mittags festgesetzt worden, vorher erging eine nochmalige Einladung an die Franzosen. Dieulafoy beschloß die noch immer schwebende Angelegenheit dabei zu erledigen und sagte zum Khan: „Excellenz sind davon unterrichtet, daß die Expedition am 1. April Susa verlassen muß, wie können wir aber unseren Verpflichtungen nachkommen, wenn wir weder Kameele noch Maulesel geliehen erhalten?"

Der Khan bestand jetzt auf Oeffnung der Kisten und Theilung der farbigen Steine durch das Loos.

Dieulafoy machte ihm hierauf den Vorschlag, die Hälfte der Kisten gegen Vergütung der Verpackungskosten zurückzulassen.

Der Khan ging jedoch darauf nicht ein. Indessen pflichtete er bald der Meinung Dieulafoy's bei, daß diese Trümmer Se. Majestät schließlich nur belästigen würden. Außerdem gab er zu verstehen, daß Se. Kaiserliche Hoheit, Zelle Sultan, eine gewisse Auszeichnung wünsche, welche die französische Regierung ihm noch immer nicht verliehen habe. Falls Dieulafoy ihm diese verspräche, würde er im Namen seines Herrn auf die schwierige und ermüdende Theilung verzichten.

Dieulafoy vermochte nun zwar kein Versprechen zu geben, versicherte aber, vom Edelsinn Zelle Sultans Bericht erstatten zu wollen, was gewiß dankbare Anerkennung finden würde.

Mozaffer el-Molk war hierauf wie umgewandelt, gab sofort Befehl, den Reisenden kein Hinderniß mehr in den Weg zu legen, ließ einen schönen Hengst vorführen und bat Dieulafoy, das Thier als Andenken an einen treuen Freund annehmen zu wollen. Ferner zog er aus seiner Reisetasche einen sehr großen, prachtvollen, als Ring gefaßten Brillanten heraus und bot ihn Madame Dieulafoy zum Geschenk an.



Transport des Gepäckes.

Beides wurde jedoch dankend zurückgewiesen.

Am Morgen des 6. März brachte man ein taubstummes Mädchen zur Französin. Die Mutter des Kindes erging sich in Schimpfreden auf die christliche Religion, als Madame Dieulafoy ihr erklärt hatte, der Taubstummen die Sprache nicht wiedergeben zu können.

Dann kamen die Eltern eines von einem tollen Schakal Gebissenen. Diese äußerten noch überspanntere Wünsche. Von einem Zauberer hatten sie gehört, daß die Französin einen kostbaren Talisman am Finger trage, und wer in diesen beiße, indem er die Haut des Fingers berühre, werde von jeder Krankheit gesunden, selbst wenn diese tödtlich sei.

Außerdem fiel Madame Dieulafoy an dem Tage die Führung des Haushaltes zu. Sie hatte über sieben Franken und einen kleinen Korb voll Zwiebeln zu verfügen. Mahmud, der bisherige Koch, hatte sich, nachdem er in ihrem Dienste reich geworden, unehrerbietig gegen Herrn Houssay gezeigt und war daher entlassen worden. Er bat um Wiederanstellung, nachdem die Ferasch des Gouverneurs, denen er sein im Danielsgrabe verstecktes Vermögen verrathen, ihm seinen ganzen Besitz von 600 Franks gestohlen hatten. In Abwesenheit Herrn Houssay's konnte er unmöglich wieder angestellt werden. Um Mahmud zu ersetzen, versammelten sich alle Arbeiter und erwählten selbst einen unter sich zum Koch, worauf dieser, stolz auf seinen Ehrenposten, sein Amt sofort antrat.

Jean-Marie, der Herrn Houssay bis an den Schawur begleitet hatte, kehrte am 8. März zurück und berichtete, daß der Furth nach drei furchtbar angestrengten Tagen überschritten worden war.

Dieulafoy faßte nun den Beschluß, dem Gouverneur einen Gegenbesuch abzustatten. Es war zum ersten Mal, daß er und seine Frau das Lager verließen, weshalb es nicht ohne Besorgniß geschah. Nachdem an den Ufern des Ab-Disful gefrühstückt worden war, ging es in feierlichem Zuge weiter. Mirza Tagny, Msaud und vier von Abbas — dem Vertrauensmanne Papi-Khans — befehligte Reiter bildeten das Geleit.

Endlich zeigten sich die Häuser der Stadt, die Sassanidenbrücke und das Schloß von Kusch. Die vor dem Schlosse aufgeschlagenen Zelte bildeten eine lange Doppelreihe. Ernst und gemessenen Schrittes betraten die Reisenden die Stadt. In vollem Laufe kam der Hakem Baschy des Gouverneurs ihnen entgegen, mit der Meldung, daß der Khan auf der Jagd sei, am Abend jedoch zurückkehren werde. Er bat die Fremden, so lange in seiner Behausung zu warten.

Bei Anbruch der Nacht kam der Khan zurück. Gegen 10 Uhr wurde das Gespräch mit ihm durch das Hereinbringen verschiedener, mit viel Kunst zusammengestellter, persischer Gerichte, wie Tschelan, Pilau, Kebab und anderer unterbrochen. Mit Wasser verdünntes Rosenwasser diente als Getränk. Nach der Mahlzeit richtete der Khan einige wohlgesetzte Redensarten an seine Gäste, worauf diesen vier Ferasch in das für sie bestimmte Gemach voranleuchteten.

Ganze Heere unangenehmster Insekten trieben die Fremden noch vor Tagesanbruch heraus auf den Hof. Am Morgen besuchten sie dann noch den Scheikh Taher, bei welcher Gelegenheit sie einen schwachen Begriff von den Schwierigkeiten erhielten, mit welchen die Beförderung der Karren durch die Stadt verknüpft war. Um zu dem Hause Taher's zu gelangen, mußten die Reisenden durch ein stark bewohntes Stadtviertel und über den Marktplatz, wobei ihnen etwa 20 Ferasche vorangingen. Bald sahen sie sich von einem Schwarme Gassenjungen umringt, welche unter Schimpfreden, wie „Christenhunde, Talismanräuber u. s. w.“,



Am Karun.

und unter Steinwürfen sich an die Fersen der Fremden hefteten; besonders gereizt mochte das Volk wohl durch das Vorangehen der Polizeimannschaft werden. Diese sah sich gezwungen, mit Stöcken gewaltsam Bahn zu brechen. Der aufgeregte Pöbel beruhigte sich jedoch sofort, als er sah, daß die Franzosen das Haus des Scheikh betraten; und als sie es wieder verließen, blieb Alles ruhig.

Der Khan war übrigens ein ganz unvergleichlicher Richter. — Scheikh Ali's Neffe hatte seinem Vater drei Büffel gestohlen und dieselben verkauft. Der Bestohlene kam zu Mozaffer el-Molk und bat ihn darum, die Thiere, welche ein Stadtbewohner gegen alles Recht gekauft hatte, ihm wieder ausliefern zu lassen.

Nachdem der Khan sowohl den Kläger als auch den Angeklagten verhört hatte, that er folgenden Richterspruch: „Der Käufer hat die Büffel an ihn, Mozaffer el-Molk, auszuliefern. Der Dieb hat den erzielten Erlös, nämlich 200 Kran, an ihn, Mozaffer el-Molk, zu zahlen. Dafür soll es dem unglücklichen Greise aber gestattet sein, seinem Sohne die gesetzlichen 20 Stockschläge auf die Fußsohlen geben zu lassen.“

Auf dem Rückwege nach Susa hatte Dieulafoy auf Herrn Houssay zu stoßen gehofft, welcher nach Aussage der Araber von Ahwas unterwegs war. Aber erst am nächsten Tage, den 15. März, kam Herr Houssay mit seinen Karren zurück. Trotz unsäglicher Schwierigkeiten und wiederholter Angriffe seitens der Nomaden war es ihm gelungen, die drei ersten Kisten glücklich an ihren Bestimmungsort zu bringen.

Der Palast war nunmehr vollständig bloß gelegt worden, der Fries der Unsterblichen schon lange eingepackt und

der Abriß der Befestigung zu zwei Dritteln des Umfanges aufgenommen. Einige Hundert (und dazu noch jedenfalls gefälschte) Kran bildeten aber die letzte Hilfsquelle der Reisenden. Durch ein neues Schreiben aus Teheran wurde ihnen auch dringlich befohlen, Susa zu verlassen und gleichzeitig mitgetheilt, daß das Schiff Sane unterwegs sei, um die Reisenden zurück nach ihrer Heimath zu bringen.

Andererseits wieder bedurften die theils wunden, theils lahmen Maulesel dringend der Ruhe. — Unter diesen kläglichen Umständen konnte das Säulenkapitäl vor drei Monaten kaum Ahwas erreichen. Man hatte obendrein nur noch auf 14 Tage Lebensmittel.

Daher wurden folgende Beschlüsse gefaßt:

Dieulafoy sollte mit seiner Gattin die Unsterblichen und die Löwen, d. h. alle nicht mehr als 75 kg wiegenden Gepäckstücke, an die Küste führen.

In Bassorah angekommen, sollten sie sich mit dem Kapitän des „Sané" in Verbindung setzen und eine Anleihe machen, die es ihnen ermöglichte, den Transport zu Ende zu führen. Dann sollten Schiffer aufgesucht und nach Kalai-Bender mitgenommen werden, wohin die Herren Babin und Houssay nach und nach die Stierbruchstücke befördern sollten.

Am 26. März waren vier Karren unter der Aufsicht des Herrn Babin unterwegs nach Kalai-Bender. Der Ab-Disful sollte um jeden Preis befahren werden.

Die Gesandtschaft theilte Dieulafoy durch einen neuen Boten aus Teheran mit, daß sie am Quai von Orsay angefragt und den Befehl erhalten habe, die Reisenden bis zum Verlassen des persischen Gebietes auf diplomatische Weise zu unterstützen.

Stolz auf ihre reichen Erfolge verließ die Expedition also am 29. März Susa.

Am 31. März stieß die Karawane unterwegs auf Herrn Babin und seine Karren. Im Verlaufe von acht Tagen war die beschwerliche Ueberfahrt glücklich bewerkstelligt, und man hoffte in einem Monat sämmtliche Steine ans Ufer des Ab-Disful zu befördern.

Am 1. April hatten die Reisenden bei Bende-Scheikh glücklich den Schawur überschritten, worauf sie sich lagerten. In der Ferne war das vor Kalai-Bender gelegene Lager des Seïd Ahmed zu sehen, wohin von tollen Schakalen Gebissene zu pilgern pflegen.

Madame Dieulafoy notirte hier einige Liederstrophen, welche die Wächter des Lagers in der Nacht aus dem Stegreif sangen:

„Als ich jung war, kannte ich die Sorge noch nicht; ich wußte nichts davon, daß es Sorgen giebt, oder achtete mein Herz ihrer nicht.

Wenn die Franken, welche nicht stehlen, welche nicht schlagen, nach Susa kämen, so würden die Nomaden Häuser um ihren Palast bauen, und das Land würde blühen.

Wenn die Franken, welche nicht stehlen, welche nicht schlagen, nach Susa kämen, so würde man das Land bebauen und gewänne eine Menge goldner Aehren, Stuten, Büffel und Schafe. Niemand würde diese mehr rauben, und das Volk könnte glücklich leben.

Wenn ein Mann vier Kran besitzt, so befiehlt ihm der Gouverneur: „Gieb mir fünf Kran." Und der Unglückliche stirbt kraft- und muthlos den Hungertod.

Setzte der König sich an das Feuer der Tscharwadars, so würde ich ihm sagen: Sultan, Allah wird einst von Dir Rechenschaft fordern für alle Verbrechen, die unter Deiner Regierung begangen worden sind. Dein Schlaf muß tief und fest sein, daß es den Klagen Deiner Knechte nicht gelingt, Dich aufzuwecken."

Am 2. April ging die Karawane mitten durch das Lager des Khassere-Stammes, der aus lauter gewerbsmäßigen Dieben besteht. Als man daselbst nicht abließ, Jakob nach dem Inhalt der Kisten zu fragen, antwortete dieser: „Wir führen Flinten mit uns, welche für das Heer des Schachs Zade bestimmt sind."

Am 3. April lagerte man nochmals am Ufer des Schawur. Ein am jenseitigen Ufer lagernder Stamm schwamm herbei, um die Reisenden aus nächster Nähe betrachten zu können. Gegen 200 Nomaden, Männer, Weiber und Gruppen nackter Kinder umringten die Fremden und versicherten, „sie hätten niemals so weiße und so gut gekleidete Menschen gesehen".

Am 4. April zog die Karawane durch den verrufensten Theil der Wüste. In einer Entfernung von 500 m brauste die Kercha dahin, und am jenseitigen Ufer lag die Türkei, wohin die Araber fliehen, um dem Strafrecht zu entgehen. Da leben Räuber — Gesinnungsverwandte des Stammes von Menschet.

Der Anführer der Karawane, Baker, schlug hier das Zelt auf und trieb die Thiere zur Tränke nach einer Flußbucht, die hinter Weiden versteckt lag. Dann wurden rings um das Lager die Kisten als Schutzmauern aufgestellt.

Die Nacht war ohne Mondschein, vier Eseltreiber hielten Wache. Gegen 11 Uhr wurde Lärm geschlagen. Dieulafoy feuerte Revolver- und Karabinerschüsse nach der von den Wächtern angegebenen Richtung hin ab, während seine Frau rasch die Waffen von neuem lud. Zwischen dem dritten und vierten Schuß hörten sie den Ruf: „Macht Euch davon, es sind die Franken!" Darauf bewegte sich das hohe Schilf, später blieb alles ruhig.

Den ganzen nächsten Tag zog die Karawane durch einen Wald von baumartigen Disteln. Die Hitze war unerträglich, und dazu noch die Moskitos! Trotzdem mußte ein rascher Schritt innegehalten werden; denn in dem Dickicht war man vor Ueberfällen nicht sicher. Einer von den Leuten der Karawane, der sich für einen Augenblick vom Zuge entfernt hatte, kam athemlos, völlig entkleidet und mit blutüberströmtem Gesicht nachgestürzt mit dem Ausruf: „Die Araber, die Araber!" und auf das von der Karawane abgegebene Feuer antworteten etwa 26 Flintenschüsse der Feinde. Zum Glück treffen die Waffen der Araber weder weit noch richtig. Wenn aber einst die Nomaden die von den Engländern in Türkisch-Asien eingeführten Remington-Gewehre besitzen werden, dann wird es fast unmöglich sein, Persien zu bereisen. Drei Stunden vor Sonnenuntergang verließ die Karawane den Distelwald und gelangte in eine Ebene, die leicht zu übersehen war.

Die Nacht zum 6. April verging ruhig, doch war die Wache verdoppelt worden, und man gab von Stunde zu Stunde einige Schüsse ab.

Beim Morgengrauen wurde wieder aufgebrochen, und man stieß auf zwei bis auf die Zähne bewaffnete Araber. Als diese sich entfernt hatten, näherte sich Baker Madame Dieulafoy und sagte: „Diese Räuber leben von Disteln, wie mein Esel; sie weiden das dürr gewordene Gras an den Wegrändern ab. Die Strohmatten in ihrem Lager dienen ihnen als Häuser. Wie soll man aber mit Leuten kämpfen, die keine beständige Wohnung haben, keinen Ackerbau treiben und Gras essen? Was Wunder, wenn sie uns mit Leichtigkeit unterwerfen."

In der Folge zog die Karawane durch das Lager eines wilden vom Scheikh Melahye befehligten Volksstammes, und wurde von den fast völlig nackten Männern, die mit Lanzen bewaffnet waren, unter Drohungen verfolgt.

„Baker, was ist in Deinen Kisten?" schrieen sie.

„Rohe und gebrannte Ziegel, und außerdem Steine, die aber nichts taugen, weil sie zerbrochen sind."

„Baker, Du Talismanräuber, halt an, laß die Franken absteigen. Es sind Zauberer, und wir dürfen nicht zugeben, daß sie ihre Reise fortsetzen."

Baker sorgte indeß, daß das Vieh eng zusammengetrieben wurde, und dicht zusammengedrängt schritt die Karawane vorwärts. Unglücklicher Weise stürzte dabei ein Thier, und die Araber fielen sofort über die zu Hilfe herbeigeeilten Treiber her, um dieselben ihrer Kleidung zu berauben. Dieulafoy's Revolverschüsse verscheuchten sie jedoch, und ein von den Räubern abgefeuerter Pistolenschuß traf zum Glück nur die Latte einer Kiste. Beim Weiterziehen wurde die Karawane aber von den Nomaden verfolgt, die mit geübter Hand Steine auf sie schleuderten, so daß Dieulafoy am Kopfe und Madame Dieulafoy an der Schulter getroffen wurde. Endlich riß den Reisenden die Geduld, und sie griffen den Feind energisch an, worauf dieser, die Lanzen wegwerfend, schleunigst das Hasenpanier ergriff.

Der ausgetretene Karun zwang die Karawane, die Richtung nach Dscheria und Ahwas aufzugeben und diejenige von Hawiseh einzuschlagen. Wolkenartige Moskitoschwärme ohne Ende verfolgten sie auch hierbei, und die Hitze war unerträglich drückend und feucht. Endlich rief Baker aus: „Wir sind gerettet, hier ist der Baum, unter dem ich geboren wurde, das ist das Land meiner Väter. Früher durchzogen zahlreiche persische Stämme diese Gegend, heute giebt es nicht einmal Schakale hier, und die Stämme sind alle nach der Türkei gezogen."

„So giebt es keine Diebe im Lande Deiner Väter?" fragte Dieulafoy.

„Oh, doch, aber ich kenne sie alle."

„Wie weit ist es noch bis Dscheria?"

„Vier Meilen."

„Da können wir noch hingelangen."

„Unmöglich", sagte Baker, „es wird zu spät, und dazu noch die Diebe!"

„Aber Du kennst sie ja alle."

„Am Tage, aber nicht in der Nacht. Wäre ich da auch nur im Stande, meinen Vater von meiner Mutter zu unterscheiden?"

Am 8. April wurde an einem Felsenvorsprunge gelagert. Die Ebene war wüst und leer, ohne allen Pflanzenwuchs. Da zeigten sich in der Ferne abermals Feinde. Rasch trieb man die Thiere hinter die Kisten. Dieulafoy gab zwei Karabinerschüsse ab, und sofort hielt der Feind an; es waren gegen 60 berittene Nomaden, darunter auch Weiber. Baker verhandelte mit ihnen, und theilte darauf Madame Dieulafoy mit, daß der Scheikh sie zu sprechen wünsche; er rieth ihr, demselben zu verstehen zu geben, daß im Zelt noch zwölf Franken schliefen. Man näherte sich also auf sieben bis acht Meter Entfernung den Nomaden. Einer von ihnen bat um ein Heilmittel für seine kranken Augen, ein anderer wollte einen Talisman haben, der ihm die Liebe eines jungen Mädchens verschaffen sollte, ein dritter fragte, wo seine beiden Büffel, die man ihm vorige Woche gestohlen hatte, versteckt wären. Bei hereinbrechender Nacht veranlaßte Dieulafoy die Araber, sich zurückzuziehen, nachdem sie schwefelsaures Eisen, schwefelsaure Soda und einen mit dem Namenszuge der Madame Dieulafoy versehenen Ring erhalten hatten.

Am 10. April erreichte die Karawane das am Ufer des Karun gelegene Dorf Dscheria. Hier wurde ein großes Segelboot („Kachti") gemiethet, und nachdem man dasselbe beladen, wurde sofort aufgebrochen. (S. Abbildung 4.) Von Mohammerah, wo man am 12. April ankam, reiste man ebenfalls ohne Aufenthalt nach Felieh weiter. Nachdem Dieulafoy dem dortigen Scheikh M'sel Bericht erstattet hatte, ließ dieser sämmtliche Schiffer kommen. Anfangs weigerten sie sich einstimmig, bis Kalai-Bender zu fahren. Schließlich erklärte aber ein kühner Schiffseigner sich dazu bereit, doch nur gegen eine Vergütung von 4000 Franks für das Belem (und es waren deren sechs nöthig). Auch wollte er keine Verantwortung für Erreichung des Zieles übernehmen.

Sieben Stunden später gelangte man nach Bassorah. Hier traf die Reisenden die schlimme Nachricht, daß der „Sané" die Klippenreihe von Fao nicht zu passiren wage und in Buschir bleibe. Ein böses Schicksal schien auch die französischen Boten zu verfolgen. Einer, der von Susa kam, unterlag beinahe einer sich unfreiwillig zugezogenen Wunde, der andere, nach Bassorah geschickte, war von einem Löwen ereilt worden und verdankte seine Rettung nur dem Karun, in den er sich gestürzt hatte, und wohin die Bestie ihm nicht gefolgt war.

Am Abend des 21. April wurde eine Anleihe gemacht und das noch übrige Geld in persische Münze umgewechselt, worauf man zurück nach Felieh fuhr. Jetzt konnte nur Scheikh M'sel noch helfen. Als man ihm berichtet, daß in Güte mit den Schiffern nichts auszurichten sei, ließ er den Befehlshaber seiner Marine, einen prächtigen Schwarzen, kommen und befahl ihm, sechs Boote auszurüsten und zu deren Führung 24 starke und muthige Neger zu bestimmen. Als Lohn hatte er 300 Franks für das Boot festgesetzt.

Am nächsten Tag wurde nach Bassorah zurückgefahren, um daselbst ein Telegramm an den Kommandanten des „Sané" abzugeben, damit dieser etwa 20 Tage noch warten solle.

Die Fahrt auf dem Karun war geradezu entsetzlich, die Hitze stieg bis zu 59 und 67 Grad, und Madame Dieulafoy erkrankte heftig infolge der Strapazen.

Eine Strecke vor Ahwas verließen die Reisenden die Belem, um Ahwas zu Pferd zu erreichen, während die Schiffer die Höllenqualen auf dem Karun noch zwei Tage lang zu ertragen hatten.

Nach drei Tagen kam Madame Dieulafoy im Hause des Scheikh endlich wieder zum Bewußtsein.

Inzwischen näherten sich auch die Boote Kalai-Bender, und eines Tages erschien jenseits des Flusses Herr Babin. Zwei Tage später kamen Herr Houssay und Jean-Marie mit den sechs Belem an, welche die Stierbruchstücke brachten. Beide hatten freilich durch Fieber und Erschöpfung so furchtbar gelitten, daß sie in 14 Tagen um 10 Jahre gealtert waren. Die vorher so stattlichen Neger sahen jetzt mager und elend aus. Die kleine Flotte brauchte acht Tage, um von Ahwas durch die Wirbel und Strudel hindurchzugelangen.

Mozaffer el-Molk war inzwischen durch einen offenen Aufstand gezwungen worden, Disful und Schuster zu verlassen und war nach Ahwas gekommen, um einige Zeit bei Scheikh M'sel zu bleiben. Der Khan hatte seine Kanonen mitgeführt. Dieulafoy ging zu ihm und bat noch einmal, ihm Pferde und Artilleristen zu leihen. Der Khan ging darauf ein, unter der Bedingung, daß Herr Babin seine Leute begleite und alle nach erfolgter Einschiffung nicht mehr gebrauchten Sachen, wie Karren, Geschirr, Federn, Papiere, Bleistifte u. s. w. ihm überlassen würden.

Zehn Tage später legte der „Sané" vor der Sandbank von Fao (bei Buschir) an, worauf die 327 Kisten und 45 Tonnen sonstiges Gepäck aufgeladen wurden. Hatten die Reisenden der Großmuth des Königs und der seines Sohnes, Zelle Sultan, es zu verdanken, daß von einer Theilung der Funde abgesehen worden war, so wäre ohne die beständige Hilfe des Scheikh M'sel das Kapitäl vom Palast des Artaxerxes doch wohl in Kalai-Bender zurückgeblieben.

H. Z.

Deutsch-Witu-Land.

Von Lieutenant A. R. Schmidt.

(Fortsetzung.)

An das Witu-Land grenzen im Norden die Waboni, welche die Suaheli von den Somali trennen, und im Nordwesten und Westen die Galla (und zwar zunächst die Bararetta-Galla); die den Waboni sehr ähnelnden Watua leben zerstreut zwischen den anderen Völkerstämmen, ihre Wohnsitze häufig wechselnd. Es ist aber hervorzuheben, daß sich in den letzten Jahrzehnten und ganz besonders in den letzten Jahren die Grenzen der einzelnen Völkerstämme sehr verschoben haben, und eigentlich mit jedem Jahre immer mehr verschieben — regelmäßig zu Gunsten der Somali, welche in glücklichen Kämpfen gegen die Galla ihr Gebiet wenigstens an und in der Nähe der Küste immer mehr nach Süden erweitern. Die aufgezählten Stämme gehören übrigens im Gegensatze zu den anderen centralafrikanischen Völkerschaften nicht der Bantu-Familie an, sondern sie haben viel semitisches Blut in sich und gewannen ihre Eigenart durch Einwanderung und Beimischung asiatischer Stämme. Die Waboni leben, wie erwähnt, im Norden des Sultanats Witu und dehnen sich daselbst der Breite nach etwa drei Tagereisen nördlich aus; außerdem leben kleinere Waboni-Banden gleich den Watua auch im Süden unter anderen Völkern zerstreut; das Gros indeß treffen wir in der bezeichneten Gegend.

Die Waboni sind mittelgroß, mit meist ziemlich heller Gesichtsfarbe und feinen Zügen, und in der Regel ohne Bart, wogegen die ihnen sonst sehr ähnlichen Watua dunkler sind. Der Sultan Achmed besitzt in Katana, im Waboni-Lande, einen festen Stützpunkt mit einem eigenen Statthalter und kleiner Besatzung. Die Waboni selbst leben in kleinen Dörfern in den Wäldern zerstreut, wo sie ihrer Hauptbeschäftigung, der Jagd nachgehen, die sie durch Schießen mit stark vergifteten Pfeilen und durch Fallenstellen betreiben. Haben die Waboni durch Pfeilschüsse ein Stück Wild erlegt, so springen sie schleunigst herbei, schneiden im großen Umkreise um den Einschuß ein Stück Fleisch mit dem vergifteten Pfeile heraus und genießen dann das übrige unbeschadet. Sie nähren sich ausschließlich von Fleisch. Sie unternehmen auch häufig Jagdzüge nach dem Inneren, besonders zum Zwecke der Elephantenjagd; gegen das mitgebrachte Elfenbein tauschen sie von den Gallas Vieh ein, das sie augenblicklich schlachten. Obgleich sonst zurückhaltend und schüchtern in ihrem Auftreten, sind sie doch, oder richtiger gesagt, waren sie doch sehr gefürchtete Sklavenjäger. Sie lauerten den Passanten in ihrem Lande auf, fingen diese ein und verhandelten sie den Somalis ebenfalls gegen Vieh. Im Witu-Lande bewohnten sie den kleinen, aus mehreren Hütten bestehenden Ort Utwani, der jedoch jetzt von ihnen verlassen ist. Unter einander halten die Waboni wenig zusammen; sie leben entweder in kleinen Ortschaften, wo sie dann die Autorität eines Mse (Aeltesten) wohl anerkennen, diesem jedoch keine besondere Macht einräumen; oder sie leben in Familien (ein Mann mit einer Frau und Kindern, da bei ihnen Monogamie herrscht) in den Wäldern, wo die Jagd gerade am ergiebigsten ist. Diejenigen, welche einen Büffel erlegten, tragen das Haar in einem kleinen geflochtenen Zopfe nach vornübergelegt, als besondere Auszeichnung; bei den übrigen ist die Haartracht beliebig, meistens tragen sie den Kopf ebenso wie das Gesicht kahl rasirt. Bekleidet sind sie nur mit einem Lendentuche oder mit Fellen. Schmuck fand ich bei ihnen gar nicht. Ihre Bewaffnung besteht ausschließlich in Bogen und stark vergifteten Pfeilen sowie in beliebigen Messern. Auf meine Erkundigungen — bei den Suaheli — nach der Religion der Waboni, erhielt ich die Auskunft, sie leben in den Tag hinein und glauben an gar nichts, was wohl aber im vollen Umfange nicht anzunehmen ist. Ueber ihre Sprache sagen die Suaheli: die Waboni haben eine Sprache wie die Vögel, die versteht kein Mensch.

Am nächsten verwandt scheint ihre Sprache der Gallasprache; die Verständigung mit ihnen erfolgte stets in recht mangelhafter Weise in der Suahelisprache, von welcher die meisten Waboni das Nothwendigste kennen. Als Beispiel lasse ich im Nachstehenden die Zahlen von 1 bis 10 in der arabischen, Galla- und Wabonisprache folgen, da sich hier zu einem Vergleiche Anhaltspunkte finden:

Arabisch.	Galla.	Waboni.
wahet	tako	halola
thenän	lama	loa
thelata	szedi	szedä
aroba	afori	haffer
chamsa	schani	schanna
sita	djah	leha
sabba	tenba	dedoe
themanja	szedieti	szijäde
tisa	szagali	szagala
aschara	kudeta	tamana

Die Waboni erkennen im Allgemeinen die Oberhoheit des Witu-Sultans an und haben diesem auch vielfach, besonders gegen die Araber, Heerfolge geleistet; indeß sind sie nicht zuverlässig und haben auch vielfach, wenn es ihr Vortheil erheischte, den Somali, denen sie häufig als Wegweiser bei Unternehmungen gegen Witu dienten, Vorschub geleistet; denn als vollständig besitzlos, haben die Waboni von der Raubsucht der Somali nichts zu befürchten, wiewohl auch unter ihnen als unter Ungläubigen die fanatischen Somali mehrfach schon ihre Mordlust gesättigt haben; ebenso häufig aber haben sie auch an dem Raube jener wegen geleisteter Dienste Antheil erhalten.

Die Galla, von den Suaheli Wakatua genannt, sind, wie die Somali, in der Regel hochgewachsene, schlanke Gestalten mit regelmäßigen, nach europäischen Begriffen zum Theil auffallend hübschen Gesichtern, mit feinen Zügen, durchaus kaukasischer Mund-, Nasen- und Kinnpartie und dünnen Armen und Beinen, was sie besonders, wenn auch nicht zu angestrengter Arbeit, so doch zum anhaltenden Wandern und Ertragen von Hunger, Durst und Strapazen befähigt. Die Galla haben im Vergleich zu den Somali dunklere Hautfarbe und stärkeren Bartwuchs, und scheinen außerdem schon etwas mehr mit reinen Negern vermischt zu sein, als die Somali, vor denen sie sich durch Unreinlichkeit auszeichnen, indem sie die Pflege des Körpers, welche ihren mohammedanischen Rivalen die Religion zur Pflicht macht, vollständig vernachlässigen. Das letztere fällt besonders beim

weiblichen Geschlecht recht unangenehm auf, indem außer dem üblen Geruch die wild sich sträubenden, ungekämmten Haare (denn diese Stämme haben bekanntlich kein Wollhaar) der sonst in ihrer Jugend meist sehr hübschen Mädchen abstoßend wirken; auch verblühen die Gallafrauen in der Regel schnell, wahrscheinlich in Folge der verhältnißmäßig vielen Arbeit, die ihnen allein — wenigstens bei den Bararetta-Galla — obliegt. Das weibliche Geschlecht hat die Häuser (runde aus Stroh geflochtene Hütten mit Dach) zu bauen, das primitive Hausgeräth anzufertigen, die Kühe zu melken und die Kinder zu erziehen. Letztere befinden sich so unter strenger Aufsicht und in strammer Zucht, werden aber von ihren Müttern — im Gegensatz zu vielen anderen Stämmen — sehr geliebt, wie denn auch die Zahl der Kinder bei den in Monogamie lebenden Galla in der Regel eine größere ist.

Die Bekleidung der Galla besteht aus einem reichlichen Umwurf von Merikani unter den Schultern hinweg; theilweise freilich, besonders in schlechten Zeiten, treten an Stelle dieser Bekleidung Felle — namentlich vielfach bei den Frauen; den Borani-Galla dienen meist selbstgewebte Zeuge zur Bekleidung. Stets sind die Galla, besonders die Weiber, reichlich mit Schmuck behangen; um den Hals tragen sie mehrere Kupferketten, mit den verschiedensten Schmuckgegenständen, ebenso um das Handgelenk; die Weiber tragen außerdem noch eine Unmasse von Kupferringen am ganzen Ober- und Unterarme. Die Gallakrieger haben an einem Finger der rechten Hand einen einige Centimeter hervorragenden ziemlich breiten messingenen Streitring, der ihren Schlägen ungeheure Kraft verleiht. Im übrigen bilden Speere mit langen Eisenspitzen, sowie bei den Bararetta ein unschönes meist im Handel bezogenes, bei den Borani aber ein eigenartiges, selbstgeschmiedetes Messer im Gürtel ihre Ausrüstung.

Die als Sklaven der Somali dienenden Galla werden von diesen vorzüglich als Hirten ihrer Rinderheerden, sowie zum Melken, Buttermachen u. dergl. verwandt, und wie mir ein entlaufener Sklave selbst sagte, im Ganzen gut behandelt, so daß sie sich in der Regel, obgleich sie die Freiheit lieben, über ihr Loos trösten.

Die Tugendhaftigkeit der Gallafrauen ist rühmenswerth; man findet sehr seltene Ausnahmen hiervon, und diese meist nur an der Küste und in Lamu, bei in die Sklaverei verkauften und hier verdorbenen weiblichen Angehörigen des Gallastammes; auch wachen die Galla eifersüchtig über ihre Frauen und scheinen Fremden gegenüber argwöhnisch zu sein. Die gleiche Tugendhaftigkeit ist dem männlichen Geschlecht nicht nachzusagen, obgleich sie die eheliche Treue im allgemeinen nicht brechen; es wird ihnen ein ins Gebiet der Sodomie schlagender Fehler nachgeredet, ob mit Grund, entzieht sich meiner Beurtheilung.

Die Galla zeigen sich geneigt zum Genuß geistiger Getränke, und ich habe öfters Betrunkene gesehen, die beim Genuß des tembo mkali zu tief in die Kalabasse geschaut hatten. Den Tabak rauchen sie nur mit Maß; indeß ist es bei Besuchen von Galla das erste, sich Tabak und süßes Wasser anzubieten.

Die Galla zeigen sich bei der geringsten Gelegenheit sehr aufbrausend, doch ist der Groll nicht nachhaltig; im übrigen sind sie Geschenken sehr zugänglich.

Sie wohnen in Dörfern, welche aus primitiven Hütten bestehen, die sie aber zugleich mit den Weideplätzen ihrer früher besonders zahlreichen, jetzt sehr verringerten Viehheerden häufig wechseln. Auch legen sie — wenigstens die Bararetta — aus Furcht vor den Somali, die dem Lauf der Flüsse folgen, ihre Dörfer nicht mehr gern an Flüssen an; das Vieh ist während der Nacht auf umfenztem Terrain untergebracht, scheint sich aber trotz mangelhafter Pflege gut zu halten. Besonders nach den Regenzeiten, wo die Elephanten sich näher nach der Küste heranziehen, unternehmen die Bararetta, welche sonst die Jagd jetzt nicht mehr mit großem Eifer betreiben, Jagdzüge nach den dann die Elephanten bergenden Wäldern hin. Was die Religion der Galla anlangt, so leben sie eigentlich in Monotheismus; über diesen Punkt hat vornehmlich der englische Missionär Wakefield schätzenswerthe Aufschlüsse gegeben. Die Galla glauben an Waka, den sie mit dem Monde in Verbindung bringen, als Hauptgott, verehren nebenbei aber auch seinen Sohn und seine Tochter; sie haben zu Waka Vertrauen nur bei zunehmendem Mond und besonders bei Vollmond; während der übrigen Zeit weilt Waka nach ihrem Glauben bei ihren Feinden, den Somali. Sie glauben an die Allmacht und Allgegenwart Waka's, indem dieser ihre Gebete stets hören und erfüllen kann; indeß meinen sie seit einiger Zeit, er habe die Galla ganz vergessen, weswegen sie auch vollständig verzagt und muthlos sind und beim Herannahen ihrer Feinde (der Somali) stets ohne weiteres die Flucht ergreifen, sagend, Waka hat uns doch verlassen. Nur die Borani-Galla leisten den Somali noch erfolgreich Widerstand, sind indeß beim vorletzten Einfall der Somali — im Jahre 1887 — auch arg beraubt worden. Die Bararetta sind infolge ihrer steten unglücklichen Kämpfe sehr stark dezimirt und werden sie die Zahl von 3000 Seelen kaum erreichen. Sonst glauben die Galla, daß ihnen die Vögel ihre Schicksale voraussagen können; sie besprechen sich mit ihnen und meinen aus deren Fluge die Antwort zu entnehmen; es ist dies ein Aberglaube, wie er auch bei andern Negerstämmen, zum Theil sogar bei den Suaheli, herrscht.

Im großen und ganzen sind die Bararetta-Galla wegen ihrer zahlreichen Niederlagen nicht so sehr zu bedauern, denn sie waren vor zwei Jahrzehnten noch mindestens ebenso gefürchtete Räuber wie die Somali, so daß ihnen der Sultan von Zansibar einen jährlichen Tribut bezahlte, damit seine Soldaten und die Händler von ihren Uebergriffen befreit wären. Auch jetzt würden sie noch ebenso gefährlich sein, wenn ihre Macht nicht eben so ungeheuer geschwächt wäre, und wo sie einer Minderheit gegenüber gewaltsam und hochmüthig auftreten zu können glauben, werden sie es gewiß thun, so wie sie z. B. den Reisenden durch ungeheure Tributforderungen und Drohungen häufig lästig wurden; gegenwärtig ist allerdings derartigen Erpressungsversuchen mit schon sehr geringer Macht zu begegnen. Bei verschiedenen kleinen Jagdzügen suchte man mich z. B. in dem einen Galla-Dorfe des öfteren aufzuhalten, indem man zuerst Tribut verlangte, doch war ich, obgleich theilweise allein, stets in der Lage, die Forderungen der Leute ignoriren zu können. Recht undankbar bewiesen sich seiner Zeit die Galla gegen die englischen Missionäre der freien Methodisten-Mission, die den Galla in ihrem Sinne — nicht etwa im Sinne des Christenthums, denn um dieses haben sich die hauptsächlich als politische Wühler thätigen englischen Missionäre nicht die leiseste Spur von einem Verdienst erworben — jedenfalls große materielle Wohlthaten erwiesen haben, indem sie dieselben im August 1886, als sie ein Steinhaus bauen wollten, bei Androhung von Todesstrafe auswiesen, aus Furcht, diese eine Niederlassung könnte andere Europäer auch dorthin ziehen; denn europäische Ansiedelungen wünschen die Galla in ihrem Lande nicht. Es war diese Furcht wohl auch der Grund, daß sie sich häufig, besonders in der ersten Zeit meines Aufenthaltes, sehr abstoßend und unfreundlich gegen uns Deutsche benahmen; später habe ich in recht gutem Einvernehmen zu den Galla gestanden. Bezüglich der Ausweisung der englischen

Missionäre habe ich übrigens auch ergänzend hinzuzufügen, daß im Frühjahr 1886 die letzteren infolge der großen Somali-Einfälle von den Galla, die nach ihren schweren Verlusten die weißen Männer wieder mit ihrem Gelde — das ja den englischen Missionen nicht fehlt — nöthig hatten, die Erlaubniß erhielten, die inzwischen von den Somali niedergebrannte Station in Galbanti wieder zu begründen und das gewünschte Steinhaus zu bauen. Trotzdem also die Bararetta als gewaltthätiges, hochmüthiges, feiges Bettelvolk absolut keine Sympathien verdienten, sind sie doch aus Gründen der Humanität zu bedauern, da sie gerade durch den großen Somali-Einfall 1887 ihren ganzen Reichthum an Heerden verloren, wozu ungeheure Verluste an Hingemordeten und Verstümmelten jeden Geschlechts und Alters kamen. Diese Niederlage wirkte denn auch auf einzelne so, daß manche sich zur Arbeit bequemten, zu der sonst der Galla viel zu stolz ist; indessen nur ganz geringe Ausnahmen blieben damals bei der Arbeit, während die anderen das bequemere Bettelgewerbe betrieben.

Im Gegensatz zu den Bararetta treiben die Borani nicht nur, wie die Somali, alle Viehzucht, sondern auch Ackerbau, von dessen Erzeugnissen sie außer von dem Ertrag der Heerden leben; auch sind bei ihnen einige Gewerke sehr im Flor, besonders das Schmiedehandwerk (auch Kupferschmiede und Silberschmiede finden sich hier) und das Sattlerhandwerk, welches in der Bearbeitung des Leders für Schilde aus Büffel-, Ochsen- oder Nilpferdfellen und andere Sachen Gutes leistet. Ueberhaupt wird das noch gänzlich unerforschte Land der Borani-Galla als ein sehr hoffnungsreiches bezeichnet.

Die Bararetta haben ihrer Verfassung nach einen Häuptling, der stets auf sieben Jahre (das Jahr zu 24 Monaten, der Monat zu etwa 15 Tagen, immer von Neumond zu Vollmond und von Vollmond zu Neumond gerechnet) gewählt wird und aus einer der angesehenen Familien stammen muß; der jetzige Häuptling ist Dalia Badada, dessen Sitz Dibe, im Inneren des Bararetta-Landes, auf dem linken Tana-Ufer ist. Aber auch die einzelnen Dörfer haben ihre gewählten Aeltesten, diese indeß sind der Regel nach auf Lebenszeit gewählt. Bei das ganze Volk betreffenden Angelegenheiten entscheidet der Häuptling, indeß nicht allein, sondern im Verein mit der Versammlung der Galla-Krieger, wie auch bei Angelegenheiten einzelner Dörfer der Mse, dessen Autorität viel Gewicht hat, sich mit der Versammlung der Männer, bei der es im Gegensatz zu den Schauris der Suaheli sehr geordnet und ruhig hergeht, beräth.

Nach den Somalieinfällen 1887 zog sich ein Theil der Bararetta in die unmittelbare Nähe von Witu, wo sie unter dem Schutz des Sultan Achmed und des Witu umgebenden Urwaldes ein Dorf bauten, in das sie auch den Rest ihres Rinderreichthums mitbrachten; ein anderer Theil der Bararetta blieb bei Kau und am unteren Tana auf dem rechten Ufer wohnen, ein Theil, darunter der Häuptling Dalia Badada, ist noch auf dem linken Ufer im Inneren des eigentlichen Bararettagebietes. Der letztere wie überhaupt das Gros der Bararetta — ein ganz kleiner Theil bei Kau wohnend, der mit einem dortigen Aeltesten unter dem Einfluß der Araber von Kau steht, nicht im vollem Umfange — erkennt Sultan Achmed von Witu als Oberherrn an, hat aber im Innern vollkommenste Selbständigkeit, speziell auch der bei Witu selbst wohnende Theil der Galla. Will aber der Sultan von Witu in irgend welcher Angelegenheit den Galla-Häuptling sprechen, so sendet er an diesen einen Boten mit einer Axt und 10 Armlängen amerikanischer Leinwand, worauf sich der Galla sofort nach Witu begiebt.

In Anbetracht der großen Verluste der Bararetta, ihrer Muthlosigkeit, des Mangels an irgend welcher Energie und jedweder Leistungen auf irgend welchem Gebiete, sowie einer gewissen politischen Zerfahrenheit, die bei der geringen Menge einzureißen scheint, halte ich den Zeitpunkt für nahe, wo die Bararetta gänzlich unter den Suaheli aufgehen werden. (Schluß folgt.)

Kürzere Mittheilungen.

Die Insel Grenada.

Die kleine britische Antilleninsel Grenada, die zusammen mit den sogenannten Grenadinen nur 430 qkm mißt, und den neuesten „Reports“ zufolge 46 424 Bewohner zählt (1885), zeigt eine hohe Prosperität, und unterscheidet sich dadurch vortheilhaft von den anderen westindischen Kolonien. Die farbige Bevölkerung, die gegen 90 Proc. von der Gesammtbevölkerung ausmacht, ist verhältnißmäßig arbeitsam, und der fruchtbare vulkanische Boden der Insel ist zu einem großen Theile sorgfältig angebaut. Beinahe die einzige Ernte, die gezeitigt wird, bildet der Kakao, und dieselbe war in den letzten Jahren immer eine sehr gute und erzielte zugleich auch sehr hohe Preise. — Freilich liegt in der Einseitigkeit der Kultur eine große Gefahr, da der Kakao-Markt neuerdings von anderen Orten her (von Ecuador, Mittelamerika, Mexiko) überfüllt zu werden droht. Dem gegenüber sucht die englische Regierung die Einwohner dazu zu ermuntern, außer dem Kakaobaume auch anderen Gewächsen ihre Pflege zuzuwenden. Ob dies mit Erfolg geschehen wird, und ob der Erfolg namentlich vor dem Eintreten einer drohenden Krise zu bemerken sein wird, ist freilich unsicher. Man hat es eben vorwiegend mit einer Bevölkerung von Farbigen zu thun, und diese zeigt bezüglich des Einschlagens neuer wirthschaftlicher Bahnen in der Regel eine große Schwerfälligkeit. Sollte die Kakao-Krisis schon in den nächsten Jahren eintreten, so würde sie ohne Zweifel viel Unheil in ihrem Gefolge haben können — ganz wie auf anderen westindischen Inseln und anderweit die Zuckerkrise. Die Mehrzahl der Kakaobauer sind kleine Besitzer, deren Finanzen um so rascher zu ruiniren sein würden, als sie bereits unter den gegenwärtigen Verhältnissen ziemlich viel mit Kredit wirthschaften.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Schneckenfauna des Kaspischen Meeres besteht nach Retowski (Malac. Blätter, N. F., X.) aus 26 Arten, welche alle eigenthümlich sind. Sie trägt in so fern einen ausgeprägten Reliktencharakter, als ihre nächsten Verwandten sämmtlich in den Tertiärschichten Südwesteuropas leben; aber keine einzige Schnecke kann als marin angesprochen werden, und keine ist mit einer Art des Eismeeres oder des Schwarzen Meeres identisch. Von den 26 sind 20 ausgesprochen brakisch, die 6 übrigen fluviatil. Wir haben darin also einen neuen Beweis dafür, daß das große Tertiärmeer, das sich von Wien bis nach China erstreckt zu haben scheint, mit dem arktischen Ocean niemals Verbindung gehabt hat, und daß die Einwanderung der Mittelmeerarten in den Pontus erst begonnen hat, als die Trennung vom Kaspischen Meere schon vollzogen war. [Von anderer Seite wird die völlige Abwesenheit mariner Mollusken im Kaspischen Meere allerdings bestritten; die beiden gemeinen Standarten der europäischen Meere (Hydrobia acuta und Hydrobia stagnalis) sind nach Böttger von der Radde'schen Expedition massenhaft von dort mitgebracht worden.] Ko.

— Die Erfolge, welche mit dem Seeschiffahrts-Kanale von Manchester erzielt worden sind, ermuthigen die Engländer, an die Herstellung noch anderer Seeschiffahrts-Kanäle zu denken. So diskutirt man vor allen Dingen neuerdings wieder das alte Projekt eines Kanales von Bridgewater, an der Nordküste von Somersetshire, nach Seaton, an der Südküste von Devonshire, durch den man das Kap Landsend umgehen, und den Weg zwischen Bristol und Southampton, sowie zwischen Bristol und den Nordsee- und Ostseehäfen um etwa 300 englische Meilen abkürzen will. Sowohl bei Stolford, an der Bridgewater-Bai, als auch bei Seaton (Axmouth) sollen sich mit Leichtigkeit Hafenanlagen schaffen lassen, und die Herstellungskosten des 45 Meilen langen Kanales werden nur auf 3 Millionen Pfund Sterling veranschlagt. — Ebenso plant man auch Seeschiffahrts-Kanäle von Scheffield nach Hull und von Birmingham nach Bristol, nach Liverpool, nach London und nach Hull. Durch die letzteren Kanäle würde der Seeverkehr direkt bis in das innerste Herz der britischen Hauptinsel hineingeführt werden, und die „Oceanität" des britischen Wirthschaftsgebietes würde dadurch zu einem non plus ultra gesteigert werden. Die technische Ausführbarkeit der betreffenden Unternehmungen ist nicht im geringsten zu bezweifeln, daher werden sich aller Wahrscheinlichkeit nach mancherlei Bedenken bezüglich ihrer Rentabilität sowie bezüglich der wirthschaftlichen Umwälzungen, die sie nach sich ziehen könnten, erheben.

Asien.

— Während der Direktor des meteorologischen Institutes zu Irkutsk, Dr. Stelling, erdmagnetische Beobachtungen in dem Gouvernement Irkutsk anstellt, ist der Botaniker Preyn damit beschäftigt, das Angara-Gebiet pflanzengeographisch zu durchforschen.

— Die Voruntersuchungen, welche man im Jablonoi-Gebirge behufs Herstellung der großen sibirischen Transkontinentalbahn unternommen hat, sind bereits ziemlich weit fortgeschritten. Der Kamm des Gebirges dürfte demnach im Osten von Tschita, etwa 12 Werst von diesem Orte, überschritten werden.

Afrika.

— Die Expedition des Dr. Wolff in das Hinterland von Klein-Popo ist in jeder Beziehung glücklich von statten gegangen, und es ist dem Reisenden namentlich gelungen, im Mai d. J. Abdelar (Abdeli 8° n. Br.) zu erreichen und daselbst eine unter dem Schutze des deutschen Reiches stehende wissenschaftliche Station zu errichten.

— Die Expedition Kund, deren Führer nunmehr wieder von ihren Wunden genesen sind, soll sich im Monat Oktober von neuem in das Innere von Kamerun begeben, um daselbst die projektirte Station zu begründen. Als Ort derselben ist auf Grund der im letzten Frühjahre gewonnenen Anschauungen eine Stelle am Sannaga-Flusse in Aussicht genommen. Einen neuen Ueberfall von den Bakoko glaubt man nicht befürchten zu müssen, da es der deutschen Behörde gelungen ist, diesem Stamme ihre Macht durch Gefangennahme der Hauptschuldigen zum Bewußtsein zu bringen.

— Einer Nachricht aus San Paolo de Loanda zufolge ist Major Barttelot am 10. Mai d. J. thatsächlich von Yambuga aufgebrochen, um Stanley's Spuren zu folgen, und zwar in Begleitung von 640 Trägern und 100 Soldaten. Direkte Nachrichten von Stanley lagen aber auch zu dieser Zeit in Barttelot's Lager nicht vor. Da die Träger sämmtlich sehr schwer belastet sind, so wird die Expedition voraussichtlich nur sehr langsam vorwärts kommen.

— In den der Regierung des Kongostaates nahestehenden Kreisen betrachtet man es als ein bedeutungsvolles und freudiges Ereigniß, daß Hauptmann Van Gèle die Station Stanley-Falls ohne Anwendung von Waffengewalt hat wieder besetzen können, daß Tippoo Tib sich dabei in jeder Beziehung entgegenkommend und loyal bewiesen hat.

— Die „Tijdschrift van het Nederlandsch Aardrijkskundig Genootschap" (Mededeelingen No. 7—10, 1887, p. 485) enthält sechs Briefe des holländischen Reisenden P. J. van der Kellen aus Amboëlla-Land, die vom 12. Dezember 1886 bis zum 29. März 1887 datiren. Demnach gingen seine ethnologischen und naturhistorischen Beobachtungen und Sammlungen bisher glücklich von statten. Weiter binnenwärts ziehend und jagend, gedachte er auf einem Wege, der zwischen denjenigen von Serpa Pinto und Capello und Ivens liegt, den Zambesi zu erreichen.

— Der Ingenieur Gaston Angelvy hat vom französischen Unterrichtsministerium den Auftrag erhalten, eine Forschungsreise in die Gegend zwischen dem Nyassa-See und dem Indischen Ozeane zu unternehmen, und dabei sein Hauptaugenmerk auf den Royanrva-Fluß zu richten.

Hierzu eine Beilage des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIV. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Die Moränen Veneziens.

Von Dr. O. Gumprecht.

(Mit zwei Karten.)

Jeder, der mit dem norddeutschen Tieflande vertraut, die Hochfläche Baierns betritt, ist überrascht von der großen Gleichförmigkeit, in der diese sich über ein weites Gebiet erstreckt. Eine erneute Steigerung des Eindruckes, den eine Ebene hervorzubringen vermag, erfährt, wer in den Gefilden Oberitaliens eine Fahrt etwa von Venedig nach Westen oder nach Norden unternimmt, zumal wenn die Märznebel den mannigfaltigen Anbau derselben verdecken, der sonst das Auge zu zerstreuen und von der ungemessenen Ausdehnung abzuziehen vermöchte. Insbesondere im Norden, wo isolirte Erhebungen vulkanischer Natur, wie die Enganeischen und die Berischen Hügel des Südens, vollständig mangeln, breitet sich das flache Land ungehindert bis in die Nähe des letzten Absturzes der Alpen. Um so weniger vermuthet treten in den Gesichtskreis des Reisenden die Hügelwellen, die sich vom Tagliamento zum Torre nach dem Austritt dieser Flüsse aus dem Gebirge oberhalb Udine ausspannen, ohne mit den Vorhöhen der Alpen zu verfließen.

Welchen Ursprung haben diese Hügelwellen?

Wandert man ihnen entgegen, zum nordwestlichen Thore der Stadt Udine herausschreitend, so wird man schon unterwegs durch mancherlei geologische Merkzeichen auf die Zusammensetzung derselben vorbereitet. Gleich an der ersten Theilung der Landstraße lagern, aus den lehmigen Feldern herausgefahren, Haufen unregelmäßiger Blöcke von der verschiedensten Größe und dem mannigfaltigsten Gesteinscharakter, just wie an den Eingängen unserer norddeutschen Dörfer. Es sind da außer weißen, grauen und schwarzen Kalksteinen und molasseartigen Conglomeraten auch Granite und Porphyre anzutreffen. Der Torre, der gegenwärtig wenig östlich von Udine vorüberfließt, könnte bei der Nähe seiner Quellen, die noch mitten in dem Gebiet mesozoischer Kalke liegen, höchstens die Bruchstücke dieser Zone und des vorgebauten Tertiärgebirges herbeigeführt haben; anderes könnte er nur erfaßt haben, nachdem es bereits in der Form von Bruchstücken irgendwie zur Ablagerung gekommen gewesen wäre. Hat sie aber der Cormor herbeigetragen, an dessen Bett man bald gelangt, so stammen sie geradezu aus jenen Hügelzügen, nach deren Ursprung wir eben fragen. Und der Tagliamento ist, seitdem diese existiren, ganz und gar verhindert gewesen, seinen Weg so weit östlich zu nehmen; überdies schiebt auch er seine Quellen nicht im entferntesten bis in die krystallinische Zone der Alpen zurück, so daß er selbst für eine frühere Zeit nicht in Betracht kommen kann. Die Regellosigkeit, mit der sich jene Blöcke in einigen Terrainanschnitten längs der Straße dem Lehme eingebettet zeigen, macht aber ihre fluviatile Herkunft überhaupt zweifelhaft.

Nicht lange, so sind wir am Cormor eingetroffen, dessen breites Bett ich selbst Anfang April hier unten wasserlos fand. Das grobsandige Geröll umfaßt auch wieder einzelne Blöcke von 1 cbm Inhalt und mehr, so daß man selbst bei einem

durchschnittlichen Gefälle von 7 m auf 1000 m, zwischen der Quelle und Udine, die Annahme eines Transportes derselben durch den angeschwollenen Fluß kaum zulassen möchte; sie sind vielmehr bei dem Ausgraben seines Bettes in der umliegenden Ebene von ihm nicht bewältigt worden und liegen geblieben.

Der doppelte Weg — eine gute Meile — bringt uns nunmehr entschieden an den Fuß der Hügelzone, in einer Seehöhe von etwa 125 m, während Udine 108 m hat. Auf kaum 3 km Entfernung steigt das Gelände in sanften Stufen bis zu 280 m hinan. Malerisch breiten sich reiche Dörfer an dem unteren Theile des Abhanges hin: Martignacco und Villalta und Fagagna, und weiter im Westen und Osten auf zurückgenommenen Bogenenden das höher gelegene San Daniele (248 m) und Tricesimo (225 m); die Sehne dieses Bogens mißt nicht weniger als 17 km, Martignacco liegt auf seiner Mitte, am weitesten nach Süden vorgeschoben. Aber das ist nur der erste Wall. Hinter dem Gipfelpunkte bei Moruzzo (nördlich von Martignacco) senkt sich das Terrain wieder, um jenseits eines breiten, sumpfigen und auch in den höheren Theilen nur berasten und nicht angebauten Beckens, aus welchem sich Nebenquellen des Cormor und des Corno entwickeln und die Eisenhütte Nuova Olanda ihr Sumpferz und ihren Torf bezieht, zum zweiten Male in der Linie Caporiacco-Colloredo anzusteigen, doch nicht zu der alten Höhe, nur wenig über 200 m. Eine dritte Linie erhebt sich, fast concentrisch mit den vorigen, nördlich von dem Hauptquellgebiet des Corno, und ein vierter, schmalerer Bogen drängt das Wasser der Ledra schon oberhalb Susans zum Tagliamento hinüber. Verbindende Rücken streichen namentlich von Tricesimo rückwärts gegen Buja, wo ein wenig höherer Kamm (333 m) abschließt. Die ebene Fläche von Osoppo (Osoppo = 185 m), von der Ledramündung bis Ospedaletto hinauf fast von gleicher Länge, wie die süd-nördliche Erstreckung unseres Hügelwerkes, rückt das Ganze beträchtlich ab vom Gebirgsthor des Tagliamento; aber die Gewässer des letzteren befinden sich noch bei der Fella-Mündung nur auf 260 m Höhe.

Das Material dieser Hügel entbehrt jeglicher Schichtung. In einem feinen, mergeligen Zwischenmittel drängen sich die Geschiebe abweichendster Größe ohne jede Spur einer vertikalen Gliederung; Pirona[1]) stieß mit Mortillet bei Villalta auf einen Dolomitblock von 50 cbm Inhalt. Schließen schon diese Thatsachen eine Ablagerung der fraglichen Massen durch das Wasser aus — durch das Wasser eines Flusses ebensowohl, wie durch ein brandiges Meer — und legen sie den Gedanken eines Transportes durch einen gewaltigen Eisstrom der Vorwelt nahe, so wird diese Vermuthung zur Gewißheit, wenn wir auch hier wieder dem Glimmerschiefer der centralen Alpenketten und rothem Porphyr neben den Kalken und Dolomiten der südlichen Zone begegnen, und wenn wir die feine Parallelstreifung der glatt gescheuerten Steine beachten, die sich hier häufig genug zeigt; als ich die Gegend in der Richtung Fagagna-Colloredo kreuzte, fand ich solche fast in jedem Abschnitt der Oberfläche. In fließendem Wasser verlieren sich wenigstens bei Kalkgeschieben diese Linien ungemein rasch, ganz zu geschweigen davon, daß sie sich daselbst etwa erzeugt haben könnten; nur das Hinschleifen im Gletschereis eingebackener Stücke auf rauhem Untergrunde vermag dergleichen hervorzubringen, und nur der ungestörte Verbleib der betreffenden Geschiebe an der Stelle, wo sie der Gletscher freigab, vermochte sie zu erhalten. Nur die große Vergletscherung in dem älteren Abschnitt der Quartärperiode war ferner im Stande, über die Joche[1]) der Karnischen Alpen hinweg auch Gesteinsbrocken der Rieser Ferner aus dem oberen Drauthale heranzuschaffen. Der Tagliamento-Gletscher jener Zeit muß und kann mit seinen Wurzeln so tief in die Alpen hineingereicht haben.

Die bogenförmigen Parallelbrücken vor dem Tagliamentothore sind also Moränen — Stirnmoränen eines gewaltigen Gletschers, der, nachdem er die Ebene betreten, sich ausbreiten, an Höhe einbüßen und alsbald unter Zurücklassung der transportirten Gebirgstrümmer zerfließen mußte. Auf dem Höhepunkte der Eiszeit muß das Ende dieses Eisstromes bei Moruzzo-Martignacco gelegen haben. Die rückwärtigen Wälle verrathen zugleich Pausen in der späteren Rückzugsbewegung, denn ein gleichförmiger Rückzug mußte auch eine gleichförmige Anhäufung des Moränenschuttes bis Buja im Norden, und vielleicht noch weiter, zur Folge gehabt haben. Was etwa der Gletscher in der Periode des Vorschreitens zunächst hier abgelagert hatte, das hat er in vorwärts drängender Bewegung natürlich immer wieder hinweggeschoben, bis die äußerste südliche Linie erreicht war. Aus eben diesem Grunde kann die größere Erhebung des vorderen Bogens nicht in dem Sinne gedeutet werden, als wäre das Verweilen der Eiszunge hier ein besonders langes gewesen. Dagegen würde die bedeutendere Höhe der Hügel von Buja eine solche Erklärung fordern — denn sie gehören dem innersten Kreise des Amphitheaters an —, wenn diese wirklich ganz und gar aus Gletscherschutt beständen. Doch sind nur ihre Abhänge von demselben bedeckt, ihr Kern und ihre höchste Linie wird von tertiären Mergelschiefern[2]) gebildet, die der Eisstrom schon vorfand und wahrscheinlich höher vorfand, als er sie nach seiner Bearbeitung des Untergrundes zurückließ.

In die zumeist lockere Masse dieser Schuttwälle sich einzugraben, haben die daselbst sich sammelnden Bäche keine Schwierigkeit gefunden. Insbesondere gilt dieses von dem aus dem nordöstlichen Theile sich entwickelnden Cormor. In tiefem schluchtartigen Bette rinnt er namentlich von Colloredo bis Pagnacco. Die Ortschaften und Weiler weichen ihm aus und flüchten sich malerisch an die Abhänge der Hügel oder krönen die Rücken. Die weiten Becken zwischen den letzteren sind dagegen keine Erosionserscheinungen. Das daselbst gern stagnirende Wasser hat ihren Boden durch Zusammenschwemmung der leichteren Bestandtheile von allen Seiten her eher erhöht.

Der Reichthum der Ebene westlich von Udine an Geschieben — an kalkigen und nichtkalkigen — läßt zwar die Deutung zu, daß sie in ihren oberen Lagen eine Bildung aus der Zeit des Gletscherrückzuges und aus der geologischen Gegenwart sei, entstanden auf Kosten der Moränen des Tagliamento-Gletschers, in den nächst tieferen Theilen aber dem unteren Glacialschotter der nördlichen Voralpen entspreche. Zieht man indeß die gelegentliche Größe der sich darbietenden Blöcke und die mangelhafte Schichtung der oberen Partien in Betracht, so wird man in den letzteren besser eine Ablagerung sehen, die dem Geschiebelehm und Geschiebemergel Norddeutschlands vergleichbar ist — also ein unmittelbares Gletschergebilde selbst. Auch Taramelli (Dei terreni morenici ed alluvionali del Friuli[3]), p. 10) legte der Zustand der Ebene bei Udine bis zu einer Meereshöhe von 50 m hinab diese Erklärung nahe. Die vereinzelten Hügel in der Breite von Campoformido sind aber nicht etwa verwaschene Moränen, sondern aus einem weichen Sandsteine der Tertiärzeit gebildet (z. B. die Tuffe von

---

[1]) Pirona, Sulle antiche morene del Friuli (Atti d. soc. it. di sc. nat. 1861, p. 548).

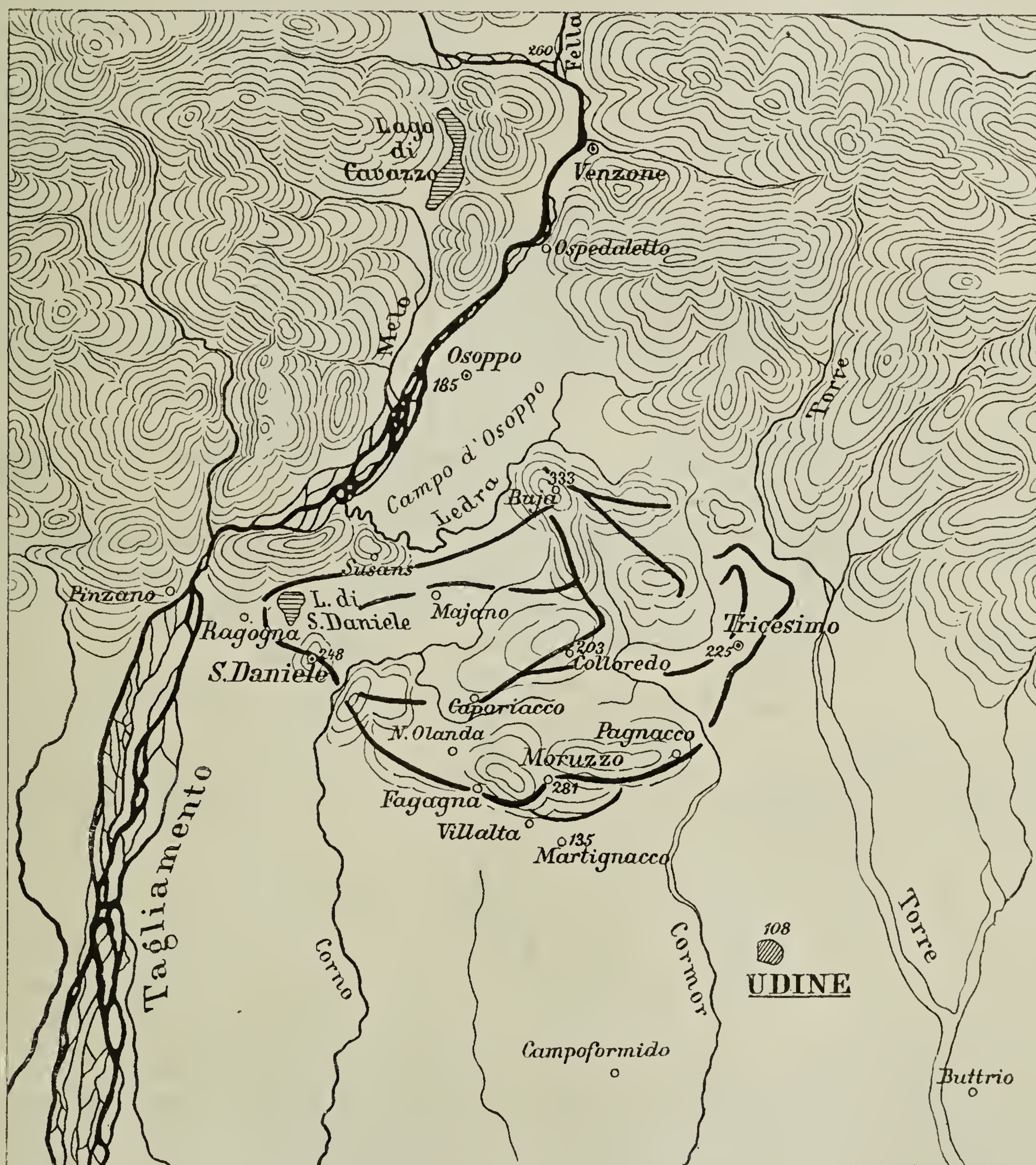
[1]) v. Mojsisovics, Die alten Gletscher der Südalpen. (Mitth. des Oesterr. Alpenvereins, 1863, S. 155.)

[2]) Pirona, S. a. m. d. Fr.

[3]) In Annali sc. del R. Ist. tecnico de Udine, 1874.

Pozzuolo). Wenn nun jener Geschiebelehm auch nur einer noch früheren, noch weiter nach Süden reichenden Gletscherausbreitung sein Dasein verdanken könnte, so haben sich doch auch anderwärts in Venezien für eine solche erste, intensivere Eiszeit Belege vorgefunden: erratische Blöcke [1]) bei Sacile, bei Montebelluna, bei Vicenza, bei Verona, und im östlichen Friaul Felsitporphyr auf den Hügeln von Buttrio sowie am Karst von Monfalcone (Tar. t. m., p. 7).

Nirgends in Venezien treten die alten Moränen in solcher Selbständigkeit in die Ebene vor, wie bei Udine. Aber wohl findet sich an der äußersten Westgrenze, von dem Mincio durchbrochen, eine Moränenlandschaft von fast vierfacher Ausdehnung. Um das Südende des Gardasees geschlungen, schließt sie sich bei Bardolino im Osten an die Vorhöhen des gewaltigen Monte Baldo (2219 m) und bei Salò an die nur wenig hinter jenem zurückbleibenden Kalkberge des Gegenufers. Wer von der kleinen Kreidescholle der Halbinsel Sermione Umschau hält, dem erscheinen die röthlich schimmernden Hügel wenig reizvoll im Vergleich zu der alpinen Szenerie, die ihm seeaufwärts großartig entgegentritt; aber einmal in sanftem Anstieg auf die innerste Reihe gelangt, wird er nicht ruhen, bis er die ganze Mannigfaltigkeit derselben bis zum äußersten Rande durchschritten. Von einem Walle wird er zum anderen gelockt, höher und höher steigen sie vor ihm an, bis er vom Rücken des letzten und höchsten auf die unabsehbare Ebene hinausblickt. So bei Lonato gegen Westen, so von der Rocca di Solferino (206 m über dem Meere, 137 m über dem Niveau des unteren Gardasees und 145 m über demjenigen des Mincio bei Vallegio) weit nach Süden. Von dem ersteren Standpunkte erschaut man noch in beträchtlicher Entfernung, dem Chiese nahe gerückt, einen lückenreichen Zug, von dem die Orte Calcinato und Montechiaro herüberblinken; er schwenkt über Carpenedolo nach Südost und verliert sich dann. Nach Paglia [1]) hat auch dieser Anfang eines fernsten Hügelkreises Moränencharakter. Was die übrigen Kämme betrifft, so hat ein einigermaßen geologisch geschultes Auge keine Mühe, ihre Zusammensetzung aus Gletscherschutt festzustellen. Auf der kurzen Strecke zwischen Desenzano und Lonato sind die Anschnitte zahlreich genug, die einen schichtungslosen Blockmergel enthüllen, der Kalke und Gneiße und Granite und Porphyre und brachiopodenreiche Sandsteine in buntem



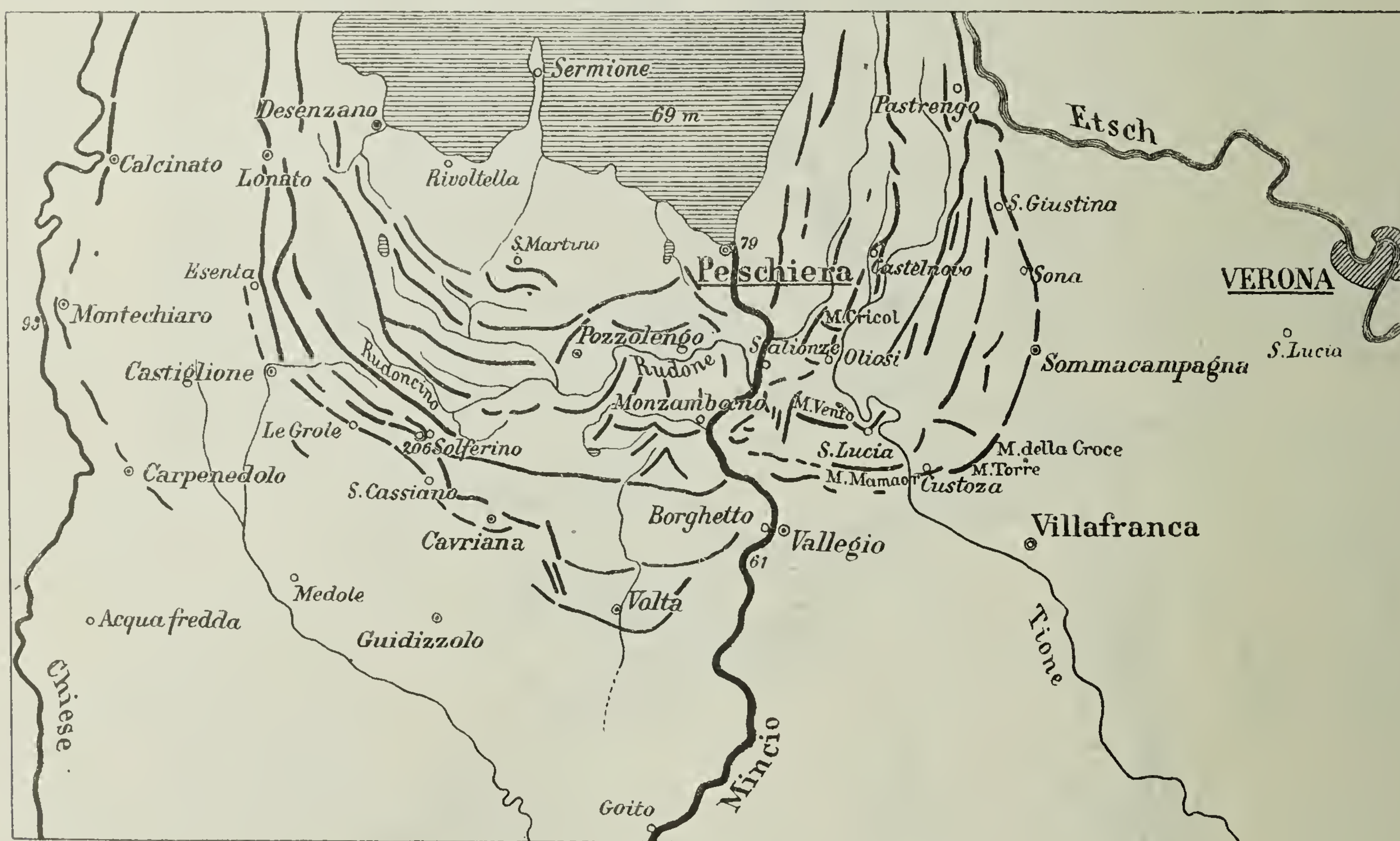
Sprigade.

[1]) Taramelli: Geologia delle prov. Vinete (Atti della R. Acc. dei Lincei, 1882, p. 509).

[1]) Paglia, Sulle colline di terreno erratico intorno alla estremità merid. del lago di Garda (Atti della soc. it. di sc. nat. 1861, p. 337).

Durcheinander beherbergt; auch Fetzen diluvialer Nagelfluh sieht man nördlich von Lonato durch eine neue Straßenanlage darin bloßgelegt. Am Seestrande bei Rivoltella stehen, von der Brandung übrig gelassen, eine lange Reihe meterhoher Blöcke, zumeist zwar Kalke, aber auch Granite der Cima d'Asta und Tonalite vom Adamello; in dem groben Kies, den die nahezu 300 m tiefen Gewässer des Sees natürlich nicht erst haben heranbefördern können, sammelt man ebendaselbst unter anderem auch den Basalt des Fassathales, den Paglia noch bis Cavriana im Süden antraf. Und die Umgebungen der Forts von Peschiera sind das reine Widerspiel der Gegend von Desenzano. Dabei sind diese Schuttwälle — an den äußersten ist die Erscheinung am schärfsten ausgeprägt — auf der konkaven Seite ungemein steil, wiewohl sie auch auf der konvexen sich nicht allzu langsam senken. Just so muß es sich verhalten, wenn sie die Stirnmoränen eines großen Gletschers sind, der von Norden her über den Gardasee ehedem vordrang; die zwerghaften Eisströme der Gegenwart und selbst die Firnflecke häufen in gleicher Form das Wenige auf, was sie von Gebirgsschutt mit sich führen. Weit vor dem Moränen-Amphitheater des Gardasees, in den Hügeln bei Mantua, hat schon Carioni[1] ebenfalls Basalt- und Gneiß-Geschiebe angegeben, und Paglia wirft die Frage auf, ob es sich nicht vielleicht auch da um wirklichen Gletscherschutt handle. Dürfte man sie bejahen, so würden diese Hügel wiederum der schwache Abglanz einer ersten, weiter nach Süden reichenden Vergletscherung sein.

Ohne in die ebenen Theile Veneziens herabzureichen, breitet sich auch an den Hängen des Piave-Thales bis zu dem großen Knie des Flusses bei Feltre[2] ungeschichtetes erratisches Material aus, dessen Höhenlage und Zusammensetzung übrigens einen theilweisen Ursprung desselben jenseits des Monte Croce (1632 m), in den Umgebungen des Toblacher Feldes (1200 m) verräth[3]. Auch der kurze Brenta-Gletscher hat Trümmerhalden und Blöcke bis über die



Sprigade.

italienische Grenze vorgeschoben, und bei Rivoli lagern die letzten Moränen des Eisstromes, der im Etschthale bis über die Veroneser Klause vordrang. Dazu kommt endlich eine selbständige Vergletscherung[1] des Monte Cavallo und des Monte Premaggiore nebst seinen östlichen Fortsetzungen, also der höchsten Erhebungen (über 2000 m) der venezianischen Voralpen, die, beträchtlich unterhalb der heutigen Schneegrenze endigend, vordem das Quellgebiet der Livenza mit bedeutenden Massen erratischen Schuttes besetzt haben.

Natürlich wird man erst recht für diejenigen Thäler, welche nach der Gegend von Udine und nach dem Gardasee zusammenstrahlen, eine theilweise Erhaltung alter Gletscherablagerungen voraussetzen dürfen; namentlich von den Seitenmoränen wird man erwarten müssen, daß sie noch nicht gänzlich der Erosion verfallen sind. Und in der That haben sich reichliche Spuren derselben noch allenthalben auffinden lassen. An den Thalhängen und auf den Sätteln im Nordwesten von Riva[4] zeigen sich noch in ziemlicher Nachbarschaft des Gardasees die Tonalitblöcke vom Adamello in einer Meereshöhe von 1100 m und mehr; das bedeutet eine Mächtigkeit von mehr als 500 m für das Gletschermeer, welches hier die Gipfel umwogte. Bei Trient lagern Findlinge aus den centralen tiroler Gebirgsmassen, allerdings hinter dem Monte Bondone gestaut, gar bis nahezu 1500 m Seehöhe und 1300 m über der heutigen Thalsohle. Der Etschgletscher hat hier und weiter südlich[5] durch den Einschnitt Mori-Nagò die größere Masse seines Eises dem Gardabecken zugeführt. Wer von Mori hinüber

1) Tar., t. m.

1) Paglia, Sulle colline etc., p. 339, 341.
2) v. Mojsisovics, Die alten Gletscher der Südalpen. (Mitth. des Oesterr. Alpenvereins, 1863, S. 155.)
3) Tar., t. m.
4) v. Mojsisovics, Die alten Gletscher der Südalpen. (Mitth. des Oesterr. Alpenvereins, 1863, S. 155.)
5) v. Mojsisovics, a. a. O.

will, klettert vor Ragò über eine starke Endmoräne aus der Zeit des Gletscherrückzuges; auch die Lavini di Marco [1]), östlich von Mori, haben sich nach mancherlei Schwankungen als ein Glacialgebilde ergeben. Was den Tagliamentogletscher [2]) anlangt, so hat er noch in das bei Venzone mündende Seitenthal eine Moräne eingelagert, die bis 440 m über dem Felde von Osoppo ansteigt, und im oberen Gebiete war schon Stur bei Pignarosa (P. selbst hat 877 m Meereshöhe) 650 m über der Sohle des Hauptthals durch einen Findling von Tiroler Granit überrascht worden; Joche und Lehnen von annähernd gleicher relativer Höhe, haben auch die nördlichen Zuflüsse, insbesondere der Fella-Gletscher, nachweislich überwunden. Die Eismasse stand demgemäß in der Gegend der heutigen Tagliamentoquellen über den Sattel von Mauria (1300 m Meereshöhe) hinweg in Verbindung mit den gewaltigen Wurzeln des Piave-Gletschers und bezog wohl auf diesem Wege [3]) die Urgesteinsblöcke. Der Mächtigkeit entsprach die Breite: in der Länge von Socchieve, oberhalb der Einmündung des Canale di Gordo, des Degano-Thales, muß dieselbe nach der Vertheilung des erratischen Materials auf nicht weniger als 11 km angesetzt werden. In der Zeit des Gletscherrückzuges zeitigten die höher gelegenen Seitenthäler eigene Endmoränen; so die schöne Barriere des Resia-Thales bei San Giorgio [4]), so die Alpe Nevea, welche die Raccolana und die Schlitza nach entgegengesetzter Richtung entsendet.

Die Folgen einer so reichen Entwickelung von Moränen, die selbst in der Gegenwart noch nicht gänzlich aufgelöst erscheinen, ja in Gestalt ganzer Moränenlandschaften sich in die Ebene hinausgebaut zeigen, springen in zwiefacher Hinsicht in die Augen. Sie äußern sich nicht nur in der Vertheilung der Gewässer und der Sinkstoffe, sondern auch die historischen Geschicke des venezianischen Bodens sind vielfach an seine Moränen gebunden.

Das tiefe Becken des Gardasees — es soll 250 m unter das Meeresniveau hinabreichen — ist natürlich nicht einer Ausstauung des Sarca-Wassers durch die schönen Frontalmoränen des vereinigten Adamello-Etsch-Gletschers zuzuschreiben; auch sonst würde die Auffindung tertiärer Lagen im Liegenden des Gletscherschuttes und über dem Seespiegel zwischen Salò Desenzano, sowie die Beachtung der kretaceischen Klippe von Sermione und des Kalksteines im Untergrunde von Volta [5]) einer solchen Ansicht hinderlich sein. Aber als echte Moränenseen sind aufzufassen die Seen von Santa Croce und Aqua Morta bei Belluno, desgleichen der Laghetto di San Daniele (S. Skizze 1), der von Pignarosa im oberen Tagliamentogebiet und der Laghetto di Meluzzo unweit des Monte Premaggiore, nicht zu vergessen die drei kleinen Seen zwischen dem Mincio und Lonato (S. Skizze 2). Der Lago di Cavazzo seitlich des heutigen Tagliamentothores (Skizze 1) liegt, wie präglaciale Flußschotter seines Uferrandes beweisen, in einer älteren Durchgangspforte des Tagliamento, und seine Abdämmung im Norden und Süden ist durch jüngere Flußanschwemmungen und Wildbachabsätze erfolgt. Aber die Ebene von Osoppo stellt sich ihrerseits wieder als ein theils ausgefüllter, theils abgelaufener Moränensee dar. Vor der Existenz des Moränen-Amphitheaters von Udine hatte der Tagliamento nicht die geringste Veranlassung, den geraden Weg nach Süden zu meiden, seine alten verfestigten Schotter sind denn auch vom Cormor und Corno hie und da unter dem Gletscherschutt aufgedeckt worden („alluvione inframorenica“ — Tar., t. m., p. 50). Erst als die Wälle von Moruzzo und von Caporiacco und von Majano sich vor ihm aufthürmten und seine Wasser sich hinter denselben zu einem See anspannten, mußte er sich zu dem Ausweg zwischen Ragogna und Pinzano bequemen, bis die Durchschneidung der dortigen Tertiärschichten ihn in den Stand setzte, sein Wasser wieder ohne Aufenthalt der Ebene zuzuführen. Was er und die anderen Flüsse Veneziens durch Zerstörung der Moränen — namentlich in dem gebirgigen Theil des Landes — in der zu Ende gehenden Eiszeit und in der gegenwärtigen geologischen Periode an gröberem und feinerem Material auf der Ebene ausgebreitet haben, mag man daraus ersehen, daß in dem mittleren Venezien die Bedeckung der diluvialen Nagelfluh (altquartären, präglacialen Flußschotters) an manchen Punkten bis über 100 m anschwillt [1]).

Die historische Bedeutung der Gletscher-Hinterlassenschaften beschränkt sich auf die eigentliche Moränenlandschaft. Hier aber liegt sie klar zu Tage und kann kaum übertrieben werden. Diese Rücken, einer hinter dem anderen, mit ein wenig zurückgenommenen Flügeln, dabei von mäßiger Höhe und meist des Baumwuchses entbehrend, gewähren dem Heerführer die vorzüglichsten Vertheidigungsstellungen. Kommt dazu — wie bei dem Amphitheater des Gardasees — eine verhältnißmäßig große Annäherung an einen nicht leicht zu überschreitenden Strom — den Po — eine Erschwerung aller Bewegungen in dem Zwischengebäude durch den Querlauf des Mincio, die Leichtigkeit eigener Frontveränderung, und endlich eine gewaltige Rückendeckung durch die breite Fläche des Sees selbst und die alpine Eingrenzung seines nördlichen Endes, so ist es begreiflich, wenn in allen größeren Kämpfen der Neuzeit, die sich nördlich vom Po in westöstlicher Richtung abgespielt haben, das Streben, dieses „Mincio-Terrain“ mit seinen schwer anzugreifenden und doch den Gegner zum Angriff nöthigenden Stellungen zu gewinnen, nicht zu verkennen ist. Die Oesterreicher, nach der Schlacht bei Magenta bis über den Chiese zurückgewichen, hatten schon die westlichen Linien von Montechiaro und von Lonato aufgegeben, als sie, im Begriff sie wieder zu besetzen und den Gegner dort zu erwarten, unvermuthet auf die Franzosen und deren Verbündete trafen, welche in entgegengesetzter Richtung sich dieser Burg zu bemächtigen suchten. So ward der heiße Tag von Medole, Solferino und San Martino, an welchem die Vertheidigungskraft der Höhen sich erst erschöpfte, als die Franzosen in der Ebene siegreich, sich auch von Süden her gegen die Hügel wandten (24. Juni 1859). Napoleon III. nahm alsbald die Stellung Castelnovo-Oliosi ein, mit der Front gegen Verona, die schon 1848 die Piemontesen und 1796 General Bonaparte zum sicheren Ausgangspunkt ihrer Operationen ausersehen hatten. Jene verloren sie erst, als der in Verona lauernde, minder mächtige Radetzky ihre Hauptmacht gegen Mantua weggelockt hatte; sie wiederzuerobern, gelang ihnen weder bei Custoza noch bei Volta zwei Tage später. Auch Bonaparte sah sich durch die mannigfaltigen Bewegungen österreichischer Heere genöthigt, seine geringeren Streitkräfte zeitweilig nach anderen Punkten zu wenden; aber sein Genie und die Fehler seiner Gegner gestatten ihm immer wieder, zu dieser ausgesucht günstigen Stellung zurückzukehren; bei Castiglione wußte er das auf den westlichen Moränenwällen aufgestellte Ostkorps Wurmser's, das ihm gefolgt war, zu vertreiben, und

---

[1]) Suda. Die Lav. di M. (Zeitschr. d. Deutsch. u. Oesterr. Alpenvereins, 1886, S. 95).

[2]) Tar., t. m.

[3]) v. Mojsisovics, a. a. O.

[4]) Zur Zeit des Gletschermaximums waren die nördlichen Thalwände von dem Fella-Gletscher überwältigt gewesen. Auch ich fand bei Stolvizza, oberhalb San Giorgio, ungerollte Chloritschieferfragmente, die nur weit nördlich zu Hause sind.

[5]) Tar., G. d. pr. v., p. 513, Anm. 2.

[1]) Tar., t. m., p. 47; Tar., G. d. pr. v., p. 539.

Alvinzi's rechten Flügel jagte er in dem ersten Monat des Folgejahres, von Norden zurückgekommen, an der Veroneser Klause auseinander. Zuletzt im Jahre 1866 trafen sich Italiener und Oesterreicher in nordsüdlichem Anprall wiederum auf den Höhen des linken Mincioufers. Vom Monte Cricol zum Monte Vento und zum Rücken von Santa Lucia gedrängt, vom Monte della Croce auf den Monte Torre und nach Custoza zurückgeworfen, gaben die Italiener schließlich auch diese Punkte auf und wichen über den Mincio und in die Ebene.

Eine hohe Säule erzählt von den Erfolgen dieses Tages, wie der Rundthurm San Martino's und das schöne Beinhaus Solferino's von den Opfern der Kämpfe, welche dort tobten. Aber wenn sie längst zerfielen, werden die Berge noch stehen, die eine graue Vorzeit hier schuf, und neue Geschlechter werden sie mit neuem Blute tränken.

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

XIV.

(Mit sieben Abbildungen.)

Das letzte Stück des außertropischen Südamerika, das wir an dieser Stelle auf seine wirthschaftlichen und kulturellen Kräfte prüfen wollen, ist Südbrasilien. Es heißt bezüglich desselben „last, but not least", denn mit gutem Grunde beschäftigt dieses Land die deutsche Kolonial- und Auswandererpolitik seit einer längeren Reihe von Jahren in einem noch höheren Grade wie die anderen Länder, die wir in unseren Skizzen zu schildern versucht haben.

Indem wir uns Rio Grande do Sul, der südlichsten unter den Provinzen Brasiliens, vom Laplata her nähern — es steht uns dazu eine Dampfer-Linie Montevideo-Porto-Alegre zur Verfügung — gewahren wir sogleich, daß dieselbe ebenso wie die Laplata-Länder, und selbst noch mehr wie diese, an einer sehr schweren Zugänglichkeit von der Seeseite laborirt. Darin liegt natürlich eine große kulturgeographische Schwäche, und es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß die Entwickelung der Provinz durch dieselbe ganz wesentlich mit hintenangehalten worden ist.

So klein und flachgehend der Dampfer auch ist, der einen an die Küste von Rio Grande do Sul trägt, so steht demselben doch nur eine einzige Pforte offen — der sogenannte Rio Grande, von dem die Provinz ihren Namen erhalten hat. Es ist eine niedere von einem seichten Meere begleitete Marschen- und Dünenküste, mit der wir es bis zur Grenze von Santa Catharina zu thun haben, und vor der einen breiten Oeffnung, die sie besitzt, lagert eine Sand-Barre, die für die Regel nicht viel mehr als zwei Meter Wasser über sich hat, und die unter der Wucht der sturmgepeitschten Wogen und der veränderlichen Küstenströmungen obendrein noch vielfachem Lagenwechsel unterworfen ist [1]). Man könnte die Küste eine „eiserne" nennen, ganz wie die westjütländische. Im Gegensatze zu der uruguayschen und argentinischen Küste, die in Senkung begriffen zu sein scheint, trägt die rio-grander Küste alle Charaktermerkmale einer Hebungsküste bezw. einer Küste mit negativer Strandverschiebung. Außer den Dünen ziehen sich auch die Küstenflüsse und die Lagunenreihen streng parallel mit der Richtung der Küste dahin, und es kann kaum ein Zweifel darüber herrschen, daß der Ozean sich ihr entlang immer weiter zurückgezogen hat, sowie daß er vielleicht im Begriffe ist, dies noch fernerweit zu thun.

Hinter dem „Rio Grande" breitet sich ein weites, mit Brakwasser gefülltes Haff, das unser Kurisches Haff an Ausdehnung noch weit überragt, das aber ringsum von ganz ähnlichem jungen und niederen Schwammlande — nach der Seeseite namentlich auch mit einer sandigen Nehrung — umgeben ist, und das zugleich auch ganz ähnliche geringe Tiefenverhältnisse aufzuweisen hat. Es ist die Lagoa dos Patos. Ihre gemessene Maximaltiefe beträgt nur zwölf Meter [1]), und dieselbe ist sichtlich in noch weiterer Abnahme. Durch den „Pampero", der auch hier noch seine bodenumgestaltende Kraft geltend macht, werden jahraus jahrein neue Staubmassen in das Wasser hineingewirbelt [2]), und außerdem schütten auch mehrere große Ströme — namentlich der Camacuam und der Jacuhy nebst dem Rio de Sinos — zur Zeit ihrer Hochwasser gewaltige Schlammmassen hinein [3]). Auch in ihr liegen zahlreiche Bänke, die nicht mehr als einen Meter Wasser haben, und die Schiffahrt hat infolgedessen in ihr mit mancherlei Gefahren zu kämpfen. Forderte das Wasser, welches der Jacuhy, der Sinos, der Camacuam und der Gonçalo herbeiführen, nicht seinen Abfluß zum Meere, und hielte es sich nicht diesen Abfluß bei Rio Grande offen, so würde die Barre wohl längst bis über den Meeresspiegel emporgewachsen sein, und die Lagoa dos Patos würde als ein ebenso vollkommen geschlossener Strandsee erscheinen, wie die Lagoa Mirim, die weiter südwärts gelegen ist, und die durch den Rio Gonçalo mit ihr in Verbindung steht. Kleinere, mehr oder minder vollkommen geschlossene Lagunen besetzen die rio-grander Küste noch in großer Zahl, und dieselben zeigen sämmtlich, was der Lagoa dos Patos noch bevorstehen könnte, wenn der angegebene Proceß noch weiter fortschreitet.

Daß dem schwierigen Zugange zum Trotz mehrere stattliche Hafenplätze an der Lagoa dos Patos emporgeblüht sind, die sich namentlich seit Mitte der siebziger Jahre eines hohen Aufschwunges erfreuen, ist sicherlich kein schlechtes Zeugniß für die Hilfsquellen des Landes, das dahinter gelegen ist. Die Stadt Rio Grande, die an der ersten großen Bucht

[1]) Die mit dichtem Nebel verbundenen Stürme aus West und Südwest (Pamperos, port. Pampeiros) sind am häufigsten in den Wintermonaten (Juli bis September), und auf der Barre entsteht zur Zeit heftiger Stürme eine förmliche Brandung; die Barre wird wild, wie der Sprachgebrauch sagt (barra brava).

[1]) Vergl. H. v. Ihering's Aufsatz in den Geogr. Mittheilungen 1887, S. 289 ff.

[2]) Vergl. J. v. Tschudi, Reisen durch Südamerika, Bd. 4, S. 2.

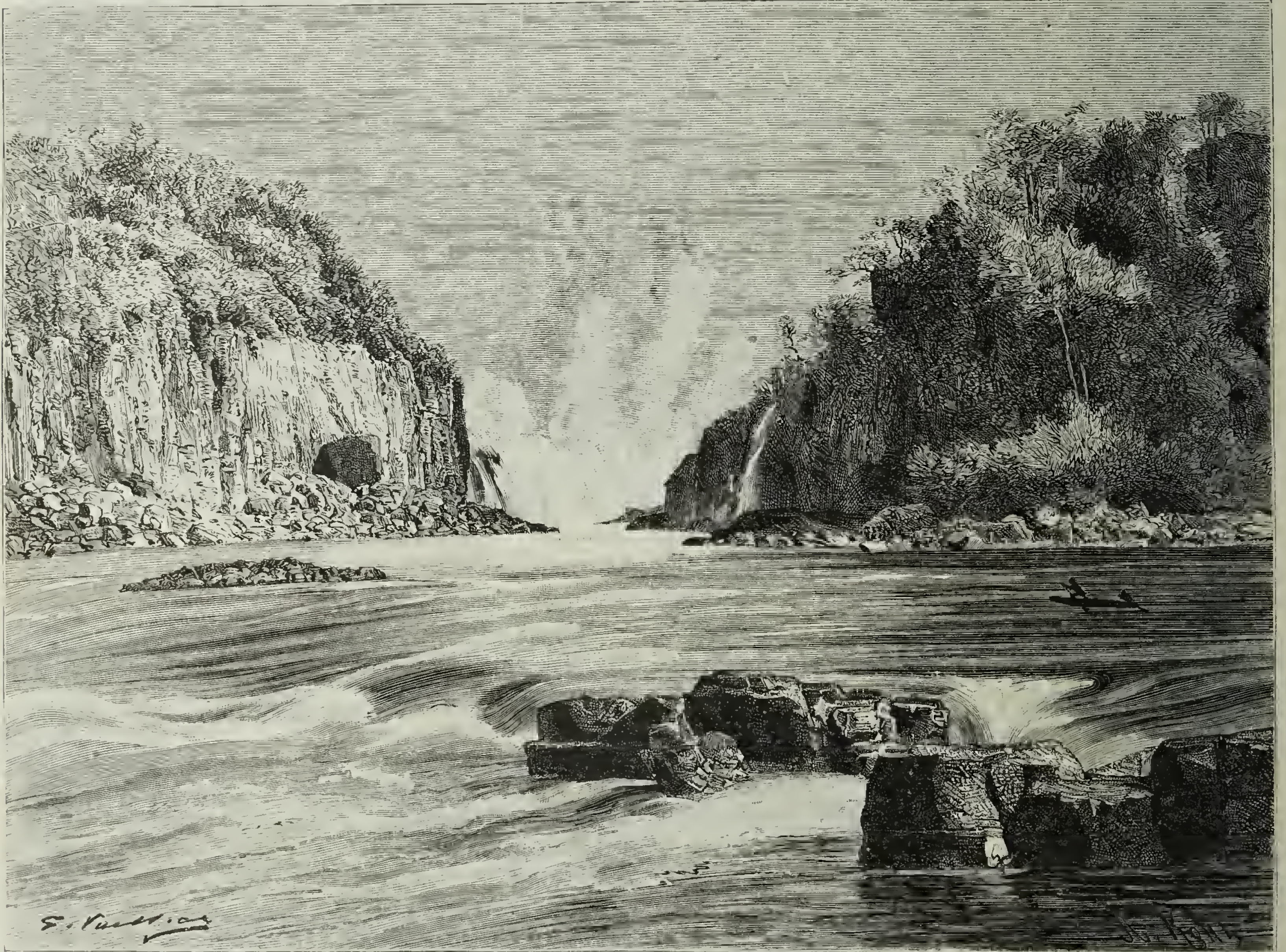
[3]) Vergl. die Karte zu Ihering's Aufsatz (G. M. 1887, Tafel 2, 15 f.).

Eisenbahnbau bei Porto-Alegre.



Araucarienwald.

hinter der Barre liegt, zählt heute gegen 30000 Einwohner; Pelotas, etwas weiter nördlich, an der Mündung des Rio Gonçalo, gegen 35000; und Porto Alegre, in dem nördlichsten Winkel der Lagoa dos Patos und an der Vereinigung des Rio Jacuhy mit dem Rio Cahy, dem Rio de Sinos und dem Rio Gravatahy sogar ungefähr 50000. Und alle drei Städte erfreuen sich einer beträchtlichen Schiffahrtsbewegung [1]) und eines starken Handelsumsatzes, wie sie denn auch ihren Wohlstand in zahlreichen schönen Bauten bekunden — Porto Alegre insbesondere in seinen Kirchen, in seinem Theater (Theatro S. Petro), in seinem Arsenal, in seiner Markthalle, seinem Gefängniß 2c. Es wohnt ihnen auch ein bedeutender Unternehmungsgeist und starker Glaube an eine noch viel glänzendere Zukunft inne — Dank vor allen Dingen dem deutschen Bevölkerungselemente, daß sie in ihren Mauern umschließen —, und das giebt sich kaum durch irgend etwas deutlicher zu erkennen, als durch die Hafen-Ameliorationen, die man bereits in ihrer Nähe vorgenommen hat, oder die man in der nächsten Zeit vorzunehmen beschlossen hat. Wie Buenos-Ayres, so sehen sich auch Porto Alegre, Pelotas und Rio Grande nach einem „Eads" um, der ihnen die lästige Barre vor der Lagoa dos Patos durchsticht, und der den Zugang in dieselbe auf acht Meter vertieft, so daß transozeanische Riesendampfer leicht und sicher in sie hinein gelangen können; und um dieses Ziel zu erreichen, wollen sie sich im Verein mit der kaiserlichen Regierung zu Rio Janeiro nicht scheuen, dem Neptun viele Millionen von Milreis als Opfer darzubringen [1]).



Die Iguassu-Fälle.

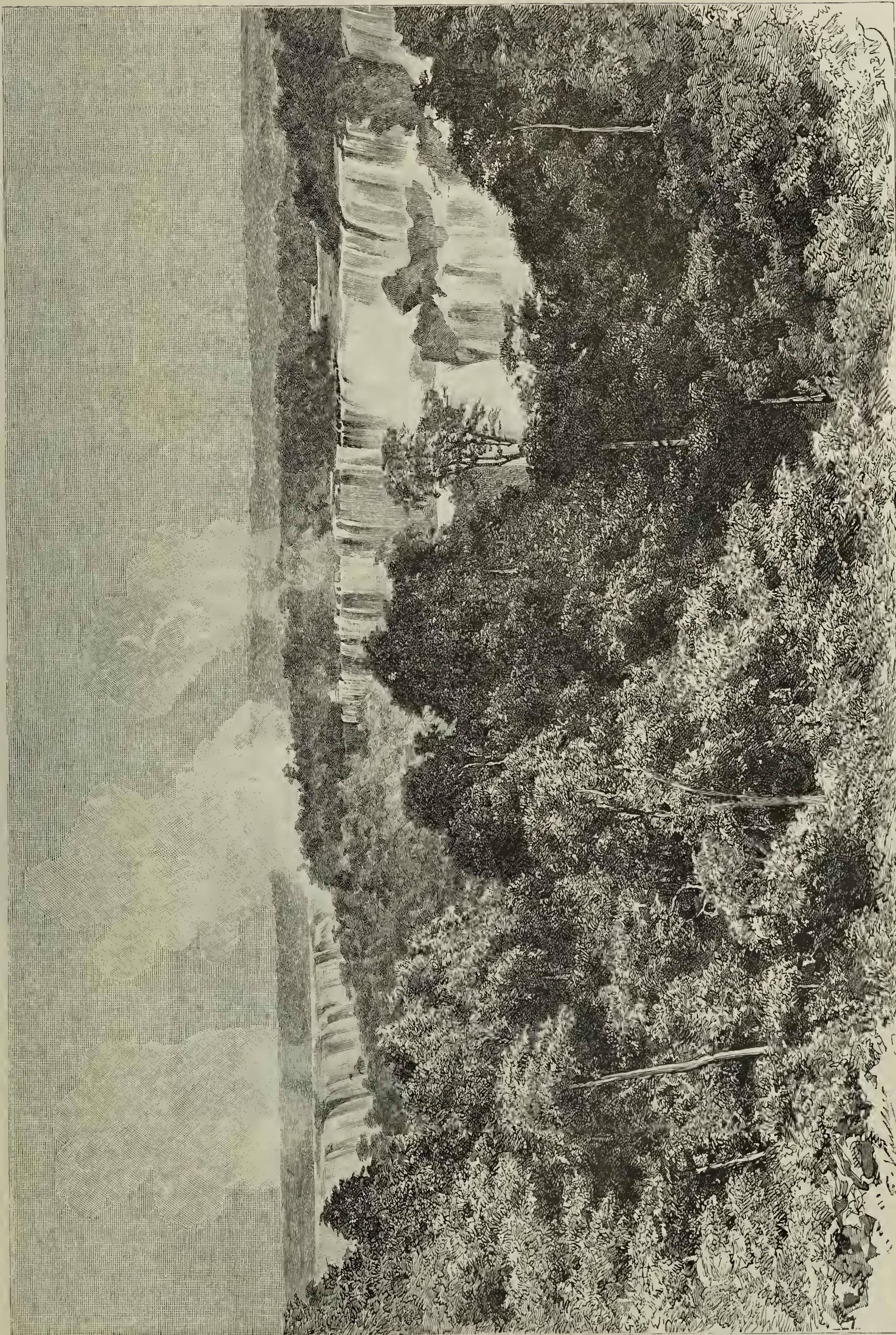
Ein anderes Projekt (das Projekt des Dr. Sichel), das darauf ausging, die der Lagune vorgelagerte Nehrung bei Mostardas zu durchstechen, scheint aufgegeben worden zu sein; und ebenso auch das Projekt, einen Kanal von Porto-Alegre durch die Strandlagunen nach Domingos dos Torres, wo sich ein recht guter Kunsthafen zwischen ein paar Basalthügeln schaffen lassen würde, anzulegen.

In den Provinzen Santa Catharina und Parana, die ebenfalls noch dem außertropischen Brasilien zuzurechnen sind, bessert sich die Beschaffenheit der Küste allmählich, und es finden sich daselbst eine Reihe von Buchten, die dem transozeanischen Schiffahrtsverkehre ganz gute Ankerplätze gewähren. Dagegen erschwert hier ein höher aufsteigendes Küstengebirge — die Serra Geral und die Serra do Mar — an den meisten Orten die Kommunikation mit dem Binnenlande, und außerdem bietet hier auch das Küstengebiet bereits verschiedene Anklänge an die Tropen. Beispielsweise hat sich daselbst an mehreren Punkten gelegentlich das Gelbe Fieber gezeigt. Zu höherer Bedeutung als Hafenplätze haben es hier eigentlich nur Desterro (auf der Küsteninsel von Santa Catharina), São Francisco und Paranagua gebracht, an die Häfen der Lagoa dos Patos reicht aber zuvörderst noch keiner hinan.

Begeben wir uns von einem der genannten Küstenplätze

[1]) Rio Grande im Jahre 1886 bis 1887 insgesammt 325000 Tonnen.

[1]) S. das betreffende Konkurrenz-Ausschreiben im „Export" 1888, S. 441 f.

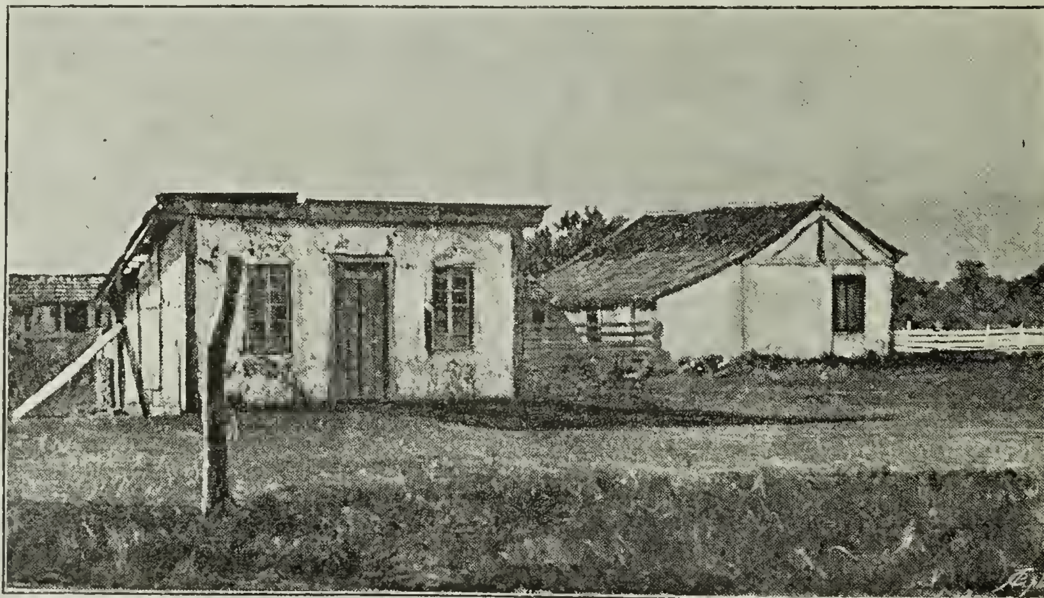


Allgemeine Uebersicht der Iguassu-Fälle.

in das Binnenland, so finden wir uns hinter einer schmalen, vielfach aus sandigem und sumpfigem Boden gebildeten Küstenniederung bald an dem Fuße eines steil aufsteigenden Gebirgswalles, der aus altem krystallinischen Gestein sowie aus Porphyr, Trapp und Basalt besteht, und durch den eigentlich nur die größeren Ströme — der Camacuam, der Jacuhy, der Tamaguary und der Itajahy — etwas bequemere Passagen hindurch genagt haben, während er im übrigen nur von einem Labyrinthe von engen Schluchten durchsetzt ist. Es ist dies die bereits erwähnte Serra do Mar, bezw. die Serra Geral. In der Mitte von Rio Grande do Sul streicht der Hauptgebirgszug ziemlich genau westlich binnenwärts, so daß die Provinz durch ihn in zwei gleiche Hälften getheilt wird und nur eine niedrigere Abzweigung — die Serra do Herval — hält sich parallel der Küste. In Santa Catharina und Parana dagegen streicht der Hauptzug binnenwärts gegen Nordwest, die Küsten-Serra ist aber hier beinahe ebenso mächtig entwickelt. Angesichts des Hauptzuges könnte man also füglich von einem großen südbrasilischen Gebirgsbogen reden, der seine konvexe Seite nach dem Meere zu kehrt, und der seinen Einfluß auf den Verlauf der südbrasilischen Küste deutlich genug äußert. Die Gegend von Laguna (südlich von Desterro) würde den Scheitelpunkt dieses Bogens bezeichnen und die drei südbrasilischen Provinzen erhalten dadurch in orographischer Beziehung eine gewisse Einheitlichkeit und Selbständigkeit.



São Leopoldo bei Hochwasser.



Kolonistenwohnung in Germania.

Was wir allenthalben in Südbrasilien erreichen, sobald wir das Küstengebirge überstiegen haben, ist ein Compositum von welligen Hochebenen, von denen die Gebirge im Grunde genommen nichts bilden als die erhabenen Ränder. Diese Ebenen liegen im allgemeinen 300 bis 1000 m über dem Meeresspiegel[1]), und die Sandsteine und Kalksteine, welche sie zusammensetzen, scheinen vorherrschend paläozoischen oder triassischen Alters zu sein. Bei San Jeronymo, am Südufer des Jacuhy, enthalten ihre Schichten ausgedehnte Flötze von echten Steinkohlen. An der Oberfläche steht das feste Gestein aber selten zu Tage, sondern an den meisten Orten ist es von einer mächtigen Lage bodenständigen Verwitterungsbodens („Eluvium") oder aus den Gebirgen herabgeschwemmter Schuttmassen überlagert. Die beiden verbreitetsten Bodenarten sind der durch verweste Pflanzensubstanzen schwarzgefärbte „Camp-Boden", der für die Regel gleich dem Pampas-Löß nur eine Gras- und Krautvegetation trägt, und ein gelber Lehm, der meist von Wald und Gestrüpp bestanden ist. Wir sind geneigt, in diesem Umstande einen weiteren Beweis dafür zu erblicken, daß die Steppennatur in Südamerika in erster Linie geologische Ursachen hat.

Während die Hänge und Schluchten der Serras dort, wo sie nicht von Menschen besiedelt und angebaut worden sind, durch eine artenreiche Urwaldvegetation — Lorbeer- und Myrthengewächse, Palmen, Lianen ꝛc. — ausgezeichnet sind, so haben auf den Plateaus sowohl die Grassteppen (campos) als auch die Gestrüppflächen (catingas) und die Araucarienwälder (pinheiros) etwas außerordentlich Einförmiges (S. Abbildung 1). Etwas wechselvoller sind die Plateauwälder dort, wo der Maté-Strauch (Ilex paraguayensis) die Hauptrolle in ihnen spielt. — Wo die Kultur platzgegriffen hat, da hat namentlich der Lehmboden ohne weiteres eine große Fruchtbarkeit an den Tag gelegt, während der Camp-Boden dazu an den meisten Orten eine besondere Zubereitung zu bedürfen scheint. Ob der letztere zum Theil als äolische Bildung aufzufassen ist, wie der argentinische und uruguaysche Löß, ist zunächst nicht gut zu entscheiden.

Das Klima ist in Südbrasilien sowohl auf den Hoch-

[1]) Die Jacuhy-Quellen (nach Beschoren) 478 m, Passo Fundo in Rio Grande do Sul 629 m, Curitiba in Parana 1065 m.

ebenen als auch in dem Küstenlande ein ganz anderes als in Argentinien. Vor allen Dingen zeichnet es sich durch eine viel größere Niederschlagsmenge aus [1]), und dies spricht sich eben bereits in der Bodengestalt und Bodenart deutlich genug aus. Uebrigens fallen die Regen mit demselben Ungestüm wie anderweit in dem außertropischen Südamerika, und dem Kolonisten, welcher seine Felder an Gehängen anlegt, schwemmen sie bisweilen mehr als diesem lieb sein kann, von seinem Ackerboden weg. Zugleich schwellen sie auch die Bäche und Ströme urplötzlich zu gewaltiger Höhe, und die Thalböden sind dadurch häufigen Ueberfluthungen ausgesetzt, womit der Ansiedler natürlich ebenfalls zu rechnen hat (S. Abbildung 5). Was die Temperaturen angeht, so fehlt es im Sommer nicht an schwüler Hitze, in der Regel bricht aber bald einmal ein Pampeiro herein, der Kühlung mit sich bringt, und so hohe Wärmegrade wie in dem nordamerikanischen Illinois oder Ohio sind in Rio Grande do Sul und Santa Catharina noch niemals verzeichnet worden, obgleich diese Länder um 10 bis 20 Grade näher beim Aequator gelegen sind als jene. Die Plateau-Landschaften sind natürlich kühler als das Küstentiefland, und im Winter sind dort starke Fröste und Schnee keineswegs unbekannte Erscheinungen. Hinsichtlich der Gesundheit der Einwanderer muß das Klima auf Grund der gemachten Erfahrungen, die sich sowohl über bedeutende Menschenmassen als auch über lange Zeiträume erstrecken, als sehr günstig bezeichnet werden. Nur enge Gebirgsthäler erzeugen ein Siechthum, das als „mal de terra“ bekannt ist, und im allgemeinen hatten auch Nordeuropäer niemals große Schwierigkeit, sich zu akklimatisiren. Bei den 200 000 Deutschen, die sich in Südbrasilien niedergelassen haben, überwiegt die jährliche Geburtenziffer die jährliche Sterblichkeitsziffer an manchen Orten drei- bis viermal.

Bezüglich des Verkehrs liegen die Verhältnisse auch im Binnenlande nicht sehr günstig. Die natürlichen Verkehrsstraßen des Landes — die Ströme — haben schon in ihrem



Hauptstraße in Germania.

Unterlaufe die beiden Schattenseiten eines starken Gefälles und eines stark wechselnden Wasserstandes. In dem Plateaulande — dem weitaus größeren Theile Südbrasiliens — stürzen sie von den höheren Stufen zu den niedrigeren regelmäßig in Gestalt eines Wasserfalles hinab. So der gewaltige Parana, der den Hauptabzugskanal Südbrasiliens bildet, in dem berühmten „Sette Quedas“ (dem Salto von Guaira), so sein Nebenfluß Iguassu in seinen 50 m hohen prachtvollen Fällen (S. Abbildungen 3 und 4), so der Uruguay in dem Mucunaão-Falle und zahllosen kleineren Katarakten, so der Jacuhy in den Fällen oberhalb Cachoeira, so der Rio de Cadea in dem Altenhofener Wasserfalle &c. Die Ströme bereichern die südbrasilische Landschaft dadurch ohne Zweifel um einen hohen Reiz, andererseits berauben sie aber dadurch auch ausgedehnte Strecken des Landes jeder natürlichen Kommunikation. In jedem Falle sind sie ja immer nur stückweise schiffbar, und ein Punkt, wie Porto Alegre, in dem fünf leidlich gute Schiffahrtsstraßen zusammenstrahlen, steht völlig vereinzelt da [1]). Auch der Straßen- und Eisenbahnbau stieß auf mannigfaltige Schwierigkeiten in dem Terrain. Es sind gewaltige Steigungen zu überwinden, es sind große Viadukte und Brücken zu bauen (S. Abbildung 1), und selbst den festesten Bauwerken droht von den wolkenbruchartigen Regengüssen und von den Hochwassern der Ströme des öfteren Zerstörung. Kein Wunder, daß das gesammte Verkehrsstraßennetz Südbrasiliens bis auf den heutigen Tag gar viel zu wünschen übrig gelassen hat. Von Porto Alegre aus, in der Gegend von Joinville, bei Curitiba u. s. w. ist aber immerhin bereits sehr Anerkennenswerthes geschehen — Dank immer wieder zum großen Theile deutschem Unternehmungsgeiste, der in Südbrasilien so eifrig am Werke ist.

[1]) Joinville hat 228 cm Regen, also nahezu dreimal so viel wie Buenos Ayres. Vergl. J. Hann, Klimatologie, S. 672.

[1]) Vergl. P. Langhans, Die Binnenschiffahrt in Rio Grande do Sul („Deutsche Rundschau f. Geographie u. Statistik“ 1886, S. 529 ff.).

Bedenkt man die angegebenen natürlichen Schwierigkeiten, mit denen die wirthschaftliche und kulturelle Entwickelung Südbrasiliens zu kämpfen gehabt hat, und zu denen sich leider noch andere in den historischen Verhältnissen begründete gesellen — von denen wir noch zu reden haben werden —, so wird man den deutschen Pionieren, die daselbst ohne irgend welchen Rückhalt bei der Regierung ihres Mutterlandes kolonisatorisch thätig waren, seine Anerkennung nicht versagen. Die alten deutschen Kolonien von Rio Grande do Sul, die schon in den zwanziger Jahren begründet worden sind — wie San Leopoldo (S. Abbild. 5) — verkündigen schon durch ihr Aeußeres ihre hohe Prosperität, und junge deutsche Kolonien, wie Neu-Petropolis, Santa Cruz, Germania (S. Abbildungen 6 und 7), Passo Fundo, São Lourenço 2c. bezeugen sie wenigstens, wenn man das Innere ihrer bescheidenen, aber schmucken Häuser betritt. Welchen vortheilhaften Kontrast bieten dieselben zu den armseligen Palmiten-Hütten der Brasilianer portugiesischer Abstammung! Die Blüthe der Kolonie Blumenau, die die Großthat eines einzigen energischen Deutschen ist, ist zu bekannt, als daß wir nöthig hätten, darüber an dieser Stelle noch viel zu sagen; und ebenso auch die Prosperität der deutschen Kolonie von Dona Franzisca. Auch in Curitiba hält das Deutschthum seine Fahne hoch.

Es bleibt uns angesichts dieser Pflanzstätten deutschen Geistes und deutscher Kultur im fremden Lande eigentlich nur noch der fromme Wunsch übrig, daß man daheim auch in den maßgebenden Kreisen endlich mit etwas mehr Aufmerksamkeit auf sie hinblicken möge.

Deutsch-Witu-Land.

Von Lieutenant A. R. Schmidt.

(Schluß.)

Da ich mit den Rivalen der Galla, den Somali — von den Suaheli „Warangili" genannt — zwar häufig gelegentlich ihrer Durchzüge durch das Witu-Land sowie gelegentlich ihres großen 1887 unternommenen Raubzuges zusammengekommen bin und mehrfach mit ihnen verkehrt habe, aber doch während meines Aufenthaltes in Ostafrika keine Gelegenheit hatte, in ihrem eigenen Lande zu reisen, so unterlasse ich es, eine ethnographische Skizze derselben zu geben und beschränke mich darauf, von ihren Besuchen im Witu-Lande — freundlichen (d. h. geschäftlichen) und feindlichen — zu berichten. Das Urtheil, welches ich auf Grund der sich besonders auf die Ermordung des Barons v. d. Decken und seiner Gefährten in und oberhalb Barbera und des Dr. Jühlke in Kismayu beziehenden Gespräche habe, ist: daß ich gestehen muß, daß wir bei Erschließung des Somali-Landes — einer Aufgabe, die zwar gegenwärtig vernünftiger Weise, da wir nicht Alles auf einmal anfassen können, ohne unsere Kräfte und Mittel zu sehr zu zersplittern, außer Acht gelassen ist, aber hoffentlich bald wieder aufgenommen werden kann — wegen des ungeheuren mohammedanischen Fanatismus der Somali, wegen ihrer Habsucht und ihrer angeborenen Mordlust große Schwierigkeiten und Gefahren zu überwinden haben werden. Ich meine aber auch, daß, wenn wir mit den nöthigen Mitteln und vor allen Dingen mit der nöthigen Macht auftreten, und zwar rücksichtslos — denn mit Bescheidenheit und Milde werden wir im Somali-Lande nichts erreichen können — auftreten, daß wir dann auch Eindruck machen werden; denn ich kann in die allgemeine Beurtheilung der Somali als eines muthigen Stammes durchaus nicht einstimmen, indem ich sie ganz ähnlich wie die Bararetta beurtheile, nur daß sie wie diese durch das Unglück erst klein gemacht werden müssen. Wenn wir also die Mittel zum energischen Vorgehen im Somali-Lande haben werden, dann werden wir nicht nur in der Lage sein, eine edle Sühne für die Mordthaten der Somali an unseren Landsleuten zu erhalten und ein moralisches Uebergewicht über die Somali zu gewinnen, denn ein solches haben wir bis jetzt noch nicht — wie könnten sonst die Somali offen zu uns Europäern sagen, daß niemand von uns nach Barbera käme, dem es nicht ebenso wie v. d. Decken erginge —, sondern dann wird uns auch außerdem in dem Somali-Lande ein in seinem Inneren fruchtbares und reiche Schätze bergendes, den Landwirth und den Kaufmann zur Kolonisirung einladendes Gebiet offen stehen, an dessen Kultivirung wir allerdings auch erst dann gehen sollten, wenn wir faktisch über die erheblichen Mittel, das Unternehmen wirklich durchzuführen, verfügen werden. Sollte nicht aber vielleicht vorher schon eine wissenschaftliche, wohl auszurüstende Forschungs-Expedition ins Innere des Somali-Landes, besonders den Juba hinauf, über Barbera hinaus, um den Ursprung des Flusses festzustellen, in Erwägung zu ziehen sein? Es wäre dies gewiß eine Aufgabe, die den größten Forschungsreisen ebenbürtig anzureihen und der Opfer werth wäre.

Ich hatte — abgesehen von der kurzen Zeit meines Aufenthalts in Aden — Gelegenheit, mit Somali zusammenzukommen in Lamu, besonders aber im Witu-Lande selbst, vornehmlich in Kau, wo häufig Somali durchkamen und sich mehrere Tage aufhielten, um daselbst ihr mitgetriebenes, von ihren Stammesgenossen meist zuvor den Galla, oder auch anderen Somali-Stämmen abgenommenes Vieh zu verkaufen. Bei diesen Gelegenheiten besuchten sie mich dann auch häufig in meiner Hütte in Kau, und sprach ich dann dort mit ihnen, wobei es bisweilen zwischen ihnen und meinen Leuten zu unangenehmen Zänkereien kam, so daß ich mich das eine oder andere mal genöthigt sah, einzelne Somali — um solche handelte es sich damals nur — wenn sie zu dreist wurden, gründlich zu rektificiren und aus meinem Hause zu verweisen. Im großen und ganzen war es mir indeß sehr interessant, die Leute einigermaßen kennen zu lernen. Eine Verständigung war meistens möglich, da viele dieser umherziehenden Somali Kisuaheli sprachen. Sodann kam ich wieder bei Gelegenheit des großen Somali-Einfalles im vorigen Jahre mit ihnen zusammen. Ich befand mich gerade vorübergehend in Kau, als am 31. Januar 1887 die Somali in der Stärke von über 3000 Mann, vornehmlich aus den Worsengele und Migadeen (welche, nebenbei bemerkt, einige Monate zuvor an der Ermordung Jühlke's in Kismayu betheiligt waren) in aller Frühe an verschiedenen Stellen des Galla- und Witu-Landes Ueberfälle machten, und zwar

die überfallenden Abtheilungen genau nach erfolgter Verabredung. Die Galla wichen überall zurück, nachdem alle, die nicht rasch genug hatten entkommen können, gleichviel ob Greise, Männer, Frauen oder Kinder, von den Somali theils hingemordet, theils grauenhaft verstümmelt und verwundet waren. Die vom Osi, wo der eine, und die von Tituweida, bezw. von dem westlich von Witu gelegenen Schambas, wo ein zweiter Ueberfall ausgeführt wurde, Entkommenen flüchteten sich nach Kau bezw. Witu, unter den Schutz der arabischen Besatzung und des Sultans Achmed. Die erstere, unter ihrem „akida", verhielt sich neutral, gestattete jedoch nicht, wie die Somali gehofft, diesen den Durchzug durch die Stadt. In gewisser Weise hatten die Araber nämlich bisher den Somali Vorschub geleistet, indem sie den früher so übermüthigen und gewaltthätigen Galla eine herbe Demüthigung wohl gönnten; doch war den habsüchtigen und mordlustigen Somali, wenn sie einmal da waren, ebensowenig zu trauen. Der Sultan von Witu andererseits schickte den bei Witu stehenden Somali, welche ihm selbst und seinen Suaheli einen großen Theil ihrer im nahen Tituweida untergebrachten Heerden geraubt hatten, eine größere Abtheilung entgegen, der es auch gelang, nach einem Kampfe mit geringen beiderseitigen Verlusten, wenigstens einen Theil des gestohlenen Gutes wiederzugewinnen.

Ich selbst kam am 1. Februar wieder nach Witu und hatte von dort aus Veranlassung, an der Spitze von 100 meist mit Gewehren bewaffneten Suaheli und Galla, von welchen letzteren einige — wenn auch nur ganz wenige — zum Widerstand zu bewegen waren, ins Bararetta-Land, wo die Somali standen, zu ziehen. Es waren nämlich beunruhigende Gerüchte über Herrn Gustav Denhardt, der vor den Einfällen noch nach Ngao am Tana gezogen war, um dort die Flagge des Sultans Achmed (bestehend aus zwei gekreuzten rothen weißgeränderten Dreiecken auf rothem Untergrund mit einem circa 6 cm breiten weißen Rande an der Fahnenstange) zu hissen. Deshalb entsandte Sultan Achmed, der, selbst deutscher Schützling, einem jeden Deutschen den ihm zukommenden Schutz in seinen Ländern gewährt, in großer Besorgniß und Unruhe um Denhardt's willen, jene 100 Mann, die mit mir zogen, an den Tana. Auf dem Hinmarsch, der zu jener heißesten Zeit in 16 Stunden ohne irgend welche Pause erfolgte, hatte ich gleich zuerst Gelegenheit, das eben vorher verlassene Galla-Dorf Tituweida zu betrachten. Die Häuser, die Räume im Dorfe und der Weg waren angefüllt mit Todten, die hingemordet und schrecklich verstümmelt waren — bei der Beschäftigung in den Häusern, auf der Flucht nach Witu, und gleichviel ob Männer, Frauen, Greise oder Kinder. Da die Leichen nicht beerdigt worden waren, indem einerseits eine strenge Sitte jenen Völkern verbietet, die im Kampfe oder auf gewaltsame Weise Gefallenen zu bestatten, und andererseits auch die Galla von Tituweida sich nicht mehr an die Stätte zurückwagten, so verbreiteten sie — die, wie man sah, theils schon den Hyänen zum Fraße gedient hatten — einen verpestenden Geruch. Es boten sich uns fernerhin noch während des ganzen Weges im Galla-Lande solche ekelhafte Bilder dar, wenn auch nicht in dem Umfange wie in Tituweida. Theilweise trafen wir auch noch auf Galla, die schwer verwundet und dem Tode nahe waren, die sich aber trotzdem nicht weiter von uns transportiren lassen wollten, da sie ihre Feinde, die vereint am Tana — unserem Ziele — stehen sollten, zu sehr fürchteten. In sehr vorgerückter Nachtstunde kamen wir nach den Strapazen der letzten 16 Stunden und nach Ueberschreitung des Mto cukuu (des alten Tana), der sich dicht oberhalb Ngao in den Tana ergießt, oberhalb dieses Ortes an, wo wir dann auf das rechte Ufer übergesetzt wurden und hörten, daß Denhardt bereits stromabwärts gefahren und in Kau angelangt sei; die Somali sollten weiter tanaabwärts stehen.

Ich wollte den nächsten Tag den Rückweg zu Wasser einschlagen, indem ich durch Canoes bis Kau gelangen wollte, was aber meinen Suaheli, welchen die weiter unten am Tana gemeldeten Somali doch sichtlichen Respekt einflößten, nicht eben zu passen schien. Doch zeigten sie sich willig, als sie sahen, daß mir gerade damals eine Fußwunde das Marschiren sehr erschwerte, und daß ich auch der Messungen und Zeichnungen halber den Theil des Tana bei Ngao, den ich damals noch nicht kannte, zu besuchen wünschte; außerdem war ja auch die Möglichkeit vorhanden, daß die Somali ihren Standpunkt wieder gewechselt hatten. Am ersten Tage ging die Fahrt bei der verlassenen, und bald darauf von den Somali vollständig niedergebrannten und ausgeplünderten englischen Missionsstation Galbanti sowie an verschiedenen Galla- und Pokomoorten vorbei bis Komonesa herunter, wo wir Obdach in einer Pokomohütte fanden. Außer durch Ausweisung der beiden schon erwähnten freien Methodisten-Missionäre erlangte Galbanti eine traurige Bekanntheit durch die im Frühjahr desselben Jahres erfolgte Ermordung eines englischen Missionärs und seiner Frau durch Massai, die hiermit einen Racheakt begingen.

Am nächsten Morgen setzten wir die Fahrt fort bis Tjarra, wo sich der Beledsoni — der den Tana und Osi verbindende Kanal — abzweigt; wegen der Enge und des niedrigen Wasserstandes des Kanals mußten wir hier aus den Canoes aussteigen und einen Fußmarsch von einer halben Stunde nach dem Osi machen, bis wohin die Wapokomo, die Besitzer der Canoes, dieselben bringen sollten. Schon vorher sahen wir an den Ufern des Tana ganze Galla-Karawanen, die Eltern mit den Kindern auf dem Arm, eiligst fliehen, was auf die Nähe der Somali hinwies. Bald darauf trafen wir auch selbst auf Somali, und zwar zunächst auf einen Trupp von mehreren Hundert Mann, die uns den Fußweg, welchen wir benutzten, versperrten. Ich ließ sofort den Suaheli Pulver und Blei austheilen, ermahnte sie kurz, kaltblütig zu schießen, und hieß sie zum Angriff in langer Linie in aufgelöster Ordnung vorgehen, indem ich erklärte, auf 100 Schritt die nach arabischer bezw. Suaheli-Kampfesart mitgebrachten Fähnchen aufstecken zu lassen, als Zeichen, daß von dieser Linie aus erst geschossen werden dürfe. Indeß kam es zur Eröffnung des Feuers gar nicht, denn die Somali zogen es vor, ehe wir auf 100 Schritt heran waren, Fersengeld zu geben. So schienen wir unsern Weg unbehindert fortsetzen zu können, doch bald darauf gewahrten wir zur Seite in mehreren Trupps dicht bei einander die ganze Streitmacht der Somali, über 3000 an der Zahl. Ich hielt es, obgleich der Weg uns vorläufig noch frei stand, doch für dringend geboten, die in der Flanke befindlichen, nunmehr in eine lange Linie zusammenschließenden Somali anzugreifen, da das ebene Terrain für uns, die wir mit Feuergewehren versehen waren, zunächst günstiger war, während wir sicher zu erwarten hatten, bei Fortsetzung des Marsches im hügligen und bewachsenen Terrain im Rücken gefaßt zu werden; dann hätten uns aber unsere Gewehre gar nichts genützt. Ich setzte dies, so gut es in der Eile ging, meinen anfangs wenig zum Angriff geneigten Leuten auseinander, so daß auch diese einwilligten. Darauf ließ ich anrücken und, wie befohlen, erst in einer Entfernung von 100 Schritt das Feuer eröffnen. Die Somali hielten nur einen Augenblick Stand und flohen dann sogleich, nachdem wir eine verhältnißmäßig geringe Anzahl getödtet und verwundet hatten, da von seiten der Suaheli unerhört schlecht geschossen wurde; die Somali hatten sechs Todte und mehrere Verwundete, wir einen Verwundeten, dem ein geworfener Speer tief in

den Unterleib eingedrungen war. Ich verband den Mann und übergab ihn dann der Pflege eines arabischen Medizinmannes in Kau; er genas auch wieder und stellte sich mir später mit gut geheilter Narbe vor. Wir erbeuteten einige Waffen und mehrere Stück Vieh in der Nähe des Schlachtfeldes. Jedenfalls beweist auch dieses Rencontre mit den Somali, daß diesen jede Spur von wirklicher Tapferkeit abgeht. Sie waren uns ja numerisch so bedeutend überlegen, während wir ihnen doch nur im ersten Moment hätten durch den Gebrauch der theilweise noch sehr primitiven und ungeschickt gehandhabten Feuerwaffen überlegen sein brauchen. Ich selbst hatte allerdings 10 Mausergewehre (Jägerbüchsen) unter die Leute vertheilt.

Darauf traten wir, da unsere Wapokomo unter Preisgabe ihrer Canoes davon gelaufen waren, den Weg nach Kau zu Fuß an, und gelangten von dort aus nach Witu, wo Denhardt bereits seit einigen Tagen war. Später fanden noch sehr erbitterte Gefechte zwischen Somali und Borani-Galla statt, die diesmal leider zu Ungunsten der letzteren ausfielen. Ich unterlasse es, bei dieser Gelegenheit über die Verhältnisse des Tana und des Osi sowie des den Tana und Osi verbindenden Beledsoni mich zu äußern, indem diese Flüsse — der Tana wenigstens bis Massa — ebenso wie das Volk der Wapokomo durch die Tana-Expedition des Dr. Fischer und der Brüder Denhardt vollständig erforscht sind. Auch hat jetzt noch der um die Erschließung jener Länder besonders verdiente Herr Gustav Denhardt werthvolles Material gesammelt.

Neuerdings wird, nachdem die Suaheli und Galla ein reichliches Jahr vor den Somali Ruhe hatten, wieder von einem Einfall der letzteren — allerdings nicht in so großem Maßstabe — berichtet, wobei die Heerden der Suaheli und Galla wieder dezimirt worden sind, der schwerste Schaden aber den deutschen, unter den Wapokomo in Ngao jetzt etwa seit einem Jahre thätigen Missionären zugefügt worden ist. Letztere retteten nach totaler Verwüstung ihrer Station und ihrer Anlagen mit knapper Noth das nackte Leben und entkamen nach Galbanti zum englischen Missionär Düring, von wo aus sie nach Witu gelangten. Dieses Unglück der deutschen Missionäre bedauere ich ganz besonders, da sich entschieden dem Vorgehen gerade jener sowohl gottesfürchtigen als auch einigermaßen welterfahrenen Missionäre bei dem der Vormundschaft so bedürftigen Pokomo-Stamme, der nach den schweren Verlusten durch die Somali im Frühjahr 1887 aus eigenem Antriebe jene Missionäre in sein Land zu kommen bat, günstige Aussichten boten. Mit Bezug auf die vielen Gefahren, die sich der Kulturentwickelung vom Somali-Lande aus entgegenstellen, möchte ich daher wünschen, daß möglichst bald ernstliche Maßregeln ergriffen werden könnten, die jenes Räubervolk wenigstens von den Gegenden, wo deutsche Interessen gepflegt werden, fernzuhalten und den Wüstensöhnen etwas mehr Achtung vor uns Ungläubigen beizubringen geeignet wären. Eine unmittelbare die Kolonisation im Witu-Lande stark beeinträchtigende Gefahr erblicke ich zwar in den Somali-Einfällen nicht, wohl aber sehe ich darin eine Gefahr für die Ausdehnung der deutschen Herrschaft nach dem Inneren, an die wir hoffentlich doch in nicht zu langer Zeit denken können — eine Gefahr, die sich aber jedenfalls durch Aufwendung der nöthigen Machtmittel beseitigen läßt.

Kürzere Mittheilungen.

Der Fleischkonsum in Santiago.

Aus einer kleinen Arbeit des Doktor Adolfo Murillo über den Fleischverbrauch in Santiago ergaben sich folgende Thatsachen. Im Jahre 1885 sind im öffentlichen Schlachthause geschlachtet worden:

Ochsen (bueyes)	14 868
Novillos[1])	33 449
Kühe	21 404
Kälber	1 360
Schafe	39 431
Lämmer und Hammel . . .	77 465
Schweine	25 039
Zusammen . .	213 016

Das Gewicht dieser Thiere betrug 34 463 799 kg, und die Einnahme, welche die Municipalität aus dem Schlachthause zog, betrug 155 087 Pesos. Berechnet man die Bevölkerung Santiagos zu 200 000 Seelen, so kommt auf jeden Kopf ein jährlicher Fleischkonsum von 172,3 kg frischen Fleisches. Allein der wirkliche Fleischkonsum ist weit bedeutender. Aus der Umgegend der Stadt werden nämlich eine Menge Hammel und Schweine hereingebracht für den Privatverbrauch der in der Stadt lebenden Eigenthümer oder als Geschenke.

[1]) Novillos sind die jung kastrirten Thiere, die nur zum Schlachten dienen sollen, bueyes die später verschnittenen, die als Arbeitsochsen verwendet werden.

In sehr großer Menge wird ferner Charqui — das an der Luft getrocknete Fleisch der Rinder — verbraucht, und endlich ist auch der Konsum von Federvieh, Hühnern, Truthühnern, Enten (Gänse werden wenig gegessen, sind auch nicht gut), Tauben, Rebhühnern, sowie von Eiern und Fischen in Rechnung zu ziehen, so daß Dr. Murillo den Fleischverbrauch im Jahre für den Kopf auf 300 kg anschlägt. Nur ein einziges Volk hat einen stärkeren Fleischkonsum — die Argentiner. In Paris kommen auf den Kopf jährlich 84 kg, in Bordeaux 81, in Lyon 73, in Marseille 69, in Rouen 63, in Toulouse 58, in Lille 53, in Nantes 50, in London 139, in München 83, in Wien 70, in Berlin 69, in Madrid 47.

Dieser große Fleischverbrauch erklärt es auch, weshalb jährlich eine bedeutende Menge lebender Rinder aus Argentinien in Chile eingeführt werden, ungeachtet die Anzahl derselben im Lande so bedeutend ist.

Auf der anderen Seite dürfen wir nicht vergessen, daß das Landvolk in den mittleren Provinzen, sowie die Bergleute in den nördlichen nur sehr selten Fleisch essen. Den ersteren ersetzt der tägliche Genuß der Vicebohnen (Phaseolen) — der „porrotos“ — das Fleisch, die letzteren leben außer von „porrotos“ noch großentheils von getrockneten Feigen sowie von Nüssen und Zucker, und besitzen dabei herkulische Kräfte, was der Theorie widerspricht, die da behauptet, nur Fleisch — namentlich Beefsteak und Eier — gebe Kraft.

Prof. Dr. R. A. Philippi.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die große arktische Doppelinsel Nowaja Semlja hat sich ein russischer Gelehrter, Herr K. Nossilof, zum Gegenstande sehr eingehender, Studien und Forschungen ausersehen. Derselbe hat über ein Jahr — vom Sommer 1887 bis in den August 1888 — dort zugebracht und ist mit reichen Sammlungen botanischer, zoologischer, mineralogischer Art zunächst nach Archangelsk zurückgekehrt, um sich jedoch sehr bald zu einer neuen Jahrescampagne nach dem Insellande zurückzubegeben und so der Erforschung desselben im ganzen fünf Jahre zu widmen. Gleich das erste Forschungsjahr hat einen auch in praktischer Beziehung bedeutsamen Ertrag geliefert. Herr Nossilof hat ein Eisen-, ein Kupfer-, vier Steinkohlenlager, ein Lager von Minengold und ein Schwefellager entdeckt. Davon bieten das Eisen-, das Kupfer- und zwei der Steinkohlenlager die Bedingungen eines guten Abbaues. Eine Menge interessanter Beobachtungen über das Leben der arktischen Thiere — namentlich der Vögel —, viele darauf bezügliche Mittheilungen der Samojeden, 13 Monate meteorologischer Aufzeichnungen, Terrainaufnahmen über etwa 2500 Quadratkilometer Landes, Beobachtungen über die Eisverhältnisse an der Ost- und Westküste, eine über 125 km sich erstreckende Küstenaufnahme gehören ferner zu den Ergebnissen dieses Jahres. Bei letzterer Gelegenheit wurden drei neue Inseln entdeckt, von denen die eine (etwa 30 km lang und 5 km breit) den Namen: Possiet-Insel erhielt. Während des Winters und Frühjahrs unternahm der kühne Forscher Exkursionen in das Karische Meer, die er in den nächsten Jahren unter Tiefenmessungen bis an den Jenissei fortzusetzen gedenkt. Im nächsten Winter beabsichtigt er sein Standquartier am Ostende des Matotschkin Schar aufzuschlagen, dort eine zweite meteorologische Station zu errichten, und von hier aus die Küsten und das Innere der nördlichen Insel aufzunehmen. Möge dem wackeren Manne, dessen Name für Nowaja Semlja epochemachend zu werden verspricht, das Glück zur Seite stehen! F. M.

Asien.

— Nach den neuesten Nachrichten aus China haben sich die von uns geäußerten Befürchtungen bezüglich der Regulirung des Hoangho im vollsten Umfange als begründet erwiesen. Alle Bauten, die seit September vorigen Jahres zur Stopfung des bekannten Dammbruches und zur Rückstauung des Stromes in sein früheres Bett unternommen worden sind, sind von der diesjährigen Sommer-Hochfluth in wenigen Stunden wieder hinweggefegt worden, und die Lage der Dinge ist auf diese Weise wieder genau dieselbe wie im vorigen Herbste (Vergl. Globus, Bd. 53, S. 129, 224, 383; und Bd. 54, S. 126).

— Das Juliheft des „Bolletino“ der Italienischen Geographischen Gesellschaft enthält einen ausführlichen Bericht über die Reisen Leonardo Feas in Tenasserim, insbesondere über seinen Besuch in den Höhlen bei Mulmein, über seine Besteigung des Mount Mulei und über die Bergstämme der Ayain-Karenen. Der Reisende brachte auch eine sehr bedeutende zoologische Sammlung aus Indien mit, die dem naturhistorischen Museum zu Genua einverleibt worden ist.

— Die letzten Hefte der „Tijdschrift van het Nederlandsch Aardrijkskundig Genootschap“ (1887) enthalten aus der Feder J. B. Neumann's eine ausführliche Charakteristik über das Bata-Land und seine Bewohner, auf die wir namentlich diejenigen Leser aufmerksam machen möchten, welche lebhafteres Interesse an denKödding'schen Aufsätzen im vorigen Bande des „Globus“ genommen haben.

— Der russische Geolog Makerow ist gegenwärtig damit beschäftigt, das Gebiet der linken Amur-Nebenflüsse zu untersuchen, das noch wenig bekannte Goldlager enthalten soll.

— In einer der letzten Sitzungen der Akademie der Wissenschaften zu Amsterdam sprach Professor Martin über einen Fund, welcher Rückschlüsse auf die Formation der in geologischer Hinsicht noch wenig bekannten Insel Ceram gestattet. Man findet in dieser Hinsicht nur eine beiläufige Mittheilung, worin gesagt wird, daß der südliche Theil der paläozoïschen Periode angehört. Professor Martin ist nun in den Besitz eines von genannter Insel herrührenden Knochenbruchstückes gekommen, eines 46 cm langen, noch mit Zähnen besetzten Stückes von einem Kiefer, welcher, wie er vermuthete, von einem Reptil herrührte. Diese Vermuthung gewann an Sicherheit, als durch einen Zufall (Bruch des Knochens) sich ergab, daß die Zähne sich in einer durchlaufenden Kehlung befanden, wie dies bei dem Ichthyosaurus der Fall ist, so daß Professor Martin der Ansicht ist, daß das Bruchstück von einem solchen herrührt. Der Ichthyosaurus, welcher in Europa der mesozoïschen Periode angehört, kommt auch in Britisch-Indien, in Australien und in Neuseeland vor, doch nicht in solcher Größe, wie die auf Ceram gefundenen Reste anzudeuten scheinen. Die Vermuthung liegt also nahe, daß mesozoïsche Formationen — vielleicht auch Kreide — auf Ceram angetroffen werden.

— Die Berichte der Residenten aus den britischen Schutz-Staaten auf der Halbinsel Malakka sprechen sich über die Fortschritte, welche die wirthschaftliche Entwickelung daselbst gemacht hat, sehr günstig aus. Der Abbau der Zinnseifen von Perak und Selangore liefert stetig wachsende Erträge, und ebenso sind in Perak abbauwürdige Gänge von Blei- und Silbererzen in Angriff genommen worden. Außerdem befinden sich auch die neuangelegten Plantagen von arabischem Kaffee, sowie von Zucker, Thee, Reis ꝛc. in einem blühenden Zustande. Die Unternehmer sind sowohl im Minenbetriebe als auch im Plantagenbau vorwiegend Chinesen, die Arbeiter indische und chinesische Kulis, jedoch bereitet die Arbeiterfrage gewisse Schwierigkeiten.

Afrika.

— In der Schwedischen Geographischen und Anthropologischen Gesellschaft erstattete kürzlich H. von Schwerin Bericht über seine Reise in dem Kongogebiete und in Westafrika. Der Reisende ging zu Schiff den Kongo aufwärts bis Stanley-Falls, drang eine größere Strecke auf dem Kasaï vor, und erforschte dann das Becken des Inkissi. Nach der Kongo-Mündung zurückgekehrt, stattete er ferner dem Lande der Muschirongi, welches auf der Südseite des Stromes liegt und bisher noch niemals von einem Europäer betreten worden war, einen Besuch ab; und ebenso endlich dem Lande der Kakongo und Cabinda, im Norden

vom Kongo. Die Temperatur im Kongo-Lande fand v. Schwerin zwar nicht zu hoch (selten über 35° C.), aber durch ihr ununterbrochenes Anhalten für Europäer sehr entnervend.

— „Le Mouvement Géographique“ (1888, p. 75) äußert sich über die Resultate der Cambier'schen Kongoeisenbahn-Aufnahme folgendermaßen: Die dreizehn Monate, welche Cambier am Kongo zugebracht hat, sind außerordentlich arbeitsreiche gewesen, aber die Resultate, welche durch die Ingenieur-Brigade erzielt worden sind, übertreffen alle Hoffnungen. Die Frage der Ausführbarkeit der Schienenstraße ist in der zufriedenstellendsten Weise gelöst worden. Es wird kein besonders hervorragendes Werk der Technik dazu nöthig sein, und die Kosten des Baues werden nur gewöhnliche sein. In Begleitung der Herren Charmanne und Vantier ist Hauptmann Cambier auf einem südlicheren Wege, als ihn die Karawanen für gewöhnlich nehmen, gegen Leopoldville vorgedrungen, und er hat daselbst ein fruchtbares und dicht bevölkertes Land entdeckt, von dessen Bewohnern er fast jederzeit freundlich, und öfters mit ungewöhnlich lärmender Herzlichkeit aufgenommen wurde. Das Terrain bot daselbst keinerlei Schwierigkeiten. Während Hauptmann Cambier diese Recognoscirung anstellte, haben die in Matadi zurückgebliebenen Ingenieure sich in zwei Abtheilungen getheilt, und eine Variante der Linie Matadi-Mpozo untersucht. Dieselbe umgeht in sehr glücklicher Weise das Bergmassiv von Matadi und den Mpozo-Uebergang nahe der Mündung dieses Stromes, so daß dadurch der gefürchtete große Kunstbau vermieden wird. Mit der Fortführung der Aufnahme bis Leopoldville, deren Beendigung man im November oder Dezember d. J. erwartet, ist Hector Charmanne mit einem Stabe von acht Ingenieuren betraut worden. Dr. Bourguignon ist der Expedition als Arzt beigegeben, und der Gesundheitszustand ihres Personals ist ein sehr befriedigender.

Südamerika.

— Nachdem H. Coudreau in Begleitung von mehreren Rucuyenne-Indianern von seiner elfmonatlichen Reise im Tumac-Humac-Gebirge nach Cayenne zurückgekehrt ist, gedenkt derselbe von da aus noch eine längere Exkursion in das Gebiet der Flüsse Aporague und Oyapock zu unternehmen.

Allgemeines.

— Der diesjährige Deutsche Anthropologen-Kongreß, der am 6. bis 8. August in Bonn getagt hat, hat in seinen Versammlungen ein reiches Programm zur Erledigung gebracht. Unter anderem sprach Dr. Rauff über die geologische Entwickelung des Rheinthales und die daselbst gemachten prähistorischen Funde; Professor Virchow über seine anthropologischen Forschungen in Aegypten; Professor Waldeyer über das Rückenmark des Gorilla im Vergleiche zu demjenigen des Menschen; Dr. Mies über Schädel-Indices; Dr. Emil Schmidt über die Vererbung erworbener Körpermerkmale; J. Evans über altbritische Münzen; und K. Könen über die Nothwendigkeit eines Vergleiches der rheinischen Kulturreste mit den ethnographischen Angaben der altrömischen Schriftsteller.

— Der kanadische Finanzmann Owen Jones betreibt mit viel Aussicht auf Erfolg die Herstellung eines transoceanischen Kabels, das die britisch-columbianische Insel Vancouver über Hawaï, Fanning und Fidschi hinweg mit Neu-Seeland und Australien verbinden soll, und das eine Gesammtlänge von 11 000 km erhalten würde.

Bücherschau.

— G. vom Rath, Pennsylvanien. Heidelberg 1888. Karl Winter. — Wir halten dieses kleine Buch für eine der besten und reifsten Früchte, die der kürzlich verstorbene Professor Vom Rath von seinen zahlreichen Weltwanderungen heimgebracht hat. Der amerikanische Quäkerstaat wird darin sowohl von dem Standpunkte des Historikers als auch von dem Standpunkte des geologischen Geographen und des Wirthschaftsgeographen in sehr ansprechender Weise charakterisirt, und in den Anmerkungen sowie in einem angehängten Auszuge aus seinem Tagebuche führt uns der Verfasser zugleich auch in die Werkstätte seines geistigen Schaffens ein. Die Fülle des in dem Werkchen niedergelegten Beobachtungs- und Gedankenmaterials ist eine sehr große.

— Dr. Leopold von Schroeder, Die Hochzeitsgebräuche der Esten und einiger anderer Finnisch-ugrischer Völkerschaften in Vergleichung mit denen der indogermanischen Völker. Berlin, Ascher 1888. 8°. 265 S. — Die ethnographische Stellung der Esten und der ihnen zunächst verwandten finnisch-ugrischen Stämme ist schon seit Jahren Gegenstand eines erbitterten wissenschaftlichen Kampfes. Nachdem man diese Stämme lange fast unbestritten zur mongolischen Rasse gerechnet, sind in der neueren Zeit Anderson, Köppen u. A. mit linguistischen Beweisen dafür hervorgetreten, daß sie nahe Anverwandte der Indogermanen, ja möglicherweise sogar deren Stammväter seien. Schroeder vertritt die Ansicht, daß eine solche Verwandtschaft durchaus nicht erwiesen sei, und erklärt die unleugbaren und sehr bedeutenden Aehnlichkeiten in den Sitten sowie die zahlreichen gemeinsamen Worte dadurch, daß die finnisch-ugrischen Stämme schon in prähistorischer Zeit, als sie noch ein ungetrenntes Ganzes bildeten, mit Indogermanen — vermuthlich mit einem Zweig des Gotenvolkes — in inniger Berührung standen, bezw. von einem solchen beherrscht wurden. Von diesem Standpunkte aus vergleicht er nun die mit unendlichem Fleiße gesammelten Hochzeitsgebräuche dieser Stämme mit denen der Indogermanen. Die Uebereinstimmung ist eine so große und namentlich bei den Esten eine so vollständige, daß diese geradezu wie ein Brudervolk der Germanen erscheinen. Wohl finden sich einzelne Gebräuche auch bei anderen Stämmen — selbst in anderen Erdtheilen — wieder, weil sie eben, wie Raub oder Kauf der Frau, Verwendung eines Freiwerbers u. dergl. allgemein menschlicher Art sind und sich überall entwickeln können, wo Menschen leben; aber eine so vollständige Uebereinstimmung, wie bei Indogermanen und Esten, kann nur die Folge einer ganz intimen, entweder genealogischen oder historischen Beziehung sein. Die genealogische Beziehung scheint dem Verfasser angesichts des total verschiedenen grammatikalischen Baues der beiden Sprachen sehr unwahrscheinlich; die von Anderson und Köppen hervorgehobenen gemeinsamen Worte hält er für uralte Lehnworte, welche die Esten mit merkwürdiger Treue in der Urform bewahrt haben. Es bleibt somit nur die historische Beziehung übrig, wie wir sie vorher angedeutet haben. Wir hätten damit einen neuen Beweis für die Ansiedelung germanischer Völker in der russischen Ebene schon in prähistorischer Zeit. Ko.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIV. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Die Landwirthschaft in China.

Von Dr. Joseph Grunzel.

2. Die gegenwärtige Organisation.

Die merkwürdige Originalität, welche das chinesische Volk durch konsequentes Fernhalten aller fremden Kultur-Einflüsse und durch freie Entfaltung seiner Volkskraft und Eigenart sich durch Jahrtausende hindurch bewahrt hat, spiegelt sich auch in der heutigen Agrarverfassung wider und weist zugleich auf die Geschichte als einzige Quelle hin, welche die letztere zu erklären im Stande ist. Bei dieser Vergleichung der historischen Entwickelungsphasen mit dem gegenwärtigen Zustande der Landwirthschaft löst sich für jeden unbefangenen Beobachter das noch heute so viel verkannte fundamentale Naturgesetz der Menschheit ab, daß sich ein Volk nur dann eine ersprießliche und entwickelungsfähige Kultur schaffen kann, wenn es seine durch die natürliche Umgebung bedingte Originalität zum Gerüste nimmt, um das sich alles andere Beiwerk emporranken kann. Darin liegt das Geheimniß der chinesischen Kultur, darin liegt auch die Erklärung für die merkwürdige Thatsache, wie dieses größte historisch bekannt gewordene Staatswesen trotz tausendjähriger Wandlungen stabil bleiben konnte, wie China, trotzdem auch mongolische und mantschurische Dynastien am Throne saßen, doch immer China blieb, indem jeder Bürger bei der geringsten Leistung dem Staate gegenüber das größte Maß individueller Freiheit und Wohlfahrt genießen konnte. Deshalb wurde die chinesische Kultur von den Fremden als ein „versteinerte“ angesehen; aber China ist kein erratischer Block, sondern ein mächtiger Baum: die Blätter fallen ab und neue setzen sich an, der Stamm verändert sich kaum, wächst aber doch und wird stark. Auch die heutigen agrarischen Verhältnisse zeigen, wie eng sich das konservative mit dem fortschrittlichen Element paaren kann. In scheinbarem Widerspruch ist das Grundeigenthum in China ein kollektives und zugleich ein individuelles, die Wahrheit aber ist, daß das Grundeigenthum (tien-ti) dem Staate als dem Repräsentanten der Gesammtheit des Volkes angehört, während nur das Nutznießungsrecht (tien-mien) frei veräußert und erworben werden kann [1]). Auf dieses Verhältniß lassen sich auch die Kontroll-Maßregeln der Regierung zurückführen, welche dieser sogar einen Eingriff in das Eigenthumsrecht gestatten, und welche noch besprochen werden. Die thatsächliche Oberaufsicht ermöglichte aber auch der Regierung, der Landwirthschaft die solideste Grundlage zu geben, welche man sich denken kann, indem nämlich die gegenwärtige Organisation die Bildung eines Großgrundbesitzes unmöglich macht. Jeder Familie gehört ein unveräußerliches und unverletzliches Erbgut, welches in früheren Zeiten etwa 30 Hektar, heute aber nur $^3/_4$ Hektar beträgt, immerhin aber dadurch, daß es von den 335 Millionen Hektar des Reiches etwa 70 bis 75 Mill. in den Händen dessen unbeweglich macht, der es einmal erworben, die Anhäufung von Grundstücken zu einem großen Komplex verhindert. Im übrigen herrscht das System der freien Parzellirung, welches im Vereine mit dem Mangel an Kommunikationen und Kapital dazu beiträgt, daß die mittlere Größe der chinesischen Landgüter 600 bis 1000 Mou ($3^1/_2$ bis 6 Hektar) in ebenen, und 2000 bis 3000 Mou (12 bis 18 Hektar) in hügeligen Gegenden selten übersteigt, ja es giebt sogar Besitzungen von nur 100 bis 200 Mou. Sehr

[1]) G. E. Simon, La cité chinoise (Paris 1885), p. 30, 32.

selten — höchstens drei bis vier in jeder Provinz — finden sich Landgüter von 5000 bis 8000 Mou (300 bis 500 Hektar); diese größeren Domänen werden zumeist pachtweise ausgebeutet [1]). Trotz des hohen Alters der agrarischen Einrichtungen und trotz der verhältnißmäßig großen Bevölkerungsdichte [2]) ist aber bei weitem noch nicht alles kultivirbare Land der Kultur erschlossen; Hedde und Bridgman berechnen den kultivirten Theil der auf 335 Mill. Hektar geschätzten Oberfläche des eigentlichen China auf $7/8$ [3]), also auf ungefähr 294 Mill. Hektar, doch dürfte die von Williams angegebene Zahl von circa 265 Mill. Hektar der Wirklichkeit am nächsten kommen. Das Verhältniß der Bevölkerung zum Kulturlande würde sich nach dieser Rechnung auf 7,3 Hektar herausstellen — wie es sich in Holland vorfindet und nur von England und Belgien übertroffen wird, wo 8,1 Hektar auf den Kopf kommen [4]).

Eine ganz besondere Art von Gütern stellen die Kronländereien dar, welche ein Gesammtgebiet von etwa $3\frac{1}{2}$ Millionen Hektar umfassen und in drei Gruppen zerfallen: 1) die Apanagen, 2) die Militärländereien und 3) die eigentlichen Kronländereien. Die Apanagen werden von den Ländereien gebildet, welche dem Kaiser und den Mitgliedern des kaiserlichen Hauses angehören, und auf diesen Ländereien wurde ein ganz besonderer Bauernstand großgezogen. Die Militärländereien wurden bei der Eroberung Chinas durch die gegenwärtig regierende Tsing-Dynastie den acht Heereskorps (den „acht Bannern") in der nächsten Umgebung der Hauptstadt zugewiesen, und werden deshalb den Kronländereien beigezählt, weil sie von der Krone vertheilt worden sind und gleich den Apanagen der direkten Krongerichtsbarkeit unterliegen; im übrigen können sie jedoch wie Privateigenthum auf die Kinder, Enkel, Wittwen, Brüder u. s. w. übergehen, falls dieselben nicht bereits über ein eigenes Grundeigenthum verfügen. Die eigentlichen Kronländereien bestehen aus den Ländereien, mit welchen die Stiftungen der drei in China staatlich anerkannten Religionen — wie Tempel, Klöster, Pagoden u. s. w. — ausgestattet wurden, aus den Grundstücken, welche zur Erhaltung einer öffentlichen Schule verwendet werden, aus den Gemeinländereien, welche einzelnen Städten oder Dörfern zur Hebung eines Nothstandes zur zeitweiligen Nutznießung überlassen werden, aus den unbebauten Schilf- und Rohrländereien und aus den außerhalb des Reiches stationirten Besitzungen von Militärkolonien [5]).

Die Wichtigkeit der Agrikultur in China, das in seiner traditionellen Abgeschlossenheit stets die Konsumtion des Volkes vollauf durch die einheimische Produktion decken mußte, brachte auch Stadt und Land in ein von dem europäischen verschiedenes Verhältniß. Da nun auch die chinesische Industrie sich bis heute noch nicht über eine Hausindustrie erhoben hat und die commercielle Bewegung im Innern des Landes jederzeit eine minimale blieb, weil der Boden an Ort und Stelle die Bedürfnisse befriedigte, so ergiebt sich die natürliche Folge, daß sich das Land nicht zu Gunsten der größeren Städte entvölkerte, und daß sich die Bevölkerung in gleicher Dichte über das Land vertheilte; eine Ausnahmestellung nehmen nur die größeren Küstenstädte ein, welche der Weltverkehr binnen wenigen Jahren zu gewaltigen Handels-Emporien umgestaltet hat. Die chinesischen Städte stehen überhaupt auf einer ganz anderen Stufe der Entwickelung als die europäischen und amerikanischen. Jede chinesische Stadt zerfällt ursprünglich in zwei Theile [1]): die viereckige ummauerte innere Stadt, welche die Amtsgebäude (das Ya-mên) und überhaupt den ganzen politischen und militärischen Verwaltungsorganismus in sich birgt, und die äußere Stadt, welche in der Regel durch vier oder acht Thore mit der inneren verbunden ist, und in welcher sich der industrielle und commercielle Theil der Bevölkerung niedergelassen hat; diese Theilung deutet darauf hin, daß die Städte anfangs nur Verwaltungszwecken dienten, und daß sich erst in der Folge die dem Handel und der Industrie ergebene Bevölkerung um die eigentliche Stadt gruppirte, in ähnlicher Weise wie bei uns im Mittelalter die Burgen Centren der Städte-Entwickelung wurden. Die Dörfer hingegen beruhen auf einer mehr zufälligen Zusammenfassung zerstreut liegender Gehöfte, sie stehen zu den Städten nicht im Verhältniß der Subordination, sondern der Coordination, was am besten die Thatsache beweist, daß es in China Dörfer von 200 bis 100 000 (gewöhnlich 300 bis 3500) Einwohnern giebt [2]); während solche Dörfer von vielen Tausend Einwohnern bei uns nicht mehr als solche bezeichnet werden, können dieselben in chinesischem Sinne niemals zu einer Stadt erhoben werden.

Auch die politische Organisation weicht von der städtischen ab. Die Städte als bloße Verwaltungsorgane besitzen keine so einflußreiche Volksvertretung, wie die aus einem oder mehreren Dörfern bestehenden Landgemeinden (hiang) in ihrem Dorfältesten (Li-tschang), welcher gewöhnlich aus den ältesten und angesehensten Bewohnern der Gemeinde durch freie Wahl oder durch das Loos dazu bestimmt wird, und welchem nicht selten ein besonderes Vertrauens-Kollegium zur Seite steht. Diese Dorfältesten, welche von der Gemeinde besoldet werden, und so lange im Amte bleiben, als das Volk mit ihnen zufrieden ist, bilden eine Art Vermittlerrolle zwischen der Regierung und dem Volke, und haben eine doppelte Wirksamkeit. Einerseits haben sie alle öffentlichen Gemeinde-Angelegenheiten, wie die Schlichtungen von Streitigkeiten, die Polizei, die Ueberwachung der öffentlichen Gebäude und Anstalten, die Regelung religiöser und anderer Festlichkeiten u. s. w. zu besorgen. Andererseits haben sie die Regierung in Reformen, welche die Landbevölkerung betreffen, durch Ertheilung von Auskünften oder Vorschlägen an den Distrikts-Magistrat (Hien-kuang) zu unterstützen, aber auch Bitten und Beschwerden der Bevölkerung durch eben dieses Organ zur Kenntniß der Regierung zu bringen. Nicht selten treten die Aeltesten mehrerer Dörfer zu gemeinsamer Berathung zusammen, um ein gleiches und daher erfolgreicheres Wirken zu besprechen [3]).

In China ist bekanntlich das Associationswesen sehr

---

1) Dr. S. Syrski, Die Landwirthschaft in China (Dr. v. Scherzer, Fachmännische Berichte. Stuttgart 1872), S. 69. — Simon, La cité chinoise, p. 37, 38, 288.

2) Von den 335 Millionen Hektar der Oberfläche des Chinesischen Reiches haben die neun östlichen, in und nahe der großen Ebene gelegenen Provinzen eine Bevölkerungsdichte von 12 bis 15 Einwohnern per Hektar, die neun südlichen Provinzen dagegen eine Dichte von sechs bis sieben per Hektar. Die durchschnittliche Bevölkerungsdichte des ganzen Reiches wird nur noch von Großbritannien und Bengalen übertroffen, die der östlichen Provinzen dagegen steht unerreicht da. Vgl. S. Wells Williams, The Middle Kingdom (London 1883. 2. Aufl.), Bd. I. p. 272, und Simon, La cité chinoise, p. 3, 4.

3) Isid. Hedde, Description de l'agriculture et du tissage. Tsoung-nong-saug-i-tsou-i-shi, Agriculture de la Chine (Paris 1850), p. 4. — J. Plath, Die Landwirthschaft der Chinesen und Japanesen im Vergl. zu der europ. I. (München, Ak., 1873), S. 803.

4) Williams, The Middle Kingdom, I, 273, 276.

5) J. Sacharoff, Ueber das Grundeigenthum in China (Arbeiten der k. russ. Gesandtschaft in Peking über China. Petersburg, 1852—57, übers. Berlin, 1858. Bd. I.), S. 28.

---

1) E. Reclus, Géographie Universelle (Paris, 1882), Bd. VII, p. 561 f.

2) Williams, The Middle Kingdom, I, 280. — Syrski, Landwirthschaft, S. 59.

3) Syrski, Landwirthschaft, S. 59 f. — Williams, The Middle Kingdom, I, 482.

ausgebildet; nicht nur in den Städten schließen sich Bevölkerungsklassen zur Wahrung gemeinschaftlicher Interessen oder zur Erreichung politischer Zwecke zu geheimen Corporationen zusammen, sondern auch auf dem Lande bilden sich aus der Bevölkerung einer oder mehrerer Landgemeinden geheime Genossenschaften. Dieselben liegen unter einander in beständiger Fehde und paralysiren die guten Einrichtungen der Regierung sehr oft dadurch, daß sie, einmal zur Oberherrschaft in einer Gemeinde gelangt, die öffentlichen Angelegenheiten zu Parteizwecken ausbeuten. Ursprünglich dürften diese dem Associationsdrange der Chinesen entsprungenen Vereine nicht ohne Berechtigung und Nutzen gewesen sein, gegenwärtig ist aber der ideelle Zweck durch Parteirücksichten stark in den Hintergrund verdrängt worden, die Vereine dienen jetzt zumeist nur als Tummelplätze für eigennützige Führer und als Oppositionsorgane gegen die Regierung, welche ihren Mitgliedern nicht nur im Recht, sondern auch im Unrecht rücksichtslosen Beistand gewähren [1]).

Da nach chinesischen Begriffen nur persönliches Verdienst einen Anspruch auf gesellschaftlichen Vorrang verleiht, so bilden nebst der kaiserlichen Familie nur die Beamten und Gelehrten besonders privilegirte Klassen [2]), und jeder Kastengeist blieb dem chinesischen Volke fern; auch unter der Landbevölkerung giebt es keine sozialen Unterschiede, der einfache Bauer, der Gutsbesitzer und der Pächter sind sich einander gleich. Doch kennt China eine Art von unfreien Menschen: die Sklaven. Ursprünglich war die Sklaverei unbekannt, nur die zum Staatsdienst verurtheilten Verbrecher wurden dauernd ihrer persönlichen Freiheit beraubt. Seit dem dritten Jahrhundert wurde aber den Armen die Erlaubniß ertheilt, ihre Kinder zu verkaufen, doch wurden dieselben niemals in römischem Sinne als Sache (res) behandelt, sondern sie erhalten auf dem Gute, daß sie bearbeiten, ein Grundstück zugewiesen, von dem sie ihre Familie ernähren können, und sind gegen jede Mißhandlung durch Gesetze geschützt. Im übrigen gelten sie aber wie die Verbrecher, Scharfrichter, Bettler, Schauspieler als „gemein" und genießen keinerlei bürgerliche Rechte.

Das Eigenthumsrecht, oder genauer das Nutznießungsrecht, ist nach vielen Kämpfen und Wandlungen ein freies geworden, kann demnach vom rechtmäßigen Besitzer auf dem Wege der Vererbung, des Verkaufes, der Verpachtung oder der Verpfändung an einen anderen übertragen werden. Bei der Vererbung geht das väterliche Gut auf den ältesten Sohn über, aber seine Brüder können mit ihren Familien darauf bleiben und ihren Antheil wieder den Kindern vermachen, oder es wird auch zwischen den Brüdern ein gemeinschaftliches Abkommen getroffen. Die Töchter erben nie, ebenso auch nicht adoptirte Söhne einer anderen Familie [3]). Zum gesetzlichen Verkaufe eines Grundstückes sind gewisse Formalitäten erforderlich; der Verkauf muß nämlich vor Ablauf des dritten Jahres bei der betreffenden Distriktsbehörde angezeigt werden, wobei eine Abgabe von etwa 8 Prozent des Verkaufspreises entrichtet und die Urkunde abgestempelt werden muß [4]). Will jemand brachliegendes und herrenloses Land in Anbau nehmen, so muß er ein Gesuch an die Distriktsbehörde einreichen, und den Nachweis erbringen, daß er die zum Anbau nöthigen Werkzeuge und Mittel besitzt. Hierauf wird darüber eine öffentliche Kundmachung erlassen, und falls binnen fünf Monaten niemand das Grundstück reklamirt, erhält es der Bittsteller als Eigenthum zugesprochen [1]). Verpachtung des Grundstückes ist gegenwärtig bei größeren Gütern eine sehr beliebte Art der Bodennutzung, und nahezu die Hälfte des ganzen angebauten Landes wird auf diese Weise ausgebeutet. Der jährliche Pachtzins beträgt die Hälfte oder ein Drittel des Ertrages und wird zumeist in Naturalien entrichtet [2]). Bei der Verpfändung ist ein eigener, an die Bestimmungen der alten Juden erinnernder Modus in Gebrauch. Der Pfandgläubiger bekommt statt jeder Zinsenzahlung ein etwas höher bewerthetes Grundstück zur Benutzung und ist auch, so lange das Pfand giltig ist, zur Zahlung der entfallenden Steuern verpflichtet. Nach Ablauf der bestimmten Zeit, oder wenn kein Termin festgesetzt wurde, binnen 30 Jahren, kann der ursprüngliche Besitzer das Grundstück gegen Erstattung der Originalsumme zurück erwerben, kann er das aber nicht, so bleibt es ihm freigestellt, sich das Recht zur Auslösung für eine spätere Zeit vorzubehalten oder auf die Rückerwerbung vollständig Verzicht zu leisten. Der Pfandgläubiger kann aber das verpfändete Grundstück gegen die geliehene Summe an eine dritte Person verpfänden, worauf dann der zweite Pfandgläubiger zum eigentlichen Besitzer in dasselbe Verhältniß tritt, wie der erste [3]).

Die Grundsteuer ist die einzige direkte Steuer in China und bildet den Hauptbestandtheil der Staatseinkünfte; sie wird in den der Hauptstadt näher gelegenen oder mit derselben durch raschen Schiffsverkehr verbundenen Gegenden in Naturalien entrichtet und beträgt ein Sching und ein Ko (= 0,6 Liter) per Mou, die südlichen und weiter im Lande liegenden Provinzen bezahlen sieben Candareen's per Mou ($1\frac{1}{2}$ bis 5 Frcs. per Hektar). Auf die Bevölkerung vertheilt, repräsentirt sie nicht mehr als etwa 3 Frcs. per Einwohner und liefert der Regierung eine Einnahme von 20 Millionen Taels in Geld und 2,8 Millionen in Naturalien [4]). Außerdem wird auch von den Provinzial-Verwaltungen für die Arbeiten und Reparaturen an Straßen, Dämmen, Brücken u. s. w., falls dieselben nicht durch eine allgemeine Subskription gedeckt werden, durch eine Umlage, nicht über $\frac{1}{6}$ der allgemeinen Steuer sich belaufend, bestritten. Die Maulbeerbaumpflanzungen hat Kaiser Tao-kuang im Jahre 1821 von jeder Steuer befreit [5]). Die Kronländereien, sowie die Besitzungen des Adels und der Beamten sind gleichfalls von jeder Steuer ausgenommen [6]).

Die Leitung und Aufsicht der Regierung über die Land-

---

[1]) Syrski, Landwirthschaft, S. 60. — Williams, The Middle Kingdom, I, 498.

[2]) G. B. Staunton, Ta-Tsing-Leu-Lee (London, 1810), I, 3. Zu den privilegirten Klassen gehören: 1. die Mitglieder des kaiserlichen Hauses, 2. die durch lange Dienstzeit, 3. durch besondere Leistungen, 4. durch große Weisheit, 5. durch hervorragende Thätigkeit, 6. durch Fleiß Ausgezeichneten, 7. die Fürsten und 8. wird denen eine besondere Beachtung des Kaisers versprochen, welche in zweiter und dritter Generation von hervorragenden Männern abstammen.

[3]) Williams, The Middle Kingdom. II, 100 fg.

[4]) Syrski, Landwirthschaft, S. 67.

---

[1]) Sacharoff, Ueber das Grundeigenthum, S. 27. — Staunton, Ta-Tsing-Leu-Lee (Chin. Strafgesetzbuch), III, 90.

[2]) Syrski, Landwirthschaft, S. 68.

[3]) Staunton, Ta-Tsing-Leu-Lee, III, 95, Appendix XV. — Amyot, Mémoires sur les Chinois, IV, 386.

[4]) Nach The Statesmans Yearbook (London 1888) betragen gegenwärtig die Einnahmen:

Grundsteuer in Geld	20 000 000	Taels
Grundsteuer in Naturalien	2 800 000	"
Salzmonopol	9 600 000	"
Seezölle unter fremder Verwaltung	15 000 000	"
Seezölle unter eigener Regie . . .	6 000 000	"
Durchgangszölle	11 000 000	"
Konzessionen u. s. w.	2 000 000	"
	66 400 000	Taels
	= 16 600 000	Pfund Sterling.

Vgl. auch Plath, Landwirthschaft der Chinesen, S. 95 f. — Simon, La cité chinoise, p. 34. — Williams, The Middle Kingdom, I, 291, 294.

[5]) Plath, Landwirthschaft, S. 797.

[6]) Staunton, Ta-Tsing-Leu-Lee, III, 92.

wirthschaft ist eine sehr weitgehende. Der Distriktsbeamte (Hien-kuan), der Dorfälteste (Li-tschang) und in erster Linie die Besitzer selbst sind für eine rationelle und fortgesetzte Bodenkultur der ihnen unterstehenden Ländereien verantwortlich; die Paragraphen 90 bis 100 des dritten Theiles des Strafgesetzbuches (Ta-Tsu-Liu-Li) enthalten in dieser Beziehung eine Menge sehr strenger Bestimmungen. Wenn ein Besitzer, ohne daß ihn eine höhere Gewalt daran verhindert hätte, die Bebauung eines Feldes unterläßt, so wird sowohl er, als auch die verantwortlichen Beamten mit Bambusschlägen bestraft, ja das Grundstück kann sogar, wenn es drei Jahre unbebaut bleibt, konfiscirt werden [1]). Die Dorfältesten bestimmen in Gemeinschaft mit den Beamten auch den Tag der Eröffnung und des Schlusses der Ernte, wonach dann wieder die Zeit der Steuerabgabe festgesetzt wird (Strafgesetzbuch § 119). Wenn großen Kalamitäten, wie andauernde Regengüsse, Ueberschwemmungen, Dürre, Fröste, Heuschrecken u. s. w. eine Gegend heimgesucht haben, so müssen die Beamten die verunglückten Gegenden besuchen, den Schaden feststellen und danach einen ganzen oder theilweisen Steuernachlaß bei der Central-Regierung in Peking erwirken [1]). Außerdem sind in jeder Provinz große Kornspeicher angelegt, in denen ein Theil der in Naturalien abgezahlten Grundsteuer aufbewahrt und jedes Jahr nach der Ernte verkauft und durch frische Einkünfte ersetzt wird. Aus diesen Kornspeichern werden in Zeiten großer Noth die aufbewahrten Vorräthe an die Bevölkerung vertheilt. Auch aus Privatmitteln werden nicht selten solche Kornspeicher errichtet. Die Ackerbaubehörden in Peking haben daneben auch die Aufgabe, das noch brachliegende Land der Kultur zu erschließen, sie haben den Morästen, Sandhügeln, Schilf- und Rohrländereien u. s. w. eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen und für Boden-Amelioration Sorge zu tragen [2]).

[1]) Amyot, Mémoires, VI, 307. — Staunton, Ta-Tsing-Leu-Lee, III, 97.

[1]) Bazin, Recherches sur les institutions administratives et municipales de la China (Paris, 1854), p. 103 f. — Plath, Landwirthschaft, S. 793. — Syrski, Landwirthschaft, S. 64. — Sacharoff, Ueber das Grundeigenthum, S. 28. — Staunton, Ta-Tsing-Leu-Lee, III, 91.

[2]) Syrski, Landwirthschaft, S. 65 f. — Plath, Landwirthschaft, S. 791. — Staunton, Ta-Tsing-Leu-Lee, App. XIV.

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

XV.

(Mit sechs Abbildungen.)

Auch wenn wir den Begriff des „außertropischen Südamerika“ streng im Sinne der astronomischen Geographie fassen wollten, so würden wir das Recht in Anspruch nehmen dürfen, am Ende unserer „Wanderungen“ noch ein weiteres Stück von Brasilien in den Kreis unserer Betrachtungen zu ziehen. Auch die Provinz São Paulo liegt ja noch mit ihrer kleineren Hälfte südlich von dem Wendekreise des Steinbockes, und die Nachbarprovinzen derselben wiederum — Rio Janeiro, Minas Geraes und Espiritu Santo — sind geographisch viel zu eng mit São Paulo verwachsen, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen sollten, sobald wir dessen gedenken. Ferner erscheint auch der größte Theil der eben genannten Provinzen durch seine vertikale Erhebung gewissermaßen aus den Tropen herausgerückt — giebt es ja doch bekanntlich hart an dem Aequator in gewissen Niveaus sogar vollkommen polare Landschaften —, und endlich handelt es sich auch in den Provinzen São Paulo, Rio Janeiro, Minas Geraes und Espiritu Santo um die Frage der deutschen Kolonisation, sowie um damit verknüpfte wichtige deutsche Kultur- und Welthandels-Interessen. Der Leser wird es uns also verzeihen, wenn wir ihn in unseren Skizzen noch ein kleines Stück weiter führen, als er unserer Ueberschrift nach von uns erwartet hat. Durch die Beleuchtung der Verhältnisse, die in den mittelbrasilischen Provinzen obwalten, wird übrigens vielleicht auch manches von dem, was wir über die südbrasilischen gesagt haben, noch etwas klarer gemacht werden können.

Das mittelbrasilische Küstenland ist seinen Hauptcharakterzügen nach echt tropisches Land, daran ist kein Zweifel. In Rio Janeiro beträgt die Durchschnittstemperatur des heißestens Monats (des Februar) 26,6° C., und diejenigen des kühlsten Monats (des Juli) 21,2°. Die Wärmeschwankungen von Monat zu Monat sind also sehr geringfügige, und die schwüle Wärme, welche jahraus jahrein herrscht, wird nur gelegentlich durch kühle Brisen aus dem Süden gemildert. Dazu sind auch die Niederschläge besonders während des Sommers reichliche [2]), und ein großer Bruchtheil des zu Boden gefallenen Wassers findet keinen raschen Abfluß zu den Strömen und zu dem Meere, sondern es stagnirt und bildet mehr oder weniger ausgedehnte Sümpfe und Lagunen, die eine Menge von gesundheitsschädlichen Miasmen aushauchen. Das Küstentiefland ist infolgedessen mit gutem Grunde übel berufen wegen seiner Wechselfieber, und namentlich wird es auch seit dem Jahre 1849 beinahe in jedem Sommer von dem Gelben Fieber heimgesucht. Gegen diesen unheimlichen Gast hat man auch in Rio Janeiro bisher vergebens angekämpft.

Der in Frage stehende Abschnitt der brasilischen Küste besitzt aber die besten Zugänge von der See her — anderen voran die herrlichen Buchten von Rio Janeiro und von Santos, in denen die größten Seeschiffe bequem einlaufen und ankern können. Und dieser Umstand hat es — vielleicht noch mehr als die centrale Lage — bewirkt, daß sich sowohl die südlichen als auch die nördlichen Provinzen des ungeheuren Kaiserreiches in einem ausgesprochenen wirth-

[1]) In Joinville (Santa Catharina) liegen die Mitteltemperaturen des Januar (25°) und Juli (15,7°) noch reichlich 9 Grad aus einander.

[2]) In Rio Janeiro ist die jährliche Regenhöhe 121 cm.



Waldvegetation in Espiritu Santo. (Nach einer Photographie von Richard Dietze.)

schaftlichen und politischen Abhängigkeitsverhältnisse zu ihm befinden. Wer von Europa nach Südbrasilien gehen will, für den führt der Weg beinahe immer über Rio Janeiro, und die Verfrachtung der Ausfuhrartikel aus den Südprovinzen vermittelt diese Stadt ebenfalls großentheils.

Sollte man es vom deutsch-nationalen Standpunkte also nicht als einen Vortheil bezeichnen und mit Genugthuung begrüßen, wenn sich auch in den mittelbrasilischen Küstenstädten starke und einflußreiche deutsche Kolonien etablirt haben, die als eine Art Bindeglied die Interessen des großen und an Hülfsquellen unendlich reichen südamerikanischen Kaiserstaates mit denen unseres eigenen Landes verknüpfen! In Rio Janeiro leben etwa 5000 Deutsche als Großhändler, Handlungsgehülfen, Handwerker, Lehrer ꝛc., die eine eigene hübsche Kirche, mehrere höhere und niedere Schulen und ein prächtiges Klubhaus besitzen. Und ebenso ist auch die Zahl der Deutschen in Santos, in Victoria und in Santa Cruz (S. Abbild. 2 und 4) eine verhältnißmäßig beträchtliche, und auch in diesen Orten halten sie die deutsche Bildung und den deutschen Geist hoch und schaffen rüstig zum besten ihres alten wie ihres neuen Vaterlandes. Glücklichen Konstitutionen unter unseren Auswanderern ist es also trotz aller feindlichen Einflüsse, die in der Landesnatur liegen, gelungen, sich einzubürgern und zu akklimatisiren.

Wer sich lediglich durch die Gesundheitsverhältnisse mit überkritischen Bedenken bezüglich der Auswanderung einzelner Deutscher in die mittelbrasilische Küstenregion erfüllen läßt, der sollte übrigens auch nicht vergessen, daß das nordamerikanische New-Orleans ebenfalls des öfteren in schlimmer Weise vom Gelben Fieber verheert worden ist, und daß die Mississippi-Mündungsstadt trotzdem eine deutschredende Bevölkerung von gegen 30 000 besitzt. Ueberhaupt dürfte



Straße in Santa Cruz.

es sehr nützlich sein, in mehrfacher Hinsicht möglichst genaue Parallelen zwischen Brasilien und den nordamerikanischen Südstaaten zu ziehen. Eine deutsche Massenauswanderung nach den letzteren würden wir ebenso sehr widerrathen, wie eine deutsche Massenauswanderung nach dem mittelbrasilischen Küstenlande.

Durchmessen wir den schmalen Küstenstreifen, der ohne Zweifel in verschiedenen Gegenden sehr ungesund ist, in der Richtung von Ost nach West vermittelst einer Eisenbahn, — mit der von Santos nach São Paulo, oder mit der von Rio Janeiro nach Ouro-Preto — so befinden wir uns aber wieder nach wenigen Stunden am Fuße der Serra do Mar, und das Dampfroß trägt uns über dieses schöne Gebirge hinweg wieder in ein Plateau- und Bergland, das sich sehr bedeutend über den Meeresspiegel erhebt, und in dem von einem reinen Tropenklima nicht mehr die Rede sein kann. In der Hauptstadt von São Paulo, die mit der Provinz den gleichen Namen trägt, und die 753 m über dem Meere liegt, schwankt die Luftwärme zwischen 1° und 33° C., und in Ouro-Preto (in 1100 m Seehöhe) giebt es im Winter zuweilen starke Schneefälle, und die Temperatur hält sich im Juni öfters eine ganze Reihe von Tagen auf — 3 bis 4° C. In Barbacena (südlich von Ouro-Preto, und ungefähr in der gleichen Höhe mit diesem) hat man sogar — 6° beobachtet. Man könnte da versucht sein, unter dem 21. Grade südl. Br. von einem „brasilianischen Sibirien“ zu reden. Demgemäß sind natürlich auch die gesundheitlichen Voraussetzungen der Besiedelung durch Europäer in dem Plateau-Lande ganz andere als in dem Küstenlande. In der Nachbarschaft der Seuchenheerde an der Küste ist ja gelegentlich das Gelbe Fieber auch auf das Hochland verschleppt worden, daß es daselbst aber boden-



Deutsche Kolonisten im Urwalde von Espiritu Santo. (Nach einer Photographie von Richard Dietze.)

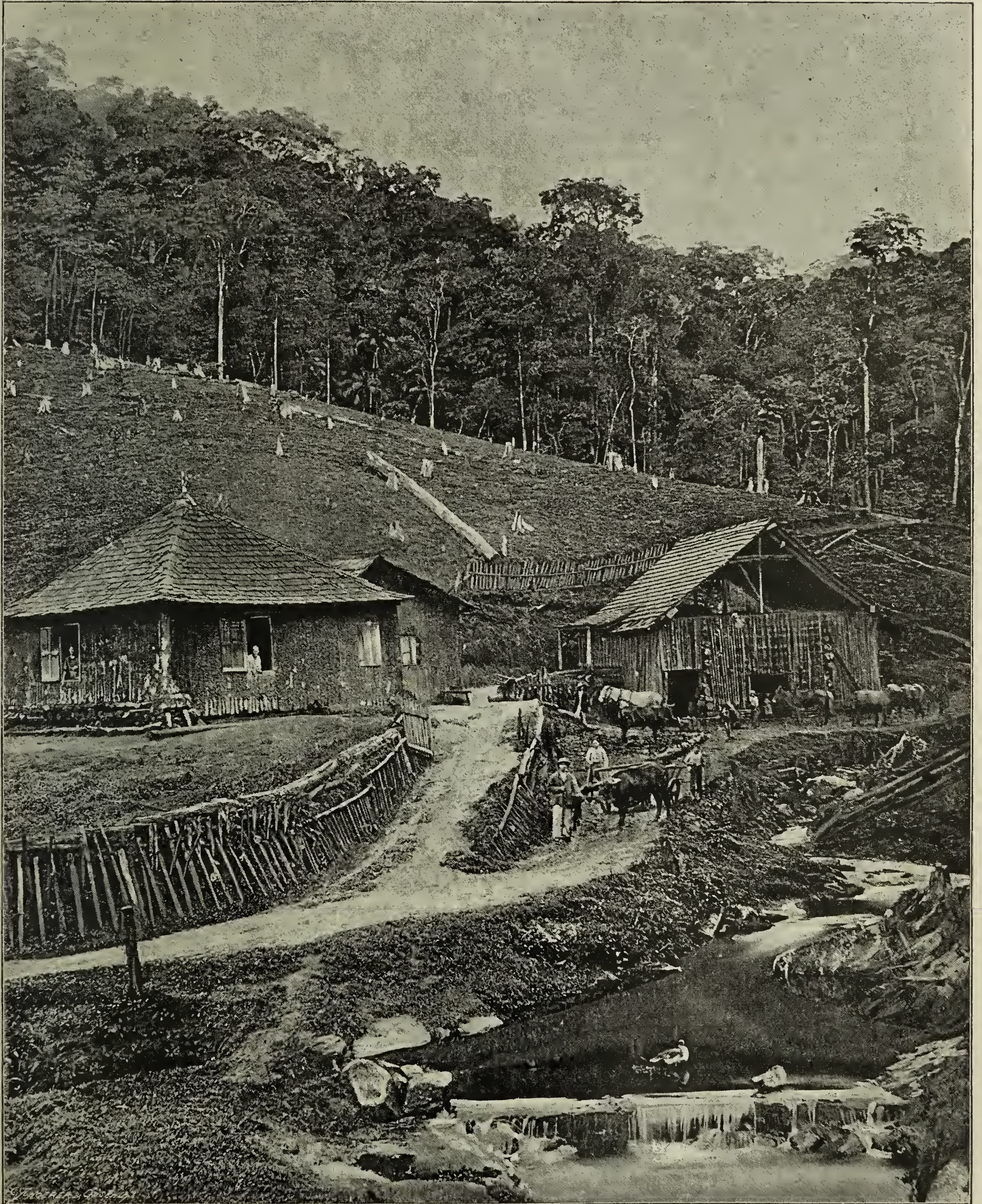
ständig sei, wird niemand behaupten können, und die meisten Orte desselben sind bislang gänzlich davon verschont geblieben. Südeuropäer akklimatisiren sich in dieser Gegend leicht, und auch die germanische Rasse hat sich in viel größerem Maßstabe als in den Küstenstädten den Verhältnissen anzubequemen vermocht. Die Urwaldrodung und Feldbestellung (S. Abbild. 3 und 6) mag in São Paulo und Espiritu Santo allerdings noch etwas mehr Schweiß kosten, als in Rio Grande do Sul und Santa Catharina, aber sie ist den deutschen Kolonisten von Piracicaba und Limeira (im Gebiete des Rio Tiete), sowie von Petropolis (bei Rio Janeiro) und Leopoldina (in Espiritu Santo) ganz gut gelungen, und dieselben tragen gegenwärtig ein sehr Erhebliches bei zur brasilischen Kaffee-Ernte. Wenn ihnen ihr Kulturwerk anfangs nicht gelingen wollte — es war dies namentlich bei Leopoldina der Fall —, so waren daran ganz andere Verhältnisse schuld, auf die wir noch zu sprechen kommen. In der Stadt São Paulo prosperirt eine deutsche Gemeinde von etwa 1200 Seelen, und von derselben gilt genau dasselbe, was wir von derjenigen in Rio Janeiro und Santa Cruz gesagt haben. Es sind wackere Pioniere deutscher Kultur, die in ihr den Ton angeben, und dieselben verdienen in vollem Maße die Sympathie und die moralische Unterstützung des Mutterlandes.

Der geologische Bau des mittelbrasilischen Plateaulandes ist demjenigen des südbrasilischen in den Grundzügen gleich. Die archaischen Formationen bilden auch hier große Falten, die allein als wirkliche Gebirge erscheinen, und die in weiten Bogen durch die Provinzen hindurch streichen; auf viel ausgedehnteren Strecken lagern aber silurische, devonische, carbonische und mesozoïsche Gesteine — besonders Sandsteine, Mergel und Schiefer — darüber, und zwar die postsilurischen sämmtlich horizontal oder doch ziemlich horizontal. Die Ströme haben sich auch hier tiefe Thäler und Schluchten eingegraben, und an Wasserfällen, die schöne Zierden der Landschaft, aber schlimme Hindernisse des Verkehrs bilden, ist auch diese Gegend überreich. Wir weisen nur auf den Parahyba, der bloß bis 82 km aufwärts von seiner Mündung von Dampfern befahren werden kann, sowie auf den Rio Tiete und Mogyguassu, die nur streckenweise (der Tiete nebst dem Piracicaba 264 km, der Mogyguassu 205 km) schiffbar sind. Unter den nutzbaren Mineralien, die der in Frage stehende Landabschnitt enthält, sind die Diamanten- und Edelsteinlager von Ouro-Preto besonders berühmt geworden, eine viel höhere Wichtigkeit versprechen aber die Eisenstein-Ablagerungen in der Nähe derselben Stadt, sowie in der Nähe von Ipanema (São Paulo) mit der Zeit zu erlangen. Auch darin könnte sich vielleicht dem deutschen Unternehmungsgeiste noch einmal ein dankbares Feld eröffnen.



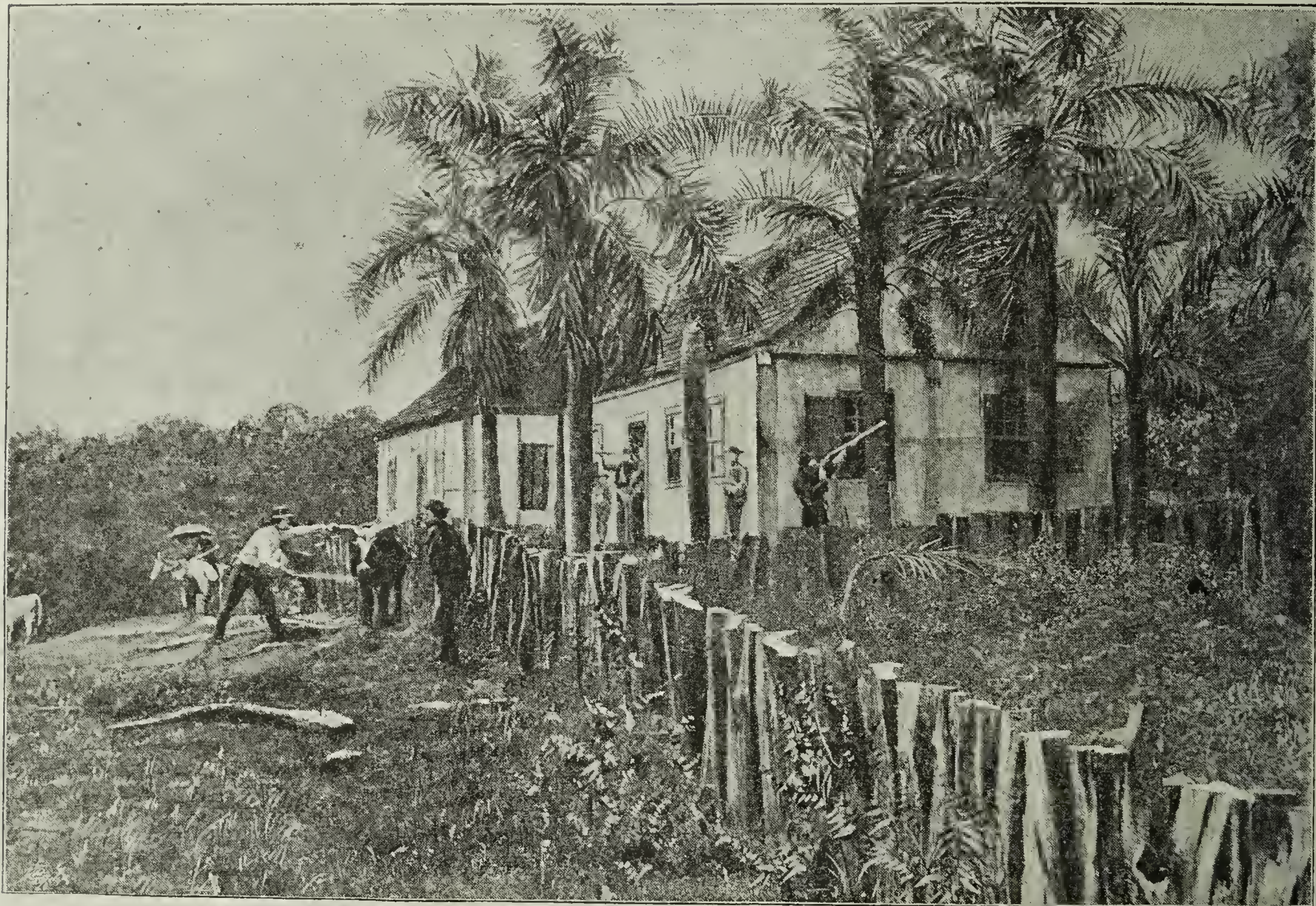
Die deutsche Schule in Santa Cruz.

Die Produktionskraft des Bodens, der durch die Zersetzung und Verwaschung der anstehenden Gesteine entstanden ist, ist unter dem Einflusse reicher Niederschläge und intensiver Sonnenhitze in dem Küstenlande eine viel größere als in dem Binnenlande, wo die Regenmenge eine viel geringere, die Verdunstung aber eine viel stärkere ist. Dort wuchern Palmen der verschiedensten Art, Bignonien, die das bekannte Jacaranda- oder Palisanderholz liefern, Cedrelen, deren leichtes Holz uns unsere Cigarrenkästen vor die Augen führen, Angico-Akazien, Ipe-Bäume (Tecoma Ipe), Lorbeerbäume (Cordia frondosa), Sassafras, Sarsaparilha, Ipecacuanha, Ricinusstanden, und Schlingpflanzen winden



Im Urwalde von Espiritu Santo. (Nach einer Photographie von Richard Dietze.)

sich von Baum zu Baum; hier dagegen finden wir üppigen Waldwuchs nur an den östlichen Gehängen der Bergzüge, während die Gegend im übrigen ganz ähnlich zur Steppenhaftigkeit hinneigt wie in dem Binnenlande der Südprovinzen. Stattliche Araucarien-Bestände finden sich noch auf dem Hochlande von São Paulo, in Minas Geraes tritt an deren Stelle niederes Myrthen- und Figueira-Gestrüpp. Wo der Boden aber von seinem ursprünglichen Pflanzenkleide befreit worden ist — es geschieht dies zumeist einfach durch das Niederbrennen desselben während der Trockenzeit (durch die sogenannte Roça-Wirthschaft) —, da gedeihen auch in dem Berg- und Plateau-Lande die mannigfaltigsten Nutzgewächse; vor allen Dingen der Kaffeebaum, der sich für die überwiegende Mehrzahl der Pflanzer und Kolonisten Mittelbrasiliens als die Hauptquelle des Wohlstandes bewährt hat; sodann der Mais, der die Hauptbrotfrucht bildet; die schwarze Bohne („feijão preto“, Phaseolus vulgaris), und zahlreiche Knollengewächse, wie der Mandioc (Manihot utilissima), der Yams und die Batate (Dioscorea alata und D. sativa). Der Anbau des Weizens, der schon in den brasilischen Südprovinzen nicht an allen Orten gelingen will, scheint in Mittelbrasilien gar nicht mehr



Deutsche Kolonistenwohnung bei Santa Cruz.

rathsam zu sein; und noch weniger der Anbau des Hafers, da diese Frucht meist durch den Rostpilz vernichtet wird.

Die einheimische Thierwelt stellt bereits in Südbrasilien viel zahlreichere Feinde des Kulturmenschen als Freunde, und in Mittelbrasilien ist dies in einem noch höheren Grade der Fall; namentlich haben wir an dieser Stelle wieder auf die Myriaden von Ameisen und Fliegen und Moskitos hinzuweisen, sowie auf eine kleine Heuschreckenart und auf die Sandflöhe, die Zecken, die Kakerlaken, die alle den Kolonisten bisweilen arge Noth bereiten [1]).

Aus der genaueren Betrachtung der mittelbrasilischen Naturverhältnisse dürfte also alles in allem die Erkenntniß hervorgehen: Wer uns dieses Land als ein Paradies vormalt, dem dürfen wir nicht glauben. Es ist ein Arbeitsfeld, vor dem wir stehen, und zwar ein Arbeitsfeld, das manche harte Anstrengung und Mühe fordert, das aber unter gewissen Umständen auch der deutschen Kraft und Energie manche gute Frucht verspricht.

---

[1]) Vergl. hierzu: J. von Tschudi, Reisen in Südamerika, Bd. 3; A. W. Sellin, Das Kaiserreich Brasilien (Leipzig 1885); Wells, Physical Geography of Brasil (Proceedings of the R. Geogr. Soc. 1886, p. 353 ff.); und O. Derby, Phys. Geographie und Geologie von Brasilien (Mittheilungen der Geogr. Ges. zu Jena, 1886, S. 1 ff.).

Der mittlere Kuen-lun nach N. v. Prshewalski's Forschungen.

Von F. Marthe.

Aus dem bald zu erwartenden großen Reisewerke, welches die vierte Forschungsreise des unermüdlichen Prshewalski nach Centralasien darstellen wird, bringen die „Iswestija“ der k. russ. geogr. Gesellschaft (Bd. 24, S. 1 f.) vorläufig einen Abschnitt, der den bis jetzt völlig unbekannten mittleren Theil des Kuen-lun behandelt und folglich der geographischen Wissenschaft durchweg neue Erkenntnisse liefert. Eine Fülle neuer Namen von Gebirgszügen, Bergspitzen, Thälern, Flüssen tritt hierbei auf, und es ist rein unmöglich, eine eingehende Beschreibung dieses neu enthüllten Stückes unserer Erde zu geben, wenn man der orientirenden Karte entbehren muß. Wir begnügen uns daher, den Lesern dieser Zeitschrift nur gewisse allgemeine Resultate vorzuführen, wie sie sich aus jenem vorläufig veröffentlichten Bruchstücke ergeben.

Die Strecke, um die es sich handelt, zieht sich durch zwölf Längengrade dahin, etwa vom 82. bis zum 94. Grade östl. Br. und bildet einen nach Norden gerichteten Gebirgsbogen, dessen westliche und östliche Enden sich etwa auf dem 36. Breitengrade zusammenfinden, während der Ausbug an den 38. Grad herankommt. Im Osten schließt dieser Bogen mit der „Marko Polo“-Kette an die früher von Prshewalski erforschte Gebirgswelt an, und wie hier sich das als „Kuen-lun“ erscheinende Gebirgssystem aus mehreren Ketten zusammengesetzt erwiesen hatte, so fand es der russische Forscher gleichfalls bei der nach Westen gerichteten und jetzt von ihm durchwanderten Fortsetzung. Zwischen den firnbedeckten Gebirgsparallelen (darunter eine „Kolumbus“-, eine „Moskauer“, eine „Russische“, eine — von der russ. geogr. Gesellschaft so benannte — „Prshewalski“-Kette) ziehen sich streifenlange, korridorartige Thäler hin, ostwestwärts gerichtet, meist abschreckend öde nach Flora und Fauna, aber reich an Gold — ein Umstand, der nicht verfehlen dürfte, sobald er allgemeiner bekannt geworden ist, nach jenen einsamen Hochgebirgen Abenteuerer aller Art zu locken. Spuren, daß auch jetzt schon Goldgräber ihr Glück dort versuchen, fanden sich mehrfach, und Prshewalski vernahm, daß sich alljährlich zur Sommerzeit unternehmende Leute aus Ost-Turkistan nach jenen Höhen hinter dem Rücken der chinesischen Behörden hinaufstehlen. Eines der langen Thäler wurde wegen der starken, darin wehenden Winde — ja Stürme — das „Thal der Winde“ benannt. Sand, Löß und Schutt hüllen die nackten Bergabhänge derartig ein, daß anstehender Fels selten zu bemerken ist. Als vorherrschende Gesteinsarten geben sich immerhin jedoch Kieselschiefer und Granit zu erkennen. Wie bei allen nördlichen Randgebirgen Tibets erscheint der Nordabhang höher, wilder, zerklüfteter, dagegen sanfter und minder hoch die nach dem Hochlande gekehrte Südseite. Auf dieser — der tibetanischen Seite — in einer Seehöhe von 3600 m, traf man am Fuße des Gebirges einen von Westen nach Osten reichlich 50 km weit sich erstreckenden Salzsee, der am 20. December 1884 trotz einer Kälte von mehr als 30° C. nicht zugefroren war, sondern einen tief dunkelblauen Wasserspiegel erglänzen ließ; nur ein etwa 250 m breiter Streifen lockeren und kaum 30 cm dicken Eises rahmte dies blaue Gewässer ein, welches an seinem Ostende schon im Sommer des Jahres 1886 von dem englischen Reisenden Carey berührt werden sollte, der von Indien nach Ost-Turkistan hinüberstieg, den Lop-See besuchte, und von dort nach Süden gegen das tibetanische Hochland vordrang (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 79). Carey vernahm auch den Namen des Sees: Tschong-Kum (Kul). Die völlig glatte, mit Salz durchdrungene Bodenfläche im Süden des Sees bezeugte unverkennbar, daß derselbe im Rückgange begriffen ist; jenseit dieses alten Seegrundes aber — weiter südlich — stellte sich dem Auge eine wunderbare Landschaft von Lößhügeln dar, die bei einer Höhe von 100 bis 200 m die Gestalten von Thürmen, Kegeln, Festungszinnen, Brücken, sowie Hohlwege, unterirdische Durchlässe &c. erkennen ließen. Noch weiter südlich ragte am fernen Horizonte eine mächtige Schneekette auf, eben diejenige, die der Vorstand der russ. geogr. Gesellschaft als Prshewalski-Gebirge zu bezeichnen vorschlug. Den höchsten Gipfel dieser gigantischen Kette benannte der russische Forscher wegen der Aehnlichkeit mit einer ungeheuren Pelzmütze sonderbarerweise: Monomach-Mütze, wohl weil ihm dabei irgend eine Abbildung des gleichnamigen altrussischen Großfürsten in Erinnerung kam.

Eine besondere Wichtigkeit legt Prshewalski dem „Thal der Winde“ bei. Er durchmaß dasselbe zuerst von Ost nach West, sodann umgekehrt von West nach Ost. Die Länge desselben beträgt etwa 210 km, die Breite im westlichen, höheren Theile 21 km, in dem unteren östlichen 42 km; die Seehöhe erniedrigt sich von West nach Ost von 3900 m auf 2900 m. Ein beständig fließendes Gewässer durchläuft nur die östliche Hälfte des Thales, welche mit ihrer allmählichen Erweiterung in die große, sumpfreiche Hochebene Zaidam übergeht, wo auch jenes Gewässer, der Fluß Saissan-Ssaitu, in dem Sumpfsee Gas sein Ende findet. Dieser Fluß tritt von Süden her, das Gebirge durchbrechend, in die Mitte des Thals ein, empfängt aber aus der westlichen Hälfte desselben wenigstens im Winter keinen Zufluß, obwohl sich ein leeres Flußbett in der westlichen Verlängerung seines Laufes thalaufwärts verfolgen ließ. Das winterliche Ersterben des von Westen und von links kommenden Nebenflusses hängt offenbar mit der grimmigen und trockenen Kälte zusammen, welche verbunden mit dem unaufhörlichen, oft bis zu Sturmesstärke gesteigerten Westwinde das Winterklima jenes Hochthales (wenigstens die Zeit von Mitte November bis Mitte Januar) charakterisirt. Hier geschah es in der Sylvesternacht des Jahres 1884, daß das Quecksilber gefror, ein Ereigniß, das selbst auf größeren Höhen in den östlicheren, früher besuchten Theilen des tibetanischen Hochplateaus niemals beobachtet worden war. Hier ferner raste am 27. December dem russischen General mit seinen treuen, geduldigen, von ihm hochgerühmten Kosaken ein eisiger Weststurm von solcher Gewalt entgegen, daß kaum das Athmen, geschweige das Fortkommen möglich war. Dabei war die Luft mit aufgewirbeltem Sand- und Lößstaub so dick angefüllt, daß man höchstens 30 bis 40 Schritte weit sehen konnte. Dichter Staub wurde überhaupt von jedem Sturm aufgewirbelt, und häufig tanzten Sandhosen das lange Thal hinab. Schnee fiel sehr wenig und wurde bald vom Winde wieder weggefegt und mit dem Staub der Luft vermengt. Daß die Niederschläge auch im Sommer sehr selten sind, und daß namentlich die kräftigen periodischen Sommerregen,

welche im östlichen Hochtibet zuerst von Prshewalski nachgewiesen wurden, in jenen westlichen Strichen nicht mehr niederprasseln, glaubte der Reisende aus verschiedenen Anzeichen mit Sicherheit schließen zu können. Natürlich ist denn auch die Pflanzen- und Thierwelt des Thales eine dürftige. Doch dürfte eine dort vorkommende Antilopen-Art — die Orongo-Antilope — nicht allzu selten sein, denn es gelang, 23 Stück derselben zu erlegen.

Trotz alledem meint Prshewalski nun in jenem fast geradlinigen Thale den besten Verbindungsweg zwischen Ostturkistan und dem westlichen China erkennen zu müssen. Günstiger sei er als der nördlicher in weitaus geringerer Meereshöhe über den Lop Nor und als der südlicher in weit beträchtlicher Höhe dahinziehende, weil bei dem einen wie bei dem anderen der Mangel an Wasser, Futter und Feuerungsmitteln größer sein müsse, als bei jenen mittleren, der außerdem noch den Vorzug besitze, der kürzeste zu sein. Im Sommer könne allerdings keine der drei Straßen benutzt werden; die nördliche nicht wegen der dann übermäßigen Hitze und Wasser- und Pflanzenarmuth; die südliche nicht wegen der dann so starken Regen, welche die Flüsse schwellen und unpassirbar machen, ferner den Argal (trockenen Mist) — das einzige Feuerungsmittel jener Gegenden — durchnässen; der mittelste endlich nicht, weil dann die Salzsümpfe Zaidams, durch welche seine östliche Fortsetzung hindurchführt, zu wasserreich und voll von Schwärmen quälender Insekten sind. Uebrigens gelte in den Wüsten Centralasiens nirgends der Sommer als die für längere Karawanenreisen geeignete Zeit. Prshewalski weist nun genau und im Einzelnen nach, wie die Straße über das Thal der Winde durch die Zaidam-Sümpfe hindurch, die nicht ohne gangbare Durchlässe seien, am Kuku-Nor vorbei bis zur Grenze der bewohnteren Gegenden Chinas zu verfolgen sei. Nehme man die Oase Tschertschen als westlichen Ausgangspunkt, die Stadt Donkyr zwischen Kuku-Nor und Sining als östlichen, so betrage die gesammte Weglänge 1700 km. Mit Recht dürfe man sich wundern, daß die Chinesen, so viel sich die Sache übersehen läßt, von dieser geraden Straße keinen Gebrauch gemacht und statt dessen die von Sa-tschau ausgehende über den Lop-See begangen haben. Nur einen Fall von Truppenmärschen, die im vorigen Jahrhundert — wahrscheinlich bei der damaligen Wiedereroberung von Ostturkistan — auf der Zaidam-Straße stattgefunden haben sollen, konnte Prshewalski später in Erfahrung bringen. Wahrscheinlich, schließt er seine Erörterung, war in früheren Jahrhunderten die Straße von Sa-tschau zum Lop-See noch nicht so trostlos wüste wie heutzutage, während umgekehrt die Sumpfgegenden Zaidams wohl noch weniger gangbar waren als jetzt, oder auch die dort hausenden Nomadenstämme wilder und räuberischer.

Wenn der aus China, bezw. der Stadt Donkyr kommende Wanderer von dem See Gas nicht nach Westen in das Windthal eintreten, sondern fast unter rechtem Winkel nach Norden zum Lop-See abschwenken würde, so würde bis hierher der Weg von jener Grenzstadt Chinas nur etwa 1400 km lang sein. Der russische Forscher schlug diese Richtung ein, überstieg das kahle Gebirge Altyn Tag, das er im December 1876 zuerst entdeckte, und gelangte so zum zweiten male an den Lop-See.

Ein Tag auf einer westafrikanischen Faktorei.

Von Heinrich Hartert.

„T'is time, sir!" ruft mein schwarzer Diener mir um halb sechs Uhr morgens zu, und nur wenig erquickt erhebe ich mich von meinem Bette, um nach einer glühend heißen, größtentheils schlaflos verbrachten Nacht endlich die lang ersehnte Kühlung zu finden.

Eingewickelt in einen langen Ueberwurf von einheimischer Arbeit gehe ich, noch gähnend, in mein Badehaus, das primitiv erbaut ist aus Bambu und Stroh, stelle mich in eine hölzerne Wanne und lasse mir von bereit stehenden Negerjungen einige Eimer möglichst kalten Wassers übergießen. Ah, wie das wohlthut, wie das erfrischt! Jetzt, rasch angezogen und an die Arbeit!

Die Bücher des vorigen Tages revidiren ist das erste, in einer viertel bis halben Stunde bin ich fertig damit; gerade noch früh genug, um dem soeben ergangenen Ruf zum Kaffee Folge leisten zu können. Schnell geht es hinunter damit, denn es ist ein wichtiger Tag und es wird viel Arbeit geben, da mir soeben gemeldet wird, daß „King Freeman of Teywar" und der Händler Momo Marsaqui schon in der Nacht angekommen sind und mit mir zu sprechen, d. h. zu handeln wünschen.

Bevor die genannten Großhändler kommen können, ist aber noch der tägliche Bedarf an frischen Lebensmitteln einzukaufen, und siehe da, die schwarzen Schönen erscheinen schon. — „You buy eggs?" „Kaufen Sie Eier?" so tönt es von den Lippen einer wahrhaft widerwärtig anzuschauenden alten Matrone. Nun, man ißt ja keine Eierschalen, da thut es nichts, wenn die arme Alte nicht ganz reinlich und sauber ist. Her also damit, und die Eier ans Licht gehalten, ob sie auch frisch sind. Zwei Blatt Tabak und eine Pfeife begehrt die Alte, drei Eier ist der Gegenwerth.

„You buy eggs?" so tönt es wiederum. Gerade will ich mit einer barschen Entgegnung alles Weitere abschneiden, da ich weiß, daß in der Salzkiste — dem gewöhnlichen Aufbewahrungsort der Eier — noch einige Dutzend liegen, aber da sehe ich in ein paar große mandelförmige dunkle Augen, die mit einem so rührenden bittenden Ausdruck auf mich gerichtet sind, daß ich unwillkürlich in einem milderen Tone die kleine Dalla, die wohlbekannte, niedliche Besitzerin des ausdrucksvollen Augenpaars frage, was ihr Begehr sei. — Da mit einem male ist die Angst verschwunden und fröhlich lachend ihr prächtiges Gebiß zeigend, giebt sie mir zu wissen, daß heute morgen King Freeman's Töchterchen, die hier sei, so schöne rothe Perlen an ihrem Halse gehabt habe; die gleichen möchte auch sie wohl haben. — Für fünf Eier ein Perlengeschmeide? Kind, was bildest Du Dir ein? — Nun Massa, ich werde noch ein Huhn und schönen rothen Pfeffer bringen, dann aber, gieb mir die Perlen auch. — Belustigt durch das muntere Geplauder der Kleinen, die, kaum 14 Jahre alt, doch schon die Formen einer erwachsenen Jungfrau hat, und sich ihrer Schönheit wohl ebenso bewußt ist, wie bei uns die schönste Ballkönigin, giebt man ihr

schließlich das gewünschte, beiläufig gesagt im Werthe von nur einer Mark, schreibt in das persönliche Konto: Ein Strang Perlen, und denkt bei sich: „Bist 'mal wieder dumm gewesen!“

Endlich erscheint auch der König. Stolz aufgerichtet, seine hohe hagere Gestalt in ein lang herabwallendes schneeweißes Gewand gehüllt, auf den vom Alter bereits gebleichten Haare eine rothe Mütze, und gestützt auf seinen etwa zwölfjährigen Enkel, so tritt der greise Held herein. Wie sein Gruß, der nur in einer herablassenden Handbewegung besteht, so ist sein ganzes Benehmen würdevoll und gemessen. Man merkt sofort an seinem selbstbewußten Auftreten, daß der, der da vor einem steht, sich seiner Macht wohl bewußt ist, daß er unbeschränkter Despot und Herr über Leben und Tod seiner Unterthanen ist, aber auch, daß er den alleinigen Gott und seinen Propheten Mohammed anbetet, und daß er nicht Heide ist, denn niemals wird ein heidnischer Negerfürst dem christlichen Händler mit so ruhiger und stolzer Würde entgegentreten. Der Mohammedaner aber hält sich für über dem Christen stehend, der ja in seinen Augen nur ein ungläubiger Hund, ein „Giaur“ ist.

Vor ihm, dem Herrscher aller Veys, dem „King of Teywar“ erhebe auch ich mich, gehe ihm entgegen, biete ihm die Hand und lade ihn ein, in mein Wohnzimmer zu kommen. Dort angelangt, nimmt er mit mir und seinem Enkel Platz, während die Großen seines Reiches, soweit sie mitgekommen und anwesend sind, als Hofstaat um uns herum stehend, mit verwunderten Blicken sich im Zimmer umsehen, die ihnen fremden Gegenständen anstaunen und namentlich an den Photographien meiner Familie und an einem prächtigen Gewehre großen Gefallen zu finden scheinen.

Allmählich kommt nun, nach Austausch der allgemeinen Redensarten und Freundschaftsversicherungen das Geschäft in den Gang. Die Palmkerne werden gemessen, der „Rubber“ (roher Kautschuk) gewogen und von allem der Werth festgestellt.

„Für nur 69 Dollar kannst Du wieder mitnehmen, King, dann sind aber auch Deine Schulden gedeckt, denn Du weißt doch wohl noch, daß beim vorigen Male, nachdem alles gemessen, gewogen und bezahlt war, einer Deiner Leute einen Sack „Rubber“ wieder mit zurück nahm, der nachher bei dem Andern — bei dem schwarzen Manne aus Amerika [1]) — verkauft wurde.“

Nun Du siehst Alles, ja, ich habe es auch gehört, als wir wieder zu Hause waren, ich habe einen schlechten Mann unter meinen Leuten, ich werde ihn tödten, wenn ich wieder nach Hause komme, ich werde ihn tödten und seine Weiber und Sklaven und all sein Gut nehmen.

Alles ist bezahlt, nun kommt aber noch eine große Frage — der „Dash“ [2]), die Dreingabe, das Geschenk dafür, daß der König überhaupt ein Geschäft mit mir macht. Der König ist gnädig, er will nicht viel: einige Pfund Tabak und einige Ellen bedruckten Kattuns, nebst einigen Kleinigkeiten, deren er und seine Weiber gerade bedürfen, und die ihm erst am Schluß des Geschäftes eingefallen sind. Alles zusammen für vier bis sechs Dollars. Nach überschwänglichen Freundschafts- und Dankesversicherungen endlich verläßt Seine schwarze Majestät mich in dem Glauben, er habe heute ein ganz besonders gutes Geschäft gemacht.

Schließlich kann ich, nachdem schon das „Breakfast“ im Drang der Geschäfte versäumt ist, mich zum sehr verspäteten „Lunch“ setzen.

Rasch ist auch dieser vorüber, und ich buche nun Alles, was ich vom Könige gekauft und an ihn verkauft habe.

Zur Ruhe aber komme ich noch lange nicht, denn nun kommt Momo Marsaqui, den ich durch einen meiner Leute wollte bedienen lassen, und klagt, er werde betrogen. Aber, siehe da! Die Sache liegt umgekehrt. Momo will, die Situation benützend, den noch wenig erfahrenen jungen Gehülfen einmal gehörig übers Ohr hauen und denkt, man wird dies, da „King Freeman“ anwesend ist, nicht weiter bemerken; er hat aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn er wird mit der durch einige Peitschenhiebe unterstützten Mahnung entlassen, in Zukunft entweder ehrlich zu sein oder gar nicht wieder zu kommen. Ich weiß, er wird wieder kommen, und das erste mal wird er ganz ehrlich sein, das zweite mal wird er aber schon wieder einen kleinen, wenn auch ganz kleinen Betrug oder Diebstahl versuchen; gelingt er, so ist er acht Tage der glücklichste Mensch unter der Sonne.

Nachdem nun auch dieses Geschäft abgemacht ist, kann's zum „Dinner“ gehen, das aus einer Blechdose Suppe und dem unvermeidlichen Hühnerfricassée, nebst einheimischen Kartoffeln — sogenannten Bataten — und getrockneten Bananen besteht und durch einen Schluck Rothwein vervollständigt wird.

In der Abendkühle mache ich nun noch einen kleinen Spaziergang zu meinem holländischen Kollegen, mit dem ich, obschon wir scharfe Konkurrenten sind, auf sehr freundschaftlichem Fuße stehe, wie es unsere Stellung als die einzigen Weißen inmitten einer oftmals feindseligen schwarzen Bevölkerung ja auch nicht anderes mit sich bringen kann.

Der freundliche Leser wird denken: „Nun jetzt ist der Tag doch zu Ende?“ — Ja, der Tag wohl, aber vom afrikanischen Faktoristen kann in Wahrheit das Wort: „Keine Ruh' bei Tag und Nacht ꝛc.“ buchstäblich angewendet werden, denn auch in der Nacht kann ich mich nicht ungestört und friedlich Morpheus Armen überlassen, da der „Watchman“, der Wächter der Sicherheit selber auch noch überwacht werden muß, ob er nicht schläft oder gar ein Stelldichein mit irgend einer Schönen hat, die ihn von Dienst und Pflicht abhält.

Halb im Schlafe rufe ich noch, mich auf einen Augenblick ermunternd: „Watchman!“ — „Yes sir, I watch“! Befriedigt ob dieser Antwort schlafe ich weiter. — Da, auf einmal kracht in der Stille der Nacht ein Schuß, an den nahen Bergen wie tausend Donner widerhallend, und nur langsam wie fernes Gewitter sich verlierend. Ich aber schlafe ruhig weiter, ich weiß, der „Watchman“ schießt, um allen vier- und zweibeinigen Friedensstörern zu zeigen, daß hier ein treuer Diener für die Sicherheit seines Herrn wacht.

Nicht jeder Tag im Leben des Faktoristen geht aber so glatt ab. Oftmals muß er weite Touren ins Land unternehmen um säumige Zahler zur Zahlung zu zwingen, und er lernt dann alle Strapazen einer Reise im Canoe, auf dem Rücken der Neger oder gar zu Fuß durch die undurchdringlichsten Urwälder, nur durchschnitten von schmalen Negerpfaden, kennen. Oftmals auch kann er während der Regenzeit keinen Fuß vor die Thüre setzen, und ist falls er keine Bücher besitzt, auf die Unterhaltung mit seinem farbigen Gehülfen angewiesen. In solchen Zeiten wird dann jeder bedruckte Fetzen Papier unzählige mal gelesen, bis man ihn fast auswendig kann, in solchen Zeiten auch werden die alten Briefschulden erledigt, und die genauesten und detaillirtesten Abrechnungen gehen an die Vorgesetzten, die um derentwillen wünschen, daß in Afrika ewig Regenzeit sein möge.

---

[1]) Einem liberianischen Händler.

[2]) Uebrigens eine Unsitte, welche an der ganzen afrikanischen Westküste besteht, am besten vergleichbar mit unserem Rabatt. Vielfach wird bis zu 10 Proz. Dash gegeben; die gewöhnliche Höhe ist 5 Proz. Derselbe wird jedoch niemals in Waffen und Pulver bezahlt.

Kürzere Mittheilungen.

Der Vulkanausbruch des Bandai-san auf Nipon.

Ueber die verheerende Eruption, welche der Bandai-san im Juli d. J. gehabt hat, wird uns nunmehr Näheres bekannt. Der betreffende Berg liegt in der Provinz Inawashiro, im Norden des Inawashiro-Sees (der der Sage nach mit ihm zugleich entstanden sein soll) und im Nordosten der fruchtbaren Ebene von Wakamatsu (37° 36′ nördl. Br. und 104° 6′ östl. L.). Er ist 1740 m hoch und hatte elf Jahrhunderte hindurch keine Eruption, so daß er den Umwohnern als völlig erloschen galt. Sein Krater war auch durch die Einwirkung der meteorischen Agentien — die in Japan ungemein kräftige sind — völlig verwaschen und verschwunden, die Lavaströme hatten sich mit einer mächtigen Lage von Erdkrume überzogen, und eine üppige Vegetation bekleidete den Berg vom Fuß bis zum Gipfel. Drei Solfataren, die nordwestlich von ihm lagen, waren die einzigen für jedermann sichtbaren Zeugen von seiner Vulkannatur, während im übrigen nur die alte japanische Geschichte und Tradition davon erzählte. Da barst am 15. Juli in der Frühe plötzlich der Sho-Bandai-san — ein Nebengipfel des Bandai-san, der den Solfataren unmittelbar benachbart war — durch eine gewaltige innere Explosion, so daß von ihm später keine Spur mehr zu sehen war, und eine Fläche von 800 bis 1000 qkm ringsum bedeckte sich mit einer mehr oder minder hohen Schicht seines Schuttes. Etwa ein Dutzend Gebirgsdörfer und gegen 600 in denselben wohnende Menschen waren darunter begraben, und die blühende Landschaft mit ihren Maulbeerhainen und Reisfeldern war eine graue Wüste geworden. Ein furchtbarer Wirbelwind begleitete die Erscheinung und mit den Fels- und Erdmassen des Sho-Bandai-san, die man im Minimum auf 700 Mill. Tons schätzt, wurden auch zahlreiche große Bäume in die Luft emporgeschleudert, um weit von ihrer ursprünglichen Stelle wieder niedergeworfen zu werden. Der Aschenregen verdunkelte den Himmel noch viel weiter, und ebenso erstreckten sich auch die den Vulkanausbruch begleitenden Erderschütterungen mit ihren Schrecken und Zerstörungen auf einen viel größeren Umkreis. Aus dem Kraterschlunde aber, der sich an Stelle des Sho-Bandai-san, zur Seite des Bandai-san gebildet hatte, stiegen unter Brüllen und Getöse erstickende Dämpfe empor. Unter den zu Grunde gegangenen Ortschaften befindet sich auch der kleine Kurort, welcher neben den Solfataren des Sho-Bandai-san entstanden war. Der Fluß Nagasegawa wurde durch einen mächtigen Damm aus Asche, Schlamm und Steinen, der sich quer vor seinen Ausgang aus einem Gebirgsthale lagerte, zurück gestaut, so daß für die Bewohner dieses Thales eine wahre Sündfluth entstand. Von den Fernerwohnenden fanden viele ihren Tod durch Ersticken in dem Aschenregen, indem sie zu fliehen suchten, während diejenigen, welche in den Häusern blieben — Greise, Kinder ꝛc. — ihr Leben retteten. Bereits vom 13. Juli an hatte sich der Vulkanausbruch durch mehrere schwache Erdstöße und durch dumpfes unterirdisches Rollen angekündigt, zwei stärkere Erdstöße erfolgten aber erst eine halbe und eine viertel Stunde vor der angegebenen Explosion. Zwischen der Explosion und dem Niederfallen der Schuttmassen sollen nur etwa 10 bis 15 Minuten vergangen sein.

E. D.

Der Lamaismus in der Mongolei.

Den Lamaismus in der Mongolei beschreibt Armand David in den „Missions catholiques“ (1888, p. 272) in folgender Weise:

Die Lamaklöster sind in der Mongolei sehr zahlreich und verhältnißmäßig wohlhabend. Sie sind durchgängig im sogenannten tibetanischen Styl gebaut, viereckig und oft drei oder vier Stock hoch. Sie werden mittelst einer Kalklösung sorgfältig weiß getüncht und bieten auf diese Weise ein angenehmes Gegenbild zu den dunklen mongolischen Zelten und zu den chinesischen Häusern, welche immer aus Lehm gebaut sind. Ueberall in dem Lande begegnet man den Lamas, die an ihren rothen oder gelben Kleidern und an ihren glattrasirten Köpfen zu erkennen sind. Sie wohnen übrigens nicht bloß in den Klöstern, sondern auch zum Theil mit ihren Familien zusammen, in welchem Falle sie durch Handel ꝛc. für ihren Unterhalt sorgen.

Außer den Männern giebt es auch Lama-Frauen, welche sich gleichfarbig kleiden und ebenfalls mit kahlen Köpfen einhergehen. Die Frauen, die sich einem religiösen Leben widmen, scheeren sich aber erst dann die Haare, wenn sie ein gewisses Alter erreicht und ihre Familien erzogen haben. Sie werden „Lamainnen“ aus Frömmigkeit und in der Hoffnung, sich durch Buße eine glückliche Seelenwanderung zu sichern. Was die Männer anbetrifft, so wird ihr Beruf häufig durch den allmächtigen Willen des Vaters bestimmt, welch letzterer von der Thatsache überzeugt, daß die Weiden nicht in gleichem Tempo zunehmen wie die Menschen, seine Söhne mit einer oder zwei Ausnahmen dem Lamaismus weiht. Hierin liegt auch einer von den Gründen, die zu der Abnahme der Bevölkerung in der Mongolei beitragen.

Der Kultus der Lamas besitzt eine auffällige Aehnlichkeit mit dem der römischen Katholiken. So trägt der Groß-Lama z. B. eine Mütze, die derjenigen eines Bischofs ähnlich ist, und eine Art Chormantel. In den Tempeln (djao) wird dreimal am Tage die Glocke oder der Tamtam zum Gebet geläutet, die Gebete werden von einem Chore angestimmt, die Gläubigen bedienen sich immer eines Rosenkranzes, um die Zahl ihrer Gebete zu regeln u. s. w. Ein mongolischer Lama versicherte auch, daß in besonderen Distrikten die Andächtigen eine Art Sündenbeichte üben, und daß ihnen darauf Bußübungen im Verhältniß zu den von ihnen gebeichteten Vergehen auferlegt werden. Man kann unbedenklich behaupten, daß der Lamaismus, dessen Organisation nicht so sehr weit zurück datirt, die Ceremonien der christlichen Religion, welche seit den frühesten Jahrhunderten im Orient gepredigt worden ist, nachzuahmen gesucht hat.

Folgende Geschichte eines bedauernswerthen Groß-Lamas dürfte besondere Erwähnung verdienen:

Das Lamakloster von Uthandjao ist das berühmteste im ganzen Urato. Man sagt, daß dasselbe von mehr als 1500 Mönchen bewohnt wird, welche unter der Aufsicht eines Groß-Lamas leben, der als ein lebendiger Buddha angesehen wird. Eine seltsame Geschichte wird nun von dem gegenwärtigen Würdenträger erzählt, der nicht nur der Vorgesetzte von den Lamas dieses Klosters, sondern auch Herr und Fürst von der ganzen Umgegend ist. Infolgedessen ist er sehr reich und besitzt nicht bloß über tausend Pferde und dreitausend Kühe, sondern auch eine große Anzahl Kameele und Schafe. Außerdem werden ihm von Pilgern viele Opfer dargebracht, die

ihn für die Gebete und Segen, die er ihnen in tibetanischer Sprache spendet, bezahlen sollen.

Vor einigen Jahren hatte der letzte Groß-Lama eine Summe von 30 000 Unzen Silber (ungefähr 250 000 Frs.) zusammengebracht und beschloß aus reiner Frömmigkeit, diesen Schatz dem höchsten lebenden Buddha in Lhassa als Opfer darzubringen. Er machte sich also, von zahlreichen Lamas begleitet, nach Tibet auf. Seine Gefährten sahen aber sehr ungern das Geld von Urato in die Kasse des ersten Groß-Lamas laufen und benutzten die Ueberfahrt eines Flusses dazu, ihren Vorgesetzten ins Wasser zu werfen und seinen Schatz zu rauben. Glücklicherweise wurde der arme Ertrinkende, nachdem er von der Strömung ziemlich weit fortgetragen worden, bewußtlos ans Ufer geworfen, und bald darauf, als er sich ohne allen Beistand wieder erholt hatte, fand er den Muth, seine Reise nach Tibet unter dem Schutze einer Karawane fortzusetzen. Nach einer langen Abwesenheit kehrte er sodann zwei oder drei Jahre später nach seinem alten Kloster zurück.

Während man ihn aber noch für todt hielt, war man ausgegangen, um das prädestinirte Kind zu suchen, in das die Seele des Ertrunkenen gefahren sein sollte, und man fand in der That einen jungen Mongolen, der alle Eigenschaften zu besitzen schien, welche den Buddha kennzeichnen. Dieser Knabe wurde nach dem Kloster gebracht und als der wahre Groß-Lama anerkannt. Ein Rath, aus alten Mönchen zusammengesetzt, wurde ihm beigegeben, um ihn in den tibetanischen Gebeten zu unterrichten und um alle Geschäfte in seinem Namen zu erledigen. Wie groß muß also das Erstaunen und zu gleicher Zeit die Enttäuschung der Mönche gewesen sein, als sie eines Tages den alten Groß-Lama lebendig vor sich erscheinen und seine frühere Stellung von ihnen fordern sahen! Leider verlangte er aber vergebens seine Rechte wieder, man beachtete ihn nicht, und der Neuerwählte wollte ihm seine Stellung durchaus nicht abtreten. Der Streit verursachte in der ganzen Provinz große Aufregung. Der Arme, dem Tode des Ertrinkens Entgangene, der sich vor diesem Frevel nicht zu behaupten vermochte, und der sich machtlos fühlte, seine Rechte dem Gerichte gegenüber — wo der Reichste immer Recht behält — zu vertheidigen, zog sich, zum Schweigen gezwungen, nach einem entfernteren Kloster zurück, wo er jetzt als einfacher Mönch sein Leben verbringt. Dennoch sind zwei Männer zum Tode verurtheilt worden, von denen es nur zu klar erwiesen wurde, daß sie an dem Anschlage auf das Leben ihres Vorgesetzten theilgenommen hatten. F.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— General N. v. Prshewalski hat seine fünfte Reise nach Asien im August d. J. thatsächlich in der von uns früher angegebenen Weise angetreten (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 335), in der Absicht, diesmal bis Lhassa vorzudringen. Bis Samarkand wird ihn die neue centralasiatische Schienenstraße bringen, dann denkt er sich über Semirjetschensk direkt nach Tibet zu wenden.

— Das Quellgebiet des Kan und der Birussa bildet gegenwärtig den Schauplatz der Forscherthätigkeit des Geologen Clemens und des Archäologen Elenew. In den Höhlen, welche dasselbe enthält, hofft man wichtige Denkmäler der prähistorischen Kultur Rußlands zu finden.

— Einem Vortrage, den C. B. Conder vor der diesjährigen britischen Naturforscher-Versammlung über die alten Völker Westasiens gehalten hat, entnehmen wir die folgenden Ausführungen: Die Forscher, welche sich das Studium des arischen und semitischen Alterthums zur Aufgabe gemacht haben, sind seit etwa 40 Jahren in Westasien ebenso wie in Griechenland und Italien auf Sprach- und Rassentypen gestoßen, die weder arisch noch semitisch sind, und die auf eine ältere vor-arische und vor-semitische Kultur hindeuten. In drei Fällen — nämlich bei dem Akkadischen, dem Medischen und dem Etruskischen — sind diese alten Typen zweifellos turanisch; man muß also annehmen, daß in den ältesten historischen Zeiten eine den heutigen Türken und Turkomanen verwandte Bevölkerung in Syrien gehaust hat. Die Gesichtsbildung sowie die Tracht und die religiösen Gebräuche der Hittiten oder Kheta (Chetiten) zwingt zu derselben Annahme. Dieselben haben mongolische Züge, und ihre Verehrung von Sonne, Mond, Bergen, Wolken und Strömen ist ebenfalls turanisch, ebenso die von ihnen geübte und in der Bibel erwähnte Exogamie. Die „Kara Chitai", die zur Zeit des Ptolemäus Ost-Turkistan bewohnt, tragen überdies einen ganz ähnlichen Namen. Auch der hittitische Zopf ist turanisch. Die Akadier stehen wieder den Hittiten nahe, sowohl was ihre Sprache, als auch was ihre Religion, ihre Kriegsbräuche ꝛc. angeht. Die kleinasiatischen Ortsnamen, sowie auch die karischen Personennamen führen zu demselben Schlusse (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 221). J. S. Glennie unterstützte in einem anderen Vortrage vor derselben Versammlung die Conder'schen Theorien, und suchte nachzuweisen, daß außer der alten pelasgischen und etruskischen Kultur auch die alte iberische Kultur zahlreiche Merkmale trägt, die auf die Beimischung turanischer oder, wie er sie vorsichtig nannte, „archaïscher" Bevölkerungs-Elemente hinweisen.

— Nach den Berichten der chinesischen Zollbehörden ist der chinesische Außenhandel im Jahre 1887 auf 955 Mill. Mark zu veranschlagen (auf 520 Mill. Mark Ausfuhr und 435 Mill. Mark Einfuhr), so daß also alle vorhergehenden Jahre sehr beträchtlich dadurch übertroffen werden. Die beiden Haupt-Exportartikel waren nach wie vor Seide und Thee, in Bezug auf letzteren war aber durch die indische Konkurrenz ein bedeutender Abfall zu bemerken. Einen hohen Aufschwung nahm dagegen der Export von Strohgeflechten (besonders aus Tientsin und Tschi-fu). Unter den Importartikeln spielten wie bisher Opium, Baumwollenwaaren, Metallwaaren und Zündwaaren die Hauptrolle. Die Baumwollenwaaren kamen außer von Manchester namentlich von Bombay. — Was die Schiffahrtsbewegung der chinesischen Vertragshäfen angeht, so betrug dieselbe $22^1/_5$ Mill. Tonnen, und den Hauptantheil daran hatten die Flaggen Englands (66 Proc.), Chinas (25 Proc.) und Deutschlands (reichlich 6 Proc.). Die größten Zolleinnahmen verzeichneten die Häfen: Shanghai (26 Mill. M.), Futschen ($11^1/_5$ Mill. M.), Hankou (10 Mill. M.) und Kanton ($9^1/_2$ Mill. M.).

— Ueber die Antheilnahme der europäischen Völker an dem ostasiatischen Handel und Verkehr giebt auch die Hafenstatistik von Hongkong einen interessanten Aufschluß. Von den 3890 See-Dampfern, die in dem Hafen einliefen, waren 2873 englisch, 540 deutsch, 140 chinesisch, und nur 100 französisch. Alles in allem betrug die Zahl der ein-

gelaufenen Schiffe im Jahre 1887 27 599, und die Zahl der eingelaufenen Tonnen 6 401 837 (gegen 1259 Schiffe oder 658 196 Tonnen im Jahre 1861).

Afrika.

— Nachdem Major Barttelot mit seiner Hilfs-Expedition kaum von Yambuga aufgebrochen war, um Stanley in der Richtung auf Wadelai zu folgen, ist derselbe, wie eine in Brüssel eingegangene Nachricht lautet, von einer Anzahl seiner Begleiter verrätherisch überfallen und ermordet worden — aller Wahrscheinlichkeit nach auf Anstiften Tippoo Tibs. Die betreffende Nachricht ist von Jameson nach Stanley-Falls gebracht worden, und dieser Herr sollte an Stelle des Ermordeten die Führung der Expedition übernehmen; derselbe ist aber in Bangala von einem perniciösen Fieber erfaßt worden und ebenfalls gestorben.

— Ueber die projektirte deutsche Emin-Pascha-Expedition verlautet neuerdings, daß Lieutenant Wißmann zusammen mit Dr. Karl Peters ihre Führung übernehmen soll, und daß man durch sie eine Reihe von Stationen schaffen will, die die Kommunikation zwischen der Küste und dem Victoria-Nyanza-See nebst dem weißen Nil ermöglichen. Zur Deckung der Kosten sind dem Vernehmen nach bereits 200 000 Mark aufgebracht worden.

— Hauptmann Becker ist im Auftrage der Kongo-Regierung von Brüssel nach Banana aufgebrochen, um an der Spitze einer 200 Mann starken Expedition die unbekannten östlichen und nördlichen Distrikte des Kongo-Staates zu erforschen und in Besitz zu nehmen, und um nebenbei vielleicht auch Kunde über Stanley zu bringen. Ein gewaltiger Eroberungsplan mit einem winzig kleinen Heere!

— Major A. M. Festing, welcher im Januar d. J. von Port Loho aus eine Expedition zu dem Mandingo-Könige Alimamy Samodu antrat, um denselben für England zu gewinnen, ist nebst mehreren seiner Gefährten dem Fieber erlegen. Es ist also zweifelhaft, ob die englische Kolonialpolitik der französischen an dieser Stelle den erstrebten Vortheil abgewonnen hat. (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 159.)

— Eine namhafte Hilfsquelle Tunesiens ist die Schwammfischerei zwischen Zarzis und Sfax. Dieselbe wird gegenwärtig von etwa 400 griechischen, 500 sizilianischen und 1400 tunesischen Fischern betrieben. Im Jahre 1887 ergab sie einen Gesammtertrag von gegen 700 000 Mark. In den Monaten März bis Mai, — der Periode des stärksten Wachsthums der Schwämme — ist die Fischerei verboten.

Nord- und Mittelamerika.

In einem „Report“ des nordamerikanischen „Signal Office“ giebt L. M. Turner Rechenschaft über seine Forschungen in Alaska, die sich über den Zeitraum von 1874 bis 1881 erstrecken, und die namentlich in klimatologischer und thiergeographischer Hinsicht von hoher Wichtigkeit sind.

— Die amerikanische Expedition zur Untersuchung des Nicaragua-Kanal-Projektes hat ihre Arbeiten beendigt, und der Führer derselben wird demnächst einen ausführlichen Bericht darüber veröffentlichen. Die bedeutendsten Abweichungen von den früheren Plänen bestehen darin, daß der Kanal um den Managua-See herum geführt werden und bei Laflor eine große Doppelschleuse erhalten soll. Im ganzen werden fünf oder sechs Schleusen nöthig sein. Die Kosten des Unternehmens werden nur auf 50 Mill. Doll. veranschlagt. Man wird sich aber wohl darauf gefaßt machen müssen, daß sich dieser Anschlag ähnlich wie der Lesseps'sche beim Panama-Kanale als etwas sanguinistisch erweist.

— Nach den vorläufigen Publikationen der „United States Geological Survey“ hat sich die gewaltige Mineralproduktion der Union im Jahre 1887 in den wesentlichsten Zweigen noch immer beträchtlich erhöht. Die Goldausbeute (33,1 Mill. Dollars) zwar zeigte eine Abnahme um 1,9 Mill. Doll. gegen das Vorjahr, und im Vergleich mit der Ausbeute von 1853 betrug sie nur noch etwa die Hälfte. Dagegen wurde Silber (für 53 441 300 Doll.) für ziemlich $2^1/_2$ Mill. Doll. mehr gewonnen. Die Roheisen-Erzeugung steigerte sich von 5 683 328 Langtonnen auf 6 417 148, und die Kohlenförderung von 107 782 209 Kurztonnen auf 123 965 255; besonders in letzterer Hinsicht ist Amerika also nunmehr England sehr nahe gekommen. Kupfer produzirte die Union aus den eigenen Minen 180 920 524 Pfund (im Werthe von 21 Mill. Doll.), Blei 160 700 Kurztonnen (im Werthe von 14 463 000 Doll.); Zink 50 340 Kurztonnen (im Werthe von 4 782 300 Doll.); Quecksilber 33 825 Flaschen (im Werthe von 1 429 000 Doll.). — Die Steigerung der Petroleumproduktion, die sich auf 28 249 543 Barrels oder 16 949 726 Doll. bezifferte war nur geringfügig; sehr bedeutend dagegen war die Steigerung der Naturgas-Produktion, die auf 13 582 500 Doll. berechnet wird (gegen 9 847 150 Doll. im Jahre 1886).

Bücherschau.

— Emil von Laveleye, Die Balkanländer. Ins Deutsche übertragen von E. Jacobi. 1. Bd. Leipzig 1888. Carl Reißner. — Der berühmte belgische Nationalökonom Laveleye bietet uns in diesem seinen Buche eine gewaltige Fülle von geistreichen und scharfsinnigen Bemerkungen über die Länder und Völker, die er auf seiner Reiseroute berührte — insbesondere über deren gesellschaftlichen Zustände und politischen Einrichtungen. Gelegentlich verwickelt er uns wohl in einen Trugschluß — so z. B. wenn er sagt, daß es besser wäre, wenn Europa nur drei oder vier Sprachen, und am besten, wenn es nur eine einzige Sprache hätte —, im allgemeinen aber wird niemand das Buch aufmerksam lesen, ohne die mannigfaltigste Belehrung daraus zu schöpfen, und ohne sein staatenkundliches Wissen dadurch wesentlich zu vertiefen. Der vorliegende Band verbreitet sich namentlich über Kroatien, Bosnien und Serbien, und über die Zadruga (Familiengemeinde) der südslavischen Völker. Die Uebersetzung ist als eine sehr gute zu bezeichnen.

Berichtigungen.

In dem ersten Aufsatze von Nr. 11 (Die Landwirthschaft in China) steht auf Seite 163 an verschiedenen Stellen irrthümlich „Mon“ statt „Mou“, und „Tsin“ statt „Tsin“, was wir zu berichtigen bitten. — Ebenso darf es Seite 162, Spalte 1, Zeile 2 (des Textes) von unten nicht heißen „tas“ sondern „fan“; Zeile 6 der Anmerkungen nicht „Chon-king“ sondern „Chou-king“; Seite 162, Spalte 2, Zeile 24 (des Textes) von unten nicht „Wa-tuan-lin“ sondern „Ma-tuan-lin“; Zeile 19 von unten nicht „Nau“ sondern „Nan“; Seite 165, Spalte 2, Zeile 10 von unten nicht „Taing“ sondern „Tsing“.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIV.



№ 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Vallombrosa.

Von Dr. Oskar Schneider.

(Mit vier Abbildungen.)

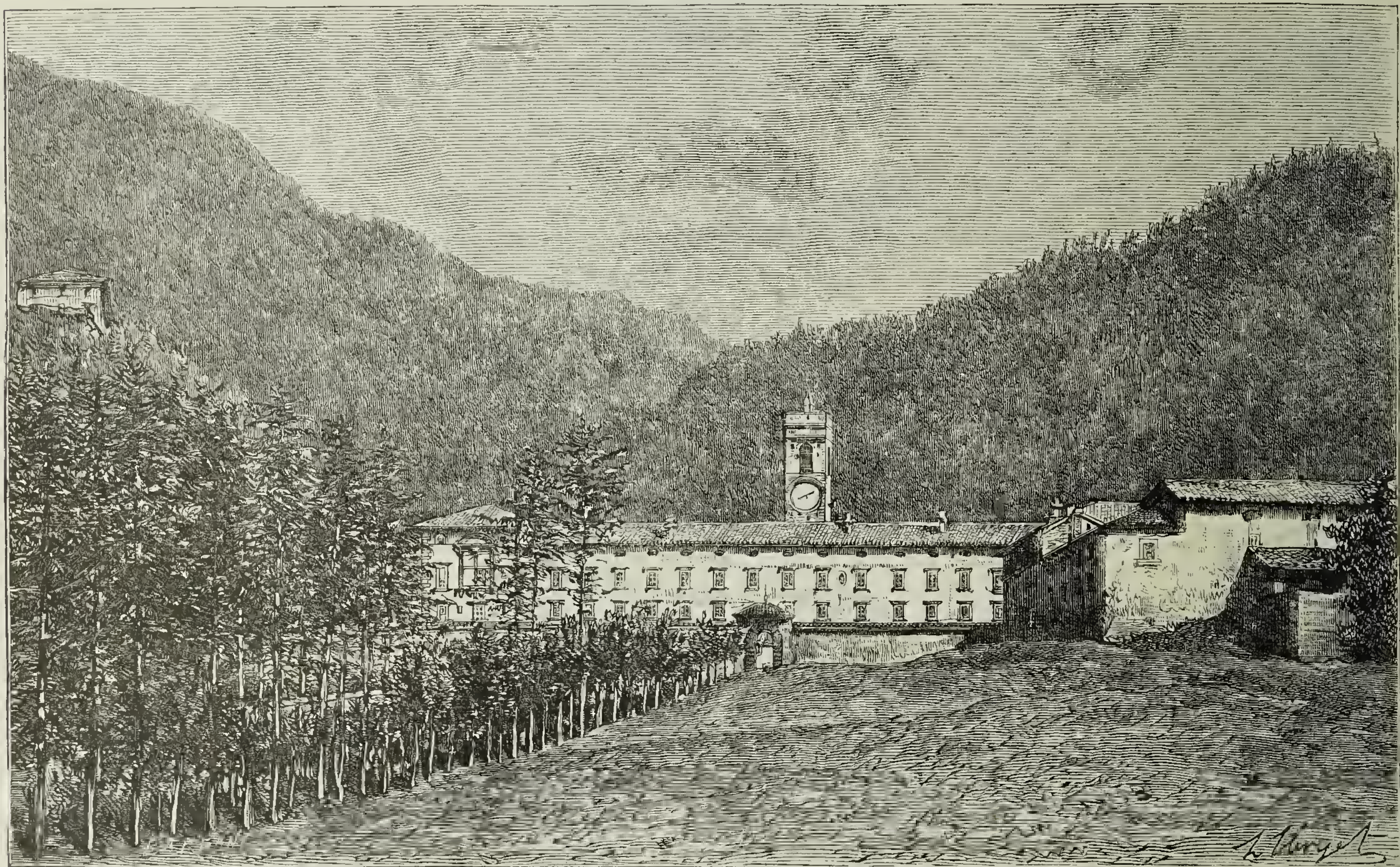
Wer ohne optimistische Voreingenommenheit, mit objektivem Sinne und klarem Auge die vielgepriesenen Berg- und Hügelländer des mittleren und südlichen Italien durchstreift, der wird sich einer gewissen Enttäuschung nicht erwehren können, wenn sein Blick nicht nur stunden-, sondern tage-, ja wochenlang nur auf langgestreckte, sanft gewölbte Höhenzüge fällt, die meist von der Thalsohle bis zum Kamme, jedenfalls aber an den höheren Lehnen des Baum- und Strauchwuchses völlig entkleidet sind, und dabei doch der charaktervollen Großartigkeit, der packenden Mannigfaltigkeit und Schönheit der Formen, sowie der weihevollen Krönung durch Firnschnee und Gletschereis entbehren, welche den baumleeren Gehängen der Hochalpen — z. B. der Dolomiten — einen so zauberhaften, das Gemüth bestrickenden Reiz verleihen. Ja, der Reisende wird sich selbst eingestehen müssen, daß weite Strecken der Apennin-Halbinsel unter unserem melancholischen Himmel der gemäßigten Zone als geradezu unschön erscheinen müßten, während das südlich der Alpen allerdings nur selten der Fall ist, da die Reinheit des Himmels und die Klarheit und Wärme der Luft in den Subtropen auch die öden Hügelgelände Italiens wie die sterilen, farbenarmen Felsmauern am Nil und am Todten Meere mit einer Fülle von Licht und weichen Farbentönen zu übergießen und dadurch zu oft herrlichen Landschaftsbildern zu wandeln vermögen. Schädigt nun, dem Letztgesagten zufolge, die Baumarmuth die Schönheit der südlichen Länder auch nicht in dem Maße, wie wir nach den klimatischen Verhältnissen unserer Heimath zu glauben geneigt sein möchten, so beeinträchtigt sie dieselbe doch immerhin in hohem Grade und wirkt dazu ungemein verderblich in volkswirthschaftlicher Hinsicht, da sie Italien bezüglich seines Holzverbrauches vom Auslande abhängig macht und den Reichthum an fließendem Wasser und die Gleichmäßigkeit des Wasserstandes vermindert.

Unsinnige Waldverwüstung und das Weiden des allen Nachwuchs vernichtenden Kleinviehes auf den abgeholzten Flächen hat Italien zu einem der waldärmsten Länder Europas gemacht: manche Provinzen, wie Rovigo, haben nichts oder fast nichts, andere, wie Forli, Venedig, Padua, Mantua nur 0,04 bis 0,85 Proz. der Gesammtfläche bestockt; und nur dadurch, daß einzelne Theile der Alpen und des Apennin, wie auch der Insel Sardinien wesentlich besser, nämlich bis zu 27 Proz. bewaldet sind, erhält man angeblich für das ganze Königreich 13 Proz., während z. B. Sachsen 33 Proc. aufzuweisen hat. Um auf jene 13 Proc. zu kommen, ist es aber sicher nöthig gewesen, jeden noch so lichten Kastanien-, Eichen- und Pinien-Hain und jedes noch so dürftige Buchengestrüpp mitzurechnen; und selbst wenn dies geschehen sein sollte, möchte dem, der Italien aufmerksamen Auges durchwandert hat, jener Prozentsatz als zu hoch gegriffen erscheinen, wenn auch andrerseits die von einem fachmännischen schweizer Berichterstatter aufgestellte Schätzung von 3 Prozent allzu niedrig sein dürfte.

Von der Küstenebene zum Apennin ansteigend, stoßen wir zunächst auf unsere beiden Eichenarten neben der Zerr-, Stein- und Korkeiche, der Pinie, der Strand- und Aleppokiefer und verschiedenen Wachholderarten; dann folgen Kastanien, die in Nord- und Mittelitalien etwa bis 900 m, in Süditalien und Sicilien bis zu 1200 m sich erheben, durchsetzt mit der anmuthigen Baumhaide; darauf kommt in einigen wenigen Gebieten schöner Edeltannenwald und schließlich hochstämmiger Buchenbestand, der nach der Höhe sich allmählich in krüppeliges Buchengebüsch als den letzten Vertreter des Holzwuchses verliert. Dabei ist besonders bemerkenswerth, daß im Apennin die Buche auf die Tanne folgt, während in den Alpen das Umgekehrte stattfindet.

Das Gesammtareal des italienischen Waldes wurde neuerdings in der schweizerischen Zeitschrift für das Forstwesen zu 4 717 200 ha mit 4 048 300 ha Wald und 668 900 ha Gebüsch berechnet, während ein amtlicher Bericht von 1876, seit welchem keine bessere offizielle forstliche Statistik Italiens erschienen sein soll, den Waldbestand dieses Reiches, mit Ausschluß Toskana's und alles Buschwaldes, auf 3 625 183 ha beziffert. Davon gehören aber dem Staate nur 150 000 ha und zwar so, daß wiederum nur etwa 60 000 ha unter der Forstverwaltung stehen und nicht veräußert werden dürfen, während das Uebrige dem Finanzministerium unterstellt ist und jederzeit nach Bedürfniß der bedürfnißvollen Staatskasse verauktionirt werden kann.

Um nun die Weiterverwüstung der Wälder zu hindern und die Bestockung der die Bildung zerstörender Gießbäche begünstigenden, und damit in hohem Grade gefährlichen öden Steilgehänge zu fördern, sind durch ein Forstgesetz vom 20. Juli 1877 alle Wälder und alle der Aufforstung dringend bedürftigen Rücken und Lehnen über der Kastaniengrenze, sowie ein Theil derselben unterhalb der letzteren, unter den



Gesammtansicht von Vallombrosa.

„Vincolo forestale", d. i. unter forstpolizeiliche Aufsicht gestellt, die durch vom Staate angestellte Forstinspektoren mit Hülfe von Unterbeamten ausgeübt wird. Nach einer amtlichen Aeußerung betrugen diese Schutzgebiete Ende 1883 zusammen 3 810 281 ha, wovon gegen 3 000 000 ha auf Hochwald, etwa 400 000 ha auf bebuschte und 483 000 ha auf kahle Flächen kommen, die zu Schutzzwecken wieder bepflanzt werden sollen. Letzteres zu fördern hat das Ackerbauministerium einen besonderen Kredit zur Verfügung; auch steht dem Staate, jeder Provinz, der Gemeinde und selbst den einzelnen Privatleuten das Recht der Expropriation zu, falls sie die Absicht hegen und kund geben, ödes Land aufzuforsten. Trotz so weit gehender Rechte, und obwohl der Staat die Pflanzen bis zu den äußersten Grenzen der Monarchie hin umsonst liefert, sind von 1877 bis 1880 jährlich durchschnittlich doch nur 700 ha besetzt worden. Deshalb arbeitete nach der großen Ueberschwemmung Norditaliens im Jahre 1882, welche den unheilvollen Einfluß der waldlosen Höhen auf das Abströmen großer Regenmassen wiederum klar vor Augen gestellt hatte, die Forstdirektion im italienischen Ackerbauministerium im Auftrage der Regierung einen Gesetzentwurf zu planmäßiger und schnellerer Bewaldung von etwa 387 000 ha Oedland durch praktisches Zusammenwirken von Forstleuten und Wasserbau-Ingenieuren aus, unter Schätzung des Kostenaufwandes auf 48 Millionen Lire; derselbe wurde aber von der Kommission der Deputirtenkammer durch einen wesentlich verkümmerten Plan ersetzt, der zudem bis heute noch nicht im Senate zur Besprechung gekommen ist[1]). So wird denn das gute Werk nur langsam vorschreiten, umsomehr, als man über Mangel an Fachinteresse und über hie und da merkbare Bestechlichkeit mancher der allzu gering bezahlten Unter-

[1]) Der vorliegende Aufsatz war bereits in den Händen der Redaktion, als dem Verfasser durch Professor Perona die Mittheilung zuging, daß dieser Plan am 1. März 1888 zum Gesetze geworden.

beamten klagt. Glücklicher Weise regt sich anderseits in Italien auch außerhalb der Forstkreise — vornehmlich in den Sektionen des italienischen Alpenvereins — allmählich die Sympathie für den Wald; ja, es hatte sich vor einigen Jahren ein „Verein zur Förderung der italienischen Forstkultur“ gebildet, dem viele der angesehensten Männer des Staates, wie Sella, Ricasoli u. a. angehörten, doch hat sich derselbe leider bereits nach drei Jahren — der statutenmäßig vorgesehenen ersten Probezeit — wieder aufgelöst.

Die höheren Forstbeamten Italiens erhalten ihre Ausbildung in Vallombrosa, der einzigen Forstakademie des geeinten Königreichs. Dies herrliche, in köstlicher Waldesfrische am Taborra-Berge, einem westlichen Ausläufer des vom Hauptzuge des Apennin sich abzweigenden, in 4864 Fuß gipfelnden Pratomagno gelegene Fleckchen Erde zu besuchen, war mir zweimal vergönnt: das erste Mal Anfang August des Jahres 1873, als ich von dem unter 32° R. seufzenden Florenz dort für wenige Tage Erfrischung und Erholung suchte, und dann im April 1884, wo mich coleopterologisches Sammeln an den dafür sehr lohnenden Ort anderthalb Wochen fesselte. Während des letzteren Aufenthaltes bot sich mir durch das liebenswürdige Entgegenkommen des in Vallombrosa und Tharand gebildeten Professor Perona und seiner aus Breslau stammenden Gattin, sowie durch die ebenso freundliche Auskunft, welche mir Herr Lanzky, ein dort angesiedelter, philosophischen Studien lebender Norddeutscher, ertheilte, Gelegenheit, Einsicht in die Verhältnisse zu gewinnen; Durchmusterung der einschlagenden Literatur hat dieselbe erweitert und geklärt, und so darf ich wohl hoffen, wenigstens volle Wahrheit zu bieten, wenn ich zu einem flüchtigen Besuche von Vallombrosa die Führung übernehme.

Von Florenz aus bringt uns die über Arezzo nach Rom führende Bahn im bald enger werdenden Thale des Arno aufwärts in etwa drei Viertelstunden nach Pontassieve, nahe der Mündung des Sieve-Flüßchens. Wir befinden uns dort am Bahnhofe 90,5 m über dem Meere. 1873 war es im August ein gar mühsames Geschäft, einen Wagen zur Fahrt nach Vallombrosa in dem Städtchen aufzutreiben, 1884 dagegen standen schon in der ersten Hälfte des April mehrere Gefährte am Bahnhofe, deren Lenker sich um unsere Kundschaft bemühten und Empfehlungskarten der Fuhrwerksbesitzer vertheilten — ein beredtes Zeichen dafür, wie sehr im Laufe eines Jahrzehnts Vallombrosa bei Touristen und Sommerfrischlern in Aufnahme gekommen war.

Der Weg geht, nachdem er das Städtchen durchzogen und die für dessen Namen maßgebend gewesene Sieve-Brücke überschritten, zunächst dem Arno entlang nach Süden, theilt sich aber bald in zwei Routen, welche bei Paterno wieder zusammenlaufen; wir wählen die südlichere und fahren zwischen Feldern und Weinpflanzungen, Gärten, Oelbaumterrassen, Eichenwäldchen und einzelnen mächtigen Eichen in der Nähe der wenigen kleinen Dörfchen in etwa anderthalb Stunden empor zu dem freundlichen Oertchen Paterno. Das daselbst in großem Gartenraume liegende ansehnliche Gebäude, früher ein Schloß der Grafen Guidi, sollte der Wintersitz des Forstinstitutes werden, da es bei 377 m Seehöhe einer weit milderen Temperatur sich erfreut, als das dritthalb mal so hoch liegende Vallombrosa; später hatte man es für eine landwirthschaftliche Lehranstalt im Auge und machte es bis zu deren Einrichtung zum Sitze des Forstinspektors von Toskana, in allerneuester Zeit aber hat es der Staat zum Verkauf gestellt. Von Interesse sind uns Nordländern die bis dahin an den steileren Gehängen neben dem Fahrwege befindlichen kleinen Felder mit Iris florentina gewesen, deren Wurzelknolle, die sogenannte Veilchenwurzel, uns als Kindern das Zahnen erleichtert hat, und von Droguen-Appreturen, z. B. der berühmten Fabrik von Gehe und Co. in Dresden, zur Gewinnung einer feinen Essenz ausgepreßt, in Italien aber vorwiegend zu Gesichtspuder verwendet wird, ohne den eine toskanische oder römische Dame nicht glaubt leben zu können.

Von Paterno aus konnte man vor zwölf Jahren nur noch bis zu dem etwa aus dreißig Häusern bestehenden Dorfe Tosi allenfalls mit dem Wagen gelangen; dann aber kam steiler, mit unregelmäßigen Steinen roh gepflasterter Pfad, der im Laufe der Jahrhunderte durch die massigen Kufen der von Ochsen gezogenen Halbschlitten, „treggia“ genannt, durchfurcht worden war, mit denen den Mönchen des Klosters Vallombrosa des Leibes Nahrung und Nothdurft zugeführt, und Eis nach Florenz hinabgebracht wurde. Auch von Schwachen und Kranken ist dieses, gleich der russischen Telega mehr den Folterwerkzeugen als den Beförderungsmitteln zuzurechnende Vehikel wohl benutzt worden; der Gesunde aber that jedenfalls besser, die Höhe — wenn auch, wie wir in den Hundstagen 1873, im Schweiße des Angesichts — durch lichten Kastanienwald mit einem Bodenteppich von Haidekraut, Farnen und verstreuten Blumen zu Fuß zu erklimmen. Er kam dann bald auf eine gelind ansteigende Terrassenstufe und in dichten, dunklen Tannenwald, der ersehnte, doch fast allzu große Kühle spendete. Jetzt führt eine treffliche Fahrstraße von Paterno in anderthalb Stunden nach Vallombrosa hinauf. Dieselbe tritt oberhalb des ersteren Ortes in das enge, steilwandige Thal des Vicano-Baches, hoch über dem wildschäumenden Bergwasser am Felsen sich hinziehend, bis sie die Schlucht an deren oberen Ende überschreitet, und steigt dann mit zahlreichen, engen Windungen an der jenseitigen Thalwand, bei Tosi vorüber, zu dem schwächer sich hebenden, mit Tannen besetzten Terrain empor. Ein letzter, kürzerer Anstieg in kühlem Waldesschatten führt endlich an einen großen, sanft nach Süd gehobenen, üppig grünen Wiesenplan, auf dessen gegenüber und damit höher liegender Seite sich die alte Abtei von Vallombrosa aufbaut, fast ganz umschlossen von steilen, dicht bewaldeten Lehnen, von deren dunklem Grunde sich der stattliche Bau wirkungsvoll abhebt. In schnurgerader Linie zieht sich der mit alten Tannen besäumte Weg bis zu dem schönen Portal des Klosterhofes. Vor diesem aber wenden wir uns nach der rechten Seite zu einem in doppelter, eckiger Hufeisenform erbauten, einstöckigen Hause, an dessen Wand der stolze Name „Albergo la croce di Savoia“ prangt; es ist ein Gasthaus, das vom Staate verpachtet wird und zahlreichen Reisenden aus fernen Landen als Absteigequartier, sowie seit acht Jahren einer starken, der besten Gesellschaft Italiens angehörenden Kolonie von Erholungsbedürftigen während der Sommermonate zu längerem Aufenthalte dient; denn Vallombrosa ist in neuester Zeit als klimatischer Kräftigungs-, wenn nicht Kurort so in Mode gekommen, daß in der Zeit von Mitte Juni bis Mitte September stets die 49 Wohnzimmer des „Albergo“ sammt denen des auf einer Felsplatte hoch über dem alten Kloster malerisch thronenden Häuschens — des Paradisino — und denen des 1885 erbauten „Villino Medici“ kaum ausreichen, um die Zuströmenden zu beherbergen.

Und das darf uns nicht Wunder nehmen; denn die Höhenlage von 967 m über dem Meere, die ozonreiche Luft, die bis 10° R. unter der von Florenz liegende Temperatur, herrliche Tannenwälder, hie und da mit dicken weichen Moospolstern, und saftige Wiesen, die beide ja in Italien so ungemein selten sind, und neben dem wilden, erst in einem prächtigen Falle und dann über eine Reihe künstlicher Stau-Terrassenstufen herabschäumenden Vicano eine Anzahl der trefflichsten Quellen von 7,4 bis 11° Temperatur im August — ergeben eine Summe der denkbar gün-

stigsten Bedingungen, die noch unterstützt werden durch die Nähe der Eisenbahn und der Stadt Florenz. Die Beköstigung in dem Gasthause ist recht gut, die Zimmer aber sind in jeder Hinsicht, etwa mit Ausnahme der geräumigen Betten, sehr bescheiden; doch giebt auf sie bekanntermaßen der Italiener wenig. Die Preise müssen, da alle Nahrungsmittel heraufgeholt werden müssen, mit 7 Lires im Frühjahr und 9 bis 10 Lires während „der Saison" für volle Pension, den Tischwein mit inbegriffen, sicher für mäßig erklärt werden. An einer Auswahl leicht gangbarer bequemer Spazierwege fehlt es; es sind deren thatsächlich nur zwei vorhanden, deren einer zum „Saltino" an dem kahlen Westgehänge führt, das den freien Ausblick ins Arnothal oberhalb und bei Florenz gestattet, während der andere nach Norden zum „Lago" läuft, einem kleinen See in der Richtung nach Pratovecchio hin; der Italiener liebt es aber auch nicht zu gehen, sondern begnügt sich damit, sich mit einem Stuhle in den Schatten der Bäume zu setzen. Zum Winterkurort wird sich Vallombrosa nie eignen, da es — in fast 1000 m Höhe am Nordabhange des Bergstockes, und dazu, wie schon der Name sagt, schattig gelegen — kalte und schneereiche Winter und rauhe, regnerische Frühlinge hat, wie wir in der ersten Hälfte des April so zur Genüge erfuhren, daß der mächtige Wärmtopf (der „scaldino") den wir des Abends zu unserer Ueberraschung und Erheiterung im Bette vorfanden, dann allabendlich von uns froh begrüßt wurde. Bei den Italienern ist es sogar sprüchwörtlich geworden, daß Vallombrosa drei Monate frisch und neun Monate kalt sei, doch beträgt die mittlere Jahres-Temperatur immerhin 7° C., und selten sinkt das Thermometer



Das Hauptgebäude nebst dem Paradisino.

bis 8° unter Null. Im April blühten in Wald und Wiese unsere Frühlingsblumen oder deren Verwandte, wie beide Veilchen, die gelbe Primula acaulis, Crocus vernus, Corydalis cava, Scylla bifolia und die grüne Nießwurz, und eine Waldlichtung bot beide Morchelarten zum Mittagstisch. Ungemein angenehm aber ist der Aufenthalt dort im eigentlichen Sommer, wo auf genügend warme und doch erfrischende Tage zauberisch schöne stille, milde Abende und Nächte folgen, in denen unzählige der hell aufflammenden südlichen Leuchtkäfer geisterhaft lautlos und in unregelmäßigem Fluge über den matt erhellten Wiesenplan wie durch das tiefe Dunkel des hochstämmigen Waldes und das dichte Gehege der jungen Nadelholzpflanzungen schweben.

Bis vor wenigen Jahrzehnten hat das damals weit kleinere Haus des heutigen „Albergo" den Frauen, die nach Vallombrosa wallfahrten kamen und, der strengen Regel gemäß, im Kloster nicht übernachten durften, zur Wohnung gedient, weshalb es heute noch im Munde des Volkes „foresteria delle donne" genannt wird.

Die Vollendung des weitläufigen, im Ganzen architektonisch nicht werthvollen Hauptgebäudes mit seiner stattlichen Fassade, höheren und niedrigeren Eckthürmen, einer im Innern mit Gold und Marmorskulptur überladenen Kirche und einem von einer hohen Mauer mit alten Eckschutzthürmen eingehegten großen Vorhofe soll erst im Jahre 1637 erfolgt sein, doch datirt die feste Ansiedelung an diesem Platze aus viel älterer Zeit. Schon im vorigen Jahrtausend scheint das Berggehänge, wie des Ortes alter Name „Aqua bella" verräth, kräftiger Heilquellen halber besucht worden zu sein, die erst 1205 durch einen gewaltigen

Bergsturz verschüttet worden sind; auch haben bereits zur Zeit der Christenverfolgungen die dichten Wälder des Casentin von heidnischer Wuth Gehetzten zur Zuflucht gedient und dieselben als Einsiedler dann festgehalten. 1039 befanden sich daselbst noch zwei solche Anachoreten, die auf dem kleinen vorspringenden Felsplateau des heutigen Paradisino oder der „Celle“ hausten; und wahrlich, die Weltverächter hatten sich, wie das ja die Mönche meist gethan, einen beneidenswerthen Wohnsitz erwählt, der sie wohl mehr zu äußerer als zu innerer Betrachtung geführt haben mag. Da oben, in 90 Meter Höhe über der Bodenfläche des Klosters hat man, insbesondere am Morgen, nach Westen hin ein entzückend schönes Bild, denn der von solcher landschaftlichen Pracht trunkene Blick schweift über die dunklen Tannen- und lichteren Kastanienwälder und die hellgrünen Wiesenteppiche hinab zu dem städtebesetzten Arnothal mit dem malerischen Florenz und darüber hinaus nach Nordwesten zu dem vom Monte Cimone überragten toskanischen Apennin und den vom blauen Duft der Ferne überhauchten, zackigen Appuanischen Alpen, den Marmorbergen von Carrara, und nach West über das Toskanische Hügelland bis zum glänzenden Spiegel des Meeres bei Livorno. Noch weit großartigere Aussicht gewinnt man natürlich, wenn man durch Tannenwald und erst hochstämmigen, allmählich aber in Buschform übergehenden Buchenhain auf leichtem Wege hinaufsteigt zu der „Secchetta“ — dem Gipfel des Taborra — wo sich auch der Blick nach Osten in das ruinenreiche oberste Arnothal erschließt.

In jenem Jahre 1039 nun ließ sich Giovanni Gualberto, ein ritterlicher Sprößling des reichen und angesehenen

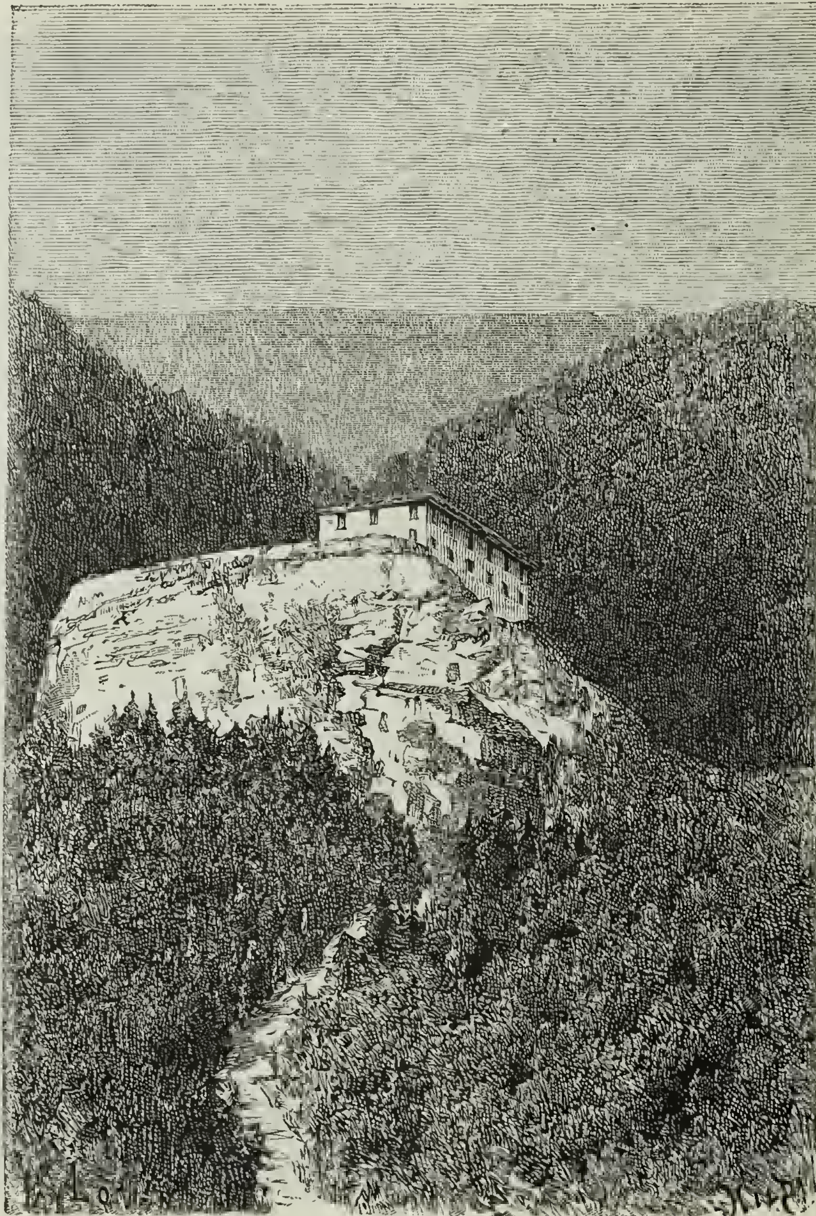


„Albergo“ und Straße nach Vallombrosa.

Florentiner Hauses Visdomini, das Gebiet von der Besitzerin, der Aebtissin Ita des Nonnenklosters Sant Ellero im Arnothale, schenken, die der Grafenfamilie Guidi, den ehemaligen Beherrschern des ganzen Casentin entstammte, — und gründete in der Waldeinöde von Aqua bella mit einigen Gleichgesinnten ein Kloster des Benediktinerordens mit strenger Regel. Darüber berichtete besonders im Anfang des 14. Jahrhunderts der Mönch Giovanni di Castignano in seinem „Eremo di Vallombrosa“, auf den sich später Fedele Goldani in seinem Manuskript-Codex „Questioni storiche cronologiche Vallombrosane“ stützte, sowie später der irische Mönch Heinrich Ugford, der in der „Celle“ wohnte und sich außerdem dadurch Berühmtheit erworben hat, daß er die Kunst des Arbeitens in den später zu erwähnenden „scagliola“ gefördert und zu größtmöglicher Vollendung geführt hat; eine bildliche Darstellung jenes Schenkungsaktes aber lieferte der Mönch Arsenio Mascagni 1609 in einem großen, heute noch in der Bibliothek von Vallombrosa aufbewahrten Oelgemälde.

Die Ereignisse, welche zur Gründung unseres Klosters führten, schildern jene alten Quellen folgendermaßen: Giovanni Gualberto hatte sich als Jüngling einem ausschweifenden, wilden Leben ergeben; da wurde ihm durch die Ermordung seines Bruders die Pflicht der Blutrache auferlegt, die nun sein ganzes Denken und Streben vollständig beherrschte. Als er nun am Charfreitag, begleitet von Bewaffneten, in einem Hohlwege auf den glühend gehaßten Mörder traf, stürzte er sich auf ihn, um ihn zu durchbohren; der Bedrohte aber flehte knieend um Gnade, indem er die Arme in Kreuzesform vor sich hielt. Da gedachte

Giovanni des sterbenden Heilandes, hob den Gegner auf, umarmte ihn und gewährte ihm Verzeihung. Als er sich darauf in die nahe Klosterkirche von San Miniato begeben und vor dem Bilde des Gekreuzigten niedergeworfen hatte, wurde ihm von Gott die Weisung zu Theil in den Orden einzutreten. Er gehorchte und gelangte bald zu solchem Ansehen, daß man ihn nach dem Tode des Abtes von San Miniato zu dessen Nachfolger wählte; unzufrieden mit dem freien Leben, das in dieser Benediktiner-Abtei herrschte, schlug er die ihm angetragene hohe Würde aus und begab sich mit einigen Genossen in den Casentiner Wald, um daselbst einen Orden mit strengerer Regel zu stiften. Der Ruf seiner Frömmigkeit drang bald bis zu Papst Leo IX. der ihn aufsuchte. 1070 erhielten die Regeln des Vallombrosaner-Ordens die Billigung des heiligen Stuhles und bei dem Tode seines Stifters zählte das Kloster bereits 12 Filialen. Auch weiterhin, im 12. Jahrhundert, hob sich der Einfluß der Genossenschaft mehr und mehr, so daß Giovanni Gualberto 1193 vom Papst Constantin III. heilig gesprochen wurde. Als dann 1235 die Nonnen von Sant Ellero besserer Zucht halber in ein anderes Kloster versetzt wurden, verlor deren Aebtissin auch das bis dahin geübte Recht, die Aebte von Vallombrosa zu bestätigen. Inzwischen war auch der Reichthum des Klosters durch Schenkungen der bekannten Gräfin Mathilde und vieler edler Toskaner, bestätigt durch Kaiser Otto II. im Jahre 1210, gewaltig gestiegen, und der Abt hatte durch den Letztgenannten den Titel und Rang eines Grafen von Magnale und eines Marchese von Monteverdi erhalten. Die Kapellen mit den Reliquien füllten sich mit kostbaren Geschenken der Wallfahrer; und werthvolle Gemälde von Perugino, — der eigens für den Altar der Klosterkirche eine berühmte Himmelfahrt und außerdem zwei Mönchsköpfe malte, die lange als Werke Raphaels galten —, von Arsonio, Mascagni, Fabbrini, Franceschini und Sabatelli schmückten die Kirche und die Bibliothek, welche einen Schatz seltener Werke ansammelte. Viele der Mönche selbst arbeiteten in Wissenschaft und Kunst, zu Zeiten besonders in der Herstellung von „scagliola“, d. i. von auf künstlich aus dem Vallombrosaner Kalkschiefer zusammengesetzten und geschliffenen Steinplatten gemalten und mit einer porzellanartigen Glasur versehenen Bildern, deren das „Albergo“ jetzt noch eine Anzahl besitzt. In alledem wetteiferte Vallombrosa erfolgreich mit den beiden anderen heiligen Klöstern der alten Casentinischen Herrschaft zu Camaldoli und La Verna, deshalb pries es Ariost als „eine Abtei, reich und schön, ebenso fromm wie gastfreundlich“; und auch Milton, der im Schatten seiner Wälder sein „Verlorenes Paradies“ plante und zum Theil dichtete, verewigte es in diesem Epos.



Das Paradisino bei Vallombrosa.

Dieses stolze Klosterleben fand nach der Einigung Italiens ein plötzliches und schnelles Ende. Die Klöster wurden aufgehoben, und der Verkauf der Kirchengüter begann; da man aber das monumentale Gebäude zu Vallombrosa und die von den Mönchen musterhaft gepflegten Wälder zu erhalten und nutzbar zu machen wünschte, so beschloß die italienische Regierung, ein Forstinstitut, dessen das geeinte Königreich noch entbehrte, einzurichten und in das Vallombrosaner Kloster zu legen. So wurden denn die dortigen Mönche, an Zahl damals noch etwa 60, vertrieben, die meisten Gemälde und die Schätze der Bibliothek, mit Ausnahme besonders einer Sammlung alter Kupferstiche Vallombrosas von der Hand Antonio Donati's, nach Florenz in die Staatssammlungen übergeführt, und die leeren Räume mit dem weiten Grundbesitz von 1450 ha im April 1869 der Forstverwaltung übergeben, die am 15. August desselben Jahres mit zwei Professoren und 25 Schülern das Institut eröffnete, dessen Direktor, der tüchtige Forstwirth Bérenger, mit Feuereifer die Festigung und Hebung der jungen Anstalt erstrebte. Nur drei Mönche, deren einer die priesterlichen Pflichten zu erfüllen hat, ein zweiter auch fernerhin, wie seit Jahrzehnten, den Beobachtungen in den beiden mit allen nöthigen Instrumenten wohl versehenen meteorologischen Stationen obliegt, wurden im östlichen, der Kirche benachbarten Flügel geduldet, in die Zellen des mittleren und westlichen Theiles aber zog weltliches Volk, und im alten Refektorium blicken die würdevollen Aebte des altehrwürdigen Vallombrosaner-Ordens in ernstem Schweigen von den Wänden herab auf den jungen Nachwuchs von Forstleuten des neugeeinten Italien. Auch hier erwies sich die Wahrheit jenes „tempi passati, tempi passati!“, das Victor Emanuel dem Kardinal Trevisanato in Venedig entgegnete, als dieser ihn in rücksichtslos übermüthiger Weise an die Demüthigung des Kaiser Barbarossa vor Papst Alexander III. erinnerte.

Zum königlichen Forstgebiete gehört außer jenen 1450 Hektaren auch die von Vallombrosa etwa eine Stunde entfernte „Casa del Lago“ von einem noch etwas tiefer, inmitten von Tannen und Eiben liegenden kleinen See benannt, — ehemals ein Jagdschlößchen der Herzöge aus dem Hause Medici, das einst der berühmten Bianca Capello, der Geliebten und späteren Gemahlin des Franzesco de Medici als Aufenthalt gedient haben soll, sowie das Schloß von

Paterno, welches, wie schon oben bemerkt worden, dem ersten Plane nach die Forstakademie während des Winters beherbergen sollte, da sich die Heizvorrichtungen in dem alten Kloster gegenüber der dort auftretenden Winterkälte als ungenügend erwiesen. Die Mönche mögen durch in den Versammlungssälen unterhaltene Kaminfeuer, durch mächtige Wärmtöpfe und — Gewöhnung über die rauhe Zeit hinweggekommen sein.

Seit 1869 haben die Lebensbedingungen der Forstanstalt manche Aenderung, leider nicht immer zum Besseren, erfahren. Der thätige Forstmann Bérenger wurde durch einen Mathematiker als Direktor ersetzt, was bei einem Forstinstitute denn doch einen entschiedenen Mißgriff bedeutete. Die Jahreskurse schrumpften auf — allerdings ferienlose — achtmonatliche Kurse (vom 15. März bis 15. November) zusammen, wodurch man die umständliche Verlegung der Anstalt in ein wärmeres Winterquartier vermied, das Studium aber durch wohl allzu lange Pausen unterbrach. Das Alter der aufnahmefähigen Zöglinge wurde von 18 auf 16 Jahre herabgesetzt und die Lernzeit für diejenigen, welche ein italienisches technisches Institut oder ein Lyceum durchlaufen haben, von drei auf zwei Kurse herabgemindert[1]). Die naturwissenschaftlichen Sammlungen, welche ich sah, waren sehr dürftig, ungeordnet und in traurigem Erhaltungszustande, sollen aber jetzt bedeutend vermehrt und ergänzt, und unter der thätigen Leitung des gegenwärtigen Vertreters der Naturwissenschaften durchaus wissenschaftlich klassificirt und in beste Ordnung gebracht sein; eine schöne Hölzersammlung, die einer der Weltausstellungen entstammte, war nutzlos, weil das Verzeichniß abhanden gekommen. Sehr gut sollten schon 1884, auch nach dem Urtheile eines deutschen Forstmannes, der Vallombrosa besucht hat, andere Theile der Lehrmittelsammlungen sein, vornehmlich die Modelle von Transportvorrichtungen und die forstlichen Meßinstrumente; sie waren im Frühling jenes Jahres in Turin zur Ausstellung. Recht ansehnlich ist auch die Forstbibliothek, in welcher die betreffende deutsche Fachliteratur besonders gepflegt erscheint. Der Unterweisung in der Fischzucht dient eine entsprechende Vorrichtung, die jedes Jahr mit einigen Tausend Forelleneiern aus der italienischen Schweiz besetzt wird, die erzielte Fischbrut bevölkert dann die nahen Gewässer. In den beiden Teichen am Institut werden, wie zur Zeit der Mönche, denen sie Fastenspeise boten, Fische gehalten, und im Winter liefern dieselben große Mengen von Eis, das in mehreren Kellern aufgestapelt und im Sommer zum Theil nach Florenz verkauft wird; der Abfluß treibt eine uralte, neuerdings verbesserte Sägemühle.

Steht nun auch die Vallombrosaner Forstschule zweifellos den verwandten Anstalten Deutschlands nach, so wird man das doch im ganzen weniger dem Lehrerpersonale als dem allgemeinen Stande des Forstwesens in Italien zuschreiben müssen; jedenfalls thun so manche der Professoren ihre Pflicht aufs redlichste, vor allen der Vertreter des wichtigsten Lehrzweiges — der Forstwissenschaft — Professor Perona der in Vallombrosa und Tharand seine Studien gemacht, auch bei Königstein ein Jahr lang praktisch gearbeitet hat und nun neben seiner Lehrthätigkeit die zu Unterrichts- und Vermehrungszwecken bestimmten Baumschulen verwaltet, bis vor kurzem auch mit der Forstinspektion des Florentiner Kreises betraut und belastet war. Er zieht zur Aufforstung öder Flächen in dem „Vivajo forestale“ hauptsächlich die europäischen Tannen-, Fichten- und Kiefernarten sowie Lärchen, Rothbuchen, Ahorn und Linden, auch sommergrüne Eichen und einige ausländische Nadelhölzer, vornehmlich Abies Douglasi und Smithiana, Pinus strobus und excelsa, sowie Cedrus Deodara. Das nur dem Unterrichte dienende „Arboretum“ birgt auf vier Hektaren Land jetzt etwa 1000 Pflanzenarten.

Nach dem neuen Regulativ vom 31. Januar 1887 besteht das Lehrerpersonal aus acht ordentlichen Professoren und zwei Assistenten, und zwar aus je einem Professor für Forstwissenschaft (mit einem Assistenten), für forstliche Mathematik, Mechanik und Baukunde, für reine Mathematik, Vermessungskunde und Zeichnen, für Zoologie und Botanik, für Chemie, Mineralogie und Landwirthschaft (mit einem Assistenten), für Rechtskunde, für italienische Literatur und für deutsche und französische Sprache. Dabei mag bemerkt werden, daß der deutschen Sprache in dem Lehrplane verhältnißmäßig viel Zeit eingeräumt ist, weil, wie der Regierungs-Erlaß besagt, „der hohe Grad der Vollendung, den die Forstwissenschaft und der forstliche Betrieb in Deutschland erlangt haben, und die Fülle der Bücher und Zeitschriften, die auf diesem Gebiete und über einzelne Zweige der Forstwissenschaft dort beständig erscheinen, die Kenntniß der deutschen Sprache für die Zöglinge zum dringenden Bedürfniß machen“.

Die Studenten, an Zahl durchschnittlich 30, gegenwärtig aber 40, sind uniformirt und leben in strengem Internat, das jedoch, wie ich im Jahre 1873 selbst sah, des abends gelegentlich durchbrochen wurde, um den verpönten Besuch der nächsten Ortschaften zu ermöglichen, — was ja bei unsern geschlossenen Anstalten auch geschehen soll. Die Kosten für den Jahreskurs sammt Wohnung und Verpflegung betragen 700 Lires. Am Schlusse jedes Kursus ist ein Examen zu bestehen; wer aus der Reiseprüfung am Ende der ganzen Studienzeit mit dem besten Zeugniß hervorgeht, kann von der Regierung zur Vervollständigung seiner Studien auf einige Zeit nach dem Auslande gesandt werden. Jedes Jahr wird unter Führung eines der Professoren ein wissenschaftlich-praktischer Ausflug, zumeist nach anderen Waldgebieten unternommen. Die Jagd ist Lehrenden und Lernenden, mit seltenen Ausnahmen, verboten und sehr wenig lohnend, wurden doch in zwei aufeinander folgenden Jahren zusammen nur vier Hasen erlegt; auf Erlegung der Eichhörnchen aber ist Schußgeld gesetzt, weil dieselben den Tannenspitzen schaden. Die jungen Forstleute lernen deshalb gar nicht schießen, dagegen hatten sie zeitweilig Uebungen im Floretfechten. Um tüchtige Unterbeamte zu erzielen, wurden in letzter Zeit zweimal auch die Forstaufseher nach Vallombrosa berufen, zu dreimonatlichen Kursen, welche ebenfalls Professor Perona geleitet hat.

Als ein großer Mangel muß bezeichnet werden, daß der Wald des alten Klosters nicht unter der Botmäßigkeit des Institutes steht, sondern mit durch den Forstinspektor von Florenz verwaltet wird, weil in dem erfahrungsgemäß nicht seltenen Falle, daß die Direktion der Anstalt und die Forstverwaltung auf gespanntem Fuße stehen, der Wald als Ganzes und in seinen Baumindividuen nicht als Lehrmittel benutzt werden kann.

Der Boden fast des ganzen Vallombrosaner Waldgebietes ist tertiärer, zum Theil mergeliger Sandstein, der in eine sehr fruchtbare, sandig-thonige Erdmasse zerfällt.

Der Betrieb der Forstwirthschaft verdient volle Anerkennung. Alle zehn bis zwölf Jahre werden die Kastanien abgeholzt, vornehmlich zur Gewinnung von Weinpfählen. Das Ast- und Abholz wird zu Holzkohle gebrannt, und zwar gewinnt man aus den schwächeren Stücken die „brace“ genannte Kohle für den kleinen Wärmtopf („veggio“) den hauptsächlichsten Wärmeapparat der mittel- und süditalieni-

[1]) Infolge des Gesetzes vom 1. März 1888 ist die Zahl der Kurse auf drei, bezüglich vier erhöht und ein besonderer Unterricht über die Aufforstungsarbeiten und über die Korrektion der Wildbäche eingeführt worden.

schen Zimmer; es wird zu diesem Zwecke bei reichlichem Luftzutritt verkohlt und vor dem völligen Verbrennen mit Wasser abgelöscht, wodurch ein Brennmaterial erzielt wird, das keine schädlichen Gase liefert und deshalb keinen Kopfschmerz erzeugt. Die beim Niederschlagen des Kastanienbusches stehen gelassenen, zu Oberholz bestimmten Stämmchen, die sogenannten Laßreitel, werden, wenn sie ausgewachsen, zu Bauholz, zum größten Theile aber zu Telegraphenstangen verwerthet. Außerdem werden besondere reine Bestände von Kastanien angepflanzt und durch Pfropfen veredelt; sie liefern dann die bekannten „marroni“ und andere Eßkastanien.

Den wichtigsten Theil des Forstes bildet der mächtige, etwa 700 ha bedeckende Edeltannenwald, der nach einem bestimmten Wirthschaftsplan ausgenutzt wird. Das Wachsthum der Bäume ist besser als im mittleren Europa, so daß man bei achtzigjährigem Umtriebe Stämme von 30 bis 45 m Höhe gewinnt. Die starken Tannen finden zum Schiffsbau, die übrigen zu Sägholz guten Absatz. Der Verkauf geschieht stets auf dem Fuße durch Auktion, so daß die Käufer die niederzulegende Waldparzelle selbst fällen müssen. Die des Astwerks beraubten Stämme wurden früher durch Ochsengespanne, die theils vorn zogen, theils hinten hemmten, nach Sant Ellero zu Thal geschleift und von da auf dem Arno verflößt; jetzt aber hat letzteres längst aufgehört, angeblich, weil der Wasserstand des Flusses diese Transportweise nicht mehr gestattet, vielleicht aber auch, weil die Flößerei die Ufergelände, besonders die Eisenbahndämme zu sehr schädigt, und damit ist auch das Abschleifen außer Brauch gekommen. Heutzutage zieht man das Holz nur bis auf die Hauptwege und schafft es dann durch mit Mauleseln bespannte Karren weiter. Außer dem Tannenforste von Vallombrosa besitzt die italienische Regierung deren noch zwei im Toskanischen Apennin, bei Camaldoli unfern der Falterona, wo Arno und Tiber entspringen, und bei Boscolungo oder Abetone, unfern des Monte Cimone, an der Höhe des Passes, der Toskana mit Modena verbindet. Von forstschädlichen Insekten soll in diesen Revieren Tomicus curvidens, der sonst in großen Tannenbeständen häufig verheerend auftritt, selten sein, dagegen treten Cryphalus Piceae und Pissodes Piceae häufiger, und deshalb als gefährlichere Feinde auf.

Neben und zwischen den Tannen hat man in Vallombrosa einzelne Zirbelkiefern und versuchsweise auch ganze Wäldchen von Lärchen und Kiefern ihres raschen Wuchses und ihrer Genügsamkeit halber angepflanzt, doch hat sich das erzielte Holz als geringwerthig erwiesen.

Die Buchen steigen etwa von 1150 bis zu 1400 m an und werden zumeist nur auf Brennholz verwerthet. Der Pächter der Sägemühle muß, dem mit ihm geschlossenen Vertrage gemäß, alles dürre Holz zu bestimmtem Preise für den Kubikmeter übernehmen und das der Forstverwaltung nöthige Schnittholz umsonst liefern. Der über der Buchengrenze liegende, völlig baum- und strauchlose Rücken des Taborra ist gleich dem des ganzen „Prato magno“ wie auch letzterer Name besagt, gleichmäßig mit einer niedrigen, filzigen Grasnarbe bedeckt, die, wie es scheint, nicht zur Viehweide verwendet wird.

In wissenschaftlicher Hinsicht hat das Waldgebiet von Vallombrosa im Laufe der letzten Jahrzehnte noch dadurch besondere Bedeutung erlangt, daß es, vornehmlich durch deutsche Forscher, als ein auffallend reicher Fundort seltener und interessanter Käfer bekannt geworden ist. So knüpft sich denn an dasselbe ein sehr vielseitiges Interesse, bedingt durch die landschaftliche Schönheit dieses waldigen Berggehänges, durch sein erfrischendes Sommerklima, durch die praktische Bedeutung des Forstes und der Forstschule, durch die historischen Erinnerungen, welche das alte Kloster in uns wachruft, und durch den Reichthum an wissenschaftlich werthvollen Kleinthieren. Den letzteren einigermaßen auszubeuten, bedarf es natürlich eines längeren Aufenthaltes; das Verständniß all des Uebrigen aber kann durch einen kürzeren Besuch erschlossen werden, der, wenn die Zeit drängt, von Florenz aus selbst in einem Tage ausgeführt werden kann. Wir sind überzeugt, daß jeder, der einen solchen Ausflug unternimmt, sich in hohem Grade belohnt finden wird.

Die Mythologie der nordwest-amerikanischen Küstenvölker.

Von Dr. F. Boas in New York.

VII.

(Mit zwei Abbildungen.)

Wenn schon bei den Kwákiūt̲l die Beziehung zwischen Abstammung und Totem undeutlich war, so tritt dieses bei den Küsten-Selisch noch mehr hervor. Nur die Çatlōltχ, welche sich in allen Beziehungen an die Kwákiūt̲l anschließen, machen eine Ausnahme hiervon. Wir haben bei diesen Völkern keine Sagen mehr, welche von einer Abstammung von Thieren oder Gestirnen erzählen, sondern die Ahnen wurden in Menschengestalt vom Himmel herabgesandt. Auch wird der Gebrauch von Masken und Schnitzereien hier weit weniger allgemein. Der Donnervogel, welcher sich noch auf vielen Schnitzereien findet, erscheint anders stylisirt, die Pforten der Häuser stellen meist Ahnen dar, — Menschen mit riesigen Hüten — oder Seehunde, welche im Wasser umherschwimmen. Bei den Qanitschin scheint nur das vornehmste Geschlecht, das von Siálatsa ein Wappen zu haben, nämlich den Donnervogel. Ich lasse hier die bezügliche Sage folgen, welche zeigt, wie durchaus verschieden der Charakter desselben von der der nördlichen Stämme ist.

Siálatsa.

Im Anfange war die Erde unbewohnt. Da aber kam Siálatsa vom Himmel herab nach *X*átsa (Quámitsin-See) und baute ein Haus daselbst. Am folgenden Tage stieg Swut̲láq vom Himmel herab, dann eine Frau namens Qolátsiwat. Am nächsten Tage kam Suqsáqulaq, dann Squéle̥m, Siáiimqen, Któχŝin, Héuqen, *X*tláset, *X*aiotsémqe̥n und *X*uité̥χten jeder an einem Tage vom Himmel

herab. Sie gingen nach Tsúqola und bauten Häuser. Siálatsa aber trug einen bemalten Stab, vermittelst dessen er Ungeheuer zu tödten vermochte und Kranke heilte. Sein Gesicht war bunt bemalt mit rother und schwarzer Farbe. Zuerst traf er einen S'ē̆tlkē (doppelköpfige Schlange). Er ließ seine Leute eine Fichte fällen und zerschlagen. Dann gruben sie ein tiefes Loch, in welches sie das Holz warfen. Siálatsa ging nun aus, lockte den S'ē̆tlkē in die Grube, und dort wurde er verbrannt. Nun sandte er Swutláq den Fluß hinab. Dieser traf bei T'aetséla den Sts'énkoa, nahm einen Stab aus hartem Holze und spießte die Zunge des Ungeheuers daran auf. Trotzdem verfolgte ihn der Sts'énkoa, jedesmal aber, wenn er Swutláq beinahe eingeholt hatte, stach dieser ihn in die Zunge. So erreichte er sein Haus, vor welchem sich das tiefe Loch befand. Sts'énkoa fiel hinein und wurde ebenfalls verbrannt. Dann ging Swutláq zu dem steilen Felsen *X*ukukúlas in Maple-Bay und tödtete dort einen anderen S'ē̆tlkē, welcher daselbst wohnte.

Einst ging Swutláq nach Qáuämen bei Sāmenos und sah daselbst viele Lachse. Er theilte Siálatsa mit, was er gesehen hatte. Da gingen sie zusammen nach Qáuämen und bauten ein Haus. Siálatsa ließ einen Baum fällen und das untere Ende brennen und zuspitzen. Swutláq stellte dann den Baum aufrecht an einer Seite des Flusses und stellte einen zweiten ebenso an der anderen Seite des Flusses auf. Einen dritten Stamm legte er quer über die beiden ersten und band ihn fest. So machte er das erste Lachswehr, und die Menschen hatten reichlich Nahrung.

Siálatsa sah nun viele Hirsche und dachte nach, wie er dieselben fangen könne. Er ließ seine Leute in den Wald gehen und Cedernzweige holen. Dann befahl er ihnen, dieselben zu erwärmen und Seile daraus zu machen, aus denen er ein Netz herstellte. Niemand aber wußte, was er damit thun wolle. Als das Netz fertig war, ging er mit den Leuten in den Wald und ließ sie das Netz zwischen den Bäumen aufhängen und oben an einen Querbalken befestigen. Dann ließ er die Hirsche gegen das Netz treiben und tödtete sie, wenn sie sich darin gefangen hatten. Als die Leute aber auch Elenthiere hineintrieben, brachen dieselben durch die Netze, denn sie waren sehr stark. (Nach anderer Version brachen die Cedernseile, als sie trocken wurden.)

Da sann Siálatsa nach, wie er nun Hirsche fangen könne. Er wußte aber, daß auf dem Berge Swu*χ*'ás das Ungeheuer Stlálaqem wohnte, welches ein nadelscharfes Horn im Genick trug. Er ging nun mit allen seinen Leuten auf den Berg. Als diese das Ungeheuer erblickten, liefen sie voll Schrecken von dannen. Siálatsa aber sprach: „Was fürchtet ihr euch?", und ging auf das Ungeheuer zu, indem er sich auf seinen Stab stützte. Da schlief dasselbe ein. Er berührte es mit dem Stabe und nannte es Woq'ä́s. Er kraute es auf dem Kopfe, und Woq'ä́s bewegte vor Behagen die Ohren.

Dann ließ er zehn Leute ein Seil aus Cedernzweigen machen und legte dasselbe Woq'ä́s über den Nacken. Zehn Leute hielten das Seil und führten ihn herab nach Tsúqola. Dort fanden sie viele Hirsche und Elenthiere. Als Woq'ä́s dieselben witterte, wollte er sich auf sie losstürzen. Die zehn Leute aber hielten ihn fest, bis Siálatsa ihnen befahl, das Seil loszulassen. Sogleich stürzte sich Woq'ä́s auf das Wild und tödtete es, indem er den Thieren das Horn in den Bauch stieß. Siálatsa ließ nun die Hirsche abziehen und befahl den Leuten, die Rückensehnen zu spalten und mit Steinen weich zu klopfen. Dann ließ er Seile daraus machen und ein neues Netz flechten. Als die Leute dasselbe aber aufstellen wollten, zeigte es sich, daß es zu klein war. (Nach einer anderen Version brieten und aßen die Leute in einer Hungersnoth das Netz.) Darüber ward Siálatsa sehr zornig und legte sich ins Bett. Ein kleiner Knabe, welcher im Dorfe spielte, kam in das Haus und sah ihn zornig im Bette liegen. Da fürchtete er sich, lief hinaus und erzählte es den Leuten. Die Leute versammelten sich alle in einem Hause und sprachen zu einander: „Siálatsa zürnt uns und wird Woq'ä́s auf uns hetzen, laßt uns lieber auswandern. *X*aiotsẹ̊mqen, *X*tláset, Héuqen, Kto*χ*sin, *X*oú*χ*otšin und Susq'emén wanderten nach S*χ*uẹ̊len am Nanaimo-Flusse aus und wurden die Stammväter der Snanaimu*χ*. (Diese Namen stimmen nicht mit denen der Snanaimu*χ*-Geschlechter überein, wie ich dieselben in Nanaimo selbst erkundete.) Zehn andere gingen nach Skūts und wurden die Stammväter der *X*ólquisala; wieder zehn gingen nach S'élaqoatl und wurden die Ahnen der Tsiménes.

Am nächsten Morgen, als Siálatsa sich erhob, fand er, daß niemand mehr dort war und wußte nicht, wohin die Leute gegangen waren. Auch Woq'ä́s, den er Tags zuvor am Hause festgebunden, war verschwunden. Da ging Siálatsa nach Qauaimen bei Sāmenos und baute sich ein neues Haus.

Zu jener Zeit lebte auch in Sáok ein Häuptling, welcher vom Himmel herabgestiegen war. Derselbe hatte eine Tochter. Eines Tages sprach er zu dieser: „Iß nicht zu viel, denn ich glaube, Siálatsa wird kommen und dich zur Frau begehren. Ich weiß, in seinem Lande giebt es keine Frauen." Das Mädchen gehorchte, da aber Siálatsa nicht erschien, ward sie ungeduldig. Sie füllte einen Korb mit Beeren und Seehundsfleisch und ging mit einer Sklavin aus, ihn zu suchen. Nach langer Wanderung kam sie auf dem Gipfel der Berge an der Südseite des Qauitschin-Thales an. Von hier aus sah sie in Sāmenos und Qumiéqen Rauch aufsteigen, und sie dachte, daß dort Siálatsa wohnen müsse. Sie stieg zum Flusse hinab, und als sie daselbst ein Lachswehr sah, dachte sie, Siálatsa müsse dasselbe gemacht haben. Nachts legte sie sich im Walde nieder und schlief. Am nächsten Morgen sah sie einen Mann vorüber gehen, der trug einen Fellmantel und Bogen und Pfeile. Da dachte sie, jener müsse Siálatsa sein. Sie schlich ihm unbemerkt nach, um zu sehen, wo er lebe und was er thue. Er ging in sein Haus und die Mädchen lugten durch eine Ritze hinein. Da sahen sie, daß er sich eine Frau aus Holz geschnitzt hatte, und daß er ihr zu essen gab. Als Siálatsa nun wieder auf Jagd gegangen war, gingen sie ins Haus, um die Holzfigur zu besehen. Da fanden sie, daß sie eine Spindel in der Hand hielt und daß Siálatsa ihr Hirschfett vorgesetzt hatte. Da aßen sie das Fett und versteckten sich. Als Siálatsa nun zurückkam und fand, daß die Nahrung, welche er der Holzfigur vorgesetzt hatte, verschwunden war, freute er sich, denn er glaubte, sie würde nun lebendig werden.

Am folgenden Morgen ging er wieder zur Jagd aus, nachdem er seiner Frau Essen vorgesetzt hatte. Da kamen die Mädchen aus ihrem Verstecke hervor. Die Häuptlingstochter zerbrach die Figur, warf sie ins Feuer und hing sich ihre Kleider um. Die Sklavin aber versteckte sich im Walde.

Als Siálatsa nun zurückkam, war er sehr erfreut, seine Holzfrau lebendig zu finden. Bald aber erblickte er einen Holzarm im Feuer und wußte nun, daß jene eine Fremde war, die sein Schnitzwerk verbrannt hatte. Er ward so zornig, daß er roth im Gesichte wurde und sagte nur: „Ts, ts, ts, ts" (inspirirt). Nach einiger Zeit dachte er, es sei doch besser, eine wirkliche Frau zu haben, als eine Holzfrau, und ward wieder guter Dinge. Am folgenden Morgen

rief die Frau die Sklavin aus dem Walde hervor und sagte: „Fürchte dich nicht, komme hier her an unser Feuer."

Als Siálatsa nun die Sklavin sah, wollte er sie auch zur Frau haben, aber die Häuptlingstochter sprach: „Sie ist eine Sklavin und nicht gut genug für dich. Gieb sie einem deiner Leute." Siálatsa war es zufrieden. Er rief seine Leute zusammen und frug: „Wer von euch will dieses Mädchen zur Frau haben?" Sogleich stürzten drei Männer hervor, um sie zu nehmen. Einer faßte sie am rechten Arm, einer am linken und der dritte um den Leib. „Halt", rief da Siálatsa, „nur einer von euch kann sie haben", und er gab sie demjenigen, welcher sie um den Leib gefaßt hatte.

Siálatsa's Frau gebar ihm bald einen Sohn, dann drei Töchter und dann wieder einen Sohn. Einst peinigten die drei jüngsten Kinder die älteste Tochter, welche Tlqáisis hieß, mit spitzen Stöcken, bis sie blutete und leckten dann das Blut ab. Das Mädchen ward nun sehr krank. Da ging Siálatsa nach Qumiéken hinunter, um Qutémiltχ und Ŝkuáwules zu rufen, damit sie das Gesicht des Mädchens bemalten und sie so heilten. Sie erwiderten auf sein Gesuch: „Wir wollen unseres Bruders Bitte erfüllen und seiner Tochter Herz stark machen." Sie gingen hinauf nach Siálatsa's Haus und bemalten das Gesicht seiner Tochter. Dann kehrten sie nach Qumiéken zurück.

Sie hatten aber das Mädchen zu viel bemalt, und ihr Herz wurde zu stark. Sie verlor den Verstand. Eines Tages weinte ihr Bruder und wollte keine Milch trinken. Da dachte Tlqáisis, ich werde machen, daß er ißt. Sie nahm einen Todtenkopf, öffnete ihn, nahm das Gehirn heraus und gab es dem Knaben, der es gierig verschlang. Und sie machte sich einen Korb mit Tragbändern, legte Schlangen, Kröten und Eidechsen hinein, und hing ihn über den Rücken. Unter ihrem Mantel verbarg sie scheußliches Ungeziefer (wie einen Lachs auf Baumrinde lebend?) und ging dann in die Häuser, in welchen Kinder weinten. Sie frug dann das Kind: „Warum weinst du, du bist wohl hungrig. Ich will dir zu essen geben"; nahm es und steckte es in den Korb. Da umwanden es die Schlangen.

Siálatsa war der erste, der Mäntel und Felle verschenkte. Er ließ zwei Männer auf ein Gerüst treten und die Geschenke unter die eingeladenen Gäste vertheilen. Diesen Gebrauch machte er zum strengen Gesetze und deshalb wird er noch heute befolgt. Ferner lehrte er seiner Tochter den Wintertanz und befahl ihr, denselben jedesmal im Monate Saiẹmtqels zu tanzen. Siálatsa's Sohn ging einst auf den Berg *X*saláatsum, um den Donnervogel Suχoáas zu besuchen. Als er zu dessen Hause kam, begann es auf Erden zu regnen. Neun Tage blieb er dort, am zehnten



Rassel. (Im Museum für Völkerkunde zu Berlin.)

aber kehrte er zurück und erzählte, was er gesehen hatte. Dann schnitzte er den Donnervogel auf den Pfeiler seines Hauses. Das Auge des Donnervogels ist Feuer, und wenn er dasselbe öffnet, so blitzt es. Einst erblickte er einen Finnwal im Meere und wollte denselben fangen. Zu gleicher Zeit verfolgte ein Boot den Wal. Die Jäger aber sahen, wie der Donnervogel sich herabstürzte und den Wal von dannen trug. Der Donnervogel verfolgte einst den Sts'enkoa (ein fabelhafter Vogel). Derselbe stürzte sich auf einen Baum und spaltete denselben von oben bis unten, um hineinzukriechen. Der Donnervogel aber ergriff ihn und trug ihn fort.

Es scheint, daß manche Sagen der Unterabtheilungen von Geschlechtern einen historischen Hintergrund haben. Ein solcher dürfte z. B. für die folgende Sage vorhanden sein, welche die Erlebnisse eines der Stammväter der Kwiksōt'énoq beschreibt.

Tlátlaχos.

Tlatlaχos baute sich ein Lachswehr in Sikyamás. Am ersten Tage fing sich ein Silberlachs darin. Ueber Nacht kam der Rabe und ein Tsonóqoa, um denselben zu stehlen und beide fingen sich in der Falle. Am folgenden Tage war der Q'óma (ein sagenhaftes Ungeheuer, ähnlich dem Hai) im Wehr gefangen. Tlatlaχos versuchte, ihn zu tödten, indem er ihn auf den Kopf schlug, aber ehe es ihm gelang, tödtete jener viele seiner Gefährten. Als er todt war, zog Tlatlaχos ihn ans Land und schnitt ihm den Bauch auf. Da sah er, daß seine Eingeweide wie Feuer waren. Er zerschnitt und trocknete dieselben. Von nun an bekam er alles leicht, was er haben wollte [Fig. 1] [1]).

Eines Tages ging er aus, Lachse mit der Harpune zu fangen. Da sah er einen kleinen weißen Fisch im Wasser schwimmen, den er harpunirte. Er wollte denselben ans Land ziehen, fand ihn aber zu schwer. Der kleine Fisch wuchs und wuchs und wurde endlich so groß, wie ein Walfisch. Da wußte Tlatlaχos, daß er den Sisiutl gefangen hatte. Er schnitt sich in die Zunge, so daß sie blutete und spie auf den Fisch. Sogleich nahm dieser seine wahre Gestalt an und Tlatlaχos fiel wie todt nieder, als er ihn erblickte. Der Sisiutl tauchte wieder in tieferes Wasser, indem er wie mit Rudern schwamm. Da fing das Wasser an zu steigen. Es erreichte Tlatlaχos' Füße und stieg weiter bis

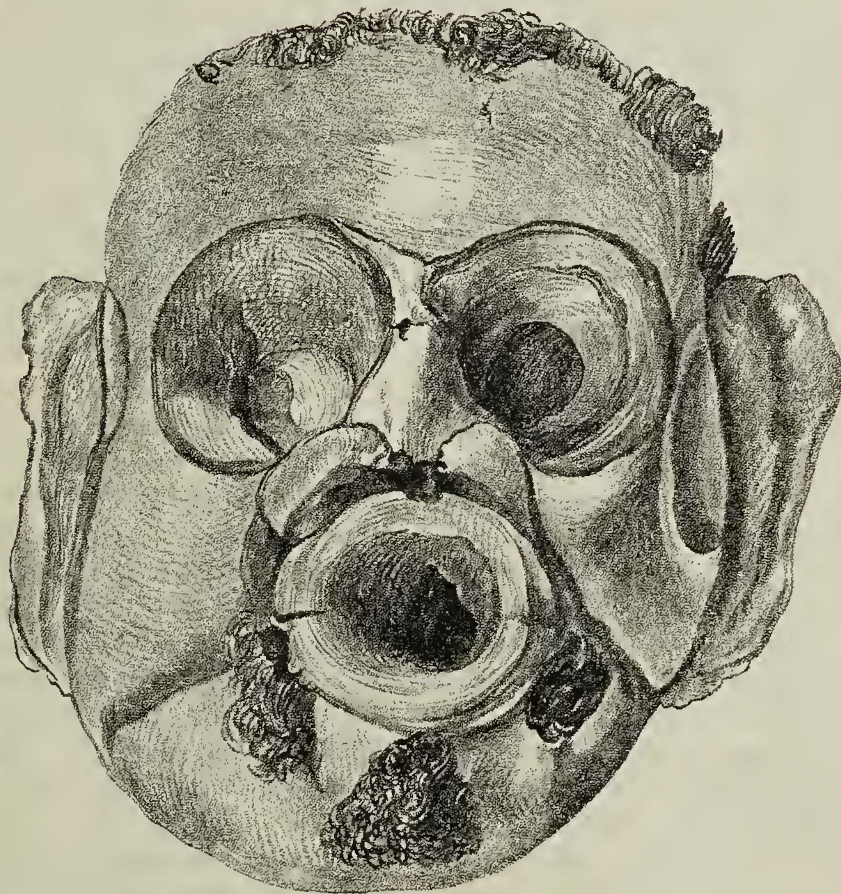
---

[1]) Diese Gestalten sind auf der beistehend abgebildeten Rassel des Geschlechtes Tlátlaχos abgebildet. Der Rabe hält einen Fisch, der durch ein Stück Kupfer dargestellt ist, im Schnabel. Auf seinem Rücken sieht man den Kopf des Tsonóqoa, auf dem Bauch den Q'óma, und nahe der Grosse den Adler. Die Rassel befindet sich im Museum für Völkerkunde in Berlin.

an seinen Leib, und endlich verschlang es ihn ganz. Auf dem Boden des Meeres erwachte er zu neuem Leben und sah sich dort von vielen Leuten umgeben, den Sisiutl. Diese brachten ihn zu ihrem Häuptlinge, der Bébenakaua oder Šéiten hieß, und in einem gewaltigen vierstufigen Hause wohnte. Dort gab ihm Šéiten das kleine Boot Aitémqaēq, dessen Vordertheil und Hintertheil die Gestalt eines Sisiutl-kopfes hatte. Er ließ Tlatlaχos ganz mit Fett salben; da wurde dieser hart wie Stein. Nur seine Stirne, seine Nase und seine Kehle blieben weich. Dann gab er ihm den Namen T'ésumkila (= der Steinerne) und Qáqakuistálistā. Er gab ihm das Feuer des Todes und sandte ihn dann zurück nach Sikyamās. T'ésumkila glaubte einen Tag drunten im Meere gewesen zu sein; es war aber in Wahrheit ein Jahr. Als er oben ankam, wuchs das Boot Aitémqaēq zu gewaltiger Größe und die Flossen der Sisiutlköpfe machten, daß es von selbst ging.

Zu gleicher Zeit lebten an der Mündung des Nemkiš-Flusses Hamálakiauaē und seine Frau Omaqasemáe. Einst kam T'ésumkila von Qoaíastems herüber gefahren, überfiel Hamálakiauaē und raubte seine Frauen. Die Nemkiš wollten sich zur Wehre setzen, konnten aber T'ésumkila nichts anhaben, da er von Stein war. In der Gefangenschaft gebar die eine der Frauen einen Sohn, den sie Mōsaqáotl nannte. Als die andere ihre Zeit gekommen fühlte, beschlossen beide, T'ésumkila zu entfliehen.

Eines Nachts gelang es ihnen unbemerkt zu entkommen. Sie gingen, so lange sie ihre Füße tragen konnten. Dann hielten sie an einem kleinen Flusse und machten ein Feuer, an dem sie sich wärmten. Den Knaben wuschen sie in kaltem Wasser, damit er stark werden sollte. Nachdem sie zwei Tage gegangen waren, gebar Ōmaqasemaáe einen Sohn, den sie Qoáqoaχsánoq nannte. Sie wusch ihn täglich in kaltem Wasser, und daher war er rasch stark und groß. Mittlerweile waren sie nach Teteq'aniχ am Qamatsin-See gelangt und bauten sich daselbst ein Haus.



Tsonóqoa.

Qoáqoaχsānoq war mittlerweile zu einem kräftigen Knaben herangewachsen und spielte eines Tages am Flusse. Da hörte er auf dem Berge eine schreckliche Stimme rufen: „O, o, hu, hu, hop.“ Da lief er zu seiner Mutter und frug, was das für eine schreckliche Stimme sei. Jene antwortete: „Das ist der große Tsonóqoa (Fig. 2), welcher in dem See oben auf dem Berge wohnt. Er tödtet jeden, der in seine Nähe kommt.“ Da sprach Qoáqoaχsānoq: „Ich will hinaufgehen in die Berge und ihn sehen.“ Seine Mutter bat ihn inständig zu bleiben und sagte: „O, gehe nicht, sonst werden meine Augen dich nie wieder erblicken.“ Qoáqoaχsānoq aber ließ sich nicht abhalten, denn er glaubte, das Abenteuer bestehen zu können. Er ging in die Wälder, den Tsonóqoa zu suchen. Da ward das Herz seiner Mutter traurig.

Als er eine Zeit lang gegangen war, hörte er jemand rufen: „M! m!“ und sah einen Mann an einem Baume stehen und versuchen, denselben abzubrechen. Sein Name war Aχ'álkos. Qoáqoaχsānoq schlich heran und ergriff jenen von hinten und hielt ihn fest. Da rief Aχ'álkos: „Wehe! wer hat mich von hinten ergriffen und alle meine Stärke und Kraft von mir genommen?“ Qoáqoaχsānoq gab sich zu erkennen und erzählte, daß er ausgehe den Tsonóqoa zu bestehen. Da frug Aχ'álkos: „Bist du denn stark?“ „Ich bin so stark wie du“, erwiderte jener. „So versuche jene Eibe auszureißen.“ Qoaqoaχsānoq versuchte es, es gelang ihm aber nicht. Da sprach Aχ'álkos: „Wenn du den Baum nicht ausreißen kannst, so hast du auch noch nicht all meine Stärke bekommen.“ Er besprengte ihn dann mit ein wenig Wasser und ließ ihn nochmals versuchen. Da Qoáqoaχsānoq noch nicht im Stande war, den Baum auszureißen, blies Aχ'álkos ihn in den Mund, und nun riß jener die Eibe mit seiner linken Hand aus. (Nach einer anderen Version tauchte er ihn viermal in einen Fluß.)

Er ging nun weiter den Fluß aufwärts. Als er ein wenig gegangen war, sah er eine Kupferplatte im Flusse liegen. Er nahm dieselbe heraus und versteckte sie in einer hohlen Ceder, denn er dachte, wenn er sie mitnähme und nach Hause zurückbrächte, würden die Leute ihn verspotten. Er ging weiter den Fluß hinauf und kam nun an ein Haus, dessen Dach von gewaltigen Pfosten getragen wurde. Er ging nicht hinein und nahm es nicht in Besitz, da er glaubte, sonst würden ihn die Leute verspotten. Er ging weiter und traf nun zwei Leute, welche einander ihre Heldenthaten priesen. Der eine sprach: „Ich habe dreißig Männer im Kampfe erschlagen.“ Qoáqoaχsānoq ward begierig zu hören, was sie sprachen und schlich leise herbei. Er hörte, wie der andere erwiederte: „Ich habe nur einen Mann erschlagen, aber er war ein großer Häuptling.“ Da sprang Qoáqoaχsānoq hervor und rief: „Wovon sprecht ihr?“ Da wurden beide in Steine verwandelt, die er mitnahm.

Er ging weiter und gelangte endlich auf den Gipfel des Berges. Dort fand er einen großen tiefen See, an dessen Ufer er sich niedersetzte. Er warf die beiden Steine in den See und rief: „Tsonóqoa, komm hervor aus deinem Hause!“ Da lief der See plötzlich ganz ab und füllte sich dann wieder. Nun erschienen viele Seelöwen an der Oberfläche und verschwanden wieder. Dann tauchten viele Seeottern auf und verschwanden wieder. Nun erschien ein Boot, in dem drei Leute saßen. Er sah in dem Boote einen Knochenpfeil liegen, den er zu haben wünschte. Er wußte aber nicht, wie er ihn bekommen sollte. Endlich schnitt er sich in die Zunge und spie das hervorströmende Blut auf seine Hand. Dann ging er an eine Landspitze, watete in den See, so daß nur sein Kopf hervorsah und

nahm den Pfeil aus dem Boote, als dasselbe vorbeifuhr. Niemand bemerkte ihn. Hätte er sich aber nicht in die Zunge geschnitten, so wäre er unfehlbar bei dem Versuche gestorben. Als das Boot vorüber war, erblickte ihn der Steuermann, und sah, daß er den Pfeil in der Hand hielt. Da sprach er: „Achte gut auf den Pfeil, wenn du damit auf einen Menschen weist, so verliert er den Verstand, und schießt du ihn auf eine Menge Menschen ab, so sterben alle sogleich." Da dankte ihm Qoáqoaχsānoq und kehrte nach Hause zurück. (Nach anderer Version sah er zuerst ein Boot, in dem eine Harpune lag; diese nahm er nicht, da er fürchtete, die Leute würden ihn verspotten und glauben, er sei nur ein Jäger und könne keine Menschen tödten. Dann kam ein zweites Boot, in dem saßen zwei Männer. Einer derselben hielt einen Pfeil in der Hand, und sie verfolgten einen Bären. Qoáqoaχsānoq frug: „Wie wollt ihr den Bären tödten? Ihr habt ja keinen Bogen." Jene hießen ihn Acht geben, und der Mann mit dem Pfeile richtete denselben gegen den Bären, der sogleich todt niederfiel. Sie schenkten ihm dann den Pfeil und lehrten ihn seine wunderbaren Eigenschaften kennen.) Qoáqoaχsānoq kehrte nun nach Hause zurück. Als er den Fluß hinabging, bemerkte er, daß es beständig finstere Nacht war. Er übernachtete nun in dem großen Hause und zerschlug einige der Dachlatten, mit denen er Feuer machte, um das Haus zu erleuchten. Er ging weiter, aber immer noch blieb es dunkel. Er kam nun an die hohle Ceder, in der er die Kupferplatte versteckt hatte. Er nahm sie aus dem Baume heraus, und sofort wurde es wieder Tag. Deshalb ließ er das Kupfer liegen, wo er es gefunden hatte.

Endlich gelangte er zu seiner Heimath zurück. Eines Tages frug er seine Mutter, ob sie keine Verwandte habe, und sie erzählte ihm nun, wie T'ésumkila sie geraubt und ihre Verwandten getödtet habe. Da verlangte Qoáqoaχsānoq danach, seine Halbbrüder und seinen Vater zu sehen. Die Mutter hieß ihn ein kleines Boot machen, und als dasselbe vollendet war, begannen sie den Fluß hinabzufahren. Die Mutter warnte ihn aber vor den Yakchim, die im Flusse wohnten und jeden umbrachten, der an ihnen vorbei wollte. Zur Zeit der großen Fluth waren dieselben in den Fluß getrieben worden, und als das Wasser ablief, dort zurückgelassen. Sie hieß ihn, einen großen Baumstamm vor dem Boote den Fluß hinabtreiben zu lassen. Qoáqoaχsānoq folgte ihrem Rathe. Als der Baumstamm an dem Yakchim vorübertrieb, kam dieser aus dem Wasser hervor in der Gestalt eines gewaltigen Seelöwen. Da zeigte Qoáqoaχsānoq mit dem Pfeile auf denselben, und sofort war er in Stein verwandelt. Dann fuhren Mutter und Sohn ungefährdet weiter. Nach einiger Zeit sahen sie einen Zwerg am Ufer sitzen, der sein Gesicht mit bei den Händen bedeckt hielt und indem er sich schüttelte, schrie: „tsi-tsi-tsi-tsi!" Qoáqoaχsānoq ging auf ihn zu und frug nach seinem Namen, aber jener konnte nicht sprechen.

Sie fuhren weiter, den Fluß hinab und kamen endlich zu T'ētēq'an am Qamatsin-See. Dort sahen sie ein Haus, aus dem Rauch aufstieg. Sie landeten und gingen hinein. Drinnen wohnte Tlésemaē. Diesen luden sie ein mitzufahren. Er stieg in ihr Boot und alle drei fuhren weiter. Nach einiger Zeit kamen sie wieder an ein Haus und nahmen von dort Aichåqalaqéma mit.

Nun sah Qoáqoaχsanoq jenseits des Sees einen Mann einen Bären verfolgen. Er ruderte eiligst auf jenen zu, um ihm zu helfen. Er aber rief: „Halt ein, ich will den Bären tödten." Qoáqoaχsānoq war damit einverstanden und sah der Jagd zu. Da jener aber den Bären nicht einholen konnte, nahm er endlich seinen Pfeil hervor, deutete damit auf den Bären, der sogleich niederfiel und in Stein verwandelt wurde. Dann fuhr er ans Ufer und frug den Fremden, wer er sei. Jener antwortete: „Ich bin von ō'Qkyes, mein Vater heißt Hamálakyauaē." Da wußte Qoāqoaχsānoq, daß jener sein Bruder Mōsaqåotl war. Er gab sich ihm zu erkennen, und alle fuhren zusammen weiter.

Bald gelangten sie nach Kuámēla am Flusse Q'anis. Dort fand Qoáqoaχsānoq seinen Bruder T'ésumchstsána, dessen rechte Hand Stein war. Dieser zerschlug Qoáqoaχsānoq's Boot mit einem Schlage und gab ihm ein neues, größeres. Sie fuhren nun alle den Fluß hinunter und Qoáqoaχsānoq tödtete alle Yakchim mit seinem Pfeile. Noch heute sieht man die kleinen Inseln Nānis im Flusse, welche Bären waren, die von Qoáqoaχsānoq in Steine verwandelt wurden.

Endlich gelangten sie nach Q'ōkyes und fanden daselbst einen alten Mann an einem der Häuser beschäftigt, die Thür in Ordnung zu bringen. Das war Hamālakyauaē. Er aber erkannte seine Frau und seine Söhne nicht, die ans Land stiegen und auf ihn zukamen. Er frug Ōmaqasemáe: „Wer bist du und wer sind jene Jünglinge?" Sie versetzte: „Erkennst du mich denn nicht, deine Frau?" Er erkannte sie und frug: „Und hast du den jungen Mann im Boote dort geheirathet?" „Nein, das ist mein Sohn. Weißt du nicht mehr, daß ich schwanger war, als Tlatlaχos mich raubte?" Da fiel dem Alten alles wieder ein und sein Herz ward froh.

Die jungen Leute bauten sich nun ein Haus und ein Lachswehr. Eines Tages sprach Qoáqoaχsānoq zu seinem Vater: „Sage mir, wo wohnt unser Feind T'ésumkila. Ich will ihn tödten." Hamálakyauaē aber erwiderte: „Du kannst ihn nicht tödten. Er ist von Stein. Nur seine Stirn, seine Nase und seine Kehle sind von Fleisch." Einst hörte Qoáqoaχsānoq, daß T'ésumkila zu dem Berge Ts'ilkyumpaē gehen werde, um daselbst Gänsedaunen für seine Maske Xuéχuē zu holen, die er im Wintertanze trug. Um dorthin zu gelangen, mußte jener bei Tlóqoē (Duvin Pt.) vorbeikommen, und er beschloß, ihm daselbst aufzulauern. Er rüstete sein Boot und seine Brüder Mōsaqåotl und T'ésumchstsana, sowie Mamálakius, Mamaχsila, Xéoten, Tlasōtletlelala und der alte Mann Tlemkyēχ fuhren mit ihm aus. Sie landeten auf Tloqoē und erwarteten die Rückkunft T'ésumkila's. Schon hörten sie seine Begleiter singen, und nun sahen sie jene, die Haare mit Daunen bestreut. Da deutete Qoáqoaχsānoq mit seinem Pfeile auf die Vorübergehenden, und siehe! alle verloren den Verstand und T'ésumkila fiel um, so daß sein Boot kenterte, als er fiel. Da fuhr T'ésumchstsana zu dem Boote hinaus und erschlug alle mit seiner steinernen Hand. Sie schnitten ihnen die Köpfe ab und legten dieselben in ihr Boot, das bis zum Rande voll wurde. Nur T'ésumkila war noch am Leben, denn er war untergegangen und sie fanden seinen Körper nicht. Deshalb ließen sie den alten Mann Tlémkyēχ zurück und thaten, als ob sie von dannen führen. Sie hatten jenem aber gesagt, aufzuachten und sie zu rufen, sobald er T'ésumkila wieder erblicke. Nach kurzer Zeit rief dieser: „Helft mir, kommt! Ich habe ihn gefangen!" Sofort drehten sie um, sie sahen aber nur den Alten mit seiner Steinaxt auf etwas loshauen, das sie nicht erkennen konnten. T'ésumkila war an einer Felsenspalte aus dem Wasser gekrochen. Dort hatte der Alte ihn erblickt und schlug nun auf seinen Hals los, da er nur dort verwundbar war, bis er den Kopf abgehauen hatte. T'ésumkila wehrte sich, und gewaltige Wellen erhoben sich durch die Bewegung seines Körpers. Als jene ankamen, hielt der Alte T'ésumkila's Kopf in die Höhe und warf ihn zu den anderen ins Boot. Dann luden sie den steinernen Körper ebenfalls auf, und alle die Federn, welche jener auf

Ts'ilkyimpaē gesammelt hatte. Als sie nach Xulkch kamen, luden sie ihr Boot aus und gingen zum Flusse Mátsē, um junge Bäume zu fällen. Mit diesen steckten sie einen viereckigen Raum ab und steckten T'ésumkila's Kopf darinnen an der höchsten Stange auf. Die anderen Köpfe häuften sie rings umher auf, und streuten die Federn in den Fluß.

Qoáqoaχsānoq's Schwägerin (Schwester?) Kuéχuaq'-anoq gehörte aber zum Stamme der Kwiksōt'ēnoq. Ihre Tochter spielte am Flusse und sah die Federn denselben herabschwimmen. Da rief sie ihre Mutter und beide gingen, um zu sehen, woher die Federn kämen. So kamen sie dorthin, wo die Köpfe ihrer Verwandten waren. Vor Schrecken schrien sie laut auf und entflohen. Sie schoben ihr Boot ins Wasser und fuhren zu ihrem Stamme zurück. In Paχulkch hielten sie ein wenig und Kuéχuaq'anoq tödtete Seehunde und Lachse, mit denen sie ihr Boot füllte. Dann wuschen sie sich und bemalten ihr Gesicht mit rother Farbe, damit man nicht die Spuren ihrer Thränen sehen sollte. Dann fuhren sie weiter und gelangten endlich nach Qoaiastems. Die Leute sahen aber trotz der Farbe, daß jene geweint hatten und frugen: „Weshalb habt ihr geweint?“ Sie antworteten: „Wir haben nicht geweint, wir haben nur gelacht, aus Freude, euch wiederzusehen.“ Kuéχuaq'anoq lud dann ihr Boot aus, ließ die Seehunde ins Haus tragen und schenkte Jedermann einen derselben. Alle saßen nun dort und aßen. Mutter und Tochter saßen bei einander und plötzlich sagte die Tochter: „Viele Federn kamen bei Quániχ den Fluß hinabgeschwommen.“ Die Mutter verwies es ihr, denn sie wollte nicht, daß ihr Vater es hören solle. Sie stieß das Mädchen an und sagte: „Quäle meinen Vater nicht.“ Dieser aber saß da und hörte nur den Reden seiner Freunde zu. Bald sagte das Mädchen wieder: „Viele Federn kamen bei Quániχ den Fluß hinabgeschwommen.“ Wieder verwies ihre Mutter ihr die Rede, als sie es aber zum dritten und vierten Male wiederholte, ward der Alte aufmerksam und frug, was die Kleine sage. Da sprach Kuéχuaq'anoq: „O, ich vergaß zu sagen, daß Qoáqoaχsānoq den T'ésumkila getödtet hat. Die Kwiksōt'ēnoq wollten dieses nicht glauben, bis einige Sklaven, die zugegen gewesen waren und mit entflohen waren, die Nachricht bestätigten. Da starben Viele vor Schrecken, deren Väter und Brüder mit T'ésumkila fortgefahren waren.

Sie glaubten aber noch nicht ganz fest, daß Qoáqoaχsānoq ihn wirklich getödtet habe, und fuhren über das Meer, um sich zu überzeugen. Qoáqoaχsānoq sah sie herankommen und hieß seine Brüder Pfeile aus Cedernholz auf die Ankömmlinge abschießen. Die Pfeile zerbrachen an ihren Körpern. Da lachten die Kwiksot'ēnoq und sprachen: „Er kann T'ésumkila nicht getödtet haben.“ Sie ruderten weiter, um Qoáqoaχsānoq zu tödten. Als sie aber nahe dem Ufer waren, wies dieser nur mit seinem Pfeile auf sie, da verloren alle den Verstand und T'ésumchstsana erschlug sie mit seiner Steinhand. Sie banden dann die Todten und Verwundeten auf Bretter und stellten diese in eine Reihe. Diese reichte von Xulkch bis Otsāles, so viele hatten sie getödtet und gefangen. Sie hießen dann einen Sklaven alle Bretter auf einen Haufen werfen. Dieser aber flüsterte dem Stärksten der Gefangenen zu: „Versuche das Seil zu zerreißen, mit dem du gebunden bist.“ Dieser fing an sich zu bewegen und zerbrach das Brett, auf dem er lag. Dann streifte er die Seile ab und fing an, seine Freunde loszumachen. Ehe er aber alle befreien konnte, hörte Qoáqoaχsānoq, was geschah. Er eilte mit seinen Brüdern herbei und sie erschlugen alle, die nicht entflohen. Sie zerschnitten dann die Leichen und warfen die Eingeweide bei Tsa-iméχotl ins Wasser.

Einst wollte ein Kwiksot'ēnoq eine Frau aus dem Stamme der Lēkwiltoq heirathen, und die Kwiksot'ēnoq brachten eine gewaltige Kiste voll Kupferplatten als Geschenk für die Eltern der Frau. Da versprachen die Lēkwiltoq demjenigen die ganze Kiste, der sie heben könne. Als Qoáqoaχsānoq das hörte, kam er zum Meere hinab, lud die Kiste auf seine Schultern und trug sie fort. Unterwegs stieß er an die Ecke eines Hauses und stolperte. Sogleich sprang sein jüngster Bruder herbei und unterstützte ihn, sonst wäre er gefallen. Die Brüder gingen nun den Fluß hinauf und bauten sich daselbst aus Stangen ein großes Haus. Dann luden sie alle die Nachbarstämme zu einem großen Feste ein. Qoáqoaχsānoq stand am Ufer und sah die Freunde ankommen. Als er nun ein großes, starkes Boot sah, welches ihm wohl gefiel, ergriff er dasselbe und warf es auf sein Dach. Er ließ nun alle in sein Haus kommen und bewirthete sie. Dann begann er zu tanzen, während jene dazu sangen und den Takt schlugen. Plötzlich zog er seinen Pfeil hervor, den er versteckt gehalten hatte und zeigte damit rings umher auf die Gäste. Da verloren sie den Verstand und drängten sich zur Thür hinaus. Neben derselben hatte aber T'ésumchstsana Platz genommen, der sich nun erhob und alle erschlug. Nur ein alter Mann und dessen Sohn entkamen durch eine List. Der Alte rief T'ésumchstsana zu: „Ich will meinen Sohn selbst tödten, erschlage ihn nicht.“ Er ergriff den jungen Mann, der eben zur Thür hinaus wollte, an den Haaren und riß ihn zurück in einen finsteren Winkel des Hauses. Von dort aus entflohen beide. Dann schnitt Qoáqoaχsānoq den Gefallenen die Köpfe ab und pflanzte sie auf dem Giebel seines Hauses auf.

Ganz besonders merkwürdig sind die Ahnensagen der Qauitschin, welche im Charakter sehr wesentlich von denen der nördlichen Stämme abweichen, wie auch alle ihre Sitten und Gebräuche von denen der übrigen Küstenstämme verschieden sind.

Kürzere Mittheilungen.

Dr. Karl von den Steinen über die Kultur der Xingu-Indianer.

Nachdem Dr. Karl von den Steinen bereits im Juli d. J. vor der Geographischen Gesellschaft zu Rio Janeiro einen interessanten Bericht über seine zweite Xingu-Expedition erstattet hatte, verbreitete sich derselbe in einem längeren Vortrage vor der Deutschen Naturforscherversammlung über den **Kulturzustand heutiger Steinzeitvölker in Central-Brasilien.** Wir entnehmen demselben die folgenden Ausführungen: Die Völker am Xingu befinden sich noch im

vollkommenen Steinzeitalter; sie kennen keine Metalle, sondern fertigen sowohl ihre Waffen als auch ihre Werkzeuge und Schmucksachen ausschließlich aus Thierzähnen, Knochen Muscheln und Steinen, welch letztere sie sehr künstlich zu schleifen verstehen, — ganz wie zur Zeit des Kolumbus. Man könnte die Schilderungen der ersten Entdecker dieser Völker einfach als eigene Erlebnisse neu drucken lassen, sie würden in allen Einzelheiten noch immer zutreffen. In eins drangen die alten Entdecker allerdings niemals ein: in das indianische Geistesleben, was zur Beantwortung der Frage über die Entwickelung der menschlichen Begriffe so wichtig ist. Es ist leicht, aber gänzlich falsch, dieses Geistesleben unter dem Gesichtswinkel des eigenen zu betrachten. Dann hält man die sogenannten Wilden für roher und beschränkter als sie thatsächlich sind, und man verurtheilt und züchtigt sie für Thaten, die sich von ihrem Standpunkte aus ganz gut rechtfertigen lassen. Im richtigen Lichte betrachtet, leben die Wilden am Xingu im ganzen nach recht wohlanständigen Sitten, besonders in Monogamie — wenn auch ohne Heirathsceremonien — und in musterhaft liebevollem Verhältnisse zu ihren Kindern. Ihre Lebensweise ist einfach, aber nicht „wild", und in ihrem Mangel an Bekleidung liegt nicht die geringste Zucht- oder Schamlosigkeit. — Die einzelnen Stämme wohnen in Dörfern von höchstens 250 Seelen, nahe an dem Flusse, und zwar immer einige Tagereisen von einander. Verkehr besteht zwischen ihnen wenig, kaum eigentlicher Tauschhandel, und nur gelegentliche Gastgeschenke bringen einige Besitzverschiebungen zwischen ihnen hervor. Der Begriff des Eigenthums ist ihnen aber nicht fremd, nur spielt derselbe keine große Rolle, da der Unterschied in der Erwerbsfähigkeit der Einzeln ein ganz geringer ist. Ein fremder Stamm wird wohl bisweilen bestohlen, Diebstahl in dem eigenen Dorfe kommt aber nicht vor. „Gut" ist, wer gern und viel giebt, „schlecht", wer ungern giebt. So kriegerisch, wie es bei der gräulichen Bemalung und bei dem aufgeregten Gebahren öfters scheint, ist der Xingu-Indianer nicht, und eigentlich gefährlich wird er in der Regel nur aus Angst. — Ein großes Hemmniß der Kulturentwickelung bei den Xingu-Völkern war die Abwesenheit jedweder Hausthiere — selbst des Hundes. Im wesentlichen sind sie Jäger und Fischer, und nur bis zu einem gewissen Grade auch Ackerbauer. Die letztere Beschäftigung ist aber noch so jung bei ihnen, daß sie keinen sehr merklichen Einfluß auf sein geistiges Leben ausgeübt hat. — Alle Anschauungen des Indianers wurzeln in der unmittelbaren Naturbeobachtung. Insbesondere fühlt er sich in einem sehr nahen verwandtschaftlichen Verhältnisse zu dem Thiere. Der Bakairi leitet seine Abstammung vom Jaguar her und betrachtet den schwimmgewandten Trumai, den er verachtet, als eine Art Alligator oder Raubfisch, und er glaubt fest, derselbe schlafe nachts auf dem Grunde der Gewässer. Außerordentlich interessant ist die Ahnensage der Bakairi (die der Reisende buchstäblich niederschreiben konnte) — ein Epos, das aus naiver Naturbetrachtung, Erinnerungen an die Väter, und Jagdgeschichten zusammengeflochten ist, und das die Bakairi in allen Einzelnheiten für wahr halten. Auch darin verkehren die Menschen mit den Thieren auf dem Fuße naher Verwandtschaft, und viele Züge gemahnen an unseren Reineke Fuchs, besonders das vielfach variirte Thema: Klugheit überwindet Stärke. — Die Sonne ist dem Indianer ein Ball aus den Federn des rothen Ara, der in einem Topfe steckt, dessen Deckel morgens geöffnet und abends geschlossen wird. Der Mond ist ihm ebenfalls ein Federball, gemacht aus den gelben Schwanzfedern des Webervogels. Die Milchstraße ist ein umgestürzter hohler Baumstamm, der „Kohlensack" der Astronomen ein Loch, durch das ein Tapir gefallen ist, und sonst sieht man am Nachthimmel einen Jaguar, einen Ameisenbär, eine Vogelschlinge ꝛc. Die Magelhaen'schen Wolken sind Feuer, die die Stammesväter der Bakairi — Kame und Keri — anzündeten, um ihre Großmutter zu verbrennen; der Orion ein Gestell zum Mehltrocknen; die Plejaden ein Haufen Krümel. Und alle diese Dinge kamen dadurch hinauf, daß der ganze Weltenbau einst gerade umgekehrt war — der Himmel unten und die Erde oben. Ersterer war eine ungesunde Gegend, und darüber ward ein mächtiger Zauberer so unmuthig, daß er die Umwälzung bewirkte. — Die Thätigkeit der Zauberer ist bei den Bakairi mehr eine ärztliche als eine priesterliche. Sie heilen Kranke durch Anspucken, Anblasen und Anrauchen, und mit denselben Mitteln bekämpfen sie auch die Elemente. Jeder kann Zauberer werden, aber das Studium der Kunst ist sehr schwer. Man muß Monate hindurch ausschließlich von dünnem Mandiokmehlbrei leben, sich nachts den Schädel stundenlang mit den Fäusten bearbeiten ꝛc. Göttliche Verehrung genießt der Zauberer nicht, nur Furcht und Achtung, überhaupt ist von einem Gottesbegriffe bei den Bakairi keine Rede. An eine Fortdauer nach dem Tode wird dagegen geglaubt, freilich ohne einen Gedanken an bevorstehende Vergeltung. Daß Leib und Seele zwei von einander unabhängige Dinge sind, beweisen ihm seine Träume, wo der Leib ruhig an seinem Platze bleibt, während die Seele irgendwoanders herumschweift. Aus diesem Grunde ist es auch verpönt, einen Schlafenden plötzlich zu wecken; seine Seele könnte ja gerade auf der Wanderung sein, und dann würde aus dem Schläfer unfehlbar ein Todter. Träume von Verstorbenen, in denen lebende Seelen mit todten verkehren, beweisen, daß diese eben noch vorhanden sind. — Was die Sprachen der Xingu-Völker betrifft, so sind dieselben nicht arm an Worten. Von den Bakairi wurden mehr als 150 Namen für Thiere und etwa 100 für Körpertheile verzeichnet; bei den Bororo mehr als 80 für Fische. Der Wortschatz dürfte dem eines deutschen Bauern in einer abgelegenen Gegend kaum etwas nachgeben. Dagegen fehlt den Xingu-Sprachen die Architektonik und Systematik unseres Sprachbaues. Während wir z. B. die Arten der Fische durch ein dem Grundworte vorgesetztes Bestimmungswort (Weißfisch, Goldfisch ꝛc.) bezeichnen, so hat bei dem Xingu-Indianer jeder Fisch seinen ganz selbständigen Namen. Andererseits zieht er wieder Begriffe in ein Wort zusammen, die nur in gewissem Sinne verwandt sind; so hat er für „Wasser", „Fluß", „Wolke", „Regen" nur ein Wort („paru"). Auch einen Handspiegel nannten die Indianer Wasser, weil er ihnen ebenso wie dieses ihr eigenes Bild zeigte. Körpertheile nennen sie nie, ohne den mitzunennen, dem sie gehören, so daß sie eigentlich keinen allgemeinen Begriff für dieselben haben, sondern auch dabei streng an der unmittelbaren Anschauung festhalten. Für „Blatt" haben sie ein besonderes Wort, da sie oft dasselbe vom Baume losgelöst sehen. Sie sind im Beobachten stark, im Abstrahiren aber schwach, und das stellt sie unter unsere ältesten indogermanischen Vorfahren, die auch schon den systematischen Aufbau der Sprache besaßen, und die dadurch ohne weiteres zu tiefem und folgerichtigem Denken befähigt wurden. Zahlen zu fassen und zu rechnen ist der Bakairi nicht fähig, da ihn das Fehlen des Handelsverkehrs dieser Mühe überhob. Zahlworte hat er nur für „eins" und „zwei", bestimmte Zahlbegriffe nur bis drei. Zeigt man ihm vier Maiskörner, so ist er nicht im Stande, diese Zahl sofort zu erkennen und zu nennen. — Mit großer Vorliebe bildet er Thiere in Stein und Thon nach, oder ritzt Zeichnungen davon ein. Gewisse geometrische Figuren dienen ihm als Symbole — das Dreieck für das Weib, weil dieses als einziges Kleidungsstück ein kleines dreieckiges Palmblatt trägt; die Raute für den Fisch. — Das Rüstzeug, welches bei uns der Ungebildetste in seiner entwickelten Sprache und seinem Zahlensysteme

besitzt, und welches ihm die Denkarbeit erleichtert, wie die Maschine die körperliche Arbeit, fehlt dem Indianer. Die Sprache aber ist der Entwickelungsboden für das geistige Embryonal-Leben des Einzelnen, indem jedes Kind, welches die Muttersprache erlernt, während dieser Zeit des Fötalzustandes seiner Gedankenbildung in gedrängter Eile die endlose Strecke zurücklegt, auf der seine Ahnen in ungezählten Menschenaltern zu höheren Denkformen gelangten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Aus Rußland läuft die Kunde ein von neuerdings gemachten wichtigen Mineralfunden. In der südlichen Krim ist ein bedeutendes Steinkohlenlager erschlossen worden und am oberen Kuban, namentlich an seinen Zuflüssen Dont und Utschkulan, sind reichhaltige Adern von Silber- und Bleierz, und zwar auch unfern eines Kohlenlagers, entdeckt worden.

— Die Vollendung des Kanales von Korinth, die ursprünglich für dieses Jahr in Aussicht genommen war, wird den neueren Nachrichten zufolge bis nächstes Jahr auf sich warten lassen, da man — ähnlich wie vor 1800 Jahren Kaiser Nero — bei den Arbeiten auf lose Sandschichten gestoßen ist, die auf einer Strecke von 2 km eine Ausmauerung des Kanalbettes nöthig machen. Der Kanal wird im ganzen eine Länge von $5^1/_2$ km, und durchgehends eine Tiefe von $8^1/_2$ m erhalten. Die auszuhebenden Massen betrugen $8^1/_2$ Millionen cbm, wovon seit Beginn des Baues (1883) bis Ende 1887 $5^1/_2$ Millionen cbm bewältigt waren. Der ursprüngliche Kostenanschlag (20 Millionen Mark) wurde um etwa 50 Prozent überstiegen; beim Suezkanal war dies aber um 150 Prozent der Fall, und beim Panama-Kanale droht es sogar noch schlimmer zu werden. Es giebt eben für die Kanalerbauer hier wie dort „unvorhergesehene Schwierigkeiten“.

— Der Handel und die Schiffahrt Hamburgs befand sich der offiziellen Statistik zufolge im Jahre 1887 in einem weiteren beträchtlichen Aufschwunge. Die Zahl der eingelaufenen Seeschiffe belief sich auf 7308, bezw. auf 3 920 234 Tonnen (gegen 6913, bezw. 3 791 992 Tonnen im Jahre 1886), und zwar war die Schiffahrtsbewegung sowohl nach den anderen deutschen Häfen als auch nach den ausländischen und transoceanischen Häfen eine stärkere. Nur die australischen Häfen machten eine Ausnahme, was wohl durch die Konkurrenz der subventionirten Postdampfer des „Norddeutschen Lloyd“ zu erklären ist. Das Gewicht der gesammten Einfuhr betrug 76 865 044 Doppelcentner und der Werth rund $2285^3/_4$ Millionen Mark (gegen 71 148 772 Doppelcentner, bezw. $2080^3/_4$ Millionen Mark im Jahre 1886). Die eigene Handelsflotte Hamburgs zählte 496 Seeschiffe mit 360 569 Tonnen, darunter 211 Dampfschiffe mit 217 594 Tonnen.

Asien.

— Ueber den Verlauf der Reise des Grafen Aurep-Elmpt in Hinterindien (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 383) sind in Meran Nachrichten eingelaufen. Nachdem der Reisende auf der Fahrt nach Hinterindien in Dschidda und Massauah gelandet war und beim ersteren Orte das „Grab Evas“ besucht hatte, sah er sich in Singapore durch einen Unfall mit seinem Fuße zu längerer Rast gezwungen. Dann ging er per Dampfer den Mekhong hinauf nach Pnom-Penh, der Hauptstadt von Kambodscha, und nach Kratic, wo er ein Ruderboot zu besteigen hatte, um nach Sambor und über die Katarakte des Stromes hinweg nach Stung-treng zu gelangen. Dort ließ ihn der Grenzpolizei nicht weiter, und er mußte im offenen Boote bei entsetzlicher Sonnenhitze zurück nach Pnom-Penh. Von dort drang er auf dem Tuan-le-Sap, einem Nebenflusse des Mekhong, aufwärts bis zu den Begräbnißplätzen der Könige von Kambodscha (Oudong) und quer über die großen Seen nach Siam-Reap. Bei letzterem Orte besuchte er die Tempelruinen von Angkor-wat, die er photographisch aufnahm. In Battambang, das er sodann erreichte, fand er in dem Hause eines Deutschen gastliche Aufnahme, und in einiger Entfernung davon, bei Banone stieß er wieder auf interessante Tempelreste. Es folgte dann eine 13tägige Fußreise nach Patschim, und von da eine Wasserfahrt nach Bangkok. Ein heftiger Fieberanfall zwang ihn hier seine weiteren siamesischen Reisepläne aufzugeben und die Heimfahrt anzutreten. Da sich in Rangoon das Fieber verloren hatte, nahm er dort aber seinen Plan in veränderter Folge wieder auf, und im Juli d. J. stand er im Begriffe von Malmen den Saluen-Fluß hinauf nach Papun und von dort per Elephant nach Zimme und Luang-Prabang vorzudringen, um von letzterem Orte den Mekhong abwärts wieder nach Stung-treng und nach seinem ersten hinterindischen Ausgangspunkte zurückzugelangen. Von Zimme an soll seine ethnographische Sammelarbeit für die Museen zu Berlin und Leipzig beginnen.

— Professor Dr. Schweinfurt gedenkt sich demnächst nach Jemen zu begeben, um daselbst während des kommenden Winters namentlich den Kaffeebaum zum Gegenstande eingehender Studien zu machen.

— Die Theekultur von Assam nimmt einen immer größeren Umfang an, und die Kapitalien, welche darin angelegt sind, wachsen noch beständig. Im Jahre 1887 waren nicht weniger als 950 000 Acres von Theegärten eingenommen, was gegen das Vorjahr eine Zunahme von 16 000 Acres und gegen 1882 eine Zunahme von 167 000 Acres ergiebt. Da die einzelnen Sträucher aber zugleich auch mit zunehmendem Alter ertragfähiger geworden sind, so hat sich die Jahresproduktion seit dem Jahre 1885 mehr als verdoppelt. 1887 betrug sie ziemlich $68^1/_2$ Millionen Pfund, und für 1888 wird sie auf 71 Millionen Pfund geschätzt. Der fragliche Wirthschaftszweig neigt übrigens mehr und mehr dem Großbetriebe zu, so daß die Zahl der Gärten (1887: 873) geringer geworden ist, obgleich sich die Fläche derselben vergrößert hat. — Die Gesammternte Indiens ward für das laufende Jahr auf 96 Millionen Pfund veranschlagt, und Assam trägt dazu also nicht weniger als 74 Procent bei.

Afrika.

— Unmittelbar vor seinem Aufbruche von Yambuga hat Major Barttelot noch einen längeren Brief an den Präsidenten der Emin-Pascha-Entsatz-Expedition, W. Mac Kinnon gerichtet, der ziemlich viel Licht auf die

allgemeine Lage an den Aruwimi-Fällen und am oberen Kongo wirft. Demnach stellte Tippoo Tib nur unter äußerstem Widerstreben 400, statt der vorher versprochenen 800 Mann, und an seiner Wortbrüchigkeit und Treulosigkeit ist kein Zweifel. Die Manyema-Leute wurden einem besonderen arabischen Unterkommandanten, namens Muni Somai unterstellt, den Barttelot für willig und vertrauenswürdig hielt. Verschiedene Leute, darunter Rose Troup, mußten aus Gesundheitsrücksichten kongo-abwärts gesandt werden, und alle überflüssige Baggage sollte nach Bangala gehen. Der Plan Barttelots war für den Fall, daß von Stanley keine Spuren gefunden wurden, nach Kavalli und Kibero und von da nach Wadelai zu gehen, um sodann eventuell vereint mit Emin-Pascha Stanley zu suchen. Namentlich seinem Begleiter Jameson (der mittlerweile in Bangala am Fieber gestorben ist) spendet Barttelot das höchste Lob.

— Dr. Hans Meyer's neue ostafrikanische Expedition ist in Usambara von aufständischen Eingeborenen überfallen worden, so daß sich der Reisende genöthigt gesehen hat, nach der Küste zurückzukehren.

Allgemeines.

— Dem Internationalen Geologen-Kongresse zu London wurde von Professor Hauchecorne ein Probeblatt der internationalen geologischen Karte von Europa zur Beurtheilung vorgelegt. Dasselbe war im Maßstabe von 1:1 500 000 entworfen, und gemäß dem Beschlusse, welchen die Versammlung in Bologna gefaßt hatte, kolorirt. Jede Formationsgruppe trug eine einzige Farbe, und die einzelnen Abtheilungen derselben zeigten verschiedene Töne dieser Farbe, derart daß die ältesten die dunkelsten, die jüngsten die hellsten waren. Die vulkanischen Felsarten waren durch ihre Färbung sowohl nach ihrem Alter als auch nach ihrer chemischen Zusammensetzung unterschieden. Für die archaïschen Formationen waren drei, für die sedimentären vierundzwanzig und für die vulkanischen neun Farbentöne angewandt. Das Blatt fand bei der Versammlung großen Beifall. — Von den Verhandlungen, welche auf dem Kongresse gepflogen wurden, dürften für die Geographen am interessantesten sein diejenigen über die Selbständigkeit des Quaternär gegenüber dem Tertiär. Die Meinungen der Redner gingen dabei diametral auseinander, doch schien die Versammlung schließlich in der Hauptsache der Auffassung zuzuneigen, daß in der Herrschaft des Menschen über die Erde allerdings Grund genug gegeben sei, das Quaternär als ein besonderes Erdalter gelten zu lassen. Der Schwesterwissenschaft Geographie gedachten die Herren leider nicht, sonst wäre die Frage vielleicht noch klarer und entschiedener beantwortet worden. — Der nächstjährige Internationale Geologen-Kongreß wird in Philadelphia tagen.

— Professor H. Carrington Bolton (University Club, New York, U. S. A.), wendet sich in einem gedruckten Circular an alle amerikanischen und altweltlichen Freunde von „Folk-lore", um Auskunft über die Ausdrücke — artikulirte und unartikulirte, jedoch mit Ausnahme der Flüche und des Pfeifens — zu erhalten, welche im Verkehr mit dem Vieh in den verschiedenen Ländern und Landestheilen üblich sind. Insbesondere bittet er um Mittheilung der Ausdrücke, welche gebraucht werden: 1) um angeschirrtes Vieh anzutreiben, anzuhalten, nach verschiedenen Richtungen zu leiten; 2) um Vieh beim Hüten und sonst auf dem Felde zu locken und zu dirigiren; 3) um Vieh wegzujagen; 4) der unartikulirten Ausdrücke, welche zu irgend einem Zwecke irgend einem Thiere gegenüber gewöhnlich gebraucht werden. Der Ausdruck Vieh oder Hausthier ist hier im weitesten Sinne genommen und schließt auch das Geflügel ein. Mr. Bolton bittet außerdem um Nachweis einschlägiger Literatur besonders in anderen Sprachen als der englischen. — Sein Unternehmen kann, wenn richtig durchgeführt, von bedeutendem Interesse für die Ethnographie werden, denn derartige Ausdrücke erben von Generation zu Generation unverändert fort. Wir legen deshalb die Bitte des Herrn Professor Bolton allen Lesern des „Globus" im In- und Auslande dringend ans Herz.

Ko.

Bücherschau.

— Dr. W. Sievers, Die Cordillere von Merida. (Geographische Abhandlungen, herausgegeben von Professor Dr. Albrecht Penck, Bd. III, S. 1.) Wien 1888. Eduard Hölzel. —

Dr. W. Sievers, Venezuela. Hamburg 1888. L. Friederichsen & Co. —

Nachdem Dr. W. Sievers einen Theil von den Eindrücken und Ergebnissen seiner Reise in Venezuela bereits in den „Mittheilungen der Hamburger Geographischen Gesellschaft", in der „Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde" und im „Globus" veröffentlicht hat, hat er ihre Gesammtheit nunmehr zu zwei stattlichen Bänden gestaltet, von denen der erste — eine der wohlbekannten Penck'schen Abhandlungen — das spezielle Forschungsgebiet des Reisenden in sehr eingehender und vielseitiger Weise behandelt, während der zweite ein allgemeines Charakterbild der venezuelanischen Republik darbietet. Die beiden Bücher sind ohne Zweifel das Gründlichste und Zuverlässigste, was die deutsche geographische Literatur über die in Frage stehenden Gegenstände aufzuweisen hat. Die Cordillere von Merida ist nach Dr. Sievers ihrem geologischen und orographischen Baue nach ein Glied des Anden-Systems, während das Karibische Gebirge durch die Senke des Rio Cojedes und Rio Yaracui von ihr ebenso wie von letzterem getrennt ist. Urgesteine und kretaceïsche Sand- und Kalksteine setzen sie im wesentlichen zusammen, eruptive Bildungen fehlen dagegen vollständig. Eine sehr hervorragende Rolle spielen an den Hängen Schotter-Terrassen, deren Verbreitung und Mächtigkeit in sichtbarer Abhängigkeit von den Niederschlagsverhältnissen steht. In wirthschaftsgeographischer Beziehung konstatirt der Verfasser nicht bloß einen sehr erfreulichen allgemeinen Aufschwung des Landes, sondern auch ein sehr entschiedenes Uebergewicht seiner Handels- und Verkehrsbeziehungen zu Deutschland. Die betreffenden Kapitel seien insbesondere dem Studium der deutschen Kaufleute angelegentlich empfohlen. — Eine vorzügliche Beigabe der elegant ausgestatteten Werke bilden die von L. Friederichsen gezeichneten Karten und Gebirgsprofile.

— Professor Dr. H. Baumgartner, Tausend Höhen-Angaben. Graz 1888. — Ein recht praktisch angelegtes kleines Nachschlage-Buch, das sich unter den Lehrern der Geographie an höheren und niederen Schulen sicherlich viele Freunde erwerben wird.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIV. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Der Bergbau in Australien.

Von Dr. R. v. Lendenfeld.

I. Neu-Süd-Wales.

Die Kolonie Neu-Süd-Wales erstreckt sich vom 29. bis 35. s. Breitengrade, und vom 141° östl. Länge bis zur Ostküste des australischen Kontinentes. Ihr östlicher Theil ist durchaus gebirgig, während der centrale und westliche Theil größtentheils eben sind. Die Gebirge des Küstenstriches, deren Ketten der Küste parallel laufen, bestehen aus Silur und Granit, besonders im Norden und Süden. In der Mitte der Kolonie, in der Umgebung der Hauptstadt Sydney und nördlich davon, tauchen diese alten Gesteinsarten aber unter triassische Sandsteine und ausgedehnte Carbon-Ablagerungen.

In dem centralen und westlichen, ebenen Theile der Kolonie treffen wir einen zwischen dem 30. und 32. Grad südl. Br. west-östlich verlaufenden Streifen von Silur und Devon an. Nördlich hiervon lagert Kreide, während die große Ebene im Süden von tertiären Bildungen ausgefüllt ist.

Sowohl in dem gebirgigen Küstenstriche, als auch in jenem palaeozoischen Streifen, welcher die Kreide vom Tertiär trennt, werden Erze und Kohlen angetroffen. Bei weitem das wichtigste Metall, welches in Neu-Süd-Wales bergmännisch gewonnen wird, ist aber das Gold.

Es wurde in Neu-Süd-Wales vom Grafen Strzlezki im Jahre 1839 entdeckt. Derselbe fand nämlich in der Nähe von Wellington zu jener Zeit gold-führenden Quarz. Diese Entdeckung wurde jedoch von der Regierung streng verheimlicht.

Zwei Jahre später erklärte W. Clarke, daß in der Nähe von Bathurst Gold vorhanden sei, und im Jahre 1844 wies Murchison auf die Aehnlichkeit der geologischen Verhältnisse in Australien und im Ural hin, und schloß hieraus, sowie aus der Untersuchung der ihm von Strzlezki gesandten Proben, daß Gold auf der Höhe des Gebirges westlich von Sydney vorhanden sei. Von diesen Entdeckungen und seiner praktischen Erfahrung in den Goldfeldern Kaliforniens Gebrauch machend, ging H. Hargreaves im Jahre 1851 aus, um in der Nähe von Bathurst Gold zu suchen, und er fand bald beträchtliche Mengen.

Im ganzen sind seit 1851 etwa 10 Millionen englische Unzen Gold in Neu-Süd-Wales gewonnen worden, und da die Unze 3 bis 4 Pfd. Sterling werth ist, so kann das Erträgniß des Goldbergbaues in Neu-Süd-Wales zu etwa 37 Millionen Pfd. St. (740 Millionen Mark) angesetzt werden [1]). Das durchschnittliche Erträgniß per Jahr beträgt demnach 0,27 Millionen Unzen im Werthe von 1 Million Pfd. St. Im Jahre 1886 wurden aber nur 101,416 Unzen mit einem Werthe von 366,294 Pfd. St. gewonnen, was kaum ein Drittel des Jahresmittels ist. In der That hat die Goldgewinnung jetzt, wo die leicht zugänglichen alluvialen Goldlager ausgebeutet sind, sehr beträchtlich abgenommen.

Zuerst wurde nur Alluvial-Bergbau betrieben, und auch gegenwärtig sind noch viele der Bergbaue im Alluvium.

1) Bis zum letzten Dezember 1885 war das Erträgniß 9 774 803 Unzen in einem Werthe von 36 469 138 Pfd. St.

Dieselben gehen nicht zu bedeutenden Tiefen hinab — nirgends unter 100 m. Die wichtigsten Baue sind aber gegenwärtig jene, welche das Gold im Muttergesteine in den Quarz-Reefs aufsuchen. Viele derselben haben Unglück über jene gebracht, welche unter großen Kosten die Maschinen aufstellten und den Bau betrieben, und eine verschwindende Minderzahl dieser Baue hat sich wirklich als einträglich erwiesen und während die Bergarbeiter ihr Brod ehrlich verdienten, verloren die Kapitalisten ihr Geld. Ungeheure Mengen von Arbeitskraft wurden vergeudet. Wäre diese in produktiverer Weise angewendet worden, so wäre die Kolonie viel reicher, als sie ist. Dies wird allgemein zugestanden, und jede finanzielle Betheiligung an einem Gold-Bergbaue wird als ein Hazardspiel angesehen, auf das der Kluge nicht viel setzt.

Im Jahre 1886 gab es in Neu-Süd-Wales 6767 Goldgräber, davon waren 857 Chinesen. 2665 beschäftigten sich mit Quarz-Reef-Bergbau und 4102 im Alluvium.

Der durchschnittliche Ertrag einer Tonne alluvialen Sandes war 8 Pennyweights 7,64 Grains. Die Quarzriffe lieferten per Tonne Quarz 12 Pennyweights 9,67 Grains Gold. Den niedrigsten Ertrag brachten die Gesteine des Clarence- und Richmond-River-Distriktes im Norden von Neu-Süd-Wales. Hier erlangte man per Tonne bloß 4 Pennyweights und 5,44 Grains. Die reichsten Quarzriffe waren wohl jene in Hill End, wo im Jahre 1873 102 Zentner Gold aus zehn Tonnen Gestein erlangt wurden. Einige der Reef-Baue gehen bis zu einer Tiefe von 300 m herab.

Die wichtigsten Goldbergwerke in Neu-Süd-Wales sind folgende:

im Bathurst-Distrikt: Bathurst, Trunkey, Tuena, Carcoar, Orange, Mt. Mac Donald;

im Tambaroora- und Turon-Distrikt: Hill End, Sofala, Stoney-Creek, Tambaroora;

im Mudgee-Distrikt: Gulgong, Hargreaves, Wellington, Mudgee;

im Lachlan-Distrikt: Forbes, Parkes, Grenfell-Young, Cootamundra, Temora;

im Southern-Distrikt: Araluen, Goulbourne, Braidwood, Shoalhaven, Bermagui, Nerrigundala;

im Tumut- und Adelong-Distrikt: Adelong, Gundagai, Tumut, Tumberumba, Cooma, Wagga-Wagga, Kiandra;

im Peel- und Uralla-Distrikt: Armidale, Bingera, Nundle, Rocky River, Tamworth;

im New-England- und Clarence-Distrikt: Boorook, Tenterfield, Dalmorton, Solforino;

im Albert-Distrikt: Mount Browne, Silvertown, Milparinca, Wilcannia.

Neuerlich sind reiche Silbererze in den Barrier Ranges in der Nähe von Silvertown aufgefunden worden. Diese Stadt liegt nahe der Grenze der Kolonie Südaustralien, im Inneren des Landes, und ist von Sydney aus recht schwer zugänglich. Das Silber ist theilweise in Bleiglanz enthalten und findet sich auch in Gestalt von Hornsilber und anderen Erzen. Der Gesammtertrag des Silberbergbaues betrug im Jahre 1886 über eine Million Unzen Silber im Werthe von fast 200 000 Pfd. St.

Blei ist sehr verbreitet, wird aber wenig ausgebeutet, und der jährliche Ertrag ist nur 4000 Tonnen.

Kupfer findet sich in großer Menge im Inneren von Neu-Süd-Wales, speziell in der Umgebung von Cobar, im Nordwesten. Auch im Bathurst-Distrikte giebt es aber Kupferbergwerke. Die Erze enthalten 9 bis 20 Prozent Kupfer, allein der niedrige Preis des Metalles hat die Ausbeute sehr wesentlich beeinträchtigt. Neuerlich ist der Preis des Kupfers fabelhaft gestiegen, und es hat dies in sehr vortheilhafter Weise auf die Kupfergewinnung zurückgewirkt, gleichzeitig wurde auch eine Eisenbahn nach Cobar gebaut, und wir können erwarten, daß der Export — 3968 Tonnen Kupfer im Jahre 1886 — sich um ein vielfaches vermehren wird.

Zinn ist weit verbreitet, und zwar finden sich die Zinnerze vorzüglich im Alluvium der Flüsse. Es wurde im Jahre 1872 entdeckt und ist seitdem im Werthe von nahezu 8 Millionen Pfund Sterling exportirt worden. Die wichtigsten Zinnbergwerke sind jene von Glen Innes, Tingha, Vegetable-Creek, Wilson's Downfall und das nördliche Grenzgebiet der Kolonie, soweit die Berge reichen. Die Ausdehnung des Zinnerz führenden Gebietes wird zu 8500 engl. Quadratmeilen angegeben.

Diamanten sind in Bingera und Tingha gefunden worden, allein die Diamantgewinnung, welche an diesen Orten in größerem Maßstabe betrieben wurde, rentirte nicht.

Eisen findet sich als Brauneisenstein in großen Massen in Wallerawany und auch in Jervis-Bay und in Carcour. Die wichtigsten Eisenbergwerke sind jene in Nattai, im Lithgow-Thale und bei Mittagong. Im Jahre 1886 wurden fast 4000 Tonnen Eisen gewonnen. Es ist von guter Qualität. Das beste und reinste ist aber das von Mittagong Antimon wird bei Armidale und anderwärts abgebaut, und im Jahre 1886 wurden 217 Tonnen von Neu-Süd-Wales exportirt.

Sehr wichtig sind die Kohlenlager, sowohl wegen ihres Reichthums und der ausgezeichneten Qualität der Kohlen, als auch weil die Kohlen von Neu-Süd-Wales die einzigen wirklich guten Kohlen in ganz Australien und Neuseeland sind.

Wie oben erwähnt, finden sich im Norden von Sydney ausgedehnte Carbon-Ablagerungen. In diesen liegen die Kohlenflötze von Neu-Süd-Wales. Die wichtigsten Baue liegen in der Nähe von Newcastle, an der Küste, einige Stunden (per Dampfer) nördlich von Sydney. Im Jahre 1823 wurden nur 600 Tonnen Kohlen hier gewonnen, im Jahre 1886 hingegen wurden 2 830 175 Tonnen zu Tage gefördert, im Werthe von 1 303 164 Pfd. St., und 7097 Männer waren in den Gruben beschäftigt. Die Kohlenflötze sollen in Neu-Süd-Wales eine Ausdehnung von über 20 000 engl. Quadratmeilen einnehmen. Die Kohle ist fast ebenso gut für Kesselfeuerung oder für den Haushalt wie die beste Kohle von Wales, während sie für Gasbereitungszwecke besser als die Wales-Kohle ist. Dies ist einem offiziellen Berichte entnommen, und ich möchte noch bemerken, daß mir persönlich nirgends auf der Welt bessere und nur in wenigen Orten (in West-England) so gute Kohle vorgekommen ist wie die von Neu-Süd-Wales.

In Hartley Vale werden große Quantitäten von Petroleum aus bituminosem Schiefer gewonnen.

Die Gesammtwerthe der Mineralprodukte für die letzten Jahre sind folgende:

1881	2 373 190 Pfd. St.
1882	2 782 344 „
1883	3 204 901 „
1884	3 003 831 „
1885	2 775 175 „
1886	2 928 427 „

Der Gesammtwerth der bisherigen Mineralproduktion von Neu-Süd-Wales aber wird zu 70 Millionen Pfd. St. geschätzt; etwas über die Hälfte davon entfällt auf das Gold.

Ein Neujahrstag in Yedo.

Von **Joh. Uhrlaub.**

(Mit sechs Abbildungen.)

„Odanasama, omedeto gozaimasu!" („Ew. Wohlgeboren, Glück sei Ihnen gewünscht!") so klang es mir von acht Uhr früh ab am Neujahrsmorgen in den Ohren; kamen doch alle Kaufleute, Beamte 2c., mit denen ich in geschäftlichem Verkehr stehe — und ihre Zahl ist keine kleine — einer nach dem anderen zu mir, um mir kleine Geschenke zu bringen, und unter endlosen Verbeugungen alles Gute vom Himmel für mich herunterzuwünschen.

Bevor der Japaner seine Anrede beginnt, stößt er einen eigenartigen Zischlaut aus — ein ganz ähnliches Geräusch,



Japanesische Mädchen gewöhnlichen Standes.

als wenn man sich bemüht, zu heiße Suppe zu schlürfen — und man kann sich denken, wie meinem noch von der Sylvesterfeier schweren Kopfe unter dieser schlürfenden, schnatternden und — last not least — meinem Gilkakümmel eifrigst zusprechenden Gesellschaft wurde.

Schließlich mußte ich — wäre Lessing Kaufmann gewesen, er hätte sein Wort von dem Nichtmüssen ungesprochen gelassen — der Einladung einiger Kunden folgen, mit ihnen nach Tokio zu kommen und dort den Kelch japanischer Neujahrsvergnügungen bis zur Hefe mit ihnen zu leeren.

Am Bahnhofe, der sich von derartigen Einrichtungen in Europa durch nichts unterscheidet, wogte eine mehr oder weniger vom Sake (Reiswein) animirte Menge. Denn so nüchtern wie der Japaner sonst ist, am Shogatsu, d. h. in den ersten Tagen des neuen Jahres, gehört es zum guten Ton sich zu betrinken. Und dazu hatte der größere Theil der Herren sich mehr oder weniger europäisch kostümirt. Es wirkt unglaublich komisch, einen braunen, breitnasigen, schiefbeinigen und langarmigen „Nipon" sein Gesicht unter dem rauhgebürsteten Cylinderhute verzerren zu sehen. Mit unnachahmlicher Grazie spreizt der eine die fünf behandschuhten Finger, ein anderer zieht die der Stiefel ungewohnten schmerzenden Füße abwechselnd in die Höhe, wie ein Kranich, während ein dritter die verzweifeltesten Anstrengungen macht, ein goldenes Pincenez auf der runden Stülpnase zu balanciren.

Nach fünfviertelstündigem Fahren durch die jetzt kahlen Reisfelder, in deren schwarzem Schlamme sich die lachende Sonne spiegelt, ist Tokio erreicht. Die Straßen dieser

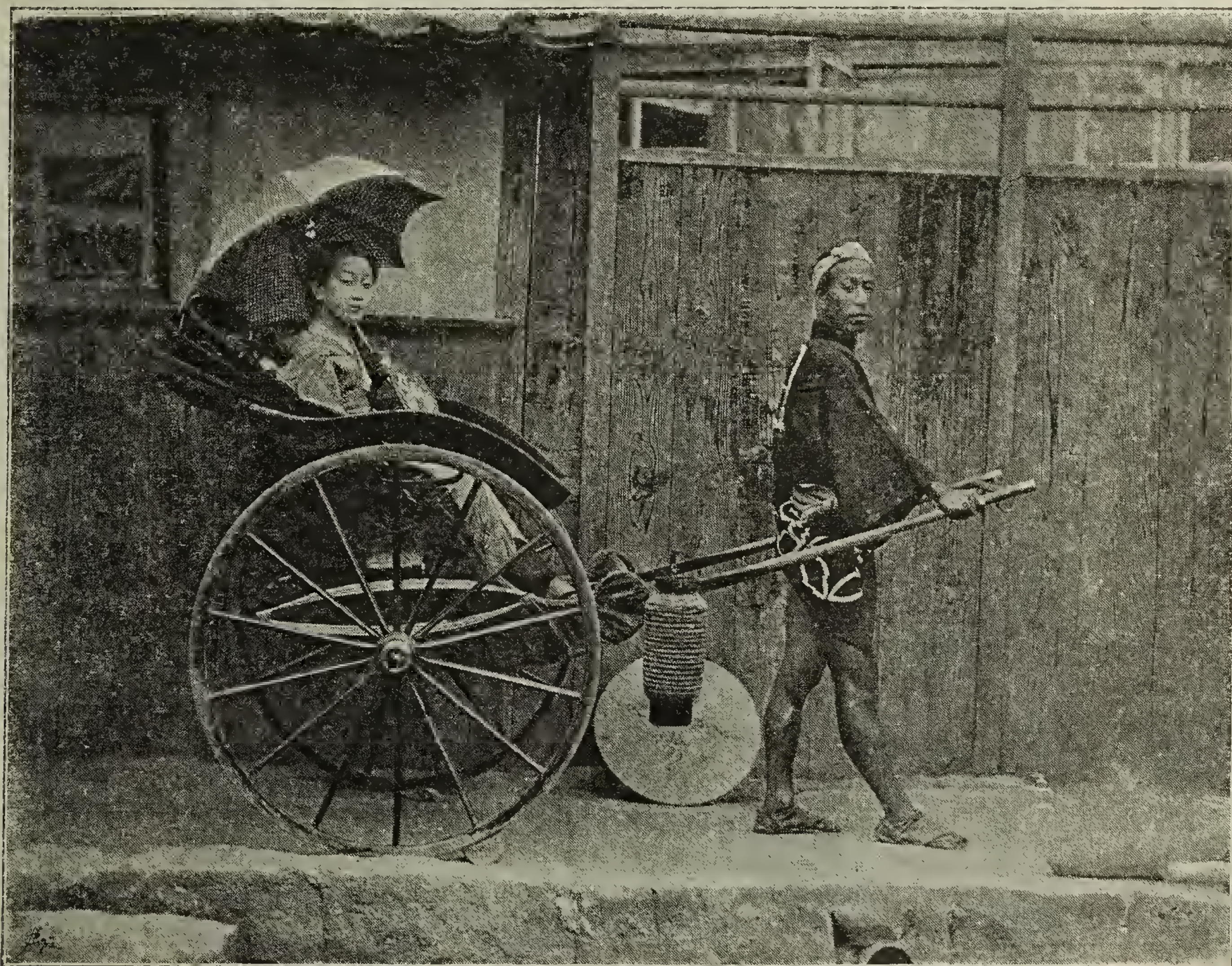


Begrüßung Vornehmer.

asiatischen Millionenstadt sind festlich dekorirt. Vor jedem Hause stehen ein paar hohe frischgeschnittene Bambus mit unaufhörlich zitternden, zartgrünen Laubkronen. Guirlanden von buntem Papier, Laternen, oder lange Strähne auf Fäden gezogener Orangen spannen sich in zierlich geschwungenen Bogen von einer Seite der Straße zur anderen. An dem Saume der braunen Strohdächer flattern feine Fransen aus Reisstroh und weißem Papier, und jeder Wohnung sieht man den vorhergegangenen Scheuertag an, namentlich sind die papiernen Fenster alle erneuert und glänzen in undurchlöcherter Weiße. Zum neuen Jahre gehört auch ein neuer Kimono [1]), und so hat jeder, der irgend es ausführen konnte, jedes Mitglied seines Hausstandes von Kopf bis zu Fuß neu bekleidet.

Die japanische Tracht ist ungemein kleidsam, und um so mehr ist es zu bedauern, wenn man schon jetzt den Zeitpunkt vorherbestimmen kann, wo Kimono und Haori [1]) durch Gehrock und Frack werden verdrängt sein.

In den Straßen ist ein buntes Leben. Ueberall hin fahren die Dschinrikischas. Die Dschinrikischas sind charakteristisch für Japan, es sind leichte zweiräderige Wägelchen, in dessen Deichsel sich Männer einspannen. Der Passagier, oder auch deren zwei nehmen im Wagen Platz, und fort läuft das zweibeinige Zugthier, ebenso schnell und andauernd wie ein Pferd. Der Europäer, welcher zuerst nach dem Orient kommt, weigert sich anfangs regelmäßig an dieser Herabwürdigung des Menschen thätigen Antheil zu nehmen, aber sehr bald stumpft sich diese Empfindlichkeit ab, und binnen kurzem hat man sich daran gewöhnt, den Rikischabauli ebenso zu behandeln wie in Berlin ein Droschkenpferd — eine Behauptung, die drastisch und unwahrscheinlich genug klingen mag, aber nichtsdestoweniger vollkommen der Wahrheit entspricht.



Eine japanesische Dame in der Dschinrikischa.

Die Insassen der an uns vorüberfahrenden Rikischas, sind meist zur Gratulation der Vorgesetzten umherfahrende und zum Theil betrunkene Beamte, welche ihre vom Sake schweren Häupter müde auf die goldgestickten Uniformen hängen lassen. Zwischen die Passanten hindurch winden sich Knaben und werfen, unbekümmert um die Hüte der Vorübergehenden, ihre Papierdrachen in die Höhe, während junge Mädchen mit Gewandheit und natürlicher Anmuth den Federball von einer Gruppe zur anderen treiben. Ein Kuhhorn ertönt am unteren Ende der Straße, und alles fährt auseinander, die Drachenschnüre werden nach Möglichkeit entwirrt, die Rikischas fahren mitten zwischen die Fußgänger — die Pferdebahn kommt.

Die Läden mit ihren hübschen Auslagen niedlicher Lackfächelchen oder den vielgestaltigen Porzellangefäßen bieten heute starke Anziehungskraft, um dem Bedarf an kleinen Geschenken Genüge zu leisten. Erlaubt der Geldbeutel nicht den Aufwand eines solchen, so schickt man seinen Freunden zum mindesten eine schriftliche Gratulation; letztere Sitte bringt auch dem spekulativen Straßenschreiber dort an der Ecke heute manchen „Tempo“ (eine ovale Bronze-Münze = 100 Cash) ein, für seine zierlich geschriebenen Glückwünsche in chinesischen Charakteren — ein leichter Verdienst, denn sein Pinsel fährt so schnell über die Papierrollen, daß der Diktirende kaum folgen kann. Auch jener Erzähler von „Mukashi Banashi“ (alten Geschichten, Märchen oder Begebenheiten aus der Zeit der ehemaligen Daimio-Herrschaft) welcher gerade jetzt durch das

[1]) Kimono = Kleid, Anzug, eigentlich das lange Unterkleid.

[1]) Haori = kurzer Ueberrock.

Gegeneinanderschlagen zweier Holzstäbe die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erregt, hat heute gewiß schon gute Geschäfte gemacht, wenigstens zeigt die lederne Geldtasche an seiner linken Seite eine ansehnliche Rundung. Hier fesselt ein Taschenspieler durch geschickte Stückchen und witziges Wortspiel seine Zuhörer in dem Maße, daß einige bettelnde Bonzen, deren breite Pilgerhüte und zerrissene Gewänder ihnen den Anstrich geben, als kämen sie von einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Fusiyama, selbst durch einen näselnden Betgesang kein „shindjo" von der gar nicht zum Beten aufgelegten Menge erlangen können. Nach der alten Glaubensregel nämlich soll jeder Japaner in seinem Leben mindestens einmal zum Fusiyama (Feuerberg) wallfahren, um Verzeihung für sein sündiges Leben zu erhalten. Aus diesem Grunde pilgern auch thatsächlich alljährlich Tausende und Abertausende aus allen Provinzen des Reiches zum Fusi und erklimmen den schneebedeckten Gipfel dieses ausgebrannten Vulkans. — Die heilige Scheu und staunende Verehrung des Japaners für diesen Berg ist nicht nur erklärlich, sondern jedem Naturliebhaber verständlich. Aus einer endlosen Ebene erhebt sich der dreizehntausend Fuß hohe Kegel wie ein riesiger Termitenbau; es ist dasselbe Bild, welches wir in endlosen Wiederholungen auf alle den zierlichen japanischen Lacksachen wiederfinden.

Doch zurück zu unserem Straßenleben. Wenn wir die Gruppe da vor uns einmal näher mustern, fallen uns zunächst zwei neben uns stehende halbwüchsige Mädchen auf, welche, obschon selbst fast noch Kinder, dennoch jede eines ihrer jüngeren Geschwister, auf dem Rücken festgebunden, mit sich umhertragen. Wie allen, so ist auch diesen Babies das Haar bis auf wenige Locken an der Stirn und über den Ohren glatt rasirt — eine praktische Sitte, wenn man das, im Sommer hauptsächlich, zur Plage werdende Ungeziefer berücksichtigt. Dort jene junge Mutter stillt den Durst ihres Säuglings, welcher leider von dem so häufigen Aussatze über und über bedeckt ist. Gegenüber an der Häuserseite kauern einige Männer verschiedener Altersklassen, eifrig die Tabakpfeife mit dem winzig kleinen Kopfe unter sich kreisen lassend.



Damen in Sommer-Straßenkleidern.

„Eia, eia, handa, handa hei" — da kommt ein Hatsu-Zug (Hatsu = das Beginnen, der Anfang einer Sache) vorüber, eine Schaar Kulis schieben und ziehen einen mit Reisballen hochbeladenen Wagen, wobei sie im Takte jene Worte rufen. Oben auf den Ballen sitzt der Inhaber des Geschäftes, welches den Reis verkauft hat, und neben ihm einige Trommler und Pfeifer, deren Gesichter schwarz und roth bemalt sind. Dem Zuge voran springen junge Leute mit buntfarbigen Fahnen, die Burschen haben sich drastischer Weise auf jede Backe das japanische Wappen — eine rothe Kugel — gemalt. Ein jeder Kuli trägt einen neuen Kimono, indigoblau, auf dem Rücken mit weißer Farbe seinen Namen in chinesischen Schriftzeichen.

Diese Umzüge, von denen wir später noch verschiedene mehr oder weniger pomphafte sehen, feiern das erste Geschäft im neuen Jahre — nach dem alten Brauche des Hatsu.

In dem Viertel der Schnittwaarenhändler hat sich in den letzten Jahren gar manches verändert. Statt der faltenreichen, seidenen Kimonos und reichgestickten Obis (Gürtel) nehmen großkarrirte Hosenstoffe, schwarze Filzhüte, Eau de Cologne, Glacéhandschuhe und weiße Halsbinden jetzt den Hauptplatz ein — man sieht, der japanische Kulturbarometer ist im Steigen — hoffen wir, daß die Zeit nach der Vertrags-Revision ihn nicht auf Sturm und Regen heruntertreibt.

Ein Thee- und Kuchen-Händler kommt hier die Straße herunter und ruft sein „Ocha" in langen Noten durch die Gassen. „Ocha" bedeutet „Thee" (eigentlich „cha"), das O — ein verbum honorificum — wird davorgesetzt, um die Verehrung des Getränkes zu bezeichnen (wie san Herr, osan König).

An den Enden eines über die Schulter gelegten Bambus trägt er zwei Kasten aus leichtem Holz, in dem vorderen

brodelt der Thee auf glühenden Kohlen, während in dem zweiten hinter einem Glasfenster eine Auslage der verschiedensten Süßigkeiten den Gaumen kitzelt. Einige Soldaten, von der Neujahrsfeier mehr oder weniger in schwankende Mitleidenschaft gezogen, kaufen jenem den größeren Theil seines Kuchenvorrathes für wenige Yen ab und trinken Thee aus kleinen flachen Porzellanschälchen. Amüsant sind die bunten Uniformen dieser schiefbeinigen Söhne des Mars; neben dem Helm des französischen Dragoners und dem Käppi des Württembergers blitzt auch die preußische Pickelhaube. Diese Verschiedenheit der Uniformirung beruht auf dem häufigen Wechsel der europäischen Militärinstrukteure, welche ihrer Nationalität in der Ausstaffirung der von ihnen eingedrillten Truppen auf diese Weise ein Denkmal setzten.

Das dumpfe Dröhnen von Kupferbecken und Trommeln, welches von fern die Straße heranstönt, meldet das Kommen eines Leichenzuges. Es muß der Angehörige einer nicht armen Familie sein, den man dort zum Scheiterhaufen trägt; das schließt man aus dem Aufwande der Priester, welche sich ihre Dienste stets theuer bezahlen lassen. Die Bonzen mit ihren kahl rasirten Schädeln ziehen musicirend voran. Hinter ihnen folgt der „Ganoke“, ein kleiner würfelförmiger Sarg, von acht Männern auf einer schön geschnitzten Bahre getragen und mit weißem Leinen behangen. Die Spitzen der Bahre zieren aus Holz geschnitzte, vergoldete Zweige der Lotosblume. Zum Zeichen, daß der „Ganoke“ eine männliche Leiche birgt, hat man einen blauen „Kimono“ darüber gebreitet. Zeichen einer weiblichen Leiche ist ein Kimono rother Färbung.

Langsam bewegt sich die Prozession zum Platze außerhalb der Ringmauern, auf dem die Leichenverbrennungen geschehen.

Eigenthümlich ist die sitzende Stellung, welche den Leichen im Sarge gegeben wird: die Kniee eng an die Brust gepreßt, und die Hände unter dem Kinn gefaltet. Es soll aber diese Lage das ewige Leben symbolisiren, indem der Mensch in derselben Form, in der er zuerst das Leben erhielt, auch von der Erde scheiden soll, wenn er seinen Weg vollendet hat. Nur höhere Beamte oder ganz Reiche machen von diesem Gebrauche eine Ausnahme und lassen sich im langen Sarge liegend bestatten; auch ziehen diese reicheren Klassen meistens eine Beerdigung der Verbrennung vor. Auch die allerärmsten Stufen der Bevölkerung werden aber zum größten Theile begraben, da sie die Kosten der Verbrennung (zum mindesten 3 Yen = Mk. 10. —), nicht erschwingen können. Ist doch ihr Jahresverdienst selten über 40 bis 60 Dollars. In sehr vielen Fällen bedient man sich übrigens statt hölzerner Särge großer Gefäße aus Thon oder Porzellan. An dieser Stelle möchte ich noch eine Illustration von der Ausbeutung des Volkes durch das Priesterthum geben. Bekanntlich vergeht die kurz nach dem Tode einsetzende Leichenstarre bereits nach einigen Stunden. Die schlauen Priester haben sich ihre Kenntniß von dieser Naturerscheinung nun zu nutze gemacht und lassen sich „das Erweichen der starren Gelenke“ durch Beten und Aufstreuen eines grauen Pulvers — „Dosha“ — bei Gelegenheit theuer bezahlen. Das „Dosha“ aber ist weiter nichts als werthlose Holzasche.



Soldat in alter Tracht und Bewaffnung.

Doch zurück zu unserer Wanderung, welche uns endlich zum Ziele, einem großen Theehause im Ueno-Parke, geführt hat. Wir werden dort aufs höflichste begrüßt, d. h. der Wirth und die sämmtliche Dienerschaft werfen sich auf die Knie und senken das Haupt vielfach bis auf den Boden. Die Einrichtung eines japanischen Hauses beschränkt sich auf das Einfachste; außer der „Hibachi“, einem hölzernen oder metallenen Kohlengefäß, welches zugleich die Stelle des Heerdes und Ofens vertritt, und dem „Tansu“, einer Art Kommode mit zahllosen Auszügen, pflegen nur selten andere Möbel die Räume zu verengen. Der Fußboden ist mit feinen Binsenmatten, den „Tattamis“ belegt, welche — selbst von uns — nicht mit Stiefeln betreten werden dürfen.



Küche in einem japanischen Theehause.

Anstatt auf Stühlen, sitzt man auf kleinen viereckigen Kissen — den „Foutongs“ — mit gekreuzten Beinen. Die Hausflur dient in den meisten Fällen auch zugleich als Schlafzimmer. Bei Einbruch der Nacht wird eine Decke auf den Fußboden gebreitet, mit einem wattirten Winterkleide deckt der Schlafende sich zu, der Kopf ruht auf dem „Makura“ — einem Stücke Holz in Ambosform — et voilá tout! Die zahlreichen geräumigen Gastzimmer befinden sich eine Etage höher. Aus mehreren derselben tönt Musik und frohes Lachen. Wir setzen uns um die „Hibachi“ herum auf die wattirten Kissen, und machen es uns so bequem als irgend möglich. Inzwischen haben unsere japanischen Freunde einige Sängerinnen und Tänzerinnen rufen lassen, welche soeben hereintraten und uns knieend begrüßen. Es sind sieben junge Mädchen mit hübschen Gesichtern, aufs sorgfältigste gekleidet, coiffirt und geschminkt. — Die „Gaischas“ — so ist die Bezeichnung dieser Art Tänzerinnen — verstehen es durch Witz und Wortspiele, Komplimente und gesuchte Selbsterniedrigungen die Unterhaltung bald zu einer recht animirten zu machen. Einige kleine lackirte Tischchen sind vor uns aufgestellt, und so geräuschlos, daß ich es kaum bemerkte, mit einer Unzahl von Tellern, Näpfchen und Schüsselchen bedeckt, in denen die verschiedenartigsten Gerichte servirt sind. Neben dem Reis spielt Fisch in allen möglichen Zubereitungsweisen die Hauptrolle: roh, gekocht, gebraten, gesalzen, geräuchert und getrocknet, süß und mit scharfer Sauce, und dazu eine Menge ziemlich schmackloser Gemüse und eine reiche Auswahl gezuckerter Früchte. Fleisch war nur in einer Schüssel enthalten, und auch dies wohl nur aus Artigkeit für mich. Die Eßstäbchen klappern eifrigst, aber auch die Finger müssen mithelfen die schlürfenden und schmackenden Lippen zu füllen. Es ist kein schöner Anblick, Japaner essen zu sehen, so daß ich mich freute, als die Tische fortgeräumt waren und durch Sake-Fläschchen und kleine Porzellanschälchen ersetzt wurden. Der Sake, ein aus gegohrenem Reis bereitetes berauschendes Getränk, wird sowohl herbe als auch mit Zucker versüßt und mit Gewürz versetzt, in ganz Japan viel getrunken, in letzter Zeit jedoch vielfach durch Bier und süße Liköre verdrängt.

Die „Gaischas“ sind eifrig im Zutrinken und wissen uns durch höfliche Trinksprüche zum Leeren manches Schälchens zu bringen.

Während die Eßtischchen fortgeräumt wurden, haben die Spielerinnen ihre Instrumente hervorgeholt. Da ist zuerst das „Shomisin“ — eine dreisaitige Guitarre — dann das vielsaitige „Goto“, welches ich mit der Zitter vergleichen möchte, und endlich das „Suzumi“ — eine Trommel in Form einer Sanduhr — welche letztere mit der flachen rechten Hand geschlagen wird, während die Finger der linken durch Anspannen eines Seidenbandes dem Tone eine höhere Schwingung geben (etwa a bis b). Die Melodien bewegen sich durchgängig in Moll Tonarten, mit häufigen unmotivirten Uebergängen von tieferen in höheren Octaven, und im ganzen haben diese musikalischen Productionen für unsere Ohren etwas sehr Monotones. Der nicht ungraziöse Tanz beschränkt sich fast vollständig auf Arm- und Hand-Bewegungen, und überrascht durch die treffende Nachbildung der Handlung.

Die Liebe, der Frühling, das Toben des Meeres und das Züngeln der Flammen 2c. dienen als Motive für Tanz und Gesang.

Das Theater hat aber in Yedo schon längst begonnen, so daß wir leider an das Fortgehen denken müssen. Die Nacht ist bereits eingebrochen und hat die Stadt in Dunkel gehüllt. In den Straßen ertönt die schrille Pfeife oder der klagende Ruf der Blinden „Annnas“, welche durch Massiren Kranker ihr Brot verdienen, und welche rufend die Aufmerksamkeit etwaiger Patienten in den Häusern erregen oder durch die Pfeife den Fuhrwerken und Passanten ein Zeichen zum Ausweichen geben wollen. Das Massiren spielt ja eine Hauptrolle in der japanischen Heilkunde, und die Zahl der Blinden beiderlei Geschlechts ist in Japan eine ungeheure.

Vor jeder Hausthür brennen einige bunte Papierlaternen, deren Lichtschein dem bewegten Straßenleben das Ansehen eines Jahrmarktes giebt. Fahrende Restaurationen, bezw. Küchen auf zwei Rädern, stehen an jeder Straßenecke und versorgen die ärmeren Volksklassen um ein Weniges mit ihren culinarischen Genüssen.

Das Nächstwichtige nach dem Essen und Trinken ist dem reinlichkeitliebenden Japaner das Bad, und dieses erklärt auch die Ueberfüllung sämmtlicher Bäder, welche wir passiren. Werfen wir einen Blick in eines dieser Bäder. Der Name des Bades „Ohjo“ — heißes Wasser — wird durch die übermäßige Temperatur desselben genügend gerechtfertigt. Es sind zwei Abtheilungen für die verschiedenen Geschlechter vorhanden, doch ist die Scheidewand kaum eine solche zu nennen. Nach dem Bade wird die Haut mit den Fasern einer Melone — „Hechima“ — frottirt, die Japanerinnen haben wohl hauptsächlich dadurch den Ruf ihrer sammetweichen Haut erlangt.

Das hohe Dach des geräumigen Theaters ist schon von weitem kenntlich, um so mehr, da das ganze Gebäude mit großen Lampions behängt ist. Durch das Gedränge an der Kasse brauchen wir glücklicherweise nicht hindurch, da unsere Freunde schon vor Wochen einige der wenigen „Logen“ für den heutigen Tag gemietet haben. Die Billets für den Sperrsitz sind beschriebene Holzstücke von der Größe eines halben Fußes. Der innere Raum des „Shibaya“ (des Theaters) ist quadratisch, an der dem Eingange gegenüberliegenden Seite befindet sich die Bühne, links von dieser das Orchester; dasselbe besteht aus fünf Sängern, drei Shomisin-Spielern, zwei Flötisten, zwei Trommlern, und zwei Leuten, welche den Takt bei den Tänzen durch Holzklappern accentuiren. Quer durch den Sperrsitzraum, vom Eingange bis zur Bühne, laufen zwei etwas erhöhte Gänge, auf denen die Schauspieler sich zur Bühne begaben, die Handlung des Stückes bereits auf diesen Gängen beginnend. Die Bühne ist etwas über das Parterre des Zuschauerraumes erhöht und gleicht in den Einzelheiten ihrer Einrichtung so ziemlich derjenigen eines europäischen Dorftheaters. Die Koulissen werden auf eine originelle Weise gewechselt. Die Bretter, welche die Welt bedeuten, bilden nämlich eine kreisrunde, bewegliche Scheibe. Während nun auf der einen Seite dieser Scheibe die Handlung vor sich geht, werden an der Rückseite derselben die Koulissen für den kommenden Scenenwechsel vorbereitet, im geeigneten Augenblicke wird die Scheibe umgedreht, und die neue Scene ist dem Zuschauer zugekehrt. Ein Herold verliest das Programm vor Aufzug des Vorhanges, während zwei Spaßmacher durch kritisirende Bemerkungen sich nach Kräften bemühen, die endlose Länge der Vorlesung zu verkürzen.

Der Vorhang rauscht in die Höhe und zeigt die spärlichen Koulissen der leeren Bühne. Langsam, und einer nach dem anderen kommen die Schauspieler auf den Gängen zur Bühne. Die Rollen der Weiber werden durch junge Männer auf das vorzüglichste gespielt.

Der Souffleur hat seinen Platz nicht wie bei uns in seinem Kasten, sondern auf der Bühne. Er ist in weite schwarze Tücher gehüllt und verbirgt sich möglichst hinter dem Schauspieler, welcher seiner Dienste gerade am meisten bedarf, von einem langen Papierstreifen die Rollen ablesend. Die eigentliche Handlung, in welcher zwei- und eindeutige

Witze nicht auf der Goldwaage gewogen werden, wird häufig durch eingelegte Tänze unterbrochen.

Einer der beliebtesten Tänze ist der Cappore, von dem der erste Vers nachstehend:

Der Chorus ruft: Cappore, Cappore,
Amacha de Cappore.

Das Solo des ersten Tänzers lautet:

Okino kurai no ni	In das weite Dämmerlicht
Shirahoga miyeru	Blickt das weiße Segel
Are wa Kino Kuni	Das ist von der Provinz Kino
Mikanbune.	Das Orangenboot.

Abwechselnd, einzeln oder zu fünfen verrenken die Tänzer ihre Arm- und Beingelenke auf das unglaublichste, während das Orchester im Fortissimo schmettert.

Das Aufstehen und Aufbehalten der Hüte ist hier übrigens ebenso verpönt, wie bei uns; so passirte es mir einmal in Yokohama, daß mich mein Hintermann mit Stentorstimme auf mein Vergehen aufmerksam machte mit den drastischen Worten: „Bismarkman, doozo, okakinasai!“ („Herr Bismarck, bitte setzen!“)

Nach einem Bravourtanz des Solisten, dessen Name, als höchster Beifall von dem enthusiasmirten Hause im Chorus gebrüllt wurde, hat sich der Vorhang gesenkt, und nach allen Seiten verläuft sich der Schwarm der Zuschauer.

Meine Gastfreunde können gar nicht zum Schluß kommen in ihren Danksagungen für die Ehre, welche sie durch meine Begleitung empfanden, und noch in den fahrenden Zug rufen sie mir ihr Lebewohl nach: „Saionara!“

Die Insel Trinidad.

Von J. von Goerne.

Obwohl Trinidad nicht, wie etwa St. Thomas, an einer großen Fahrstraße gelegen ist, welche zahlreichen Schiffen Gelegenheit giebt, die Insel aufzusuchen, so bietet sie doch in mancher Hinsicht so viel des Interessanten, daß es dem Reisenden, welcher die Antillen besucht, wohl die Mühe lohnt, wenn er seinen Weg nach der größten und südlichsten der kleinen Antillen, lenkt.

Wie bekannt, entdeckte Kolumbus auf seiner dritten Reise die Insel. Am 21. Juni 1498 hatte er, nachdem von Ferro aus drei Schiffe seines Geschwaders in gerader Richtung nach Hispaniola entsandt worden waren — selbst mit einem großen Schiffe und zwei Karavelen unter Berührung der Kap Verde'schen Inseln einen südwestlichen Kurs eingeschlagen. Er wollte zunächst den Aequator erreichen, dann gegen Westen bis zum Meridian von Hispaniola vordringen, und erforschen, ob nicht der Meridian, welcher die Welt zwischen Spanien und Portugal theilte, nahe dem Aequator irgend ein Land kreuze. Am 13. Juli geriethen die Schiffe des kleinen Geschwaders in die Zone der äquatorialen Windstillen. Die Hitze wurde so unerträglich, daß sich niemand mehr in die unteren Schiffsräume begeben mochte; denn hier sprangen bereits die Reifen von den Fässern.

Infolgedessen, nachdem der 7.⁰ n. Br. berührt war, gab Kolumbus seinen südlichen Kurs auf und segelte 17 Tage lang, vom Passat getrieben, wieder recht gegen Westen, als es bereits auf den Schiffen an Wasser zu mangeln begann. Da der Admiral die Karibischen Inseln nordwärts vermuthete, beschloß er rasch dahin zu steuern. Nun stieg zufällig, es war am 31. Juli 1498 des Mittags, ein Mann auf den Mast, welcher im Westen ein Land mit drei flachen Gipfeln — nach denen dasselbe Trinidad genannt wurde — erblickte.

Man steuerte der Südostecke des entdeckten Landes zu und segelte dann, dem Laufe der Küste folgend, westwärts. Am anderen Tage, dem 1. August, kam beim Erreichen der Südwestspitze Trinidads auch zur Linken neues Land in Sicht, welches sich später als das Festland von Süd-Amerika erwies, zunächst aber noch für eine Insel gehalten wurde, der man den Namen Isla Santa gab.

Die Ureinwohner, Arouniks- und Chaimas-Indianer, nannten die Insel „Jore“ oder das Land der summenden Vögel (Kolibris), welche von diesen Naturkindern in großer Verehrung gehalten und nicht geschädigt oder vernichtet werden durften. Heutzutage hat sich dies freilich geändert, denn in vielen Kaufläden des Hauptortes Port of Spain sind ganze Massen dieser zierlichen Vögelchen im ausgestopften Zustande zum Verkauf ausgelegt.

Etwa neunzig Jahre nach seiner Entdeckung wurde Trinidad von den Spaniern kolonisirt und die Hauptstadt St. Joseph, etwas landeinwärts von der jetzigen Hauptstadt angelegt. Hier, wie auch auf den schon von den Spaniern bis dahin in Besitz genommenen Ländern wurden die Eingeborenen auf das härteste bedrückt. Der Ueberlieferung zu Folge brachte ein indianisches Fest im Inneren des Landes, welches auch von den Spitzen der Behörden und der Geistlichkeit besucht wurde, den angesammelten Zündstoff der Unzufriedenheit zum Entflammen; ein Kriegstanz der Indianer ging in einen Vernichtungskampf gegen ihre Unterdrücker über, und wer sich nicht durch schleunige Flucht zu retten vermochte, wurde getödtet.

Zu denen, welche letzteres Schicksal ereilte, gehörte auch der Gouverneur, sämmtliche anwesende Priester und die Mehrzahl der Mitglieder des Cabildo (der gesetzgebenden Versammlung). Derartige Vorfälle werden die Ausrottung der Indianer nur beschleunigt haben, denn letztere sind seit längerer Zeit schon nicht mehr als ein eigener Volksstamm zu erkennen gewesen.

Die Kolonisation der Insel wies nur geringe Fortschritte auf.

Nachdem man aber im Jahre 1783 durch einen Gesetzentwurf etwa neu ankommenden Ansiedlern besondere Vergünstigungen gewährt hatte, trat ein erheblicher Zuzug von Franzosen und Kreolen, welche die benachbarten Inseln verließen, ein, so daß die Einwohnerzahl Trinidads sich im Verlaufe weniger Jahre von 1000 auf 12000 vermehrte, welche Zahl während der Revolutions- und Schreckenszeit noch bedeutend vermehrt wurde. Diese Einwanderung drückte der Bevölkerung den Stempel einer bestimmten Nationalität freilich nicht auf, gab ihr aber manche Eigenthümlichkeiten, die noch heute wahrzunehmen sind. Hervorzuheben sind von diesen: die Ehelosigkeit der arbeitenden Klassen, welche durch mannigfache kirchliche Einflüsse bis jetzt noch nicht hat gehoben werden können, und die Sprache,

welche heute noch ein französisches Patois ist, das die Neger und Mischlinge unter sich lieber als das Englische reden, wenngleich sie letzteres auch meistens verstehen.

Wie oben schon bemerkt, wurden die Engländer Ende vorigen Jahrhunderts Herren der Insel, deren Bevölkerungszahl damals auf 17 718 angegeben wurde.

Im Jahre 1834 fielen auch hier, wie in allen Kolonien des britischen Reiches, die Ketten der Sklaverei, und da infolgedessen auf die Arbeitskraft der befreiten Neger wenig mehr zu rechnen war, so folgte die Zuführung der Völker Asiens: Chinesen und Hindus — der sogenannten Kulis — die mit ihren Nachkommen gegenwärtig ein Drittel der ganzen Bevölkerung von Trinidad ausmachen mögen. Die Oberfläche der Insel wird zu 4544 qkm angegeben, wovon zur Zeit etwa 370 qkm in Kultur sind.

Die Hauptprodukte, welche Trinidad hervorbringt, sind bis jetzt Zucker und Kakao; indessen werden große Anstrengungen gemacht, auch andere Früchte, namentlich Reis und Mais, zum Anbau zu bringen.

Wie bedeutend die Ausfuhr in neuerer Zeit auf Trinidad geworden ist, zeigen die folgenden Zahlen: In den Jahren 1839 bis 1841 betrug die durchschnittliche Ausfuhr eines Jahres etwa $13^1/_2$ Millionen Kilogramm Zucker, von 1879 bis 1881 aber schon $61^1/_2$ Millionen Kilogramm. An Kakao wurden in den Jahren 1841 bis 1843 durchschnittlich fast $1^1/_2$ Millionen Kilogramm, und von 1879 bis 1881 über $5^1/_2$ Millionen ausgeführt.

Der Handel mit Deutschland ist gering, obwohl in Trinidad ein angesehener deutscher Kaufmannsstand vertreten ist.

Ein weiterer wichtiger Ausfuhrartikel der Insel ist der Asphalt. Im Südwesten derselben findet sich nämlich in der Nähe des Oertchens — kaum verdient dies den Namen Dorf — La Brea, ein Bergsee, der mit seiner Oberfläche 41,4 m über dem Meeresspiegel liegt und einen Flächenraum von etwa 40 Hektaren einnimmt. Dieser Bergsee — kein See im gewöhnlichen Sinne des Wortes, da seine Oberfläche und sein Inhalt meist nur aus Pech und Asphalt von solcher Festigkeit besteht, daß er überschritten werden kann (bei Anwesenheit des Verfassers überschritt ihn sogar eine ganze Gesellschaft von etwa 50 Personen gemeinschaftlich) — liefert nun die oben erwähnten Handelsartikel, von dem im rohen Zustande im Jahre 1885 nahezu 32 Millionen Kilogramm ausgeschifft wurden.

Der Asphalt des „Sees“ quillt in gesonderten Haufen von sehr verschiedener Größe auf, die dicht neben einander liegen. Die Oberflächen sind durchaus eben; die unregelmäßig geformten Seiten sind rinnenförmig nach unten geneigt. Die Breite dieser Rinnen, welche mit frischem Wasser gefüllt sind, ist verschieden und steigt von 0,3 bis 3 m Breite und bis 1,5 m Tiefe. Nach der Mitte des Sees wird freilich der Asphalt weich, doch kann man auch hier noch ganz gut die Oberfläche überschreiten: bei längerem Stillstehen würde man hier allerdings einsinken. Zuweilen soll hier flüssiges Pech aufquellen, wobei sich unangenehme schweflige Dünste verbreiten.

Die Gewinnung des Asphalts geschieht, indem — am besten in der Morgenfrühe — mit den erforderlichen Instrumenten größere Stücke desselben losgetrennt werden. Diese befördert man dann zu Wagen nach Palm Point, in der Nähe von La Brea. Der etwa eine Seemeile lange Weg führt durch ein bewaldetes, nach dem Meere abfallendes Gelände.

Auch am Meeresstrande sieht man das Pech an vielen Stellen dem Erdboden entquellen: ja südlich von Palm Point ragen sogar Pechhügel gleich Klippen ins Meer hinein, und es gewinnt den Anschein, als wenn das vom langsam dahin fließenden Pech getragene Land allmählich in den Golf hineingeschoben werden müßte. Etwa 200 m vom Lande gewahrt man, daß sich Pech und Erdöl auf der Oberfläche des Wassers ausbreitet, was auf unterseeische Quellen der genannten Stoffe schließen läßt.

Die Häuser von La Brea — besser Hütten — sind meist auf den unter dem Sande lagernden Pechschichten errichtet. Da jene von Zeit zu Zeit einsinken, müssen sie periodisch neu aufgeführt werden. Einige Oefen mit Pfannen, welche zum Auskochen des Pechs dienen, hat man dagegen auf festem Untergrunde erbaut. Das gekochte Pech ist dann so hart, daß die Fässer ohne Bodendeckel verladen werden, während das rohe stets dickflüssig bleibt.

Des Morgens ist die Luft über dem Pechsee frisch und kühl: man vermag dann noch in dem Wasser der Rinnen ein kaltes Bad zu nehmen, während gegen zwei Uhr Nachmittags an derselben Stelle und im selben Wasser heiß gebadet werden kann.

Uebrigens ist das Wasser der Rinnen frisch und unter Umständen sogar trinkbar. Die Negerinnen benutzen dasselbe als Waschwasser.

Es kann allerdings nicht Wunder nehmen, wenn das Wasser getrunken wird, denn der Wassermangel dort ist groß: In La Brea ist Trinkwasser überhaupt nicht zu bekommen.

Neben den Rinnen findet sich an vielen Stellen, die Oberfläche des Sees durchquerend, Erdreich mit Gebüsch.

Vielleicht hat man hier ein versunkenes Land vor sich. Nach einer alten indianischen Ueberlieferung stand an der Stelle des jetzigen Pechsees einst auf fruchtbarem Boden ein Dorf der eingangs schon erwähnten Ureinwohner der Insel, der Chaimas-Indianer.

Die Sage berichtet, daß „hier, wo auf warmem Grunde die Ananas besonders gediehen, wo reichliche Fische nicht ferne waren und der liebliche Gesang der summenden Vögel erschallte — die Indianer ihre Wigwams gebaut hatten. Aber sie waren nicht zufrieden mit den Gaben, welche ihnen die Natur in überreicher Fülle darbot, ihr Sinn stand auch nach dem schmackhaften Fleisch der gefiederten Sänger des Waldes. Diese aber waren geheiligte Geschöpfe, deren Vernichtung den Zorn des Großen Geistes wachrief! In einer Nacht waren alle Wigwams mit ihren Bewohnern verschwunden — an deren Stelle aber der Pechsee entstanden“. — Das Klima von Trinidad kann im allgemeinen als ein gesundes bezeichnet werden, die Umgebung einiger sumpfiger Gegenden ausgenommen.

Auch auf den Ankerplätzen der Insel, die vorzugsweise im Westen derselben, also im Golfe von Paria liegen, herrscht stets eine gesunde und reine Luft. Da Trinidad in einem Arme des nach Nordwesten fließenden Aequatorialstromes liegt, dessen Wasser im Süden durch die „Schlangenmündung“ in das Wasserbecken zwischen der Insel und dem Festlande ein- und im Norden aus dem „Drachenkanal“ wieder austritt, außerdem aber eine bemerkbare Gezeitenströmung stattfindet, so werden alle Unreinigkeiten, die vom Lande herrühren, durch den Strom bald entführt, und es findet eine beständige Erneuerung des Golfwassers statt. Endlich können die Schiffe infolge des flachen Wassers sich nur $^1/_2$ bis 1 Seemeile dem Lande nähern, wodurch die Luft an Bord um so frischer und gesunder ist.

Der größte Theil der Insel ist Flachland; nur im Norden zieht sich ein Gebirgszug hin, von welchem einzelne Höhen bis zu 900 m ansteigen. Derselbe endigt in den Inseln, durch welche die verschiedenen Arme des Drachenkanals gebildet werden. Im Innern Trinidads kommen dann nur noch einige Höhen bis zu 300 m vor.

Die Flüsse Trinidads sind unbedeutend und wenig schiffbar, obwohl der Caroni, der südlich in der Nähe von Port of Spain in den Golf von Paria mündet, eine Länge

von etwa 28 Seemeilen hat. Einige der Flüsse versiegen in der trockenen Jahreszeit fast gänzlich, während sie in der Regenzeit als reißende Wasser betrachtet werden müssen, welche Schlamm, Erdreich und abgerissene Ufertheile dem Meere zuführen. Erstere Jahreszeit rechnet man von Mitte Januar bis Mitte Mai. Die übrige Zeit ist Regenzeit; sie erreicht ihre Höhe im Juli und August, und die mittlere Regenhöhe beträgt zu dieser Zeit bei etwa 22 Regentagen im Monat ungefähr 260 mm. Auf das ganze Jahr entfallen etwa 180 Regentage mit einer mittleren Regenhöhe von 1700 mm. Die mittlere Temperatur der Luft ist äußerst gleichmäßig: im Januar beträgt sie im Mittel 23, 9° C. und im August, September und Oktober 26,1° C. Das Jahresmittel beträgt 25,5° C. Alle diese Zahlen gründen sich auf Beobachtungen, welche in der Nähe der „Savannah“ — einem öffentlichen Park in der Nähe von Port of Spain — gemacht worden sind. Indessen hat man die gleichen Beobachtungen auch an anderen Stellen im Norden und Süden vorgenommen und als Durchschnittszahlen, abgesehen von extremeren Jahren, ähnliche gefunden wie die oben angegebenen.

Im allgemeinen sind die meteorologischen Verhältnisse von Trinidad ziemlich einfacher Art, denn die Insel liegt in der Region des Nordostpassats und außerhalb der gewöhnlichen Zugstraße der Orkane. An einzelnen Küstenpunkten finden freilich Abweichungen in den Wind- und Witterungsverhältnissen statt, die vermuthlich durch lokale Einflüsse bedingt sind.

Die Postverbindung mit Europa wird hauptsächlich durch die Dampfer der Royal-Mail-Linie (Trinidad-Southampton), welche an einem Freitag ankommen und am nächsten wieder abgehen, vermittelt. Die französischen Dampfer (Trinidad-Bordeaux) pflegen am 11. jeden Monats einzutreffen und die Insel gegen Ende desselben wieder zu verlassen. Die holländischen (Trinidad-Amsterdam) erreichen Trinidad am 6. und gehen am 16. wieder fort.

Kürzere Mittheilungen.

Samuel W. Baker über die geplante deutsche Emin-Pascha-Expedition.

Die Autorität, welche Samuel W. Baker auf Grund seiner Anschauungen und Erfahrungen bezüglich der oberen Nil-Landschaften besitzt, ist eine so namhafte, daß wir es uns nicht versagen können, einen Brief, den er in der Emin-Pascha-Frage an die „Times“ gerichtet hat, an dieser Stelle in seinen Hauptsätzen wiederzugeben. Der berühmte Reisende schreibt Folgendes:

Die Entsatz-Expedition unter Barttelot und Jameson ist durch den Tod ihrer Führer gescheitert, und Stanley ebenso wie Emin-Pascha sind augenblicklich unbekannte Größen, über die Spekulationen völlig vergebens sind. Es wird aber berichtet, daß die Deutschen sich entschlossen haben, eine Expedition zu entsenden, um ihrem Landsmanne Emin beizustehen, und zwar unter der fähigen Führung des wohlbekannten Lieutenant Wißmann, und von Zanzibar aus. Sollte die Expedition in dieser Weise thatsächlich zur Ausführung kommen, so bin ich der festen Ueberzeugung, daß sie gelingen wird. Es müßte nur das Ziel fest ins Auge gefaßt und der kürzeste und beste Weg gewählt werden, nämlich der Weg über den Tanganika-See, mit Ujiji (Kawele) als Central-Depot und Hauptquartier. Diese Route ist seit vielen Jahren offen, sie gewährt die größte Leichtigkeit, nach Norden vorzudringen, und Ujiji ist, nachdem der See von Burton und Speke entdeckt worden war, ein Haupthandelsplatz geworden. Dort traf Stanley mit Livingstone zusammen, von dort setzte Cameron seine Durchquerung Afrikas ins Werk, und von dort aus wird es auch Wißmann am sichersten gelingen nach Uganda zu kommen. — Speke und Grant unternahmen ihre denkwürdige Reise nach Gondokoro und dem Weißen Nil ebenfalls von Zanzibar aus, über den Victoria Nyanza, Uganda und Unyoro. Man kann also behaupten, daß alle größeren Expeditionen von Zanzibar aus geglückt sind. — Wem haben die erfolgreichen Forschungen in der Gegend der Nilquellen freilich etwas genützt? Speke und Grant nannten den von ihnen entdeckten Großen See Victoria Nyanza, ich selbst den anderen Albert Nyanza, und wir hofften, daß der von uns im Namen Englands aufgefundene Pfad durch das Herz Afrikas eine neue Zeit für diesen Erdtheil eröffnen würde. Der Khedive Ismail erhob Anspruch auf das obere Nilgebiet, er beschloß den schiffbaren Strom und die Seen dazu zu benutzen, geregelten Verkehr daselbst einzuführen und den demoralisirenden Sklavenhandel zu unterdrücken. Als ich die ganze Gegend bis zum Aequator für ihn in Besitz nahm, gab ich dem König Mtesa von Uganda die schriftliche Versicherung, daß sein Land immer unabhängig bleiben solle, wegen des freundschaftlichen Beistandes, den er Speke und Grant geleistet habe — es sei denn, daß er selbst den egyptischen Schutz wünsche. Wir wünschten durch die freundlichen Beziehungen zu Uganda freien Verkehr mit Zanzibar zu gewinnen, und es wurde dieses Ziel auch wirklich erreicht. — General Gordon, mein Nachfolger, war gleichfalls auf Freundschaft mit Uganda bedacht, er benutzte die Dampfer, die ich hatte herbeischaffen lassen, zur Kommunikation auf dem Albert Nyanza sowie auf dem Nil, er setzte Emin-Pascha über die Aequatorialprovinz, und dieser behauptet sich gegenwärtig ganz wesentlich durch diese selben Dampfer. — Nach allen Anstrengungen, die wir im Sinne und Interesse Englands aufgeboten hatten — ich neun Jahre lang und Gordon fünf Jahre — wurden alle unsere Errungenschaften infolge der Panik, die durch die Vernichtung der Hicks'schen Armee in Kordofan hervorgerufen wurde, von England einfach wieder weggeworfen. England zwang Egypten zu dem verachtungswerthen Schritte, den Sudan gegen seinen Willen aufzugeben, und dies hat alle die bitteren Früchte getragen, die man hätte voraussehen können. England wurde in den Wirbel von Verwirrung hineingerissen, den es selbst geschaffen hatte; gegen seine ausdrücklichen Erklärungen hat es sich zum Entsenden von Truppen nach Suakin sowie auch gegen Khartum genöthigt gesehen, ohne irgend etwas damit zu erreichen — außer den Verlust seines Ansehens. Die Sklavenjäger und Sklavenhändler lachen jetzt über die englische Flagge, die sie einst fürchteten, und meine und Gordons Erfolge sind vollkommen vernichtet. Die Engländer erreichten viel, so lange sie als Einzelne handelten, als aber die englische Regierung auf dem Platze erschien und sich in die Angelegenheiten mischte, die sie

unfähig war zu verstehen, da erfolgte die Katastrophe von Khartum, und wir trauerten um Gordon. Das ist ein Schandfleck, der niemals zu tilgen sein wird. — Gordon's vertrauenswürdiger Statthalter, Emin-Pascha, hält sich noch tapfer, obwohl von allem Verkehre abgeschnitten, und hoffnungslos verlassen — auf britischen Befehl. Britische Kanonenboote und Soldaten scharmützeln unterdeß unaufhörlich mit den arabischen Vorposten bei Suakin und Wadyhalfa, und da wir sehen, daß Deutschland sich anschickt, eine Entsatz-Expedition zu Emin zu senden und Centralafrika möglicherweise der Kultur wieder zu gewinnen, so sind wir auf Deutschland eifersüchtig. Wir haben aber eigentlich kein Recht, andere, die männlicher sind, als wir selbst, eifersüchtig anzuschauen. — Emin hält seine Provinz noch als egyptischer Beamter; er besitzt große Vorräthe von Elfenbein, Dampfer auf dem Albert Nyanza ebenso wie auf dem Weißen Nil, zahlreiche befestigte Punkte; und das Regiment, welches er führt, ist praktisch und den Verhältnissen des Landes angepaßt. Was wird aus diesem Lande werden, wenn es den Deutschen gelingt, bis zu Emin vorzudringen, in der Absicht, die Herren der Lage zu bleiben? Die Thatsache, daß Emin's Landsleute mit bedeutenden Verstärkungen zu seinem Beistande herbeikommen, wird sein hohes Ansehen zu einem noch viel höheren machen, und wenn sich Deutschland mit dem Khedive auseinandersetzt, so könnte eine vollkommen neue Entwickelung der von Engländern eingeleiteten großen Unternehmung erfolgen.

Der Roraima.

Derjenige Theil Südamerikas, welcher unter der Bezeichnung „Guiana" den letzten dürftigen Rest der ehemals so ausgedehnten europäischen Besitzungen in den Tropen des neuen Erdtheils darstellt, gehört zu den am frühesten entdeckten Gebieten — aber nur was die Küste anbetrifft, die theils von Alonzo de Hojeda in Begleitung des Florentiners A. Vespucci im Jahre 1499, theils von Vicente Yañez Pinzon im Jahre 1500 gesehen und entschleiert wurde. Das Innere dagegen blieb, obwohl es wegen seines fabelhaften und fabulösen Goldreichthums („el dorado"!) das Ziel zahlreicher Abenteuerfahrten wurde, in der Hauptsache bis in den Anfang dieses Jahrhunderts unbekannt. Speziell im britischen Antheil waren es unsere Landsleute, die Gebrüder Robert Hermann und Richard Schomburgk, welche, den Bann brechend, auf zahlreichen Hin- und Herreisen während der Jahre 1835 bis 1843 sich die größten Verdienste um die Erschließung des Innern erwarben und eine solide Grundlage für die Weiterforschung gelegt haben. Ihre Bemühungen bezogen sich vorzugsweise auf die Feststellung des Flußnetzes, sowie auf die Untersuchung der höchst mannigfaltigen und anziehenden Pflanzenwelt. Dagegen gelang es ihnen, trotz mehrfacher Versuche, nicht, die Erforschung der Gebirge zu Ende zu führen. Vor allem war es der an der Grenze von Britisch-Guiana und Venezuela sich erhebende Berg Roraima, der ihren Anstrengungen wie denen ihrer Nachfolger widerstand. Unter letzteren meinen wir den verdienstvollen Appun, Ch. Br. Brown, den Entdecker des herrlichen Wasserfalls Kayeteur, und den Geologen Boddam-Wetham. Erst vor wenigen Jahren sollte es dem englischen Naturforscher Dr. Ev. Im Thurn glücken, den lange Zeit für unersteiglich gehaltenen Berg zu erklimmen. Im Thurn, der sich schon vorher längere Zeit in Guiana aufgehalten und sich durch eine hauptsächlich die einheimischen Indianer berücksichtigende Reisebeschreibung bekannt gemacht hatte, brach, von seinem Landsmann Perkins und einer Anzahl Indianer begleitet, von seiner Station am Pomerunflusse auf und, seinem Ziele theils zu Wasser theils zu Lande zustrebend, näherte er sich diesem von der Südostseite aus. Nachdem er am Fuße desselben mit dem Orchideensammler Siedl zusammengetroffen war und neben ihm eine Art Beobachtungs- und Arbeitsstation angelegt hatte, ließ er sich angelegen sein, die Verhältnisse genau zu untersuchen und an dem steilen und zerklüfteten Absturz einen Aufstieg ausfindig zu machen. In einer wasserreichen Schlucht emporkletternd, erreichte er den Gipfel am 18. Dezember 1884 und bestimmte denselben zu 8600 Fuß (2600 m). Leider war es ihm nicht möglich, sich länger auf der Höhe aufzuhalten und den Berg vollständig zu untersuchen, da der Proviant auszugehen begann. Auch ist er der Meinung, daß wegen der großen Vereinsamung des Berges und der Schwierigkeit seiner Ersteigung die nähere Erforschung mit ganz besonderen Anstrengungen und ungewöhnlich hohen Kosten verknüpft sein und daher wohl noch geraume Zeit auf sich warten lassen werde. Und bisher hat Im Thurn recht behalten, denn wenn schon während des Jahres 1886 der Roraima zweimal wieder bestiegen wurde, nämlich im Oktober von Fr. Dressel und im November von Cromer, die beide zu der Klasse der „Orchid collectors" gehören, so konnten diese im wesentlichen Im Thurn's Beobachtungen und Mittheilungen wohl bestätigen, umfangreiche Zusätze aber, namentlich bezüglich der weiteren Untersuchung, nicht gewinnen. Im Thurn's Darstellungen, die er in verschiedenen englischen Zeitschriften, vor allem aber in der „Proceedings" niedergelegt hat, bilden daher nach wie vor die hauptsächlichste Quelle für nähere Kenntnißnahme des in mehrfacher Hinsicht so merkwürdigen Berges.

Der Roraima bildet die höchste Erhebung der aus zahlreichen einzelnen Theilen bestehenden Gebirgsgruppe, welche am Durchschnittspunkt des 61° westl. L. und 5° nördl. Br. liegt, und ist von Georgetown, der Hauptstadt des Britischen Guiana, im Luftmaße, etwa 220 miles (360 km) entfernt. Wegen der dichten, feuchten Urwälder, die den größten Theil des Innern bedecken, muß man aber, um sich dem Berge zu nähern, den Wasserweg einschlagen, der bis Bartica zunächst auf dem Essequibo hinaufführt. Von da an kann man entweder den Essequibo weiter benutzen, um dann auf den Potaro überzugehen und den noch sehr ansehnlichen Rest des Weges zu Fuße zurückzulegen, oder man kann dem Laufe der Magaruni folgen, der allerdings einen großen Bogen nach NW hin macht und mehrfach von Stromschnellen durchsetzt wird, dafür aber den Vortheil bietet, mit seinen Zuflüssen bis unmittelbar an den Roraima zu führen; denn einer derselben, der Cucuya, entspringt unmittelbar an diesem Berge. Im Thurn näherte sich ihm, wie gesagt, von SO herkommend, wo gerade der steilste Abfall zu liegen scheint. Zugleich wird hier der Aufstieg dadurch erschwert, daß der Roraima an einen etwas niedrigeren Berg, den Kukenam, stößt. Beide sind längliche, an den Abhängen bewaldete Plateaus von unregelmäßig ovaler Gestalt, deren Längsachse von SW nach NO verläuft, und etwa 20 km im Grundriß beträgt, während der Breitendurchmesser beim Roraima 13 km und beim Kukenam gegen 10 km ausmacht. Wer den Meißner im Hessischen Berglande kennt, wird sich die allgemeine Erhebungsform beider Berge leicht vorstellen können. Die Plateauhöhe des Roraima selbst scheint aber nicht ganz flach zu sein, sondern die Gestalt eines wenig tiefen, von Felsklippen umrandeten Beckens zu haben, das wieder durch bizarre Felsen in zahlreiche, kleinere Bassins zerlegt wird, ein Umstand, der die Orientirung wie die spezielle Durchforschung sehr erschwert. Diese Einsenkungen enthalten eine beträchtliche Menge Wasser, theils in Form von kleinen Bächen und Tümpeln, theils aufgespeichert in der Vegetation. Die außerordentlich zerklüfteten Sandsteinklippen selbst, deren höchste zu 25 m gemessen wurde, sind ebenfalls voll Wasser, das allmählich in die kleinen Becken herabsickert. Dieser Reichthum

an Feuchtigkeit mußte auffallen, da Im Thurn's Besuch zwar in der Regenzeit, aber nach einer ungewöhnlich langen Trockenperiode stattfand. Der Anblick, den der erste Besteiger auf seiner einsamen Höhe genoß, war ein höchst eigenthümlicher. Die ganze Umgebung bestand aus Felsen und Felsspitzen von scheinbar unmöglichen, phantastischen Formen, dastehend auf scheinbar unmögliche Weise und in Stellungen auf einander gethürmt, welche dem Gesetze der Schwerkraft spotten, Felsen bald in Gruppen, bald allein, bald in Terrassen, hier als Säulen, dort als Mauern oder Pyramiden, alle möglichen Gestalten und Karrikaturen von Menschen, Thieren und Pflanzen darstellend. Zwischen den Felsen aber befanden sich kleine ebene Flächen gelben Sandes, anderwärts unbedeutende Flecken mit niedriger, struppiger und dürftiger Vegetation; wieder anderwärts erblickte man niedrige Büsche, aber nirgends einen Baum, und ebensowenig thierisches Leben. „Man mochte sehen, wohin man wollte, überall war es dasselbe; in jeder Richtung, so weit das Auge reicht, zeigte sich dieselbe wilde, außerordentliche Sceenerie."

Was übrigens das thierische Leben anbetrifft, so fand Dressel im Gegensatz zu Im Thurn doch etwas vor. Während seines zwei- bis dreistündigen Aufenthaltes auf der Höhe beobachtete er nämlich einige Schmetterlinge von dunkelbrauner — fast schwarzer — Farbe; in den seichten Becken sah er ferner einige Exemplare einer kleinen schwarzen Kröte, mit einem gelben Flecke am Halse, und außerdem an einigen Pflanzen eine Millipeden-Art. Im übrigen stimmt Dressel's Schilderung des Roraimaplateaus mit derjenigen Im Thurn's überein, aber da ersterer seine Reise in der Trockenperiode ausführte, so fand er die Oberfläche verhältnißmäßig trocken, ja die pflanzenbedeckten Stellen ganz dürr. In den verschiedenen Rinnsalen befand sich nur wenig Wasser, ebenso in den oben erwähnten Einsenkungen, von denen jedoch keine die Feuchtigkeit ganz entbehrte.

Im Zusammenhang mit der Beschreibung des Roraima mag es gestattet sein, darauf hinzuweisen, daß vor einigen Jahren auch der Berg Tweckway, der etwa 80 km nord-nordwestlich vom Roraima am Südufer des Carimany, nahe bei der Mündung des Arnima, gelegen ist, von dem englischen Naturforscher H. Whitely bestiegen worden ist. Derselbe fand den Tweckway zwar niedriger als den Roraima, und mit Wald bedeckt, aber doch in der Gestalt jenem sehr ähnlich.

A. O.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Professor Rudolf Credner hat das unter dem Namen „Seebär" bekannte eigenthümliche Fluthphänomen, welches am 16. und 17. Mai d. J. sowie auch zu verschiedenen anderen Zeiten in der westlichen Ostsee beobachtet wurde, einer eingehenden Untersuchung unterworfen, und ist dabei zu dem Schlusse gelangt, daß dasselbe nicht, wie vielfach behauptet worden ist, auf seismische Ursachen, sondern auf Störungen in der Atmosphäre zurückzuführen sei. Nur die Fluthbewegung, welche am 1. November 1755 im Lübecker Hafen auftrat, ist thatsächlich als eine Fernewirkung des großen Lissaboner Erdbebens aufzufassen. (Vergl. Beiträge zur Landeskunde von Vorpommern und Rügen V. Greifswald 1888.)

— Daß Irland nicht grundlos die „grüne Insel" heißt, bezeugt auch seine Statistik. Danach war im Jahre 1888 nahezu die Hälfte der Insel (9 905 408 Acres) Wiese und Weide, nur reichlich das Viertel (5 141 155 Acres) aber Ackerland, und nur etwa $1^1/_2$ Proz. Waldland. Etwa 23 Proz. der Fläche (4 871 480 Acres) kamen auf Unland (Sümpfe, Felsen 2c.), und etwa $2^1/_2$ Proz. (494 726 Acres) auf Wasserflächen. Die Viehzucht bildet demgemäß den Hauptwirthschaftszweig, und die Insel besaß im Jahre 1888: 595 345 Pferde, 203 257 Esel, 4 099 241 Rinder, 3 626 730 Schafe, 1 397 800 Schweine und 293 920 Ziegen.

Asien.

— Die k. russische archäologische Kommission unter Graf A. Bobrirski hat im letzten Jahre eine reiche Ernte im westlichen Kaukasus (im Gebiete des Kuban) gehalten. Es sind daselbst eine Anzahl von Kurganen geöffnet worden, und man hat in diesen Funde gemacht, die ein sehr interessantes Licht auf die alte scythische Kultur werfen. In einem der Gräber, das man für ein scythisches Königsgrab hält, fand man unter anderem auch viel Goldschmuck, dessen Metallwerth man auf 160 000 Mark schätzt.

— Dem Baron Ungern Sternberg ist es gelungen, im August d. J. den Elbrus zu ersteigen und die bisher für unpassirbar gehaltenen Iriktschat-, Atrinum- und Dschelkaughenkes-Gletscher zu überwinden. Obzwar die letzte Nacht in einer Höhe von 17 840 Fuß zugebracht werden mußte, und auf dem Gipfel ein furchtbarer Schneesturm wüthete, so blieb der kühne Bergsteiger doch nebst seinen Begleitern vollkommen wohl.

— Der Ausbruch des Bandai-san auf Nipon scheint für weitere Gebiete Ostasiens eine Periode erhöhter vulkanischer Thätigkeit eingeleitet zu haben. So berichtet man von den Philippinen, daß in den letzten Tagen des Juli der Mayon auf Luzon eine furchtbare Aschen- und Lava-Eruption gehabt hat, durch die Hunderte von Häusern und Menschenleben zu Grunde gegangen sind. Auf den Inseln der Bissaya-Gruppe (Panay, Samar 2c.) sollen ebenfalls heftige Ausbrüche stattgefunden haben. — Der Mayon, auch der „Vulkan von Albay" genannt, befindet sich auf der südöstlichen Halbinsel von Luzon, und erscheint als ein prachtvoll geschnittener Kegel von 2374 m Höhe. Er ist der Bevölkerung seit lange als der schrecklichste unter den Feuerbergen des Archipels bekannt, und namentlich die Verheerungen, welche er durch die Eruptionen der Jahre 1766 und 1814 anrichtete, sind bei derselben noch in schlimmem Gedächtnisse. Andere Ausbrüche hatte er in den Jahren 1827, 1828, 1834, 1835, 1845, 1846, 1851, 1853, 1855, 1857, 1871, 1872 und 1881.

— Außer den berühmten Gomanton-Höhlen von Britisch-Nord-Borneo beherbergen auch die Höhlen der Insel Guimaras, die der Philippinen-Gruppe angehört und zwischen den größeren Inseln Panay und Negros gelegen ist, in großer Zahl die bekannten Salanganen (Collocalia), die den Chinesen ihre eßbaren Schwalbennester liefern. Der amerikanische Reisende Steere, der die Höhlen auf seiner Reise in den Philippinen besuchte, beschreibt dieselben

im „American Naturalist“ als eng und finster, während die Höhlen von Gomanton ungeheure domähnliche Hallen bilden, die weite, offene Zugänge haben und ziemlich viel Tageslicht einlassen.

— Nach einem Vortrage, den J. Cunningham in dem Parkes Museum von Calcutta gehalten hat, ist die Sterblichkeit der Bevölkerung in den indischen Städten im allgemeinen eine erschreckende, wenn man sie mit derjenigen in den englischen Städten vergleicht. Hier übersteigt sie im Jahresdurchschnitt selten 20 pro mille, dort erreicht sie in zahlreichen Städten 40, 60, 70 und 80 pro mille. Furchtbare Verheerungen richten namentlich Epidemien an. Der Vortragende schreibt diese Thatsachen vor allen Dingen den schlechten sanitären Vorkehrungen und der Sorglosigkeit der Bevölkerung zu.

— Ueber das Grab des berühmten Eroberers Dschingiskhan berichtet Armand David in den „Missions catholiques“ (1888, p. 273) Folgendes:

Die sterblichen Reste Tschenghis-Bogotos (d. i. Dschingiskhan's mongolischer Name) werden in der Mongolei, an einem Orte namens Kia-y-sen, oder Land der Ordos, aufbewahrt. Sie sind in einem großen silbernen Sarge eingeschlossen, den die Mongolen nicht aus freien Stücken Fremden zeigen wollen. Der Sarg ist von kostbaren Stoffen eingehüllt, und zahlreiche Pilger kommen, um denselben mit der Ehrfurcht, die man einem lebenden Kaiser zollt, zu küssen. Er befindet sich nicht in einem Lamakloster, sondern in einem besonderen Zelt, das von einem Prinzen bewacht wird. Man sagt, daß dieser massive silberne Sarg, nachdem er an den verschiedensten Orten in der Mongolei aufgehoben worden ist, um ihn vor gierigen Feinden zu schützen, hierher gebracht und endgültig hier gelassen worden ist, weil das Land der Ordos wegen seiner Lage und zugleich wegen seiner Armuth vor allen feindlichen Einfällen gesichert ist.

— Trotz aller Anfeindungen, die die chinesischen Einwanderer in Amerika und Australien über sich ergehen lassen müssen, war die Zahl der chinesischen Emigranten, die sich 1887 in Hongkong einschifften, eine um 18 000 größere als im vorhergegangenen Jahre, nämlich 82 897. Nach den Straits-Settlements gingen 9000 mehr als 1886, nach den Vereinigten Staaten 5000 mehr, und nach Australien und seinen Dependenzen 3500 mehr. Da Hongkong der einzige wirkliche Auswandererhafen für die Chinesen ist, so können diese Ziffern auch als die Gesammtziffern der chinesischen Auswanderung betrachtet werden.

— Infolge des Einflusses der Atjinesen, welcher in den oberen Battaländern zur Geltung zu kommen sucht, scheint bei der niederländisch-indischen Regierung der Plan zu bestehen, die bisher diesen Ländern gegenüber befolgte Politik zu ändern und das System der Nicht-Intervention aufzugeben. Dieses System hat schon manche Schwierigkeiten verursacht, namentlich aber ist es Veranlassung gewesen, daß die von Europäern betriebene Plantagen-Wirthschaft sich nicht nach dem Gebirge hin hat ausbreiten können. Durch manche Vorgänge, welche in neuerer Zeit stattgefunden, haben sich die Ansichten der Regierung verändert; das verdächtige Auftreten von Sendboten der Atjinesen in den Battaländern und die Möglichkeit, daß die unabhängigen Stämme, wenn sie noch länger sich selbst und diesen Einflüssen überlassen blieben, sich wohl einmal gegen die Niederländer wenden könnten, hat dazu beigetragen. Man will jetzt nähere Beziehungen mit diesen Stämmen anknüpfen und sie, ohne direkten Druck auszuüben, zur Anerkennung der europäischen Autorität zu bewegen suchen. Eine der wichtigsten Folgen würde im Falle des Erfolges die sein, daß europäischem Kapital und europäischem Unternehmungsgeist ein neues Gebiet eröffnet würde. Uebrigens herrscht in Ost-Sumatra, namentlich in Siak, Asahan und Pagurawan eine ungeheure Thätigkeit; in Siak allein sind 14 neue Unternehmungen eröffnet worden, und die Anzahl der abgeschlossenen Kontrakte ist sehr bedeutend.

— Zur Gewinnung des kostbaren Rosenöles erweitert die russische Regierung seit einiger Zeit die Rosenzucht in den Kaukasusländern. Dies hat neuerdings ähnliche Bestrebungen in der Krim hervorgerufen, wo die Centifolie noch vortrefflich, selbst wildwachsend, gedeiht; sogar noch nördlicher, in den Gouvernements Charkow und Pultawa, haben einige Gärtner mit Erfolg die Rosenzucht im großen begonnen.

Afrika.

— Im weiteren Verfolge seiner marokkanischen Reise ist Joseph Thomson zusammen mit Harold Crichton-Browne um Mitte Juli von Amsmiz nach Marokko gelangt, um daselbst seine Ausrüstung zu erneuern. Von da aus ist er aber gegen Ende August wieder in das Gebirge aufgebrochen, um seine botanischen und geologischen Beobachtungen und Sammlungen weiter fortzusetzen. Aus dem Urika-Thale durch feindliche Stämme zurückgetrieben, vermochte er sein Ziel — die Hauptkette des Atlas in der Gegend von Neraya — doch zu erreichen, und bis zu einer Höhe von 13 000 engl. Fuß empor zu klimmen. Sodann wandte er sich am Fuße des Gebirges nach Imintjanut und nach den Sûs, wo er die Howara in hellem Aufruhr gegen die Beamten des Sultans fand und in Gefahr kam, in Gefangenschaft zu gerathen. Er entrann indeß mit seinem Gefährten glücklich nach Agadir und Mogador, in welch letzterem Orte er am 17. September ankam. Von dort aus gedenkt er noch einen kurzen Ausflug in das Innere von Haha zu machen, um dann über Rabat, Mekines und Fes nach Tanger und zurück nach England zu gehen.

— Die Idee, vermittelst einer starken Expedition eine Stationskette von der ostafrikanischen Küste nach den großen centralafrikanischen Seen zu schaffen, um dadurch eine geregelte und gesicherte Kommunikation mit der oberen Nilgegend und Emin-Pascha zu ermöglichen, und gleichzeitig der Gewaltherrschaft der arabischen Sklavenhändler die Spitze zu bieten — diese Idee des deutschen Emin-Pascha-Komitees hat in englischen Kreisen eine Nachahmung gefunden. Der bekannte englische Durchquerer Afrikas, Vernay Lovet Cameron, der befugt sein sollte, ein Wort in der ostafrikanischen Frage mitzureden, schlägt nämlich vor, England solle eine solche Expedition den Zambesi und Schire hinauf nach dem Nyassa-See und von dort nach dem Tanganika-See entsenden. Zu Emin-Pascha wäre das freilich ein beträchtlicher Umweg. Die deutsche Expedition direkt nach dem Victoria-Nyanza erklärt Cameron für aussichtslos; man wird darauf aber kein zu großes Gewicht legen dürfen, da der berühmte Afrika-Reisende offenbar von der ziemlich allgemeinen englischen Eifersucht auf die deutschen Afrika-Unternehmungen mit ergriffen worden ist.

— Die „Transactions of the R. Soc. of Edinburgh“ (vol. XXXI, 1887) enthalten eine umfangreiche Arbeit von Bayley Balfour über die Pflanzenwelt Socotras, die sich namentlich auch mit den Beziehungen der Inselflora zu der Kontinentalflora Afrikas und Asiens sowie zu der Flora Madagaskars beschäftigt. Socotra ist von Afrika nur 240 km entfernt, einige kleine Inselchen bilden eine Art Brücke dahin, und die trennende Meerstraße ist im Maximum nur 500 Faden tief. Korallenriffe finden sich rundum, und gute Häfen fehlen. Das Klima ist sehr trocken. Das Plateau im Innern besteht aus Granit und fossilem Kalkstein und ist gegen 1000 Fuß hoch, die Berge im Nordwesten aber — die Haggier-Berge — 4000 Fuß. Die letzteren

sind von den interessantesten Pflanzen bestanden, weil sie seit den ältesten Erdaltern nicht vom Oceane überfluthet gewesen sind, und diese Pflanzen scheinen die Theorie vom ehemaligen festen Zusammenhange Afrikas und Südasiens zu stützen. Unter den Kulturpflanzen ist nur die Dattelpalme von Belang, und dieselbe liefert der dünnen Bevölkerung auch neben der Viehzucht den Haupt-Lebensunterhalt. Die gezüchteten Rinder und Kameele sind sehr klein.

Nordamerika.

— Auf die Entstehung der sogenannten Muschelhügel (shell mounds) an der Küste des mexikanischen Golfes, die man bisher immer als eine Art indianischer Kjokkenmöddinger auffaßte, wirft ein Ereigniß, welches gelegentlich der großen Sturmfluth von Sabine Paß (1886) stattfand, ein neues Licht, das jener Annahme nicht günstig ist. Vor der angegebenen Sturmfluth nämlich befand sich ein solcher Muschelhügel nahe bei einem gewissen Hause, das am Ufer des Flusses stand. Nach der Fluth war es vollständig zerstört und verschwunden, dagegen fand man dann einen ähnlichen Hügel nahezu eine halbe engl. Meile stromaufwärts. Es ist also durchaus wahrscheinlich, daß die großen Schalenanhäufungen einem Naturvorgange ihren Ursprung danken. Die häufige Beimengung indianischer Artefakte zu den Muscheln erklärt sich vielleicht daraus, daß die Muschelhügel hohe und trockene Stellen auf niederen Gründen bilden, und daß sie deshalb von den Indianern mit Vorliebe als Lagerplätze gewählt wurden (Vergl. Science XII, p. 96).

— Von der Abrasionskraft der westindischen Orkane giebt die Thatsache einen Begriff, daß die kleine yukatanische Küsteninsel Pollax bei Gelegenheit des letzten verheerenden Sturmes, der die Gegend von Kuba und Yukatan im September dieses Jahres heimsuchte, vollkommen von den Wellen verschlungen wurde.

Südamerika.

— Daß man das Recht hat, die argentinischen Pampas als eine Ebene zu bezeichnen, geht aus gewissen Eigenthümlichkeiten der Eisenbahn von Buenos-Ayres nach Mendoza — der unvollendeten argentinischen Pacificbahn — deutlich hervor. Diese Eisenbahn hat auf einer Strecke von 340 km nicht eine einzige Kurve, nicht eine einzige Brücke, und nicht einen einzigen Durchstich, der tiefer ist als einen Meter. Die Pampas würden das ideale Land für den Eisenbahnbau sein, wenn ihre Baumlosigkeit aus Rücksicht auf den Schwellenbedarf nicht als eine große Schattenseite betrachtet werden müßte; daher auch die ausgedehnte Anwendung von Stahlschwellen bei den argentinischen Eisenbahnen.

— Dem neuesten englischen Konsularberichte zufolge belief sich der Außenhandel Chiles im Jahre 1887 auf 180 180 820 Dollars (gegen 95 410 296 Dollars im Vorjahre); hiervon kamen 59 549 958 Dollars auf den Export und 48 630 862 Dollars auf den Import, und etwa 82 Prozent von den Exportartikeln waren Mineralprodukte (Salpeter, Kupfer, Silber, Gold etc.).

Allgemeines.

— Cl. Markham veröffentlicht in den Berichten der „Hakluyt Society" die Beschreibung der beiden ältesten Globen, die in England hergestellt worden sind. Der eine ist ein Erd- und der andere ein Himmelsglobus, ihr Verfertiger war E. Molyneux, und sie datiren aus dem Jahre 1593. Auf dem Erdglobus sind aber nachträglich die Entdeckungen bis zum Jahre 1603 eingetragen worden. Der bekannte große Mathematiker Robert Hughes verfaßte eine lateinische Beschreibung dazu (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 351).

— Der Union-Steamer „Tartar" hat seinen Ruhm, die schnellste Fahrt zwischen Kapstadt und Plymouth ausgeführt zu haben, von dem „Athenian" zurück erobert, indem er den angegebenen Weg am 8. bis 25. August in 17 Tagen 6 Stunden und 15 Minuten, d. i. um nahezu 15 Stunden rascher als der „Athenian", zurücklegte (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 224). Ungefähr gleichzeitig hat der Allan-Steamer „Parisian" die Reise zwischen Irland (Tory-Island) und der Lorenzstrom-Mündung (Belle-Isle) in der unerhört kurzen Zeit von 4 Tagen 17 Stunden und 10 Minuten gemacht.

Bücherschau.

— Schmidt, Dr. Emil, Anthropologische Methoden. Anleitung zum Beobachten und Sammeln für Laboratorium und Reise. Mit zahlreichen Abbildungen im Text. Leipzig 1888. 8°, 336 S. — Dem Wunsche, auch die Beobachtungen des Nichtfachmannes und des gebildeten Laien überhaupt für den Anthropologen verwendbar zu machen, sind in neuerer Zeit mehrfach gediegene Anleitungen entsprungen; so die von Broca in Frankreich, die Notes and queries der British Association etc. Auch in Deutschland sind wir durch die von Virchow bearbeitete Abtheilung in Neumayer's Handbuch und durch den 1885 veröffentlichten Virchow'schen Fragebogen ganz gut versorgt. Trotzdem ist die vorliegende Arbeit mit großer Freude zu begrüßen, da sie in handlicher und übersichtlicher Form dem Reisenden Gelegenheit bietet, sich über alle wichtigeren Fragen der Anthropologie eingehender zu unterrichten. Die erste Abtheilung behandelt auf 56 Seiten die Methoden des Sammelns, einschließlich des Zeichnens und Photographirens. Die zweite Abtheilung enthält die Anweisung zu Beobachtungen sowohl am Lebenden wie am Todten. Im Anhang sind gegeben: ein Beobachtungsblatt für Körpermessungen, ein solches für Kraniometrie, das Schema der anthropologischen Gesellschaft für die Untersuchung der Haare, und eine Tafel Sehproben. Ein gutes Register erhöht die Brauchbarkeit des Buches, das in der Ausrüstung keines Reisenden fehlen sollte. Ko.

— Dr. J. Singer, Ueber soziale Verhältnisse Ostasiens. Leipzig und Wien 1888. Franz Deuticke. — Der Inhalt dieser kleinen lesenswerthen Schrift berührt sich vielfach nahe mit den von uns veröffentlichten Aufsätzen des Herrn Dr. J. Grunzel über die chinesische Landwirthschaft. Sehr interessant und beachtenswerth finden wir darin namentlich die Hinweise auf die Analogien, die zwischen der Entwickelung der sozialen Verhältnisse Chinas und derjenigen der europäischen Volkskörper bestehen.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIV. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Die kulturgeographische Bedeutung der Flüsse.

Der um die Korrektion des Rheinstromes hochverdiente Vorstand des großherzoglich badenschen „Central-Bureau für Meteorologie und Hydrographie", Professor M. Honsell, hat vor dem letzten internationalen Binnenschiffahrts-Kongresse, der im August d. J. zu Frankfurt getagt hat, einen Vortrag über die kulturgeographische Bedeutung der Flüsse und ihre Entwickelung als Verkehrswege gehalten, dessen Hauptinhalt wir uns nicht enthalten können an dieser Stelle wiederzugeben. Die Ausführungen Honsell's lauten etwa wie folgt:

Der Fluß hat seine physikalische und seine Kulturgeschichte. Die erstere — ein Theil der Erdgeschichte — verfolgt die vieltausendjährige Arbeit, welche die Bewegung des Wassers an der Oberflächengestaltung unseres Planeten geleistet hat. Sie lehrt uns, wie die fließenden Gewässer die Thäler ausgewaschen, die Gebirge durchnagt und quer durchbrochen haben, wie dann die vordem staffelförmig getrennten Seen abgelaufen, wie ihre Becken und die Meeresbuchten durch die vom Wasser hergetragenen Sinkstoffe ausgefüllt, dadurch die breiten Flußthäler und die weiten Tiefländer geschaffen wurden, wie der Strom so aus einer Vielheit von Gerinnen und Becken mehr und mehr zum hydrographischen Ganzen sich gestaltet hat — einen Vorgang, dem wir ganz ebenso in der Staaten- und in der Kulturgeschichte begegnen: dem Durchdringen und Wachsen aus dem Beengten und dem Getrenntsein — jeder Volksstamm lebte anfänglich ein Leben für sich — zur freieren Bewegung, zur Einheit, zur Größe.

Die physikalische Geschichte der Flüsse ist nicht abgeschlossen, sondern unter der Wirkung der immerwährenden Erosion des fließenden Wassers dauert die Ausbildung der Flußgerinne fort. Aber so ungeheuer groß sind die Epochen der Erdgeschichte, daß ihre stetigen Vorgänge in der Menschengeschichte kaum merklich werden. Das Maß jedoch, bis zu dem die natürliche Ausbildung des Flusses vorgeschritten, ist von Anfang bestimmend für seine kulturgeographische Bedeutung. Zwar wenn wir an den Ufern der Flüsse, auch in ihrem Oberlauf, die ältesten Wohnsitze finden, so waren es zunächst die klimatisch begünstigte Lage, der fruchtbare Schwemmboden und der die organische Natur belebende Einfluß des Wassers, was hier zur Niederlassung einlud; und wenn die großen Völkerwanderungen die Flüsse entlang gezogen sind, so war es wieder vielmehr das Thal, dem sie folgten, als der Fluß selbst. Ganz natürlich: beide Bewegungen, die des Verkehrs und die des fließenden Wassers vollziehen sich unter der Herrschaft des gleichen Gesetzes, des Gesetzes der Schwerkraft; ihm gehorchend hat der Fluß sich seinen Weg gebahnt. Die Flüsse dienten deshalb in frühern Zeiten den Völkern, wie heute noch den in fremde Welttheile vordringenden Forschungsreisenden als Wegweiser, als leitende Ariadnefäden, und wir erkennen andererseits, daß es stets schon das Vorhandensein einer gewissen vorgeschrittenen Kulturstufe vorausgesetzt, bis der Fluß als Verkehrsweg benutzt wird. Wenn also auch nicht überall für die erste Besiedelung der Flußthäler und Stromniederungen, so doch immer für die zunehmende Verdichtung der Bevölkerung, für das Aufblühen der Uferstädte in der Erwerbsthätigkeit der reichen Stromlandschaften, ist die Wasserstraße die mächtig wirkende Ursache.

Anderweit und hauptsächlich prädestinirend für die kulturgeographische Bedeutung der natürlichen Wasserläufe erachtet Hoffell eine Reihe physikalischer Bedingungen, allen voran die geographische Lage an sich. Aus seinen diesbezüglichen Ausführungen hier einige kennzeichnende Sätze: Die gemäßigten Zonen sind die begünstigtsten — in den Flüssen der Tropenländer mit ihren Regenzeiten wechselt Wassermangel mit stürmischen Hochfluthen, die Flüsse des hohen Nordens sind einen beträchtlichen Theil des Jahres hindurch vereist. — Meridianströme, die der Richtung der Meridiane folgend Zonen von verschiedenem Klima durchfließen, dienen dem Austausch weit mannigfaltigerer Bodenerzeugnisse, als solche Stromläufe, die von Ost nach West oder umgekehrt annähernd dieselben Wachsthums- und Anbau-Zonen berühren, und werden deshalb auch zu belebteren Wasserstraßen. — Unmittelbarer Anschluß an die Seewege bei günstiger Lage und Beschaffenheit der Mündung giebt dem Binnengewässer Bedeutung für den Weltverkehr. — Die in den Atlantischen Ocean und in die Nordsee mündenden europäischen Ströme dienen dem äußeren Handel in ungleich höherem Maße als jene, die sich in die Ostsee, in das Mittelländische Meer oder in Binnenmeere ergießen. Redner exemplifizirt auf den Rhein im Gegensatz zu Donau, Wolga, Jordan und den physisch geschlossenen sibirischen Gewässern. Andere Ströme zerfasern ihre Mündungen in netzartige Deltas, wieder andere verdampfen gar im Sande.

Je nach den obwaltenden physikalischen Verhältnissen gestaltet sich auch die Besiedelung.

Bei jenen breiten, trompetenförmigen Strommündungen, in welche die Meerfluth kraftvoll spülend hineinwallt, und die nautisch so werthvoll sind, liegt regelmäßig die Mündungs- und zugleich Seehafen-Stadt da, wo die Grenze des Fluthgebietes ist, d. h. bis wohin die Seeschiffe noch einlaufen können, so Hamburg, Bremen, Rotterdam, Antwerpen, Bordeaux u. a. Auf den britischen Inseln beruht die Verkehrsbedeutung der Flüsse hauptsächlich in den Mündungsstrecken, durch die von allen Seiten die Meeresfluth ins Land pulsirt. An den Meeren ohne alle oder ohne erhebliche Gezeitenbewegung halten sich die Mündungsstädte nahe zur Küste (so an der Ostsee und am Schwarzen Meere); sie liegen auch wohl der Flußmündung zur Seite (so Marseille, Venedig und Ravenna), oder gegenüber auf einer Insel (so Kronstadt als äußerste Mündungsstadt der Newa, und Cadiz). Bei großen Deltabildungen finden wir eine oder mehrere Städte in der Nähe der Deltaspitze und bei den Abzweigungen der Hauptarme (Flußtheilungsstädte — so Kairo, Arles, Emmerich u. a). Die Abhängigkeit der Besiedelung des Flußlaufes von seinen physikalischen Eigenthümlichkeiten erhellt ferner daraus, daß man überall da aus alten Niederlassungen zu namhafter Bedeutung herangewachsene Städte trifft, wo seine Schiffbarkeit abnimmt und beeinträchtigt oder unterbrochen ist, d. i. wo Wassertiefe und Strombreite sich mindert, das Gefälle wächst, wo Stromschnellen, Furten oder Engen auftreten, wo der Lauf scharf umbiegt, oder an den Einmündungen der schiff- und floßbaren Seitengewässer. So spricht man von Hauptstädten des Unter-, des Mittel- und Oberlaufes, von Stromschnellen- und Furtstädten, von Engen- und Brückenstädten, von Konfluenz- und Flußwinkelstädten.

In klimatologischer, geologischer, orographischer, hydrographischer und ethnologischer Hinsicht der Götter Gunst erfahren hat Europa [1]). Europa, wie in der Gestaltung seiner Küsten, so auch im Festlandsinneren geotektonisch fein gegliedert, ist der Ausbildung schiffbarer Flüsse größtentheils günstig: über wellige Hochflächen, durch Mittelgebirge und Hügelland senken sich die Gewässer vom Austritte aus den engen Thälern und aus den Randseen der centralen Faltengebirge mit allmählich abnehmendem Gefälle in die Tiefebenen und flachen Küstenländer. Im Gegensatz hierzu steht Afrika mit seinem plumpen Aufbau: die Flüsse trennen dort mehr als sie verbinden, in dem vorherrschenden Terrassengebirge fallen sie stufenförmig herab, und der letzte Absturz liegt meist schon nahe der Mündung, so daß der langgestreckte Unterlauf fehlt, dessen gute Schiffbarkeit an den europäischen Flüssen zur dichten Ansiedelung und fast immer auch zur Bildung einer großen Stadt den Anlaß gegeben hat; am Rhein ist dies Köln. Aber auch von den europäischen Flüssen sind wenige von der Natur so fertig ausgebildet, als daß nicht die Gebirgsdurchbrüche noch als schluchtartige Abstürze sich geltend machten. So am Rhein die Gebirgsdurchbrüche bei Schaffhausen und am Binger Loch, an der Donau bei Grein, Preßburg und Orsova.

Nachdem dann Hoffell noch angedeutet, wie der Gebirgsbau des Flußgebietes hier verkehrbeschränkend gewirkt, dort eine weitreichende Entfaltung des kulturfördernden Einflusses der Wasserstraße begünstigt hat, wie ferner bei gegenseitiger Annäherung zweier Flüsse oder einer Binnenwasserstraße an einen weit in das Festland eindringenden Meerbusen die Verkehrsfäden sich herüber und hinüber spinnen, Land- und Kanalverbindungen fast erzwingend; nachdem er noch auf die wichtige Rolle der Konfluenz- und Furtstädte hingewiesen (welch letzterer Art ja auch der Kongreß-Ort angehöre) und insbesondere gezeigt hat, wie die Anwohner solcher Stellen das natürliche Verkehrshemmnis als einträglichen Zwangsstapel auszunützen bedacht gewesen sind, so daß man deshalb in den Furtstädten die ältesten Niederlassungen und Brücken und Umschlagsplätze erkennen darf, resumirt er sich dahin: Mit ganz wenigen Ausnahmen liegen alle volkreichen Städte der Erde [1]) an Flüssen oder Meeresküsten, viele an beiden zugleich, und meist ist es nicht schwer, in der Beziehung zum Wasser die Ursache des Entstehens und des Großwerdens dieser Städte nachzuweisen. Die physischen Verhältnisse als Urgrund der Entwickelung erkennen wir auch in der lebhaften Wechselwirkung, die sich zwischen der Massenerzeugung der Forst- und Landwirthschaft und des Bergbaues einerseits und der Massenbewegung auf der Wasserstraße, dem Gedeihen des Großgewerbes und des Großhandels andererseits einstellt. Wo die Dinge derart liegen, da pflegt der Verkehr auf dem Flusse zur größten Höhe wirthschaftlicher Bedeutung zu gelangen.

Neben die in physikalischen Bedingungen wurzelnden Ursachen treten nun aber die politischen Einflüsse: feindseliges Verhalten oder freundschaftliche Annäherung der Völker, Krieg und Frieden, Privilegien, Zollwesen und Handelsverträge, Kolonialpolitik und — ein Kind unserer Zeit — die Eisenbahnpolitik, wodurch die kulturgeographische Bedeutung der natürlichen Binnenwasserstraßen hier zurückgedrängt, dort gefördert worden ist. Die Verfolgung dieser Vorgänge kann zu dem Schlusse führen, daß die Einflüsse solcher Art, wo sie sich in einer den physischen Bedingungen entgegengesetzten Richtung geltend gemacht haben, zwar oftmals auf geraume Dauer für die Ausbildung der Verkehrsverhältnisse entscheidend gewesen sind, daß aber doch in der Regel die Natur am Ende sich stärker gezeigt hat, als die Politik, und daß die natürlich begünstigten Verkehrswege, Orte und Landstriche früher oder später auch die

[1]) Vergl. hierzu: E. Deckert, Die Hauptbahnen des Weltverkehrs. Leipzig 1882.

[1]) v. Haug: Gott setzte nach dem weisesten Systeme — die großen Städte meist an große Ströme.

politisch bevorzugten geworden sind, daß aber immer da, wo die politischen Ziele und das politische Geschehen mit der in der Natur begründeten Entwickelung einig waren, die größten Erfolge sich eingestellt haben, und endlich, daß die weltgeschichtlichen Ereignisse sich auch in der Kulturgeschichte der Flüsse wiederspiegeln.

Honsell verständlicht das an verschiedenen Beispielen, zunächst am Nil und dem alten Kulturland Aegypten, dessen „Geschenk“. Aegypten ist ein Stromland im eigentlichsten Sinne des Wortes: seine südliche Grenze fällt mit der Grenze der Schiffbarkeit des Nils an den untersten Katarakten von Syene (Assuan) zusammen, und die dichter bevölkerten Landstriche folgen dem „heiligen Strome“ bis zu seiner Mündung. Der Nil ist seit der frühesten Zeit des Landes einzige Hauptstraße. Die ägyptische Sprache hat für „reisen“ nur das Wort „stromauf-“ und „stromabfahren“. Lange hat er nur dem inneren Verkehre gedient, denn wie nach oben durch die Katarakte, so war er nach unten durch das für die Schiffahrt kaum benutzbare Delta abgeschlossen. Erst mit den Ptolemäern beginnen die erfolgreichen Bemühungen, den Nil zur Welthandelsstraße zu machen. „Der unausgesetzte Widerstreit zwischen den Lagiden und den Seleuciden“, schreibt Mommsen, „ist zugleich ein Kampf des Nils gegen den Euphrat; dieser ist im Besitz, jener der Prätendent“.

Der Euphrat nun verdankt seine Bedeutung als älteste Welthandelsstraße der Annäherung seines schiffbaren Mittellaufes an die syrische Küste. Er ist der Hauptverkehrsweg der Phönizier. Basra ist von den Arabern zur Sicherung der Euphratfahrt und als Mündungsstadt gegründet; außer Babylon haben aber alle Hauptstädte am Tigris gelegen, wegen der leichteren Verbindung mit Inner-Asien; Seleucia, Ktesiphon und Bagdad hatten auch schiffbare Verbindung mit dem Euphrat. Der Tigris ist immer nur so, wie Xenophon es schildert — mit Flößen, die auf Schläuchen schwammen —, befahren worden. Der unmittelbare Verkehr mit Ostasien geht in der Kalifenzeit wesentlich von Bagdad aus. Noch erhöhte Bedeutung erhielt diese Verkehrsstraße, als die Kreuzfahrerstaaten die Vermittelung der südasiatischen Erzeugnisse in die Hand genommen hatten. Aber schon vor Beginn des 14. Jahrhunderts ward der Euphratweg gegenüber dem Nilwege vernachlässigt, und nach der Zerstörung von Bagdad kommt er ganz außer Gebrauch. Es ist die Zeit, da durch die Duldsamkeit, die politische Freundschaft und die leichte Beweglichkeit des Nomadenvolkes in den mongolischen Reichen den unternehmenden venetianischen Kaufleuten die großen Steppenwege nördlich des Kaspischen Meeres, von der Krim aus und südlich von Armenien über Tauris, eröffnet wurden.

Besonderes Interesse gewährt die Geschichte der russischen Binnenwasserstraßen. Dem Alterthume, das beständig im Unklaren war, ob das Kaspische Meer ein Busen des nördlichen Oceans sei oder nicht, blieb die Wolga (Rha) unbekannt. Erst als mit dem Aufblühen der arabischen Reiche sich dort ein großer Bedarf an Pelzwerk eingestellt hatte, wird das Kaspische Meer von Iran aus lebhaft befahren. Im achten Jahrhundert wird Itil oberhalb des Wolgadeltas, Endpunkt dieser Fahrten und von hier aus der ganze Wolgalauf erschlossen. Die Wolga-Bulgaren treten zum Islam über und entwickeln sich ganz und gar als Kaufmanns- und Schiffervolk. Und als die norwegischen Waräger an den Wolgaquellen sich festgesetzt haben, befahren sie den ganzen Strom bis ins Kaspische Meer. Von den Wolgaquellen erreichen sie auf kurzem Landwege die Wasserstraße nach Nischnij-Nowgorod und die Düna als Verbindungsweg mit Gothland, dem Mittelpunkte des damaligen nordischen Handels, und mit der schwedischen Küste. Mit der Zerstörung des bulgarischen Reiches im zehnten Jahrhundert nimmt dieser Verkehr ein jähes Ende. Bis ins neunzehnte Jahrhundert ruht die Schiffahrt auf dem mächtigen Strome fast ganz. — Wie die Wolga für das mohammedanische, so ist der Dnjepr für das christliche Rußland im frühen Mittelalter wichtige Verkehrsstraße, noch früher Hauptweg der Normannen im Osten. Auch hier handelt es sich um einen das ganze Festland durchquerenden Verkehr, indem der Isthmus zwischen Dnjepr und den nördlichen Wasserwegen mit zerlegbaren Schiffen übersetzt wurde. Die Eroberung Rußlands durch die Russen, damals noch fast ausschließlich die Waräger, geht von diesen Wasserstraßen aus, deren wichtigste Punkte, Nowgorod (Wolga) und Kiew (Dnjepr) — der letztere oberhalb der durch Felsriffe erschwerten Fahrt gelegen — die beiden Hauptstädte das ganze Mittelalter hindurch geblieben sind. Wesentlich durch die Verbindung der Wolga- und Dnjeprstraße mit den großrussischen Seen war Nischnij-Nowgorod vom achten bis zehnten Jahrhundert Hauptstapelplatz der orientalischen und byzantinischen Waaren, und zugleich Staatsmittelpunkt. Sofort mit dem Aufschwung Venedigs und der Gründung der Kreuzfahrerstaaten unterliegt auch die Dnjeprstraße gegen den See- und Landweg. Man darf wohl sagen, daß kaum in einem anderen Lande, so wie im Russenreiche, die Flüsse die ursprünglichen, für die Geschicke des Landes wichtigen Verkehrswege gewesen sind.

Eine ähnliche Bedeutung wie die russischen haben die amerikanischen Flüsse. Der Amazonenstrom ist durch Flußschiffahrt in seinem peruanischen Oberlaufe, nicht von dem schwierigen Delta aus, überhaupt entdeckt worden. Dagegen ist der Besitz der La Plata-Mündung und damit die Beherrschung des großen Stromgebietes der Hauptstreitpunkt der portugiesischen und spanischen Politik in Amerika. Andererseits wieder ist es Vorbedingung für das Gedeihen des kommunistischen Jesuitenstaates am oberen Uruguay, daß dieser im Mittellauf für die Bergfahrt durch Stromschnellen gesperrt ist. „Gott hat sie zu unserem Schutze gesetzt“, heißt es dort. In Nordamerika sind für die Neu-England-Staaten weniger die Flüsse, als vielmehr die tiefen Seehäfen von Werth. Dagegen beruht Colbert's umfassende Kolonialpolitik auf dem Gedanken, daß Frankreich durch die Ausdehnung der Kolonien Louisiana und Kanada, der beiden wichtigsten Stromsysteme Amerikas sich bemächtige und dadurch in den Besitz der umklammerten Landschaften gelange, eine Vorstellung von der Bedeutung des Mississippi und des Lorenzstromes, die heute kaum voll verwirklicht ist. In den Vereinigten Staaten gab es vor 1812 nur sehr wenige gute Landstraßen und noch keine Kanäle; aller Verkehr bewegte sich an den Küsten entlang und auf den Flüssen bezw. Binnenseen.

Die Flußgebiete des heutigen Frankreich hat schon Strabo als ganz vorzüglich hervorgehoben. Zu allen Zeiten sind hier die Flüsse als Verkehrswege benutzt worden, und früher als anderwärts hat man begonnen, die „chemins courants“, wie Pascal sie nannte, zu verbessern, bald auch sie durch künstliche Wasserwege zu verbinden (fossae Marianae). Die Lage an der Seine zwischen den Mündungen der Marne und der Oise hat wesentlich zur Größe von Paris beigetragen. Scharf tritt die Eigenschaft als Konfluenzstadt bei Lyon hervor; Orleans und Toulouse sind Flußwinkelstädte, und Frankreichs wichtigere Seehandelsplätze sämmtliche Flußmündungsstädte.

Die Entwickelung der Schiffahrt auf der Donau standen immer die Stromschnellen und -Engen in den mehrfachen Gebirgsdurchbrüchen hindernd im Wege. Wie die Felsriffe des „Eisernen Thores“ trennend gewirkt haben, geht deutlich schon daraus hervor, daß die Donau im Alterthum zwei

verschiedene Namen erhalten hat: Ister unterhalb, Danubius oberhalb jener Katarakte, und lange blieb unbekannt, daß beide ein und derselbe Strom sind. Auch im Mittelalter zweigt die Donaustraße regelmäßig bei Belgrad ab und geht über Sofia und Philippopel, deren Lage durch diesen Zug bedingt war, nach Konstantinopel. Bis ins neunzehnte Jahrhundert bleibt die untere Donau der ödeste Strom Europas. Aber auch in der Gegenwart ist die großartig angelegte Unternehmung der Donau-Dampfschiffahrt noch nicht zu jener machtvollen Entfaltung gelangt, wie sie um so mehr zu wünschen wäre als die Schiffahrt auf der Donau in den Balkanländern eine belangreiche Kulturaufgabe zu erfüllen hat. Bekanntlich sieht der Berliner Vertrag die Beseitigung des weltgeschichtlich wichtig gewordenen Schiffahrts-Hindernisses am „Eisernen Thore“ vor, und die Königl. Ungarische Regierung hat den Vollzug übernommen. Hoffen wir, daß ihr die schwere Aufgabe bald gelingen möge und damit der Donaustrom wirthschaftlich das werde, was er hydrographisch ist: Der Rückgrat der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie.

Im Nordosten des Deutschen Reiches sehen wir die Geschichte der Schiffahrt auf Memel, Weichsel und Oder mit jener des deutschen Ordens und der Hansa-Politik aufs engste verknüpft. Berlin hat sich durchaus als Flußstadt entwickelt und hat, was wenig bekannt, gegenwärtig den größten Binnenschiffahrtsverkehr des Deutschen Reiches.

Und nun zum Rhein. An seinen Ufern begegnen wir überall Stätten alter Kultur. Inwieweit Klima und Bodenbeschaffenheit und der ebene Weg im Thale die Ursache, wieviel die Benutzung des Stromes als Verkehrsweg daran Theil hat, wir wissen es nicht. In den 400 Jahren der Römerherrschaft hat sich am Rheine ein bewegtes Leben entfaltet. Sicher ist, daß damals der Strom als Wasserstraße benutzt war. In der allemannisch-fränkischen Zeit wurden die ober- und mittelrheinischen Gegenden ausschließlich von der Donau und der Rhone aus, auf dem Landwege auch über die Alpen her, mit den Waaren des Orients versorgt, und bis zu den Karolingern verlautet wenig von der Rheinschiffahrt. Allmählich begannen aber die Römerstädte wieder aufzublühen und der Stromverkehr sich zu heben. Karl der Große wollte den indischen Waarenzug gegen den Rhein ablenken durch einen Donau-Main-Kanal, doch der Bau mißlang. Tausend Jahre später durch den Baiernkönig Ludwig I. ist der Gedanke verwirklicht worden, allein die indischen Waaren hatten längst andere Wege eingeschlagen. Zur wichtigen Handelsstraße ist der Rhein erst geworden, als mit der Errichtung des Hansabundes, dem auch Köln angehört hat, der Waarenaustausch sich den nordischen Häfen zuwandte. Doch konnte die Rheinschiffahrt nicht zu gedeihlicher Entwickelung kommen, bevor nicht der Bann des Mittelalters gelöst war, und das hat bis in das 19. Jahrhundert gewährt. Bis dahin ist die Geschichte der Rheinschiffahrt eine Geschichte von Zöllen, Stapel- und Umschlagsrechten und willkürlichen Zwangsmaßregeln der Städte und der vielen kleinen Gebietsherren. Sie alle forderten viel von der Schiffahrt und leisteten ihr wenig oder nichts. Die politischen Hemmnisse überwogen noch die physischen, auch die Strommündungen waren für den Flußverkehr politisch geschlossen. Es hat der umwälzenden Ereignisse zu Anfang unseres Jahrhunderts bedurft, um Wandel zu schaffen, und auch jetzt ward die Schiffahrt nur allmählich von den drückenden Fesseln befreit. Nun kam aber die Einführung der Dampfkraft im Verkehrswesen, zuerst in der Schiffahrt, indeß bald auch mächtig im Landverkehr, und fast schien es, als ob die Schiffahrt im Wettbewerb werde unterliegen müssen. Jetzt galt es die Wasserstraße zu verbessern, und allerwärts begann man die Flüsse zu reguliren und zu kanalisiren. Bald konnte jener Engländer sagen, ein nicht regulirter Fluß komme ihm vor, wie ein Mann in Hemdsärmeln, und es ist nicht unberechtigt, wenn man heute in dem Zustande der Gewässer einen Maßstab für die Kultur des von ihnen durchflossenen Landes erkennen will. Der Rhein in den Gebirgsstrecken konnte noch bis zum Jahre 1830 nur bei höheren Wasserständen mit geladenen Schiffen befahren werden.

Mit Ueberwindung namhafter Schwierigkeiten und mit großen Geldopfern wurden jetzt die hochstreichenden Felsrisse gesprengt, und ist auch sonst die Wasserstraße durch ausgedehnte Bauwerke sehr viel leistungsfähiger gemacht worden, und das Bild, wie es sich nun im Rheinverkehr entrollt, ist ein überaus erfreuliches, wahrhaft großartiges: Wir sehen den Strom sich beleben mit schmucken Dampfern, mit stattlichen Schleppzügen und mit Eilgüterbooten; von Jahr zu Jahr nimmt die Zahl der Schiffe zu und ebenso ihre Tragfähigkeit. Der Verkehr steigt auf nie geahnte Höhe. Von drei Seehäfen ersten Ranges schwimmen die werthvollen Erzeugnisse der fremden Welttheile bis hoch in das Binnenland, den Umkreis des rheinischen Handels erweiternd. Der Bergbau an der Ruhr nimmt gewaltige Ausdehnung an. Allerwärts entstehen Fabrikanlagen, und überall macht sich das Bedürfniß geltend nach Erweiterung der alten und Herstellung neuer Hafenanlagen, die Städte wachsen; ja hier, inmitten des alten Europa und inmitten des 19. Jahrhunderts, hat sich Mannheim, der Hauptstadt des Oberrheins und Mündungsstadt des Neckars gegenüber, eine Stadtbildung vollzogen — Ludwigshafen. Gesittung und reges Treiben, gesunder Unternehmungsgeist, Wohlstand und Frohmuth herrschen am ganzen Rhein und an seinen schiffbaren Nebenflüssen. Im Rheingebiet sehen wir aber auch, was bei der Gunst der Natur die der Wasserstraße zugewandte Fürsorge weiser Regierungen Segensreiches bewirken kann. Möge sie dem schönen Strome, möge sie allen Wasserstraßen erhalten bleiben oder in gleichem Maße zu Theil werden!

Im Weltverkehr gilt in erster Reihe: die Schiffahrt schafft das rechte Leben; stolz klingt der Spruch am Seemannshause in Bremen: Navigare necesse est, vivere non est necesse. Möchte die kulturbefruchtende Bedeutung der Flüsse überhaupt mehr und mehr allseits gewürdigt werden! Sie dienen, hochbedeutsam genug, ebenso dem wirthschaftlich Schwachen wie den großen Betrieben. Der Flußverkehr ernährt eine zahlreiche Bevölkerung durch die selbstständige oder verantwortungsvolle Ausübung eines Gewerbes, das in steter Berührung mit der freien Natur Kraft und Muth erfordert und giebt. Die Vortheile der überall zugänglichen Wasserstraße, sie bestehen für alle Uferanwohner. Im Gegensatz zu den Eisenbahnen wirkt so der Wasserverkehr einem Uebel unserer Zeit entgegen: der Vermehrung völlig vom Großkapital abhängiger Existenzen, dem ungesunden Anwachsen der Städte und dem Rückgange des flachen Landes. Also nicht allein volkswirthschaftlich, insbesondere auch von einem gesellschaftspolitischen Gesichtspunkte aus ist es freudig zu begrüßen, wenn unsere Zeit die Pflege der Wasserstraßen sich ernstlich angelegen sein läßt, und wenn überhaupt das Bestreben dahin gerichtet ist, die in den fließenden Gewässern gebotenen Kräfte so viel als möglich zu nützen, wie andererseits den kulturfeindlichen Zuständen und Ausschreitungen der Flüsse, den verderblichen Hochfluthen, kräftig zu wehren, um auch so Pindar's Wort immer mehr wahr zu machen:

τὸ ἄριστον μὲν ὕδωρ,

Das Köstlichste ist und bleibt doch das Wasser.

B. D.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen.

XIII.[1])

(Mit fünf Abbildungen.)

Da Giraud bei seiner Ankunft in Karema einen großen Theil seiner Leute entlassen, bezw. an Kapitän Storms abgetreten hatte, so waren ihm nur noch fünfzig übrig geblieben — die kräftigsten und abgehärtetsten, zugleich aber auch die undisciplinirtesten. Eingeschlossen in diese Zahl war auch Wadi Combo nebst seinen acht Begleitern, die nach Unianiembe gesandt worden waren, um Sefu aufzufinden. Deren Rückkehr mußte abgewartet werden, bevor man von Karema aufbrechen konnte.

Als „Niambara" (Kommandanten) seiner Leute hatte der Reisende Wadi Asmani eingesetzt, weil er der älteste von ihnen war, derselbe entwickelte aber in seinem Amte eine ganze Reihe von sehr schlechten Eigenschaften, so daß ernstlich daran gedacht werden mußte, ihn zu beseitigen, und Wadi Combo an seine Stelle zu setzen. Wahrscheinlich weil er das ahnte, erregte er eine förmliche Revolte bei der Karawane, die auf nichts geringeres ausging, als unter Zurücklassung Giraud's vom Tanganika geraden Wegs gegen Zansibar aufzubrechen. Nur Farraji, der Unterkommandant, nahm nicht Theil an der Verschwörung, einfach, weil er dadurch seinen verdienten Lohn zu verlieren fürchtete, und Kamna, sowie Hassani folgten nur, weil sie ihr Leben gewagt haben würden, wenn sie sich ausgeschlossen hätten. Sie bestätigten auch heimlich, daß Wadi Asmani selbst die Seele des Aufruhrs sei, obwohl er sich stelle, als folge er nur gezwungen.

Giraud versuchte erst durch Kaltblütigkeit und scheinbare Gleichgültigkeit Herr der Lage zu bleiben, endlich riß ihn aber doch der Zorn über den Verräther hin, und er gebot demselben, die Hütte zu verlassen und niemals wieder zu betreten. Dann begab er sich hinaus, und er fand die Karawane — ein paar Nachzügler ausgenommen — thatsächlich bereits abgezogen. Raschid, der stellvertretende Kommandant des Forts Karema, ein intelligenter Araber von den Komoren, rieth die Sache zunächst ruhig abzuwarten und es erst am nächsten Tage mit Unterhandlungen zu versuchen. Die Neger zwingen zu wollen, ihrem Anführer nicht zu folgen, könne zu nichts Gutem führen, dagegen sei es durchaus wahrscheinlich, daß die Leute in zwei bis drei Tagen aus freien Stücken zurückkehren würden, weil ihnen ihre neue Lage nicht behagte. So seien die Schwarzen eben.

Da Wadi Asmani aus Klugheit die formelle Führerschaft nicht übernommen hatte, so hatten sie Songoro und Bilali Mafta provisorisch an ihre Spitze gestellt, und nach vierstündigem Marsche hatten sie sich bei Schata gelagert, um von dort am anderen Tage gegen Tabora weiter zu ziehen, nachdem sie sich vorher einen definitiven Führer gewählt hatten. Diese Nachrichten brachten Hassani und Kamna, die ihrem Versprechen gemäß in der Nacht zu Giraud zurückkamen.

Am nächsten Morgen wurde Farraji als Unterhändler zu den Rebellen ins Lager gesandt, mit dem Auftrage, sie über ihre Klagen zu befragen, und ihnen unbestimmte Vorschläge zu machen. Er kehrte am Abend zurück, ohne das geringste ausgerichtet oder gethan zu haben, und drei Tage blieb Giraud in Karema vollständig verlassen, bis ihm endlich die Aufrührer erklären ließen, daß sie bis auf weiteres zu ihm zurückkommen, und Wadi Combos Rückkunft abwarten wollten. Es geschah dies auch wirklich, und indem sie ohne weiteres an ihre tägliche Beschäftigung gingen, sahen die Burschen trübselig genug aus. Einige verlangten alsbald Medizin, weil sie vom Fieber geplagt wurden.

Endlich, acht Tage nach der Revolte, kamen Nachrichten von Wadi Combo, in den Giraud seines offenen, ritterlichen Wesens wegen so großes Vertrauen setzte, und der so sehnlichst erwartet wurde. Dieselben lauteten aber keineswegs erfreulich. Mitten auf dem Wege zwischen Karema und Tabora war er von einem Häuptlinge, Namens Moina Miega gefangen genommen worden, und nur gegen ein Lösegeld sollte er wieder freigegeben werden. Den beiden Boten war es auch schwer genug geworden, nach Karema zurückzukommen.

Von der Karawane erzählten sie, daß dieselbe zweimal von Rugas-Rugas angegriffen worden war, endlich aber war sie auf Heeresabtheilungen Mirambos gestoßen, die verschiedene Bomas belagerten, und einer der Heerführer, mit Namen Moinanga, hatte sich ihr sehr freundlich gezeigt. Auf den Bericht der Boten hatte derselbe auch sofort eine Schaar gegen Moina Miega gesandt, um Wadi Combo zu befreien. Giraud schickte ihm daher durch Ferraji und Hassani ein möglichst kostbares Geschenk. Gegen die feindlichen Bomas führte Moinanga den Krieg übrigens mit aller Härte, und in Saroma, nahe bei Karema, blieb nach seiner Einnahme nicht ein Mann leben.

Nachdem nun wieder drei Wochen vergangen waren, kehrte Ferraji mit der Freudenbotschaft zurück, daß Wadi Combo wieder frei sei und sich aller Wahrscheinlichkeit nach bereits in dem Lager Moinangas befinden werde, und zwei Tage später zog der schwer Vermißte selbst mit der Karawane unter großem Jubel wieder in Karema ein (S. Abbildung 1). Giraud begrüßend, sagte er: „Deine Befehle sind ausgeführt, Herr. Nur ein Gewehr habe ich verloren, das mir ein Ueberläufer entwendet hat. Auch die Stoffe, die Sefu gekauft hat, sind unberührt, bis auf ein paar Stücke, die ich zur Bezahlung verwenden mußte." Das war viel mehr, als erwartet werden konnte. Nun war wieder für Unterhalt auf ein volles Jahr gesorgt, und zugleich waren die Leute mehr als genügend ausgeruht. Dazu die gute Bewaffnung! Was hinderte nun daran, an die Ausführung weiterer Reisepläne zu denken, und vor allen Dingen den Tanganika zu queren, um dadurch eine Schranke gegen Zansibar hin zu errichten, damit die Karawane nicht wieder auf Abzug sinnen könne?

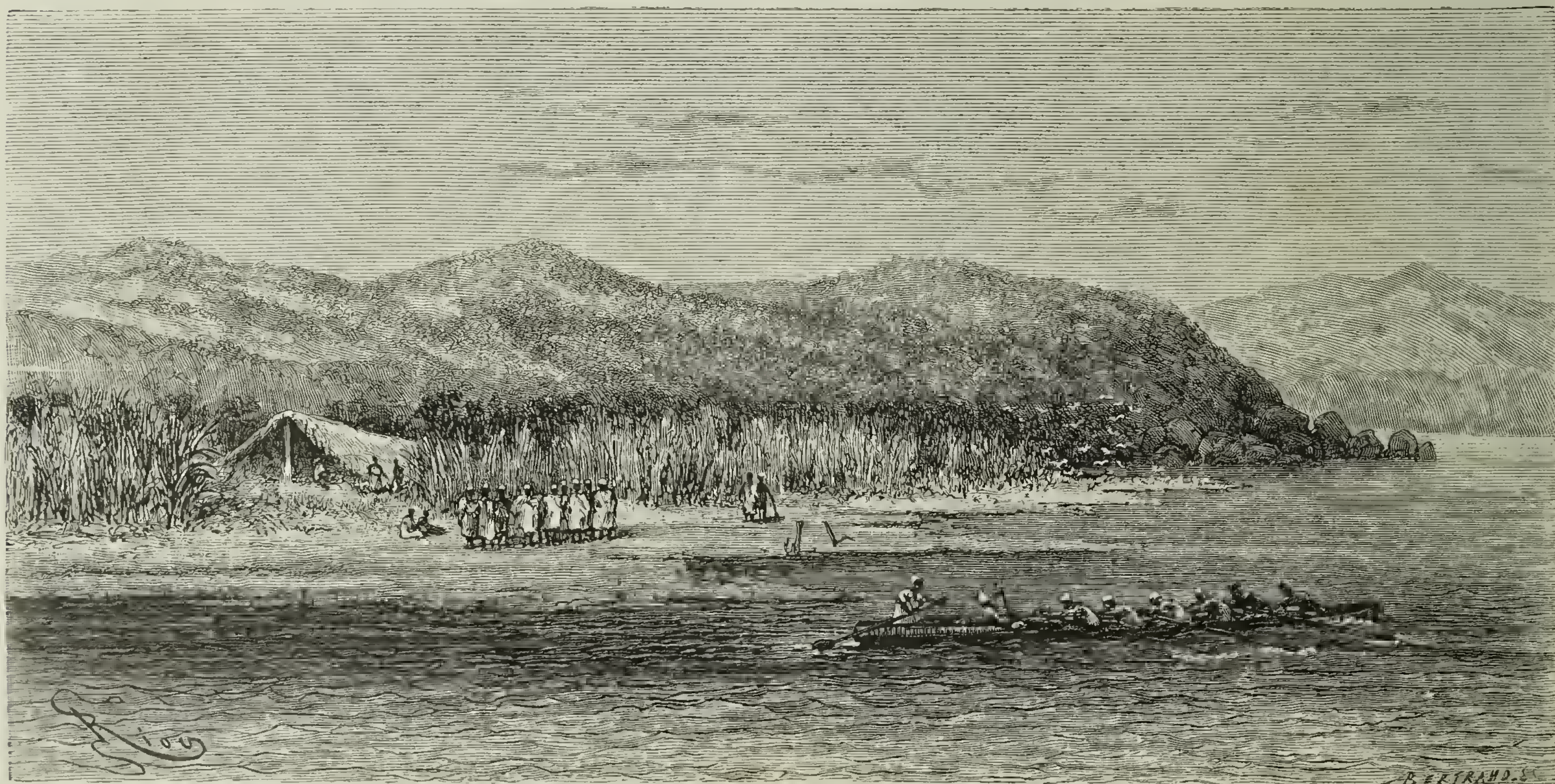
Leider begannen alsbald wieder die Aeußerungen der Unzufriedenheit im Lager. Die Leute wollten nach Zansibar zurück, und eine Partei war offenbar noch immer gemeint,

---

[1]) Vergl. Globus, Bd. 53, S. 180.

eventuell auch ohne Giraud dahin aufzubrechen und ihn seinem Schicksale zu überlassen. In dieser Lage nahm der Reisende Wadi Combo bei Seite, und fragte ihn, ob auch er ihn zu verlassen gedenke. Wadi Combo versicherte ihm

Ankunft Wadi Combo's.



Abfahrt von Karema.

seine Treue, erklärte aber gleichzeitig auch, daß mit den Zansibar-Männern, die ein Jahr lang ihre Insel nicht mehr gesehen hätten, kaum noch viel anzufangen sein werde. Sodann bot er an den folgenden Tagen zusammen mit

Farraji alles auf, um die Leute zur Ordnung zu bringen, und mit einem Theile gelang es ihnen auch. Die meisten erklärten aber mit kindlicher Offenheit, daß ihre Treue nur eine bedingte sein werde.

Als Giraud seine Stellung auf diese Weise bei der Mehrzahl wieder befestigt sah, entschloß er sich zu einem entscheidenden Schritte. Er hieß den Abtrünnigen die Gewehre nehmen und das Lager anzünden, und dieser sein Befehl wurde prompt und mit förmlichem Enthusiasmus ausgeführt. Er zeigte sich auch wirksam: am Abend waren alle bis auf einen, der in die Wildniß zurückkehrte, zu folgen bereit, und am nächsten Tage marschirte sie nach Kilandu ab, weil nur dort eine genügende Zahl von Kähnen zum Uebersetzen des Sees zu finden war. Giraud selbst beschloß, im Kahne nach demselben Orte zu fahren, und ein paar Tage nach dem Aufbruche der Karawane, als — am 27. April — der starke Südwind aufhörte, sagte er Karema Lebewohl (S. Abbildung 2). Der Seegang und die Klippen machten die Fahrt allerdings nichts weniger als angenehm, und mehr als einmal kam das Gepäck des Reisenden in Gefahr. Nebenbei wurde aber auf ein Hippopotamus, auf badende Büffel, oder auf Gänse Jagd gemacht. Bei Kalearia, wo man die Nacht kampirte, beobachtete man eine große Zahl Flamingos, die in langer Reihe im Wasser nahe am Ufer standen und fischten, und die sich dabei auch durch den Knall der Büchse nicht stören ließen.

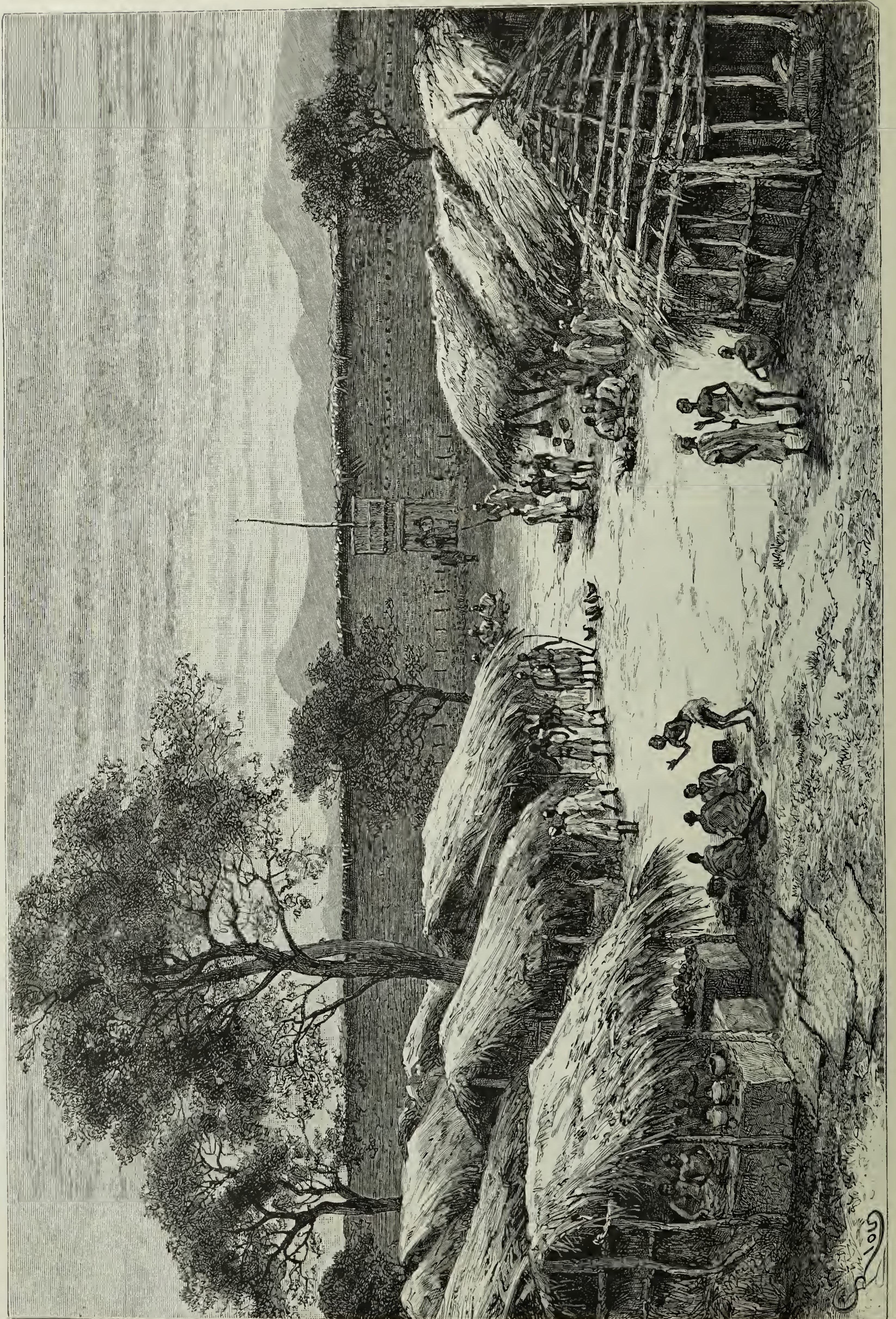
Die menschliche Bevölkerung ist in dieser Gegend des Tanganika ziemlich dicht, trotzdem sieht man aber nirgends



Katogoro.

ein Dorf, weil sich dieselben immer in der Tiefe des Dickichts verbergen. Auch den Besitzer eines großen Kahns, dessen man zum Uebersetzen des Sees bedurfte, mußte man erst dort aufsuchen, und dann brauchte es lange Zeit, um ihn zu dem bedenklichen Unternehmen zu bewegen. Starker Südwind machte die Fahrt bei Tage unmöglich, so daß man die Nacht dazu benutzen mußte. Nach fünftätiger Reise kam man in Katogoro, das an der schönen, geschützten Bucht von Kilandu liegt, an, und bereits drei Tage früher war dort auch die Karawane eingetroffen. Um sich vor einem Löwen zu schützen, der die Gegend durch seine nächtlichen Streifzüge unsicher machte, hatten die Bewohner des Ortes neben ihren Hütten 7 bis 8 m hohe Pfahlgerüste errichtet (S. Abbildung 3). Die Bestie zu erlegen gelang auch den Leuten Giraud's nicht, und die Eingeborenen glaubten darum desto fester, daß sie in Wirklichkeit ein böser Zauberer („muzimu“) sei.

Den Preis der Ueberfahrt festzusetzen, kostete eine dreitägige Verhandlung. Endlich verstanden sich die Kahnbesitzer dazu, die Karawane nach der Insel Manda, die nahe beim anderen Ufer lag, hinüber zu rudern — an die hundert Leute in fünf ausgehöhlten Baumstämmen. Zuerst ging es aber nach der öden Zauberer-Insel aus Granitfels, die nahe bei Kilandu aus dem See emporragt; man befragte dort die höheren Mächte um die Aussichten der weiten Reise, und erst als das Orakel infolge der schönen Geschenke, die ihm gemacht wurden, Gutes verhieß, da machte man sich auf zur Weiterfahrt. Da die Einschiffung zeitig am Nachmittage erfolgte, so gab es aber wieder einen harten Kampf mit Wind und Wellen zu bestehen.



Mpala.

Die Boote hielten sich dabei immer möglichst fern von einander, damit im Falle eines Unglückes die Insassen des einen nicht etwa die des anderen aus dem Wasser zu ziehen hätten. Erst am Abende wurde es ruhig, und dann ging die Fahrt bis Kapampa, an der Westseite des Sees, glücklich von statten. Bei diesem Orte, der am Fuße eines etwa 400 m hohen steilen Vorsprunges des Marungu-Gebirges liegt und der nur aus einigen Hütten besteht, wurde nach Mitternacht Rast gemacht. Ein paar Ficusbäume und Ricinusstauden, ein kleines Tabakfeld, ein ebensolches Maisfeld und ein großes Boot schienen den ganzen Reichthum der armseligen Bevölkerung auszumachen, und wohl die Hälfte derselben war gerade pockenkrank. Das Boot wurde von Giraud gekauft, und da er auch in Kilandu eins eigenthümlich erworben hatte, so ging die Fahrt nunmehr in zwei Booten an der Küste nordwärts. Bei Tonge, einem anderen Dörfchen aus nur drei Hütten, erlegte Hassani einen anthropoiden Affen, der Soko genannt wird und der sich auf den Bäumen große Nester baut. Die Leute waren darüber sehr entsetzt, denn sie sahen darin einen förmlichen Mord. Für die Mais- und Sorghum-Felder ist diese Affenart aber keine geringe Plage.

Die Küste wurde auf der ganzen Strecke durch eine einförmige Gebirgs-Mauer, die bis auf ihre höchste Höhe hinauf mit mäßigem Holzwuchs bestanden war, und an der sich nur zahlreiche Wildbachbetten als dunkle Linien herunterzogen. Das Wetter war schlecht und hinderte sehr das Vorwärtskommen. Zweimal schlug auch das Boot, welches



Schuppen für Kähne in Mpala.

Giraud trug, um, und vor der Manda-Bucht kam es sogar in Gefahr auf einer vorgelagerten Barre zu zerschellen, aber schließlich wurden doch alle diese Fährlichkeiten glücklich, und ohne wesentliche Verluste an Gepäck, überstanden. Ein Theil der Karawane hatte, da die Kähne nicht Raum genug boten, von Kapampa einen viertägigen mühseligen Landmarsch nach Manda zurücklegen müssen.

In Manda, das als Sklavenmarkt von Bedeutung ist, und dessen Umgebung nicht ganz so unfruchtbar aussieht wie die übrige Küstengegend entlang dem Marungu-Gebirge, erkrankten mehrere Leute an den Pocken, die die ganze Gegend heimsuchten, und die auch Karema nicht verschont hatten. Man gab ihnen Medicin und miethete einen kleinen Kahn für sie, um ihnen weitere Strapazen zu ersparen, und so ging es weiter an der bergigen Küste hin, immer nur in vierstündiger Nachtfahrt, da der Gegenwind die ganze übrige Zeit zu stark war.

Am 26. Mai lief die Expedition in den kleinen Hafen Mpala ein, durch Freudenschüsse ihre Ankunft kund gebend, und von Kapitän Storms am Ausschiffungsplatze freundlich empfangen. Der wackere Mann hatte in den letztvergangenen $2\frac{1}{2}$ Monaten auch mancherlei durchzumachen gehabt. Seine Ueberfahrt war noch langwieriger und beschwerlicher gewesen als diejenige Giraud's, und sodann war er arg vom Fieber geplagt worden. Seine Station lag auf einem Hügelrücken etwa 50 m über dem See, und die ganze Anlage legte von der Thatkraft und dem praktisch-klugen Sinne des Kapitän Storms ein beredtes Zeugniß ab. Am Fuße des Hügels breitet sich auch hier eine grüne

Alluvial-Ebene aus, die reiche Ernten verspricht. Um den Hafen zu verbessern, arbeitete Storms mit seinen Leuten rüstig an der Herstellung eines künstlichen Dammes. Die Station selbst bestand aus dem „Tempe" — einer Art Citadelle, die zugleich als Hauptmagazin und als Aufenthalt der Europäer diente — und aus dem Dorfe, in dessen Hütten die Askaris hausten (S. Abbildung 4). Ihre Lage ist im allgemeinen gesund, die Temperatur sank gegen Ende Mai in der Nacht auf 6° C., und das ganze Land ist bis Ituа (gegenüber von Ujiji) weniger bergig, als gegen Kapampa hin, sowie zugleich auch viel fruchtbarer und bevölkerter. Mpala an diesem günstigen Punkte zu begründen, war Storms namentlich durch die Feindseligkeit Russingas, der seinen Sitz zwei Tagereisen weit im Gebirge hatte, sehr erschwert worden, und noch während der Anwesenheit Giraud's war die Frage, wie man sich dieses Häuptlings dauernd erwehren könne, eine der wichtigsten.

Zwei Tage später sollte von Mpala nach dem Kongo aufgebrochen werden, da kam in der Nacht der Missionär Brooks in seinem Dau an, mit der Botschaft, daß die Manyema im Verein mit den Arabern sich gegen Stanley erhoben hätten, und daß Tipoo Tib und Juma Merikani, die beiden mächtigsten arabischen Häuptlinge am oberen Kongo, im Begriffe stünden, ihn mit 3000 Feuergewehren anzugreifen [1]). Ein Brief Stanley's an Storms bekräftigte diese Nachricht.

Nicht sobald erfuhren die Leute Giraud's die Neuigkeit, als sie sich von neuem weigerten, die gefährliche Reise gen Westen fortzusetzen, und zwar entschiedener als je zuvor. Sie wollten zurück nach Zansibar, und gerade so wie in Karema, zogen sie auch unverweilt von dannen. Auch Wadi Combo, Hassani und Kamna schlossen sich diesmal den Abtrünnigen an, ja der erstere führte sie sogar an, und die Sache war um so schlimmer, als diesmal die Gewehre sowie auch ein Theil der Munition und der Bagage in ihrer Hand geblieben waren. Etwa eine Stunde wegs entfernt bemächtigten sie sich mit Gewalt eines Dorfes, und dort setzten sie sich fest, um einige Tage später die Station Mpala selbst feindlich zu bedrohen. Es wurden zwar wieder Unterhandlungen begonnen, dieselben führten aber zu nichts. Die Aufrührer erklärten, daß sie ohne Stoffe nicht nach Zansibar ziehen könnten, und daß sie deshalb die Umgegend plündern würden, bis Giraud ihre Bedingungen annehmen und ihnen folgen würde. Er sei ja ein guter Herr, aber sie wollten endlich um jeden Preis ihre Insel wiedersehen.

[1]) Es handelt sich um die Zeit, in der Tipoo Tib Stanley zu den bekannten Konzessionen zwang, und sich zum Gouverneur am oberen Kongo einsetzen ließ.

Der Bronzefund von Nanzdiezweiler in der Pfalz.

Von Dr. C. Mehlis.

Dem lang gedehnten „Bruche" oder Moore, welches sich im Herzen der bayerischen Pfalz von Homburg über Landstuhl nach Kaiserslautern zu ausdehnt, entfließen nach Norden zu drei bedeutendere Wasseradern: Glan, Mohrbach, Lauter [1]). Die beiden ersteren Wasseradern vereinigen sich oberhalb dem idyllisch gelegenen Orte Glanmünchweiler. Vor der Vereinigung durchbricht der junge Glan die an 300 m hohen Berge zur Rechten und Linken in enger Spalte. Vor dieser Spalte breiten sich auf anmuthigem Wiesengrunde drei kleine Ortschaften aus: zu oberst Dietschweiler, dem gegenüber zur Linken des helläugigen Glans Nanzweiler, und zur Rechten Nanzdiezweiler. Der sonderbare Name des letzteren Oertchens hat wohl weder mit „nonus", noch mit „decimus" etwas zu thun, sondern ist als Kolonie der beiden Nachbarorte Nanz- und Dietsch- (oder Diez-)weiler zu betrachten. In Nanz-weiler steckt der Eigenname Nanna, davon in der Nähe Nannstuhl, in Diezweiler der bekannte Personenname Diez, in älterer Form Teuzo, Teuto, Tinto (im althochdeutsch thioda). Beide Orte sind der Endung „weiler" nach alamanische Gründungen.

Daß aber schon vor diesen Germanen Römer hier ansässig waren, beweist der 1881 oberhalb Nanzweiler auf dem sogenannten „Buckel" vorgefundene Matronenstein, der durch den Verfasser nach Speyer gebracht wurde.

Auf dem Ostufer des nach Norden fließenden Glans ziehen quer über den Höhenzug zwischen zwei 298 und 332 m hohen Bergrücken hindurch mehrere Wege zum Mohrbach nach Nieder-, Kirch- und Obermohr. Steil fällt dieser Höhenzug hinab zum Glan. Dort, wo sich derselbe unmittelbar über dem Nordostende des Oertchens emporwölbt, lag hart am sogenannten Gebreiterwege eine frisch geackerte Fläche. Hier machte an einem Platze, an welchem nach der Ortssage ein altes „Schloß" gestanden sein soll, der Eigenthümer Holzhauser Anfang April 1888 einen merkwürdigen Befund. Unter roh gestoßenen, zu einem Gewölbe vereinigten, gelbgrünen und rothen Sandsteinen stieß derselbe auf eine große Anzahl von Bronze-Ringen, etwa 30 an Zahl. Die meisten derselben (24) haben einen Durchmesser von 5,8 cm im Lichten, 4 von 8 bis 9 cm und 2 von 14 bis 15 cm. Der gute Mann hielt anfangs die Masse für Gold, sandte Proben der Ringe zum Schmied und nach Neunkirchen, steckte einzelne ins Feuer, zerhieb andere, streckte den, sägte jenen an, kurz, er wollte durchaus einen Goldfund gemacht haben.

Eine Probe sandte Distriktsschulinspektor Pfarrer Schäfer (alias „Fritz Claus", ein bekannter Dialektdichter) an den Berichterstatter, und da ich sofort die alte Bronze erkannte, die fast bis zur völligen Oxydation vom Alter verdorben war, machte ich mich am 27. April auf den Weg, um in Begleitung des genannten liebenswürdigen Herrn Geistlichen und des Herrn Lehrers Gammling von Kirchmohrs hochgelegenem Pfarrhaus über den Bergrücken am Maulsberge vorüber nach dem Fundplatze zu wallfahrten.

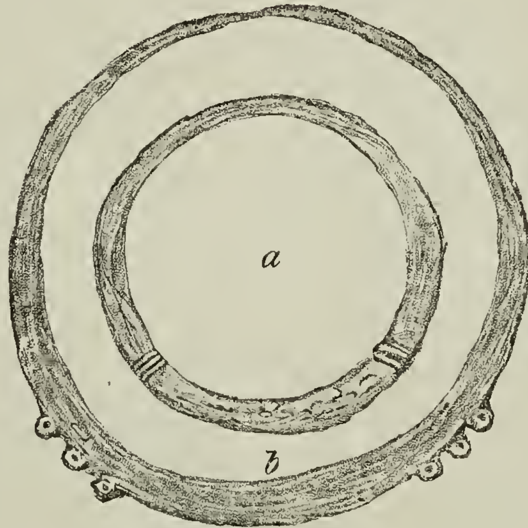
Der Punkt ist wohlgelegen und bietet eine prächtige Rundsicht auf den Glangrund zur Linken, über dessen Randhöhen im Südwesten die gewölbten Höhenrücken von Homburg und Zweibrücken herüberschauen, während im Norden rechts des Glans der hochscheitelige Potzberg, links desselben

[1]) Vergl. zur Geologie und Hydrographie des pfälzischen Seebeckens: A. Leppla: „Die westpfälzische Moorniederung und das Diluvium." München 1886.

der Remigiusberg mit Kirchlein und Burgruine das idyllische Bild umrahmen. Zu einer Todtenstätte war der Punkt gut gewählt, der den Lebenden hier an die blühende Natur erinnerte und an die heimischen Berge, denen seine Vorfahren seit Jahrhunderten zugethan waren. Götter und Ahnen wurden ja seit ältester Zeit auf Aussichtsgipfeln verehrt.

Sofort ließen wir von freundlichen Ausgräbern den Fundplatz ausräumen, und nach einigen Stunden Arbeit, in welchen es glückte noch einen 8 cm im Durchmesser haltenden Fußring aus Bronze, zwei Stücke eines mit halbringförmigen Ansätzen versehenen Halsringes und einen halben Armreif dem Boden zu entreißen, sowie mehrere dazu gehörige Scherben, ein Stückchen kalcinirten Knochens — andere Sachen, wie verrostete Messerklingen, Kohlenstücke, bunte Scherben u. s. w. dagegen ließen wir dem Kartoffelfelde — konstatiren wir folgende Thatsachen:

Nach noch vorhandenen Resten befand sich hier an der Stelle des alten „Schlosses“ ein Grabhügelbau, dessen Kern zum Theil noch erhalten ist. Dieser Kern besteht aus einem gewölbeartigen Bau, der nicht ohne Kunst aus gestoßenen, keilförmigen Sandsteinen hergestellt ist. Das Gewölbe hat noch eine Stärke von 20 bis 40 cm; in 40 cm stößt man auf rothen Letten, den Urboden. In der Mitte war dies Gewölbe im Laufe der Jahrhunderte zusammengestürzt, und hier stieß der Besitzer in einer Senkung, welche von SOS nach NWN auf eine Länge von circa 3 m zieht, auf obige Ringe. Am Ende dieser Vertiefung nach SOS zu lag ein Halsring von 18 cm Durchmesser im Lichten. Der 1,5 cm starke im Querschnitt runde Bronzering verdünnt sich an den durch Rost zusammengewachsenen Enden; nach vorn zu trug er sechs kleine Ringlein (von 0,2 cm im Lichten), welche zum Einhängen von Presilien und Amuletten gedient haben mochten (Vergl. Fig. *b*). Ein zweiter Halsring von 14 cm Durchmesser fand sich leider nur in Stücken. Seine ganze Vorderseite war mit etwa 20 angegossenen Ringlein besetzt. Nach der ganzen Sachlage trug eine Person diese zwei Halsringe, was nicht befremdet, wenn man sich erinnert, daß die Leiche zu Beckerslohe bei Nürnberg drei Stück Halsringe an sich trug. Abwärts lagen zu beiden Seiten etwa 25 Stück kleinere Reifen, welche man nach ihrer Lage als Armringe bezeichnen muß. Unter ihnen sind drei Typen. Der erste von 5,8 cm Durchmesser ist mit einem Stück, die anderen zwei Typen mit je 12 Stück vertreten. Der Querschnitt des ersten Typus bildet ein rechtwinkliges Dreieck, dessen Katheten von zwei Geraden, dessen Hypothenuse von einem Kreisbogen gebildet wird [1]). Der zweite Typus besteht aus einem plattenförmigen Bronzedraht mit viereckigem Querschnitte, der dritte aus einem runden Bronzedraht mit kreisförmigem Querschnitt. Letztere zwei Arten tragen als Ornamente auf der Außenseite zu kleinen Gruppen vereinigte feine Querlinien.



a. Fußring, $^1/_3$, b. Halsring, $^3/_{10}$ der natürl. Gr., von Nanzdiezweiler i. d. Pfalz.

Zu Füßen fanden sich je zwei starke, gerundete Bronzeringe von 8 bis 9 cm im Durchmesser, und zwar in zwei Typen. Der erste, rohere trägt an seinem Aeußeren weder eine Ausladung noch ein Ornament. Der zweite ist an zwei Stellen mit je drei scharfkantigen Stellen geschmückt (Vergl. Fig. *a*). Je ein roherer und feinerer Fußring lagen zusammen; jene sind innen an je zwei Stellen abgeschliffen, diese intakt. Der erstere war wohl quer vom Knöchel zum Reihen unten, der zweite verzierte darüber oben befestigt gewesen. Noch heute tragen die Frauen bei Negerstämmen des inneren Afrikas solche plumpe Knöchelringe als Schmuck. — Die vorhandenen alten Scherben sind gelb, zeigen gleichmäßige Masse, sind ziemlich dünnwandig (5 mm) und gehörten nach einem Randstücke zu einer weiten und flachen Schale, die nach der Lage der Scherben zwischen den Fußringen stand.

Die nächste Frage, liegt hier Bestattung oder Leichenbrand vor, ist bei dem ruinösen Zustande des Tumulus schwer zu entscheiden. Ist nicht zu leugnen, daß bei der Dünnheit der überlagernden Humusschicht die Knochen, auf die noch ein schwarzer Moderrest zwischen den Bronzeringen bezogen werden könnte, recht gut völlig absorbirt sein können, so scheint dagegen das eine Stückchen schwarzen, porösen Stoffes nicht kohliger Art als calcinirter Knochen anzusprechen zu sein. Für Leichenbrand sprechen auch die Grabbefunde in Tumulis der Nachbargegend mit analogen Bronzefunden, welche die Herren Ingenieure Göhring und Kollege Dr. Harster bei Aschbach und Potzbach 1884 bis 1885 gemacht haben. Auch hier Tumuli mit Steinkern, deren Beigaben in rohem Bronzeschmuck, selbst in einigen Feuersteinartefacten (Pfeil!), sowie primitiven Töpfereien bestand, aber keine Spur von Eisen aufwies (Vergl. „Die Ausgrabungen des historischen Vereines der Pfalz“. Speyer 1886, S. 4 — 9, mit Tafel II bis VI).

Ganz analog ist auch der zu Odernheim am Glan 1886 gemachte Befund eines aus 14 Bronzearmreifen bestehenden Schmuckgewindes, dessen Reifen mit dem zweiten Typus der Nanzdiezweiler Armringe in Form und Ornamentik genau übereinstimmen; nur sind erstere um eine Nuance größer (Vergl. d. V.'s „Studien“, X. Abth., S. 103 bis 106 und Abbildung 14). Die Odernheimer Ringe haben wir in die Hallstattzeit versetzt. Es ist kein Anstand zu nehmen, auch den Nanzdiezweiler Bronzefund der Zeit nach in dieselbe Periode zu stellen, in die erste Hälfte des 1. Jahrtausends v. Chr. Nur sei dabei bemerkt, daß nach Anhaltspunkten die pfälzische Bronzezeit noch in die Periode hinabzureichen scheint, welche in den Alpen in ihrer Nähe durch die Eisensachen der Hallstatter Zeit ausgefüllt wird. An Eisen erinnern hier nur einzelne Rinnen in den Gewölbesteinen.

Während im Süden und Osten von den Gestaden des Mittelmeeres her schon lange die Bekanntschaft mit dem Eisen verbreitet war, hing man hier im abgelegenen Westreiche noch an altväterlicher Sitte, welche den Todten und besonders die Frau — denn eine solche ward hier bestattet — mit dem glänzendhellen Schmucke, der aber in alter Weise gearbeitet war, ausgerüstet hat. Ob nicht daneben im gewöhnlichen Leben der Gebrauch von Eisenwaffen und Eisenwerkzeug auch damals schon einherlief, das müssen wir der Entscheidung weiterer glücklicher Grabfunde überlassen.

Das aber kann als gesichert angenommen werden, daß nach den Spuren eiserner Werkzeuge an den Rinnen der Gewölbesteine dieser Tumulus mit seinem Bronzeschmuck an das Ende der Bronzezeit im Mittelrheinlande und in die Uebergangsperiode zur älteren Eisenzeit gesetzt werden muß. Der Bronzeschmuck an sich beweist ja die Bronzezeit strikte nicht, auch nicht die durch mögliche Ueberlieferung fortgepflanzte Form des Schmuckes, sondern nur

[1]) Es wäre möglich, daß dieser unten platte, oben kantige Reif als Brustschmuck diente, ähnlich den römischen Phaleren.

Bronzewerkzeuge und Bronzewaffen. Gerade diese fehlen aber vielfach in den älteren Metallgrabhügeln des Mittelrheinlandes; deshalb ist gegenüber einer das Eisen ausschließenden Zeitsetzung dieser Hügel Vorsicht am Platze!

Zum Schlusse noch die Mittheilung, daß auch diese reichen Bronzefunde, wie die von Odernheim, Aschbach und Potzbach, an das Kreismuseum zu Speyer gelangten und zwar durch den Verfasser. Schade, daß einige Ringe gelitten haben und einer verloren ging; erhalten blieben 30 Stück.

Dürkheim, Ende April 1888.

Die Landwirthschaft in China.

Von Dr. Joseph Grunzel.

3.

Das seit jeher in China zur Anwendung gebrachte Wirthschaftssystem ist die Fruchtwechselwirthschaft, doch haben dort andere Gründe zu derselben geführt als in Europa. Bei uns war die Veranlassung vor allem die Sorge des Landmannes, den Boden durch einseitige Entziehung chemischer Stoffe nicht vollständig auszubeuten, sondern durch einen gleichmäßigen Turnus zu bewirken, daß sich die Pflanzen gegenseitig den Boden vorbereiten. Dem Chinesen dagegen war es bei dem Mangel an Märkten und Kommunikationen seines Landes vor allem darum zu thun, seinen Eigenbedarf durch Eigenproduktion aufzuwiegen, und deshalb pflanzt er im Sommer Reis und im Winter Getreide oder Gemüsearten. Denselben Zweck, welchen der Europäer durch die Fruchtwechselwirthschaft verfolgt, erreicht der Chinese durch eine intensive Bearbeitung des Bodens, namentlich aber durch eine unerreichte Düngungs- und Bewässerungsmethode. Von der Vollkommenheit derselben kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß dem noch ziemlich jungen Alluvialboden der großen Ebene keine große Fruchtbarkeit innewohnt [1]), und daß nur eine intensive Bearbeitung eine dünne Humusschicht darüber breiten konnte.

Fast das ganze Jahr hindurch, besonders aber vom März bis November, wo die Hauptfrucht, der Reis, gebaut wird, sieht man auf den chinesischen Feldern ganze Familien arbeiten, und nicht selten kommt es vor, daß die Frau mit einem Kinde auf dem Rücken den Pflug zieht, während der Mann ihn lenkt [2]). Der Chinese bebaut sein Feld wie einen Garten, trotzdem $^{9}/_{10}$ der Landleute kein Vieh halten, das ihnen bei der Arbeit helfen könnte, und trotzdem die Ackergeräthe äußerst primitiver Natur sind [3]). Gewöhnlich beginnt man die Feldarbeit damit, daß man die Stoppeln, sowie andere Kräuter, welche man auch oft zu diesem Zwecke anpflanzt, auf dem Felde verbrennt und die Asche mit anderen groben Düngerarten über das Feld streut. Sodann wird der Boden mit dem Pfluge (li) durchpflügt und mit der Egge (pa) die Erdschollen zerkleinert; diese beiden äußerst einfachen, aber praktischen Geräthe [4]) besorgen übrigens nur die gröbere Arbeit, welche mit verschiedenen Arten von Hacken, Spaten und Rechen verbessert wird. Wird dann auch noch mit Walzen der Boden geebnet, so ist im Frühlinge der Boden vorbereitet, die jungen Reispflanzen und Maulbeersatzlinge aufzunehmen. Mit einem Instrument (liang), welches als Gartenmesser, Sichel und Sense zugleich dient, wird das Getreide zur Erntezeit geschnitten, auf Tennen, welche durch festes Stampfen der mit Kalk gemischter Erde vorbereitet wurden, theils durch die Beine von Thieren, theils durch kannelirte Steincylinder, welche über das Stroh gerollt werden, theils — und das ist das gewöhnlichste — mit Dreschflegeln (liang-kin) ausgedroschen und in der Regel auf Handmühlen gemahlen; nur in größeren Städten giebt es größere von Ochsen bewegte Mühlen, dagegen sind Windmühlen unbekannt.

[1]) Dr. S. Syrski, Landwirthschaft in China, (In Dr. K. v. Scherzer's Fachmännische Berichte). Stuttgart, 1872, S. 82.

[2]) Dr. K. v. Scherzer, Reise der österr. Fregatte „Novara" um die Erde. Wien, 1860, Bd. II, S. 312.

[3]) J. Hedde, Agriculture en Chine. Paris, 1857, p. 15 f. — P. Hyakinth, Ueber den Ackerbau der Chinesen. Petersburg 1844 (russ.), mit 72 Abbildungen. — S. W. Williams, Description of the agricultural implements used by the Chinese — (The Chinese Repository, vol. V, p. 485—494). — K. v. Scherzer, Fachmännische Berichte, Anhang.

[4]) Beschreibungen und chinesische Namen in J. H. Plath, Die Landwirthschaft der Chinesen und Japaner im Vergleiche zur europäischen, I. München, Ak. 1873, S. 819—823.

Auf den glücklichen Kontrast, in welchem die chinesische Agrikultur zu dem europäischen Raubbau steht, hat zuerst Liebig aufmerksam gemacht, welcher die Theorie aufstellte, daß eine gesunde Landwirthschaft dem Boden alles das wieder ersetzen müsse, was ihm durch den Anbau von Pflanzen genommen worden sei. Für die verbrennlichen Bestandtheile der Pflanze, wie Kohlensäure, Ammoniak, Schwefel und Wasser, welche hauptsächlich aus der Luft bezogen werden, brauche keine Vorsorge getroffen zu werden, dagegen müsse man die verbrennlichen Bestandtheile: Phosphor, Schwefelsäure, Kieselsäure, Kali, Natron, Kalk, Bittererde, Eisen und Kochsalz dem Boden durch chemische Bearbeitung mittels Düngung wiedergeben. Liebig mußte in ein großes Lob der chinesischen Landwirthschaft verfallen [1]), als er las und hörte, mit welcher Sorgfalt in China die Düngung betrieben wird. Die Regierung, welche die weitgehendste Oberaufsicht über den Ackerbau führt und die Zeit des Pflügens, der Aussaat, des Umpflanzens, der Ernte u. s. w. gesetzlich bestimmt, wendet auch der jeweiligen Düngungsweise ihre ganz besondere Aufmerksamkeit zu, und das Buch der Riten, Tschon-li, enthält Vorschriften über die Anwendung des Düngers bei jeder Art von Pflanzen [2]).

Da in China sehr wenig Großvieh gehalten wird, so ist der chinesische Landmann vorzugsweise auf die menschlichen Exkremente als Dungmittel angewiesen, und jeder Besucher Chinas wird in oft unangenehmer Weise an die Sorgfalt erinnert, mit welcher dasselbe gesammelt wird. Bei jedem Hause, an jeder Straße finden sich große, in die Erde eingelassene, manchmal überdachte und ausgemauerte Sammelbehälter zur Aufbewahrung desselben [3]), und nach dem Handel mit Getreide und Nahrungsmitteln soll der mit menschlichen Exkrementen der ausgedehnteste sein [4]).

[1]) J. v. Liebig, Chemische Briefe. München 1878, Bd. II, S. 454 f.

[2]) Eug. Simon, La cité chinoise. Paris, 1885, p. 291.

[3]) J. Hedde, Agriculture en Chine, p. 23.

[4]) Plath, Die Landwirthschaft, S. 805.

Jeder Getreidesamen wird vor der Aussaat in mit Wasser verdünnter Jauche gequellt, bis er zu keimen angefangen hat. Andere Dungmittel sind der Schweine-, Büffel- und Ochsendünger, seltener der Ziegen- und Pferdedünger; ferner Oelkuchen von Erdnuß, Rübsamen, Baumwolle, Hanf ꝛc. — vorzugsweise zur Düngung von Reisfeldern benutzt; die in den zahllosen Kanälen schwimmenden Wasserpflanzen, sowie der Schlamm der Moräste und Teiche; Mengen von kleinen, in Fäulniß übergegangenen Fischen; die Asche von verbranntem Holz, Stoppeln oder Kräutern; gebrannter Kalk, welcher eigens hierzu aus Kalkstein, seltener aus Muschelnkalk gewonnen wird, aber nur für sandigen oder thonhaltigen Boden in Anwendung kommt; ein Kompost, welches bereitet wird, indem man in einer Grube vegetabilische Substanzen in dünnen Schichten abwechselnd mit bloßer Erde oder mit Zusatz von Schlamm, Wasser oder Urin zerstampft, durchmischt und länger als einen Monat gähren läßt; endlich Straßenkoth, Kehricht, Abfälle aus Schlachtstätten und Küchen, Menschen- und Thierhaare, Ofenruß u. s. w. [1]).

Das dritte Moment, welches im Vereine mit der Kleingüterwirthschaft und einer ausgezeichneten Düngungsmethode das agrarische System Chinas beherrscht, ist eine wohlorganisirte Feldbewässerung. Bereits das Tschou-li (XV, 8) erwähnt, daß unter der dritten Dynastie der Tschou (1200 bis 258) gelegentlich einer neuen Ländervertheilung die Felder durch Kanäle getrennt wurden, denen ein weit ausgebildetes Kanalisations-System zu Grunde lag [2]). Jedenfalls war dies in den alten Provinzen von Schen-si, Schan-si und Ho-nan der Fall [3]). Um aber auch die höher gelegenen Stellen, auf denen die Saaten bei der im Frühling und Sommer nicht seltenen Regennoth durch Dürre stark leiden mußten, gehörig bewässern zu können, erfanden die Chinesen im Laufe der Zeit allerlei Pumpwerke und Bewässerungsmaschinen. Von den verschiedenen Arten von Pumpen steht nur die Hub- und Druckpumpe im Gebrauch, die Saugpumpe ist unbekannt [4]). Wo eine einfache Wasserpumpe nicht ausreicht, wendet man eine der vielen gebräuchlichen Arten von Kettenpumpen oder hydraulischen Schleuderrädern an, welche theils durch Menschenkraft, theils durch Anwendung von Büffeln in Bewegung gesetzt werden [5]).

Die Eigenthümlichkeit aber, welche den europäischen Reisenden zuerst in die Augen fiel und die übertriebensten Schilderungen des chinesischen Ackerbaues verschuldete, war die Terrassirung, welche sich besonders in volkreichen Gegenden findet. Es werden nämlich die Abhänge von Hügeln und nicht allzusteilen Bergen in Landstreifen abgetheilt und diese sodann in Terrassen geebnet, welche durch Mauerwerk gestützt und durch Fußpfade und Ableitungsrinnen untereinander verbunden sind. Vor der Mühe, die Terrassen fruchtbarer zu machen, sie regelmäßig zu düngen und zu bewässern, scheut der Riesenfleiß der Chinesen nicht zurück [1]).

Die wichtigste der vegetabilischen Kulturen ist die Reiskultur, und man schätzt die Oberfläche der Reisfelder auf $^1/_8$ der gesammten bebauten Oberfläche. Von den vielen Varietäten ist die hauptsächlichste der Sumpfreis, von welchem man zwei Ernten gewinnt, die eine anfangs Juli, welche zur Nahrung dient, die andere im Oktober, welche zur Destillation des chinesischen Weines (Samschu) verwendet wird. Eine andere Varietät ist der Bergreis, welcher einen viel geringeren Ertrag liefert und besonders dort angebaut wird, wo der Boden sich zum Anbau des Sumpfreises nicht eignet. Trotz der großen Reisproduktion wird aber kein Reis ausgeführt, im Gegentheil, es besteht sogar ein lebhafter Import aus Siam, Cochinchina und selbst aus Nordamerika. Von anderen Cerealien werden besonders in den nördlichen Provinzen Chinas angebaut: die Hirse, namentlich die Mohrhirse in verschiedenen Spielarten; der Mais, zumeist als Zwischenfrucht angebaut; Hafer und Gerste, meist als Viehfutter benutzt; Weizen, zu Fadennudeln und Kuchen verwendet; und Buchweizen, welcher in Peking zur Bereitung von Pasteten dient.

Die Hülsenfrüchte und Gemüsearten bilden eine Hauptnahrungsquelle der Chinesen, indem sie theils frisch in mannigfacher Zubereitung genossen werden, theils nach Art von Conserven für spätere Zeit aufbewahrt werden. Die Obstbaumzucht ist arg vernachlässigt; der Wein, welcher namentlich im nördlichen China vorkommt, ist von geringerer Qualität; das Zuckerrohr und die Baumwollstaude wird in den südlichen und mittleren Provinzen viel kultivirt.

Den wichtigsten Antheil an der nationalen Produktion hat neben dem Reis der Theestrauch, welcher auch einen bedeutenden Handelsartikel nach auswärts abgiebt. Er wird vorwiegend zwischen dem 25. und 31° nördl. Br. auf den Südabhängen der Hügel gebaut und giebt in der Regel vier Ernten, von denen die zweite die ergiebigste ist. Der „grüne“ und der „schwarze“ Thee stammen von ein und derselben Spezies des Theestrauches, und der Unterschied in der Farbe rührt nur von der verschiedenartigen Zubereitungsweise her. Der beste grüne Thee kommt aus der Provinz Tsche-kiang, der beste schwarze aus der Provinz Fu-kien [2]).

[1]) P. J. B. du Halde, Description de l'Empire de la Chine et de la Tartarie Chinoise. Paris 1790, vol. II, p. 76 f. — Barrow, Travels in China, p. 567 f. — F. Davis, The Chinese, II, p. 393 f. — Fortune, The tea districts of China and India, I, p. 220 f. — Syrski, Landwirthschaft, S. 83 f. — Plath, Landwirthschaft, S. 805, 809 f.

[2]) J. G. Plath, Gesetz und Reich im alten China. München 1864, Ak. I, Bd. X, S. 710 f.

[3]) Cibot, Mémoires, p. 241—249.

[4]) Hedde, Agriculture, p. 27.

[5]) Fortune, The tea districts, I, 230. — Syrski, Landwirthschaft, S. 79.

[1]) Plath, Landwirthschaft, S. 817 f.

[2]) Syrski, Landwirthschaft, S. 89 f. — E. Simon, La cité chinoise, p. 365 f.

Kürzere Mittheilungen.

Die Galapagos-Inseln.

Die Galapagos-Inseln wurden schon früh von den Spaniern, worauf auch ihr spanischer Name „Galapagos“ d. i. Landschildkröten hinweist, entdeckt. Heutzutage führen sie ihren Namen freilich kaum noch mit Recht, da die Schildkröten fast ausgerottet sind. Ihr Flächeninhalt beläuft sich auf mehr als 7500 qkm (rund 140 Quadratmeilen), von denen aber nur ein kleiner Theil in Kultur ist.

Es findet nämlich ein auffallender Unterschied zwischen der Süd- und Nordseite dieser Inseln statt. Während der südliche Theil derselben mit Erde und üppiger Vegetation bedeckt ist, bestehen die nördlichen Seiten vorzugsweise aus

unbedeckter Lava, in deren Spalten ein dichtes Gestrüpp wuchert, welches nur schwer durchdrungen werden kann.

Die Gruppe, vom Aequator durchschnitten und vom Festlande etwa 130 Meilen entfernt, besteht im ganzen aus fünf größeren und vielen kleineren Inseln vulkanischen Ursprungs.

Anfänglich ganz unbewohnt, später, bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, den Walfischfängern Ankerplätze bietend, weist die Gruppe auch heute nur eine mäßige Bevölkerungszahl auf, welche fast einzig der östlichsten Insel Chatham, mit 250 Ansiedlern zukommt. Diese Niederlassung, Progeso mit Namen, liegt etwa fünf Seemeilen landeinwärts und kann vom Meere auf einer guten Fahrstraße erreicht werden. Obwohl die Ansiedlung erst seit 1879 besteht, gedeiht sie doch sehr gut. Sie baut vorzugsweile Zuckerrohr; doch werden außer den bei der Zuckergewinnung entstehenden Nebenprodukten — Melasse und Branntwein — an vegetabilischen Erzeugnissen Bataten, an animalischen Häute und Leder ausgeführt. Schildkrötenöl, früher ein ergiebiger Ausfuhrartikel, kann nicht mehr verschifft werden, da, wie schon gesagt, die Schildkröten nahezu vertilgt sind. Durch Anbau gewonnen werden noch: Baumwolle, Kartoffeln, Gemüse und alle Getreidearten, mit Ausnahme von Reis. Den jetzigen Reichthum an Vierfüßlern — Rindern, Ziegen, Pferden, Eseln und Schweinen — verdanken die Inseln einer Anzahl der genannten Thierarten, welche vor etwa 40 Jahren besonders auf den Inseln Chatham und Charles eingeführt wurden. Die Thiere haben sich seitdem außerordentlich vermehrt, so daß im Jahre 1886 allein auf der Insel Chatham wenigstens 6000 Rinder, Schweine, Esel und Ziegen vorhanden waren. Freilich sind sie in der Freiheit sehr wild geworden, so daß bei einer Annäherung an dieselben stets große Vorsicht erforderlich ist.

Das Klima der Inseln ist schön und gesund. Die Hitze, welche man ihnen wegen ihrer äquatorialen Lage zuzuschreiben geneigt sein sollte, wird wesentlich durch den kalten, von Süden kommenden peruanischen Küstenstrom gemildert.

Die Ansiedler der Insel Chatham theilen das Jahr in zwei Jahreszeiten, in eine Regenzeit von Juli bis November und in eine trockene, von Dezember bis Juni. In der letzteren treten bei dem im allgemeinen herrschenden schönen trockenen Wetter häufig heftige Regenschauer auf, während sich die Regenzeit durch anhaltenden feinen Regen kennzeichnet. Dieser feine Regen fällt aber nur an der südlichen Seite der Inseln und läßt die nördliche trocken, daher auch die Verschiedenartigkeit der Vegetation im Norden und Süden.

Ueberhaupt ist die Flora der Gruppe sehr merkwürdig, und nicht minder die Fauna. Das Auffallendste an beiden ist die große Zahl der auf den Inseln heimischen Arten; dies geht sogar, selbst bei den Vögeln, so weit, daß sie auf den einzelnen Inseln verschieden sind. Unter den Pflanzen sind vorherrschend die Familien der Farne, Synantheren und Leguminosen. Diese gedeihen besonders an den fruchtbaren Höhen, während der dürre Strand nur riesengroße Kaktus- und Wolfsmilcharten sowie Akazien hervorbringt.

Unter der Fauna waren früher die oben schon erwähnten Landschildkröten bemerkenswerth. Eine häßliche Eidechsenart, 5 bis 8 kg im Gewicht, ist vorhanden, ihr Fleisch dient als Nahrung. Von eingeborenen Säugethieren kommt nur eine große Maus vor.

Die Berge der Inseln, bis 1500 m hoch und vulkanischer Natur, zeigen meist einen Hauptkrater, dessen Flanken mit zahllosen kleinen parasitischen Auswurfskegeln bedeckt sind.

Die Namen der Inseln sind von Osten nach Westen: Chatham, mit Erhebungen von 500 m Höhe, das am fruchtbarsten und daher vorzugsweise bewohnt ist (430 qkm); Indefatigable (über 1000 qkm); James, auch fruchtbar; Albemarle, die größte (über 4000 qkm), aber gleichzeitig fast die ödeste, aus sechs großen, noch nicht erloschenen Vulkanen gebildet, deren höchster sich bis 1500 m erhebt; Narborrugh, ein einziger, thätiger Vulkan.

Unter den kleineren Inseln sind Charles (Floreana) durch die auf ihr von Seiten Ecuadors 1832 errichtete, aber bald wieder eingegangene Niederlassung bemerkenswerth, während auf Abingdon im Jahre 1822 Kapitän Hall seine Pendelexperimente anstellte. J. v. G.

Chinesische Handelsgenossenschaften.

Das „Journal of the China Branch of the Royal Asiatic Society“ (XXII Nr. 1 und 2) enthält einen interessanten Beitrag zur Kenntniß chinesischer Anschauung, dem wir Folgendes entnehmen. Eine Frage über die Haftbarkeit chinesischer Genossenschafter wurde unter dem Titel „Chinesische Genossenschaften — Verantwortlichkeit der einzelnen Firmanten“ in der Versammlung vom 18. November durch Herrn Jamieson besprochen; derselbe hatte derselben eine konkrete Fassung gegeben:

A, B und C fangen ein Kompagniegeschäft an, A bringt 500 Taels, B 1000 Taels, C 2000 Taels Kapital (bei 1 : 2 : 4). Nach einiger Zeit macht die Firma Bankerott, C verschwindet; das Deficit beträgt 5000 Taels. Die Frage ist nun:

a) In welcher Ausdehnung und in welchem Verhältniß werden A und B dem chinesischen Gesetz resp. dem Gebrauch nach für die Schulden in Anspruch genommen werden können?

b) Kann im Falle, daß C einer begüterten Familie angehört, an deren Besitz er Antheil hat, an diesen Familienbesitz Anspruch erhoben werden? Diese beiden Fragen wurden einer Anzahl mit dem Gegenstande bekannter Herren mit der Bitte um Beantwortung vorgelegt und von sieben Europäern, (meistens im Konsulardienst) und zwei Chinesen (darunter ein anonymer Beamter) eingehend besprochen.

Herr Jamieson gab als Endresultat der eingelaufenen Ansichten (die im einzelnen allerdings noch von einander abweichen) folgende Uebersicht:

Wenn A, B und C gewöhnliche Theilnehmer am Geschäft sind und die Führung desselben mehr oder weniger gemeinschaftlich beaufsichtigen, wird jeder im Falle des Bankerotts nur im Verhältniß seiner Einlage für die Schuld verantwortlich gemacht werden können, in unserm Falle also für $^1/_7$, $^2/_7$ und $^4/_7$. Bezahlt A seinen Antheil, so muß ihm hierauf Aequit gegeben werden, und die Gläubiger müssen weiter sehen, was sie von den anderen Firmanten erlangen können. Dies ist jedenfalls als Grundsatz anzunehmen.

Wenn aber einzelne der Theilhaber ausschließlich die Geschäftsleitung haben, so wird man geneigt sein die übrigen als stille Theilnehmer zu betrachten, und in gewöhnlichen Fällen würde man sich nicht an sie der Schulden wegen halten können. Wenn z. B. in unserm Falle C (der sich aus dem Staube gemacht hat) der ausschließlich geschäftsführende Firmant der Firma gewesen wäre, dann würden die Gläubiger große Mühe haben etwas gegen A und B auszurichten. Man darf mit Sicherheit annehmen, daß sie, um dies zu können, etwa nachweisen müßten, daß A und B zur Katastrophe beigetragen oder aber an dem Verschwinden des C betheiligt wären oder ihn dem Gericht zu verbergen suchten. Außer dem Verlust ihres eingezahlten Kapitals würde man von ihnen nur erwarten (und fordern), daß sie alles Mögliche thun würden, um den verschwundenen C zur Stelle zu bringen, darüber hinaus würden sie von rechtswegen kaum Unannehmlichkeiten zu befürchten haben.

Hieraus würde sich ergeben, daß wenn das Kapital einer Aktiengesellschaft voll eingezahlt ist, es bedeutende Schwierig-

keiten machen würde, die chinesischen Aktionäre zur Deckung einer etwaigen Unterbilanz zu zwingen, wenn man nicht den Nachweis führen kann, daß in dieser Hinsicht ein besonderes Abkommen getroffen worden ist. Diese Bemerkung bezieht sich natürlich nur auf eine Gesellschaft, die ganz nach einheimischer Art gebildet und verwaltet wird, und das fremde System der Registrirung und Beaufsichtigung nicht kennt. Eine derartige Gesellschaft würde man als eine große Genossenschaft ansehen, in welcher die Direktoren die sichtbaren oder thätigen Gesellschafter, die Aktieninhaber die ruhenden Theilnehmer vorstellten. Die erstgenannten würden für alle Schulden in Anspruch genommen werden, den letzteren würde man wahrscheinlich keinen Vorwurf machen.

Der zweite Theil der Frage, nämlich in welcher Weise der Familienbesitz, an dem der verschwundene Schuldner einen Antheil hat, in Anspruch genommen werden könnte, ist sehr schwierig zu beantworten. Auf den Familienbesitz hat jeder Sohn oder seine Vertreter dieselben Ansprüche, die man ihm oder ihnen nicht nehmen kann, dagegen hat der Vater die Verwaltung desselben auf Lebenszeit in seinen Händen und kann denselben verschwenden oder so verwenden, wie es ihm gut dünkt. Er kann die Art der Vertheilung desselben nach seinem Tode durch kein Testament bestimmen, aber während seines Lebens kann er es so gebrauchen, daß keiner seiner Söhne nach seinem Tode in den Genuß desselben tritt; er kann auch auf gesetzlichem Wege seinen Sohn von der Erbfolge ganz ausschließen, doch er kann dies nur thun wegen moralischer Verworfenheit, und der Fall kommt so selten vor, daß er an dieser Stelle füglich außer Betracht bleiben kann.

Kehren wir also zu dem Falle zurück, daß ein Schuldner, der verschwunden ist, Ansprüche auf ein solches noch nicht vertheiltes Vermögen besitzt. Es scheint kein Grund zu bestehen, weshalb nicht ein Urtheil gegen den Familienbesitz in den Grenzen der Schuld ermittelt werden könnte; besonders würde dies der Fall sein, wenn das Geld, welches C der Genossenschaft zubringt, aus dem Familienbesitz herrührt und ebenso der Gewinn, solange ein solcher erzielt wurde, demselben zugeflossen wäre. Es bestände also die Hauptschwierigkeit nicht so sehr in der Erlangung eines Urtheils gegen den Familienbesitz, als vielmehr in der Vollziehung desselben. Der gewöhnliche Weg, auf dem die chinesischen Gerichtshöfe ihre Beschlüsse in bürgerlichen Sachen zur Ausführung bringen, ist nicht der der Besitznahme und des Zwangsverkaufes wie es bei uns üblich ist, sondern sie bemächtigen sich der Person des Schuldners und setzen ihn ins Gefängniß. Schulden haben und dieselben nicht bezahlen wollen oder können ist an sich schon ein Kriminalverbrechen, wofür der Schuldige zu bestrafen ist; die Festnahme desselben muß daher jeder anderen Maßregel vorausgehen und ehe dieselbe stattgefunden hat, kann nichts gegen ihn geschehen. Ausnahmen finden allerdings statt, wenn es sich um Beträge handelt, welche Beamte der Regierung schuldig sind; in diesem Falle wird häufig nicht nur sein eigenes Vermögen, sondern auch das seiner Familie mit Beschlag belegt. Kürzlich noch kam ein derartiger Fall vor; als das Vermögen des schuldigen Beamten nicht genügte wurden, auch die Besitzungen seines Bruders eingezogen. Sie wurden aber wieder zurückgegeben, als sich herausstellte, daß ersterer einen begüterten Sohn besaß, dessen Besitz nun zur Deckung der Schuld herangezogen wurde. Hier aber wird die Maßregel durch administrative Maßregel, nicht durch das Gesetz vorgeschrieben, und stellt nur eine Ausnahme dar. Der gewöhnliche Weg ist der, daß der Schuldner so lange ins Gefängniß gesetzt wird, bis er bezahlt.

Hieraus ergiebt sich, daß, so lange in unserem Falle C sich dem Gefängnisse entzieht, nichts gegen das Familieneigenthum geschehen kann. Des Vaters Schuld ist die Schuld des Sohnes, und alle Maßregeln, die gegen ersteren genommen werden, können auch gegen letzteren genommen werden; das umgekehrte findet jedoch nicht statt; die Schuld des Sohnes ist weder die seiner Brüder, noch die des Vaters. Keiner der letzteren kann auf Ansuchen der Gläubiger des ersteren ins Gefängniß geworfen werden. Die Gläubiger müssen eben warten, bis sie seinen Antheil am Familieneigenthume nach dem Tode des Vaters angreifen können.

Früher oder später wird man den Entflohenen doch finden und ins Gefängniß setzen, und dann beginnen die langweiligen Verhandlungen, welche beinahe immer in China derartige Fälle zum Abschluß bringen; es ist dabei nur die Frage, wer es am längsten aushält, der Schuldner oder der Gläubiger. Es kommt jedoch immer zu einem Kompromiß. Die Gläubiger nehmen, was sie bekommen können, und erklären sich befriedigt, worauf der Schuldner entlassen wird.

Im bisherigen ist auseinander gesetzt worden, wie der gesetzliche Lauf einer solchen Sache sich gestalten würde; doch giebt es bekanntlich noch andere Mittel, durch welche die Gläubiger Bezahlung erzwingen können, ohne sich überhaupt an die Behörden zu wenden. Sie können einmal drohen, daß sie, wenn sie nicht bezahlt werden, sich aufhängen werden, und dadurch einen Vergleich erzwingen, oder sie können sich bei der Familie des Schuldners einquartiren, die es nicht wagen würde, sie zu verjagen.

Um von derartigen, oder gar von noch größeren Uebeln frei zu bleiben, wird der Schuldner oder seine Familie gewöhnlich zahlen, oder zu einem Vergleich zu kommen suchen.

Demnach kann allerdings das Familieneigenthum, ehe es zur Theilung gekommen, für die Deckung von Schulden, so weit sie auf den Antheil des Betheiligten fallen, in Anspruch genommen werden, die Schwierigkeit besteht jedoch darin, diesen Anspruch thatsächlich zur Geltung zu bringen; ist aber das Eigenthum einmal getheilt, so besteht kein Anspruch auf den Besitz der anderen Erben. E. M.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ebenso wie seiner Zeit das Inselreich Japan, so scheint sich neuerdings auch Formosa mit großem Eifer den europäischen Neuerungen hingeben zu wollen. Ohne daß er auf Widerstand bei der Bevölkerung gestoßen wäre, hat der europäerfreundliche Gouverneur Liu-Ming alle Haupthandelsplätze der Insel — Tamsui, Kelung und Tai-wan-fu — quer über Land durch Telegraphenlinien verbinden lassen, und der Eisenbahnbau ist unter ihm wenigstens in Angriff genommen worden. Allerdings bereitet die gebirgige Bodengestalt im Verein mit dem feuchtwarmen Klima (Kelung hat eine jährliche Niederschlagshöhe von drei Meter) der Technik große Hindernisse. Das Gestein ist vielfach morsch und macht den Tunnelbau schwierig, es erfolgen

große Bergstürze, Ueberschwemmungen &c. Aber die Produktionskraft der Insel ist nach verschiedenen Richtungen hin eine bedeutende, und sie verspricht große Anstrengungen und Kosten zu lohnen. Mit europäischen Betriebsmitteln und Maschinen sind unter Lin-Ming namentlich die ausgedehnten Steinkohlenlager und die an Nutzholz reichen Wälder in Angriff genommen worden. In dem östlichen Hochgebirge, dessen Gipfel bis zu 3600 m aufsteigen, und das ähnlich wie die Gebirge des inneren China von völlig unbezähmten Volksstämmen bewohnt wird, ist natürlich von solchen Neuerungen noch keine Rede. Lin-Ming hat sich vielmehr bei seinen Versuchen, auch diese Gegend unter die chinesische Botmäßigkeit zu bringen, zu sehr gewaltsamen Schritten und zu Blutvergießen veranlaßt gesehen, ohne daß damit bisher etwas erreicht worden wäre. Mit Amoy und Shanghai ist Formosa in regelmäßige Dampferverbindung getreten.

— Für die chinesisch-russischen Handelsbeziehungen wird das Jahr 1888 von entscheidender Bedeutung werden. Zum ersten Male nämlich haben in diesem Jahre russische Schiffe kaukasisches Naphta oder Steinöl nach Ostasien (Japan und China) gebracht, und es hat sich gezeigt, daß dieses dort siegreich mit dem Petroleum Amerikas zu konkurriren vermag. Die Rückfracht war chinesischer Thee, der in Odessa abgeladen wurde, wo man seit Herstellung des Suezkanals bemüht war, dem Uebergewicht, das Königsberg so überraschend schnell im Theehandel Rußlands seit 1862 (bis dahin war die Theeeinfuhr aus Europa in Rußland verboten) sich erworben hatte, ein Ende zu machen. Jetzt bietet sich in dem Mineralöl des Kaukasus eine Rimesse nach China, welche die pontische Handelsstadt wahrscheinlich rascher in den Stand setzen wird, der baltischen die Theeeinfuhr nach Rußland größtentheils zu entwinden.

— Das Auftauchen chinesischer Agenten in Sibirien, welche als Vorläufer chinesischer Einwanderungen betrachtet werden, erregt in Rußland Aufmerksamkeit und Beunruhigung. Daß der in Amerika und Australien mehr und mehr abgedämmte Strom der chinesischen Auswanderung nunmehr sich in das nordische Land zu wenden beginnt, ist indessen begreiflich.

Polarregionen.

— Unmittelbar bevor er das Segelschiff „Jason", das ihn von Island nach Grönlands Ostküste brachte, verließ, hat Frithjof Nansen noch einen interessanten Brief in seine norwegische Heimath gesandt. Danach verließ er den isländischen Isa-Fjord am 4. Juni, um zunächst entlang der Grenze des Treibeises gegen Kap Dan (66° nördl. Br.) zu segeln. Etwa 60 km nördlich von diesem Punkte kam das Schiff am 11. Juni der Küste so nahe, daß man das ostgrönländische Gebirge, und insbesondere das circa 1800 m hohe Ingolsfjeld deutlich erkennen konnte, das vorgelagerte Treibeis war aber noch so mächtig, daß ein Landungsversuch unterbleiben mußte, um so mehr als zu erwarten stand, daß sich die Eismassen mit dem vorschreitenden Sommer rasch vermindern würden. Das Schiff wandte sich deshalb gegen Island zurück, um zwischen dem Eis dem Seehundsfange obzuliegen, und es erlitt bei dieser Gelegenheit einen bedenklichen Schaden durch ein antreibendes großes Eisfeld. Ein Pony, den man beim Erklimmen des grönländischen Inlandeises zu benutzen gedachte, mußte wegen Futtermangel getödtet werden. Am 15. Juli kam das Schiff wieder in Sicht des Ingolsfjelds, nördlich von Kap Dan, das Eis hinderte aber immer noch das Landen, und der Kurs mußte wieder südlich genommen werden. Dort fand man das Eis in der That weniger dick, und deshalb beschloß man am Sarmilik-Fjord, westlich von Kap Dan, das Schiff zu verlassen und in zwei Booten der etwa 15 km entfernten Küste zuzurudern. Das Land (Inigsalik) zeigte abgerundetere und sanftere Formen als weiter im Norden, und so hoffte der Reisende verhältnißmäßig bequem auf die Höhe des Plateaus hinauf zu gelangen. Auch das Eis, welches hinter den Küstenbergen hervorblinkte, flößte Vertrauen ein, da es keine Spitzen („nunataks") zeigte. Christianshaab gedachte der kühne Reisende von der Landungsstelle aus spätestens Anfang September zu erreichen, um von dort aus mit der letzten Schiffsgelegenheit im Jahre die Heimfahrt anzutreten.

Bücherschau.

— Paul Gaffarel, Les colonies françaises. Quatrième édition. Paris, 1888. Félix Alcan. — Wer sich über das französische Kolonialreich und seine Aspirationen unterrichten will, der kann es kaum durch ein anderes Buch in angenehmerer Weise thun wie durch das vorliegende. Der Styl ist so flüssig und elegant, als er in einem französischen Buche nur sein kann, und auch der sachliche Inhalt ist gut. Die starke Seite des Werkes liegt in letzterer Hinsicht ohne Zweifel in den historischen Auseinandersetzungen, während sich gegen die wirthschaftsgeographischen vielleicht an verschiedenen Stellen kleine Einwendungen erheben ließen. Wenn der Verfasser an den kolonisatorischen Fähigkeiten seiner Landsleute nicht im geringsten verzweifelt, und wenn er voraussagt, daß die seit 1830 betretenen Bahnen Frankreich in Nordwestafrika ebenso wie auf Madagaskar und in Hinterindien zu einem guten Ziele führen werden, sobald es nur darauf beharrt, so sind wir geneigt, ihm darin vollkommen Recht zu geben. Fraglich ist es nur, ob Frankreich beharren wird, und ob es nicht früher oder später sich von neuem in schlimme europäische Händel verwickeln und dabei nochmals die Früchte verlieren wird, die es gegenwärtig außerhalb Europa errungen hat.

— Georg von der Gabelentz, Konfucius und seine Lehre. Leipzig, 1888. F. A. Brockhaus. — Durch diese kleine Schrift gewährt uns einer der hervorragendsten Kenner chinesischer Kultur und Sprache einen ungemein klaren Einblick in das chinesische Staats- und Geistesleben. Wie der große Weise ein echter Sohn seines Volkes war, so hat er ja nach dem Verfasser auch einen ungeheuren Einfluß auf dasselbe geltend gemacht, und der chinesische Staat darf mit noch größerem Rechte ein konfucianischer genannt werden, als die europäischen Staaten christliche.

— Uebersichtskarte der deutschen Kolonien. — Karte von Emin-Pascha's Gebiet und den Nachbarländern. — Weimar, Geographisches Institut. — In einer Zeit, wo die Wogen der deutschen Kolonialpolitik wieder so hoch gehen, und wo jeder über das „pro" und „contra" unterrichtet sein will, müssen diese von J. J. Kettler redigirten und mit deutlichen Farben und Schriftzeichen gedruckten Kärtchen sehr willkommen geheißen werden.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIV.



№ 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Der Bergbau in Australien.

Von Dr. R. v. Lendenfeld.

II. Victoria.[1])

Die Kolonie Victoria ist besonders in ihrem östlichen Theile, in dem Grenzgebiete gegen Neusüdwales hin, sehr gebirgig. An der Südostküste reichen die Berge überall bis ans Meer. Der nordwestliche Theil ist dagegen eben. Der Südküste entlang zieht sich der Hauptkamm der Australischen Alpen, die Hauptwasserscheide zwischen den theilweise nicht unbedeutenden südlichen und südöstlichen Küstenflüssen einer- und dem weit ausgedehnten Gebiete des Murray andererseits.

Die Alpen bestehen größtentheils aus azoischem und paläozoischem Gestein (braunem Silurschiefer), welches hie und da von mächtigen Basaltmassen durchzogen und überlagert wird. An der Südostküste finden sich gürtelförmige, der Küstenlinie parallele Zonen mesozoischer Schichten, während die weite Murray-Ebene im Südwesten größtentheils tertiär ist.

Land, das der Kolonie Victoria angehört, wurde zum ersten mal im Jahre 1767 von Europäern, welche in der Nähe Schiffbruch gelitten hatten, betreten. Erst im Jahre 1800 wurde aber die Baß-Straße entdeckt, bis dahin glaubte man, daß Tasmanien mit dem Festlande von Australien zusammenhinge.

Port Phillip, das heutige Haupteingangsthor in die Kolonie, wurde am 5. Januar 1802 von der „Lady Nelson" entdeckt, das Schiff konnte aber damals wegen schlechten Wetters die Einfahrt in den Hafen — die zu jeder Zeit wegen der Untiefen und Strömungen mit Schwierigkeit verbunden ist — nicht bewerkstelligen. Erst am 15. Februar, nachdem die Einfahrt von einem Boote untersucht worden war, konnte die „Lady Nelson" in den Hafen einfahren, der nun zum ersten mal von einem Schiff besucht wurde. Die Ufer wurden erforscht, und am 9. März 1802 wurde die englische Flagge am Ufer aufgehißt. Im folgenden Jahre, nachdem die Ufer des Hafens näher untersucht worden waren, landeten einige Hundert von England ausgeschickte Verbrecher in Port Phillip, allein sie fanden Land und Klima so unwirthlich, daß sie keine Kolonie dort gründeten und nach drei Monaten von dem Kommandeur Oberst Collin nach Tasmanien überführt wurden.

Die Nachrichten, welche diese ersten Besucher über Port Phillip und seine Umgebung verbreiteten, waren so ungünstige, daß durch eine Reihe von Jahren niemand mehr dieses verrufene Land besuchte.

Im Jahre 1824 unternahmen zwei Kolonisten von Neusüdwales eine Reise über Land in südwestlicher Richtung von Lake George aus und gelangten nach 16 wöchentlichem Marsche nach Port Phillip. Auch ihre Exploration blieb aber ohne Folgen.

Im Jahre 1826 wurde abermals der Versuch gemacht eine Kolonie in Victoria, und zwar diesmal in Western Port, zu gründen. Nachdem die Leute ein Jahr dort gewesen waren, gaben sie jedoch die Sache auf und kehrten nach

1) Vergl. Nr. 15, S. 225 f.

Sydney, von wo sie ausgegangen waren, zurück. Die Ruinen der von dieser Gesellschaft erbauten Häuser stehen noch heute.

Im Jahre 1834 endlich gründeten einige tasmanische Kolonisten an der Südküste eine kleine Schaf- und Rinderzucht-Station — die erste bleibende Niederlassung im Lande. Ein Jahr später gründeten einige andere Einwanderer aus Tasmanien eine kleine Niederlassung an der Mündung des Yarraflusses in den Port Phillip. Diese, vorzüglich von den Herren Bateman und Tankner etablirte Ansiedlung, ist in den darauf folgenden 50 Jahren zu der Weltstadt Melbourne mit einer Drittel-Million Einwohnern angewachsen.

Ebenso schwer, wie der Anfang und die Gründung der Kolonie war, ebenso leicht und rasch gelang ihre weitere Ausbildung.

Ursprünglich bildeten diese Niederlassungen einen Theil von Neusüdwales, allein frühzeitig begannen die Bewohner der Umgebung von Port Phillip sich gegen die centrale Regierung in Sydney aufzulehnen, und im Jahre 1850 wurde der ganze südwestliche Theil von Neusüdwales — die Südküste und Umgebung von Port Phillip — von Neusüdwales abgetrennt und als unabhängige Kolonie anerkannt, welche den Namen Victoria erhielt.

Obwohl nun das Land sich für Ackerbau und Viehzucht eignet, und diese Industrien von Anfang an dort betrieben wurden und neuerlich einen bedeutenden Aufschwung genommen haben, so verdankt Victoria doch eigentlich dem Bergbau und vor allem dem Golde seine hohe Blüthe, seinen kolossalen Reichthum und seine unglaublich rasche Entwickelung.

Im Jahre 1839 fand Graf Strzelezki Gold in den Australischen Alpen, und es wurden hierauf andere Funde des Metalles in Neusüdwales und 1848 auch in Victoria gemacht. In den darauf folgenden Jahren mehrten sich die Funde derart, daß alle Bemühungen der Regierung, die Sache geheim zu halten und das Suchen nach Gold zu verhindern, an dem durch diese Funde hervorgerufenen Goldfieber scheiterten. Am 1. September 1851 wurden die ersten Konzessionen zum Goldgraben ertheilt. Die ganze Bevölkerung war nun wie von einer Epidemie befallen: Alles zog aus, um nach Gold zu suchen; und nicht mit Unrecht. Hatten doch diese glücklichen Goldfunde die Quelle eines ungeahnten und, wie sich seitdem ergeben hat, unermeßlichen Reichthums erschlossen.

Erst als die mit dem Leben eines „Digger“ verbundenen Gefahren und Entbehrungen die Leute belehrt hatten, daß nur die starken und erfahrenen für diese Arbeit geeignet seien, kehrten die übrigen, durch Enttäuschung klug gemacht, zu ihren früheren Geschäften zurück, und es traten allmählich wieder normale Verhältnisse in dem Lande ein. Mit der Zeit begann man auch das Gold in einer mehr bergmännischen Weise zu gewinnen. Dieses wurde um so nothwendiger, als die alluvialen, oberflächlichen Lager bald erschöpft waren, und die Herstellung tiefer Bergbaue und großer Stampfmaschinen zur Gewinnung des Goldes aus dem Quarz bedeutende Kapitalien erforderte, die der einzelne Digger natürlich nicht besaß. Es wurden zahlreiche Aktiengesellschaften zur Ausbeutung des Goldes gegründet, und diese sind es, welche jetzt vorzüglich den Goldbergbau betreiben. Es ist natürlich, daß damit viel Schwindel getrieben wurde, und es haben auch sehr viele Kapitalisten ihr Geld in solchen Spekulationen verloren. Im Laufe der Zeit hat sich jedoch ein gewisses Gleichgewicht hergestellt. Der einzelne Digger, der durch den Fund eines „Riesen-Nugget“ plötzlich reich wurde, ist verschwunden, die schwindelhaften Aktiengesellschaften sind zu Grunde gegangen, die Begeisterung ist verraucht, aber ein substanzieller und verläßlicherer Erwerb, der Tausende beschäftigt und erhält, ist geblieben.

Am 31. Dezember befanden sich in Victoria 25 214 Männer, welche sich mit dem Goldbergbaue beschäftigten und der Gesammtertrag des Goldbergbaues für das Jahr erreichte die Höhe von nahezu 2 650 000 Pfund Sterling. Es entfielen demnach im Durchschnitt auf den Mann nahezu 105 Pfund Sterling, oder 2100 Mark, ein für australische Verhältnisse zwar nicht exorbitanter aber immerhin ganz anständiger Ertrag. Gleichwohl ist derselbe nicht so bedeutend als in früherer Zeit, und es hat der Ertrag seit 1885 um etwas über 77 Mark pro Mann abgenommen.

Heutzutage wird vorzüglich Gold aus den Quarzgängen gewonnen, welchem Zweck großartige Maschinen dienen. Diese sind neuerlich so verbessert worden, daß wenige Pennyweights Gold per Tonne Quarz hinreichen, um einen guten Gewinn abzuwerfen. Der Quarz der verschiedenen Distrikte ist natürlich sehr verschieden goldhaltig. Durchschnittlich ergaben im Jahre 1886 eine Tonne Quarz in

Ballarat	6	Pennyweights	18,09	Grains	Gold
Beechworthy . .	10	„	28,75	„	„
Sandhurst . . .	9	„	4,69	„	„
Maryborough .	9	„	14,49	„	„
Castlemaine . .	11	„	18,29	„	„
Ararat	5	„	8,45	„	„
Gipps Land . .	19	„	14,77	„	„

Der Gesammtdurchschnitt aller Quarzbergwerke betrug für das Jahr 1886 9 Pennyweights 10,31 Grains per Tonne Quarz. Es ist dies um 15,97 Grains weniger als im Vorjahre. Im ganzen wurden in Victoria bis Ende 1886 über $22\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen Quarz zerstampft, welche einen Ertrag von nahezu 12 Millionen Unzen, oder per Tonne durchschnittlich 10 Pennyweights 11,96 Grains, lieferten. Es ist also jedenfalls die Ergiebigkeit in Abnahme begriffen, was aber wohl hinreichend dadurch erklärt wird, daß es sich heute rentirt, goldärmeren Quarz zu verarbeiten, als früher.

Die Bergbaue sind theilweise recht tief, so besonders einige in Stawell und Sandhurst, welche 600 bis 750 Meter hinabgehen. Der Quarz wird in grobe Stücke zerschlagen, und diese werden dann der Stampfe zugeführt. Die Stampfen haben ein Gewicht von 1 bis 5 Metercentnern, eine Fallhöhe von 15 bis 40 cm, und führen per Minute 50 bis 80 Stöße aus. Eine Maschine von 10 Pferdekräften kann acht mittelgroße Stampfen bewegen. Der zerstampfte Quarz wird geschlemmt, das Gold von dem zurückbleibenden Quarzschlamme durch Quecksilber ausgezogen, dieses dann abdestillirt und das Gold schließlich dadurch gereinigt, daß Chlorgas durch das geschmolzene Metall geleitet wird. Das Chlor entfernt die letzten Reste von Quecksilber, sowie andere Metalle, wie Silber und Blei, die häufig dem Golde beigemengt sind. Auf das Gold wirkt das trockene Chlorgas nicht ein, die übrigen Metalle verwandelt es in flüchtige Chlorverbindungen, die verdampfen.

Kupfer, Silber, Zinn und Antimon werden ebenfalls bergmännisch gewonnen, aber die Ausbente an diesen Metallen ist verhältnißmäßig unbedeutend; auch nach Kohlen wird gegraben, sie sind jedoch von sehr schlechter Qualität.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen.

XIV.

(Mit sechs Abbildungen.)

Die aufständische Karawane Giraud's setzte die Umgebung von Mpala thatsächlich in großen Schrecken, und von dem entschiedenen Wadi Combo war schließlich auch ein Angriff auf die Station selbst zu gewärtigen. Dazu kam noch, daß die Besatzung der letzteren den Rebellen zum Theil eine unverhohlene Sympathie zeigte. Kapitän Storms machte zwar wiederholt den Versuch, kräftige Schritte zur Bewältigung des Aufstandes zu unternehmen, aber immer bewiesen sich seine Leute dazu untauglich. Vor allem drohten die Aufständischen, sich mit Gewalt der Stoffe zu bemächtigen, die sie zu ihrem Rückmarsche nach Zansibar bedurften.

In seiner verzweifelten Lage, und um die Station Mpala, die ihm Gastfreundschaft gewährte, nicht einer großen Gefahr auszusetzen, beschloß Giraud endlich, seinen Leuten den rückständigen Lohn zu verabfolgen. Er wollte es abtheilungsweise thun, aber er drang damit nicht durch, und er mußte wohl oder übel alle zugleich empfangen. Sie erschienen schweigend, aber im Aufzuge wahrer Wilder, und mit dem, was ihnen verabreicht wurde, waren sie keineswegs zufrieden, sie verlangten das Doppelte, und außer dem Zeug forderten sie auch Pulver und Patronen.

Nachdem das Geschäft abgemacht war, warf sich der Reisende fiebergeplagt auf sein Lager. Die Karawane aber zog ab. Bis Manda bewahrte sie eine gewisse Mannszucht, dann aber gerieth sie in blutige Zwistigkeiten mit den Eingeborenen, und sie bemächtigte sich gewaltsam aller Kähne, deren sie habhaft werden konnte, um mit ihnen glücklich die Ueberfahrt über den Tanganika zu bewerkstelligen. Von Kilandu aus zogen sie dann durch die Wälder nach Tabora, um in dem letzteren Orte einen Angriff auf die algerische Missionsstation und P. Hautecoeur zu unternehmen — den Tam-Tam und die französische Fahne voran. Dreißig kamen richtig nach Zansibar, wo der französische Konsul die Hauptschuldigen infolge eines Briefes, den er von P. Hautecoeur erhielt, gefangen setzen und bestrafen ließ; die anderen waren unterwegs zurückgeblieben, und hatten sich zum Theil an Tippoo-Tib und die Manyema angeschlossen; Hassani jagte für einen Araber in Kilandu Elephanten, und Ferraji war aller Wahrscheinlichkeit nach zu den Rugas-Rugas gegangen, um mit ihnen wieder als Wilder zu leben. Von seiner ganzen Karawane waren Giraud nur die drei Blatternkranken übrig geblieben.

Weiter nach Westen vorzudringen, war jetzt natürlich ein Ding vollkommenster Unmöglichkeit. Der Reisende konnte nur noch darauf denken, auf dem bequemsten Wege zur Küste des Indischen Oceans zurückzugelangen.

Der Kapitän bewährte sich bei alledem als ein wackerer Freund, und sein Rath fiel bei der Gestaltung des ganzen Rückzugsplanes sehr in das Gewicht. Der Weg, welcher schließlich gewählt wurde, war der über den Nyassa, weil dieser am ehesten eine neue Karawane entbehren ließ, und weil er zum allergrößten Theile zu Wasser zurückgelegt werden konnte.

Zuerst galt es dabei, das Südende des Tanganika zu gewinnen. Da diese Reise mit Hülfe der Fahrzeuge, die zu Gebote standen, nicht ausführbar war, so mußte der Reisende aber eine Gelegenheit abwarten. Storms entfaltete unterdeß eine rührige Thätigkeit bei dem Ausbau der Station, und bei der Herstellung einer guten Kommunikation zwischen Mpala und Karema. Die zwei Daus, welche er besessen hatte, waren ja zu Grunde gegangen, und die Seetüchtigkeit des kleinen Dampfers „Cambier“ war auch eine mehr und mehr fragwürdige geworden. Seit Monaten hatten nun die Zimmerleute daran gearbeitet, aus dem schönen Holze, das in der Gegend wuchs, ein großes Fahrzeug herzustellen. Da zerbrach dasselbe, nachdem es vollendet war, bei dem Transporte von einer steilen Anhöhe hinab zum Hafen, und es gelang nur mit Mühe, es wieder in einen brauchbaren Zustand zu versetzen. Eine besondere Sorgfalt wandte Storms dem Garten zu, und es gediehen darin die verschiedenen Gemüse ganz vortrefflich, was bei dem Mangel an Wildpret eine doppelte Wohlthat war. Elephanten waren jenseits des Gebirges häufig, aber man durfte sich dahin nicht wagen, der Feindseligkeit Russingas wegen. Hippopotamus und Gänse und Enten waren nur nördlich von Mpala, wo das Ufer flach war, in großer Zahl zu treffen, südlich davon, wo das Gebirge steil in den See hinabstürzte, fand man sie nicht, und ebenso waren sie in der unmittelbaren Nähe der Station selten. Die einzigen Fahrzeuge, die sich öfters auf dem See hin und her bewegten, waren die Sklavenkähne der Wajiji (S. Abbildung 4). Ende Juli, nach zweimonatlichem langen Warten, erschien endlich der Dau der Engländer, auf der Rückreise von Ujiji nach Jenduë begriffen; sogleich wurden Giraud's Sachen eingeladen, und zusammen mit den drei von den Blattern Genesenen ging die Fahrt von Mpala nach dem Süden, nachdem dem braven Storms noch ein „Auf Wiedersehen in Europa!“ zugerufen worden war. Immer wieder konnte man nur bei Nacht segeln, weil bei Tage die starke Brise aus dem Süden es wehrte, bei Nacht ging es aber etwa sieben Stunden lang ziemlich rasch vorwärts. Die Nächte waren übrigens klar und herrlich, und die Rast am Tage wurde gelegentlich zur Jagd auf Antilopen benutzt. Bei dieser Gelegenheit traf Giraud auch wieder auf einen Soko, ohne ihn aber zu erlegen.

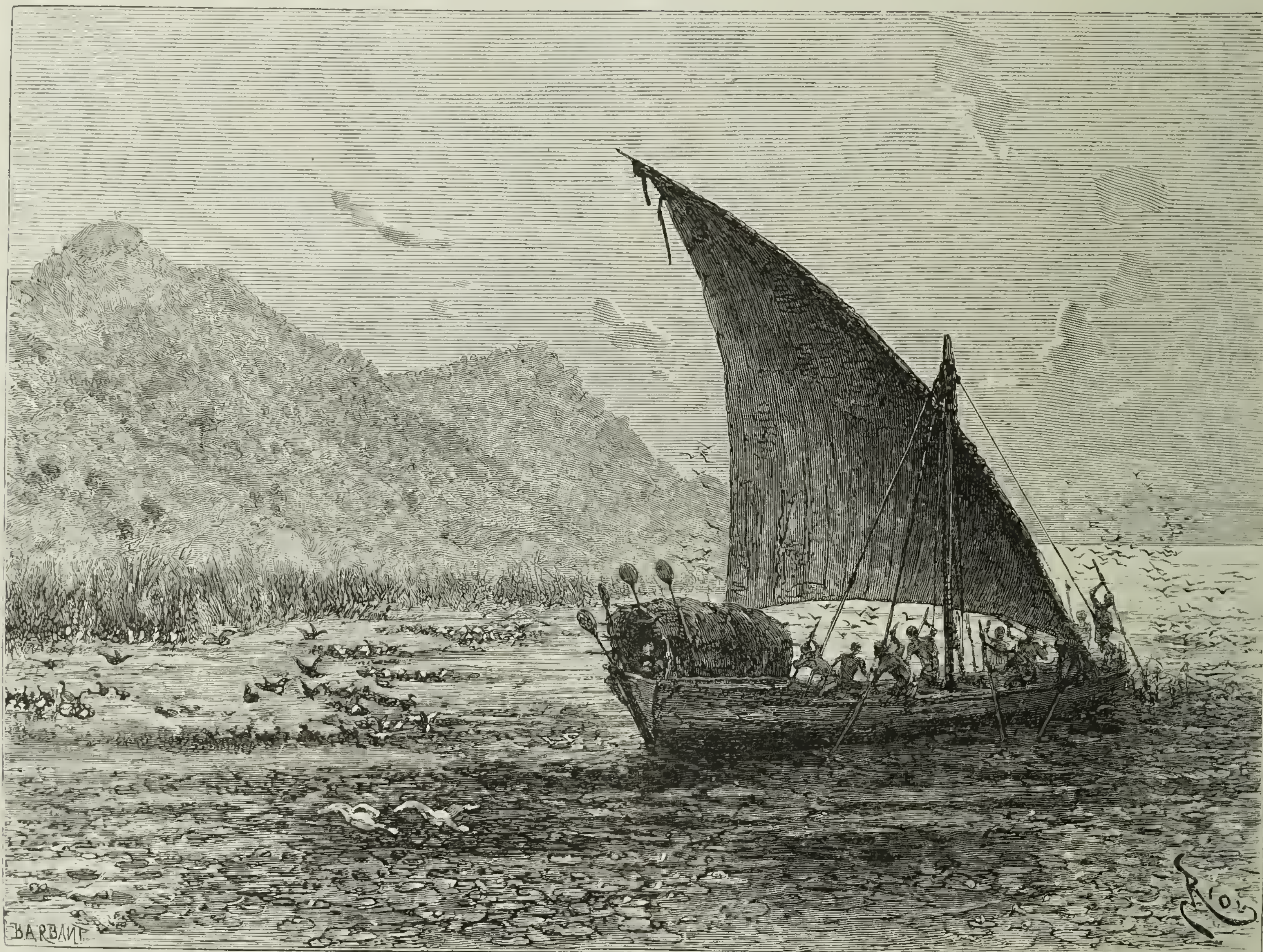
Allmählich wurden die Uferberge wieder niedriger, das eigentliche Marungu verschwand aus dem Gesicht, nur hohe Hügel umsäumten den See, und am 4. August befand sich der Dau wieder vor Jenduë. Dort kostete es noch ziemlich harte Arbeit, ans Ufer zu kommen, weil ungeheure Massen von schwimmenden Pflanzen in dieser Jahreszeit die Flußmündung sperrten (S. Abbildung 1).

Die Herren Swann und Brooks empfingen Giraud ebenso gastlich, wie das erste mal. Sie waren mittlerweile arg vom Fieber geplagt worden, aber ihr Boot war sehr gefördert worden.

Eine große Schwierigkeit bestand jetzt darin, eine genügende Anzahl Träger für die Landreise nach dem Nyassa-

See zusammenzubringen. Noch immer waren dreißig zum Transport der Sachen nöthig. Dank den Anstrengungen des Herrn Swann gelang es sie zu finden, und nach vier Tagen konnte der Marsch angetreten werden. Der Vertrag mit den Trägern lautete allerdings nur auf die viertägige Reise bis Mambuë. Bis dahin hatten sie ihren Lohn im voraus empfangen, und dort sollten sie zurückkehren dürfen, während Giraud sich andere miethete. Der Führer der Leute, namens Kafubi, war allerdings nichts weniger, als ein vertrauenswürdiger Mensch. Er sprach alle möglichen Sprachen, selbst das Kisuaheli, aber im Uebrigen war er ein wahrer Bandit, der zu allem fähig schien. Es wurde ihm als Zugabe zu seinem Lohne ein großes Geschenk versprochen, wenn er sich bewähren würde, bezw. fünfundzwanzig Stockschläge, wenn es etwa nicht der Fall wäre.

Nicht weit von Jendnë stieß man auf eine Karawane, die vom Nyassa-See kam, und bei derselben befanden sich auch die Leute, welche zwei Monate vorher Herrn Hore von Jendnë nach dem Nyassa begleitet hatten. Diese letzteren waren voll Entzücken von den Vorräthen an Mais und Bataten, die sie in den Häusern der Station Konde gesehen hatten, und eine ganze Anzahl erbot sich ohne weiteres, Giraud gegen bloße Verköstigung und ohne jeden Lohn wieder mit zurück zu folgen — darunter auch zwei Knaben, die die persönlichen Diener des Reisenden wurden. Die Karawane wuchs auf diese Weise wieder auf sechzig Leute heran.



Zwischen den Wasserpflanzen von Jendnë.

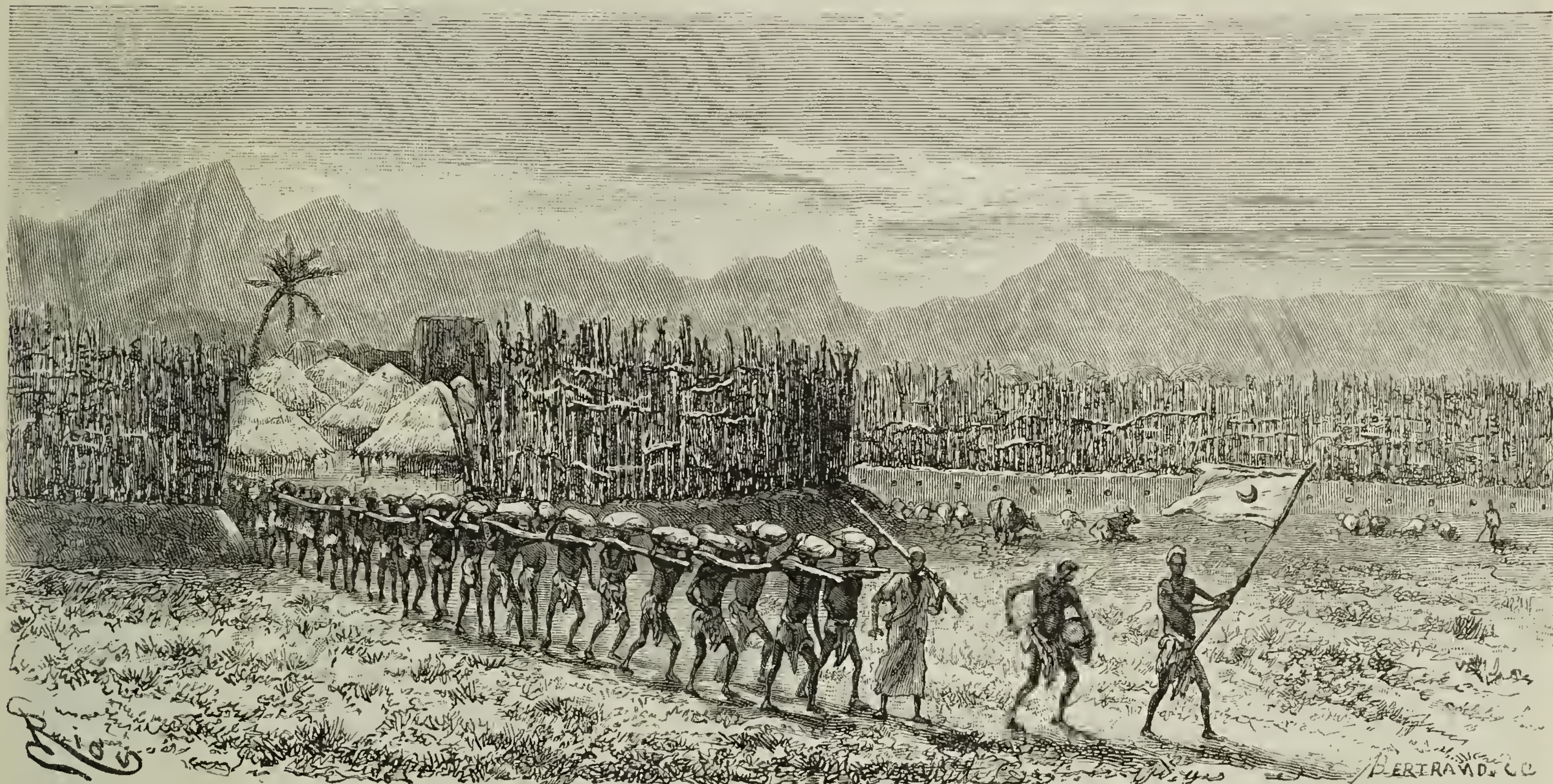
Zunächst gab es einen anstrengenden Gebirgs-Anstieg an dem Südende des Tanganika zu überstehen, und auf der Höhe angekommen, genoß der Reisende noch einen letzten prachtvollen Ausblick auf den See. Dann ging es quer durch eine Wüste, die gleich anderen früher passirten, durch das Sengen und Brennen der Waëmba künstlich erzeugt worden war, und in der man hie und da noch auf hohen Waldwuchs, sowie auf einzelne menschliche Skelette — die Ueberreste der Bevölkerung — stieß. Honig war hier wieder das einzige Lebensmittel, das man fand, während auf Wildpret ziemlich vergebens gefahndet wurde, und da die Träger in ihrer Sorglosigkeit versäumt hatten, Mehl mitzunehmen, so litt man von den ersten Tagen an Proviantmangel.

Am 14. August kam der Zug in Mambuë an, dessen Hütten und Pallisaden ausnahmsweise schon einen Kilometer vorher sichtbar waren, und das auf einer 20 bis 30 km breiten Ebene lag. Fambo, der Häuptling des Ortes, hatte sich bei seinen Nachbarn in Respekt zu setzen vermocht, und er war infolgedessen von Plünderung verschont geblieben. Eine kleine Rinderheerde und ein paar Schafherden weideten ruhig neben dem Boma, und Giraud konnte für sich und seine Leute sogar etwas Negerhirse und Mais kaufen. In der Nähe von Mambuë findet sich überall vorzügliches Eisenerz, und acht bis zehn stumpfkegelförmige Schmelzöfen aus röthlichem Thon dienen für gewöhnlich zu ihrer Verarbeitung. Während sich Giraud in dem Orte aufhielt, ruhten sie leider, dagegen konnte der Reisende einen Schmied bei der Herstellung eines sehr schönen Eisendrahtes beobachten.

Nach drei Tagen wurde die Reise weiter fortgesetzt, und zwar mit denselben Leuten — die Kafubi zusammengehalten

hatte — sowie mit einem weiteren Zuwachs von fünfzig, die auch mit nach Konde zu kommen wünschten, und die zum Theil Salz, zum Theil eiserne Lanzenspitzen und zum Theil Hacken trugen, um sie unterwegs zu verkaufen und sich von dem Erlöse zu ernähren. Die Furcht vor den Waëmba versuchten sie durch Lärm zu betäuben. (S. Abbildung 2.)

Die ganze Schaar war natürlich wenig dazu angethan, den Eingeborenen des durchreisten Landes Vertrauen einzuflößen, und schon das nächste Dorf verschloß seine Thore, so daß es besonderer Unterhandlungen bedurfte, um wenigstens für den Reisenden und seine eigentlichen Träger Einlaß zu erlangen. Dabei waren aber alle Häuptlinge



Mambuë.

der Gegend friedlich, und den Europäern freundlich gesinnt. Welchem Stamme sie angehörten, wußte keiner zu sagen.

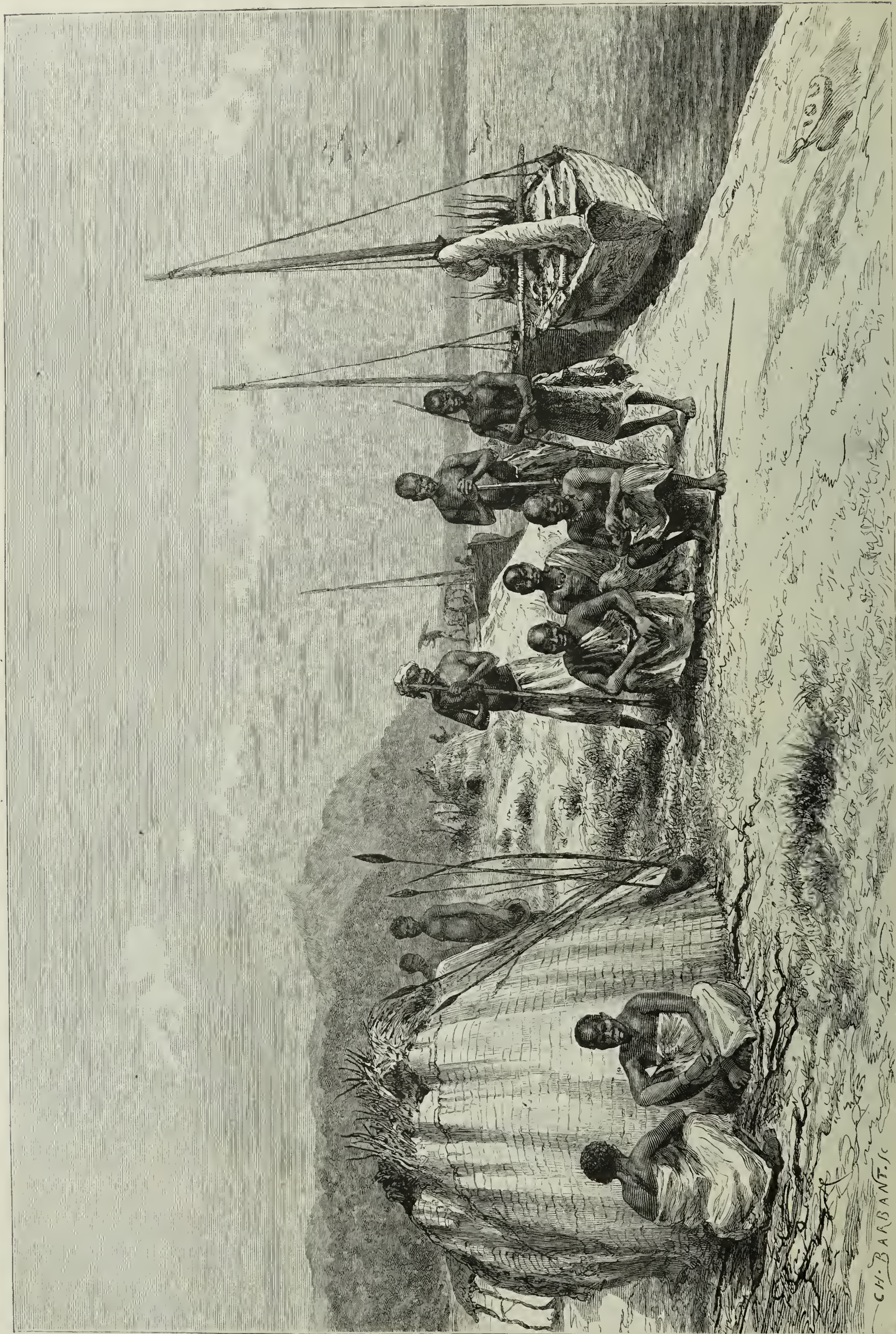
Das Land war einst ein einziger ungeheurer Wald, der vielfach von Sümpfen durchsetzt war, und die seichten Flüsse, welche hinter Mambuë gefurthet werden mußten, flossen sämmtlich in der Richtung auf den Tschambesi, so



Rückkunft der Krieger in Muipuria.

daß man also bereits vor Mambuë die Wasserscheide zwischen dem Tanganika und dem Kongo überschritten hatte. Hier waren Büffel, Antilopen, Elephanten rc. wieder ziemlich häufig.

In Muipuria war man der Grenze des Gebietes der Waëmba nahe und diese hatten vor kurzem einen Angriff auf das Dorf unternommen. Dafür hatten dann die Muipuria-Krieger aber einen Feldzug in das Feindesland unternommen, und Giraud war Zeuge, wie dieselben siegreich heimkehrten (S. Abbildung 3), mit etwa zwanzig zu Sklavinnen gemachten Frauen und mit einigen erbeuteten Hammeln. An der lauten Siegesfeier nahm dann die Kara-



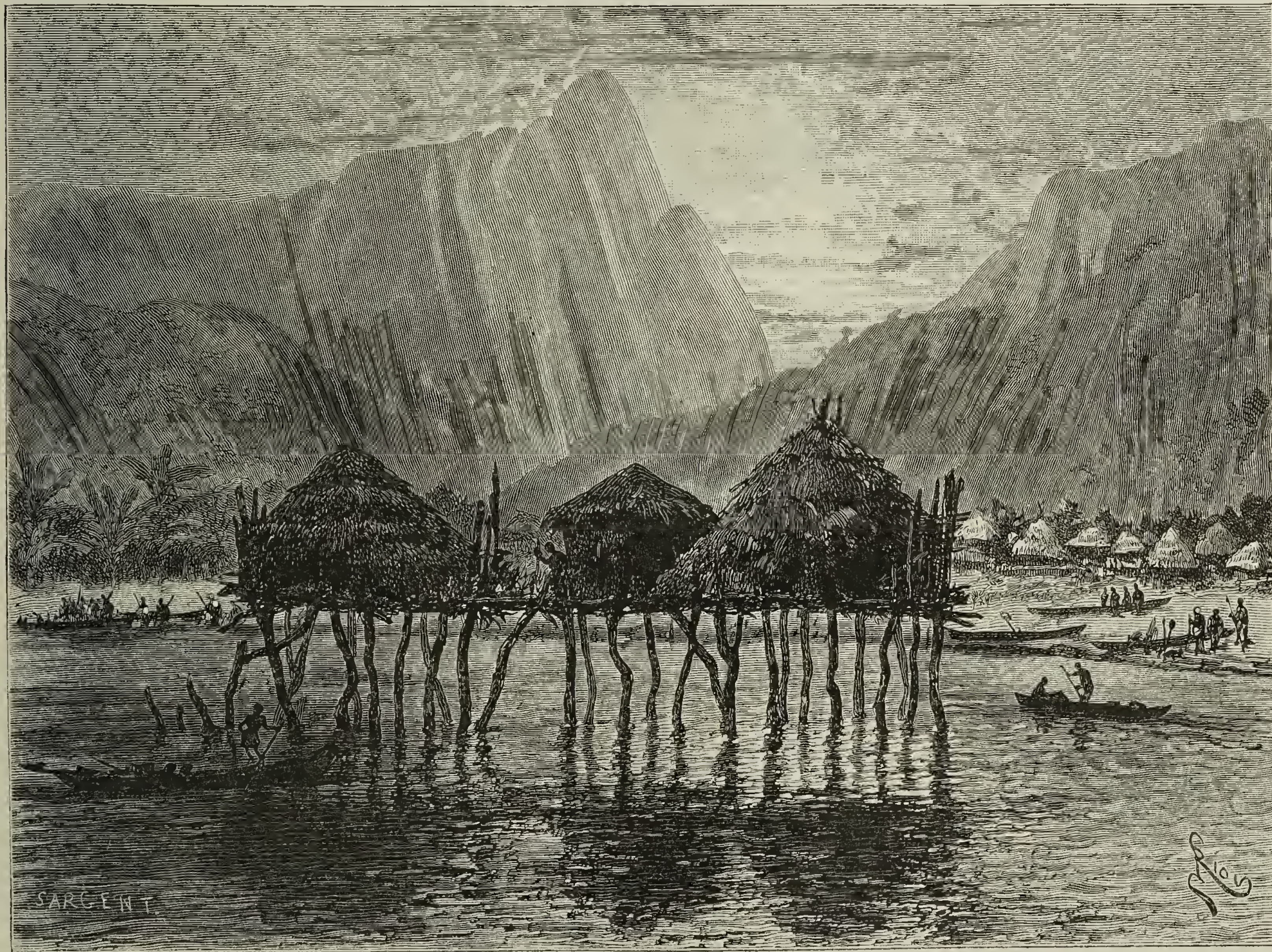
Wajiji-Neger und ihre Kähne.

wane regen Antheil, unter dem betäubenden Lärm des Tam-tam und unter wildem Trinkgelage.

Bei Kapogoro, wo man am 30. August ankam, nahm die Landschaft einen anderen Charakter an; das Terrain wurde wellig und hügelig, und man merkte, daß man sich den Gebirgen am Nyassa-See näherte. Am anderen Morgen wurden diese Gebirge thatsächlich zur Linken sichtbar, und zugleich wehte von ihnen ein kalter Wind herab, der bis gegen Mittag die Einhüllung in eine wollene Decke gebot; zur Rechten dagegen breitete sich die weite Wemba-Ebene aus.

In drei Tagen durfte Giraud nun hoffen, Kuiwanda zu erreichen, und weil er dessen gewiß war, so sandte er vier Männer voraus, die ihn ankündigen sollten. Als man nach Muiputa kam, fand man die schwarzen Burschen aber nackt und ausgeplündert in der Nähe des Boma. Der Herr desselben hatte der Begierde nicht widerstehen können, sich bei der gebotenen günstigen Gelegenheit einer Feuerwaffe zu bemächtigen, und deshalb die Räuberei ausgeführt. Man nahm den Boma ein und gab den Häuptling erst wieder frei, als er das Gewehr ausgeliefert hatte.

Bei Msoki stieß man auf die Straße, welche die Engländer zur Verbindung des Nyassa mit dem Tanganika hergestellt haben, und welche, wenn auch nicht fahrbar, so doch wesentlich bequemer ist, als die Pfade der Eingeborenen. Die Anlage hat große Anstrengungen gekostet, und das Werk hat durch die Krankheiten und den Tod der drei Ingenieure, die es leiteten, vielfache Unterbrechungen erlitten;

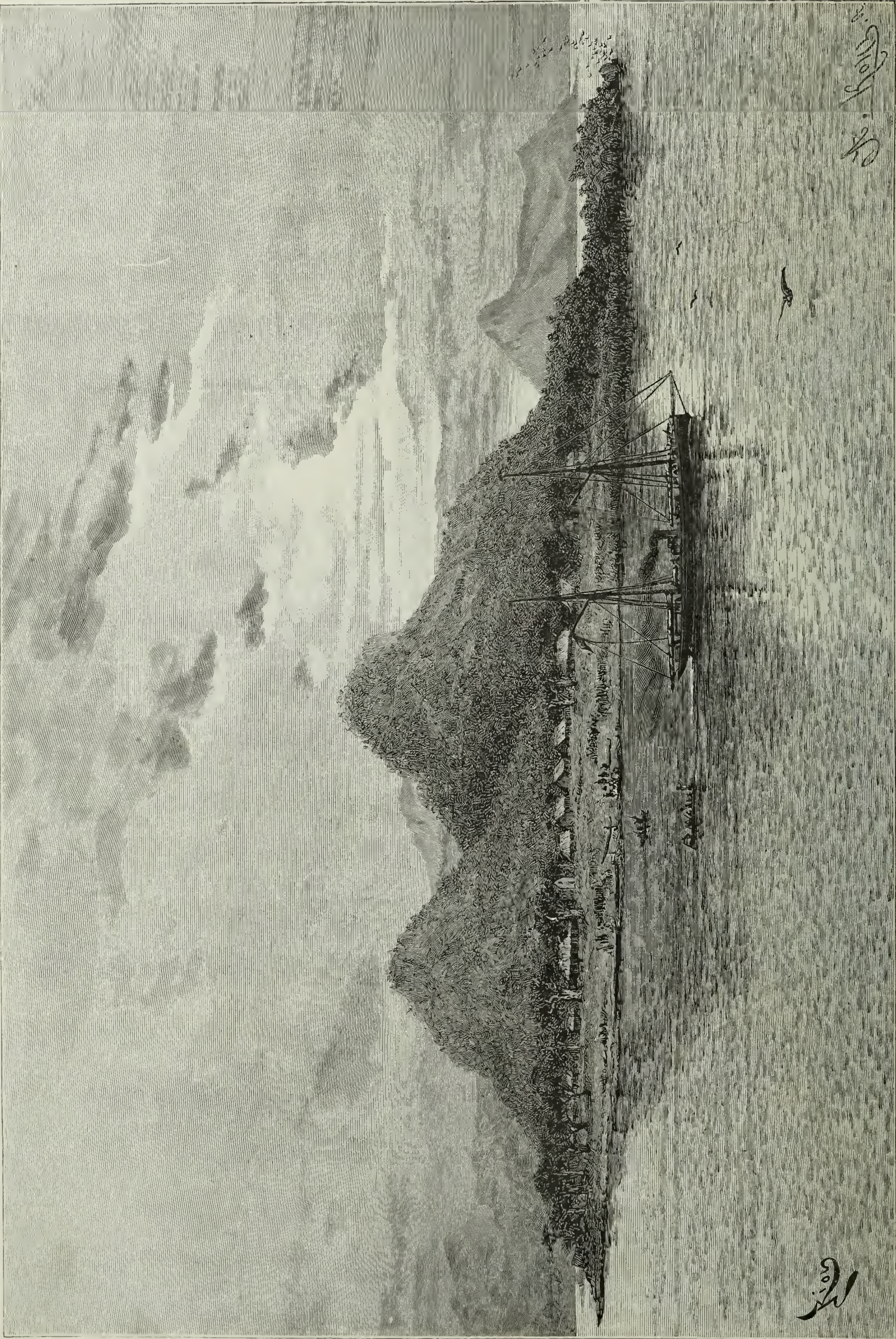


Benzaë.

etwa 15 Kilometer waren aber doch fertig gestellt worden. Der Regen hatte den Dämmen freilich arg genug mitgespielt.

In Kuiwanda traf Giraud die Herren R. P. Bain und M. Montheith von der schottischen Missionsgesellschaft, und zwar den letzteren gerade im Begriff stehend, nach dem Tanganika zu gehen, so daß er einen Theil des Trosses, den Giraud mitgebracht hatte, wieder mit dahin zurücknehmen konnte.

Am 6. September ging die Reise weiter, und ohne besondere Zwischenfälle wurde Konde erreicht, und damit zugleich eine wohlbebaute Gegend mit zahlreichen Rinderheerden, deren Reichthum die Leute von der Karawane nicht aus ihrem Erstaunen herauskommen ließ. Die Betten der zahlreichen Flüsse, die in der Regenzeit dem Tanganika zuflossen, waren jetzt freilich trocken. — Nun dauerte es nur noch fünf Tage, und die Karawane befand sich in Kasagura, der Station der „African Lakes Company“, hart an dem Ufer des Nyassa. Hier bewies Herr Nicoll, der Vertreter der Gesellschaft, dem Reisenden große Freundlichkeit, und nach langem Darben wurden ihm wieder alle europäischen Hochgenüsse zu Theil: Kaffee, Zucker, Sardinen, Brot 2c. Uebrigens deuteten alle Anzeichen darauf hin, daß die Schotten, seit Livingstone den See entdeckt hatte, nicht müßig gewesen waren. Mit den Missionären Hand in Hand war eine Handelsgesellschaft gegangen, es war eine regelmäßige Dampferkommunikation auf dem See und auf dem Shire eingerichtet worden, und es schienen alle Anstalten getroffen zu sein, um der europäischen Kultur in dieser Gegend Afrika's den Boden zu bereiten. Das Elfenbein, das die Umgebung des Sees



Livingstonia.

liefert, und das die Schotten aufkaufen, ist sehr schön. Ein anderes Produkt war aber bislang noch nicht ausgeführt worden, und im Elfenbeinhandel waren einige arabische Händler, die nebenbei natürlich auch Menschenhandel trieben, gefürchtete Konkurrenten. Einer der letzteren hatte beständig drei Daus auf dem See. Im ganzen lebten acht Europäer an dem Nyassa, Europäergräber waren an seinen Ufern zahlreicher, und das Klima ist daselbst entschieden viel ungesunder, als am Tanganika.

Am 3. Oktober kam der kleine Stahldampfer „Itala" an, und am folgenden Tage schiffte sich der Reisende auf ihm ein, mit der Aussicht, die Küste niemals aus dem Auge zu verlieren, und sie öfters zu betreten, da das Schiff alltäglich anlegen mußte, um seinen Holzbedarf zum Heizen der Maschine zu erneuern. Der Südwind war auf dem Nyassa nicht so schlimm, wie auf dem Tanganika, beeinträchtigte aber doch bisweilen die Schnelligkeit der Fahrt. In der Ebene von Deep-Bay bot sich eine gute Gelegenheit zur Jagd auf ein Zebra, sowie auf einen Eber und ein Rhinoceros. Weiterhin wurde Benzaë berührt, ein eigenthümliches Dorf, dessen Bewohner sich im See Zufluchtshütten auf hohen Pfählen errichtet haben, in die sie sich flüchten, sobald ihnen eine Razzia aus dem Gebirge droht, und in denen sie Provisionen für mehrere Tage aufzubewahren pflegen (S. Abbildung 4).

Am 9. Oktober lag man vor Bandawe, das eine Hauptstation bildet, und das auf einer weit vorspringenden sandigen Landzunge erbaut ist. Häuser aus Ziegelsteinen und mit Glasfenstern gemahnten hier lebhaft an Europa, und die Ebene am See scheint reich und fruchtbar zu sein. Im Inneren der Missionsstation hatte Mrs. Scott auch einen überraschenden Komfort geschaffen, und Dr. Scott sprach sich über seine Erfolge als Missionär sehr befriedigend aus, namentlich was das heranwachsende Geschlecht angeht. In der Missionsschule befanden sich etwa 150 Schüler, und dieselben wurden unter anderem namentlich auch in dem Tischler- und Schmiedehandwerk unterwiesen. Auch hier drohten aber nicht fern von der Station kriegerische Nachbarn — die durch ihre Grausamkeiten berüchtigten Angonis im Gebirge, und um ihre Erfolge zu sichern, hatten die muthigen Schotten einen der ihrigen ausgesandt, um eine Missionsstation unter den Angonis selbst zu begründen.

Von Bandawe ging dann die Fahrt weiter südwärts, und am 11. Oktober war Livingstonia erreicht, das am Fuße einer vulkanischen Bergmasse steht, und das eine ausgezeichnete Verkehrslage besitzen würde, wenn es nicht so außerordentlich ungesund wäre (S. Abbildung 6). Die Europäer hatten es vollkommen verlassen, und nur einige Eingeborene harrten am Strande der Ankunft des Dampfers.

Südkalifornien im Jahre 1887.

Von Theodor Kirchhoff.

III. (Fortsetzung aus Bd. 53, Nr. 23.)

Nach einem Aufenthalte von beinahe zwei Wochen in San Diego setzte ich meine Reise auf der „California Southern" zunächst nach San Bernardino fort. Wir fuhren an den Adobehäusern von Alt-San-Diego und an der False Bay vorüber, einer Meeresbucht, die zur Zeit der Ebbe fast ganz von Wasser entblößt ist; dann längere Zeit am Strande des Oceans entlang, zur Rechten grünes Hügelland, wo zahlreiche wohlgenährte Rinder weideten. 42 amerikanische Meilen von San Diego kamen wir an dem hart an der See liegenden schnell empor blühenden Städtchen Oceanside vorbei, das während der im San-Bernardino-Thale besonders heißen Sommermonate von den reicheren Bewohnern jener Gegend gern als Seebad besucht wird. Das Temecula-Cañon (30 Meilen nördlich von Oceanside) ist ein zehn Meilen langer Gebirgspaß, der rechter Hand von den steilen Santa-Rosa-Bergen, zur Linken von Tafelland begrenzt ist. Die Eisenbahn läuft in vielen Windungen an dem kleinen durch die Schlucht fließenden Santa-Margarita-Flusse entlang. Es ist dies das Terrain, das im Winter durch Regengüsse, Ueberschwemmungen und Bergschlüpfe mitunter wochenlang für die Bahnzüge ganz unpassierbar wird, wodurch der Verkehr zwischen San Diego und Colton-Los Angeles alsdann argen Schaden leidet. Die von Santa Ana nach San Diego führende, im Bau begriffene Eisenbahn wird diesen Gebirgspaß umgehen und dieselbe Route zurücklegen, welche ich vor fünf Jahren in der Stage-Kutsche zurücklegte.

Nachdem wir bei der schmucken Ansiedlung Murieta vorübergefahren waren, überraschte mich der in Südkalifornien ganz ungewöhnliche Anblick eines ansehnlichen Landsees, der inmitten der Berglandschaft eingebettet lag — des Elsinore-Sees, in dessen klarer Fluth sich das schnell emporblühende gleichnamige Städtchen spiegelt. Ein kleiner Vergnügungsdampfer befährt bereits den Landsee. Die Ufer und die umliegenden Höhen sind freilich noch fast ganz von Baumwuchs entblößt, und von Kultur gewahrt das Auge nur wenig; da sich aber eine unternehmende Bevölkerung hier ansiedelt und das Land auch ohne große Schwierigkeiten theils vom San-Jacinto-Flusse, theils durch Tunnellirung der Berge bewässert werden kann, so wird der See Elsinore ohne Frage dereinst ein Juwel Südkaliforniens werden. Es liegt im Plane, eine Eisenbahn um den ganzen See herum zu bauen, dessen Ufergelände im Laufe der Zeit gewiß von Villen, Obstgärten, Farmen und Ansiedelungen umkränzt sein werden.

Der mächtige, bis 10 500 Fuß aufsteigende Gebirgsknoten der San-Jacinto-Berge und die sich im Norden emporthürmende überaus malerische San-Bernardino-Range mit dem gleichnamigen schneegekrönten Pik, traten jetzt immer großartiger in das Gesichtsbild. Riverside mit seinen wie eine Oase in der Wüste liegenden grünen Obstgärten und Weinbergen und den mit goldener Frucht geschmückten Orangenhainen begrüßte uns; Bewässerungsgräben begleiteten uns, bis wir bei Colton das Geleise der Südpacificbahn querten. 125 Meilen von San Diego gelangten wir nach San Bernardino, wo ich wieder einen längeren Aufenthalt nahm.

Die Stadt San Bernardino blüht, wenn auch nicht in dem Maße wie San Diego, doch außerordentlich schnell

empor und ist jetzt die drittgrößte Stadt in Südkalifornien. Während der letzten zwei Jahre hat sich die Zahl ihrer Einwohner, die gegenwärtig etwa 7500 Seelen beträgt, beinahe verdoppelt. Es wird dort sehr viel gebaut und das Spekulationsfieber in Grundeigenthum läßt auch hier für die glücklichen Besitzer wenig zu wünschen übrig. An der Hauptstraße erzielten die Eck-Baustellen (corner lots) ohne sonderliche Mühe 500 bis 1000 Dollars den „Frontfuß" (d. h. den laufenden Längenfuß an der Straßenfront), und wer sich entschließt, für einen solchen Preis zu verkaufen, der denkt gewiß dabei mit Wehmuth, daß er sein Eigenthum eigentlich halb weggeschenkt hat. Unbebaute Ländereien in der Umgegend, die bewässert werden können, haben einen Marktwerth von 100 bis 600 und selbst 1000 Dollars der Acker. Die Atchison-Topeka- und Santafé-Eisenbahngesellschaft hat den Mittelpunkt ihres ausgedehnten Schienensystems in Südkalifornien nach San Bernardino verlegt und hier ansehnliche Maschinenwerkstätten und Lagerhäuser errichtet. Zur Zeit meines Besuches wurde eine direkte Eisenbahn nach Los Angeles eröffnet, die „San-Gabriel-Valley-Eisenbahn, an welcher eine ganze Reihe blühender Städte emporgesprungen ist. Dies ist die dritte Parallelbahn, welche San Bernardino-Colton und Riverside mit Los Angeles verbinden (die beiden anderen sind die „Riverside- und Los Angeles-" und die „Southern Pacific-"Bahn), an welche sich im nächsten Jahre eine vierte, am Fuße der Gebirge zu erbauende Eisenbahn anschließen soll. Vier Parallelbahnen, von denen jede nur drei bis sieben Meilen von der nächsten entfernt ist, mit einer Querbahn, die alle mit einander verbindet, auf einer Strecke von 70 englischen Meilen! Das kennzeichnet gewiß den ungeheuren Fortschritt dieses Landes auf das deutlichste[1]).

Während meines Aufenthaltes in San Bernardino machte ich in Gesellschaft eines dort seit Jahren wohnenden wohlunterrichteten Deutschen fast jeden Tag längere Ausflüge in die Umgegend und gelangte zu der Ueberzeugung, daß das Thal von San Bernardino eins der fruchtbarsten und wasserreichsten Thäler in Kalifornien ist. Zahlreiche Bäche strömen vom Gebirge herab, wo auch der Santa Ana, der bedeutendste Fluß in dieser Gegend, entspringt. Alle jene Wasserläufe werden zur Ueberrieselung der Felder, Obstgärten ꝛc. benutzt, und wo jene nicht verwerthet werden konnten, hat man artesische Brunnen gegraben, von denen sich mehr als 500 im Thale befinden. Die Bodenfläche, auf welcher artesische Brunnen mit Erfolg gebohrt werden können, ist jedoch scharf begrenzt. Die Lage der unterirdischen Wasserläufe ist genau festgestellt worden, und es ist ganz nutzlos, außerhalb derselben Bohrungen zu versuchen. Ein gewaltiges Wasser-Reservoir wurde durch den Bear Valley-Damm, 40 Miles nordöstlich von San Bernardino, im Gebirge geschaffen und mit dem Santa Ana in Verbindung gesetzt, wodurch der östliche Theil des Thales seinen Bedarf an dem kostbaren flüssigen Elemente erhält. Das Bett eines früheren alten Gebirgssees, der sich durch Erosion entleert hatte, hat man dort durch einen 300 Fuß langen Damm aus Fels und Cement, der 60 Fuß hoch und unten 17 Fuß breit ist, wieder geschlossen. Das Reservoir hat eine Länge von sechs und eine Durchschnittsbreite von einer englischen Meile. Der Zufluß der kleinen Gebirgsbäche ꝛc. über eine Bodenstrecke von mehr als 60 englischen Quadratmeilen wird darin angesammelt, und es enthält hinreichend Wasser, um 20000 Acker damit zu bewässern.

An einem sonnenhellen Tage unternahm ich mit meinem Landsmanne einen Ausflug nach den neuen Plätzen Redlands und Lugonia. Auf trefflicher Landstraße kutschirten wir zunächst nach der fünf Meilen entfernten Ansiedelung Alt-San-Bernardino, auf welcher Fahrt die mächtige Kette der San-Bernardino-Range gerade vor uns lag — ein wunderbar schönes Bild von schweizerischer Großartigkeit! Vom San-Bernardino-Thale aus betrachtet, steigt jene gewaltige Gebirgsreihe wie ein Wall empor, der ohne Zweifel von Süden her gehoben worden ist. Auf dem Kamm des Gebirges befinden sich Kies- und Muschellager und auch ein altes Flußbett. Nach der nördlichen Seite ist der Absturz gegen die Mojave-Wüste ein weit geringerer, als nach der Südseite. Bei Alt-San-Bernardino gewahrte ich die schönsten Orangenhaine, die ich in Südkalifornien gesehen hatte, und auch eine Anzahl großer Weinberge, die in vortrefflichem Zustande waren. Das Klima in Alt-San-Bernardino, wo Nebel und Frost nie vorkommen, ist für die Orangenzucht noch besser, als das von Riverside, in welchem Platze die Ernte ab und zu minder gut ausfällt, was in Alt San Bernardino noch nie der Fall war. Zwischen den beiden Plätzen herrscht ein ziemlich gespanntes Verhältniß. Besonders erbost sind Farmer der letztgenannten Ansiedelung darüber, daß die von ihnen gezüchteten Orangen unter dem Namen „Riverside Oranges" von den großen Obstpackereien nach den östlichen Märkten gesandt werden. In der Nähe von Alt-San-Bernardino liegen auf einer kahlen Anhöhe nahe an der Landstraße die Trümmer der von Indianern zerstörten gleichnamigen alten Mission, die ein Zweig der San-Gabriel-Mission war — ein trauriges Bild des Verfalls, das durch eine in geringerer Entfernung von der Ruine erbaute prächtige Villa mehr noch, als es sonst der Fall sein würde, ins Auge fällt.

Zwei Meilen von Alt-San-Bernardino gelangten wir nach den nagelneuen Zwillingsstädten Lugonia und Redlands, von denen heute jedermann in San Bernardino mit Begeisterung redet. Hier waren die reichen spekulirenden Yankees in ihrem Elemente! Für Ländereien in der Nähe jener Ortschaften erzielten die Besitzer, welche das Land vor sechs Monaten für 50 Dollars den Acker gekauft hatten, ohne Mühe bereits 500 bis 1000 und mehr Dollars den Acker. Eine Menge schöner Landsitze in der Umgebung war im Bau begriffen; Gärten, Orangenhaine, Weinberge ꝛc. erfreuten das Auge. In Lugonia speisten wir in einem stattlichen Gasthause, das voll von Fremden war, so gut, als befänden wir uns im Palace-Hotel in San Francisko. Die kaum angelegten Boulevards waren an den Seitenwegen mit langen Reihen von Fächerpalmen bepflanzt worden. Eiserne Gasröhren, Wasserleitungen, wofür die Rohre aus Cement an Ort und Stelle angefertigt wurden, legte man in jeder Straße, selbst dort, wo noch gar nicht mit dem Bau von Häusern begonnen worden war. Schlanke, hochaufragende eiserne Mastbäume für elektrische Beleuchtung standen schon da, und eine Eisenbahn nach San Bernardino war im Bau begriffen.

An der Hauptstraße in Lugonia las man an erst halb vollendeten, in großstädtischem Styl angelegten Steingebäuden, in deren dachloses Innere noch der blaue Himmel hineinschaute, an großen Tafeln die Namen und Geschäfte der Kaufleute, die dort einziehen würden — Teppich- und Möbelhändler, Läden für Schnittwaaren, für Herren- und Damenkleider, Putzsachen, Kurzwaaren, Materialwaaren, Stiefel und Schuhe, Pianos u. s. w. Zwei Banken, die lebhafte Geld- und Wechselgeschäfte betrieben, hatten in hölzernen Baracken ein zeitweiliges Unterkommen gefunden, ehe sie in die für sie bestimmten erst halb fertigen stattlichen Steingebäude einziehen konnten. Eine kleine Armee von Arbeitern und Handwerkern bereitete künstliche Steinplatten aus Cement und pulverisirtem Kies für die Gehwege, baute,

[1]) Jede Stunde fährt ein Eisenbahnzug von San Bernardino nach Colton und jede zwei Stunden einer nach Riverside. Außerdem sind San Bernardino und Colton jetzt auch noch durch eine „Motor-Bahn" mit einander verbunden.

hämmerte und malte an den Häusern, ebnete die Straßen, pflanzte Bäume und Stauden, legte die Gas- und Wasserleitungen an, lud die mit Bauholz, eisernen Säulen, Nägeln, Fachwerk für Fenster und Thüren, Ziegelsteinen 2c. beladenen Frachtwagen ab — genug, es war ein Bild des regsten Fleißes, wie es lebendiger nicht gedacht werden kann, und zwar inmitten eines sich schnell besiedelnden Gebietes, das vor zwei Jahren noch als ganz werthlose Wüste galt.

Der vornehmen Kolonie Riverside stattete ich auch auf dieser Reise wieder einen Besuch ab. Die Stadt Riverside, deren Geschäftstheil immer mehr ein städtisches Aussehen annimmt, zählt bereits 4000 Einwohner und hat fast das ganze Gebiet der Kolonie ihren Grenzen einverleibt. Das städtische Weichbild hat jetzt eine Ausdehnung von etwas über 56 englischen Quadratmeilen, und der Platz rühmt sich, die größte Stadt in Amerika zu sein! Die Kolonie steht in höchster Blüthe und dehnt sich immer weiter aus, namentlich an ihrer östlichen Grenze, wo eine ganz neue Ansiedelung rasch emporblüht. Unter der Leitung eines Kanadiers, mit Namen Mathew Gage, bildete sich im Winter 1885/86 eine Gesellschaft, welche, ganz unabhängig von der „Riverside Land- and Irrigation-Company", namentlich durch Bohrungen von artesischen Brunnen, einen bedeutenden Wasservorrath im San-Bernardino-Thale erlangte, der genügte, um 15 000 Acker Land damit bewässern zu können. Dieser Kanalbau — der durch einen kostspieligen Tunnel bis an die Grenzen von Riverside geleitete sogenannte „Gage-Kanal", dessen Herstellungskosten sich auf eine halbe Million Dollars beliefen — haben sich vollständig bewährt. Der Marktwerth der Wüstenländereien, welche durch den Kanal der Kultur zugänglich geworden sind, und die bis vor kurzem niemand für den von der Regierung dafür geforderten Preis von $1^1/_4$ Dollars den Acker kaufen wollte, ist bereits auf 100 bis 200 Dollars den Acker gestiegen. Das Unternehmen des mir persönlich bekannten Herrn Gage steht selbst in Südkalifornien fast beispiellos da. Ohne jegliche Mittel hat er es fertig gebracht, reiche Banken in San Francisko und Chicago zu bewegen, das nöthige Geld für den Kanalbau und den Ankauf der Wüstenländereien vorzustrecken, und ist in weniger als vier Jahren aus einem blutarmen Uhrmacher ein halber Millionär geworden.

In Riverside wird sehr viel gebaut, sowohl im Geschäftstheile der Stadt als außerhalb derselben. Die Zahl der prächtigen Landsitze und halbtropischen Anlagen in der Kolonie hat sich während der letzten fünf Jahre fast verdoppelt, und der Werth des Grund und Bodens ist so hoch gestiegen, daß nur noch reiche Leute daran denken können, sich dort nieder zu lassen. In diesem Sommer wurde mit dem Bau eines vornehmen Gasthauses auf dem romantisch inmitten der Stadt liegenden „kleinen Rubidoux-Berge" begonnen, das eins der schönsten in Südkalifornien werden soll. Leider haben aber die Temperenzler ganz im Orte die Oberhand gewonnen. Las ich doch im Speisesaale eines Gasthauses in Riverside die großgedruckte Anzeige: „No wines or liquor allowed on the tables!" (Bei Tisch darf weder Wein noch Branntwein verabreicht werden). Weinberge ringsum, deren Trauben aber in Riverside nur zu Rosinen getrocknet oder roh genossen werden; und bei Tisch nicht einmal ein Glas kalifornischen Wein zu haben! Neben jener Anzeige gewahrte ich zwei andere von Methodisten und Presbyterianern, worin die geehrten Gäste zu Gebet und Kirchenbesuch ermahnt wurden. Mehr kann der ärgste Mucker gewiß nicht verlangen! Daß ich der schönen Yankee-Kolonie schleunigst den Rücken zukehrte, wird der Leser begreiflich finden!

Einen interessanten Ausflug machte ich nach dem nördlich von San Bernardino im Gebirge liegenden „Arrow head Hot Springs", wo ich mehrere Tage verweilte. Die Naturmerkwürdigkeit (die Pfeilspitze, im Volksmunde das Pik-Aß — ace of spades — genannt), wonach jene heißen Bäder ihren Namen führen, habe ich bereits in einem früheren Aufsatze erwähnt. Jetzt hatte ich Gelegenheit, sie in nächster Nähe zu betrachten. Auf dem steil abfallenden dunkeln Gebirgshange zeigt sich dort eine helle Figur, die eine Länge von 1320 und eine Breite von 350 Fuß hat und einer Pfeilspitze täuschend ähnlich sieht — daher der Name. Die Stelle am Berge, wo das Bild der Pfeilspitze erscheint, besteht aus weißlichem, verwittertem Quarz und hellem Granit und ist mit graugrünen Büschen und kurzen weißlichen Gräsern bewachsen, wogegen der Boden auf dem übrigen Theile des Abhanges dunkel ist, und ein schwärzliches niedriges Gebüsch trägt. Eine Menge Sagen über diese „Pfeilspitze" sind im Volksmunde im Umlaufe, bei welchen der Teufel und die Indianer eine hervorragende Rolle spielen. Brigham Young soll durch einen Kundschafter von jener seltsamen Naturspielerei gehört haben, und er prophezeihte im Anfange der fünfziger Jahre nach Südkalifornien auswandernden Mormonen, daß sie dort, wo ein Pfeil am Gebirge hänge, ein neues Kanaan antreffen würden. Als die Auswanderer das göttliche Zeichen am San-Bernardino-Gebirge erblickten, waren sie hoch erfreut und gründeten in dem nahe liegenden fruchtbaren Thale ihre neue Kolonie, mit der jedoch der berühmte Mormonen-Prophet bekanntermaßen nicht viel Glück gehabt hat.

Unterhalb des „Arrow head" sprudeln 25 heiße, schwefelhaltige Mineralquellen aus dem Felsboden, mit einem Wärmegrade von 144 bis 194° F. Die natürlichen Schlammbäder werden namentlich hoch gerühmt und gegen Rheumatismus und Neuralgie mit Glück angewendet. Die Einrichtung der Schlammbäder und die Art und Weise, wie dieselben genommen werden, ist ganz originell. Die Felsen sind hier mit einem zwei Fuß tiefen, pechschwarzen Schlamme bedeckt, durch welchen die heißen Gase aus Ritzen im Gesteine emporsteigen. Dort stehen in einem Badehause lange hölzerne Kasten, ohne Boden, worin sich etwa ein Fuß tiefer Schlamm befindet. In einem solchen Kasten legen sich die Kranken nieder und werden dann mit dem 100° F. heißen Schlamm bis an den Mund hinauf zugeschaufelt. Ein Badewärter feuchtet den im Schlammbade Ruhenden, denen der Schweiß mächtig aus allen Poren dringt, fortwährend Stirn und Scheitel mit einem nassen Schwamme an, damit jene nicht ohnmächtig werden. Die sich aus dem Schlammbade Erhebenden sehen wie leibhaftige Teufel aus! Ein Bad in lauwarmem Wasser beschließt die Prozedur.

Das sowohl von Fremden als von Kranken viel besuchte Gasthaus liegt in der Nähe der hübsch eingerichteten Badeanstalt. Das stärkste Getränk, das dort für gutes Geld kredenzt wird, ist aber — Sodawasser, da der Wirth, ein Temperenzler aus Neu-England, seinen Gästen nicht einmal ein Glas Bier gönnt. Während meines Aufenthaltes in den „Springs" wunderte ich mich über die vielen länglichen, sorgsam in Papier eingewickelten Packete, die der Kutscher des zweimal täglich von San Bernardino anlangenden Hotelwagens regelmäßig für die Fremden mitbrachte. Ein Texaner — er wurde stets mit „Colonel" angeredet! — löste das Räthsel, als er mich eines Tages geheimnisvoll in sein Zimmer einlud und dort aus einem derartigen sorgsam eingewickelten Packete eine Flasche Bourbon Whiskey hervorholte. Mehrere sehr fromm dreinschauende Amerikaner erhielten fast jeden Tag solche Sendungen durch den Kutscher, der damit ein einträgliches Geschäft betrieb.

Die Aussicht von der Veranda des $6^1/_2$ Meilen von San Bernardino entfernten Gasthauses ist überaus prächtig. Tausend Fuß in der Tiefe liegt die weite Ebene mit der zwischen grünen Bäumen hervorlugenden Stadt San Bernardino, jenseits derselben der ganz abgesondert wie ein Kastell aufragende Slover Mountain, dessen rechte weiße Ecke wie abgebrochen aussieht, und am südlichen Horizonte die lange blaue Linie der Temescal-Range. Gen Westen erstreckt sich eine mächtige Gebirgsreihe, vom Cajon-Paß und dem San-Antonio-Pik bis zur Cucamonga-Range; ostwärts liegen die hochaufragenden San-Jacinto-Berge und in duftiger Ferne die St. Gregonia-„Plains“, wovon jetzt als Zukunfts-Paradies viel die Rede ist. Ein Blick nach rückwärts zeigt hoch oben die „Pfeilspitze“ und den breiten schneebedeckten Doppelgipfel des San-Bernardino-Pik, dessen höchste, 11 600 Fuß hohe abgerundete Kuppe im Volksmunde „Old Baldy“ (d. h. der alte Glatzkopf) heißt. In der Ebene erkennt man die neuen Ansiedelungen Red Lands und Lugonia. Es ist dies eine großartige Fernschau, die allein schon einen Besuch bei den „Arrow head Hot Springs“ belohnen würde. Das wie auf einer Gebirgsbastion am oberen Ende der Schlucht erbaute Gasthaus, vor welchem sich zwei Berglehnen nach dem Thale zu weit öffnen, sollte jeder Fremde, der in diese Gegend kommt, besuchen, um die Schlammbäder kennen zu lernen und die herrliche Aussicht zu genießen.

Erwähnen will ich noch, daß in der öden Kaktus-Ebene an der Landstraße zwischen den „Springs“ und San Bernardino eine neue Stadt liegt, an der weiter nichts fehlt, als — die Häuser. Ich gewahrte dort beim Vorüberfahren eine Menge zwischen dem Gestrüpp in den Boden gesteckte Pflöcke, welche die Boulevards und Bauplätze dieser Metropole kennzeichnen. Das Grundeigenthum ist dort noch billig. Sobald aber die Drahtseilbahn, welche nächstes Jahr die „Hot Springs“ mit San Bernardino verbinden soll, in Betrieb ist, wird die Nachfrage nach Eck-Bauplätzen in der Kaktuswüste unbedingt sehr lebhaft werden. Den Namen der großartig geplanten Wüstenstadt habe ich leider vergessen.

Kürzere Mittheilungen.

Rundschau über die deutschen Schutzgebiete.

Wer erwartet oder verlangt hat, daß der deutsche Kolonialbesitz schon in den ersten Jahren seiner Entwickelung und ohne irgend welche Zwischenfälle und Rückschläge glänzende Früchte tragen solle, der mußte sich durch die neueren Nachrichten aus den verschiedenen deutschen Schutzgebiete arg enttäuscht fühlen.

Sehr trübe lauteten diese Nachrichten vor allen Dingen aus Ostafrika, bezüglich dessen solche sanguinische Hoffnungen und Forderungen am allermeisten gäng und gäbe waren, und dessen Fortschritte bislang am raschesten und ungehindertsten vor sich zu gehen schienen. Mit dem Sultan von Zansibar war ein Einvernehmen erzielt worden, durch das die Verwaltung des ganzen zansibarischen Küstenlandes, das das deutsche Schutzgebiet vom Meere trennte, auf fünfzig Jahre in die Hände der deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft übergehen sollte (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 319). Die Tabakernte versprach unter den Händen williger und fleißiger Arbeiter in den neubegründeten Plantagen beträchtliche Erträge. Und man durfte sich außerdem mit dem Gedanken tragen, durch eine Kette von Stationen einen offenen Zugang in das Binnenland bis hin zum Victoria Nyanza und zum Weißen Nil zu schaffen, um dadurch den Handel des östlichen Centralafrika durch das deutsche Schutzgebiet zu leiten und gleichzeitig dem heldenhaften Emin den schwer entbehrten Beistand zu leisten. Da widersetzten sich die Statthalter des Sultans von Zansibar in den Küstenplätzen der Ausführung des erwähnten Vertrages, da erhoben sich gleichzeitig mehrere Häuptlinge des Binnenlandes, die ihre Interessen in irgend einer Weise von den neuen Eindringlingen bedroht sahen — und der stolze Traum von einem „deutschen Indien“ in Ostafrika ging in Dunst und Nebel auf. Die Gegner jeder aktiven deutschen Kolonialpolitik jubelten laut, und nicht minder thaten es die Rivalen im Auslande, denen die kräftigen Schritte der Deutschen in den überseeischen Gebieten von Anbeginn allerlei schwere Bedenken erregten. — Was sollen wir nun dazu sagen, die wir zu den Freunden und Befürwortern der Kolonialpolitik unserer Regierung gehören, die wir uns aber auch eine nüchterne und kritische Prüfung der einschläglichen Verhältnisse zur Pflicht gemacht haben, und die wir uns nicht blenden lassen dürfen von den Deklamationen kolonialpolitischer Charlatane? Daß die Lage in Ostafrika eine ernste war und noch ist, können wir natürlich nicht leugnen. Ist doch das Blut von Deutschen ebenso wie von Eingeborenen geflossen, hat sich doch die deutsche Marine zu energischem Eingreifen genöthigt gesehen, und sind doch die Pflanzungen der deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft von Grund aus zerstört! Nur Bagamoyo und Dar-es-Salaam befinden sich durch die davor ankernden deutschen Kriegsschiffe in deutscher Gewalt, während bezüglich aller anderen Küstenpunkte den Vertrag mit dem Sultan lediglich auf dem Papiere steht. Die deutsche Ostafrikanische Gesellschaft wird aller Wahrscheinlichkeit nach harte Verluste zu tragen haben. — Andererseits aber halten wir die Lage durchaus nicht für verzweifelt, und wenn die deutsche Regierung ebensowohl mit Energie als auch mit Vorsicht und Mäßigung gegen die Aufständischen vorgeht — wie es nicht anders zu erwarten ist —, so wird sie ohne Zweifel alle wesentlichen Positionen halten und für neue kultivatorische Operationen — die auf besseren und festeren Voraussetzungen beruhen, als die bisherigen — den Boden bereiten können. Unabweisbar dürfte die Organisation einer ostafrikanischen Kolonial-Truppe geworden sein. — Im übrigen mag der thörichte Traum von einem „deutsch-ostafrikanischen Indien“ immerhin aus den Köpfen verschwunden sein, das ist kein großer Schade. So schlecht ist Ostafrika in seiner Eigenschaft als Wirthschaftsgebiet aber entschieden nicht, daß wir rathen sollten, es infolge der gemachten Erfahrungen ohne weiteres wieder wegzuwerfen und sich selbst zu überlassen. Die kultur- und handelspolitische Position von Zansibar-Bagamoyo halten wir für eine der wichtigsten am Indischen Ozeane, und wenn von Europa aus überhaupt jemals an der Aufgabe gearbeitet werden soll, Afrika von der Gewaltherrschaft der arabischen Sklavenjäger zu befreien, so wird an diesem Punkte immer ein Haupthebel eingesetzt werden müssen. Daß Deutschland sich in Ostafrika dabei militärisch auch nur entfernt in der Weise zu engagiren

haben werde, wie Italien bei Massaua oder wie England im Zulu-Lande, halten wir für durchaus unwahrscheinlich. Dazu ist vor allen Dingen die politische Organisation der in Frage kommenden Bevölkerungsgruppen eine viel zu lockere und unvollkommene. — Was den Anlaß zu dem Aufstande betrifft, so scheinen dabei mancherlei Bestrebungen mitgewirkt zu haben, die ihre Wurzeln nicht unter den Eingeborenen haben, und denen in Zukunft zu begegnen sein wird, sobald sie klar erkannt sind. Eine unleugbare Thatsache ist es, daß sowohl die englisch-indischen Händler in den Küstenplätzen als auch die englischen Missionäre im Binnenlande die deutsche Herrschaft mit Mißvergnügen betrachtet und zu untergraben gesucht haben. Ein direkter Zusammenhang des Aufstandes mit den Bestrebungen der arabischen Sklavenhändler am oberen Kongo und in der Gegend der großen Seen scheint dagegen nicht zu bestehen.

Infolgedessen ist auch Deutsch-Witu-Land — sowie Britisch-Ostafrika — nicht von dem Aufstande berührt worden, und dort liegen die Verhältnisse also im allgemeinen noch gerade so, wie sie in dem von uns veröffentlichten Aufsatze des Herrn Lieutenant Schmidt dargestellt worden sind (Vergl. „Globus“, Bd. 54, S. 129 ff.).

Auch aus dem deutschen Schutzgebiete in der Südsee sind aber in den letzten Monaten mehrere Hiobsposten eingegangen. In erster Linie lassen die von der deutschen Neuguinea-Kompagnie angestellten Nachforschungen keinen Zweifel mehr daran bestehen, daß die Herren von Below und Hunstein von der bekannten großen Fluthwelle an der Küste von Neu-Pommern verschlungen worden sind (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 368). Ferner ist eine Expedition des Assessors Schmiele auf der Gazellenhalbinsel durch den Verrath und die Heimtücke der gemietheten Träger in die größte Gefahr gekommen, und die Theilnehmer sind nur durch die Dazwischenkunft der befreundeten Händler Vallender und Duchré vor dem Untergange bewahrt worden. Und endlich ist auch Stationsvorsteher Graf Pfeil auf einer Recognoscirungstour nach Neu-Mecklenburg auf feindliche Eingeborene gestoßen, und einer seiner Begleiter hat durch dieselben sogar sein Leben verloren. Daß solches Verhalten der Eingeborenen sehr dazu angethan ist, als ein Hemmschuh auf die wirthschaftliche Entwickelung der in Frage stehenden Inseln zu wirken, ist nicht zu bestreiten. — Haben wir uns aber nicht bei unseren kolonialpolitischen Bestrebungen von vornherein sagen müssen, daß die Engländer, die Holländer und die Franzosen in ihren Beziehungen mit den sogenannten Wilden noch viel stärkerem Widerstreben begegnet sind! Wir dürfen noch immer hoffen, daß das, was jenen gelungen ist, auch uns gelingen wird — und vielleicht mit etwas mehr Rücksicht und Menschlichkeit gegenüber der ursprünglichen Bevölkerung unserer Schutzgebiete. — Die Kulturen in der Nähe der deutschen Stationen stehen natürlich noch immer im Stadium des Experimentes, und theils scheinen dieselben gelungen, theils halb oder ganz mißlungen. Etwas definitives läßt sich kaum über irgend eine sagen, und es wird noch ziemlich viel Geduld nöthig sein, bevor man von wirklichen Erfolgen reden kann. Zunächst genügt es, daß für den Anbau zahlreicher wichtiger Kulturpflanzen — des Tabak, des Kaffee, des Mais, des Yams, des Mandioc, der Baumwolle ꝛc. — die Aussichten gute geblieben sind, und daß die Neuguinea-Kompagnie rüstig bei der Arbeit ist. Bezüglich der Witterung scheint das Jahr übrigens auf Neuguinea — fast wie bei uns — kein gutes gewesen zu sein, da Dürre und übermäßige Feuchtigkeit sehr schroff mit einander wechselten. — Bei Finschhafen war man eifrig auf Sanitirung des Ortes bedacht, indem man das massenhaft in der Umgegend liegende todte Holz verbrannte und das Unterholz entfernte; und ebenso arbeitete man dort sowie bei Hatzfeldhafen an der Herstellung von Wegen. Zwischen Finschhafen und Cooktown besteht nunmehr eine regelmäßige Dampferverbindung mit vierwöchentlichen Fahrten, und ebenso zwischen Finschhafen, Kelana, Konstantinhafen und Hatzfeldhafen, sowie zwischen Finschhafen, Ralun, Matupi, Mioko und Kerawara [1]).

Bei der im Damara-Lande eingesetzten Bergbehörde sind mehrere Anmeldungen erfolgt, indessen soll nur die Lilienthal'sche von höherem Belang sein; dieselbe bezieht sich außer auf Gold auch auf Silber und Scheelit (wolframsaures Kali). Ueber die Untersuchungen des Dr. Gürich steht der Bericht noch aus, und die Expedition des Dr. Schwarz scheint ergebnißlos verlaufen zu wollen. Die von der westafrikanischen Kompagnie begründete Export-Schlächterei ist dem Vernehmen nach auch noch nicht über das Aufstellen der Gebäude hinausgekommen, und kämpft namentlich mit Kohlenmangel. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung bewährt sich die kleine Schutztruppe bis jetzt recht gut.

In Kamerun ist Erforschung des Landes durch den bekannten Ueberfall der Kund'schen Expedition zwar beeinträchtigt, aber keines völlig lahmgelegt worden, und es stehen demnächst von den Herren Zintgraff und Weißenborn interessante Berichte zu gewärtigen. Die Barombi-Station, welche Dr. Zintgraff angelegt hat, besteht bereits aus einem halben Dutzend Häusern, mit Gemüsegärten und Reisfeldern, welche eine gute Ernte geliefert haben. Eine zweite Station etwa 150 km weiter binnenwärts anzulegen, war der genannte Herr im Sommer dieses Jahres im Begriffe.

Die Expedition der Herren François und Wolff im Togo-Lande sind von gutem Erfolge begleitet gewesen, über die Einzelheiten stehen zuverlässige Angaben zunächst aber auch noch aus. E. D.

Die Vorgänge in Ostafrika.

Da die Erhebung in Ostafrika von hoher Bedeutung in der Entwickelungsgeschichte der deutschen Kolonien ist, so geben wir zur Ergänzung unserer vorstehenden „Rundschau“ an dieser Stelle noch die offizielle Darstellung wieder, welche die „Ostafrikanische Gesellschaft“ von der Sachlage giebt. Dieselbe lautet:

Der Vertrag zwischen dem Sultan von Zansibar und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, welcher am 28. April 1888, mit Erlaubniß des Herrn Reichskanzlers, durch den kaiserlichen Generalkonsul, Dr. Michahelles, vollzogen war, übertrug die Verwaltung der Küste vor der deutschen Interessensphäre an die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft. Demgemäß sind seitens der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft alle Maßnahmen getroffen worden, um die Verwaltung an dem frühesten ihr vom Sultan vertragsmäßig eingeräumten Termine, nämlich am 16. August 1888, zu übernehmen. In den Monaten Juli und August 1888 hat der Generalvertreter der Gesellschaft, Herr Konsul Vohsen, gemeinschaftlich mit einem arabischen Vertrauensmann und ad hoc Abgesandten des Sultans die Küstenplätze bereist, und es sind hierbei die sämmtlichen seitherigen arabischen und sonstigen Beamten des Sultans von dem Vertrage in Kenntniß gesetzt und über seine Bedeutung eingehend belehrt worden. Diese Belehrung ging insbesondere darauf, daß unter Aufrechterhaltung der Sitten und Gebräuche der einheimischen Bevölkerung die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft im Namen des Sultans die Administration führe.

Gleichzeitig wurde den seitherigen Beamten des Sultans freigestellt, zu den bis dahin ihnen gezahlten Bezügen in den alten Stellungen zu verbleiben. Nach diesen Eröffnungen haben die sämmtlichen höheren Beamten des Sultans an den

[1]) Vergl. die „Nachrichten über Kaiser-Wilhelms-Land und den Bismarckarchipel“, 1888, H. III.

Küstenplätzen, insbesondere die Walis, nachdem sie anfangs zum Theil mit ihren darauf bezüglichen Erklärungen gezögert hatten, ihren Willen ausgesprochen, ihr Amt unter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und unter ihren europäischen Ortsangestellten weiterzuführen.

Auf Grund dieser Vereinbarungen mit den seitherigen Organen des Sultans sah die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, welche nach jedem wichtigen Küstenplatze, nämlich nach Tanga, Pangani, Bagamoyo, Dar-es-Salaam, Kiloa-Kivinje, Lindi und Mikindani mindestens zwei ihrer deutschen Beamten entsandt hatte, dem Herankommen des Termins für die Uebernahme der Verwaltung (16. August) um so ruhiger entgegen, als der Sultan von Zansibar im Vertrage vom 28. April 1888 die Garantie für die Verwirklichung dieses Vertrages und für die daraus fließenden Rechte der Gesellschaft ausdrücklich übernommen hatte. In betreff des Vorgehens vom 16. August 1888 an war von der Gesellschaft ins Auge gefaßt, daß die Flagge Sr. Hoheit des Sultans von Zansibar, seinem Hoheitsrechte entsprechend, vor dem Hause des Gesellschaftsvertreters an den größeren Plätzen geführt, und daß daneben die Gesellschaftsflagge aufgezogen werden solle. Die Uebernahme der Verwaltung und die Hissung der Gesellschaftsflagge ist an dem wichtigen Handelsorte Bagamoyo am 16. August 1888 in besonders feierlicher Weise erfolgt. Gleichzeitig kam es zu Weiterungen mit dem Wali, welcher die Sultansflagge auch an anderer Stelle, als an dem Hause des Gesellschaftsvertreters, weiter führen und das für die deutsche Verwaltung zu Bagamoyo bestimmte Haus nicht räumen wollte.

Auf Grund der geführten Verhandlungen hat Sr. M. Schiff „Möwe“ am 22. August 1888 zu Bagamoyo Mannschaften ausgesetzt und den Wali veranlaßt, die Sultansflagge sowie den Flaggenmast vor seinem Hause herunterzunehmen; ferner wurde dem Wali durch besondere Ordre des Sultans geheißen, der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft das von ihr beanspruchte Haus freizugeben. Der Wali von Pangani widersetzte sich, ungeachtet seiner vor einigen Wochen übernommenen Verpflichtung, die Autorität der Gesellschaft vom 16. August 1888 ab anzuerkennen, dem geplanten Vorgehen der Gesellschaft in noch ärgerer Weise. Er erklärte, die Hissung des Autoritätszeichens der Gesellschaft direkt verhindern zu wollen. Der kaiserliche Generalkonsul erwirkte darauf einen Befehl des Sultans von Zansibar an den Wali von Pangani, der Gesellschaft zu gehorchen. Nachdem dieser Befehl durch Sr. Majestät Schiff „Möwe“ nach Pangani übermittelt war, erklärte der Wali, die Flaggenhissung nicht verhindern zu wollen, indessen verweigerte er die Herausgabe der öffentlichen Gebäude an die nach dem Vertrage vom 28. April 1888 zu ihrer Inbesitznahme berechtigte Gesellschaft und insbesondere auch die Ueberlieferung des Gefängnisses. Es kam hierüber zu lebhaften Auseinandersetzungen zwischen dem Ortsvertreter der Gesellschaft, Herrn v. Zelewski, und dem Wali, infolge deren die Anhänger des Wali zu den Waffen griffen und das Volk in Aufregung brachten. Am 19. August 1888 früh $6^1/_2$ Uhr besetzte darauf ein Landungscorps von Sr. Majestät Schiff „Carola“, 110 Mann stark, mit Landungsgeschütz das Flußufer von Pangani. Die Truppen umzingelten das Haus des Wali und einige Nachbarhäuser, um den Wali gefangen zu nehmen, indessen konnten sie hierin einen Erfolg nicht haben, weil der Wali bereits geflüchtet war. Das energische Auftreten des Militärs verhinderte alle Ausschreitungen der in drohender Haltung befindlichen Bewaffneten, welche zum Theil entwaffnet wurden.

In Lindi, Kiloa und Tanga sind gleichfalls infolge der Haltung der seitherigen Walis sogleich am 16. August 1888 Schwierigkeiten entstanden, während die Verwaltungsübernahme zu Mikindani und Dar-es-Salaam — an letzterem Orte trotz feindseligen Auftretens des seitherigen Wali — glatt verlaufen ist. Gegen die Walis von Kiloa und Lindi wurden Befehle des Sultans erwirkt, welche dieselben nach Zansibar beriefen. Der Generalvertreter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft reiste am 29. August persönlich nach Kiloa und verließ, nachdem die offiziellen Akte zur Kennzeichnung der Verwaltungsübernahme durch die Gesellschaft daselbst am 31. August vollzogen waren, den Ort am gleichen Tage in der Richtung auf Lindi. In Gemäßheit des Sultansbefehls bestieg der Wali von Lindi den Dampfer des Generalvertreters, „Barawa“, um sich dem Sultan von Zansibar zur Verfügung zu stellen, und es wurde am 2. September auch der Wali des nochmals angelaufenen Ortes Kiloa zum gleichen Zwecke an Bord genommen und am 5. September in Zansibar gelandet. Hier waren inzwischen neue beunruhigende Nachrichten von den Gesellschaftsbeamten aus Pangani eingegangen, welche den Generalvertreter der Gesellschaft veranlaßten, in Begleitung des in Diensten der Gesellschaft stehenden Kapitän Holtz von dem „Jühlke“, auf der „Barawa“ sofort nach Pangani zu fahren. Das Boot, mit welchem beide Genannten, nachdem die „Barawa“ auf der Rhede von Pangani Anker geworfen, den Ort Pangani erreichen wollten, wurde, da es sich dem Lande näherte, von einer größeren Anzahl ehemaliger Sultanssoldaten beschossen und mußte unverrichteter Sache umkehren. Am 6. September 1888 erschien ein Vertreter der Aufrührer von Pangani längsseit der „Barawa“, um mit dem Generalvertreter der Gesellschaft zu verhandeln. Dem Abgesandten wurden die friedlichen Absichten der Gesellschaft und der allgemeine Befehl des Sultans an seine Beamten, der Gesellschaft zu gehorchen, bekannt gemacht, und es wurde die Aufforderung daran geknüpft, alle Unternehmungen gegen das Leben der in Pangani und Tanga befindlichen Gesellschaftsbeamten zu unterlassen. Sodann begab sich der Generalvertreter der Gesellschaft auf der „Barawa“ nach Zansibar zurück. — Inzwischen war Sr. Majestät Schiff „Möwe“, lediglich in der Absicht, das von der Manda-Bucht erwartete Geschwader aufzusuchen, nach Tanga gegangen und am 5. September 1888 daselbst angelangt. Der Kommandant ließ ein Boot aussetzen, um den Zahlmeister behufs Vornahme von Einkäufen ans Land zu entsenden. Das Boot wurde vom Lande aus plötzlich beschossen. Der Kommandant ließ sofort mehrere Boote entsprechend bemannen. Es kam zum Gefecht, bei welchem zwei Matrosen der „Möwe“ Verwundungen erlitten, während auf Seiten der Angreifer etwa dreißig Todte und Verwundete waren. Der Kommandant der „Möwe“ stellte den beiden zu Tanga befindlichen Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, den Herren v. Frankenberg und Kleuze, anheim, die „Möwe“ behufs Rückkehr nach Zansibar zu benutzen, indessen lehnten die beiden Beamten es ab, ohne ausdrücklichen Befehl der Generalvertretung von ihren Posten zu weichen. Die „Möwe“ war am 7. September wieder in Zansibar, fuhr aber auf Bitten des Generalvertreters der Gesellschaft, mit dem kaiserlichen Vizekonsul Steifensand an Bord, sofort nach Tanga zurück, um die beiden Gesellschaftsbeamten an Bord zu nehmen. Dieselben sind denn auch von einem Landungscorps der „Möwe“ glücklich erreicht worden. Das Landungscorps hat vergeblich versucht, den Wali zu verhaften. Bei dem Durchsuchen des Walihauses ist ein widerständiger Anführer niedergeschossen worden, während ein anderer Rebell als Gefangener mit nach Zansibar geführt wurde.

Der Generalvertreter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft war mit der „Barawa“ am 7. September 1888 wieder auf der Rede von Pangani, woselbst er das englische Kriegsschiff „Algeriae“ antraf. Die „Algeriae“ hatte am

gleichen Tage ein Boot mit einem Suaheli-Dolmetscher ans Land gesandt. Dasselbe war mit Gewehrschüssen empfangen worden; als der Dolmetscher sich dennoch ans Land begab, wurde er selbst auf das gefährlichste bedroht, so daß er schleunigst zu der „Algeriae" zurückkehrte. Am 7. September 1888 ging das englische Kriegsschiff „Griffin", am 8. September 1888 des Sultans „Siloa" vor Pangani vor Anker. Der letztgenannte Dampfer hatte den Oberbefehlshaber der regulären Sultanstruppen, Mathews, an Bord. Mathews begab sich sofort mit seinen Truppen ans Land und berichtete von dort aus, daß mehrere Tausende bewaffneter Aufständischer in der Stadt seien, daß indessen das Leben der Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft verschont geblieben sei. Am Abend des gleichen Tages erschienen diese Beamten: v. Zelewski, Burchard, v. Hake, Lautherborn und Mohaupt aus Pangani an Bord der „Barawa", während Mathews in Pangani verblieben war. Der letztere meldete am 9. September 1888 aus der Stadt, der Aufruhr sei in bedrohlichster Weise im Wachsen begriffen, und es bedürfe der sofortigen Entsendung von drei angesehenen Arabern aus Zansibar dorthin, um die Rettung von Leben und Eigenthum der Indier sicher zu stellen.

Soweit gehen die bei der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft seither eingelaufenen brieflichen Berichte. Inzwischen ist ihr telegraphisch gemeldet worden, daß die Beamten Krieger und Hessel zu Kiloa ermordet worden, und daß die zu Lindi stationirt gewesenen Herren v. Eberstein und Küsel und die Beamten v. Bülow und Pfrank von Mikindani unversehrt nach Zansibar eingezogen sind. Die Mehrzahl der Gesellschaftsbeamten befindet sich bis auf weiteres in Zansibar.

Die Orte Dar-es-Salaam und Bagamoyo, woselbst Herr Leue, bezw. Freiherr v. Gravenreuth das Kommando führen, sind von der Gesellschaft bisher keineswegs aufgegeben worden. Ueber die demnächstige Entwickelung können Andeutungen an dieser Stelle nicht erfolgen.

Nach dem vorstehenden zerfällt das meiste von dem, was über die Ursachen der aufständischen Bewegung und über die Geschehnisse in Afrika nach dem 16. August 1888 von anderen Stellen, insbesondere von englischen Zeitungen, berichtet worden ist.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Der Gefährte von E. M. James, auf seiner Reise durch die Mantschurei, Lieutenant F. E. Younghusband, hat, nachdem er sich im April 1887 in Peking von der Expedition getrennt hatte, auf eigene Hand eine Durchquerung Central-Asiens unternommen und glücklich zu Ende geführt. Ueber den Nan-kou-schan zunächst nach Kuku-choto vordringend, wandte er sich durch die Wüste Gobi und über das Hurku-Gebirge nach Hami (Chami), und gelangte entlang dem Südfuße des Thianschan nach Turfan, Karaschar, Acksu und Kaschgar, um endlich über Jarkand und dem Mustagh-Paß nach Indien zurückzukehren. Obzwar sich die Route Younghusbands auf längeren Strecken mit denjenigen Prshewalski's, Carey's 2c. deckt, so ist die Reise in dieser Ausdehnung doch als ein epochemachendes Ereigniß in der Asien-Forschung zu betrachten, und verschiedene Fragen werden durch den zu erwartenden eingehenden Bericht eine neue Beleuchtung erhalten.

— Graf Anrep Elmpt ist unweit der Grenze von Siam (in Mein-lang-gji) ein Opfer des Fiebers geworden, so daß seine Expedition durch den nördlichen Theil des genannten Landes also gescheitert ist. Von Seiten des deutschen Konsulats sind sofort Schritte gethan worden, um die Sammlungen des Reisenden für die deutschen Museen, für welche sie bestimmt waren, zu retten (Vergl. S. 223).

— Dr. Max Buchner hat eine größere wissenschaftliche Reise nach Ostasien und Australien angetreten.

— Bei der ungeheuren Dichtigkeit der Bevölkerung in Britisch-Indien erscheint es sehr merkwürdig, daß in diesem Lande die unkultivirte Bodenfläche noch immer eine so beträchtliche ist. Von den 364 051 611 Acres, die unter dem direkten Regimente der Engländer stehen, waren bei der letzten statistischen Aufnahme weniger als 50 Proc. zu Agrikulturzwecken verwendet, obwohl mindestens 75 Proc. dazu verwendbar wären. Waldfläche besaß Indien nur 40 185 729 Acres. Mit Reis bebaut waren 23 114 662 Acres, mit Weizen 19 883 040, mit anderen Körner- und Hülsenfrüchten 71 439 218, mit Baumwolle 9 852 654, mit Oelsaat 7 678 382, mit Indigo 1 034 889 und mit Thee 226 412. Es scheint demnach, daß Indien sowohl noch einer weiteren starken Steigerung seiner landwirthschaftlichen Produktion, als auch noch einer bedeutenderen Verdichtung seiner Bevölkerung fähig ist.

— Mit Rücksicht auf die geographischen Aehnlichkeiten, welche zwischen Neuguinea und Sumatra bestehen, haben wir allen Grund, die Erfolge der hierselbst unternommenen Kulturarbeiten mit Aufmerksamkeit zu beobachten. Da sind es vor allen Dingen die Tabakpflanzungen des Deli-Distriktes, die zu sehr bedeutenden Resultaten geführt haben, trotz der Mangrove- und Dschungel-Wildniß an der Mündung des Labuan-Flusses, und trotz des bösen Fieberklimas in dem Küstengebiete. Die Zahl der Plantagen, die vorwiegend in holländischen und deutschen Händen sind, beträgt gegenwärtig circa 500, und der Jahresexport beläuft sich im Durchschnitt auf 20 Millionen Pfund, im Werthe von 40 Millionen Mark am Produktionsorte. Die Deli-Compagnie allein besitzt 24 große Pflanzungen, die mit Hülfe von 50 000 chinesischen Kulis betrieben werden. Der Hafen von Belavan, der etwa fünf Kilometer oberhalb der Mündung des Labuan-Flusses liegt, und der mit den Hauptplätzen des Tabakdistriktes durch eine Eisenbahn in Verbindung steht, hat sich dadurch, daß er den Tabak-Export ausschließlich vermittelt, in wenigen Jahren zu einem der wichtigsten Häfen von Niederländisch-Indien emporgeschwungen. Die Europäer, welche daselbst landen, wagen es aber beinahe niemals, eine Nacht daselbst zuzubringen, sondern fahren immer möglichst ohne Aufenthalt in das höher gelegene und gesündere Binnenland. Die Eisenbahn herzustellen, hat bei der schlechten Beschaffenheit des Grundes große Anstrengungen gekostet, und auf die Labuan-Brücke allein hat man circa $1^{2}/_{3}$ Millionen Mark verwenden müssen.

— Die einzige chinesische Eisenbahn, die von Tong-san nach Yung-tsching führt, und die vor allen Dingen den Kaiping-Kohlenminen als Abzugsstraße dienen soll, hat sich gut bewährt. Der Personenverkehr auf ihr ist allerdings schwach geblieben, und namentlich die höheren Stände halten

sich noch ziemlich streng von ihr fern (es gab nur gegen 1200 Passagiere erster Klasse im letzten Jahre), aber Baumaterialien, Kohlen und andere Güter sind in bedeutender Menge durch sie befördert worden. Man hat deshalb auch keine Bedenken getragen, die Bahn in diesem Jahre bis Tien-tsin weiter fortzuführen, und ein erster ernsthafter Schritt, China mit Schienenstraßen auszurüsten, ist somit geschehen.

Nord- und Mittelamerika.

— Ueber das Nicaragua-Kanal-Projekt enthält die Zeitschrift „Science" (Vol. XII, p. 158 f.) einen von zwei Orientirungs-Kärtchen und Profilen begleiteten Aufsatz, dem wir die folgenden Angaben entnehmen: Der Kanal soll im allgemeinen der Route folgen, die bereits 1885 aufgenommen worden ist, die Untersuchungen des laufenden Jahres haben aber eine wesentliche Verkürzung der auszugrabenden Strecke möglich erscheinen lassen. Die Gesammtlänge der zu schaffenden Schiffahrtsstraße wird demnach 169,67 englische Meilen betragen, davon werden aber 140,78 Meilen auf vorhandene natürliche Wasserwege und durch Abdämmung zu füllende natürliche Becken entfallen — auf das Deseado-Becken (4 Meilen), das San Francisco- und Machado-Becken (11 Meilen), den San-Juan-Fluß (64 Meilen), den Nicaragua-See (56,50 Meilen) und das Tola-Becken (5,28 Meilen) —, und die auszugrabende Strecke wird statt 40,3 Meilen nur 28,89 Meilen lang sein. Die längsten auszugrabenden Strecken liegen zwischen Greytown (dem atlantischen Endpunkte des Kanales) und dem Deseado-Becken (12,37 Meilen) und zwischen dem Nicaragua-See und dem Tola-Becken (8,22 Meilen). Von dem Tola-Becken bis nach Brito (dem pacifischen Endpunkte) sind es nur 3,50 Meilen, von dem Deseado- nach dem San-Francisco-Becken nur 3,07 Meilen und von dem San-Francisco- nach dem Machado-Becken nur 1,73 Meilen. Zwischen Greytown und dem Deseado-Becken werden (drei) Schleußen liegen, und ebenso zwischen dem Tola-Becken und Brito. Die Kosten des Baues sollen sich durch die Verkürzung der auszugrabenden Strecke um etwa 10 Proc. des ursprünglichen Anschlages vermindern. — Wenn man erwägt, daß der Hauptmißgriff bei dem Panama-Kanale darin bestanden hat, daß der geniale Erbauer desselben einen schleußenlosen Kanal — das Ideal eines Kanales — zu schaffen wünschte, so erscheint die Ausführbarkeit des Nicaragua-Kanales, bei dem man die realen Verhältnisse von vornherein viel mehr ins Auge faßt, in einem recht günstigen Lichte.

— Das Eisenbahnnetz der nordamerikanischen Union hatte am 1. Januar 1888 eine Gesammlänge von 149 912 engl. Meilen, so daß es also im Jahre 1887 um weitere 13 080 Meilen gewachsen ist. Die Dichtigkeit des europäischen Eisenbahnnetzes wird nunmehr von dem amerikanischen um ein sehr Beträchtliches überragt, und es giebt sehr zahlreiche Punkte, in denen 12 bis 20 Schienenstraßen zusammenlaufen. Namentlich ist auch der Süden und Westen neuerdings beinahe mit allen wünschenswerthen Hauptlinien versehen worden.

Südamerika.

— Die brasilianischen Militär-Ingenieure Telles, Miranda und Villeray sind im vergangenen Juni von Cuyaba aufgebrochen, um das Gebiet des Paratinga zu erforschen und diesen Strom womöglich bis zu seiner Mündung in den Tapajos zu verfolgen. Das betreffende Forschungsgebiet schließt sich unmittelbar an dasjenige Dr. Karl von den Steinen's an, da dieser Reisende den Paratinga in seinem Quelllaufe an zwei verschiedenen Stellen zu überschreiten hatte.

Bücherschau.

— Dr. Alfred Hettner, Reisen in den columbianischen Anden. Leipzig, 1888. Duncker & Humblot. — Dieses gehaltreiche Buch giebt uns einen besseren und vollständigeren Einblick in die Natur- und Kulturverhältnisse Columbiens als irgend ein anderes Buch, das in neuerer Zeit über das fragliche Land erschienen ist. Besonders eingehend werden die Flußlauf-Aenderungen und die Schiffahrt des Magdalenenstromes, die sozialen Zustände der Hauptstadt Bogota, der Aufbau der columbianischen Cordillere und die wirthschaftsgeographischen Eigenthümlichkeiten der Südstaaten Santander, Boyaca, Cundinamarca und Cauca besprochen. Bezüglich des Aufbaues der Cordillere hebt der Verfasser hervor, daß die Central-Cordillere (in Cauca und Antiquoja) zwar zahlreiche erloschene und thätige Vulkane enthalte, daß die Ost-Cordillere (in Cundinamarca, Boyaca und Santander) aber völlig frei davon sei und vorwiegend aus sedimentären Bildungen bestehe, sowie daß das Gebirge im allgemeinen kein eigentlich vulkanisches genannt werden dürfe. Das Zersetzungsprodukt sei vielfach ein rother Laterit, der aber unter Umständen große Fruchtbarkeit besitze. Ueber den Kulturzustand von Columbien lautet das Urtheil des Buches: „Columbien bietet weder in Bezug auf die materielle noch auf die geistige Kultur ein erfreuliches Bild dar, seine Kultur steht noch weit hinter derjenigen anderer Kulturnationen zurück und zeigt auch nur eine langsame Wandlung zum Besseren." „Die tropische Hitze verbietet dem Europäer und besonders dem Germanen die Handarbeit und lähmt die Kraft des Geistes, Fieber und Krankheiten schaden seiner Gesundheit und kürzen oft sein Leben. Auch die heutigen Indianer sind diesen verderblichen Einflüssen unterworfen, nur die Neger und Negermischlinge sind dem Tropenklima vollkommen angepaßt." „In Folge verschiedener natürlicher und historischer Umstände hat sich die Bevölkerung Columbiens, mehr als in anderen Tropenländern, im Gebirge und besonders im Hochlande zusammengedrängt, aber der klimatische Vortheil, der dadurch gewährt wird, wird durch andere Nachtheile aufgewogen" (Schwieriger Eisenbahn- und Straßenbau!). „Die wichtigsten Bergwerke wurden nach der Vertreibung der Spanier durch Engländer wieder in Betrieb gesetzt." „Die größten Tabakspflanzungen von Ambalema, Palmira und Carmen gehören Engländern und Deutschen, die erste rationell geleitete Chinarinden-Anpflanzung ist ein deutsches Unternehmen" rc. Deutsche Bauern-Einwanderung ist absolut ausgeschlossen, „geschickte Kaufleute, tüchtige Bergleute und Techniker, vielleicht auch vermögende Landwirthe können dagegen unter günstigen Umständen ihr Glück in Columbien machen". — Da Dr. Hettner sich augenblicklich wieder auf einer Forschungsreise in den columbianischen Anden befindet, so werden wir demnächst wahrscheinlich noch mehr von ihm vernehmen.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIV.



№ 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Nepal.

Von Emil Schlagintweit.

I.

Nepal darf sich brüsten, der einzige Staat in Indien, ja im ganzen weiten Ostasien zu sein, der niemals eine Fremdherrschaft gesehen hat. Die ruhigen Gebirgsthäler, im Norden nur durch schwer zugängliche Gebirgspässe erreichbar, und im Süden durch einen breiten Streifen Sumpfland bewacht, lagen außer dem Wege der fremden Völker und Armeen, die sich über die Ebenen von Hindostan ergossen, oder die im Norden — in Tibet — der Selbstverwaltung der buddhistischen Geistlichkeit ein Ende bereiteten. Dagegen blieben dem Lande Erschütterungen im Inneren nicht erspart, hervorgerufen durch den Rassengegensatz unter den die einzelnen Thäler und Gebirgsabstufungen besetzt haltenden Stämmen, und einer solchen Umwälzung danken wir die einzig dastehende Gelegenheit, an Vorgängen in der Gegenwart die geschichtlich denkwürdige Erhebung der altfränkischen Hausmeier zu Landesherren und Königen in ihrer Wirkung beobachten zu können.

Nepal zeigt sich uns in der ältesten Geschichte aufgetheilt in zahlreiche Herrschaften. Einzelne der regierenden Familien dürfen ein sehr hohes Alter in Anspruch nehmen. Ihre eigenen Genealogien zählen bis 470 Ahnen. Die Forschung ging früher über solche Listen leicht genug hinweg, stellte sich jedoch neuerdings auf Seite der Ueberlieferung, und wenn es auch zu weit gegriffen sein wird, daß einige dieser Dynastien schon alt genannt werden konnten, als Moses die Israeliten aus Aegypten führte, oder die Griechen gegen Troja zogen, so haben wir es doch unter den Radschputs und Thakurs der äußeren Himalaya-Landschaften mit Familien von reiner Abstammung zu thun, die lieber zu Grunde gehen, als ihrer Standesehre zu vergeben. Reichthum darf man bei diesen Geschlechtern ihres Nichtsthuns wegen nicht erwarten, und diese Verarmung durch unberechtigtes Beharren auf Vorrechten des Geburtsadels erleichterte die Ueberführung Nepals zum Einheitsstaate.

Sitz der brahmanischen Bildung und Vorort des Landes war von jeher Kathmandu. Mitte des vorigen Jahrhunderts war der damals regierende Herrscher Randschit Mallah zur Bewältigung innerer Schwierigkeiten einen Bündnißvertrag mit seinem Nachbar, dem Gorkha-Fürsten Prithwi Narayan eingegangen, der für seine Leute Luntenflinten beschafft und Exercitien nach europäischem Muster eingeführt hatte. Prithwi war es mit Hülfe seines Volkes, das noch heute den Ruf vorzüglicher Soldaten genießt, ein leichtes, der schwachen Herrschaft seiner Bundesgenossen ein Ende zu machen; er schwang sich selbst auf den Thron, gab aber damit das Zeichen zu einem jetzt ein Jahrhundert dauernden, mit größter Grausamkeit geführten Kampfe unter den Großen des Reiches um den herrschenden Einfluß bei Hof. Krieg mit den Nachbarn und Einverleibung ihrer Gebiete wurde jeder Partei zum Mittel, sich Anhang zu verschaffen, und bei den kriegerischen Anlagen des Volkes waren diese Bestrebungen fast jederzeit von Erfolg begleitet. Dagegen verlor die königliche Gewalt. Der König wurde

eine Puppe in den Händen der Höflinge. Begünstigt wurde dieses durch das Hausgesetz, das vor eineinhalbtausend Jahren aus Indien übernommen worden war, und das darin gipfelt, daß der Herrscher sich von den Geschäften zu entlasten und die Leitung der Verwaltung einem Minister — Uparadscha (wörtlich: Unterkönig) — überträgt, die Militärmacht dagegen unter einen mit selbständigen Befugnissen ausgestatteten Oberbefehlshaber stellt. Die Bürgerkriege drehten sich immer darum, daß die Königin-Mutter für ihre minderjährigen Söhne Gefahr vom Minister fürchtete und gegen ihn den Oberbefehlshaber ausspielte. In solchen Wirren wurde 1846 Dschang Bahadur als Oberbefehlshaber von der Königin-Mutter, Rani Radschendra Lakschmi, mit der Rache für die Ermordung ihres Günstlings-Ministers betraut. Dschang Bahadur vollzieht den Auftrag mit großer Rücksichtslosigkeit, wobei Ströme Blut fließen und wird selbst Minister. Als solcher erweist er sich aber nicht so willfährig, wie die Rani erwartet hatte; sie beschließt, sich seiner durch Meuchelmord zu entledigen, aber Dschang kommt dem Anschlage zuvor, läßt seine Gegnerin außer Land bringen, übernimmt zu seinen Verwaltungsämtern noch die Würde eines General-Feldmarschalls und weiß im Besitze einer Macht, wie sie keiner seiner Vorfahren besessen hat, nicht nur alle Anschläge gegen sich zu vereiteln, sondern bringt es dahin, daß der Landesherr eine seiner Töchter heirathet und eine andere seinem ältesten Sohne zur Gemahlin giebt. 1876 stirbt der König, und der Neffe des Ministers Dhiradsch besteigt den Thron. Dschang hatte als Minister der englischen Herrschaft in Indien große Dienste erwiesen, war auch selbst in England gewesen und war im Januar 1875 bereits in Bombay zur wiederholten Einschiffung eingetroffen, um sich von der indischen Kaiserin für seine Enkel die Anerkennung als Landesherr zu erwirken. Erkrankung nöthigte noch an der indischen Küste zur Vertagung dieses Planes, und die bösen Vorbedeutungen, welche die Astrologen aus der verfrühten Rückkehr folgerten, erfüllten sich, Dschang Bahadur starb 1878. Sein Bruder rückt in seine Stelle, kann sich aber nur halten um den Preis der Abgabe des Armee-Oberbefehls an seinen jüngeren Bruder. Der General und seine Familie gewinnt darauf die Gewalt im Staate; der Minister wird 1885 ermordet, und ein Sohn des Generals wird Minister. Beide setzen die Bestrebungen ihres Vaters fort und erzwingen, daß unterm 23. Juni 1887 die einzige Schwester des Königs eine unebenbürtige Heirath mit einem mediatisirten Fürsten eingeht, damit ihre Nachkommenschaft nicht mehr als Thronanwärter aufgestellt werden können. Gleichzeitig werden die nachgeborenen Söhne des Königs (mit dessen 21 Nebenfrauen) so bedrängt, daß ihnen um ihr Leben bangt und sie unter englischen Schutz auf britisches Gebiet flüchten. In den letzten Monaten des abgelaufenen Jahres regen sich die Anhänger der Verbannten im Lande. Rambir, der Bruder des Königs, verläßt heimlich Indien, es kommt zum Treffen zwischen den Regierungstruppen und den Anhängern Rambirs; die Bevölkerung steht zur Regierung, der Vertreter Rambirs wird gefangen und in einem Käfig nach der Landeshauptstadt gebracht, der Oberst-Kommandirende aber begiebt sich nach Kalkutta und wird hier wohlwollend empfangen, denn die indische Regierung verharrt bei ihrem Grundsatze der Nichteinmischung in die inneren Händel des Nachbarreiches. Den Höflingen bleibt noch die wichtige Frage der Verheirathung des Königs zu ordnen, eine bei seiner Jugend — er ist erst zwölf Jahre —, bei der abgöttischen Verehrung, welche das Volk ihrem Adiradscha — d. i. Urkönig — zollt, und bei der Unmöglichkeit, unter indischen Fürstenhäusern um eine Prinzessin zu werben, sehr schwierig zu ordnende Angelegenheit. Gelingt es wieder, eine Blutsverwandte der Dschang-Bahadur-Familie zur Königin zu machen, dann ist die letzte Stufe erreicht, und durch Palastumwälzungen, verbunden mit Ausnutzung des errungenen fürstlichen Ranges, ist das angestammte Haus der Urkönige durch die Familie der Nebenkönige ersetzt.

Die Gestaltung des Landes ist ebenso ungewöhnlich, als die Regierungsform. Nepal trägt auf seinem Gebiete den höchsten Berggipfel der Erde. Den Nordrand des Reiches nimmt der mittlere Theil des Himalaya-Gebirges ein. Die mythologischen Vorstellungen, die sich an diesen Gebirgswall in den indischen Ebenen knüpfen und seine Gipfel zu Sitzen ihrer obersten Gottheiten machen, sind den Gebirgsbewohnern wohl niemals völlig eigen geworden; der indische Buchname des Hochgebirges ist bei den Nepalesen nicht gebräuchlich geworden, sie nennen es einfach Schneekette, mit Worten, die theils Hindostani sind und von den Händlern der Ebene angenommen wurden, theils der tibetischen Sprache angehören und von den Anwohnern im Norden gegeben wurden. Der höchste Punkt in diesem Firnmeere, das bei günstigen Aussichtspunkten Gebirgspanoramas mit einer ununterbrochenen Reihe von Schneebergen auf der gewaltigen Ausdehnung von über fünfzig Längengraden bildet, liegt unterm 27° 59′ nördl. Br., 86° 54,7′ östl. L. v. Greenw.; er erhebt sich zu 8840 m Höhe und trägt verschiedene Namen, je nachdem man ihn von den Anwohnern im Süden oder Norden nennen hört. Als die Beamten des indischen Vermessungsamtes gegen Schluß des Jahres 1849 von der neugeschaffenen Grundlinie am Fuße des Himalaya-Gebirges 79 Gipfel im fernen Nepal festgestellt und deren Höhe trigonometrisch mit einer Genauigkeit bestimmt hatten, daß die Messung höchstens infolge von Strahlenablenkung um ein bis zwei Meter zu niedrig ausgefallen sein kann, nannten sie den gemessenen Bergriesen zunächst Nr. 15, dann Mount Everest zur Verewigung der Verdienste des langjährigen Vorstandes des Vermessungsamtes, der dasselbe in Indien auf wissenschaftlicher Grundlage eingerichtet hatte. Dieser Name fand Anfeindung in England wie in Indien, auf dem Kontinente von Europa hatte sofort der eingeborene Name Gaurisankar Aufnahme gefunden, nachdem mein Bruder Hermann 1857 unter ausnahmsweise günstigen politischen Verhältnissen, die bis heute nicht mehr wiederkehrten, Zulassung in Nepal gefunden und dort diesen Namen als denjenigen ermittelt hatte, den die Gebildeten des Thales Kathmandu dem Berge beilegen. Die Nothwendigkeit, der schwankenden Bezeichnung nach dem in den einzelnen Nationen vertretenen Standpunkte ein Ende zu machen, kam 1886 in England wiederum zur Sprache; hierbei wurde außer Zweifel gestellt, daß der Berggipfel Nr. 15 derselbe ist, auf den sich in Nepal die Erkundigungen meines Bruders bezogen. Mein Vorschlag, den Vorgängen auf anderen Gebieten geographischer neuerer Entdeckungsreisen zu folgen und die beiden Namen zu verbinden, ist an anderem Orte begründet worden.

Der Himalaya bildet gegen das im Norden anstoßende Tibet nicht die Wasserscheide, und auch nicht die politische Grenze des Reiches. Zahlreiche Flüsse durchbrechen das Gebirge; längs ihrer findet der Aufstieg in meist gut bewässerten und im Sommer mit Viehheerden bezogenen Thalgründen statt, und werden nach Ueberschreitung der Thalschlüsse die Hochthäler erreicht, die sich am Nordabhange des Himalaya bis zur wasserscheidenden Kette erstrecken und das Hochland Tibet bilden. Der Nordrand des tibetischen Beckens trägt als Gebirge im Westen einen türkischen Namen und ist weltbekannt als Karakorum. Nepal liegt in der Mitte des langgestreckten Randgebirges, das Indien von Innerasien trennt; seine Anwohner im Norden sind Tibeter, und diese nennen das Nordgebirge „Nyantschen Thangla“,

„Steppenpaß der großen Wildniß“, abgekürzt „Thangla“, „Steppenpaß“. Die englischen Geographen gebrauchen für die Kette den Namen Gangri.

Nepal ist durchweg Gebirgsland. Die südlichen Provinzen nehmen noch Theil am Klima und an den Erzeugnissen der indischen Ebene. Der Bambus erreicht noch riesige Höhe, und Farrenkräuter bedecken den Boden der dichten Fichten- und Eichenwaldungen. In den weiten Thälern reifen Zuckerrohr und Orange. Das Klima ist feucht und begünstigt den Anbau aller Getreidearten, den Reis mit eingeschlossen. Die Waldungen beherbergen allerart Wild, namentlich auch Tiger und wilde Elephanten. Dieser Gürtel hat eine Breite von 40 bis 50 km. Dann folgt auf 130 bis 150 km Breite das Gebiet der Vorberge. Eigenthümlich ist diesem Abschnitte des Himalaya, daß alle Flußsysteme ihre Grundlinie gegen die Ebene, die Spitze gegen das Hochgebirge gekehrt haben; die von der Hauptkette auslaufenden Ketten nehmen deshalb eine Lage an, parallel zur Ebene. Dabei erheben sich diese Ketten selten über 2500 m Höhe und schließen breite, seebeckenartige Thäler ein von anfangs 1000, höher hinauf 1200 bis 1300 m Höhe. Erst wenn man sich der Hauptkette nähert, steigen die Berge rasch und gewaltig an; die Seitenkämme der Thäler fallen nicht mehr unter 3000 m, und den steilen Aufbau der oberen Thalhälften kennzeichnet es, daß die Karnali (Gogra) in den ersten 16 km ihres Laufes auf den Kilometer 62 m Gefäll erhält. Die Kammlinie der Schneeberge ist durch starke Einschnitte unterbrochen, und die beeisten Berggipfel stehen gruppenweise beisammen. Diese Trennung der Hochgebirgslinie durch tiefe Einsattlungen und Flußläufe ist eine Eigenthümlichkeit des Himalaya, und nördlich davon, in Tibet, nicht mehr anzutreffen. Die Ursache dieser Erscheinung liegt in starken Niederschlägen, denen das Gebirge ausgesetzt ist. Für Nepal-Sikkim schreibt hierüber der beste Kenner dieser Verhältnisse, Dr. Campbell: „Der Schneefall ist viel größer im Himalaya, als in Tibet, und infolge der größeren Feuchtigkeit und der Bewölkung des Himmels wird er durch Verdunstung nicht so rasch verzehrt, wie auf der tibetischen Seite, wo vom schmelzenden Schneefelde kein Wasserfaden abläuft. Sodann fällt der Schnee in Tibet in leichten, Federbarttheilen ähnlichen Formen, nicht in massigen Flocken.“ Die Schneelinie, oder die Grenze, bis wohin im Sommer der Schnee abschmilzt, während darüber ewiger Schnee liegt, beträgt für Nepal auf dem Südabhange des Gebirges 4600 m, auf dem Nordabfalle dagegen 6000 m. Im Winter fällt aber in Nepal Schnee regelmäßig bis 1600 m herab, ja er ist vereinzelt in den Straßen von Kathmandu bei 1200 m beobachtet worden. Das Klima ist ein kontinentales, jedoch gemäßigter, als in gleichen westlichen Breiten. So liegt Kathmandu unterm $27^1/_2{}^0$ nördl. Br., also südlicher wie Kairo, erfreut sich aber eines Klima, wie es den Süden von Europa auszeichnet. Die mittlere Jahrestemperatur kommt Neapel gleich; im Sommer schwanken die Durchschnittsziffern des Thermometer zwischen 22 und 23° R. (= $27^1/_2$ — 29° C.); bei Sonnenaufgang ist es meist 8° R. (= 10° C.) kühl, und abends sinkt die Luftwärme auf 13 bis 14° R. (16 bis 17° C.). Steigt man die Flußthäler empor, so hat die Hitze von Nepal binnen wenigen Tagen der Frische unserer Alpenhochthäler Platz gemacht.

Dem natürlichen Wachsthum und dem Felderertrag sind heftige Sommerregen sehr günstig. Reis braucht vielfach nicht bewässert zu werden, sondern gedeiht im herabgeschwemmten, von Grundwasser feucht gehaltenem Boden am Fuße der Bergkämme; die Abhänge sind zu Terrassen angelegt und für Bewässerung hergerichtet. Außer an allen Getreidearten ist für die Ausfuhr Ueberschuß an Reis, Ingwer, Krapp und Kardamonen vorhanden; für den Hausbedarf wird Baumwolle und in großen Mengen Tabak gezogen; ein Sprüchwort sagt: Zeige mir den Mann, der leben kann ohne Tabak zu kauen oder zu rauchen. Bei allen Kulturen leistet der Boden sehr viel, Arbeit wenig; denn der Bauer behilft sich mit den einfachsten Geräthen und gebraucht als Düngungsmittel nur Wasser. Die Alpentriften werden von den Hirten fleißig abgesucht nach Medizinal- und Farbkräutern. Besonders begehrt ist die Pflanze „Dschia“, eine Nesselart; die ausgepreßten Blätter liefern einen berauschenden Saft, die Fasern der Stengel werden zu grobem Tuch gewoben, und die ganze Pflanze hat Zauberkraft gegen den bösen Dämon, der den Menschen mit Krankheit überzieht. Alpenweide gibt es nur für Schafe, von denen große Mengen gehalten werden; überwintern läßt man die Thiere in den äußeren Thälern. Kühe und Büffel bilden das Arbeitsvieh in den Ackerbaugegenden. Die Thierarzneikunde liegt sehr im argen; gegen Trockenwerden der Kühe bei Verlust des Kalbes wird ein Kalbfell mit Stroh ausgestopft und vor das Thier zur Melkzeit gestellt; nimmt es das Salz an, das über die Puppe gestreut wird, so gilt dies als Zeichen, daß die Kuh bei Milch bleibt.

Seine Industrie führte Nepal 1886 in London bei der großen indischen Ausstellung vor. Entsprechend dem Charakter als Gebirgsland, dessen Bewohner mit den Nachbarländern wenig Verkehr unterhalten dürfen, ist die Gewerbethätigkeit in der Entwickelung zurückgeblieben. Dafür verspricht Nepal später, wenn es einmal Europäern zugänglich wird, ein ebenso dankbares Feld zur Beobachtung des Gebrauches von alten, meist kunstlosen Geräthen in den verschiedenen Handwerken zu werden, wie es jetzt in Indien Radschputana ist. Die alte, hölzerne Zuckermühle, die im anstoßenden Bihar durchgehends so allgemein durch eiserne Maschinen englischer Bauart ersetzt war, daß 1885 kein einziges Exemplar mehr auch nur zu einer Zeichnung aufzufinden war, ist hier noch allein bekannt; dasselbe gilt von den Hausgeräthen zur Bearbeitung der Baumwolle und von dem Vorrechte der Brahmanenfrau, daß feine Fäden nur von ihrer Hand gesponnen werden dürfen. Meister sind die Nepalesen in der Holzschnitzerei, doch scheint diese Kunst zurückzugehen, seit sie nicht mehr von der Liebhaberei des Hofes getragen wird. Eine Landeseigenthümlichkeit ist der Guß von Geräthen, Statuetten, Schalen, Glocken, Weihrauch-Gefäßen und anderen gottesdienstlichen Gegenständen aus Messing; die Gußformen bilden einen Schatz der Werkleute, den diese sorgsam hüten. Mein Bruder Hermann brachte eine hübsche Auswahl solcher Fabrikate mit, die jetzt im Völkermuseum zu Berlin aufgestellt sind.

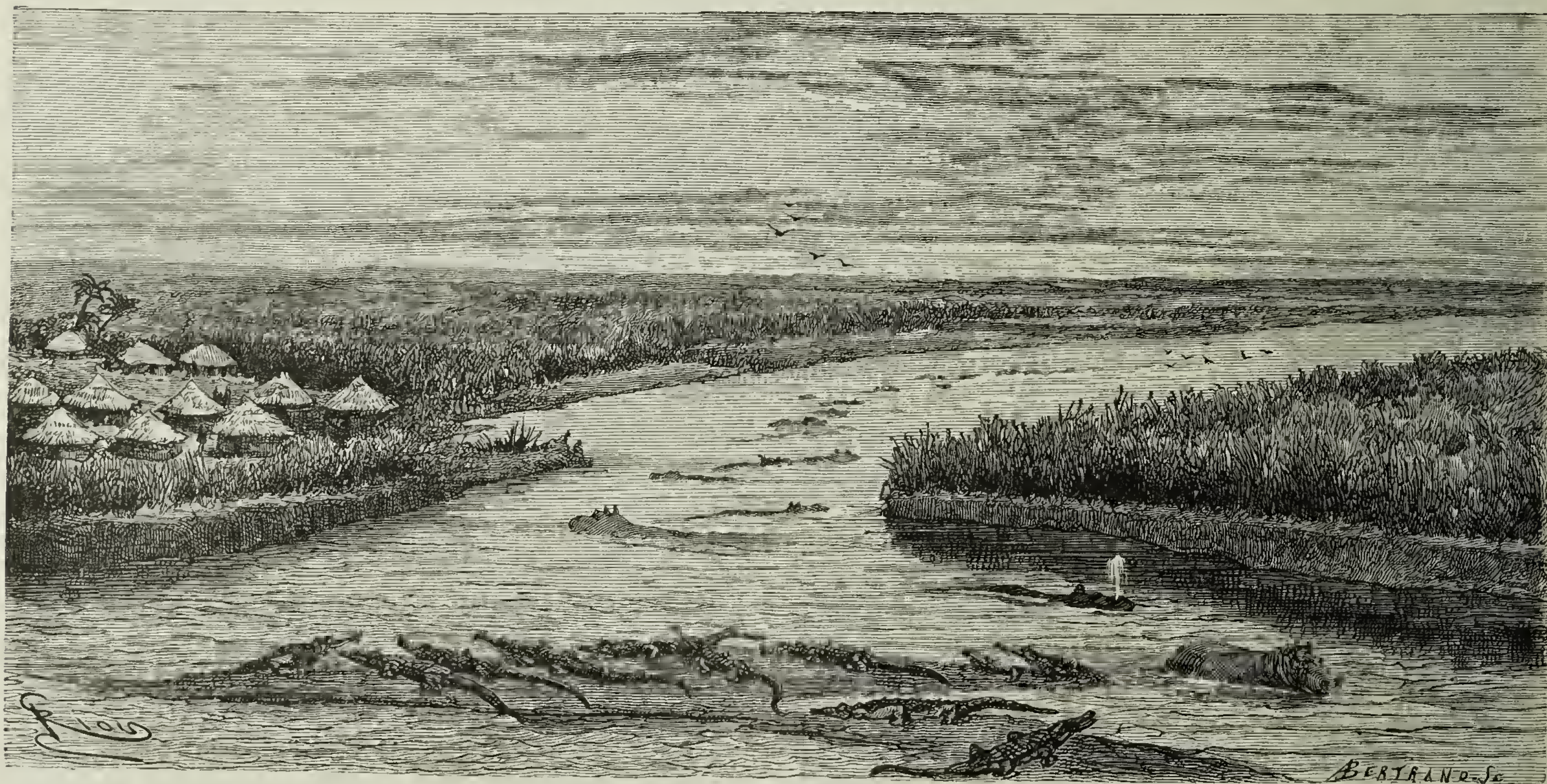
Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen.

XV. (Schluß-Aufsatz.)

(Mit sieben Abbildungen.)

In dem von allen Weißen verlassenen Livingstonia traf Giraud unerwarteter Weise mit Montagu Kerr zusammen, der eine lange Reise von Kapstadt nach den Diamantenfeldern von Kimberley, und von dort nach Tete (am Zambesi) und dem Nyassa-See ausgeführt hatte, und soeben auch erst angekommen war — entblößt von allen Hilfsmitteln. Die gleiche Lage brachte die beiden Reisenden einander rasch nahe, und sie faßten den Beschluß, den Schire und Zambesi hinab in Gesellschaft nach Quilimane zu reisen.

Nach zweitägiger Rast in Livingstonia brachte sie die „Itala" an den Schire-Ausfluß, der keineswegs leicht aufzufinden war, weil der Nyassa im Süden in einer ungeheuren sumpfigen Binsen-Ebene endigt. Anfangs erhebt sich die Livingstone-Kette etwa 30 km östlich aus derselben heraus, allmählich verschwindet dieselbe aber, und es bleibt nichts als diese Ebene übrig, durch die der Schire sein Wasser dem Zambesi zuwälzt (S. Abbildung 1). Die Fahrt auf dem Strome ist auf diese Weise äußerst eintönig und langweilig, und



Der Schire.

viel zu schildern würde es auch selbst dann nicht geben, wenn Livingstone sich nicht bereits eingehend über ihn verbreitet hätte. Wo der Strom interessant wird, da muß das Boot verlassen werden — nämlich bei seiner etwa 40 Meilen langen, unschiffbaren Stromschnellen-Strecke, die auf dem Landwege umgangen werden muß. Der bemerkenswertheste Gegenstand oberhalb der Schnellen ist der Pamalombe-See, zu dem sich der Schire erweitert. Die Tiefe des Flusses beträgt etwa 2 m und reicht für den „Itala" gerade zu. Daß über dem Sumpfe eine feuchte und schwere Atmosphäre lagert, und daß demselben sehr ungesunde Dünste entsteigen, versteht sich von selbst. Die höheren Stellen, die an den Hauptwindungen des Schire liegen, sind aber trotzdem allenthalben mit leichten Hütten bestanden, die Bevölkerung ist eine verhältnißmäßig dichte, und zahlreiche Leute — darunter viele Zansibariten und Araber — kommen herbei, sobald sie die Flintenschüsse vernehmen, um das Boot vorüberfahren zu sehen. Sehr reich ist auch die Fauna in der Sumpfgegend, und namentlich sind zahllose Flußpferde und Krokodile zu bemerken. Etwa halbwegs zwischen dem Schire-Ausfluß und Matope erheben sich in einiger Entfernung felsige Hügel im Osten des Flusses.

Spät abends kamen die Reisenden in Matope, dem Endpunkte der Schiffahrt, und einer Hauptstation der „Lakes Company" an, um daselbst in einem Schuppen, der zugleich als Waaren-Niederlage diente, Unterkunft zu finden — umtönt von dem Gegrunze der Flußpferde und von dem Gesumme der Moskitos, sowie nebenbei von fernem Löwengebrüll. Der Ort selbst zählt kaum zwanzig Hütten und hatte nicht eine hinreichende Zahl „Pagazi", um das Gepäck nach Katunga, das unterhalb der Schire-Schnellen liegt, zu befördern. Die Reisenden mußten also warten, bis solche von Mandala — der englischen Station mittwegs zwischen Matope und Katunga — requirirt worden waren. Der Aufenthalt wurde ihnen nicht lang, da er eine ausgezeichnete Gelegenheit zu größeren Jagdausflügen gab. Büffel, Zebras, Springböcke, Kobes und Eber waren sehr zahlreich und in der gerade herrschenden Trockenzeit auch leicht genug zu beschleichen.

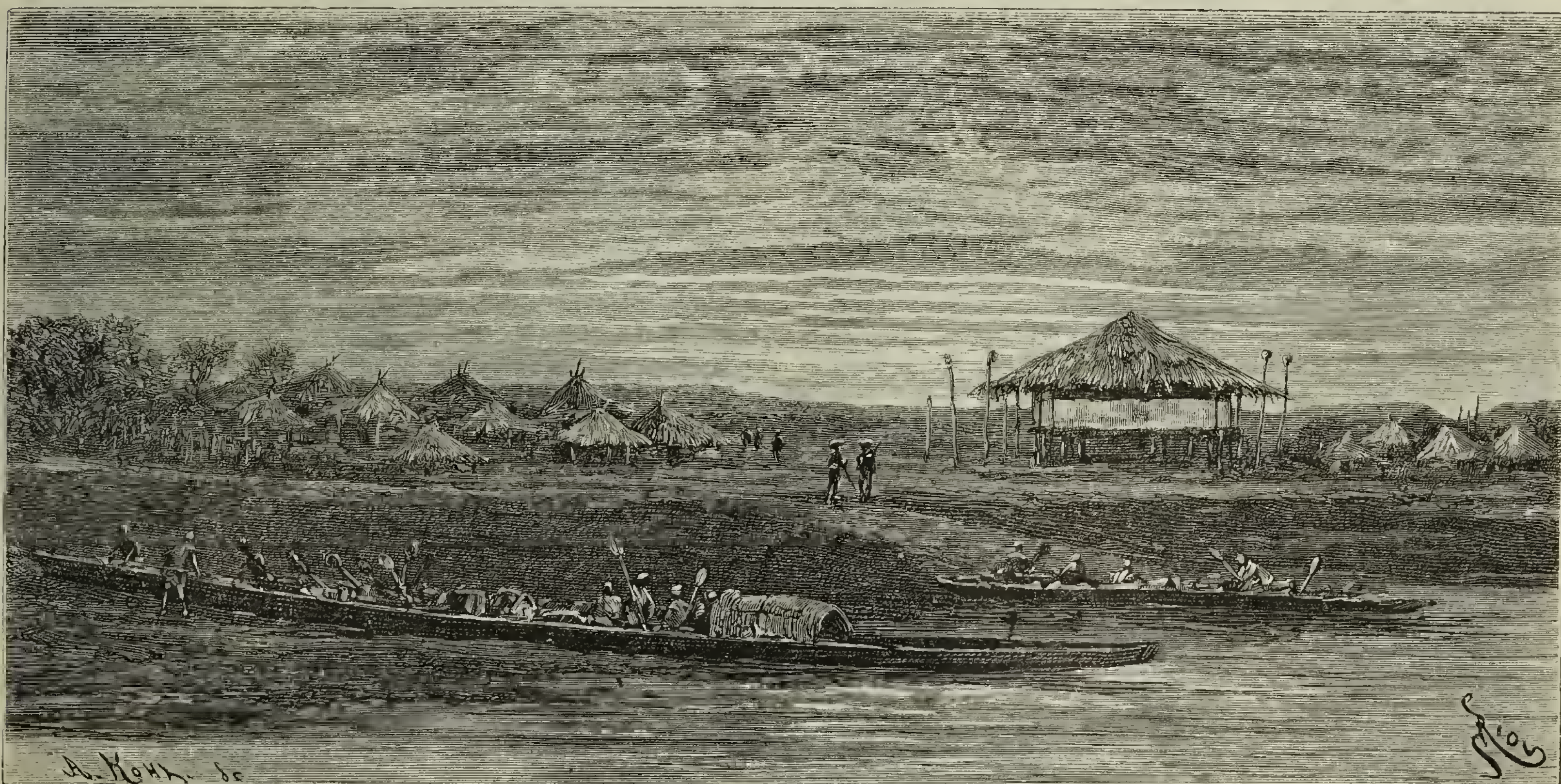
Am 17. Oktober kamen die Träger an, mit ihnen zugleich aber auch schlechte Nachrichten von Herrn Moir, dem Direktor

der „Lakes Company“. Die ganze untere Schire-Gegend befinde sich im Kriegszustande, hieß es in seinem Briefe, und infolgedessen sei die Kommunikation mit Quilimane unterbrochen. Eine baldige Wiederherstellung des Friedens sei ja zu erwarten, aber die Blockade könne immerhin noch ein paar Monate dauern.

Da es kein Vergnügen war, länger als ein paar Tage in Matope sitzen zu bleiben, so erfolgte trotzdem der Aufbruch nach Mandala. Auf hügeligem, bewaldetem Lande stieg man etwa 200 m empor, um daselbst den angenehmen Gegensatz zwischen reiner, frischer Luft und miasmengeschwängerter Sumpfluft bei jedem Athemzuge zu empfinden. Wasser zum Trinken gewährten nur ein paar Bäche, und das nächtliche Lager wurde von Hyänen umschwärmt.

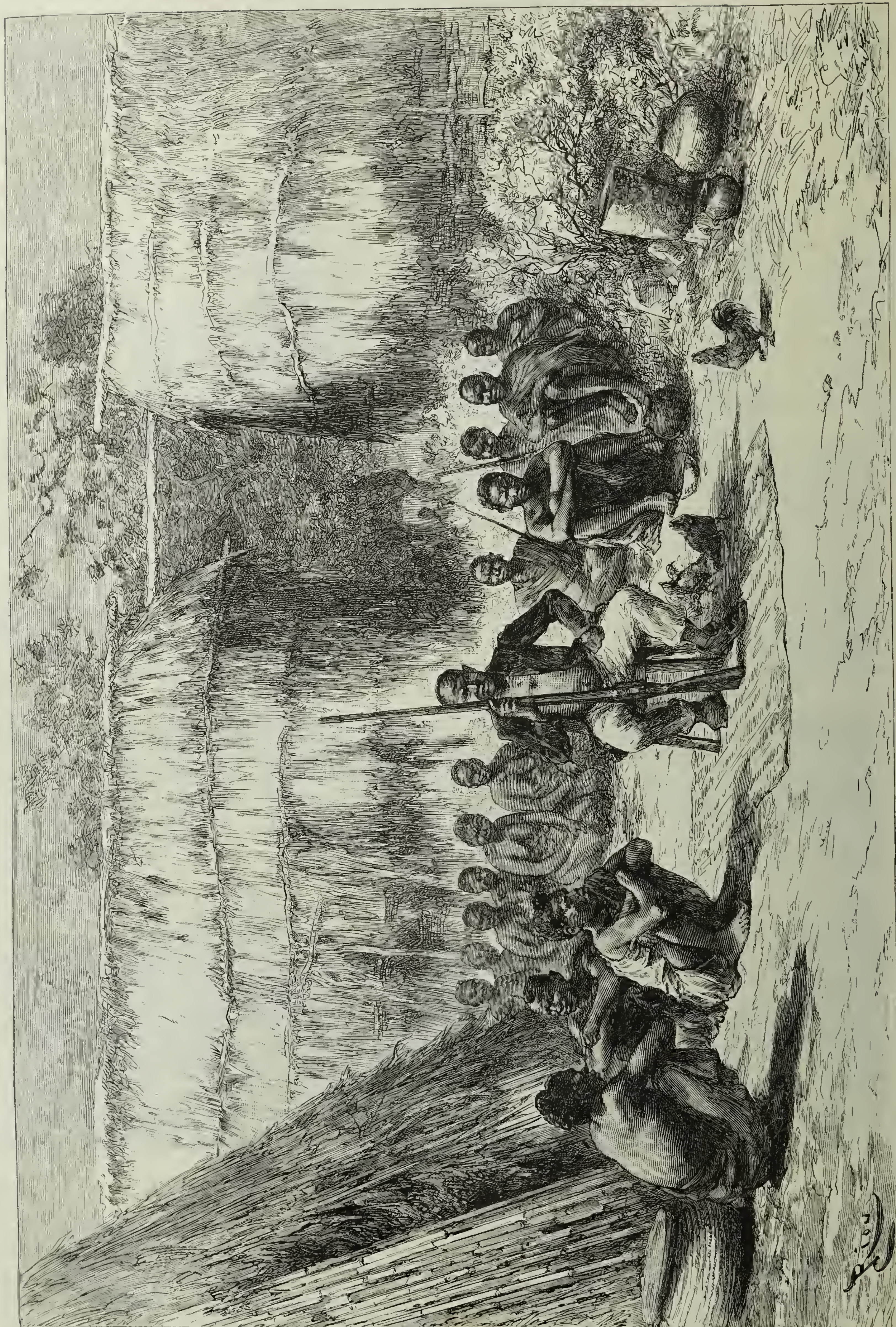


Blantyre.



Das Grabmal Tschepetulas.

In Mandala oder Blantyre, das nur wenige Jahre besteht, fanden die Reisenden wieder all den Komfort und all die Sauberkeit, durch die sich die englischen Ansiedelungen auszuzeichnen pflegen. Die Umgebung des Ortes, der am Fuße einer Bergmasse liegt, ist noch wenig kultivirt, aber sehr gesund. Das Missionsgebäude und das Konsulat sowie ein Dutzend anderer Häuser gruppen sich um eine von Eukalypten eingefaßte geradlinie Straße, und das Ganze macht einen überaus freundlichen Eindruck (S. Abbildung 2). Die Gärten sind tadellos gepflegt, und das Strohdach der rothen Ziegelhäuschen ist eigentlich der einzige Charakterzug, der einen daran erinnert daß man noch immer in Afrika



Tschekussa und seine Umgebung.

ist. Die Reisenden fanden nicht weniger als zwölf Europäer in Blantyre, darunter zwei Missionäre, einen Arzt und mehrere Handwerker. Der Konsul Foot war soeben gestorben, und seine Frau wartete mit drei unmündigen Kindern darauf, daß die Verbindung mit Quilimane wieder frei würde, um nach Europa zurückzukehren.

Die Reisenden nahmen Quartier bei Herrn Moir, dem Direktor der „Lakes Company", der in Mandala wohnte — nur etwa einen halben Kilometer von Blantyre entfernt, und von dort aus auf einer schönen Eukalypten-Allee zwischen Kaffee- und Ananaspflanzungen zu erreichen. Außer dem großen Hause des genannten Herrn bestand dieser Ort namentlich noch aus verschiedenen Magazinen und einer Sägemühle.

Die Entwickelung der Kolonie wurde sehr gehemmt durch die Eifersucht, die die Portugiesen gegenüber den Engländern zeigten, sowie durch verschiedene Mißhelligkeiten mit den Häuptlingen am unteren Schire. Von einem der letzteren, dem Makololo-Häuptlinge Tschepetula, in arger Weise provocirt, hatte ein Beamter der „Lakes Company" denselben erschossen, und daraus war eine schlimme Empörung gegen die Engländer entstanden. Als Herr Foot dieselbe mit vieler Mühe beigelegt hatte, geriethen die Portugiesen von Zambesi aus mit einem anderen Stamme in Krieg, und dieser tobte eben noch, und die Eingeborenen machten zwischen Portugiesen und Engländern keinen Unterschied. Zwei Boote, die man hatte hinab fahren lassen, waren vollkommen ausgeplündert worden.



Leviathan und Tricolour.

Die Reisenden hätten nun zwar in etwa 25 Tagereisen auf dem Landwege nach Quilimane gelangen können, eine solche Tour ließ aber die schlechte Ausrüstung mit Schuhwerk nicht rathsam erscheinen. Es wurde daher nach kurzem Ueberlegen beschlossen, trotz dem Kriege den Schire und Zambesi hinab zu gehen. Ein Boot zu diesem Vorhaben zu erlangen, war freilich schwer genug, doch gelang es endlich den Anstrengungen des Herrn Moir, der zu diesem Zwecke persönlich nach Katunga ging.

Die Zeit, welche Giraud und Kerr in Blantyre zuzubringen hatten, wurde theils zur Jagd auf Büffel, theils zu verschiedenen Beobachtungen benutzt. Die natürlichen Bedingungen der Kultur sind an diesem Orte ebenso wie in den meisten anderen Gegenden an den großen Seen keine günstigen. Der Boden ist felsig und schlecht zum Reis- und Weizenbau geeignet, dazu fehlt es an eingeborenen Arbeitern, und obendrein wollen die Heerdenthiere nicht fortkommen. Wie ganz anders lagen die Verhältnisse bei der Besiedelung und Kultivirung Amerikas durch die Europäer! Und was will es dagegen sagen, daß der Kaffeebaum bei Blantyre vorzüglich gedeiht, und daß seine Frucht von ausgezeichneter Qualität ist! An Hausthieren besaß die Kolonie allerdings auch eine größere Zahl von Schweinen, Enten und Gänsen — Thiere, die man anderweit in Afrika selten sieht. Ziegen gab es trotz den Verwüstungen, die der Leopard unter ihnen anrichtet, ebenfalls in großer Zahl.

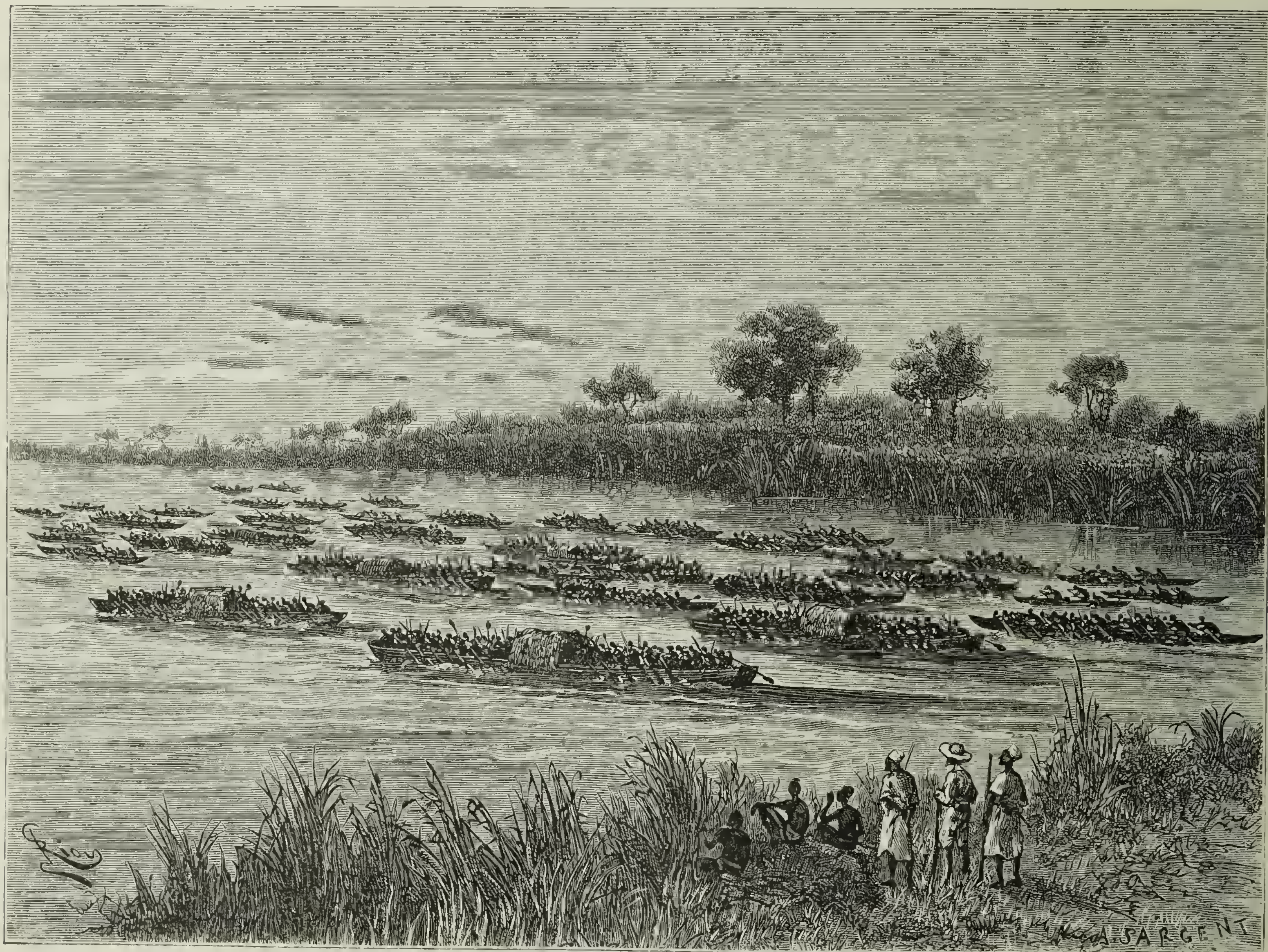
Als die Reisenden im Begriff waren, nach Katunga aufzubrechen, setzte gerade die „Massika" ein, die Atmosphäre belud sich reichlich mit Elektricität, der Himmel bewölkte sich stark, und Nachmittags strömten heftige Regen-

güsse nieder auf die Erde. So wohlthätig nun diese letzteren im allgemeinen auch wirken, so sehr war doch von ihnen eine weitere Verzögerung des Marsches zu fürchten. Man mußte sich also beeilen, und der Abstieg von dem etwa 1000 m hohen Plateau von Blantyre nach dem nur noch 100 m hoch gelegenen Katunga wurde in zwei Tagen bewerkstelligt, zum Theil durch dichte Nebel und unter sündfluthartigem Regen.

In Katunga angekommen, sah man, daß das von dem Häuptlinge Kasese zur Verfügung gestellte Boot zwar wohl gebaut und genügend lang, aber zur Beförderung des ganzen Gepäckes zu schmal war, und man sah sich deshalb genöthigt, noch ein zweites kleineres dazu zu miethen. Außerdem verursachte eine nachträgliche Mehrforderung seitens Kasese's noch einen weiteren Aufschub von vierundzwanzig Stunden. Für gewöhnlich vermittelte in der Regenzeit die „Lady Nyassa" den Verkehr von Katunga abwärts, infolge häufigen Strandens war dieser Dampfer aber nicht mehr dazu brauchbar, und so lag er ruhig auf dem Ufer, seines Nachfolgers harrend.

Am 1. November waren die Reisenden unterwegs auf dem Flusse, Kerr im großen, Giraud im kleinen Boote. Die Sonne brannte über Mittag heiß vom Himmel herab, und die Moskitos summten ärger als je; dazu fuhr man auch häufig auf Sandbänke auf, und es war zuweilen schwer, die Ruderer in das Wasser zu bringen, um das Boot wieder flott zu machen, weil sie sich vor den Krokodilen fürchteten.

Die Nacht verbrachte man in dem Dorfe Tschekussas, des Sohnes Tschepetulas, das am linken Ufer des Flusses



Portugiesische Flottille.

liegt, und das durch nichts merkwürdig ist als durch das riesige Grabmal Tschepetulas, das sich unter einem hohen, strohbedeckten Schuppen befindet (S. Abbildung 3). Auf dem rechten Ufer tritt der Sumpf wieder in seine Rechte ein. — Tschekussa ist ein junger Mann von 18 bis 20 Jahren, mit falschem Blick und wenig einnehmenden Zügen. In der Mission erzogen, und des Englisch-Schreibens kundig, trägt er Jacke und Beinkleider in europäischer Weise, und nur das Hemd spart er sich, weil das Waschen desselben eine zu schwierige Operation ist (S. Abbildung 4). In der Nacht wurde der Hut und die Theekanne Kerr's von irgend einem aus der Umgebung Tschekussas gestohlen, was bemerkenswerth ist, weil die persönlichen Bedarfsgegenstände im allgemeinen von den afrikanischen Dieben respektirt werden. Giraud erhielt aber von dem Häuptlinge ein hübsches Boot, das von Kerr „Tricolour" getauft wurde, zum Unterschiede von Kerr's Boote, das man „Leviathan" nannte, und am 2. November ging die Fahrt weiter, meist zwischen morastigen Ufern dahin. Am Abende schoß Kerr am Rande eines großen Palmenwaldes drei Kobes, und auf diese Weise gab es einen guten Braten, zu dem man sich den Palmwein vortrefflich munden ließ. Hielte sich dieses letztere Getränk länger, und wäre es verdaulicher, so würde es sich vielleicht sehr verlohnen, es nach Europa zu versenden.

Am 3. November wurde der sogenannte Elephantensumpf passirt (S. Abbildung 5), wo die beiden Reisenden getrennt der Jagd nachgingen, Kerr hinter einer großen Elephantenheerde her, und Giraud hinter einer ganzen Schaar von Nilpferden. Am Abende trafen sie sich dann

wieder in einem großen Makololo-Dorfe an der Vereinigung des Ruo mit dem Schire, das Chiromo heißt, und das den Grenzpunkt zwischen dem Gebiete der „Lakes Company" und dem der Portugiesen bildet. Hier fanden sie Alles in großer Aufregung, denn es war soeben die Nachricht eingelaufen, daß die Portugiesen einen entscheidenden Sieg über die Massengeries (Masindschiri) erfochten und die Dörfer dieses Stammes sämmtlich zerstört hätten. Die portugiesischen Vorposten stünden nunmehr nur noch ein paar Stunden von dem Dorfe.

Ein längerer Aufenthalt hierselbst schien trotzdem nicht rathsam, und die Reisenden wünschten so bald als möglich aus dem Regen und aus den Moskito-Schwärmen heraus zu kommen. Die Bootsleute waren durch Kriegsnachrichten aber dermaßen in Schrecken gesetzt, daß sie nur gezwungen zu ihren Stangen griffen, und daß auf sie in irgend einem kritischen Augenblicke sicherlich kein Verlaß war. Endlich ging es vorwärts, und am 6. November befand man sich auf dem Schauplatze der Feindseligkeiten. Der Fluß war etwa 200 bis 300 Meter breit, und seine Ufer erhoben sich etwas höher und waren zum Theil von schönen Bäumen begleitet, hinter denen sich mit Riesenkräutern und vereinzelten Bäumen bewachsene Ebenen ausdehnten. Dörfer sah man nicht, wohl aber einzelne Banden von Kriegern und Flüchtlingen, und wiederholt wurden die Reisenden in unbekannter Sprache angerufen. Bei einem Dorfe gingen sie ans Land, und von dem Häuptlinge desselben, Vararika, erfuhren sie, daß sie sich unmittelbar gegenüber den portugiesischen Streitkräften befänden, die im Begriffe zu sein schienen, wieder zurückzugehen. Es sei ihnen gestattet, die Linien zu passiren, aber sie würden schwerlich einen guten Empfang zu gewärtigen haben, sobald die Portugiesen merkten, daß sie es mit Engländern zu thun hätten. Thatsächlich handelte es sich ja bei der Bezeichnung „Portugiesen" keineswegs um Europäer, sondern um allerlei vom oberen Zambesi zusammengerafftes Volk, das von Mischlingen geführt wurde.

Kerr, der fließend portugiesisch sprach, ging über den Fluß, um mit dem portugiesischen Kommandanten zu unterhandeln, und dieser letztere machte auch kaum irgendwelche Schwierigkeiten. Da kam es im Augenblicke, als Kerr, begleitet von einem Krieger aus dem feindlichen Lager in das Dorf Vararika zurückkam, noch zu wilden Demonstrationen in diesem Orte. Man wollte den einzelnen Feind zerfleischen, und die Wuth, in die man sich hineinlärmte, dehnte sich auch auf die Reisenden aus, die den Mann beschützten, um so mehr, als dieser letztere sich herausfordernd genug benahm. Da das angestellte Palaber zu keinem Resultate führte, sah man sich genöthigt, in einer Hütte Deckung zu suchen. Dieselbe wurde dann ein paar Stunden von den Wilden umtost und mit Lanzen beworfen, zuletzt gelang es aber dem Häuptlinge doch, die Ruhe wiederherzustellen.



Quilimane.

Als am anderen Morgen die Reise ungehindert weiter gehen sollte, ergab es sich, daß die Bootsleute des „Tricolour" davon gelaufen waren, so daß nur die von den Blattern hergestellten Wangwana übrig blieben, um das Boot unter großer Mühe vorwärts zu bringen. Am Mittag erreichte man in dieser Weise ein befestigtes portugiesisches Lager, das von Senhor Govea, einem Mischlinge, dessen Wesen angenehm und soldatisch genannt werden muß, befehligt wurde. Derselbe besitzt neben seinem Kommando eine Art kleines Königreich, das er sich selbst zugeschnitten hat, und das Manica heißt. Den eben beendigten Feldzug hatte er geführt, und über die ganze Lage äußerte er sich etwa so: Die portugiesische Regierung versteht nichts vom Kriege mit den Eingeborenen, und was könnten europäische Soldaten auch dabei nützen! Wären es auch Hunderttausende, ich würde es ihnen unmöglich machen, bis hierher zu gelangen. Man thut am besten, uns zu verwenden. Nirgends haben die Massengeries Stand gehalten, und wir haben nur ihre verlassenen Dörfer niederzubrennen gehabt.

Die Engländer sind Narren mit ihrer Unterdrückung des Sklavenhandels. Der Schwarze ist zur Sklaverei geboren, wie der Europäer zur Freiheit. Die zweitausend Sklaven, welche ich hier befehlige, sind gut genährt, gesund, gutes Muths — gebt ihnen die Freiheit, und ihr werdet sehen, wie sie sich in Räuber und Bettler verwandeln.

Uebrigens behandelte Senhor Govea die Reisenden fürstlich, und er gab ihnen auch eine Escorte mit, um sie sicher den Fluß hinunter zu geleiten. Man kam nun noch an mehreren portugiesischen Lagern vorbei, wo die Bedeckung von großem Nutzen war, und endlich auch an der portu-

giesischen Flottille, die die Land-Operationen hatte unterstützen sollen, und die aus drei großen Schaluppen und zahllosen kleineren Kähnen bestand — ein wahrer Strom von Fahrzeugen, aus dem ein Höllenlärm heraustönte (S. Abbildung 6).

Am Morgen des 9. November kam die granitische Bergmasse von Morambala in Sicht, welche sich bis zu einer Höhe von 800 m aus der Sumpfebene heraus hebt, und südlich von welcher sich der Schire durch ein ausgedehntes Delta in den Zambesi ergießt. Dann wurde dieser letztere Strom selbst erreicht, ohne daß sich die Scenerie wesentlich änderte. Der Zambesi ist zwar breiter und imposanter als der Schire, aber durchaus nicht interessanter. Oft kann man sich auf einer weiten Lagune glauben, zwischen denen sich Sandbänke, Inselchen und Kanäle in jeder denkbaren Richtung hin und her ziehen. Die ganze Fläche blendend weiß, die Sonne vom Himmel herab brennend, kein Vogel in der Luft, und kein Boot weit und breit, das einen den Weg zeigen könnte, häufiges Auflaufen auf den Sand, öfteres Verirren in Sackgassen, Schaaren von Moskitos — das ist beinahe alles, was zur Beschreibung der Fahrt zu sagen ist. Die Ufer sind niedrig und mit Sumpfvegetation bedeckt.

So wurde Mazaro erreicht, das nur aus zwei Hütten auf Pfählen und einer Niederlage besteht und von einem einzigen Europäer — einem Beamten der „Lakes Company" — bewohnt ist. Auf dessen Weisung wurden alsbald Schaluppen bereit gemacht, um die Reisenden auf dem Kwa-Kwa, an dessen Mündung Quilimane liegt, nach diesem letzteren Orte zu bringen. Da Kerr den Packetdampfer nach Kapstadt zu erreichen wünschte, so trennten sie sich hier, und Kerr eilte voraus, während Giraud hinter ihm her fuhr. An seiner Abzweigungsstelle vom Zambesi nur 3 m breit, wird dieser Flußarm bald stattlich breit, und zugleich sind auch die Gezeiten des Oceans deutlich bemerkbar, und die Fahrzeuge lassen sich von der dadurch erzeugten starken Auf- und Abwärtsbewegung hin und her tragen. Freilich sind die Gezeiten sehr launisch und ungestüm, etwa wie in den Strömen Cochinchinas.

Je näher man dem Oceane kommt, desto mehr entfernen sich die Ufer von einander, sie erscheinen mit einer mächtigen Schicht von thonigem Schlamme bedeckt, und kleine Krokodile sonnen sich darauf. Flußpferde bemerkt man selten, häufiger Entenflüge und Schmetterlinge, und alles ist ganz anders als an dem Schire. In der Nacht legt das Boot meist an einer isolirten Faktorei an, und die Rast, die der Reisende daselbst sucht, wird ihm in der Regel freundlich gewährt. Die Moskitos summen und quälen nach wie vor Tag und Nacht in fürchterlicher Weise.

Endlich erscheint an einer Biegung des Flusses das ersehnte Quilimane — eine lange Reihe von rothen Ziegeldächern, umgeben von einem großen Kokospalmen-Bestande, und davor ein portugiesischer Aviso-Dampfer und mehrere große Schaluppen (S. Abbildung 7). Ein lautes Hurrah ertönt aus den Kehlen der Zansibariten. Nun hatten alle Strapazen ein Ende. Bald konnte man die einzelnen Gebäude unterscheiden, die Kirche, die Flaggen der verschiedenen Konsulate, und die weißen Gesichter am Quai. Von seinem Konsul auf das Freundlichste empfangen und bewirthet, erholte sich Giraud nun ein paar Wochen von ziemlich vollkommener Erschöpfung, um dann nach zweijähriger Abwesenheit nach Zansibar zurückzukehren. Kerr trat die Fahrt nach Kapstadt bereits am nächsten Tage an. In Zansibar hatten sich die Freunde — Ledoulx, Cambier, Kourry und Piat — bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß Giraud sein Leben in dem Inneren von Afrika verloren habe, und von denselben erfuhr er auch das bereits oben berichtete Schicksal seiner treulosen Karawane. Der Reisende erwirkte die Freigabe von Kamna und Babaidi, die übrigen glaubte er aus Rücksicht auf spätere Afrikareisende ihrer verdienten Strafe im Gefängnisse nicht entziehen zu dürfen. Von Zansibar bewerkstelligte Giraud seine Heimfahrt auf dem französischen Kriegsschiffe „Caravane".

Schlußbemerkung. Indem wir den Giraud'schen Reisebericht hiermit abgeschlossen haben, sprechen wir angesichts der schwebenden ostafrikanischen Fragen nur noch die Hoffnung aus, daß die in dem Berichte enthaltene Charakteristik der Zustände in der Seengegend zu dem tieferen Verständniß dieser Fragen Einiges beitragen möge.

Dr. Karl von den Steinen über seine zweite Xingu-Expedition.

Dr. Karl von den Steinen verbreitete sich vor der Oktober-Versammlung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde in längerem geistvollem Vortrage über seine zweite Xingu-Expedition. Seine zweite Xingu-Reise, so sagte er etwa, sei eine ziemlich nothwendige Folge von seiner ersten Reise dahin gewesen. Das erste Mal sei es ein dunkler Drang, zu der Erforschung der unbekannten Gegend etwas beizutragen, gewesen, der ihn hinaus getrieben habe. Das zweite Mal habe er sich ganz bestimmte Probleme vor Augen halten können, deren Lösung er an Ort und Stelle obzuliegen gedachte. Die Karl-Ritter-Stiftung und die Humboldt-Stiftung gewährten ihm eine ansehnliche Unterstützung, und darin lag ein Ansporn mehr, mit Eifer die gestellte Aufgabe zu verfolgen. Der Vetter des Reisenden, Wilhelm von den Steinen, Dr. Paul Ehrenreich und Dr. Peter Vogel waren seine Begleiter, und die Ausrüstung mit Instrumenten und Reisebedürfnissen war eine vortreffliche.

Ende Februar 1887 traf die Expedition in Rio Janeiro ein, in der Absicht, ohne Verzug weiter zu reisen, und zwar auf dem unvermeidlichen weiten Umwege über Montevideo und Buenos-Ayres, den Parana, Paraguay, San Lourenço und Rio Cuyaba hinauf nach der Stadt Cuyaba, der Hauptstadt von Mattogrosso. Leider herrschte in der Laplata-Gegend gerade die Cholera, und deshalb war der Dampferverkehr nach Cuyaba vollkommen unterbrochen, so daß dadurch eine Verzögerung eintrat. Man benutzte die unfreiwillige Muße dazu, die deutschen Kolonien von Santa Catharina in Augenschein zu nehmen und eine Anzahl „Sambaquis" (prähistorische Küchenabfall-Haufen) zu untersuchen. Die brasilianischen Behörden bewiesen den Reisenden hierbei sowie bei allen anderen Gelegenheiten jede denkbare Zuvorkommenheit.

Ende Mai hörte endlich die Verkehrssperre auf dem Parana-Paraguay auf, und nun konnte die Reise auf dem angegebenen Wege weiter fortgesetzt werden, so daß man Anfang Juli in Cuyaba anlangte. Hier hatten die Reisenden einiges unter dem politischen Parteigezänk zu leiden, und es wurde ihnen namentlich schwierig, die nöthige Hilfsmannschaft

zusammen zu bringen. Das war um so unangenehmer, als die Regenzeit anzubrechen drohte, wenn man Zeit verlor. Endlich gelang es, die Hindernisse zu beseitigen. Die Provinzialregierung stellte den aus Frankfurt a. M. stammenden Lieutenant Luiz Perrot nebst vier Gefreiten zum Schutze der Gesellschaft, der Lieutenant de Costa, der schon die erste Xingu-Expedition mitgemacht hatte, schloß sich freiwillig an, man engagirte den Diener Antonio — einen geborenen Bakairi-Indianer, der sich ebenfalls schon auf der ersten Reise bewährt hatte — wieder, und so konnte man am 28. Juli nach dem Xingu abmarschiren. Da von den anderen Dienern zwei deutsche Kolonisten-Söhne waren, so waren sieben Mitglieder der Expedition Deutsche, und es wurde deshalb auf der Reise vorwiegend deutsch gesprochen. 16 Maulthiere dienten zur Beförderung des Gepäckes.

Behufs Vervollständigung der topographischen Karte wurde ein anderer Weg gewählt, als bei der ersten Xingu-Reise, und durch Gestrüpp und über zahlreiche Flüsse wandte man sich erst nördlich und dann nordöstlich, den Rio Paratinga überschreitend, und den Rio Batovy (den man auf der ersten Xingu-Reise hinab gefahren war) nahe bei seinen Quellen berührend. Ende August langte man am Kuliseo (Xingu) an, und man verfolgte diesen Fluß bis zu einem Punkte, den man am 7. September erreichte, und den man zu Ehren des Jahrestages der brasilianischen Unabhängigkeitserklärung Independencia nannte. Hier errichtete man das Hauptlager, in dem ein Theil der Leute mit den Thieren zurückblieb, während man für die anderen Canoes aus Baumrinde herstellte, damit sie ihre Reise flußabwärts weiter fortsetzen konnten. In der Nähe stieß man auch auf die ersten Indianerspuren. Ueber die Katarakte des oberen Kuliseo ging es sodann thalab nach dem großartigen Tauanay-Falle, und nicht weit von diesem letzteren sah man den ersten Indianer im Flusse fischen. Sobald derselbe die Fremden gewahr wurde, flüchtete er sich scheu in das Dickicht. Steinen rief ihm in der Bakairi-Sprache zu, daß er ein „guter Bakairi“ sei, worauf er die Antwort erhielt: „Du bist kein Bakairi, aber ich bin einer!“ Alsbald kam der Wilde wieder zum Vorschein, Antonio's Kenntniß der Bakairisprache machte ihn bald zutraulich, und der Reisende wurde von ihm als „Pima-Kariba“ (Kariben-Häuptling) bewillkommnet und in das Dorf eingeführt. Auch dort auf das Freundlichste aufgenommen, nahm Steinen daselbst einen längeren Aufenthalt, um unter den Naturkindern ein Idyll zu verleben, das er geneigt ist, paradiesisch zu nennen, und um im vertraulichen täglichen Verkehr mit seinen Freunden deren ethnologische Eigenthümlichkeiten nach allen möglichen Richtungen zu studiren. Daß sich die Welt in den Köpfen dieser Menschen anders malte als in dem der Europäer, daß sie in einem ganz anderen Verhältnisse zur Natur standen, daß sie unfähig waren zu abstrahiren und bei allen Dingen zähe an der konkretesten Auffassung festhielten, war dem Reisenden ohne weiteres klar, aber er erachtete es für das erste Erforderniß des Ethnologen, der seine Wissenschaft nach induktiver Methode fördern will, sich seines indogermanischen Standpunktes so viel als möglich zu entäußern und sich in denjenigen des Naturmenschen hineinzuversetzen. Das Bild des letzteren ist dann etwa das folgende: Die Bakairi leben trotz aller unleugbaren Mängel in einem gewissen behaglichen Wohlstande. Ihre Hütten sind bienenkorbartig, leicht, aber gut mit Palmblättern gegen den Regen gedeckt. Sie stehen um einen freien Platz herum, in dessen Mitte das stattliche „Flötenhaus“ steht — eine Art Gesellschafts- und Versammlungshaus für die Männer, das von keinem weiblichen Wesen betreten werden darf, und in das man durch einen kaum meterhohen Eingang auf allen Vieren hineingelangt. Dieses Gebäude dient auch den Gästen des Dorfes zum Aufenthalte. Am Dorfe vorüber fließt ein klarer Bach. Der Wald dabei ist auf einer beträchtlichen Strecke gerodet und mit Mandioca, Tabak rc. bepflanzt, und da Baum für Baum mit Steinbeilen zu fällen und zu beseitigen war, so offenbart sich darin eine ganz achtungswerthe Ausdauer. Die Idee, als ob den Wilden alles von selbst zuwachse, erweist sich in dem Bakairi-Dorfe überhaupt als ein großer Irrthum. Nur unermüdlicher Fleiß und starke Anstrengung sichern dem Menschen hier seine Existenz, und es fehlt daran auch keineswegs. Die Frauen schleppen Wurzeln herbei, kratzen sie mit Muscheln ab, kochen sie zu einem dünnen Brei, spinnen Garn rc. Die Männer flechten Körbe, machen Bogen, fischen, und schaukeln sich, wenn sie genug gethan haben, in der Hängematte. Die letzteren bilden eine Hauptausstattung jeder Hütte, ebenso zwei Feuerplätze, auf denen man das Feuer niemals ausgehen läßt, da das Wiederentzünden durch Reiben sehr mühsam ist. Im übrigen stehen darin große Körbe mit Vorräthen, es hängen Maiskolben an der Decke, es stehen Kalabassen und Werkzeuge an der Wand — und das Ganze sieht nicht unwohnlich aus. Die Frauen dienen dem Manne, ihre Stellung ist aber keine so unwürdige, als gemeinhin behauptet wird, und oft genug wissen sie eine ähnliche Herrschaft über das stärkere Geschlecht auszuüben, wie ihre weißen Schwestern. Meist wohnen mehrere Familien in einer Hütte. — Das Essen wird von jedem einzeln vor seiner Hängematte eingenommen, und vor Anderen zu essen, gilt für so unschicklich, daß der Reisende allgemeines Entsetzen hervorrief, als er sich anschickte, einen schönen Fisch, den man ihm brachte, gleich an der Stelle, wo er sich gerade befand, und angesichts Aller zu verzehren. — Ueberhaupt hält man streng auf gute Sitte, obgleich man völlig nackt einher geht, und obgleich das Weib als einziges Kleidungsstück ein dreieckiges Palmblatt von 4 cm trägt. Vor allen Dingen lebt man in Monogamie. — Die Kleidung der Reisenden war ein Gegenstand ständiger Bewunderung, und sehr bezeichnend für ihre konkrete Auffassung war dabei, daß sie das Kleid als ein „Haus“ bezeichneten, das Hemd als das „Rückenhaus“, den Hut als das „Kopfhaus“ rc. Das „Kopfhaus“ bildete auch einen Hauptgegenstand ihrer Begehrlichkeit, es mußte von Kopf zu Kopf wandern und sich spazieren tragen lassen, was des Ungeziefers wegen sein Mißliches hatte. Oefter suchten die Weiber das letztere allerdings ab, und zwar, um es einfach zu verspeisen. — Trotzdem sind die Bakairi reinlich, und namentlich baden sie fleißig, sich dabei mit Sand abreibend. Wenn sich die Weißen badeten, so hatten sie dabei immer zahlreiche Zuschauer, und sie mußten es über sich ergehen lassen, daß man sie betastete und die Echtheit ihrer Farbe prüfte. Auch die Instrumente der Reisenden betrachteten sie mit Interesse, und den Kompaß nannten sie „Sonne“, weil er die Himmelsrichtung angiebt, die Taschenuhr „Mond“, weil sie auch des Nachts geht. — Abends kam der Häuptling regelmäßig mit einem brennenden Holzscheite, um zur „Abendsprache“ aufzufordern — zu einer Art Tabakskollegium, bei dem zu grünen Cigarren freundschaftlich geplaudert wurde, und bei dem es eine vortreffliche Gelegenheit gab, linguistische Studien zu machen, und das am Tage Notirte auf seine Richtigkeit zu prüfen. Steinen las vor, und die Bakairi korrigirten ihn. Es wurde auch das einfache Zahlensystem durchgenommen und danach gerechnet. Die ungewohnte geistige Beschäftigung ermüdete die Leute freilich immer bald. — Bewunderenswürdig waren sie in der Kunst der Lautmalerei und in der Gebärdensprache, wodurch sie das Charakteristische aller Naturerscheinungen — die Länge eines Flusses durch Dehnen des Lautes rc. — auf das

Treffendste bezeichneten, während die Europäer sich darin überaus ungeschickt bewiesen, und dadurch das Lachen der Wilden erregten. Besonders die Stimmen der Thiere ahmten sie meisterhaft nach, auch die der europäischen, von denen man ihnen erzählte — das Miauen, das Bellen ꝛc. Aufs Aeußerste entzückt waren sie, als von Steinen ihnen sagte, daß das wollene Kleid, das er trüge, von einem Thiere stamme, das „Mäh!“ riefe. Dieser Naturlaut wurde von ihnen laut im Chore gerufen, und wird aller Wahrscheinlichkeit nach auch noch oft aus dem Flötenhause ertönen, nachdem die weißen Gäste wieder daraus fortgezogen sind. — Hausthiere besitzen die Bakairi nicht. — Nach längerem Aufenthalte von Ehrenreich und Vogel abgeholt, begab sich der Reisende im Canoe weiter auf dem Kuliseo abwärts, und auch in den beiden anderen Bakairi-Dörfern, die dort liegen, fand er freundliche Aufnahme. — Das Nahuaqua-Dorf, noch weiter stromab, fand man von Frauen und Kindern verlassen, während die Männer sich drohend verhielten. Karl von den Steinen zeigte sich trotzdem lustig und gutes Muths, und so gelang es ihm, sich auch dort anzufreunden, und schließlich ließ man sich von ihm sogar photographiren. Andere Nahuaqua-Dörfer findet man am Rio Kuluëne, östlich vom Kuliseo. — Mehinaku betrat der Reisende allein mit zwei Bakairi, ohne Gewehr und nur mit dem Revolver im Gurt. Alsbald sah er sich von Wilden umringt, ungestüm an der Hand gefaßt, und zum „Flötenhause“ auf den Ehrenschemel geführt, wo dann die Aussprache erfolgte, und die Leute der friedlichen Absichten ihres Gastes sicher wurden. Hier geschah aber der seltene Fall, daß der Reisende bestohlen wurde. Er setzte den Häuptling darüber zur Rede, und als dieser von nichts wissen wollte, schoß er auf einen Hauspfosten seinen Revolver ab. Aengstliches Heulen und Klagen war die Wirkung, und es dauerte nicht lange, so war das gestohlene Gut zurückgebracht. — Man besuchte dann noch die Auetö, die Yaulagiti, die Kamayura und die Trumai. Die Trumai nahe beim Zusammenflusse des Kuliseo mit dem Batovy, Kuluëne und Ronuro fand man in trauriger Verfassung. Ihr Dorf war von feindlichen Botokuden zerstört worden, und die Leute hausten in Waldverstecken. Der Anblick der Fremden erregte große Aufregung bei ihnen, als dieselben aber erklärten, nur bei ihnen schlafen zu wollen, beruhigten auch sie sich. — Die Trumai waren der nördlichste Stamm, den die Expedition erreichte, und von ihnen ging es wieder zurück zu den Bakairi. — Was die Klassifikation der betreffenden Stämme angeht, so war dieselbe bei den Trumai zuvörderst noch nicht möglich. Bezüglich der Hauptbevölkerung des oberen Xingu ist es dagegen unzweifelhaft, daß es Kariben sind, und die Kamayura sind ebenso unzweifelhaft echte Tupi, mit einem ganz anderen Wortschatze ihrer Sprache. — Es haben in dieser Gegend ebenso wie anderweit in Brasilien die mannigfaltigsten Durcheinanderschiebungen stattgefunden. Diese im Einzelnen nachzuweisen, hat man namentlich die Verbreitung gewisser Artefakte zu beachten, da dieselben bestimmten Stämmen eigenthümlich sind. Nur bei den Tupi und Trumai finden sich Wurfbretter; im Gebiete der Trumai kommen die Dioritknollen vor, aus denen die Steinbeile gefertigt werden; die Bakairi fertigen hübsche Ketten aus Muscheln; die Aruac (insbesondere ihre Frauen) sind Töpfer und üben die Kunst des Tättowirens ꝛc.

Wahrscheinlich sind die Kariben die Urbevölkerung Binnen-Brasiliens, und sie verbreiteten sich von dort aus allmählich über den Norden und Nordosten. Die Aruac andererseits kamen von Norden und schoben sich zwischen die Karibenstämme ein.

Lust an künstlerischer Bethätigung war den von der Steinen'schen Expedition besuchten Stämmen in einem hohen Grade eigen. Es herrschte eine förmliche Sucht, alles zu bemalen. Geometrische Figuren, die nicht in der Natur vorkommen, werden dabei nicht angewendet, obwohl wir sie von unserem an Abstraktionen gewöhnten Standpunkte aus für das Einfachste halten, wohl aber allerlei Figuren, die man in der wirklichen Welt sieht. Wellenlinien sind z. B. das Bild von Schlangen. — Eine wichtige Institution bilden die Zauberer, die aber nicht sowohl Priester als vielmehr Aerzte sind (Vergl. „Globus“, Bd. 54, S. 222). Für Gott giebt es in der Bakairi-Sprache kein Wort, und wenn die Wilden an Götter glauben, so hat der Begriff in keinem Falle einen ethischen Inhalt. Ebenso wenig giebt es Idole und gottesdienstliche Handlungen. — Dagegen weiß man von einer Fortdauer der Seele nach dem Tode, und zwar aus der Erfahrung, die der Traum gewährt. Denn alles, was im Traume geschieht, geschieht wirklich, wie der Naturmensch meint. Von einer Entschädigung für Entbehrungen auf dieser Welt und von einer Vergeltung ist dabei aber keine Rede. Die induktive Ethnologie ist auf Grund dieser Thatsachen berechtigt zu sagen, daß der Begriff Gott kein fundamentaler Begriff des menschlichen Denkens ist (Vergl. S. 222).

Die Rückreise ging gut von statten, so lange man auf dem Wasser bleiben konnte, schlecht, sobald man den Landmarsch antreten mußte. Die Indianer leisteten beim Transport der reichen Sammlungen jede mögliche Hilfe, und so brachte man dieselben von Stamm zu Stamm bis Independencia. Dort erhielten die Wilden zum Danke für ihre Dienste und die bewiesene Gastlichkeit alles zum Geschenke, was von den Vorräthen zu entbehren war, namentlich auch elfhundert Messer und anderes Eisenzeug — was ihnen bis dahin völlig unbekannt geblieben war —, und auf diese Weise wurde der Steinzeit am Xingu ein definitives Ende bereitet. Großes Erstaunen erregten bei den Indianern auch die Reit- und Lastthiere, indessen setzte sich der Häuptling muthig auf das Pferd und ließ sich von ihm tragen, und nur das Umlenken verstand er nicht. Uebrigens fand man das Lager Independencia in guter Verfassung. — Von da ab begannen aber unsägliche Strapazen und Entbehrungen, da die Regenzeit hereinbrach, Bäche und Ströme hoch anschwollen, und die Beschaffung von Lebensmitteln schwierig war. Die meisten Leute wurden fieberkrank, und obendrein verirrten sich auch zwei Mitglieder der Expedition, so daß man sie zu suchen hatte. Zuletzt nährte man sich nur noch von Palmkohl und Wurzeln. Endlich erreichte man eine einsame Fazenda, in der die Noth ein Ende fand, und nach anderthalbmonatlichem Marsche (von Independencia ab) traf man am 31. Dezember wieder in Cuyaba ein. Dr. Vogel begab sich von dort auf dem Landwege nach Santa Anna de Paranahyba, und Dr. Ehrenreich wandte sich nach der Provinz Goyaz, um dort den Tocantins hinunterzugehen, während Karl und Wilhelm von den Steinen mit den Sammlungen auf dem Wasserwege nach Rio Janeiro und Europa gelangten.

Als die Haupterfolge seiner Expedition bezeichnete der Reisende am Schlusse seines Vortrages: die topographische Aufnahme der durchreisten Gegend; zahlreiche Körpermessungen; eine vollständige Bakairi-Grammatik; verschiedene Vokabularien; eine reiche Sammlung der verschiedensten ethnologischen Gegenstände; einen tieferen Einblick in die Anfänge der Kultur. Als theilweisen Mißerfolg beklagte er den Verlust einer Kiste, welche die geologischen Sammlungen enthielt; das Schadhaftgewordensein vieler Photographien; und die Unmöglichkeit, den Rio Kuluëne in derselben Weise zu erforschen wie den Xingu.

Kürzere Mittheilungen.

Suva auf Viti-Levu.

Auch die fernen Inselgruppen der Südsee beginnen allmählich sich mehr und mehr am Verkehre mit den übrigen Theilen der Welt zu betheiligen und der Kultur zu erschließen, wie wir dieses dem Berichte eines unserer deutschen Kriegsschiffe, welches seit zwei Jahren in den australischen Gewässern stationirt ist, entnehmen.

Der Hafen von Suva — die Eingeborenen nennen ihn Tomba-Ko-Suva — auf der Fidschi-Insel Viti-Levu, ist eine geräumige Bucht, welche sich in einer Ausdehnung von etwa zwei Seemeilen Länge von West nach Ost, und in einer Breite von $\frac{1}{2}$ — 2 Seemeilen ausdehnt. In ihrem nordwestlichen Theile hat man einen durch vorstehende Riffe von der Natur abgetrennten Theil zum Quarantäne-Hafen bestimmt, was um so nothwendiger erscheint, als von der überaus gesunden Insel noch nie eine Epidemie ausging, und die Einwohner, welche sich für Suva und Umgegend etwa aus 450 Europäern und 500 Melanesiern (vom Salomon-Archipel), 200 Indern (Kulis) und einigen Chinesen und Samoanern zusammensetzen, natürlich vor Einschleppung einer solchen durch einlaufende Schiffe bewahrt bleiben wollen. Die Einfahrt in die Bucht von Suva ist nicht schwierig zu bewerkstelligen; es führt eine etwa 3 Kabellängen (über 500 m) breite Oeffnung im Strandriff hindurch, und es können Schiffe bei klarem Wetter auch des Nachts einlaufen. Der Verkehr von Seiten fremder Handelsschiffe ist bis jetzt noch mäßig, obgleich die Produkte, welche Viti-Levu liefert und welche in Zucker, Kaffee, Thee, Kokosnüssen, Kopra, Bananen, Perlmutter und Schildkrötenschalen bestehen, wohl zur Verschiffung und damit auch zum Import europäischer Artikel anregen können. Im Osten, wo sich das Land zum Strande abflacht, ist die Stadt Suva, welche von der See her schon den Eindruck einer freundlichen kleinen europäischen Stadt macht, erbaut. Sie besteht aus etwa 200 Häusern — fast durchweg massiven Holzbauten mit Zinkbedachung, zu welch letzterer auch das bei uns so häufig verwendete Wellblech oft benutzt worden ist. Eine erhebliche Zahl der Wohnhäuser hat man auf Hügeln erbaut, während die Geschäfts- und Waarenhäuser natürlich in der Nähe des Strandes errichtet worden sind. Hier in der Mitte der Stadt findet sich auch eine Landungs- und Lade-Brücke — ein starker Holzbau in solcher Lage zum Wasser, daß selbst Schiffe mit erheblichem Tiefgange, d. h. voller Ladung, hier bequem anlegen, löschen und wieder laden können.

Von den Eingeborenen ist in Suva selbst nur wenig oder gar nichts wahrzunehmen. Mit der Einwanderung der Europäer und dem damit erfolgten Bau der Stadt haben sie sich vor etwa sieben Jahren nach und nach zurückgezogen und leben jetzt an der anderen Seite des Hafens, in Suva lai lai. Von hier aus bringen sie nach Bedarf ihre Erzeugnisse zu Markte und kaufen gleichzeitig ihre Lebensbedürfnisse ein. Für die Sicherheit Suvas, also für den Polizeidienst in Stadt und Umgegend, sorgt eine aus Fidschi-Leuten sich rekrutirende Truppe von etwa 100 Mann, welche der Führung eines europäischen Officiers unterstellt ist; ihre Bewaffnung ist das Snider-Gewehr.

An Regierungsbehörden finden sich in Suva: das Zollamt, die Post, das Tribunal, die Finanzverwaltung, die Arbeiter-Administration, das Fidschi-Departement (nur für Fidschi-Leute) u. s. w. An Kirchen sind in der Stadt und in der Nähe derselben mehrere vorhanden: eine Presbyterianer-, Wesleyaner-, englische Kirche u. s. w.; Schulen nur eine englische; für die Eingeborenen hat man bis jetzt noch keine Unterrichtsanstalt eröffnet. Die Postverbindungen, durch welche Suva mit der übrigen Welt in Berührung kommt, sind die folgenden: die europäische Post, alle vier Wochen über Auckland und San Francisko; ferner alle 14 Tage Verbindung mit Sydney, und endlich alle sechs Wochen Verbindung mit Melbourne.

Außerdem unterhält ein kleinerer Dampfer den Personen-, Güter- und Postverkehr zwischen den einzelnen Inseln, bezw. Plätzen der Fidschi-Gruppe selbst und den benachbarten Tonga-Inseln.

Die Steuer ist mäßig zu nennen; jeder Eingeborene zahlt eine Kopfsteuer von einem Pfund Sterling pro Jahr. Für Europäer gilt dieselbe nicht; dagegen werden die von diesen zu zahlenden Steuern durch indirecte Abgaben aufgebracht.

Zur Erlangung der Erlaubniß behufs Betreibung eines Gewerbes oder Geschäftes sind die Abgaben ziemlich hohe, und sie differiren zwischen 50 Pfund Sterling (etwa 1000 Mark) für Spiritusbrenner und Destillateure und einem Pfund Sterling (20 Mark) für Bäcker.

In einer Entfernung von etwa einer Viertelstunde von der Stadt sind auf mehreren, sich an einander anschließenden Hügeln die Baulichkeiten des öffentlichen Krankenhauses von Suva errichtet. Gut gehaltene, mit Korallensteinen ausgelegte Wege führen nach den verschiedenen Räumlichkeiten, welche frei und luftig, isolirt von anderen Häusern, mit der Front nach der See nicht fern vom Strande aufgebaut sind. Im Ganzen ist Platz für 80 Personen vorhanden.

Auch eine Arzneischule, welche von jungen Fidschianern besucht wird, hat man in der Nähe des Krankenhauses eingerichtet. Die jungen Leute werden in der Behandlung Kranker, sowie in der Kenntniß der Arzneien soweit herangebildet, daß sie in ihren Heimathsbezirken wenigstens einigermaßen einen Arzt zu ersetzen im Stande sind. Eine Irrenanstalt, für 16 Personen berechnet, ist in nicht zu weiter Entfernung vom Krankenhause außerdem vorhanden.

Da die Geschäfte in Suva zur Zeit nicht besonders in Blüthe stehen und man dort allseitig über Geschäftsstockung klagt, so sind die Preise für Grund und Boden zurückgegangen, während die Lebensmittel im Preise gestiegen sind.

Das Klima in Suva ist angenehm, gesund und den Europäern zuträglich. J. v. G.

Heirathsgebräuche auf dem Bismarck-Archipel.

Die Bewohner von Neu-Pommern (Neu-Britannien) theilen sich nach zwei Klassen oder Ordnungen ab. Keiner darf eine Frau aus seiner Klasse heirathen. Es gilt dies für ein ebenso großes Verbrechen, als wenn unter Christen ein Bruder seine Schwester heirathen wollte. Auf Neu-Lauenburg (Duke-of-York-Gruppe) werden die Knaben in einer geheimen Gesellschaft für die Heirath vorbereitet, während ein solcher Vorunterricht für Mädchen nicht besteht. Auf Neu-Mecklenburg (Neu-Irland) tragen die Mädchen bis zu ihrer Heirathsfähigkeit eine Art Franse auf der Schulter.

Auch kommt es vor, daß sie vier oder fünf Jahre lang in einen sieben bis acht Fuß hohen kegelförmigen Käfig eingesperrt werden. Derselbe ist aus den breiten Blättern des Pandanus-Baumes so dicht angefertigt, daß kein Licht und auch nur sehr wenig Luft eindringen kann. Der enge Raum gestattet den armen Geschöpfen bloß in gekrümmter Stellung zu sitzen oder zu liegen. Kommen sie endlich aus diesem Gefängnisse heraus, so finden immer große Hochzeitsfestlichkeiten statt. Auf Neu-Pommern werden die Frauen mit Muschelgeld gekauft und oft schon im jugendlichsten Alter geheirathet. Der Mann mag dann das Mädchen sofort in sein Haus nehmen oder es, bis es ausgewachsen ist, bei den Verwandten lassen. Auf Neu-Lauenburg werden bei Personen von Rang und Ansehen besonders große Hochzeitsfeierlichkeiten begangen. Die Frauen des ganzen Distriktes bereiten eine Menge von Puddings, viele Schweine werden geschlachtet, und Geschenke aller Art, welche aber später an die Geber zurückerstattet werden, werden öffentlich dargebracht. Eine Kokosnuß wird über den Häuptern des Brautpaares zerbrochen, daß es von der Milch bespritzt wird. Festlichkeiten wiederholen sich dann noch längere Zeit. Die Freunde der Braut bewirthen die Freunde des Bräutigams und umgekehrt. Wenn ein Mann nach dem Tode seiner Frau eine andere heirathet, so versammeln sich die weiblichen Anverwandten der Verstorbenen und suchen an dem Eigenthum des Mannes möglichst viel Schaden anzurichten. Im übrigen mag ein Mann so viele Frauen heirathen, wie er bezahlen kann. H. G.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Waldfläche der Schweiz beträgt nach Professor Dr. Bühler in Zürich 821 452 ha. Davon entfällt auf den Kanton Bern 144 344 ha und auf Graubündten 126 000 ha, auf beide zusammen also fast ein Drittel der ganzen Waldfläche des Landes. Im Verhältniß zur Größe der Kantone ist Schaffhausen am reichlichsten (zu 39 Proc.), Genf am schwächsten bewaldet (10 Proc.). Im ganzen beträgt die Waldfläche der Schweiz 20 Proc. der Gesammtfläche. Geringere Bewaldung haben in Oesterreich nur Görz (16,5 Proc.), Triest (18 Proc.) und Dalmatien (16,5 Proc.), also die am Adriatischen Meere gelegenen Bezirke; sodann in Deutschland die an der Ost- und Nordsee liegenden Provinzen Ostpreußen (18 Proc.), Hannover (16 Proc.), Schleswig (6 Proc.), endlich die Nord- und Westküste Frankreichs (2 bis 16 Proc.). Die Ursache der verhältnißmäßig geringen Bewaldung der Schweiz findet Bühler in dem geologischen Bau und den klimatischen Verhältnissen der Alpen, welche große für den Weidebetrieb und Grasbau geeignete Flächen bieten. Da die Bevölkerung im Gebirge sehr dünn ist, so ist an manchen Orten Ueberfluß an Holz vorhanden, so daß die Preise desselben niedrig stehen und die Waldrente vielfach vom Ertrage des Weidelandes übertroffen wird. Bühler fordert die Erhaltung des Waldes auf dem ihm noch verbliebenen Terrain und eine Ausdehnung desselben auf bisher unangebaute oder schlechter rentirende Grundstücke. Abgesehen von dem Schutze, den der Wald gegen schädliche Naturereignisse gewährt, ist eine Steigerung der Holzproduktion nothwendig. Augenblicklich übersteigt die Einfuhr an Holz die Ausfuhr. An der Einfuhr an Brenn- und Nutzhölzern ist übrigens Deutschland in bedeutend höherem Grade betheiligt, als die anderen drei Nachbarländer.

— Rumänien produzirte im Jahre 1886 bis 1887 aus seinen vier großen Steinsalzwerken — zu Doftana, Slanic, Tirgu-Ocna und Ocnelemari — 86 076 000 kg Salz, d. i. 2 675 000 kg mehr als im vorhergehenden Jahre.

Asien.

— Der unseren Lesern wohlbekannte Reisende J. A. Jacobsen ist von seiner Reise im südostasiatischen Archipel, die er im Auftrage des Berliner Museums für Völkerkunde unternommen hat, zurückgekehrt und hat eine große Menge von ethnologisch werthvollen Gegenständen von dort mitgebracht. Sein Gefährte, Herr Kühne, setzt seine zoologischen Sammlungen in der angegebenen Gegend noch weiter fort. Die Hauptinseln, welche die Reisenden durchstreiften, waren Selajar, Djampeja, Flores, Solor, Alor, Wetter, Kisser, Kei und Timurlaut. Ihre Gesundheit war dabei an verschiedenen Orten in großer Gefahr.

— Das territoriale Wachsthum von Britisch-Indien wird durch die folgenden Zahlen des „Statistical Abstract" für 1888 veranschaulicht: 1842 hatte Indien eine Fläche von 626 000 englischen Quadratmeilen, 1847 (nach dem Sind-Kriege und nach dem ersten Sikh-Kriege) war dieselbe auf 675 000 Quadratmeilen gewachsen, 1848 (durch das Aussterben des Herrscherhauses von Sakara) auf 699 000, 1855 (nach dem zweiten Sikh-Kriege, dem zweiten birmanischen Kriege und dem Aussterben verschiedener indischer Dynastien) auf 832 000, 1856 (durch die Depossedirung des Fürsten von Audh) auf 856 000, 1865 (nach dem Kriege mit Bhutan) auf 860 000 und 1882 (nach den letzten afghanischen Kriegen 2c.) auf 947 887.

— Nach einem Berichte aus Hakodate scheint die Besiedelung der Insel Jeso infolge der energischen Thätigkeit des japanischen Kolonisations-Amtes riesige Fortschritte zu machen. In den Jahren 1869 bis 1886 sind nicht weniger als 106 302 Personen dahin befördert und 22 034 Häuser erbaut worden, während vorher die gesammte Bewohnerzahl der Insel nur 48 867 und die Häuserzahl nur 10 397 betrug.

— Das Christenthum in Japan. Bereits vor einigen Jahren ist die Staatsreligion als solche in Japan abgeschafft, und die Priester hörten mit dem Tage des Erscheinens des Ediktes auf, Staatsdiener zu sein. Unabhängig von dieser Maßregel wurde damals von anderer Seite der Gedanke angeregt, wie nützlich es für die Entwickelung des Landes sein würde, wenn letzteres sich zum Christenthum bekehrte; ob dieser eigenthümliche Schritt, den Religionswechsel eines ganzen Landes aus Nützlichkeitsrücksichten zu befürworten, bedeutenden Erfolg gehabt, möchten wir bezweifeln, doch scheint es sicher, daß das Christenthum dort bedeutend an Boden gewinnt, wie folgende Mittheilung des Rev. H. C. du Bose, dem „Chinese Recorder" entnommen, beweist: Wir leben hier in der Nähe des Landes der aufgehenden Sonne, aber so schnell ist der Fortschritt der Civilisation, daß es für uns, welche im alten Geleise wandeln, schwer ist, die Riesenschritte zu verstehen,

welche das junge Japan gemacht hat. Als Christen begrüßen wir die ersten Strahlen der Sonne der Gerechtigkeit, das wahre „Nippon". Der Shintoismus ist, praktisch gesprochen, erloschen, der Buddhismus welkt dahin und seine Priester erkennen, daß seine Tage gezählt sind. An manchen Orten haben sie die ausländischen Namen „Bischof" und „Reverend" angenommen, haben Sonntagsschulen eingerichtet, und am Budhisten-Kollegium zu Kioto lehrt ein ungläubiger Ausländer das alte Testament. Das Kaiserreich ist beinahe bereit, die Religion des Westens zu empfangen, und wenn die Kirche überall erwachte und sofort tausend Prediger, Missionare dorthin schickte, so wäre es möglich, daß wir in wenigen Jahren das wunderbare Schauspiel „einer in einem Tage geborenen Nation" sähen. Die große Macht des buddhistischen Einflusses, welche in China unsere größten Anstrengungen zu Schanden macht, ist in Japan aus dem Wege geräumt. Alle denkenden Männer, selbst solche, „welche sich gar nicht um solche Dinge kümmern", sagen, daß das Christenthum die Zukunftsreligion des Landes sein wird. Die besseren Klassen begrüßen die Ankunft des Fremden im Inneren des Landes, und hohe Beamte verkehren gern in Gesellschaft der Diener des Evangeliums.

— Kaukasien macht neuerdings ernstlich Miene, in die Reihe der Wein-Export-Länder zu treten, und wenn man bedenkt, daß die Rebe in dieser Gegend seit Jahrtausenden angebaut wird, sowie, daß sie daselbst vielleicht ihre Urheimath hat, so kann dies kaum Wunder nehmen. 1887 wurden 225 000 Liter nach dem Auslande verschifft. Nach Rußland sendet Kaukasien seit längerer Zeit ein viel beträchtlicheres Quantum.

— Die Zahl der jährlich aus Rußland nach Sibirien Deportirten beträgt nach einer in der „Neuen Zeit" aufgestellten Berechnung gegenwärtig etwa 12 500 Seelen; nimmt man die Familienmitglieder der Verbannten, die in so vielen Fällen deren Loos freiwillig theilen, hinzu, so wird die Gesammtzahl der auf solche Weise nach Sibirien verpflanzten Russen sich nahezu auf 20 000 veranschlagen lassen, doppelt so viel als noch vor 15 Jahren! Die Fortschaffung dieser Menschenmenge, die für die Zunahme der Bevölkerung Sibiriens ins Gewicht fällt, kostet jährlich die enorme Summe von mehr als 5 Millionen Mark ($2^1/_2$ Millionen Rubel).

— Wilde Thiere und Schlangen richten in Britisch-Indien unter Menschen und Hausthieren alljährlich noch immer gewaltigen Schaden an. So wurden im Jahre 1886 durch Schlangen getödtet 22 134 Menschen, durch Tiger 928, durch Wölfe 222, durch Leoparden 194, durch Bären 113, durch Elephanten 57, durch Hyänen 24 und durch andere Thiere 1169 — insgesammt 24 841. Die Zahl der getödteten Hausthiere betrug 57 541, und von dieser Zahl kamen etwa 80 Procent auf Rechnung der Tiger (23 769) und Leoparden (22 275). Dagegen wurden 22 487 wilde Thiere und 417 596 Schlangen von Menschen erlegt.

Afrika.

— Professor Dr. Schweinfurt erstattete in der Oktobersitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde einen gedrängten Bericht über die Forschungen, welche er während der letztvergangenen fünfzehn Jahre in Egypten angestellt hat. Er betonte, daß Egypten trotz seiner Nähe bei Europa und trotz seiner hohen kulturhistorischen Bedeutung in geographischer Beziehung nur äußerst lückenhaft bekannt sei, und daß er es sich nach seiner Rückkehr aus Centralafrika (1872) zur Aufgabe gemacht habe, diese Lücken so viel als möglich auszufüllen, um so mehr als ihm Gesundheitsrücksichten einen längeren Aufenthalt im Lande der Pyramiden habe rathsam erscheinen lassen. In kartographischer Hinsicht sei selbst bezüglich der nächsten Umgebung von Kairo noch so gut wie nichts gethan, und man sei beinahe ausschließlich auf veraltete französische Karten angewiesen, daher habe er sich für einzelne Distrikte bemüht, die Arbeiten zu thun, welche in den europäischen Ländern dem Generalstabe obzuliegen pflegen. Ebenso stehe es in geologischer Beziehung, und gerade darin sei das Land ganz ungemein interessant; er habe darum theils allein, theils mit Professor Zittel, Dr. Walther ꝛc. auch diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit zugewandt, und es sei ihm gelungen, mancherlei bezüglich des Schichtenbaues der Arabischen Wüste klar zu legen. Endlich habe er die Arabische und Lybische Wüste, das Nilthal und die Küstengegend des Rothen Meeres floristisch so genau als möglich untersucht. Die alljährlichen Exkursionen, welche der Reisende zu diesem Zwecke unternahm, erstreckten sich zum Theil auf Weglängen von 1000 bis 2400 km. Seines Ausfluges nach Socotra (1881) gedachte er nur nebenbei.

— Lieutenant Wißmann, der durch die Erfahrungen und Anschauungen, die er bei seiner zweimaligen Durchquerung Afrikas hat sammeln können, mehr als ein anderer befugt ist, über centralafrikanische Dinge eine Meinung zu äußern, hat sich über das Schicksal Stanley's und die afrikanischen Sklavenjäger bei verschiedenen Gelegenheiten ungefähr wie folgt ausgesprochen: Aller Wahrscheinlichkeit nach hat Stanley gegenwärtig Emin-Pascha erreicht. Wäre er in der einen oder anderen Weise auf seinem Marsche zu Grunde gegangen, so würde die bestimmte Nachricht davon bei den afrikanischen Verhältnissen unbedingt bis zur Küste gedrungen sein. Ebenso beweist auch der Umstand, daß seit Monaten keine Boten mehr aus Wadelai nach Zansibar gekommen sind, eher, daß Unyoro und Uganda sich gegenwärtig einer stärkeren Emin'schen Macht gegenübergestellt sehen, als einer schwächeren. — Eine gewaltsame Unterdrückung der arabischen Sklavenhändler und ein Gericht über diese Scheusale sei augenblicklich das wichtigste afrikanische Kultur-Problem, und mit ein paar Millionen Mark getraue er sich dasselbe zu lösen.

— Die englische Ostafrikanische Gesellschaft, die mit dem Sultan von Zansibar einen ähnlichen Vertrag wegen Ueberlassung des Küstengebietes abgeschlossen hat, wie die deutsche, ist bei der Uebernahme der Küstenplätze glücklicher gewesen, als diese. Da sie durch die Vorgänge in Deutsch-Ostafrika gewarnt war und von vornherein umfassendere Vorkehrungen treffen konnte, darf dies nicht Wunder nehmen. Es beweist aber noch bestimmter, daß ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen dem Aufstande in Ostafrika und dem aggressiven Vorgehen der Sklavenhändler im Innern nicht besteht, wenn es sich auch in beiden Fällen um eine arabische Bewegung handelt. Die Lösung der deutsch-ostafrikanischen Frage erscheint natürlich dadurch viel aussichtsvoller.

— Dr. Hans Meyer und Dr. Oskar Baumann sind über Pangani nach Zansibar gelangt, nachdem sie vorher in die Gefangenschaft der Aufständischen gerathen waren und arge Mißhandlungen von denselben zu erdulden hatten. Indische Händler sollen ihnen durch Vorstreckung von Lösegeld die Freiheit wieder verschafft haben. — Ebenso ist auch Graf Teleki, um dessen Schicksal man bei den augenblicklichen ostafrikanischen Zuständen ernstlich besorgt sein mußte, von Samburu glücklich in Taweta (südöstlich vom Kilimandscharo) angekommen, um sich von dort nach Zansibar zu begeben.

— Der italienische Gefährte Emin Pascha's, Hauptmann Casati, soll nach englischen Berichten zusammen mit dem tripolitanischen Händler Biri auf Anstiften des Königs Kabrega von Unyoro ermordet worden sein.

— In den Kreisen der Regierung des Kongo-Staates ist man noch immer von der Treue und dem Wohlverhalten des Araber-Fürsten Tippoo Tib fest überzeugt, um so mehr, als

sich derselbe von der Todesnachricht Barttelot's sehr erschüttert zeigte, und den Mörder ohne weiteres preisgab. Lieutenant Baert hat deshalb auch ohne Bedenken mit ihm eine Reise in das Land südlich von Kassongo angetreten, um dasselbe zu erforschen und Stationen daselbst zu gründen. Hoffentlich kommt dieser Herr zuletzt nicht auch noch in die Lage, den schlauen Araber auf Grund seiner Erfahrungen als einen Verräther zu bezeichnen, wie der unglückliche Barttelot.

Nordamerika.

— Den Aufstellungen des „Agricultural Department“ in Washington gemäß hat sich die Wollproduktion der Vereinigten Staaten in den beiden letzten Jahrzehnten bedeutend gesteigert. 1870 betrug die Zahl der Schafe in der Union nur 31,8 Millionen, 1887 dagegen 43,5 Millionen, und da man der Züchtung von guten Wollschaf-Rassen besondere Sorgfalt zuwandte, so wuchs der Wollertrag in einem noch viel stärkeren Maßstabe als die Zahl der Thiere. Ebenso wie in anderen Wirthschaftszweigen hat sich also auch in der Schafzucht der Union neuerdings die Tendenz zu einem intensiveren Betriebe geltend gemacht. Von der Zufuhr von Wolle und Wollwaaren aus anderen Ländern ist das Land dadurch mehr und mehr unabhängig geworden.

Südamerika.

— Die argentinische Einwanderungsziffer betrug im Jahre 1887 98 898, stand also in der Besiedelungsgeschichte des Landes nur hinter derjenigen des Jahres 1885 zurück (um ca. 10 000). Bedeutender als je war der Antheil, den das italienische Bevölkerungselement dabei hatte (67 139), aber auch der Antheil des spanischen (15 618) und französischen (7036) war verhältnißmäßig beträchtlich; Oesterreicher wanderten 2498, Schweizer 1420, Deutsche 1333, Briten 1038, Russen 955 ein. Etwa $^{5}/_{9}$ von der angegebenen Gesammtziffer wandte sich der Landwirthschaft zu.

Australien und Polynesien.

— Am Abercrombie-Flusse, 320 km westsüdwestlich von Sydney, wurde ein reiches Alluvial-Goldfeld von großer Ausdehnung aufgefunden. Ebenso wurde in der Kolonie Westaustralien am Pilburra Creek, welcher in den Yule-River mündet, Gold entdeckt.

— Die Annexionen der Engländer im pacifischen Oceane schreiten noch immer fort, und es ist vor kurzem auch Rarotonga nebst den übrigen Inseln der Hervey- oder Cook-Gruppe unter die britische Schutzherrschaft gestellt worden. Der Archipel besteht aus neun Haupt- und zahlreichen Nebeninseln, ist korallinen Ursprungs, und sein Flächeninhalt wird auf 800 qkm, seine Bevölkerungszahl aber auf 7700 angegeben. Nicht ohne Bedeutung ist seine Lage zwischen den Samoa- und den Gesellschafts-Inseln.

Polarregionen.

— Einem Aufsatze von Dr. E. Brückner über die Resultate der meteorologischen Beobachtungen der deutschen Polarstationen („Meteorol. Zeitschr.“ 1888, S. 245 ff.) entnehmen wir die folgenden Daten: Am Cumberland-Sund wurde von der deutschen Polar-Expedition am 9. März 1883 eine Tagesschwankung des Thermometers um 33,2° C. beobachtet (von — 29,5° um 8 Uhr 5 Minuten abends auf + 3,7° um 5 Uhr nachmittags). Das absolute Minimum betrug — 48,4°, das absolute Maximum 20,2°, die Jahresschwankung also 68,5°. Dadurch, daß an den kalten Tagen meist Windstille herrschte, waren die niedrigen Temperaturgrade aber verhältnißmäßig bequem zu ertragen. In Okak (Labrador) wurde eine Temperatur von — 36,5° und eine solche von + 29,9° beobachtet. Starke Westwinde, die die Kälte bringen, machen diese letzteren aber sehr empfindlich. Die Ostwinde hatten mildes Wetter und Regen im Gefolge. Auf Süd-Georgien war die größte Tagesschwankung des Thermometers nur 16,8° (26. August 1882: 4 Uhr früh — 1,7°, 9 Uhr abends + 15,1°). Die höchste Temperatur betrug (11. Februar) 17,8°, aber kein Monat war frostfrei, und die Temperatur war im allgemeinen viel niedriger als an der Südspitze Südamerikas. Daher auch die starke Vergletscherung, die indessen 1883 im Rückgange begriffen war. Charakteristisch für Süd-Georgien war das vollkommene Fehlen elektrischer Entladungen.

Allgemeines.

— Unter den in unser Gebiet einschlagenden Vorträgen, die auf der diesjährigen deutschen Naturforscherversammlung gehalten worden sind, heben wir außer dem bereits besprochenen des Dr. K. von den Steinen (S. „Globus“, Bd. 54, S. 221 f.) namentlich noch hervor: denjenigen des Dr. Weismann „über die Hypothese einer Vererbung erworbener Verletzungen“ und denjenigen des Professor Dr. Virchow „über künstliche Verunstaltungen des menschlichen Körpers“. Dr. Weismann kam durch die Prüfung von einer längeren Reihe von Einzelfällen bezüglich seiner Frage zu einem negativen Resultate. Vor allen Dingen sei von einer Vererbung der freiwilligen Verstümmelungen wilder Völker — wie der Löcher in Ohren und Nase, der Hautwunden des Tättowirens 2c. keine Rede. Auch die künstlichen Zwergfüße der Chinesinnen gehen nicht auf die Kinder über. — Nach Virchow sind die künstlichen Schädeldeformationen ursprünglich auf gewisse praktische Veranlassungen zurückzuführen (z. B. auf den Transport der Kinder bei Reitervölkern vermittelst Anschnallen auf ein Brett), es entwickelt sich daraus aber dann vielfach eine förmliche Mode. Reine Mode sind die Verunstaltungen der Füße bei den Chinesinnen, die Verunstaltungen des Brustkorbes der Europäerinnen 2c.

Bücherschau.

— Europäische Wanderbilder. (Nr. 130 bis 142.) Zürich. Orell Füßli & Co. — Diese schön mit Illustrationen und Situationsplänen ausgestatteten Bändchen enthalten populäre Charakteristiken historisch und landschaftlich interessanter Punkte aus den verschiedensten Gegenden Europas und verdienen die Gunst, die sie sich bei dem reisenden Publikum erworben haben, im vollsten Maße. Meist sind es mit ihrem Gegenstande wohlvertraute und berufene Männer, die sie entwerfen. Die uns vorliegenden Bändchen behandeln: Die Brünigbahn (von J. Hardmeyer); Tharasp und seine Umgebungen (von Dr. J. Pernisch); Görlitz (von Dr. F. Blau); Sitten und Umgegend (von F. O. Wolf); und Erfurt (von L. Röll).

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIV.



№ 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Nepal.

Von Emil Schlagintweit.

II.

Die Gesammtbevölkerung Nepals wird auf zwei Millionen geschätzt. Völkerscheiden bilden die Flüsse, im Osten der Kosi für den tibetischen Stamm, im Westen der Gandak für die indische Mischrasse. Der Raum zwischen diesen beiden Strömen ist politisch das Hauptland und wird von Völkerschaften centralasiatischen Ursprungs eingenommen, die auf den Einwanderungswegen eines Theiles der Waldbewohner des vorgelagerten Indien sitzen, und die das Bindeglied zwischen der nordasiatischen Rasse und den breiten hindnisirten Volksmassen der Gangesebene bilden.

Der Hauptstamm westlich des Kosi, an der Grenze gegen Sikkim, im Stromgebiete der Tista, sind die Leptscha. Sie gehören mit den Murmi, Metsch und Mischmi im äußeren Himalaya, den Kahar in Nord-Bengalen und Gorakhpur, den Santal an der Südbiegung des Ganges auf dessen rechtem Ufer, den Rabha, Khassia und Assamesen im mittleren Brahmaputra-Thale und seitlich desselben, jenem Volke von geringer Größe und mit pyramidalem Kopfbau an, dessen Gesicht dabei großer Kopfdurchmesser, breite Backenknochen und spitz zulaufendes Kinn kennzeichnet; die Stirn ist abgeplattet. Die Nase ist breit, der Sattel jedoch ist nicht eingedrückt und steht im Profil über die Augen vor. Von Bart wird nur kleiner Schnurrbart getragen. Die Größe bei diesen Himalaya-Völkern schwankt von 1520 mm bei den Murmi, bis 1584 mm (im Mittel) bei den Leptscha. Am unschönsten ist der Murmi; Linien zwischen Augenwinkel, Nasenflügel und Mundwinkel gelegt, stehen schief zu einander und geben dem Gesichte einen überaus häßlichen Ausdruck. Der Körperbau ist kräftig, der Unterkörper gedrungen, Arme bei den Metsch und Murmi unverhältnißmäßig lang, wie dies bei unvermischten indischen Naturvölkern häufig der Fall ist.

Einer anderen Gruppe gehören die Limbu an; sie nehmen die Vorberge ein und sind in Sikkim den Leptscha-Sitzen vorgelagert, in Nepal dagegen wohnen sie in der gleichen Höhe wie diese. Sie sind größer als die Leptscha, 1622 mm hoch), haben geradere Stirn, weniger breit gedrückten Kopf, längeren Oberleib. Sie gelten den englischen Ethnographen als ein Stamm mit den Kiranti, was nur ein anderer Name für dieses Volk sei. In diesem Zusammenhange ist es von größter Bedeutung, daß „Kiranti“ in der Form „Kirâta“ in der altindischen Geschichte wohlbeglaubigter Name eines Gebirgsvolkes im Himalaya ist. Die brahmanischen Geschichtsschreiber sprechen von ihnen verächtlich; aber Ptolemäus kennt sie. Die nepalesische Ueberlieferung rechnet den Kiranti in der Zeit nach dem fünften christlichen Jahrhundert 27 Könige mit einer Gesammtzahl von 1630 Regentenjahren zu, und ihre Ausdehnung weit nach Süden zu beweist nicht nur der griechische Geograph, sondern das Forterhalten ihres Namens bis in die Gegenwart in dem abgeschwächten Wortlaute „Kiradi“ und „Kirar“ in dem Namen einer wenig geachteten, Ackerbau treibenden Kaste im westlichen Central-Indien und im anschließenden Berar. Die Untersuchung der Sprache der nepalesischen Kiranti weist ihnen einen Platz unter den Kol

an, einem der zurückgebliebensten Völker außerhalb der indischen Kastenordnung. Obgleich in steter Gemeinschaft mit Stämmen unter Leitung brahmanischer Priester, und von Norden her eingeengt von Anhängern des buddhistischen Glaubens, sind die Limbu-Kiranti im niedrigsten Fetischdienste befangen geblieben. Es fehlt ihnen nicht bloß der Glaube, sondern auch der Name für Gott. In vollstem Maße gilt dies von den Kiranti; der Limbu hat sich von der auf ihn einwirkenden buddhistischen Geistlichkeit bereits besondere Schutzheilige aufdrängen lassen und wagt es nicht mehr, den sein Haus betretenden Bettelmönchen ein Almosen zu verweigern, aus Furcht, daß diese seine Schutzgeister abwendig machen. Die Feinde des Menschen sind die bösen Geister, sie verfolgen ihn auf Schritt und Tritt, und selbst die Geister der verstorbenen Anverwandten sind nicht Schützlinge, sondern gönnen den Ihrigen Wohlstand nicht. Blutige Opfer sind allein im Stande, diese Geister vom Menschen abzulenken und sie zu veranlassen, unter sich selbst sich zu beschäftigen; man opfert überall, aber damit der Nebenmensch nicht in Verderben geräth, indem er sich unbewußt in das Machtbereich des Opfers und des davon sich nährenden Geistes geräth, wird die Stelle, an welcher man es hinterlegt, durch einen Bambusstab erkennbar gemacht, an welchem Fetzen Tuch befestigt sind. Das hohe Alter und die große Verbreitung dieses Gebrauches unter den Gebirgsbewohnern beweist, daß der Buddhist tibetischen Glaubens aller Orten solche Stangen aufrichtet, um sich bei seinen täglichen Verrichtungen Gedeihen zu sichern. Derselben Anschauung entspricht die Einsenkung aufrecht gestellter Steine über den Verbrennungsstätten der Verstorbenen, eine Sitte, welcher auch die Bewohner der Waldhänge am linken Brahmaputra-Ufer — am meisten die Khassia — huldigen.

Den Limbu-Kiranti zunächst, aber eine Stufe tiefer als diese, stehen die schenen Bewohner der Sumpfniederung am Südrande des Himalaya. Am eingehendsten unter diesen zurückgebliebenen Stämmen sind für Nepal die Hayu, (auch Vaya) bekannt. Sie haben eine Ueberlieferung, aus Ceylon gekommen zu sein und auf der weiten Reise in Central-Indien längere Zeit Standquartier genommen zu haben. Aus der Namensähnlichkeit mit Völkernamen Ceylons, aus Eigenthümlichkeiten der Sprache und Uebereinstimmung im Aeußeren folgern so bewährte Forscher, wie Hodgson und Dalton, nicht ohne Grund ihre Zugehörigkeit zu den Kol-Völkern Indiens, „nur sind diese viel schöner". Die Hayu erreichen 1636 mm Höhe, sind dunkler als die Leptscha; die Stirn ist flach, der Hinterkopf platt, die Breite oberhalb Augen groß, die Stirn nur schwach sich zuspitzend, das Kinn dagegen stets schmal, wie bei Leptscha, der Nasensattel nicht eingedrückt, die Augen liegen zurück. Unter ihren Gebräuchen ist ganz besonders beachtenswerth, daß sie ihre Nationaltänze genau in derselben Weise vollziehen, wie die Oraon, die Ho und andere Stammesreste dieser Gruppe in Mittelindien. Dreißig und mehr Paare ordnen sich zum Ringtanze; jeder drückt fest gegen den Vormann, die Brust des Mädchens preßt sich gegen den Rücken des Mannes, und dessen Leib deckt ihren Rücken. Ist der Ring fest geformt, dann heben sich die Füße nach der Musik gleichzeitig vorwärts im Kreise schreitend, bis der Ring unter hellem Schrei auseinander bricht und Einzeltänze sowie Gelage folgen.

Den Gegensatz zu diesen beiden Gruppen bilden die Gorkha. Dieser Name ist ein politischer und der ihn tragenden Bevölkerung von dem jetzt herrschenden Königsgeschlechte gegeben, das früher ein kleines Gebiet nördlich von der Landeshauptstadt Kathmandu besaß und in dem Städtchen Gorkha residirte. 1767, nach Beseitigung der regierenden Newari-Linie, als König über ganz Nepal anerkannt, dessem Besitze werthvolle Fürstenthümer im Westen und selbst tibetische Landstriche zugeführt wurden, gestattete die Dynastie ihren Getreuen den Namen Gorkhala oder Abkömmlinge von Gorkha. Die Einführung dieses Namens leistete der religiösen Politik der neuen Dynastie Vorschub. Während unter ihren Vorgängern die Volksmassen dem Buddhismus sich zuneigten, zogen mit den neuen Herrschern andere Götter ein. Nepal wurde in ganz Indien der einzige Staat, in welchem sich die Regierung zum Werkzeug der Brahmanen hergiebt, ihnen einen bevorzugten Gerichtsstand einräumt, die Kastenvorschriften zum Staatsgesetz erhob und Bruch derselben mit schweren körperlichen Strafen belegt, unter denen Verstümmelung obenan steht.

Den Stämmen nach sind unter den Gorkhas verschiedene Völkergruppen zu einer Nationalität zusammengewachsen: Newari oder Khas, Magar und Gurung. Die Newari gaben früher die Herrscher, die Magar erhoben die gegenwärtig regierende Dynastie, die Gurung sind die Landsknechte der jetzigen Regenten. Als Volk betrachtet, sind die Newari eine Mischrasse mit Hindus, die Magar Mischlinge von Hindus unter Beimengung von tibetischem Blut, die Gurung mehr die reine nepalesische Urrasse.

Die Newari leiten ihren Namen von der nepalischen Bezeichnung für Fasan ab; dieser Vogel zeigt im eigentlichen Nepal zwischen den Flüssen Gandak und Kosi ein Gefieder von seltener Pracht und gehört zu den stolzesten seines Geschlechtes. Mein Bruder Hermann brachte davon viele Exemplare nach Europa, die jetzt verschiedenen Museen zur Zierde gereichen. In der ältesten Geschichte sehen wir die Newari als Gegner der Kiranti und als Kämpfer um die Herrschaft mit indischen Königen. Die Nähe des Landes an Gorakhpur, der Wiege des Buddhismus, war der Annahme der neuen Religion günstig; sie brachte ihnen Gesittung, Schrift und Literatur. Die „Lantsa" genannte, in Spitzen ausgezogene Devanagari-Schrift ist dort noch heute in Klöstern geübt, wenn auch im täglichen Leben verdrängt durch das gewöhnliche Devanagari. Alle Newari-Könige tragen Sanskritnamen, die herrschenden Familien haben durchweg Radschput-Blut in sich aufgenommen. Weiter hinab in die unteren Schichten wurde die Vermischung getragen im 14. Jahrhundert, als sich ein stärkerer Strom angesehener Brahmanen- und Radschput-Familien nach Nepal wandte, um sich vor dem Moslim zu retten. Diese Einwanderer vollendeten die Hinduisirung Nepals. Der Einfluß des Hofes nöthigte zwar zunächst eine wichtige Abweichung von der indischen Kastenordnung anzuerkennen und Kinder von Brahmanen oder Radschputs mit einer Frau, die außerhalb der Kastenordnung stand, als ebenbürtig zu erklären, statt als Abschaum. Dabei erhielt der Sohn und damit das von ihm seinen Nachkommen gegründete neue Geschlecht den Titel des Vaters, und daraus erklärt sich die auffallende Erscheinung, daß Namen der ältesten indischen Brahmanen- und Radschputen-Geschlechter unter den Newaris auftreten. Wie wenig hoch diese nepalischen Kasten in Indien geschätzt werden, beweist folgender verbürgter Vorgang. König Ramsah von der Gorkha-Linie in Nepal schickte im vorigen Jahrhunderte einen Brautwerber an den Hof von Meywar (Udaipur), der für seinen Herrn um die Hand einer Tochter aus diesem angesehenen Geschlechte der Sesodia-Radschput warb. Der Stammbaum wurde in Ordnung befunden; da frug man den Abgesandten um seine eigene Kaste, und als dieser sich einen Pande-Brahmanen nannte, wurde die Heirath geweigert, denn er war als militärischer und nicht als geistlicher Würdenträger gekommen und durfte demnach nicht von Brahman-Blute sein. Noch heute verfehlen sich in Nepal selbst Brahmanen gegen die Grundregeln des Kastengesetzes sowohl in der Frauenwahl, wie in Beruf und Nahrung; aber die Gefahr, welche ihren Vorrechten droht, haben die Leiter

erkannt, und es wurde deswegen unter der jetzt ein Jahrhundert regierenden Dynastie einer weiteren Verschlechterung durch Aborignierblut ein Damm gesetzt. Die neuen Herrscher waren von weniger reinem Blut als ihre Vorgänger, bedurften daher einer abgötterischen Verehrung, um höher gewürdigt zu werden; die Brahmanen und Großen des Reiches halfen ihnen dazu um den Preis, daß den hinduisirten Unterthanen geschlechtlicher Verkehr mit den außerhalb der brahmanischen Religionsgemeinschaft stehenden Gebirgsstämmen bei schwerer Leibesstrafe untersagt ist: den Mann trifft der Tod, die Frau Verstümmelung. Ist der eine schuldige Theil jedoch ein Brahmane oder die Tochter eines solchen, dann hindert die Heiligkeit der Kaste eine Bestrafung am Leibe, und er wird den Kasten-Oberen zur Auferlegung einer Buße überwiesen. — Ebenso streng ist das Verbot des Schlachtens der Rinder durchgeführt, und zwar gilt diese Bestimmung für alle Unterthanen; bei dem Bedürfnisse an Fleischnahrung führte dies zu dem Mißstande, daß die außerhalb der Hindu-Gemeinschaft stehenden Bewohner zum gefallenen Vieh greifen und verrohen. Im übrigen ist die Austheilung selbst der am meisten hinduisirten Gruppen in Berufskasten, wie in Indien, nicht durchgeführt und fehlt es bei der verhältnißmäßig wenig entwickelten Gewerbsthätigkeit an den Grundlagen hierzu.

Die beiden anderen großen Gruppen der Gorkha sind die Magar und Gurung; erstere theilen sich in den Grund und Boden mit den Newari-Khas, die Gurung sitzen nördlich von den Magar. Schon die Magar zeigen in der Sprache starke Anklänge an das Tibetische, aber noch durchsetzt vom Indischen; es treten darin tibetisirte Redewendungen auf, die mit Hindu verwoben sind, und es kommen indische Sprachregeln vor, die Ausarbeitung mit tibetischen Mitteln zeigen. Die Magar sind eine Hauptstütze der regierenden Dynastie. Noch reineres Gebirgsvolk sind die Gurung und daher dem Hinduismus wie der Dynastie weniger zugethan.

Im Aeußeren spricht sich die größere oder geringere Mischung deutlich aus, Limbu-Bildung herrscht vor, selbst noch unter den Newari-Brahmanen. Die Newari nähern sich mit durchschnittlich 1611 mm Höhe den Bhot (Tibetern); der Kopf ist breit, der Obertheil jedoch weniger pyramidal als bei den Limbu, das Kinn mäßig entwickelt. Die Nase ist selten spitz, sondern meist stumpf, der Sattel liegt tief, so daß die gerade stehenden Augen häufig darüber vorstehen. Die Gurung und Magar sind durchweg kräftiger gebaut. Ihre Größe übersteigt mit 1652 bis 1666 mm die Newari wie die Bhot, der Kopfbau ist länglich, die Backenknochen sehr breit, das Kinn spitzt sich zu, und die Augen sind schief gestellt. Der Nasensattel ist gut entwickelt, dagegen macht Unregelmäßigkeit in den Linien das ganze Gesicht häßlich.

Westlich des Gandak-Flusses, gegen Kumaon, betreten wir das Gebiet des reinen Hinduismus, und der Buddhismus hat nur in den höchsten nach Tibet sich abdachenden Thälern Anhänger. Die Bevölkerung nennt sich Thakar, legt sich aber auch die Namen Rawat, Rathi bei; die Anwohner der Ebene theilen sie in Thakar, unter denen Mian den Adel bilden, und in Bhot-Radschput. Die Thakar zeigen edle Züge; die Nase ist gerade und spitz, Stirne gerade. Die Mian-Gruppe der Thakar gilt von hohem Adel; einzelne Familien sollen einen Stammbaum auflegen können, der bis in das zweite Jahrtausend vor Christus hinaufreicht und werden selbst regierenden Fürsten ebenbürtig erachtet. So stammt der Vasallenfürst von Badschaur, den jüngst die nepalesische Königstochter ehelichte, von einer solchen Familie. Die Bhot-Radschput zeigen die Spuren ihrer Zurückführung auf tibetisches Blut, in starker Vermischung mit Hindu-Sklaven aus der Ebene, einst der Abschaum der brahmanischen Kastenwelt. Sie sind auffallend klein, 1560 mm, zeigen außerordentlich niedrige Stirn, haben Stumpfnase mit weiten Nüstern und tief gesenktem Nasenbein; der Unterkopf ist nach vorn gestellt. Dabei ist der Rumpf gedrungen und unverhältnißmäßig kurz, verglichen mit dem überaus langen Oberkörper. In Nepal genießen Thakar die Rechte der Newari-Radschput, die Rawat benehmen sich unrein, legen sich im Verkehre unter den Geschlechtern geringen Zwang auf, kümmern sich um Kaste nicht und haben deshalb an den Vorrechten der Brahmanen und ihrer hinduisirten Anhänger keinen gesellschaftlichen Antheil. Zwei Gerichtsvorkommnisse aus der neuesten Zeit mögen den Unterschied zwischen regierenden und regierten Klassen veranschaulichen: In den Theegärten Assams finden jährlich Hunderte nepalesischer Familien Arbeit. Die Plantagenbesitzer in Lakhimpur hatten seit Jahren mit einem Brahmanen Kontrakt, worauf dieser die gewünschte Zahl brauchbarer Arbeiter aus seiner Heimath pünktlich lieferte. Plötzlich kündigte der Brahmane den Kontrakt, und der Grund war, daß ihm seine Ehehälfte entlaufen war, und der englische Richter den Entführer nur zu einer Freiheitsstrafe verurtheilte, nicht aber auch, wie in seiner Heimath, Ehebrecher sowie ungetreue Frau durch Abschneiden der Nase brandmarkte. Dagegen erinnert an den Urtheilsspruch Salomons folgende Beweis-Auflage eines nepalesischen Richters: Ein Mann klagt eine Schuld von 60 Rupien ein. Der Schuldner behauptet, niemals Geld geborgt zu haben, und der Kläger kann keinen anderen Zeugen des Geschäftes angeben als den Baum, unter dem er das Geld vorzählte. Weil es sich nicht um einen Streit unter Brahmanen oder Radschput handelte, sollte der Beweis nach Landessitte durch ein Gottesurtheil gefunden werden, wobei beide Parteien in tiefes Wasser steigen und auf gegebenes Zeichen untertauchen; wer zuerst emporsteigt, verliert den Prozeß. Schon treffen die Brahmanen die Vorbereitungen zu dieser Probe, die für sie gute Bezahlung abwirft, da beauftragt der Richter den Kläger, sich unter den Baum zu begeben, in dessen Schatten er das Geld auflegte. Der Mann geht ab, und der Richter fragt nach einiger Zeit den Schuldner, ob denn der Kläger den Baum noch nicht erreicht haben könne. Dieser antwortet verneinend, der Baum stehe ganz abseits vom Dorfe. Der Richter beauftragte nun heimlich einen Boten, dem Kläger zu folgen und sich in der Nähe des Baumes zu verstecken, den Beklagten aber beorderte er nach einiger Zeit, selbst sich zu überzeugen, ob der Kläger unter dem richtigen Baume stehe. Da erkannte der Schuldner, daß er sich verrathen hatte, und wurde als gewöhnlicher Mann außer dem Ersatze noch zu einer tüchtigen Tracht Prügel verurtheilt.

Für Indien ist das Land Nepal naturgemäß ein Absatzgebiet für Industrieerzeugnisse zum eigenen Bedarf, sowie zur Weiterbewegung an das tibetisch-mongolische Hinterland. Allein die Machthaber in Nepal sind sich wohl bewußt, daß das künstliche Gesellschaftsrecht des Reiches in seinem Fortbestande gefährdet ist, selbst wenn nur Händler indischer Nationalität zum Gewerbsbetriebe zugelassen werden. Die Fremden dürfen deswegen nicht weiter aufsteigen, als zu den Indien zunächst liegenden Grenzmärkten; dort müssen ihre Waaren an einheimische Verkäufer zu Eigenthum oder zu weiterer Abrechnung mit den Großhändlern übergehen. Die Handelsumsätze zeigen deshalb keine Steigerung und beschränken sich auf Ersatz der laufenden Abgänge; sie schwanken seit dem Jahre 1880 zwischen 24 und 25 Millionen Rupien (à 2 Mk.) und sind eher in Ab- als in Zunahme begriffen, obgleich die schmalspurige Tirhut-Eisenbahn westlich bei Sigauli, östlich bei Madhubani, nahe dem Gebirge endet und in Nawabgandsch nächstens bis zur Grenze von Nepal fortgeführt sein wird. Die Nepalesen selbst sind sich wohl bewußt, daß diese Absperrung ihrem Wohlstande

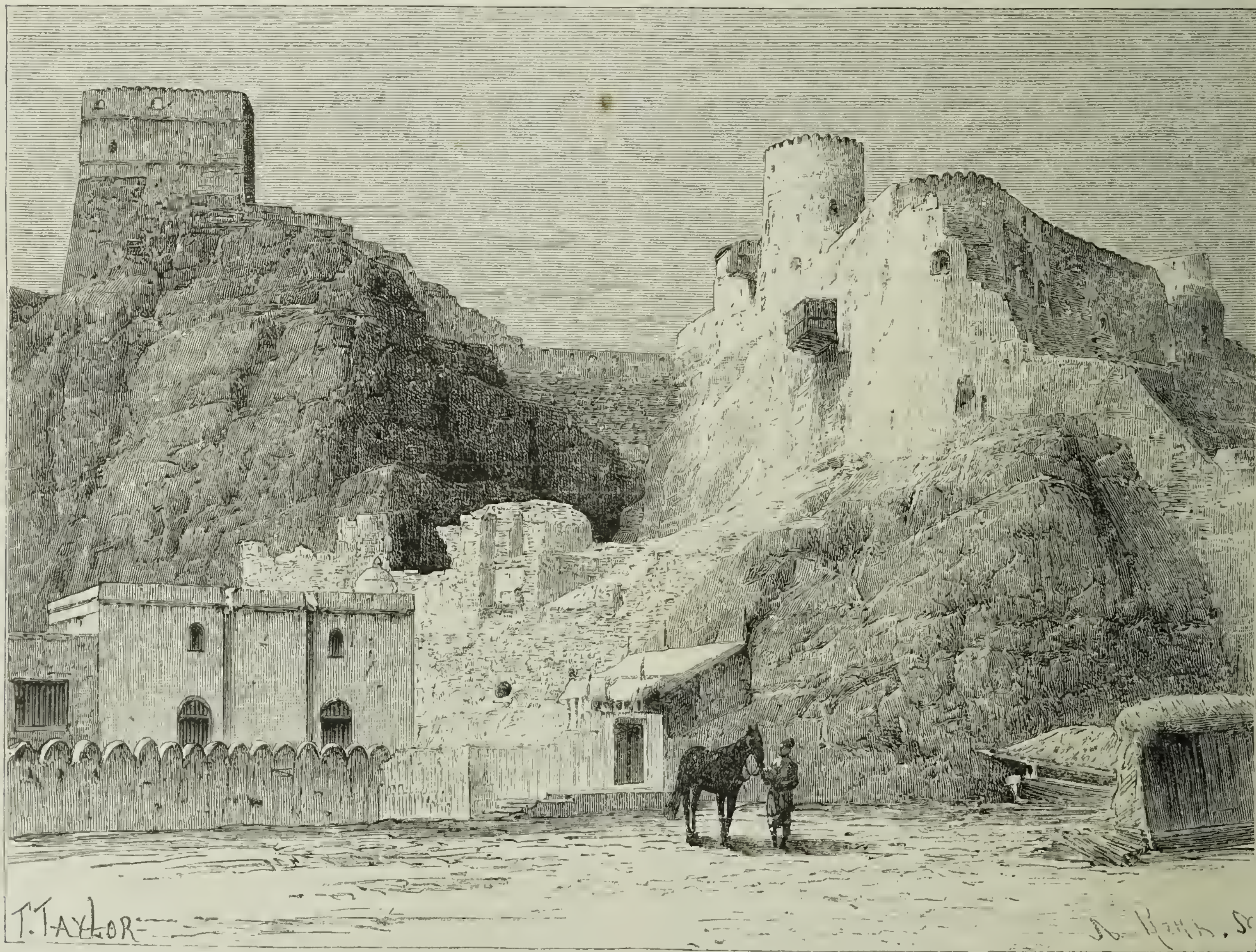
schadet, vermögen aber eine Aenderung nicht herbeizuführen. Inzwischen sucht die thatenlustige Jugend Ableitung auf dem militärischen Gebiete. Die Regierung gestattet den englisch-indischen Regimentern die Abordnung von Werbekommandos, um Gorkhas in ihre Reihen aufzunehmen. Der Andrang ist sehr groß. Während vor zehn Jahren die Gorkha-Regimenter 5100 Mann zählten, ist ihre Zahl jetzt um die Grenz-Polizei-Bataillone vermehrt worden, die längs der tibetisch-chinesischen Grenze hinüber bis Jünnan und zu den Schan-Staaten stehen; sie sind hier sehr gesucht, weil sie dem Kastengesetze nicht strenge nachleben, überall sich verwenden lassen und sehr ausdauernd sind. Das Anwerbungs-Geschäft vollzieht sich unter durchaus verbindlichen Formen; seine Regelung hat noch keinen Staatsvertrag nöthig gemacht, Nepal bemüht sich vielmehr, den Wünschen des englischen Residenten hierin entgegen zu kommen. Demnach ist der einzige Nutzen, den Britisch-Indien aus seinem langen Verkehre mit Nepal zieht, noch auf die Versorgung mit einem tüchtigen Soldatenmaterial aus seinen streitbaren Bewohnern beschränkt.

Maskat.

(Mit sieben Abbildungen.)

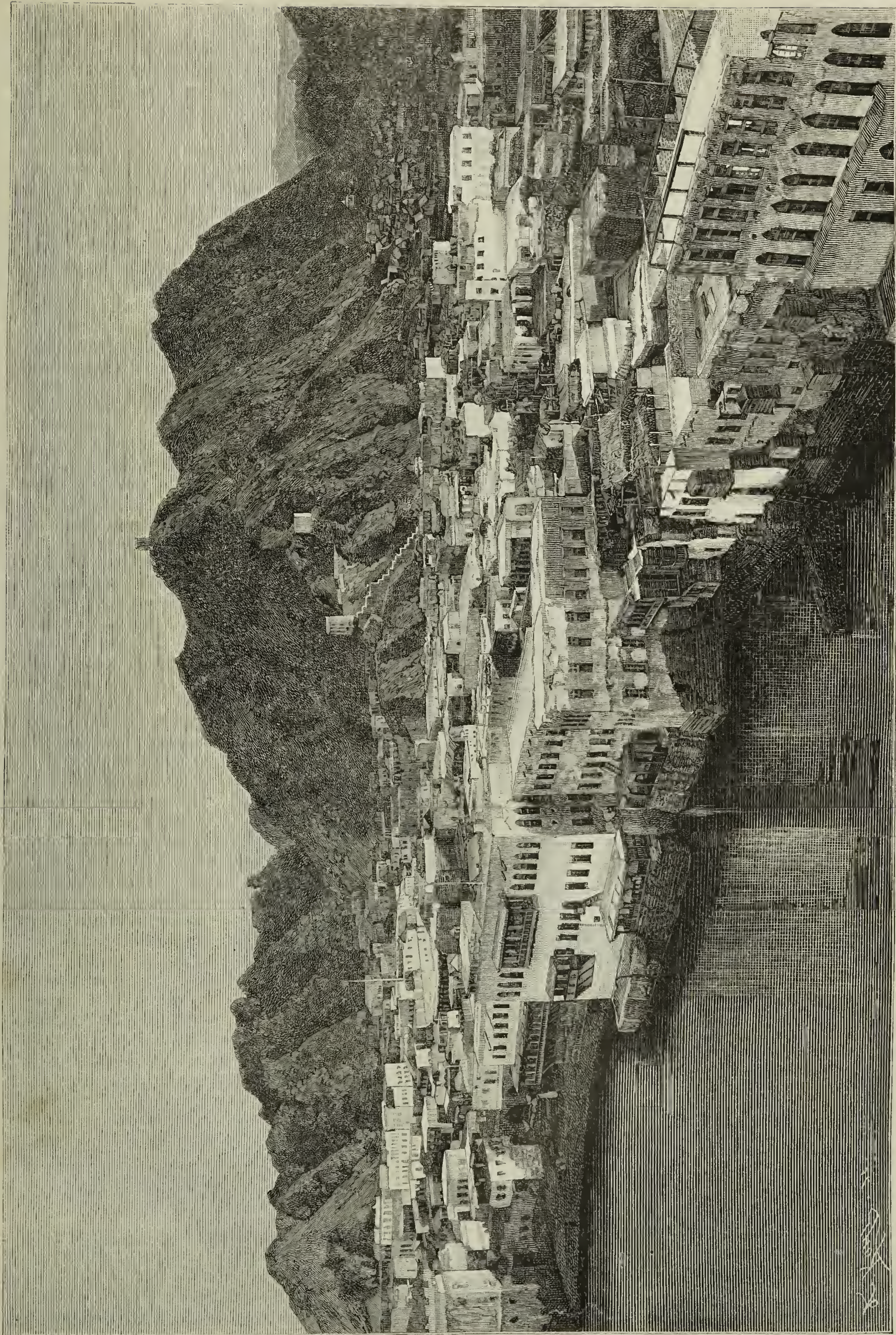
Der erste Anblick von Maskat, wenn man sich ihm von der Seeseite her nähert, ist bezaubernd, wie es ja fast bei jeder größeren orientalischen Stadt der Fall ist.

Hohe steile, sonnendurchglühte Felsen erheben sich amphitheatralisch aus dem blauen Meere und bilden für das Bild einen großartigen Hintergrund. Es sind die



Die Citadelle von Maskat.

letzten Ausläufer des Dschebel Akhdar — des „großen Gebirges“ —, daß das Sultanat Oman in der Richtung von Südost nach Nordwest durchstreicht, und das in der Nähe der Küste aus weißem Nummuliten- und Alveolinenkalk, sowie aus grünsteinartigem, eruptivem Gestein besteht. Vegetation tragen diese Felsen nicht, und so erinnern sie uns daran, daß wir an dem südöstlichen Abbruche der großen arabischen Wüstentafel stehen. Nur in den Wintermonaten werden sie von spärlichen Niederschlägen benetzt, während sich im Sommer ein völlig wolkenloser Himmel über ihnen wölbt.



Die Stadt Maskat.

Auf den Felsen thront an verschiedenen Punkten burgartiges Gemäuer mit eckigen und runden Thürmen, das an das europäische Mittelalter gemahnt, und das auch dem Ausgange des europäischen Mittelalters thatsächlich seine Entstehung verdankt. Die Portugiesen errichteten diese Festungsbauten unmittelbar nach ihren ersten Ostindien-Fahrten, in den Zeiten Albuquerques, und sie benutzten sie in jener Zeit als starke Stützen ihrer Seeherrschaft. Sie scheinen uneinnehmbar, von der Seeseite her wie von der Landseite, sie beherrschen durch ihre Stellung den Eingang zur Bai so vollkommen wie den Paß über das Gebirge, und man fragt sich verwundert, wie sich die Portugiesen aus ihnen vertreiben lassen konnten. Es waren hier übrigens nicht, wie in Indien, die Holländer, die sie aus der starken Stellung herauswarfen, um sich selbst darin festzusetzen, sondern die Eingeborenen. Am Ende des langen Unabhängigkeitskampfes, den Portugal mit Spanien auszufechten hatte, scheint der Handstreich diesen so leicht geworden zu sein, daß die Geschichte uns kaum etwas davon zu erzählen hat (S. die Abbildungen 1 und 2).

In der engen Thalnische am Fuße der Berge und Burgen drängen sich sodann die weißen Häuser der Stadt zusammen, darunter namentlich im Vordergrunde mehrere sehr stattlich: der Palast des Sultans, der Divan, das alte Zollhaus (auch ein Ueberrest der Portugiesenherrschaft) und — last but not least — das englische Konsulatsgebäude.

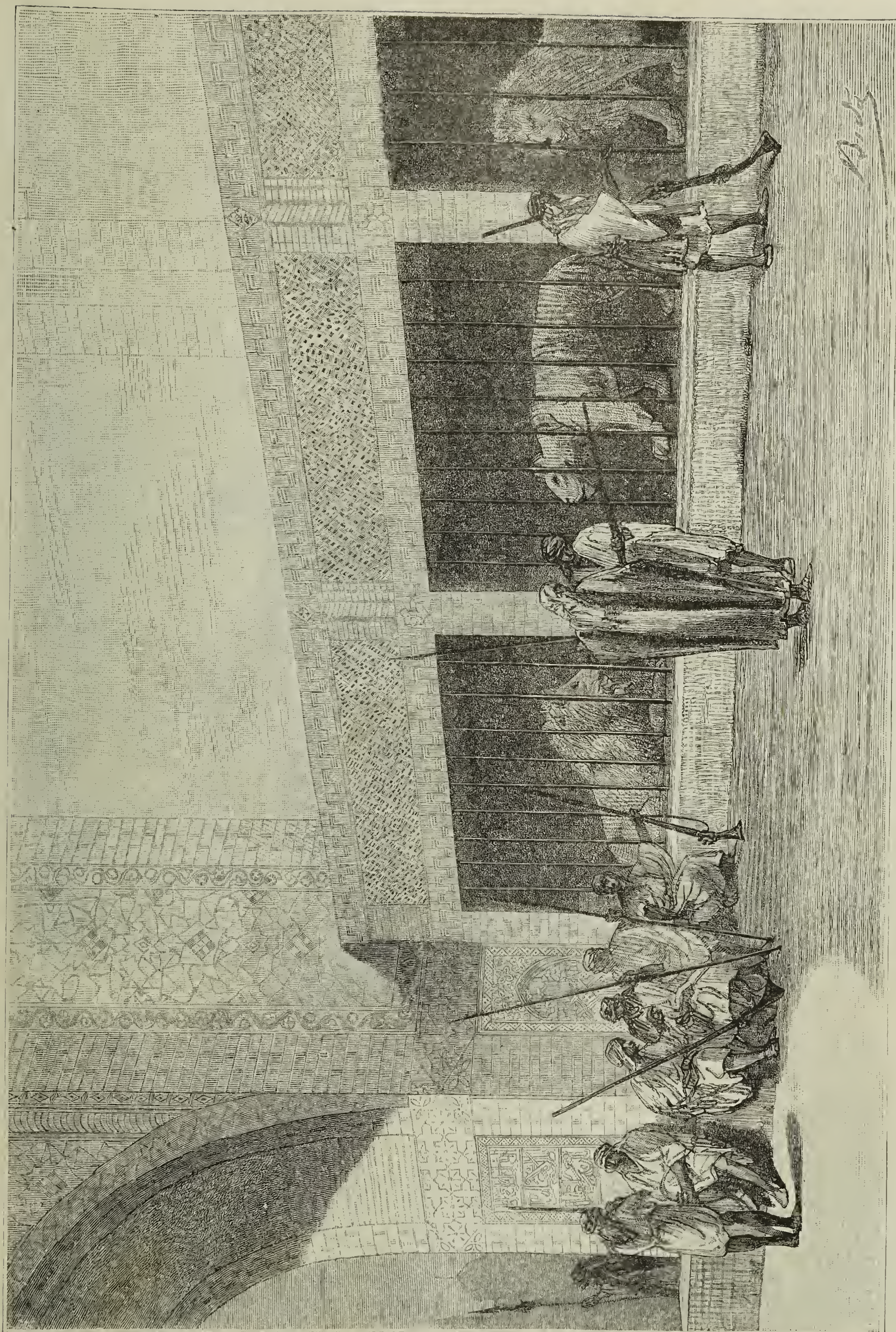
Der Hafen ist ziemlich belebt. Es liegen ein paar größere englische Dampfer in ihm vor Anker, daneben einige kleine Kriegsschiffe des Sultans, und außerdem zahlreiche Daus und Kähne der Eingeborenen. Man sieht, daß man es mit einem der namhaftesten Handelsplätze am Indischen Oceane zu thun hat, und zugleich auch mit einer sehr seetüchtigen Bevölkerung. Sollte die letztere an den alten Fahrten der Araber nach Indien nicht in hervorragender Weise Antheil genommen haben! Maskat hat an der Küste von Oman allerdings mehrere Rivalen, und einige davon — namentlich Sohar, das dem Golfe von Persien näher liegt — scheinen in den vor-portugiesischen Zeiten eine bedeutendere Rolle gespielt zu haben. Ibn-Batuta bezeichnet es im 14. Jahrhundert einfach als eine kleine Stadt. In der Zeit, als über die Länder am Persischen Golfe — namentlich über Mesopotamien — ein trauriger Verfall hereinbrach, während draußen das offene Meer sich stärker und stärker mit Schiffen belebte, erhob sich Maskat aber, und jene sanken. Die Gründung des Sultanats Zansibar von Maskat aus, die man als eine große kolonisatorische Leistung anzusehen hat, erfolgte erst in der neueren Zeit, nachdem die arabische Auswanderung von Oman nach der Suaheli-Küste allerdings schon lange vor sich gegangen war.



Ein arabischer Kaufmann.

Im Inneren bereitet die Stadt dem Besucher im allgemeinen dieselbe Enttäuschung wie Konstantinopel. Die Straßen sind eng, schmutzig, holperig, und die meisten Häuser erscheinen halb verfallen und ruinenhaft. In Trümmern liegt vor allen Dingen die schöne Kathedrale, die die Portugiesen erbauten. Man hatte dieselbe nicht, als der Halbmond in der Stadt über das Kreuz siegte, in eine Moschee verwandelt, wie die Hagia Sophia in Konstantinopel. Das Haupt-Baumaterial, aus dem die Bauten der Stadt aufgeführt sind, ist ein sonnentrockener Lehmziegel, und die Bauart aller größeren Häuser ist festungsartig — mit einem großen inneren Hofe. Besonders schöne Moscheen giebt es nicht. Dazu ist der Sinn der Bevölkerung zu wenig religiös und zu kosmopolitisch, wie es scheint. Der Palast des Imam, der hart am Meere steht, zeichnet sich von der Landseite vor den anderen Bauten besonders durch sein stattliches und schön mit arabischen Skulpturen geziertes Thor aus; und durch seinen Löwenhof bekundet er, daß man sich am Palaste eines morgenländischen Herrschers befindet. Diese Art von Ausstattung der Königspaläste ist ja im Oriente uralt, und aus den heidnischen assyrischen Zeiten hat sie sich ziemlich unverändert auf die mohammedanischen Zeiten vererbt (S. Abbild. 3). Die Löwen und die Krieger mit ihren langen Flinten, welche vor den Käfigen herumstehen und herumsitzen, könnten einen auf den Gedanken bringen, der Imam von Maskat sei ein gar gewaltiger Mann. Das ist aber ein Irrthum. In Wirklichkeit ist er nichts als ein stiller Vasall Britanniens, und der eigentliche Herr und Gebieter in der Stadt ist nicht er, sondern der englische Konsul. Die Engländer sind es auch, die seine Dynastie aufrecht erhalten, und seine stets zur Revolution geneigten Unterthanen zu Ruhe und Ordnung zwingen. — Die Stallungen des Schattenkönigs enthalten Pferde von den edelsten arabischen Stammbäumen, dieselben sehen aber ziemlich vernachlässigt und verkümmert aus. Sie hinreichend zu tummeln und ihre Glieder geschmeidig zu erhalten, will ja die Gestalt des Bodens in der Umgebung der Stadt nicht gestatten.

Den Mittelpunkt des Verkehrs in der Stadt bildet natürlich der Bazar, und dort läßt sich auch zugleich das bunte Gemisch, das die Bevölkerung darstellt, am besten studiren. Sehr stark ist das indische Element vertreten, vor allen Dingen das Element der indischen Banianen, die



Der Eingang in den Palast des Imam.

einem mit ihrem weichen, verbindlichen Wesen so außerordentlich sympathisch sind, die aber im Handel und Wandel klug ihren Vortheil wahrnehmen, und die in der Regel nach einer Reihe von Jahren als vermögende Leute — mit manchen aufgehäuften „thalaris" — in ihre indische Heimath zurückkehren. Es sind bekanntlich strenge Vegetarianer, die kein Fleisch essen, sondern nur von Reis, Früchten und Zuckerbrot (hallauah) leben. — Ihre Konkurrenten sind die mohammedanischen Händler, die viel schärfer geschnittene Gesichter und härtere Augen haben, die aber kaum nach reiner arabischer Rasse aussehen, und die in keinem Falle von dem üblichen arabisch-mohammedanischen Fanatismus erfüllt zu sein scheinen (S. Abbildung 4). — Unverfälschtere arabische Typen finden sich unter dem Landvolke, das von den Oasen des Binnenlandes auf schwierigem Gebirgspfade herbei gekommen ist, um Datteln und andere Landesprodukte zu verkaufen, und dafür englische Baumwollenstoffe, Werkzeuge, Waffen 2c. einzu-



Frau nebst Kind in Maskat.

kaufen. — Der einst schwungreich betriebene Sklavenhandel hat dazu zahlreiche Afrikaner herbeigeführt — Sudanneger ebensowie Bantuneger — und so bildet auch das schwarze und farbige Element einen Hauptbestandtheil der Bevölkerung. Die Frauen tragen sich bei weitem nicht so streng verschleiert wie in anderen mohammedanischen Städten, und auch diesen Umstand hat man ohne Zweifel darauf zu deuten, daß Vernunft und Toleranz in dem Welthandelsplatze Verblendung und Fanatismus in die Enge getrieben haben. Ganz fehlt aber die mohammedanische Sitte keineswegs (S. Abbildung 5).

Von Europäern giebt es in nennenswerther Zahl nur Engländer in Maskat, und in dem großen Geschäftsleben der Stadt hört man das englische Idiom neben dem arabischen am häufigsten ertönen. Die Briten haben die Bedeutung des Punktes für ihre Herrschaft über Indien sowie für den Handel im allgemeinen eben richtig erkannt, und sie behandeln es vorläufig als ein unproklamirtes britisches

Protektorat; daß sie daraus ohne Zögern ein offen proklamirtes Protektorat machen würden, sobald es irgend eine Verschiebung der Welthandelsinteressen für sie rathsam macht, versteht sich von selbst. Sollte die Euphratthal-Eisenbahn demnächst ernstlich in Angriff genommen werden, so dürfte dieser Zeitpunkt vielleicht gekommen sein, wenn man es nicht etwa vorzieht, einen anderen Punkt, der näher an der Straße von Ormuzd liegt, zu besetzen und in ein weiteres Gibraltar zu verwandeln.

Auf der Landseite ist Maskat mit einer Festungsmauer umgeben, die drei von Soldaten bewachte Thore hat, durch die man hinaus ins Freie gelangen kann. Dieses Freie ist freilich sehr eng umgrenzt, und allenthalben wird der Fuß durch jähe Grünsteinfelsen in seinen Wanderungen gehemmt. Der kulturfähige Boden nimmt einen sehr kleinen Raum ein, doch finden sich einige Gärten, die mit Hülfe von Ziehbrunnen künstlich bewässert werden, und in denen Palmen, Feigenbäume, Reben rc. ganz gut gedeihen. Dieselben Ziehbrunnen liefern auch das Trinkwasser für die Bevölkerung, die es von dort in altbiblischer Weise vermittelst großer auf dem Kopfe getragener Thonkrüge nach ihren Häusern befördert (S. Abbildungen 6 und 7).

Ein einziger Hauptpaß, der im Norden der Stadt liegt, führt landeinwärts in größere Fernen: in die fruchttragenden, grünen Thäler des Dschebel-Akhdar, aus denen ein großer Theil der in Maskat konsumirten oder von dort verführten Landesprodukte stammt. Der Weg, der durch diesen Paß führt, ist freilich primitiv und schwierig genug.



Ein Garten bei Maskat.

Wenige Meilen westlich von Maskat liegt Matrah, das in gewisser Weise als eine Vorstadt von Maskat betrachtet werden kann. Dahin führt auch über einen Vorgebirgs-Sattel ein steiler Felsenpfad, derselbe ist aber wenig begangen, und die Kommunikation zwischen den beiden Orten vollzieht sich beinahe ausschließlich auf dem Seewege — durch kleine Boote, die sich beständig hinüber und herüber bewegen. Der anbaufähige Grund und Boden ist bei Matrah ein viel ausgebreiteter als bei Maskat, und die ganze nähere Umgebung kann ein einziger großer Garten genannt werden. Der Sultan hat hier seine Sommerresidenz. Nichtsdestoweniger ist Matrah viel ärmer als seine größere Schwesterstadt, da es nicht wie diese durch weit ausgedehnte überseeische Handelsbeziehungen blüht. Seine Bai ist offener und Wind und Wogen in einem viel höheren Grade ausgesetzt, als die von Maskat.

Unter den Festungswerken, die Maskat beschützen, verdienen namentlich die von Djillali, im Osten der Stadt, deren Standort nur zur Zeit der Ebbe landfest ist, während er sonst eine Insel bildet, hervorgehoben zu werden; und ebenso die des hohen Felsennestes Merani, im Westen der Stadt. Die Armee des Sultans, die diese Werke vertheidigen soll — zum Theil mit uralten Kanonen, die aller Wahrscheinlichkeit nach auch noch aus der Portugiesen-Zeit stammen —, zählt 1200 Mann.

Was den Handel von Maskat betrifft, so richtet sich derselbe vor allen Dingen nach Kuratschi, und mit dem hohen Aufschwunge, den dieser indische Hafenplatz in der

neueren Zeit genommen hat, ist derjenige von Maskat parallel gegangen. Seine hauptsächlichsten Exportartikel sind Salz, Datteln, Fische, Baumwolle, Perlmuscheln und Perlen, und der Werth seines Gesammthandels übersteigt gegenwärtig die Summe von 30 Millionen Mark.

Hinsichtlich seines Klimas gehört Maskat zu den



Brunnen zu Maskat.

heißesten Orten der Erde, und gesund kann die Stadt entschieden nicht genannt werden. Auch die reicheren Eingeborenen flüchten während der Sommer-Monate in die Berge, wo dadurch eine Anzahl von kleinen Sanatorien entstanden ist.

Die Einwohnerzahl von Maskat soll 40000, die von Matrah 25000, und die von ganz Oman $1^1/_2$ Million betragen. Es versteht sich aber von selbst, daß von genaueren statistischen Erhebungen im Reiche des Imam zuvörderst noch keine Rede ist.

Die Mythologie der nordwest-amerikanischen Küstenvölker.

Von Dr. F. Boas in New York.

VIII. (Schluß-Aufsatz.)

Wir haben in den früheren Abschnitte eine Reihe von Sagenkreisen der Stämme zwischen dem Puget-Sunde und dem Lynn-Kanale kennen gelernt, welche im großen und ganzen eine weitgehende Gleichförmigkeit ihres Charakters aufweisen. Dies kann uns nicht Wunder nehmen, da die sämmtlichen Stämme dieses Gebietes ja in allen ihren Sitten und Gebräuchen einander ähnlich sind. Eine sorgfältige Analyse der Ueberlieferungen zeigt aber dort recht tiefgehende Unterschiede. Hierbei darf es uns nicht beirren, daß dieselben Sagen dennoch in den verschiedensten Kombinationen wieder und wieder auftauchen, denn das ist ja das Eigenthümliche der Sagen, daß sie bei ihren Wanderungen mehr und mehr durch Zusatz schon bekannter Elemente ausgeschmückt und entwickelt werden. Wenn wir diese gemeinsamen Züge aussondern, so bleiben eine Reihe von Grundgestalten der Mythen übrig, die sich nicht auf eine gemeinsame Quelle zurückführen lassen.

Was zunächst die gemeinsamen Elemente dieser Sagen betrifft, so läßt sich deren allgemeine Verbreitung sehr schön an dem Beispiele der Ersteigung des Himmels darlegen, welche in einer früheren Nummer dieser Zeitschrift ausführlich behandelt ist. Während die wichtigsten Sagen der selischen Stämme diesen Gegenstand behandeln, finden wir denselben nur beiläufig, gleichsam als Ausschmückung bei den Tsimschian verwerthet, und es scheint, daß diese Sage sich sogar bis zu den Schwarzfüßen verbreitet hat. Andererseits sind die listigen Streiche des Raben, welche die Grundlage der Tlingit-Mythologie bilden, weit nach Süden gewandert und daselbst anderen Sagenkreisen einverleibt worden.

Daß in der That die Zusätze schon bekannter Elemente die Entwickelung der Sagen bedingt, läßt sich an dem Beispiele historischer Sagen aus Alaska zeigen, die an die Baranow'sche Verwaltung anknüpfen und ganz im Stile der Mythen gehalten sind. Wir werden daher bei einer Betrachtung der Mythen uns ihre Entstehung so denken müssen, daß jeder Stamm mit einem gewissen Schatze von Sagen sich an der Küste nieder ließ. Ob diese in sich einheitlich waren, ist eine Frage, die sich schwerlich je beantworten läßt. Im Laufe der Zeit entwickelte sich eine gemeinsame Kultur an der Küste, und zugleich fand ein Austausch der Sagen statt. Gewisse Elemente, die sich auf gemeinsame Lebensgewohnheiten bezogen, werden sich am raschesten verbreitet haben. So ist die Grundlage unzähliger Sagen das Ausbleiben der Fische und daraus entstehende Hungersnoth, Unfälle zur See, besonders bei der Seehundsjagd und anderes mehr. Ebenso häufig wird das Verlassen von Personen erwähnt, die man von bösen Geistern besessen wähnte. Die meisten dieser Züge sind so weit verbreitet und so oft wiederkehrend in den Sagen der verschiedenen Völker, daß aus denselben kein Rückschluß auf ihren Ursprung gezogen werden kann.

Sehen wir aber von diesem Theile der Sagen ab, so lassen sich dieselben in eine Reihe von Gruppen bringen, die ungefähr mit den linguistischen Abtheilungen übereinstimmen. Die nördlichste Gruppe umfaßt die Haida und Tlingit; die zweite die Tsimschian, die dritte die Kwakiutl und die vierte die Küsten-Selisch. Als fünfte Gruppe könnten ihnen die Bilχula zugesellt werden. Die Nutka reihen sich ganz den Kwakiutl an. Ich möchte hier erwähnen, daß der Name Aht für die Stämme der Westküste von Vancouver-Island fallen gelassen werden sollte, denn derselbe ist eine sprachliche Barbarei. Mit dem gleichen Rechte könnte man uns Deutsche als „Ers“ bezeichnen, da wir Namen bilden, wie Pommer, Engländer, Italiener; oder Franzosen als „Ais“, weil sie sich Völkernamen mit dieser Endung bilden. Cook's Name Nutka war bereits allgemein angenommen und von Hale und anderen mit Bewußtsein auf diese Stämme angewendet worden, so daß demselben das Vorrecht gebührt. Die Völker haben keinen eigenen gemeinsamen Namen, und daher ist keine triftige Einwendung gegen den Namen Nutka zu erheben.

Die Sagen der Tlingit sind besonders durch Weniaminow und Krause, die der Haida durch Dawson bekannt geworden. Man kann dieselben als identisch bezeichnen, da die vorhandenen Abweichungen nicht größer sind als die von verschiedenen Individuen desselben Stammes herrührenden Varianten. Wir finden bei beiden Stämmen die Rabensage als Grundlage der ganzen Mythologie und die interessante Ueberlieferung von dem Kampfe zwischen dem Raben und seinem Onkel, dem Nenkilstlas der Haida. Dieses ist der einheitliche Mittelpunkt beider Mythologien.

Bei den Tsimschian finden wir schon mancherlei neue Ideen, welche wir bei ihren nördlichen Nachbaren vergeblich suchen würden. Wir gewinnen aus ihren Mythologien den Eindruck, daß sie ursprünglich einen reinen Naturkultus besaßen; daß der Himmel ihre oberste Gottheit war, und daß Bäume, Thiere und Naturerscheinungen die Vermittler zwischen Mensch und Gottheit darstellten. Besonders mächtige Vermittler waren Sonne und Mond. Auf diese Grundlage erscheint nun der Raben-Mythus aufgepfropft, und überall sieht man das Bestreben, beiden mächtigen Wesen, dem Himmel und dem Raben, ihre gebührende Stellung einzuräumen. Viele Züge der Himmels-Mythologie der Tsimschian erscheinen ebenso fremdartig in der Reihe der nordwestamerikanischen Stämme, wie ihre Sprache und manche ihrer Sitten, die uns an das ferne Binnenland mahnen.

Am merkwürdigsten ist ohne Zweifel die Mythologie der Kwakiutl, denn bei ihnen finden wir eine große Verschiedenheit zwischen den nördlichen und südlichen Stämmen, während die mittleren sich ganz an die Bilχula anlehnen. Ihre charakteristischen Sagen beziehen sich auf die großen Wintertänze. Es ist zweifelhaft, ob die Qanikila-Sage, welche früher ausführlich erzählt wurde, allen Stämmen dieser Gruppe gemeinsam ist, oder ob dieselbe bei den nördlichsten, den Qäisla, nicht vorkommt.

Die Hauptsage der Küsten-Selisch ist endlich die vom Wanderer und der Erstürmung des Himmels, welche in naher Verbindung mit den Sonnensagen steht. Die gegenseitige Durchdringung dieser verschiedenen Sagenkreise geht aus dem in den vorhergehenden Aufsätzen mitgetheilten Materiale auf das klarste hervor. Daraus ergiebt sich, daß ein Versuch, aus diesen Sagen die ursprüngliche Bedeutung der einzelnen Gestalten abzuleiten, fehlschlagen muß, da die meisten derselben in fertiger Gestalt übernommen sind und ihr Ursprung sich in dunkler Ferne verliert.

Bei einem Versuche, den Ursprung der einzelnen Sagenkreise zu ergründen, dürfen wir die sprachlichen Hülfsmittel nicht übergehen. Allerdings lassen sich die Mehrzahl der mythologischen Namen in jeder Sprache aus einheimischen Wurzeln ableiten, doch giebt es auch andere, die sich als Lehnworte charakterisiren und damit den Ursprung der betreffenden Sagen und Bräuche verrathen. Dieses ist besonders mit den Namen der mythologischen Gestalten der Fall, welche bei den Tänzen der Kwakiutl vorkommen. Ich habe dieselben bei den Nutka, den nördlichen selischen Stämmen, den Tsimschian und Haida gefunden. Diese Thatsache scheint anzudeuten, daß die Sagen und Gebräuche sich erst verhältnißmäßig spät über die verschiedenen Stämme verbreitet haben, und vor allem ist sie ein sicherer Beweis ihrer Herkunft.

Es ist höchst interessant zu sehen, in welcher Weise die Haida diese Stoffe aufgenommen haben. Der Gebrauch von Kopfringen aus rothgefärbtem Cederbaste geht Hand in Hand mit diesen Tänzen. Ein Blick auf die vorhandenen Sammlungen zeigt, daß die Haida die mannigfaltigsten und schönsten Formen dieser Ringe besitzen, ein Umstand, der auch auf eine große Mannigfaltigkeit der Tänze zurückschließen läßt. Es scheint, daß dieser Stamm eine merkwürdige Fähigkeit hat, fremde Anregungen in sich aufzunehmen und zu entwickeln.

Wir finden noch andere Beispiele, in denen eine Assimilation zweier Stämme deutlich beobachtet werden kann. Am bemerkenswerthesten sind unzweifelhaft die selischen Stämme, besonders die Bilχula. Da bisher wenig zuverlässiges Material über dieselben vorliegt, mag es wünschenswerth erscheinen, aus einem kurzen Wortverzeichnisse zu erweisen, daß die Bilχula wirklich selisch sind. Ich denke das

folgende kurze Vokabular, in welchem Bilχula-Worte mit solchen anderer selischer Dialekte zusammengestellt sind, wird beweisend sein.

Deutsch	Bilχula		
Bär (Grizzly)	t̲l'a	st̲lat̲lálem	(Sqχómiŝ)
Bart	sqōbóts	qópōçen	(Çatlóltχ)
Berg	smt	smānt	(Siŝiatl)
Biber	kōlón	qólut	(„)
Brust	sqma	sqma	(Snanaimuχ)
essen	ātltp	átlte̥n	(„)
Gesicht	mósa	móos	(Çatlóltχ)
gut	iá	ai	(„)
Haus	sōtl	siátl (Weg)	(„)
Kind	mé̥na	me̥n	(Sqχómiŝ)
Mantel	étsami	ētsámēn	(Pe̥ntlatŝ)
Mund	tsútsa	tsótsen	(Sqχómiŝ)
Mutter	ŝtān	tān	(Síŝiatl)
Nase	máχsē	mé̥qsen	(Pe̥ntlatŝ)
rasch	tl'ī	tlée	(Çatlōltχ)
rudern	aŝásitl	éçel	(Snanaimuχ)
Schürze	tsíōp	síap	(Síŝiatl)
Sclave	snáaq	snātq	(Pe̥ntlatŝ)
See	tsātl	sáeatl	(Çatlóltχ)
Seehund	asχ	asχ	(„)
singen	siút	siún	(Sqχómiŝ)
sitzen	āmt	ámōt	(„)
todt	āté̥ma	té̥me̥n	(Pentlatŝ)
Vater	mān	mān	(Çatlóltχ)
Vogel	síχseχ	sésēq	(Sqχómiŝ)

Unter diesen Worten mache ich besonders auf dasjenige für „Seehund“ und für „rudern“ aufmerksam, welche darauf hindeuten, daß die Bilχula und die übrigen Stämme gemeinsam an der Meeresküste wohnten. Die ersteren sind nun durchaus den ihnen benachbarten Kwakiutl-Stämmen assimilirt. Sie haben deren Wintertänze angenommen, sowie ihre Art des Hausbaues und Lebens. In ihrer Sprache finden sich viele aus dem Kwakiutl entlehnte Worte, und vor allem weise ich auf ihren Namen für die Schamanen Atloqoála hin, der eine geringe Umgestaltung des Tloqoála der Kwakiutl ist. Dasselbe Wort ist übrigens auch von den Nutka angenommen. Höchst eigenthümlich ist auch die Thatsache, daß die Stammväter einiger Geschlechter der Bilχula Kwakiutlnamen führen. Aus allen diesem müssen wir auf eine innige Durchdringung beider Völker schließen. Ich habe schon an früherer Stelle erwähnt, daß es mir nicht gelungen ist, eine Hindeutung auf die schöne Masmasalaniχ-Sage unter anderen Stämmen zu finden, und leider kann ich nicht einmal angeben, welcher Sprache dieser Name ursprünglich angehört. Da ähnliche Sagen unter dem südlichen Zweige der Selisch nicht vorkommen, bleibt uns nur übrig, auf eine fremde Quelle im Binnenlande zu schließen, wenn nicht die Kwakiutl auch diese Sage ursprünglich besessen haben.

Ein anderer Stamm, dessen Sagen und Sitten ganz von denen der Kwakiutl beeinflußt ist, sind die Çatlōltχ von Comox. Bei ihnen ist dieser Einfluß offenbar durch die häufig stattfindenden Heirathen mit den Lēkwiltoq, dem südlichsten Stamme der Kwakiutl, bewirkt worden. Auch die Sprache beider Stämme trägt deutliche Spuren dieser Berührung in zahllosen Lehnworten.

Es ist ungemein schwierig, zu einer richtigen Vorstellung über die ursprüngliche Mythologie der Kwakiutl zu gelangen, weil die nördlichen und südlichen Stämme so stark von einander abweichen. Es finden sich z. B. so durchgreifende Unterschiede, wie Matriarchat unter den nördlichen Stämmen, während Patriarchat unter den südlichen überwiegt. Wir müssen hieraus schließen, daß die Beeinflussung durch benachbarte Stämme Jahrhunderte lang gedauert hat, denn nur so läßt sich eine Aenderung so grundlegender Begriffe verstehen. Aus sprachlichen Gründen glaube ich, daß die väterliche Erbfolge die ursprüngliche ist, oder vielleicht richtiger, daß die Erbfolge in beiden Linien gleich berechtigt war. Es dienen nämlich auch bei den Stämmen, bei welchen wir das Matriarchat herrschend finden, dieselben Ausdrücke zur Bezeichnung der Verwandtschaft in beiden Linien. Es frägt sich daher, worauf dieser Einfluß zurückzuführen ist.

Das Studium der Sagensammlung zeigt, daß die nördlichen Stämme, welchen die mütterliche Erbfolge eigenthümlich ist, zugleich die Rabensage in ausgedehntester Entwickelung besitzen. Die Form der Rabensage stimmt mit der bei den Tsimschian gefundenen ziemlich überein, vor allem zeigt sich dieselbe Verbindung zwischen Sonnen- und Rabensage. Da außerdem die Geschlechtseintheilung sich näher an die der Tsimschian als an die der Haida anlehnt, scheint es, daß der Einfluß der ersteren maßgebend gewesen ist. Die Haida haben nämlich die gleiche Eintheilung in zwei Phratrien, wie die Tlingit. Die Tsimschian haben dagegen vier von einander unabhängige Geschlechter: den Raben, Adler, Wolf und Bären. Die nördlichen Stämme der Kwakiutl haben dagegen nur drei: den Raben, Adler und Wal. Ihr Wal ist mit dem Bären der Tsimschian gleichwerthig. Es muß vorläufig dahingestellt bleiben, ob der Einfluß der Tsimschian die einzige Quelle gewesen ist, welche die Sitten der nördlichen Kwakiutl beeinflußt hat, sicher ist nur, daß ein solcher Einfluß stattgefunden hat.

Es giebt noch einen anderen Umstand, welcher dafür spricht, daß die Gebräuche der Kwakiutl nicht unmittelbar von den Haida beeinflußt worden sind. Es ist dieses in der Thatsache begründet, daß sich keine ihrer Sitten unmittelbar zu jenem Volke verirrt hat. Nur die nächstwohnenden Stämme der Tsimschian haben die Tänze der Kwakiutl ohne Veränderung angenommen, und erst gegen Anfang unseres Jahrhunderts begannen die Haida, dieselben den Tsimschian zu entlehnen. Aus der Thatsache, daß nur wenige Tsimschianstämme diese Tänze angenommen haben, darf man nicht folgern, daß dieses erst ganz neuerdings geschehen ist, da das Recht, solche Tänze aufzuführen, durch Heirath erworben ist und eifersüchtig gewahrt wird. Es ist aber bekannt, wie lange sich solche Vorrechte oft erhalten.

Immerhin aber berührt es sonderbar, daß diese Tänze durch Heirath sich nicht weiter verbreitet haben, wenn die Kwakiutl selbst eine so durchgreifende Aenderung ihrer sozialen Verhältnisse durch Berührung mit ihren nördlichen Nachbaren erlitten haben, wie die Rückbildung des Patriarchats in das Matriarchat.

Ich bin geneigt, noch eine andere den Völkern Nordwest-Amerikas eigenthümliche Erscheinung auf die Kwakiutl zurückzuführen, nämlich den Gebrauch der Wappenpfähle. Gegen diese Ansicht scheint der Umstand zu sprechen, daß dieselben ihre höchste Ausbildung im Norden unter den Haida und Tsimschian finden, und daß von hier aus sowohl nach Norden, als auch nach Süden ihre Häufigkeit und Schönheit abnimmt. Ich habe aber schon früher darauf hingewiesen, daß die Haida mit großer Energie fremde Anregungen entwickeln, und das Fehlen der hochentwickelten Formen der Wappenpfähle bei den verwandten Tlingit läßt mich schließen, daß wir es auch hier mit einer selbständigen Entwickelung einer fremden Anregung zu thun haben. Die Idee der Geschlechtseintheilung ist hier bei den Haida am kräftigsten entwickelt. Es spricht sich dieses nicht nur in der Schönheit ihrer Wappenpfähle aus, welche selbst

die der Tsimschian übertreffen, sondern auch darin, daß sie die schwachen Andeutungen von Tätowirung, die sich bei ihren Nachbarn finden, zu hoher Vollendung gebracht haben, indem Frauen sowohl wie Männer Brust, Rücken, Ober- und Unterarm, Ober- und Unterschenkel und Füße mit dem Abzeichen des Geschlechtes, zu dem sie gehören, bedecken. Es ist bemerkenswerth, daß sie in Bezug hierauf die Tlingit so weit übertreffen. Eine Prüfung der Sagen zeigt, daß nur bei den Kwakiutl wieder und wieder die Wappenpfähle eine Rolle in denselben spielen. Es ist allerdings wohl möglich — besonders bei der Eitelkeit der Kwakiutl —, daß solche Sagen entstanden, um der Sitte größere Wichtigkeit und damit dem Besitzer des Pfahles größere Achtung zu verschaffen, doch scheint mir für diese Auffassung die Sage zu häufig und vor allem zu grundlegend für viele Mythen zu sein. Der Gebrauch der Wappenpfähle hat sich ebenfalls bis zu den Çatlōltχ verbreitet. Weiter südlich ist die Sitte unbekannt.

Wenden wir uns jetzt zu einer Betrachtung der Küsten-Selisch. Bekanntlich bewohnen Völker dieses Sprachstammes den größten Theil des Innern von Britisch-Columbien und Washington-Territory. Es ist daher nicht zu erwarten, daß die Gebräuche der Küstenstämme verständlich sein sollten, ohne auf das Binnenland Rücksicht zu nehmen. Die Lebensweise beider Gruppen ist allerdings ganz verschieden. Die Küstenstämme wohnen in großen Häusern, welche ähnlich wie die der nördlichen Stämme gebaut sind, aber bedeutendere Länge haben. Sie sind Fischer und benutzen Canoes in ebenso ausgedehntem Maße wie die Kwakiutl oder Tlingit. Die Stämme des Binnenlandes leben dagegen in Erdhäusern und sind naturgemäß ebensoviel Jäger wie Fischer. Der Kern der selischen Sagen scheint die Sonne zu sein, von der Ueberlieferungen vom Charakter der Tlāiq-Sage erzählt werden. Nicht mit gleicher Sicherheit läßt sich die Sage vom großen Wanderer auf die selischen Stämme zurückführen. An der Küste ist er allerdings unzweifelhaft die Gottheit, aber schon bei den Ntlakyápamuχ, welche den Thompson River bewohnen, ist er nur eine untergeordnete Gestalt. In welcher Form die Sage bei den Kalispelm u. s. w. vorkommt, ist mir unbekannt. Durch Gibbs wissen wir, daß sie bei den eigentlichen Chinuk am Columbia River vorkommt, und sie ist die Grundlage der Mythologie der Nutka. Wir müssen daher vorläufig die Frage offen lassen, wo ihr Ursprung zu suchen ist.

Bei den Selisch herrscht ebenfalls das Vaterrecht. Die Trennung der Geschlechter ist aber nicht so deutlich wie bei den Kwakiutl. Auch hier finden wir noch bestimmte Tänze und Bräuche, das Vorrecht gewisser Geschlechter oder Stämme. Besonders gilt dieses von dem Gebrauche der Masken, die aber unzweifelhaft vom Norden her stammen, da Masken selten sind und bei den verwandten Stämmen des Binnenlandes gar nicht vorzukommen scheinen.

Das Studium des Gebrauches von Masken macht uns auf einen anderen interessanten Umstand aufmerksam. Die Masken der nördlichsten Völker dieses Gebietes, der Tlingit, zeigen vielfach eigenthümliche Verzierungen, die in ganzen Figuren bestehen, welche aus den Gesichtern hervorwachsen, oder denselben angehängt sind. Außerdem erscheinen dieselben nicht so stark stilisirt, wie die Masken der südlicheren Völker. Durch diese Eigenthümlichkeiten stellen sie sich denjenigen der Eskimos des südlichen Alaska nahe, welche die gleichen Merkmale besitzen. Ein sorgfältiger Ueberblick über die Sagen zeigt auch andere Eigenthümlichkeiten, die unzweifelhaft auf dieselbe Quelle zurückzuführen sind; vor allem die Vorstellung von zwei Welten, in denen die Seelen leben; die eine für die eines gewaltsamen Todes Gestorbenen, im Himmel, die zweite für auf dem Krankenbette Gestorbene, im gleichen Niveau mit der Erde, aber außerhalb derselben.

Ich habe in den vorhergehenden Bemerkungen versucht, durch den Vergleich der Sagen zu einem Rückschlusse auf die Entwickelung der nordwest-amerikanischen Kultur zu gelangen, und es hat sich gezeigt, daß dieselbe keineswegs so einheitlich ist, wie sie auf den ersten Blick erscheint. Am sichersten ist ein solcher Beweis, wenn wir bei Stämmen der gleichen Sprachgruppe verschiedene Sitten und Sagen finden. Leider ist das Material, welches mir zu Gebote steht nicht vollständig genug, um die Untersuchung gleichmäßig durchzuführen. Eine Kenntniß der Stämme am Gardner-Kanal und der Selisch des Binnenlandes, so wie ihrer südlichen Nachbaren ist unentbehrlich, um z. B. die Wanderer-Sage auf ihren Ursprung zurückzuverfolgen.

Eines der Resultate unserer Untersuchung ist die Erkenntniß des großen Einflusses, welchen die Kwakiutl auf die Entwickelung ihrer Nachbaren gehabt haben, und welcher vielleicht noch viel tiefer gehend ist, als es gegenwärtig den Anschein hat. Die Grundlage ihrer Mythen ist nur zum Theil erkennbar, da sie selbst von der zweiten wichtigen Gruppe dieser Völker — den Haida und Tlingit — mittelbar stark beeinflußt sind.

Diese beiden Völker bilden einen höchst interessanten Gegenstand des Studiums. Der Bau beider Sprachen ist bei großer Verschiedenheit des Vokabulars sehr ähnlich. Ihre Sitten und Sagen sind fast gleichartig, nur zeigen sich die Haida durch die Vermittelung der Tsimschian noch stärker durch ihre südlichen Nachbaren beeinflußt, als die Tlingit. Die Thatsache, daß diese beiden Völker trotz ihrer Verwandtschaft sich ganz wesentlich in Bezug auf den Stil ihrer Kunstwerke unterscheiden, halte ich für sehr wichtig, da ich dieselbe für beweisend dafür halte, daß diese Künste nicht bei den Haida entstanden sind, obwohl sie daselbst ihre höchste Entwickelung erhalten haben.

In den Tsimschian-Sagen erscheinen Elemente, die sie ziemlich sicher als spätere Eindringlinge an der Küste charakterisiren.

Die Nutka endlich sind so gänzlich von den Kwakiutl beeinflußt, daß aus ihren Sitten und Sagen nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntniß nichts zu ersehen ist.

Es würde nun nothwendig sein, die aus dem Studium ethnologischer Thatsachen gezogenen Folgerungen durch linguistische und anthropologische Untersuchungen zu unterstützen und auszubauen. Im Gegensatze zu der ethnologischen Gleichförmigkeit finden wir die größtmögliche Mannigfaltigkeit von Sprachen in dem besprochenen Gebiete, und zwar stimmen die Gruppen mit den von uns unterschiedenen ethnologischen Gruppen ziemlich gut überein.

Die anthropologische Untersuchung wird durch die starke Mischung der Stämme sehr erschwert. Heirathen zwischen den verschiedenen Stämmen sind sehr häufig, und außerdem beförderte früher die Existenz der Sklaverei ihre Vermischung. Ferner steht uns nur wenig Material über die nördlichen Stämme zu Gebote. Dieselben unterscheiden sich aber durch den ganz asiatischen Charakter ihrer Züge stark von den südlicheren Stämmen. Auf diese ist der Gebrauch, den Schädel künstlich zu deformiren, beschränkt. Die Kwakiutl sowohl wie die Selisch haben kurze Köpfe, eine Eigenschaft, die bei den letzteren noch durch die Art der Deformation verstärkt wird; doch sind beide Typen sehr von einander verschieden, indem der Hinterkopf der Kwakiutl bedeutend länger, und die Stirn sehr viel breiter ist, als bei den Selisch. An der Küste haben die Çatlóltχ noch den Kwakiutl-Typus, welcher dann plötzlich verschwindet.

Es weisen also alle diese Erscheinungen auf eine Vielheit des Ursprunges der nordwestamerikanischen Kultur hin.

Wir haben uns ganz von allen Seitenblicken auf entfernte Gebiete enthalten und keinen Versuch gemacht, die

Kultur dieses Gebietes mit asiatischen oder polynesischen Kulturen in Beziehung zu setzen, obwohl wir uns gewisser Analogien, auf welche so häufig aufmerksam gemacht wird, wohl bewußt sind. Bei der Häufigkeit isolirt wiederkehrender ethnologischer Erscheinungen muß jeder Analogieschluß gerechte Zweifel erwecken, und es erschien uns daher wichtiger, zunächst die zu untersuchende Kultur selbst zu analysiren. Nachdem wir erkannt haben, daß dieselbe aus mehreren Elementen entstanden ist, würde es sich fragen, welches derselben mit fremden Erscheinungen in Beziehung gesetzt werden kann. Gewiß nicht die Selisch, Nutka und Kwakiutl. Bei den ersteren zeugt der Charakter der Binnenlandstämme gegen eine solche Verbindung, und die drei genannten Sprachstämme sind durchaus indianisch. Die physischen Merkmale der Tsimschian, Haida und Tlingit erinnern dagegen stark an asiatische Typen. Die Tsimschian des Binnenlandes sind uns anthropologisch wenig bekannt; die der Küste sind sehr stark mit Haida und Tlingit gemischt.

Wir müßten uns also vor weiteren Schlüssen bemühen, die Kultur der Nordwestamerikaner noch weiter zu analysiren, um wirklich mit greifbarer Bestimmtheit zu wissen, was wir denn vergleichen wollen. Aus anthropologischen Gründen werden wir schließen, daß die Tlingit und Haida die Träger einer solchen Verbindung sein würden. Hier hätte eine zukünftige Untersuchung der ethnologischen Analogien anzusetzen. Vorläufig aber ist die Kenntniß der merkwürdigen Völker der Nordwestküste noch nicht weit genug fortgeschritten, um einen Vergleich an der Zeit erscheinen zu lassen. Der Bau der einzelnen Sprachen, der Charakter der zwischen den Tlingit und Eskimo wohnenden Stämme, und die Sitten müssen erst in weit größerem Detail studirt werden, als bis jetzt geschehen ist, ehe selbst das Problem mit annähernder Präcision gestellt werden kann.

Kürzere Mittheilungen.

Die Wege zu Emin Pascha.

Vor der Münchener Abtheilung des Deutschen Kolonialvereins verbreitete sich Dr. W. Götz in einem Vortrage über die Wege zu Emin-Pascha. Der kürzeste Weg, der zu wählen sein würde, wenn es sich einzig um die Erreichung Emins handelte, wäre demnach der von Mombas über Taweta durch das Masaï-Land, an dem Naiwascha- und Baringo-See vorüber, und nach dem Nordostufer des Victoria-Nyanza (Kabirondo und Usoga); derselbe läge also ganz in der englischen Interessen-Sphäre. Ein anderer Weg, der nebenbei für den deutschen Handel von Wichtigkeit werden könnte, wäre der von Pangani nach Wasegua, Tschagga, dem Natronsee und durch unbekanntes Gebiet nach dem östlichen Victoria-Nyanza. Ein dritter Weg endlich wäre der von Reisenden, Händlern und Missionären am meisten benutzte, von Bagamoyo über Mpuampua und Tabora nach Kagehi, von wo der Victoria-Nyanza in großen Segel-Canoes zu übersetzen wäre. Am besten würden nach Dr. Götz zwei Expeditions-Körper getrennt auf diesen Wegen — auf dem nördlichen und auf einem der südlichen — vorgehen, um sich am Victoria-Nyanza mit einander zu vereinigen. Die Wege erheben sich sämmtlich unfern der Küste zu einer beträchtlichen Höhe über den Meeresspiegel (bis über 1000 m), die Versorgung mit Nahrung wäre bei der Angebautheit der Gegend und der ergiebigen Jagd nicht schwer, und der Widerstand der Eingeborenen — namentlich von Masai, Kabirondo und Usoga — würde in keinem Falle ein sehr kräftiger sein. — Jede Karawane denkt sich Dr. Götz aus etwa 220 schußgewandten Bewaffneten und 125 Trägern bestehend, und die gesammte zu transportirende Last nimmt er zu 150 Centnern an. Zum Lasttragen will er nebenbei 80 bis 90 Esel benutzt sehen. Von Mombas nach Taweta ist es elf Tagereisen, von Taweta nach dem Naiwascha-See 18 bis 19, und von Bagamoyo nach Tabora (740 km) 35.

Wir selbst halten den Weg von Bagamoyo über Tabora in jeder Beziehung für den praktikabelsten und aussichtsvollsten, besonders wenn man am Victoria-Nyanza darauf bedacht ist, Unyoro und Uganda zu umgehen. Das Hinderniß, mit dem es die geplante Expedition unter den obwaltenden Verhältnissen zu thun hat, dürfte aber überhaupt weniger in der Beschaffenheit der Wege, als vielmehr in dem Zusammenbringen einer gut disciplinirten und zuverlässigen Mannschaft liegen. Dies war schon in den normalen Zeiten immer die Hauptnoth der Reisenden, und in den gegenwärtigen Zeiten wird es sicherlich doppelt der Fall sein. Stanley erreichte den Victoria-Nyanza (Kagehi) in den Jahren 1874 bis 1875 von Bagamoyo aus in 103 Tagen, indem er über Mpuampua und Suna (Urimi) ging, und namentlich auf dem mittleren Theile seines Weges hatte er harte Kämpfe mit den Eingeborenen (insbesondere mit den Wanjaturu) sowie zugleich auch arge Hungersnoth zu bestehen, vorwiegend durch Davonlaufen verlor er aber bis zum Victoria-Nyanza etwa ein Drittel seiner Leute, und er konnte diesen Verlust durch neue Anwerbungen nur zum Theil wieder ersetzen. Beim Auszuge aus Bagamoyo war seine Expedition 356 Mann stark. — Der Weg über Tabora führt weiter westlich als der Stanley'sche und berührt im allgemeinen bessere Gegenden. Auf dem letzten Theile seiner Reise (zum See) fand aber auch Stanley das Land (Usukuma) außerordentlich reich an Wild und Feldfrüchten, so daß die Nahrungsversorgung keinerlei Schwierigkeit bereitete. — Von Tabora aus gelangte auch die hauptlose Karawane Victor Giraud's, die ihren Herrn am Tanganika treulos verlassen hatte, nach Bagamoyo zurück. — Die Entfernung, welche Stanley auf seinem Marsche nach Kagehi zurückgelegt hat, betrug 1150 km, diejenige, welche auf dem Wege über Tabora zurückzulegen wäre, dürfte dagegen nahezu 1200 km betragen. Da aber die Hauptschwierigkeiten, welche Stanley zu überwinden hatte, gerade auf der Strecke lagen, welche über Tabora umgangen wird, so wäre ein viel rascheres Erreichen des Victoria-Nyanza auf dem letzteren Wege mit einer guten Mannschaft recht wohl denkbar. — Der erste Weg, den Dr. Götz ins Auge faßt (von Mombas aus), fällt zusammen mit der Reiseroute Joseph Thomsons (1883), der 271 Tage zubrachte, ehe er an den Victoria-Nyanza kam (bei Seremba), der aber nur eine Karawane von 140 Mann führte, und der wegen seiner wissenschaftlichen Forschungen nicht darauf bedacht war, seinem Ziele direkt zuzustreben. E. D.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Oberst Bouille hat ein neues Nivellement Frankreichs unternommen, durch das sich das ältere Bourdalou'sche Nivellement in vielen Punkten als mit erheblichen Irrthümern behaftet erweist. In der Gegend von Lille ergiebt sich eine Erniedrigung des gesammten Terrains um 0,78 cm.

— Nach einer Aufstellung des französischen Handelsministeriums hat sich die Zahl der Fremden in Frankreich vom Jahre 1851 bis zum Jahre 1886 etwa verdreifacht, während die Zahl der im Lande Geborenen sich nur um etwa 4 Proc. vermehrt hat. Am stärksten war der Zuwachs des italienischen Elementes, das 1886 264568 Köpfe zählt, und in dem Departement Bouches-du-Rhone mehr als 8 Proc. von der Gesammtbevölkerung ausmacht. Belgier lebten 482261 im Lande, namentlich im Departement Nord; Deutsche ca. 100000, d. i. nicht ganz halb so viele als vor 1870; Spanier und Portugiesen 80842; Schweizer 78584; Holländer 37149; Engländer und Iren 36134; Nord- und Südamerikaner 10253. Den Hauptkonzentrationspunkt des Fremdenzuflusses — sowohl für die willkommenen Geldverzehrer, als auch für die auf Gelderwerb ausgehenden Arbeiter — war natürlich Paris.

Asien.

— Die Asienforschung hat durch den Tod des Generals N. v. Prshewalski einen schweren Schlag erlitten. Der berühmte Reisende, der an Energie und Kühnheit Stanley vollkommen ebenwürtig zur Seite stand, und der an wissenschaftlich werthvollen Beobachtungen einen viel größeren Schatz als dieser heimgebracht hat, war auf seiner fünften Ausreise nach Asien am Issyk-kul angelangt, und im Begriffe die Ketten des Thian-schan zu übersteigen starb er in dem Oertchen Karakol, in einem Alter von noch nicht ganz fünfzig Jahren.

— In der „Iswestja" der Ostsibirischen Geographischen Gesellschaft (vol. 19, I) erstattet L. A. Jaczewski einen vorläufigen kurzen Bericht über die Ergebnisse seiner mit Botaniker Preyn unternommenen Expedition in dem Sajanischen Gebirge. Die beiden Herren überstiegen das Gebirge, das im Munku Sardyk, sowie in mehreren anderen Gipfeln die Höhe von 3500 m erreicht, an drei verschiedenen Orten. Vom Süden, an den Ufern des Kirligoy-Flusses, erscheint es als ein einziger großer Wall, der von Südost nach Nordwest streicht. Die Gliederung in zahlreiche einzelne Ketten ist in der Hauptsache der Thätigkeit der Atmosphärilien zu verdanken, wie schon Tschersky erkannte. Die alten paläozoischen (wahrscheinlich silurischen) Schichten im Norden lagern ungestört horizontal, so daß also das Plateau durch ungeheure Zeiträume hindurch nicht vom Meere bedeckt war. Die Gletscher reichen im Nordabhange viel weiter thalwärts als im Südabhange, und dieselben waren einst viel ausgedehnter als heute, da in größerer Entfernung von denselben Gletscherschliffe und erratische Blöcke beobachtet wurden.

— Der neuerliche Versuch des englischen Kapitäns Wiggins, durch das Karische Meer zum Jenissei vorzudringen, und den Handelsweg zur See nach Nordsibirien als praktikabel zu erweisen, ist wieder gescheitert. Trotzdem vertritt der bekannte schwedische Polarforscher Torell die Meinung, daß eine regelmäßige Schiffahrtsverbindung zwischen Europa und Nordsibirien möglich sei. Es müßten nur besonders konstruirte Schiffe dazu beschafft und im Anfange des Sommers am westlichen Eingange des Matoschkin-Schar stationirt werden, um ostwärts vordringen zu können, sobald das Karische Meer eisfrei würde. Unter fünf Jahren sei das Eis durchschnittlich nur in einem so schlimm, daß die Fahrt dadurch unmöglich gemacht werde. — Das lautet für die theoretische Brauchbarkeit des Weges günstiger als für die praktische.

— Da sich der Seeweg durch das Karische Meer in dem gegenwärtigen Jahre immer wieder schlecht bewährt hat, so tritt das Projekt Golochwastoffs, eine Eisenbahn zwischen dem Eismeere und dem unteren Ob zu bauen, wieder mehr in den Vordergrund. Die betreffende Bahn soll nur 400 Werst (km) lang werden, nördlich von Belkow Noß ausgehen, die Tundra Bolschozemelsk durchmessen, den Ural in 180 m Höhe überschreiten und bei Obdorsk endigen. Man glaubt freilich, daß der Betrieb auf dieser Bahn nur etwa 180 Tage in jedem Jahr möglich sein wird.

— Als erste und nächste Wirkung der neuen centralasiatischen Eisenbahn wurde berichtet, daß in den von ihr durchzogenen Gegenden, namentlich im Gebiet von Samarkand und im Chanat von Buchara, eine beträchtlich größere Fläche als sonst mit Baumwolle bestellt worden sei. Jetzt melden russische Zeitungen, daß die kaiserliche Regierung mit einer in Centralasien thätigen Handelsgesellschaft (Kudrin & Comp.) über folgendes Projekt in Unterhandlung steht: Der Gesellschaft wird ein 65550 Hektaren Landes umfassender Theil der sogenannten Hungersteppe zwischen Tschinas und Dschisak (auf dem Wege vom Ssyr-Darja nach Samarkand) auf 90 Jahre zur unentgeltlichen Benutzung überwiesen. Diese gesammte Fläche hat die Gesellschaft mit Bewässerungsanstalten zu überziehen, welche in bestimmten Terminen sich fortschreitend entwickeln und in 42 Jahren zum Abschluß gebracht sein müssen. Werden die Werke in den bestimmten Terminen nicht bis zu dem bedungenen Grade vollendet, so verliert die Gesellschaft überhaupt das Recht zur weiteren Nutzung des Grund und Bodens. Von diesem soll ferner ein Drittel zu Baumwollenpflanzungen verwendet werden, der Rest ist zu Feld-, Wiesen- und Baumanlagen bestimmt, bezw. zum Baugrund für die Häuser der aus Rußland herbeigerufenen Kolonisten. Der ganze Plan unterliegt zur Zeit der Begutachtung des Generalgouverneurs von Turkistan.

Afrika.

— Das schottische „Geographical Magazine" (vol. IV, p. 556) enthält eine Reihe von Bemerkungen über das von der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft übernommene Küstenland, unter denen wir die folgenden hervorheben: Der beste Hafen an der ganzen Küste dürfte Mombas sein, er ist tief, gut von Land umschlossen und doch leicht zugänglich, und fähig etwa 20 Panzerschiffe aufzunehmen. Während das Küstenland im allgemeinen in einer Breite von 200 englischen Meilen sehr ungesund ist, so macht der Strich von Mombas bis Malindi von dieser Regel eine Ausnahme, vielleicht, weil poröser Sandstein den Untergrund bildet, und weil die Niederschlagsmenge keine sehr große ist. Dem entsprechend ist auch die Vegetation nicht sehr üppig, und die Flüsse führen nur in der Regenzeit Wasser, während solches in der Trockenzeit blos in natürlichen Teichen enthalten ist. Außer auf zwei Strecken zwischen Taro und dem Kilimandscharo ist aber an Trinkwasser kein Mangel. Die

Bevölkerung ist durch die Verwüstungen, welche die Masai angerichtet haben, sehr dünn, und im wesentlichen finden sich kleine Dörfer, mit Feldern von Mais, Hirse, Bohnen und Linsen und mit Heerden von Rindern, Schafen und Ziegen, nur in den zerstreuten Wald-Distrikten. Die mohammedanischen Sklavenhändler sind auch hier den Europäern feindlich, und sie sind es, die das Eindringen der Kultur bisher am meisten erschwert haben. Eigentliche Handelsstraßen in das Innere giebt es nicht, sondern nur schmale Negerpfade, denen die Sklavenkarawanen folgen, und die häufigem Wechsel unterliegen.

— Am 1. November sind endlich Nachrichten von Stanley, die im allgemeinen als zuverlässige betrachtet werden können, in Zansibar eingetroffen. Danach stießen arabische Händler westlich vom Albert Nyanza und südöstlich von Sanga (im Lande der Momfu, nahe der Wasserscheide zwischen Kongo und Nil) auf eine Abtheilung der Stanley'schen Expedition, die sich gerade anschickte, eine Anzahl von Sümpfen, an denen die Gegend reich ist, zu durchschreiten. Die Abtheilung bestand aus etwa 30 Zansibarleuten und bildete nur die Nachhut, während der von Stanley geführte Hauptkörper zwei Tagereisen voraus war. Die Händler vernahmen von den Leuten Stanley's, daß die Expedition furchtbare Strapazen zu überstehen gehabt, und durch Kämpfe mit den Eingeborenen, die ihnen keine Lebensmittel verabfolgen wollten, sowie durch Unfälle bei Stromübergängen und durch Desertion große Verluste erlitten habe. In den dichten Waldungen sei man nur $1^1/_4$ englische Meile an jedem Tage vorwärts gekommen, und außerdem habe man wiederholt längeren Halt gemacht, in der Hoffnung, daß Verstärkungen und Provisionen von den Aruwimi-Fällen anlangen würden. Einer der weißen Begleiter Stanley's sei gestorben, und Stanley selbst sei längere Zeit fieberkrank gewesen, so daß man deshalb eine dreiwöchentliche Rast habe machen müssen, nun sei er aber wieder hergestellt. Weil die Gegend in der Richtung auf den Albert Nyanza sehr sumpfig sei, so habe sich der Reisende vor kurzem entschlossen, den Weg mehr gegen Nord und Nordost zu nehmen, hoffend, daß er auf diese Weise Wadelai in 40 bis 50 Tagen erreichen werde. Die Stärke der Karawane schätzten die Araber zur Zeit, wo sie ihrer Nachhut begegneten, auf etwa 250 Mann, was eine Reduktion derselben auf weniger als die Hälfte bedeuten würde. — Da die Begegnung mit der Stanley'schen Expedition um Ende November 1887 stattfand, und Stanley im März 1888 noch nicht zu Emin-Pascha gestoßen war (Vergl. „Globus", Bd. 54, S. 112), so kann die neue Nachricht kaum als eine sehr tröstliche aufgefaßt werden. Die Araber berichteten zwar, daß die Expedition noch einen rüstigen und leistungsfähigen Eindruck gemacht habe, aber zwischen Ende November und Anfang März liegen nicht 50 Tage, sondern reichlich drei Monate. Hoffnung, daß der energische Mann sein Ziel mittlerweile erreicht haben werde, ist aber immerhin noch da.

Bücherschau.

— Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen, in Einzel-Abhandlungen verfaßt von P. Ascherson, A. Bastian, C. Börgen, H. Bolau, O. Drude, G. Fritsch, A. Gärtner, A. Gerstacker, A. Günther, J. Hann, G. Hartlaub, R. Hartmann, P. Hoffmann, W. Jordan, O. Krümmel, M. Lindeman, Ritter v. Lorenz-Liburnau, v. Martens, A. Meitzen, K. Möbius, G. Neumayer, A. Orth, F. v. Richthofen, H. Schubert, F. Schweinfurth, H. Steinthal, F. Tietjen, R. Virchow, E. Weiß, H. Wild, L. Wittmack und herausgegeben von Dr. G. Neumayer. — Zweite Auflage. Zwei Bände. Berlin, 1888. Robert Oppenheim. Das Zeitalter der großen kontinentalen Durchquerungen und Recognoscirungen, das in den letzten Jahrzehnten seinen Höhepunkt erreicht hatte, stellte an den einzelnen Forschungsreisenden gewaltige Anforderungen. Jede Wissenschaft erwartete und verlangte, daß er für sie etwas mit heimbrächte, denn jede hatte in dem betreffenden Erdraum ihre Probleme zu lösen. Der Reisende sollte Geograph sein, und Ortslagen und Berghöhen bestimmen, Geolog, und über die älteren und jüngeren Formationen Aufschluß geben, Physiker, Botaniker, Zoolog, Anthropolog, Linguist, und was nicht sonst noch — eine Forderung, die bei der weit fortgeschrittenen Theilung der wissenschaftlichen Arbeit unmöglich erfüllt werden konnte. Da kamen Bücher von der Art des vorliegenden wie gerufen. Sie formulirten die Wünsche, die die einzelnen Disciplinen an den Reisenden stellten, sie gaben die einfachsten Wege an, auf denen ihnen auch von dem Nichtfachmanne bis zu einem gewissen Grade entsprochen werden konnte, und es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß sie in dieser Weise unendlich viel dazu beigetragen haben, die Gesammtwissenschaft von dem Erdplaneten zu fördern. Nicht mit Unrecht bildeten „Neumayer's Anleitungen" einen der wesentlichsten Bestandtheile jeder wissenschaftlichen Reise-Ausrüstung. — Wäre das in Frage stehende Zeitalter nun heute vollkommen überwunden, so würden dergleichen Bücher ihre Existenzberechtigung verloren haben, und es hätten an ihre Stelle Spezialwerke zu treten. Es ist dies aber höchstens zum Theil der Fall. In zahlreichen Erdgegenden handelt es sich immer noch um die Forscherarbeit einzelner Pioniere, und in anderen Gegenden, wo man aus verschiedenen Fachleuten zusammengesetzte Expeditionen entsendet, kann man die Theilung der Arbeit wenigstens noch lange nicht so weit treiben, daß dem Einzelnen neben seinem eigentlichen „Fache" nicht noch dieses und jenes verwandte Fach zufiele. Die Spezialisirung hat zum großen Vortheile der Wissenschaft auch bei der Explorirung Afrikas, Asiens, Südamerikas und Australiens große Fortschrite gemacht, aber sie ist keine so weitgehende wie daheim. Deshalb sind „Neumayer's Anleitungen" noch immer an ihrem Platze, und es ist von ihnen noch immer eine bedeutende Förderung der Erdkunde und der verschiedensten anderen Wissenschaften zu erwarten, wenn die Reisenden sich ihrer bedienen. Trägt ja doch das Buch in seiner neuen Auflage der veränderten Lage auch Rechnung, indem es seine einzelnen Theile in einem viel höheren Grade vertieft und erweitert hat, und indem es durch seine Gliederung in zwei Hauptabtheilungen dem Einzelnen die freie Wahl läßt, entweder der eigentlichen Geographie oder der Ethnologie oder der Botanik oder der Zoologie zu dienen. Das Buch ersetzt dem Reisenden in unbekannten Gegenden eine ganze Bibliothek. — Im übrigen genügt es zur nachdrücklichen Empfehlung des Werkes darauf hinzuweisen, daß die oben aufgezählten Bearbeiter der einzelnen Abhandlungen ohne Ausnahme hervorragende Autoritäten in ihrem Fache sind, und daß dieselben mit den Aufgaben, welche in ihren Disciplinen vor allen Dingen gelöst werden müssen, nach jeder Richtung hin wohl vertraut sind. Der erste Abschnitt des zweiten Bandes — die von A. Meitzen vertretene Landeskunde — würde unseres Erachtens richtiger am Orte gewesen sein im ersten Bande.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIV.



№ 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Das deutsche Schutzgebiet in der Südsee.

Von Dr. M. Hollrung.

I.

(Mit zwei Abbildungen und einer Karte.)

Es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß unsere afrikanischen Kolonien viel besser gekannt sind und auch weit mehr das Interesse des Laien wie des Fachgelehrten zu fesseln verstehen, als jene an der Grenze des indisch-malayischen Archipels und des Großen Ozeans gelegenen, offiziell unter dem Namen „Deutsches Schutzgebiet in der Südsee“ bekannten, gemeinhin aber nach dem auf der Insel Neu-Guinea liegenden Theile desselben als „Kaiser-Wilhelmsland“ bezeichneten Besitzungen. Es soll daher in den nachfolgenden Zeilen versucht werden, durch eine auf Grund eigener Anschauung gewonnene kurze Schilderung, das deutsche Schutzgebiet in der Südsee dem Interesse des Lesers näher zu bringen.

Als die Neu-Guinea-Kompagnie durch den Kaiserlichen Schutzbrief vom 17. Mai 1885 in den ausschließlichen Besitz des Schutzgebietes, bestehend aus dem Kaiser-Wilhelmsland und den Inseln des Bismarck-Archipels, wozu sich etwas später noch die nördlichen Salomonsinseln gesellten, gesetzt wurde und damit eine Reihe von schwerwiegenden Rechten sowohl wie Verpflichtungen übernahm, betrat sie ein Arbeitsfeld, welches weit ungünstigere Chancen für eine gedeihliche Entwickelung bot, als irgend eine derjenigen Gesellschaften, welche in Afrika Ländereien im deutschen Interesse erworben, vorgefunden hat. Während dort im „dunklen Erdtheil“ Land und Leute bis zu einem gewissen Grade schon bekannt, die Eingeborenen bereits der Kultur näher getreten und Handelsprodukte, sowie große Handelsstraßen nach dem Innern vorhanden waren, herrschte im Gebiete der Neu-Guinea-Kompagnie über diese für die Prosperität eines Landes so hochwichtigen Verhältnisse theils vollständige Unkenntniß, theils unvollständige Kenntniß. Etwas genauer bekannt war wenig mehr als die Küste, und diese nicht einmal in ihrer vollen Ausdehnung. Zwar hatte der Russe Micklucho-Maclay in den Jahren 1871/72 längere Zeit an der Küste der Astrolabe-Bai in der Nähe des Dorfes Bonzu und später in diesem Dorfe selbst gelebt, hatte die meteorologischen Verhältnisse, Sprache und Sitten der Eingeborenen daselbst studirt, hatte auch die benachbarten Küstengegenden bis auf 20 km Entfernung nach beiden Seiten hin, und das Hinterland bis auf 6 km in das Innere hinein besucht, aber seine Beobachtungen und Erfahrungen sind nicht von allgemeiner Bedeutung geworden, da er im ganzen nur weniges Material und das Wenige an verhältnißmäßig schwer zugängigen Stellen veröffentlicht hat. Es besuchte danach Finsch 1884/85 im Auftrage der Neu-Guinea-Kompagnie auf dem Dampfer Samoa die Küsten des nachmaligen Kaiser-Wilhelmslandes, sowie einige Partien von Neu-Mecklenburg und Neu-Pommern. Ihm verdanken wir hierdurch eine Reihe werthvoller Entdeckungen, Beobachtungen und Mittheilungen, welche sich jedoch, da Finsch, an den Dampfer gebunden, nirgends Landaufenthalte von irgend welchem

Belang nehmen konnte, nur über gewisse Küstenstrecken und ihre allernächste Umgebung erstrecken. Nach einigen Richtungen hin etwas besser bekannt waren verschiedene Theile der Inseln des Bismarck-Archipels. Hier hatten einerseits deutsche Kriegsschiffe, insbesondere die „Gazelle“, durch zahlreiche Vermessungen Grund zu einer besseren Kenntniß des Landes gelegt, andererseits zwei deutsche Handelshäuser durch Anlegungen von Faktoreien und Nebenstationen den Verkehr mit den Eingeborenen u. s. w. bereits eingeleitet.

Die Neu-Guinea-Kompagnie begann im November des Jahres 1885 ihre Thätigkeit auf diesem jungfräulichen Gebiete zunächst mit der Errichtung neuer eigener Stationen in Kaiser-Wilhelmsland, der Anlegung von Versuchspflanzungen, mit der Erforschung der Eingeborenensprache und der Einführung eines regelmäßigen Dampfschiffverkehrs zwischen den Stationen einerseits und dem Festland von Australien andererseits. Es folgte im Laufe der Zeit die Aussendung einer wissenschaftlichen Zwecken dienenden Expedition, die Organisation genauer meteorologischer Beobachtungen, die Einführung deutscher Rechtsprechung, deutscher Maße und Gewichte u. a. m. Wiewohl nun die durch Land und Leute gegebenen Vorbedingungen im Allgemeinen nicht als unbedingt günstig erschienen, sind doch die auf die Kolonisirung ihres Besitzes gerichteten Bestrebungen der Neu-Guinea-Kompagnie bisher zum großen Theil von Erfolg begleitet gewesen, da ihre Arbeiten vielfach durch werthvolle, in der Beschaffenheit und Natur des Landes sowie der Eingeborenen liegende Hilfsmittel unterstützt wurden.

Von großem Werthe für die Entwickelung des Schutzgebietes ist die Küstenbildung im Verein mit gewissen vortheilhaften Witterungsverhältnissen gewesen. Was erstere anbelangt, so zeigt sie zwar im ganzen eine äußerst geringe Gliederung, weist dagegen im speciellen eine überraschend große Anzahl von ausgezeichneten Häfen oder Einbuch-



Der Hatzfeldthafen und die Insel Tschirimotsch. (Nach einer Photographie von Dr. M. Hollrung.)

tungen, welche als sichere Ankerplätze benutzt werden können, auf. Es kommt bei der Benutzung dieser Einbuchtungen dem Schiffer der Umstand zu statten, daß Stürme im deutschen Schutzgebiet unbekannt sind und selbst stärkere Winde nur zur Zeit des Windwechsels eintreten. Aus diesem Grunde verursacht auch das Landen an ganz offenen Küstenstellen wenig Schwierigkeiten. Unter den Häfen, deren Zahl in Kaiser-Wilhelmsland auf der 450 Seemeilen langen Küstenstrecke von Mitrefelsen bis Kap della Torre 16 beträgt, ist der Friedrich-Wilhelmshafen der sicherste, während die beiden ihm dicht benachbarten Häfen „Prinz Heinrichhafen“ und „Alexishafen“ Anspruch darauf machen können, die geräumigsten zu sein. Der Friedrich-Wilhelmshafen, durch seine vielen Seitenbuchten etwas dem Hafen von Sydney gleichend, wenn auch viel kleiner wie dieser, wird gegenwärtig noch nicht benutzt, es steht aber außer allem Zweifel, daß er dereinst nach Besiedelung und Bebauung der westlich von der Astrolabe-Bai gelegenen Ebene zu voller Bedeutung gelangen wird. Unter den übrigen Häfen sind der Hatzfeldthafen (S. Abbildung 1), der Konstantinhafen und der Finschhafen in Kaiser-Wilhelmsland, der Hafen von Matupi (Gazellahalbinsel auf Neu-Pommern), der Hafen von Mioko (in der Lauenburg-Inselgruppe) und der Hafen von Nusa (in der Straße zwischen Neu-Hannover und Neu-Mecklenburg) deshalb hervorzuheben, weil sich größere Stationen in ihrer unmittelbaren Nähe befinden. Die Hauptstation für das gesammte Schutzgebiet steht mit dem Finschhafen (S. Abbildung 2) in Verbindung, obwohl weder der Finschhafen, noch die ihn umgebenden Länderkomplexe den im Laufe der Zeit an die Hauptstation eines Gebietes von der halben Größe des Deutschen Reiches gestellten Anforderungen werden genügen können. Mit Ausnahme von Matupi sind die genannten Häfen Korallenhäfen. Die korallinische Beschaffenheit derselben bietet jedoch im allgemeinen keine

nennenswerthen Schwierigkeiten, und ist nur gelegentlich dadurch von Nachtheil, daß sie einen Mangel an genügenden Mengen frischen Quelltrinkwassers oder dessen gänzliches Abhandensein verursacht.

Korallenbildungen in Gestalt von Riffen befinden sich vielfach dicht unter der Küste, verhältnißmäßig selten dagegen in offener See. Erstere sowohl wie letztere sind gegenwärtig genügend bekannt, um nicht mehr Schiffahrtshemmnisse zu bilden.

Die Flußschiffahrt, für welche nur das Kaiser-Wilhelmsland und einige Theile von Neu-Pommern in Betracht kommen, ist gegenwärtig noch wenig entwickelt, da die Oberflächenbeschaffenheit des Schutzgebietes einerseits, die Lage der Stationen andererseits Verhältnisse geschaffen haben, welche es noch nicht erforderlich machten, die regelmäßige Befahrung der Flüsse ins Auge zu fassen. Als Erläuterung hierzu ist es nöthig, einen Seitenblick auf die ebenerwähnte Oberflächenformation zu werfen. Das Kaiser-Wilhelmsland zunächst ist sehr deutlich in einen nördlichen, ebenen und einen südlichen, gebirgigen Theil geschieden. Die Grenze zwischen beiden Bildungen ist etwa unter 4° 30′ zu suchen, woselbst mit einem nahezu parallel zum Aequator verlaufenden Zuge das Gebirge von der Küste vollständig zurückweicht. Die Berge erreichen hier nur geringe Höhe (700 bis 800 m), erscheinen wenig massig und durch sanftgeneigte, vielfach mit Gras bedeckte Abhänge gekennzeichnet. Diesen Charakter verliert das Bergland nach dem Süden zu immer mehr und mehr und in der gewaltigen, compakten Masse des Finisterre-Gebirges (Borroborro Mana — d. i. sehr große Berge — der Bongu-Eingeborenen) ist er schließlich ein vollständig anderer. Im buntesten Durcheinander treten hier die zahllosen ge-



Finschhafen, von der Halbinsel Nugidu aus gesehen. (Nach einer Photographie von Dr. M. Hollrung.)

schlossenen Bergkämme auf, zu einer gewaltigen, das Hinterland vollständig abschließenden Mauer sich empor thürmend. Einige Bergflüsse erzeugen zwar eine Art von Gliederung, dieselbe kommt aber nicht genügend deutlich zum Ausdruck, da der Lauf dieser Flüsse ein zu kurzer und die Zahl derselben eine zu große ist. Mit verschwindend wenig Ausnahmen besitzen die Bergkämme schmalen Rücken und steile Abhänge, Hochplateaus fehlen dagegen im Finisterre-Gebirge vollständig. Aus dieser Bergmasse, welche die ganze 80 Seemeilen lange Maclayküste in großer Nähe derselben entlang läuft, ragen einige sich nicht allseitig deutlich abscheidende Erhebungen — der von Maclay so benannte Schopenhauer- und Kantberg nebst dem Stoschberg — hervor. Die Höhe dieser Berge ist zur Zeit noch nicht genau festgestellt. Friedrichsen giebt auf seiner Karte des westlichen Theiles der Südsee die Höhe des Schopenhauerberges auf 6118 m an, was indessen wohl etwas zu hoch gegriffen sein dürfte. Wie das ganze Finisterre-Gebirge von der See her beim Beschauer einen überwältigenden Eindruck hervorbringt, so sind auch die einzelnen Partien des Gebirges, namentlich die Thäler, zumeist von reizender Anmuth und landschaftlicher Schönheit. Für Kulturzwecke sind diese Thäler dagegen eben so oft nicht tauglich wegen ihrer außerordentlichen Enge und der Steilheit der sie begrenzenden Bergabhänge.

Diesen Charakter bewahrt auch das südlich vom Hauptstock des Finisterre, in der durch den Huon-Golf im Süden und durch die Vitiazstraße im Norden begrenzten Halbinsel gelegene, durchschnittlich 1000 m hohe, vom Finisterre nicht deutlich abgegliederte Gebirgsland. Die Karte von Friedrichsen unterscheidet innerhalb dieses Gebirgstheiles als Unterabtheilung die Rawlinson-Berge, jedoch mit Unrecht, denn dieselben besitzen keinerlei Charakteristicum, welches diese Sonderung rechtfertigen könnte.

Eine entschiedene Theilung der Gebirge wird dagegen weiter südwärts durch den Markham- und Franziskafluß erzeugt.

Die Ebene, welche den nördlichen Theil von Kaiser-Wilhelmsland einnimmt, ist eine reine Tiefebene ohne nennenswerthe Steigung nach dem Innern hin, denn unter 142° 56 östl. L. und 4° 11 s. Br. betrug ihre Höhe über dem Meeresspiegel nur etwa 20 m. Nichtsdestoweniger finden regelmäßig wiederkehrende Ueberschwemmungen derselben und vor allem Ueberfluthungen der dem Meere benachbarten Partien nur an vereinzelten Stellen statt.

Diese vorstehend kurz skizzirte Oberflächenbeschaffenheit hat nur im Norden die Bildung größerer Flüsse ermöglicht, während es im gebirgigen, südlichen Theile an Wasserläufen, welche zur Befahrung mit größeren Schiffen auf bedeutendere Entfernungen nach dem Innern hinein tauglich sind, fast vollständig mangelt. Da nun andererseits alle Stationen im Kaiser-Wilhelmsland im südlichen Theile gelegen sind, so erklärt sich hieraus die geringe Beachtung, welche die Flußschiffahrt in Kaiser-Wilhelmsland, ganz im Gegensatz zu anderen Kolonialgebieten, erfahren hat. Neu-Mecklenburg ist von schmaler, langgestreckter Form und dabei von der Küste ab durchaus gebirgig, so daß schiffbare Flüsse hier nicht zur Ausbildung kommen konnten. Ebenso erreicht Neu-Pommern nur in seinen mittleren Partien eine solche Breitenausdehnung, welche die Formation fahrbarer Wasserläufe zuläßt.

Wiewohl nun gegenwärtig der größte Fluß des Nordens, der Kaiserin-Augustafluß, noch nach keiner Richtung hin ausgenutzt wird, so kann die Nutzbarmachung desselben doch nur eine Frage der Zeit sein. Eine Reihe von Umständen stützt diese Vermuthungen. Zu diesen gehört die von allen Einfahrtshindernissen und Deltabildungen freie Mündung des fraglichen Stromes, die bedeutende Wassermenge, welche den größten Schiffen gestattet, 100 bis 120 Seemeilen auf ihm hinaufzugehen, und welche unter 141° 50 östl. L. bei normalem Wasserstand immer noch 9 Fuß betrug, das Gedeihen der Kokospalme bis zu 142° 50 östl. L., der Holzreichthum der oberen Uferberge, dessen Gewinnung keine nennenswerthen Schwierigkeiten bietet, und endlich die verhältnißmäßig leichte Verbindung, welche vom ersten Nebenflusse des Kaiserin-Augustastromes nach dem Fly-Flusse in Englisch-Neu-Guinea zu gewinnen wäre.

Wider Erwarten günstig haben sich im Schutzgebiete in der Südsee die klimatischen Verhältnisse und die bis zu einem gewissen Grade von diesen abhängigen Gesundheitsverhältnisse gestellt. Die Hitze war zwar allenthalben eine bedeutende, dabei jedoch weniger unangenehm fühlbar, als a priori auf Grund der äquatorialen Lage des Schutzgebietes angenommen werden mußte. Dazu kommt, daß der Unterschied der Tages- und Nachttemperatur verhältnißmäßig gering ist, ein Vortheil, welcher das Schutzgebiet vor den unter gleicher Breite gelegenen afrikanischen Besitzungen auszeichnet. Genauere Angaben, welche durch nahezu dreijährige Beobachtungen gewonnen wurden, zeigen, daß die mittlere Jahrestemperatur an der Küste[1]) 26° C., das absolute Maximum 35° C., das absolute Minimum 19° betragen hat. Von den Stationen des Bismarck-Archipels liegen bis jetzt noch keine genauen meteorologischen Beobachtungen vor, höchst wahrscheinlich würden dieselben aber noch weit günstigere Wärmeverhältnisse hervortreten lassen. Es ist nicht schwer, die Gründe hierfür in der insularen Lage der einzelnen Bestandtheile des Schutzgebietes an und für sich schon, sowie in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft bei der weiten Wasserfläche des Großen Ozeans und in den das ganze Jahr hindurch mit großer Regelmäßigkeit auftretenden, kühlen, aus NE und SE über den Ozean kommenden und daher unverdorbenen Luftströmungen zu finden. Der beständig hohe Wassergehalt der Atmosphäre bewirkt, daß der Weiße trotz der hohen Luftwärme wenig transspirirt. Es ist kaum nöthig, im besonderen darauf hinzuweisen, daß die eben erwähnten klimatischen Verhältnisse von hoher Bedeutung für die Gesundheit der im Schutzgebiet lebenden Weißen sind. Es wird von einigen Seiten allerdings der Einfluß, welchen das Klima im Schutzgebiet auf die Fiebermenge und Fieberstärke beispielsweise hat, sehr gering angeschlagen. Dem gegenüber kann aber schon die Thatsache, daß beim Wechsel des SE in den NE, welcher mit dem zeitweiligen Hereinbrechen nordwestlicher, also über die Insel Neu-Guinea hinweggegangener Luftströmungen verbunden ist, nicht nur der Procentsatz, sondern auch die Stärke der Fieber zu steigen pflegt, als genügender Gegenbeweis dienen.

Die atmosphärischen Niederschläge, im engsten Zusammenhange mit den Luftströmungen stehend, zeigen die bemerkenswerthe Thatsache fehlender fester, regelmäßig wiederkehrender oder doch deutlich als solche sich kundgebende Regen- bezw. Trockenperioden im allgemeinen und eine außerordentliche Verschiedenheit der Niederschlagsmengen in den einzelnen Theilen des Schutzgebietes im besonderen. Die erstgenannte Thatsache wird durch die Beständigkeit der Winde und den Umstand, daß das Schutzgebiet die erste Landmasse ist, welche sich ihnen entgegenstellt, die letztgenannte durch die Oberflächenbeschaffenheit des Landes ausreichend erklärt. Die meteorologische Station am Fuße des mauerartig die Küste umsäumenden Finisterre weist dementsprechend die bedeutendsten jährlichen Regenmengen (3836 mm 1886/87), Hatzfeldthafen mit seinem 700 m nicht übersteigenden Hinterlande das kleinste jährliche Niederschlagsquantum (2021 mm 1886/87) auf, während Finschhafen die Mitte hält. Die atmosphärischen Niederschläge erscheinen theils als Landregen, theils als Gewitter. Letztere sind in der nördlichen Ebene häufiger als an der Küste des südlichen Theiles von Kaiser-Wilhelmsland, woselbst nur in Constantinhafen Gewitter, welche von zahlreichen, heftigen Blitzschlägen begleitet waren, mehrfach beobachtet wurden. Auf die Bildung von Flußläufen und deren Veränderungen sind diese Gewitter durch die enorme Wassermenge, welche sie herniedergehen lassen, von größtem Einfluß. Küstenflüßchen, deren Wasser unter normalen Verhältnissen kaum den Knöchel des Fußes bespült, werden nach einem Gewitterregen über mannestief und so reißend, daß sie unpassirbar werden, bahnen sich neue Betten und führen schwere Gerölle zum Strande, deren Natur ihre Herkunft aus weit entfernten Gegenden errathen läßt. Auch der Spiegel des Kaiserin-Augustaflusses ist häufigen Schwankungen infolge von Gewittern unterworfen.

Es ist nicht zu verwundern, daß bei solchen Feuchtigkeitsverhältnissen die Zahl der Wasserläufe im Schutzgebiet eine sehr große ist. Die bedeutenderen unter ihnen sind der Franziska- und Markhamfluß, welche auf der Westseite des Huon-Golf münden, der Bubui südlich von Finschhafen, der Basilisk-Fluß bei Kap König Wilhelm heraustretend, der Kábarang, Kólli, Gábenau und Wén in der Astrolabe-Bai, der Ama-Fluß bei Kap Croissilles und endlich der Ottilien- und Kaiserin-Augustafluß, welche bereits dem Norden angehören. Nordwestlich vom Kap della Torre bis zur Landesgrenze an der Humboldtbai sind noch die Mündungen größerer Flüsse wahrgenommen worden, genaue Nachrichten über dieselben fehlen jedoch noch.

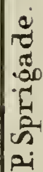
Auf geologischem Gebiete liegen belangreiche Kenntnisse von der Natur des Schutzgebietes bis zur Zeit noch nicht vor. Da im benachbarten Englisch-Neu-Guinea jedoch Gold gefunden worden ist, so ist die Hoffnung auch in Kaiser-

---

[1]) In der Ebene des Augustaflusses unter 142° 56 östl. L. und 4° 11 s. Br. haben die während fünf Monaten von den Mitgliedern der wissenschaftlichen Expedition ausgeführten meteorologischen Beobachtung nahezu gleiche Zahlen ergeben.

KAISER WILHELMS LAND

1:4500000



P. Sprigade.

Wilhelmsland dieses Edelmetalles habhaft zu werden, wohl berechtigt. Als von hohem Werthe haben sich die Phosphatguano-Vorkommen von den Purdy-Inseln, vier kleinen unter 146° 10 östl. L. und 3° s. Br. gelegenen Eilanden, erwiesen. Das bedeutendste derselben besitzt einen Phosphorsäuregehalt von 35 bis 36 Procent.

Sehr wechselvoll ist die Güte der Bodendecke, da dieselbe nicht nur von der chemischen und mechanischen Zusammensetzung der Krume sondern auch von der mechanischen Beschaffenheit und Lage des Untergrundes abhängig ist. Im allgemeinen ist der Boden im Schutzgebiet jedoch vortrefflich für Kulturzwecke geeignet, wie aus den bisher ausgeführten Analysen und den Resultaten, welche die Eingeborenen schon seit langer Zeit auf ihm erzielen, hervorgeht. Am häufigsten kommt ein heller, fetter Lehm, welcher in den Bergen zuweilen in Mergel übergeht, vor. Es liefert staunenswerthe Erträge namentlich von Tarro. Ein mittelschwerer, humusreicher, tiefgründiger Sandboden sowie schwerer grauer Thonboden bildet die Umgebung von Hatzfeldthafen. Constantinhafen besitzt fetten, stellenweise von Lehm unterlagerten Humusboden, Nusa und Mioko sind Korallen-Inselchen mit nur schwacher Bodendecke, Matupi, ebenfalls eine kleine Insel, besteht aus vulkanischem Sand. In Finschhafen ist das Land trotz seiner vorzüglichen chemischen Zusammensetzung dennoch für Kulturen wenig geeignet, da diese infolge des äußerst porösen korallinischen Untergrundes, zuweilen unter einem Mangel an Feuchtigkeit leiden. Steriles Land, wie es in Australien oder Afrika vorhanden ist, fehlt im Schutzgebiet vollständig.

Eine der hervorstehendsten Eigenthümlichkeiten des Schutzgebietes, welche sich übrigens auch im holländischen und englischen Neu-Guinea wiederfindet, ist die überraschende Dürftigkeit der Thierwelt. Nur die Vögel haben es zur Entfaltung einer größeren Anzahl von Arten gebracht. Dagegen ist die Zahl der Säugethiere eine sehr beschränkte. Es mag dahingestellt bleiben, inwieweit diese Thatsache eine natürliche ist oder sich unter dem Einfluß der Eingeborenen herausgebildet hat. Auffallend muß es jedenfalls erscheinen, daß die meisten der noch vorhandenen Säugethiere, nämlich das Wildschwein, das Wallabi, der fliegende Hund, der Cuscus, das fliegende Eichhorn (Pteromys) und eine kleine Buschratte durch ihre Lebens- oder Fortbewegungsweise gegen die Nachstellungen der Eingeborenen erheblich geschützt sind.

Reptilien und Amphiben sind durch das Krokodil, welches sich zuweilen in den Mündungen kleiner Küstenflüsse, häufiger in den großen Strömen des Nordens aufhält, ferner durch einige Lacerten, Seeschildkröten und eine Anzahl kleiner und soweit die Erfahrungen reichen nicht giftiger Schlangen vertreten. Der Fischreichthum der Küsten und Flüsse ist ein bedeutender. Die niedere Thierwelt weist nur in der Abtheilung der Hymenoptera und Diptera den Formenreichthum, welcher von einem Tropenlande wie es das Schutzgebiet ist, erwartet wird; Coleoptera und Lepidoptera sind wenig zahlreich.

Es geht aus dem Gesagten hervor, daß nur geringe Aussicht vorhanden ist, die Thierwelt des Schutzgebietes für nutzbringende Zwecke heranzuziehen. In Betracht kommen würden überhaupt nur eine Reihe schön gefärbter Vögel, wie z. B. der Paradiesvogel, welcher in drei Arten auftritt, (Diphyllodes, Cicinurus und Seleucides) deren Bälge zur Anfertigung von Schmuckgegenständen geeignet sind. Als verwerthbare thierische Produkte gesellen sich hierzu noch das Schildkrot, sowie die Perlmutterschale. Der Trepang ist vorhanden, wird aber nicht gefangen, da er von geringer Qualität ist.

Weit großartiger entwickelt ist die Pflanzenwelt. Sie zeigt eine Fülle von Formen, eine Lebenskraft und Ueppigkeit, welche schwerlich von einem anderen tropischen Lande übertroffen wird. Die Flora des Schutzgebietes schließt sich, sowie aus den vorliegenden Sammlungen und Beobachtungen entnommen werden kann, der indisch-malayischen Flora, speziell der der Philippinen eng an, während sie mit der neuholländischen nur verhältnißmäßig wenig Berührungspunkte gemein hat. Durch diese Umstände wird bis zu einem gewissen Grade auf die Pflanzenrohprodukte, welche im Schutzgebiet voraussichtlich vorhanden sind, hingedeutet. Die Vegetationsformen bestehen durch das ganze Schutzgebiet hindurch in der Hauptsache aus Wald und Grasfläche. Der Wald, welcher von 1000 m aufwärts die ausschließliche Bodenbedeckung bildet, wechselt in den tiefer gelegenen Partien in bunter Folge mit dem Graslande ab, derart, daß im Norden von Kaiser-Wilhelmsland die Grasebene, im Süden und auf den Inseln des Bismarck-Archipels der Wald vorherrscht. Letzterer ist zumeist sehr dicht, eine Eigenschaft, welche er zum nicht geringen Theile den zahllosen Kletter- und Schlingpflanzen, die im wildesten Durcheinander von Baum zu Baum gehen, verdankt. Die Waldbäume sind außerordentlich schlank und astrein gewachsen, besonders häufig treten Rubiaceen, Apocynaceen, Sapotaceen, Horaceen, Myristicaceen, Clusiaceen, Euphorbiaceen, Sterculiaceen, Malvaceen, Myrtaceen und Leguminosen auf.

Die Grasflächen werden in der Hauptsache von dem hohen, harten und scharfen Lallang-Lallang (Imperata arundinacea Cgr.), Tennisetum macrostachyum Trin. und Saccharum spontaneum L. gebildet, von denen die beiden letztgenannten sich gern in der Nähe von Flußufern oder kleinen, die Grasflächen durchziehenden Wasserrinnseln ansiedeln. Tanicum-, Anthistiria-, Taspalum-, Eleusine- und Andropogon-Arten bedecken gern stark geneigte Bergabhänge. Selten nur sind die Grasflächen ganz rein; da mit Vorliebe Sarcocephalus cordatus Mig., Albizzia procera und Cycas punktartig im Gras verstreut auftreten.

Es würde zuweit führen, die ganze Reihe der Naturprodukte, welche die Pflanzendecke des Schutzgebietes darbietet, an dieser Stelle aufzuzählen, weshalb nur einige derselben genannt seien. Von den zahlreichen Nutzhölzern ist die Kaurifichte (Araucaria spec. nov.), des Takamakaholz (Callophyllum inophyllum L.), das Duri-Duriholz (Cordia subcordata Lam.), die Mallava (Pterocarpus indicus L.), der Bretterbaum (Heritiera littoralis Dryand), Wormia spec., Pongamia spec., und Casuarina spec. exportfähig. Andere vortreffliche Hölzer eignen sich nur für den inländischen Bedarf. Aromatische, gerbstoffhaltige und bittere Rinden bezw. Blätter und Früchte sind zahlreich vorhanden. Mit Ausnahme der Massoirinde (Massoia aromatica Becc.) ist bis jetzt jedoch noch keine derselben auf dem Markte erschienen. Zweifellos werden sich aber noch einige derselben einbürgern. Die Gespinnstfasern liefernden Familien der Urticaceen, Moraceen, Malvaceen, Tiliaceen nebst einigen Pandamus-, Musa- und Crotolaria-Arten kommen in Menge wildwachsend vor und liefern, wie die aus ihnen hergestellten Arbeiten der Eingeborenen beweisen, ein sehr haltbares Material. Unter den Harzpflanzen ist Araucaria, Vatica und Garcinia beobachtet worden. Hauptölpflanze ist die Kokospalme. Manche dieser und anderer Rohprodukte sind allerdings nur da, wo billige Arbeitskräfte vorhanden sind, mit Nutzen zu gewinnen. An solchen billigen Arbeitskräften mangelt es gegenwärtig glücklicherweise nicht, da die Eingeborenen aus verschiedenen Theilen von Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg sich gern als Arbeiter nach anderen Theilen des Schutzgebietes verdingen lassen.

Von weit größerer Bedeutung als die wildwachsenden Pflanzenstoffe sind für die Zukunft des Schutzgebietes jene Naturprodukte, welche auf dem Wege der Plantagenwirthschaft gewonnen werden können. Die kurze Spanne Zeit,

welche seit dem Beginn der zur Beantwortung dieser wichtigen Frage angestellten Vorversuche verflossen ist, gestattet gegenwärtig noch nicht, ein abschließendes Urtheil in dieser Hinsicht zu fällen. Soweit sich übersehen läßt, verspricht dasselbe jedoch ein günstiges zu werden. Die bisher ausgeführten Anbauversuche haben sich zunächst auf eine Anzahl europäischer und tropischer Gemüsepflanzen, Früchte und Nährwurzeln erstreckt, von denen namentlich Tarro, Banane, Ananas, Jam, Melone, Kürbis, Eierfrucht (Solanum Melongena L.), Tomate, spanischer Pfeffer, süße Kartoffel, Manihot, Papaya und Bohne vortrefflich gedeihen. Ebenso sind sehr gute Resultate mit dem Mais, dem Teosinté (Euchlaena luxurians Asch.), der Durra (Sorghum saccharatum Tors.), der Jute und der Erdnuß erzielt worden. Baumwolle und Kaffee sind in Kaluana, auf der Gazellenhalbinsel mit gutem Erfolg angebaut und die Baumwolle (sea-island) von hier bereits in den Handel gebracht worden. Ueber die Aussichten, welche der Tabaksbau im Schutzgebiet hat, wird sich nach dem Eintreffen der ersten in Hatzfeldthafen erzielten Ernte Bestimmteres berichten lassen. Vorläufig hat der von den Eingeborenen gezogene, sehr roh behandelte Tabak an competenter Stelle eine sehr günstige Beurtheilung erfahren. Schließlich sei noch erwähnt, daß Pflanzungen von Kokospalmen angelegt worden sind, welche jedoch erst nach fünf bis sechs Jahren Erträgnisse geben dürften.

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

XVI. (Schluß-Aufsatz.)

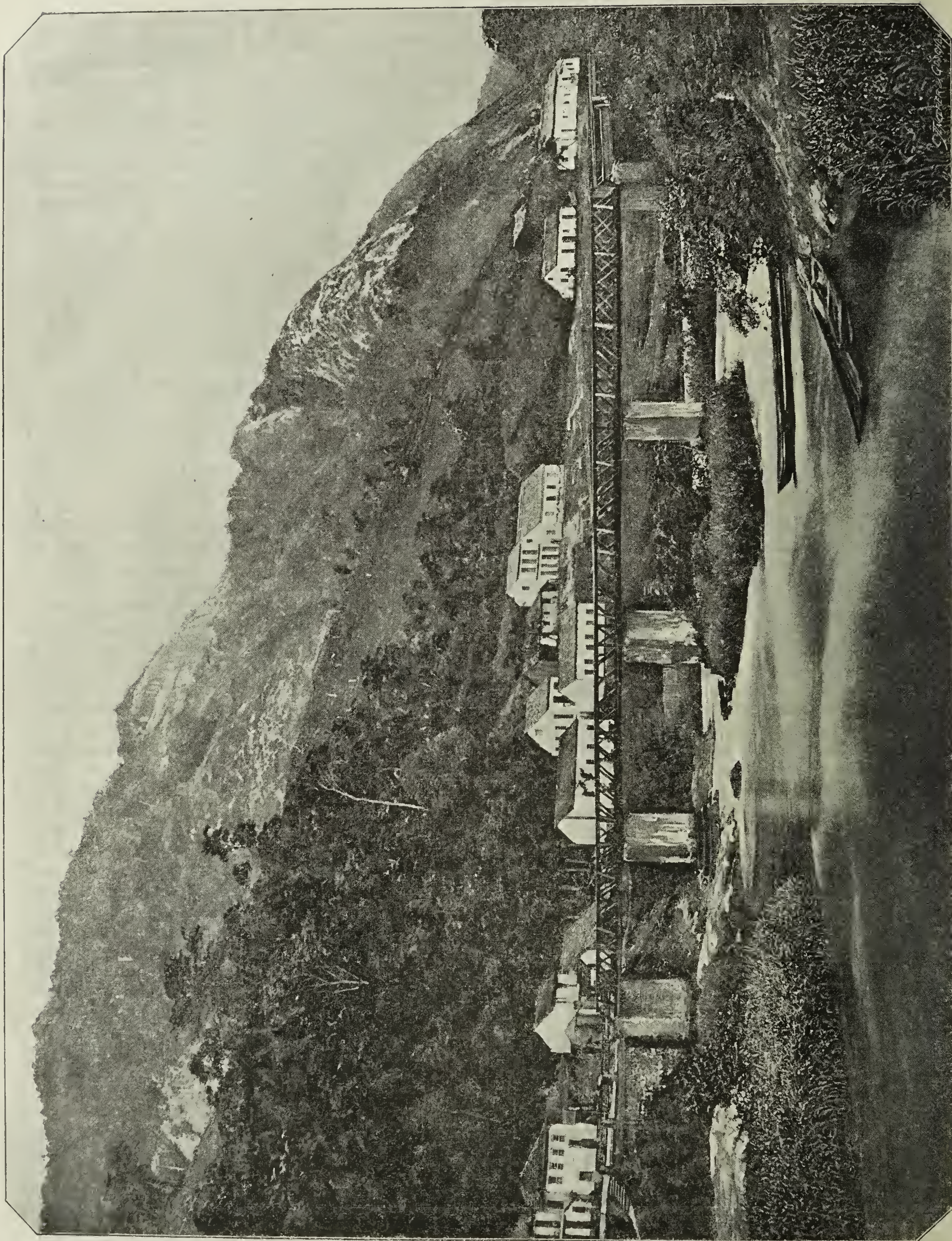
(Mit vier Abbildungen.)

Auch bei Brasilien genügt es natürlich zur richtigen Beurtheilung der Kulturkraft seiner Landestheile und der damit zusammenhängenden Kolonisations- und Auswanderungsfrage nicht, einfach die Naturverhältnisse in Rücksicht zu ziehen. Es muß auch hier, geradeso wie in Argentinien, Paraguay und Uruguay, die bereits vorhandene Bevölkerung nebst den durch diese geschaffenen Zuständen als eine andere Hauptsache ins Auge gefaßt werden.

In erster Linie haben wir da auf das afrikanische Element hinzuweisen, das durch die Institution der Negersklaverei in das Land hinein geführt worden ist, und das dem brasilianischen Kultur- und Wirthschaftsleben mehr als ein anderes seinen Stempel aufgeprägt hat. Brasilien ist dreiundeinhalb Jahrhundert ein Sklavenhalterstaat gewesen: diese Thatsache ist unserer Meinung nach viel bedeutsamer und unaustilgbarer in ihren Folgen, als die, daß Brasilien zugleich auch reichlich drei Jahrhunderte eine portugiesische Kolonie gewesen und von seinem Mutterlande nach dem bekannten Kolonialsysteme dieser Jahrhunderte bewirthschaftet worden ist. Der schwarze Mann wurde herübergeschleppt aus seinem heimathlichen Erdtheile, um durch die Peitsche des Aufsehers angetrieben, auf dem brasilianischen Boden harte Frohndienste zu thun, und die Kaffee- und Zuckerplantagen und Baumwollenfelder für seinen weißen Bruder rentabel zu machen. Nun ist er da, und es zeigt sich, daß er einen viel maßgebenderen Einfluß auf das staatliche Gemeinwesen geltend macht, als man ihm jemals zugetraut hat — zwar nicht durch sein aktives Eingreifen, wohl aber durch sein passives Eingreifen bezw. durch seinen passiven Widerstand. Dem humanen Zuge der modernen Zeit folgend, hat man ihm ja die Sklavenketten abnehmen müssen. Ist er dadurch aber etwa ein tauglicheres Kulturinstrument geworden, als er vorher war? Wir fürchten eher das Gegentheil, wenigstens was die nächste Zukunft anlangt. Es wird in Brasilien kaum viel besser gehen, als es in den Südstaaten von Nordamerika gegangen ist, wo durch die Aufhebung der Sklaverei ebenfalls eine schlimme und noch lange nicht überwundene Nothlage geschaffen worden ist. Zu einem guten und intelligenten Arbeiter ist der Neger durch das Emancipationsdekret nicht erzogen, und daß er allenthalben aus freiem Antriebe seine Schuldigkeit thun werde, können nur Optimisten von ihm erwarten. Ehrenvolle Ausnahmen mögen hie und da wohl zu konstatiren sein, dadurch wird die allgemeine Regel aber keineswegs aufgehoben.

Was das Vorhandensein des Neger-Elementes in Brasilien wirkte, so lange die Sklaverei bestand, das wird es also auch fernerhin noch wirken, und von einer hochgradigen Schwerfälligkeit und Einseitigkeit seines Kultur- und Wirthschaftslebens wird sich das Land schon in Folge der Eigenart seiner Arbeiterbevölkerung nicht losmachen können. In den nördlichen Provinzen weiße Arbeiter einzuführen, und die Neger durch dieselben in den Hintergrund drängen, oder durch ihr gutes Beispiel zu höheren Arbeitsleistungen erziehen lassen, ist schon aus klimatischen Gründen nicht thunlich. In den Mittel- und Südprovinzen aber prosperirt die Negerbevölkerung physisch viel zu sehr — auch unter den armseligsten Verhältnissen —, als daß man hoffen dürfte, sie jemals zu verdrängen, und was das gute Beispiel der Weißen gegenüber den Schwarzen anlangt, so fürchten wir, daß dasselbe sich in vielen Fällen nicht so sehr viel kräftiger erweisen werde, wie das schlechte Beispiel der Schwarzen gegenüber den Weißen. Das „süße Nichtsthun“ und das „Eile mit Weile“ ist in tropischen und subtropischen Himmelsstrichen gar zu verführerisch, das kennen wir schon von Südeuropa her.

Wenn aber alle diese Erwägungen hinfällig sein sollten, und wenn die Schwarzen sich in Zukunft in jeder Richtung als tüchtige freie Arbeiter bewähren würden, so wäre damit ihre ungünstige Einwirkung auf den gesellschaftlichen Organismus und dessen Funktionen noch keineswegs vollkommen aufgehoben. Das Schlimmste ist, daß die Institution der Negersklaverei dem gesammten brasilianischen Staatsleben eine ungesunde Richtung gegeben hat. Eine üble Vertheilung des Grundeigenthums, ein schlecht geordnetes Rechts-, Verwaltungs- und Steuerwesen, und ein oligarchisches Partei-Regiment namentlich hängen auf das engste damit zusammen, und der Reformator, welcher alle diese Mißstände mit ihrer Wurzel auszurotten fähig ist, wird noch gefunden werden müssen. Eine starke Monarchie könnte vielleicht manches ausrichten, aber wie soll sich die Monarchie unter solchen



Santa Leopoldina. (Nach einer Photographie von Richard Dietze.)

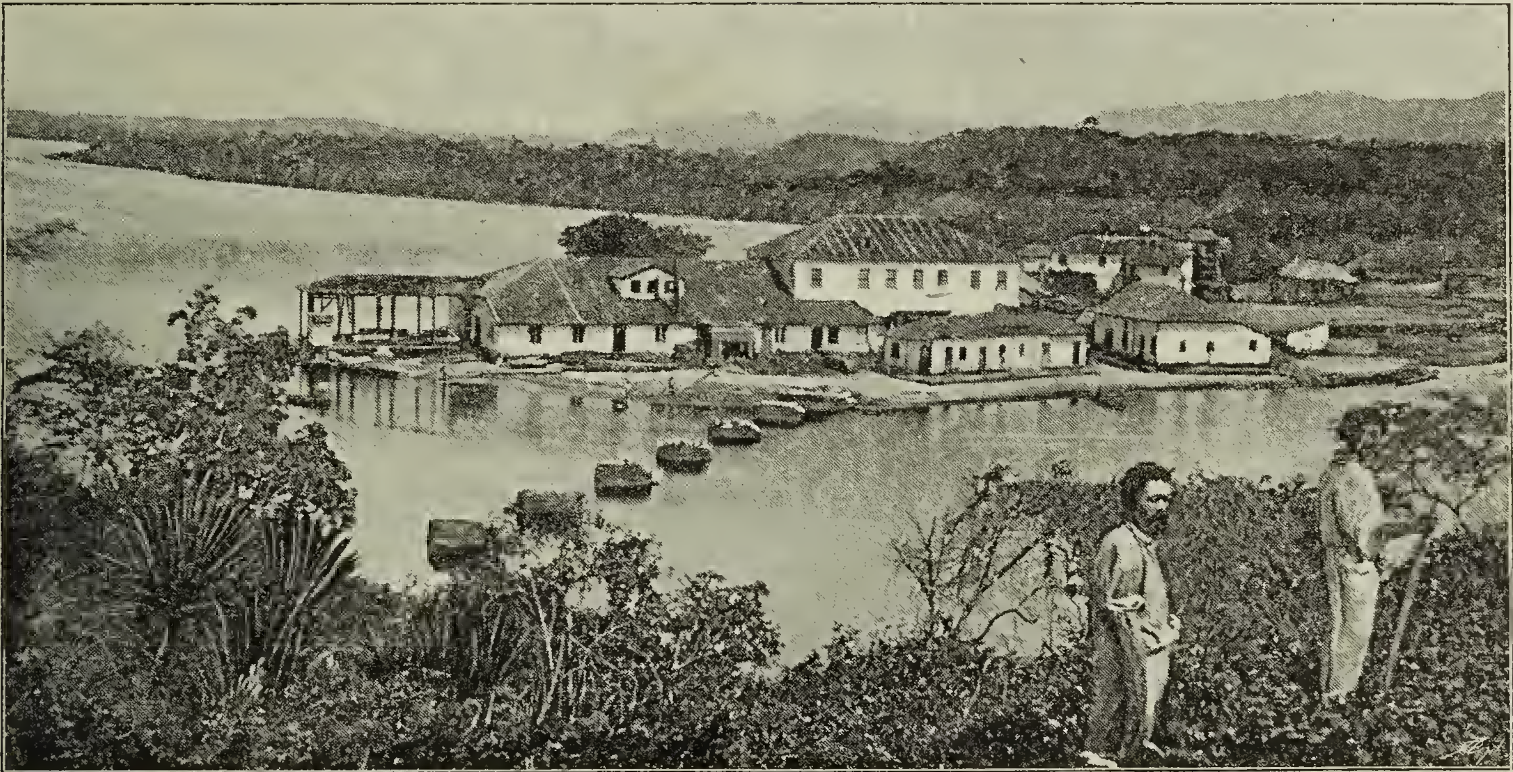
Umständen auf einen starken Fuß stellen! Vielmehr spricht man in Brasilien öfters von der Republik, und es ist die Möglichkeit kaum ausgeschlossen, daß die Machthaber früher oder später einmal ein Experiment mit dieser Staatsform machen. Das würde die berührten Zustände aber aller Wahrscheinlichkeit nach verewigen.

In allen diesen Thatsachen kann man, wenn man will, eine eigenthümliche Rache erblicken, die die schwarze Rasse für das jahrhundertelange Verbrechen nimmt, das die weiße Rasse an ihr verübt hat, bezw. einen Richterakt der Weltgeschichte.

In den brasilianischen Südprovinzen, mit denen wir es an dieser Stelle vor allen Dingen zu thun haben, sind die angeführten Uebelstände natürlich viel weniger fühlbar als in den Mittel- und Nordprovinzen, denn in ihnen hat die Sklaverei niemals in einem so hohen Grade Platz gegriffen, daß sie aber absolut nicht zu spüren sei, kann man nicht behaupten. Rio Grande do Sul, Santa Catharina und Parana sind eben doch nur die Glieder eines größeren Ganzen, und sie haben sich dem Einflusse der Centralorgane niemals ganz entziehen können. Gar zu oft hatten die freien Bauerngemeinden im Inneren dieser Provinzen Grund, die aktiven Maßregeln, welche von Rio Janeiro her zur Förderung ihrer Angelegenheiten geschehen, als grobe Mißgriffe zu beklagen[1]). Uebrigens gab es aber auch in Rio Grande do Sul im Jahre 1882 noch nahezu 70 000 Negersklaven (circa $12\frac{1}{2}$ Proc. von der Bevölkerung), und die Zahl der daselbst lebenden freien Farbigen beziffert sich heute sicherlich auf mehr als 150 000.

In den Mittelprovinzen dominirte die Negerarbeit von Anfang an so sehr, daß alles das, was wir oben über dieselbe gesagt haben, ganz unmittelbar auf sie angewendet werden darf. Der Einwanderung von deutschen Arbeitern in diese Gegenden ist deshalb entschieden zu widerrathen, und auch São Paulo wagen wir dabei nicht auszunehmen, obgleich wir zugeben müssen, daß die Negerarbeit in dieser Provinz mehr leistet als in jeder anderen.

Die Mischlinge von Schwarzen und Weißen bezeichnen unserer Meinung nach im allgemeinen einen Fortschritt zum Besseren, sobald man an ihre Intelligenz und Energie und



Santa Leopoldina. (Zweite Ansicht.)

an ihre kulturelle und wirthschaftliche Leistungsfähigkeit denkt, und von ihnen dürfte bezüglich der Entwickelung der Nord- und Mittelprovinzen füglich das meiste zu erwarten sein. Da die Rassenmischung in Brasilien sehr weit gediehen ist, und da die Zahl der Mulatten gegenwärtig auf nahezu vier Millionen (33 Proc. von der Gesammtbevölkerung) veranschlagt wird, so ist ihre Wirkung auch bereits sehr deutlich sichtbar, und das Handwerk sowie der Kleinhandel liegen zu einem großen Theile in ihren Händen.

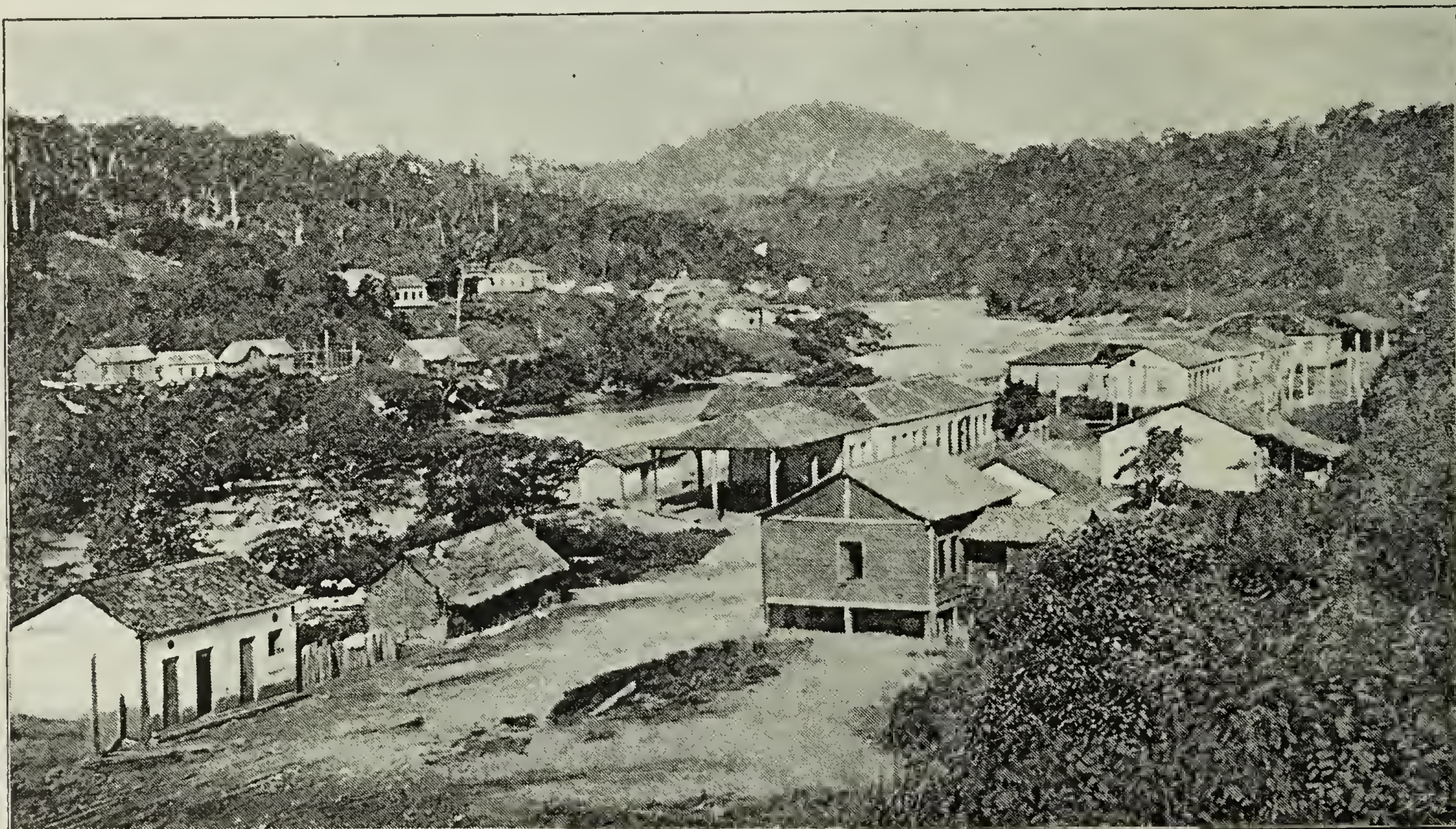
Was die Weißen portugiesischer Abstammung angeht, die das Vorrecht des Zuerstgekommenseins geltend machen, und die unter der rein weißen Bevölkerung des Landes die entschiedene Majorität besitzen, so kann man von denselben nicht gut sagen, daß sie sich einer hohen Prosperität erfreuen. Hinsichtlich der ökonomischen und politischen Verhältnisse giebt es unter ihnen ohne Zweifel sehr reiche und einflußreiche Leute, aber im übrigen erfüllen sie uns durch eine Reihe von Eigenschaften mit schweren Bedenken, und wenn wir die europäischen Portugiesen — ihr Urbild — neben sie stellen, so können wir uns kaum enthalten, von einer Deterioration der Rasse zu reden. In ihrem Aeußeren hagere, kleine Menschen mit gelblicher Gesichtsfarbe und schlaffen Muskeln und Nerven, zeigen sie sich auch psychisch und moralisch wenig geeignet, dem Lande durch ihre Initiative zu einem höheren Aufschwunge zu verhelfen. Ihr Wahlspruch ist in allen Stücken „Paciencia!“ — „Geduld!“ —, und zu ihrer Apathie und Trägheit, die theils durch das Klima, theils durch die Sklaverei zu erklären sind, gesellt sich auch noch ein großer Mangel an Rechtssinn und ein ausgeprägter Haß gegen alle neuen Ankömmlinge. Man fürchtet nicht ohne Grund von diesen „gringos“ („Grünen“) in den Schatten gestellt zu werden, und man läßt daher im Staats- und Wirthschaftsleben lieber alles gehen, wie es eben geht, als daß man der Rührigkeit und dem Unternehmungsgeiste der später eingedrungenen Elemente freien Spielraum ließe. Der Zahl nach ist das Element der eingeborenen weißen Brasilianer wohl kaum viel stärker als das der Mischlinge (reichlich vier Millionen). Von den Bewohnern der binnenländischen Plateaus und Süd-

[1]) Ueber die Einzelheiten vergl. namentlich J. v. Tschudi, Reisen in Südamerika, Bd. 2 bis 4.

brasiliens gilt das Gesagte wieder nicht in demselben Umfange, wie von denjenigen der Küstengegenden Nord- und Mittelbrasiliens. — In früheren Jahrzehnten gesellte sich zu den angegebenen Schattenseiten des brasilianischen Volkscharakters auch noch religiöse Intoleranz, es scheint aber, als ob dieselbe neuerdings im Schwinden begriffen sei.

Daß die Wirksamkeit der neuen Einwanderer in Brasilien durch die geschilderten Verhältnisse an tausend Punkten beeinträchtigt werden mußte, erhellt von selbst, und die Geschichte der einzelnen schweizerischen und deutschen Kolonien weiß davon mancherlei zu erzählen. Man lese da nur z. B., was der vortreffliche Tschudi [1] über die im Jahre 1857 begründete Kolonie San Leopoldina sagt.

Namentlich die ersten Anfänge waren auf die angegebene Weise immer unendlich schwer. Man ließ fast stets erst mehrere Experimente verunglücken und eine große Zahl von den Neuangekommenen Schiffbruch leiden, ehe man klug wurde. War das Anfangsstadium einmal überwunden, und hatte sich ein Mann gefunden, der von Umsicht und gutem Willen erfüllt war, so ging es endlich vorwärts, und aus mancher Gründung, an der man bereits verzweifelt hatte, wurde schließlich doch noch etwas recht Tüchtiges. So ist das bereits erwähnte San Leopoldina (S. die Abbildungen) heute, nachdem die ursprüngliche Mißwirthschaft der bei der Begründung thätigen Beamten beseitigt worden ist, nachdem den Kolonisten zur Bewirthschaftung geeignete Schollen zugewiesen worden sind, und nachdem der Kaffeebau daselbst in den Schwung gekommen ist, ein sehr blühendes und reiches Gemeinwesen geworden. Am besten aber sind gleich von vornherein jene Kolonien gediehen, die dem Einflusse der älteren Bevölkerungselemente am meisten entrückt waren, und die sich durch besondere Umstände der weitest gehenden Selbstbestimmung erfreuten; was denselben von Seiten der Regierung in Rio Janeiro und in den Provinzialhauptstädten zu wünschen übrig geblieben ist, beschränkt sich in der Hauptsache auf die Herstellung guter Verkehrsstraßen, die sie sich nicht aus eigener Kraft schaffen können. Gerade in diesem Punkte, der für die Entwickelung ihres Wohlstandes von



Santa Leopoldina. (Dritte Ansicht.)

sehr hoher Bedeutung ist, tönt ihnen aus den Kreisen der Machthaber immer das brasilianische „Paciencia!“ entgegen.

Daß die „Gringos“ es sind, von denen Brasilien einzig und allein sein Heil zu erwarten hat, bedarf keiner weiteren Ausführung, und insbesondere die Leistungen der deutschen Einwanderer in den Südprovinzen, sowie in einem Theile der Mittelprovinzen sind dafür ein unwiderleglicher und klarer Beweis. Allen widrigen Umständen zum Trotz haben sie in dem brasilianischen Urwalde eine große Zahl freundlicher Ortschaften begründet, deren Häuser dem Fremden auf den ersten Blick verrathen, daß in ihnen ganz anderer Geist lebendig ist, als er sonst in dem Lande herrscht. Wie schade, daß die starke Kulturposition, die diese wackeren Leute uns in Südamerika geschaffen haben, bei uns daheim bisher so ungenügend gewürdigt wird! Da die Zahl der Deutschen in Brasilien nur etwa 200 000 beträgt, so ist ein Ueberwuchertwerden derselben von anderen Elementen noch immer sehr zu fürchten — selbst in den Südprovinzen. Nicht bloß die von Fremdenhaß erfüllten Nativisten sind in dieser Richtung am Werke, sondern auch die Italiener, deren Zahl gerade in verschiedenen deutschen Distrikten von Jahr zu Jahr wächst; hat ja doch das italienische Element den Vortheil vor dem deutschen voraus, daß es von seiner europäischen Heimath her an ein wärmeres Klima gewöhnt ist, und steht es doch dem portugiesischen außer in bezug auf Stammesverwandtschaft auch sehr nahe in bezug auf Genügsamkeit. Unter den Einwanderern aus Europa sind die Italiener die einzigen, die als Plantagenarbeiter stellenweise mit den Negern in erfolgreiche Konkurrenz getreten sind (im sogenannten Parceria-System), und infolgedessen sind namentlich in São Paulo und Espirito Santo verschiedene Distrikte in einem hohen Grade italienisirt worden. Das gilt z. B. auch von San Leopoldina. In Rio Grande do Sul hielt die deutsche Einwanderung der italienischen im Jahre 1887 noch ungefähr die Waage, in Santa Catharina hat die erstere bislang das entschiedene Uebergewicht behalten.

[1] Tschudi, a. a. O. Reisen, Bd. 3, S. 22 ff.



Plantagen bei Santa Leopoldina. (Nach einer Photographie von Richard Dietze.)

Zum Schlusse unserer Betrachtungen haben wir noch mit wenigen Worten der indianischen Urbevölkerung zu gedenken. In den Kulturdistrikten unweit der Küste kommt dieselbe heute nicht mehr in Betracht. Es ist ihr dort gegangen wie in Nordamerika: zum Theil ist sie in dem ungleichen Kampfe mit den neuen Eindringlingen zu Grunde gegangen, zum Theil hat sie sich mit den letzteren verschmolzen, und zum Theil ist es gelungen, sie an ein halbcivilisirtes Dasein zu gewöhnen. Anders ist es in den binnenländischen Gebirgs- und Plateau-Gegenden. Dort geriethen die Kolonisten mit den Wilden bis in die neueste Zeit wiederholt in blutigen Konflikt, und namentlich die Botokuden und Coroados ließen sich das Verdrängtwerden durchaus nicht gutwillig gefallen. Das Hinderniß des Fortschrittes der Civilisation, welches hierin liegt, ist aber bei weitem kein so großes, als jene, von denen wir oben geredet haben.

Togo-Land und Kamerun.

Die von Dr. von Danckelmann herausgegebenen „Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten“ enthalten in ihrem dritten Hefte eine Reihe von interessanten Berichten aus Togo-Land und Kamerun.

Hauptmann Curt v. François, der im Togo-Lande bis 11° 28″ nördl. Br., d. i. bis jenseits der Wasserscheide zwischen dem Wolta und Niger, vordrang, und nach seiner glücklich beendigten Recognoscirungsreise zu zeitweiligem Aufenthalte nach Deutschland zurückkehrte, fand das hinter der Küste liegende Land im allgemeinen von hügeliger Beschaffenheit und mit lehmigem Boden. Südlich von dem nach Nordost streichenden Agome-Gebirge war das Vegetationskleid aber viel reicher als nördlich davon. Die Bevölkerung war eine verhältnißmäßig dichte, besonders nahe der Küste und im oberen Wolta-Gebiete, und zugleich auch eine friedliebende, mit Ausnahme derjenigen des wenig fruchtbaren Dagomba- und Grussi-Gebietes. Sie trieb lebhaften Zwischenhandel, Weberei, Töpferei, Schmiedehandwerk, Ackerbau und Rinder- und Schafzucht. Hauptkulturgewächse bildeten: Yams, Maniok, Reis, Bohnen, Kolben- und Rispenhirse, Mais, Erdnüsse, Bataten, Pfeffer, Tabak, Baumwolle ꝛc. Unter den Handelsplätzen war Salaga, in dem Karawanenstraßen aus allen Theilen des südlichen Nigerbeckens zusammenlaufen, der bedeutendste. Zur Plantagenwirthschaft dürften sich am meisten die Gegenden der Gebirgsregion eignen, namentlich die bei Apossa, Kebu und Adeli.

Reichskommissar von Puttkamer, der von Sebbe und Klein-Popo aus zwei größere Recognoscirungstouren unternahm — die eine nach Aweme und Agome (nördlich von Klein-Popo) und die andere nach Agotime (nordwestlich davon) — schildert die besuchten Gegenden ebenfalls in einem sehr günstigen Lichte. Das ganze Land zwischen der Küste und dem großen Dorfe Aklaku (gegen 30 km binnenwärts) war sorgfältig angebaut, von trockenen, guten Wegen durchschnitten, und die Bewohner trieben eine ziemlich rationelle Landwirthschaft (mit Fruchtwechsel und Brachen). Der Agome- oder Mono-Fluß war gegen Agome hin stark versandet und selbst im Kanu schwer zu befahren, in der Regenzeit steigt er aber um etwa 30 Fuß, so daß ihn schwer beladene Fahrzeuge wenigstens zeitweise befahren können. Aweme (auf französischem Gebiet) ebenso wie Agome (auf deutschem), die beide hart an dem Flusse liegen, sind bedeutende Handelsplätze in Palmöl und Palmkernen, die einen regen Verkehr mit Klein-Popo unterhalten. — Zwischen Agueme und Towe, auf dem Wege nach Agotime (Petu), fanden sich prachtvolle Oelpalmenwälder, welche sorgsam gepflegt werden, in regelmäßigen Reihen angepflanzt sind, und fleißige Arbeit bekunden. Außerdem wurden aber auch mannigfaltige andere Gewächse verwerthet und angebaut, und Indigo und Baumwolle würden hier voraussichtlich die Plantagenwirthschaft lohnen.

Sehr ersprießlich scheint die Thätigkeit des Regierungsarztes Dr. Wicke zu sein, und die von demselben mitgetheilten Beobachtungen über die Krankheitsformen des Landes werden nicht verfehlen, allgemeinere Beachtung zu finden. Die Fälle von Malariafieber bei Europäern, mit denen er es zu thun hatte, waren leicht zu behandeln. Von sechs malariakranken Eingeborenen waren merkwürdigerweise fünf Mulatten, so daß es scheint, als ob die verwandschaftlichen Beziehungen zu den Europäern die Widerstandsfähigkeit gegen die Einflüsse des Tropenklimas abschwächten.

Dr. L. Wolf gelangte bis in das Adeli-Land (am achten nördlichen Breitengrade), das den Fremden bisher ziemlich verschlossen war, und er begründete dort inmitten einer Bevölkerung, deren intelligenten Oberhäuptling Kontu er sich durch seine ärztliche Kunst zum Freunde machte, die Station Bismarkburg auf dem 710 m hohen Hügel Adado. Es wurden feste Gebäude aufgeführt und eine Versuchsplantage angelegt. Das Land ist gebirgig, aber an vielen Orten sehr fruchtbar, und die Station verspricht durch ihre Lage eine hohe handelspolitische Bedeutung zu erlangen. Große Erfolge verspricht man sich namentlich von der rationellen Ausbeutung der Kautschuk-Liane (Landolphia), die hier glücklicherweise vom afrikanischen Raubbau verschont geblieben ist, und ebenso von dem Bananen- und Reisbau. Baumwolle wird von den Eingeborenen gepflanzt und verarbeitet. Auch die Viehzucht scheint ausgezeichnete Vorbedingungen zu haben, da reichlicher Graswuchs vorhanden ist und die von den Eingeborenen gehaltenen Rinder wohlgenährt aussahen. Durch seine zauberkräftigen Fetische übt Adeli einen großen Einfluß auf alle umgebenden Stämme aus, die ihre Streitfälle hier entscheiden lassen, und dies dürfte für die Entwickelung der Togo-Kolonie ebenfalls von großem Vortheile sein. — Ebenso wie Hauptmann François, der auf seiner Rückreise von Salaga nach der Küste in der Station vorsprach, hat auch Dr. Wolf zahlreiche Ortsbestimmungen und Höhenaufnahmen vorgenommen, die der erstgenannte Herr zu einer genauen Karte von dem Gebiete verarbeitet. Auch meteorologische Beobachtungen wurden von beiden Expeditionen angestellt, und in Bismarksburg werden dieselben weiter fortgesetzt.

Im Kamerungebiete haben Dr. Zintgraff und Lieutenant Zeuner von der Barombi-Station aus Reisen gegen Norden hin unternommen, und der erstgenannte Herr war Anfang August in Ntok-Difang, nördlich vom Kalabarflusse angelangt. Erfolgreich war daselbst aber namentlich die wissenschaftliche Thätigkeit des Zoologen

Dr. Weißenborn und des Botanikers J. Braun, obgleich die angelegte zoologische Sammlung bei dem bekannten Ueberfalle durch die Bakokos der Vernichtung anheimfiel und die Feuchtigkeit des Klimas die Konservirung der Gegenstände sehr erschwerte.

Dr. Weißenborn unterscheidet vier pflanzengeographische Regionen in dem durch die Batanga-Expedition bekannt gewordenen Lande: die Urwaldregion, die zum Theil durch dichteren Buschwald, zum Theil durch lichteren Hochwald charakterisirt ist; die Parklandschaft, in der die Waldbedeckung großentheils den Pflanzungen der Menschen gewichen ist; die mit hohem, dichten Grase bestandene Savanne mit ihren eigenartigen Zwergbäumen; und die engbegrenzten Gebiete der größeren Wasserläufe und der Küste. Von diesen Regionen zeigen sich auch die faunistischen Verhältnisse abhängig. „Das Gebiet des Urwaldes zeigt auf den ersten Blick nur geringe Spuren thierischen Lebens. Eine moderige, feuchte Luft und ein geheimnißvolles Halbdunkel, an welches sich das Auge erst allmählich gewöhnen muß, herrschen in diesem regellosen Durcheinander von Bäumen, Gebüschen und Schlinggewächsen. Nur hier und da schlüpft ein neugieriger Sonnenstrahl durch das dichte, hoch über dem Wanderer gewölbeartig Luft und Licht abschließende Laubdach, und nur selten findet sich eine lichtere Stelle, welche dem Zusammenbrechen eines altersschwachen Waldriesen mit dem ihm anhängenden Lianengewirr ihren Ursprung verdankt. Durch dieses Chaos von Baumstämmen und Schlingpflanzen windet sich der schmale Pfad, bald über Urgesteinsbrocken oder spitze Felstrümmer, bald über feinkörnigen Sand oder lehmigen Laterit, bald durch pflanzlichen Mulm oder zähen, schwarzerdigen Schlamm und Morast führend, hier über Riesenwurzeln und Wurzelpfeiler kletternd, dort einen Bach als Wegspur benutzend." Die einzigen Spuren thierischen Lebens für das Auge sind die aus Erde zusammengeklebten Ameisenbauten. Die Cicaden, deren schrille Töne in die Ohren gellen, ahmen in Grundfarbe und Zeichnung ihren Lieblingsaufenthaltsort so täuschend nach, daß es schwer fällt, sie zu sehen. Schließlich gelingt es aber doch, eine größere Zahl Käfer, Gespenstheuschrecken, Ohrwürmer, Asseln, Skorpione 2c. zu erbeuten. Die Ameisen bilden eine schlimme Landplage, deren sich auch die Reisenden stellenweise nur mit Mühe erwehrten, und ähnlich auch die Mücken und Fliegen und Sandflöhe. Eidechsen und Schlangen sind selten; ebenso die Säugethiere, ausgenommen wilde Schweine (Potamochoerus Gray), Büffel (Bos brachyceros) und Tschimpansen (Troglodytes niger). Nashornvögel und Riesenhelmvögel sind häufig. — Auf den lichteren Stellen des Urwaldes hat das an die Dämmerung gewöhnte Auge anfangs Mühe, die hereinfluthenden Lichtwellen zu bewältigen, und der feuchte Modergeruch schwindet auch. Dort vergrößert sich die Zahl der Spinnen, es treten Fang- und Laub-Heuschrecken (Mantiden) und Locustiden auf, die Lepidopteren werden zahlreicher. In den Laubwipfeln hausen aber wahrscheinlich dieselben Formen wie im Buschwalde. — Die Parklandschaft dankt der Rodung mit Brand und primitiven Werkzeugen ihre Existenz, und der eigentliche Wald kommt in ihr auch nicht wieder auf, wenn die darin angelegten Pflanzungen nach ihrer Ausnutzung von den Besitzern wieder verlassen werden. Nur üppiger Gras- und Kräuterwuchs greift dann Platz, und nur solche Bäume, die man ihrer Nutzbarkeit wegen bei der Rodung verschonte oder künstlich anpflanzte — der gewaltige Wollbaum (Erodendron anfractuosum), der Colabaum (Sterculia acuminata), die Oelpalme (Elaeïs guineensis) — wachsen dazwischen. Im Bane-Lande findet sich die Landschaft nur streckenweise, ausgedehnt ist sie dagegen im dichtbevölkerten Jaunde-Lande, rechts vom Njong-Flusse. Die Thierwelt ähnelt derjenigen der Waldgegend, leitet aber nach derjenigen der Savanne über. Fang-, Feld- und Laubheuschrecken sind sehr stark vertreten, ebenso buntfarbige Landwanzen und Käfer, Web- und Radspinnen, Schmetterlinge 2c. Auch Eidechsen sind häufig, nicht so sehr dagegen Schlangen. Unter den Vögeln spielen Bienenfresser, Honigsauger, Würger, Sperlinge, Webervögel, Tauben, Hühner, Nashornvögel, Falken 2c. die Hauptrolle. Säugethiere, wie Antilopen, Stachelschweine, Spitzmäuse 2c. sind scheu, und kommen deshalb nur hie und da zu Gesicht. — „Wirkte der Urwald mit seinen hochragenden Bäumen und durch sein geheimnißvolles Halbdunkel erhaben, und bot uns die sonnige Parklandschaft mit ihren malerischen, in saftigem Grün prangenden Gebüschen und ihren Baumgruppen ein liebliches Landschaftsbild dar, so beschleicht uns bei dem Anblick der Savanne, wenigstens in der trockenen Zeit, das Gefühl trostloser Einsamkeit. So weit das Auge blickt, sind nur Grasdickichte sichtbar, in denen Menschen und Thiere spurlos verschwinden; über mannshohe Gräser, mit dicken, steifen Halmen und öfters mit schneidenden Blättern, dazwischen hier und da ein kümmerlicher Zwergbaum (Anona senegalensis), bedecken in gleicher Einförmigkeit den Boden auf weite Strecken hin; nur auf den Höhen der sanften Terrainwellen bieten kleine, aber malerische Gruppen schlanker Fächerpalmen (Hyphaene?), hin und wieder vergesellschaftet mit einigen Oelpalmen, den Anzeichen menschlicher Niederlassungen, einen Ruhepunkt für das ermüdete Auge und beleben die Landschaft im Verein mit den schmalen Wald- und Buschstreifen, welche die Wasserläufe säumen, und den Pflanzungen der Menschen. In manchen Thalmulden gehört frisches Wasser zu den Kostbarkeiten." „Der gelbröthliche Lateritboden, von der anhaltenden Hitze ausgetrocknet und ausgebacken, ist auf weite Strecken hin mit den angesengten und rauchgeschwärzten Halmgerippen des zum ersten mal gebrannten Grases bedeckt oder von der spärlichen Asche des gänzlich niedergelegten Graswuchses schwärzlich gefärbt; da, wo das Grasdickicht noch in seiner ursprünglichen Ueppigkeit aufragt, zeigen die Blätter und Halme eine gelbliche Verfärbung, welche, durch den sengenden Sonnenbrand hervorgerufen, das baldige Absterben derselben vorhersagt." Das Thierleben erscheint in der Trockenzeit (in welcher die Expedition das Land durchzog) sehr arm. Die Insekten sind durch den Brand vertrieben oder vernichtet. Nur Webervögel umschwärmen die vereinzelten Baumgruppen, und nur Falken ziehen in größerer Zahl über der Karawane einher. Antilopen- und Büffelspuren sind häufig. — An den Ufern der Flüsse ziehen sich die bekannten afrikanischen Galeriewälder hin, und die Thierwelt in denselben ist derjenigen des Urwaldes ähnlich. Dagegen bergen die Flüsse selbst ein eigenartiges Leben. Fische kommen in Menge vor und werden von den Eingeborenen getrocknet und geräuchert. Batrachier verführen allabendlich ihre Konzerte. Auch an Schildkröten und Schlangen fehlt es nicht. Krokodile finden sich in größerer Zahl nur unterhalb der untersten Wasserfälle. An Vögeln scheint der Njongfluß arm zu sein, ebenso auch Säugethieren. Flußpferde kamen den Reisenden nur in dem Mündungsgebiete der Ströme zu Gesicht. Den gelben Ufersandgürtel am Meere bewohnen hübsch gefärbte Krabben, sowie Krebse, Schnecken, Regenpfeifer, Strandläufer 2c. Im nördlichen Kamerun findet sich in der Mündungsgegend der Ströme, besonders aber am Kamerun-Meerbusen, der den Mungo, den Abo, den Wuri und den Lungasi, sowie einen Arm des Sannaga (den Kwakwa) aufnimmt, eine ausgedehnte Brakwassergegend, die mit Mangroven bewachsen ist. Darin leben zahlreiche kleine Krabben, Pelikane, Reiher, Schnepfen und andere

Sumpfvögel, sowie auch Manatus senegalensis. — Die Hausthiere der Eingeborenen — nur Hühner, Ziegen, Schafe und Hunde — befanden sich in einem sehr vernachlässigten Zustande.

Der von dem Gouverneur von Soden, sowie von anderen Herren versuchte Gemüsebau gelang auf dem vulkanischen Boden des Gebirges gut und ohne große Pflege. In Kamerun (Station) wird der leichte Boden aber durch den anhaltenden Regen zu stark verschwemmt und verwaschen, und die Kultur ist infolgedessen zu kostspielig und zeitraubend.

Den Berichten der „Mittheilungen aus den Schutzgebieten" sind zwei elegante Kärtchen beigegeben, die der in Arbeit begriffenen François'schen Karte gegenüber aber nur provisorische Bedeutung beanspruchen.

Kürzere Mittheilungen.

Tieflothungen und Wassertemperatur-Bestimmungen im Indischen Ozeane.

Nachdem die großen Expeditionen zur Erforschung der submarinen Verhältnisse des Atlantischen und Stillen Ozeans in den siebziger Jahren die Expeditionen des „Challenger", der „Gazelle", und der „Tuscarora" über den Indischen Ozean nur in geringem Maße unsere Kenntniß erweitert hatten, ist es auch jetzt wieder wie damals England, welches den Anstoß giebt, den in jener Zeit unerledigt gebliebenen Theil der großen Aufgabe zum theilweisen Abschluß zu bringen.

So hat im vorigen Jahre das britische Vermessungsschiff „Egeria" (Kapitän Pelham Aldrich) eine Kreuztour durch den Indischen Ozean ausgeführt und dabei eine ziemliche Anzahl (etwa ein halbes Hundert) von Meerestiefen und Temperaturreihen gewonnen. Die ersten Lothungen, auf der Fahrt von Kap Guardafui bis zur Sunda-Straße, weisen Tiefen von 2000 bis 3800 m auf. — Von 7° 47′ S. und 105° 21′ östl. L. v. Gr., südlich der Westspitze von Java, beginnt die Lothungsreihe mit der verhältnißmäßig geringen Tiefe von 2621 m, um schon ganz in der Nähe (9° 18′ S. und 105° 28′ östl. L.) auf 5852 m herunterzugehen.

Bald jedoch hebt sich der Boden um etwa 1000 m, sinkt aber dann in südwestlicher Richtung auf 20° 15′ südl. Br. (höher als die N. W. Kaps von Australien) und 89° 52′ östl. L. (etwa im Meridian von Kalkutta) abermals auf 5400 m. Nunmehr beginnt in westlicher Richtung ein sehr regelmäßiges sanftes Ansteigen des Meeresbodens, welches seinen Gipfel in 18° 55′ südl. Br. und 63° 27′ östl. L. (östlich von den Maskarenen) mit rund 2700 m Meerestiefe findet. In dieser Gegend kann man also geradezu von einem submarinen Höhenzuge sprechen, der sich nach S. W. und S. wiederum bis auf 5260 m unter das Meeresniveau senkt. Alsdann findet ein abermaliges Ansteigen statt: und hier liegt die höchste Erhebung nur 2377 m unter dem Meeresspiegel (36° 37′ südl. Br., um weniger südlicher als das Kap der guten Hoffnung, und 51° 52′ östl. L., im Meridian von Kap Guardafui). Nunmehr senkt sich unter der letztgenannten Breite der Boden abermals gegen Osten bis über 5000 m und steigt unter 38° 24′ südl. Br. (nordöstlich von den Kerguelen) und 78° 41′ östl. L. zu einer dritten Erhebung an, welche gar nur 2271 m unter der Oberfläche liegt. Darauf fällt der Boden stetig in östlicher Richtung, bis die Tiefe im Meridian des Kap Leeuwin 5130 m und demnächst parallel der Südküste Australiens durchschnittlich 5500 m beträgt. Bei Vandiemensland endigten die Beobachtungen.

Soviel über die bis dahin erforschte Gestalt des Meeresbodens im Indischen Ozeane. Zu diesen Tiefenangaben treten noch die gleichzeitig mit den Lothungen erhaltenen Grundproben, welche mit denen der anderen Ozeane vollständig parallel gehen. Nach der Challenger-Expedition hat man es bei der Untersuchung der Bodensedimente der Tiefsee mit zwei Hauptgruppen zu thun: mit solchen nämlich, die vorwiegend aus den Schalen kleiner Organismen bestehen und mit solchen, die ganz amorph, den zähen sogenannten Tiefseethon bilden.

Zu den ersteren wird der Globigerinen-, Radiolarien- und Diatomeenschlamm gerechnet. Bekanntlich gehören die ersteren beiden zu den Rhizopoden, den am niedrigsten entwickelten Thierformen, von denen die Radiolarien in ihrem Inneren ein kegelartiges Kieselgerüst mit daran sitzenden langen und feinen Stacheln besitzen, während das innere Gehäuse der Globigerinen nicht aus Kiesel, sondern aus kohlensaurem Kalk gebildet wird. Beide Arten sind von mikroskopischer Kleinheit und leben in großer Zahl an der Oberfläche. Nach ihrem Tode senken sich ihre Kalk- bezw. Kieselgerüste zu Boden, und je nachdem dann im Schlick die eine oder die andere Art überwiegt, wird die Grundprobe nach ihnen benannt. Dieser organische Schlamm findet sich nun, gerade wie in den anderen Ozeanen, auch im Indischen Ozeane, auf den sanft aufsteigenden Höhenzügen, welche oben näher erwähnt wurden: er bedeckt ausnahmslos die Umgebung der drei genannten Kuppen. Außerdem entspricht auch hier die Thatsache, daß bei Tiefen über 4000 m der rothe Tiefseethon die obengenannten Schlammarten ablöst, ganz den analogen Erscheinungen im Pacifischen und Atlantischen Ozeane. Die Ursache dieser Erscheinung ist freilich noch nirgends aufgeklärt.

Aus den von der „Egeria" erhaltenen Temperatur-Reihen sind besondere Abweichungen von bekannten oder analogen Thatsachen nicht hervorzuheben. Die Oberflächentemperaturen entsprechen den im Indischen Ozeane vorherrschenden warmen Strömungen (23 bis 24° C.) im nördlichen, und den kalten (etwa 15° C.) im südlichen Theile dieses Weltmeeres. Die Bodentemperaturen weisen sehr konstante Zahlen auf: sie betragen im Durchschnitt für 34 Messungen 1,3° C.

Auch bei 800 m sind sie noch sehr konstant: wenig mehr als 3° C., bei 700 etwa 4° C., bei 500 m durchschnittlich 5 bis 6° C., während endlich bei 200 und gar 100 m der Charakter der Oberflächentemperaturen mehr und mehr hervorzutreten beginnt. J. v. G.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach einem Vortrage, den Professor Dr. J. Sepp in der Geographischen Gesellschaft zu München gehalten hat, beginnt die Geschichte der vordeutschen Alpenbewohner etwa 1200 v. Chr. Die ersten Bewohner des Gebirges — die Liburner — kamen aus der Gegend des Adriatischen Meeres, durch die Goldfundstätten angezogen, und waren illyrischen Stammes, den alten Venetiern sowie auch den heutigen Albanesen verwandt. Ihnen folgten als zweite Bevölkerungsschicht die Rhäter, deren Spuren Ludwig Steub in Tirol nachwies, und die ethnologisch mit den Etruskern zusammenhängen. Dann kamen die Kelten, auf die zahlreiche Orts- und Bergnamen hinweisen; dann die Römer, und endlich die Deutschen und Slawen.

— Von M. K. Nossilof, dem energischen Erforscher nordischer Natur (Vergl. Bd. LIV, S. 191), werden als Frucht seiner erstjährigen Ueberwinterung auf Nowaja Semlja zwei Arbeiten angekündigt, von denen die eine die Strömungs- und Eisverhältnisse im Karischen und Murmanschen Meere während des Winters 1887/88, die andere das Leben der Samojeden auf Nowaja Semlja, und namentlich ihre Fahrten im Eismeere darstellen wird.

— Herr Grum-Grshimailo, der Erforscher des Pamir, war im Sommer 1888 fast drei Monate im Ural thätig, den er von Slatoust ab bis in die nördlichen Gegenden bereiste und durchforschte.

— Im Donez-Gebiete, nahe bei der Station Nikitowska, an der Eisenbahn von Kursk nach Asow, sind im Jahre 1879 Quecksilbererz-Lagerstätten entdeckt worden, die sich bei genaueren Untersuchungen als abbauwürdig erwiesen haben, deren thatsächlicher Abbau aber erst im Jahre 1886 in Angriff genommen wurde. Die im ersten Betriebsjahre erzielten Resultate sind nun durchaus befriedigende gewesen, und die Produktion hat (1887) 3911 Pud betragen, so daß die Einfuhr von ausländischem Quecksilber in Rußland dadurch erheblich zurückgegangen ist. Die in dem Lager vorhandene Erzmenge schätzt man auf 12 Millionen Pud, was einen Vorrath von 120000 Pud reinen Quecksilbers ergiebt. (Vergl. „Russische Revue", XVII, 2. H., 255 ff.)

Asien.

— Der russische Reisende, Hauptmann Grombtschewski, ist noch immer unermüdlich thätig, die Grenzgebiete zwischen den centralasiatischen Khanaten, dem chinesischen Turkistan und Britisch-Indien zu durchforschen. Nachdem er im Laufe des vergangenen Sommers das Kundschut-Gebirge, in der Nähe des großen Indus-Knies, durchquert hat, ist er an dem Ostabhange des Mustagh angelangt, um dort seine Vermessungen und Aufnahmen fortzusetzen. Neben den Forschungen Stoliczka's, Fedtschenko's, Muschketow's und Ssäwerzow's dürften diejenigen Grombtschewski's zur geographischen Kenntniß der betreffenden Gebiete das Wesentlichste beitragen. (Vergl. „Globus", Bd. 52, S. 240.)

— Der frühere Statthalter von Madras, Sir M. E. Grant Duff, hielt kürzlich vor dem Edinburgher Philosophischen Institut einen Vortrag über Madras und Süd-Indien, dem wir die folgenden Ausführungen entnehmen: Ein einheitliches Indien giebt es so wenig als ein einheitliches indisches Volk. Die Präsidentschaft Madras zählte beim letzten Census reichlich 31 Millionen Einwohner, wovon 12 Millionen als ihre Muttersprache Tamilisch und 12 Millionen Telugu (beides drawidische Sprachen), aber weniger als 36000 Englisch sprachen. Die große Mehrzahl bekennt sich zum brahmanischen Glauben, ein kleiner Theil zum mohammedanischen. Das Christenthum hat in Südindien viel mehr Anhänger gefunden als in Nordindien, besonders das römisch-katholische (68 Proc.). Eine furchtbare Geißel Südindiens sind die periodischen Hungersnöthe, und die wohlwollende Fürsorge der Regierung hat die unbeabsichtigte Tendenz, das Uebel, sobald es kommt, noch mehr zu verschlimmern, weil ein großer Theil der Bevölkerung auch in den normalen Zeiten nicht satt zu essen hat. Gegen das Ende der Trockenzeit befindet sich auch das Vieh regelmäßig in einem bejammernswerthen Zustande. Etwa 75 Proc. von der Bevölkerung leben vom Ackerbau, und daher ist eine thunlichste Vervollkommnung der Irrigationsanlagen geboten, auf die die Regierung thatsächlich große Aufmerksamkeit verwendet.

— Gegenüber der Einwanderung von Chinesen in Sibirien nimmt der große russische Sinologe W. Wassiljef in einem von der „Neuen Zeit" veröffentlichten, sehr interessanten Artikel eine von den herkömmlichen Ansichten durchaus abweichende Stellung ein. Ausgehend einmal von der geographischen Thatsache, daß in Sibirien noch Raum für zahllose Ansiedler ist, andererseits von der historischen, daß im russischen Volke, und nicht zu seinem Schaden, viel fremdes Geblüt — von dem deutschen und polnischen im Westen bis zu dem tatarischen und mongolischen im Osten — mit eingeschlossen ist, möchte der berühmte Kenner Chinas die Auswanderer eben dieses Landes nicht nur ohne Bedenken auf asiatisch-russischem Boden zugelassen wissen, sondern sogar Maßregeln getroffen sehen, welche die Russificirung derselben zu fördern geeignet wären. Als solche empfiehlt er, daß man die Niederlassung der Chinesen in besonderen Ortsbezirken oder Ortschaften nicht, wie in Amerika und englischen Kolonien, zugeben oder gar befehlen, sondern im Gegentheil streng verbieten sollte, daß man ferner die Ablegung des Zopfes und der chinesischen Tracht verlangen und dafür Sorge tragen müßte, daß Kinder chinesischer Ehen (die Einwanderung chinesischer Frauen sei auf alle Weise zu begünstigen) in russische Schulen Eintritt suchten und fänden. Die Chinesen seien zur Assimilirung mit fremden Völkern gar nicht so abgeneigt, als es scheine, und einen Beweis dafür will der russische Sinologe in dem Umstande finden, daß sie überall, wo sie in der Fremde nicht als herrschender Stamm auftreten, sehr bald die Sprache des fremden Volkes, gleichviel ob gut oder schlecht, zu erlernen pflegen. Auch in die Religionsform des russischen Volkes sich zu fügen, werde ihnen bei der eigenen Indifferenz in religiösen Dingen nicht schwer fallen, nur solle man diplomatisch und weitherzig genug sein, nicht in das Innere der etwaigen Neubekehrten blicken zu wollen, sondern das Hineinwachsen in den neuen Glauben getrost der Zukunft und den nachfolgenden Geschlechtern überlassen! — Das merkwürdigste ist offenbar, daß ein Sachkenner die anerkannten Umbildner so vieler Völker hier für selber leicht umwandlungsfähig erklärt.

Afrika.

— Joseph Thomson ist gemäß einer Aufforderung, die er von der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft erhalten hat, früher aus Marokko nach England zurückgekehrt, als er ursprünglich beabsichtigt hatte. Nachdem er vor der Geographischen Gesellschaft zu London einen vorläufigen Bericht über die Ergebnisse seiner marokkanischen Reise erstattet haben wird, soll er sich unverzüglich nach Ostafrika begeben, um daselbst die Führerschaft einer wichtigen Expedition in das Innere zu unternehmen. Man wird kaum irre gehen, wenn man diese wichtige Expedition als die englische Emin-Pascha-Expedition bezeichnet. Da Joseph Thomson die Hin- und Herreise von Mombas zum Victoria-Nyanza-See bereits einmal glücklich bewerkstelligt hat, so muß der Reisende in der That als eine sehr geeignete Persönlichkeit zur Leitung einer solchen Unternehmung gelten (Vergl. S. 239 und 302).

— Unter den zahlreichen Expeditionen, die die Franzosen zur Erweiterung ihrer Einflußsphäre in Nordwestafrika ausgesandt haben, scheint diejenige des Lieutenant Binger von dem bedeutendsten Erfolge begleitet gewesen zu sein. Nach einem Briefe, den er an Oberst Gallieni gerichtet hat, hat dieser Reisende vom oberen Niger aus zuerst das Land Samorys durchquert, ist dann nach Fulunda und Niéle, und endlich nach Kong (8° 54′ 45″ nördl. Br.) vorgedrungen. Die letztere Stadt ist 50 Tagereisen von Bamaku (am Niger) entfernt, hat etwa 10 000 mohammedanische Einwohner, und treibt lebhaften Handel und beträchtliche Industrie (Weberei und Zeugfärberei). Binger gedachte sich (im März) von dort nach Woghodogho zu begeben, und dann nach Kong zurückzukehren. — Um sich mit ihm zu vereinigen und seine Operationen zu unterstützen, ist im August eine andere Expedition unter Herrn Treich-Laplène von Assinie (an der Elfenbeinküste) nach Kong aufgebrochen. Das dabei verfolgte Ziel ist natürlich das, die ganze Gegend unter das französische Protektorat zu bringen. Mit Samorys Staaten ist dies auch bereits gelungen.

— In dem portugiesischen West-Afrika ist als ein epochemachendes Ereigniß die Eröffnung der Eisenbahn von San Paolo de Loanda nach Ambaca (am 31. Oktober) zu verzeichnen. Denn wenn auch der große Plan der Portugiesen, diese Bahn zu einer afrikanischen Transkontinentalbahn auszugestalten und bis zur Zambesi-Mündung weiter zu führen, vielleicht noch lange auf seine Realisirung warten lassen wird, so wird doch die neue Schienenstraße unzweifelhaft schon in ihrer gegenwärtigen Gestalt eine günstige Wirkung auf die Entwickelung von Angola ausüben. Von einem Zurückweichen des portugiesischen Einflusses, wie es bisher der Fall war, wird nun schwerlich mehr die Rede sein können (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 320).

Südamerika.

— Im Juli hat das chilenische Kriegsschiff „Angamos“ Besitz von der Osterinsel ergriffen, nachdem fast der ganze Grundbesitz der Insel von einem Chilenen angekauft worden war, welchem ihrerseits die chilenische Regierung die Insel abgekauft hat. Es wurde die chilenische Flagge aufgezogen, eine Messe gelesen u. s. w. In dem vorläufigen Bericht über dieses Ereigniß heißt es, der „Angamos“ habe auf der Insel 17 000 Stück Schafe, 2000 Stück Rinder und Pferde, und zahllose Ratten angetroffen; wie viel Einwohner auf derselben waren, anzugeben, schien dem Berichterstatter von geringerem Interesse, es ist darüber nichts gesagt. Auf der Insel wurde der Colonisationsinspektor Pedro Pablo Toro, fünf Frauen und neun Männer zurückgelassen.

Australien und Polynesien.

— Der Mai Kassa oder Baxter-Fluß in Britisch Neuguinea, der sich 130 km westlich von dem Fly-Fluß in die Torresstraße ergießt, ist bisher als ein Mündungs-Arm des letzteren betrachtet worden. Eine genauere Untersuchung, die C. E. Strode Hall in den Monaten April und Mai in offizieller Mission mit dem Flußlauf vorgenommen hat, hat aber ergeben, daß dies ein Irrthum ist, und daß der Baxter ein kleines selbständiges Stromsystem für sich bildet. Herr Hall verfolgte seine sämmtlichen 15 Tributärflüsse bis zu ihrer Quelle, und fand, daß zwischen den Quellen und dem Fly ein 40 km breites Intervall lag. Jenseits der Mangrove-Zone ist das Uferland niedrig, dünnbewaldet und unfruchtbar. Die Eingeborenen, deren sich Herr Hall auf seiner Expedition bediente, bewährten sich vorzüglich. (Vergl. die „Proceedings“ der Londoner Geograph. Gesellschaft X, 708 f.)

Polarregionen.

— Das Projekt einer deutschen Expedition nach den antarktischen Gegenden, das von dem Vorstande der deutschen Seewarte, Dr. G. Neumayer, betrieben, und von dem deutsch-amerikanischen Kapitalisten Henry Villard unterstützt wird, scheint bereits ziemlich weit gediehen zu sein. Man versichert wenigstens, daß mit einer amerikanischen Schiffsbauer-Firma ein Kontrakt abgeschlossen worden sein soll, behufs Herstellung zweier für die Eisfahrt besonders konstruirter Dampfer. Unter anderem soll die Expedition auch die Archipele der Süd-Shetlands, der Süd-Orkneys, Süd-Georgias und der Bouvet-Inseln besuchen.

Allgemeines.

— Das britische Vermessungsschiff „Egeria“ (Kapitän Aldrich) hat neuerdings eine größere Zahl von Lothungen in dem Südpacifischen Ozeane vorgenommen, und dabei südlich von dem Tonga-Archipel Tiefen von 4295 und 4330 Faden (7855 m und 7919 m) aufgefunden. Es sind dies die größten Tiefen, die bisher in den Meeren der südlichen Halbkugel angetroffen worden sind, und dieselben sind um so interessanter, als sich dabei eine strenge Analogie herausstellt zwischen der südlichen und nördlichen Hälfte des Pacifischen Ozeans. In dem Nordpacifischen Ozeane findet sich das tiefste unterseeische Thal unmittelbar an dem Rande der Ost-Feste (östlich von Japan). Eben dasselbe ist nun der Fall im Südpacifischen, sobald man Neuseeland und die Fidschi- und Tonga-Inseln als den alten Ostrand Australiens auffaßt, wozu die sonstigen bathymetrischen Verhältnisse unbedingt berechtigen. Man sieht daraus immer wieder, daß in dem Baue der Kontinente eine große Gesetzmäßigkeit waltet.

(Schluß der Redaktion am 11. November 1888.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIV.



№ 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Das deutsche Schutzgebiet in der Südsee.

Von Dr. M. Hollrung.

II.

(Mit zwei Abbildungen.)

Eines der wichtigsten Momente für die Zukunft des Schutzgebietes ist die Arbeiterfrage. Daß der Weiße in gleichem Maße wie in subtropischen Gegenden körperliche Anstrengungen zu ertragen im Stande sein würde, war bei der Lage des Schutzgebietes als unwahrscheinlich voraus- zusetzen. Wider Erwarten machte man die Erfahrung, daß der Europäer eine ganze Reihe von Arbeiten ohne Schaden für seine Gesundheit verrichten kann, wenn er dieselben entweder in bedeckten Räumen oder auch im Freien bei genügendem Schutz gegen die Einwirkungen der Sonne ausführt. Immerhin mußte aber doch von Anbeginn schon das Verlangen nach einer innerhalb der Tropen auf- gewachsenen und hierdurch gegen die Einflüsse des Klimas weniger empfindlich gemachten Arbeitskraft, welche vor allem auch weit billiger als die des Weißen ist, sich geltend machen. Angesichts der wenigen Nachrichten, welche über die Eingeborenen hinsichtlich ihrer Brauchbarkeit als Arbeiter vorlagen, sicherte sich die Neu-Guinea-Compagnie durch An- werbung von etwa 100 Malayen diejenigen Arbeitskräfte, welche zur Einleitung der Besiedelung unbedingt nothwendig waren. Von einigen ziemlich hoch besoldeten Köchen, Auf- sehern und Handwerkern abgesehen, erhalten diese Malayen etwa 20 Mark Lohn, 30 Kattie ($18^3/_4$ Kilo) Reis und ein Kattie (625 g) Salz pro Monat. Diese Kulis leisten unter der Aufsicht[?] energischer, der malayischen Sprache kundiger Personen ganz Vorzügliches. Nichtsdestoweniger hat die Neu-Guinea-Compagnie sich bald nach anderen Arbeitskräften umsehen müssen. Zu den Gründen für diese Maßnahme gehört unter anderem das von der nieder- ländischen Regierung erlassene Verbot der Ausfuhr von Kulis aus Niederländisch-Indien, sowie die bedeutende Höhe der Anwerbungs- und Transportkosten.

Es ist deshalb schon von Anbeginn der Versuch gemacht worden, die Eingeborenen aus der nächsten Nachbarschaft der Stationen als Arbeiter heranzuziehen. Diese Bestre- bungen sind in Kaiser-Wilhelms-Land von keinem oder doch sehr geringem Erfolge begleitet gewesen. Soweit das physische Können bei den Kaiser-Wilhelms-Ländern und den Ureingeborenen des Südsee-Schutzgebietes ganz im allgemeinen in Betracht kommt, kann kein Zweifel obwalten, daß dieselben sich als Arbeiter gut eignen, wenn auch die Brauchbarkeit der Eingeborenen häufig infolge örtlicher Verhältnisse eine ver- schiedenartige ist. So legen die Bewohner des Binnenlandes und noch mehr die der Berge außerordentliches Geschick bei allen mit dem Urwalde in Verbindung stehenden Verrich- tungen an den Tag, sie bekunden große Ausdauer beim Be- gehen langer Wegstrecken und leisten Erstaunliches im raschen Ersteigen bedeutender Höhen. Im Gegensatze hierzu zeigt sich der Anwohner der großen Flüsse im Norden für alle Arbeiten im Walde, überhaupt am Lande, weniger tauglich, denn der Fluß und das Boot, mit welchem er ihn befährt, ist sein Element. Daher ist er ein ausgezeichneter Ruderer

und gewandt in allen den Verrichtungen, welche mit dem Leben auf dem Wasser zusammenhängen. Leider herrscht unter den Eingeborenen eine große Abneigung gegen das Arbeiten, welche zu beseitigen bisher noch nicht hat gelingen wollen. Im Anfange kamen sie allerdings ziemlich häufig zur Station, um sich daselbst oft mit Frau und Kindern als Arbeiter zu verdingen. Hierzu bequemte sich der Eingeborene aber nur so lange als er auf diesem Wege seine Neugier und die Sucht nach dem Besitze der europäischen Tauschwaaren befriedigen konnte. Als ernste, andauernde Arbeit zu einem festen Lohnsatze von ihm verlangt wurde, hielt er sich von der Station fern; seitens der Stationsbeamten wurde nun die Abgabe weiterer Tauschwaaren an die Eingeborenen eingestellt, wodurch schließlich anstatt der erhofften gegenseitigen Annäherung eine gegenseitige Entfremdung eintrat. Dessenungeachtet darf man die Hoffnung, aus den Eingeborenen des Kaiser-Wilhelms-Landes brauchbares Arbeitermaterial heranzubilden, nicht aufgeben.

Im Bismarck-Archipel und auf den Salomonsinseln liegen die Verhältnisse etwas anders. Hier haben schon seit geraumer Zeit Arbeiter-Rekrutirungen für die Pflanzungen der Engländer in Australien und Fidschi stattgefunden. Kann man sich auch mit diesen Arbeiteranwerbungen, namentlich darum, weil sie häufig mit Arbeiterraub sich deckten, nicht einverstanden erklären, so muß man doch zugeben, daß sie in vielen Gegenden des Bismarck-Archipels die dem Eingeborenen vom Kaiser-Wilhelms-Land völlig fremden und ungewohnten Begriffe: feste Arbeitszeit, fester Arbeislohn, Arbeitszwang und Gehorsam eingebürgert, und auch nach anderer Richtung hin den Gesichtskreis der Eingeborenen erweitert haben. Doch wird auch im Bismarck-Archipel noch viel Mühe auf die Heranziehung der Eingeborenen zur Arbeit verwendet werden müssen.



Das Dorf Siu. (Nach einer Photographie von Dr. M. Hollrung.)

Von durchschlagendem Erfolge werden diese Bemühungen erst dann sein, wenn Sprache, religiöse Anschauung, Sitten, Lebens- und Ernährungsweise, Handelsinteressen, gegenseitige Beziehungen, Familienleben u. s. w. der Eingeborenen vollkommen bekannt sind. Erst dann wird sich entscheiden lassen, auf welche Weise der Eingeborene moralisch zur Arbeit gezwungen werden kann.

Der Papua des Schutzgebietes ist im allgemeinen von mittelgroßer, fleischiger, kräftiger Körpergestalt; seine Hautfarbe ist schokoladenbraun, speckglänzend; das Haar ist gekräuselt, locker, pechschwarz und ohne Glanz; die Augen liegen vollkommen horizontal, die Stirn ist hoch und vorgerückt; die Nase ruht auf einer verhältnißmäßig schmalen Basis. Lebensweise, gewisse Krankheiten, Stammeseigenthümlichkeiten und Trachten haben einzelne dieser Charakteristica zwar verwischt oder modificirt, ohne jedoch den Gesammteindruck wesentlich verändern zu können. Die Frau ist im Durchschnitt etwas kleiner als der Mann, ihre Gesichtszüge sind in der Jugend angenehme und ebenmäßige; im Alter verkümmert die Frau aber außerordentlich. Unter den Männern ist die Gesichtsbildung eine sehr verschiedene. Bald besitzt sie einen europäischen, bald einen semitischen Schnitt, bald wieder erinnert sie an den Javanen und bald an den Australneger von Victoria. Auch Lebens- und Beschäftigungsweise haben dann und wann nachhaltige Veränderungen im Körperbau hervorgebracht. So fällt der Binnenländer durch die stark ausgebildeten unteren Körperpartien, der Eingeborene am Kaiserin-Augusta-Fluß durch schmächtige Beine, kräftige Brust und Arme auf. Inwieweit fremde eingewanderte Elemente den ureingeborenen Menschenschlag verändert, verdrängt oder unterdrückt, und welche Rasseneigenthümlichkeiten sie von ihm angenommen haben, ist in der Gegenwart nur noch schwer zu entscheiden. Die Forschung hat nach dieser Richtung hin mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, welche hauptsächlich durch den Umstand, daß die Eingeborenen keinerlei Schrift und

Aufzeichnungen besitzen, daß das Stamm- und Sprachengewirr im Schutzgebiete ein außerordentlich starkes ist, und daß die Eingeborenen sehr zu Neuerungen geneigt sind, verursacht werden. Am ehesten werden Aufklärungen noch durch die Vergleichung der Sprachen unter Berücksichtigung einiger Gebräuche und einiger noch dunkel bei manchen Stämmen vorhandenen Traditionen und religiösen Anschauungen zu erhalten sein. Allen Eingeborenen ist ein stark aufgetriebener Unterleib eigenthümlich. Der Grund für diese Erscheinung ist darin zu suchen, daß das Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen in Vegetabilien besteht. Der Armuth des Waldes an Thieren wurde schon oben gedacht. Um dem hierdurch verursachten Fleischmangel abzuhelfen, hat sich der Eingeborene zur Züchtung einiger Thiere entschließen müssen, indessen betreibt er dieses Geschäft nur in sehr kleinem Maßstabe. Seine Trägheit, vielleicht auch der Mangel an geeignetem Futter oder die Furcht vor Diebstählen mögen ihn veranlassen, seinen Züchtungsversuchen keine größere Ausdehnung zu geben. Die Reihe der papuanischen Hausthiere ist eine sehr geringe, sie umfaßt nur das fast überall anzutreffende Schwein und den Hund, wozu noch in einigen Gegenden das Huhn kommt. Schweine und Hunde werden nur bei festlichen Gelegenheiten verzehrt, die gewöhnliche Fleischnahrung muß das Wasser, dem sie Fische, Schildkröten, Schnecken, Muscheln, Krebse, junge Krokodile u. a. m. entnehmen, liefern. Daneben verschmähen es die Eingeborenen aber auch nicht Garnelen, Libellenlarven, Heuschrecken, Schlangen, fliegende Hunde, Ratten, Eidechsen, Frösche und anderes Gethier zu verzehren. Die Libellenlarven bewahren sie sogar geräuchert und in wurstförmige, etwa 30 bis 50 cm lange, 5 bis 8 cm dicke Rollen verpackt, längere Zeit auf.

Die vegetabilische Nahrung der Eingeborenen besteht vornehmlich in der Jamswurzel, der Tarro-Knolle, der Ba-



Ein Segelboot von Bili-Bili. (Nach einer Photographie von Dr. M. Hollrung.)

nane, der Kokosnuß, hier und da auch aus Sago und Brotfrucht. Außerdem essen sie noch eine große Anzahl von Wurzeln, Stengeln, Blüthenständen, Früchten und Samen, welche sie zum Theil in ihren Pflanzungen anbauen — wie Papaya, Zuckerrohr, Mais, spanischen Pfeffer, Gurke und Melone, zum Theil wildwachsend in der Natur vorfinden: den Rosenapfel, die wilde Mango, die Blimbi (Averrhoa bilimbi), den Breiapfel (Bassia Hollrungii), wilde Weinbeeren, wilde Feigen, die Früchte von Owenia, die Samen von Terminalia catappa und Canarium, die wilde Mangostane, Früchte von Pandanus Inocarpus, wilde Cardamomen, die Ingwer-, Curcuma- und Calmuswurzel, die Blätter der Melde, die Stengel und Samen der Lotosblume (Nelumbium speciosum), die Früchte der Teichrose (Nymphaea), das Mark verschiedener Palmen, die Blüthenstände des wilden Zuckerrohres u. a. m. Die eigentlichen Nahrungsmittel: Jam, Tarro und Kochbanane, ebenso die Melde und der Palmenkohl werden gekocht, Sagomehl in gebackenem Zustande, Brotfrucht, wildes Zuckerrohr, die Frucht der Teichrose und gelegentlich auch die Tarro geröstet gegessen. Die Zubereitung der Speisen fällt der Frau zu, deren Kochkünste sehr einfache sind und daher wenig Aufwand an Zeit und Arbeit verursachen. Weit mehr Anstrengung erfordert die Beschaffung der Lebensmittel, denn Jam und Tarro werden in Pflanzungen, welche die Eingeborenen alljährlich neu anlegen, gezogen. Papayen, Bananen und einige Stauden Tabak finden sich vielfach in der Nähe der Hütten, mitunter aber ebenfalls in eigenen Plantagen vor.

Da der Eingeborene schon herausgefunden hat, daß in den meisten Gegenden der Boden der Grasflächen minderwerthiger als der des Waldes ist, so bebaut er nur selten Grasland, sondern zieht es vor, ein Stück Wald für seine Pflanzung urbar zu machen. Vor dem Betreten des Landes durch die Weißen war die Arbeit des Urbarmachens für den Eingeborenen keine ganz einfache, da ihm bei derselben

nur sein Steinbeil und das Feuer dienstbar waren. Augenblicklich bedient er sich schon vielfach der Stahlaxt. Der Mann fällt nur die Bäume, alle übrigen Plantagenarbeiten, bestehend in dem Wegräumen der Stämme, im Bepflanzen, Reinhalten und Abernten, werden von den Frauen und Kindern besorgt. Namentlich das Reinhalten der Pflanzung ist bei der außerordentlich starken Lebenskraft der tropischen Pflanzenwelt keine leicht zu bewältigende Aufgabe; nichtsdestoweniger sind die Plantagen der Eingeborenen immer sehr sauber gehalten. Die Erträge pflegen im Innern besser und höher zu sein, als in den Gegenden an der Küste, weshalb die Eingeborenen im Inneren leicht mehr Nahrungsmittel ziehen können als sie bedürfen. Es haben sich infolge dieses Umstandes in einigen Gegenden Jams-, und Tarromärkte herausgebildet, welche von den Küstenbewohnern besucht werden. Als Bezahlung werden Schmucksachen aus Muscheln, Arbeiten aus Schildpatt, Schnitzereien, Hundezähne und andere Küstenprodukte, welche im Innern selten sind, verwendet.

Jagd und Fischfang, welche im engsten Zusammenhange mit der auf die Beschaffung von Lebensmitteln gerichteten Thätigkeit der Eingeborenen stehen, ist allgemein verbreitet. Soweit der Mann sich dabei betheiligt, huldigt er nur einem Vergnügen. Bei der Jagd bedient sich der Eingeborene des Bogens mit dem Pfeile, des Speeres, des Fangnetzes, der Fallgruben, der Schleuder, der Schlinge, gelegentlich auch der Anstandshütten und Blenden. Im Beschleichen seines Wildes zeigt er außerordentliche Geduld und größte Geräuschlosigkeit. Den Fischfang betreibt der Eingeborene nur mit dem Speere bei Abend oder Nacht, unter Fackelbeleuchtung. Die Zahl der Fische, welche er auf diesem Wege erlangt, pflegt eine geringe zu sein und ist nur selten geeignet, den Bedarf des Hauses zu decken. Letzteres muß daher wiederum durch die Frauen und Kinder erfolgen, eine Arbeit, bei welcher sie sich der Netze und Fischkörbe von verschiedenster Größe und Gestalt bedienen.

Berauschende Getränke versteht der Eingeborene des Schutzgebietes nicht zu bereiten, wie überhaupt sein Bedürfniß an Getränken ein sehr geringes ist. Als eigentliche Genußmittel sind nur der Tabak und der Betel, diese aber fast allgemein in Gebrauch. Die Massoi-Rinde soll von den Eingeborenen als Aphrodisiacum gekaut werden, eine Behauptung, welche jedoch noch der Bestätigung bedarf.

Die Kleidung der Eingeborenen ist da, wo sich dieselben in ihrer vollen Ursprünglichkeit erhalten haben, sehr einfach, in einigen Gegenden von Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg und der Salomonsinseln fehlt sie beiden Geschlechtern ganz, oder ist auf ein Minimum beschränkt. In Kaiser-Wilhelms-Land, woselbst ganz allgemein das Schamgefühl stärker ausgebildet ist, als auf den Inseln des Bismarck-Archipels, wurden nur am oberen Kaiserin-Augusta-Fluß unbekleidete Männer beobachtet, im übrigen waren allerwärts Männer wie Frauen mit der landesüblichen Bekleidung versehen. Letztere besteht bei den Frauen aus einer von der Hüfte bis in die Nähe der Kniee herabreichenden Grasschürze, bei den Männern aus einem die Lendengegend mehr oder weniger vollständig bedeckenden, zwischen den Beinen hindurch gezogenen, tuchartig zubereiteten Rindenstreifen, aus den Flughäuten des fliegenden Hundes, oder aus einem Stück Cuscusfell. Die Grasschürzen der Frauen werden vielfach zu mehreren über einander getragen. Ueber die Bekleidung der Hüften gehen, abgesehen von den in einigen Landesgegenden gebräuchlichen Kopfbedeckungen, weder Männer noch Frauen hinaus.

So gering das Bedürfniß der Eingeborenen nach Kleidung ist, so groß ist es nach Schmuckgegenständen. Der kunstgerechten Ausschmückung ihres Körpers wenden sie große Aufmerksamkeit zu. Die Mittel, deren sie sich hierbei bedienen, sind äußerst einfache, doch wissen sie dieselben sehr geschickt zu verwerthen. Diese Beobachtung läßt sich in weit höherem Maße noch hinsichtlich ihrer gewerblichen Arbeiten machen. Gegenstand der Ausschmückung ist nicht die Frau, sondern der Mann. So trägt die Frau das Kopfhaar sehr einfach, häufig sogar ganz kurz geschoren, während der Mann dasselbe je nach der Landesgegend in verschiedene, eigenartige Haartouren legt. In der Jabbim-Landschaft (der Umgebung von Finschhafen) herrscht eine turbanartig den Kopf umgebende Haartracht vor, deren lockere Beschaffenheit und wohlgeformte Rundung einer unausgesetzten Bearbeitung mit einem der mannigfaltig geformten Haarkämme oder Haarpfeile bedarf und das Schlafen auf einem unter das Genick geschobenen, schmalen Holzbänkchen erfordert. Anderwärts, wie in der Umgebung von Festungshuk und Kap König Wilhelm, wird die Sorgfalt für den Haarputz sogar noch weiter getrieben, durch das Anlegen eines eng an die Haare anschließenden Ueberzuges. In Hatzfeldthafen und weiter nordwärts bis zum unteren Kaiserin-Augusta-Fluß stopfen die Eingeborenen ihr langes, lockiges Haar in eine aus Rottang geflochtene Röhre, deren breitere Oeffnung sie dem Hinterhaupt aufsitzen lassen, so daß die Röhre nahezu senkrecht, etwa 20 bis 30 cm vom Hinterkopfe absteht. Das Färben des Haares ist eine im Bismarck-Archipel heimische Sitte. Hier pflegen die Bewohner der kleinen Insel Matupi bei Duck-Duck-Tänzen ihre Haare mit Anilinfarbe, welche sie von der benachbarten Station erhalten, in allen Tönen der Farbenskala zu färben. Durch Eintauchen in gelöschten Kalk geben viele Eingeborenen in Neu-Mecklenburg und Neu-Pommern ihren Haarenden auf Kopf und Kinn einen rothblonden bis schmutziggelben Ton, während die in Kaiser-Wilhelms-Land vielfach beobachtete schmutzigrothe Färbung vom Bestreichen der Haare mit Kokosnußöl, dem rother Oker zugesetzt ist, herrührt. Der einzige Haarputz der Frauen wird durch das Zusammendrehen dünner Haarbüschel und durch Einfetten derselben mit dem Oel- und Okergemisch in dicke Striemen, welche franzenartig auf die Schulter herabhängen, hergestellt. Das Tragen von Bärten wird im Bismarck-Archipel und im nördlichen Kaiser-Wilhelms-Land geübt, in den übrigen Landestheilen wird das Barthaar durch Rasiren entfernt. Eine wichtige Rolle bei der Ausschmückung spielen die Bemalungen mit rother, weißer, gelber und schwarzer Farbe; sie richten sich vermuthlich nach der Bedeutung der betreffenden Festlichkeiten oder Handlungen, bei welchen sie zur Ausführung kommen. Unter den Schmuckgegenständen sind hervorzuheben: schöngeformte große Stoßzähne vom Schweine, umfangreiche polirte Platten aus Perlmutterschale, Nautilus oder Cypraea, welche auf der Brust und am Halse getragen werden, Stirnbänder, Kampf-Brust- oder Tanzschmucke aus Hundezähnen, Kauri- oder großen Cypraeamuscheln zusammengesetzt, geflochtene oder gehäkelte Täschchen, Ohrringe, Armbänder, geflochtene Leibgurte, schärpenartige Gürtel mit Besatz von Konusmuschel, Haarpfeile, Kämme, Nasenstifte u. A. m. Die geflochtenen Ringe am Oberarm, am Fußgelenk und an der Hüfte werden häufig schon in früher Jugend angelegt und darnach nie wieder von den betreffenden Stellen entfernt. Große Hinneigung besitzen die Eingeborenen zu den Blumen, weshalb sie solche oft als Schmuck verwenden. Namentlich fügen sie dem Haare gern die brennendrothgefärbten Blüthen von Hibiscus rosa sinensis, die rothen oder gelben dicken Rispen von Celosia crista galli und die blendend weißen, duftenden Blüthen von Crinum asiaticum ein, während sie die eigenthümlich gefärbten und gezeichneten Blätter von Coleus, sowie die wohlriechenden Stengel von Anisomeles salvii folia R. Br. und Ocimum

sanctum L. in die Armringe zu stecken pflegen. Es zeigt der letztgenannte Umstand, daß die Eingeborenen für Wohlgerüche nicht unempfindlich sind.

Die Geschicklichkeit der Eingeborenen, auf welche weiter oben schon hingewiesen wurde und die Findigkeit, mit welcher sie unbedeutende Hilfsmittel für ihre Zwecke nutzbringend zu gebrauchen verstehen, spricht am überzeugendsten aus ihren Erzeugnissen, bei deren Anfertigung ihnen vor dem Betreten des Landes durch die Weißen in der Hauptsache nur scharfgeschliffene Steine, Muschelscherben, Obsidianstücke, Farberde, Feuer und Wasser zu Gebote standen. Mit diesen geringfügigen Werkzeugen haben sie seetüchtige Boote, complicirtes Schnitzwerk — wie Götzen, Gesichtsmasken, Bootsschnäbel, Speerspitzen, Hauswände, Trommelverzierungen u. s. w. — Holzschüsseln, Steintöpfe, Fischkörbe, Fischnetze, Tragnetze, geflochtene Taschen, Kalk-Kalebassen, Betelbüchsen, sowie eine unendliche Zahl größerer und kleinerer Schmuckgegenstände hergestellt. Ein näheres Eingehen auf die sämmtlichen Erzeugnisse der Eingeborenen würde an dieser Stelle zu weit führen, einige Bemerkungen über die Häuser und Boote mögen jedoch hier Platz finden. Die Hütten der Eingeborenen sind dem Klima des Landes entsprechend leicht und luftig gebaut. Die einfachsten derselben bestehen nur aus einem Dach von Kokosblattmatten oder Gras, welches direkt auf der Erde ruht. Die offenen Seiten sind ebenfalls durch Mattenwerk geschlossen und meist so vollständig, daß ein großer Grad von Dunkelheit innerhalb einer solchen Hütte herrscht. Eine Feuerstelle und ein bankartiges Holzgestell, auf welchem der Eingeborene schläft, bilden die innere Ausstattung. Diese einfache Bauart kommt offenbar überall da zur Anwendung, wo der Boden und seine Umgebung gesund ist. An solchen Plätzen dagegen, wo letzteres nicht unbedingt der Fall ist, stellen die Eingeborenen das Haus auf einen mehr oder weniger hohen Unterbau von Pfählen, welcher die Luftcirculation unterhalb der Wohnstätte ermöglicht. Diesem Princip ist auch hinsichtlich aller von Europäern bewohnten Häuser Folge geleistet worden. Den Fußboden, welcher bei dem auf einem Unterbau ruhenden Eingeborenenhause sich nothwendig macht, stellen die Papuas bald aus dem äußeren harten Theile der wilden Betel- oder der Brennpalme (Caryota urens), bald aus Stengeln des wilden Zuckerrohrs, bald aus breitgeschlagenem Bambusrohr, bald einfach aus Bohnenstangen her. Eine einfache Holzleiter oder auch nur ein einfacher, mit Einschnitten versehener Baumstamm geleitet zum Innern derartiger Hütten, welche häufig mit einer überdachten Veranda versehen sind. Eine dritte Art von Hütten, welche in der Bauart selbst von den übrigen Hütten sich nicht unterscheidet, befindet sich hoch oben in der Krone kräftiger, hoher Bäume. Diese Häuser dienen als Zufluchtsstelle für Weiber, Kinder, Lebensmittel und Kostbarkeiten in Kriegsfällen.

Die Boote der Eingeborenen, welche bei den Küsten- und Flußufer-Bewohnern eine große Rolle spielen, geben ein beredtes Beispiel für den praktischen Sinn der Eingeborenen. Der Bootskörper selbst wird von ihnen aus einem Stück durch Aushöhlen eines Baumstammes hergestellt. Die gebräuchlichsten der hierzu verwendeten Baumarten sind Artocarpus, Stephegyne und Nauclea. Im Verhältniß zu ihrer Länge sind diese Bootskörper außerordentlich schmal und wenig tief, der Rudernde würde in diesem Bootskörper namentlich in lebhaft bewegtem Wasser daher beständig der Gefahr des Umstürzens ausgesetzt sein. Diesem Uebelstande helfen die Eingeborenen unter gleichzeitiger Wahrung der großen Beweglichkeit des Kanus einfach dadurch ab, daß sie einen sehr leichten Balken, zumeist von Hibiscus tiliaceus L. — den sogenannten Ausleger — in einiger Entfernung seitwärts vom Boote anbringen. Die Verbindung des Auslegers erfolgt durch dünne, elastische Querstangen. Für den Gebrauch auf hoher See werden diese Kanus etwas kompakter gebaut, mit einem einfachen Mattensegel versehen und namentlich durch Aufsetzen von Brettern auf den eigentlichen Bootskörper gegen das Hereinschlagen von Wellen gesichert. In dieser Form halten die Boote unter der geschickten Führung der Eingeborenen den stärksten Seegang aus und erreichen bei günstigem Winde eine Geschwindigkeit von 8 bis 10 Seemeilen in der Stunde. Die Boote auf den Flüssen besitzen keine Ausleger, sie sind daher, weil ihre Tiefe und Breite nicht größer als jene der See-Kanus ist, fortwährend zum Kentern geneigt.

Die Tänze spielen im Leben der Eingeborenen eine große Rolle. Mit ihnen pflegen sie die Abende auszufüllen. Zu diesen Vergnügungen geben der Mondwechsel, das Eintreffen eines Besuches aus der Nachbarschaft, die Zusammenkunft aller Dorfvertreter aus einem Gaue, ein Markttag, Erntefeste, Beschneidungsfeierlichkeiten u. s. w. willkommenen äußeren Anlaß. Manche Stämme zeigen sich während der Tänze von ihrer angenehmsten Seite. Jeder Einzelne sucht hierbei sowohl in der Ausschmückung seiner Person, als auch in den eigentlichen durch den Tanz vorgeschriebenen Bewegungen etwas Eigenartiges und jedenfalls das Beste zu leisten, was ihnen zumeist derartig gut gelingt, daß der Weiße sehr bald zu der ihn beschämenden Ueberzeugung kommt, daß diese Naturkinder beim Tanzen weit mehr Abwechselung, Grazie und Beweglichkeit entwickeln als der Weiße. Es ist daher auch schwer, irgend einen Tanz der Eingeborenen mit kurzen Worten genau zu beschreiben. Unstreitig die schönsten Tanzbewegungen sind bei den Eingeborenen der Jabbim-Landschaft zu finden. Hier treten auf einem durch Feuer erhellten Platze inmitten des Dorfes die Tänzer, welche bei besonderen festlichen Gelegenheiten mit einem 80 bis 90 cm hohen, aus weißen Kakadufedern hergestellten, thurmartigen Kopfputze, weißer Malerei auf Gesicht und Brust, Blättern und Baumzweigen im Gurt und Armringen versehen sind, zunächst zu einem Kreis zusammen, jeder derselben hält die lange, röhrenförmige Trommel in der Hand und auf den Oberschenkel gestützt. Frauen, welche sich nie an diesen Tänzen betheiligen, und Kinder bilden die Zuschauer und gleichzeitig den Chor, welcher die Tänze der Männer mit Gesängen begleitet. Der eigentliche Tanz, welcher auf ein vom Vortänzer vorgesungenes Zeichen hin beginnt, setzt sich aus eigenthümlichen Sprüngen, Verdrehungen, Beugungen und Arm- und Kopfbewegungen zusammen. Wiewohl er sehr anstrengend ist, da sich ein Bein während desselben fast unausgesetzt in der Luft befindet, so pflegen die Eingeborenen doch die Tänze bis zum kommenden Morgen fortzusetzen.

In den Augusta-Fluß-Dörfern hat sich bereits eine Art Orchester herausgebildet, denn hier — z. B. im Dorfe Malu — befinden sich mehrere Hütten, in denen je drei bis sechs große, trogähnliche Trommeln vorhanden sind. Die einzelnen Trommeln sind auf einen bestimmten Ton abgestimmt und werden von einem Manne mit zwei kurzen Aststücken bearbeitet. Nach einem festen Rhythmus schlagen die Trommler abwechselnd auf ihr Instrument, währenddem die übrigen den einfachen Takt so lange schlagen, bis die Reihe, den Rhythmus anzugeben, wieder an sie kommt. Neben den verschiedenen Trommeln kommen bei den Eingeborenen nur noch die Bambusflöte, die Maultrommel, das Tritonshorn und eine Art Krikri vor, dieselben werden jedoch beim Tanzen wenig oder gar nicht verwendet. Das eigenthümlichste Musikinstrument der Eingeborenen ist jedenfalls ihr eigener Unterleib, auf welchem sie, falls keine Trommel zu haben ist, durch Aufschlagen mit beiden Händen den Takt beim Tanzen angeben.

Kalksteinhöhlen in Südost-Borneo.

Von Fritz Grabowsky.

(Mit zwei Abbildungen nach Handzeichnungen des Verfassers.)

Dem Meratus-Gebirge, das von Süden nach Norden Süd-Ost-Borneo durchzieht, lagern sich zu beiden Seiten tertiäre Gebirgsmassen vor, die, von Flüssen durchbrochen, eine Reihe einzelstehender, oft unmittelbar aus der Ebene bis zu 400 Meter aufsteigender Kalksteinfelsen bilden, welche reich an Höhlen sind.

Zu den bekanntesten und besuchtesten gehört die Höhle des Gunung (Berg) Batu Hapu; man erreicht dieselbe am leichtesten von Pengaron aus, einem Kontroleurposten der Holländer, der bis zum Jahre 1884 wegen der dort bearbeiteten Kohlengrube „Oranje Nassau“ von einiger Bedeutung war.

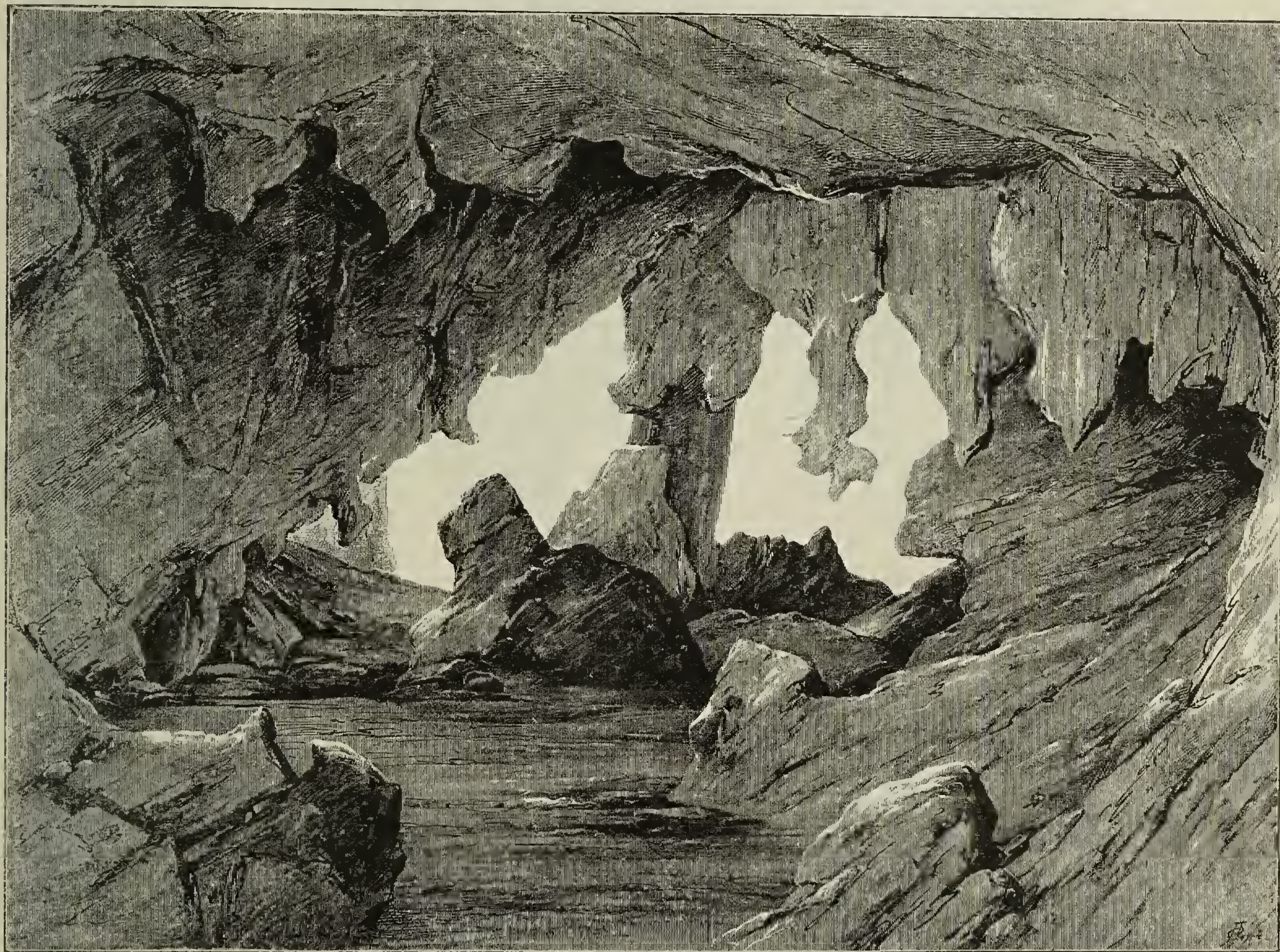
Meinem Tagebuche folgend, will ich verschiedene Höhlen, deren Besuch mir durch die freundliche Hilfe der holländisch-indischen Beamten zum Theil sehr erleichtert wurde, in Folgendem schildern.

Am 4. April 1882, um 6 Uhr Morgens, verließ ich mit meinem Diener Saman und sechs Trägern Pengaron. Um 7 Uhr erreichte ich das Dorf Mengkauk, wo ich die Träger wechseln mußte. Bis 10 Uhr ging der Pfad, der sehr schmal und voller Löcher war, durch ein offenes, nur mit Alang-alang-Gras bewachsenes Hügelland; dann traten wir in hohen Wald ein — in Urwald mit ganz kolossalen Stämmen. Unter anderen sah ich einen Tanggiran-Baum, dessen Wurzeln sich flügelartig über der Erde fortsetzten, der um die Wurzeln herum 45 Schritt Umfang hatte. Um $\frac{1}{2}$12 Uhr machten wir bei zwei kleinen Feldhütten eine kurze Rast und stieß dort ein Pembakal (Dorfhäuptling) mit vier Mann Gefolge zu uns, der mich bis Batu Hapu begleiten wollte. Um 2 Uhr verließen wir den Schatten des Waldes und mußten eine halbe Stunde lang bei ungeheurer Hitze eine Grasfläche durchqueren, bis uns wieder der Wald in seinen Schatten aufnahm; wir überschritten einige Bäche mit sehr niedrigem Wasser und sahen uns um 3 Uhr plötzlich vor einer wohl 100 Meter hohen senkrechten Wand — der Ostseite von Gunung Batu Hapu, der wir 15 Minuten entlang gingen, um den Eingang der Höhle zu erreichen. Längs einer durch frühere Besucher hergestellten Treppe gelangten wir in ein domartiges Gewölbe, das in immer kleiner werdenden Kuppeln ansteigt und oben durch eine kleine Oeffnung Licht empfängt. Links vom östlichen Eingang der Grotte fanden wir aus Bambu roh gezimmerte Bänke und Tische, sowie eine erhöhte Flur zum Schlafen. Kaum hatten wir es uns bequem gemacht, so erhielt ich Besuch von dem Pembakal des Dorfes Tatakkan, der einen Mann mitbrachte, den mir Herr Kontroleur v. B. aus meinem nächsten Standorte Rantau in liebenswürdiger Fürsorge als Führer entgegengeschickt hatte. Bald prasselte ein lustiges Feuer, und mein Diener beeilte sich, für die ganze Gesellschaft Kaffee zu bereiten, während meine Träger die Fackeln zur Besichtigung der Grotte in Bereitschaft setzten. — Nachdem wir Kaffee getrunken, machten wir uns auf; dem östlichen Eingang gegenüber befindet sich auch eine kleine, aber nie benutzte Oeffnung, während nach Norden und Süden Gänge in den Berg hineinführen. Zuerst wandten wir uns nach Norden. Großartig in der That sind diese Naturgewölbe; von der Decke hängen kolossale Tropfsteingebilde in phantastischen Formen herab, und von unten bauen sich meist säulenförmige Gegenstücke auf, die mit einer fast milchweißen Krystallmasse überzogen sind. Ungeheure Felsblöcke sind an einigen Stellen von der Decke herabgestürzt und liegen in buntem Gewirr auf dem Boden umher, der mit einer graubraunen, staubigen Erdschicht bedeckt ist. Aus dem Nordgange zurückgekehrt, gingen wir in den Südgang hinein, der womöglich noch großartiger in seinen Formen ist. Vom Ost-Eingange aus erreicht man auch eine etwas kleinere Höhle, wenn man auf schmalem Pfade den Felsen hinansteigt und durch eine der vielen engen Spalten hineinkriecht; tritt man in den dunkeln Theil der Höhle zurück und sieht nach dem Eingange, so glaubt man einen mächtigen Waringin-Baum zu sehen, an dessen Stamme mehrere Gestalten kauern. In weitem Bogen führt auch hier ein Gang in den Berg hinein. Nach $1\frac{1}{2}$stündiger Besichtigung kehrten wir ermüdet zu unserem Biwak am Eingange zurück und um 8 Uhr Abends lag alles in tiefem Schlaf.

Nachdem ich am nächsten Morgen (5. April) den schönsten Theil der Grotte nochmals besichtigt, trat ich um $\frac{1}{2}$8 Uhr die Weiterreise an. Durch einen großen Bambuwald gelangten wir in eine mit mannshohem Grase bewachsene Ebene und waren wir in kurzer Zeit vom Thau total durchnäßt. Im Norden ragten die Spitzen der Berge Talikor und Blasong hinter dem näher liegenden Bobaris-Gebirge am Horizont empor. Nach einstündigem Marsche über sehr steile Hügel gelangten wir nach dem Kampong (Dorf) Rantau budjur am Mengkauk-Flusse, wo ich bis 10 Uhr auf die Ankunft meiner Träger warten mußte, die hier durch frische Kräfte ersetzt wurden. Der Pembakal setzte mir Kokosnußwasser und Langsat-Früchte vor, die mich sehr erfrischten. Dann ging es weiter, das Bobaris-Gebirge hinan, welches wir beim Gunung Pakan überstiegen, von dem man eine wahrhaft entzückende Aussicht über ein unermeßlich großes Flachland genießt. Im Nordosten zeigte man mir die Berge Lomot und Tamban, im Westen den Gunung Lampinit, dessen Höhlen ich später auch besuchte. Vom Gunung Pakan aus hat man eine große, dürre Fläche — ein sogenanntes Alas — zu durchqueren, wo man nur ab und zu für wenige Augenblicke unter einer Baumgruppe Schatten findet. Um 11 Uhr passirten wir ein mit Kalkfelsen besäetes Terrain, „Pantei lino“ genannt, und erreichten endlich um 2 Uhr nachmittags, von Schweiß und einem kurzen Regenguß durchnäßt, das große Dorf Tambarangan, wo ich mich im Hause des Penghulu (des mohammedanischen Oberpriesters) umkleidete und an Früchten erquickte. Um 4 Uhr marschirte ich weiter und traf in Benoa Padang Herrn Kontroleur v. B., der mir entgegengeritten war und auch für mich ein Pferd mitbrachte. Nach einem halbstündigen Ritte waren wir in Rantau, wo ich bis zum 21. April blieb.

Am 8. April besuchte ich die Höhlen von Gunung Lampinit. Um 5 Uhr ritten wir von Rantau weg und machten um 8 Uhr bei einem kleinen Dorfe Halt. Das

Wachthäuschen war sehr nett mit jungen Palmblättern dekorirt, ein Tischchen mit Wasser und Früchten stand für uns bereit, und eine Menge Männer hatten sich versammelt, um uns zu begleiten. Wir ließen die Pferde hier zurück und brachen um $1/2$9 Uhr auf. Wir passirten eine Stelle, „Martagiri“, wo die Sultane von Martapura einen Lusthof hatten, den sie jährlich einmal zur Hirschjagd besuchten. Auf schnell hergerichteten Bambusflößen wurden wir über den Rantau-Fluß gesetzt und nach 20 Minuten standen wir am Fuße des Gunung Lampinit. Rings umher liegen große Kalkblöcke, an denen ich eine gute Ausbeute von Schnecken und Farnkräutern hatte. Bei circa 80 Fuß Höhe stießen wir auf die Oeffnung zu einer kleinen, niedrigen Grotte. Höher und höher ging's dann den Berg hinan und um denselben herum zu dem Eingang einer zweiten Höhle. Ein sehr niedriger Gang führt hinein, der allmählich 10 Meter breit und 15 Meter hoch wird. Die Höhle ist von unzähligen Fledermäusen bewohnt, deren Excremente den Boden schlüpfrig und die Luft unerträglich machen. Langsam drangen wir beim Schein der Fackeln vor; da schnellten plötzlich die Führer mit dem Schrei: „Ular! Ular!“ (d. h. eine Schlange, eine Schlange!) zurück. Ich ergriff eine Fackel und sah beim Schein derselben auch wirklich eine sechs Fuß lange Schlange langsam dahinkriechen; zwei Schrotschüsse, die in der Höhle ein donnerähnliches Getöse hervorbrachten, tödteten die Schlange; es war ein prächtig gelb und braun gefärbtes Thier — eine neue Art, die später von einem meiner Freunde als Elaphis Grabowskyi beschrieben wurde. Bald hinderte uns eine steil aufsteigende Wand, da wir ohne Leitern waren, am weiteren Vordringen. Wir kehrten um und gingen dann in einen Gang hinein, der rechts vom Eingang sich im Dunkel verliert; aber auch hier kamen wir nicht weit, da wir auf einen circa 80 Fuß tiefen, sehr breiten Spalt stießen, in dessen Tiefe der Lampinit-Fluß einherbrauste. Um $1/2$2 Uhr traten wir den Rückweg nach Rantau an, wo wir um $1/2$5 Uhr ankamen.

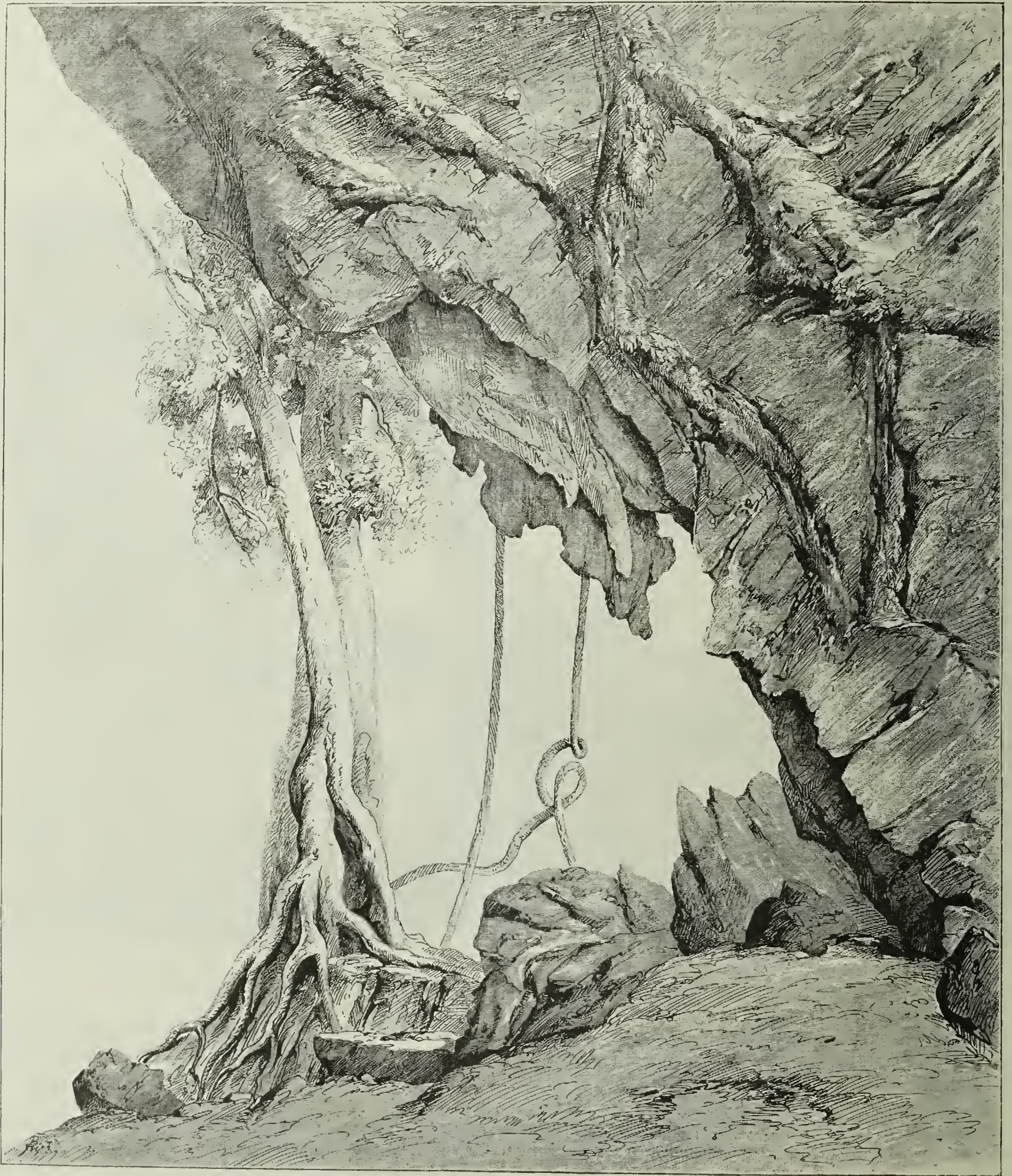


Die Grotte Liang hadangan (Gunung Mandella).

Am 11. April besuchte ich den östlich vom Gunung Lampinit gelegenen Berg Talikor, in dem auch eine Höhle sein sollte. Von Rantau budjur (am Rantau-Flusse) aus, wo ich die Nacht zugebracht hatte, brach ich mit sechs ortskundigen Leuten auf und war um 9 Uhr am Fuße des Berges, der sich von West nach Ost erstreckt und dicht bewaldet ist. Um zum Eingange der Höhle zu gelangen, mußten wir von der Südseite auf einem sehr steilen, gefährlichen Pfade nach der Nordseite klettern. Nachdem wir unsere Fackeln, die aus Bündeln trockner, dünner Bambustäbe bestanden, angezündet, gingen wir in die Höhle hinein. Der erste, noch durch Tageslicht erhellte Raum bietet nichts Besonderes, doch kaum ist man durch eine enge Oeffnung weiter gedrungen, so betritt man einen Raum, so mächtig und groß und so herrlich mit Tropfsteinen drapirt, daß man darüber ganz den mühsamen und gefährlichen Weg unter sich vergißt. Immer weiter drangen wir vor, längs spitzer Felsgräben, auf Pfaden, wo der Fuß eben noch Halt findet und die Hände das ihrige thun müssen, um den Körper zu stützen. Hunderttausende von Fledermäusen umschwirrten uns auch hier, und der Koth dieser Thiere machte den sehr zerklüfteten Boden so schlüpfrig, daß die

größte Aufmerksamkeit nöthig war, um einen gefährlichen Sturz zu vermeiden. Nachdem wir $1^1/_2$ Stunden umhergeklettert und Herrliches gesehen, kehrten wir sehr müde zum Eingang zurück, und traf ich noch an demselben Tage wieder in Rantau ein.

Am 30. April, nachdem ich mein Standquartier inzwischen nach Kendangan verlegt hatte, besuchte ich per Boot die Höhle in dem Berge Batu laki, der am Amandit-Flusse liegt. Wir erreichten den Eingang erst nach acht Stunden angestrengten Ruderns und fuhren auf einem Bambusfloß in



Der Batu Lampan, bei Kampong Murung (Distrikt Labuan mar).

die nur 1 m breite und 4 m hohe Spalte hinein, konnten aber des hohen Wasserstandes wegen nur etwa 100 m weit vordringen. An dem Felsen hatte eine kleine Salanganen-Art (Collocalia Linchi) ganze Kolonien ihrer zierlichen Nestchen aus Moos angebaut, in denen sich je zwei blendend weiße, walzenförmige Eier oder auch schon junge Vögel befanden. — Gegenüber dem Felsen Batu laki (d. h. Steinmann) liegt am rechten Ufer des Amanditflusses der Berg Batu bini (d. h. Steinfrau) — ein blendend weißer Felsen von ca. 350 m Höhe, in dem sich auch zwei niedrige, weit aus-

gedehnte Höhlengänge befinden, Liang gigip und Liang sarang lomot genannt, die nichts Bemerkenswerthes bieten. Von diesen beiden Felsen erzählte man mir folgende Sage: „In alten Zeiten unternahm ein Mann Namens Angoi und seine Frau auf besonderen Schiffen Handelsreisen nach einem fernen Lande und kehrten mit Schätzen reich beladen heim. Die alte Mutter des Angoi fuhr in ihrer Herzensfreude im kleinen Kahne dem Sohne entgegen; dieser aber, verblendet durch seinen Reichthum, wollte seine alte Mutter nicht erkennen. Als alle Bemühungen, sich ihm zu nähern, vergeblich blieben, stieß sie einen fürchterlichen Fluch aus, sprang in ihren Kahn und versank unter furchtbarem Donner im Meere. In demselben Moment verwandelte sich auch das Schiff des Angoi in den Batu laki und das seiner Frau in den Batu bini genannten Felsen." — Aehnliche Sagen wurden mir auch bei den Höhlen Batu Hapu, Lampinit und Talikor erzählt.

Am Fuße des Batu bini ist eine Schwefelquelle, „Muara Imbangan" genannt, sowie eine warme Quelle zu finden.

Von Murung aus, im Distrikt Labuan mas, besuchte ich am 7. October 1883 endlich noch zwei Höhlen im Gunung Mandella. Der Eingang der „Liang hadangan", d. h. Stiergrotte, genannten Höhle (S. Abbildung) liegt etwa 50 Meter hoch an der Ostseite des Berges; sie führt ihren Namen nach einem — mit Zuhülfenahme von etwas Phantasie — stierähnlichen Stein, der nicht weit vom Eingange im Halbdunkel liegt. Der Eingang zur zweiten Grotte liegt ca. 150 m hoch an der Nordseite des Berges und ist nur mit großen Schwierigkeiten über ein Chaos von kolossalen Felsblöcken zu erreichen. Der Eingang ist so eng, daß nur ein Mensch hinein kann; der Gang fällt erst steil schachtförmig ab, erweitert sich dann aber zu hohen Gewölben mit ebenem Boden und verhältnißmäßig wenig Stalaktiten, diese sind aber von blendend weißen Krystallen bedeckt. Um eine Ecke biegend, wurden wir alle durch ein wunderbares Schauspiel überrascht, das selbst die sonst so gefühllosen Malayen zum Staunen brachte; es glitzerte uns aus dem Dunkel der Grotte ein etwa einen Fuß Durchmesser haltendes Licht entgegen, prächtig schillernd, hervorgerufen durch ein Bündel Sonnenstrahlen, die den Weg durch eine ca. 150 m tiefe Spalte hierher fanden und zufällig auf den mit weißen Krystallen besetzten Kopf eines Stalagmiten fielen. Nur wenige Augenblicke genossen wir den Anblick, dann war die Sonne höher gestiegen und nur unsere Fackeln erhellten den Raum; einige Schwalben sahen wir durch die Spalte aus- und einfliegen; sie hatten auch hier ihre Moosnestchen an dem weißen Felsen der Grotte angeklebt. Früher sollen auch eßbare Schwalbennester in dieser „Liang lumba" genannten Grotte gewesen sein; jedenfalls zeigten halbverrottete Bambu-Leitern und mit Kohle gemalte Figuren an den Wänden, daß sie früher besucht worden sein mußte. Von Europäern war ich der erste, der außer der viel besuchten Grotte von Batu Hapu auch diejenigen von Lampinit, Talikor, Batu laki, Batu bini, Liang hadangan und Liang lumba betreten hat. Von vielen anderen Höhlen wurde mir noch erzählt, aber ich habe keine derselben mehr besuchen können. Eine Grotte des Berges Batu tawar fand ich durch herabgestürzte riesige Felsmassen versperrt, entschädigte mich aber dafür an den herrlichen Felspartien, die durch die überhängenden Felsen des Batu Lampau gebildet werden (S. Abbildung). Auch in Central-Borneo, im Oberlauf des Barito, sind Höhlen, ebenso an der Ostküste Borneos in Tjantong; diese Höhlen beherbergen die Schwalben, die eßbare Nestchen bauen, welche von den Chinesen als Leckerbissen geschätzt werden.

In Ost-Java hatte ich im Jahre 1886 Gelegenheit, die in dieser Hinsicht bekannten Höhlen von Grisee, gegenüber der Insel Madura, zu besichtigen, die von der Regierung behufs Ausbeute der Nester und des Guano an Chinesen verpachtet werden. Es sind 21 Höhlen, die eine Pacht von 5300 Gulden per Monat bringen. Aus dem Guano ließ die Regierung früher Salpeter bereiten; jetzt findet er guten Absatz bei den Zuckerplantagen.

Zum Schluß möge hier noch eine Erklärung ihre Stelle finden, welche Dr. Posewitz in den Schlußbemerkungen seiner Arbeit „Ueber unsere geologischen Kenntnisse von Borneo" von den tertiären Kalkfelsen giebt. Er sagt: „daß die jetzige Gestalt Borneos aus der jüngsten Zeit stammt; daß noch zu Beginn der Diluvialperiode bloß die sich verzweigenden Bergketten sammt dem sie umringenden eocänen Hügellande aus dem Meere emporragten, welches die stellenweise mächtigen Korallenriffe bespülte; und daß in den Meeresbuchten vereinzelte Inseln — isolirte Berge — zerstreut lagen. In dieser Zeit hatte Borneo dasselbe Aussehen, wie jetzt Celebes oder die kleine Insel Halmahera, es zeigte nämlich tief eindringende Meeresbuchten. Letztere konnten sich ungestört im Laufe der Zeit mit Detritus ausfüllen und so die weiten, niedrigen Alluvialebenen bilden, da sie von den Meeresströmungen nicht erfaßt wurden. Eine Senkung von wenigen Fuß würde das ganze Alluvium wieder verschwinden lassen und Borneo die frühere Gestalt zurückgeben."

Die Höhlen nun in den Kalkfelsen sind durch Auswaschungen und nachfolgende Einstürze entstanden, während das von oben durchsickernde atmosphärische Wasser mit seinen den Kalk zersetzenden Eigenschaften zum Bau der herrlichen und phantastischen Dekorationen der Höhlen, der Tropfsteine, beigetragen hat und noch stets dazu beiträgt.

Natur und Bewohner der Ostabdachung des Nord-Ural.

Von F. Marthe.

I.

Unter diesem Titel veröffentlicht der russische Botaniker N. J. Kusnezof in der „Zeitschrift (Iswestija) der russ. geograph. Gesellschaft", Bd. 23, Heft 6 einen Bericht über eine im Sommer 1887 nach dem Nord-Ural unternommene Erforschungsreise, die allerlei interessante Ergebnisse mit sich brachte, von denen die wichtigsten im Folgenden hervorgehoben werden sollen. Zuvor mag bemerkt werden, daß der nördliche Ural in floristischer Beziehung so gut wie terra incognita war. Es existiren in der Litteratur über

diesen Punkt überhaupt nur zwei Werke, ein deutsches — Hofmann, Der nördl. Ural ꝛc. Bd. 2 (Flora boreali-uralensis oder Ueber die Verbreitung der Pflanzen im nördl. Ural v. Ruprecht), und ein russisches — Kiglof, Materialien zur Flora des Gouvern. Perm (abgedruckt in den Arbeiten der Gesellschaft der Naturforscher an der Universität Kasan, Band 6, 9 und 11). Das Untersuchungsfeld Kusnezof's beschränkte sich, dies ist ferner vorauszuschicken, auf drei Flußbecken: zunächst das der oberen Petschora, auf der Westseite des Gebirges, sodann die der Loswa und der Ssoswa, auf der Ostseite, welche beiden Flüsse unter dem 62. Grade nördl. Br. nicht weit von einander entspringen und sofort nach Nord (die Ssoswa) und Süd (die Loswa) aus einander laufen, um schließlich ihre Gewässer dem Ob zukommen zu lassen.

In jenen Gegenden nun lassen sich sowohl orographisch wie geologisch und nicht minder floristisch drei von West nach Ost neben einander gelegene Zonenstreifen unterscheiden, nämlich: 1) im Westen die Gebirgszone, bestehend a) aus dem ebenen, meist über die Grenze des Waldwuchses hinausragenden Kammrücken des eigentlichen Ural, der die Gewässer Europas und Asiens scheidet und selbst von keinem Flusse durchfurcht wird, b) aus einer östlich davor gelegenen Bergkette, die von tiefen Flußthälern durchbrochen ist, und deren Gipfel theilweise den wasserscheidenden Kamm überragen; 2) weiter östlich die Hügelzone oder Vorgebirgslandschaft, welche stark individualisirte höhere Berge nicht aufzuweisen hat, aber noch tief zerklüftet ist durch Flußthäler, an deren hohen Steilwänden sich sedimentäres Gestein entblößt zeigt, das nicht selten auch durchsetzt wird von eruptiven Massen. Dieser Hügelstrich bricht im Osten ab mit einem Stufenabsatze, von dem aus das Auge 3) die bis zum fernen Horizont sich einförmig nach Osten erstreckende Tiefebene Westsibiriens erblickt. Von Regionen sind nur zwei zu unterscheiden: 1) die des Waldes, der in der Ebene, im Hügellande und über die unteren Partien des eigentlichen Gebirges verbreitet ist, und 2) die alpine, die des hochstämmigen Baumwuchses entbehrt. Diese obere Region beginnt zwischen dem 61. und 62. Breitenkreise in einer Höhe von 730 m und nimmt fast ohne Unterbrechung die wasserscheidende Kammlinie ein, wogegen sie südlich vom 61. Parallel und ferner auf den östlichen und westlichen Ausläufern des Ural nur inselartig auf Berggipfeln, die durch waldgefüllte Thäler von einander getrennt werden, hervortritt. An den höchsten Stellen weist diese Region auf ihrem Schutt und Trümmergestein nur noch Flechten auf (darunter auch die Renthierflechte) und niedrige Kräuter, wie sie in den Tundren sich finden. Wenn wir sodann abwärts schreiten, so stoßen wir auf allerlei Beerengesträuch der Gattungen Vaccinium und Rubus (Moos-, Preißel-, Himbeeren ꝛc.); auch Nadelholz tritt auf, aber in Zwerggestalt, mit gekrümmten Stämmchen am Boden hinkriechend, und zuweilen kaum 5 cm hoch in die rauhen, ewig windbewegten Lüfte sich hebend; ebenso kümmerlich Birken, Ebereschen, eine Rosenart (Rosa aciculoris Lindl.); nur die sibirische Erle (Alnus fruticosa Ledb.) gedeiht noch ziemlich kräftig auch in der alpinen Region.

Indessen nicht das Klima allein erklärt die Armuth dieser Höhenregion, sondern auch die Unfruchtbarkeit ihres schuttbedeckten Steinbodens; sobald sich irgendwo eine besser nährende Verwitterungsschicht gebildet hat, zeigt auch im Ural die „alpine“ Region die mit saftigem Gras bestandenen Alpenmatten, aus denen höhere Kräuter mit allerlei farbigen Blüthen dem Wanderer freundlich entgegenblicken. Nur konnten nicht die meist steilen Halden der östlichen und westlichen Ausläufer solchen Alpenwiesen eine Stätte bieten, sondern es sind die ebenen Flächen oder sanften Gehänge des Wasserscheidekamms, an denen sich hier und da zwischen allem Trümmergestein doch fruchtbarer Boden anhäufte. Eben dieser auch erklärt es, daß hier — am „Ural“ — den obersten Saum des geschlossenen Waldes die Birke herstellt, was sie an jenen östlichen und westlichen Flügelbergen mit dem steileren und ungünstigeren Steinboden nicht vermag, denn dieser zierlichste aller Waldbäume des hohen Nordens verlangt einerseits besseren Boden als die Nadelhölzer, andererseits beansprucht er mehr Licht und zieht daher die sonnige Außenseite des Waldes dem dunklen Inneren vor. Der freundlich helle Birkengürtel, mit dem auf den Höhen des Uralkammes der Waldwuchs abbricht, ist übrigens nur 30 bis 50 m breit. Auf den Seitenbergen bezeichnet bald die sibirische Ceder (Pinus cembra L.), bald die sibirische Fichte (Abies sibirica Ledb.), bald die Tanne (Picea vulgaris Link.) das Ende des Waldes, doch begegnet man allen dreien in Zwerggestalt, wie oben erwähnt, noch in dem alpinen Striche. Lärche und Kiefer steigen auf feuchterem Boden nicht allzuhoch hinauf und sind häufiger in dem Hügellande mit dem trockenen Kalkgestein. Diese letztere Zone, mit der sich anschließenden dritten, der unermeßlichen Ebene, ist die Trägerin des Waldes, des auf viele, viele Meilen eintönig sich fortsetzenden, oft undurchdringlichen Waldes, der hauptsächlich aus Fichten und Tannen zusammengesetzt ist, es sei denn, daß Sumpfstriche mit dem ihnen eigenthümlichen Strauchwerk zur Abwechselung sich einschieben. Die vergleichsweise größte Mannigfaltigkeit des Baumwuchses hat sich in der Hügelzone vermöge der Mannigfaltigkeit der dortigen Bodenbildung und Bodenbeschaffenheit entwickeln können.

Das interessanteste und wichtigste Resultat der Kusnezof'schen Forschungsreise betrifft nun aber die eigentlich geographische Frage, nämlich die der Verbreitung der vorgefundenen Pflanzen in horizontaler Richtung. Als der russische Botaniker im Sommer an der nach Norden laufenden Ssoswa sammelte, fand er vorzugsweise sibirische Pflanzenarten und vermißte die gewöhnlichsten europäischen, die an der Westseite des Ural viel weiter nach Norden gehen. Der Ural schien sich als eine ausgesprochene Naturscheide ergeben zu wollen. Indessen als der Forscher im Herbste zur Loswa zurückkehrte, zeigten sich ihm die vermißten Gewächse fast sämmtlich in der Umgebung seines Standquartiers — der dort letzten, d. h. nördlichsten russischen Ansiedelung. Es stellte sich mithin nur die Thatsache heraus, daß manche Pflanzen[1]) auf der asiatischen Seite des Ural sich polferner halten als auf der europäischen. Die Erklärung derselben kann weder im Klima noch in der Bodenbeschaffenheit des Ssoswabeckens gesucht werden; es fragt sich also, wo sonst? Der russische Forscher findet sie in der Thätigkeit des Menschen und sieht den ersten Fingerzeig hierfür in dem Umstande, daß genau dort, wo unter $60^1/_2{}^0$ die letzten, Ackerbau treibenden Niederlassungen der Russen endigen, auch die unten angegebenen europäischen Pflanzenarten die Nordgrenze ihrer Verbreitung finden. Indessen auch geologisch-historische Vorgänge greifen mit ein, und zwar in folgender Weise:

Als die Gletscher Skandinaviens in der Eiszeit einen großen Theil des europäischen Rußland überlagerten, gingen andere minderen Umfanges auch vom Ural aus und drängten den Waldwuchs nach Süden und Westen zurück. Diese schwächere Eisdecke schmolz eher hinweg als die

[1]) (U. a. Dianthus deltoides L., Lychnis flos cuculi L., Pimpinella saxifraga L., Leucanthemum vulgare Lam., Sonchus oleraceus L., Polemonium coeruleum L., Brunella vulgaris L., Cirsium oleraceum Scop., Veronica chamaedrys L., Rumex acetosella L., Rhinanthus Crista Galli L.)

mächtige skandinavische, und so konnten an der freiwerdenden Ostseite des Ural die sibirischen Pflanzen Fuß fassen, während den westlichen der Zugang dahin noch verwehrt blieb. Erst mit Hülfe des Menschen gelangten diese auch hierher. In der That sind fast alle an der Ssoswa fehlenden Formen entweder synanthropine, d. h. solche, die sich theils in der Nähe menschlicher Wohnungen ansiedeln, theils als Unkräuter seinen Saaten folgen, oder es sind mehrjährige Wiesenkräuter, deren Verbreitung nicht vom Winde abhängt. Der Fluß, die Loswa, kann ihre Wanderung nach Norden, da er nach Süden läuft, nicht fördern; ebensowenig die nördlich von den Russen das Land nomadisch durchschweifenden Wogulen und Ostjaken, deren Hauptverkehr von der oberen Loswa zur Ssoswa erst auf der Schlittenbahn des Winters sich vollzieht; endlich, wenn die Vögel hauptsächlich durch ihre großen Herbstwanderungen der Pflanzenverbreitung Vorschub leisten, so könnten sie eher von dem nördlichen Flusse zum südlichen Pflanzensamen hinübertragen als umgekehrt. Somit ist die Flora des Ural noch verhältnißmäßig jung und unfertig, insofern sie als Produkt des Kampfes zwischen der sibirischen und der europäischen sich kennzeichnet.

II.

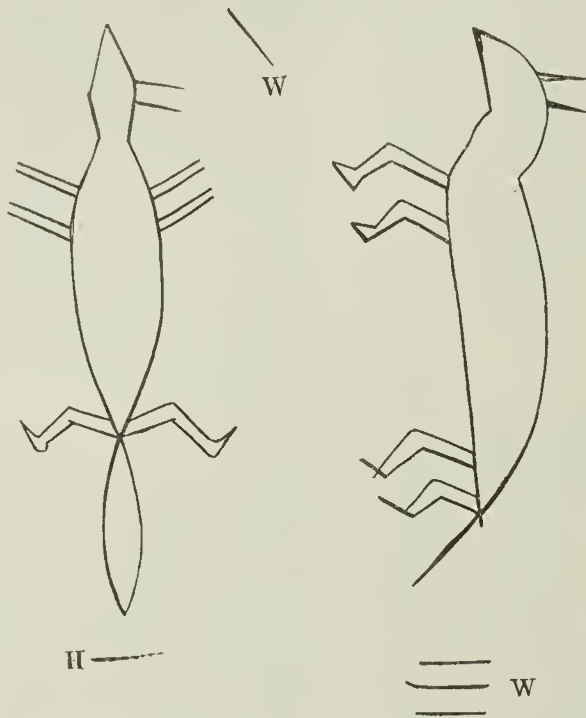
Unter dem 61. Grade nördl. Br. hören die russischen Kolonien, hört der Ackerbau damit auf. Weiter nordwärts wird die Bevölkerung immer dünner, wird die Einöde der Wälder immer drückender, lautloser. Die russischen Ansiedler nun theilen die so spärlichen Eingeborenen des Landes in drei Kategorien: Tributpflichtige, Wogulen und Ostjaken. Mit dem ersteren Namen (russisch: Jassatschnyje) werden ansässige, in Dörfern wohnende Wogulen bezeichnet, welche einen russischen Ofen in ihren Hütten haben, sich russisch kleiden, in den Gruben arbeiten, ziemlich rein Russisch sprechen, die ursprüngliche Volkssprache zwar noch nicht verlernt haben, aber alles als Wogulische verachten und sich gar nicht gern Wogulen nennen hören; vielmehr sehen sie sich als Russen an, die nur nicht Steuern, sondern Jassak, Tribut, zahlen. Diese Halbrussen sind die nächsten nördlichen Nachbarn der echten Russen. Die noch unverfälschten Wogulen grenzen weiter nördlich an, und ferner nördlich an der oberen Ssoswa folgen die Ostjaken. Doch heißen „Ostjaken“ auch einige der Eingeborenen von der Loswa. Es dürfte aber überhaupt schwer fallen, zwischen Wogulen und Ostjaken einen wesentlichen Unterschied zu entdecken; die Sprache ist bei beiden ganz dieselbe, und nur in dem Grade der Aneignung russischer Kleidung, Wohnung, Geräthe &c., der von Süden nach Norden abnimmt, offenbaren sich gewisse Verschiedenheiten, so daß man beide als Glieder eines Stammes, nämlich des wogulischen, anzusehen hat. Dieser Stamm ist aber wenig zahlreich; im Becken der Loswa leben auf einem Raume von 6000 bis 7000 qkm nur etwa 15 wogulische Familien, und im Ssoswa-Gebiete ist die Anzahl derselben sehr wenig höher. Meistens liegen nur zwei bis drei Jurten, d. h. Hütten, als „Ort“ beisammen; nur an einer Stelle sind es ganze 16 Hütten, die den „Ort“, gewissermaßen die Hauptstadt Woguliens, bilden!

Das Wogulen-Volk lebt noch halbnomadisch, insofern es vom Sommer zum Winter seinen Wohnort wechselt. Die Winterjurten sind Blockhütten, welche ungefähr 4 bis 8 m lang, 3 bis 6 m breit, 2 m hoch, und deren Wände mit Moos gedichtet sind; zuweilen sind sie, wie die Sommerhütten, ohne Fenster, oder haben es im Dache, wo es zugleich als Rauchloch dient, während als Herd in der Mitte einige Steine zusammengelegt sind. Meistens jedoch sieht man die Feuerungsstelle in einer Ecke, und es ist eine Art Kamin mit Abzugsrohr darüber angebracht — Kamin und Rohr aus Stangen, die gehörig mit Lehm verschmiert sind, zusammengesetzt. An den Wänden läuft eine niedrige Pritsche entlang, mit Rentierfellen gedeckt; auf derselben sitzt man beim Essen und bei geselliger Vereinigung, und streckt man sich aus zum Schlafe. Ueber derselben sind Brettchen an den Wänden befestigt, auf denen das kunstlose Geräth des Wogulen prangt, das er bei seinen Wanderungen immer mit sich schleppt: irdene Töpfe, kleine Kessel, Kästchen und Körbe aus Birkenrinde &c. Die Sommerhütte ist in der Regel kleiner, nicht mit Moos verstopft, ohne Fenster und mit offenem Herd in der Mitte, infolge dessen zwar voll Rauch, aber auch — mückenfrei, was höher geschätzt wird als gute Luft und Sauberkeit. Während sich an das Winterhaus ein kleiner, gedeckter Vorraum mit Vorrathskämmerchen anzuschließen pflegt, steht ein kleiner Speicher — oder selbst zwei solcher — getrennt neben dem Sommerquartier und zwar in Gestalt eines kleinen Pfahlbaues, nämlich eines aus Brettern oder auch aus rohen Balken zusammengefügten Kastens, der auf vier nicht voll $1^1/_2$ m hohen Pfählen ruht; der kleine Speicher selbst ist etwa 3 m lang und breit, bis 1 m hoch und beherbergt den Hauptproviant — getrocknete Fische — sowie daneben das Hausgeräth, Kleidungsstücke &c. Oft genug steht auch die Sommerhütte so leer, wie zur selben Zeit das Wintergelaß, denn der Hunger treibt den Wogulen, entweder auf die Jagd oder den Fischfang auszuziehen, oder auch bei den Russen Arbeit zu suchen. Die wenigen Renthierbesitzer ziehen auf die alpine Region des Ural hinauf, wo sich nicht nur gute Weide findet, sondern auch die den Renthieren so verderblichen Mücken fehlen. Neuerdings haben einige Wogulen Rindviehzucht begonnen und sind infolge dessen im Uebergange zur Seßhaftigkeit; wenigstens ein Theil der Familie bleibt jetzt im Winterhause mit der Kuh oder den Kühen zurück, um hier für den nöthigen Wintervorrath an Heu zu sorgen; der andere zieht zum Fischfang aus und lebt dann je zu zweien auf den leichten offenen Böten; nur bei Nacht pflegen die Fischer, ans Land steigend, sich hier ein Schutzdach aus Birkenrinde herzustellen. Mit der letzteren sind auch die Sommer- und Winterhütten gedeckt, ferner dient sie zu allerlei Geräth, auf welchem Frauenhände mit dem Messer oft hübsche Muster ausschneiden, und so spielt sie im Leben des Wogulen eine große Rolle; in jedem Sommer werden beträchtliche Massen derselben abgeschält, ausgekocht und zu größeren Stücken zusammengenäht. Von gleicher Wichtigkeit ist dem halbwilden armen Arktiker das Renthierfell, das ihm warme Kleidung, Schuhwerk und das Nachtlager liefert. Im Sommeranzuge beider Geschlechter finden stets Tücher Verwendung, indem sie theils um den Hals geschlungen, theils auf dem Kopfe zur Abwehr der Mücken getragen werden, sie sind ferner auch ein Erforderniß der Sitte zur Zeit der Tänze. Endlich ist zu erwähnen, daß die wogulischen Frauen mit Glasperlen allerlei hübsche Muster auf Aermeln und Kragen aufzunähen verstehen, ferner daß sie Perlen in ihre Zöpfe flechten. Letztere werden von Mann und Weib getragen, sind mit Zwirn umwickelt und bleiben lange Zeit unberührt und — ungekämmt.

Daß die Wogulen sich an Händen und Füßen tätowiren, wird in unserer Quelle nur mit kurzen Worten erwähnt, dagegen spricht sie etwas mehr von einer Art Zeichenschrift derselben, mit der gleichsam kurze Siegesbulletins über errungene Jagderfolge ausgegeben und verewigt zu werden pflegen, nicht lapidar, sondern arboral, insofern sie auf Bäumen des Waldes eingeschnitten werden. Wir geben hier zwei Proben mit den nöthigen Erklärungen (S. d. Abbildgg.).

Der Elch bedeutet das Hauptwildpret für den Wogulen, und die auf ihn bezüglichen arboralen Siegesberichte sind im Walde nicht selten. Indeß der größte Stolz des Wo-

gulen ist die glückliche Jagd auf den Bären, der im Ural weniger zahlreich als das Elenthier ist und ja auch dem Jäger ernstlich zu Leibe geht. Der Sieg über einen Bären wird daher als großes, mehrtägiges Fest mit Branntweintrinken, Essen und Tanzen gefeiert. Hierbei wird eine Maske aus Birkenrinde vor das Gesicht gelegt, Taschentücher in die Hände genommen und unter allerlei Verrenkungen zum einförmigen Klang eines dreisaitigen Instruments, der Shangura, getanzt, zwischendurch auch in einem besonderen, winselnden Tone die ganze Jagdgeschichte mit allen ihren Zwischenfällen dramatisch vorgetragen, indem ein Stock dabei das Gewehr vorstellt. Ein anderes Fest ist das Pferdefest, bei welchem ein weißes Roß der Hauptgottheit (dem „Shaitan", d. h. dem Bösen) im Herbst zum Opfer gebracht wird. Das Thier wird gebunden, die Festgenossen, mit Messern bewaffnet, umtanzen dasselbe, stoßen ihm von Zeit zu Zeit die Messer in den Leib, fangen das Blut in einer Schale auf und setzen die Quälerei so lange fort, bis das arme Geschöpf verendet ist. Dann wird das Fleisch gekocht und gegessen. In Ermangelung einer Mähre muß ein Renthier herhalten. Der auf solche Weise verehrte Dämon gilt als ein furchtbares Wesen, das auf Bergen und in Flüssen wohnt, und dessen Residenzen als heilig und dem Menschen unzugänglich geachtet werden. Ein solcher Ort ist die Stelle, an der sich die Wischaja in die Loswa ergießt. Nähern sich die Wogulen diesem Punkte im Boote, so werden zuvor die Weiber ans Land gesetzt, denn nie sollen Weiberaugen die heilige Mündung der Wischaja schauen. Die Männer legen Tücher über den Kopf, verstummen und fahren in andächtigem Schweigen dahin, und an der Mündung selbst werfen sie eine Silbermünze in das Wasser. Heilige Stellen sind im Ural häufig, aber wenn sich auch zu bestimmten Zeiten die Männer ihnen nahen dürfen, so doch niemals die Weiber. Diese nehmen überhaupt scheinbar eine mißachtete Stellung ein, in Wirklichkeit jedoch steht fast jeder Wogule unter dem Pantoffel seiner Lebensgenossin. Diese wird allerdings erkauft, so daß „eine Tochter verheirathen" bei den Wogulen „eine Tochter verkaufen" heißt, der Frau wird alle Hausarbeit aufgebürdet, dafür aber gehört ihr auch alles Gut, und der Berichterstatter erlebte einen ergötzlichen Beweis hierfür. Er begann Unterhandlungen mit einem Wogulen wegen Ankaufs verschiedener Hausgeräthstücke, während gerade die Entbindung der Frau desselben vor sich gehen sollte. Nach wogulischer Sitte hatte diese das Haus verlassen müssen, um nicht dasselbe nebst allem Zubehör, dem Gewehr, den Hunden &c., zu verunreinigen. In einem nahen Hohlwege hatte sie ihr temporäres Wochenbett aufgeschlagen, und nun rannte der Mann wegen jeder Kleinigkeit zu ihr, um ihr gewichtiges Ja zu dem bedungenen Preise und Kaufe einzuholen.



1. 1 Wogule mit 2 Hunden hat hier ein Eichhörnchen erbeutet.
2. 3 Wogulen mit 2 Hunden erlegten hier einen Vielfraß.

Die hier mitgetheilten Züge aus der Denk- und Lebensweise eines am Ural hausenden Volkes sind nicht nur an sich interessant, sondern namentlich auch dadurch, daß sich ziemlich zu allen Analoga bald aus dem einen, bald aus dem anderen der sibirischen Völker und zwar bis nach Kamtschatka und der Beringstraße hin würden beibringen lassen; so ist es z. B. mit dem Bären- und dem Pferdefeste, den maskirten Tänzen, der Absperrung der Frauen zu gewissen Zeiten &c. In unserer russischen Quelle wird zuletzt die Frage aufgeworfen, ob die Wogulen aussterben. Der Verfasser enthält sich — und mit Recht — einer bestimmten Antwort darauf, weil es dafür an der nothwendigen statistischen Unterlage gebricht, aber nach seinen Erfahrungen spricht er sich ohne Bedenken dahin aus, daß die Ursprünglichkeit des Wogulen wie auch seine Sprache dahinschwindet, indem das heranwachsende Geschlecht sich mehr und mehr durch die Zwischenstufe als Jassatschnyje dem Russenthume anschließt, welches den wogulischen Stamm wie so manchen anderen, in gar nicht ferner Zeit wird vollständig aufgesogen haben.

Kürzere Mittheilungen.

Die Insel Diego Garcia.

Die Koralleninsel Diego Garcia, zum Chagos-Archipel, südlich der Malediven-Gruppe gehörig, und unter 7° 14′ s. Br. und 72° 26′ östl. L. liegend, hatte früher drei Besitzer, ist aber jetzt in den Besitz einer einzigen Gesellschaft übergegangen, deren Sitz in London ist. Die Niederlassungen der ersteren waren Point Marianne, East Point und Minni-Minni, welch letzterer Ort jetzt der Wohnsitz eines Beamten der Regierung von Mauritius ist, der die Regierungsgeschäfte leitet. Zu seiner Unterstützung und zur Ausübung der polizeilichen Aufsicht sind ihm zehn farbige Polizisten von Mauritius unterstellt.

Auf der Insel, welche im allgemeinen nur eine Höhe von 0,9 bis 1,5 m über Hochwasser hat, gedeihen fast aus-

schließlich nur Palmen von durchschnittlich 34 m Höhe, und sie sind es auch, welche das einzige Ausfuhrerzeugniß der Insel, die Kopra, liefern. Da die Kokosnüsse auffallend klein sind, aber sehr viel Oel enthalten, so wird die Kopra gleich an Ort und Stelle gepreßt, und das erzielte Oel kommt in Fässern zur Versendung.

Die Lebensmittel sind knapp und theuer, denn Rinder und Schafe gedeihen nicht auf der Insel, so daß Schweine und Hühner vorhanden sind. Auch viele und gute Fische, welche man angeln kann, sind vorhanden; ebenso zwei Arten von Landkrebsen, deren eine Art, welche unseren Flußkrebsen ähnelt, große Verwüstungen in den Kokosnuß-Plantagen anrichtet. Verschiedene Früchte, wie Citronen, Custard Apples (Flaschenbaumfrüchte), Suroop (vom stacheligen Flaschenbaum), Pumelons, Tamarinden, Kürbisse und Bananen sind in kleiner Menge zu haben.

Die Schildkröten sind durch die Eingeborenen fast gänzlich ausgerottet.

Nur auf Middle Island findet man gutes Trinkwasser. Auf Diego Garcia selbst ist keins vorhanden. Man fängt hier nur das Regenwasser in eisernen Wasserkästen auf.

Das Wetter ist während des ganzen Jahres angenehm, aber es regnet viel. Die beste Zeit sind die ersten vier Monate im Jahre. Im März und April treten Windstillen auf, welche von geringem Regen begleitet sind. Vom Mai bis November währt die kalte Jahreszeit; es weht dann der Südost-Monsun.

Die vielen dort auftretenden Moskitos und Fliegenschwärme sind sehr lästig. Dyssenterie tritt häufig bei Neuankommenden auf, und nur wenige Europäer können länger als ein Jahr hier bleiben, ohne anderswo Erholung suchen zu müssen. J. v. G.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die russische geographische Gesellschaft hat eine besondere Kommission eingesetzt, welche die Verbreitung des Flugsandes in Rußland und besonders die Frage des Kampfes mit dieser im Süden und Südosten des Reiches viel Schaden anrichtenden Bodenform studiren soll; Mitglieder derselben sind K. v. Muschketow, Stebnitzkii und Rykatschef.

— Den Berechnungen des französischen statistischen Büreaus zufolge gab es im Jahre 1887 in Frankreich 842 797 Todesfälle und 899 333 Geburten, also eine natürliche Bevölkerungszunahme von nur 56 536. Im Jahre 1886 betrugen diese Zahlen 860 222, bezw. 912 838, bezw. 52 616. Die Verminderung der Zahl der Geburten schreitet also noch immer weiter fort.

— Die Auswanderung aus der Schweiz betrug im Jahre 1887: 7558 Personen (d. i. 1216 mehr als im Jahre 1886, aber 5944 weniger als 1883), deren Mehrzahl aus den Kantonen Bern, Zürich, Tessin, Neuenburg und Aargau stammte. Reichlich 85 Procent der genannten Zahl (6445) wandten sich nach den Vereinigten Staaten, ziemlich 10 Procent (732) nach Argentinien, reichlich 3 Procent nach Brasilien, und etwa $^2/_3$ Procent (51) nach Uruguay, reichlich $^1/_2$ Procent (40) nach Chile und reichlich $^1/_3$ Procent (29) nach Australien.

— Die Kohlenschätze Portugals sind nicht sehr beträchtlich, so daß Portugal ähnlich wie Italien wenig Aussicht hat, jemals ein eigentlicher Industriestaat zu werden. Indessen fehlen die fossilen Brennstoffe im Lande nicht vollständig. Die produktive Steinkohlenformation ist entwickelt im Nordosten von Coimbra (bei Bussaco) und im Nordosten von Oporto (bei Valongo), nur bei letzterem Orte aber sind die Flötze reich genug, um den Abbau zu lohnen. Die Kohle ist daselbst anthrazitartig (durch Contactmetamorphose), und die Mine von San Pedro da Cova ist bereits seit 1801 im Betriebe. — Kohlen sekundären (jurassischen und kretaceischen) Alters finden sich bei Figueira (am Kap Mondego) und bei Leiria, und die zuerst genannten Minen werden ebenfalls bereits gegen ein Jahrhundert abgebaut.

— Unserer Notiz über die Schnelligkeit der englischen Eisenbahnzüge (Vergl. „Globus“, Bd. 54, S. 93) tragen wir an dieser Stelle nach, daß der sogenannte „Fliegende Schottländer“ („Flying Scotsmen“) die Fahrt zwischen London und Edinburg am 29. August in 7 Stunden und 29 Minuten bewerkstelligt hat.

Asien.

— Mit den geographischen Arbeiten auf der Insel Flores ist der Ingenieur R. van den Brock durch den Vorstand der Königlichen Geographischen Gesellschaft zu Amsterdam beauftragt worden; derselbe hat am 10. Oktober die Reise nach Indien angetreten. Professor Wichmann und Professor Max Weber, welche die geologische resp. zoologische Untersuchung der genannten Insel beabsichtigten, waren laut Brief vom 13. September im Begriff, sich von Batavia dorthin zu begeben. — Der Vorstand der oben genannten Gesellschaft steht auch mit dem jetzt als Mitglied der „Hemenway South Western Expedition“ in Nord-Amerika befindlichen Dr. Ten Kate in Unterhandlung, der wahrscheinlich 1889 die anthropologischen Untersuchungen auf Flores übernehmen wird. Ueber die Expedition nach den Key-Inseln kann nur mitgetheilt werden, daß der Lieutenant H. O. W. Planten sich dorthin begeben hat, um die geographische Arbeit anzufangen, während von dem mit der geologischen Untersuchung beauftragten Herrn C. J. M. Wertheim, der seine Thätigkeit bereits angefangen hat, bisher keine näheren Berichte eingelaufen sind.

— Die Eröffnung des Karun-Flusses für die freie Schiffahrt ist ein bemerkenswerthes handelspolitisches Ereigniß, da Persien dadurch in einem viel höheren Grade als bisher zugänglich gemacht wird. Freilich wird die betreffende Verfügung des Schah vorläufig noch dadurch zum Theil in ihrer Wirkung beeinträchtigt, daß die Stromschnellen und Klippen von Ahwas das Befahren dieses einzigen schiffbaren Flusses von Persien hindern. Erst wenn ein kurzer Kanal zu ihrer Umgehung angelegt würde, wäre eine in allen Jahreszeiten brauchbare Wasserstraße von einem Meter Tiefe bis nach Schuschter gewonnen, und der beschwerliche Landweg von der Küste nach Isfahan (circa 800 km) wäre auf seine größere Hälfte verkürzt. Die Neigung des Stromes, zur Zeit seines Hochwassers in gewissen Ge-

genden des Tieflandes seinen Lauf zu verändern, und an seiner Mündung Sandbänke abzulagern, sind geringere Schwierigkeiten.

— Die Linienlänge der Eisenbahnen in Britisch-Indien betrug am 31. März 1888 14 383 englische Meilen (23 147 km), sie wuchs also seit 1887 um 993, und seit 1884 um 3599 Meilen (d. i. im Durchschnitt um 900 Meilen in jedem Jahre). Telegraphenlinien besaß das Land im Jahre 1887 30 034 Meilen und 1878 nur 17 600 Meilen.

— Die englische Regierung hat mit der britischen Nord-Borneo-Kompagnie, dem Sultan von Brunei und dem Rajah von Sarawak einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem deren Gebiete, also der ganze Norden und Nordwesten von Borneo, mit einem Flächeninhalte von ungefähr 190 000 qkm, unter englisches Protektorat gestellt werden. Der Süden und Südosten der Insel, von beträchtlich größerem Umfange, verbleibt in holländischem Besitz. Der übliche Jahresbericht der Nord-Borneo-Kompagnie zeugt von dem raschen Fortschritte ihrer Ansiedelung. Auf dem entwaldeten Lande werden Tabak, Mais, Reis u. s. w. angebaut und werthvolle einheimische Erzeugnisse gepflegt, und Forschungen nach Mineralien haben ebenfalls zu günstigen Resultaten geführt. Die Einwanderung von Europäern und Chinesen nimmt beständig zu, und der Export und die Einkünfte steigern sich von Jahr zu Jahr. — Was das Sultanat Brunei anlangt, so hat es schon seit Jahren durch seine Nachbarn, d. i. durch die englische Kompagnie im Norden, durch das Rajahnat Sarawak auf der Südseite und durch die Holländer nach dem Inneren zu, starke Einbuße in seinen Grenzen erlitten und dürfte jetzt wohl kaum mehr als 6475 qkm umfassen. Brunei ist sehr waldreich und steigt landeinwärts zu Gebirgen an. Die zahlreichen, stark gewundenen Flüsse bilden große Deltas und Sümpfe. — Das Reich Sarawak wurde im Jahre 1840 durch den englischen Abenteurer James (später Sir James) Brooke (der jetzige Rajah ist sein Neffe) gegründet und hat schon recht gute Fortschritte gemacht. Die höheren Civilstellen sind mit Engländern besetzt. Auch Sarawak hat große Waldungen und Gebirge, welche bis 2450 m ansteigen, und besitzt ebenfalls viele Flüsse mit Deltabildungen. Es soll an Sago mehr als die Hälfte von dem produciren, was davon auf der Erde überhaupt konsumirt wird, und alle Anzeichen sprechen dafür, daß bei gründlicher Nachforschung, woran es bisher gefehlt hat, werthvolle Mineralien sich werden auffinden lassen. Die Bewohner, hauptsächlich Dajakken, Malayen und Chinesen, leben friedlich neben einander und sind meistens entweder Mohammedaner oder durch protestantische und katholische Missionäre zum Christenthum bekehrt. Der Rajah unterhält eine nach europäischer Weise einexerzierte Truppe von 250 Mann. — Der gesammte jährliche Handelsverkehr der vorerwähnten drei Staaten repräsentirt gegenwärtig einen ungefähren Werth von einer Million Pfund Sterling. Borneo, mit 749 700 qkm, ist bekanntlich nächst Neu-Guinea, mit 786 853 qkm, und Grönland die größte Insel der Erde.

— Die Gesammtbevölkerung des chinesischen Grenzbezirkes Tarbagatai wird von dem russischen Konsul zu Tschugutschak jetzt auf 64 000 Seelen geschätzt; die überwiegende Mehrheit derselben besteht aus Nomaden, die theils mongolischen Stammes und buddhistischen Glaubens, theils tatarisch-kirgisische Mohammedaner sind, welche letzteren die ersteren um etwa 600 Zelte oder 3000 Seelen überragen. Der Sitz des Gouverneurs ist indeß nicht mehr Tschugutschak, sondern das am Jemel-Flusse in mehr centraler Lage seit den siebziger Jahren neuerbaute Dorbulschin mit etwa 5000 Seelen Bevölkerung, während jener Grenzort etwa 4500 zählt, unter denen sich 1000 russische Unterthanen befinden (Ssarten, Tataren und Kirgisen). Es sind dies die besten Vertreiber russischer Waaren, deren sie im Betrage bis zu einer Million Rubel jährlich an ihre Stammes- und Glaubensgenossen theils im Hausirhandel, theils in Ladengeschäften absetzen. Die Hauptartikel sind Baumwollengewebe Moskauer Fabrikation, sowie Produkte aus Turkestan.

— Der Außenhandel Japans bezifferte sich im Jahre 1887 auf rund 345 Millionen Mark (165 Millionen M. Ausfuhr und 180 Millionen M. Einfuhr), was gegen das Vorjahr eine Zunahme von 50 Millionen M. (vorwiegend in der Einfuhr!) ergiebt. Der Handel konzentrirte sich nach wie vor zum größten Theile (zu etwa 65 Proc.) in Yokohama und (zu 32 Proc.) in Osaka. Die Hauptverkehrsländer waren England, die Vereinigten Staaten, China, Frankreich, Indien, Deutschland, Kanada und Australien. Deutschland war mit nicht ganz 6 Proc. an dem Gesammtwerthe des Handels betheiligt. An der fremden Schiffahrtsbewegung Japans ($1^2/_3$ Millionen Tonnen) nahm Deutschland nächst England den stärksten Antheil (17 Proc. gegen 62 Proc.). Unter der fremden Bevölkerung Japans gab es in dem in Frage stehenden Jahre 1145 Engländer, 575 Amerikaner, 292 Deutsche und 234 Franzosen.

— Ueber Kleidungsstücke aus Baumrinde und ihren Gebrauch bei der Bevölkerung der Rauau-Distrikte (Djambi) enthalten die „Notulen“ der „Batavischen Gesellschaft für Künste und Wissenschaften“ (1888, S. 3) eine interessante Mittheilung von der Hand des Herrn A. G. Valette, der wir folgendes entnehmen: Derartige Kleidungsstücke werden nur noch bei Wald- und Feldarbeit getragen und bei der Rückkehr in das Dorf sofort gegen selbstgewebte Kattunkleidungsstücke vertauscht. Die Rinde wird nur zwei bestimmten Baumsorten, dem Kerbang[1]), einer Art Brotbaum, und dem Kajoe Kawat (Ficus benjaminea L.?) entnommen. Der Umfang des Baumes oder Astes, dessen Rinde man gebrauchen will, soll nicht mehr als höchstens einen halben Meter betragen; nach dem Fällen wird die Rinde gleich nach Hause gebracht und die äußere Rinde mit einem Messer abgeschabt. Hierauf wird die faserige innere Rinde mit einem runden Stück Holz, in welches der Länge oder der Quere nach oder in Schraubenform Vertiefungen eingeschnitten sind, geklopft, bis die Fasern lose und biegsam geworden sind. Nun wird die Rinde der Länge nach durchschnitten, vom Baume abgelöst und in klarem (am liebsten fließendem) Wasser abgeschält und getrocknet, worauf dann die Stücke in der für die gewünschten Kleidungsstücke erforderlichen Form zugeschnitten werden. Gewöhnlich werden die einzelnen Stücke mit groben, selbstgesponnenen Fäden an einander gebunden; früher geschah dies immer mit getah Karet, einer Art elastischen Gummi. Die Bereitung der Rinde und die Verfertigung von Kleidungsstücken aus derselben ist beinahe ausschließlich Männerarbeit. Wie die Eingeborenen angeben, muß das Fällen des Holzes und das Bereiten der Rinde an demselben Tage vorgenommen werden, sonst würden die Fasern bei dem Klopfen brechen. Uebrigens werden außer den Lendentüchern auch Kopftücher in dieser Weise verfertigt.

Afrika.

— M. Quedenfeld, der bereits durch seine Reisen in Marokko, namentlich im Gebiete der Schlu, in weiteren Kreisen bekannt ist, ist vor kurzem wieder nach Nord-

[1]) Weder der einheimische noch der wissenschaftliche Name sind in der Publikation des Kol. Mus. zu Haarlem (Inlandsche houtsoorten) angegeben.

afrika aufgebrochen, um daselbst namentlich ethnologische Beobachtungen und Sammlungen anzustellen.

— Lieutenant Swaine hat im Auftrage der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft von Mombas aus eine Reise in das Innere angetreten, ein Zeichen, daß von einem allgemeinen ostafrikanischen Aufruhrzustande keine Rede sein kann.

— Einem Berichte des deutschen Generalkonsuls Michahelles in Zansibar zufolge würde zwischen der aufständischen Bewegung in Mikindani und Lindi und dem aggressiven Vorgehen der arabischen Sklavenhändler am Nyassa-See ein Zusammenhang bestehen, was bei der Lage beider Gebiete zu einander nicht zu verwundern wäre. Immerhin wäre es denkbar, daß die Sklavenhändler des Binnenlandes erst nachträglich ihr Interesse in dem Widerstande der Walis erkannt und denselben Succurs geleistet hätten. Dem genannten Berichte entnehmen wir den folgenden Passus: Die dort entfesselte Bewegung ist keine örtliche, auf persönlichem Uebelwollen gegen die deutsche Verwaltung beruhende gewesen, sondern hat ihren Ausgangspunkt südlich vom Rovuma hinter den portugiesischen Provinzen und aus den Gegenden des Nyassa-Sees genommen. Die betheiligten Jao-Völkerschaften wohnen zum Theil nicht in der deutschen Interessensphäre, und wenn sie in Wanderung geriethen und nach der Küste strömten, so mußte dies auf ganz anderen Ursachen beruhen. Schon seit mehreren Monaten war es in der Umgegend des Nyassa-Sees unruhig gewesen, dort ist ein großer Komplex arabischer Sklavenhändler ansässig, und letztere hatten die englischen Missionsstationen am See angegriffen und theilweise belagert. Diese arabischen Elemente sind nun aller Wahrscheinlichkeit nach von Zansibar aus inspirirt worden und haben den Andrang nach der Küste ins Werk gesetzt. Während nun noch am 19. September in Mikindani alles ruhig und friedlich war, strömten in den nächsten Tagen Tausende von Bewaffneten, von dem Süduferdes Rovuma kommend, gegen die Stadt, und erklärte der Wali den Deutschen, mit denen er im besten Einvernehmen stand, er könne sie einem derartigen Andrange gegenüber nicht schützen. Auf den Rath des Wali bestiegen die beiden deutschen Angestellten eine Dhau, die zeitweise aus einem Dorfe in der Mikindanibucht beschossen wurde, und entwichen nach Norden, bis sie in Kilwa von S. M. Kreuzer „Möwe“ aufgenommen wurden. So weit hier bekannt, hat in Mikindani der Wali nach der Abfahrt der Deutschen wieder die Regierung in alter Weise übernommen; ob ihm aber gehorcht wird, ist zweifelhaft. Als die Schaaren der Aufständischen gegen Lindi heranzogen, rückten ihnen die in der Stadt befindlichen arabischen Soldaten entgegen, angeblich um sie zurückzuschlagen, in Wirklichkeit wurde nur zum Schein viel Pulver verschossen und beide Parteien machten gemeinschaftliche Sache. Die Sultanstruppen kehrten darauf in die Stadt zurück mit der Nachricht, sie könnten gegen die Uebermacht des Feindes nichts ausrichten; sie hielten den Bezirkschef unter strenger Ueberwachung, um nicht zu sagen Gefangenschaft, und letzterer konnte aus ihren Gesprächen entnehmen, daß sie ihn in Ketten den herannahenden Aufständischen auszuliefern beabsichtigten. Durch die Unterstützung eines wohlgesinnten Arabers, der mit 200 bewaffneten Sklaven aus der Umgegend von Lindi zu ihm eilte, aber ihn gegen die Schaaren der Eindringlinge nicht zu halten vermochte, gelang es dem Bezirkschef, Herrn von Eberstein, mit seinem Genossen in einem offenen Ruderboote zu entfliehen und in die See zu stechen. Vor der Abfahrt übertrug Herr von Eberstein jenem Araber in aller Form die Verwaltung des Ortes und ernannte ihn zu seinem Vertreter. Die Flüchtlinge retteten sich auf eine vorübersegelnde Dhau und gelangten unter mancherlei Fährlichkeiten endlich nach Kilwa an Bord von S. M. Kreuzer „Möwe“.

— Der portugiesische Hafenplatz Quilimane, etwa 20 km oberhalb der Mündung des Kwa-Kwa (Zambesi) in den Indischen Ozean gelegen, hat nach dem letzten englischen Konsularberichte eine europäische Bevölkerung von 116 und eine asiatische (britisch-indische und arabische) von 276, während die eingeborene Bevölkerung des Distriktes sich auf eine Million belaufen mag. Der Hauptexport-Artikel ist das Elfenbein, das sowohl von den Ufern des Zambesi und Schire, als auch durch die Vermittelung arabischer Karawanen aus größerer Ferne stammt, und dessen Ausfuhrwerth sich im Jahre 1884 auf 650 000, und im Jahre 1885 auf 750 000 Mark bezifferte. Der Haupthandel befindet sich in den Händen der indischen Kaufleute, die das Elfenbein zum Vertriebe erst nach Bombay senden. Direkt nach Europa (London) verschifft dasselbe nur die „African Lakes Company“.

Nordamerika.

— Das Projekt der Regulirung der Felsengebirgsströme, dessen wir in dem laufenden Bande des „Globus“ bereits gedacht haben (S. 14), scheint von der geologischen Landesuntersuchung der Vereinigten Staaten ernstlich in Angriff genommen zu werden. Der wohlbekannte Hauptmann C. E. Dutton ist damit betraut worden, die Voruntersuchungen im Gebiete der Südplatte, des Arkansas, des Colorado, des Gila und des Humboldtflusses anzustellen, und die ihm unterstehenden Expeditionen sollen sich unverweilt an die Arbeit machen.

— Eine der bemerkenswerthesten Erscheinungen in dem Wirthschaftsleben der nordamerikanischen Union ist der Anlauf, den neuerdings verschiedene Südstaaten bezüglich der Ausbeutung ihrer Mineralschätze und der damit zusammenhängenden Industrien genommen. In vorderster Reihe steht dabei Alabama, das im Jahre 1880 nur 323 000 Tonnen Kohlen aus seinen Bergwerken förderte, im Jahre 1886 aber 2 225 000 Tonnen. Der weitaus größte Theil der alabamischen Kohlenproduktion (circa 86 Proc.) kommt auf das große Kohlenfeld am Warrior-Flusse, das an Ausdehnung der Kohlenfläche Englands gleichkommen, und 100 000 Millionen Tonnen Brennstoff enthalten soll. Die letztere Zahl ist natürlich, wie manche andere, die aus amerikanischen Quellen stammt, rund gemeint.

— Die höchste meteorologische Station Nordamerikas ist die auf dem Mount Lincoln in Colorado, 14 297 engl. Fuß über dem Meeresspiegel; die zweithöchste die auf dem Pike's Peak, 14 134 Fuß hoch. Es darf diese Lage nicht sehr wunder nehmen, da die Hochgipfel des Felsengebirges während des Sommers viel leichter zugänglich sind als unsere Alpengipfel. Pike's Peak, Gray's Peak rc. sind alsdann ganz bequem zu Pferde oder gar zu Wagen zu ersteigen. Die höchste meteorologische Station Europas — die auf dem Sonnenblick — liegt nur 3090 m (10 300 engl. Fuß) über dem Meere.

Australien und Polynesien.

— Dr. François, von der naturwissenschaftlichen Facultät zu Rennes, wird sich im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums nach Tahiti begeben, um die dortigen Korallen und Korallenbildungen einer eingehenden Untersuchung zu unterwerfen.

— Nach Angabe des Regierungsstatistikers der Kolonie Victoria, des Herrn Henry H. Hayter, belief sich zu Anfang 1888 die Zahl der in den australischen Kolonien lebenden

Chinesen auf 51 330 (gegen 43 706 im Jahre 1881). Davon entfielen 16 828 auf Neu-Süd-Wales, 12 564 auf Victoria, 8950 auf Queensland, 6900 auf Südaustralien und dessen Nordterritorium, 400 auf Westaustralien, 1000 auf Tasmanien und 4688 auf Neu-Seeland.

— In keinem Lande der Erde, China vielleicht, über dessen Theekonsum keine Statistik vorliegt, ausgenommen, wird das Jahr über so viel Thee verbraucht wie in den australischen Kolonien. Dieselben hatten Ende 1886, ohne die Eingeborenen, eine Gesammtbevölkerung von 3 426 562, und ihr Theekonsum betrug in diesem Jahre 25 628 353 englische Pfund (11 624 764 kg) bezw. 7,48 Pfund (3,39 kg) pro Kopf. Neu-Süd-Wales konsumirte 8 478 320 bezw. 8,46, Victoria 7 070 130 bezw. 7,05, Queensland 2 768 803 bezw. 8,08, Südaustralien 1 958 918 bezw. 6,26, Westaustralien 443 979 bezw. 11,21, Tasmanien 862 705 bezw. 6,29 und Neu-Seeland 4 045 503 bezw. 6,86 englische Pfund Thee.

Polarregionen.

— Nachrichten aus Christiania und Kopenhagen zufolge ist die Wanderung Frithjof Nansen's über das grönländische Inland-Eis von gutem Erfolge begleitet gewesen, und der Reisende ist nebst seinem Begleiter Sverdrup am 3. Oktober wohlbehalten im Godthaab angekommen, während seine vier anderen Begleiter mit dem Gepäck des Abgeholtwerdens durch ein größeres Boot am Amaralik-Fjord harrten. Ueber die Einzelnheiten des kühnen Unternehmens verlautet in den Briefen Nansen's und Sverdrup's folgendes: „Nachdem die Reisenden das Schiff „Jason" verlassen hatten, hatten sie sich zunächst 12 Tage lang durch das Treibeis hindurch zu arbeiten. Endlich gelang es ihnen, reichlich vier Breitengrade südlicher, als sie beabsichtigt hatten, und nur wenig nördlich vom Kap Farwel (der Südspitze Grönlands), die Küste zu erreichen. Hier begann nun am 15. August die Wanderung über das grönländische Inland-Eis nach Godthaab (statt nach Christianshaab, das etwa $4^1/_2$ Breitengrade nördlicher liegt). Die höchste überschrittene Höhe lag nicht weniger als 3000 m über dem Meere, es mußten böse Schneestürme bestanden werden, und die Kälte betrug zu Zeiten 40—50 Grade. Der mit Kryolith beladene Dampfer „Fox", der die Nachricht nach Europa brachte, konnte leider die Ankunft der Expedition in Erikstadt nicht abwarten, so daß die wackeren Männer sich nach Ueberstehung der unsäglichen Strapazen, die die $2^1/_2$monatliche Gletscher-Tour mit sich brachte, dazu verurtheilt sahen, den Winter in Grönland zuzubringen.

— Nach einer Mittheilung des Hrn. H. Rink an die „Geographischen Mittheilungen" (Bd. 34, S. 348) haben die dänischen Grönlandforscher Hansen, Steenstrup, Holdernp und Rosenvinge ihre Arbeiten im vergangenen Sommer weiter fortgesetzt. Sören Hansen betrieb seine anthropologischen Untersuchungen namentlich in Nordgrönland, nördlich von Holstenburg, bis ziemlich gegen Upernavik hin, Steenstrup seine geologisch-mineralogischen und Rosenvinge seine botanischen dagegen in Süd-Grönland, zwischen Godthaab und Julianehaab.

— Der bekannte isländische Reisende Th. Thoroddsen ist während des vergangenen Sommers wieder eifrig am Werke gewesen, die Kunde von seiner nordischen Heimath zu fördern. Zuerst untersuchte er die Ruinenstätten des Fossar-Thales, deren Entstehung angeblich auf einen Ausbruch des Raudukambar im Jahre 1343 zurückzuführen sein soll. Er fand dabei, daß der Raudukambar gar kein recenter Vulkan, sondern blos ein Liparitrücken war, der in historischen Zeiten nicht gut eine Eruption gehabt haben kann. Dagegen dürften die Verwüstungen der betreffenden Gehöfte durch den Hekla-Ausbruch des Jahres 1341 angerichtet worden sein. — Später durchstreifte Thoroddsen die Gebirgsgegend südlich von Hofsjökul, die bislang von keinem Reisenden besucht worden war, und er entdeckte daselbst in mehreren Thälern heiße Schwefelquellen und vielfarbige kochende Schlammvulkane in großer Zahl. Das interessante Gebiet übertraf an Großartigkeit auch selbst diejenigen von Krusavik und Myvata. In der Gegend von Hoeravellir fand der Reisende die vulkanische Thätigkeit seit Henderson's Besuche (1815) stark verändert. Die „brüllende Höhe" namentlich war stumm geworden. Am Borgar-Fjord entdeckte er ein paar neue Fundstätten fossiler Pflanzen.

Bücherschau.

— Dr. Ferdinand Löwl, Siedelungsarten in den Hochalpen (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Bd. 2, Heft 6). Stuttgart, 1888. J. Engelhorn. — Eine sehr exakte Untersuchung über die Abhängigkeit des Menschen und seiner Siedelungen von der Bodenbildung, deren Methode hoffentlich bald noch auf andere Gebirgsgegenden angewandt wird. Die Kategorien, in die der Verfasser die Siedelungen der von ihm studirten österreichischen Alpengebiete (18 Thäler) bringt, sind: die Halden-, Schuttkegel-, Becken-, Staffel-, Boden-, Terrassen-, Leisten-, Hang- und Rundhöcker-Siedelungen.

— Die hygienischen Verhältnisse der größeren Garnisonsorte der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie. I. Graz. II. Budapest. Wien, 1887 und 1888. — Diese reich mit graphischen Darstellungen und Plänen und Karten ausgestatteten Bändchen zeigen nicht nur, wie sorgsam man in Oesterreich-Ungarn auf die Gesundheit der Truppen bedacht ist, sondern sie bilden auch zugleich sehr beachtenswerthe Beiträge zu einer genaueren Ortskunde.

— Dr. Hentschel und Dr. Märkel, Umschau in Heimath und Fremde. Zweiter Band. Breslau, 1887. Ferdinand Hirt. — Seinen Zweck, als geographisches Lesebuch zu dienen und das Material der Lehrbücher durch lebendige Schilderungen zu ergänzen, wird auch der zweite Band dieser Anthologie nicht verfehlen, wenngleich die Auswahl betreffs der Autoren etwas einseitig und eng ist, und bezüglich Spaniens Passarge, bezüglich der Balkan-Halbinsel Schweiger-Lerchenfeld und bezüglich Rußlands Roskoschny ꝛc. zu ausschließlich dominirt.

— Amand Gregg, Ueberseeische Reisen. Zürich, 1888. J. Schabelitz. — Man kann ein halbes Jahrhundert in der Welt herum reisen und schließlich doch für andere Leute nicht gar viel mit nach Hause bringen. Das Buch läßt sowohl seiner Form als auch seinem Inhalte nach mancherlei zu wünschen übrig.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIV.



№ 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1888.

Das deutsche Schutzgebiet in der Südsee.

Von Dr. M. Hollrung.

III.

(Mit zwei Abbildungen.)

In geistiger Beziehung muß man dem Eingeborenen des Schutzgebietes auf Grund seiner Erzeugnisse und nach den im Verkehr zwischen Europäer und Papua gemachten Beobachtungen eine ziemlich hohe Stufe einräumen, wenn auch zugegeben werden muß, daß seine Geistesthätigkeit sich häufiger als Schlauheit, Verschlagenheit, Hinterlist und Egoismus, wenig oder gar nicht dagegen nach der von den Missionaren gepflogenen Richtung hin sich äußert. Schönheits- und Ordnungssinn ist allenthalben bei den Eingeborenen zu finden. In der Wahrung ihrer Handelsinteressen bekunden sie eine große Geschicklichkeit, nicht immer zum Vortheil des Weißen. Für gewisse Begebenheiten, namentlich solche, welche eine Ungerechtigkeit nach seinen Begriffen involviren, hat der Eingeborene ein bedeutendes Gedächtniß. Noch nach 16 Jahren war die ungeschickte Behandlung, welche Miklucho-Maklay einst einem Bewohner von Maragun hatte angedeihen lassen, unter den Maragun-Leuten nicht vergessen. Das Stehlen an und für sich scheint bei den Eingeborenen nicht für unehrenhaft zu gelten, wohl aber ist es eine Schmach, welche lange Zeit auf dem Betroffenen ruht, wenn der Stehlende sich ertappen läßt. Boote und Plantagenfrüchte scheinen „tabu" zu sein, d. h. es kommt nicht vor, daß diese Gegenstände gestohlen werden. Der Werth des Menschenlebens wird gering geachtet, trotzdem sind Morde nicht häufig. In Kaiser-Wilhelmsland sind in dieser Hinsicht die Zustände entschieden günstigere als im Bismarck-Archipel. Es ist schwer zu sagen, inwieweit das Vorhandensein von Gewehren der Mordlust im Bismarck-Archipel Vorschub geleistet hat, von nachtheiligem Einflusse ist die Verabreichung von Gewehren durch gewissenlose, zumeist englische Arbeiteranwerber an die Eingeborenen jedenfalls gewesen.

Das Verhältniß zwischen den Eingeborenen und den Ansiedlern ist fast allerwärts im Anfang ein friedliches, ja fast herzliches gewesen, erst nach und nach haben sich Zwistigkeiten unter ihnen eingestellt, welche ihren Grund wohl der Hauptsache nach in der dem Eingeborenen kommenden Erkenntniß haben, daß der Weiße bei aller Milde doch ihre Freiheit einschränkt. Namentlich sind es die Landestheile nördlich von Hatzfeldthafen, welche ganz im allgemeinen dem Europäer weniger freundlich entgegentreten, als der Süden, woselbst namentlich in der Umgebung der Stationen Finschhafen und Konstantinhafen ein sehr gutes Einvernehmen zwischen Eingewanderten und Ureingeborenen herrscht. Im Bismarck-Archipel liegen die Verhältnisse ungünstiger. Mehrmals pflegt im Jahre von hier die Nachricht, daß der eine oder andere der sogenannten „Händler" von den Eingeborenen beraubt oder sogar ermordet worden ist, sich zu verbreiten. Es ist der Grund für diese bedauernswerthe Erscheinung ausschließlich in der Behandlung zu suchen, welche die Eingeborenen durch Führer und Mannschaft der Arbeiterschiffe in früherer Zeit erfahren haben. Der

einzige physische Vortheil des Weißen gegenüber den Eingeborenen liegt in der Schießwaffe. Ein mit Feuerwaffen versehener Eingeborener ist dem Weißen gegenüber diesem sogar weit überlegen, namentlich im Gelände, durch sein scharfes, auf außerordentlich weite Entfernungen die genauesten Details erspähendes Auge, durch seine Kunst, die kleinsten Deckungsmittel zweckentsprechend auszunützen, durch seine katzenähnliche Beweglichkeit, welche ihm gestattet, geräuschlos über den Boden hinzugleiten oder Bäume in Blitzesschnelle zu erklimmen, ferner durch sein fein ausgebildetes Gehör, durch sein Geschick, Thierstimmen auf das täuschendste nachzuahmen und als Signal oder Zeichen zu verwenden, sowie durch seine Fähigkeit, sich rasch zu orientiren u. a. m. Dazu kommt noch, daß der persönliche Muth des Eingeborenen ein bedeutender ist, so daß es nicht wunder nehmen darf, wenn der Weiße im Bismarck-Archipel vielfach unter den Angriffen der Eingeborenen zu leiden hat. Mit vollem Rechte hat daher die Neu-Guinea-Kompagnie sofort nach der Besitzergreifung ein Verbot über die Verabreichung von Waffen und Schießbedarf an die Eingeborenen erlassen. Für das Kaiser-Wilhelmsland ist diese Verordnung noch zur rechten Zeit gekommen, für den Bismarck-Archipel leider zu spät. Höchst bedauerlich ist es hierbei, daß es gegenwärtig der Deutsche ist, welcher für die von den Angehörigen anderer Nationen verübten Vergehen büßen muß.

Die Eingeborenen des Schutzgebietes sind in eine sehr große Anzahl von Stämmen oder Verbänden gesondert, welche im ganzen gesonderte Interessen verfolgen und deshalb nur so weit, als gewisse Handelsbeziehungen es bedingen, mit einander verkehren. Die umfangreichsten Gaue finden sich auf Neu-Pommern vor, die kleinsten in der Astrolabe-Bai und nördlich von dieser bis nach Kap Croisilles hin. Größere Gaue in Kaiser-Wilhelmsland sind der Jebbimgau, (die Umgebung von Finschhafen) mit zehn bis elf Dörfern



Das Landeshauptmanns-Haus in Finschhafen. (Nach einer Photographie von Dr. M. Hollrung.)

sowie der Tsimbingau (die Umgebung von Hatzfeldthafen) mit sechs bis sieben Ortschaften. Die Gaue Gúmbu, Bóngu und Tsubía in der Astrolabe-Bai, Blála und Maiúkar in der Nähe von Kap Croisilles bestehen im Gegensatz hierzu nur aus einer oder zwei Siedelungen. Die Einwohnerzahl der Dörfer schwankt nicht minder ganz bedeutend. Am Kaiserin-Augustaflusse sind Ortschaften mit 1000 Eingeborenen nicht selten, während die Küstendörfer im Süden von Kaiser-Wilhelmsland durchgehends eine geringere Kopfzahl besitzen. Eine Bewohnerschaft von 400 Eingeborenen ist hier nicht häufig zu finden. Diese Kleinheit der Dörfer im Süden erklärt auch die freundliche Stellung, welche daselbst der Eingeborene dem Weißen gegenüber annimmt. Die von einigen Seiten geäußerte Ansicht, daß die Dichte der Bevölkerung nach dem Innern hin abnehme, entspricht nicht den thatsächlichen Verhältnissen; die Bevölkerung ist im Innern des Landes vielfach zahlreicher, als an der Küste. Ein Staatenleben, wie wir es von Afrika her kennen, existirt im Schutzgebiete nicht, und schon die Familie trägt hier einen ganz anderen Charakter als dort im dunklen Erdtheile. Frei ist der Mann, frei ist auch die Frau. Allerdings gewinnt der Europäer oft die Ansicht, daß die Frau des Mannes Sklavin sein müsse, weil sie nahezu alle Arbeiten des Hauses und des Feldes zu verrichten hat. Bei einer näheren Prüfung dieser Verhältnisse erweist sich diese Ansicht jedoch als unhaltbar, da sich namentlich der geistige Einfluß der Frau auf den Mann überall in deutlichster Weise erkennen läßt. Die Männer leben zumeist in Monogamie, es sind jedoch auch Fälle von Polygamie beobachtet worden. Es liegt die Vermuthung nahe, daß die Frau vom Manne erkauft wird, für einige Gegenden der Gazellehalbinsel ist diese Vermuthung sogar zur Gewißheit geworden. Der Preis für eine Frau ist daselbst 189 Faden (ein Faden = 1,5 bis 1,7 m) des auf den Lauenburg-Inseln, in der Blanche-Bai und anderwärts gebräuchlichen Diwarra-Geldes. Die Kinder, deren Zahl innerhalb einer Familie

immer ziemlich gering ist, wachsen in vollständiger Freiheit auf. Von früher Jugend an werden die Mädchen zur Arbeit herangezogen, während die Knaben sich im Fischen, Jagen, Klettern, Rauchen, Betrügen und Nichtsthun üben. Ueberraschend an denselben ist nur ihre genaue Kenntniß der Natur; so vermögen gewecktere Knaben bereits mit 12 bis 14 Jahren für jede Pflanze ihrer Umgebung den Namen anzugeben. Mit 14 bis 16 Jahren werden die Knaben, etwas früher schon die Mädchen heirathsfähig. In einigen Gegenden erwerben die Knaben erst durch die zwischen dem 12. und 15. Jahre erfolgende Beschneidung das Heirathsrecht. Diese Sitte herrscht u. a. in der Jebbim-Landschaft. Innerhalb zweier Jahre einmal findet hier ein „balum", d. h. ein Fest der Beschneidung, statt. Sämmtliche Dörfer des Gaues und die Nachbardörfer aus den angrenzenden Landschaften erscheinen bei diesem Feste, in dessen Gefolge ausgiebige Schmausereien und Tänze einhergehen. Die jungen Leute, an welchen die Beschneidung vollzogen worden ist, haben sich bis zur Ausheilung der Schnittwunden in einer einsam in der Nähe ihres Dorfes gelegenen Waldhütte zu verbergen, da unter den Jebbimleuten der Glaube verbreitet ist, daß Frauen, welche einen Neubeschnittenen erblicken, sterben müssen. Glücklicherweise sind die diesem Glauben zugeschriebenen Folgen sehr dehnbarer Natur. Besondere Hochzeitsgebräuche sind bis jetzt noch nicht beobachtet worden, und nicht viel bedeutender sind die Kenntnisse, welche wir über ihre Ceremonien bei Begräbnissen, ihre Ansichten über den Tod, sowie ihre religiösen Anschauungen ganz im allgemeinen besitzen. Große Meinungsverschiedenheiten haben von jeher über die Verbreitung des Kannibalismus im Schutzgebiete geherrscht. W. Powell, dessen Berichte freilich allem Anscheine nach mit Vorsicht aufzunehmen sind, behauptet, auf der Gazellehalbinsel Zeuge eines Menschenmahles und der diesem vorausgegangenen Schlächterei gewesen zu sein. Unbedingt glaubwürdig ist aber jedenfalls Finsch und dessen Erzählung einer Scene von Kannibalismus, so daß ein Zweifel darüber, daß im Bismarck-Archipel Kannibalen vorhanden sind, nicht mehr bestehen kann. Dem gegenüber muß hinzugefügt werden, daß trotz der weit reichenden Beobachtungen in Kaiser-Wilhelmsland niemals ein Fall von Menschenfresserei beobachtet worden ist. Zwar erscheint der Umstand, daß manche Stämme ihre Nachbarn für Menschenfresser erklären, äußerst auffällig, da aber andererseits die Eingeborenen den gestorbenen Stammesangehörigen einen Kultus, welcher viel Pietät gegen die Verstorbenen verräth, widmen, so liegt die Vermuthung nahe, daß es sich bei etwaigen Menschenfressereien nur um Stammesfeinde und die Erfüllung eines vielleicht durch dunkle, religiöse Anschauungen vorgeschriebenen Gebrauches handelt. Die über den Kannibalismus in der Südsee allgemein verbreiteten Ansichten bedürfen jedenfalls noch sehr der Modificirung. — Die Pietät für Verstorbene äußert sich in mannichfacher Weise. Besonders legen die Eingeborenen hierfür Zeugniß durch die Pflege der Grabstätten ab. Im Jebbimgau befinden sich letztere in nächster Umgebung der Hütten, sind mit Steinen roh eingefaßt, mit kleinen Korallenstückchen bestreut und mit einigen Zierpflanzen bepflanzt. In anderen Gegenden sind diese Grabstätten eingezäunt, und es befindet sich eine Schale mit Wasser für den Todten auf denselben. Vielfach begraben die Eingeborenen ihre Todten in der Hütte selbst. Schwarzfärben der Brustfläche und des Gesichtes gilt als Zeichen der Trauer. — Ueber die Schicksale des Menschen nach dem Tode scheinen sich die Eingeborenen keine oder nur sehr unbestimmte Vorstellungen zu machen. Am besten werden letztere wohl charakterisirt durch das „he stop there", welches ein Kanake als Antwort auf die ihm vorgelegte Frage nach dem Schicksal eines soeben begrabenen Schwarzen ertheilte. — Ebenso lückenhaft und unsicher sind unsere Kenntnisse über die religiösen Anschauungen der Eingeborenen, sei es, weil letztere eine ge-



Dorf Snam mit den Götzen. (Nach einer Photographie von Dr. M. Hollrung.)

wisse Scheu besitzen, von religiösen Dingen mit dem Weißen zu reden, sei es, weil ihre religiösen Begriffe sehr mangelhaft sind, sei es endlich, weil unsere Sprachkenntnisse noch nicht zur Aufhellung ihres Geisteslebens hinreichen. Zu den Zeugnissen von der Anerkennung eines höheren Wesens gehören jedenfalls die geschnitzten Figuren, welche an allen Plätzen, die in Kaiser-Wilhelmsland berührt wurden, sich vorfanden. In Finschhafen führen sie die Bezeichnung „abúmtan“, eine Bezeichnung, welche auch der Sonne, dem Monde, den Sternen, dem Blitze und Donner beigelegt wird. In der Astrolabe-Bai gehen diese Holzgötzen unter der Bezeichnung „tjəlūm“ und zeichnen sich durch die unförmliche Vergrößerung gewisser Körpertheile aus. Wie weit gewisse Gebräuche auf das Vorhandensein religiöser Gefühle und wie weit auf abergläubische Vorstellungen basirt sind, ist mitunter schwer zu unterscheiden. Das Rupfen von Geflügel in einer Feldhütte erregte beispielsweise das Mißfallen des Besitzers, und unter dem Hinweis auf ein paar am Thürpfosten aufgehängte Jamswurzeln bat er jetzt uns, künftig derartige Verrichtungen abseits von der Hütte zu besorgen. Die Eingeborenen einiger Theile Neu-Pommerns verzehren kein Schweinefleisch, weil sie glauben, nach dessen Genuß sterben zu müssen. Auf religiöses Gebiet fällt wohl auch die Wirksamkeit des räthselhaften Duck-Duck, der auf den Lauenburg-Inseln und der Gazelle-Halbinsel heimisch ist. Das Erblicken des Duck-Duck soll für die Frauen tödtlich sein. Eine Art Erntedankopfer wurde schließlich noch beim Besuche des Dorfes Malu am Kaiserin-Augustafluß gelegentlich eines Erntefestes beobachtet. Es war hier an einem Ende des sehr langen Dorfes eine hölzerne menschliche Figur von etwa einem Meter Höhe aufgestellt, überreich mit Schmucksachen behängt und mit Waffen versehen worden. Vor dieser Figur standen auf einem großen Nymphaeablatt ausgebreitet mehrere Schüsseln, theils mit Wasser, theils mit zerschnittener Melde angefüllt, daneben lagen noch Stücke von Nymphaea-Blattstielen — einer Speise der Eingeborenen — ferner Zuckerrohrschnitte, mbandi (Früchte von Tabernaemontana) u. a. m. Fremde wurden angehalten, bei dieser Figur ein kleines Geschenk niederzulegen.

Recht zu bedauern ist es, daß die Eingeborenen keinerlei Schrift und schriftliche Aufzeichnungen besitzen. Es erschwert dieser Umstand nicht nur die Nachforschungen nach der Herkunft und den Veränderungen, welche die gegenwärtige Rasse im Laufe der Jahrhunderte erlitten hat, sondern auch das Studium der Sprache ganz ungemein. Als erschwerendes Moment für die Erlernung der Papua-Sprachen kommt hierzu noch, daß die Zahl derselben eine ungewohnt große ist. Es kommt vor, daß auf einer Küstenausdehnung von 36 km 12 grundverschiedene Sprachen im Gebrauch sind. Einige dieser Sprachen besitzen nicht über 50 Anhänger, wie beispielsweise das Dorf Gumbu in der Astrolabe-Bai und das Dorf Blala bei Kap Croisilles. Sehr gehemmt werden die auf die Erlernung der Sprache gerichteten Bestrebungen auch durch die geringe Geduld, welche der Eingeborene gegenüber den Bemühungen des Sprachforschers an den Tag legt. Es wird daher eines großen Aufwandes von Zeit bedürfen, bevor einmal eine der Papua-Sprachen genügend genau bekannt ist. Infolge des häufigen Sprachenwechsels sind Eingeborene namentlich an den Handelscentren nicht selten, welche drei bis vier Papua-Sprachen beherrschen. Zweifelsohne wird eine Vergleichung der verschiedenen Papua-Sprachen sowohl unter sich als mit den Sprachen benachbarter Gebiete eine Reihe interessanter Beziehungen zu Tage fördern. Bereits jetzt läßt sich aus dem wenigen Material entnehmen, daß malayische Wortelemente stark in die Sprachen des Schutzgebietes übergegangen sind. Ja sogar Anklänge an Worte, welche einerseits von der Westküste der Insel Neu-Guinea, andererseits auf Hawai und Tahiti wieder zu finden sind, haben sich unter den bekannten Worten bemerken lassen. Eine baldige gründliche Erforschung der Hauptsprachen wird zweifelsohne von vortheilhaftem Einfluß auf die raschere Entwickelung der Beziehungen zwischen Ureingeborenen und Weißen sein. Bemühungen, den Eingeborenen die deutsche Sprache zu lehren, sind bisher weder von den Missionaren noch von den Stationsbeamten gemacht worden. Dagegen ist das sogenannte Pitschen-Englisch unter den Kanaken der Gazellehalbinsel vielfach verbreitet.

Die Neu-Guinea-Kompagnie hat dem ihr zugehörigen Gebiete eine zwar stille, aber doch rührige und erfolgreiche Thätigkeit entfaltet. Ihre erste Maßnahme nach der Besitzergreifung war die Errichtung von drei Küstenstationen in Kaiser-Wilhelmsland, sie hat im Laufe der Zeit sodann weitere Stationen, theils im Bismarck-Archipel, theils am oberen Kaiserin-Augustafluß angelegt, hat einige derselben später wieder ganz aufgehoben und andere an geeignetere Plätze verlegt, so daß augenblicklich sechs Stationen der Kompagnie im Schutzgebiete vorhanden sind. Die Namen derselben sind: Hatzfeldthafen, Konstantinhafen, Nebenstation Bogadjim (Astrolabe-Bai), Finschhafen, Nebenstation Butaúeng und Kérewara, auf einer der Lauenburg-Inseln im Bismarck-Archipel. Im Jahre 1887 sind am oberen Kaiserin-Augustafluß die beiden Stationen Zénep und Malu versuchsweise errichtet, später aber wieder aufgegeben worden. Die Station Kelana wurde im Beginne des Jahres 1888 angelegt, nicht geeigneter Bodenverhältnisse halber aber ebenfalls wieder abgebrochen. Außer den der Kompagnie zugehörigen Stationen befinden sich im Bismarck-Archipel noch die Faktoreien und Nebenfaktoreien zweier deutscher Handelshäuser. Matupit, in der Blanche-Bai (Gazellehalbinsel) ist der Sitz der Firma Robertson und Hernsheim, während die deutsche Handels- und Plantagengesellschaft in Hamburg sich auf Mioko (Neu-Lauenburg) niedergelassen hat. Eine größere Zweigfaktorei besitzt die Firma Robertson und Hernsheim auf der Insel Nusa (an der Straße zwischen Neu-Mecklenburg und Neu-Hannover). Beide der genannten Firmen haben außerdem eine große Zahl sogenannter Händler an Küstenpunkten mit reichen Beständen von Kokospalmen behufs des Koprahandels mit den Eingeborenen stationirt. Endlich sind noch zwei in keinerlei Verhältniß zum Mutterlande stehende Ansiedelungen: die von Schulle, gegenüber der Insel Nusa, auf Neu-Mecklenburg und jene unter dem Namen Farell'sche Pflanzung in Kalum (auch Kaluana), am Südufer der Blanche-Bai, zu erwähnen.

Die gegenwärtige Haupt- und Centralstation ist Finschhafen. In Anbetracht des Umstandes, daß der Schwerpunkt der von der Kompagnie in Angriff genommenen Arbeiten zur Zeit im Süden des Kaiser-Wilhelmslandes liegt und eine Anlehnung an das benachbarte Australien immer noch besteht, ist diese Wahl eine glückliche zu nennen. Diese Verhältnisse werden sich jedoch zweifelsohne ändern, sobald ein direkter Verkehr mit dem Schutzgebiete nordwärts von Neu-Guinea im Anschluß an die Fahrten des Norddeutschen Lloyd nach Ostasien oder durch eine selbständige Linie hergestellt sein wird. Finschhafen ist daher auch als Verkehrscentrum der Sitz der Verwaltung, welche dem Landeshauptmann untersteht. Hier in Finschhafen sind auch bereits Straßen ausgelegt, es ist eine ansehnliche Reihe von Gebäuden vorhanden, unter denen das Haus des Landeshauptmanns (S. Abbildg.) auf der kleinen Halbinsel Sálangkaúa das stattlichste ist. Es befindet sich ferner in Finschhafen ein Arzt, dem ein wohleingerichtetes Hospital zur Verfügung steht, es fehlt nicht an einem geräumigen Gasthause, woselbst ein im Dienste der Kompagnie stehender

Oekonom zu verhältnißmäßig geringen Sätzen ($3\frac{1}{2}$ Mark pro Tag) die Verpflegung an die Beamten und zu etwas erhöhtem Preise an Fremde verabreicht; aus den von der Kompagnie unterhaltenen Lagerhäusern sind ebenfalls zu festen Sätzen alle sonstigen Bedürfnisse des täglichen Lebens erhältlich; für die Arbeiter aus Java und dem Bismarck-Archipel sind geräumige, aus Blattwerk hergestellte Wohnungen in nächster Nähe von Finschhafen vorhanden; eine Dampfsägemühle sorgt für das nöthige Material an Holz; ein wohleingerichteter, mit Schweinen, Hühnern, Ziegen und Rindern (theils nordaustralischer, theils ceylonischer Herkunft) besetzter Viehhof für den Bedarf an frischem Fleisch. Die Aufgabe der etwa zwei Stunden von Finschhafen entfernten, an der Einmündung des Butaueng in den Bubui belegenen Nebenstation Butaueng ist es, die die für die schwarzen Arbeiter erforderlichen Jams und Tarro, sowie die Gemüse für die Weißen zu bauen.

Weniger umfangreich sind die auf den übrigen Stationen getroffenen Einrichtungen, auf keiner derselben fehlen jedoch gute Wohnhäuser für die Weißen und die Arbeiter, sowie reichhaltige Waarenlager und Pflanzungen.

Der Sitz des kaiserlichen Richters ist Matupit. Gleichmäßig durch das ganze Schutzgebiet ist die deutsche Sprache als Amtssprache, sowie deutsche Münze, Maße und Gewichte und deutsche Rechtsprechung eingeführt. Seit einiger Zeit ist ferner das Schutzgebiet dem Weltpostverein angeschlossen worden. Den regelmäßigen Postdienst zwischen dem Festlande von Australien (Cooktown) und dem Schutzgebiete einerseits und den einzelnen Stationen andererseits versehen drei der Neu-Guinea-Kompagnie zugehörige Dampfer derart, daß eine regelmäßige vierwöchentliche Verbindung mit Cooktown im Anschluß an die Dampfer der British-India-Steam-Navigation-Kompagnie stattfindet.

Die Zahl der im Schutzgebiete sich aufhaltenden Weißen, welche zumeist Deutsche sind, beträgt etwa 300 bis 400. Der größere Theil derselben befindet sich im Dienste der Neu-Guinea-Kompagnie. Neben den durch die Verwaltung verursachten Arbeiten haben sich die Beamten der Erforschung und Vermessung des Landes, der Anlegung und Durchführung von Pflanzungen, der Anknüpfung neuer Beziehungen zwischen den Eingeborenen und den Stationen oder Ansiedlern, der Erlernung der Eingeborenensprache, der Anstellung genauer meteorologischer Beobachtungen, dem Straßenbau u. s. w. zu widmen. Es ist das Bestreben der Kompagnie, möglichst solche Kräfte, welche bereits durch einen voraufgegangenen Aufenthalt in den Tropen vertrauter mit den einschlägigen Verhältnissen geworden sind, für das Schutzgebiet zu gewinnen. Die Ergebnisse dieses Verfahrens zeigen sich bereits in einem sicheren Vorwärtsschreiten auf allen in Angriff genommenen Gebieten. Man darf daher mit Hoffnung auf die Zukunft des deuschen Besitzes in der Südsee blicken.

Die mongolische Wüste.

Von Dr. **Emil Deckert.**

(Mit vier Abbildungen.)

In klassischer Weise hat F. v. Richthofen den durchgreifenden Gegensatz klar gelegt, der in physikalisch-geographischer und kulturgeographischer Hinsicht zwischen den centralen und den peripherischen Theilen Asiens besteht. Hier benetzt ein reiches Maß von feuchten Niederschlägen den Boden; die Flüsse strömen hinaus in das Meer, um mit ihrem Wasser auch das zersetzte Gestein fortzuführen und dem Menschen als Verkehrsstraßen in die Außenwelt zu dienen; es entsteht eine bunte Mannigfaltigkeit der Lebensbedingungen für Pflanzen, Thiere und Menschen, und demgemäß auch eine bunte Mannigfaltigkeit von pflanzlichen, thierischen und menschlichen Lebensformen; dem Menschen insbesondere aber wird es ermöglicht, sich feste Wohnsitze zu gründen, Herr des Bodens zu werden, sich gesellschaftliche und staatliche Einrichtungen zu schaffen und zu höherer Kultur und Geistesbildung zu gedeihen. Dort dagegen ist das Maß der Niederschläge ein karges; die fließenden Gewässer, die von den Gebirgen herabkommen, schwinden in der trockenen Atmosphäre zusammen, um zuletzt in einem abflußlosen See oder in einem Sumpfe zu endigen; alle Zersetzungsprodukte der Gesteine — Salze, Sande, Gerölle — bleiben im Lande, so weit sie nicht etwa von den Winden in die peripherischen Gebiete verweht werden; es herrscht infolgedessen eine Tendenz, alles zu nivelliren, alle Gegensätze zu tilgen oder zu maskiren und eine möglichst vollkommene Monotonie herzustellen; die im Lande bleibenden löslichen Salze durchsetzen allerwärts den Boden und machen den Ackerbau unmöglich; das Thier- und Pflanzenleben ist arm und verkümmert; des Menschen Heimath aber ist überall und nirgends, und die Natur zwingt ihn zu einem unsteten Nomadenleben, das eine Verfeinerung der Sitten nicht zulassen will.

Seine typische Ausbildung hat nun das centrale Asien in dem weiten Landraume gefunden, der sich von dem Pamirplateau bis zu dem Chingangebirge ausdehnt, und der im Süden von dem Kuen-lun und Nan-schan nebst ihren östlichen Fortsetzungen, im Norden aber von dem Sajanischen Gebirge und dem Jablonoi-Gebirge begrenzt wird, während sich die Ketten des östlichen Thian-schan und Altai weit in ihn hineinschieben. Dieser an die 5000 km lange und 500 bis 1200 km breite Raum wird von den Chinesen sehr bezeichnend „Han-hai“, d. i. „trockenes Meer“, genannt, und er würde diesen Namen ohne Zweifel auch dann verdienen, wenn seine genauere geologische Untersuchung die Theorie, daß er thatsächlich ein erst in einem späteren Erdalter trocken gelegter Meeresboden sei, etwa nicht bestätigen sollte[1]. An seine geologische Vorgeschichte haben ja diejenigen, welche ihm den Namen gaben, natürlich nicht gedacht.

Dadurch, daß in der Gegend von Chami und Tunghwan-sien (unter dem 93. Meridian östlich von Greenwich)

---

[1]) China I, S. 1 ff.

[1]) Vergl. F. v. Richthofen, a. a. O., S. 25; und Ed. Süß, das Antlitz der Erde, Bd. 2.

die Gebirgssysteme des Kuenlun und Thian-schan einander bis auf einen Abstand von nur 330 km nahe kommen, gliedert sich das „Han-hai“ in eine westliche und eine östliche Hälfte: in die ostturkistanische Wüste oder das Tarim-Becken und in die mongolische Wüste oder die Gobi, bezw. das Scha-mo, und diese beiden Hälften stehen sozusagen nur durch eine breite „Meerstraße“ mit einander in Verbindung. Die mongolische Wüste ist die weitaus größere von beiden Hälften, und ihre Fläche dürfte auf etwa $2^1/_2$ Millionen qkm zu veranschlagen sein. Ihre Charakteristik soll in dem gegenwärtigen Aufsatze auf Grund der zu Gebote stehenden neueren Quellen versucht werden.



Landschaft im Innern der mongolischen Wüste.

Der Hauptkörper der mongolischen Wüste liegt im Osten, zwischen dem mittleren Hoangho-Laufe und dem Jablonoi-Gebirge und hat zwischen der chinesischen Mauer nördlich von Lantschu-fu und Urga eine Breite von etwa 1200 km,



Eine Flugsandgegend.

im Westen theilt sie sich durch die eingeschobenen Ketten des Altai und Thian-schan in eine Anzahl schmalere Buchten, von denen die bedeutendste die dsungarische ist, zwischen der Südkette des Altai und dem Thian-schan. Sehr streng begrenzt ist sie im Süden und Osten, wo der Uebergang in das mit Abfluß versehene peripherische Gebiet ein außerordentlich schroffer und überraschender ist; im Norden und Westen dagegen giebt es eine breite Uebergangszone, in der abflußlose und mit Abfluß ausgestattete Strecken vielfach in einander übergreifen.

Hypsometrisch betrachtet, ist die mongolische Wüste ebenso wie die ostturkistanische ein ungeheures Becken, das sich in

seinem Inneren im Durchschnitte noch nicht 1000 m über den Meeresspiegel erhebt, während es gegen seine Ränder hin im allgemeinen sanft bis zu Höhen von 1500 m und darüber aufsteigt. Einzelne Stellen der Beckensohle liegen aber beträchtlich tiefer als der Durchschnitt und nordwestlich von Gu-tschen (nahe bei der Mitte der dsungarischen Bucht) fand Prshewalski einen Punkt, der nur 560 m hoch war, während der Spiegel des Ebi-Nor (im Westen der dsungarischen Bucht) sogar nur 213 m über dem Meeresspiegel gelegen ist. Die Herren Fuß und Bunge (1830) bestimmten den tiefsten Punkt der Karawanenstraße von Urga nach Kalgan auf 607 m, H. Fritzsche (1872) denjenigen der östlicher gelegenen Straße zwischen diesen beiden Plätzen (bei Oczön-choschu) auf 840 m, Ney Elias (1872) denjenigen seiner Reiseroute von Kwei-hwa-tschöng (Kuku-khoto) nach Uliassutai auf 862 m, und die Butin'sche Expedition (1870) denjenigen der ihrigen zwischen Lama-miao (Dolon-noor, nördlich von Peking) und Nertschinsk auf 1136 m [1]). Füglich



Die Prinzen Sia und Hyghen von Ala-schan.

könnte man ein höheres Hauptbecken, im Osten, und ein niedrigeres Nebenbecken, im Westen, unterscheiden. Die Bergzüge, welche die mongolische Wüste in allen ihren Theilen durchziehen, streichen meist von West nach Ost oder von Nordwest nach Südost, dieselben erheben sich aber nur ausnahmsweise beträchtlich über das allgemeine Niveau, in der Regel erreichen sie kaum die relative Höhe von 100 m. Der bedeutendste Zug ist der Arzi-Bogdo- und Gurban-Saichat-Zug, der als eine südöstliche Fortsetzung des südlichen Altai betrachtet werden muß.

Die Gebirge, die die Wüste umranden, sind nur zum Theil sehr gewaltig hoch: der schnee- und gletscherbedeckte Nan-schan etwa 6000 m, der Ala-schan 3500 m, der In-schan 2600 m, der Chingan 2700 m, das Jablonoi-Gebirge 2500, das Sajanische Gebirge 3500 m und der Thian-schan über 6000 m. Die meisten erscheinen nur außerhalb der Mongolei als steile Gebirgsmauern, weil

[1]) Vergl. G. N. Potanin's Forschungen in der westlichen Mongolei (Geogr. Mittheilungen, Bd. 27, S. 182 ff.).

man sich innerhalb der Mongolei bereits in bedeutender Höhe befindet, wenn man sich ihnen nähert. Als Wettermauern bewähren sie sich immerhin verhängnißvoll genug, um so mehr, als gegen Süd und Südost, von wo die regenbringenden Seewinde kommen, hinter den unmittelbaren Randgebirgen noch andere Gebirge lagern, die ihre Wirksamkeit vervollständigen. Da der Abstand des mongolischen Beckens vom Meere gegen Südost hin kein sehr großer ist — nur 400—500 km —, so würde sich die große Trockenheit seines Klimas und seine daraus resultirende Wüstenhaftigkeit ohne die zahlreichen Parallelketten, von denen die Provinzen Pe-tschi-li, Schan-si und Schen-si erfüllt sind, kaum erklären. Dem in der Mongolei vorherrschenden Westwinde, der aus dem Inneren der altweltlichen Kontinentalmasse herausweht, wohnt selbstredend eine hohe wasserdunstaufsaugende Kraft inne, die es zur Wolkenbildung schwer kommen läßt; zugleich berauben die zuletzt genannten Gebirge — welche selbst im Sommer sehr regenreich sind — die von dem Chinesischen Meere her strömende Luft eines großen Theiles ihrer Feuchtigkeit, und die von ihnen her wehenden Winde bewähren sich für die Mongolei als Fallwinde, denen bekanntlich ebenfalls sehr ausdörrende Eigenschaften zukommen. Wenn man sich diese Verhältnisse klar macht, so wird man sich nicht wundern, daß Prshewalski zwischen dem Fuße des Nanschan und Urga an die 1600 km weit reisen konnte, ohne auf einen einzigen Flußlauf zu stoßen, und daß andere Reisende uns versichern, daß sie trotz monatelangen Verweilens niemals einen Tropfen Regen in der Mongolei gesehen haben. Gelegentlich giebt es aber doch ganz heftige Güsse während des Spätsommers, und infolgedessen fehlt es in den meisten Gegenden wenigstens nicht an Quellen und Brunnen, sowie an salzigen Seen.



Uroten-Mongolen.

Die Ströme, die den Randgebirgen des mongolischen Wüstenbeckens entquellen, um in das Innere dieses Beckens hinein zu fließen, kämpfen mit der trockenen Atmosphäre und mit dem trockenen Sande und Kiese einen harten Kampf ums Dasein, dem sie endlich erliegen, indem sie einen Salzsee oder Salzsumpf füllen. So namentlich der Su-la-ho und der Etsin, die von den Gletschern und Schneefeldern des Nan-schan gespeist werden, und die anfangs eine große Wasserfülle besitzen; so der Chao-lai-ho und der Ta-ho, von der östlichen Fortsetzung des Nan-schan; so der Schandu-gol, der Dsiral-gol, der Chara-gol rc. vom Chingan; und so auch der Dsabchyn, der Kobdo, der Kiutin, der Lotlon und andere Flüsse vom Altai und vom Thian-schan. Wo diese Ströme aus den Gebirgen herausbrechen, da rufen sie dadurch, daß der Mensch sie zu künstlicher Bewässerung des Bodens benutzt, zum Theil sehr reiche Kultur-Oasen hervor. Im Inneren der Wüste, in größerer Ferne von den quellenreichen Hochgebirgen, sind die natürlichen Vorbedingungen für die Entstehung solcher Oasen im allgemeinen nicht gegeben, und dort hat sich der Reisende damit zu begnügen, daß er hier und da an einer Quelle oder in einer Cisterne etwas trinkbares Wasser und daneben Weide für seine Thiere findet.

Hinsichtlich der Temperaturverhältnisse waltet ein ausgesprochenes Kontinentalklima über der mongolischen Wüste. Die Winter sind sehr kalt, und die Kälte ist um so empfindlicher, als sie mit heftigen Stürmen und mit großer Trockenheit Hand in Hand geht. Die Reisenden haben ihre Gesichter gegen sie durch Filzmasken zu schützen. Entlang der Südgrenze läuft die Januar-Isotherme von — 10° C. Die Sommer dagegen sind glühend heiß, und die Szecheny'sche Expedition erlebte in der Gegend von Su-tschou 40° C. unterm Dach [1]). Ebenso bestehen große Gegensätze zwischen den Tag- und Nachttemperaturen.

Aus dem Gesagten lassen sich die übrigen Haupteigenschaften der mongolischen Wüste unschwer ableiten. Vor allen Dingen ergeben sich daraus auch die Kategorien des Bodens im einzelnen, soweit die bodenbildenden und bodenumgestaltenden Agentien des gegenwärtigen Erdalters — mit denen es nach unserer Auffassung die Geographie im Gegensatze zur Geologie zu thun hat — dabei in Frage kommen.

Das Wasser verrichtet in der Wüste nur einen sehr geringen Betrag von bodenumgestaltender Arbeit. Immerhin führen die Ströme, die von ihrem Rande her in sie hinein fließen, gewaltige Massen von Gebirgsschutt in sie hinein — Steinblöcke, größere und kleinere Rollkiesel, Sand, Schlamm und Salze —, und sie lagern denselben dort, wo ihr Gefäll zu ihrem Transport zu schwach wird, in ihrem Bette und an ihren Ufern oder in den Seen und Sümpfen, in die sie schließlich münden, ab, seine weitere Zerkleinerung, Umwandlung und Verführung anderen Kräften überlassend. Belangreiche Erosions- und Transportationswirkungen des fließenden Wassers sind also nur in der Randzone der Wüste zu beobachten, und auch dort erscheinen sie durch Gegenwirkungen der anderen Kräfte meist sehr beeinträchtigt und abgeschwächt.

Als ein viel gewaltigeres und allgemeiner wirksames physikalisch-geographisches Agens ist der Temperaturwechsel in der Wüste zu bezeichnen. Wenn man bedenkt, daß in Urga und Uliassutai die Temperatur im Januar des öfteren unter den Gefrierpunkt des Quecksilbers sinkt, während sie sich im Juli zu afrikanischer Gluth steigert, und daß Prshewalski es in der südöstlichen Mongolei erlebte, daß das

[1]) Vergl. Kreitner, Im fernen Osten, S. 571. — Prshewalski beobachtete sogar 45° C. im Schatten, und den Boden fand er auf 65° durchglüht. (Vergl. Geogr. Mittheilungen, Bd. 22, S. 171.)

Thermometer am 16. März + 20,5° im Schatten zeigte, in der darauf folgenden Nacht aber — 18°, so ist einem dies ohne weiteres klar. Vor allen Dingen hat das launische Spiel solcher Temperaturgegensätze natürlich ein sehr energisches Zerarbeiten aller jener niedrigen Felsengebirge im Gefolge, die die mongolische Wüste durchziehen, und wir sind sogar geneigt, uns ihre Niedrigkeit und ihr Gleichmaß zum größten Theile daraus zu erklären. Im Winter, bezw. bei Nacht, erfolgt eine starke Kontraktion ihrer oberflächlichen Gesteinsschichten, und im Sommer, bezw. am Tage, dagegen greift eine starke Expansion derselben platz. Mögen die Gesteine nun krystallinische oder klastische sein, sie unterliegen dadurch einer beständigen Zersprengung und Zersplitterung, und sie zerfallen dabei in ihre constituirenden Elemente: der Granit in Quarz- und Feldspathstücke und Glimmerblättchen, der Sandstein in losen Sand, der Kalkstein in Staub rc. Dieser Zersprengungs- und Zersplitterungsproceß schreitet dann mit den Bruchstücken des Gesteins noch weiter fort, und er erstreckt sich zugleich auch auf den gesammten Gebirgsschutt, welcher von den hohen Rändern der Wüste herstammt. Und so spärlich Schnee und Regen auch in der Mongolei fallen, so reicht die dadurch hervorgerufene Bodenfeuchtigkeit doch hin, die Zerstörungsarbeit des Frost- und Hitzewechsels wenigstens zeitweise zu unterstützen und zu vervollständigen. Das Wasser gefriert in den Gesteinsspalten zu Eis und hilft auf diese Weise zersprengen, und andererseits löst es auch, was löslich ist, sobald es darin erwärmt wird. Bei Urga, das allerdings nur an der Eingangsschwelle zur eigentlichen Wüste liegt, beläuft sich die Jahresmenge der Niederschläge immer noch auf ungefähr 24 cm. Daß die ab und zu sehr heftigen Regengüsse in der Nähe der Felsenrücken auch an der Umlagerung der Gesteinsbruchstücke betheiligt sind, erwähnen wir nur nebenbei. Ein Hauptagens ist das Wasser ja doch auch hier nicht.

Ganz imposant als bodenumgestaltende Kraft erscheint aber der mongolische Wüstenwind. Er hüllt die Reisenden in ungeheure Staubwolken ein und macht den Tag dadurch finster wie die Nacht, er schleudert ihnen Sand und kleine Steine ins Gesicht[1]), und er vollbringt auf diese Weise mit dem Gesteinsschutte, was das Wasser nur sehr ungenügend damit thut: er transportirt ihn in größere und kleinere Fernen, und er sondert und ordnet ihn auch zugleich nach seiner Art und nach seinem Gewichte, das eine hierher, das andere dorthin lagernd. Nur das ganz fein zerriebene Material wirbelt er so hoch empor, daß es zu einem großen Theile über die Randgebirge der Wüste hinwegzugelangen vermag, damit es sich jenseits derselben in dem Hoangho-Gebiete als Löß ablagere. Den Sand erhebt er zu mäßigeren Höhen, und die Kiesel rollt er in der Regel nur auf dem Boden fort; beide bewegt er auch nur innerhalb des weiten Wüstenbeckens hin und her, mit den Kieseln alle tieferen Depressionen ausfüllend, und den Sand zu Dünen auftreibend. Anders wirkt er, wenn er nur in normaler Stärke weht, anders, wenn er als Sturm, und anders, wenn er als Orkan auftritt. Das letztere ist und zwar in der mongolischen Wüste häufig genug der Fall, aber die Orkane und die Stürme haben hier wie anderweit auf Erden einen mehr lokalen Charakter, während kräftige Winde jahraus jahrein und allerwärts herrschen. Außer den erwähnten Felskämmen sind infolgedessen namentlich noch drei andere Bodenformen in der Wüste zu unterscheiden: Lößgebiete, denen zum Hervorbringen reicher Ernten nichts fehlt als reichlichere Benetzung mit befruchtendem Regen und Schnee und Befreiung von dem übermäßigen Salzgehalte; Flugsandgegenden, deren Dünen in beständigem Hin- und Herwandern begriffen sind; und Kies- und Steinflächen, auf denen die hölzernen Karren dahin fahren, wie auf frisch beschotterten Straßen. Die Flugsandstriche oder „Tingeri“ (S. Abbildung 2) haben der mongolischen Wüste den chinesischen Namen „Schamo“ eingetragen, die Kies- und Steinflächen den Namen „Gobi“[1]). Da die beiden Bezeichnungen etwas Schwankendes und Unbestimmtes haben und dem genauen Sinne nach eigentlich immer nur auf gewisse Theile, in denen die betreffende Formation vorherrscht, angewendet werden sollten, so haben wir hier die in Frage stehende Hälfte des „Han-hai“ aber lieber einfach die „mongolische Wüste“ genannt. Auf die ganze Wüste wendet man in Europa herkömmlicherweise den Namen „Gobi“ häufiger an, als den Namen „Schamo“, und das ist wohl auch richtig, da die Stein- und Kiesflächen den Beschreibungen der Reisenden nach in der That den bei weitem größeren Raum einnehmen. — Daß die Steinflächen der mongolischen Wüste ziemlich streng den Sserirflächen der Sahara entsprechen, die „Tingeri“ aber der Areg-Wüste derselben, haben wir nicht nöthig, besonders zu betonen. Aehnliche Ursachen rufen eben ähnliche Wirkungen hervor. Und wenn die imposante Hammada-Wüste Nordafrikas in den Felskämmen der Mongolei nicht ganz wieder erkannt wird, so tragen daran nach unserer Meinung vor allen Dingen die kräftigeren meteorodynamischen Agentien des letztgenannten Erdraumes bei, die an dem Abtragen der Felsen und an dem Ausfüllen der Thäler arbeiten: besonders die viel stärkeren Fröste und die viel stärkeren Winde. Durch diese ist sozusagen ein vollkommenerer Ausgleich zwischen den verschiedenen Formen bewirkt worden. Uebrigens stammt der Sand der Sahara aller Wahrscheinlichkeit nach zum größeren Theile aus dem Gebiete des nubischen Sandsteins[2]), der Sand der mongolischen Wüste aber — ebenso wie auch das gröbere Material — vorwiegend von den Ketten, die sie selbst durchziehen. — Der Mangel einer dichten Vegetation erleichtert dem Winde sein Spiel natürlich ganz wesentlich, und wenn R. Pumpelly von einer förmlichen Aushobelung von Thälern durch denselben redet — natürlich mit Hilfe des Sandes, den er bewegt —, so hat dies kaum viel Unwahrscheinliches. Der Wind erzeugt übrigens dadurch, daß er den Sand gegen den Felsen schleudert, oder daß er ihn mit Ungestüm über die Steinflächen hinwegfegt, auch selbst noch einen guten Theil fein zerriebenen Staubes, bezw. hilft er dadurch den mit ihm verbündeten Agentien bei der fortschreitenden Zerkleinerung des vorhandenen Gesteinsmateriales.

Die Wüstenflora ist sowohl an Individuen als auch an Arten arm. Wie wäre dies anders denkbar, da Trockenheit, Gluthhitze, Kälte, Sturm und salzdurchtränkter Boden sich vereinigen, das Pflanzenleben zu vernichten! Diejenigen Formen, welche den harten Existenzbedingungen zum Trotz gedeihen, sind aber von hoher Eigenart. Den Sanddünen charakteristisch ist der Saksaul-Strauch (Haloxylon Ammodendron), der Kharmyk (Nitracia Schoberi) und den durch seinen nährenden Samen besonders für die Landschaft Alaschan sehr wichtige Sulchyr (Agriophyllum gobicum); dem salzigen Lößboden der Dyrissun (Lasiagrostis splendens), die Budurgana (Kalidium gracile), die Artemisia rc. Wirkliche Bäume finden sich nur hie und da an quellenreichen Stellen der Nordgehänge von Bergzügen. Im Osten und Norden des Gebietes werden die Bewässerungsverhältnisse günstiger, und dort tritt auch allmählich wieder eine

1) Vergl. Kreitner, a. a. O., S. 647; H. Michaelis, Von Hankau nach Sutschou (Gotha 1888), S. 33.

1) Vergl. Kreitner, a. a. O., S. 567.

2) Vergl. Zittel, Beiträge z. Geologie der Lybischen Wüste, CXXXVI ff.

reichere Vegetation ein; namentlich giebt es dort wieder gute Weide für die Heerden.

Die Wüstenfauna, die sich direkt oder indirekt von den Blättern und Früchten der genannten Pflanzen nährt, so gut sie eben kann, ist gleichfalls eine arme. Die Dseren-Antilope (Antilope gutturosa) und der Sandhase (Lagomys Ogotono) sind die Hauptbewohner der Einöde, und neben ihnen der Sandmarder, das Steppenhuhn, die Steppenlerche, die Krähe, der Habicht ꝛc. Die Gesammtzahl der Säugethierarten beziffert Prshewalski nur auf etwa 50. Am besten mit Thieren bevölkert sind die Gebirgsgegenden, wo das Argali, der Wildesel, das Murmelthier, der Wolf und der Fuchs hausen. Unter den Hausthieren, die den Hauptreichthum der Wüstenbewohner ausmachen, sind das Fettschwanzschaf, das Rind, das zweihöckerige Kameel und das Pferd in besonders großer Zahl vorhanden. Im Nordwesten züchtet man daneben den Grunzochsen. Die besten Kameele besitzen die Khalkhas, im Norden der Wüste; denen von Ala-schan merkt man an ihrer schwächlicheren Konstitution die schlechtere Ernährung an. Obgleich die Heerden oft große Noth leiden und große Verluste zu ertragen haben, so erholen sie sich doch in der besseren Jahreszeit in der Regel rasch wieder, und alles in allem hat man die Viehzucht doch als ein Gewerbe zu bezeichnen, das in der mongolischen Wüste prosperirt. Ein intensiver Betrieb desselben ist unter den angegebenen Verhältnissen freilich nicht denkbar.

Da die nomadisch betriebene Viehzucht das einzige Gewerbe in der mongolischen Wüste ist, so ist natürlich die ganze soziale und politische Organisation ihrer Bevölkerung diejenige einer Hirtenbevölkerung. Die Einrichtungen sind durch und durch patriarchalische, und die chinesische Herrschaft hat das Wesentliche derselben völlig unberührt gelassen. Mehrere verwandte Familien vereinigen sich zum Zeltdorfe, an dessen Spitze der Aelteste steht, mehrere Dörfer zum Geschlechte (Khoschun), mehrere Geschlechter zum Stamme (Aimak) und mehrere Stämme zur Stammesgruppe oder zum Lande; je weiter ins Große die Gliederung geht, desto loser wird aber der Zusammenhang. Am kompaktesten ist die Bevölkerung in der Randzone der Wüste, und dort ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit deshalb auch am lebendigsten. Die Geschlechter oder Stämme haben einheimische Fürsten (Wans) zu Oberhäuptern, die ihre Abkunft vielfach von Dschingiskhan ableiten; zu einem engeren Zusammenschlusse der Stämme und Stammesgruppen ist es aber immer nur ausnahmsweise gekommen. Heute geht die Politik der chinesischen Regierung, die in der Mongolei noch allenthalben als Fremdherrschaft empfunden wird, systematisch darauf aus, die Zersplitterung so viel als möglich auszudehnen oder zu erhalten, und außerdem sucht sie die Geschlechter-Fürsten zu sinisiren und sich durch Gnadengehälter zu Freunden zu machen — ein System, wie es die englische Regierung in Indien auch anwendet. Und der Erfolg davon war bisher der gewünschte: China erfreute sich seines Besitzes sehr ungestört, und es hatte sich nicht vor einem neuen Dschingiskhan, der die ganze Kraft der Wüstenstämme in seiner Person zu vereinigen verstand, zu fürchten. Uebrigens stellt es den mongolischen Fürsten in der Regel auch einen Gouverneur (Amban) zur Seite, und außerdem geht neben der politischen Verfassung noch eine besondere Militärverfassung einher. Die Fürsten von Ala-schan (S. Abbildung 3) unterstehen dem Vicekönig von Kan-su, während die Aimaks der Tumeden und Uroten (S. Abbildung 4) direkt von den Ambans von Khukn-khoto, und die der Suniten und Tschakharen von den Ambans von Kalgan verwaltet werden.

Da die Chinesen sehr genau wissen, daß jenseits der mongolischen Wüste die Russen wohnen, so wenden sie neuerdings namentlich den nördlichen und nordwestlichen Aimaks eine große Aufmerksamkeit zu. Dem Generalgouverneur von Uliassutai fällt die Obhut über die ganze Dsungarei und über die Khalkha-Aimaks Saïn-Noïn und Tsasagtu-Khan zu, und zugleich ist demselben auch die höchste Militärgewalt über die mongolischen Stämme anvertraut. Die nordwestlichen Aimaks unterstehen dem Amban von Kobo. — Dort, wo die Bevölkerung der Mongolei mit Chinesen in beständiger Berührung steht — namentlich also in den an das eigentliche China anstoßenden Distrikten und an den Karawanen- und Poststraßen — hat sie zum Theil chinesische Sitten und Gebräuche sowie chinesische Tracht angenommen, in einem sehr umfassenden Maße ist dies aber nicht der Fall. Würden sich die Russen daher vielleicht dereinst der nördlichen Mongolei bemächtigen — die durch ihre Flußsysteme dem russischen Asien näher steht als dem eigentlichen China —, so wäre es ihnen vielleicht gar nicht so schwer, sich die dort wohnenden Stämme zu assimiliren. Mit den südlichen Stämmen dürfte dies viel schwieriger sein, da die Wüste mit ihren großen Verkehrsschwierigkeiten zwischen ihnen und Russisch-Asien liegt, und ihres Besitzes darf sich China deshalb auch nach dieser Seite hin ziemlich ungestört erfreuen.

Ob der Buddhismus und der Lamaismus, der in der Mongolei sehr feste Wurzeln gefaßt hat, die Wüsten- und Steppenvölker so sanft gemacht hat, daß sie weiterhin nicht mehr daran denken, ihre Nachbarn durch Vorstöße voll wilder Energie zu bedrohen, darf man vielleicht bezweifeln.

Festgebräuche der transsilvanischen Zeltzigeuner.

Von Dr. Heinrich von Wlislocki.

I.

Wo die Karpathen mit ihren Spitzen voll Schnee, den kein Strahl der Hochsommersonne vom Felsen trennt, mit ihren waldigen Berglehnen voll kriechenden und fliegenden Gethiers, mit ihren rauschenden Quellen und Bächen, ihren träumerischen Thälern voll zauberhaften Schattens, kastellartig sich erheben; wo ungehemmt und fernhinleuchtend im Glanze des Morgens und des Abends die Wogen und die Wellen des Marosch- und Altflusses nach Osten und Westen hingleiten, um dann in traumhafter Ferne zu verschwinden; dort im transsilvanischen Hochlande, in Siebenbürgen, fanden die Zigeuner vor mehr als 400 Jahren ein Terrain, auf dem sie ungehindert und ungezügelt, fern vom trübseligen

Staube ausgetretener und wohlbewachter Heerstraßen, ihre alten Sitten und Gebräuche bis auf den heutigen Tag aufrecht erhalten konnten. Abgesehen von der allgemeinen Toleranz, der die Zigeuner in diesem Lande von jeher begegneten, so müssen wir nur noch nebenbei daran erinnern, daß es eine längst ausgemachte Thatsache ist, daß Aber- und Wunderglaube in den Köpfen der Gebirgsbewohner fester sitzen, als in denen der Leute im flachen Lande; halten sich doch dicke Nebel auch am längsten in den tiefen Waldgründen der Gebirge auf. Kein Wunder also, wenn hier in Siebenbürgen sich zigeunerisches Denken und Fühlen, Sitte und Brauch, Glaube und Aberglaube bis auf den heutigen Tag am reinsten und unverfälschtesten erhalten haben und für den Ethnologen von hoher Bedeutung sind.

Im folgenden will ich — so weit mir bekannt und ich auf meinen häufigen Zigeunerfahrten Gelegenheit dies zu beobachten hatte — die Festgebräuche der transsilvanischen Zeltzigeuner in flüchtigen Strichen dem Leser vorführen. Es sind dies Gebräuche, die sich zumeist an die drei Hauptfeste unserer christlichen Kirche anschließen, und die schon aus diesem Grunde unser Interesse in Anspruch nehmen können, weil sie, auf heidnischer Grundlage fußend, mehr oder weniger eine christliche Staffage haben.

Kommt der St. Michaelistag und mit ihm der Spätherbst ins Land gezogen, da denken die transsilvanischen Wanderzigeuner, die die milde Jahreszeit unter luftigen Zelten und auf steter Wanderschaft zugebracht haben, daran, sich vor den Schrecknissen des transsilvanischen Winters, so gut es eben geht, zu schützen, indem sie an den — gewöhnlich südlichen — Berglehnen der Karpathen sich Erdhöhlen bauen und die sogenannten „Winterquartiere“ herrichten. Gewöhnlich werden die Erdhöhlen, welche der Stamm, dessen einzelne Sippen sich zur Winterszeit vereinigen [1]), auch im verflossenen Winter bewohnt hat, wieder „wohnbar“ gemacht. Bevor jedoch der Stamm seine Winterquartiere endgültig bezieht, wird vor jeder einzelnen Erdhöhle ein Feuer mit Stechapfelstauden angemacht; auf Kohlen wird dann Alaun verbrannt, und wenn dieser aufhört zu brodeln, so nimmt man ihn vom Feuer und wird finden, daß er die Gestalt der Person angenommen hat, die im Laufe des Winters dem Stamme eventuell Schaden zufügen könnte. Um dies zu vermeiden, wird der gebrannte Alaun zerstoßen und einem schwarzen Hunde zum Fressen gegeben. Dann sticht der Aelteste jeder Sippe mit einer im Feuer erhitzten Nadel mehrere Löcher in ein Stechapfelblatt und sagt bei jedem Stiche einzeln: „Dies das Auge, dies der Mund, dies die Hand, dies das Herz“ u. s. w. und verbrennt dann das Blatt. Sind die ärmlichen Habseligkeiten in den Erdhöhlen untergebracht, dann versammelt der Wojwode seinen Stamm und „zählt die Häupter seiner Lieben“, aber da fehlt nicht selten gar manches „liebe Haupt“, das entweder irgendwo in Dienst getreten oder mit den Behörden in Kollision gerathen, ins „kühle Haus“ — in den Kerker — gesetzt worden ist. Nach allgemeiner Schmauserei wird unter Gesang und Tanz eine mit Tannenreisig und Epheu umhüllte Strohpuppe — der „schwarze Mann“ (kálo mánush) — verbrannt und die übrig gebliebene Asche in den Erdhöhlen verstreut, um die „bösen Geister“ den Winter über fern zu halten. Dieser „schwarze Mann“ stellt wahrscheinlich den Tod dar, worauf der Gebrauch hinzuweisen scheint, daß jede Sippe etwas Asche von der verbrannten Puppe in einem Säckchen aufbewahrt, um damit vorkommenden Falles die Fußsohlen Todtkranker einzureiben, die dadurch den Tod von sich fern halten können.

Langsam und unbemerkt ist der Spätherbst in den Winter übergegangen, und da beginnt die Zeit der Schrecknisse, des Elends und des Jammers für den transsilvanischen Zeltzigeuner. Voll resignirenden Humors ergiebt er sich ins Unvermeidliche und singt:

Perel yiv te brishindoro,	Bald es regnet, bald es schneit,
Amen pál báro shilálo!	Kälte herrscht jetzt weit und breit!
Te shilyárás te merás,	Auf der großen, weiten Welt
Mende cerçá náni hás!	Haben wir kein Heim, kein Zelt!
Pál ceroro gule del	Daß im Frost wir nicht verderben,
Mende sik the sátyárel,	Daß vor Kälte wir nicht sterben,
The men o yiv mudárel,	Hilf uns Gott, im Himmel droben, —
Ko les ákkor áshárel?	Denn sonst wird dich niemand loben!

Die einzige Zerstreuung in dieser entbehrungsvollen Jahreszeit bildet auch für den transsilvanischen Zeltzigeuner das Weihnachtsfest. Schon die Woche vorher wird mit der Bereitung verschiedener Heil- und Schutzmittel zugebracht. Hasenfett, in dieser Woche gesammelt, bildet ein Geheimmittel, das Eheleute, die Söhne haben wollen, benutzen. Das Blut einer in der Weihnachtswoche erlegten Fledermaus heilt Thiere, die an Blähungen leiden. Am Weihnachtsabende gehen die Mulos [1]) herum und stellen den schwangeren Weibern nach; es ist daher gut, wenn man eine Muskatnuß und etwas Kampher in ein Tüchlein einbindet und dasselbe an den Eingang der Erdhöhle aufhängt. In der Christnacht reden die Thiere mit einander, doch darf man sie nicht belauschen, denn sonst könnte man von den Urmen (Feen), die um diese Zeit die Thiere besuchen und sie „segnen“, getödtet werden. Die Geister haben in dieser Nacht überhaupt besondere Gewalt, wie denn auch die Christnacht für Thiere und Menschen als bedeutsam angesehen wird und sich mancher Aberglaube an sie knüpft. Schüttet man die Asche eines verbrannten Eschenzweiges in dieser Nacht unter die Pferde, so werden dieselben das ganze Jahr hindurch von dem Dämon — dem sogenannten Chagrin [2]) (Çágrino) — nicht gequält werden. Wenn in dieser Nacht die Hunde viel bellen, werden im Jahre viele Todesfälle vorkommen; wenn hingegen die Schweine und Esel unruhig sind, werden bis nächsten Christtag viele Hochzeiten abgehalten werden. In dieser Nacht werfen die Zigeuner-Mädchen den Schweinen und Eseln gesalzenes Brot vor und beobachten das Grunzen und Schreien derselben, aus dem sie dann auf ihre Verehelichung schließen; ist der Ton der Thiere hell und laut, dann heirathet die Maid bald. Knochen und Fischgräten in der Christnacht an die Bäume und auf die Felder geschüttet, vermehrt für das nächste Jahr die Fruchtbarkeit derselben. Es scheint dies der Rest eines Opfers, gebracht der Gottheit, welche über den Baum- und Flursegen waltete. Hiermit stehen auch die Wetterbeobachtungen in Verbindung; ist die Christnacht hell und klar, so ist der Frühling nicht mehr weit, und der Sommer wird

[1]) S. meinen Aufsatz im „Globus“, Bd. LIII, S. 183.

[1]) Der Mulo ist ein vampyrartiges Wesen, das aus todtgeborenen Kindern entsteht; er wächst bis zu seinem dreißigsten Jahre, dann erst kehrt er ins Todtenreich ein. Er hat keine Knochen im Leibe, und an beiden Händen fehlt ihm der Mittelfinger, den er im Grabe zurücklassen muß. Jedes Jahr wird er an seinem Geburtstage von seinen Kameraden gekocht, damit er neu erstarke. Die Mulos leben oben im Gebirge und bewachen die Schätze, welche sie auf ihren nächtlichen Fahrten rauben.

[2]) Dieses dämonische Wesen, das die Thiere zur Nachtzeit quält, soll die Gestalt eines Stachelschweines haben, von gelblicher Farbe und ungefähr einen halben Meter lang und eine Spanne breit sein. Vgl. dazu den nordindischen Harginn bei Leitner (Results of a Tour in Dardistan etc., Bd. I, S. 13) und Liebrecht (Zur Volkskunde, S. 102).

trocken, beinahe ohne Regen sein; eine trübe, wolkige Christnacht aber bedeutet das entgegengesetzte.

In der Christnacht kann man gar oft auch den „Allsamenbaum“ sehen; es ist dies der heilige Baum des alten Indien, von dessen Zweigen Honig träufelt, zwischen dessen Blättern wunderbare Vögel singen, und der alle Samen der Erde trägt. Dieser „Allsamenbaum“, dessen Ende eine riesige Schlange im Munde hält, ragt bis in den Himmel hinein, und schon sein Anblick macht jung. Um diesen Allsamenbaum sehen zu können, schlagen die transsilvanischen Zeltzigeuner auf dem nächstgelegenen Hügel ein Weidenbäumchen in die Erde, dessen Zweige sie in Knoten schlingen; daneben schlägt man ein Tannenbäumchen ein und umwickelt beide Bäumchen mit einem rothen Faden; dies nennen sie „Verheirathung der Bäume“. Am nächsten Tage werden diese Bäumchen verbrannt und die Asche derselben zur Steigerung der Geburtskraft von den Weibern verwendet. Gar oft geschieht es in dieser Nacht, daß in der Nähe dieser Bäumchen der „Allsamenbaum“ erscheint. Wer ihn erblickt, darf bis zu seinem Verschwinden kein Wort sprechen, sonst wird er wahnsinnig. So wurde vor vielen Jahren der 1886 verstorbene Greis Pischta Laboschu des Aschani-Stammes wahnsinnig, weil er beim Anblick des Allsamenbaumes ausgerufen haben soll: „Ist das Honig oder Wein?“ —

Am ersten Christtag, bevor „die verheiratheten Bäumchen“ verbrannt werden, versammeln sich die Leute auf dem betreffenden Hügel, und während einige das Feuer anmachen, bilden Männer und Frauen eine zusammenhängende, lange Reihe, und während sie sich drei Schritte nach vorn und drei Schritte nach links bewegen, singen sie dazu Lieder, oft heterogenen Inhalts; gewöhnlich wird dabei dies Lied in einem schnellen, monotonen Takte gesungen:

Sigo ável kolondá,	Christtag wird sehr balde nah'n,
Kásht, mánro ná dikhelá;	Ach! seit lang' kein Holz wir sah'n;
Delá sháloske bieá	Ende, Gott, des Armen Noth,
Káshtá enke máriklá.	Schick' ihm Holz und weißes Brot.

Nach Schluß des Liedes bleiben sie stehen, und eine kurze Weile sich bald rechts, bald links biegend, thun sie mit dem Rufe: „O rother, o schwarzer, o weißer Vogel! gieb uns Brot!“ (Oh lolo, oh kálo, oh párno cirikleyá! de menge márikla!) eine Bewegung nach vorwärts. Nach diesem Rufe beginnen sie ihre früheren Bewegungen und den Gesang von neuem, was sie erst nach Verbrennung der Bäumchen einstellen. Unter dem rothen, schwarzen, weißen Vogel verstehen sie die „Himmelsvögel“, die den Menschen nützen oder schaden können.

Nach diesem Feste begeben sie sich in die Erdhöhlen, wo jeder Familienälteste seine Stiefel oder Bundschuhe auszieht und in dieselben etwas Asche von den verbrannten Bäumchen streut, worauf jedes männliche Familienmitglied diese Beschuhung anziehen muß. Es heißt: dadurch werde die Anhänglichkeit der Familienmitglieder unter einander bestärkt. Sollte dies wohl nicht mit dem deutschen Rechtssymbol zusammenhängen, demgemäß „mit einem in den Schuh steigen“ so viel bedeutet, als Annahme an Kindesstatt (Grimm, R. A. 155, 463; Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel, S. 380)?

In den drei Christnächten kann man auch zu großem Reichthum gelangen, vorausgesetzt, daß man beim Unternehmen Muth und Unerschrockenheit besitzt. Ich will nur zwei bisher weniger oder gar nicht bekannte Gebräuche anführen, die sich meines Wissens auch bei anderen Völkern vorfinden. In einer der drei Festtagsnächte wird ein Holzgestell, ähnlich einer Bahre, dreimal in die Kirche getragen. Es muß dies binnen einer halben Stunde nach Mitternacht geschehen, ist aber gar schwer zu vollbringen, denn die Mulos, die zu dieser Zeit unsichtbar sind, setzen sich auf dieses bahrenähnliche Gestell und machen es so schwer, daß die Träger es nicht fortschaffen können; dann sind sie verloren und werden von den Mulo-Leuten getödtet. Darum muß einer mitgehen, der mit einem neuen, nie gebrauchten Leinenstück das Holzgestell fortwährend wischt, damit sich diese dämonhaften Wesen nicht darauf setzen können. Kommen die Leute mit dem Tragen dieses Gestelles zu Stande, so erhält im Laufe des Jahres jeder von ihnen einen Haufen Geld. Viel sicherer — heißt es — ist das Vorgehen, wenn man die zuletzt beerdigte Leiche aus dem Grabe scharrt und in einer der Christfestsnächte dreimal um eine Kirche zieht; dabei müssen nur zwei Lebendige zugegen sein; der eine schleift die Leiche, während der andere mit einer gabelförmigen Weidenruthe, deren obere Enden drei Knospen haben, fortwährend auf die Leiche einhaut, damit sich die Seele derselben entferne. Gefährlich aber ist dies Unternehmen, weil die herumflatternde Seele der Leiche sich leicht in den Körper der Lebenden hineinzieht und sie zum Selbstmord bewegt. Daß dergleichen Unternehmungen die transsilvanischen Zigeuner in früheren Zeiten ausgeführt haben mögen, bezeugt der Umstand, daß im Jahre 1831 zwei Zigeuner des Leïla-Stammes wegen überwiesener Leichenschändung in der Christnacht zum Tode am Galgen verurtheilt wurden. Das Urtheil wurde am 2. Februar 1832 in Szitásch-Kereßtur an ihnen vollzogen. Sie hießen Nikolaj Bretschan und Michael Mastreho. So erzählte es mir eine Matrone dieses Stammes.

Der übrige Theil des Winters ist für den transsilvanischen Zeltzigeuner weniger dazu angethan, ihm Lust und Liebe zu abergläubischen Experimenten einzuflößen. Erst mit des Frühlings Beginn nimmt für ihn ein neues, leichteres und sorgenloseres Leben seinen Anfang.

Jedes Volk, das noch nicht ganz in den Rahmen unserer modernen, complicirten Kulturbestrebungen eingetreten ist, feiert des Lenzes Wiederkehr mit verschiedenen für die Volkskunde stets interessanten Gebräuchen. Was Wunder, wenn auch die transsilvanischen Zeltzigeuner, die im Winter und Sommer, zu jeder Zeit des Jahres, draußen in der freien Natur ihr „Heim“ haben, die Wiederkehr der milderen Jahreszeit durch verschiedene Gebräuche feiern. Schon an der Schwelle des Winters spricht der transsilvanische Zeltzigeuner seine Sehnsucht nach dem Sommer mit eigenthümlichem Humor also aus:

Ná hin ákáná niláy	Rasch entfloh die Sommerszeit
Cin e vreme lulerváv;	Und der Lenz ist noch gar weit;
Te kámeskro tátipestár	Mit dem warmen Sonnenschein
Devleskero báçt máy jiál.	Zieht auch Gottes Segen ein.
Cin krecuno hin çában	Bis Weihnachten, Gott sei Dank!
Te yevende soviben,	Hab' ich reichlich Speis' und Trank,
Pál pátráyi me ushcáv,	Und bis Ostern schlaf' ich halt!
Hin selenes e besá!	Wach' erst auf, wenn grün der Wald!

Für den Wanderzigeuner ist eben der Winter die Zeit des Hungerns und Darbens; wenn aber „grün der Wald“ und die laue Sommerluft sein Zelt umweht, dann vergißt er Armuth und Elend, Noth und Pein:

Ñiláye o gulo kám mán tátyárel,	Golden scheint auf mich der Sonnenschein,
Mro coripen ákáná mán bisterel!	Läßt vergessen mich die Noth und Pein!
Co me keráv, the me som coro?	Was kann ich dafür, daß ich so elend, arm?
Mánge dostá, the o kám táto!	Mir genügt's, daß jetzt die Sonne scheint recht warm!

Die fast allen europäischen Völkern eigenthümliche Idee vom Kampfe der beiden, schon von den Alten personifizirten Jahreszeiten, Winter und Sommer, findet sich auch bei den transsilvanischen Zeltzigeunern vor, deren diesbezügliche Gebräuche — meiner Ansicht nach — mehr oder weniger auf ihre Urheimath, auf Indien hinweisen, wo um diese Zeit der Sieg der Göttin Talami über den Herrscher der Finsterniß (des Schattens) gefeiert wird.

Schon am Nachmittage des Sonntags vor Ostern wird „die Alte zersägt“ (pçures yon cinen), d. h. der Winter wird bezwungen; das Volk giebt dabei gleichsam den zuschauenden Chor ab und preist den Ueberwinder, indem es folgendes heterogene Lied singt:

Devlá diñál te cirlá	Gott, Du hast die Welt entzückt,
Lume mreske luludyá,	Hast mit Blumen sie geschmückt,
Enke tátyáres lumá,	Hast erwärmt die weite Welt
Enke diñal páshálá;	Und den Ostertag bestellt;
Devlá já te pál mánge,	Kehr' nun, Gott, bei mir auch ein,
Kere more shuládyom	Meine Hütt' ist ausgefegt,
Kai skámino me shárdyom.	Reines Tischtuch aufgelegt.

Es wird nämlich ein Strohpopanz in Frauenkleidern auf einem freien Platze über Balken gelegt, von den Anwesenden mit Knütteln geschlagen und dann von vermummten Männern entzwei gesägt und schließlich verbrannt. Diese Ceremonie gilt der „Schattenkönigin“ (ushályákri thágári) und heißt daher dieser Sonntag vor Ostern „der Schattentag“ (ushályákri jives). Diesem Popanz werden Kleider der zuletzt Wittwe gewordenen Frau angezogen, die sie gerne hergiebt, da ihrem Glauben gemäß das Verbrennen der Kleider für einen Gruß an ihren verstorbenen Gemahl gilt.

Die ganze Charwoche hindurch beschäftigen sich die transsilvanischen Zeltzigeuner mit der Verfertigung von Zauber- und Charlatanmitteln, von denen ich einige hier anführen will.

Haselruthen, in der Charwoche geschnitten, beschützen vor dem Blitze Gebäude und Zelte, in denen sie aufbewahrt werden. In dieser Woche kommt auch die Haselschlange, die sonst hundert Meilen tief in der Erde haust, zwischen die Wurzeln des Haselstrauches. Wer sie bei der Gelegenheit, wo sie den Osterthau trinkt, fangen kann, der wird vor Schaden und Unglück bewahrt und erlangt sogar allerlei übernatürliche Gaben und Kenntnisse. Solche Haselschlangen verkaufen die schlauen Zeltzigeunerinnen der rumänischen Landbevölkerung Siebenbürgens am ersten Ostertage dutzendweise; sie fangen nämlich schon den Sommer vorher kleine, junge Eidechsen, die sie getödtet an der Sonne oder am Feuer trocknen und dörren, den Kadaver färben sie mit einer Lackmuslösung und schließlich verkaufen sie dieses Wunderthier den leichtgläubigen Bäuerinnen. Ein gabelförmig endender Haselzweig, der in der Christ-, Charfreitags- oder Johannisnacht mit einem noch nie gebrauchten Messer abgeschnitten wird, besitzt die kostbare Befähigung, unter der Erde liegende Metalle, Erzgänge, Schätze und Wasser aufzufinden, aber nur in dem Falle, wenn man das besondere Glück gehabt hat, den Zweig gerade zu der Zeit zu schneiden, zu welcher die Haselschlange ein Ei gelegt hat. Um die Befähigung dieser Wünschelruthe zu erproben, faßt man dieselbe mit beiden Händen so, daß man die beiden dünnen, gabelförmigen Enden des Haselzweiges in die Hände nimmt, indem man die kleinen Finger gegen einander, die Daumen aber aufwärts kehrt, so daß die Ruthe dem Himmel zugewendet ist; sodann durchschreitet der Suchende, ohne einen Ton von sich zu geben, die Gegend, wo er Schätze vermuthet, und wenn er dem gesuchten Gegenstande nahe kommt, so wendet sich die Ruthe um, indem das gegen den Himmel stehende Ende gegen die Erde schlägt. Eine weiße Flamme bricht dann aus dem Erdboden, wo der Schatz begraben liegt, hervor; um diese Flamme muß der Suchende dreimal im Kreise gehen und den Spruch hermurmeln:

Pçuvusheyá, Pçuvusheyá!	Pfuvusch-Mann, Pfuvusch-Mann[1]),
The árákáv sommákuñá:	Wenn ich das Gold finden kann:
Tut me sigo sátyáráv	Will ich dein Heil erretten,
Keráv tute trin láncá;	Machen lass' ich drei Ketten;
Yeká keráv devleske,	Die eine für Gott, so gütig und hold,
Somnakuni guleske	Die lass' ich machen aus lauterem Gold;
Jesuseske, rákleske	Für Jesus Christus, das Gotteskind,
Dáv me yeká rupune;	Zur Kette ich blankes Silber find';
Keráv ákkor me trite	Die dritte, die lass' ich machen traun!
Gule Máriáke!	Für Maria, die schönste aller Frau'n!
Devleske ánáveste prejià!	Im Namen Gottes weich' von mir!

Dann kann er den Schatz heben.

Wer zu Ostern ein Eulenei findet, kann gar leicht in Besitz des „Glückswurmes“ (kirmo báçtálo) gelangen; denn zu dieser Zeit legt die „Eulenmutter“ Eier, die, in die Erde unter einen Haselnußstrauch vergraben, nach sieben Jahren ein Würmchen enthalten, das den jeweiligen Besitzer reich und glücklich macht. Dieser Glaube ist unter den transsilvanischen Zeltzigeunern so sehr verbreitet, daß — wovon ich selbst Augenzeuge war — sie schon Wochen lang vor Ostern nach Eulennestern ausspähen, um dann die Eier am Ostertage sich anzueignen. Ein Märchen der transsilvanischen Zigeuner, das ich hier in genauer Uebersetzung mittheilen will, illustrirt gar treffend diesen Osterglauben. Es lautet also:

Das Eulenei.

Vor vielen Jahren lebte einmal im Stamme der Aschani ein Ehepaar, das geizig und ruchlos und von allen Stammgenossen gemieden wurde. Zum Glück hatte Gott diese Ehe nur mit einem Kinde — einem Sohne — gesegnet. Als dieser Sohn heranwuchs, da hatte sein Vater und seine Mutter Tag und Nacht keine Ruhe, denn obwohl es ihnen Leid that um das Essen, das sie ihrem Söhnchen verabreichten, so dachten sie doch bei sich, daß sie mit diesem ihrem Kinde ihr Glück machen würden. Die Mutter hatte nämlich in einer Osternacht, nachdem sie am Abend vorher Fische gegessen hatte[2]), geträumt, daß ihr eine „kluge“ Frau[3]) gesagt habe, ihr Sohn werde das Ei der Eulenmutter finden und reich und glücklich werden. Dies stak nun den geizigen Eltern im Kopfe. Ihr Sohn war gerade sechszehn Jahre alt, als dieser Stamm das Fest der Schattenkönigin feierte. Die Leute führten die Gestalt der Schattenkönigin hinaus in den Wald und wollten sie gerade verbrennen, als ein Maschurdalo[4]) heranstürmte und rief:

---

[1]) Pfuvusche sind unterirdische Wesen von menschlicher Gestalt. Sie haben unter der Erde ganze Städte, bewachen unermeßliche Schätze und kommen oft auf die Oberfläche der Erde. S. „Globus“ Bd. LIII, S. 187.

[2]) Fische vor dem Schlafengehen gegessen, bewirken, dem Glauben der Zigeuner gemäß, Träume, die früher oder später in Erfüllung gehen.

[3]) Ueber „die klugen Frauen“, die im Besitze verschiedener Geheimmittel sind, s. meinen Aufsatz: „Zauber- und Besprechungsformeln der transsilvanischen und südungarischen Zigeuner“ (in den „Ethnologischen Mittheilungen aus Ungarn“, herausg. von Prof. A. Hermann in Budapest, Bd. I, Heft 1).

[4]) Der Maschurdalo (richtiger wohl Maschmurdalo, d. i. Fleischtödter) ist ein Riese, der große Vorliebe für Fleisch, be-

„Was, ihr wollt ein Weib verbrennen! Her damit!“ Die Leute liefen erschreckt zu den Zelten zurück, als der Maschurdalo die Strohpuppe ihnen entriß; nur der Sohn der geizigen Eltern blieb ruhig am Platze. Als ihn der Maschurdalo bemerkte, rief er: „He, du Junge! Du entschlüpfst mir nicht! Komm' her! du sollst dies Weib mir nach Hause tragen; dann werde ich dich schlachten und verzehren!“ Der junge Zigeuner mußte nun die Strohpuppe aufheben und mit dem Maschurdalo nach dessen Wohnung hoch hinauf ins Gebirge gehen. Als sie in das Haus des Maschurdalo eintraten und derselbe die Strohpuppe untersuchte und fand, daß sie kein menschliches Wesen sei, da rief er erschreckt aus: „Du bist ein Zauberer! Du hast dies Weib in eine Strohpuppe verwandelt! Verzeihe mir und lass' mir das Leben, ich will dir Alles geben, was ich habe!“ Schnell gefaßt versetzte der Jüngling: „Ja, du hast Recht! Ich bin ein Zauberer und will nun sehen, was du eigentlich besitzest!“ Hierauf ging er mit dem Maschurdalo aus einem Zimmer in das andere und fand endlich in dem letzten Zimmer eine wunderschöne Maid. Er fragte den Maschurdalo: „Wer ist diese Maid?“ — „Sie ist die Tochter eines Königs“, versetzte der Maschurdalo, „und soll zu Ostern meine Frau werden!“ Der Jüngling sagte: „Das wird sie nicht werden! Ich werde sie mit mir führen! Deine Schätze kannst du behalten, wenn du mir ein Ei der Eulenmutter verschaffst!“ — „Das sollst du haben“, versetzte der Maschurdalo, „ich führe dich hin zu ihrem Nest!“ Und er führte den jungen Zigeuner noch weiter hinauf in das Gebirge, wo auf einem Baume aus goldenen Strohhalmen das Nest der Eulenmutter stand. Der Maschurdalo holte ein Ei herab und sprach: „In diesem Ei, das schon vor sieben Jahren die Eulenmutter gelegt hat, ist der Glückswurm schon drinnen!“ Der Jüngling legte das Ei in seinen Sack, holte sich die schöne Königstochter ab und ging zu seinen Eltern. Als er ihnen sein Abenteuer erzählte, da freuten sie sich so sehr, daß sie vor Freude starben. Der junge Zigeuner beschenkte seinen Stamm reichlich und zog zum König, dem Vater der schönen Maid, die er bald heirathete und in Glück und Frieden bis an sein seliges Ende lebte. . . . .

Gleich der Eule hat auch der Kuckuck seine Bedeutung für die Osterwoche. Während dieser Zeit unter einem Baum zu stehen, worauf sich ein Kuckuck setzt und schreit, wird für eine gute Vorbedeutung gehalten. Wer ein Nest mit einem Kuckucksei zu Ostern findet, wird das ganze Jahr hindurch in seinen Unternehmungen Erfolg haben; wer aber diesen Vogel im Jahre zum ersten mal gerade zu Ostern, und zwar in sitzender oder liegender Stellung schreien hört, der wird das ganze Jahr hindurch krank sein, und um solches zu verhüten, muß er neun mal um den Baum gehen, auf welchem der Kuckuck saß und etwas von der Rinde essen. Wer seiner Sau zu Ostern Kuckuckseier oder Euleneier zu fressen giebt, bekommt von derselben in demselben Jahre viele und schöne Ferkel. Wer am ersten Ostertage einen Schmetterling fliegen sieht, der wird den ganzen Sommer über Tag für Tag betrunken sein; wer Frösche oder Fische schwimmen sieht, wird den Sommer über nur Wasser trinken, und wer eine Schlange erblickt, der bekommt im Laufe des Jahres viele Geschenke.

Das eigentliche Frühlingsfest ist bei den transsilvanischen Zeltzigeunern der „grüne Georg“ (seleno Georgio), der St. Georgitag, der nicht nach dem Kalender, sondern bei den meisten Zigeunerstämmen gewöhnlich am zweiten Ostertage abgehalten wird.

Am zweiten Ostertage, schon zeitig in der Frühe, strömen die braunen Zeltbewohner an einen abgelegenen Ort, wo sie vor jeder fremden Einmischung sicher sind. Am Vorabende wird zu dieser Feierlichkeit ein Weidenbäumchen gefällt. Nun werden Blumen, Kränze und Laubgewinde am Stamme befestigt. Dieser Baum wird von den Burschen aufgehoben, worauf sich der Zug an einen abgelegenen Ort begiebt, wo der Stamm in den Boden eingetrieben wird. Die Hauptfigur des Festes ist ein Bursche, der vom Kopf bis zu den Füßen in grüne Blätter und Zweige, Blumen und Blüthen eingehüllt ist und deshalb eben der „grüne Georg“ heißt. Während die Zeltbewohner sich um den geschmückten Weidenstamm lagern, giebt der „grüne Georg“ dem Vieh seiner Stammgenossen eine Hand voll Gras zu fressen, wodurch dasselbe das ganze Jahr hindurch überall saftiges, frisches Grün in Hülle und Fülle finden soll. Dann wirft der „grüne Georg“ drei eiserne Nägel, die vorhergehend drei Tage und drei Nächte im Feuer gelegen haben, ins nächste fließende Wasser, um dadurch die Nivaschi, die Wassergeister, dem Stamme günstig zu stimmen. Schließlich wird der „grüne Georg“ zum Scheine ins Wasser geworfen — zum Schein, denn in der That wird nur ein laubumwundener Popanz den Fluthen übergeben. Den Schluß dieser Festlichkeit bildet die Vertheilung des sogenannten Georgi-Kuchens, welcher die geheimnißvolle Kraft besitzt, daß jeder, der davon zehrt, sich mit dem Geber — sei er ihm noch so verhaßt — versöhnen muß[1]). In der Nacht des St. Georgitages darf niemand außerhalb des Zeltes, im Freien, schlafen, denn die Hexen können ihm gar leicht ein Leid zufügen[2]). Ein Weib, das am St. Georgitage niederkommt, kann — wenn nicht sofort Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, gar leicht Kröten zur Welt bringen; hierauf bezieht sich das folgende Lied:

Adá ráklyi mán çoçádyás,	Jene Maid, die mich belogen,
Te mán bicáces thávdyás,	Die mich treulos hat betrogen,
Andre cik yoy the kernel	In dem Koth verfaulen mag
Ann Jivese Gregoreskro.	An dem heil'gen Georgstag.
Arácádyol, ákáná	Liegt sie dann in Kindesnöthen,
Eftá máy báre jámbá	Sollen sieben große Kröten
Cáven leskre perá	Fressen ihren schwang'ren Bauch
Te bicáce vodyá!	Und ihr falsches Herze auch!

Ostern ist überhaupt die Zeit der „Liebesahnungen“. Am zweiten Ostertage, dem „grünen Georgstage“ fasten die Zigeunerburschen und Mädchen und essen nur vom „Georgskuchen“ (marikli Gorgeskro), um sich dann beim Schlafengehen ein Frauen- beziehungsweise ein Männerkleidungsstück unter das Haupt zu legen, im Glauben, daß man dann seine zukünftige Ehehälfte im Traume sehen werde.

Noch eines besonderen Ostergebrauches der transsilvanischen Zeltzigeuner müssen wir an dieser Stelle gedenken, der uns einen tiefen Blick in den geistigen, religiösen und sittlichen Zustand dieses Wandervolkes thun läßt. Am Abend des zweiten Ostertages nämlich verfertigen die transsilvanischen Zeltzigeuner ein hölzernes, einer Schachtel ähnliches Gefäß, das sie „Sendung“, „Gabe“ (bicápen) benennen. An der äußeren Fläche des Bodens sind zwei Querhölzer angebracht, so daß das Gefäß die Gestalt einer Wiege hat. In dieses Gefäß werden Kräuter und andere

sonders Menschenfleisch, hat, doch muß dasselbe von gesunden Individuen herrühren. Er haust in Einöden und Wäldern, wo er Thieren und Menschen auflauert. In Folge seiner großen Dummheit und Leichtgläubigkeit wird er von den Menschen gar häufig überlistet und seiner großen Schätze beraubt. Wer ihm in der Noth beisteht, dem ist er stets behülflich.

[1]) S. meinen Aufsatz: „Stamm- und Familienverhältnisse der transsilvanischen Zeltzigeuner“ („Globus“, Bd. LIII. S. 188).

[2]) Aehnlich bei Haltrich-Wolff, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen, S. 286, ein siebenb.-sächsischer Aberglaube.

Heilmittel, die vorerst jeder der Anwesenden mit den Fingern berührt hat, hineingelegt; dann wird das Gefäß mit rother und weißer Wolle umwickelt und vom ältesten der Anwesenden von Zelt zu Zelt getragen. Sobald dies geschehen, wird das Gefäß zum nächstgelegenen fließenden Wasser getragen und dort zurückgelassen, nachdem es jeder einzelne der Truppe einmal angespieen hat. Durch diesen sonderbaren Gebrauch glauben sie alle die Krankheiten, welche ihnen für das laufende Jahr vom Schicksal bestimmt worden sind, vertrieben zu haben. Kommt nämlich jemand und findet das Gefäß, so werden ihn und seinen ganzen „Stamm" diese Krankheiten heimsuchen, wenn er das Gefäß öffnet, und es nicht sammt dem Inhalt desselben in den Fluß wirft. (Schluß folgt.)

Kürzere Mittheilungen.

Der Sklavenhandel in Uganda.

Der französische Missionär Père Lourdel macht über den Sklavenhandel in dem Königreiche Uganda folgende Angaben, und weiß auch über die Lage Emin Pascha's im April dieses Jahres Einiges zu berichten:

Die arabischen Händler halten sich einen Theil des Jahres am Hofe von Mwanga auf, um die Sklaven zu erkaufen, die der König auf seinem Gebiete und auf denen seiner Nachbarn jagen und fangen läßt. Zu diesen Sklavenjagden schickt er öfters Armeen von mehreren Tausend Mann aus, die nach siegreichen Kämpfen nicht selten mit drei- oder viertausend Sklaven zurückkehren. Der König sucht dann diejenigen aus, die er für sich oder für seine Häuptlinge bestimmt, und überliefert die übrigen den mohammedanischen Händlern, die sie entweder in Oberägypten verkaufen, oder ihren Glaubens- und Geschäftsgenossen an der Küste, welche den arabischen Markt versorgen. Das lukrative Geschäft bereichert nicht nur die Araber, sondern versorgt König Mwanga mit dem, was er bedarf, um sein Reich zu vergrößern, seine Macht zu befestigen und die Zahl seiner Sklaven zu vermehren, nämlich mit Waffen und Munition. Die Araber sind natürlich von den Eingeborenen, unter denen sie wohnen, gefürchtet und verhaßt, aber zu gleicher Zeit ist ihre Macht über den schwachen Mwanga eine ungeheure. Sie benutzen dieselbe mit Erfolg, um die Unternehmungen der Missionäre und Europäer zu verdächtigen.

Als Herr Gordon, der Nachfolger des Herrn Mackay bei der englischen Mission, nach Uganda kam, zeigten ihm die Araber einen langen Brief an den König, wodurch dieser von dem Vorhaben der europäischen Mächte, das ganze Land der Eingeborenen „aufzuessen", in Kenntniß gesetzt wurde. Die Deutschen sollten die ganze Region zwischen der Zansibarküste und Unyanyembe, die Engländer Uganda und die benachbarten Gebiete in Besitz nehmen. Nach Père Lourdel brachte Herr Gordon ein Geschenk an den Bischof Parker mit, sammt einem Briefe, in welchem auseinandergesetzt wurde, daß er nicht hingekommen sei, um den Tod des Bischofs Hannington zu rächen, sondern sein Volk zu unterrichten. Mwanga wurde darüber sehr ärgerlich und sagte dem Missionär, daß er ihn als Kriegsgefangenen betrachten würde, falls die Europäer ihre Absicht ausführten, und falls die Engländer etwa Uganda angreifen, oder sich in seinen Handel an der Küste hineinmengen sollten, so würde er ihn sogar tödten. Darauf sandte er einen Brief an Bischof Parker, etwas Asche als Symbol der Kriegserklärung enthaltend, indem er Pulver und Waffen requirirte, und sich an sein Volk wendend, rief er mit wüthender Stimme: „Seht ihr, wie mich dieser Weiße ins Gesicht beleidigt! Verhöhnt ihn!" worauf der ganze Hof Gordon mit Schimpfreden überschüttete. Es muß hier hinzugefügt werden, daß, während Père Lourdel absolut zuverlässig ist, Herr Gordon in seinen kürzlich erschienenen Briefen keine Schwierigkeiten mit Mwanga erwähnt.

Die Absichten, welche der König den Europäern zuschreibt, lassen ihn einen bevorstehenden Krieg für wahrscheinlich halten. „Kauft Flinten und Pulver!" predigt er seinem Volke, und seine Häuptlinge versichern ihn, daß sie ihn mit ihrem letzten Tropfen Blute vertheidigen und alle Weißen vertilgen werden. Aber die Hauptgefahr in Uganda und in Centralafrika überhaupt rührt nicht von den vermeintlichen Absichten der Europäer, sondern vielmehr von den wirklichen Thaten der Araber her.

Von dem schlechtesten Gesindel der Küste begleitet, schwärmen sie gegen den Victoria Nyanza und besonders gegen Uganda hin. Père Lourdel ist der Meinung, daß die Araber in Wirklichkeit irgend ein größeres Eroberungsprojekt im Sinne haben. Sicher ist es, daß sie ihr Möglichstes thun, um die Weißen verhaßt zu machen und aus dem Kontinente zu vertreiben. Das erste, meint Père Lourdel, was die Europäer, welche an die Gründung von Kolonien in Afrika denken, thun müssen, ist: mit den Arabern und der Küstenbevölkerung vollständig ins Reine zu kommen. Um dies zu bewirken, müßte man allen Handel an der Küste den Arabern unmöglich machen und sie durch Verhängung der strengsten Strafen an dem Importiren von Waffen und Pulver hindern. Letzteren Schritt hätte man freilich schon längst thun sollen, denn es befindet sich augenblicklich eine ungeheure Zahl Feuerwaffen in den Händen der Eingeborenen. In Uganda allein giebt es viele Tausende von allen möglichen Konstruktionen, und daraus erklärt sich auch die trotzige Haltung von Mwanga. Noch einige Jahre dieses Handels, und das Reisen in Afrika wird für Europäer unmöglich werden, außer unter Begleitung einer wohldisciplinirten Armee. Der Handel in Waffen ist es auch, der den Sklavenhandel so erfolgreich macht, denn die Flinten dienen zur Bewaffnung der Schurken, welche die Sklavenhändler begleiten, und das Unglück, das sie in Centralafrika weit über den Albert Nyanza hinaus verursachen, ist ein ganz unberechenbares.

Im April 1888 hatte man in Uganda noch keine Nachrichten von Stanley. „Lebt er oder ist er todt?" fragt Père Lourdel, und auch er findet keine Antwort auf die Frage. Als Thatsache behauptet er, daß man in dem Augenblick, wo Stanley im Begriffe war, den Kongo zu verlassen, in Uganda von seiner Reise und von seinen Plänen hörte. Mwanga wurde dadurch so sehr in Schrecken versetzt, daß er das Ende seiner Regierung für nahe hielt. Alle fürchteten hingeschlachtet zu werden, sobald Stanley Uganda betreten sollte. Aber ein Jahr ist vergangen, ohne daß man etwas weiteres von Stanley vernommen hätte, eine Thatsache, die Père

Lourdel sehr eigenthümlich findet, da der König augenscheinlich die Mittel besitzt alles zu erfahren, was in der Nähe seines Gebietes vorgeht. Leute, die in Wadelai gewesen und nach Uganda zurückgekehrt waren, ehe der Missionär seinen Bericht schrieb, behaupteten, daß Stanley nicht bei Emin Pascha sei. Es scheint Père Lourdel aber ebenso unmöglich, daß eine kleine Armee von mehreren Hundert bewaffneten Leuten verschwinden sollte, ohne daß jemand wüßte wohin, als daß die Nachricht von Stanley's Tod unbekannt bleiben könnte, wenn letzterer wirklich stattgefunden hätte. F.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Auf der kleinen Karls-Insel, westlich von Gothland, ist vor kurzem eine Höhle entdeckt worden, in der sich ähnliche Spuren von Höhlenbewohnern fanden, wie in den Höhlen Schwabens, Englands etc. Dr. L. Kolmodin hat dieselbe im Auftrage des Stockholmer Museums genauer untersucht, und seine Ausbeute an Hausthierknochen, Topfscherben und Stein- und Knochenwerkzeugen ist eine reiche gewesen. Auch ein Bruchstück von einem Menschenschädel wurde gefunden.

— Der dänische Ingenieur Gläsner hat den Plan eines Kanales von der Nordsee nach dem Kattegat entworfen, der dem dänischen Reichstage zur Ausführung empfohlen werden soll. Der Kanal soll bei Rödhuse, an der Jammerbucht, beginnen und im ganzen neun dänische Meilen lang und 25 Fuß tief werden, und an seinen beiden Mündungen sollen geräumige Häfen von derselben Tiefe angelegt werden. Die Kosten veranschlagt man nur auf 36 Millionen Kronen ($40^1/_2$ Millionen Mark). Natürlich handelt es sich bei dem Unternehmen um ein Konkurrenzunternehmen des deutschen Nord-Ostsee-Kanales blos insoweit, als die dänischen Häfen in betracht kommen. Eine Strecke sehr gefährlicher See — die bei Skagen — wird ja zwar durch den Kanal vermieden, nicht aber die Schwierigkeiten der Sund- oder Belt-Passage. Selbst für Kopenhagen darf deshalb der Erfolg angezweifelt werden.

— Nach den neuesten statistischen Aufstellungen hat Bulgarien zusammen mit Ost-Rumelien eine Einwohnerzahl von 3 154 375. Der Nationalität nach sind davon 2 326 250 Bulgaren, 607 000 Türken, 58 000 Griechen, 50 000 Zigeuner und 23 400 Juden.

Nordamerika.

— Auch das zweite Heft des „Journal of American Folklore" zeichnet sich durch mannigfachen und interessanten Inhalt aus. Den Indianerstämmen fällt natürlich der Haupttheil zu, aber neben den Cherokesen, Moques, Omahas und Missisagua werden auch die Schwarzen in Louisiana behandelt, und was für deutsche Leser von ganz besonderem Interesse ist, die Deutschen in Pennsylvanien, welche in den abgelegenen Distrikten den aus der heimischen Pfalz mitgebrachten Aberglauben zäh bewahrt haben, und daneben auch ein gutes Theil deutscher Sitten, von denen manche den prüden Amerikanern sehr anstößig erscheinen. Wir werden auf diese von Dr. Hofmann herrührenden Artikel zurückkommen, sobald die in Aussicht gestellten Fortsetzungen erschienen sind.

— Dem Kongreß der Vereinigten Staaten liegt gegenwärtig eine Bill vor, welche einige Distrikte des Südwestens zu Nationaleigenthum erklärt, um die darauf befindlichen indianischen Mounds vor Zerstörung zu schützen. Die Anregung dazu ist von zwei Damen ausgegangen, die sich beide durch Arbeiten auf dem Gebiete der Indianerforschung einen Namen gemacht haben, von Mrs. Alice C. Fletcher und Mrs. J. Stevenson. Das Gesetz ist dringend nöthig, wenn nicht binnen weniger Decennien die letzten Bauwerke der Moundbuilders vom Boden verschwunden sein sollen.

Allgemeines.

— Vor kurzem hat das Repräsentantenhaus der Vereinigten Staaten von Amerika einen Beschluß genehmigt, wodurch die Einladung Deutschlands, dem internationalen Erdmessungsverein beizutreten, angenommen wird. Somit sind nunmehr an diesem 1868 unter dem Namen „Mitteleuropäische Gradmessung" gegründeten Vereine außer den deutschen Staaten betheiligt: Oesterreich-Ungarn, Rußland, Frankreich, Belgien, die Niederlande, Italien, Portugal, die Vereinigten Staaten, Schweden, Norwegen, Dänemark, Rumänien, Spanien und die Schweiz. Das Centralbüreau der internationalen Erdmessung ist mit dem geodätischen Institut zu Berlin verbunden. Den Beitritt der Vereinigten Staaten zu dem Erdmessungsverein hatte man schon längst erwartet, da im Oktober 1884 auf Einladung der Regierung der Vereinigten Staaten in Washington eine internationale Meridian-Konferenz stattfand, welche sich für Einführung eines einzigen Anfangs-Meridians bei allen Nationen aussprach und empfahl, als ersten Meridian denjenigen der Sternwarte zu Greenwich anzunehmen.

Bücherschau.

— Deutschlands Großindustrie und Großhandel. (Abtheilung Thüringen. Von L. C. Beck.) Berlin 1888. — Es ist dies ein sehr werthvoller Beitrag zur deutschen Wirthschaftsgeographie, der der rührigen Leitung des „Centralvereins für Handelsgeographie", bezw. der „Deutschen Exportbank" ebenso große Ehre macht wie dem Verfasser. Die behandelten Distrikte (Rudolstadt, Sonneberg) sind kleine, aber äußerst interessante. Wir wünschen dem groß angelegten und schön ausgestatteten Werke guten Fortgang.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIV.



№ 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Das heutige Japan.

(Mit vier Abbildungen.)

Es sind nur 35 Jahre vergangen, seit der amerikanische Commodore Perry mit seinem Geschwader in die Bai von Yedo hineindampfte und durch seine Energie die Regierung Japans zwang, ihr altes Abschließungssystem aufzugeben; und es sind nur 20 Jahre vergangen, seit das japanische Staatsoberhaupt aus seiner gottähnlichen Verborgenheit heraustrat, um aus eigener Initiative den Weg der europäischen Reformen einzuschlagen. Und welche gewaltige Umwandlung hat sich in dieser kurzen Spanne Zeit mit dem ostasiatischen Inselreiche vollzogen!

In der Bai von Yedo ebenso wie in derjenigen von Osaka laufen nunmehr alljährlich Hunderte von europäischen Schiffen ein; submarine Kabel setzen Japan mit der gesammten anderen Welt in Verbindung; ein Netz von elektrischen Drähten sowie von Schienenstraßen überzieht auch das Land selbst; das japanische Heer und die japanische Flotte handhaben europäische Waffen; an den Hochschulen zu Tokio tragen europäische Gelehrte über ihre Wissenschaften vor, und eine förmliche Wallfahrt von jungen Leuten bewegt sich alljährlich nach Europa, um daselbst die Geheimnisse der europäischen Civilisation an der Quelle zu studiren. Denkt man an die Zeiten v. Siebold's zurück, wo Japan sich des europäischen Einflusses spröder und hartnäckiger erwehrte als selbst China, so will einem dies beinahe unbegreiflich erscheinen.

Es scheint sich an Japan dieselbe geographische Regel zu bewähren, die sich an allen Inseln, welche bis in das Zeitalter der Entdeckungen ein abgeschiedenes Dasein fristeten, bewährt hat: ihre menschlichen Bevölkerungen und ihre Kulturen vermochten vor einer ernstlichen Invasion nicht stand zu halten — so wenig wie ihre thierischen und pflanzlichen Bewohner. Bezüglich der letzteren hat man bekanntlich hinter dieser Regel das Walten eines Naturgesetzes zu erkennen geglaubt. Sollte man vielleicht dasselbe glauben dürfen auch bezüglich der ersteren? Unwillkürlich gedenken wir hierbei des resignirten Wortes, das die Maori über das Schicksal ihrer Rasse im Munde führen: „So wie der Klee das Farnkraut tödtete und der europäische Hund den Maori-Hund, wie die Maori-Ratte von der Pakeha-Ratte [1]) vernichtet wurde, ebenso wird nach und nach auch unser Volk von den Europäern verdrängt und vernichtet“ [2]).

Auf einer kleinen Zwerginsel oder auf einer Gruppe von solchen Zwerginseln sind die originellen Formen durch den plötzlich über sie hineinbrechenden Kampf ums Dasein — an den sie nicht gewöhnt und für den sie nicht gewappnet sind — allerdings rascher von den fremden Eindringlingen verdrängt und von dem Erdboden weggefegt wie auf einer großen. Auf einer Rieseninsel mit Millionen von Bewohnern, oder auf einem aus Rieseninseln zusammengesetzten Archipele, der eine geographische Einheit bildet, kann von einer Ausrottung der menschlichen Bevölkerung durch ein paar Tausend neuer Eindringlinge natürlich nicht die Rede

[1]) Das Maori-Wort „Pakeha“ bedeutet „Fremder“.

[2]) Vergl. Ferd. v. Hochstetter, Neu-Seeland (Stuttgart 1863), S. 479.

sein. Auch wenn die Waffen, die diese führen, übermächtige sind, so stellen sich für die Eingeborenen mit der Zeit allerlei Vortheile der natürlichen Position voraus, die dieselben benutzen können, um sich zu halten. Der wichtigste dieser Vortheile liegt in der Regel in dem Klima, dem die Eingeborenen adaptirt sind, die Fremden aber nicht. — Und dasselbe gilt im allgemeinen auch von der Kultur, wenn auch in dieser Beziehung die Zahl und Masse der beiden Gegner weniger das ausschlaggebende Moment sein mag. Auf den Sandwich-Inseln mit ihren 58 000 Bewohnern ließen sich die gesammten Kultur- und Wirthschaftsverhältnisse sozusagen im Handumwenden von Grund aus umgestalten, und es ließ sich aus einer Horde von anthropophagen Wilden ein kleines christliches Völkchen mit europäischer Staatsform machen. War aber eine ähnliche radikale Umwandlung der Kultur auch von Japan zu erwarten, das an Territorialgröße und Volkszahl europäischen Großmachtsstaaten wie Britannien und Italien zur Seite gestellt werden kann? Gewiß nicht; und um so weniger wohl, da die Kultur der Japanesen nach vielen Richtungen hin eine hoch entwickelte war, und da die damit zusammenhängenden wirthschaftlichen und politischen Institutionen zum Theil von außerordentlich komplicirter Art waren. Und wenn man Japan mit Neuseeland vergleicht, so muß man außerdem auch noch sagen, daß seine Bevölkerung und seine Kultur bei weitem nicht so insular genannt werden dürfen, wie die neuseeländische, und daß ihm wenigstens in seinen Beziehungen zu Ostasien ein Gewappnetsein im Kampfe um das Dasein durch seine Lage keineswegs völlig erspart blieb.

Die Thatsachen, die wir heute an Japan beobachten, bezeugen uns, daß die europäische Civilisation sich zwar in ihrer Berührung mit der japanesischen zweifellos als die stärkere erwiesen hat, daß sie aber trotzdem fern davon geblieben ist, die letztere vollkommen auszutilgen. Zum Theil beschränken sich die Reformen, welche platzgegriffen haben, auf die Oberfläche — sie erscheinen wie ein bloßer äußerer Firniß oder wie eine bloße Politur —, und soweit sie wirklich tiefer gegangen sind, so sind sie wenigstens nicht mehr gewesen als ein Ferment, das gewisse neue Gährungen in der japanischen Kultur eingeleitet hat, das aber das wirkliche Wesen derselben nicht hat verändern können. Gewaltig sind die Umwandlungen, die in den beiden letzten Jahrzehnten mit Japan vor sich gegangen sind, sicherlich, und in vielen Beziehungen sind sie kaum weniger frappante wie bei den Inseln Polynesiens, aber man muß sich hüten sie zu überschätzen, und man muß sich vor allen Dingen nicht zu der Erwartung verleiten lassen, als werde das Vorwärtsschreiten in dem europäischen Gleise mit denselben Riesenschritten weiter gehen, wie es begonnen wurde.

Sehen wir uns die häuptsächlichsten Neuerungen, um die es sich hierbei handelt, etwas näher an.

Als die wichtigsten und folgenreichsten derselben, und zugleich auch als diejenigen, bezüglich denen Rückschläge so gut wie ausgeschlossen sind, sehen wir die europäischen Verkehrseinrichtungen an, die Japan angenommen hat. Die Kabel, die Nipon mit Wladiwostock und Shanghai-Hongkong in Verbindung setzen, wird man schwerlich wieder zerschneiden. Dieselben halten das Land aber in einem intimen Connexe mit Europa, und sie dienen gleichsam als Kanäle, in denen beständig europäischer Geist nach Japan überfließt. Dieselbe Funktion üben sodann auch die regelmäßigen Dampferlinien von Yokohama nach London, Liverpool, Bremen, Marseille, Triest, San Franzisko und Vancouver, und sie thun es um so kräftiger, als sie auch die gesammten wirthschaftlichen Verhältnisse Japans enger und enger mit denjenigen der europäischen Länder verknüpfen. Auch an ein Wiedereinstellen ihrer Fahrten ist nicht gut zu denken. In dieser Beziehung sind die Zeiten Taikosamas, der das berühmte Verkehrsverbot erließ, das bis zu der Perry'schen Flottendemonstration in Kraft blieb, ein für allemal vorüber. — In seinem Innern besitzt Japan heute ein alle Hauptorte mit einander verbindendes Telegraphen-Netz von nahezu 10 000 km Länge, und die Benutzung zum Geschäftsverkehre und Gedankenaustausche ist seitens der einheimischen Bevölkerung eine stetig steigende gewesen, so daß sich die Zahl der aufgegebenen Depeschen bereits im Jahre 1885 auf mehr als $2^1/_2$ Millionen belief. Eisenbahnen waren anfang 1888 nahezu 1000 km im Betriebe[1]), und auch dieses Kommunikationsmittel erfreut sich der steigenden Gunst des Publikums, so daß man sich beeilt, die noch vorhandenen Lücken so rasch, als es die Finanzen erlauben, auszufüllen — trotz der Schwierigkeiten, die das gebirgige und zerklüftete Terrain an vielen Orten bereitet. Auch in dieser Beziehung sind also offenbar Schritte geschehen, die nicht mehr zurück gethan werden können. — Daß die Posteinrichtungen ausgezeichnete sind, und daß Japan ein Mitglied des Weltpostvereins ist, darf hierbei auch nicht vergessen werden.

Wie nun bei uns in Europa die mittelalterlichen Kultur- und Wirthschaftsverhältnisse durch die modernen Verkehrsmittel erst vollständig beseitigt worden sind, und wie dadurch bei uns eine ganz neue Aera eingeleitet worden ist, so kann ähnliches auch in Japan nicht ausbleiben. Da es aber eine Haupttendenz des Schnellverkehrs ist, das wirthschaftliche und politische Leben der Völker zu centralisiren, so werden dadurch namentlich die mit Europa am engsten verbundenen Punkte (Yokohama-Tokio und Osaka-Hiogo) einen immer maßgebenderen Einfluß erlangen.

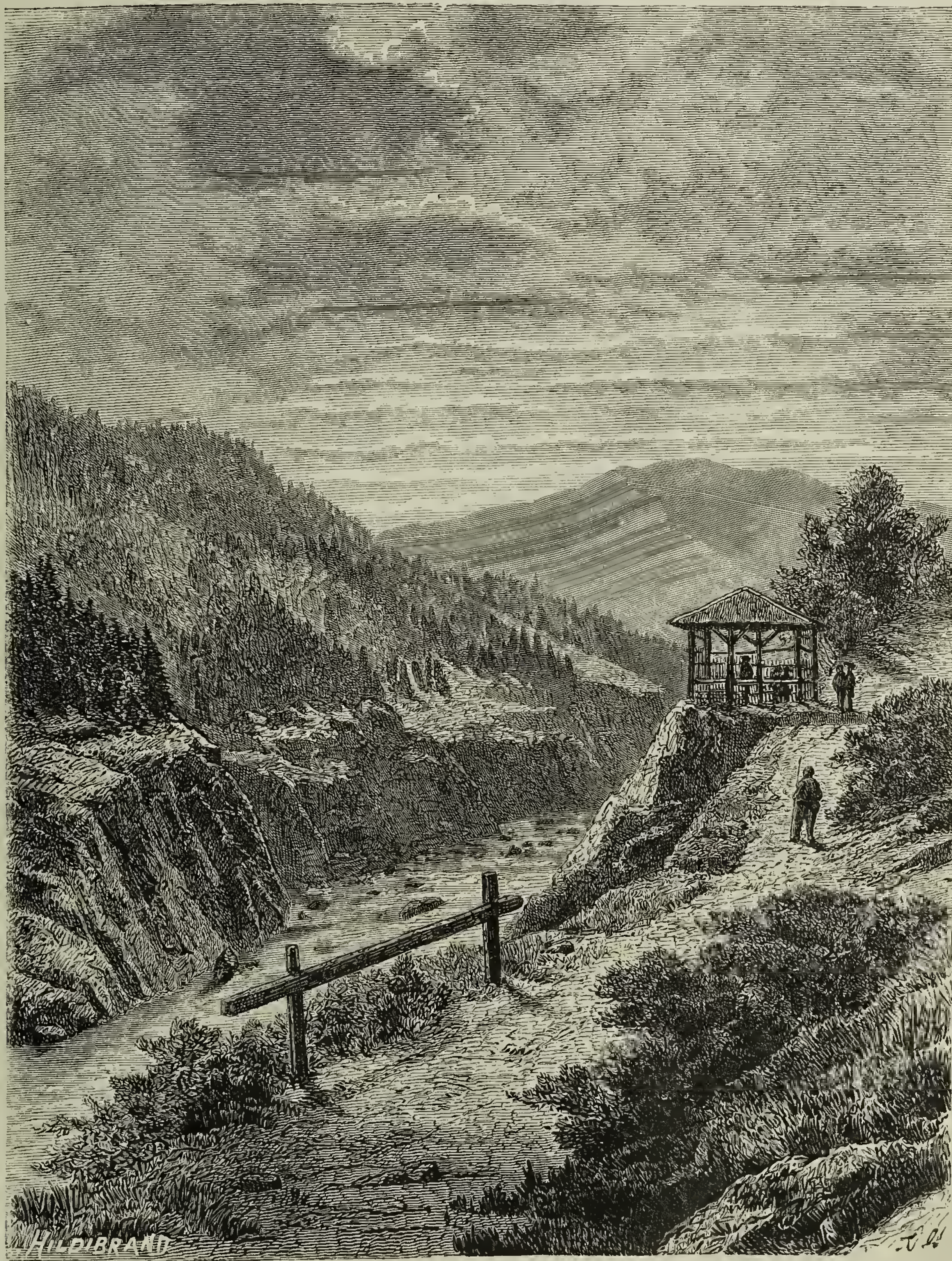
Einen Theil seiner Eigenart wird Japan nichtsdestoweniger auch im Verkehrsleben behalten. Man weiß vor allen Dingen, welche hervorragende Rolle die Menschenarbeit bei der Beförderung von Lasten und Personen in dem Lande spielt, wie in den Straßen der Hauptstädte schwerbeladene Frachtkarren statt von Zugthieren von Menschen in Bewegung gesetzt werden (S. Abbildung 2), wie die Dschinrikischas (S. Abbildung in Nr. 15, S. 229) zusammen mit den geschlossenen Sänften („Norimons") und offenen Tragstühlen („Kagos") unsere Droschken ersetzen müssen, wie man an den Furtstellen der Ströme auf den kräftigen Schultern einer bestimmten Klasse von Trägern von Ufer zu Ufer gelangt &c. Auf den großen Heerstraßen von Hauptstadt zu Hauptstadt — dem Tokaido, dem Nakasendo &c. — wird diese Transportweise nun aller Wahrscheinlichkeit nach durch die Eisenbahnen mehr und mehr in den Hintergrund treten. Auf den Nebenstraßen des Landes sowie auch innerhalb der Städte wurzelt sie aber zu tief in dem natürlichen Bedürfnisse und in der historischen Entwickelung, als daß sie dort auch aufgegeben werden sollte. Der Bau von fahrbaren Kunststraßen nach unserer Art ist durch die gebirgige Beschaffenheit des Bodens, durch die Heftigkeit der Niederschläge und durch die Hochfluthen der reißenden Ströme ungemein erschwert, und zugleich ist die menschliche Arbeit infolge der Dichtigkeit der Bevölkerung, sowie infolge gewisser Eigenthümlichkeiten der wirthschaftlichen Entwickelung — wir denken besonders an das Dominiren der Agrikulturinteressen — auch sehr billig. Daß in den Verrichtungen der Träger und Karrenleute eine Verleugnung der Menschenwürde liege, kann man nur

---

[1]) Die Hauptlinien führen von Yokohama nach Tokio, von Tokio nach Majebaschi, von Takasaki nach Yokogawa, von Taketoyo nach Kisogava, von Omiya nach Utsunomiya und Shiragawa, von Osaka nach Hiogo, von Osaka nach Kioti und Otsu, von Osaka nach Sakai. Kioto-Yokohama und Hiogo-Osaka sind also bereits namhafte Eisenbahnknotenpunkte.

vom europäischen Standpunkte aus behaupten, nicht aber vom japanischen.

Aehnliche entscheidende Reformen wie im Verkehrswesen sind auch im Unterrichts- und Bildungswesen vorgenommen worden, und auch dabei hat die europäische Kultur unzweifelhaft einen weittragenden Sieg über die Kultur des ostasiatischen Inselreiches davon getragen. Dadurch, daß in Japan bereits ein volles Jahrtausend obligatorischer Schulunterricht besteht, war dieser Sieg nur um so glänzender und vollständiger. Die Insulaner begriffen leicht, was man in der Sternenkunde mit dem Teleskop, und was man in der Stein- und Pflanzen- und Thierkunde mit dem Mikroskop anfinge, wie man die Stoffe chemisch analysiren könne, wie man genaue topographische und geologische Karten aufnähme ꝛc. Die Fortschritte, die Japan in dieser Richtung gemacht hat, sind in der That außerordentliche,



Der Tokaido unterhalb Hatta.

und auch darin kann von einem Zurückweichen keine Rede mehr sein. Aber auch dabei wird der Europäisirungsprozeß in einer bestimmten Linie seine Grenze finden. Der japanische Volksgeist hat auch darin durch eine tausendjährige Geschichte nationale Eigenart genug erhalten, als daß zu befürchten sein sollte, er werde uns schließlich nur eine Kopie des französischen oder des englischen oder des deutschen zeigen. Anfangs konnte das vielleicht scheinen, aber schon jetzt ist ein gewisses Emancipationsstreben in der Nation lebendig, und mit der Zeit wird dasselbe sicherlich stärker und stärker werden. Die Mehrzahl der fremden Gelehrten, die an den japanischen Bildungsanstalten thätig sind, werden sich dann ihres Lehrmeisteramtes begeben müssen, und nationale Gelehrte werden an ihre Stelle treten, um ihr Werk fortzusetzen; dieses Werk wird aber dadurch natürlich den mannigfaltigsten Modifikationen unterworfen sein. Eine große Zahl junger Männer, die an den europäischen Universitäten und Fachschulen ihre Ausbildung erhalten, berechtigt aber zu der Hoffnung, daß Japan auch dann noch schöne Kulturblüthen hervorbringen werde. So unmittelbar bevor-



Waaren-Transport in Japan.

stehend, wie die nationale Eigenliebe vieler Japanesen glaubt, dürfte dieses Entwickelungsstadium allerdings nicht sein.

Was das politische Leben anlangt, so ging es damit im Anfange ebenfalls Hals über Kopf. Man wollte das feudalistische Mittelalter in einem einzigen Ansturme überwinden, man wollte die Daimios (den hohen Lehnsadel), ebenso ohne weiteres bei Seite schieben wie den Schogun, man wollte die parlamentarische Staatsform einführen 2c. Gerade bei den politischen Umgestaltungen stellte es sich aber durch die Erfahrungen, welche man machte, gar bald heraus, daß es ein übles Ding ist, dabei einfach nach einem fremden Muster zu verfahren. Es bildeten sich zwei Parteien, die einander schroff gegenüberstanden, und von denen die eine zäh an den althergebrachten Einrichtungen, sowie an der alten Tracht festhielt, während die andere nur dulden wollte, was rationell und europäisch war. Sodann brachen offene Empörungen aus, zuerst (1873) die von Saga, die mit Hilfe der europäisirten Kriegsmittel, über die die Regierung des Mikado verfügte, rasch gedämpft wurde, und später (1877) die von Satsuma, die die schlimmste



Typus eines japanischen Kleinhändlers.

Krisis bezeichnet, welche das neue Japan zu bestehen gehabt hat. Ging sie doch von dem hochverdienten General Saigo Kichinosuke aus, dem der Mikado eigentlich die Retablirung seiner weltlichen Macht verdankte, und der sich unter den japanischen Staatsmännern des allerhöchsten Ansehens zu erfreuen hatte. Schließlich ist ein stillschweigender Kompromiß zwischen den japanischen Fortschrittsleuten und Konservativen geschlossen worden, als dessen Ergebniß man den gegenwärtigen politischen Zustand des Landes zu betrachten hat. Das Alte ist dadurch in jedem Falle nichts weniger als vollständig beseitigt. Da die ganze politische Entwickelung Japans schon vor der Europäer-Invasion mannigfache Anklänge an diejenige Deutschlands bot, so darf man es vielleicht als eine günstige Wendung für den Staat bezeichnen, daß man neuerdings darauf bedacht gewesen ist, die politischen Institutionen eher nach Analogie der deutschen zu gestalten, als nach Analogie der englischen oder der (kaiserlich-)französischen. Die öffentliche Meinung und die politische Presse hat es rasch zu beträchtlichem Einflusse gebracht, und darin erblicken wir wieder auf der einen

Seite eine Garantie gegen das Zurückfallen in überlebte Formen, andererseits aber auch eine Garantie gegen das vollkommene Ueberwuchertwerden des national Eigenartigen und des historisch Gewordenen und Gewachsenen.

In der Organisation der Rechtspflege nach europäischem Muster hat man, veranlaßt durch den Wunsch, die Konsulargerichtsbarkeit der Femden zu beseitigen, große Fortschritte gemacht, und da man voraussichtlich auf dem betretenen Wege beharren wird, so ist die Zeit wohl nicht mehr sehr fern, in der man Japan als einen ebenso vollkommenen Rechtsstaat wird gelten lassen müssen, wie die europäischen. Und das ist um so anerkennenswerther, als die Schwierigkeiten, welche dabei zu überwinden waren, besonders große waren. O. Rudorf[1]) sagt darüber sehr richtig: „Wir müssen uns vergegenwärtigen, wie zunächst aus dem Groben heraus zu arbeiten war, daß die Grundlagen des Staatswesens verrückt waren, daß auf den Trümmern des zerschlagenen Lehnswesens nach besten europäischen Mustern ein Rechtsstaat aufgerichtet werden sollte, für dessen Bau nichts weiter als eben diese große allgemeine Idee bereit war, keine Gesetze, keine Richter und am wenigsten ein Volk, daß diese Idee auch nur verstanden hätte, wie es denn (außer den Samurai, die nur zu bald einsahen, daß der neue Kulturstaat die eigene Existenz bedrohte und vernichten mußte) an dieser ganzen Umwälzung von oben keinen Theil hatte. Man suchte sich also ganz verständig zunächst die allgemeinen Grundlagen zu verschaffen, schickte Japaner zum Rechtsstudium nach Frankreich, Belgien, England, Deutschland, Amerika, zog zuerst französische Rechtsgelehrte ins Land und bemühte sich wenigstens äußerlich die Justiz von der Verwaltung zu trennen und jene selbständig auszubauen. Dabei herrscht offenbar Systemlosigkeit, während die materielle und geistige Entwickelung des Landes und Volkes mit dem Bestreben



Straße in Yokohama.

der Regierung, europäische Rechtseinrichtungen einzuführen, nicht gleichen Schritt hält und namentlich Mangel an Personal und Verkehrsmitteln oft störend in die Organisation eingreift. Obwohl diese Hindernisse heute noch nicht beseitigt sind, scheint man schon bei Beginn des zweiten Jahrzehnts[2]) in maßgebenden Kreisen der Ansicht gewesen zu sein, daß sie gehoben seien, und daß nun mit systematischer Organisation in großem europäischen Stile begonnen werden könne. Wenigstens glaubte man einer solchen Ansicht damals, kurz vor Eröffnung der Präliminar-Konferenz über die Vertragsrevision[3]) öffentlichen Ausdruck geben zu müssen, indem man 1880 zwei große Gesetzbücher nach durchaus europäischem Schnitt: die Straf-Prozeßordnung und das Strafrecht mit Gesetzeskraft vom Januar 1882 publicirte. Damit wurde also die Epoche systematischer Organisation eines Rechtsstaates eröffnet, in welcher wir uns noch gegenwärtig befinden." Der praktischen Ausführung dieser Gesetze stellen sich freilich die realen Verhältnisse noch allenthalben entgegen, das Land und Volk ist dafür noch immer nicht genügend vorbereitet, und in der Hauptsache stehen sie zuvörderst noch immer nur auf dem Papiere. Vielleicht könnte aber gerade im Rechtswesen die Europäisirung Japans im Laufe der Zeit am allerweitesten fortschreiten.

Gedenken wir schließlich noch der Heeres- und Flottenorganisation, so haben wir darauf hinzuweisen, daß Japan im Jahre 1886 eine reguläre Armee von etwa 70 000 Mann besaß, die ganz in europäischer Weise geschult und bewaffnet war, und daneben auch noch eine Kriegsmarine, die aus 25 größeren und kleineren Fahrzeugen bestand, und die 172 Geschütze von der besten Konstruktion führte. Außerdem war man auch eifrig am Werke, die beiden großen Kriegsapparate noch weiter zu verstärken, und zwar

[1]) Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokio, 1888, S. 425.
[2]) Seit 1881.
[3]) 25. Januar 1882.

wie zur Genüge bekannt ist, vorwiegend nach dem bewährten deutschen Muster. Ob sich die Umgestaltung Japans in dieser Hinsicht auf mehr als auf die äußere Form erstreckt, das ließe sich gründlich wohl nur in einem Kriege mit irgend einer europäischen Macht beurtheilen; ein solcher ist aber für das Land glücklicherweise nicht sehr in Aussicht. Sollte es sich dereinst einmal als Bundesgenosse Englands und Chinas und als Gegner Rußlands an dem Kampfe um Korea betheiligen, so würde es immerhin leicht ein Faktor sein, mit dem zu rechnen sein würde. So wie das Heer und die Flotte Japans jetzt sind, haben sie sich wenigstens bereits als starke Stützen der Mikado-Gewalt und der durch die Mikado-Regierung vertretenen Reformbestrebungen bewährt. Das Element der Ausländer hat in dem japanischen Vertheidigungswesen im Beginne der neuen Aera zwar eine sehr wichtige Rolle gespielt, der Zahl nach ist es aber eigentlich niemals sehr stark gewesen.

Bezüglich der Tracht, der Lebensweise, der Art zu wohnen ꝛc. ersparen wir uns die Diskussion im Einzelnen. Es sind in dieser Hinsicht bisher nur die oberen Stände und die großen Städte von der neuen Strömung fortgerissen, die niederen Volksklassen und das platte Land sind dagegen der Hort des Nationalen geblieben. In Tokio, Yokohama und Osaka hat man sich zum Theil in europäische Fracks und Stiefeln kleiden, Fleischkost genießen, in Steinhäusern wohnen gelernt, in der weitaus größten Mehrzahl der Ortschaften ist dies aber nicht der Fall, und selbst in Tokio und Yokohama giebt es zuvörderst genug Bilder, die man als specifisch japanische wird gelten lassen müssen. (S. Abbildung 3 und 4.)

Festgebräuche der transsilvanischen Zeltzigeuner.

Von Dr. Heinrich von Wlislocki.

(Schluß.)

Auch die Pfingstgebräuche der transsilvanischen Zeltzigeuner beziehen sich zumeist auf die Vertreibung und Verhütung von Krankheiten, Unglück u. dgl. m. Pfingsten, dies wundervolle Fest des christlichen Kosmopolitismus, feiert auch der transsilvanische Zigeuner, freilich nach seiner Gefühlsweise, im Liede:

Shukár ciriklo shádel,	Froh das Vöglein im Walde singt,
Romores rákles çucel:	Froh das Zigeunerkindlein springt:
„Hei! pinkeshish már ável,	„Wird es nur einmal Pfingsten sein,
The hámár yevend brishtel!“	Ist vergessen des Winters Pein!“

Die Nacht vor Pfingsten ist besonders geeignet zum Verfertigen verschiedener Mittel, durch welche man sich vor Krankheiten schützen kann. Wenn jemand das ganze Jahr hindurch gesund bleiben will, der muß in dieser einen Teig anmachen, in welchen er neun Zwirnfäden von verschiedener Länge hineinknetet; dann muß er diesen Teig in ein neues, nie gebrauchtes Thongefäß legen und das Ganze, sich der Wasserströmung zuwendend, in den nächstgelegenen Fluß oder Bach werfen, und zwar mit den Worten: „Gehe, gehe! komm' nimmer zurück! Der Nivaschi (Wassergeist) soll dich fressen!“ („Já tu, já! te ná ává! Tut the çál Niváshi!“) — Wer in der Pfingstnacht drei Frösche findet, gelangt in den Besitz eines guten Mittels gegen das Fieber; denn die drei Froschlungen und Lebern getrocknet und zu Pulver gerieben, werden in Branntwein dem Fieberkranken zu trinken gegeben, wodurch seine Krankheit „gebrochen“ wird; jedoch muß der Kranke beim Trinken die Worte hersagen: „Frösche in meinem Bauch, fresset alles Schlechte; Frösche in meinem Bauch, gebt dem Schlechten den Weg, damit es weggehe!“ („Çuckerdyá pál mre per, çáven sáve miseçe; çuckerdyá pál mre per, den miseçeske drom, odoy prejiál!“) Bei diesen Worten muß der Kranke dreimal auf einen Kreuzweg speien; wer dann in den Speichel tritt, der bekommt das Fieber. — Auch gegen das Berufen der Kinder ist es gut, in der Pfingstnacht das folgende, unter den transsilvanischen Zeltzigeunern allgemein verbreitete Schutzmittel für vorkommende Fälle zu bereiten: In ein Töpfchen Wassers, welches nicht gegen, sondern dem Flusse nach geschöpft worden ist, werden sieben Kohlen, sieben Hand voll Mehl und sieben Knollen Knoblauch gelegt und zum Feuer gestellt. Beginnt das Wasser zu sieden, so wird der Inhalt des Napfes mit einer gabelförmigen, dreizackigen Ruthe bei Hersagen folgenden Spruches umgerührt:

Miseç yákhá tut dikhen,	Falsche Augen, die dich seh'n,
Te yon káthe mudáren!	Sollen hier zu Grunde geh'n!
Te átunci eftá coká	Sollen sieben Raben
The çáven miseçe yákhá;	Bald gefressen haben;
Miseç yákhá tut dikhen,	Falsche Augen, die dich seh'n,
Te yon káthe mudáren!	Sollen hier zu Grunde geh'n!
But práhestár e yákhá	Sollen durch recht vielen Staub
Atunci kores th' ávná;	Werden bald der Blindheit Raub;
Miseç' yákhá tut dikhen,	Falsche Augen, die dich seh'n,
Te yon káthe mudáren!	Sollen hier zu Grunde geh'n!
Pçábuvená, pçábuvená	Sollen brennen, immer brennen
Andre devleskero yákhá!	Und der Blitzstrahl sie versengen!

In dieser Formel, glaube ich, entsprechen die Raben den in das Töpfchen geworfenen Kohlen, der Staub dem Mehl, und die Knoblauchsknollen sollen etwa den Blitzstrahl symbolisiren. Sagen doch die Zigeuner, daß der Blitz einen Geruch zurücklasse, der dem des Knoblauchs ähnlich sei! — Dieser Brei wird in ein Säckchen gefüllt und dasselbe bei vorkommenden Fällen dem Kinde um den Hals gehängt. Wer ferner in der Pfingstnacht Fische ißt und deren Gräten unter einen Baum vergräbt, der bewahrt sich vor dem Blitzschlag und kann während des größten Gewitters draußen im Freien so lange weilen ohne Gefahr, bis daß die vergrabenen Fischgräten verfault sind; bis dahin ist er geschützt vor dem „Gottesfeuer“ (devleskero yákh).

In der Pfingstnacht blüht auch die „blaue Blume“ (vunete luludyi), die über verborgenen Schätzen aus dem Erdboden hervorsprießt; wer diese Blume, die gleich einer bläulichen Flamme weithin leuchtet, erblickt, der darf sie nicht pflücken, sondern er muß warten, bis sie sich in die

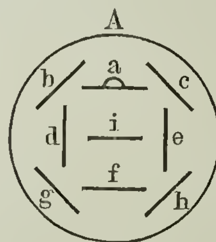
Erde zurückzieht und dann kann er an dem Orte nach dem Schatze graben. Ebenso kann man bisweilen in der Pfingstnacht die „Unsichtbarkeit“, d. h. die Eigenschaft, in mondheller Nacht nicht gesehen zu werden, sich aneignen, wenn man um Mitternacht auf einen Kreuzweg geht, mit der linken Hand einen Kreis auf die Erde um sich selbst zieht und diese Worte spricht: „Nicht sieh, wenn ich sehe; wenn ich nicht sehe, dann sieh du! Drei Phuwusche mögen mir geben drei Haare auf meinen Kopf, damit mich Niemand sehe, wenn ich es nicht will!“ („Ná dikh, káná me dikháv; káná me ná dikháv, átunci dikh! Trin Phuvushá den mánge trin bálá upro pro mro shero; ná the dikhel niváso, káná me ná kámáv!“) Mit diesen Worten legt der Betreffende Mist vor sich und entfernt sich nur beim Anbruch der Morgendämmerung aus dem Kreise und zwar im Glauben, daß auf seinem Haupte bald die gewissen drei Haare wachsen werden, welche ein jeder Phuvusch besitzt, wodurch er eben in mondheller Nacht sich unsichtbar machen kann.

Das Pfingstfest nennen die transsilvanischen Zeltzigeuner „weißen Sonntag“ (párno kurko); und zwar, wie ich glaube, nicht aus dem Grunde, weil sie an diesem Tage neue Leibwäsche anzuziehen für glückbringend glauben, sondern vielmehr aus dem Grunde, weil sie an diesem Tage ein eigenthümliches Todtenfest begehen. In der Pfingstmorgendämmerung geht jeder einzelne Zeltbewohner für sich allein zu einem Felsen oder Baume, an welchem er so viele Eier zerschellt, als er Hingeschiedene zählt, an deren Tod er sich selbst noch erinnern kann. Gut ist es, wenn diese Eier aus einem Lerchenneste genommen worden sind, denn nach ihrem Glauben ist die Lerche der Lieblingsvogel der noch nicht ins Todtenreich gelangten Seelen; daher wird es auch für den kommenden Tag als gutes Zeichen angesehen, wenn man morgens beim ersten Austritt ins Freie eine Lerche singen hört. In weißen Kleidern begehen beide Geschlechter dies Todtenfest, und ich glaube daher, daß sie auch das Pfingstfest den „weißen Sonntag“ nennen; weiß ist übrigens ihrem Glauben gemäß die Lieblingsfarbe der Todten; aus diesem Grunde wird auch in der Johannisnacht den Todten in einem weißen Gefäße Milch und Wasser vor das Zelt gestellt, damit sie sich daran laben mögen[1]). — Die Vögel spielen überhaupt in den Pfingstgebräuchen der transsilvanischen Zeltzigeuner eine große Rolle. Am Pfingstmorgen, bevor noch das Todtenfest begangen wird, stellen sich die jungen Mädchen hinaus ins Freie, und wenn sie im Osten Wolken bemerken, so werfen sie grüne Zweige in der Richtung gen Himmel und rufen die Worte: „Flieg' fort, Vogel, und nicht vertreib' meinen Liebsten!“ (Prejia cirikleyá te ná trádá m're piránes.) Sie glauben nämlich, daß wenn am Pfingstmorgen Wolken am östlichen Horizonte schwimmen, in dem Jahre viele Maide ledig bleiben; wenn aber dunkelblau der östliche Himmel ist, dann heirathen viele Jungfrauen. Den Keim dieses Gebrauches finden wir vielleicht im indischen Mythus, demgemäß die glanz- und segenspendende Morgen- oder Frühlingssonne vom azurblauen Vogel herstammt, der die Nacht oder den Winter versinnbildlicht. Die Excremente dieses azurblauen Vogels sind eben die Sonne, daher halten es auch die transsilvanischen Zigeuner für glückverheißend, wenn auf Jemanden Vogelmist aus der Luft herabfällt. Hiermit hängt wohl auch der Glaube der Zigeuner zusammen, daß, wer zu Pfingsten das Ende eines Regenbogens finden könnte, in den Himmel hinaufsteigen und sich ewige Gesundheit und Schönheit von da zu holen im Stande sei. Dem Glauben der transsilvanischen Zigeuner gemäß, erlangt ein Kind außergewöhnliche Schönheit, wenn „das die Erde berührende Ende des Regenbogens über dasselbe hinwegzieht“; daher heißt es im Lied:

Káná m're dáy mán kerdyás,	Als die Mutter mich gebar,
Upro ritos pásholyás,	Grüne Au' ihr Lager war,
Deshvárselvár ángruski	Und dann ist ein Regenbogen
Upro pro mán stráfelyi!	Ueber mir hinweggezogen!
Andákode den ráklá	Für mich gäbe schweres Gold
Vásh mán sel somnákuñá.	Deßhalb Mancher, der mir hold!

Sieht man zu Pfingsten einen Regenbogen, so ist es gut, ein Messer in die Erde zu stecken und dasselbe bis zum Verschwinden des Regenbogens dort zu lassen; mit diesem Messer kann man am sichersten den „Tollwurm“ unter der Zunge rasender Thiere schneiden. Auch ist es gut, wenn man zu dieser Zeit eine Kreuzspinne fängt, dieselbe in eine Schachtel gelegt und sieben Tage lang über den Rauch hängt; diese Spinne bei abnehmendem Mond verzehren, ist ein „sicheres“ Heilmittel gegen den Kropf.

Zum Schlusse muß ich noch zweier interessanter Pfingstgebräuche der transsilvanischen Zeltzigeuner gedenken. Am „weißen Sonntag“ wird nämlich das Holz zur „Zaubertrommel“ geschnitten und das Fell dazu präparirt. Diese „Zaubertrommel“ (covácáneskro buclo) ist eine trommelähnliche Schachtel ohne Boden, deren Deckel durch eine Thierhaut ersetzt ist. Diese Haut ist mit Strichen versehen, von denen jeder eine besondere Bedeutung hat; auf diese Haut werden 9 bis 21 Körner von Stechapfelsamen (peshosheskro) gestreut und durch eine bestimmte Anzahl von Schlägen (9 bis 21) vermittelst eines kleinen Hammers an die Seitenwand der Trommel in Bewegung gesetzt. Auf und zwischen welche Striche diese Stechapfelsamenkörnchen nun zu liegen kommen, wird auf Genesung oder Tod, Glück oder Unglück u. s. w. geschlossen. Die gebräuchlichste und einfachste Zaubertrommel ist die, deren Fell neun Striche hat, die — wie aus folgender Figur ersichtlich — also zu liegen kommen:



Die Seite A wird stets der Wahrsagerin zugekehrt, weshalb auch der Strich a durch ein besonderes Zeichen hervorgehoben ist. Es werden nun neun Stechapfelsamenkörnchen auf das Fell geworfen und mit der linken Hand vermittelst des kleinen Hammers oder in Ermangelung eines solchen mit der Handfläche durch neun Schläge in Bewegung gesetzt. Kommen z. B. alle Stechapfelsamenkörner innerhalb der Striche b c g h zu stehen, so hat die betreffende Unternehmung Erfolg, besonders wenn drei innerhalb der Striche a d e f zu liegen kommen; fallen zwei davon in den Raum zwischen a i, so ist beim Unternehmen eine Frau behülflich, fallen sie aber zwischen i f, so ist ein Mann der Beförderer. Fallen aber alle, oder die meisten Stechapfelkörner außerhalb der Striche b c g h, so ist Mißerfolg zu erwarten u. s. w. Es ließe sich überhaupt eine ganze Abhandlung über das Verfahren bei der Wahrsagerei mit der Zaubertrommel schreiben; vielleicht ist es mir einmal vergönnt, den Lesern dieser Blätter eine ausführliche Beschreibung dieses mystischen Verfahrens zu liefern.

Charakteristisch für die Zigeuner ist auch der Apparat, zu dem sie das Holz in früheren Zeiten ebenfalls zu Pfingsten zu schneiden pflegten. Dieser Apparat, der berechnet war, aus der Leichtgläubigkeit der „weißen“ Leute Geld zu schlagen, steht heutzutage nicht mehr in Gebrauch, und meines Wissens besitzt nur noch eine Matrone des Aschani-Stammes — die als „kluge Frau“ weithin berühmte Julia Kardalo (genannt Bibalengro = Haarlose) aus der Sippe Tukoro — einen solchen Apparat, dessen Einrichtung zu erforschen mich schwere Mühe und viel Geld gekostet hat. Dieser Apparat diente dazu, daß man durch ihn den

[1]) S. meinen Aufsatz im „Globus“, Bd. LI, S. 249 ff.

sehen konnte, der z. B. etwas gestohlen hat, und besteht derselbe aus einem kleinen Schranke, in welchem eine von außen drehbare, vierseitige Walze angebracht ist; über der Walze ist ein Spiegel angebracht und zwar oberhalb der Walze, einem in der Seitenwand des Schrankes befindlichen Guckloche gegenüber. Auf zwei Seiten der vierseitigen Walze ist je ein Bild eines Mannes oder Weibes angebracht. Wenn der Fragende durch das Loch in den Schrank sieht, so erblickt er sein Gesicht im Spiegel, weil die bilderlose Seite der Walze dem Spiegel zugekehrt; während die Zigeunerin ihn durch Fragen unterhält, dreht sie unbemerkt an der Walze, so daß, wenn der Fragende abermals in den Schrank hineinblickt, das Bild von der Walze im Spiegel erblickt; freilich sind diese Bilder absichtlich verwischt und erscheinen nur verschwommen im Spiegel, indessen kann die erregte Phantasie des Fragenden darin den vermeintlichen Dieb erblicken. Solche Apparate sind, wie gesagt, nicht mehr im Gebrauche, immerhin aber liefern sie einen Beitrag zur Kenntniß der Spitzfindigkeit und somit auch zur Kenntniß des geistigen und moralischen Lebens der transsilvanischen Zigeuner.

Dies wären in flüchtigen Strichen die Festgebräuche der transsilvanischen Zeltzigeuner, in denen sich nicht nur das Denken und Fühlen und der Charakter dieses Volkes auf eine eigenthümliche Weise ausspricht, sondern auch die Natur selbst, in der das Volk gegenwärtig athmet, spiegelt sich getreu darin ab: der Charakter des Landes, in dem es lebt, die Farbe des Himmels, der auf sein Wirken und Walten, sein Leben, sein Lieben und Leiden herniederschaut, die Beschaffenheit des Klimas, das auf die menschliche Natur stets einen bedeutenden Einfluß ausübt, der oft genug zur Herrschaft wird; dies Alles drückt den Gebräuchen und Sitten der transsilvanischen Zeltzigeuner neben dem alten indischen, einen neuen, eigenthümlichen Stempel auf.

Südkalifornien im Jahre 1887.

Von Theodor Kirchhoff.

IV.

Die Süd-Pacific-Eisenbahn brachte mich von Colton nach Los Angeles (58 englische Meilen von Colton). Das schon öfters von mir bewunderte großartige Gebirgspanorama der Sierra Madre entzückte mich wie früher. Die Ansiedelungen an der Bahnlinie hatten sich, seit ich das letzte mal diese Fahrt zurücklegte, ansehnlich vergrößert. Ontario, 39 Meilen von Los Angeles, wo vor fünf Jahren nur ein einzelnes Stationsgebäude stand, war zu einem freundlichen Städtchen herangewachsen. Eine sieben Meilen lange elektrische Eisenbahn lief von dort quer durch die Ebene nach der nordwärts liegenden Sierra Madre hinüber. Pomona, sechs Meilen westlich von Ontario, war eine ansehnliche Stadt von mehreren Tausend Einwohnern geworden. Das bei Pasadena im San-Gabriel-Thale liegende Riesenhotel „Raymond" krönte wie ein königliches Schloß mit breiten Thürmen einen hohen Hügel und bildete eine prächtige Landmarke in der reich bebauten Gegend.

Die im Jahre 1780 von spanischen Mönchen gegründete Stadt Nuestra Señora la Reina de Los Angeles, kurzweg Los Angeles genannt (482 Meilen südlich von San Francisco), hat sich zur zweitgrößten Stadt in Kalifornien emporgeschwungen. Hatte mich schon das Emporblühen von San Diego in Erstaunen gesetzt, so muß ich den Aufschwung, den Los Angeles während der letzten Jahre genommen hat, als einen geradezu phänomenalen bezeichnen.

Die Stadt, welche 1880 nur etwas über 11 000 Einwohner hatte, verdoppelte ihre Einwohnerzahl in den letzten zwei Jahren. Heute zählt sie bereits 60 000 Seelen und marschirt sozusagen mit fliegenden Fahnen auf das erste 100 000 los. Deutsche giebt es ungefähr 5000 in Los Angeles; auch eine tägliche deutsche Zeitung, die „Süd-California Post" erscheint dort. Man kann Los Angeles füglich schon jetzt als Großstadt bezeichnen. Bauten, Verkehr 2c. haben dort einen entschieden großstädtischen Anstrich. Straßenbahnen mit elektrischer Triebkraft, Drahtseilbahnen, elektrische Beleuchtung, prächtige Gasthöfe, Banken und Geschäftshäuser, reiche Läden u. s. w., auf den Straßen ein Gewimmel von Menschen und Fuhrwerken beweisen dies zur Genüge. Auffallend ist die geringe Anzahl von hübschen Frauen, denen man in den Straßen begegnet. Schönheiten, wie man sie in San Francisco auf Schritt und Tritt sieht, sind in der Engelsstadt geradezu eine Seltenheit. In unglaublicher Menge wachsen neue stattliche Steingebäude in allen Stadttheilen aus dem Boden empor. Wo man hinsieht, wird gebaut, Hügel werden abgetragen, neue Straßen mit Röhrenleitungen für Wasser und Gas angelegt u. s. w. — genug, es ist ein Bild regsten Fortschritts und staunenswerther Entwickelung, worauf jede Großstadt stolz sein könnte.

Die Privatwohnungen stehen meistens jede für sich in einem Garten, der fast ohne Ausnahme mit Grasbeeten, halbtropischen Pflanzen und einem herrlichen Blumenflor geschmückt und von hohen Hecken umrahmt ist. Im Winter erfreut sich Los Angeles eines wahrhaft paradiesischen Wetters. Man schwelgt dort alsdann förmlich in der warmen balsamischen Luft. Die Nächte sind allerdings kühl, aber es wird wohl niemand etwas dawider haben, abends im Winter auch in Südkalifornien einen Ueberzieher tragen zu müssen. Im Sommer wird es zeitweilig hier recht warm; eine Hitze von 100 und mehr Graden Fahrenheit ist dann durchaus keine Seltenheit. Aber die Nächte sind zu jeder Jahreszeit in Los Angeles, wie überall in den kalifornischen Küstendistrikten, angenehm kühl. Nach einem erfrischenden Schlafe ist auch die Tageshitze hier weit leichter zu ertragen, als im Osten der Union, wo im Sommer die nächtliche Ruhe fast zu einer Plage wird.

Inmitten eines den Horizont umschließenden Gebirgskreises, dessen schöne Formen sich in wunderbar scharfen Umrissen vom Himmel abzeichnen, liegt Los Angeles wie in einem meilenweiten Garten. Man kann sich nicht satt sehen an der Farbenpracht der Geranien und Heliotropen, der Fuchsien, Jasmine, Rosen, Calla-Lilien und Kamelien, die von buntschillernden Kolibris im hellen Sonnenschein um-

flattert werden. Orangen-, Citronen- und Limonenhaine, Obstgärten und Weinberge von der Ausdehnung kleiner Plantagen, liegen theils noch im Weichbilde der Stadt, theils umgeben sie dieselbe in weitem Kranze. Die schimmernden Früchte in dem dunkelgrün gesättigten Laubwerk der mit hohen glatten Stämmen und prächtiger Krone in endlosen Reihen dastehenden Orangenbäume, die mit hellerer Frucht beladenen Limonen- und Citronenbäume bilden den goldenen Schmuck dieses herrlichen Landschaftsbildes. An den Straßen der Privatquartiere stehen reihenweise die mit zierlichem Laubwerk geschmückten Pfefferbäume, Akazien und hochaufstrebende Eukalypten; in den Gärten wird das in hohen Büscheln wachsende, wie weiße Federn aussehende Pampasgras besonders gern gepflegt. Um die für den Pflanzenwuchs in diesem Klima unentbehrliche Feuchtigkeit das ganze Jahr über zur Verfügung zu haben, wurde der Los-Angeles-Fluß vermittelst eines umfassenden Systems von Bewässerungsgräben durch die Stadt und ihre Umgebungen geleitet.

Einen wunderlichen Gegensatz zu dem in neuerem großstädtischen Stile angelegten Geschäftstheile der Stadt und den schmucken Quartieren der Privatwohnungen bildet der mexikanische Stadttheil, das sogenannte „Sonora Town", in welchem sich auch die Chinesen niedergelassen haben. Die einstöckigen, mit drei Fuß dicken Mauern versehenen Lehmhäuser der Mexikaner versetzen den Beschauer in eine ärmliche Binnenstadt des Aztekenlandes, während die Paläste der bezopften Mongolen nur infolge der breit angelegten Straßen die Riechorgane der vorbeispazierenden Kaukasier weniger unangenehm berühren, als dies in dem eng gebauten Chinesenviertel von San Francisco der Fall ist. Sonora Town liegt an der Straße, welche vom Bahnhofe nach dem Geschäftstheile der Stadt führt, muß aber den amerikanischen Neubauten rasch Platz machen und wird ohne Frage binnen weniger Jahre ganz verschwunden sein.

Eine prächtige Aussicht genießt man von dem hoch aufsteigenden Hügel an der Templeton-Straße, auf welchem einst ein altes von Fremont erbautes Fort stand. Die sich über Hügel und Flachland weit ausdehnende Stadt — die städtischen Grenzen umschließen 36 englische Quadratmeilen — liegt einem dort zu Füßen ausgebreitet, umkränzt von grünen Höhenzügen, Hainen und Fluren, und jenseits derselben steigt die Sierra Madre mit ihren schönen Formen in den sonnenhellen Aether empor. Sehenswerth ist eine im „Washington Garten" angelegte Straußenfarm, bereits die dritte ihrer Art in Südkalifornien. Seit die erste derselben (bei Norwalk, an der Eisenbahn nach Anaheim) sich als ein vollständiger Erfolg herausgestellt hat, und namentlich die Fortpflanzung der Vögel keine Schwierigkeit mehr verursacht, können die südkalifornischen Straußenfarmen als ein lohnender Industriezweig dieses Landes betrachtet werden, der sich im Laufe der Jahre ohne Zweifel immer mehr entwickeln wird[1]).

Die Umgebungen von Los Angeles bieten mannigfaltige interessante Punkte für die Fremden, und dieselben sind leicht zu erreichen. In einem viele Meilen weiten Kranze dehnen sich die zahlreichen neuen Villenstädte um die Metropole des kalifornischen Südens aus. Die nach Tausenden zählenden Touristen aus den Oststaaten kutschiren in prächtigen Wagen durch die Straßen der Stadt und schwärmen in der Umgegend umher; Eisenbahnzüge entführen sie ins San Gabriel-Thal, nach Pasadena, Santa Anita, Sunny Slope und Sierra Madre Villa, nach entfernteren Ansiedelungen im Inneren oder an die Küste, nach den Seebädern Santa Monica, Long Beach, Newport u. s. w. Es ist ein unaufhörliches Kommen und Gehen der Vergnügungsreisenden von einem der zahlreichen neuen, prächtigen Gasthöfe in Südkalifornien nach dem andern. Aber die Engelsstadt ist und bleibt doch das Hauptquartier aller jener Fremden.

Los Angeles ist der Mittelpunkt des großen „boom" in Südkalifornien. 480 Makler (brokers) machen es sich dort zur Lebensaufgabe, die Käufe und Verkäufe von wünschenswerthem Grundeigenthum in der Stadt und Umgegend an Millionär-Aspiranten zu vermitteln. Im Geschäftstheile der Stadt erzielt dasselbe ohne Mühe Preise bis 2000 und mehr Dollars für den „Frontfuß". Der Umsatz darin beläuft sich selten auf unter 200 000 Dollars, oft auf eine halbe Million und noch mehr Dollars an einem Tage! In dem mit dem 1. Juli 1887 abschließenden Ausweise von sechs Monaten über die Grundeigenthumsübertragungen in der Stadt Los Angeles beziffern sich diese auf 15 077 — im Werthe von nahe 42 Millionen Dollars — gegen 13 359 im ganzen vorhergehenden Jahre, im Werthe von etwas über 28 Millionen Dollars. Der erhöhte Werth des städtischen Grundeigenthums tritt bei einer Vergleichung dieser Zahlen sofort ins Auge. Der steuerpflichtige Werth des gesammten Eigenthums in Stadt und County Los Angeles hat sich in einem Jahre (1886 bis 1887) von 40 Millionen Dollars auf 160 Millionen Dollars vermehrt.

Das Hauptfeld für jene fast ein halbes Tausend zählenden Makler sind nebst der Stadt Los Angeles selbst die zahlreichen, in jüngster Zeit gegründeten Städte in der Umgegend der südlichen Metropole, von denen sehr viele aber nur auf dem Papier vorhanden sind. Nicht wenige von den neu angelegten Landstädten haben ohne Frage ein berechtigtes Dasein, denn in einem Lande, dessen Bevölkerung so rasch zunimmt wie die in Südkalifornien, muß sich selbstverständlich eine große Anzahl von neuen Ortschaften bilden. Der Preis des Grundeigenthums ist in allen jenen Plätzen unglaublich rasch gestiegen; die Hunderte von Dollars haben sich dort in kurzer Zeit in Tausende verwandelt, und immer noch ist kein Stillstand oder Rückgang in den Werthverhältnissen zu bemerken. Natürlich kann das nicht ewig so fortgehen. Aber daran denkt vorläufig niemand; im Gegentheil, jeder rechnet bestimmt darauf, sein Eigenthum bald wieder mit großem Nutzen verkaufen zu können. Daß sich bei den oft ganz unsinnig hohen Preisen und dem offenbaren Schwindel in vielen neuen Städteanlagen immer noch kein Krach eingestellt hat, erscheint fast wie ein Wunder. In jedem alten europäischen Lande wäre ein solcher Zustand der Dinge auf die Dauer unmöglich. Aber in einem neuen Lande, wie Südkalifornien, sind die Verhältnisse ganz eigenartig. Die vielen reichen Neuankömmlinge aus den östlichen Staaten sorgen nach Kräften dafür, daß sich dieses an natürlichen Hilfsquellen überreiche Gebiet, wo sie viele Millionen Dollars Kapital angelegt haben, auch stetig weiter entwickele.

Wie bereits erwähnt wurde, kam die Mehrzahl der reichen Neuankömmlinge aus dem Osten der Union nicht nach Südkalifornien, um dort Geld zu verdienen. Sie wollten ihr Leben in einem schönen Klima, womöglich unter Orangenhainen, zur Winterszeit angenehm verbringen, und zahlten irgend einen Preis für einen Platz, der ihnen gefiel, um dort in prächtigen Landsitzen ihr neues Heim aufzuschlagen. Aber es befindet sich unter ihnen doch eine erkleckliche Anzahl von Yankee-Nabobs, welche sich das Vergnügen nicht versagen, in diesem gelobten Lande so nebenbei einen ehrlichen Dollar einzuheimsen, und diese nebst der großen seßhaften Klasse der alten Einwohner betreiben den „boom" als Geschäft. Mit Kleinigkeiten geben sich jene nicht ab, und auch die Einheimischen sind gelehrige Schüler

[1]) Siehe „Kalifornische Kulturbilder", S. 229 ff.

der Yankees geworden. Ein großer Theil des Landes, bis zur mexikanischen Grenze, ist in städtische Grundstücke „ausgelegt“ worden. Wer ein Stück Land in romantischer Lage besitzt, der läßt dies womöglich als Stadt vermessen, da ein in städtische Grundstücke zertheilter Acker mit Leichtigkeit 4000 bis 10 000 und noch mehr Dollars erzielt, wogegen dasselbe Land, für Farmer und Obstzüchter an den Markt gebracht, nur einige hundert und höchstens tausend Dollars den Acker einbringen würde. Daß auf diese Weise zahlreiche Orangenhaine, Weinberge und halbtropische Anpflanzungen verwildern und in Grundstücke umgewandelt wurden, die vorläufig niemand bewohnt — wodurch der landwirthschaftlichen Entwickelung des Landes ein nicht geringer Schaden zugefügt wird — ist eine der schlimmsten Folgen jener Landspekulationen. In Südkalifornien ist heute eigentlich alles feil — vom Palast bis zur Hütte, von einer meilengroßen „Ranch“ bis zu einer bescheidenen Baustelle. Wer genug zahlt, der kann sogar einen Kirchthurm kaufen!

Da hat z. B. so ein schlauer Yankee ein Stück wüstes Land, zwanzig oder auch hundert englische Meilen von Los Angeles, spottbillig erworben. Die Lage ist selbstverständlich die herrlichste in der Welt, das Klima kann nirgends sonstwo auf diesem Planeten an Schönheit übertroffen werden! Der nächste Ort ist vielleicht zehn Meilen entfernt, Ansiedler giebt's vorläufig fast gar keine in der Nähe, aber eine Eisenbahn führt in geringer Entfernung vorüber, und ein Bewässerungsgraben ist leicht vom Gebirge hinzuleiten, um das öde Land der Kultur zugänglich zu machen. Der Yankee läßt sein Besitzthum als Stadt vermessen, der er einen wohlklingenden Namen, z. B. Aurora, giebt. Ein Park und Bauplätze, die der Stadt von ihrem großmüthigen Gründer geschenkt werden und dazu bestimmt sind, um ein Gerichtshaus, Kirchen und Schulen darauf zu errichten, nehmen die beste Lage ein. An verschiedenen Embryo-Straßen mit schön klingenden Namen werden fünf hübsche Häuser erbaut, einige Hundert Orangenbäume oder Fächerpalmen werden angepflanzt, ein artesischer Brunnen wird gebohrt, um das Wachsthum der Bäume zu fördern, und schließlich läßt der unternehmende Städtegründer einen schönen farbigen Stadtplan in zehntausend Abzügen anfertigen, der überall in Südkalifornien, auf den Eisenbahnen, in allen Wirthshäusern, Schänken rc. und an allen besuchten Orten massenweise vertheilt wird und jedermann in die Augen fallen muß.

Wochenlang liest man jetzt in jeder Tageszeitung mit fetter Schrift folgende, meistens eine ganze Seite einnehmende Anzeige:

Achtung! Achtung! Achtung!
Aurora!!! Aurora!!!
Arbeiter! Farmer! Kaufleute! Rentiers!

Am 1. April wird die neugegründete Stadt Aurora öffentlich versteigert werden. Die Stadt der Zukunft! Ein neues Riverside! Ein Nebenbuhler von Pasadena!

Das vorzüglichste Klima der Welt! — Balsamische Lüfte! — Kein Nebel, kein Fieber! — Der Boden unglaublich fruchtbar! — Wasser in Hülle und Fülle; ein artesischer Brunnen ein Factum, ein großer Kanal bereits vermessen! — Die Eisenbahn — — — führt nahe an der Stadt vorüber!

Ein Paradies auf Erden!

Die Scenerie — hochromantisch — erhaben — großartig! —

No Saloons!!! („Keine Trinkstuben“!)

Nur nüchterne, arbeitsame Menschen sollen in Aurora wohnen! —

Jetzt ist die Zeit da, für eure Kinder zu sorgen!

Wer „lots“ (Bauplätze) an der Hauptstraße kauft, der wird sein Geld in zwei Monaten vervierfachen!! —

In diesem Stil geht es fort, und zum Schluß heißt es: „Fünf wunderschöne Villas, die der Gründer von Aurora bereits in der Stadt erbauen ließ, werden gleich nach der Auktion verschenkt werden!!! — Die Käufer von Grundstücken in Aurora sollen jene Villas unter sich ausloosen.

Die Eisenbahnfahrt von Los Angeles nach Aurora kostet — hin und her! — nur 25 Cents!!! — Wer ein „lot“ kauft, dem wird das Fahrgeld zurückerstattet! — Für „Free Lunch“ (freie Beköstigung) wird ausreichend gesorgt sein! — Eine Musikbande begleitet den Exkursionszug! —“

So ungefähr und vielleicht noch verlockender wird die Anzeige lauten.

Vierzehn Tage lang sieht man nun jeden Tag einen mit Fahnen und Blumen geschmückten großen vierspännigen Wagen langsam durch die Straßen von Los Angeles fahren. Eine abenteuerlich herausgeputzte Musikbande wirbelt eine dröhnende Janitscharenmusik vom Wagen herunter, um welchen ringsherum breite weiße Tücher gespannt sind, auf denen mit großen schwarzen Lettern gedruckt steht:

Aurora!!! Aurora!!!

Am 1. April Auktion der neuen Stadt Aurora!

Free Lunch!! — No Saloons!!

Rundreisebillet nur 25 Cents!

Aurora!!! Aurora!!!

Am 1. April werden nach dieser großartigen Reklame unfehlbar einige Tausend Kauflustige in der Nähe der Zukunftsstadt Aurora versammelt sein, wo die öde Gegend durch die Menschenmenge bereits ein heiteres Bild zur Schau trägt. Jeder von den Anwesenden hofft eine Villa zu gewinnen und wagt gern ein paar Hundert Dollars, selbst wenn er von dem Humbug überzeugt ist. Die freie Beköstigung und die Musik sorgen für die nöthige Begeisterung. Nachdem der Städtegründer eine prächtige Rede vom Stapel gelassen hat, läßt er seine sämmtlichen Grundstücke in Aurora versteigern, die ohne Mühe Käufer finden. Schließlich werden die fünf Prämienhäuser ehrlich verlost. Die ganze Gesellschaft fährt wieder nach Los Angeles zurück, mit Ausnahme der fünf Glücklichen wüthend darüber, daß Fortuna ihnen keine Villa beschert hat, und Südkalifornien ist um etliche tausend Grundbesitzer reicher geworden. Was schließlich aus Aurora wird, bleibt dem Yankee ziemlich gleichgültig. Die erste Anzahlung der üblichen 10 Proc. von der Kaufsumme seitens der Grundeigenthumskäufer war für ihn schon ein ausgezeichnetes Geschäft. Wird etwas aus der Stadt, was immerhin möglich ist, so ist er ein gemachter Mann. Wahrscheinlich ist aber, daß Aurora nie mehr als fünf Häuser zählen wird.

Fast jeden Tag kann man Reklame-Wagen, wie sie vorhin beschrieben wurden, mit Pauken und Trompeten durch die Straßen von Los Angeles fahren sehen. Es ist schon vorgekommen, daß sich die Spekulanten in Los Angeles bei festem Angebot für Grundstücke abends, wie beim Vorverkauf von Opernbilletts in Reih und Glied stellten und die ganze Nacht hindurch auf der Straße gewartet haben, um am nächsten Morgen das Recht des Ersten zu erlangen. In den bereits bestehenden Ortschaften verfährt man ebenso wie in Aurora. Jede Tageszeitung in allen Plätzen Südkaliforniens enthält Dutzende von langen, oft eine ganze

Seite ausfüllenden Anzeigen, deren auffallend groß gedruckte Ueberschrift (wörtlich übersetzt) z. B. so lautet:

Der letzte Hahnenschrei (nämlich für Grundstücke) im lieblichen Lugonia! — (daneben ein großer krähender Hahn abgebildet).

Magnolia, das idyllische Magnolia! Kein Branntwein, kein Bier, aber zahlreiche Kirchen und Schulen!

Oceanside, du Nizza am donnernden Pacific!

Beaumont, das Sanitarium der Mutter Natur!

Kaufe „lots“ in San Bernardino, und du brauchst keine Diamanten!

Escondido, du thronst wie eine Fee im Gebirge!

Lordsburg, die Stadt der Zukunft! Kommt alle nach Lordsburg!

Riverside, der Orangengarten der Welt!

Glückliches, anmuthiges Pasadena, du Wunder aller Städte! No Saloons!!!

Ramona, die irdische Vollkommenheit! Gesundheit! Bildung! Glück und Gewinn!

Alhambra an der Front!

Melrose, die blühende Jungfrau!

Ontario und Pomona, die holden Zwillingsschwestern!

Gladstone, das Herz von Agusa!

Claremont, du schöne! das die christlichen Väter, so da sangen: „O, könnte ich nur steh'n, wo Moses stand“ nie sahen!

Das Klima, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Geschäftsaussichten, die Scenerie und Lage aller jener Plätze werden in langen Doppelspalten als noch nie dagewesen in blühender Sprache geschildert. Die Kapitalanlagen müssen sich in allen Fällen in zwei bis höchstens vier Monaten verdoppeln! Große und kleine Farmen, meilengroße „Ranches“, billige Grundstücke für Villas oder Geschäftshäuser, Heimstätten, Weideland, Orangenhaine u. s. w. werden auf ähnliche Weise in Ratenzahlungen in jeder Zeitung massenhaft zu Kauf angeboten. In den größeren Ortschaften wird die Marktschreierei in womöglich noch bombastischerem Stil betrieben. Aber die lächerliche Reklame erfüllt überall ihren Zweck. Wo die reichen Amerikaner einen Platz besonders begünstigen, ist die Entwickelung desselben geradezu phänomenal. Kaufleute, Handwerker, Arbeiter aller Art strömen dort zusammen. Solche Städte blühen empor, als ob ein Zauberer darin thätig sei!

Große Vermögen werden von geriebenen Spekulanten oft in Südkalifornien mit geringer Kapitalanlage auf die Weise erworben, daß jemand ein Stück werthvolles Land „in bond“ kauft. Er zahlt einige Hundert oder auch Tausend Dollars an den Eigenthümer und erhält dadurch das Recht, den in Frage kommenden Grundbesitz nach einer ausbedungenen Zeit (meistens in vier Wochen) für eine gewisse Summe zu kaufen. Vermag er die Kaufsumme nicht bis zu der bestimmten Zeit aufzutreiben, so verliert er den angezahlten Betrag. Große „Ranches“, oft zu einem Werthe von $^1/_4$ bis $^1/_2$ Million und mehr Dollars, wurden nicht selten auf diese Weise, meistens von Syndikaten, erworben. Der Verkäufer, in der Regel ein einfacher Farmer, der nichts von Landspekulationen versteht, wagt dabei gar nichts, der Käufer kann höchstens die angezahlte geringe Summe verlieren. Der letztere spekulirt meistens nur darauf, das ihm unter „bond“ zeitweilig zur Verfügung gestellte Grundeigenthum vor Ablauf der Verfallzeit wieder an eine dritte Person mit Nutzen loszuschlagen. Bei der unglaublich schnellen Wertherhöhung der Ländereien in Südkalifornien erzielt ein schlauer Spekulant auf diese Weise nicht selten ein Vermögen aus einem Grundbesitz, der ihm eigentlich gar nicht gehört.

Der ungeheure Fortschritt, den die von den Yankees besonders bevorzugten Distrikte in der Nähe von Los Angeles gemacht haben, wurde mir bei einem Besuche in Pasadena, das neun Meilen von Los Angeles im San Gabriel-Thale an der vor kurzem bis nach San Bernardino ausgedehnten Eisenbahn liegt, recht veranschaulicht. Die Stadt, welche erst ein paar Jahre alt ist, zählt bereits nahezu 7000 Einwohner. Stattliche, drei und vier Stockwerke hohe Steingebäude, Banken und Läden, schmücken dieselbe; Straßenbahnen, elektrische Beleuchtung, Wasser- und Gaswerke, cementirte Gehwege 2c., alle Einrichtungen einer Großstadt — sogar ein Opernhaus! — sind dort vorhanden. Eine elektrische Eisenbahn nach Los Angeles ist im Bau begriffen. Der Werth des Grundeigenthums ist in Pasadena fast so hoch wie in Los Angeles. Etwa eine englische Meile von der Stadt liegt das vorhin erwähnte riesige „Raymond-Hotel“ wie ein fürstliches Schloß auf einem hohen Hügel und blickt weit in das Land hinaus. Breite Verandas umkränzen dasselbe; die Blumenpracht in den Anlagen erinnert an das berühmte „Hotel del Monte“ in Monterey. Das Raymond-Hotel und die Gasthäuser in Pasadena sind im Winter von Fremden so überfüllt, daß in ihnen alsdann kaum ein Unterkommen zu finden ist. Werden doch die 400 Prachtgemächer im „Raymond“ meistens schon vor dem Beginn der „Saison“ bis zum Frühjahr sämmtlich von reichen Bostonern mit Beschlag belegt! Eine Kurbelbahn wird das Hotel bald mit Pasadena verbinden. Die Aussicht von einem der Thürme des Gasthofes auf die nahe Sierra Madre und das San Gabriel-Thal ist entzückend schön. Ringsum liegen prächtige zahlreiche Villen mit Erkern und Thürmen, große Orangenhaine, Parkanlagen, Gärten u. s. w.

Leider hat aber auch in Pasadena der Temperenz-Fanatismus die Oberherrschaft erlangt und ist mit dem unter Hochdruck arbeitenden Unternehmungsgeiste der Yankees in die reizende Stadt gezogen. Hier, und fast in allen vornehmen Gasthöfen Südkaliforniens, sind Wein und Bier geradezu verpönt. In Los Angeles, San Diego und anderen größeren Städten besitzt dieser heuchlerische Temperenzfanatismus noch nicht Macht genug, um seine Herrschaft geltend zu machen. Dort kann ein vernünftiger Deutscher oder Amerikaner so viel Wein oder Bier 2c. bekommen, als ihm beliebt; und guter vortrefflicher Wein wird auch von unseren Landsleuten in großer Menge in Südkalifornien auf sonnigen Rebengeländen gebaut und in mächtigen Kellern und Gewölben zum Labsal der Dürstenden und Fröhlichen gekeltert und verzapft. Aber in den kleineren neuen Städten haben die frommen Soda-Trinker ganz das Uebergewicht. Da „local option“, d. h. das Recht jeder einzelnen Municipalität, ihre Gesetze für den Ausschank von Wein, Bier oder geistigen Getränken selbst zu bestimmen, neuerdings von der obersten Gerichtsbehörde in Kalifornien anerkannt worden ist, so stehen unseren lebensfrohen Landsleuten in den von den Yankees regierten kleineren südkalifornischen Ortschaften gewiß schlimme Tage bevor. Sonntags- und Temperenzzwang im fröhlichen Kalifornien! man sollte es nicht für möglich halten! — Und doch werfen jene finsteren Gespenster bereits ihren Schatten vor sich hin in das sonnige Land, dem wohl mancher erbitterte Kampf mit ihnen als unerfreuliche Zugabe des herrlichen „booms“ in Aussicht steht.

Der Ehrgeiz von Los Angeles nimmt in neuerer Zeit einen immer höheren Flug. Es wird dort jetzt öffentlich dafür agitirt, aus Südkalifornien einen neuen Staat zu bilden, dessen Hauptstadt selbstverständlich Los Angeles sein würde. Seitdem die Yankees ihre Unternehmungen auch nach dem mittleren und nördlichen Kalifornien ausgedehnt

haben und sich in diesen Gegenden ebenfalls ein fröhlicher „boom" bemerkbar macht, hat sich der Haß der Bewohner der Engelsstadt besonders gegen den großen Bruder San Francisco gerichtet. Die Metropole am goldenen Thor ist in Los Angeles arg verschrieen. Man dichtet ihr dort die sinnloseste Eifersucht gegen das Emporblühen von Los Angeles an, obgleich gerade San Francisco dieselbe beglückwünscht und der Aufschwung Südkaliforniens seinem Handel unermeßliche Vortheile gebracht hat. Vorläufig hat es aber mit einer Zertheilung des Staates in zwei Hälften gute Wege, da zwei Drittel der stimmberechtigten Bevölkerung damit einverstanden sein müßte. San Francisco allein enthält fast ein Drittel der Einwohnerzahl von Kalifornien, und in allen nördlichen Counties würde eine überwältigende Stimmenmehrheit gegen einen solchen Plan sein.

Mehr als alles Andere wünscht Los Angeles einen guten Seehafen zu erwerben, um seinem Handel neue Bahnen zu eröffnen. Der von den Vereinigten Staaten mit einem Kostenaufwande von mehr als 700000 Dollars an der Wilmington-Bucht angelegte künstliche Hafen von San Pedro war von jeher das Gespött der bitter gehaßten San Franciscoer; San Diego, als Nebenbuhler der Engelsstadt, kommt vollends gar nicht in Betracht. Den Plan, den Los-Angeles-Fluß zu vertiefen und so den Seeschiffen einen Zugang unmittelbar bis nach Los Angeles zu verschaffen, wurde als unpraktisch wieder aufgegeben. Da entdeckten die Yankees am niedrigen Strande der Bai von Santa Monica, 17 Meilen von Los Angeles und vier Meilen vom Seebad Santa Monica entfernt, eine Lagune und dahinter eine ansehnliche Strecke Sumpfland. Dies war der Platz für den ersehnten Hafen, der den Namen Ballona (Bajona) führen soll. Flugs ward dort die Stadt Ballona „ausgelegt". Man ist jetzt hart an der Arbeit, die Lagune in ein zwei Meilen langes und eine halbe engl. Meile breites Tiefwasserbassin, mit geräumigem Ausgang für Seedampfer, umzuwandeln. Zwei 1500 Fuß lange und 200 Fuß von einander entfernte Molos sollen vom Hafen in die See hinausgebaut werden. Am Ufer des Hafens errichtet man bereits stattliche Steinquais; eine 18 Meilen lange Eisenbahn wird Ballona mit Los Angeles verbinden. Die Bewohner der Engelsstadt reden davon, das Sumpfland ausgraben zu lassen und dort einen Hafen, so groß wie die Bai von San Francisco, herzustellen!

Man kann sich des Lächelns nicht erwehren, wenn eine Zeitung in Los Angeles selbstbewußt schreibt: „Karthago und Syrakus haben große künstliche Seehäfen erbaut; weshalb können wir nicht dasselbe thun?" — Der Verkauf von Grundstücken in Ballona City wird das für die Hafenanlagen nöthige Kapital liefern — und Los Angeles wird und muß, San Francisco und San Diego zum Trotz, ein Seehafen ersten Ranges werden!

Den Hafen von San Pedro, der mit Los Angeles durch eine 25 Meilen lange Eisenbahn verbunden ist, lernte ich auf meiner Rückreise nach San Francisco, die ich auf dem Seewege zurücklegte, etwas genauer kennen. Er besteht aus einem durch einen Steinmolo und zwei Felsinseln geschaffenen langen Tiefwasser-Bassin, vor dessen Einfahrt aber eine Sandbarre liegt, auf welcher zur Zeit der höchsten Fluth nur 16 Fuß Wasser, zur Zeit der Ebbe nur zehn Fuß Wasser steht. Die Seedampfer bleiben deshalb stets zwei engl. Meilen draußen in der offenen San-Pedro-Bai liegen und befördern Passagiere und Fracht vermittelst Lichterfahrzeugen (leighters) an Bord und ans Ufer, was für die Passagiere äußerst unangenehm und zeitraubend ist und die Güter-Versendung bedeutend vertheuert. Im inneren Hafen gewahrte ich nur kleinere Fahrzeuge, meistens Schoner vom Puget-Sund, die mit Bauholz beladen waren. Um die Sandbarre auszubaggern und den Hafen in einen einigermaßen guten Zustand zu versetzen, würde noch einige Hunderttausend Dollars Ausgaben verschlingen und die Summe von einer Million Dollars voll machen, die auf die Bundesregierung fällt, welche alle Kosten für die Anlage des San-Pedro-Hafens trägt.

Bei stürmischem Wetter bietet die Bai von San Pedro der Schiffahrt nur geringen Schutz. Die See ist dort alsdann so unruhig, daß die Dampfer mitunter gar nicht anhalten. Die Santa-Catalina-Insel liegt etwa 20 Meilen westlich von San Pedro entfernt und hindert die schweren Wogen des Oceans nicht, bei Südweststürmen ungehindert in die Bai hineinzurollen. Jene Insel umfaßt 48825 Acker und ist sehr gebirgig. Ihr höchster Punkt erhebt sich 2800 Fuß über die Meeresfläche. Die Insel Santa Catalina gehörte zum Nachlasse des bekannten Millionärs James Lick in San Francisco, der sein ganzes riesiges Vermögen für gemeinnützige Zwecke bestimmt hat. Von den Verwaltern des Lick-Nachlasses wurde die Insel neuerdings für 200000 Dollars verkauft. An ihrer Westseite befindet sich eine schöne Bucht, an welcher die gegenwärtigen Besitzer der Insel ein großes Gasthaus erbauen lassen wollen, mit der Absicht, dort ein Seebad ersten Ranges einzurichten.

Kürzere Mittheilungen.

Mozambique.

Zur Charakteristik der Insel und Stadt Mozambique entnehmen wir einem Aufsatze des Herrn R. P. Courtois in den „Missions Catholiques" folgendes:

Die Insel Mozambique ist unter dem 15. Grade s. Br. und unter dem 40. Grade ö. L. von Greenwich gelegen. Sie ist im allgemeinen flach und niedrig und ruht auf einer Korallenbank. Der Küste entlang erheben sich an einigen Punkten steile röthliche Felsen, welche zackig sind wie eine Säge. Vorwiegend ist der Boden aber sandig und mit einem üppigen Palmenwuchse bedeckt. Ihre Lage an einer der besten Buchten von Ostafrika hat sie zum Sitz der Regierung und zu einem Punkte von hoher strategischer Wichtigkeit gemacht.

Entdeckt von Vasco da Gama am 1. März 1498, war die Insel zu dieser Zeit der Sitz einer beträchtlichen Ansiedelung, und ihr Hafen wurde schon damals von zahlreichen Schiffen aufgesucht. Vasco Gomes de Abrea ließ das erste Festungswerk errichten, dort wo sich heute der Palast des

Gouverneurs erhebt; Don Juan de Castro aber verlegte es nach seiner heutigen Stelle, an die nordöstliche Spitze der Insel, am Eingange in die Mozambique-Straße, wo es von einem undurchdringlichen Gürtel von Felsen beschützt wird.

Die Stadt ist klein, aber hübsch und freundlich, und es giebt sonst nur wenige Städte, die sich einer so peinlichen Reinlichkeit erfreuen können. Die Häuser sehen orientalisch aus, mit ihren Terrassen und Verandas und mit ihren etwas grellen, im Lande üblichen Wandmalereien. Diese blauen, rothen, gelben und braunen Bilder haben den Vortheil, daß sie die Sonnenhitze mäßigen und dem Auge sehr wohlthuend sind. Man bemerkt einige gute Läden und eine Unmenge kleiner Buden und Schenken, in denen sich die kleineren Geschäftsleute herumtreiben. Die Hauptfaktoreien gehören zwei französischen Großkaufleuten. Die imposantesten Gebäude der Stadt sind die alte Festung von St. Sebastian und das noch unfertige neue Hospital. Der Palast des Gouverneurs, als welcher das frühere Jesuitenkolleg dient, ebensowie die Schatzkammer, die Kunst- und Gewerbeschule, der Wohnsitz des Bischofs und das Rathhaus sind hübsche Bauten, sind aber weder hinsichtlich ihrer Architektur noch ihrer Ausschmückung besonders bedeutend. Der erstgenannte Palast, der seinen früheren Namen, „Palast des Heiligen Paulus", noch immer beibehält, ist in dem besten Stadttheil gelegen, mit Aussicht auf den Hafen und den Quai und etwa 50 m von dem Meere entfernt, von dem er durch eine schöne, schattige Promenade getrennt ist. Mitten auf dem Platze befindet sich der Pavillon der Stadtmusiker, die hier an jedem Sonntag und Donnerstag die Vorübergehenden durch ihre Weisen ergötzen. Rechts vom Palast sieht man die verlassene Kirche des alten Jesuitenkollegs, dessen Thurm jetzt als Standort einer Wache dient, welche die Aufgabe hat, die Stunde mit einem Hammer auf der Glocke zu schlagen.

Das übliche Transportmittel in der Stadt und auf der Insel überhaupt ist die „Machila", eine Art Tragstuhl für zwei Personen, die sich einander gegenüber sitzen. Dieser Stuhl hängt von einer starken Stange herab, welche an ihren beiden Enden von je zwei Negern auf dem Kopfe getragen wird. Merkwürdig ist es, daß Esel als Lastthiere auf der Insel nicht eingeführt werden, da sie auf dem gegenüber liegenden Festlande von Mossuril in großer Zahl vorhanden sind.

Die Stadt besitzt eine Nationaldruckerei, deren Wirksamkeit aber aus Mangel an guten Arbeitern sowohl wie an hinreichenden Typen eine sehr beschränkte ist. Das Arsenal, das früher nur aus einigen unvollständigen Werkstätten bestand, ist heutzutage viel besser im Stande und wäre wohl zu der Ausführung größerer Arbeiten fähig. An der Spitze der Insel, wo sich der Boden allmählich nach dem Meere hin senkt, befindet sich das Pulvermagazin, ein wenig weiter der katholische Friedhof St. François Xavier und endlich die verlassenen und unkultivirten Stätten, wo die Eingeborenen ihre Todten verbrennen oder sie dem auflösenden Einflusse der Sonne überlassen.

Die Stadt Mozambique theilt sich in zwei Viertel: das europäische Viertel und das Viertel der Eingeborenen. Das erstere, welches zugleich das ausgedehnteste Viertel ist, nimmt bei dem Hospital seinen Anfang und erstreckt sich bis zu der Festung von St. Sebastian, die durch eine schöne, mit Bäumen bepflanzte Promenade mit der Stadt verbunden ist. Das zweite, im Süden, führt den Namen „Inselspitze". Die Bevölkerung ist eine sehr gemischte und wird auf ungefähr 12 000 Einwohner geschätzt. Drei Viertel sind Kaffern verschiedenen Stammes, indische Banianen, Bathias, Parsi, Araber 2c. Verhältnißmäßig groß ist die Zahl von Indiern aus Goa, die zum Theil Kaufleute, zum Theil Deportirte sind. Die Mohammedaner machen Proselyten unter den Schwarzen, die bei ihnen in Diensten stehen, aber die meisten sind nur dem Namen nach Bekehrte. Die Negerinnen der Stadt tättowiren sich das Gesicht mit gelber oder rother Farbe, indem sie lange, punktirte Linien auf Stirn und Backe ziehen, während andere Gesicht und Haare mit Kalk bestreichen.

Es giebt in Mozambique kein trinkbares Quellwasser, sondern nur wenige Brunnen, die Brakwasser enthalten. Als Ersatz besitzt die Insel eine große Anzahl gewaltiger Cisternen, die sich während der Regenzeit füllen und das ganze Jahr hindurch Wasser für den Haushaltungsbedarf liefern. Wenn aber der Regen ausbleibt, herrscht eine furchtbare Wassersnoth, und das Trinkwasser muß dann von der Küste von Mossuril mittelst Kähnen und mit bedeutendem Aufwand von Zeit und Geld herbeigeholt werden.

Das Klima kann man weder schön noch gesund nennen, dennoch verdient es nicht den sehr schlimmen Ruf, den es früher genoß; wurde doch die Insel von ihren ersten Eroberern als „Kirchhof der Portugiesen" bezeichnet. Jeder, der die üblichen Gesundheitsmaßregeln beobachtet, kann sich ebenso wahrscheinlich in Mozambique des Wohlseins erfreuen wie in Europa. Exzesse jeder Art sind indessen äußerst gefährlich und jugendliche Fehler und Extravaganzen, die in Europa an so vielen Schwächen des Alters schuld tragen, rächen sich hier noch rascher und in noch ernstlicherer Weise.

Vor der Insel Mozambique liegen die beiden Koralleninseln Goa und Sena. Auf der ersteren steht ein Leuchtthurm, der mit dem von der Festung von St. Sebastian in Verbindung die Durchfahrt durch die Barre anzeigt.

F.

Eine Legende der Salomons-Insulaner.

Eine sehr interessante Legende, welche gleichzeitig auf die Entstehung derartiger Sagen ein helles Licht wirft, erzählt Woodford gelegentlich einer naturwissenschaftlichen Mittheilung im zweiten Hefte der „Proceedings" der Londoner Zoologischen Gesellschaft. Auf den Salomons-Inseln findet sich ein naher Verwandter des australischen Tallegalla, Megapodius Brenchleyi, der aber seine Eier nicht in Haufen verwesender Blätter, sondern in den von der Sonne durchglühten Sand legt. Er ist besonders häufig auf der Insel Savo und seine Eier bilden in allen Stadien der Entwickelung ein wichtiges Nahrungsmittel für die Bewohner dieser Insel. Es mußte denselben natürlich auch bald auffallen, daß der Vogel seine Eier nur an zwei Stellen der Insel ablegt. Die naheliegende Erklärung, daß diese Stellen die einzigen kahlen Sandflächen der Insel sind und also auch nur an ihnen der Sand genügend von der Sonne erhitzt wird, um die Eier auszubrüten, genügt der Phantasie der Insulaner nicht; sie haben darum folgende Legende ersonnen:

Die Insel verdankt ihr Dasein und ihre Bevölkerung dem Haifisch; er trug so lange Steinblöcke zusammen, bis sie über die Meeresfläche emporragten, dann setzte er einen Mann und eine Frau, eine Yamsstaude und ein Megapodiuspärchen darauf und übergab ihnen die neue Insel. Sie gediehen und vermehrten sich. Damals nisteten die Vögel noch, wo sie wollten, und darüber gab es bald Streit, die Menschen liefen zum Strande, riefen den Hai und klagten ihm, daß die Vögel ihnen immer die Yamspflanzungen zerwühlten, und daß sie nicht länger mit ihnen zusammen wohnen könnten. Der Hai erhörte endlich die Klagen und nahm alle Vögel von der Insel weg. Aber damit verschwanden auch die delikaten Eier, und die Insulaner sahen sich ausschließlich auf Yamswurzeln und Fische angewiesen, und

das gefiel ihnen auf die Dauer gar nicht. Schließlich erbarmte sich der Hai und brachte die Vögel wieder zurück, aber um fernere Beschwerden zu verhüten, wies er ihnen die beiden kahlen Flächen zu Nistplätzen an. Die Insulaner waren damit sehr zufrieden und vertheilten alsbald diese Stellen unter sich. Jede Familie besitzt seit alter Zeit ein Stück der Sandfläche, auf denen sie ausschließlich nach den Eiern graben darf, und nur die großen Monitor-Eidechsen machen ihnen eine rücksichtslose Konkurrenz. Merkwürdig ist nur, daß die Vögel trotz der eifrigen Verfolgung nicht nur nicht ausgerottet werden, sondern recht häufig sind; Woodford konnte für einen kleinen Strang Tabak zehn Stück eintauschen. Ko.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der ethnographischen Sektion der russischen Geograph. Gesellschaft hielt der russische Konsul aus Hammerfest, Herr Ostrowski, einen interessanten Vortrag über das Volk der Lappen. Die Gesammtzahl derselben, sowohl der zu Norwegen wie der zu Rußland gehörigen, beträgt jetzt nicht mehr ganz 30 000 Seelen. Der größere Theil, 17 000 bis 18 000, lebt auf norwegischer Seite, wo diesem Volksstamme jetzt in Erforschung seiner Sagen, Sitten, Lebensweise eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet wird. Die norwegischen Lappen machen im allgemeinen nicht den jämmerlichen Eindruck, wie die russischen, obwohl diese letzteren unter verhältnißmäßig nicht ungünstigen ökonomischen Bedingungen leben. Für die ersteren ist jetzt der Uebergang zum seßhaften Leben charakteristisch, und in Gegenden, wo sie, unvermischt mit anderen Völkern, für sich allein leben, ist eine gewisse Zunahme und keine Abnahme der Bevölkerung bei ihnen wahrzunehmen. Dagegen vermindert sich das Lappenthum überall dort, wo andere Stämme ihnen den Boden streitig machen, und das geschieht von Seiten des finnischen Elementes, welches in unaufhaltsamem Fortschritte nach Norden sich allmählich ausbreitet.

— Der charakteristische Zug der Landwirthschaft in den mittleren Strichen Rußlands ist nicht sowohl der Getreidebau, als vielmehr der Flachsbau. So kommt es, daß Rußland nach Aussage eines Nationalökonomen um ein Viertel oder ein Fünftel mehr Leinfaser produzirt, als die ganze übrige Welt zusammengenommen, und daß die Linnenindustrie dort noch einen sehr bedeutenden Platz neben der sich immer kräftiger entwickelnden Baumwollenindustrie behauptet hat. Um so mehr erregt es Schrecken, daß seit einigen Jahren starker Raupenfraß die Flachssaaten heimsucht, ein Uebel, das in diesem Jahre besonders die Gouvernements Wladimir, Kostroma, Jaroslaw, Twer, Moskau, Nischni-Nowgorod, Smolensk und theilweise Wologda betroffen hat. Infolgedessen hat man sogar angefangen, sich nach einem Ersatz für die seit Jahrhunderten so intensiv betriebene Flachskultur umzusehen und hat in den südlichsten Gouvernements — in der Krim, im Kaukasus, auch in dem neugewonnenen transkaspischen Gebiete — Versuche mit der Jutepflanze angestellt, die selbst in der Krim, unweit Jalta, an der Südküste, noch erfolgreich gewesen sind.

Asien.

— Ein Vortrag, den Dr. Cl. Paster am 15. November vor der Geographischen Gesellschaft zu München hielt, enthält die folgenden Darlegungen über die Insel Sumatra: Die Malayen nennen die große Insel „Pulo Percha“, d. i. „Insel der Gutta-Percha“. Das vulkanreiche Barissan-Gebirge, welches sie von N.W. nach S.O. durchstreicht, stürzt gegen die Südwestküste und den offenen Ozean steil ab, während es gegen die Nordostküste und das südostasiatische Inselmeer hin allmählich in ein von großen schiffbaren Flüssen durchströmtes Tiefland übergeht. Die Vegetation ist infolge des feuchtwarmen Klimas eine überaus mächtige, und zugleich auch im Gegensatze zu der javanischen noch eine sehr urwüchsige. Auch die Fauna zeichnet sich sowohl durch Mannigfaltigkeit als auch durch Größe und Schönheit der Arten aus. Die malayischen Bewohner, die sich selbst „orang malayu“, d. i. „herumschweifende Leute“, nennen, erinnern durch ihre vorstehenden Jochbogen an die Mongolen und sind von Charakter ruhig und bedächtig, aber auch rachsüchtig und hinterlistig. Ausgesprochene Vorliebe haben sie für Schmuck aus edlem Metall und für schöne Waffen (Kris). Ihre Hauptnahrung ist der Reis, ihre Hauptbeschäftigung Handel und Schiffahrt. Die malayische Sprache ist sehr einfach in ihrer Grammatik und hat aus diesem Grunde eine große Verbreitung durch den hinterindischen Archipel erlangt. Die Religion ist seit lange die mohammedanische. Die wichtigsten Stämme sind die Battaker und die Atschinesen. Die Anthropophagie der ersteren ist im Abnehmen.

Nach einer amtlichen russischen Aufstellung bezifferte sich der Handel Rußlands nach China auf dem Landwege 1887 in runder Summe auf 34 Millionen Rubel, wovon aber kaum 25 Proc. auf den Export kamen. Die Hauptartikel des letzteren waren Getreide, Schweine, Zucker, Baumwollenwaaren, Schaffelle, Leder, Pelze. Thee (für reichlich 24 Millionen Rubel) bildete den weitaus wichtigsten Artikel der Einfuhr. Die Ziffer des Exportes soll aber in starkem Steigen, die des Importes dagegen im Sinken begriffen sein.

Afrika.

— Der italienische Reisende L. B. Robecchi hat an den Präsidenten der Geographischen Gesellschaft zu Rom unter dem Datum des 18. Juli 1888 einen Brief aus Harrar gerichtet, demzufolge es ihm gelungen war, in Begleitung von einigen Somalis diesen Punkt von Zeila aus zu erreichen, dabei eine Reihe topographischer Aufnahmen und Höhenmessungen vornehmend und auch den botanischen und zoologischen Verhältnissen seine Aufmerksamkeit zuwendend. Er bezeichnet den Weg als verhältnißmäßig sicher, stieß in Harrar selbst aber auf starkes Mißtrauen bei der Bevölkerung (Vergl. das „Bolletino“ der Ital. Geogr. Gesellschaft 1888, p. 820 ff.).

— Das Deutsche Emin-Pascha-Komité hat den Beschluß gefaßt, Lieutenant Wißmann sobald als thunlich nach Ostafrika zu entsenden, damit derselbe auf einem von ihm

selbst gewählten Wege den Versuch mache, nach Wadelai vorzudringen und Emin Beistand zu bringen. Man glaubt, daß der Reisende als Ausgangspunkt seiner Expedition Deutsch-Witu-Land wählen wird.

— Joseph Thomson äußert sich nach einem heftigen Ausfalle gegen die deutsche Kolonialpolitik — der nichts Freundliches von seiner geplanten Emin-Pascha-Expedition für Deutschland erwarten läßt — über den ostafrikanischen Sklavenhandel und über die deutsch-englisch-portugiesische Blockade zur Verhinderung desselben, wie folgt: Die Unterdrückung des Sklavenhandels hat nichts mit den Ereignissen in Ostafrika zu thun, und die über die ostafrikanische Küste verhängte Blockade wird ihn nicht im geringsten verhindern. Der Sklavenhandel ist gegenwärtig im wesentlichen ein Binnenhandel, unterhalten, um die Gegenden im Inneren mit Waaren und die Plantagen und Haushaltungen an der Küste mit Arbeitskräften zu versorgen. Das ganze Resultat der Blockade wird also sein, daß man einige hundert Sklaven, die unter anderen Umständen nach Pemba befördert worden wären, in Reserve halten wird, bis sie genügend zugestutzt sind, um als Träger und Hausdiener passiren zu können. Der Handel im Binnenlande wird völlig ungestört weiter betrieben werden. Die deutsche Emin-Pascha-Expedition zu unterstützen, warnt Herr Thomson sowohl die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft als auch die englische Regierung.

— Nach einem Referate J. Hann's über Tacchini's Untersuchungen bezüglich des Klimas von Massana („Meteorologische Zeitschrift", 1888, S. 155 ff.) ist dieser Ort, der bekanntlich für den heißesten der Erde gilt, nicht sowohl durch die höchsten absoluten Temperaturen ausgezeichnet, als vielmehr durch das Anhalten sehr hoher Temperaturen. Die Temperatur des heißesten Monats (des August, mit 34,7° C.) wird von der Julitemperatur des Pendschab, Mesopotamiens rc. noch übertroffen, aber die Temperatur ist dort nicht so gleichmäßig hoch. Die mittleren Jahresextreme sind 41,5° und 19°, und selbst in Süd-Europa hat man höhere Temperatur-Maxima beobachtet. So hatte Palermo im Jahre 1885 am 5., 8. und 4. August 43,1° bezw. 40° und 45,5°, während Massana an denselben heißesten Tagen nur 38,1°, bezw. 38,1°, bezw. 38,2° hatte. Die mittlere Temperatur des heißesten Monats in Palermo bleibt aber trotzdem noch um ein Geringes hinter der mittleren Temperatur des kältesten Monats in Massana zurück. Die mittlere Temperatur des Jahres beträgt in Massana 30,2°, die des Sommers 34,1° und die des Winters 26,0° (des Januar 25,4°). Der jährliche Gang der Temperatur ist der eines typischen Seeklimas. — Der Regenfall ist sehr spärlich und auf den Winter beschränkt, während in den benachbarten Gebirgsländern ziemlich das Umgekehrte der Fall ist.

Allgemeines.

— Der Internationale Amerikanisten-Kongreß zu Berlin hat sein Programm im allgemeinen genau in der Weise erledigt, wie es vorher aufgestellt worden war (Vergl. S. 80), und seine Verhandlungen werden nicht verfehlen auf die ethnologische Durchforschung der Neuen Welt in einem hohen Grade befruchtend einzuwirken. Sehr imposant zeigte sich die deutsche Wissenschaft auf dem Kongresse, und es kann danach kaum ein Zweifel daran bestehen, daß die deutschen Gelehrten zur Lösung der großen Räthsel, welche uns die amerikanischen Kultur- und Naturvölker aufgeben, in den letzten Jahren das allermeiste beigetragen haben — dank der strengen induktiven Methode, der sie bei ihren Untersuchungen gefolgt sind. Freilich hatten die deutschen Forscher bei ihren Vorträgen auch den unschätzbaren Vortheil, die großartige Schöpfung Bastians — das Berliner Museum für Völkerkunde — unmittelbar zu ihrer Verfügung zu haben. Die deutschen Namen, welche in den Verhandlungen besonders hervortraten, waren diejenigen von Reiß und Stübel, Bastian, Virchow, Karl von den Steinen, Emil Schmidt, Nehring, Fritsch, Steinthal, Strebel, Seeler, Uhle, Andree, H. H. Müller rc.; die ausländischen diejenigen von Hamy, Gaffarel, Morse, Cora, Borsari, Netto rc. Auf den Inhalt einzelner Vorträge, von denen wir voraussetzen dürfen, daß sie für unsere Leser von höherem Interesse sind, gedenken wir zurückzukommen.

— Guyot Daubès hat in der „Revue d'Anthropologie" eine interessante Untersuchung über Anomalien der menschlichen Finger veröffentlicht. Bezüglich der anomalen Zahl derselben unterscheidet er Etrodaktylie (Unterzähligkeit) und Polydaktylie (Ueberzähligkeit) und er vertritt die Ansicht, daß beide Anomalien dazu neigen, sich zu vererben. So könnte nach seinen Ausführungen durch Zuchtwahl füglich eine sechsfingerige Menschenrasse entstehen, von der man aber kaum behaupten dürfte, daß sie besser mit Gliedmaßen ausgerüstet sei wie die fünffingerige.

— Professor Robert Wallace macht in seinem Buche „India in 1887" auf die Thatsache aufmerksam, daß die Hausthiere Indiens (Büffel, Schafe, Schweine, Pferde) bis auf einen ganz geringen Prozentsatz, der aus schwächlichen Individuen gebildet werde, eine schwarze oder doch dunkle Hautfarbe besitzen, auch wenn das Haar darüber hell sein sollte, und er ist geneigt, dies als eine Schutzeinrichtung bezüglich des Klimas anzusehen. Freilich erscheine es seltsam, daß eine dunkle Haut, die einen größeren Betrag von Sonnenstrahlen absorbire, ein Thier besser befähigen solle, ein heißes Klima zu ertragen, als eine helle, die einen großen Theil der Sonnenstrahlen zurückwerfe. — Bemerkenswerth ist in jedem Falle die Analogie, die in der fraglichen Hinsicht zwischen den menschlichen und thierischen Bewohnern der Tropen besteht.

— Das französische Marine- und Kolonialministerium hat vor kurzem einen Bericht über die französischen Kolonien (ausgenommen Algerien und Tunis) veröffentlicht. Abgesehen von dem Kongogebiete, dessen Umfang nicht genau angegeben werden kann, umfaßt das französische Kolonialreich demnach rund 2 Mill. qkm und 22 Mill. Einwohner. In Bezug auf die direkten Handelsbeziehungen zum Mutterlande stehen unter den Besitzungen obenan Martinique und Guadeloupe, die im letztvergangenen Jahre für 17 Mill. Franks Waaren nach Frankreich sandten. Ihnen zunächst steht Französisch-Indien mit einem auf das Mutterland gerichteten Export von 16 Mill.; dann folgen St. Pierre und Miquelon mit 15 Mill., Senegambien mit 14 Mill., Reunion mit 10 Mill. und Guyana mit 5 Mill. — Alle anderen französischen Besitzungen (besonders in West- und Ostafrika) senden zusammengenommen für 8 Mill. Franks.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIV. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1888.

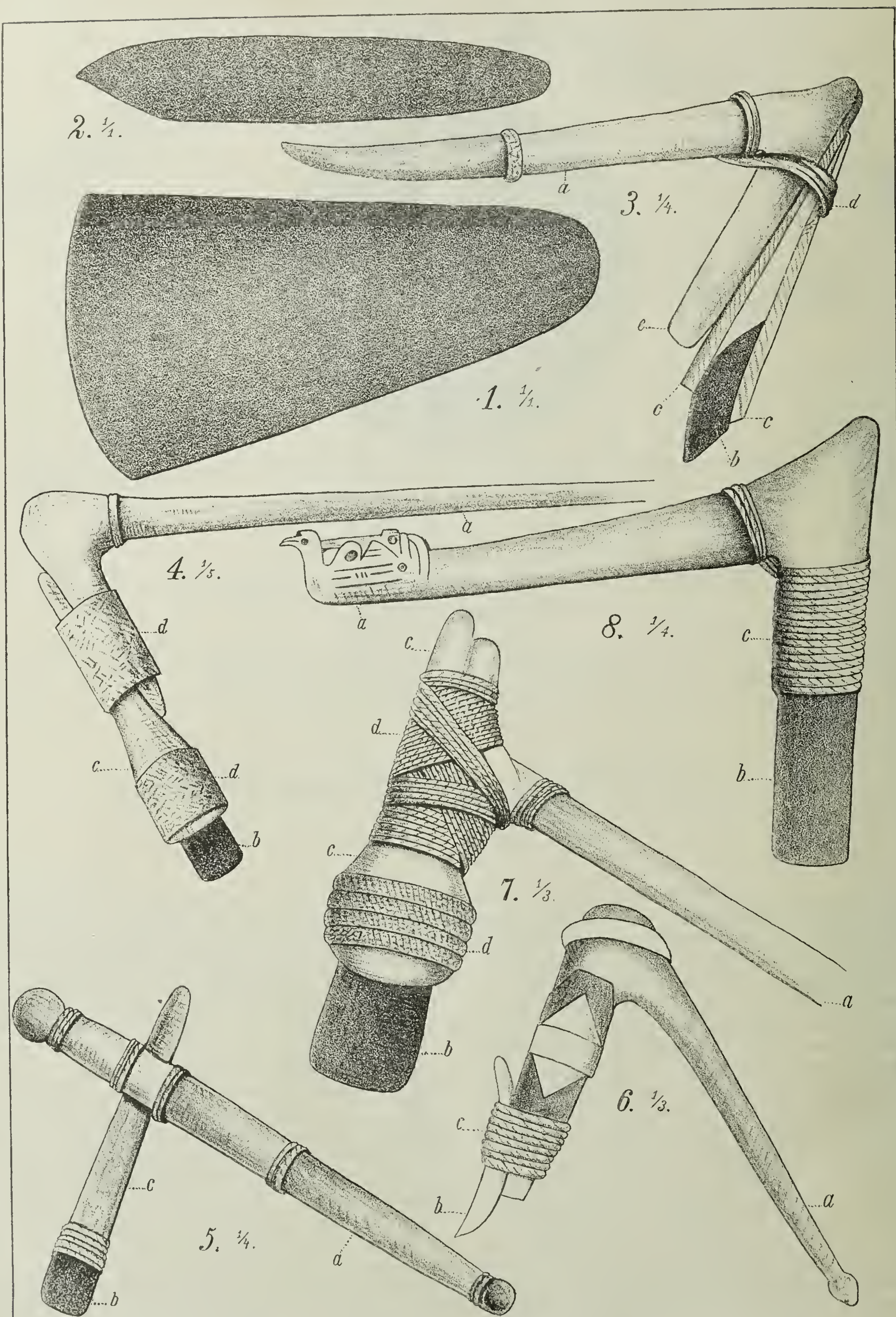
Dr. O. Finsch's Typen aus der Steinzeit Neuguineas.

(Mit zwei Bildertafeln.)

Zu der geringen Zahl von Völkern, welche bis zur Gegenwart fast unberührt von dem sonst so mächtigen Einflusse der Weißen wie auch der Kulturvölker Ostasiens geblieben sind, gehören vor allen die Papua von Neuguinea — ganz besonders die Bewohner der Nord- und Ostküste, also auch des Kaiser-Wilhelmslandes. Denn diese Gegenden wurden bis auf die neueste Zeit äußerst selten besucht, keinesfalls aber in den Verkehr hineingezogen, der sonst in diesen Theilen der Südsee vorzugsweise aus Kopra-Handel und Arbeitererwerbung besteht; auch die Mission hatte noch nirgends Fuß gefaßt. Man darf daher sagen, daß die Papua der Nordküste jene volle Originalität ihrer Lebenszustände wie ihrer Handfertigkeitserzeugnisse bewahrt haben, welche anderen Zweigen ihrer Rasse ganz oder theilweise verloren gegangen ist. Und diese Thatsache ist um so erfreulicher, als die eben genannten Eingeborenen nicht etwa ausschließlich auf die Erwerbung ihres Lebensunterhaltes bedacht sind, sondern trotz ihrer einfachen Werkzeuge, die vorzugsweise aus Steinen und Muscheln gefertigt werden, aus den ihnen von der Natur dargebotenen Produkten Erzeugnisse herzustellen verstanden, die wegen ihrer Mannigfaltigkeit, Brauchbarkeit und Eleganz in ihrer Art den Anspruch von kunstgewerblichen Gegenständen machen dürfen. Aus diesem Grunde muß es daneben begrüßt werden, daß der wissenschaftliche Entdecker des Kaiser-Wilhelmslandes — Dr. O. Finsch — seinem kürzlich erschienenen Reisewerke, betitelt: „Samoafahrten", einen einzeln käuflichen Ethnologischen Atlas unter der Bezeichnung: „Typen aus der Steinzeit Neuguineas" beigegeben hat. Derselbe, enthaltend auf 24 lithographischen Tafeln 154 Abbildungen, nach Originalen gezeichnet von O. und E. Finsch und von einem erläuternden Text in deutscher, englischer und französischer Sprache begleitet, bezieht sich auf Steingeräthe, Hausbau und Hausgeräth, Töpferei, verschiedenes Geräth, Kanus, Fischereigeräth, Strickereien, Waffen, Masken, Tabu-Gegenstände, Bekleidung und Schmuck; letztere ist am reichlichsten, mit acht Tafeln, bedacht worden. Beide Darstellungsmittel, Bilder und Textworte, zeichnen sich nicht nur durch große Deutlichkeit und Anschaulichkeit aus, sondern bieten selbstredend auch die weitgehendste Gewähr für sachliche Richtigkeit. Daher kann es für den Berichterstatter nur eine angenehme Aufgabe sein, alle Freunde und Kenner der Ethnologie auf dieses ebenso werthvolle wie in seiner Art einzig dastehende Werk aufmerksam zu machen [1]). Die folgenden Zeilen sollen nur einige Hauptpunkte hervorheben.

Die Steinäxte oder Steinbeile, welche nicht als Waffe, sondern als Werkzeug zum Fällen von Bäumen, zum Bau der Häuser und Kanus, zur Zurichtung der Holzstücke für nachfolgende Schnitzereien u. a. m. dienen, inter-

[1]) Dr. O. Finsch's Ethnologischer Atlas zu den Samoafahrten. Leipzig 1888. Ferd. Hirt & Sohn.



Steingeräthe von Neuguinea.

Aexte: 1. 2. 3. von der Astrolabe-Bai; 4. von Finschhafen; 5. vom Sechstroh-Fluß; 6. vom Kap Gourdon; 7. von Guap; 8. von Normanby.

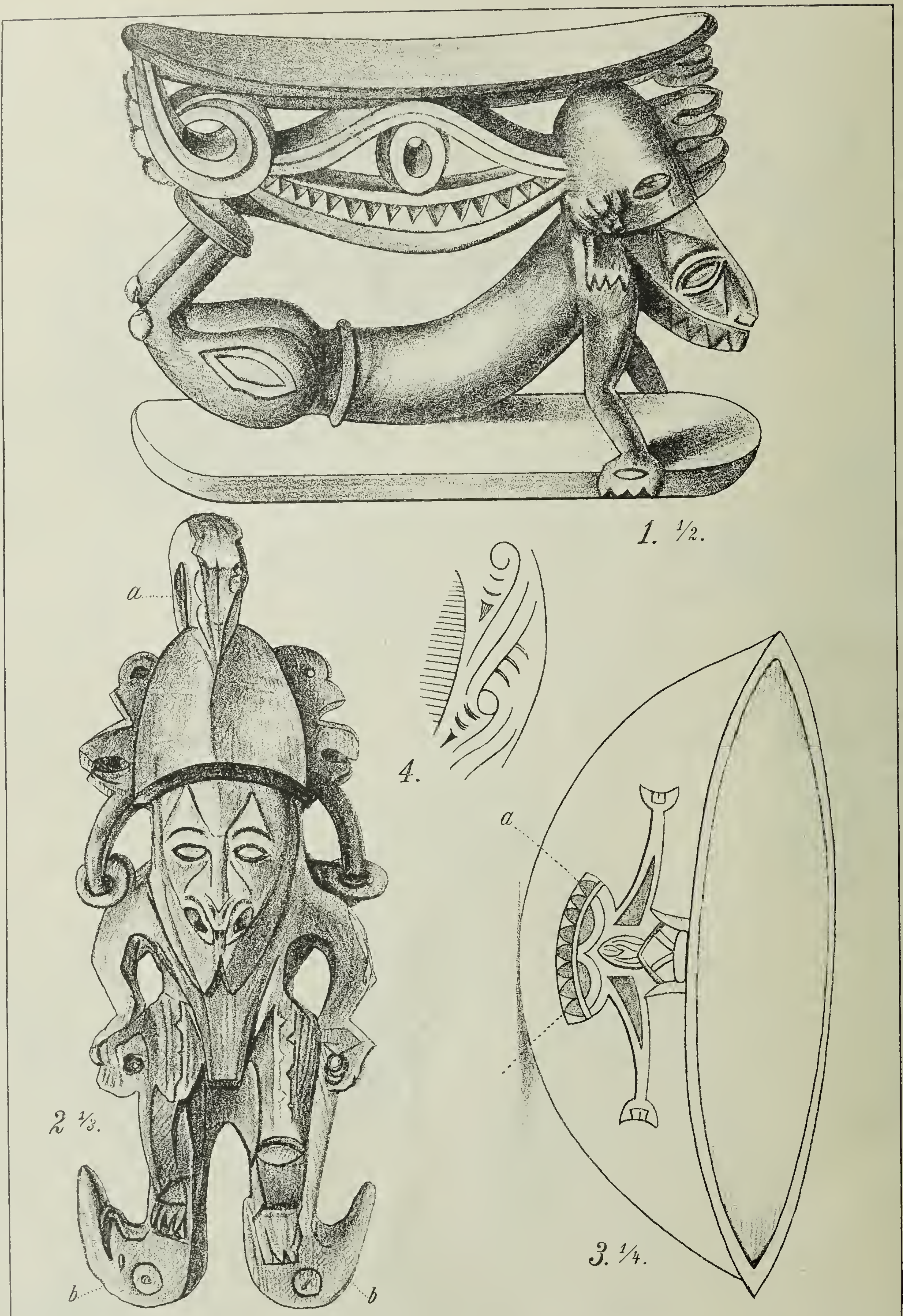
essiren eben so sehr durch das verwendete Material, wie durch die Art ihrer Herstellung. Für die Klingen, die zurecht geschliffen werden, verwendet man entweder harte Steine, meist passende Geschiebestücke von Diorit, Kieselschiefer, Basalt und amorphem Grünstein oder den Schloßtheil gewisser Muscheln, am häufigsten von Tridacna gigas, seltener Hippopus, Mitra oder Terebra. Zum Stiel wählt man in der Regel ein dünnes Stämmchen, das einen recht- oder spitzwinkelig abstehenden Ast besitzt; an den stärkeren Theil befestigt man die Klinge mit Schnüren aus Lianen, gespaltenem Rotang oder starken Bindfaden. Die vollkommensten Formen werden im Westen des Kaiser-Wilhelmslandes hergestellt; hier ist der runde, gerade Holzstiel durchbohrt und in das dadurch entstandene Loch das runde Holzstück, welches vorn die Klinge trägt, eingesteckt. Wo man Eisen erlangen konnte, ersetzt dieses den Stein oder die Muschel.

Eine ziemlich große Mannigfaltigkeit zeigt der Hausbau. Man kann zunächst zwei Haupttypen unterscheiden. Der eine derselben entspricht der Hüttenform, indem das Dach beiderseits bis auf die Erde reicht. Bei der anderen Form steht das Haus selbst auf einem Rost von Pfählen, die bald niedrig, bald hoch sind. Der Grundriß ist vorwiegend rechteckig; der Eingang erfolgt bei dem ersten Typus durch eine ebenerdige Thür, bei dem zweiten führt ein entsprechend langer, schräg gestellter, eingekerbter Treppenbalken empor; die Thüröffnung selbst ist in vielen Fällen besonders überdacht oder mit einem Vorplatze — einer Art Plattform — versehen. Die innere Einrichtung der gewöhnlichen Häuser ist sehr einfach; man erblickt darin einige Ruhebänke, etwas Hausgeräth (wie Töpfe, Schüsseln u. a.) und einige Vorrathsbündel mit werthvollerem Schmuck, in der Mitte endlich die Feuerstätte, wo beständig Feuer gehalten wird; denn einige Stämme verstehen es nicht, die lebendige Flamme zu erzeugen. Größer und kunstvoller als die Wohnhäuser sind die sogenannten Versammlungshäuser, welche, in fast keinem Dorfe fehlend, verschiedenen Zwecken, — als Schlafstätte der unverheiratheten Männer, als Festhütte, zum Empfange fremder Gäste u. a. — dienen und von den Weibern nicht betreten werden dürfen. Mitunter sind sie mit Schnitzereien an den Stützbalken sowie mit geschnitzten und bemalten Thiergestalten aus Holz ausgestattet; zugleich werden in ihnen die großen und kleinen Holztrommeln aufbewahrt, unter denen die sogenannten Signaltrommeln für die Weiber strengstens „tabu“ sind. Wasserbauten kommen in Kaiser-Wilhelmsland nicht vor, wohl aber in der benachbarten, zu Niederländisch-Neuguinea gehörenden Humboldtbai; dieselben sind zwar schon von früher her, zuerst durch die Reise des Kriegsschiffs „Etna“, bekannt, aber die von Finsch sowohl im Atlas als im Reisewerke gegebenen Abbildungen und Mittheilungen vermitteln uns doch erst eine richtige Vorstellung von diesen interessanten Pfahlbauten, insonderheit von dem Versammlungshause in Tobadi, „dem großartigsten und bewundernswerthesten Pfahlbau in Neuguinea und vielleicht der Steinzeit überhaupt“. Noch wollen wir erwähnen, daß die Holzbildnerei der Papua eine Reihe überlebensgroßer menschlicher Figuren hervorbrachte, welche, je nach der Oertlichkeit, mit verschiedenen Namen — als „Telum“ oder „Gabiang“ — bezeichnet, wohl in den Proportionen verfehlt sind, aber doch von dem Fleiße und der Ausdauer der Verfertiger ein beredtes Zeugniß ablegen.

Wenden wir uns zu den Arbeitsgeräthen und Arbeitsleistungen, so sind über die Fischerei, den Kanubau und die Töpferei schon früher einige Andeutungen in diesem Blatte gemacht worden, die nicht wiederholt werden sollen. Dagegen verdient die Strickerei der Papua wegen ihrer vollkommenen Technik Beachtung. Man macht in dieser Richtung hauptsächlich Tragbeutel, verschieden in Größe und Ausschmückung, die zu den unentbehrlichsten Ausrüstungsgegenständen gehören, indem sie den Männern zur Aufbewahrung der täglichen Bedarfsartikel, den Weibern dagegen zum Tragen der Kinder und der Lasten (Feldfrüchte, Holz u. dergl.) dienen. Diese Beutel sind aus bald einfarbigem, bald abwechselnd schwarzem und braunem Bindfaden geknüpft und in mannigfachster Weise mit kleinen Muscheln, Hundezähnen, geflochtenen Pflanzenfaserkettchen, halbdurchschnittenen Coixkernen u. s. w. besetzt und verziert.

Minder hervorragend sind die Leistungen in der Herstellung von Waffen, die wegen des geringfügigen Jagdbetriebes hauptsächlich für den Krieg in Frage kommen. Die Hauptwaffe ist der Wurfspeer, vorzugsweise eine zwei bis drei Meter lange, oft ziemlich schwere Stange, meist aus Palmenholz; das Basis-Ende ist verdünnt, das Spitzenende etwas verdickt und zuweilen mit ein paar Kerbzähnen oder einer Furche versehen. Daneben findet man eine zweite Art Wurfspeer, an dem eine breite, lanzettförmige, etwa 70 cm lange Spitze aus Bambu angebracht, an der Verbindungsstelle aber oft sehr kunstvoll mit Federn, Kuskusfell u. a. verziert ist. Die zweite Art vermag gefährliche Wunden hervorzubringen, wirkt aber doch nur auf 40 bis 50 Schritte. Häufig, aber nicht ganz allgemein, kommen Bogen und Pfeile vor; ersterer aus Palmenholz gefertigt, etwa zwei Meter lang, meist glatt und ohne allen Ausputz, hat eine Sehne aus gespaltenem Rotang; letztere, etwa 140 cm lang, sind von mannigfaltiger Beschaffenheit: fast ausnahmslos aus leichtem Rohr und mit einem runden Spitzenkeile versehen; die Spitze, in Feuer gehärtet, ist öfters mit verschiedenartig geschnitzten Kerb- und Sägezähnen oder Widerhaken ausgestattet. Vergiften der Pfeile kennt man in Neuguinea nicht. Außerdem begegnet man an einzelnen Stellen auch Keulen, Dolchen, Schilden und Kürassen. Die Keulen bestehen meist aus einem über einen Meter langen, flachen, schwertartigen Holzstück, in das bisweilen eigenthümliche Ornamente eingravirt sind. Solche aus Kasuarknochen, ebenfalls hübsch ornamentirt, und vorzugsweise im Westen des Kaiser-Wilhelmslandes gebräuchlich, werden gewöhnlich im Armbande getragen. Schilde, stets aus Holz, zeigen sich in Form und Verzierung an jedem Orte ihres Vorkommens verschieden. Einer der von Finsch abgebildeten, von der Insel Trobriand stammend, zeichnet sich durch kunstvolle Bemalung in Weiß, Roth und Schwarz aus und stellt wohl das Vollkommenste dar, was von Papuas in Malerei geleistet wird. Kürasse endlich, fein aus Rotang geflochten, lernte Finsch nur in Angriffshafen kennen.

Von Musikinstrumenten im engeren Sinne des Wortes gebrauchen die Papua im allgemeinen nur die Panflöte und die Rohrflöte; beide, in Neubritannien häufig, sind in Neuguinea kaum zu finden. Um so ausgebildeter ist dagegen hier der Gebrauch von Trommeln, welche, ähnlich wie in Kamerun, zur Signalisirung gewisser Ereignisse dienen. Die Form derselben ist verschieden; manche bestehen in einem etwas ausgehöhlten trogförmigen Baumstamme und werden mit einem Stocke geschlagen. Andere sind ausgehöhlte Holzröhren, in der Mitte sanduhrähnlich eingebogen, an der einen Seite mit Eidechsenhaut überzogen und theilweise mit geschmackvollen Schnitzereien verziert; mit der einen Hand am Henkel gehalten und mit der anderen geschlagen (wie bei den Malayen und Singhalesen), haben sie den Zweck, bei den Gesängen, welche die sogenannten Tänze begleiten, den Takt anzugeben.



Hausgeräth von Neuguinea.

1. Kopfstütze; 2. Haken; 3. Schlüssel von Finschhafen; 4. Randverzierung von der Teste-Insel.

Zur Erhöhung der Festfreude werden bei den Papua wie bei vielen anderen Naturvölkern Masken getragen, die interessanter Weise ebenfalls mitunter an der Stelle der Nase einen Vogelschnabel haben. Diese Masken, hauptsächlich im Westen in eigenthümlicher Form vorkommend, sind aus einem soliden Stück gearbeitet, bunt bemalt und mit mancherlei Dingen (Blattbüscheln, Menschenhaaren, Muscheln u. dergl.) behängt. Miniaturmasken, von den Männern gelegentlich an den Tragbeuteln befestigt, scheinen die Bedeutung von Amuletten zu haben.

Im Anschluß an diese Amulett-Masken äußert sich Finsch über einige Gebräuche, die vielfach mit Religion in Zusammenhang gebracht werden. Das polynesische „Tabu", sagt er, ist mehr oder minder auch in Melanesien verbreitet und die bildlichen Darstellungen von menschlichen Figuren, welche nicht als „Götzen" gedeutet werden, stehen zum Theil in Beziehung zu diesem Tabu, haben aber „nichts mit Religion zu thun, sondern hängen mit einem gewissen Ahnenkultus zusammen". Um in dieser Frage Stellung zu nehmen, müßte man sich erst über die Ausdehnung des Begriffs „Religion" verständigen. Ohne aber diese Angelegenheit hier weiter verfolgen zu wollen, bemerken wir nur, daß der Ahnenkultus allerdings einen Theil von Religion ausmacht und als solche weite Verbreitung unter den Völkern höherer und niederer Kultur genießt. Außer den schon früher erwähnten kolossalen Ahnenfiguren kommen auch kleine vor, welche sowohl Männer als Frauen in Landestracht darstellen.

Ad vocem Tracht zu den Lebenden zurückkehrend, theilen wir mit, daß eigentliche Nacktheit in Neuguinea nur ausnahmsweise vorkommt. Abgesehen von kleinen Knaben pflegen nämlich beide Geschlechter eine Art Leibschurz zu tragen. Bei den Männern ist dies der sog. „Mal", d. h. ein mehrere Meter langes, bis 50 cm breites Stück geschlagenen Baumbastes („Tapa") welches, zuweilen bemalt, um den Leib geschlungen und zwischen den Schenkeln durchgezogen wird. Die Vertreterinnen des weiblichen Geschlechtes bekleiden sich von früher Jugend an entweder mit zwei, mitunter volantartigen Schürzen oder mit einem bis zum Knie reichenden Grasrock; beide Stücke fertigt man aus den zerschlissenen Blattfasern der Kokos- oder Sagopalme; in letzterem Falle fügt man, namentlich für die Festgewänder, bunte Färbung hinzu.

Unvergleichlich viel mannigfaltiger und werthvoller als die Kleidung ist aber der Schmuck der Papua, und man kann sagen, daß die Leute alle drei Naturreiche durchsucht haben, um Stoffe zur Verzierung ihres Leibes ausfindig zu machen. Doch sind es nicht rohe Naturerzeugnisse, mit denen man sich behängt und umwindet, sondern jedem Stück wurde ein bestimmtes Maß von Arbeit und Geschmacksrichtung zugewandt, bis es die gewünschte gefällige Form erhielt. Und wenn man schon keinen Haupttheil des Körpers bei der Verzierung und Ausschmückung völlig leer ausgehen läßt, so sind es besonders das Haar, die Nase, das Ohr, der Hals, die Brust und der Oberarm, welche durch Schmuckgegenstände der mannigfachsten Art ausgezeichnet werden. Zugleich wechselt der Geschmack nach Geschlecht, Ort und Zeit. Für gewöhnlich trägt man wenig Zierrathen, etwa den Nasenkeil, eine Halskette und ein Armband, das wäre also etwa die Werktagstracht; bei Festlichkeiten aber wird der volle Schmuck angelegt und diesem Bemalung, vorzugsweise mit rother Farbe, hinzugefügt. Sodann sind es in erster Linie die jungen Männer, die sich am buntesten und vollständigsten herausputzen, dann folgen in abnehmender Linie die älteren Männer, darauf die Mädchen und jungen Frauen; den Beschluß machen mit den wenigsten und schlechtesten Schmuckstücken die alten Weiber. Was endlich die Variabilität der Ausschmückung anbetrifft, so lassen sich nach Finsch in dem von ihm mit der „Samoa" besuchten Gebiete etwa drei Hauptprovinzen, auf Grund des Vorwaltens gewisser Eigenthümlichkeiten, unterscheiden: diese sind der Osten, die Mitte und der Westen. Indeß würde es uns zu weit führen, tiefer in derartige ethnologische Fragen einzudringen. Auch die Einzelheiten bezüglich der Form und Herstellung der so zahlreichen Schmuckgegenstände wollen wir hier nicht weiter verfolgen, denn ohne von Abbildungen unterstützt zu sein, will die Beschreibung wenig besagen. Wer sich dafür interessiert, und wir hoffen, daß dies bei recht Vielen der Fall sein wird, dem rathen wir, den „Ethnologischen Atlas" selbst zur Hand zu nehmen; dieser wird jede gewünschte Auskunft und Belehrung aufs Beste gewähren. A. O.

Der Krater von Littleton.

Von Dr. R. v. Lendenfeld.

(Mit zwei Abbildungen.)

Der mittlere Theil der Südinsel von Neuseeland wird nahe seinem nordwestlichen Rande von den Alpen durchzogen, welche hier ihre mächtigste Entwickelung und bedeutendste Höhe erreichen. Im Südosten breitet sich eine weite Ebene aus, welche von den Flüssen durchzogen wird, die von dem Ostabhang der Alpen herabkommen. Diese Ebene besteht größtentheils aus postpliocenem Geröll und sie senkt sich sehr allmählich gegen die flache Küste hin. Die Flüsse, welche im Herbst und Winter fast verschwinden, nehmen im Frühling, zur Zeit der Schneeschmelze im Gebirge gewaltige Dimensionen an und bringen dann ungeheure Massen von Geröll und Sand aus dem Gebirge herab in das Flachland. In viele Arme zertheilt, breiten sie sich über das flache Land aus und überschütten dasselbe mit immer frischem Material, während Sand und kleinere Steine ins Meer hinausgeführt werden. Verschleiert durch

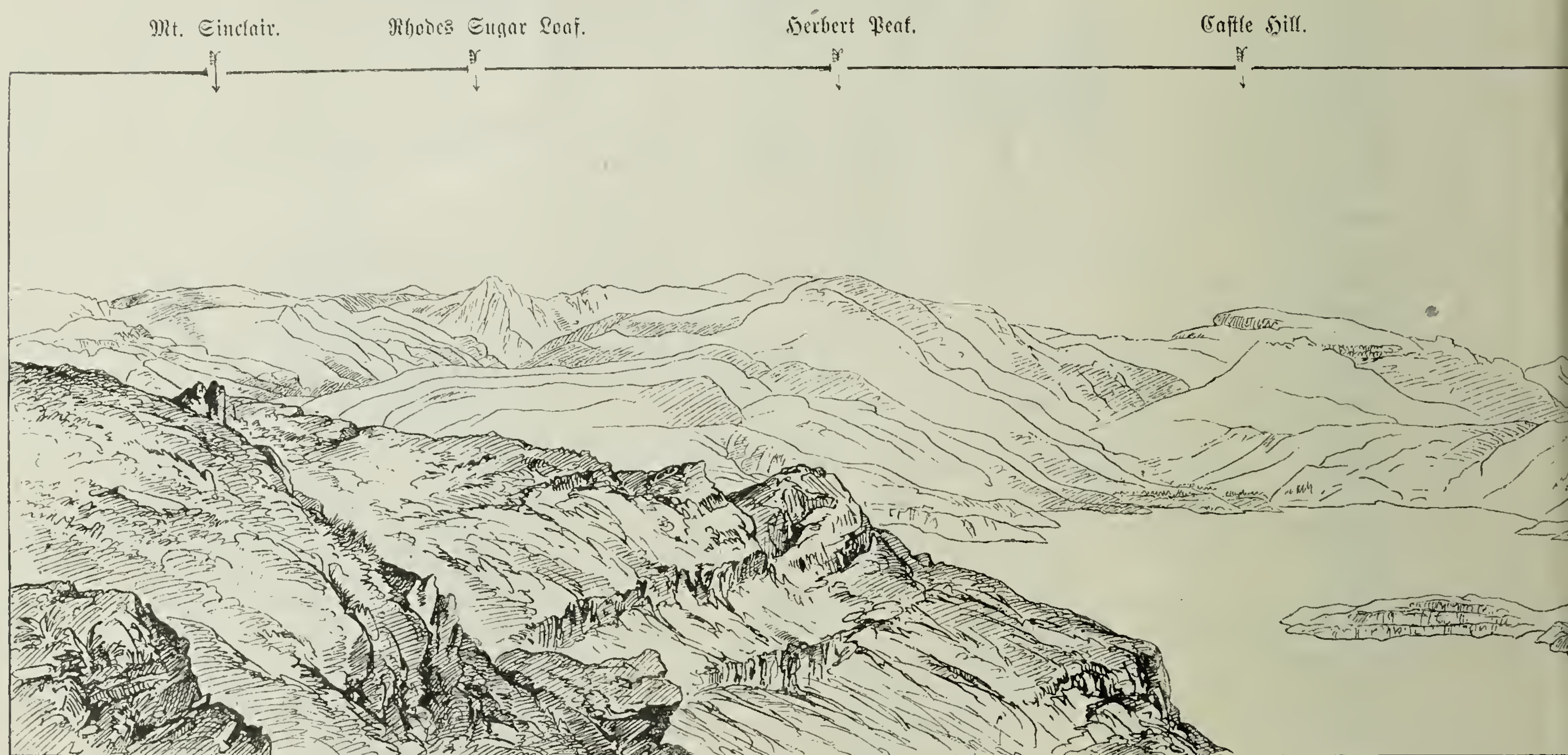
mächtige Sanddünen vor den Flußmündungen, und durch sie vor der Brandung geschützt, rückt die Küstenlinie selber allmählich vor und das Land dehnt sich immer weiter gegen das Meer hin aus.

Ebenso wie heute die Canterbury-Ebene fortwährend nach Südosten hin vorrückt, ebenso ist sie auch ursprünglich entstanden. Die Küstenlinie selber bildete stets einen concaven Bogen, der sich zwischen den angrenzenden Vorgebirgen ausbreitete, und der sich immer mehr der geraden Verbindungslinie der benachbarten Kaps näherte.

Bevor und während sich die Canterbury-Ebene auf diese Weise bildete, fanden heftige vulkanische Eruptionen im Meere — etwa 40 km von der ursprünglichen Küstenlinie entfernt — statt. Im Zusammenhange mit diesen Ausbrüchen wurde eine kleine Scholle palaeozoischen Gesteins an jener Stelle gehoben, und bald erschien der Gipfel des submarinen Vulkans über dem Spiegel des Meeres. Die so gebildete Insel vergrößerte sich rasch durch wiederholte Eruptionen. Die Kraterwände erreichten eine Höhe von 1000 m, und die Insel selber erlangte einen Durchmesser von 30 bis 40 km. Obwohl die verschiedenen Ausbrüche nicht alle an derselben Stelle stattfanden, so waren doch die Centren, von denen mindestens fünf unterschieden werden können, nahe beisammen innerhalb eines Kreises von 12 km Durchmesser.

Der Boden eines jeden dieser fünf Krater blieb unter dem Niveau des Meeres, und es wurden im Laufe der Zeit die Kraterwälle überall dort von der Brandung und den Atmosphärilien durchbrochen, wo sie den geringsten Widerstand boten — die geringste Dicke besaßen. In dieser Weise traten die fünf Krater in Verbindung mit dem Meere und sie erscheinen heute als ebensoviele Buchten.

Die große vulkanische Insel füllte durch das, von derselben herabgeschwemmte Material allmählich das Meer in



Der Krater von Littleton.

ihrer nächsten Umgebung an und schützte gleichzeitig die dahinter liegende flache Küste vor der Brandung. Infolge dieser Ursachen schob sich die Strandlinie gegen die vulkanische Insel vor, indem das durch die Flüsse von den Alpen herabgebrachte Material, sich in dem ruhigeren Wasser der Meerenge hinter der vulkanischen Insel ablagerte. Endlich erreichte das Festland die Insel und es bildete sich eine weit ausgedehnte, vollkommen flache, durchschnittlich kaum sechs Meter über dem Meer liegende Ebene, welche die nun zu einem Vorgebirge gewordene Vulkangruppe mit dem Festlande verband. Auf dieser Ebene steht die wichtigste Stadt Neuseelands — zugleich die Hauptstadt der Provinz Canterbury — Christchurch. Die vulkanische Halbinsel heißt Banks' Peninsula, und der größte Krater in derselben, welcher nach Nordost mit dem offenen Meer in Verbindung steht, ist der wichtigste Hafen der Südinsel von Neuseeland — Port Littleton, in dessen Hintergrunde die gleichnamige Stadt liegt.

Fast der ganze transmarine Verkehr der Provinz Canterbury — und dieser Verkehr ist ein sehr bedeutender — geht über Christchurch und Littleton. Mehrere Wege führen über den alten Kraterrand von der einen Stadt in die andere, da aber der Kamm nirgends unter 250 m herabsinkt, so war der Transport mit Schwierigkeit und Zeitverlust verbunden. Es wurde aus diesem Grunde ein Tunnel durch den Kraterwall gebaut, welcher jetzt die Eisenbahnverbindung zwischen diesen Städten vermittelt. Der Tunnel ist gegen 2 km lang und deshalb von Interesse, weil er die einzige Durchbohrung eines großen Kraterwalles auf der Erde ist. Die Richtung des Tunnels ist zwar keineswegs streng radial gegen das Centrum des Kraters hin aber doch hinreichend so, daß die Schichtenfolge auf diesem künstlichen Durchstich in natürlichen Verhältnissen erscheint.

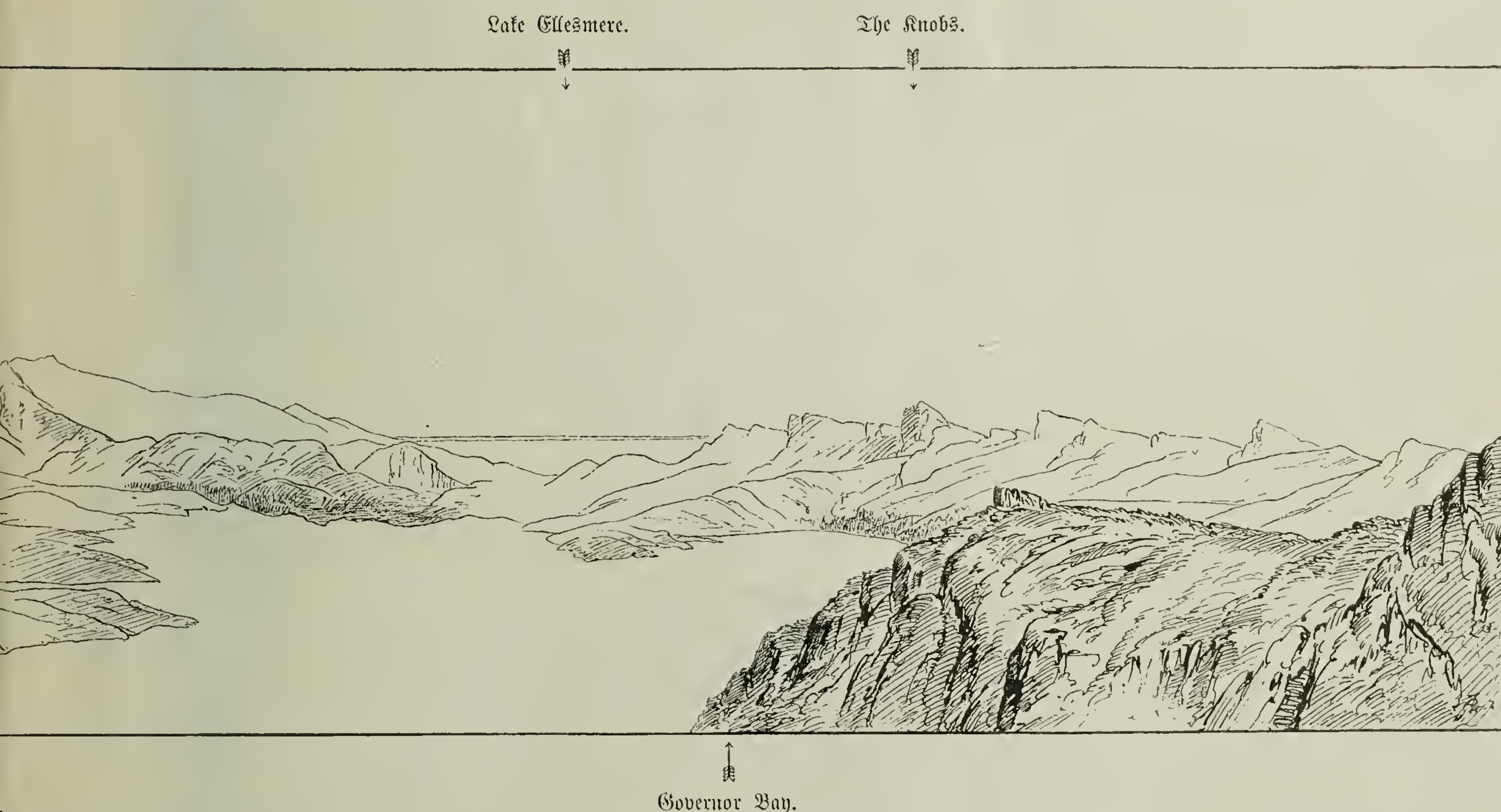
Mein Freund, der verstorbene Julius von Haast, hat während des Tunnelbaues die geologischen Verhältnisse studiert

und giebt an (Geology of Canterbury and Westland, p. 355), daß der Kraterwall an jener Stelle aus 61 Strömen kompakten oder phorphyritischen Basalts; aus 54 Strömen lockerer Lava; aus 39 Schichten von Conglomeraten 2c.; aus 19 Schichten von durch Hitze gehärtetem Erdboden (Laterit); und aus einer Schicht von Felstrümmern — im ganzen also 174 unterschiedlichen Schichten besteht.

Zu beiden Seiten an den Tunnelenden findet sich Löß. Dann folgen, von außen gegen den Krater fortschreitend, zahlreiche etwa 20° nach außen geneigte Schichten von Lava u. s. w., bis gegen den inneren Rand hin, wo die Schichtenfolge eine unregelmäßigere wird, und wo bedeutende Massen von Asche und Lapilli angetroffen werden. Es kommen hier, am inneren Rande, sogar nach innen geneigte Schichten vor.

Das ganze Gebiet wird von zahlreichen vulkanischen Gängen von Trachyt, Diorit u. s. w. durchzogen, und es sind bei keinem anderen bekannten Vulkane diese Gänge so reich entwickelt und so gut erhalten wie gerade hier.

Alle Gänge erscheinen als große vertikale Platten, welche Spalten in dem Gestein ausgefüllt haben. Alle strahlen von den vulkanischen Centren — die meisten von einem Punkte in der Mitte des Hafens von Littleton — aus und erscheinen wie Speichen eines riesigen Rades. Die gute Erhaltung dieser Gänge, welche zum Theil eine Dicke von zehn Metern überschreiten, und die Thatsache, daß sie alle — selbst die obersten und äußersten Lavaschichten — gleichmäßig durchsetzen, weist darauf hin, daß sie zu einer Zeit gebildet wurden, als der Vulkan schon fertig war. Viele dieser Gänge traversiren den Tunnel; andere werden an der Oberfläche vielerorts in Steinbrüchen abgebaut; und alle erscheinen deshalb auffallend, weil sie infolge ihrer bedeutenderen Resistenz gegen Verwitterung über die Berghänge gleich Mauern hinausragen. An einzelnen Stellen ist das umgebende Gestein so weich und verwitterbar, daß diese Mauern eine bedeutende Höhe erreichen.



(Südansicht von Mount Pleasant.)

Obwohl in der Mitte einiger der Kraterbuchten und speziell auch im Hafen von Littleton kleine Inseln, respektive schmale Landzungen jüngeren Alters vorkommen, welche aus vulkanischem Gestein bestehen, so weist doch keine Beobachtung darauf hin, daß an dieser Stelle die vulkanische Kraft heute noch thätig wäre.

Die zahlreichen Erdbeben, die in Neuseeland verspürt werden, gehen fast alle entweder von Rotomahana in der Nordinsel oder von einem submarinen vulkanischen Centrum in Cooks Straits, zwischen der Nord- und Südinsel, aus. In keinem Falle ist beobachtet worden, daß Banks' Peninsula der Mittelpunkt eines stärkeren Erdbebens gewesen wäre.

Obwohl Banks' Peninsula im Umfange dem Aetna gleichkommt, so erreichen doch die höchsten Punkte der Kraterwälle heute nirgends eine so bedeutende Höhe. Der höchste Punkt ist Mount Herbert, im Süden von Port Littleton, mit einer Höhe von ungefähr 1000 m.

Wenn man einen der vorragenden Punkte des Kraterwalles zwischen der Canterbury-Ebene und dem Hafen von Littleton besteigt, so genießt man eine ebenso lehrreiche wie freundliche Aussicht.

Im Osten breitet sich die Canterbury-Ebene aus, geziert durch glänzende Flußläufe, welche von dem reichgegliederten Gebirge im Hintergrunde herabkommen. In der Mitte steht die Stadt mit zahlreichen Thürmen, umgeben von waldreichen Anlagen, und durchzogen von dem vielfach gewundenen Avonflusse, der langsam und ruhig durch das flache Land dahin zieht. Im Süden liegt der Ellesmere-See, durch eine zarte Sandbarre vom offenen Meer getrennt. Das Niveau desselben steigt infolge der Zuflüsse fortwährend, bis der hohe Wasserdruck die Sandbarre durchbricht, dann bleibt das Niveau mit jenem des Meeres gleich, bis bei einem heftigen Südwestwinde die Sandbarre durch



Der Krater von Littleton. (Nordaussicht von den „Knobs".)

die gewaltige Brandung wieder aufgethürmt wird und das Spiel von neuem beginnt. Ueber das Land hinaus dehnt sich im Norden und Süden der weite glatte Horizont des hohen Meeres. In der nächsten Umgebung fesseln die scharfen Formen des alten Kraterwalles das Auge: nach außen sanft geneigt, fällt dieser Bergrücken nach innen steil, in seinen oberen Partien sogar mit senkrechten Wänden ab. Den Fuß der Steilhänge bespült das Wasser des Hafens, auf dessen unbewegter Oberfläche große Dampfer von ihrer Weltumsegelung ausruhen.

Bericht über eine Reise nach Kwang-si.

Von H. Schroeter.

V. (Fortsetzung aus Nr. 7.)

Der Handel Kwang-si's und Wu-tschou-Fu als Vertragshafen der Zukunft.

Der erste Europäer, welcher den Westfluß jenseits von Schao-king-fu erforscht hat, ist ein Offizier der englischen Marine, Lieutenant Bullock, gewesen, welcher während der Flottendemonstration vor genannter Stadt im Jahre 1859 eine Expedition nach Wu-tschou-fu unternahm, und von Sam-schui bis dahin eine Karte gezeichnet, sowie Materialien über die Schifffahrt jener Strecke geliefert hat, welche im sogenannten „China Pilot“ aufgeführt sind. Nach ihm machte der damalige englische Vicekonsul in Canton, Herr Mayers, im November 1862 einen kurzen Ausflug nach Wu-tschou-fu, über welchen er seiner Zeit einen Artikel für die „China Mail“ schrieb.

Der erste und einzige ausführliche Bericht über den großen Strom ist von Herrn Michael Moß geliefert worden, welcher, im Jahre 1870 von der Handelskammer zu Hongkong abgesandt, über Wu-tschou-fu hinaus bis nach Nanning-fu gelangte. Leider wurde er durch die unfreundliche Bevölkerung gezwungen, vor jener Stadt umzukehren, ohne sie besichtigt zu haben. Ueber den Handel des Westflusses hat er damals eine Menge interessanter Notizen veröffentlicht, welche ich mit dem Resultate meiner eigenen Beobachtungen habe vergleichen können.

Seit jener Expedition hat, mit Ausnahme Colquhoun's (im Jahre 1882), welcher bis nach Pack-schnik (Pesê), wo seine eigentliche Reise „Across Chrysê“ erst begann, sein Boot nur selten verlassen zu haben scheint, kein Europäer den Westfluß wieder besucht, der etwas über den Handel jener Gegenden veröffentlicht hätte. Viele Verhältnisse haben sich während der letzten Jahrzehnte auch geändert, und es ist daher vielleicht ganz am Platze, wenn ich die vorstehende Reisebeschreibung mit einigen allgemeinen Mittheilungen über die commerziellen Verhältnisse des Westflusses beschließe.

Das mich hier angehende Terrain beginnt mit der „Dreiwasserstadt“ Sam-schui.

Ich möchte aber vorweg vergleichsweise das zwischen diesem Platze und Hongkong und Macao gelegene, städtereiche Delta heranziehen. Die einzelnen, inländischen Häfen desselben versehen sich direkt von Hongkong aus mit Importartikeln und liefern nach dieser Handelsmetropole Süd-Chinas auch schon unter Umgehung Cantons mit jedem Jahr mehr der Landesprodukte und Fabrikate für den Export.

Das ganze Delta bezahlt mit Ausnahme weniger Artikel (z. B. das Opium und Petroleum) im Großen und Ganzen merkwürdig geringe Steuern auf per Dschunke verladene Waaren, wenigstens nicht annähernd so viel, wie das unter Leitung von Europäern stehende Zollhaus auf per Dampfer kommende fordert. Hierdurch, sowie durch den Umstand, daß mit fremden Schiffen kommende und gehende Waaren häufig noch Extragebühren nach dem Lande oder vor der Verschiffung in Canton zu tragen haben, erklärt es sich, daß die Hongkong-Flußdampfer einen solch kleinen Antheil an dem enormen Waaren-Transport zwischen Hongkong und dem Herzen des Konsumlandes — Canton — sich erworben haben. Denn wo das europäische nur mit Dampfern und Seglern sich befassende Zollhaus z. B. 5 Procent ad valorem erhebt, wozu also in vielen Fällen noch weitere, immerfort wechselnde und unter neuem Namen auftauchende Taxen kommen, rechnet das chinesische nur etwa 2 Procent auf per Dschunke gesandte Güter, mit wenig Unterschied, ob dieselben in einem der kleinen Häfen in Hongkongs nächster Nachbarschaft, oder z. B. an dem höchst gelegenen Punkte des Deltas — Hsinam — gelandet werden. Diese 2 Procent ad valorem will ich übrigens nicht als eine Durchschnittstaxe hinstellen, sie werden nur in demselben Verhältniß und mit ähnlichen Modificationen gerechnet, wie z. B. die 5 Procent des kaiserlichen See-Zollamts. Wenn ich nun von dem Factum ausgehen darf, daß China per Dschunke nach und von Hongkong, also dem Auslande, kommende und gehende Waaren zu besteuern ebensogut das Recht hat, wie per Dampfer gesandte, so behaupte ich, daß die noch während der letzten Jahre regelmäßig, wie die Seeschlange, in den Hongkonger Zeitungen wiedergekehrten Artikel über die Blockade-Frage sich auf seit vielen Jahren gar nicht mehr existirende Verhältnisse beziehen.

Zu leugnen ist freilich nicht, daß die Dampfer den Dschunken gegenüber benachtheiligt werden, doch geschieht dies weniger den letzteren zu Liebe, als um zu erreichen, daß ein Theil der Zölle, anstatt durch die Beamten des General-Zoll-Inspektors einkassirt zu werden und so in den kaiserlichen Säckel nach Peking zu wandern, in den Provinzial-Kassen oder in der Tasche des Hoppo bleiben.

Wenngleich ich somit nicht in Abrede stellen, sondern vielmehr ausdrücklich betonen will, daß in wenigen von Europäern bewohnten Ländern so geringe Steuern auf Importe aus dem Auslande erhoben werden, wie gerade in unserem, dadurch mit reichgewordenen Canton-Delta, so liegt es durchaus nicht in meiner Absicht, als Bewunderer der fiskalischen Verhältnisse unserer zwei Provinzen aufzutreten, denn so liberal unser direktes Hinterland bis nach Sam-schui hinauf behandelt wird, so schlecht verfährt man mit den jenseits desselben liegenden Distrikten.

Nicht lediglich die Eröffnung der Yang-tse-Häfen ist es gewesen, welche den Handel mit Kwang-si und weiter mit unseren Nachbarprovinzen Hunnan, Kweitschau und Yunnan im Laufe der letzten Jahrzehnte immer mehr dem Westflusse entrissen haben, auch die Folgen der Taiping-Rebellionen haben allein es nicht verhindert, daß der Handel Kwang-sis heutzutage noch so wenig entwickelt, und daß diese Provinz mit anderen verglichen ein so unbedeutendes Absatzfeld für europäische Waaren geblieben ist. Es ist neben der großen Entfernung in nicht geringem Maße auch die ungeheure Anzahl von Likin-Stationen gewesen, auf welche ich in den vorstehenden Mittheilungen vielfach hingewiesen habe, die sich den ganzen Strom hinaufziehen. Die chinesische Regierung suchte nämlich nach den Rebellionen die durch Unterdrückung derselben erwachsenen, großen Unkosten dadurch wieder dem Lande auszupressen, daß sie fast bei jeder einigermaßen bedeutenden, am Ufer des Stromes gelegenen Ortschaft eine Zollstation errichtete, deren ich allein zwischen Hsinam und Ping-na-schien acht aufzuzählen Gelegenheit hatte. Diese Stationen sind, einem Heer von Beamten Sinecuren verschaffend, bis auf den heutigen Tag verblieben. Auf einer jeden werden die den Fluß auf- oder abwärts passirenden Waaren, mit nur wenig Modificationen und mit geringer Rücksicht darauf, daß sie schon so und so oft vorher Zoll bezahlt haben, besteuert, und so muß also dieses System um so verderblicher wirken, je weiter die betreffenden Güter reisen.

Den Handel in manchen Artikeln hat dieser Zoll buchstäblich vernichtet. Das System ist auf der Canton-Wu-tschou-fu-Route um so lästiger, als die Likin-Tarife durchaus unzuverlässiger Natur sind, und jede kaufmännische Kalkulation zu nichte machen. Auch der durch das Untersuchen der Waaren entstehende, oft ganz willkürliche Aufenthalt der Dschunken hindert bei der so wie so schon großen Entfernung eine freie Entwickelung des Geschäfts. Ein großer Theil der für Kwang-si bestimmten Waaren findet daher heutzutage seinen Weg über Pakhoi, von dessen Nachbarschaft aus die Güter auf kleinen Flüssen, so weit dieselben befahrbar sind, nach dem Norden wandern, um von Lastträgern über das Gebirge geschleppt zu werden, und dann auf dem einen oder anderen Wege den Westfluß zu erreichen. Eine beliebte Route ist z. B. die im Sommer stark benutzte Route Lien-tschou-fu, Yu-lin-tschou, Pei-lin-schien, Yung-schien, Tang-schien. Auf diesem und ähnlichen Wegen werden Wu-tschou-fu und Nanning-fu mit dem Meere in Verbindung gebracht.

Der Gesammthandel in fremden so gut wie in einheimischen Waaren, deren Transport, wie ich bei Beschreibung eines Theils der letztgenannten Route aufgeführt habe, entsetzlichen Zeitverlust und große Kosten erfordert, wird nothwendigerweise ein ganz beschränkter bleiben müssen, so lange wir auf Dschunken, Flöße und Lastträger als Transportmittel angewiesen bleiben; selbst wenn die Zollbarrieren einmal aufgehoben werden sollten, wird die Entfernung von Pakhoi sowohl, als von Canton nach Wu-tschou-fu und Nanning-fu ein zu laut sprechender Faktor sein.

Um mittelst schnell fahrender Dampfer die Distanzen zu kürzen, die Likin-Barrieren zu durchbrechen und so eine freudige Entwickelung des Geschäfts mit Kwang-si zu ermöglichen, sollten daher, wie es auf dem Yangtse-Kiang schon lange geschehen ist, auch auf dem Si-Kiang Vertragshäfen eröffnet werden.

Ich weiß sehr wohl, daß gewichtigere Federn, als die meinige, dieses Thema schon vor mir behandelt haben, und vielleicht es jetzt thun. Es ist mir auch nicht fremd, daß solche Neuerungen nicht im Handumdrehen geschaffen werden können. Jeder Tropfen hilft aber den Krug mit füllen, und es mag daher von Interesse sein, wenn auch ich mich mit der praktischen Ausführung der schwebenden Frage beschäftige und einiges Material für dieselbe liefere.

Wie die Verhältnisse vorläufig liegen, kann es sich nur um zwei Häfen handeln. Der erste und wichtigere ist Wu-tschou-fu, der zweite Nanning-fu, wozu noch zwei Haltestellen für Dampfer, zum Einnehmen und Landen von Passagieren, bei Schao-king-fu und Tu-shing, kommen sollten.

Was die Schifffahrt von Canton, bezw. Hongkong nach Wu-tschou-fu anlangt, so ist sie für Dampfer von bis zu 12 Fuß Tiefgang bei jeder Jahreszeit nicht nur möglich, sondern auch mit keinen nennenswerthen Schwierigkeiten verbunden. Lieutenant Bullock hat diese Thatsache durch seine im Jahre 1859, im Januar, also während des niedrigsten Wasserstandes des ganzen Jahres, vorgenommenen und auf genauen Karten niedergelegten Vermessungen bewiesen. Während der Regenzeit, also vom Februar bis September, können meiner Ueberzeugung nach sogar um ein Erhebliches tiefer als 12 Fuß fahrende Dampfer bis nach Wu-tschou-fu gelangen. Mit der Schifffahrt nach Nanning-fu liegt es nicht so günstig. Ich beschrieb bereits die zwischen Wu-tschou-fu und Ping-nam-schien gelegenen Stromschnellen, und ganz ähnlicher, jedenfalls aber nicht schwierigerer Natur sind alle den Fluß weiter hinauf liegenden Schnellen. Hart am Ufer mich haltend, bin ich mit meinem Hortau nur einmal den Fluß langsam hinaufgeklettert, und auf der Rückkehr in hurtiger Fahrt mitten durch die Schnellen zurück getrieben. Wenn ich mir danach, sowie nach den Aussagen der Lootsen und Bootsleute und nach anderweit eingeholten Erkundigungen ein Urtheil erlauben darf, so behaupte ich zunächst, daß an den Geländen der Ufer, wo vom Lande aus gezogene Dschunken allein die Gewalt des Stromes besiegen können, allerdings kein Dampffahrzeug sich über den flachen und felsigen Boden hinweg den Fluß aufwärts bewegen kann. Ziehe ich die Fahrt durch die Mitte des breiten Stromes in Betracht, so muß ich bestätigen, daß nach Aussage aller dem Schifferstande angehörigen, vielleicht etwas interessirt sprechenden Eingeborenen jegliche Dampffahrt selbst für Pinassen unmöglich ist. Die Chinesen, welche sich von der Idee nicht freimachen können oder wollen, daß aufwärts fahrende Schiffe vom Ufer aus gezogen werden müssen, legen indessen mehr Werth auf die Gewalt des Stromes, welche allerdings durch Ruder- oder Segelkraft nicht zu überwinden ist, als auf die Natur des Flußbettes, welches ihnen überhaupt nur so weit bekannt zu sein scheint, als es ihnen für ihre eigenen, seichtfahrenden Boote von Interesse sein kann. Die Schnelligkeit des Stromes an den gefährlichsten Stellen betrug im September und Oktober etwa sechs Meilen und wird daher von Dampfern leicht überwunden werden können. Auch sollte für kleine, flachfahrende Dampfer selbst während der trockenen Monate ein Weg durch die der großen Mehrzahl nach unter der Wasserfläche liegenden Felsen zu finden sein, ja die Menge des Wassers läßt dieses als sicher voraussetzen. Möglich wird es nicht zu großen Dampfschiffen daher schon sein, sich im Zickzack zwischen den Felsen des verrätherischen Flußbettes hindurch zu winden. Nach meiner Ansicht wird es sich hauptsächlich darum handeln, ob nicht die Gefahr, von dem starken Strom versetzt und gegen einen der zahlreichen Felsen getrieben zu werden, namentlich auf der Rückreise so groß ist, daß man die ganze Fahrt nicht wagen wird. Diese Frage wird erst entschieden werden können, wenn das Flußbett nach allen Regeln der Kunst von Fachleuten gründlich untersucht worden ist. Obige Bemerkungen beziehen sich namentlich auf die Fahrt während der trockenen Jahreszeit. Nachdem das Wasser seit Wochen schon kräftig im Fallen gewesen war, sah ich kurzgebaute Dschunken von

$3^1/_2$ Fuß Tiefgang mitten durch die Stromschnellen treiben. Wenn ich nun bedenke, daß in den Niederungen während des Sommers die Tiefe des Flusses um 20 bis 25 Fuß wächst — in manchen Jahren sogar um ein Erhebliches mehr — so ist anzunehmen, daß auch in der Gegend der Stromschnellen das Niveau des Wassers sich beträchtlich hebt. Die vom Wasser an den sogenannten Fischerfelsen gelassenen Spuren beweisen dies auch. Somit halte ich es für möglich, daß Nanning-fu, wenn auch vielleicht nur im Sommer, von Dampfern erreicht werden wird. Sollte daher die Eröffnung des Westflusses wieder in ernstliche Ueberlegung in Peking gezogen werden, so wird es genügen, wenn Nanning-fu ähnlich behandelt wird, wie Tschungking in der Tschi-fu-Convention vom 13. September 1876.

Ich muß übrigens erwähnen, daß ich selbst nicht in Nanning-fu gewesen bin. Ich bemerkte indessen nur sehr wenige Handels-Dschunken auf dem Wege von Wu-tschou-fu nach Ping-nam-schien. Nach von Chinesen eingeholten Erkundigungen bin ich gleichfalls zu dem Glauben geneigt, daß heutigen Tages via Wu-tschou-fu nur wenig direkter Handel zwischen Canton und Nanning-fu, welches durch Landwege mit Pakhoi in Verbindung steht, existirt. Schon aus diesem Grunde kann es sich in der Praxis vorläufig nur um die Ernennung Wu-tschou-fu's zum Vertragshafen handeln. Zu beweisen, daß dieselbe vom kaufmännischen Standpunkte betrachtet wünschenswerth ist, soll meine letzte Aufgabe sein.

Ein Blick auf die Karte wird darthun, daß Wu-tschou-fu im Mittelpunkte eines Kreises liegt, welcher von Canton (bezw. Hongkong), von Kwei-lin-foo (der Hauptstadt Kwangsis), von Nanning-fu und von Pakhoi gebildet wird. Bei Wu-tschou-fu mündet der Fu-ho in den Westfluß, ein freilich nur für ganz flach gebaute Dschunken (kaum für Dampfer) schiffbarer Fluß. Seine Quellen entspringen aber denselben Bergen, deren Wasseradern auch die nach dem Yang-tse-Kiang führenden Gewässer Hunnans speisen. Wu-tschou-fu scheint daher schon von der Natur zur Sammelstelle eines Handelsgebietes ausersehen zu sein, für welches die bei Hongkong mündende Wasserstraße die natürliche Schlagader sein sollte.

Zwischen dem Handel Wu-tschou-fu's und demjenigen Pakhois, wie er vor Eröffnung dieses Platzes war und gegenwärtig ist, ziehe ich nunmehr eine Parallele.

Die Natur des Bodens und seine Erzeugnisse, die Kultur und die Bedürfnisse, der Reichthum und die Armuth seiner Bewohner sind in dem Gebiet beider Städte wenig von einander verschieden. In Wu-tschou-fu hat sich der Handel seit den Taiping-Rebellionen nicht wieder zu der Blüthe entwickeln können, welche er früher gehabt hat, und welche man von seiner günstigen Lage erwarten sollte, weil die lange Entfernung von Canton via Sam-schui, welchen Weg chinesische Frachtboote je nach ihrer Schwere oder der von der Jahreszeit bedingten Gewalt des Stromes nur in 12 bis 25 Tagen zurücklegen können, im Verein mit den vielen Zollbarrieren gar zu hemmend einwirkten. In Pakhoi bezw. Lien-tschou-fu haben daher große Dschunken von Macao und Hongkong aus schon vor Jahrzehnten ein verhältnißmäßig schwunghafteres Geschäft entwickelt, als in Wu-tschou-fu heutzutage existirt. Trotzdem die als Schnellsegler bekannten Pakhoi-Fahrzeuge ihre Seereise in verhältnißmäßig kurzer Zeit zurücklegen, und ähnlich, wie im Canton-Delta, durch das chinesische Zollhaus billiger, als durch das europäische, den Waarenaustausch bewerkstelligen können, hat sich seit Eröffnung dieses Hafens allmählich ein Handel vermittelst europäischer Dampfer in Pakhoi entwickelt, welcher nach der Statistik des kaiserlich chinesischen Zollamtes im Jahre 1886 schon $4^1/_2$ Millionen Dollars betrug und beständig im Steigen ist.

Das vom Meere begrenzte Handelsgebiet Pakhois ist kaum halb so groß, wie dasjenige Wu-tschou-fu's, seine nach dem Inlande führenden Wasserstraßen sind ebenfalls nicht frei von Zollbarrieren, und deshalb glaube ich behaupten zu können, daß, sobald das viel günstiger gelegene Wu-tschou-fu von europäischen Dampfern befahren werden kann, der Handel dieser Stadt ganz enorm sich heben und denjenigen Pakhois in wenigen Jahren überflügeln wird. Nach Pakhoi hatten in früheren Jahren die Dschunken einen freien Weg über die See, wo keine Zollbehörde sie belästigen konnte, wir haben aber gesehen, wie viele Hebestellen auf dem Westflusse verhindern, daß vom Canton-Delta kommende Güter nur erst einmal einen sicheren Sammelpunkt im Inneren, also in Wu-tschou-fu, erreichen. Dasselbe läßt sich natürlich auch von den in Kwang-si erzeugten Export-Waaren sagen. Daß trotzdem heute ein lebhafter Handel zwischen Wu-tschou-fu und dem Delta existirt, ist jedenfalls ein gutes Zeichen für die Lebensfähigkeit dieses Platzes. Ich habe die Ueberzeugung, daß bald nach Ernennung Wu-tschou-fu's zum Vertragshafen europäische Dampfer den gesammten Dschunken-Handel zwischen genannter Stadt und den verschiedenen Distrikten des Deltas an sich reißen werden. Abgesehen von dem durch die Dampferfahrt vermiedenen Likin ist ja die Entfernung auf dieser Route, wenn sie per Dschunke zurückzulegen ist, so enorm und selbstredend auch so kostspielig, daß ein chinesisches Boot mit einem Dampfer absolut nicht konkurriren können wird, selbst wenn dem Kaufmanne der Umstand, daß er per Dschunke verladene Waaren nicht versichern kann, kein mitsprechender Faktor wäre. Wo für die Fahrt aufwärts eine der schwerfälligen Dschunken also 12 bis 25 Tage braucht, wird ein Dampfer dieselbe Distanz in $1^1/_2$ bis 2 Tagen zurücklegen, und wenn auch für die Reise den Fluß herunter die Dampfer einen nicht so großen Vorsprung den Dschunken gegenüber haben, so wird doch die Fahrt der letzteren allmählich aufhören müssen, wenn dieselben keine Fracht mehr aufwärts finden.

Wird morgen Wu-tschou-fu zum Vertragshafen ernannt, so werden nach meiner Ueberzeugung sofort chinesische und europäische Waaren neben eingeborenen Passagieren in genügender Fülle angeboten sein, um zwei Dampfern von der Größe der „Kiukiang" (986 tons) ohne irgend welchen Zeitverlust eine regelmäßige Fahrt nach und von jenem Platz profitabel zu machen, welche sich immer mehr entwickeln muß. Daß wir in Wu-tschou-fu etwas Aehnliches erleben, wie seiner Zeit in Pakhoi, wo die Dampfer nur an Schnelligkeit und größerer Sicherheit den Dschunken etwas voraus hatten, brauchen wir nicht zu befürchten. Auf der Pakhoi-Linie hatten nämlich, ehe sich der Dampferverkehr von Hongkong aus entwickelte, die chinesischen Kaufleute ihre Komptore in Macao, dieselben mußten erst sammt ihren Lagern nach Hongkong verlegt und ihre kostbaren See-Dschunken abgeschafft werden. Deshalb waren die den Kaufleuten selbst gehörenden einheimischen Boote im Stande, länger als ein Jahr die Dampfer in Pakhoi aus dem Felde zu schlagen. Diese Möglichkeit fällt auf der Canton-Wu-tschou-fu-Linie aber weg. Denn erstens sind die auf ihr gebrauchten Boote, welche überall auf dem Fluß Beschäftigung finden können, wenig kostbarer Natur, zweitens sind diese langsamen Schleppfahrzeuge schnellen Dampfern gegenüber, welche alle Likin-Stationen einfach ignoriren, gar zu sehr im Nachtheile.

Für die ersten Jahre wird die Fahrt nach Wu-tschou-fu ohne Zweifel von Canton aus durch den Saiwan-Kanal, anstatt von Hongkong aus, stattfinden, denn in Canton und

Fa-tschan ist die Mehrzahl der Kwang-si-Händler etablirt. Ein großer Theil des gewöhnlichen Stückgüter-Verkehrs mit dem vielgenannten Platze wird heutzutage von einer Gesellschaft vermittelt, welche von Canton fünf, von Fa-tschan acht große Dschunken regelmäßig fahren läßt. Allein diese 13 Boote transportiren in einem Monate zusammen circa 35 000 Piculs chinesischer und europäischer Waaren aufwärts und ein gleiches Quantum einheimischer Produkte abwärts. Hierzu kommt eine große Anzahl kleinerer, aber schnellerer Boote, welche den Postdienst und die Passagierfahrt besorgen, ferner sogenannte „Hortaus“, „Fytengs“ und eine Anzahl ähnlicher, von Beamten und wohlhabenden Chinesen benutzter Reisefahrzeuge. Für ein großes Quantum einheimischer Produkte sind weiterhin besondere Boote beschäftigt, z. B. für Reis, Indigo, Grundnußöl, sowie für Hornvieh und Mastschweine. Auch für die Reise den Fluß aufwärts werden besondere Fahrzeuge benutzt, z. B. für frische Früchte, getrocknete Seefische, Petroleum und ganz besonders für Salz.

Ich bin leider nicht im Stande, eine genaue Statistik über die einzelnen chinesischen Produktions- und Konsumartikel zu liefern, da zuverlässige Quellen darüber überhaupt nicht existiren.

Ist Wu-tschou-fu erst einmal Vertragshafen, und finden in der Stadt gelandete Waaren somit ein sicheres Asyl gegen eine allzuwillkürliche Besteuerung von Seiten der chinesischen Unterbeamten, so wird diese Stadt bald eine Niederlage und ein großer Markt für eine Menge Artikel werden, welche bisher entweder gar nicht in größerem Maßstabe gehandelt werden konnten, oder in einheimischen kleinen Fahrzeugen direkt vom Produktionsplatze nach demjenigen ihrer Bestimmung wanderten. Viele große Stapel-Artikel, z. B. Grundnußöl und Grundnußkuchen, welche heutzutage der vielen Likin-Stationen wegen per Dschunke nur auf kleine Distanzen versandt werden können, würden einen Centralmarkt in Wu-tschou-fu bilden und per Dampfer bis nach Canton und Hongkong versandt werden können. Der größere Theil des jetzt von Pei-liu-tschien auf kostspieligem Wege über die Gebirge nach Pakhoi und von da in so enormen Quantitäten weiter nach Macao und Hongkong sich einen Weg suchenden Indigo würde ganz auf der Wasserstraße bleibend, via Tang-schien und Wu-tschou-fu nach Canton und Hongkong gelangen. Der gesammte Handel würde sich heben, und durch die größer werdende Ausfuhr der Reichthum des Landes, daher aber auch die Kaufkraft seiner Bewohner, sich vergrößern — handle es sich um europäische oder chinesische Waaren.

Ich habe in vorstehender Reisebeschreibung verschiedentlich die Haupthandelsartikel von Kwang-si aufzuführen Gelegenheit gehabt, möchte aber noch auf zwei bisher nur kurz erwähnte besonders aufmerksam machen, auf Reis und auf Salz.

Reis ist, wie fast überall in China, auch in Kwang-si einer der wichtigsten Handelsartikel. Je nach der Ernte hilft ein Distrikt dem benachbarten mit dem Ueberschusse der eigenen Ernte aus, und importirt oder exportirt eine Provinz von oder nach der anderen. In der durch die Güte seines Reises berühmten Provinz Kwang-si ist Tung-tschuen, eine jenseits von Wu-tschou-fu am Westflusse gelegene Stadt, der Haupt-Reismarkt, von welchem aus die Nachbardistrikte sich verproviantiren. Nach Dürren und namentlich während großer Ueberschwemmungen tritt in manchen Jahren jedoch furchtbarer Mangel an dieser unentbehrlichen Frucht ein, so daß Kwang-si anstatt zu exportiren importiren muß. Ich brauche nur an das Jahr 1885 zu erinnern, in welchem die Ueberschwemmungen solche arge Verwüstungen in Kwang-si anrichteten. Damals war es fast unmöglich, nennenswerthe Quantitäten von Reis in unhandlichen Dschunken gegen den Strom den angeschwollenen Westfluß hinauf zu transportiren und den durch Hochwasser verwüsteten Gegenden zuzuführen. Ganze Ortschaften waren damals dem Hungertode nahe, trotzdem die Kornhäuser geöffnet, die chinesischen Beamten gemeinschaftlich mit dem bekannten Wohlthätigkeitsvereine in Canton — dem „Oi-Yuk-Tong“ — und sogar europäische Missionare sich unsägliche Mühe gaben, dem Uebel zu steuern. Viel Elend wäre aber verhütet worden, wenn zu jener Zeit der von Saigon und den Yang-tse-Kiang-Häfen nach Canton kommende Reis in Dampfern schnell hätte nach Wu-tschou-fu transportirt werden können. Auch schöne Frachten wären vermuthlich damit verbunden gewesen.

Etwas Aehnliches läßt sich nach Eröffnung Wu-tschou-fu's vielleicht auch einmal vom Salze sagen. Salz wird nicht in Kwang-si produzirt, es muß vom Meere her, hauptsächlich von der Küste Hainans, eingeführt werden, und geradezu fabelhafte Quantitäten wandern alljährlich von Canton nach Kwang-si. Ich überholte auf meiner Reise einmal eine in langer Linie fahrende Flotte von vierzehn schwer beladenen Dschunken, welche, mit zusammen circa 30 000 Piculs Salz befrachtet, von etwa 350 keuchenden Kulis den langen Weg nach Wu-tschou-fu hinauf gezogen werden mußten. Der Verkauf von Salz ist bekanntlich Monopol der Regierung, wie in den Verträgen speziell vorgesehen worden ist; sie wird dasselbe sobald nicht aufgeben. Aber es dürfte nicht unmöglich sein, daß europäische Schiffe einmal die ihnen heute noch vorenthaltene Erlaubniß bekommen, an dem Transport dieses Artikels sich zu betheiligen. Ist dies der Fall, so wird den Flußdampfern dadurch ein weiteres, sehr werthvolles Frachtgut werden. Man schätzt das alljährlich von Canton nach Kwang-si wandernde Quantum Salz auf viele hunderttausend Piculs. Chinesische Quellen sind, sobald es sich um so große Zahlen handelt, bekanntlich sehr unzuverlässig und voll von Widersprüchen, ich glaube aber nicht zu hoch zu greifen, wenn ich aus allen eingeholten Erkundigungen das Fazit ziehe, daß allein nach Wu-tschou-fu 600 000 Piculs Salz innerhalb eines Jahres gesandt werden. Beiläufig gesagt giebt diese Zahl einigen Anhalt für die Feststellung der in dem Handelsgebiete von Wu-tschou-fu lebenden Bevölkerung; weitere Schlußfolgerungen aus dieser Bemerkung zu ziehen, will ich indessen kompetenten National-Oekonomen überlassen.

Nunmehr auf das speziell europäische Waarengeschäft Wu-tschou-fu's übergehend, muß ich bestätigen, daß dasselbe noch sehr der Entwickelung bedarf. Vorbereitet scheint das Terrain aber zu sein, denn ich fand in den offenen Läden der Stadt, um einen bei Beschreibung derselben gebrauchten Ausdruck zu wiederholen, „von fast allen europäischen Import-Artikeln etwas“. Die Entfernung war auf der Canton-Route bisher zu groß, und die Likin-Abgaben waren zu hoch, um eine Ausbreitung des Handels zu gestatten. Ein großer Theil solcher Waaren, welche in kleine Packete leicht zerlegt werden können, muß daher von Canton aus geschmuggelt oder von Pakhoi aus den langen Weg seichter Flüsse hinauf wandern, um über hohe Gebirge hinweg nach Nebenflüssen des Westflusses geschleppt zu werden. Besonders erwähnen will ich unter den Importen Wu-tschou-fu's: Uhren, Lampen, Nadeln, Farben, Schirme, Zündhölzer und alle möglichen sogenannten „Kleinen Artikel“, ferner Tuche, wollene und baumwollene Fabrikate, z. B. Camlets, Shirtings, „T. Cloth“ und ähnliche Manufakturen, ferner Petroleum, Metalle und große Quantitäten von roher Baumwolle und von Baumwoll-Garnen.

Wie der Procentsatz, der via Canton-Sam-schui und der via Pakhoi nach Wu-tschou-fu gelangenden Waaren sich zu

einander verhält, wage ich nicht zu entscheiden. Ich habe aber in Erfahrung gebracht, daß in den erwähnten dreizehn Canton- und Fatschan-Dschunken alljährlich zwischen 40 000 und 50 000 Colli oben aufgeführter europäischer Waaren nach Wu-tschou-fu verladen werden. Dazu kommen etwa 8000 Kisten Petroleum. Unerwähnt lassen darf ich auch nicht die europäischen Metalle, welche zum großen Theile noch in den Städten des Canton-Deltas für den Konsum präparirt und dann als chinesische Artikel ins Inland versandt werden; sie erreichen indessen jetzt schon Wu-tschou-fu als Rohwaare, freilich nur in kleinen Quantitäten.

Der Handel Kwang-sis muß und wird sich aber noch ganz besonders heben, selbst wenn sein Hafen vorläufig noch fremden Dampfern verschlossen bleibt, sobald erst das Transitpaß-System zufriedenstellend entwickelt und geregelt worden ist. Seit die Verträge der chinesischen Regierung mit den fremden Mächten den europäischen Kaufleuten das Recht verbrieft und versiegelt haben, mit Hülfe von Transitpässen Geschäfte im Inneren zu treiben, ist bis zum Jahre 1886 nicht einziger Transitpaß in Canton benutzt worden. Erst im vorigen Sommer hat eine deutsche Firma das Eis gebrochen und nicht unbedeutende Transitpaß-Geschäfte mit dem Inneren Kwang-sis zu Stande gebracht. Dieselben haben aber schon im vorigen Herbste einen jähen Abschluß durch energische vertragswidrige Maßregeln der chinesischen Behörden gefunden.

Wenn erst die von jener Firma gegen die Provinzial-Regierung eingereichten Klagen auf Schadenersatz erfolgreich durchgeführt worden sind — was in nicht allzu ferner Zeit liegen kann — wenn dadurch das Vertrauen auf die praktische Durchführung des Transitpaß-Systems wieder hergestellt ist und sich befestigt hat, wird dasselbe im Süden Chinas einen verhältnißmäßig ähnlichen Aufschwung erleben, dessen es sich schon seit vielen Jahren im Norden erfreut hat — aber keinen Tag früher!

Der gegenwärtige Stand der Dinge in unseren zwei Provinzen ist, was das Transitpaß-System anlangt, geradezu eine Ungeheuerlichkeit zu nennen, wie sie eben nur in China auf die Dauer bestehen kann, trotzdem sich dieser Staat zu den civilisirten rechnen will. Der chinesische Beamte in Kwang-tung und Kwang-si erklärt den Vertretern des europäischen Handels ganz ungescheut: „Ich weiß sehr wohl, daß meine Vorgesetzten in Peking Verträge mit euch Fremden abgeschlossen haben, nach welchen europäische Waaren nur die und die Zölle zu zahlen haben, und nach Entrichtung gewisser Transit-Gebühren das Recht erlangen, nach irgend welchen, wenn auch noch so entlegenen Plätzen des Inlandes gesandt zu werden, ohne weitere Zölle tragen zu müssen. Dieselben erhebe ich auch gar nicht von dem Europäer, oder von seiner Waare, sondern von den chinesischen Käufern derselben — meinen Unterthanen — welchen ich so viel Zölle abnehmen kann, als ich Lust habe." Aber heißt dies nicht einfach den von Kaisern und Königen feierlichst unterzeichneten Verträgen offener Hohn gesprochen? Haftet das Vorrecht der Zollquittung oder des Transitpasses an dem die Zölle bezahlenden Europäer, oder an der Waare selbst? Doch an der letzteren, wie übrigens ausdrücklich in den Verträgen stipulirt ist! Weshalb schließen wir Verträge mit fremden Mächten, so lange noch irgend ein Satrap sie schnöde lächelnd und ungestraft ignoriren kann? Uebertragen wir doch einmal einen Fall, der hier in der Praxis vorgekommen ist, vergleichsweise nach Europa: Eine spanische Firma verkauft eine Partie Korkholz nach Hannover. Die Waare wird in Hamburg importirt und weiter verladen, der vertragsmäßige Zoll wird an der Grenze bezahlt, und der Korkfabrikant ist eben im Begriff, die Waare vom Bahnhofe in Hannover abzuholen, als er von Zollbeamten ergriffen, ins Gefängniß geworfen und erst wieder in Freiheit gesetzt wird, nachdem er das Zweifache des schon in Hamburg erhobenen Einfuhrzolles bezahlt hat. Würde nicht ein Schrei der Entrüstung erhoben werden, welcher von Madrid bis in die Hallen des deutschen Reichstages erschallte? Würde nicht das ganze spanisch-deutsche Geschäft stocken oder wenigstens auf die Küsten, bezw. die deutsche Grenzlinie beschränkt bleiben, bis die Frage zufriedenstellend geregelt worden wäre?

In einem civilisirten Lande, wie Deutschland, ist solch ein Fall nur in der Theorie denkbar, eben weil ein Beamter in Hannover einfach nur das zu thun hat, was ihm von Berlin diktirt wird. Der Verfassung nach ist nun ein chinesischer Provinzial-Beamter, sei sein Rang auch noch so hoch, ebenso abhängig von der kaiserlichen Regierung in Peking, wie ein hannoverscher Landrath es von Berlin ist. Aber der chinesische Beamte sagt sich, so oft er den Europäern ein Schnippchen schlägt: „Von Canton nach Peking ists ein langer Weg, die Regierungsmaschinen in der Hauptstadt arbeiten langsam, sehr langsam; bis die Sache in Peking ventilirt und zur Entscheidung gebracht ist, bin ich vielleicht gar nicht mehr im Amte. Daher machen wir lieber Heu, so lange die Sonne scheint! Früher oder später muß mein Amtsdistrikt ohne Zweifel das dem fremden Eindringling abgezwungene Geld zurückerstatten, aber dies wird mich kaum noch etwas angehen, wir wollen die Sache lieber durch unseren Nachfolger regeln lassen, falls der hartnäckige, mit seinem „Civis romanus sum!" sich so gern in die Brust werfende Barbar auf seinem verbrieften Rechte bestehen sollte."

Sobald solche vorsündfluthliche Ideen durch energische Maßregeln von Peking aus unseren Provinzial-Beamten ein einziges Mal gründlich genommen worden sind — was eine einzige, wirklich ernst gemeinte Depesche der kaiserlichen Regierung in Peking an hiesige Beamte erreichen kann — wird davon in erster Linie das von Likin-Stationen umgebene Wu-tschou-fu Nutzen ziehen — besonders wenn diese Stadt einmal zum Vertragshafen ernannt worden ist, und man mitten im Inlande Transitpässe ausnehmen kann. Hongkong würde sich dadurch für seine Importe eine neue Kundschaft erwerben, welche ihm bisher nur wenig bekannt war. Mit Hypothesen und spitzfindigen Schlußfolgerungen will ich mich hier nicht aufhalten, sondern nur einmal auf eine Stadt, und zwar die am Fu-ho gelegene Hauptstadt Kwang-sis — Kwei-lin-fu — hinweisen. Nach der Statistik des Han-kou-Zollhauses wurden im Jahre 1882 allein unter Transitpaß nachverzeichnete Waaren von Han-kou nach Kwei-lin-fu verladen:

63 040	Stück	Graue Shirtings,
23 580	„	Weiße „
5 425	„	T. Cloth,
3 520	„	Drills,
950	„	Chintzes,
300	„	Brokate,
972	„	Velvets und Velveteens,
763	„	Twills und Jeans,
4 675	„	Shirtings,
1 040	Dutzend	Taschentücher,
372	Picu ls	Baumwollene Garne,
1 490	Stück	Lustres,
1 600	„	Camlets,
617	„	Medium Cloth,
468	„	Lastings,
960	„	Long Ells,
1 068	„	Spanish Stripes,
790	Groß	Zündhölzer,

2 500 Mille .... Nadeln,
950 Gallonen ...... Petroleum,
500 Stück .... Diverser Artikel.

Der Werth dieser Waaren beträgt ungefähr 300 000 Dollars.

Nun möchte ich darauf aufmerksam machen, was Andere freilich schon vor mir gethan haben, daß Kwei-lin-fu von Canton aus auf dem Wasserwege von bis zu 500 Piculs tragenden Booten erreicht werden kann, während von Han-kou nach Kwei-lin-fu verladene Waaren unterwegs viele Meilen weit über Gebirge geschleppt werden müssen, ehe sie den Fu-ho erreichen. Ein Blick auf die Karte Chinas wird ferner darthun, daß die Entfernung von Han-kou nach Kwei-lin-fu ungefähr viermal so groß ist, als die von Canton nach Kwei-lin-fu.

Man kann keine frappanteren Zahlen, als diese, zum Beweis dafür anführen, daß nach Regelung des Transitpaß-Systems und nach Ernennung Wu-tschou-fus zum Vertragshafen sich vielen von Hongkong zu importirenden Handelsartikeln ein nicht zu unterschätzendes Absatzgebiet eröffnen wird. Denn wenn Märkte, wie z. B. derjenige Kwei-lin-fu's, auf dem großen Umwege via Shanghai erreicht werden können, so muß dies von Hongkong aus noch viel eher möglich sein, wenn einmal die wie gierige Vampyre von Canton aus bis in die Provinzen Hunan und Yunnan sich hinein ziehenden Likin-Stationen gebrochen sind; vorläufig saugen dieselben jedem Handel das Lebensblut aus, welcher auf dieser von der Natur Kwang-si und einem Theile jener beiden Provinzen, sowie auch Kwei-tschou, verliehenen Wasserstraße sich zu entwickeln sucht.

Aehnliches wird sich auch von der Ausfuhr chinesischer Landesprodukte einmal sagen lassen. Ich will hier nur die für den europäischen und amerikanischen Markt bestimmten Waaren ins Auge fassen, und glaube voraussagen zu können, daß ein großer Theil des Handels in Cassia, Cassia-Flores und Cassia-Oel, in Nanning-fu-Produkten (Gallnüssen, Stern-Anis-Samen und Oel), ferner in Kuhhäuten, Kuhhörnern, Schweinsborsten und Federn, in Papier, Stöcken, Galangal und vielen jetzt nur via Shanghai zur Verschiffung gelangenden Drognen, möglicher Weise auch in Thee, in Zinn von Yunnan, und in einer Menge anderer, unserem Markte bisher nicht zugänglich, vielleicht kaum bekannt gewesenen Produkte, sich in Wu-tschou-fu konzentriren kann, nachdem dieser Hafen geöffnet und das Transitpaß-System praktisch eingeführt worden ist.

Auf meine oben gegebenen statistischen Zahlen über den Handel Kwei-lin-fu's zurückkommend, mag man mir vielleicht vorwerfen, daß jenes Jahr ein ganz ausnahmsweise günstiges für den Handel genannter Stadt gewesen sein muß, weil gleich nach 1882 das Transitpaß-Geschäft nach Kwei-lin-fu ganz bedeutend sich verringert hat. Aber wie ist dieser Umstand zu erklären? Weil die Likin-Beamten auf der Shanghai-Han-kou-Kwei-lin-fu-Linie einsahen, daß, so lange sie bei ihren hohen Taxen blieben, sie durch die Transitpässe einfach ganz und gar ihre Einkünfte verlieren würden. Sie erniedrigten ihre Taxen daher gerade um so viel, daß die Transitpässe nutzlos werden mußten. Durch den auf diese Weise ermöglichten, größeren Waarenaustausch standen sich die Provinzialkassen vielleicht gar nicht schlechter, als vorher, als die Zölle noch hoch waren, der Umsatz aber klein! Das Transitpaß-System mag daher für viele Distrikte nur von temporärem, sichtbarem Vortheil sein. Aber überall erreicht es den Zweck, daß es entweder die Likin-Barrieren ganz aufbricht, oder die Beamten zwingt, vernünftige, leichte Taxen zu erheben. So eröffnet es als Pionier des Handels neue Absatzgebiete und vergrößert den Umsatz. Und dies ist Alles, was wir Kaufleute erreichen wollen!

Die Transitpässe möchte ich daher mit Jagdhunden vergleichen, welche wir Cantonesen den Westfluß hinauf, dem Otterngezücht — den in den Likin-Stationen sich mästenden Zöllnern und Sündern — an die Kehle hetzen müssen. Wenn dieses einmal vollkommen erreicht und Wu-tschou-fu den Fremden geöffnet worden ist, wird der Handel Cantons eine neue Aera erleben.

Kürzere Mittheilungen.

Der Peloponnes.

In einem Vortrage, welchen Dr. A. Philippson in der Novembersitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde hielt, wurde etwa Folgendes über den Peloponnes ausgeführt: Unsere Kenntniß Griechenlands entspricht in keiner Weise dem hohen Interesse, das dasselbe als Wiege unserer Kultur, als natürliche Bildung — mit seiner merkwürdig reichen, horizontalen und vertikalen Gliederung und, durch seine Stellung — als Brücke zwischen Europa und Asien in geologisch-geographischer wie in organischer und kulturgeographischer Beziehung — einflößt. Nur Attika und die Umgebungen von Olympia sind genau erforscht. Eine einigermaßen genügende topographische Karte im Maßstabe 1 : 200 000 wurde nach der Schlacht bei Navarino von französischen Offizieren aufgenommen. Die ausgezeichneten geologischen Arbeiten Neumayr's und Bittner's beziehen sich nur auf Mittelgriechenland und konnten nur extensiv betrieben werden. Unterstützt von der Karl-Ritter-Stiftung beschloß Dr. Philippson deshalb, die Lücke so viel als möglich auszufüllen, und zunächst den wissenschaftlich ganz vernachlässigten Peloponnes bezüglich seines geologischen Baues, seiner Oberflächengestaltung, seines Klimas, seiner Vegetation und seiner Bevölkerungs- und Wirthschaftsverhältnisse zu durchforschen. Der hervorstechendste Charakterzug des Landes ist seine durch und durch gebirgige Natur. Gegen das Meer geöffnete Ebenen giebt es nur in Argos, Messenien und Elis. Ebenso fehlt es an großen Scheidegebirgen und an langgestreckten Thälern, die das Land aufschließen könnten, wogegen den Verkehr erschwerendes Auf- und Absteigen des Terrains und Zerschnittensein desselben durch steilwandige Schluchten ganz allgemein ist. Ein solches Land ist nicht von einem Mittelpunkte aus zu regieren, sondern kann nur von außen, von einer Seemacht, zusammengehalten werden. Zugleich mußte das darin hausende Volk ein Mischvolk aus sehr verschiedenartigen Typen werden. Gothen, Slaven, Bulgaren, Albanesen, Türken haben ihre Spuren hinterlassen, in geringerem Umfange die Normannen. Die albanesische Sprache wird noch heute in einem beträchtlichen Theile des Peloponnes gesprochen (von etwa 90 000 Bewohnern), nur verstehen wenigstens die albanesischen Männer nebenbei auch Griechisch, und im National-

bewußtsein kommt der Gegensatz zu keinerlei schroffem Ausdrucke. Höchstens gilt der Albanese dem Griechen für unbeholfen, ebenso wie seine Sprache. Die albanesische Nationaltracht ist die griechische geworden. Kirchen- und Gerichtssprache ist das Griechische, doch kann man nicht sagen, daß das Albanesische im Aussterben begriffen sei. — Die Lebensbedingungen sind sehr gleichartige und einförmige durch den ganzen Peloponnes. Der Industrie fehlen die natürlichen Voraussetzungen — Mineralschätze, Wasserkräfte, Arbeiter, Kapitalien, Unternehmungsgeist — völlig, und beinahe ebenso dem Handel. Patras ist die einzige Handelsstadt des Landes, durch die Ausfuhr des einzigen wichtigen Vertriebsartikels — der Korinthen — und die Einfuhr von Getreide. Auch sogar die Schiffahrt ist, abgesehen von Patras, unbedeutend, und die Fischerei bleibt den Italienern und Kretern überlassen. Die Haupterwerbszweige sind demnach nur Ackerbau und Viehzucht. Es sind hierbei vier Regionen zu unterscheiden: 1) die der Korinthe, 2) die des Oelbaumes, 3) die des Getreides und 4) die der Viehzucht. Die Korinthe gedeiht nur unter ganz besonderen klimatischen Verhältnissen, und deshalb wird ihre Kultur nur in einer sehr beschränkten Zone des Peloponnes und der Jonischen Inseln gebaut. 1887 führte Griechenland für $54^1/_2$ Millionen Franks aus, und davon kamen auf den Peloponnes mehr als 80 Procent. — Der Oelbaum steigt gleich der Korinthe bis 400 m über das Meer, seine Kultur ist aber allgemeiner, und immer mit anderen Kulturen gemischt, besonders mit der des Weinstockes und des Obstes. Mais und Wein baut man bis 1100 m, Weizen bis 1500 m. Höher hinauf giebt es nur noch Schaf- und Ziegenzucht, die in der Getreide- und Oelbaum-Region nur nebenher geht, und die in der eigentlichen Viehzuchtregion nomadisch betrieben wird. — Als Stätten der Siedelungen werden freie Berggehänge bevorzugt, weil oben auf der Höhe Stürme und unten im Thale Fieber die Existenz erschweren. Den Mittelpunkt und Stolz der Ortschaften bildet die platanenbeschattete Quelle. Die Häuser der Armen sind roh und ohne Mörtel gefügt, und nur die Häuser der Wohlhabenden enthalten mehr als ein Gemach (ein Sommer- und ein Winterzimmer). Die rumeliotischen Hirten auf der Höhe führen ein romantisches Lagerleben.

Der Cook-Archipel.

Im Mai 1888 richteten die Königin Makea und die Oberhäuptlinge der Cook- oder Hervey-Gruppe eine Petition an die Königin von England, in welcher sie um Stellung unter britisches Protektorat baten. Das Gesuch ward genehmigt, und schon am 20. September ließ die englische Regierung durch ihren Vicekonsul auf Rarotonga das Protektorat durch Aufhissung der englischen Flagge proklamiren. Gleichzeitig wurden den drei vornehmsten Häuptlingen besondere Flaggen übergeben, welche sie aufhissen sollten, wenn sie durch fremde Schiffe belästigt würden.

Der Archipel ward, wie bekannt, im Jahre 1777 von Kapitän Cook entdeckt und nach ihm benannt. Er umfaßt folgende Inseln (Korallenbildungen), deren Umkreis und Einwohnerzahl wir in Parenthese beifügen: Mangaia (80 km, 2000 Einwohner), Rarotonga (65 km, 2000 Einwohner), Aitutaki (48 km, 1800 Einwohner), Atiu (22 km, 900 Einwohner), Mitiero (26 km, 300 Einwohner), Mauki (16 km, 900 Einwohner) und Manauai, bestehend aus drei von einem großen Riffe umschlossenen kleinen Inseln, mit 200 Einwohnern. Der Handelsverkehr im Archipel fällt fast ausschließlich der central gelegenen Insel Rarotonga zu, denn sie allein besitzt einen guten Hafen und ihre Fruchtbarkeit ist eine ganz außerordentliche. Die Bewohner der Cook-Gruppe sind infolge ihrer Bekehrung durch englische Missionare in der Civilisation wesentlich vorgeschritten. Die Form ihrer Regierung ist eine monarchische, unter der jetzigen Königin Makea. In Rarotonga tagt das Parlament, und hier befinden sich auch das Obergericht, die Untergerichte und die anderen Staatseinrichtungen. Eine permanente Ansiedelung auf den einzelnen Inseln ist Europäern, aus der nicht unbegründeten Furcht, daß sie sich, nach alter Erfahrung, sehr bald des fruchtbaren Grund und Bodens bemächtigen würden, nicht gestattet, und ebenso ist der Import und Export von Arbeitern verboten. Der gesammte jährliche Handelsverkehr hat zur Zeit den ungefähren Werth von 60 000 Pfd. Sterl. Davon entfallen 20 000 Pfd. Sterl. auf die Einfuhr von Bekleidungssachen, Brotstoffen, Material- und Eisenwaaren. Die Ausfuhr besteht meistens in Baumwolle, Kaffee und Früchten. Sämmtliche Bewohner gehören einer und derselben Kirchengemeinschaft an, was wesentlich dazu beiträgt, daß sie in ungestörtem Frieden mit einander glücklich leben.

H. Greffrath.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber einen Depotfund von Bronzebeilen bei Kron Poritschen in Böhmen berichtet Szombathy in den Annalen des Hofmuseums. In ganz geringer Tiefe unter der Oberfläche und ohne besondere Verwahrung lagen 16 Polstäbe und ein Hohlcelt, meistens einem Typus angehörig, der in Oesterreich sehr selten, in der Westschweiz dagegen häufig ist, einige davon zerbrochen. Es scheint sich um die Niederlage eines fahrenden Hausirers zu handeln, welcher alte Bronze in Tausch gegen neue Werkzeuge nahm.

— Am 15./27. Juni 1888 wurde in der russischen Hauptstadt eine Volkszählung veranstaltet, bei der nicht nach dem Namen, Familienstand, Gewerbe zc. des Einzelnen gefragt wurde, sondern nur die Zahl der gesammten Angehörigen eines Haushaltes, die Vertheilung derselben nach dem Geschlecht, und endlich das Alter in der Beziehung, ob über oder unter 15 Jahr, erhoben wurde. Das Resultat wird als ein nur annähernd richtiges bezeichnet, aber es würde immerhin ergeben, daß St. Petersburg im Sommer 1888 weniger Einwohner hatte als bei der letzten Zählung im Winter 1881. Die Gesammtzahl stellte sich auf 842 883 Menschen (davon 488 990 männlichen und 353 893 weiblichen Geschlechts); die Verminderung würde also 85 133 Seelen betragen, ja unter Abzug der nur zu Sommerarbeiten zeitweilig herbeigekommenen Bevölkerungsklasse sogar 127 793 Seelen, d. h. 13,7 Proc. Wie diese auffallende Thatsache zu erklären ist, darüber vermissen wir jegliche Andeutung. Die Menge der sich zu St. Petersburg nur im Sommer aufhaltenden Arbeiterbevölkerung (42 660) ist sicherlich ebenso groß, wenn nicht höchst wahrscheinlich größer, als die Zahl der Wohlsituirten, die im Sommer der Stadt den Rücken kehren. Die Zahl der bewohnten Häuser betrug 12 483.

Asien.

— Auch auf den Philippinen geht man nunmehr an die Herstellung eines Eisenbahnnetzes. Zunächst ist eine Linie von Manila nach Dagupan, an der Lingayen-Bucht, im Bau begriffen, die eine Länge von etwa 210 km erhalten wird, und von der man eine bedeutende Steigerung der Zucker-, Reis-, Tabak- und Manila-Hanf-Produktion des fruchtbaren Hinterlandes von Manila erwartet. Die technischen Schwierigkeiten sollen bei dieser Bahn keine sehr großen sein, da das Terrain im allgemeinen eben ist.

Afrika.

— Wenn schon die Nachricht, welche vor kurzem über Stanley aus Zansibar nach Europa gelangte (vergl. „Globus", Bd. 54, S. 304), trotz ihrer inneren Wahrscheinlichkeit stark angezweifelt wird, so wird man eine neuere Nachricht, als ob der Reisende mit einer stark bewaffneten Macht im Niger-Gebiete angekommen sei, und die Stämme in der Gegend der großen Oelflüsse mit viel Erfolg der britischen Botmäßigkeit unterwerfe, von vornherein mit noch viel größerer Vorsicht aufnehmen müssen. Wäre sie begründet, so bezeichnete sie sicherlich eine sehr überraschende Wendung in dem Stanley-Drama.

— Die guten Erfolge, welche die französische Kolonialpolitik durch die Binger'sche Expedition (Vergl. S. 620) in Oberguinea errungen hat, haben die englische Regierung veranlaßt, eine aus vier Weißen und 100 Haussa-Leuten zusammengesetzte Expedition unter dem Kommando von Hauptmann Lethridge von Accra gegen Kong hin zu entsenden, um im Quellgebiete des Assinie-Flusses die britischen Interessen wahrzunehmen. Möglich, daß die Expedition gleichzeitig auch ein Vordringen in das Gebiet des oberen Volta-Flusses beabsichtigt, da die durch Hauptmann François und Dr. Wolf bewirkte Erweiterung der deutschen Interessensphäre von Togo-Land die Eifersucht Englands ebenfalls in einem hohen Grade erregt hat.

— Nach Boinet's Aufstellungen hat sich die Kulturfläche Aegyptens seit Mehemed Ali's energischem Regiment alljährlich um 22000 bis 23000 Acres vermehrt, bis unter Tewfik (1880 bis 1883) diese Ziffer plötzlich auf 5500 Acres hinabsank, und unter der englischen Occupation (1883 bis 1887) wieder auf 20000 Acres stieg. Gegenwärtig ist die Fläche auf 4961462 Acres zu veranschlagen, und wenn man in Rücksicht zieht, daß ein großer Theil in jedem Jahre zwei verschiedene Ernten nach einander liefert, auf 6134364 Acres. Mit Weizen waren bebaut ziemlich $1^{1}/_{4}$ Millionen Acres, mit Klee 940000, mit Baumwolle 866000, mit Bohnen 756000, mit Mais 684000, mit Gerste 520000, und mit anderen Getreidearten (Sorghum, Reis ꝛc.) und Hülsenfrüchten (Erbsen, Linsen ꝛc.) 1126000. Die Baumwolle, deren Kultur Mehemed Ali 1821 einführte, erzielte 1821 bis 1830 nur eine Jahresernte von 139000 Cantars (à $44^{1}/_{2}$ kg), 1880 bis 1887 aber eine solche von 2877000 Cantars, ihr Ertrag verzwanzigfachte sich also seit jener Zeit. Zucker gewann man 1883 bis 1887 im Jahresdurchschnitt 950000 Cantars, die starke Depression des Zuckerhandels wurde aber von dem Lande schwer gefühlt.

Nord- und Mittelamerika.

— Gleich anderen tropischen Insel-Kolonien leidet auch Santa Lucia momentan unter der Zuckerkrisis, obwohl man daselbst neben der Rohrzucker-Kultur auch Rübenzucker-Kultur eingeführt hat. Man hat sich deshalb wie auf Trinidad, Tobago ꝛc. neuerdings mehr dem Kakaobau zugewandt, und wie es scheint mit gutem Erfolge. Die Arbeiten, welche man auf die Amelioration des Hafens Port Castries verwendet hat, haben die Kolonie sehr mit Schulden belastet, zugleich aber auch den Verkehr sichtlich vermehrt. Ausgezeichnet bewährt sich die botanische Versuchsstation, die man eingerichtet hat.

Australien und Polynesien.

— Eine „Exploring Party" unter Führung des Herrn Jardine hat auf der York-Halbinsel südlich von Cape Grenville an der Küste von Temple Bay sehr reiche goldhaltige Quarzriffe aufgefunden.

Allgemeines.

— In der Münchener Anthropologischen Gesellschaft hielt Professor Bonnet im November d. J. einen Vortrag über die Vererbung von Verstümmelungen, aus dem als die Hauptsache hervorzuheben ist, daß seine Untersuchungen ihn zu denselben negativen Ergebnissen geführt haben, wie wir sie von Professor Weismann dargelegt haben (Vergl. „Globus" Bd. 54, S. 188). Auch an Thieren vorgenommene Verstümmelungen (z. B. coupirte Schwänze) vererben sich nicht.

Bücherschau.

— Johann von Asboth, Bosnien und die Herzegowina. Wien 1888. Alfred Hölder. — Verfasser hat den österreichisch-ungarischen Finanzminister v. Kallay vier Jahre hindurch auf seinen Reisen in Bosnien und der Herzegowina begleitet, und die dadurch gebotene Gelegenheit zu sehr vielseitigen Beobachtungen und Studien über das interessante Land und seine interessanten Bewohner benutzt. Indem er in dem vorliegenden Werke darüber Rechenschaft ablegt, wählt er die Form der Reisebeschreibung, und er thut damit nach unserer Meinung einen sehr glücklichen Griff. Er belehrt uns über die Archäologie und Geschichte der beiden Provinzen, über die natürliche Scenerie und die Kulturphysiognomie ihrer Städte und Straßen, über das Denken und Treiben ihrer verschiedenen Bevölkerungselemente, über die wirthschaftlichen Verhältnisse und Aussichten, und zugleich läßt er uns einen guten Theil des Genusses, den die Kreuz- und Querfahrten durch derlei Länder gewähren, nachempfinden. Die Darstellung ist eine ebenso elegante als lebendige, und dadurch, daß die Schilderungen durch zahlreiche gut ausgeführte Illustrationen unterstützt werden, sind sie nur um so wirkungsvoller. Auch die beigegebenen statistischen Tabellen und Karten verdienen nach Inhalt wie nach äußerer Erscheinung hohes Lob.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

